(30)

I

Gelehrte Anzeigen.

336

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Fünfundzwanzigster Band.

H118

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

AS
182
M82
Bd. 25-26

8114

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1847.-48

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

Juli bis December.

1847.

München,

im Verlage der Königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée; exécuté par ordre du roi pendant les années 1837, 1838, 1839, 1840, sous le commandement de M. J. Dumont d'Urville, capitaine de vaisseau; publié par ordonnance de sa Majesté. — Zoologie par M. M. Hombron et Jacquinot. Tome I.: de l'homme dans ses rapports avec la création par M. Hombron. Paris 1846. 404 S. 8. — Tome II.: considérations générales sur l'anthropologie suivies d'observations sur les races humaines de l'Amérique méridionale et de l'Océanie, par M. Honoré Jacquinot. 381 S. 8.

Das schreckliche Ende, welches Dumont d'Urville nebst seiner Familie in der unglücklichen Katastrophe am Himmelfahrtstage 1842 auf der Versailler Eisenbahn fand, hat die Herausgabe des großen Reisewerkes, das die Resultate seiner letzten Expedition in den Gewässern der südlichen Halbkugel enthält, nicht unterbrochen. Im Gegentheil ist jetzt der aus 10 Bänden bestehende Reisebericht nebst dem dazu gehörigen pittoresken Atlas bereits vollständig ausgegeben und von den wissenschaftlichen Abtheilungen sind ebenfalls schon viele Lieferungen erschienen. Das Ganze wird aus nicht weniger als 34 Bänden bestehen; eine Ausdehnung, die nur dadurch erreicht wird, daß außer dem Hauptreferenten in jeder einzelnen Sektion auch noch Andern der Mitreisenden Gelegenheit gegeben wird, denselben Gegenstand ebenfalls besprechen zu dürfen, so daß man dasselbe mehrmals, nur immer in andern Worten, lesen kann. Da das Werk auf Staatskosten erscheint, so war es möglich, ihm eine Ausdehnung zu geben, wie sie auf dem Wege des Buchhandels nicht zu erzielen gewesen wäre.

D'Urville's Reise wird unter den Südpolarexpeditionen immer einen der ersten Plätze behaupten und für ihren Credit wäre es sogar besser gewesen, wenn sie ausschließlich nur diesen und nicht auch noch einen andern Zweck, nämlich an der schmählichen Ueberwältigung Tahitis und seiner Königin mitzuwirken, gehabt hätte, da dabey auch von der d'Urville'schen Expedition Excesse begangen wurden, die ihr einen unaustilgbaren Makel aufgedrückt haben. Wir werden später darauf zurückkommen, wenn wir unsere, im vierzehnten Bande dieser Blätter begonnene Anzeige von d'Urville's Reisebericht zum Schluße bringen werden.

Von der zoologischen Abtheilung, die uns dießmal beschäftigen soll, sind bis jetzt 2 Bände erschienen, die sich mit der Naturgeschichte des Menschen befassen, dem nach französischen Begriffen noch immer seine Stellung in der Thierreihe angewiesen wird, da der vorwiegend materialistischen Richtung der französischen naturwissenschaftlichen Schule die materiellen Verwandtschaften zwischen dem Menschen- und Thierreiche weit mehr imponiren, als die ungleich größern psychischen Differenzen, die zwischen beyden eine unausfüllbare Kluft festsetzen.

Nach dem vorhin erwähnten Plane sollen auch

die anthropologischen Beobachtungen, die die Expedition auf ihren Reisen zu machen Gelegenheit hatte, nicht von einem Einzigen verarbeitet werden, sondern vier der Reisenden, nämlich d'Urville, Hombron, Jacquinot und Dumoutier waren dazu ausersehen, jeder unabhängig von dem andern, diesen Gegenstand in besondern Abtheilungen zu erörtern. Durch d'Urville's plötzlichen Tod ist die eine dieser Arbeiten ausgeblieben; die drey andern aber sind zu Stande gekommen und zwar liegen uns die von den beyden Schiffsärzten Hombron und Jacquinot bereits vollständig vor, während die von Dumoutier noch im Erscheinen begriffen ist.

Da die Expedition bloß der Südsee bestimmt war, so dürfen wir von ihr in anthropologischer Beziehung auch nur Beobachtungen über die Bewohner der in diesem Ocean zerstreuten Landgebiete erwarten. Unter diesen ist uns aber die Bevölkerung der polynesischen Inselgruppen nach ihren physischen Merkmalen, Sprachen, Sitten und sonstigen Lebensverhältnissen im Wesentlichen bereits so genau bekannt, daß große Entdeckungen nach dieser Richtung hin nicht mehr zu erwarten sind. Dagegen ist den anthropologischen Forschungen in der Südsee ein weites Feld zu Entdeckungen eröffnet in Bezug auf die schwarzen Stämme, welche über Neuholland, Neuguinea und andere Inseln verbreitet sind, so wie auch über die unter dem Namen Alfuren begriffenen Bewohner der Centraltheile mehrerer Inseln des indischen Archipels. Ueber diese Völker ist fast Alles erst noch zu erforschen; selbst hinsichtlich der Bewohner Neuhollands ist erst jetzt der Anfang gemacht, ein Verständniß ihrer Sprachen, ihrer socialen Einrichtungen und religiösen Anschauungen zu gewinnen. Bereits ist man gewahr worden, daß weit ausgebildetere Institutionen unter ihnen bestehen, als der erste flüchtige Anblick hatte auffinden können, und tiefer eindringende Forschungen haben uns erst noch zu belehren über das Verhältniß, in dem die schwarzen Völkerstämme Australiens zu einander stehen. Erst dann, wenn sich uns das geistige Leben derselben mehr aufgeschlossen haben wird, darf der Hoffnung Raum gegeben werden, daß wir auf die Frage nach der Herkunft dieser schwarzen Fremdlinge und nach ihren Verwandtschaftsverhältnissen

mit andern Rassen eine einigermassen befriedigende Antwort erlangen werden.

Die d'Urville'sche Expedition hatte leider nur selten und auf kurze Zeit Gelegenheit, mit den schwarzen Stämmen der Südsee in Verkehr zu treten; man muß ihr indeß das Zeugniß geben, daß sie solche Fälle zur Aufklärung der anthropologischen Verhältnisse bestens benützt hat. Weit länger hat sie ihrer Hauptaufgabe gemäß, gegen welche, wenigstens in den Augen der Regierung, selbst die Südpolarreise nur von untergeordneter Bedeutung war, auf mehreren Inseln des polynesischen Archipels verweilt und dadurch Gelegenheit gehabt, deren Bewohnern eine ausgedehntere Aufmerksamkeit zu widmen. Wenn nun gleich in letzterer Beziehung die von der Expedition bekannt gemachten Schilderungen der polynesischen Insulaner wenig Neues darbieten, so sind sie doch für die Anthropologie nicht ohne Interesse, insofern sie sich auf eine Vergleichung der braunfarbigen Rassen mit den schwarzen einlassen und über diesen Punkt mehr Licht, als man bisher darüber hatte, verbreiten, auch manche irrige Ansichten früherer französischer Reisenden berichtigen.

Die Beobachtungen, welche Hombron und Jacquinot in den eben genannten Beziehungen mittheilen, sind für uns das Einzige, was uns in den beyden vorliegenden Bänden als bemerkenswerth erscheint, daher auch selbige allein im Nachfolgenden ausführlicher besprochen werden sollen. Weit kürzer werden wir uns fassen bey ihren allgemeinen Betrachtungen über die Verhältnisse der Menschenrassen, da wir dieselben, als unerwiesenen oder selbst irrigen Hypothesen zu viel Spielraum gewährend, in der Hauptsache für verfehlt erachten. Der Reihenfolge gemäß werden wir zuerst die Arbeit von Hombron, dann die von Jacquinot zur Sprache bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die analytische Chemie, dargestellt von Dr. L. Posselt, Privatdocent an der Universität Heidelberg und General-Apotheken-Visitator des Unterrheinkreises. Heidelberg, akademische Verlagshandlung von C. F. Winter 1846.

Wenn wir die Menge der vortrefflichen Lehrbücher der analytischen Chemie in's Auge fassen, so möchte es gewagt und fast überflüssig erscheinen, diesen Zweig der Literatur mit einem neuen Werke zu bereichern. Und doch ist es gewiß ein großer Irrthum, die neue Bearbeitung eines schon von verschiedenen Seiten und mit Glück behandelten Gegenstandes für unnöthig zu erachten. Denn was ist am Ende der Zweck eines Lehrbuches der analytischen Chemie? Es ist kaum möglich seit H. Rose's unerreichtem Meisterwerke neue Thatsachen, wenigstens in der Analyse unorganischer Körper zu geben, die analytische Chemie ist durch ihn zu einer Höhe der Ausbildung gelangt, daß sie seitdem keine wesentliche Veränderung erleiden konnte. Nur die Methode des Unterrichts ist es daher, oder mit einem Worte der Gang der Analyse, welche der Gegenstand einer immer neuen Behandlung werden kann. In dieser Beziehung aber kann jede Darstellung der analytischen Chemie, und wenn deren auch noch so viele erscheinen, von großem Werthe seyn und wirklich Neues hervorbringen. Es ist nicht denkbar, daß ein Lehrer der analytischen Chemie, wenn er diesen schwierigen Unterricht auf eine nur einigermaßen originelle Art zu geben im Stande ist, eines der bestehenden Lehrbücher nach allen seinen Theilen vollkommen zu Grunde legen könne. Die Methode des Unterrichts kann sich nicht durch gegebene Gesetze einschränken lassen, sie ist einzig und allein abhängig von der Individualität des Lehrers, von seinem Lehrtalent. Nirgends aber tritt der Einfluß des Lehrers mehr hervor, als gerade bey unserem Gegenstande. Denn längst ist es anerkannt, daß ein fruchtbringender Unterricht in der analytischen Chemie nicht vom Catheder aus, sondern nur im Laboratorium selbst durch praktische Anleitung erzielt werden könne. Der Lehrer kömmt hier ganz unmittelbar mit dem Lernenden in Berührung, er muß dessen Anlagen und specielle Fähigkeiten berücksichtigen; überhaupt individualisiren. Wenn diese Methode des Unterrichtes bedeutende Schwierigkeiten bietet und offenbar größere Vorbereitung, Hingebung und Geduld erheischt, als ein gewöhnlicher Catheder-Vortrag, so ist sie doch andrerseits für den Lehrer eine höchst dankbare, da es ihm hier vergönnt ist, die Erfolge seiner Bemühungen unmittelbarer, ja wenn man so sagen darf, augenblicklich wahrzunehmen. Es kann wohl nicht anders seyn, als daß ein solcher Unterricht, wie der der analytischen Chemie, eine Menge von Methoden zuläßt und es ist demnach nicht auffallend, wenn ein erprobter Lehrer wie der Verf. der vorliegenden Tabellen, seine Erfahrungen mittheilt. Die tabellarische Form bietet dem Anfänger stets unläugbare Vortheile. Es ist nicht möglich, einen Gang zu geben, nach welchem auf mechanische Art mit Sicherheit analysirt werden könnte. Wenn daher ein Gang auch noch so ausführlich und erschöpfend zu seyn scheint, so wird doch niemals dadurch der Unterricht des Lehrers entbehrlich gemacht. Die tabellarische Form erheischt aber stets noch die Nebenbenutzung eines Handbuches und zwingt somit zum Selbststudium. Das vorliegende Werk besteht aus 25 Tabellen, deren erste die Eintheilung der Basen in Classen und Gruppen enthält und die 2. die Anleitung zur Auffindung der bezeichneten Classe oder Gruppe. Der Vf. theilt alle Salzbasen in drey Classen, welche in 12 Gruppen zerfallen. Diese Eintheilung, da sie auf dem Verhalten der Salze zu Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium beruht, unterscheidet sich nicht wesentlich von der in den Lehrbüchern von H. Rose, Fresenius ꝛc. befolgten. Sie ist jedenfalls eine streng wissenschaftliche zu nennen, da sie das chemische Verhalten der Körper zu Reagentien zur Basis hat. Es drängt sich uns aber hier die Frage auf, ob eine streng wissenschaftliche Eintheilung, welche doch unläugbar Körper, die in ihren physikalischen und allgemein chemischen Eigenschaften so sehr differiren, in eine Classe wirft, überhaupt für den Unterricht eine passende ist. Nach wissenschaftlichen Grundsätzen ist es gewiß richtig, ja sogar eigentlich nothwendig, bey der Behandlung der theoretischen Chemie an den Artikel Kohle die ganze organische Chemie anzureihen und dann nach diesem ungeheueren Abschnitte zu den andern einfachen Körpern, Schwefel, Selen ꝛc. überzugehen. Doch welche Schwierigkeiten in der Darstellung müßte diese Methode bieten, welche kaum zu beseitigende Nachtheile müssen daraus für den Unterricht erwachsen. Zur Darstellung der meisten organisch-vegetabilischen Säuren ist die Anwendung mineralischer Säuren nöthig; die vegetabilischen Säuren selbst kommen in der Natur mit Kali, Kalk ꝛc. verbunden vor, und alle diese Körper müssen deshalb obgleich noch nicht abgehandelt als bekannt vorausgesetzt werden. Es ist nicht anders möglich, als daß auf diese Weise Umständlichkeit und auch Abneigung des Lernenden wegen Mangel an Verständniß erzeugt werden müsse. Wenn auch nicht auf eine so auffallende Weise, so tritt doch wenigstens ein ähnlicher Mißstand ein bey der wissenschaftlichen Eintheilung zum Zwecke analytischen Unterrichts. So ist es für den Anfänger gewiß im höchsten Grade störend Zink und Chrom

mit der Thonerde nicht nur in einer Classe, sondern sogar in einer Gruppe zu finden, da diese beyden Metalle außer ihrem Verhalten zum Schwefelwasserstoff mit der Thonerde fast nichts gemein haben. Sehr vereinfacht würde der Vf. den Gang der Analyse haben, wenn die so selten und nur in Edelsteinen vorkommenden Erden, Beryll-, Thon-, Yttererde ꝛc. unberücksichtigt geblieben wären. Wir übergehen die ersten Tabellen, welche von der Analyse unorganischer Substanzen handelnd dem Lernenden nach den bekannten Erfahrungen eine vortreffliche Anleitung geben, und wenden uns zu den Tabellen, die einen Gang der Analyse organischer Körper zum Zwecke haben und somit in dieser Form eine neue Seite der analytischen Chemie darbieten. Der Vf. theilt die organischen Säuren in 2 Classen; 1. Classe: fixe Säuren, d. h. solche, die beym Erhitzen für sich unter Ausstoßung brenzlicher Dämpfe und Zurückbleiben von Kohle zerlegt werden. 2. Classe: flüchtige Säuren, d. h. solche, die beym Erhitzen für sich ohne Zersetzung flüchtig sind. Diese 2 Classen zerfallen in vier Gruppen. Bey dieser Eintheilung in Gruppen verläßt der Vf. den theoretischen Boden, indem die erste Gruppe von den Säuren, welche häufiger den Gegenstand einer qualitativen Analyse ausmachen, gebildet wird, die zweyte Gruppe aber von den Säuren, welche seltener Gegenstand einer qualitativen Untersuchung sind. Die beyden anderen Gruppen beruhen auf dem Verhalten der organischen Säuren zu Eisenchlorid. Auffallend möchte es bey dieser Eintheilung erscheinen, daß der Vf. die Essigsäure nicht in die erste Gruppe gestellt hat, da diese Säure sowohl als ihre Salze sehr häufig Gegenstand qualitativer Analysen sind. Das allgemeine Verfahren zur Auffindung der organischen Säuren besteht in der Anwendung der drey Hauptreagentien Salmiak, Chlorcalcium und Eisenchlorid. Nach einer sehr einfachen Methode, die wir hier nicht ausführlich mittheilen können, ist man im Stande mit diesen drey Reagentien die Gegenwart irgend einer organischen Säuren mit Bestimmtheit zu erkennen. Zur Bestätigung der Resultate müssen immer noch die bey den einzelnen Säuren in einer besondern Tabelle angegebenen speciellen Reactionen vorgenommen werden. Das Verhalten der einzelnen organischen Säuren zu den verschiedensten Reagentien ist mit großer Ausführlichkeit und Benützung aller neuen Erfahrungen abgehandelt. Von besonderem Interesse ist die Anleitung zur Analyse der organischen Salzbasen, welche in dieser Weise zum erstenmale versucht worden ist. Wenn nämlich die Untersuchung auf organische Säuren in manchen Fällen schon große Schwierigkeiten darbietet, so ist dieß noch weit mehr der Fall mit den organischen Alkaloiden. Diese Körper sind größtentheils die Frucht neuerer Entdeckung, und daher noch nicht so genau studirt, um ihr Verhalten zu charakteristischen Reagentien in allen Fällen genau

und scharf angeben zu können. Die Untersuchung auf Alkaloide unterscheidet sich von den früheren analytischen Methoden vorzüglich dadurch, daß es fast immer unumgänglich nothwendig wird, dieselben zuerst rein darzustellen und dann erst mit Reagentien zu untersuchen. Es ist übrigens dabey nicht zu übersehen, daß ihre physikalischen Eigenschaften eben so sehr wie ihr chemisches Verhalten in Betracht gezogen werden müssen. Dieß gilt namentlich, wenn diese Körper mit extractiven und farbigen Stoffen gemischt vorkommen; hier scheint es in der That unmöglich zu seyn, ihre Gegenwart auf eine leichte wenig umständliche Art nachzuweisen. Der Vf. theilt die organischen Alkaloiden in 2 Classen, erstens flüchtige Alkaloide, die sich beym Erhitzen für sich fast ohne Zersetzung verflüchtigen, zweytens nicht flüchtige Alkaloide, welche beym Erhitzen ganz oder größtentheils zerstört werden. Die Alkaloide, welche den Gegenstand der Analyse ausmachen, sind folgende: Nicotin, Conin, Morphin, Atropin, Narcotin, Cinchonin, Chinin, Strychnin, Brucin, Veratrin. Die Eintheilung in Gruppen bedingt der Vef. durch das Verhalten ihrer Salze zu Alkalien. Wenn es auch zur Zeit noch nicht möglich ist, auf dem angegebenen Weg mit Sicherheit die organischen Alkaloide zu erkennen, so bleibt es doch stets ein großes Verdienst des Vf's. zuerst einen Gang dieser schwierigen Untersuchung entworfen zu haben. Durch seine zweckmäßige Form und praktische Tendenz liefert das vorliegende Werk nicht nur dem Lernenden eine willkommene Anleitung zum Studium der analytischen Chemie, sondern es eröffnet auch dem Geübten, besonders durch seine Anleitung zur Analyse organischer Körper, einen neuen Weg der Untersuchung.

Vogel, jun.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. Juli

Nro. 131. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée etc.

(Fortsetzung.)

Hombron hat schon gleich durch den Titel, unter dem er seine Arbeit ankündigte, zu verstehen gegeben, daß es ihm mehr um allgemeine Betrachtungen über die Menschenrassen, als um Mittheilung seiner eigenen Beobachtungen auf der Reise zu thun sey. Wirklich treten letztere gegen erstere auch so sehr in den Hintergrund, daß sie nur einen sehr untergeordneten Theil in seiner Arbeit ausmachen. Seine allgemeinen Reflexionen lassen sich in der Kürze folgendermassen wieder geben. In der Natur entwickelt sich Alles vom Einfachen zum Zusammengesetzten und Vollkommneren; ein Satz, der einerseits eben so richtig als andrerseits eben so irrig ist. Daraus folgert er, daß auch das Menschengeschlecht von unvollkommneren Anfängen zu höherer Entwicklung vorangeschritten ist, daß minder ausgebildete Völker vor den höher ausgebildeten auftraten. Wie er S. 184 sich ausdrückt, ist es ihm nicht zweifelhaft, „daß unvollkommnere Menschen (l'homme inférieur) der Schöpfung des höheren Menschen (l'homme supérieur) auf der Erde voraus giengen, daß sie der Entwicklung des Landes und der Fruchtbarkeit der Kontinente beywohnten, und daß sie allmählig ersetzt wurden durch mehr moralische und sensible, mit einem Worte mehr intelligente Arten. Dieser aufsteigende Gang der menschlichen Intelligenz war nach dem Fortschritt der physischen Konstitution der Erdrinde bemessen, und die gleichzeitigen Menschen-Autochthonen waren nicht allenthalben derselben Art. Diese Arten mußten seit den ältesten Zeiten eine physische und psychologische Organisation, wie sie von der Natur ihres Vaterlandes bestimmt wurde, oder mit andern Worten nach dem Klima erhalten, wie es ihnen durch die Configuration des Bodens und durch die meteorologischen Verhältnisse ihrer respektiven Heimathsstätten angewiesen war."

Wie der Verf. in einer Note weiter beyfügt, so scheine es drey Perioden in der Menschenschöpfung gegeben zu haben, nämlich: „1) die Schöpfung des primitiven Menschen; die Samojeden, Lappen ꝛc., alle schwarzen Arten würden ihm angehört haben. 2) Sekundäre Schöpfung; die Mongolen, alle rothen Menschen scheinen daran Theil genommen zu haben; um das Mittelmeer die Aegypter, Berbern, Ligurier scheinen sich daran anzuschließen. 3) Moderne Schöpfung; der höhere Mensch." Der Verf. findet es sehr wahrscheinlich, daß die Existenz des Menschengeschlechtes weit über die Zeiten Adams hinausgreife, so daß man von dessen Epoche an nur das Reich der Intelligenz auf der Erde zu datiren hätte.

Der Verf. nimmt, wie aus dem Bisherigen ersehen worden ist, mehrere Menschenarten an, die zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Lokalitäten erschaffen wurden. Fragt man ihn jedoch, was er unter Species versteht, so findet man hierüber nirgends bey ihm eine Definition; man kann nur aus seinen Aeußerungen errathen, daß er darunter nicht sowohl Rassen als vielmehr die Völker begreift, die von den verschiedenen Schöpfungsmittel-

punkten, deren er mehrere für jeden Welttheil annimmt, ausgiengen. Er gebraucht also das Wort Species in einem ganz falschen Sinn, da er sich über dessen richtige Bedeutung durchaus nicht klar geworden ist. Ueberhaupt fehlt es seiner ganzen Darstellung sehr an wissenschaftlicher Durchdringung und Klarheit, so wie an systematischem Zusammenhange. So viel er auch von Schöpfungsmittelpunkten spricht und von allerley Menschenarten des Alterthums, so vermißt man doch gänzlich auch nur den Versuch, diese Mittelpunkte aufzuzählen und seine Menschenarten in systematischer Gruppirung vorzuführen. Von Europa ist fast gar nicht und von Amerika nur sehr wenig die Rede; sehr verwirrt wird über die asiatischen Species gesprochen; bestimmter über die afrikanischen und oceanischen. Alles aber, was der Verf. zur Unterstützung seiner Ansichten über die Selbstständigkeit der verschiedenen Menschenspecies beybringt, ist so haltlos und oberflächlich, daß es ganz überflüssig ist, auf eine ernsthafte Widerlegung sich einzulassen. Das Seltsamste bey der Sache ist, daß er sich mit seinen Hypothesen in vollkommenem Einverständnisse mit der heiligen Schrift zu wissen glaubt, indem er der Meinung ist, daß Moses bloß die Geschichte seiner Species, der syrisch-arabischen, erzähle; eine Meinung, die freylich nur bey Dem aufkommen kann, der die Bibel bloß vom Hörensagen kennt.

Indem wir demnach die allgemeinen anthropologischen Betrachtungen Hombron's als ganz verfehlt von uns abweisen, wollen wir länger nur da bey ihm verweilen, wo er auf seine eignen Beobachtungen zu sprechen kommt. Diese aber beziehen sich sämmtlich auf die Bewohner der Inselgruppen des südlichen Oceans, und wir können sie um so weniger unerwähnt lassen, als sie in manchen Stücken von den Berichten anderer Beobachter abweichen. Wir werden vor der Hand die Mittheilungen Hombron's in der Kürze darlegen und unser Urtheil erst dann aussprechen, wenn wir über Jacquinot's Angaben, die zum Theil mit jenen im Widerspruche sind, referiren werden.

Hombron schlägt vor, die oceanischen Ländergruppen in 3 Abtheilungen zu bringen unter dem Namen Malayanesien (Malaisie), Polynesien und Melanesien. Die beyden ersten will er von einander scheiden durch eine Linie, die sich von der Westküste der Molukken bis zur Breite von Formosa erhebt. Unter Melanesien will er Neuholland und Neuguinea, so wie die Molukken, die Louisiade, die Salomoninseln, die Hebriden, Caledonien, Neuseeland und Vandiemensland begreifen. Endlich möchte er die beyden Abtheilungen Malaisien und Melanesien unter der gemeinschaftlichen Benennung Australasien zusammenfassen.

Ausführlich verbreitet sich Hombron über die sprachlichen und physischen Verwandtschaften, die zwischen den Malayen und Polynesiern bestehen und die über die Differenzen überwiegend sind. Er gesteht jedoch zu, daß obwohl bey beyden dieselbe äußere Construktion zu Grunde liege, sie doch bey den einen ungleich minder schön sey als bey den andern, wobey der Vorzug den Polynesiern zufalle. Der Polynesier, sagt er S. 281, hat grobe Züge und ein breites Gesicht, aber der Bogen der Backenknochen ist weit weniger nach vorn markirt und weniger ausgedehnt nach außen als bey dem Malayen; die Nase bleibt bey ihm dick und an der Wurzel etwas gedrückt. Gleichwohl ist der Polynesier ungleich besser bey Gesicht und Leibe als der Malaye, obgleich am Ende ihre Züge und Formen dieselben sind. Diese dicken Lippen, der große Mund und die vorspringenden Backenknochen verschmelzen besser mit dem Oval des Gesichtes, das Ganze ist besser in Harmonie, wodurch minder abstoßende Züge entstehen, obwohl das Gesicht zum übrigen Kopf voluminös bleibt. Der Verf. will ferner gefunden haben, daß überall, wo die Polynesier eine ungesunde Gegend bewohnen, sie physisch ausarten, während umgekehrt die malayischen Stämme, welche auf den Gebirgen sich angesiedelt haben, alle Züge der schönsten Polynesier erlangen.

Im Allgemeinen macht der Verf. S. 284 bemerklich, daß die braunfarbigen Stämme des südlichen Oceans, die espèces rouges, wie er sie fälschlich nennt, alle einen länglichen Kopf haben und eine zurückweichende, ziemlich niedere und schmale Stirne; der Scheitel bildet ein sehr markirtes Relief über dem Schädelgewölbe und die Parietalhöcker sind sehr ausgeprägt und sehr vorspringend. Diese Form

findet der Verf. nicht bloß bey den Malayen, den Dajakken, Tagalen und allen Bewohnern des polynesischen Archipels, sondern sie zeigt sich ihm im Uebermaaß auch bey den Papus und stellt sich ebenfalls bey den Australiern ein. Unter allen malayischen Völkerschaften erklärt er die Dajakken und Tagalen für diejenigen, die hinsichtlich der Physiognomie und der Form des Hirnschädels am meisten den Polynesiern gleichen. Er meint selbst beobachtet zu haben, daß auch die Aboriginer des Dekans und Carnatiks in beyden eben genannten Beziehungen die größte Aehnlichkeit mit den Oceaniern, insbesondere mit den Javanern, hätten, worin er übrigens nichts Auffallendes sieht, weil Java von Indien aus kolonisirt worden sey.

Unter den schwarzen Völkerschaften, die über die Ländergruppen der Südsee verstreut sind, will Hombron nicht weniger als 6 Arten unterscheiden.

Zuerst unterscheidet er die wahren Neger mit wolligen und krausen Haaren, denen Prichard den Namen Pelagier gegeben hat und deren Heimath auf den malayischen Archipel beschränkt seyn soll. Mit d'Urville rechnet er zu ihnen die Alfuren auf Timor, Ceram und Buru, die Negritos del Monte oder Aetas von Mindanao, die Indios der Philipinen, die Ygoloten von Luzon, die Negrillos von Borneo, die Schwarzen von Formosa, die Andamanen von Sumatra, Malakka und die von Cochinchina, genannt Moys oder Kemoys. Wir müssen jedoch hier gleich gegen den Verf. bemerken, daß er das Gebiet dieser Negerstämme viel zu weit ausgedehnt hat, indem durch S. Müller nachgewiesen wurde, daß weder auf den sundaischen, noch auf den molukkischen Inseln schwarze Völkerschaften zu Hause sind.

Als zweyte schwarze Menschenspecies stellt Hombron die Andamenen (Endamènes) auf, deren Ursprung er, obgleich er den Mangel linguistischer Vergleichungen zugesteht, von Borneo und Neuguinea ableiten will. Von den Pelagiern unterscheidet er sie durch krauses, aber nicht wolliges Haar, und sie sollen sich, ihm zufolge, auf allen Inseln im Osten Australasiens, auf Celebes, den Molukken, Philippinen, Neuguinea, Neu-Britannien, Neu-Irland, den Salomoninseln, Santa Cruz-Inseln, auf Vanikoro, den Neu-Hebriden und Neu-Caledonien finden. Ihr krauses Haar fällt in nicht sonderlich langen, korkzieherartig gedrehten Flechten herab, die Nase ist abgeplattet, der große Mund vorspringend, die Lippen dick und aufgeworfen, die Augen groß, die Backenknochen vorspringend, das Gesicht platt und breit, die Stirne schmal und zurückweichend, der Bart dicht und kraus, die Statur klein, der Bauch groß und die Beine schlank. Auf Neu-Caledonien kommen die stärksten Menschen dieser Art vor. Die Bewohner der Fidschi-Inseln sieht der Verf. (S. 304) größtentheils für Mischlinge von Andamenen und Polynesiern an.

Die dritte oceanische schwarze Menschenart bilden nach Hombron die Papuas, die er mit den Worten d'Urville's, der sie im Hafen von Dorey beobachtete, auf S. 297 folgendermassen charakterisirt. „Die eigentlichen Papuas haben einen schmächtigen, gelenkigen Bau von mittlerer Größe und mit nicht sonderlich vollen Gliedmassen. Ihre Physiognomie ist angenehm, das Gesicht oval, die Backenknochen schwach vorspringend, die Lippen ziemlich dünn, der Mund klein, die Nase abgerundet und gut gezeichnet; die Haut weich, glatt und tief dunkelbraun, ohne schwarz zu seyn. Diese Menschen haben wenig Bart und wenig Haare auf den verschiedenen Partieen des Körpers; ihr Kopfhaar ist kraus, aber die Gewohnheit es zu frisiren giebt ihm das sonderbare Ansehen, das die Europäer frappirt." Hombron bemerkt dabey, daß die krausen Haare der Papuas gleich denen der Andamenen im Stande seyen, eine ziemliche Länge zu erreichen.

Unter diesen Papuas auf Dorey fand d'Urville einen andern kleinern Schlag Menschen in geringerer Anzahl, von einer kräftigern Constitution und ganz anderer Physiognomie. Ihr Gesicht ist fast viereckig, abgeplattet und winkelig, die Züge scharf, die Backenknochen sehr vorspringend, der Mund groß, die Lippen dick, die Nase abgeplattet und oft zugespitzt. Die Haut bietet alle Abstufungen vom glänzenden Dunkelbraun der Papuas und dem schmutzigen Tone der Andamenen bis zum einfach gebräunten der Malayen dar. Sie tragen das Haar nicht in Kugelform wie die Papuas, sondern streichen es mit einem Kamme rückwärts und bedecken es mit einer Art

Turban. Diese Menschen werden vom Verf. als Mischlinge von Malayen und Papuas oder Andamenen, welch letztere auch in einigen Individuen in dem Hafen von Dorey gesehen wurden, betrachtet; einige differiren kaum von den Bewohnern von Guebe oder Dschilolo, während andere in unmerklichen Abstufungen sich den Papuas oder den Andamenen annähern. Diese Mischlinge sind auf Dorey alle Häuptlinge, so wie die Kaufleute, welche längs des Strandes hinschiffen und das Malayische zu sprechen verstehen. Auf den ersten Anblick kann man sie, trotz ihrer Farbe, für Malayen erkennen; sie sind schwarze Malayen. Mischlinge von Malayen und Papuas glaubt der Verf. auch in der Tritonsbay auf der Südküste von Neuguinea gefunden zu haben, doch waren sie von gefälligerer Leibesbildung als die im Hafen von Dorey.

Daß die Papuas wirklich eine besondere Menschenart und nicht etwa Mischlinge sind, schließt Hombron aus dem Umstande, daß Mischlinge von Malayen und Andamenen eine sehr häßliche Rasse bildeten, die nichts gemein habe mit den Zügen, den ziemlich angenehmen Formen und dem sehr Charakteristischen, Originellen der Papuas. Wie weit sich die letztern auf den Küsten Neuguineas verbreitet haben, sey noch nicht ermittelt; sie haben indeß, wie Hombron angiebt, die Ostgränze des Archipels der Louisiade erreicht.

Für Neuholland nimmt der Verf. mehrere Menschenarten an, die nur noch nicht gehörig auseinander gesetzt werden könnten. Eine solche, von den Bewohnern Neu-Südwallis verschiedene Species will er in der Raffles-Bay auf der nördlichen Küste Neuhollands gefunden haben und charakterisirt sie S. 314 mit folgenden Worten. „Ihr wolliges, aber nicht krauses Haar fällt in langen, korkzieherartig gedrehten Flechten herab. Es giebt ihnen einen enormen Kopf, der in einer sehr unangenehmen Weise mit der Magerkeit ihrer Gliedmassen contrastirt. Die Füße sind platt, der Bauch groß und die ziemlich hohe Gestalt trägt viel zur Vermehrung der Häßlichkeit ihres armseligen Ansehens bey. Die Augen liegen ziemlich tief und die Sclerotika ist gelblich; die Augenbrauenbögen sind gekrümmter als bey den Eingebornen von Neu-Südwallis. Die Nase ist an der Wurzel niedergedrückt, am Ende abgeplattet, aber nicht so dick und in ihrem Ganzen nicht so vorspringend als bey den Eingebornen von Port-Jackson. Ihre dicken Backenknochen, die zurückweichende und schmale Stirne, die vorspringenden Kiefer, der krause und reichliche Bart, die große Mundöffnung, die dicken Runzeln, welche das Gesicht auf der Stirne und um den Mund durchfurchen, dieß Alles bildet eine zurückstossende Physiognomie.“ Der Vf. findet in diesen Nord-Australiern viele Aehnlichkeit mit den Andamenen, nur daß bey diesen die Haare lang und kraus, aber nicht wollig, bey jenen lang und wollig, aber nicht kraus seyen. Uebrigens will er es nicht läugnen, daß diesen Nord-Australiern, trotz ihrer Differenz von den südlichen, dennoch der allgemeine australische Typus zukomme, obwohl sie sich als eine besondere Species von den Eingebornen auf Neu-Südwallis unterschieden. Nach den mündlichen Mittheilungen von d'Urville meint er auch, daß die Bewohner des König Georgs-Hafen die größte Aehnlichkeit mit denen der Raffles-Bay und der Essingtons-Bay hätten, indem bey jenen die Haare ebenfalls nicht kraus, sondern wollig und doch dabey lang wären.

Als letzte Menschenspecies zählt der Verf. endlich noch die Vandiemensländer auf, so daß wir also in den südindischen und australischen Gewässern nicht weniger als sechs schwarze Menschenarten aufzuführen hätten. Leider weiß er aber die trennenden Merkmale von ihnen so wenig hervorzuheben, daß schon dieser Umstand kein sonderliches Vertrauen für ihre Gültigkeit einflößt; auch werden wir gleich nachher Gelegenheit haben zu zeigen, daß die meisten dieser Arten ein solches auch gar nicht verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juli.

Nro. 132. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée etc.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nun zu Jacquinot's Werk über, das sich gleichfalls in einen allgemeinen Theil und in einen besondern abscheidet, von welchen der letztere an Umfang den ersteren etwas übertrifft und die eigenthümlichen Beobachtungen des Verf. enthält. Diese Arbeit ist mit viel mehr Methode und Ordnung als die vorige verfaßt und zugleich an thatsächlichen Mittheilungen weit reichhaltiger.

Auch Jacquinot kommt gleich seinem Vorgänger zu dem Schlusse, daß im Menschengeschlechte nicht bloße Rassen, sondern wirkliche Arten zu unterscheiden seyen. Er gründet sich dabey hauptsächlich auf die angebliche Beobachtung, die in den französischen Kolonien gemacht worden seyn soll, daß zwar die weißen Frauen und Negerinnen sehr fruchtbar wären, daß es sich aber nicht so mit den Mulattinnen verhalte; er meint sogar, ohne freylich auf Thatsachen sich berufen zu können, daß unter sich diese Mischlinge sich nicht würden forthalten können. Wie wenig indeß die Erfahrung ihm hierüber zur Seite steht, bekennt er selbst auf S. 94 folgendermassen. „Wir glauben der erste zu seyn, der auf die Sterilität der Mischlinge verschiedener Menschenarten aufmerksam gemacht hat. Wir sind zwar keineswegs im Stande, genaue positive, auf Ziffern gegründete Beobachtungen vorlegen zu können, aber wir glauben, daß sie sich nicht werden erwarten lassen und daß es genügt, die Aufmerksamkeit der Beobachter erregt zu haben, damit sie sich beeilen, eine Thatsache von so hoher Wichtigkeit für die Fortschritte der Wissenschaft zu studiren und zu bestätigen.“ Der Verf. schiebt also für seine Annahme den Beweis noch in die Ferne hinaus, und wir besorgen, er würde nicht zu seiner Befriedigung ausfallen. Denn, wie Prichard *) im Gegentheil von Jacquinot sagt, ist es eine bekannte Thatsache, daß die Farbigen, oder die Zwischenrasse zwischen den weißen Kreolen und den Negern, in vielen der westindischen Inseln sich reißend schnell vermehren und zwar vorzüglich durch Familienverbindungen unter ihnen selbst. Von Azara wissen wir, daß in Paraguay die Mischlinge von Spaniern und Eingebornen die große Mehrheit der sogenannten Weißen daselbst ausmachen und an Fruchtbarkeit die Indianer übertreffen. Diese Mischlinge verbinden sich in der Regel unter einander, weil nur sehr wenige europäische Frauen in Amerika einwandern und so erhalten sie unter sich selbst ihren Schlag. Hier haben wir also schon die thatsächliche Widerlegung von der Sterilität der Mischlinge, die Jacquinot zur Erhärtung seiner Annahme von verschiedenen Menschenarten vermuthungsweise ausgesprochen hat. Uebrigens könnte eine geringere Fruchtbarkeit der Mulatten unter sich in manchen Gegenden auch eine Folge der Depravation seyn, die unter ihnen nicht selten in einer erschreckenden Weise um sich gegriffen hat.

Eine nicht viel bessere Begründung hat eine andere Behauptung, die Jacquinot zur Unterstützung

*) Naturgesch. des Menscheng. I. S. 185.

seiner Hypothese von den Menschenarten beybringt. M. de Serres hatte nämlich geäußert, daß wegen der Beschaffenheit der Genitalien bey der äthiopischen Rasse zwar ein Weißer leicht mit einer Negerin sich vermischen könne, nicht aber umgekehrt der Neger mit einer Weißen, weßhalb auch eine solche Vermischung meist von keinem Erfolge begleitet sey. Diese Angabe faßt Jacquinot so auf, daß er sagt: ein specifischer Charakter von hoher Wichtigkeit mache die Verbindung des Negers mit einer Weißen steril. Wenn es nun schon von der Angabe Marcel's de Serres nichts weniger als erwiesen ist, daß sie auch nur bezüglich des physischen Baues der erwähnten Organe bey der äthiopischen Rasse eine allgemeine Gültigkeit hat, so folgert sie doch nur eine geringere Fruchtbarkeit, aber keineswegs, wie Jacquinot will, eine eigentliche Sterilität, was auch der Erfahrung gemäß durchaus nicht statt findet, wie denn dem Referenten selbst von den wenigen Negern, die er in seiner Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, zwey Fälle bekannt sind, wo ihre Verbindung mit einer Weißen von einem sehr reellen Erfolge begleitet war. Die Gründe, die demnach Jacquinot zur Unterstützung seiner Behauptung, daß im Menschengeschlechte nicht bloß Rassen, sondern wirkliche Arten zu unterscheiden seyen, vorbringt, müssen wir nach Vorstehendem als unhaltbar zurückweisen.

Ehe Jacquinot an die Auseinandersetzung seiner Arten geht, giebt er zuerst eine kritische Uebersicht über die Classificationen, die hinsichtlich der Eintheilung des Menschengeschlechtes versucht wurden. Wenn man von Blumenbach's Erwähnung, die natürlich nicht zu umgehen war, absieht, so sollte man nach der Darstellung des Verf. meinen, daß nur Franzosen dieses Gebiet bearbeitet hätten. Daß der neueren deutschen Leistungen nicht gedacht ist, ist uns von unsern Nachbarn jenseits des Rheins nicht auffallend; daß aber auch die englische Literatur nicht berücksichtigt, daß weder Prichard noch Morton aufgeführt ist, möchte denn doch selbst einem Franzosen nicht von Allen nachgesehen werden. Auffallend ist es auch, daß d'Orbigny's Arbeit über die amerikanischen Eingebornen nur im Vorbeygehen erwähnt wird, obwohl es an Gelegenheit, ihrer ausführlich zu gedenken, nicht gefehlt hätte. Wenn dieses Hinwegsehen als ein geflissentliches erscheint, so ist dagegen die Uebergehung der deutschen und englischen Literatur nicht in derselben Ursache, sondern wohl eher in der mangelhaften Kenntniß, die der Verf. von den ausländischen Leistungen in diesem Fache hat, zu suchen.

Die 3 Arten, welche der Verf. annimmt, sind die kaukasische, mongolische und äthiopische, also die drey Grundformen, die schon allgemein als solche, nur nicht von dem Range der Arten, anerkannt sind. Den Unterabtheilungen derselben giebt er den Namen der Rassen.

Als hauptsächlichste Rassen in der kaukasischen Art führt er an die:

germanische,
celtische,
semitische,
indische.

In der mongolischen Art unterscheidet er als Rassen die:

mongolische,
chinesische,
malayische,
polynesische,
amerikanische.

Als Rassen der Neger-Art zählt er auf die:

äthiopische,
hottentottische,
oceanische,
australische.

Der zweyte Theil von Jacquinot's Werk ist den „Beobachtungen über die Menschenrassen Südamerikas und Oceaniens" gewidmet. Zuerst handelt er von der amerikanischen Rasse, die er bey seiner mongolischen Art unterbringt.

Er beginnt mit den Patagonen, über die er jedoch nur die neueren Berichte zu bestätigen weiß. Zwischen ihnen und den Feuerländern (den Pescherähs) findet er keinen wesentlichen Unterschied als eine kleine Differenz in der Größe. Eben so erinnerten ihn die wenigen Araukaner, die er zu Gesicht bekam (den Kaziken Penoleo, seine zwey Töchter und zwey Diener) ganz an die Patagonen,

nur daß diese größer sind. Der Verf. stimmt also im Wesentlichen völlig mit den Beobachtungen d'Orbigny's überein.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, was der Verf. (S. 226) über die Verwandtschaftsverhältnisse der Amerikaner unter sich wie mit den Polynesiern beybringt, da er hier nicht in müssigen Hypothesen sich ergeht, sondern die Resultate eigner Anschauungen und Erfahrungen vorlegt. Sie sind für Ref. um so interessanter gewesen, als er selbst schon in seiner Geschichte der Urwelt S. 392 auf die Aehnlichkeit der Patagonen und Araukanen mit den polynesischen Völkern aufmerksam gemacht hat. Es mag ihm daher gestattet seyn, Jacquinot's Erfahrungen bezüglich dieses Punktes in größerer Ausführlichkeit vorzulegen.

„Nachdem wir," sagt er S. 226, „die Patagonen und Pescherähs, nachher die Arakaunen besucht hatten, waren die ersten Eingebornen, die wir zu Gesicht bekamen, die von Polynesien. Wir fanden einige Aehnlichkeit zwischen ihnen und den vorigen, aber in anthropologischen Beobachtungen wenig bewandert, reihten wir sie nicht auf der Stelle an die südamerikanischen Völker an. Die Bewohner der Gambier-Inseln waren durch ihre dunklere Farbe, die der Marquisen durch die Tatuirung, welche sie ganz bedeckte, endlich die einen wie die andern waren durch ihren Kopfputz und verschiedenartigen Anzug unsern Augen entstellt. Auf Tahiti aber konnten wir nicht zweifelhaft bleiben. Wir hatten vor Augen dieselben Typen, deren Repräsentanten wir in dem Kaziken Penoleo und seinen Leuten gesehen hatten. Es war die nämliche Physiognomie, dieselbe starke Corpulenz, dieselbe hohe Gestalt. Seitdem blieb uns kein Zweifel mehr, daß die Bewohner Südamerikas und die Polynesier nicht zwey Zweige einer und derselben Rasse wären."

Anfänglich dachte der Verf., wie er sagt, nicht daran, die Polynesier an alle Bewohner Amerikas anzureihen; den Beschreibungen zufolge, die von den verschiedenen Völkern jenes Kontinentes vorlagen, meinte er, daß auf demselben wirklich mehrere Menschenarten vorkommen könnten. Als er aber nach Paris zurückgekehrt war, hatte er Gelegenheit, bey Karl Bodmer, dem ausgezeichneten Künstler, der den Prinzen von Neuwied auf seiner Reise durch Nordamerika begleitet hatte, die Zeichnungen zu sehen, die jener von den meisten Stämmen verfertigt hatte und von denen er mit Recht rühmt, daß bisher weder in anthropologischen, noch in Reisewerken etwas Aehnliches an Genauigkeit und Vortrefflichkeit publicirt worden sey als diese Zeichnungen. Er überzeugte sich auf den ersten Anblick, daß im nördlichen Amerika dieselbe Rasse wie im südlichen angesiedelt sey. Diese Ueberzeugung wurde bey ihm verstärkt, seitdem er in Paris einige Botokuden, so wie einige Joways und Odjibbeways aus Nordamerika zu Gesichte bekam, und er spricht daher als Schlußresultat seiner, aus eigner Anschauung gewonnenen Erfahrung es aus, daß nicht nur Nord- und Südamerika von einer und derselben Rasse bewohnt, sondern daß diese auch nicht auf diesen Kontinent allein beschränkt sey, indem die Polynesier, deren hauptsächlichste Inseln er alle besucht hätte, die frappanteste Aehnlichkeit mit den Amerikanern zeigten. Der Verf. erinnert schließlich daran, daß neuerdings G. von Eichthal auch auf Aehnlichkeiten zwischen der polynesischen und mehreren amerikanischen Sprachen aufmerksam gemacht habe.

Von Amerika geht der Verf. zur Betrachtung der Bewohner des fünften Welttheils über, die er unter seine mongolische und Neger-Art vertheilt. Die erstere findet er daselbst nur durch eine Rasse, die polynesische vertreten, mit deren hauptsächlichsten Völkerschaften er auf seiner Reise hinlänglich bekannt wurde.

Als allgemeine Merkmale der polynesischen Rasse hebt er S. 238 folgende hervor: „Hautfarbe gebräunt, gelb mit rußbraun untermischt (couleur basanée, d'un jaune lavé de bistre), mehr oder minder dunkel, bey einigen sehr hell und bey andern fast braun; Haare schwarz, dick, glatt und bisweilen gekräuselt. Augen schwarz, mehr gespalten als offen, keineswegs schief. Nase lang, gerade, bisweilen habichtsartig oder aufgetrieben, Nasenlöcher breit, offen, sie bisweilen, besonders bey Frauen und Kindern, etwas geplattet erscheinen lassend; bey ihnen auch die Lippen, welche gewöhnlich etwas dick und gebogen sind, schwach vorragend. Zähne schön, Schneidezähne breit. Backenknochen etwas breit, kei-

neswegs vorspringend, das Gesicht erweiternd, das jedoch mehr lang als breit ist.“

Von S. 286 bis 320 zeigt der Verf., daß die Bewohner der Karolineninseln keine Merkmale trügen, durch welche sie in ausreichender Weise von den Polynesiern getrennt werden könnten, wie dieß auch schon die Meinung von Chamisso und Lütke gewesen ist.

Bezüglich der Malayen äußert der Verf. S. 323, daß er unter ihnen über ein Jahr und zwar an den verschiedensten Punkten gelebt, sie aber überall von dem nämlichen Typus gefunden hätte und daß dieser nur geringe Abweichungen von dem polynesischen darbiete, so daß ihm, selbst abgesehen von der Sprachenverwandtschaft, kein Zweifel über die Identität der Malayen und Polynesier bleiben könne. Als die vorzüglichsten Merkmale der Malayen bezeichnet er die nachstehenden. „Ihre Statur ist mittelmäßig; man findet selten bey ihnen Männer von einer Größe wie die polynesischen Häuptlinge. Die Haare sind schwarz und glatt, bisweilen gelockt; die Hautfarbe ist dieselbe wie die der Einwohner von Rouk, Gouap, mit einem Wort wie die der Karolinen-Insulaner, und daher nur etwas dunkler als die der östlichen Polynesier. Diese Farbe ändert übrigens an Intensität nach den Lokalitäten. Ihre Gesichtszüge sind im Allgemeinen minder regelmäßig und minder angenehm, das Gesicht ist etwas breiter und gerundeter, die Augen stehen oft etwas schief, die Lippen sind etwas dicker und vorspringender und die Backenknochen etwas breiter; die Schädelform scheint wenig zu differiren. Man sieht, daß diese Differenzen unbedeutend sind und nur eine leichte Varietät constituiren.“

Die Angaben mehrerer Beobachter, als ob die Malayen mit den Chinesen in nächster Verwandtschaft stünden, leitet der Verf. davon ab, daß fast auf allen malayischen Inseln Chinesen sich niedergelassen haben, die sich mit den einheimischen Frauen verbinden und dadurch Mischlinge erzeugen, deren Physiognomie sowohl vom Malayen als Chinesen an sich hat. Da diese Mischlinge immer nur Frauen aus ihrer Kaste heirathen und zugleich ganz den Sitten der Chinesen gemäß leben, so werden sie allenthalben als solche betrachtet.

Von besonderem Werthe sind des Verf. Angaben über die oceanischen Neger, da sie theils ältere Berichte bestätigen, theils neuere irrthümliche Darstellungen widerlegen. Er nimmt unter ihnen nicht mehr als 2 Rassen an, die australische, welche Neuholland, und die melanische, welche Neuguinea und andere große Inseln bewohnt. Beyde unterscheidet er S. 346 in folgender Weise. „Die Melanier haben die größte Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern. Das Haar ist wollig, die Nase breit und abgeplattet, die Backenknochen vorspringend, der Mund groß, die Lippen dick. Bey der australischen Rasse dagegen sind die Haare dick, buschig, bisweilen kraus, aber nicht wollig und cylindrisch. Die Gesichtszüge, obwohl abstossend, differiren von denen der Neger. Die Nase ist kurz und breit, bisweilen aber habichtsartig; der Mund ist sehr groß, aber die Lippen sind weniger dick und weniger vorspringend als bey der melanischen Rasse.“

Mit den Eingebornen Neuhollands wurde der Verf. nur an einem einzigen Punkt, nämlich in der Raffles-Bay unter dem 9° s. Br. bekannt; er meint jedoch, daß an ihnen der Typus der australischen Rasse sich vollständig erkennen lasse, da die Bewohner Neuhollands überall identisch seyen. Jacquinot's Beschreibung dieser Australier der Raffles-Bay ist aber sehr abweichend von der seines Reisegefährten Hombron's, denn während dieser ihnen ein wolliges Haar zuschreibt, sagt jener S. 348 dagegen, daß ihr Haar in grobe Flocken getheilt, „aber nicht wollig und gewellt wie das der Neger sey.“ So wäre denn die Anomalie, die Hombron in der Behaarung der nördlichen Australier gefunden haben will, durch einen gleichzeitigen Augenzeugen beseitigt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juli.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geognostisch-Orographische Karte der Umgegend des Laacher See's entworfen durch C. von Oeynhausen, Königl. Preußischen Geheimen Ober-Bergrath. Berlin 1847. Verlag von Simon Schropp ꝛc. 8 Blätter; nebst Erläuterungen 4. S. 64.

Wenn schon jede geognostische Karte, die auf einer genauen und sorgfältigen Untersuchung einer Gegend beruht, die Aufmerksamkeit des geognostischen Publikums verdient, weil sie zahlreiche Beobachtungen in einer solchen Form darlegt, daß aus ihnen mannigfache Resultate gezogen werden können, so ist dieß um so mehr der Fall, wenn eine solche Karte eine vorzugsweise interessante, durch das Auftreten vieler oder seltener Gebirgsarten bezeichnete Gegend in einer Weise darstellt, wie sie bisher nur wenig angewendet worden ist. Deßhalb scheint die vorliegende Karte von C. von Oeynhausen besondere Aufmerksamkeit zu verdienen und dürfte das Bekanntwerden derselben auch in einem größeren Kreise von Interesse seyn, als es sonst mit ähnlichen Arbeiten der Fall ist, die sich auf eine bestimmte Oertlichkeit beziehen.

Die Karte hat einen Maaßstab von $\frac{1}{25000}$ der wahren Größe, der sehr gut die Darstellung der geognostischen Einzelheiten verstattet; das Terrain ist mit einer ganz besonderen Sorgfalt behandelt, es ist ganz nach der Anschauung in die genaue Grundlage der Karte von Hrn. von Oeynhausen eingetragen. Die charakteristischen Formen der Berge und Thäler sind daher vorzugsweise hervorgehoben. Dieß ist in einer durch ihre Vulkane so sehr ausgezeichneten Gegend wie die des Laacher See's von der größten Wichtigkeit. Keine Karte, welche bisher von dieser Gegend bekannt war, stellt das Terrain irgend wie richtig dar; keine war brauchbar, um die geognostischen Verhältnisse nach derselben zu verfolgen. In der vorliegenden ist dieß alles klar. Die vulkanischen Kegel mit ihren theilweise zerstörten Wänden, mit den aus ihnen hervorgetretenen Lavaströmen zeichnen sich sehr bestimmt aus. Die drey großen in einer Linie liegenden, doch verschiedenartig zusammengesetzten Kesselthäler des Kruster Ofen, des Laacher See's, des Beckens von Wehr werden erst jetzt in ihrer gegenseitigen Beziehung erkannt.

Die Erläuterungen geben zwar keine vollständige geognostische Beschreibung dieser merkwürdigen Gegend, welche in einiger Ausführlichkeit wohl ein ziemlich starkes Werk füllen dürfte, aber sie enthalten doch weit mehr als eine nackte Erklärung der Karte; sie gewähren eine gute Uebersicht der Vorgänge, welche diese Gegend während der vulkanischen Thätigkeit von der Basaltbildung an bis zu dem letzten Bimsstein-Auswurfe betroffen haben. Die kleine Schrift ist in der That, was der Titel bezeichnet, eine Erläuterung der Karte. Sie enthält viel mehr, als die bisher bekannt gemachten Schriften, welche über die mineralogische und geognostische Beschaffenheit dieser Gegend handeln.

Selbst die wenigen Bemerkungen über die Grundlage derselben, über einen Theil des Rheinischen Grauwackengebirges, welches dem unteren Theile der

Devon-Gruppe zugerechnet wird, enthalten Manches Neue und Wichtige. Quer über die Karte zieht in der Richtung des Hauptstreichens eine Muldenlinie von Braunsberg über Nieder-Bieber, Irlich, Frauenkirch, Berresheim. In dem Rheinthale von Nieder-Breisich bis Irlich, in einer Breite von zwey Meilen fallen alle Schichten der Grauwacke und des Schiefers sehr steil südöstlich; von Irlich bis Coblenz ist das Fallen entgegengesetzt, steil nordwestlich; kleine Abweichungen sind ohne Einfluß auf das Lagerungsverhältniß. Abwärts zu beyden Seiten von der Muldenlinie stellen sich Schwankungen in dem Einfallen ein; aus der bedeutenden Breite der Hauptmulde und der steilen Schichtenneigung in derselben ergiebt sich bloß für die Schichten dieser Mulde eine Mächtigkeit von mehr als 30000 Fuß. Wie groß muß danach die Mächtigkeit des ganzen Grauwackengebirges seyn? Was unter diesem Gebirge lagert ist unbekannt, nur Anzeigen davon bieten Auswürflinge dar, Kalksteine mit Silurversteinerungen, Glimmerschiefer, Hornblendgesteine in den Umgebungen des Laacher See's und des Wehrer Kessels; Einschlüsse in der Lara von Nieder-Mendig erinnern an Hornblendegesteine und an Granit. Am deutlichsten sind aber die Bruchstücke von Granit in dem Basalte des Minderberges bey Linz (außerhalb des Gebietes der Karte), welche der Geh. Rath Noeggerath vor einigen Jahren beschrieben hat. Diese Anzeigen sind um so bemerkenswerther, als bekanntlich nirgends in dem ganzen Umfange dieses Grauwackengebirges dessen Unterlage auf größere Flächen an die Oberfläche tritt. Von Andernach bis Coblenz breitet sich die weite Ebene des Neuwieder Beckens aus, gleichzeitig mit der Erhebung des Schiefergebirges entstanden. Es war ursprünglich ein See, der sich um das sanfte Berggehänge von Saftig, Bassenheim und Weißenthurm halbmondförmig nach Coblenz und Cottenheim ausbreitete, wie die Ablagerungen von Flußgerölle an dessen Rändern bis über 500 Fuß Meeres-Höhe beweisen.

Aus der Zerstörung des Schiefergebirges hervorgegangen, demselben unmittelbar aufgelagert ist das Braunkohlengebirge, welches in dem Bereiche der Karte sehr verbreitet auftritt; plastischer Thon aus verwittertem Thonschiefer entstanden, feiner Sand und grober weißer Kies bilden die Hauptglieder desselben. Braunkohlen finden sich an einigen Punkten. Die Quarzadern, welche den Thonschiefer häufig durchsetzen, blieben bey der Verwitterung und Abschwemmung desselben zurück, wurden zerbröckelt, durch den Wellenschlag in seichten Gewässern zu Quarzgeschieben abgerundet, daher ihre Ablagerungen auf den höheren und höchsten Flächen des Schiefergebirges getrennt von den Thonlagern, die vorzugsweise die sanften Gehänge und die tieferen Gegenden einnehmen.

Der Braunkohlenformation folgen die über dem Niveau der Thalsohlen befindlichen Ablagerungen von Flußgeschieben; sie zeigen sich überall jünger als die Braunkohlenformation. Sie hängen im Rheinthale und Moselthale 500 Fuß hoch über dem gegenwärtigen Wasserspiegel und steigen bis in die Thalsohlen hinab. Sie bilden oft schmale Geschiebebänke auf den über einander liegenden Terrassen der Gehänge. Wo diese Flußgeschiebe mit Lös und mit vulkanischen Gebirgsmassen in Berührung kommen, werden sie von diesen bedeckt; die Absetzung derselben fällt daher in die Periode zwischen der Bildung des Braunkohlengebirges und des Lös und ist älter, wie die Periode der vulkanischen Thätigkeit am Rhein. Das Vorkommen derselben von 500 Fuß Höhe abwärts beweist die allmählige Einsenkung der Thäler. Diese Geschiebe bestehen aus Grauwacke und Thonschiefer, an der Lahn finden sich darunter Kalkstein, Schalstein, Diorit; an der Mosel vorzugsweise bunter Sandstein, am Rhein: bunter Sandstein, Porphyr (von Kreuznach), Mandelstein, Jaspis, Hornstein, selbst Thonstein mit Zinnober. Die Größe dieser Geschiebe ist sehr wechselnd, besonders fallen einige Blöcke bunten Sandsteins im Moselgebiete auf; die schiefrigen Gesteine bilden flache Geschiebe. Durch die Mannigfaltigkeit der Gesteine, Größe und Form der Geschiebe unterscheiden sich diese Flußablagerungen von dem Kies des Braunkohlengebirges.

Auf die Flußgeschiebe folgt die jüngste der sedimentären Bildungen, der Lös oder der gelbe Lehm, welcher die sanften Gehänge und Niederungen — aber auch sehr bedeutende Höhen einnimmt. Die

Angabe seines Vorkommens auf der Karte ist mit vielen Schwierigkeiten verbunden; es ist versucht worden, eine der Wirklichkeit nahe kommende Anschauung hervorzubringen. Die Bildungsperiode des Lös mag bereits mit der der Thalbildung begonnen haben; der Lös ist seiner Hauptmasse nach jünger als die Augitlava, aber älter als der Bimsstein, denn dieser bildet die oberste Schicht.

(Fortsetzung folgt.)

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée etc.

(Schluß.)

Hinsichtlich Lesson's Behauptung, daß das Innere einiger der großen malayischen Inseln, so wie Neu-Guinea von einem Menschenschlage, Andamenen genannt, der den Australiern ähnlich sey, bewohnt werde, meint Jacquinot, daß es an Beweisen zur Unterstützung einer solchen Meinung fehle und daß verschiedene Gründe sie wenigstens zweifelhaft machten. Er bemerkt jedoch hiebey, daß die Expedition auf der St. Georgsinsel, einer der Salomoninseln, eine Völkerschaft angetroffen hätte, deren Beschaffenheit ihm mit der der Australier überein zu kommen schien. Sie waren, wie er S. 354 sagt, von kleiner Statur, die Nase oft habichtsartig, obschon bey den meisten breit und abgeplattet. Die Haare, um die Stirne und über den Ohren rasirt, bildeten auf dem Scheitel einen großen Busch, waren aber keineswegs wollig und cylindrisch wie die der Melanier, sondern nur in grobe, dicke und wirre Flechten getheilt, ähnlich der Behaarung der Australier. Sonderbarer Weise waren aber die beyden Häuptlinge von melanischer Rasse; sie waren viel schwärzer und größer, und ihr Haar deutlich wollig und gewunden. Wie der Verf. daran erinnert, möchten vielleicht die von Cook beschriebenen Bewohner von Erromango und Tanna ebenfalls diesem Schlage angehören, der ein abgerissener Zweig von der australischen Rasse seyn könnte.

Indem Jacquinot hierauf zur Charakteristik seiner melanischen Rasse übergeht, bemerkt er zuvörderst, daß die Völker, aus denen sie bestehe, verschiedene Namen nach den Ländern, die sie bewohnen, erhalten hätten. So habe man sie Negros del Monte oder Negritos auf Luçon und Mindanao genannt, Moys oder Moyes in Cochinchina, Papuas auf Neuguinea, Alfuren, Andamenen im Innern der großen Inseln. Man habe oft geglaubt, daß diese verschiedenen Benennungen mit verschiedenen Merkmalen im Zusammenhange stünden; er dagegen sey der Meynung, daß alle diese Völker einer und derselben Rasse angehörten.

Die Melanier charakterisirt der Verf. S. 360 als von ziemlich hoher, kräftiger, wohlgebildeter Gestalt. Die Lippen, obwohl dick, sind weniger vorspringend als bey den eigentlichen Negern. Die Nase ist kurz, breit und platt, bisweilen jedoch ziemlich gerade und selbst habichtsartig; die Haut rußigschwarz. Die Haare sind, wenn man sie in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit betrachten kann, wollig, wie die der Neger, aber die Flocken sind dicker und, wie es ihm scheint, auch länger. Die Mode bewirkt es, daß das Ansehen der Kopfbehaarung bey den verschiedenen Völkern sehr verschiedenartig wird. So bilden bey den Fidschi-Insulanern und den meisten andern Melaniern die gekämmten, von einander isolirten, gekräuselten und mit Kalk überpuderten Haare eine runde Masse, ähnlich einem enormen Turban. An andern Orten werden die Haare gebrannt, durch Kalk verbunden und bilden unförmliche und verwirrte Massen. Ein andermal endlich bilden die sich selbst überlassenen Haare kleine Cylinder von der Dicke eines Federkiels, und hängen wie Stricke von allen Seiten herab.

Zu den Melaniern rechnet Jacquinot die Papuas, die Vandiemensländer, die Fidschi-Insulaner, die Einwohner eines Theils der Neu-Hebriden und Neu-Caledoniens, von Vanikoro, vom Nitendi-Archipel, von den Salomons-Inseln, von Neu-Britannien und Neu-Irland, also die meisten der Völker, die Hombron den Andamenen zutheilt. Die Fidschi-Insulaner schildert Jacquinot als eines der schönsten Völker der schwarzen Rasse. Mischlinge, als Er-

zeugniß von ihnen und den benachbarten Polyneſiern, hat er nur ſehr wenige geſehen.

Papuas bekam Jacquinot nur an zwey Punkten zu ſehen. Einmal in der Lombo-Bay, an der Weſtküſte von Neuguinea, wo er nur etliche Individuen antraf, die von mittlerer Größe und rußſchwarzer Farbe waren, und deren Wollhaar einen großen Buſch bildete. Das andere Mal ſah er ſie in großer Anzahl in der Torresſtraße, wo ſie auf der Inſel Toud des Fiſchfangs wegen ſich verſammelt hatten. Dieſe Papuas waren groß, robuſt, ziemlich dunkelſchwarz und von nicht unangenehmen Zügen. Einige hatten ein längliches Geſicht, Habichtsnaſe, mäßig dicke Lippen und ziemlich entwickelte Stirne. Bey den meiſten bemerkte man eine ſehr beträchtliche Abplattung des Hintertheils des Kopfes. Die ſehr wolligen Haare, anſtatt, wie bey den andern Papuas, getheilt zu ſeyn und einen enormen Aufſatz zu bilden, waren im Gegentheil in kleine Cylinder vereinigt und hiengen von allen Seiten wie eben ſo viel Strickzipfel herab.

Ueber die Alfuren iſt, wie ſchon erwähnt, Jacquinot einer ganz andern Meynung als Hombron und Leſſon. Er macht S. 372 darauf aufmerkſam, daß im malayiſchen Archipel mit dem Namen der Harfuren, Alfuren, Haraforas nichts anders als die Bewohner des Innern der großen Inſeln bezeichnet werden ſollen, ohne daß ſie deßhalb zu einer und derſelben Raſſe gehören. So ſind, wie er zuſetzt, die Alfuren von Celebes, Ceram und Buru, die Battas von Sumatra, die Dajakker von Borneo Völker von der polyneſiſchen Raſſe, was übrigens ſchon vor dem Verf. S. Müller dargethan hat. Dagegen hatte Jacquinot Gelegenheit, einige Negros von Mindanao zu Samboagan zu ſehen und ſich ſelbſt zu überzeugen, daß dieß Melanier ſind von rußſchwarzer Farbe und wolligem Haar. Die Negros der andern philippiniſchen Inſeln ſind, wie wir dieß von Marsden und Chamiſſo wiſſen, von derſelben Beſchaffenheit. Jacquinot ſetzt hinzu, daß er auch einige Schwarze von Dſhilolo (Gilolo) und Timor geſehen hätte, die ganz den letztern gleich wären.

Gegen Leſſon's Meinung, daß das Innere Neuguineas von Negern mit ſchlichten groben Haaren, von ihm Alfourous-Endamènes benannt, bewohnt werde, erinnert Jacquinot, daß dieſelbe nur auf der Anſicht von zwey oder drey Individuen beruhe, die im Hafen von Dorey gefangen gehalten wurden, mitten unter den Papuas, die ſelbſt an dieſem Ort keine große Uebereinſtimmung in ihrem Aeußern zeigten. Daß eine ſolche Angabe nicht den erforderlichen Grad der Sicherheit hat, um darauf die Annahme von einem beſondern ſchlichthaarigen Menſchenſtamme gründen zu dürfen, möchten wir dem Verf. nicht beſtreiten, ja wir möchten ihm ſelbſt nicht widerſprechen, wenn er behauptet, daß dieſe Andamenen des Innern, die im beſtändigen Kriege mit den Papuas der Küſten leben, am Ende doch mit letzteren der nämlichen Raſſe angehören könnten.

So wären denn die ſechs ſchwarzen Raſſen, die Hombron in der Südſee gefunden haben will, durch ſeinen Reiſegefährten Jacquinot wieder auf die zwey zurückgeführt, auf die wir uns in unſerer Geſchichte der Urwelt ebenfalls beſchränkt haben. Wir ſind nun begierig zu erfahren, wie viel ſolcher Raſſen Dumoutier unterſcheiden wird, und wir ſehen der Publikation ſeiner Arbeit mit um ſo mehr Intereſſe entgegen, als ihm die Schilderung der oſteologiſchen Verhältniſſe dieſer Völkerſchaften, ſo wie ihre bildliche Darſtellung vorbehalten zu ſeyn ſcheint. Hoffentlich wird es nicht lange dauern, bis uns ſeine Arbeit vollſtändig vorliegen wird.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juli.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geognostisch-Orographische Karte der Umgegend des Laacher-See's entworfen durch C. von Oeynhausen.

(Fortsetzung.)

Die vulkanischen Gebirgsmassen der Umgebung des Laacher See's lassen sich ihrer Altersfolge nach in vier Hauptgruppen bringen: Basalt, Augitlava und Lavatuff; Schlammlava oder Duckstein nebst Phonolith, Leuzitgestein; Bimsstein, Bimsstein-Conglomerat und vulkanische Asche. Die Basalte bilden einen äußeren Ring, welcher die späteren vulkanischen Bildungen des Laacher See's umgiebt und diesen vulkanischen Heerd mit der westlichen Eifel und dem Westerwalde verbindet. Die Augitlaven-Ausbrüche nehmen einen inneren Ring von etwa zwey Meilen Durchmesser ein; in der Mitte desselben auf einen engeren Raum beschränkt, treten die Schlammlaven auf. Die Bimsstein-Ueberschüttung dehnt sich gegen Nord-Osten und Süd-Osten auf weite Entfernungen vom Laacher See aus.

Die Augitlaven haben in ihrer Zusammensetzung manche Aehnlichkeit mit dem Basalte; es fehlen für dieselben noch Analysen, diejenige der Lava von Nieder Mendig bietet viele Abweichungen dar. Der Basalt ist — wenn auch solches in dem Bereiche der Karte nicht deutlich hervortritt, älter als die Geschiebe-Ablagerungen; denn sie bedecken den Basalt sehr deutlich, wie am Ennert, Bonn gegenüber; ja einige Basalte möchten älter seyn, als die Braunkohlenbildung; wie an dem Rückersberge, bey Ober-Cassel. Dieß bestätigt nur das Resultat, zu dem der Herr Verfasser ebenfalls gelangt ist, daß die übrigen vulkanischen Gebirgsmassen in der Umgebung des Laacher See's jünger sind, als der Basalt. Ob die Periode der Basaltbildung nicht schon früher begonnen habe, als die der Flußgeschiebe oder mit der allgemeinen Thalbildung im Schiefergebirge, mit der sie der Hrn. Verfasser gleichzeitig setzt, verdient danach noch eine weitere Prüfung.

Die feste Ströme bildenden Augitlaven sind verbunden mit fast zusammen verschmolzenen porösen Schlacken, mit lose aufgehäuften Schlacken, dem Auswurfe der Krateröffnungen, mit Tuffmassen, die aus Trümmern von Lava und Schlacken zusammengesetzt sind. So viele Krateröffnungen und Lavaströme in der Umgegend des Laacher See's vorhanden sind, so fehlt ein eigentlicher Vulkan; an keinem Punkte ist eine Reihenfolge von Ausbrüchen nachzuweisen. Die Ausbrüche haben an verschiednen Punkten, zu verschiedenen Zeiten statt gefunden. Kein Krater ist vollständig geschlossen, der Erguß der Lava hat einen beträchtlichen Theil des Randes mit weggerissen, auch ohne Kraterbildung hat bisweilen aus Seitenöffnungen ein Lavaabfluß statt gefunden. Die Lavaströme zeigen allgemein senkrechte säulenförmige Absonderung; es ist dieß ein gutes Kennzeichen für einzelne Reste. Sie liegen auf Thonschiefer, auf Braunkohlengebirge, auf Tuff und Schlacken, auf Flußgeschieben; aber nirgends auf Löss; im Gegentheile werden viele von Löss bedeckt. Die Thalbildung hat nach dem Ergusse der Lavaströme, wenn auch nur in geringem Maaße fortgedauert. Die drey höchsten Berge

dieser Umgegend, der Hochsimmer, Forstberg und Sulzbusch, gegen 1850 Fuß hoch, erheben sich auf dem Plateau von Ettringen, welches etwa 1200 Fuß Höhe hat. Die Höhe des Sulzbusch besteht aus wild über einander gestürzten großen Lavablöcken, besonders stehen an dem westlichen Ende des Berges jähe Felsabhänge; nach Volkesfeld hin hat sich ein großes Lavafeld ausgebreitet, welches zwar durch einen schmalen Bergrücken von Duckstein getrennt ist, aber doch wahrscheinlich von diesem Berge herabgeflossen seyn dürfte. Am linken Gehänge der Nette ruht eine Mauer steiler Lavafelsen theils auf Thonschiefer, theils auf Tuff der Augitlava. Ueberlagert wird das Lavafeld durch eine mächtige Masse von Duckstein, welche den hohen Bergrücken bildet hinter dem Rieden liegt, die Form seiner Gehänge deutet darauf hin, daß der Schlamm durch Spaltenöffnungen in seiner Mitte hervorgequollen ist. Wo diese Tuffmassen ohne zwischenliegende Lava mit dem Tuff der Augitlava in Berührung treten, wird die Scheidung beyder sehr ungewiß und schwierig, doch ist es nothwendig, beide Tuffbildungen wohl zu unterscheiden, um über die Lagerungsverhältnisse der Schlammlaven eine richtige Anschauung zu erhalten. So findet diese Ungewißheit über diejenigen Tuffe statt, welche zwischen dem Forstberg und Hochsimmer anstehen; und welche die ganz aus Infusorien-Panzern bestehenden Schichten — nach Ehrenberg's Entdeckung enthalten, und sie auch in ihrer Masse einzeln zerstreut häufig nachweisen lassen. Die Tuffe der Augitlava erreichen in der Nähe des beckenförmigen Thales von Wehr eine große Mächtigkeit; hohe Schlackenwände stehen an dem Manglibcherkopf und Difelderstein an, doch ohne Kraterbildung und ohne Lavaströme; die Tuffe ruhen auf Thonschiefer, sie enthalten keinen Bimsstein, keinen Phonolith, überhaupt kein Material der Schlammlaven, sie sind regelmäßig geschichtet und werden von Duckstein bedeckt, dessen Auflagerungsgränze sich am Kohlköpfchen und Langebüsch bis zur Koppiger Ley hin recht deutlich beobachten läßt, von hier nach dem Rothenberg wird sie ungewiß; denn der Duckstein erhält hier ebenfalls das Ansehen des Tuffs der Augitlava.

Aus dem Hochsimmer, dem halbgeöffneten Krater, ist ein Lavastrom bis in das Thal der Nette bey Mayen herabgeflossen, auf Thonschiefer, nur am untern Theil mit grauer vulkanischer Asche bedeckt, die wenig Bimsstein enthält. Der Lavastrom, welcher in den Mühlsteingruben von Mayen bearbeitet wird, kommt aus den Schlackenmassen der Bellerberge und des Cottenheimer Bodens. Der Hauptstrom geht herab an der Nette bis unterhalb Mayen, zum Katzberg und bis zur Reifermühle, wo derselbe auf Flußgeschieben gegen 50 Fuß über dem Spiegel der Nette aufruht. Das Thal von Betzingen hat den Lavastrom zwischen dem Katzberg und der Reifermühle durchbrochen. Die Bedeckung des Lavastromes, Dammerde mit wenig Bimsstein, grauer vulkanischer Sand mit Bimsstein, Lös, Lavageröll ist über 30 Fuß stark.

Der Lavastrom, worin die berühmten Mühlsteingruben von Nieder-Mendig betrieben werden, kommt aus dem schönen nach Norden geöffneten Krater des Forstberges breit und mächtig hervor und bildet gegen das Thal von Ober-Mendig einen auf Schiefer aufruhenden Felsenabsturz. Weiter abwärts ist die Lava von Duckstein bedeckt, ein altes Thal ausgefüllt und daher die Verhältnisse nur schwer aufzufinden. Die Bedeckung von Lös läßt ebenfalls nur wenige Punkte sichtbar werden. So ist die Lava bey den Ober-Mendiger Mühlen am Wege in der Thalsohle unregelmäßig säulenförmig zerklüftet entblößt; so die Lavawand an dem Wege von Ober-Mendig nach Mayen, welche auf Tuff liegt und dieser auf plastischem Thon. Das Dorf Ober-Mendig selbst steht auf Lava, welche nur schwach mit Asche und Bimsstein bedeckt ist. Zwischen Ober- und Nieder-Mendig theilt sich der Lavastrom in zwey Arme und bildet die Lavafelder von Thür und von Nieder-Mendig. Das letztere ist hoch mit Lös, Bimsstein und vulkanischer Asche bedeckt, gewöhnlich 60 bis 70 Fuß. Die Begränzung desselben ist auf der Karte genau angegeben, da die Mühlsteingruben Aufschluß gewähren. Die Bimssteinbedeckung wechselt zweymal mit Lös oder Lehm ab. Auf der Karte sind diese Schichten in einem besonderen Profile angegeben.

Die größten Schlackenmassen sind die Hummriche von Kruft und Pleidt mit sehr steilen Gehängen;

der Fuß ist mit Bimsstein umschüttet, von Lavaströmen zeigen sich nur Andeutungen.

Sowohl durch seine Lage als auch durch die Gruppirung und Reihenfolge der vulkanischen Erscheinungen erweist sich das Kesselthal des Laacher See's nebst seinem Randgebirge als der eigentliche Mittelpunkt derselben, in welchem die vulkanische Thätigkeit vorzugsweise ausdauernd und kräftig wirkte. Die Fläche des 1511 Morgen (1 Morgen 180 Quadratruthen Preuß.) großen See's nimmt fast ganz den geschlossenen Kessel ein; der Wasserspiegel liegt 865 Fuß hoch; die größte Tiefe ist 177 Fuß. Der östliche Rand erhebt sich im Durchschnitt 450 Fuß, der westliche 360 Fuß über dem Seespiegel, die niedrigste Stelle des südlichen Randes liegt nur 64 Fuß darüber. Drey Schlackenberge, der Krusterofen, Veitskopf und Laacherkopf zeichnen sich in dem umgebenden Bergrande aus. Die südwestliche Seite des Kranzes besteht vorzugsweise aus Duckstein, die nordöstliche aus Schlacken der Augitlava, aus Tuff, Thonschiefer, mit Bimsstein und vulkanischer Asche hoch bedeckt. An dem Wege nach Wassenach liegt eine Lage von Lös auf braunem Tuff der Augitlava und wird von Duckstein bedeckt, der Schieferstücke und Schlacken enthält und eine Lage eckiger Bimssteinstücke einschließt. Diese Trennung beyder Gebilde durch Lös verdient besondere Beachtung.

Aus dem Veitskopfe ist ein Lavastrom bis in den See geflossen, an dessen Rande derselbe in Felsen ansteht. Auf der andern Seite nach Glees hin hat der Veitskopf einen Doppelkrater, aus dem ein breiter Lavastrom hervorgekommen ist, der die Felsenwände der Mauerley an dem Thale bildet, welches an Glees nach Barglsohl hinabgeht. Auf der Nordostseite des Sees tritt Thonschiefer auf, der von plastischem Thon bedeckt wird; an einer Stelle wird derselbe am Gehänge von Lavatuff unterbrochen. Dann folgt die Stöckershöhe mit vielen Lavablöcken bedeckt. Der See bildet hier einen Busen, der mit einem Kranz hoher schlackiger Lavafelsen besetzt ist und ganz ein kraterartiges Ansehn hat.

Der Krufter-Ofen, der höchste Punkt in der Nähe des Laacher See's, besteht aus Schlacken, eine weit sichtbare Felsmasse an seiner Ostseite, ein großer kraterartiger Kessel, mächtig mit großen Bimssteinstücken bedeckt. Der Rand dieses Kessels wird vom Rodenberg und Königsstuhl gebildet, er fällt steiler nach innen als nach außen ab; wird von einer Schlucht durchschnitten, durch welche der Weg nach Kruft führt, nur lose über einander gehäufte Aschen- und Bimssteinschichten sind hier entblößt. Der Durchmesser des Kessels beträgt gegen 400 Ruthen, er gleicht einem großen Krater, der jedoch mehr als einen Ausbruch gehabt und seine Gestalt daher mehrfach verändert hat. In der Ablagerung von großen, erdigen, frischen Bimssteinstücken finden sich große Blöcke von Lava und Thonschiefer. Aber auch ducksteinartige Schichten oder ein etwas festeres Lös sind aus fein zerriebenem Bimsstein zusammengebacken, und wechseln mit Streifen von Bimsstein und von vulkanischer Asche. Eigentlicher Duckstein (Schlammlava) fehlt. In der Niederung zwischen Kruft und Nieder-Mendig liegt unter einer 15 Fuß hohen Bedeckung ein Lavastrom, der wohl nur aus dem Krufter-Ofen seinen Ursprung genommen haben kann.

Der Laacher-See ist so durch verschiedene und zu verschiedenen Zeiten thätige vulkanische Ereignisse gebildet. In der Gegend der Stöckershöhe zeigen sich Spuren eines Kraters; aber der ganze See ist kein Krater, kein Maar, wie die der Eifel; es ist kein Einsturz von Gebirgsmassen. Er war vorhanden, als der Lavastrom vom Veitskopf in denselben hinabfloß.

Die Ränder desselben sind mit Ausnahme der Bimsstein-Ueberschüttung nicht durch Auswurf, sondern durch Aufquellen von Schlacke und Duckstein so gebildet, wie sie gegenwärtig sich darstellen. Vor der Anhäufung der vulkanischen Massen bestand der Rand des Sees aus Thonschiefer, wie er theilweise noch jetzt auf der Seite nach Nickenich hin erhalten ist. Der Thonschiefer umgiebt in größerer Entfernung auch die Nord- und die Westseite des Laacher See's und es bleibt nur die Südseite, wo der Weinberg und die Dellen liegen, offen; so daß der Raum des Laacher See's zu jener frühen Zeit einen Busen des großen Neuwiederbeckens bildete, dessen tiefste Gegend sich neben dem südlichen Gehänge des Krufter-

Ofen in das Hauptbecken hineinzog. Erst in der Periode der Ducksteinbildung, in welche die des Bimssteins einzugreifen scheint, wurde der Busen geschlossen, der Wasserablauf verhindert, der See gebildet; so verdankt er seine Entstehung wahrscheinlich einem der letzten Ereignisse vulkanischer Thätigkeit.

Der Kessel von Wehr ist dem Laacher See ähnlich gebildet, nur hat er einen Thaleinschnitt durch das umgebende Schiefergebirge behalten. Die Beckenform war bereits im Thonschiefer ausgebildet und ist später durch die drey Viertel des Beckenrandes einnehmenden vulkanischen Gebirgsmassen nur noch deutlicher hervorgetreten. Der Dachsbusch ist ein Schlackenberg ohne Krater und Lavastrom, beachtungswerth, weil der Duckstein wahrscheinlich durch denselben hindurch gebrochen ist und ihn überlagert hat. Mit den Maaren der Eifel kann das Becken von Wehr nicht verglichen werden, weil innerhalb der Thalsohle kein Ausbruch statt gefunden hat; sie ist mit Lös und Quellenabsätzen bedeckt.

Der Duckstein, die Schlammlaven, die Phonolithe, die Leuzit-(Nosean-) Gesteine folgen in der Bildungszeit auf die Augitlaven. Die Bedeckung der Lavaströme durch Duckstein und Lös ist vielfach nachgewiesen, nirgends ist das umgekehrte Verhältniß zu beobachten. Duckstein ist auf Lös aufgelagert, am Ufer des Laacher Sees und auf dem Wege von Glees nach Wehr. Ueber den Schlammströmen im Brohlthale, im Thale von Kretz nach Pleidt liegt nur Bimsstein, kein Lös. Die Bildung der Schlammlaven muß daher später erfolgt seyn, als die des Lös und scheint von den Augitlaven durch einen Zeitraum von nicht unbedeutender Dauer getrennt. Auch die Verhältnisse, unter welchen die Schlammlaven an die Oberfläche treten, sind von denen sehr verschieden, unter welchen der Erguß der Augitlaven erfolgte. Krateröffnungen zeigen sich nirgends, der Durchbruch scheint aus Spalten statt gefunden zu haben, welche unter dem Schlamm verhüllt liegen. In dem Hauptdistricte der Schlammlaven in der Gegend von Rieden fehlt der Bimsstein, welcher auf eigentliche Ausbrüche und Auswürfe hinweist. Die Schlammmassen waren so flüssig, daß sie weit ablaufende Ströme in den Thälern des Brohlbaches und des Krufterbaches bilden oder wie in der Umgegend von Rieden aus der Hauptmasse der Berge in eigenthümlich geformten Stücken hervorquellen, oder wie in den Dellen bey Kloster Laach zu kleinen glockenförmigen Hügeln sich erheben konnten. In den hohen Bergrücken des Gänsehals, des Nudendahl, der Koppiger Ley steht die Schlammlava in bedeutenden rauhen Felsenmassen und über einander gestürzten erdigen Blöcken an. Sie enthält große Blöcke von Augitlava, Thonschiefer, Phonolith und einem körnigen Gestein aus Feldspath, Nosean, Leuzit in ziemlich großen Krystallen zusammengesetzt, welches anstehend nicht bekannt ist. Der Duckstein erscheint nicht selten bankartig abgesondert, wohl durch die von oben nach unten erfolgte Austrocknung, oder durch das wellenartige Ueberquellen. Die Schluchten der Ducksteinberge haben einen flachen, sanftsteigenden Thalboden, sind nicht durch Auswaschung, sondern ihrem Ansehn nach durch das Vorquellen breyartiger Massen gebildet. Das häufige Vorkommen kleiner Leuzitkrystalle in dem Ducksteine verbindet diese Massen mit den Leuzitgesteinen, welche häufig auch Nosean enthalten und in Phonolith übergehen, wie das Gestein von Olbrück und vom Burgberge bey Rieden wohl genannt werden dürfte. Diese auf der Karte zusammengefaßten Gesteine verdienen ihrer Zusammensetzung wegen eine nähere Untersuchung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juli.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt. Aus den Tonregistern des Alypius zum ersten Male entwickelt von Dr. C. Fortlage, außerordentlichem Professor der Philosophie in Jena. Leipzig. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. 1847. VIII und 140, 4. mit zwey Tabellen.

Bey der Philologenversammlung, welche im verflossenen Jahre zu Jena Statt hatte, soll, einer von einem Anwesenden sogleich gegebenen Nachricht zufolge, besonders der Vortrag des Herrn Professor Fortlage über die Musik der alten Griechen durch Gehalt und geistvolle Auffassung sich ausgezeichnet haben, und allerdings versprach die skizzirende Angabe seines Inhalts nichts Geringes für eine klarere Kenntniß der alten, so wie für eine Reformirung der modernen Kunst. Hrn. Fortlage sey es gelungen, vernahmen wir, das undurchdringliche (?) Dunkel zu verscheuchen, das seither über den Gesetzen der hellenischen Tonkunst schwebte; eingeweiht in die Tiefen der modernen Musik und mit gehöriger Sprachkenntniß ausgerüstet, also mit der doppelten Waffe versehen, welche die seitherigen Forscher auf diesem Gebiet nicht zu führen vermocht hätten, habe er gezeigt, daß die Griechen sieben Tonleitern hatten, welche weit mehr als die zwey der heutigen Musik umfaßten, nämlich die gesammte Reihe der musikalischen Töne, wofür das menschliche Ohr von der Natur befähigt zu seyn scheine; ferner, daß die Griechen keine eigentliche Harmonie, wie die Neuern, hatten; dann, daß die moderne Musik auf nichts weiter beruhe als auf der einseitigen, aber höchst vollkommnen und auf die höchste Spitze getriebenen Ausbildung von zweyen jener sieben in das Ohr des Menschen gelegten Tonleitern. Die philologischen Zuhörer, so schien es, begriffen nicht allgemein die Wichtigkeit dieses Vortrags, sie konnten aus Mangel an Musikkenntniß dem gelehrten Redner nicht folgen; auch setzte die Mehrzahl wohl in die endliche Lösung dieses Räthsels überhaupt zu tiefes Mißtrauen, um die Folgen einer dem deutschen Namen die größte Ehre machenden Entdeckung sogleich zu überschauen. „Diese Folgen seyen aber dreyfach: erstlich würden der künftigen Ausbildung der Musik hierdurch neue reiche und unendlich erweiterte Bahnen geöffnet; zweytens erführe man, worin die ungemeine Stärke und Vortrefflichkeit der hellenischen Tonkunst, die in der Hauptsache wahrscheinlich nie übertroffen werden könne, eigentlich bestanden habe; drittens lernten wir die Art und Weise oder die Gesetze kennen, nach welchen die Griechen ihre Sprache mit Musik bekleideten, was denn auf das künftige Componiren von Liedern, Oratorien, Opernterten und Singspielen entschiedenen Einfluß üben werde. Ueberdieß empfiengen die Reste, die von griechischen Schriftstellern über Musik auf uns gekommen seyen, hierdurch neues Licht, Verständlichkeit und Wichtigkeit; man werde jetzt erst den Grundtext aus der Verschiedenheit und dem Verderbniß der Handschriften kritisch herstellen können. Daran schloß sich natürlich die Hoffnung, daß der Urheber eines so mächtigen Fortschrittes das Nähere darüber bald durch den Druck veröffentlichen möge."

Man wußte nicht, worüber man sich mehr zu freuen habe, ob über die hier verheißenen unschätzbaren Aufschlüsse, wodurch uns der Charakter der antiken Melopoeie, welche die Oden der Lyriker und die Chöre der Tragiker begleitete, mit einem Male in deutlichster Anschaulichkeit enthüllt werden sollte, oder über die reizenden Aussichten auf eine neue, zwar mit Hülfe der Alten anzubahnende, doch selbstständig zu begründende musikalische Epoche, auf welche in p. 139 vorliegender Schrift in folgenden Worten hingewiesen wird: „Haben wir uns erst dieses naturgetreue Ohr, oder was dasselbe sagen will, dieses antike Ohr wieder angewöhnt, so ist nicht einzusehen *), warum sich nicht eben so gut daraus wieder ein höherer Aufschwung melodisch recitirenden Gesanges im Sinne der Alten entwickeln sollte, als wir erst dadurch unsern Thorwaldsen und Schwanthaler bekommen haben, daß man deutscherseits die Ruhe und Harmonie antiker Plastik auf wissenschaftliche Art zu begreifen angefangen hatte. Raphael und Correggio haben dadurch nichts an Größe verloren, daß gegenwärtig unsere Marmor eine Sprache reden, welche gänzlich über jener ihrer Sphäre hinausliegt, und welche jene, wäre sie zu ihnen getreten, selbst wohl kaum verstanden haben würden."

Vielleicht ist unser Verfasser selbst auf dem besten Weg, jenes antike Ohr sich anzugewöhnen, da ihm die eigenen Verstöße gegen die bekanntesten Regeln der Harmonielehre, wie er sie in den Beyspielen pag. 132 begeht, keinen Scrupel machten. Besaßen ja die Alten nach seiner Vorstellung nicht einmal eine fehlerhafte, sondern gar keine Harmonie; ein Satz, der im Allgemeinen richtig ist. Jene Cadenzen stehen indeß nur da (l. c.), um zu beweisen, daß der dorische Schluß g, f, e „der wahre musikalische Verlegenheitsmacher sey, indem er jedesmal in Verlegenheit setze, wie man ihn begleiten solle." Ueber diese Schwierigkeit hat sich, beyläufig bemerkt, Schein, der ums Jahr 1620 den Choral „Befiehl du deine Wege" zuerst vierstimmig componirte, ganz einfach hinausgesetzt, indem er ihn in C dur anfangen und schließen ließ.

In der Erwartung übrigens, eine neue und reichere Kunst durch das erschlossene Verständniß der antiken zu gewinnen, sehen wir uns jetzt, da das Werk erschienen ist, gänzlich getäuscht: keine Spur einer Anweisung, wie der Gesang das Gedicht begleiten müsse, noch eine Angabe, wie er bey den Alten behandelt worden sey, ist irgendwo zu entdecken. Denn damit kann uns nicht gedient seyn, daß am Schluß des Werkes p. 140 gesagt wird: „Man denke z. B. nach über den Vortrag eines Göthe'schen Gedichtes. Es gelte etwa das herrliche „Kennst du das Land" so vorzutragen, daß die Empfindung mit möglichster Stärke in den Hörer ströme. Was thun wir? Wir kleben entweder unsern Gesang an die steifen (?) Takte einer Beethovenschen oder sonstigen Melodie, und dudeln das Lied her, oder wir nehmen das Buch zur Hand und lesen, d. h. schnattern (?) das Lied her. Ohne allen Zweifel liegt zwischen solchem concertmäßigen Dudeln und prosaischem Schnattern ein naturgemäßeres und seelenvolleres Genre des melodiosen Gesanges in der Mitte, welches wir noch nicht besitzen, sicher aber in Zukunft besitzen werden. Denn eben dieses Genre war es, worin nach den Zeugnissen der Alten die Musik des natürlichen Siebenscalensystems so große Wirkungen hervorbrachte." Diese großen Wirkungen brachte dem kleinsten Theile nach die Musik hervor, sie lagen vielmehr darin, daß sich die Poesie in einem bedeutenden Uebergewicht gegen die ihr dienenden Künste verhielt und von der Musik nur leicht gefärbt wurde; wie hätte man sonst den kunstvollen Rhythmen der Verse, der verschlungenen Periodik der Sätze, der äußerst gewählten Form des poetischen Ausdrucks, vor allem aber dem tiefen und großartigen Ideengang eines

*) Die Ursache, warum uns nicht möglich ist, einen Gesang im Sinne der Alten einzuführen, liegt auf der Hand; während die schönsten Reste der antiken Plastik noch vorhanden sind, fehlt es an gleichen Vorbildern in der Musik gänzlich, und wir sind über den Vortrag der dürftigen Melodien, die noch existiren, nicht einmal so unterrichtet, daß wir hinsichtlich des Taktes und der Begleitung sie im Geiste des Componisten zu reproduciren vermögen.

Chors von Pindar, Aeschylus und Sophokles folgen können? Dieß negative Resultat ergibt sich schon aus der bloßen Lektüre jener Dichter. Ob es nun der neueren Musik vergönnt sey, zu einem so einfachen Styl zurückzukehren, ist aus vielen Gründen zu bezweifeln. Unsere Sprache entbehrt des Wohlklangs und der Fülle, welche der quantitirenden griechischen eigen war, so daß die Recitation schon wie Musik klang, also auch darum des Gesangs weniger bedurfte. Sehen wir von den einfachsten Productionen ab, und stellen uns ein Oratorium oder eine Oper à la Grecque vor, dürfte wohl ein solches nur in harmonieloſen Melodien und Recitativen sich bewegendes Werk auf den Beyfall, ich will nicht sagen, der Menge, aber auch der gebildetsten Kenner der Musik und Literatur rechnen? Auch hätte man bey der Erweckung des Sophokleischen Dramas gewiß nicht die Nothwendigkeit empfunden, vollstimmige Chöre mit rauschender Harmonie zu setzen, in welchen es schwer hält, ein Wort des Textes herauszuhören, wenn die Methode der antiken Composition so leicht sich herstellen ließe.

(Schluß folgt).

Geognostisch-Orographische Karte der Umgegend des Laacher See's entworfen durch C. von Oeynhausen.

(Schluß.)

Der Duckstein im Brohlthale gehört einem Schlammstrome an, der sich durch dasselbe ergossen hat und von dem Bach theilweise wieder zerstört ist. Er hat im Rheinthal eine wieder zerstörte Barre gebildet; denn er wendet sich am Fuße des Eyberges bis unter Nippes herab. Dieser Duckstein enthält viele Bimssteinstücke, ebenso wie der von Pleidt, zu oberst ist der Duckstein heller gefärbt, zur Traßbereitung nicht geeignet; diese Masse, Tauch genannt, geht in die untere ohne scharfen Abschnitt über. Der Duckstein liegt hier auf Thonschiefer oder auf Bachgeschieben auf und wird stellenweise von diesen bedeckt. Vor Dachsbusch ist ein Schlammstrom in das Thal von Glees abgeflossen, dessen letzte Spuren sich unter der Mauerley finden. Von diesem Punkte bis Burgbrohl zeigt sich zwar kein Duckstein mehr, aber er mag zerstört seyn. Dieß ist der einzige Punkt, vor dem wahrscheinlicher Weise dieser Schlammstrom abgeleitet werden kann. In die Nebenschluchten des Brohlthales, nach Gonnissstein und nach Puntermühle scheint der Duckstein durch Aufstauung von unten her gedrungen zu seyn.

Die dem Duckstein dieser Schlammströme beygemengten Bimssteinstücke machen es wahrscheinlich, daß denselben ein Bimsstein-Auswurf vorausgegangen war, und daß der Schlamm während seines Fließens die Bimssteinstücke in sich aufgenommen hat. Es bleiben einige Fragen hier noch für eine künftige Erörterung übrig, besonders möchte das Vorkommen einer Bimssteinlage in den Tuffschichten, welche die Unterlage der Schlammlava bilden (S. 46) bey Weihern am Wege nach Wehr, so wie das Vorkommen einzelner Bimssteine in diesen Schichten an der Kapelle oberhalb Engeln eine weitere Beachtung verdienen.

Die Haupt Bimsstein-Ueberschüttung ist offenbar jünger als die Schlammströme, sie ist das letzte Ereigniß der vulkanischen Thätigkeit; sie bildet überall in der Umgegend des Laacher-See's die oberste, alles Andere bedeckende Schicht. Um über die Verbreitung dieser Bimssteine eine richtige Ansicht zu gewinnen, muß das Vorkommen der vulkanischen Asche von derselben unterschieden werden, welche mit dem Ausbruche der Augitlaven in Verbindung steht. Die sogenannte Asche ist in Bänken geschichtet, wo sie mächtiger auftritt, besteht aus feinen Bruchstücken von Thonschiefer, Augitlava, Schlacken, Körnern von Augit, glasigem Feldspath, und Glimmerblättern, diese vulkanische Asche ist älter als die Bimsstein-Ueberschüttung. In dieser ist zwar der Bimsstein bey weitem vorherrschend, doch finden sich auch die Bestandtheile der erstern darin. Wo eine Sonderung dieser Bestandtheile durch die Wirkung des Wassers herbeygeführt worden ist, da finden sich in dem Bereiche der Bimsstein-Ueberschüttung Ablagerungen von Tuffmassen, welche denen der Augitla-

ven sehr ähnlich erscheinen. In den Flußthälern sind die Bimssteine weit hinabgeführt worden; im Rheinthale bis Bonn, selbst bis Düsseldorf.

Innerhalb des Bereiches der Bimsstein-Ueberschüttung finden sie sich von den höchsten Punkten bis zu den tiefsten hinab, offenbar durch Niederfall aus der Luft und nicht durch Anschwemmung der Gewässer. Gegen Osten reicht der Bimsstein weit über die Gränzen der Karte hinaus, bis Dierdorf, Obernhof an der Lahn, gegen Süden bis Boppard. In ausgedehnten Districten ist diese Bimsstein-Ueberschüttung so mächtig, daß sie den Charakter der Oberfläche bestimmt, daß selbst die darunter liegenden Gebirgsmassen unbekannt sind, entfernter vom Ursprungsorte ist der Bimsstein unzusammenhängend, lose zerstreut. Die Darstellung dieser Verhältnisse auf der Karte ist dadurch bewirkt, daß die mächtigen Ueberschüttungen mit einer gleichmäßigen Farbe angedeutet sind; die dünnen Ueberstreuungen durch Punkte. So viel Sorgfalt hierauf auch verwendet und im Allgemeinen ein richtiges Bild gegeben wird, so ist eine genaue Gränzangabe schwer zu erreichen und Manches bleibt der Willkühr überlassen.

Alle Verhältnisse deuten darauf hin, daß diese Bimsstein-Ueberschüttung aus dem Krufter-Ofen und aus dessen dem Laacher See zugewendeten Krater hervorgegangen ist. Der Bimsstein findet sich hier in den größten Stücken und in der größten Mächtigkeit abgelagert. Der Hohlweg zwischen dem Ofenberg und Rodenberg durchschneidet die Massen, in denen der Bimsstein vorherrscht, bis zu einer Tiefe von 100 Fuß, und sie finden sich noch in dessen Sohle. Das oft beobachtete Vorkommen von einem oder zwey schmalen Lettenstreifen in den Bimsstein-Ablagerungen deutet auf mindestens zwey verschiedene Bimsstein-Ausbrüche. Das Bimsstein-Conglomerat von Engers, Heimbach und Bendorf, dessen Bindemittel aus Lös besteht, liegt auf den Flußgeschieben des Saynbachs und des Rheins, und auf Lös. Es findet sich auch zu Horchheim am Rhein, zu Lay an der Mosel, zu Ahlen an der Mosel. Die Bildung desselben wird durch Abspühlung der auf den Abhängen lagernden Bimssteine, gemengt mit Lös und Absatz auf dem Thalboden erklärt.

Auf diese Weise werden die wichtigsten Vorgänge erläutert, welche die auf der Karte ihrer Verbreitung nach dargestellten Massen hervorgebracht haben oder bedingen. Eine große Masse einzelner Beobachtungen sind nicht angeführt, aber die daraus gezogenen Resultate angegeben; es geht aus der Schrift, noch mehr aus der Karte hervor, daß sie mit großer Genauigkeit angestellt worden sind. Sehr viele wichtige Auflagerungen der verschiedenen Gebirgsmassen sind ausführlich dargestellt, daraus ist die Reihenfolge derselben, die Zeitfolge der Vorgänge bestimmt, welche diese Gegend betroffen haben. Gegen die Art und Weise, wie die Bildungen nach der Ansicht des Herrn Verfassers vorgegangen sind, möchten sich wohl vielfach erhebliche Bedenken aufstellen lassen. Dieß ist aber nicht das Wesentliche der Arbeit, welche nicht aufhören wird, die sichere Grundlage aller Beobachtungen zu bleiben, welche in dieser Gegend noch späterhin angestellt werden, und der Betrachtungen, die sich daran anschließen. Diese Ansichten des Hrn. Verf. haben keinen Einfluß auf die Darstellung der Karte gehabt, hier ist nur das Thatsächliche, das unmittelbar Beobachtete gegeben und wo die Ansicht leitend werden mußte, wie bey der Trennung der Tuffe, der Augitlaven und der Schlammlaven, da wird eine endliche Berichtigung derselben keine Schwierigkeiten bieten und gegenwärtig wird diese Trennung immer dazu führen, um die Wege zur Bestätigung oder Berichtigung zu finden, die der Mühe, Ausdauer und Sorgfalt des Hrn. Verf. bey dieser großen Arbeit zu verdanken seyn wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9. Juli.

Nro. 136. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt.

(Schluß.)

Man sieht, daß jenes Praeconium, wenn es drey höchst wichtige Consequenzen der angeblichen Entdeckung des Verfassers verkündigte — eigentlich waren es auch nur zwey, da „die Stärke und Vortrefflichkeit der hellenischen Tonkunst" zusammenfällt mit „der Art und Weise oder den Gesetzen, nach welchen die Griechen ihre Sprache mit Musik bekleideten" — in dreyfachem Irrthum befangen war, und wir in der Hauptsache noch nicht weiter gekommen sind, als wir vordem waren. Eher mag Hr. Fortlage auf ein anderes Verdienst Anspruch machen, welches als „nebenwesentlich" nur beyläufig angeführt wird, nämlich, daß durch seine Erörterungen das Verständniß der griechischen Musiker erleichtert werde. Ob in der That aus den vorliegenden Abhandlungen sich so viel Licht über jene Schriftsteller verbreitet, daß man zum Besten der Wissenschaft sich freuen darf, wenn eine schon längst angekündigte Gesammtausgabe der Musici Graeci noch nicht erschienen ist, also die Ergebnisse der neuesten Untersuchung noch dort benützt werden können, wird der ausgezeichnete Hellenist am besten beurtheilen, der jenes Werk unternommen hat. Die Erklärung der griechischen Notenschrift, wie sie in größter Vollständigkeit die Tabellen des Alypius darbieten, das Verhältniß der Notenschrift für Gesang zu der daraus abgeleiteten für die Instrumente, die Herleitung des veränderlichen und unveränderlichen Systems ist sehr fleißig bearbeitet, und wird den Lesern, welche für diesen Gegenstand sich interessiren, gewiß willkommen seyn. Nur darf man nicht vergessen, daß diese Tonleitern blos der Schlüssel zu einem verlorenen Schatz sind; denn die paar Melodien, die sich erhalten haben, können kaum in Betracht kommen, wo es sich von der Restauration einer untergegangenen Kunst handelt. Fänden sich größere und ausgeführtere Gesangstücke, als jene, die in einem engen Umfang, ohne die geringste Ausweichung und ohne den dazu nöthigen Leitton zu zeigen, stehen bleiben, so würden wir vielleicht uns ein Urtheil über die griechische Modulation bilden können; aber ohne zu wissen, wie die Griechen aus einer Tonart in eine andere übergingen, hilft uns auch die Kunde von ihren Tonleitern nichts. Freylich würde das genus enharmonicum*) eine sehr weitgehende Modulation

*) Es kömmt wohl vor, daß eine Entdeckung, die nicht zu fern liegt, von Mehreren zugleich oder nacheinander gemacht wird, ohne daß sie sich viel darauf einzubilden brauchen. So hat Ref. vor etwa zehn Jahren in einer Beurtheilung von Bode's Geschichte der griechischen Poesie seine Ansicht über die angeblichen Viertelstöne des enharmonischen Geschlechtes in ähnlicher Weise, als hier geschieht, ausgesprochen, und nie daran gezweifelt, daß dabey nur an die verschiedene Bezeichnung desselben Tones zu denken sey. Fortlage weiß sich nun sehr viel damit, jenen Irrthum beseitigt zu haben, vgl. p. 125. „Hiermit ist denn das bisherige Grundhinderniß eines Verständnisses der antiken Musik aus dem Weg geräumt, ein Hinderniß, welches den einen Theil der Gelehrten, die dieser Sache kundig waren, zu der fabelhaften Vorstellung trieb, daß das musikalische Gehör der Alten nicht denselben Gesetzen gehorcht habe, wie das

verrathen, wenn die verschiedene Bezeichnung des chromatischen Tons auf derselben Stufe, wie cis und des, fis und ges auf diesem Wege entstanden wäre. Aber es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß ein Instrument von vielen Saiten mehrere helle Töne enthielt, und man vorzog, statt ein Enneachord immer nur auf einzelnen Stufen der Tonleiter höher oder tiefer zu stimmen, auf einer und derselben Magadis das ganze genus chromaticum anzubringen, oder auch auf mehrere Instrumente den „Reichthum der von der Natur gebotenen Töne“ zu vertheilen, ohne darum auch in der Modulation viel weiter zu kommen. Lassen wir uns immerhin das hier mit größter Empase gepriesene veränderliche System gefallen, „dieses große allumfangende System der sieben Tonleitern, dieses uralte Produkt des gotterleuchteten Menschengeistes, von dem man nicht ohne eine hohe Bewunderung Abschied nehmen kann“ (p. 133), wornach eine in C (der Lydischen Tonart) gestimmte Octave durch Versetzung in es dur hypodorisch, in f dur hypophrygisch, in g dur hypolydisch, in as dur dorisch, in b dur phrygisch, in des dur mixolydisch wird, indem man immer von C abwärts, aber in verschiedener Folge der ganzen und halben Töne fortschreitet; wer mag glauben, daß in einem Musikstücke alle diese Tonarten vorkamen? Meldete uns aber ein alter Schriftsteller, daß dieß wirklich der Fall gewesen sey, so wäre die Frage nach dem Wie noch viel wichtiger, und nur ihre Beantwortung vermöchte dem Musikkenner dankbare Anerkennung einzuflössen; dagegen werden ihn Deklamationen nicht irre machen, wenn sie auch noch so pomphaft lauten, wie z. B. was p. 4 in der Einleitung vorgetragen wird: „Nicht gering ist die Belehrung anzuschlagen, welche in dieser aus dem System der antiken Notenschrift sich ergebenden Thatsache enthalten liegt. Sie ist aber eine im Sinne des gegenwärtigen Musiksystems nicht ganz willkommene zu nennen. Das gegenwärtige Musiksystem kann nämlich seine Annahme von nur zwey Grundtonleitern,

unsrige, und dem andern Theile, welcher bemüht war, die Consequenz und Uebereinstimmung der Menschennatur mit sich selbst zu retten, Erklärungen abnöthigte, welche fast eben so fabelhaft, als jene Annahme lauteten.“

einer in Dur und einer in Moll auf keine andere Weise rechtfertigen, als durch eine dem natürlichen Sinn widersprechende tiefe Zurücksetzung des melodischen Elementes in der Musik gegen das harmonische. Weil es nur zwey volltönige (?) Schluß-Accorde gibt oder uns wenigstens zu geben scheint, einen in Dur, den andern in Moll, so zwängen wir dadurch den ganzen Reichthum der von der Natur ins menschliche Ohr gelegten sieben Grundtonleitern in den kümmerlichen Raum von zweyen zur Noth und gewaltsam ein. Anders verfuhren die in diesem Punkt viel unbefangneren Griechen, entweder weil bey ihnen die Harmonie noch gar nicht ausgebildet war, oder weil sie sich durch das, was sie von der Harmonie kannten, weniger als wir irre machen ließen. So lange nun das antike Tonleitersystem wie bisher immer nur als das abstrakte Produkt der Umlegung einer Molltonleiter in alle möglichen Stufen der Octave erschien, konnte es gegen die Einseitigkeiten der modernen Theorie noch kein erhebliches Bedenken erregen. Jetzt hingegen, wo es sich herausgestellt hat, daß dieses vollständige Tonleitersystem, ehe es durch die Umlegung einer Molltonleiter für die Reflexion reproducirt wurde, schon aus dem Gehör auf unmittelbare Weise construirt sich vorfand, jetzt gewinnt die Sache eine völlig andere Gestalt. Denn sobald mit historischer Sicherheit feststeht, daß das System der sieben Tonleitern das natürliche unmittelbare und wildgewachsene Produkt des noch durch keine moderne Harmonielehre irre gemachten musikalischen Gehöres ist, so zeigt sich hiergegen das moderne Zweytonleitersystem, welches aus dieser ganzen harmonischen und wohlgeordneten Fülle nach einer äußerlichen Rücksicht zwey Tonleitern, die lydische und die hypodorische, einseitig auf Kosten der übrigen hervorhebt und dem Ohre ausschließlich einprägt, als beschränkt, engbrüstig und in unstatthaften Rücksichten befangen. Zum armseligen Troste über solcher Beschränktheit und Einsperrung in die monotonen Typen der zwey Tonleitern, in denen der Genius der modernen Musik seinen ersten Anflug nahm, haben wir nur immer die Einrede auf der Zunge, daß wir eine Harmonie besitzen, welche die Griechen nicht besassen. Armselig nenne ich diesen Trost, nicht aus Verachtung unserer Harmonik, welche auch ich für sehr weit

vorgeschritten, obgleich noch lange nicht an ihrem Ziel angelangt halte" — darüber sollten sich die musikalischen Theoretiker eine nähere Auskunft vom Herrn Verfasser erbitten — „sondern darum, weil es überall das Zeichen einer armseligen Gesinnung ist, sich wegen Nichtannahme des Guten, das der Andere besitzt, und das wir uns recht wohl aneignen könnten, mit dem Besitz eines Bessern von anderer Art, das dafür der Andere nicht besitze, zu entschuldigen."

Alles hier Gesagte beruht auf einer starken Verwechselung der Tonarten mit den Tonleitern. Die moderne Musik zeigt durchaus keinen armseligen Hochmuth, wenn sie erklärt, das längst zu besitzen, was ihr hier abgesprochen wird und was sie sich erst bey Alypius borgen soll: da jede Tonart ihre sieben Tonleitern hat, in welcher ganze und halbe Töne, je nachdem man den ersten Ton auf einer tiefern oder höhern Stufe der Scala tonicae nimmt, in verschiedener Folge mit einander wechseln, so daß z. B. in c dur der halbe Ton, wenn die erste Tonleiter mit c anfängt, zwischen Terz und Quarte, Septime und Oktave zu stehen kömmt, beginnt man aber mit d zwischen Secunde und Terze, Sexte und Septime u. s. w., so wird auch jeder einzelne Ton, je nachdem er Secunde, Terze, Quarte u. s. w. einer vom Hauptton ausgehenden Tonleiter wird, verschiedenen Tonarten angehören müssen; diese Anfangsgründe der Harmonielehre gewinnt man nicht erst aus dem veränderlichen System der Griechen. Daß jedes Musikstück einer bestimmten Tonart angehören müsse, ist ebenfalls eine Regel, die kein engbrüstiger Theoretiker erfunden hat, sondern die Natur des menschlichen Gehörs vorschreibt, und die in der von jeder Kunst gebotenen Einheit enthalten ist; ohne den bestimmten Grundton fällt jede Vergleichung weg, und selbst die interessante Mehrdeutigkeit, die den Herrn Verfasser bewogen hat, von „melodischen Bestimmungen in der Musik" zu reden, „welche durch den bloßen Gegensatz von Dur und Moll nicht getroffen werden," verliert allen Werth, wo jene Beziehung fehlt. Darum ist auch die Vorstellung, man könne in den sogenannten Kirchentonarten componiren, nur eine Grille, welche man gerne hegt und pflegt, da es gilt, den Schein einer gewissen Gelehrsamkeit zu behaupten. Was davon historischen Gehalt hat, ist nicht von der Art, daß es die Kirchentonarten zu empfehlen vermöchte; man war nämlich durch Mangelhaftigkeit der begleitenden Instrumente lange genöthigt, gewisse Fortschreitungen zu vermeiden, und drehte sich also nothgedrungen in einem engen Kreise herum. Doch hebt selbst in den ältesten vielstimmigen Werken das Hinzutreten der Harmonie, das Schweben zwischen verschiedenen Tonarten allenthalben auf, während bloße Melodien sich länger darin erhalten; und dieser Umstand ist es, der Herrn Fortlage die Vorliebe für den einstimmigen Satz eingibt und ihn auch zu der verkehrten Behauptung verleitet hat, daß bey uns das Element der Melodie hinter der Harmonie zurücktrete. Vielmehr wird die Melodie durch die Verbindung mit der Harmonie erst recht gehoben, und jeder Ton derselben auf die verschiedenste Weise modificirt, sie erhält dadurch neue Reize, die in ihr allein nicht liegen können.

Das Wegwerfen der Harmonie kann daher Niemand im Interesse der Melodie wünschen, selbst der Verfasser getraut sich nicht, den Wunsch unumwunden auszusprechen, wo er (p. 140) die Hoffnung äußert, es werde einmal nach den sieben natürlichen Tonleitern und durch sie „ein kühnerer und freyerer Gesang sich erheben, welcher mehr der Melodie als der Harmonie *), mehr dem Sologesang als dem Ensemble, mehr dem Takt der Empfindung als dem Viertel- und Dreyvierteltakt vertraut."

Das heißt doch wohl, es werde einmal eine Musik an die Reihe kommen, deren Verdienst eben darin läge, daß sie weniger Musik wäre, sich streng an das Gedicht anschlöße, und durch keine zu selbstständige Führung des Gesangs den Charakter der Poesie verdunkelte, was oben bey der antiken und in ihrer Art gewiß sehr vollendeten Gattung der Fall gewesen seyn muß. Wie nun darin der Wechsel zwischen den sieben Tonarten bewerkstelligt wurde, kann eine geschäftige Phantasie wohl ad libitum

*) Ein dunkle Vorstellung von der Nothwendigkeit der Harmonie leitete ihn wohl auch, als er den Satz niederschrieb p. 5: „die antike Musik, hätte sie die harmonischen Hülfsmittel der modernen mit hinzugewinnen können, würde um viele Stufen

ergänzen, etwas Positives aber zu erforschen, will nicht gelingen. Gewiß waren die Monodieen der Tragödien noch lange keine Pamina's-arien, in denen ein (Ach, ich fühl's, es ist verschwunden, Takt 32) Mozart über die engen Schranken eines hergebrachten Dur und Moll hinaus seinen kühnen Flug genommen haben soll (p. 139), wenn er as für a schrieb, und damit nach griechischer Terminologie in die dorische Tonart überging. Solche Flüge wird man nicht blos bey Mozart sondern bey den gewöhnlichsten Componisten antreffen, und noch ganz andere Wendungen von so mannigfaltiger Art bey den besten finden, daß Alypius mit seinen sieben Tonarten der Oktave gar nicht beykommen kann.

So verhält es sich mit dem einseitigen Festhalten an zwey unveränderlichen Tonarten, wodurch wir uns des Reichthums der alten Kunst begeben, über welchen der Verf. nochmals p. 129 spricht, nicht ohne einen harten Vorwurf gegen die moderne Praxis: richteten wir uns in diesem Falle mehr nach unserer Vernunft als nach unserem Gefühl, so würden wir mit einem Male den ganzen Reichthum der alten Enharmonik wieder gewonnen haben, ohne daß derselbe den beengenden und schädlichen Einfluß ausüben könnte, welchen im Alterthum sein Eingeschlossenseyn in eine einzige Grundoktave hervorbrachte. Der volle Reichthum dieser Grundoktave würde vielmehr in entfesselter Gestalt seine wohlthätigen Wirkungen alldurchdringend im ganzen Reich der Töne verbreiten."

Gegen solche Verheißungen noch länger zu streiten, würde wohl als neuer Beweis von Vorurtheil und Beschränktheit betrachtet werden, wir wollen daher lieber das Urtheil eines Mannes anführen, der den einstimmigen Satz und den vielstimmigen wie kein Anderer zu behandeln wußte, der jenen Zeiten, wo man sich mit den Kirchentonarten viel zu schaffen machte, noch sehr nahe stand, und über

höher gestanden haben, als gegenwärtig die moderne steht. Denn sie würde wegen des vollständigen allumfangenden Systems ihrer Tonleitern des Namens einer allgemeinen oder menschheitlichen Musik, Musik des Erdballs würdig gewesen seyn ꝛc."

ihre Brauchbarkeit gewiß der competenteste Richter war, der in seinen Werken die schönsten Beyspiele der Mehrdeutigkeit darbietet, welche man in Chorälen oder Volksliedern begierig aufgreift als Spuren phrygischer, dorischer oder mixolydischer Tonart — nämlich G. F. Händels. Dieser erklärt sich in einem Brief an Mattheson, datirt London 24. Febr. 1719, abgedruckt in Matthesons critica musica, II. p. 210, deutlich genug, wo er schreibt: „quant aux Modes Grecs, je trouve, Monsieur, que vous avez dit tout ce, qui se peut dire là dessus. Leur connaisance est sans doute necessaire à ceux, qui veulent pratiquer et executer la musique ancienne, qui a été composée suivant ces Modes; mais comme on s'est affranchi des bornes etroites de l'ancienne musique, je ne vois pas de quelle utilitè les Modes Grecs puissent être pour la Musique moderne." Hier haben wir den Ausspruch eines Meisters, der in sich die Melodiengewalt des Timotheus mit der Sphärenharmonie der Cäcilia vereinigte, auf welchen deßhalb die Schlußworte seines herrlichen Alexanderfestes in vollem Maße anzuwenden sind:

Let old Timotheus yield the prize.
Or both divide the crown;
He raiz'd a mortal to the skies;
She drew an angel down.

Der Druck des schön ausgestatteten Buches könnte mitunter correkter seyn, Fehler wie κεκλίμενοι, βαρυπύκνοι, μεσοπύκνοι oder gar ὄξυς, βάρυς waren leicht zu vermeiden; Pythagoräer statt Pythagoreer ist, da der Name sehr oft wiederkehrt, nicht als Druckversehen zu betrachten.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juli.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Troja's Ursprung, Blüthe, Untergang und Wiedergeburt in Latium. Eine mythologische, chronologische und ethnographische Untersuchung der trojanisch-römischen Stammsage von Dr. Emil Rückert, Pfarrer zu Schweina und Bad Liebenstein. Hamburg und Gotha, 1846. XXIX und 329 S. gr. 8.

Der Hr. Verf. handelt im ersten Buche seines Werkes (S. 1 — 58) von den kretischen Teukrern, im zweyten (S. 59 — 120) von den arkadischen Dardanern, im dritten von den Teukrern und Tyrrhenern aus Salamis und Attika (S. 121 — 175), im vierten von Troja's Größe, Kampf und Fall (S. 176 — 248), endlich im fünften von Troja's Wiedergeburt in Latium (S. 249 — 326). Den Schluß bildet eine Zeittafel über die troischen und die mit denselben verwandten Begebenheiten. Die wichtigsten Ergebnisse, zu welchen Hrn. R. seine Forschungen führten, stimmen im Allgemeinen mit den Ansichten überein, welche Ref. bereits in seiner Geschichte des trojanischen Krieges und in der Vorhalle zur griechischen Geschichte und Mythologie, so wie in verschiedenen Aufsätzen ausgesprochen hat.

Als die ältesten Bewohner Troja's betrachtet der Hr. V. die rohen Bebryker. Neben ihnen wohnten nach seiner Ansicht die Dryoper in den dichten Urwaldungen Daskyliens und die Dolionen am askanischen See, welche, wie die Bebryker, Zweige des großen thrakischen Stammes waren. Zu ihnen kamen nach seinem Dafürhalten von der See her Pelasger, welche über das unbeholfene Naturvolk leicht die Herrschaft gewannen. Doch schienen ihm diese Pelasger, welche am Hermos und Kaystros einen blühenden Tyrrhenerstaat gegründet haben sollen, in Troas von keiner so großen Bedeutung zu seyn, wie die pelasgischen Ansiedler, welche er aus Kreta und Arkadien dahin wandern läßt. Der Name der Teukrer erhielt sich zu Gergis bis in die Perserzeiten und wenn er auch in Kreta erlosch, so steht nach des Hrn. V. Ueberzeugung doch die Abkunft der troischen Teukrer aus Kreta wegen der Verwandtschaft des troischen Zeus- und Apollo-Cultus mit den kretischen Culten eben so fest, wie die Abstammung der troischen Dardaner aus Arkadien. Zu diesen aus verschiedenen Ländern nach Troja gezogenen Colonisten kamen, wie der Hr. V. glaubt, noch Auswanderer aus Attika und Salamis, nämlich die seekundigen Teukrer, die tapfern Ajantiden, die kunstfertigen Akamantiden, die im Land- und Städte-Bau erfahrenen Tyrrhener- und die mit den heiligen Satzungen und den Elementen geistiger Bildung vertrauten Gephyräer, welche den kretischen Teukrern und den arkadischen Dardanern von Troas zwar nicht an Volkszahl, wohl aber an Mitteln kräftigen Aufschwunges bedeutenden Zuwachs gebracht und bewirkt haben sollen, daß sich der troische Staat schnell zu einer ansehnlichen Größe erhob.

Hätte der Hr. V. beachtet, daß die vielen Namen, welche die ältesten Bewohner der einzelnen Provinzen Griechenlands in der Urzeit trugen, keineswegs verschiedene, aus entlegenen Gegenden eingewanderte Völkerschaften bezeichneten, so würde er über die Bewohner von Troas richtiger geurtheilt

und dieselben nicht aus so vielen und von einander entfernten Orten zusammengeführt haben. Die einzelnen Provinzen Griechenlands enthielten vor der Herrschaft der Achäer eine Menge kleiner, unabhängiger Gemeinden, welche erst im Laufe der Zeit einander näher gerückt und zu größern Staaten vereinigt wurden. Die Bewohner jener kleinen Gemeinden hatten ihre besondern Namen, weßhalb es nicht befremden kann, wenn uns noch später in einem und demselben Lande mehrere Namen begegnen, von denen allmählig einer das Uebergewicht über die andern erhielt und sich über das ganze Gebiet ausdehnte, ohne jedoch die andern gänzlich verdrängen zu können. Die Bewohner von Troas, die Teukrer, waren thrakisch-pelasgischer Abkunft; Zweige von ihnen führten die speciellen Namen Dardaner, Leleger und Pelasger. Wegen ihrer Verwandtschaft mit den Bewohnern von Kreta, Arkadien, Samothrake, Salamis und Attika hatten sie viele Götter und Heroen mit den Einwohnern dieser Länder und Inseln gemein. In der spätern Zeit, wo man dieß nicht mehr berücksichtigte, da die Erinnerung an die ursprüngliche Verwandtschaft erloschen war, suchte man sich die Erscheinung dieser Götter- und Heroen-Namen durch die Annahme zu erklären, daß die Wesen, welchen dieselben angehörten, aus einem Lande in das andere gewandert seyen und sich deßhalb ihr Andenken an so vielen und entlegenen Orten erhalten habe. Aus diesem Grunde läßt die Sage die Heroen, von welchen die Namen der einzelnen in Troja wohnenden Völkerschaften entlehnt waren, bald aus dieser, bald aus jener Provinz, wo dieselben ebenfalls einheimisch waren, nach Troas ziehen. Durch die buchstäbliche Auffassung dieser Angaben bringt der Hr. V. große Verwirrung in die troische Geschichte, welche er durch einige ähnliche Folgerungen noch vermehrt. So läßt er die Colonisten, welche er aus Griechenland nach Troja versetzt, dieses Reich zu großem Wohlstande erheben (S. 186), die kretischen Teukrer und arkadischen Dardaner über die physisch kräftigen und zahlreichen thrakischen Stämme in Mysien und dem europäischen Thrakien gebieten und die Einwanderer aus Salamis und Attika so viel zum Emporkommen des trojanischen Reiches beytragen, daß sich die höchste Blüthe desselben in jenen vier Generationen entwickelt haben soll, welche von der Ankunft der Attiker unter Laomedon bis zur zweyten Eroberung und Zerstörung der Stadt durch die achäisch-äolischen Colonisten verflossen. Diese Hypothesen entbehren jedes Grundes und haben selbst nicht einmal den Schein historischer Wahrheit für sich. Eine attische Einwanderung unter Laomedon kann eben so wenig nachgewiesen werden, als eine Eroberung Troja's durch Herakles. Der Kampf dieses Heros mit Laomedon, von welchem schon Homer spricht, hatte ursprünglich dieselbe symbolische Bedeutung, wie jener, welchen er in andern Sagen mit Hades besteht. Als Lichtgott befindet sich Herakles nach der bildlichen Ausdrucksweise der Urzeit während der Nacht, wo die Sonne nicht sichtbar ist, in der Gewalt des Gottes der Unterwelt, dem er in der Frühe, wo er seine Fahrt am Himmel wieder beginnt, nur durch Gewalt entkommt, d. h. dadurch, daß er ihn überwältigt. Als Laomedon und Herakles für Heroen gehalten und jener in die Reihe der troischen Könige verflochten wurde, war es natürlich, daß seine Ueberwältigung durch Herakles eine ganz andere Gestalt erhielt und sich in eine Niederlage im gewöhnlichen Sinne verwandelte. Auch die Ansicht, welche der Hr. V. von der kretischen Seeherrschaft und den Colonien hat, welche Troja ausgesendet haben soll, läßt sich nicht zu historischer Gewißheit erheben. Er glaubt, daß troische Pflanz-Völker schon in der Zeit vor dem Untergange der Stadt den Weg nach Westen eingeschlagen und sogar in Sicilien Niederlassungen gegründet hätten. Er meint, daß die große Anzahl von Colonien, welche er von Troja ausgehen läßt, denjenigen nicht befremden werde, der berücksichtigt, wie schnell sich die Kreter zur Zeit der minoischen Thalassokratie über die Inseln und Küsten des ägäischen Meeres und weiterhin verbreiteten. Die Sagen von der ausgedehnten Herrschaft, welche Minos zur See übte, hatten ursprünglich eine symbolische Bedeutung. Als Sonnengott ist er ein gewaltiger Gebieter, dessen Herrschaft, wie jene des Zeus, sich auch über das Meer erstreckt. Sobald er als irdischer König desjenigen Volkes aufgefaßt wurde, welchem sein Name zunächst angehörte, wurden natürlich auch die Sagen von seiner ausgedehnten Herrschaft im buchstäblichen Sinne genommen, und man ließ ihn dieselbe auf ganz gewöhnliche und den Zeitverhältnissen ange-

messene Weise gründen. Zu der Behauptung, daß Troja so viele Colonisten ausgeschickt, wurde der Hr. V. ohne Zweifel dadurch veranlaßt, daß uns an verschiedenen Punkten Namen und Sagen begegnen, welche an Troja erinnern. Allerdings haben die Colonisten, welche die Griechen ausgesendet, zur weiteren Verbreitung des Cultus der heimathlichen Götter, Heroen und der an ihrem Namen haftenden Sagen ungemein viel beygetragen. Wollte man dieses in Abrede stellen, so würde man eine große Unkenntniß der griechischen Geschichte verrathen. Allein auf der andern Seite ist auch die Verwandtschaft der Bewohner von Kleinasien, Griechenland, Epirus, Illyrien, Italien und Sicilien und die in derselben begründete Gemeinsamkeit vieler Heroen und Culte wohl zu berücksichtigen, deren Verbreitung die Sage auf die bereits bezeichnete Weise zu erklären suchte. Auch darf man nicht außer Acht lassen, daß viele Götter und Heroen, welche den Troern und Griechen gemein waren, durch diese an verschiedene Orte verpflanzt wurden; deßhalb kann man keineswegs überall, wo sich dieselben finden, troische Colonisten suchen.

Die Namen der troischen Könige und Heroen gehören der Mythologie, nicht der Geschichte an, was gegenwärtig wohl ziemlich allgemein zugestanden werden dürfte. Zur festen Begründung dieser Ansicht hat der Hr. V. durch die Resultate seiner Forschungen viel beygetragen, wenn dieselben im Einzelnen auch mancher Berichtigungen und Modificationen bedürfen. Das Herrschergeschlecht von Troja waren die Aeneaden, welche noch in der spätern Zeit, wenn auch über ein beschränktes Reich, geboten. Priamus und sein Haus kamen durch buchstäbliche Auffassung alter symbolischer Sagen in die Geschichte. Doch schimmert hier die Wahrheit noch sehr klar durch die Dichtung hindurch. Der Sänger der Ilias, welcher die Aeneaden als Herrscher kennt, aber in der Sage die Priamiden vorfand, suchte diesen scheinbaren Widerspruch dadurch auszugleichen, daß er dem Priamus und seinem Geschlechte den Untergang, dem Aeneas aber und seinen Nachkommen die Herrschaft verkündet. Die dichterische Erzählung der Zerstörung Troja's kann ohne eine sorgfältige Erforschung der Bedeutung der vorzüglichsten griechischen Heroen, besonders jener, welche zu derselben wesentlich beygetragen haben sollen, nicht auf ihre wahre Grundlage zurückgeführt werden. Deßhalb that Hr. R. sehr gut, daß er sich besonders über die Aeakiden und Pelopiden ausführlicher erklärte. Mit den einzelnen Ergebnissen seiner Untersuchungen können wir zwar auch auf diesem Gebiete der griechischen Sage nicht einverstanden seyn; doch sind wir weit entfernt, in Abrede zu stellen, daß er zu einem richtigern Verständnisse sehr schätzbare Beyträge geliefert hat. Mit Recht weist er die Aeakiden und Pelopiden der Mythologie zu. Wer Achilles, Agamemnon und Menelaus für geschichtliche Personen hält und die an ihre Namen geknüpften Angaben im buchstäblichen Sinne nimmt, wird die Eroberung Troja's nie auf eine befriedigende Weise zu erklären vermögen. Daß er aber (S. 195) für die lydische Abkunft des Pelops sich mit so großer Entschiedenheit gegen Voß erklärt, wundert uns um so mehr, als bereits Niebuhr (kl. hist. Schrift. I. S. 171 Anmerk.) erinnerte, daß die Sage von der Einwanderung des genannten Heros aus Asien nichts anderes bedeute, als die Verwandtschaft der Bewohner des Peloponneses mit jenen von Lydien.

In der Hauptsache ist Hr. R. mit Ref. darin einverstanden, daß der trojanische Krieg, wenn er eine historische Grundlage erhalten soll, in die Zeiten der griechischen Wanderungen herabgesetzt werden müsse, wo so viele Aeoler und Achäer, an welche sich andere Theile des griechischen Volkes anschloßen, genöthigt waren, sich jenseits des Meeres neue Wohnsitze zu erkämpfen. Diese machten dem alten Reiche der Teukrer ein Ende und beschränkten dieselben auf ein kleines Gebiet, während sie den größten Theil desselben an sich rissen. Dieses Ereigniß ward durch das der griechischen Sage eigenthümliche Verfahren, glänzende Thaten und Ereignisse auf die heimathlichen Götter und Heroen überzutragen, den Heroen der genannten Colonisten, welche die Namen und den Cultus derselben in die neue Heimath verpflanzten, beygelegt, und deßhalb in eine viel frühere Zeit zurückgesetzt. Eine Menge der symbolischen Ereignisse, welche die Ilias enthält, war schon lange vor der Auswanderung der Aeoler und Achäer besungen

worden; die Sage vom Zorne des Achilles, von seinem Kampfe mit Hektor, von dem Raube des Palladiums durch Odysseus und Diomedes, von dem hölzernen Pferde und ähnliche gehörten einer sehr frühen Zeit an. Auf troischem Boden fand sich eine Menge von Namen und Gegenständen des Cultus, an welche die Sagen, welche mit den Colonisten nach Kleinasien wanderten, angeknüpft werden konnten, so daß sie sich allmählig zu einem höchst mannigfaltigen Ganzen erweitern mußten. Aeolis war ein Sammelplatz von verschiedenen griechischen Stämmen und Zweigen, durch deren Localmythen dieselben einen großen Umfang und eine höchst wunderbare Gestalt gewannen. Die Darstellung der Eroberung der von den griechischen Colonisten im trojanischen Gebiete besetzten Orte, welche die Ilias an verschiedenen Stellen mit wenigen Worten andeutet, bot für die Phantasie der Dichter zu wenig Spielraum. Dazu kam, daß man die vielen und verschiedenen Kämpfe, welche an die Namen der äolisch-achäischen Heroen geknüpft waren, weil die symbolische Bedeutung derselben nicht mehr verstanden wurde, im buchstäblichen Sinne nahm und wegen der nahen Beziehung, in welcher die griechischen Heroen wegen der Verwandtschaft beyder Völker zu den troischen standen, an die Eroberung von Troja als einen gemeinsamen Mittelpunkt anreihte. War auf diese Weise einmal der erste Schritt zur Verknüpfung einer großen Reihe verschiedener sinnbildlicher Ereignisse gethan und eine Menge mythischer Personen auf geschichtlichen Boden versetzt, so war es sehr natürlich, daß die Dichtung auf dem angebahnten Wege weiter ging, und das einfache Ereigniß zu einem großen Nationalkriege umbildete, an welchem alle griechischen Stämme durch ihre mythischen Heroen Antheil nehmen. Die Eroberung des Peloponneses durch die Dorer erfuhr dasselbe Schicksal. Auch sie ward auf die Heroen zurückgeführt und schon Hyllus, der Sohn des Herakles, beginnt den Zug, welcher bekanntlich viel später statt fand, und Orylus ist Führer der Dorer, wie in der troischen Sage Agamemnon. Dieser gehörte, wie jener, der Götterwelt an; sein Name war ein Prädikat des Apollo, unter dessen Leitung die Dorer in den Peloponnes eindrangen. Als man aber später Orylus von Apollo trennte und in die Geschichte verflocht, war es sehr

natürlich, daß man ihn als unmittelbaren Führer darstellte, wie Agamemnon. Die Vereinigung so vieler und verschiedenartiger Sagen, wie sie die Ilias darbietet, wird um so weniger befremden, je mehr man beachtet, wie kräftig sich in der Zeit, welcher diese Dichtung angehört, das Streben nach Verknüpfung und Vereinigung auch auf dem Gebiete der Poesie regte. Als nämlich die einzelnen Völkerschaften der verschiedenen Provinzen Griechenlands zu größeren politischen Ganzen vereinigt waren, fingen auch die Sänger an, nicht bloß die Götter, sondern auch die Heroen und die an ihre Namen geknüpften Thaten in eine äußere Verbindung zu bringen, so daß ihre Dichtungen von jenen der früheren Zeit sich durch eine große Mannigfaltigkeit auszeichnen mußten. Eine Menge einzelner Localmythen war also schon verknüpft, ehe die äolisch-achäischen Colonisten ihre Heimath verließen. Durch diese Pflanzvölker aber kamen Glieder fast aller griechischen Stämme in die nächste Berührung, wodurch natürlich die Dichtung, welcher alle Colonisten durch die mitgebrachten Sagen Nahrung gewährten, einen noch weiteren Spielraum erhielt. So entstand endlich unter dem milden Himmel Asiens ein Gedicht, welches die meisten der von den glücklichen Eroberern mitgebrachten Heroen und Sagen zu einem großartigen Ganzen vereinigte, in welchem wegen der buchstäblichen Auffassung der alten Sagen in Folge der ganz veränderten Denk- und Anschauungsweise der historische Kern ganz in den Hintergrund trat und die symbolischen Kämpfe und Ereignisse der Heroen, welche sie vollbringen, in dem schönsten Gewande der Dichtung als historische Thatsachen erscheinen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juli.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg; herausgegeben vom Verwaltungsausschuß des Museum Francisco-Carolinum etc. mit 8 lithographirten Tafeln. V. Lieferung; Linz 1846 im Verlag des Fried. Eurich und Sohn: (448 S. gr. 8.)

Wie aus dem Vorworte zu entnehmen, bildete sich bereits im J. 1833 ein Verein zur Gründung eines Museums für Oesterreich ob der Enns, und das Herzogthum Salzburg; und schon im folgenden Jahre konnte es als bestehend angesehen werden: so rasch und erfreulich war der Zugang der Sammlungen, an Gegenständen für vaterländische Geschichte, an Kunst- Natur- und Industrie-Erzeugnissen; wodurch nicht etwa nur der Schaulust genügt wurde, sondern auch zum Vortheil der Wissenschaft rege Theilnahme erwuchs. Behufs des wissenschaftlichen Verkehrs, und der fortschreitenden Richtung, Ordnung und Beschreibung des Materials, aber auch insbesondere Behufs der Benützung desselben durch literärische Mitarbeiter, wurde bald nachher neben den Jahresberichten, und vierteljährigen Nachrichten, durch Hrn. Prof. Gaisberger von St. Florian eine Zeitschrift gegründet, welche, wie bekannt, schätzbare Abhandlungen und Beyträge enthält, und an die Vereinsmitglieder unentgeltlich abgegeben wurde.

Aber „in einer Provinzialstadt wie Linz," wo der wissenschaftlich gebildete Theil des Publicums seinen gesonderten Berufsgeschäften obzuliegen hat, konnte die wirkliche Theilnahme von Mitarbeitern nicht ausreichen, obgleich darunter auch Mitglieder aus den wenigen Abteyen waren, welche in Oberösterreich seit der josephinischen Periode noch bestehen. Dazu kam bald eine sehr fühlbare Beschränkung der öconomischen Verhältnisse des Vereins; indem durch die Gründung eines städtischen Museums zu Salzburg dem Linzer-Verein ein großer Theil der Mitglieder entzogen wurde. Begreiflich: die historischen Interessen von Salzburg sind ohne Vergleich überwiegender. Nur Schade, daß man die an Gründlichkeit und Umfang von jeher ausgezeichnete historische Literatur Salzburgs zur Zeit durch ein ebenbürtiges Fortschreiten und Verständniß keineswegs mehr gewahrt sieht. Man behilft sich auf der Oberfläche. Aber auch zu Salzburg, wie dem Vorworte zufolge, zu Linz, und wie allerwärts, sind es zuvörderst die „materiellen Interessen," welche heutzutage die Menschheit, gelehrt und ungelehrt, berufen und unberufen, beherrschen und stacheln. Zudem ist Linz an der Donau! durch die Eisenbahn und Dampfschifffahrt eben aus dem stillthätigen Heimath- in das Weltleben ein- und übergetreten, in ein technisch lucratives Lustrum, das erst spät wieder das Bedürfniß historischer und wissenschaftlicher Belehrung laut werden läßt. Unter diesen Umständen mußte das Museum Francisco-Carolinum gleichwohl der Fortsetzung seines Monatblattes entsagen, und an dessen Stelle die fernere Erscheinung eines Bandes von Beyträgen für die Landeskunde in jedem Jahre, wie sie schon seit vier Jahren statt fand, zu sichern suchen. Und das ist in der That durch das Hervor- und Zusammentreten dreyer, sehr ehrenwerther Männer gelungen.

Das Vorwort ihrer Verheissung unterzeichnend sind es: Marian Koller aus dem Stift Cremsmünster, Director der dortigen Sternwarte; Fr. X. Pritz, Chorherr von St. Florian, Consistorialrath und Professor ꝛc., und Anton Ritter von Spaun, ständischer Syndicus. Fast möchte es uns befremden, daß sich denselben der gelehrte Chorherr von St. Florian, P. Jodok Stülz nicht beygesellt hat, wenn wir nicht wüßten, daß er mit der Sammlung und Bearbeitung des großen Diplomatariums von und für Oberösterreich, zu dessen Behuf derselbe auch zu München die einschlägigen Codices mit den gedruckten Quellen verglichen und so, wie verlautet, bereits den ersten Band zur k. k. Staatsdruckerey in Wien einbefördert hat, vollauf beschäftigt sey.

Was nun die drey genannten Herausgeber in der vorliegenden V. Lieferung von Beyträgen ꝛc. bieten, ist folgenden Inhalts: 1) Lauriacum, und seine römischen Alterthümer, von Jos. Gaisberger. 2) Ueber die Kometen im Allgemeinen, und die in den Jahren 1843, 1844 und 1845 erschienenen insbesondere, von A. Relshuber. 3) Geschichte der steyerischen Ottokare und ihrer Vorfahren, bis zum Aussterben ihres Stammes im J. 1192, von Fr. X. Pritz. 4) Die Rabenschlacht, von A. R. von Spaun. 5) Bilderschau, im Museum Francisco-Carolinum. 6) Betrachtungen über die in unsern Gegenden üblich gewesenen Gottesurtheile, beyde vom R. v. Spaun.

Im Vorwort zu Nr. 1. erwähnt der Verf. dankbar des Hrn. Joh. Kain, ehemaligen Bürgermeisters zu Enns, der eine merkwürdige Sammlung von römischen, ausschließlich zu und um Lauriacum aufgefundenen Alterthümern angelegt hat, und der Hrn. Weishäupl, Registranten, und Kern, Malers, die mit großer Genauigkeit, und, wie wir es bezeugen können, mit musterhafter Reinheit, all' die Gegenstände für die hier beygefügten acht Tafeln zeichneten und lithographirten. Was das Alter, die Bedeutung und die Geschicke von Lauriacum anbelangt; sind sie doch für die bayer. wie für die österreich. Geschichte gleich interessant; so hat sie der Verf. eben so gründlich als klar dargestellt, und bis zur „totalen Zerstörung" der Stadt i. J. 737 verfolgt. Diese, den Blick gegen den damals barbarischen Norden gerichtet, mit strategischer Umsicht an der Mündung der Enns in die Donau von den Römern erhobene Colonialstadt hält unser Verf. für eine Schöpfung von Alexander Severus. Das Pfarrdorf Lorch ruht heute auf ihren Fundamenten, und der Weiler Enghagen zunächst an der Donau, in der Nachbarschaft einer kleinen Insel, barg einst den Hafen der da stationirten Flotte, das klärt der Grundriß ebenso deutlich auf, als im Mittelalter die Erhebung der nahen Ennsburg am Georgenberg zu Trutz und Schutz gegen Osten. Mit Recht weiset der Verf. S. 17 auf St. Rupert hin, der „von Regensburg bis an die Gränze Oberungarns ungefährdet vorgedrungen war, und auf dem Rückwege, in dieser Römerstadt (Lauriacum) verweilend, und auch da Hülfe und Trost spendend, sie noch immer aufrechtstehend und wohlerhalten gefunden hatte *). Dahin konnte später (649) bekanntlich der hl. Emmeram, wie früher Rupert, auch von einem Herzog Theodo zu Regensburg empfangen und gewarnt, nicht mehr vordringen, weil das Land an der Enns von den Avaren auf eine furchtbare Weise verwüstet war: — (seit dem Vorbrechen Samo's und seiner Hunnen, c. 630), wobey Lauriacum nicht verschont geblieben seyn konnte. Ein Ueberfall auf Raub war es, welcher im J. 737 die Stadt ganz und gar der Erde gleich machte.

In der zweyten Abtheilung dieser Abhandlung erklärt der Verf. die aufgefundenen Alterthümer selbst, auch mit Beziehung auf die auswärtige Literatur unter den drey Rubriken: I. Kriegswesen, II. religiöser Cultus, III. häusliches Leben; und so gilt auch von Lorch und Enns das Sprichwort: „wohin man hier den Fuß setzen mag, stößt man auf ein Stück Geschichte."

Die Abhandlung über die Kometen (Nro. 2) von Augustin Relshuber, Professor und Astronom an der Sternwarte zu Cremsmünster, ist ein spre-

*) Cod. juv. 8. 11 etc. Während 580—600 Garibald I. und Tassilo I. nicht zu Regensburg, „regio cujusdam Ducis Theoto," wie wir in der Geschichte der Longobarden S. 65 angedeutet haben; sondern im südlichen Bajorien herrschte.

chender Beweis von dem fortgesetzten Streben dieser altberühmten Abtey, in jener Fachwissenschaft nicht zurückzubleiben, die der klösterlichen Abgeschiedenheit vorzüglich zuzusagen scheint, und durch deren großartige Attribute Cremsmünster längst bekannt ist.

„Den dunkeln Ursprung der steierischen Ottokare so viel als möglich zu beleuchten," das ist der Zweck der dritten, den größten Theil des Buches (S. 120—365) befassenden Erörterung des Chorherrn Fr. X. Pritz. In der That eine von jenen schwierigen Aufgaben, welche einerseits unvermeidlich auf das weite Gebiet der Hypothesen zurückführt, andrerseits aber bey gründlicher Forschung immerhin eine reelle Ausbeute für die vaterländische Volks- und Culturgeschichte, hier wieder für Bayern und Oesterreich in gleichem Interesse, gewährt. Die Aufgabe ist verwandt mit jener über „die teutschen Stämme und ihre Fürsten." Daß der Verf. wohl vorbereitet und mit Beruf an diese Untersuchung gegangen ist, hat er unter andern durch seine aus den Quellen geschöpfte, und auf vielseitiger Localkunde beruhende „Beschreibung und Geschichte der Stadt Steyer und ihrer nächsten Umgebungen" — (die ehemaligen Abteyen Garsten und Gleink mitbegriffen) Linz 1837, nachgewiesen. Die Stadt Steyer, unter dem unmittelbaren Schirm der Ottokare zu jenem hundertfältigen Gewerksbetrieb in Stahl und Eisen herangewachsen, und ein Vermächtniß aus der fernsten Zeit Noricums, auch schon von Alarich erkannt, ist heute noch der Kern der „österreichischen Eisenwurz," von europäischer Wichtigkeit, ein Glanzpunkt der südteutschen Industrie und Ehrlichkeit im Handel und Wandel.

Diese Monographie der Ottokare zerfällt in sechs Abschnitte und 19 Paragraphe. Im ersten Abschnitt beginnt der Verf. mit einem Ueberblick der Vorgeschichte Noricums, und zunächst des Chiem- und Traungaus von der Römerzeit an bis zum J. 907, wobey ihm der jeweilige verwandtschaftliche Verkehr zwischen den Longobarden und Bojoariern nicht entgangen ist. In Beziehung auf Samo, den Anführer der Slaven (620 — 662) scheint aber S. 128, 129 einiger Widerspruch obzuwalten, indem der Verf., unter Beruf auf Palacky, Böhmen als den Hauptsitz Samo's bezeichnet; zunächst aber wieder die südliche Steiermark als einen Hauptsitz der Slaven angibt, was auch wohl im Hinblick auf die histor. Quelle: Cod. juv. II. 10 — 33 das Richtigere ist *). Daß der hl. Rupert vor Samo (582 — 623), dessen Horden seine Maximilianszelle im Pongau zerstörten, lebte und wirkte, ist auch hier anerkannt. —

(Fortsetzung folgt.)

Troja's Ursprung, Blüthe, Untergang und Wiedergeburt in Latium.

(Schluß.)

So ward die Eroberung Troja's ein Unternehmen, zu welchem alle griechischen Stämme und Städte, die Colonisten nach der kleinasiatischen Küste geschickt hatten, ihren Beytrag an Schiffen und Helden geben, während auf der andern Seite alle die Völkerschaften, mit welchen die äolischen, achäischen und jonischen Ankömmlinge an den Küsten Kleinasiens feindlich zusammengetroffen waren, sich um die Troer schaaren. Auf diese Weise erwuchs der homerische Schiffscatalog, welcher uns in ziemlich treuen Umrissen die Gestalt zeigt, in der die äolischen und jonischen Sänger von ihrem Standpunkte aus und nach den Ueberlieferungen ihrer Väter die Verhältnisse der alten Heimath, wie sie vor der dorischen Wanderung bestanden hatten, und auf der andern Seite die Lagen der Völker der kleinasiatischen Küste, wie sie von den jüngern griechischen Colonisten vorgefunden worden waren, anschauten. Als endlich die Ilias durch Homer sich zum reich geschmückten National-Epos entfaltet hatte, zweifelten die von ihren Reizen bezauberten Griechen nicht im Geringsten mehr an der historischen Treue und Wahrheit dieser Gesänge, so daß selbst der Catalog für eine

*) In der Geschichte von Steyermark, von Ant. Krempl, Grätz 1845; mit Stahlstichen, der Text durchaus slovenisch, eine überraschende Erscheinung! ist „Samo als Slovenski Kral" von 623 an richtig eingereiht.

politische Urkunde galt und die Dichtung durch die Logographen in die Geschichte überging. Wie die Gesänge des Homer bey den Alten das Ansehen geschichtlicher Urkunden besaßen, so nimmt man auch jetzt noch die herrlichen Gestalten der Lieder, von der Zaubergewalt des Dichtergenius geblendet, für buchstäbliche Wahrheit und müht sich vergeblich ab, die homerische Heldenzeit mit der folgenden dunkleren Periode der griechischen Geschichte in pragmatischen Zusammenhang zu bringen, ohne zu bedenken, daß unter den meisten Gestalten, welche die griechische Sage als Menschen auftreten läßt, alte Stamm- und Localgottheiten verborgen sind, welche, sobald sie ihre symbolische Natur verloren und einen historischen Charakter erhielten, als Träger der Ereignisse und Thaten benützt wurden, welche die Völker vollbrachten, denen sie angehörten.

Die Ansichten, welche der Hr. V. im fünften Buche über die Wiedergeburt Troja's in Latium ausspricht, können wir nur theilweise billigen. Darin stimmen wir mit ihm vollkommen überein, daß die römische Sage von Aeneas zu tief in dem Glauben, in den Ueberlieferungen und Heiligthümern des römischen Volkes wurzelt, als daß man sie für ein Mährchen halten dürfte, das sich die Römer von den Griechen Unteritaliens hätten aufbürden lassen. Eine so vielfach bezeugte, von dem praktischsten Volke des Alterthums so zuversichtlich geglaubte Sache läßt sich nicht ohne triftige Gründe, welche aber hier fehlen, in Zweifel ziehen. Wäre C. O. Müllers Annahme, daß Tyrrhener aus Teuthranien und Lydien, durch Aeoler und Lydier verdrängt, sich nach den Westküsten Italiens gezogen und dort den etruskischen Staat gegründet haben, vollkommen erwiesen, so ließe sich allerdings mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die nächsten Nachbarn derselben, die Teukrer, in ähnlicher Bedrängniß eine gleiche Richtung nahmen und sich unterhalb der Tyrrhener in Latium ansiedelten. Allein jene Annahme entstand, wie diese, durch eine irrige Auffassung von Sagen, welche auf einer ganz andern Grundlage beruhten. Uebrigens ist hier der Hr. V. mit sich selbst im Widerspruch. In Arkadien nämlich war der Name „Aeneas“ wegen der Verwandtschaft der ältesten Bewohner dieser Provinz mit den Teukrern eben so einheimisch, wie bey diesen. Hier bemerkt er (S. 110) ganz richtig: „Eine wirkliche Uebersiedlung flüchtiger Aeneaden aus Troas nach dem von den jüngern feindlichen Hellenenstämmen umschlossenen Binnenlande des Peloponneses läßt sich nun nicht füglich annehmen, vielmehr muß der Name Aeneas ursprünglich, wie in dem kretisch arkadischen Pergamon, so auch in dem Innern Arkadiens, zu Stymphalos, Orchomenos und Kaphyä heimisch gewesen seyn. Sollen wir uns also wundern, wenn der Name des Aeneas in Latium, jener des Dardanus in Etrurien sich vorfand, und die Verbreitung desselben ohne Rücksicht auf die eben erwähnte richtige Bemerkung Coloniſten zuschreiben? Dieß wäre wahrlich ein sehr willkührliches Verfahren. Die Etrusker waren mit den Illyriern und Thrakern und auf diese Weise auch mit den Teukrern in Troas gleicher Abkunft. Dasselbe gilt von den Bewohnern Latiums, den Siculern, oder wie sie die Griechen nannten, den tyrrhenischen Pelasgern. Aus dieser Verwandtschaft der genannten Völker läßt sich also sehr leicht abnehmen, wie der Name des Aeneas in Latium und auf Sicilien eben so einheimisch seyn konnte, wie jener des Dardanus in Etrurien. Beyde Namen waren ursprünglich Prädikate des Stamm-Gottes des thrakisch-pelasgischen Volkes, so daß demnach die weite Verbreitung derselben um so weniger auffallen kann. Wie bey andern zu Heroen herabgesunkenen Göttern die Sage die weite Verbreitung ihrer Namen dadurch zu erklären suchte, daß sie dieselben persönlich an alle jene Orte wandern ließ, wo sich ihr Andenken erhalten hatte, so that sie dieß auch bey Aeneas. Welcher Zeitpunkt war aber, sobald man ihn als sterblichen Königssohn betrachtete, geeigneter, ihn nach Italien schiffen zu lassen, als jener der Eroberung des troischen Gebietes durch die äolisch-achäischen Coloniſten? Daß die Aeneaden Troja's nicht auswanderten, sondern noch lange über die Ueberreste der Teukrer, welche ihre Selbstständigkeit retteten, geherrscht haben, ward nicht weiter beachtet.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juli.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg.

(Fortsetzung.)

Im §. 2. läßt der Verf. „den alten Ahnherrn der steierischen Ottokare“ aus dem Dunkel der Zeiten hervortreten: — es sey jener Herzog Ernst I., den wir in der historischen Pragmatik als Ernst den Noriker kennen. Dessen Thaten, Schicksale und Nachkommen werden nun näher besprochen. Wir gestehen, daß uns diese Entdeckung einigermassen überraschte *). Der Ansicht unsers Verf. zufolge stammte Herzog Ernst von den Huosiern; diese seyen aber ursprüglich, wie andere hohe und mächtige Familien Bayerns, aus Franken gegen und in die Alpen, an den Lech und Inn, an die Enns und Salza — den Slaven gegenüber heraufgerückt; im Haufengau „in der uralten Saline Reichenhall, zu Laufen und Lebenau, am Weilhart und Höhnhart, im Chiemgau, um Tengling (?) und Grabenstatt, seyen die Huosier begütert gewesen; hätten auch, am Hofe Tassilo's II. hochgeachtet, in Tyrol und gegen Friaul hin unter Verbindung mit longobardischen Familien Besitzthum erhalten (wohl auf andern Wegen, als erst durch die Agilolfinger); wie dann insbesondere im Jahre 769, als H. Tassilo II. zu Botzen, auf der Rückkehr aus der Lombardey, Behufs der Gründung der Abtey Innichen im Pustertal unter den Primaten auch ein Datocher und ein Hariperath (Aribo) erschienen. Wahrscheinlich habe auch der tapfere Erich „von Chiemsee“ unter Carl dem Großen als Herzog von Friaul bestellt, den Huosiern angehört. (Graf Erich, Gemahl der erlauchten Osila, kam nicht von Chiemsee; er saß anfangs zu Tagaharting; zwischen Troßberg *) und Engelsberg, und dürfte eher der Dynastie Drozzo, oder dem erlauchten Engeldick zugezählt werden.) Von den Huosiern, fährt unser Verf. fort, seyen auch die Babenberger ausgegangen u. s. w.

Unter den älteren Autoritäten werden Dübüat, Scholliner und Mederer aufgeführt. In neuester Zeit habe aber diese Meynung Hormayer (hiernach auch v. Muchar und Filz) wieder aufgenommen und durchzuführen versucht, daß Ernst aus dem Geblüt der Agilolfinger stamme, indem er ein Enkel Tassilo's, und sein Vater Gepahart gewesen.

Huschberg in seiner „ältesten Geschichte des durchlauchtigsten Hauses Scheiern-Wittelsbach, München 1834“ geht von Luitpold I., Gaugrafen an der Glon und Amber (788 — 837) aus, und auch auf die beyden Ernste I. und II., Heeresfürsten im Nordgau über. Wie dagegen A. Buchner, unter Zugrundlegung der akad. Abh. von Joh. Lipowsky 1776 und Aventins, den mächtigen Dynasten Engeldio **) als den Sohn Luitpolds I. und als Gemahl Hildegardens, Tochter K. Ludwigs, und sofort

*) Aber nur in so fern, als, wie der Erfolg zeigt, Herzog Ernst zugleich als Ahnherr der Scheyrer behauptet werden will.

*) Drözzenberg schrieb man es noch c. 1300: (Geiß.)

**) „Engildiosdorf ad Peregun“ haben wir in der topogr. Matrikel nachgewiesen.

als Vater Luitpolds II. und als Großvater der Herzoge Arnulf und Berthold, die Ottokare und Aribone aber als die Sprossen eines andern Geschlechtes erkennt, ist in seiner Geschichte von Bayern, Bd. II. S. 124 — 130 mit besonderer Rücksicht auf Scholliner ꝛc. eben so klar als consequent durchgeführt zu lesen.

Als Stammsitz und Geburtsort des Herzogs Ernst I. will unser Verf. S. 143, nachdem ihm der „salsugo noricus als nativa habitatio“ ausdrücklich zugeschrieben worden, als Reichenhall in Bayern anerkannt wissen; während wir die Hallstatt und das Ischelland in Oberösterreich dafür annahmen, wie aus unserer Geschichte der Salzwerke, München 1836, S. 104 und 241, zu ersehen. Möchten die Huosier auch zu Reichenhall betheiligt gewesen seyn, unter den dortigen seit dem heiligen Rupert einzeln und klar aus den Urkunden hervorgehenden Eigenthümern, geistlichen Corporationen und Dynasten, ist aus jener Zeit kein Herzog Ernst zu entdecken, und es hatte da ein solcher auch nicht Platz finden können. Zwar wurde die uralte Abtey Traunsee (heute Traunkirchen!), welche noch die späterern Ottokare von Steyer als eine ihrer Stiftungen ansahen, und die ihre meisten Herrlichkeiten in Ischelland, Hallstatt und Aussee inmitten ihrer Domainen liegen hatte, wie wir bemerkt, von K. Ludwig im Jahre 909, nach dem Abgang der wahrscheinlich auch (907) an der Enns gefallenen Brüder Alpker und Gundperth dem Grafen Aribo und dem Erzbischof Pilgrim von Salzburg wohl von naher Verwandtschaft wegen eingeräumt. Einst mag sie Herzog Ernst nur als Lehen besessen, aber in Folge seiner Versetzung in den Nordgau und der kaiserlichen Ungnade, welche ihm und seinem Sohn Ernst II. einen großen Theil ihrer Güter entzog, aufgegeben haben. So, wie diese Ernste zuerst im südlichen Bojoarien auftreten, könnten sie allenfalls aus dem agilolfingischen Zweige von Wels und Lambach entsprossen seyn, wenn sie, insbesondere durch Ernst II., nicht mit den gleichzeitigen Aribonen verbrüdert waren.

Insofern sich der Verf. in seiner umständlichen Erörterung mehrmalen und öfter wörtlich auf unsere (des Referenten) Schriften, und darunter insbesondere auf die neuern Beyträge, auf die Geschichte der Longobarden, auf die Geschichte der bayerischen und österreichischen Salzwerke beruft, auch die topographische Matrikel (1841) mit Einleitung und Anhang war ihm zur fleissigen Benützung der ältesten Quellen zur Hand, und insofern es den Anschein hat, als wollte der Verf. hie und da ein juste milieu einschlagen, oder eine Vermittlung der verschiedenen ältern und neuern Ansichten bezielen, sehen wir uns, um nicht mißverstanden zu werden, veranlaßt, die bey uns zur Zeit feststehenden Ideen von der Abstammung jener Dynastie, welche vorzugsweise mit den Geschlechtsnamen der Ottokare, Aribone, Isingrime, Hartwiche und Engelberte *) hervortritt, im Wesentlichen kurz zu wiederholen.

In Folge der Völkerwanderung und selbst aus

*) „Odoaker Rex Herulorum — a devastatis agris sic dictus;“ — berichtet Bernh. Link, der Verfasser der annales austrio-clara vallenses (Kl. Zwettel), Viennae 1723. Es ist das auch ein Specificum zu jenem Glossariolo, wovon wir aus Hugo Grotius und Canciani in der Einleitung zum Index über die Geschichte der Longobarden S. 195 Proben gegeben haben. Die älteste Schreibart unserer Codices, insbesondere von Freysing, von den Ottokaren, Ottwin, Ozzi, Ozzini ꝛc. ist: Odoalger, c. 750; sie entspricht vollkommen dem Begriffe: Freysasse! Odal: (Eigengut)! Die Aribo's, Arpeo, Erb, Haeres, Erf, bedürfen keiner weitern Erklärung. Die wälschen Notare machten daraus Hariperaht und Aripert. Die Isengrim, Iring (die Iringsburg, heute Eurasburg vor dem Gebirge, und der illustris Iring zu Beuerberg); Hringrim, Wasingrim etc. zählen am Gebirge herab, am Inn und an der Loisach, Ziller ꝛc. an das siebente Jahrhundert hinauf; sie hießen im Etschland Idungi. Leo hieß der (wälsche) Sohn eines Isancrimi, Elanswind seine Schwester, Poapo der Vater, bey uns Berthold. Die Hartwiche, Hardunge sind bey den Longobarden als Arudi und Artwici, die Luitpold als Luitprand, die Arundel als Orendil's, die Engelberte als Anselm und Ansprand zu erkennen. Erst in Kärnthen erbten die Sponheimer vom Rhein diesen norischen Namen. Ago ging in Ejo, Ei; Cadalho in Cazelin; Gadoald, Keio, Gejo; noch ao. 890 ein comes Gejo zu Moosburg, Ried I. 72 über, wie des Mehrern im besagten Index nachgewiesen ist.

der Mitte derselben hatten sich die hohen Geschlechter des Flachlandes in die Urheimath, in die längst bebauten und bevölkerten Alpen gezogen, an die Quellen des Inn und Lech, des Rheins und der Etsch, der Isar und Donau ꝛc. Dort oben, in Churrhätien, hatte schon das edelste Geblüt Roms, Christus Lehre bekennend, vor der fanatischen Wuth der Kaiser Schutz gefunden; später die Alemannen, von den Franken besiegt, am Rhein herauf, und sich weit im und vor dem Gebirge verbreitend. Der Fall des longobardischen Reichs und das fast gleichzeitige Geschick der blutsverwandten Bajoarier drängten gegenseitig noch mehr in und durch Rhätien, Vindelicien und Noricum. Das germanische Element hatte unstreitig nun die Oberhand in dieser gemischten Völkermasse, über welche die fränkischen Könige die Oberhoheit übten.

Galt es früher, von den wohl bebauten und mehr civilisirten Provinzen diesseits des Mains und der Elbe die Barbaren des Nordens abzuhalten, so war nun durch drey Jahrhunderte dem Andrange der Barbaren des Ostens, der Hunnen, Avaren und Slaven zu wehren. Darum sehen wir im 7., 8. und 9. Jahrhundert unter dem Aufgebot der fränkischen Großmacht die hohen Geschlechter und ihr Gefolge diesseits und jenseits der Alpen im lebhaften Zuge von Westen nach Osten und südlich gegen Istrien, um das Patriarchat von Aquileia und so den Golf des Adria für Teutschland zu sichern. Wo die Heimath, wo ein Durchzug, ein Stillstand, und endlich die äußersten Gränzmarken, mancherley Rückwanderungen hatten auch statt, da blieben und wurden die Geschlechter landsässig; da treten ihre Aeste und Zweige unter den altangeerbten Volks- und Familien-Namen auch auf ihren neuen Gebieten hervor, so im 10. und 11. Jahrhundert wohl kennbar. Hiebey ist nicht zu übersehen, daß selbst nach dem Ausspruch der fränkischen Könige *) von jeher das Geschlecht der Agilolfinger über die Bajuvarier gebot, und daß demselben zunächst fünf einheimische Dynastien, darunter die Huosi, die Drozza, Fagana ꝛc. standen. Richten wir hiernach beyspielsweise das Augenmerk auf die Ottokare und Aribone ꝛc., wie sie auf jenen Zügen von Westen nach Osten, und wieder außen im Flachland begütert, aus den ältesten Membranen von Brixen, Freysing und Salzburg, abgesehen von jenen von Chur und Constanz, auftscheinen: so läßt sich über ihr Herkommen und jeweiliges Besitzthum ziemlich sicher schließen und zurückschließen *).

Darum haben wir denn unter andern zuerst auf jenen Datocher aufmerksam gemacht, der im J. 769 zu Botzen, wo es sich unter Vorsitz des Herzogs Tassilo II. um die Gründung jener weithin berühmten Abtey zu Innichen handelte, mit unter den „Richtern und Optimaten" des Landes stand (hist. fris. II. 38). Aber noch früher gaben die edlen Männer Helmo **) und Otakar diesseits um Teisendorf, in der nachmaligen Grafschaft Playen und Hall an das Hochstift Salzburg viel an Land und Leuten (Cod. juv. 41), während auch die älteste Abtey Carentaniens, Ossiach, über 789 hinauf zählend, als ersten Gründer der Celle Altossiach ei-

*) In den LL. Bajuvariorum schon ao. 511, 534 ꝛc. begonnen.

*) Nach der auch vom Verfasser z. B. Seite 134 wohl gekannten Regel: nach Gut, Blut und Gleichlaut der Namen u. s. w. Die Stiftungsurkunden von den Abteyen Scharniz (764 hist. frising.) Schledorf, Schliersee ꝛc., die „traditio Gajoni in locis Poapinthal, Oparinhof, Cyreola, Pettinpach" im Oberinnthal, und zugleich außen um Dachau, Pasing, an der Gurten im Rotthal ꝛc. zeugen von der Anhäufung des Adels im Gebirge, wie von dessen Uebergängen und Ausbreitung gegen Isar und Donau. Wie z. B. Reginwerts Vorältern, Croso und Odilo, sich vor der Habgier des Herzogs Alachis von Brescia in die Scharniz geflüchtet, und von dort aus ihr erlauchtes Geschlecht, reich begütert, diesseits fortgesetzt haben, klärten wir in der Geschichte der Longobarden auf.

**) Wie aus vielen Urkunden hervorgeht, sind Helmo und Heimo identisch. Eine Verwandtschaft der Dynasten Heimo's mit den Ottokaren und Aribonen dieß- und jenseits der Alpen, und bis hinab in den Gau Grunzwiti, vom Comes Heimo zur Zeit des Bischofs Hitto von Freysing 826 an, und hiebey den Stifter des Klosters Wilten näher ins Auge gefaßt, mag nicht übersehen werden.

nen Ozzy auf dem nahen Castell Tivene gesessen, nennt *).

Nachdem der Verf. mit vieler Belesenheit über Ernst den Noriker, über seine Tochter Luitswinda, über die K.K. Carlmann und Arnulf, auch über einen Grafen Luitpold I. **) gesprochen, führt er uns (§. 3.) den Herzog Ernst II., und als seine Söhne Ernst III., Luitpold und Aribo (?) und seine Tochter Rihni vor.

Hier in ein Detail einzugehen, das den Geschichtsforschern ohnehin geläufig ist, wäre unnöthig. Wie bekannt, so ist es Thomas Ried, der verdiente Diplomatiker von Regensburg, der in seiner übrigens sehr schätzbaren „Geschichte der Markgrafen von Hohenburg ***) auf dem Nordgau, Regensburg 1812" — mit unserm Ernst I. beginnt; seinen Sohn Ernst II. als Vater von Ernst III. und von Luitpold II. und Aribo aufstellt, und sofort neun Ernste an einander zu reihen weiß, dadurch sich aber auch in manche Probleme verliert.

Huschberg und bedächtlichere Forscher erkennen in Luitpold und Aribo wohl „die gleichzeitigen Markgrafen" †), aber sie nicht als Brüder. Auch Graf Dübüat und Scholliner würden im Hinblicke auf das heutzutage weit klarer nachgewiesene, und von einander ganz verschiedene Herkommen, politische Geschick und erworbene Besitzthum beyder Dynastien

*) Ossiach bezeichnet der letzte Ottokar von Steyer auch als eine Stiftung seiner Ahnen. Der ehrwürdige Ambros Eichhorn wollte zwar unter jenem Ozzy einen Römer: Occus, entdecken; ihn hätte ein Votivstein auf dem Zollfelde genannt.

**) Die Namen Luitpold, Arnulf, Berthold, Otto, Ludwig ꝛc. sind es, welche sich im Hause Scheyern-Wittelsbach öfter wiederholen. Im alten Carentanien war allerdings dessen Besitzthum groß; das gieng aber unter den letzten Carolingern durch Mißgeschick, und durch die Politik der sächsischen Kaiser unter denselben Umständen verloren, als es andere Dynasten, und darunter die Ottokare, Aribo's und Hartwiche gewannen. Erst die Hohenstaufen gewährten den Wittelsbachern wieder einigen Ersatz.

***) Hr. v. Lang leitet sie von den Vohburgen ab.

†) Annales fuld. ad ann. 898 etc.

von ihrer Meynung längst zurückgekommen seyn. Hiezu nur ein Beleg. Wie zu Botzen im Jahre 769 unter den Richtern und Optimaten des Landes dem Herzog Tassilo II. zur Seite jener Datocher (s. oben), so stand da auch ein Hariperaht (Aribert, Aribo). Zwey Jahre früher, 767, war ein Aribo als (vierter) Bischof von Freysing erwählt worden. Als Kind hatte ihn einst der heil. Corbinian, zu Majas bey Meran weilend, aus den Fluthen der Passeyer gerettet. In der Regel traten damals die Bischöfe und Aebte aus den ersten Geschlechtern hervor. Unser Aribo, † 784, erscheint zu Freysing schon früh als Erzpriester; unstreitig stammte er aus dem Etschlande; jenen Hariperaht halten wir für seinen Vater, und Datocher war vielleicht Hariperahts Bruder. Durch Gundoald, Garibald's I. Sohn, und Theudelinda's Bruder, zählten auch die Longobarden zwey Ariberte unter ihren Herrschern. Ferner Erfo, reich begütert in Friaul, Crayn und Tuscien, hatte mit seinen Brüdern schon im Jahre 762 drey Abteyen gestiftet. Sie waren ihre ersten Aebte *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir entnehmen diesen mehrseitigen Beleg aus: de Rubeis: eccles. aquileg. Cap. XXXIX. 335. Peter, Herzog in Friaul, hieß der Vater, Pilitrud die Mutter: Erfo, Marcus und Anton (Zanto) waren die Söhne; Esinda Erfos Gemahlin. Von Anton erscheinen auch Söhne und Enkel. Zu Sexto unter Ampezzo (vico Ampetio) gründeten die drey Brüder im Jahre 762 ein Mönch-, zu Salto ein Nonnenkloster; ein drittes in Tuscien. Sie traten wohl erst im höhern Alter in ihre Stiftungen ein, deren noch frühere aus longobardisch-bajoarischem Geblüt nachgewiesen werden könnten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg.

(Fortsetzung.)

Auf dem Stuhl zu Brixen saß ein Aribo von 828 — 842; bald nachher ein solcher zu Tegernsee. Aribo, der Graf, hatte c. 883 Lambrechtszell (Seeon) inne. Wie wir oben schon aus dem siebenten Jahrhundert der Helmo's und Aribo's um Reichenhall gedachten, so Dübüat jener zu Sonder- und Noderwichs an der Mangfall c. 750. Poapo hieß sein Vater. Aribo, der erlauchte Markgraf in der Ostmark (898), Commenthur der Abtey Trunsee (909), sein Sohn Isengrimm im Weilhart, im Zillerthal, zu Wald an der Alz, und zu Mautern bey Crems; Aribo, ein Bruder des Bischofs Albuin von Brixen, zu Stein im Jaunthal, wie Albuin im Innthal begütert (c. 970 — 1000): die Ottokare, Aribone, Hartwiche, zu Leoben 904 ꝛc., Stifter zu Seeon und Göß c. 1000, Pfalzgrafen in Kärnthen und auf dem Weilhart (1050 — 1070), zu Ennsburg (1020): Aribo, der Bruder Wernhers zu Reichersberg am Inn, in Kraubat und zu Radilach in Carentanien; Aribo, der zweyte Gründer der Abtey Mühlstatt (c. 1140) u. s. w.: das sey mehr als genug für den Nachweis, wie alt, wie mannigfaltig, und hochgestellt auch die Aribone und Ottokare ꝛc. dieß- und jenseits der Alpen, und so gewiß zum größern Theil unter sich verwandt; gegen die Scheyrer aber doch wohl eines andern Herkommens waren?

Kaum ist ein hoher Geschlechtsname in unsern Gegenden volksthümlicher geworden, als jener der Aribone, d. h. der Erbe. An der Dorfkirche auf Tyrol, zu Erpfendorf im Unter-Innthal, und zu Rosenheim, haben wir die Erbe, Bauern und Bürger, in stattlichen und marmornen Grabmälern gefunden, und die Patrimonialherrschaft „im Erb" am südlichen Fusse des Weilhart, bey Fridburg, deutet zuverlässig über tausend Jahre zurück. Längst hätte jener Hort von hohen und edlen Geschlechtern, der Höhnhart, Weilhart, und Hausruck, wo der erlauchte Machelm colonisirte, und die Agilolfinger und Carolinger von ihren Magnaten umgeben die wichtigsten Urkunden besiegelten (zu Matighofen, Ostermuting, Ranshofen ꝛc.), eine Monographie verdient. Denn, die „Naturbildung Teutschlands" betrachtet, „so sind die Alpen" (und ihre Ausläufer,) „die Träger und der Kern des gesammten Bau's," von daher die Wiederkehr der teutschen Stämme und ihrer Fürsten *).

*) Wir haben hier „die deutschen Stämme und ihre Fürsten, von Dr. Ferd. Heinr. Müller, Berlin ꝛc." im Auge. Seit dem J. 1840 sind von diesem Werke 5 Bände erschienen. Mit der hierin vorwaltenden großartigen Idee waren auch die südteutschen Geschichtsforscher und Geschichtschreiber längst vertraut, wie es ihre Werke beweisen. Und eben auf das reiche, längst zum Druck geförderte Materiale unserer Hoch- und Domstifte gründeten jene vielverdienten Autoren: ein Hund, Velser, Meichelbek, Hansiz, Resch, v. Kleimayrn, Eichhorn, Neugart ꝛc. ihre Arbeiten, was Müller l. Vorrede erst noch zu wünschen scheint.

Ueber Rihina (S. 162), jene nobilissima foemina," ihren Gemahl Adalbert, dann Erzbischof, und über ihre Nachkommenschaft, haben wir zuerst die vollständigere Aufklärung gegeben *). Nicht an der heutigen Schalaburg, bey Melk, sondern an einem Bache Sala, unterhalb Neuhofen, in der Richtung gegen St. Florian, will der Verf. (S. 171) das Scalaha in der Grafschaft Aribo's, 889, erkennen.

S. 175. Uns ist die Schenkung eines Guts (895) zu Undrima in der Grafschaft Luitpolds (zwischen Judenburg und Leoben) an Walthun **) vom K. Arnulf nur darum wichtig, weil es ein Ottelin früher zu Lehen hatte. Im J. 904 treten daselbst Otokar und Aribo, Vater und Sohn, schon näher; so wie sie aussen am Inn, zu Stamham, und Vogtareut, zu Grabenstatt am Chiemsee, (ao. 930, 959, 976,) überall botmässig und landsässig sind. Merkwürdig, daß gleichzeitig jenseits Ottwin, (Ottokar,) Graf von Lurn und Pusterthal, mit seinen Söhnen, Engelbert, Volkold, Gerloh und Hartwig erscheint. Hieran reihen sich die Dynasten Turdegowi, die dem Grafen Ozzini, ihres Geblüts? um das J. 1000 die Herrschaft Naunzell in Friaul abtraten, der sie dann seinem Sohn Otto übergab, wovon sie im J. 1040 an den Erzb. Balduin von Salzburg gedieh. (Cod. juv. 241 ***).

*) Im II. Bd. uns. Beyträge ꝛc. 1826.

**) Auch Walchun: welche Namen sich bey den Dynasten von Trüchsen und Heunburg wiederholen; schon seit 750.

***) Die Turdegowi Comites, erscheinen Cod. juv. in Kärnthen von c. 927—1020. Dieser Name, wie die, Witagowo, Ostargowo, Sundergowo, Mosagowo etc. sind appellativa von jenen Gauen, in welchen die Träger der Namen wohnten, oder woher sie kamen. Ortschaften: Turdine, finden sich in Steyer und Kärnthen; wir vermuthen darunter Teinach. Turdelinga, im bayer. Wald (Türlstein;) Turdine. Waldgränze ob der Enns; Dordogne in Frankreich ꝛc. Obige Turdegowi, und jene Witagowi c. 806 und 860 in der Ostmark (Grunzwiti) und zu Admont dotirt, und noch bis 950 auftretend, scheinen den Aribonen und Ottokaren als Stammverwandte nahe gestanden zu haben.

Von Aribo's Söhnen: Isengrim, Sighart, und Ottokar handelt der §. 5. Isengrimsheim im Weilhart heißt heute St. Veit, weil Slaven daselbst siedelten. Der Abschnitt II beginnt mit Ottokar I. im Traungau: ao. 907.

Daß Ottokar II. zu Leoben ꝛc. in Kärnthen auch die Burg Ursen, (heute Irschen,) Flatschach an der Mur, Chumberg an der Rab u. s. w. besessen, ist irrig. Die hier (S. 199) angezogene Urkunde (M. b. I. 352.) ist jene vom J. 1073, welche den überreichen Nachlaß des Pfalzgrafen Cuno von Rot aufzählt, und schon anderwärts commentirt worden ist. Die Erbauung der Stiraburg an der Steyer als das zweyte Bollwerk an der Enns durch Ottokar III. setzt der Verf. um das J. 980 an (§. 7. 213). Ottokar V. erhielt 1056 die Markgrafenwürde (III. Abschnitt, §. 8). Die von der Semt und Ebersberg, und die Eppenstein. Diese durch Marquard, Sohn Ernst's IV. aus dem Sualafeld, waren hierin vorausgegangen. Damalige Gränzen der (obern) neugebildeten Steiermark (§. 9.) und das alte Erbe im Traungau (§. 10), und an der bayerischen Traun in der Grafschaft Ottokars, von woher der Sieger an der Leitha Sigfrid † 1045 stammte (Cod. juv. 233.), möchten wir hinzufügen. Jener Albert, Graf von Rebgau in Oberösterreich (S. 240) ist uns als ein „urkundlicher Bruder des Grafen Ernst VIII. von Hohenburg auf dem Nordgau" bedenklich. Die von Th. Ried zum Grund gelegte Urkunde (M. b. V. 297 vom Kl. Aldersbach c. 1140) führt als Zeugen auf: „Comes Gebehardus de Burchusen, Comes Ernest de Hoenborch, Comes Lutoldus de Plein, Adelbertus de Renzgowa (Repgowa) etc. Diese Rebgauer, Vater und zwey Söhne, Wohlthäter des Kl. Cremsmünster, und durch Hilteburg des Kl. Altenburg, links der Donau, auf altplayenschem Gebiet, erscheinen uns vielmehr als Pleyen. In den §§. 11. und 12 werden die Territorialverhältnisse, Erwerbungen und Stiftungen der Markgrafen in Oesterreich und Steyer sorgfältig aus einander gesetzt *).

*) S. 260. Ganz recht. Die heutigen Fürsten von Starhemberg, welche, wie die abgestorbenen Frey-

Ebenso in den Abschn. IV und V unter Ottokar VI., Leopold dem Starken und Ottokar VII. VIII. 1058, 1129—1192. — Eine der Töchter Ottokars VI. war Cunigund, (S. 281,) Gemahlin des kampf- und siegreichen Grafen Bernhard von Kärnthen aus dem Hause Sponheim-Ortenburg, die wir als Stifter der Cisterzienser-Abtey Victring kennen gelernt hgben (gel. Anz. 1847 No. 38). Durch ihren Nachlaß erhielten die Ottokare großen Zuwachs in der Unternsteyermark, S. 298. Stiftung des Cisterzienserklosters Rein (Runa) bey Grätz aus dem Nachlaß des Grafen Waldo (S. 283 *).

Der VI. Abschnitt gewährt endlich einen „Ueberblick der innern Verwaltung der Steiermark durch die Ottokare; der Beschaffenheit und des Aufblühens des Landes in politischer, kirchlicher, und industrieller Hinsicht.“ Diese §§. 17, 18 und 19 sind es; möchte auch das vorausgegangene ethnographische und genealogische Element mehr oder weniger hypothetisch und fragmentarisch erscheinen, was in der Natur der Aufgabe liegt, welche sich als Errungenschaft für die Culturgeschichte, als reeller und bleibender Gewinn herausstellen.

Wo immer ein Geschlecht zur Macht, zur dauernden legitimen Herrschaft gelangen soll; da muß, mögen dessen körperliche und geistige Bürgschaften

herren von Losenstein, von Berneck, und Hohenberg, an dem Linzer-Domcapitular J. Schwerdling 1830 ihren Apologeten fanden, als stammten sie unmittelbar, durch den edlen Gundacker von Steyer † 1186, von den Ottokaren ab; stehen in demselben Verhältnisse zu diesen, wie die heutigen Grafen von Törring und Tengling zu den einstmaligen Dynasten dieses Namens. Jener Gundacker war nur einer der begünstigtsten Ministerialen der Ottokare.

*) Dessen Abstammung von sogenannten Waldgrafen, Waldbodo's, auch auf den Erz. Balduin (Waldwinus 1040—1060) in Kärnthen einheimisch, und vielleicht auf den Markgrafen Waltilo in Crayn (975) und sofort auf den Comes Waltilo im Isengau (804), der dem großen Gerichtstag über den Dynasten Wago aus dem Etschland: (die Wangen?) zu Altötting beywohnte, zurückführen möchte?

noch so hervorragend seyn, der Boden oder Grundbesitz, der Inbegriff von Ortschaften und Wirthbarkeit, die Unterlage bilden; und wieder die Topographie ist es zunächst, die da dem Geschichtschreiber und Genealogen Bahn bricht. Die Stellung und die Volks- und Landeskunde unsers Verfassers *) verbürgen daher auch den belehrenden Inhalt der vorliegenden Monographie von den Ottokaren der Steiermark, deren fernste Abkunft dadurch freylich noch nicht klar geworden ist **). Dessen ungeachtet ist es eben dieser stoffreiche Rück- und Ueberblick, in welchen der Verf., was die Beschaffenheit und Größe des Landes, seine Standschaften, die Bodencultur, den Bergbau, den Strassen- und Wasserbau, auch mit Hülfe der Juden (S. 330) den Handel ***), das

*) Es that uns wohl, hier den um die Steyermark vielverdienten Geschichtschreiber Aquilin Cäsar aus dem Stifte Vorau; auch ein Denkmal der Ottokare, wie Spital am Semering u. s. w., der in neuester Zeit etwas in den Hintergrund geschoben werden wollte, wieder hervorgezogen zu sehen.

** Unstreitig sind es die Dynasten von Taur, oben am Inn bey Hall, und im Etschland, dann hinaus nach Hohenwart und Andechs, und jenseits das Pusterthal entlang, nach Carentanien und Istrien sich ausbreitend, welche im fernen Mittelalter unter den ersten Richtern und Optimaten kennbar werden: darum wir sie auch in der Geschichte der Longobarden weit voranstellen mußten. Adalbinus (Adalbert) der vierte Erzbischof von Salzburg, 859—873 vom Erzb. Adalram, selbst in Kärnthen 821—836 erzogen, wird von Düker und Hansiz ein Comes de Taur genannt. Erzb. Adalbert II. 923—935, der Gemahl der erlauchten Rihina, im Etschland, im Innthal, im Chiemgau und in Kärnthen, die Ottokare und Aribone stets zur Seite, begütert und verhandelnd, scheint uns zuverlässig der Abkunft Adelrams und Adalbins anzugehören. Die Grafen von Andechs, später in Tirol mit Macht auftretend, nachdem die Ottokare, ihre Stammesgenossen, in der Ostmark ihr fürstliches Loos gefunden hatten, folgten nun, im Erbgange, denen zu Taur, ihren Ahnen. Will man so, mit Aventin und Hund, auf die Huosier und Scheyrer übergehen, so haben wir nichts dagegen.

***) Die Ottokare hatten ihre Münzbank in der Stadt Enns; münzten aber nach dem Friesacherfusse.

Christenthum, die kirchlichen Anstalten, die großherzigen, wohlthätigen und zeitgemäßen Stiftungen von Spitälern, Klöstern und Schulen anbelangt, wieder bis zum achten Jahrhundert zurückgeht; es ist eben dieser VI. Abschnitt, der uns den so ausgezeichnet biederen, frommen, der Menschheit in allen ihren Nöthen wohlwollenden Charakter dieser Ottokare, bis an ihren letzten Hauch „so lebendig vorführt.“ In diesem ihrem wahrhaft fürstlichen Streben waren ihnen aber auch gleichgesinnte und gefeyerte Kirchenfürsten, wie die Erzbischöfe von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Bamberg und Freysing, als Diöcesanen oder Landsassen mit Rath und That an die Hand gegangen und die gleichzeitigen Babenberger (mit Recht ihre Erben!) ein leuchtendes Beyspiel. Und eben unsere Tage, die, materiell, industriell, und commerciell gleich befangene Gegenwart ist es, da wir, die stammverwandten Nachbarn, mit Spannung wieder nach Steyermark blicken.

„Die Rabenschlacht. Eine deutsche Heldensage in Oesterreich, aus dem 13. Jahrhundert, erzählt und erläutert von A. Ritter von Spaun.“ Das ist der Inhalt der 4. Abtheilung des Buchs (S. 366—444).

Ob die Heimath des Niebelungenliedes am Rhein oder an der Donau zu suchen sey, — das war die Frage, als vorstehender, wohlbegründender, mit Autorität ausgerüsteter Verf. durch seine Schrift: „Heinrich von Ofterdingen und das Niebelungenlied, ein Versuch, den Dichter und das Epos für Oesterreich zu vindiciren,“ gegen andere gelehrte Forscher über die teutschen Heldensagen und die vielerley abweichenden Handschriften von denselben auftrat. Der Kampf (Hr. v. Spaun fand vielen Widerpart, vom red- und schreibseligen Rhein her; und selbst einen W. v. Schlegel unter seinen Gegnern) war hartnäckig; für die Unbefangenen ist er aber nicht zweifelhaft, insofern sie die Specialgeschichte von Oesterreich, dessen Sprache, und das Land genauer kennen. Denn Hr. v. Spaun ist eben auf dem kürzern Wege, nämlich auf Grund und Boden der österreichischen Geschichte, der Genealogie und Topographie, — der abstrakten Kritik gegenüber, — auf sein Ziel losgegangen. Der Strom der Heldensagen ist in Oesterreich, in unsern Alpen, reichlicher als irgendwo geflossen, aber daraus zu schöpfen, hat man lange nicht verstanden, und versteht es noch nicht.

Der Gegenstand ist indessen nicht unsers Faches, und wir beschränken uns daher zu bemerken, daß das Gedicht eine bey Ravenna gegen Odoacer statt gefundene Schlacht, daher eigentlich die Ravenna-Schlacht beschreibt. „Es beginnt mit Versen, die augenscheinlich an den Eingang des Niebelungenliedes erinnern.“ An Etzels Hof in Ungarn ist es, wo Dietrich von Bern, den Rüdiger von Pechlarn an der Seite, Tag und Nacht den Tod seiner in jener Schlacht gefallenen Helden beweinte. Allenthalben Namen und Erinnerungen aus Oesterreich und Steyermark. Unter den tapfern Reken werden auch Yrinch mit seinem Bruder Erwin, (Isengrim und Aribo), und Gotel, der Markmann (Gottfrid), der Markgraf Ulrich von Tegelingen (Tengling) ꝛc. genannt. Selbst zwey Söhne Etzels, Erp (Aribo) und Ortwin (Ottokar), von ihrer Jugendhitze hingerissen, kamen um. Der seiner Aufgabe vollkommen gewachsene Verf. dieser Erläuterungen weiset nach, wie die spätern rheinischen Bearbeiter dieser Sagen auch in den vorliegenden z. B. aus Etzels Residenz Sufat: Söst in Westphalen, aus Pechlarn an der Donau: Bakalar am Rhein; aus den longobardischen Ebenen die Landschaft an der Mosel, und aus Ravenna — Gransport gemacht haben. Odoacer war ihnen Ermenrich. — Diese Abhandlung ist unstreitig ein sehr schätzbarer Beytrag zum Frommen der südteutschen vielverkannten Literatur in diesem Fache.

(Schluß folgt.)

Denn von jeher war, zwischen der Adria und Donau, der Frachtenzug über Friesach, Salzburg, Regensburg als die Herzader alles südteutschen Handels erkannt worden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juli.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Der Bundesgenossenkrieg. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Adolph Kiene, Collaborator am Gymnasium zu Stade. Leipzig 1845. VI und 350 S. gr. 8.

Hr. K. versucht die Aufhellung der Begebenheiten einer Epoche der römischen Geschichte, über welche wir nur mangelhafte Ueberlieferungen besitzen. Im ersten Abschnitte seines Werkes (S. 1—119) stellt er das Rechtsverhältniß der italischen Staaten zu Rom nach der Unterwerfung Italiens und zur Zeit, welche dem Ausbruche des Krieges vorausging, bündig dar, im zweyten handelt er (S. 120—340) von den Ursachen des Bundesgenossenkrieges, dem Tribunate des M. Livius Drusus, von dem Kriege selbst, von der Ertheilung des Bürgerrechtes an die italischen Staaten, von den innern Parteykämpfen Roms, von Sulla's Siege, dem Ende des Bundesgenossenkrieges und dem Verhältnisse desselben zu dem gleichzeitigen Bürgerkriege und von den Folgen des Bundesgenossenkrieges für Italien und die herrschende Stadt. Den Schluß (S. 340—350) bilden Zusätze und Berichtigungen und ein zweckmäßiges Register.

Da ein richtiges Verständniß des furchtbaren Kampfes Kenntniß des Zustandes, in welchem sich die italischen Staaten vor dem Ausbruche desselben befanden, erfordert, so hat der Hr. V. denselben im ersten Abschnitte genau geschildert und über die Bundesstaaten, über civitas sine suffragio, die Municipien, Präfekturen, Coloniae civium Romanorum, die Fora und conciliabula sich mit lobenswerther Umsicht verbreitet und viele bisher dunkle Punkte aufgehellt, Irriges aber berichtigt und gezeigt, daß, was den Bundesgenossen das römische Bürgerrecht wünschenswerth machte, die große Annäherung an die herrschende Stadt in Verfassung, Recht, Sitten, Bildung, kurz in der gesammten Denk- und Anschauungsweise war. Die durch Jahrhunderte fortgesetzten gemeinsamen Kriegszüge und der unmerklich um sich greifende Einfluß des herrschenden Volkes mußten eine solche Verschmelzung mehr und mehr erzeugen, die Bundesgenossen mußten sich gewöhnen, in Roms Interesse das ihrige zu sehen, aber auch immer nachdrücklicher eine Gleichstellung mit der herrschenden Stadt fordern. Ihre Bewegungen zur Erlangung des Bürgerrechtes stehen im engsten Zusammenhange mit der agrarischen Gesetzgebung. Gesetzlich wurden ihre Rechte und ihre Mitbenützung des Gemeindelandes anerkannt und verfochten, als die Gracchen durch weitgreifende Landanweisungen einen Mittelstand im römischen Staate zu schaffen und das gesegnete Italien mit freyen kleinen Grundbesitzern zu bevölkern strebten. Nachdem aber auch der jüngere Gracchus der Gegenpartey erlegen war, und man die weitere Einziehung des Gemeinlandes aufgab, standen, wie sich mit Grund annehmen läßt, auch die Bundesgenossen für den Augenblick von der Forderung des Bürgerrechtes ab; wenigstens traten sie bis zum Tribunate des jungen M. L. Drusus mit keiner Forderung der Art hervor (S. 124).

Die lex Thoria hob, wie Hr. K. (S. 137) zeigt, die gracchischen Gesetze in ihrer weitern Ausführung nicht nur vollständig auf, sondern machte

sie in Zweck und Mitteln ganz unmöglich. Durch sie verlor das Volk Alles, wodurch ihm die Gracchen hatten aufhelfen wollen, und die Reihen der Bürger und Soldaten mußten in Folge derselben noch mehr zusammenschmelzen, da die Zahl der Grundbesitzer sich verminderte und die vergrößerten Latifundien eine bedeutende Menge Sclaven erforderten. Die Einkünfte des Staates nahmen ab, die Ackervertheilungen wurden seltener oder hörten auf, bis neue, von den Gracchen nicht versuchte Wege eingeschlagen wurden. Während die Bundesgenossen in ihrem Antheile an dem italischen ager publicus, dem Preise ihrer Heeresfolge, beeinträchtigt wurden, ward diese Heeresfolge noch drückender und gewährte geringern Lohn, da sie in entfernte außeritalische Länder führte, deren Eroberung nur den römischen Staat bereicherte (S. 150). Auch mußten die Gewaltthaten, welche sich die römischen Magistrate, selbst die keine Magistratur bekleidenden Legaten erlaubten, den Bundesgenossen das Bürgerrecht wünschenswerth machen. Dieses wachsende Streben nach dem Besitze desselben hatte nicht wenige von ihnen bewogen, sich nach Rom überzusiedeln. Allein die lex Licinia et Mucia vom Jahre 95 v. Chr. zwang viele von diesen, wie Hr. Kiene mit überzeugenden Gründen darthut, lang genossene Rechte aufzugeben, da nach derselben die socii, qui pro civibus se gerebant, in ihre Staaten zurückkehren mußten. Durch diese Leute, welche sich über ganz Italien verbreiteten, wurden die Gemüther der Bundesgenossen nicht wenig gegen Rom aufgeregt, weßhalb jene lex als eine Hauptveranlassung des Bundesgenossenkrieges angesehen werden kann. Die Bundesgenossen knüpften nun heimliche Verhandlungen mit einander an, und vielleicht war ihr Plan, das Verlorne durch Gewalt wieder zu gewinnen, schon zur Reife gediehen, als M. L. Drusus der Jüngere es unternahm, die Schäden der Republik zu heilen und die drohendste Gefahr abzuwenden.

Dem Tribunate dieses Mannes widmete Hr. K. wegen der Wichtigkeit der Sache einen besondern Abschnitt (S. 159—182). Drusus suchte als Tribun eine Gleichstellung der Bundesgenossen mit den Römern durchzusetzen und brachte zu diesem Behufe eine Reihe von Gesetzen in Vorschlag, welche zunächst 1.) eine neue Organisation der Gerichte, 2.) Aussendung römischer Colonisten nach Italien und Sicilien, Landanweisung und Getreidevertheilung an die ärmeren Bürger und 3.) Ertheilung des Bürgerrechtes an die Bundesgenossen bezweckten. Das Verderbniß und die Schamlosigkeit der Gerichte hatten ihren Höhepunkt erreicht; Haß und Verachtung traf deßhalb den Ritterstand, so daß eine Aenderung der Gerichte, welche besonders vom Senate und den Optimaten gewünscht wurde, nothwendig schien. Das zweyte Grundübel, an welchem der römische Staat krankte, war die ungleiche Vertheilung des Grundbesitzes und des Wohlstandes. Wenige Reiche hatten große Landstrecken in ihren Besitz gebracht, theils als Eigenthum, theils an occupirtem Gemeinlande, und ließen ihre Aecker, um das Uebel noch höher zu steigern, nicht von freyen Pachtbauern, sondern von Sclaven bewirthschaften; ja der Ackerbau mußte nur zu sehr der Viehzucht weichen, weil diese größern Gewinn abwarf.

Mit Recht erinnert Hr. K., daß, wenn gleich Drusus unter den Optimaten und im Senate einen Hauptschutz gegen die Ritter fand, doch seine Gesetze nichts weniger als Parteygesetze zum Schutze eines einzelnen Standes waren; sie sollten vielmehr auf durchgreifende Weise die Grundübel des Staates heilen und forderten deßhalb von allen Ständen Opfer. Allein während die Bundesgenossen eine feste und entschlossene Haltung beobachteten, wurde in Rom das zur Sache der heftigsten Parteykämpfe, was Gegenstand ruhiger Ueberlegung hätte seyn sollen. Hr. K. beurtheilt den ältern Drusus viel milder, als dieß gewöhnlich geschieht. Vater und Sohn standen nach seiner Ansicht auf derselben Seite; beyde waren mit der Ausführung agrarischer Maaßregeln beschäftigt und beyde dem Vortheile der Bundesgenossen günstig. Nur die Uebertragung des Stimmrechtes an die letztern hintertrieb der Vater, während der Sohn sich dieselbe zur Aufgabe gesteckt hatte. Der Grund der Abweichung des Sohnes von der Bahn des Vaters ist in der Verschiedenheit der Zeitverhältnisse, nicht in Wandelbarkeit der Gesinnung zu suchen. Für die Bundesgenossen war der Tod des Drusus das Zeichen zum allgemeinen Abfall und wenn noch irgend eine Hoffnung auf

gütliches Nachgeben Roms in ihnen gelebt hatte, so mußte die lex de majestate, welche der Tribun Varius gegen die Intercession der übrigen Tribunen durchgesetzt hatte, ihnen jeden Zweifel benehmen, da nach derselben die Sieger die edelsten Männer des Verrathes am Vaterlande anklagten, weil sie die Bundesgenossen zum Kampfe aufgerufen und gereizt hätten.

Läßt man die mehr vereinzelten Unternehmungen des Jahres 91 v. Chr. unberücksichtigt, so stand gleich im ersten Jahre des Krieges Italien von den nördlichsten Gebieten der Picenter und Marser bis an den tarentinischen Meerbusen mit Ausnahme eines Theiles Apuliens und vielleicht auch anfangs Lucaniens gegen Rom unter den Waffen. Noch größere Gefahr als diese Streitmacht drohte den Römern die Verfassung, welche sich die Bundesgenossen gegeben hatten. Allerdings stellten einzelne treugebliebene Städte Italiens Contingente; allein durch die Erfolge der Rebellen ermuthigt, fielen auch die Etrusker und Umbrer von Rom ab. Sobald die ersten Maaßregeln zur Abwendung der von diesen drohenden Gefahr getroffen waren, beschloß der erschreckte Senat, aus den Freygelassenen Besatzungen der Küstenstädte von Cumä bis zur Stadt zu bilden und das von Norden drohende Unheil durch Ertheilung des Bürgerrechtes zu beseitigen. Daß die deßhalb 90 v. Chr. erlassene lex Julia auf Ertheilung des Bürgerrechtes (ohne Stimmrecht) an die treugebliebenen Bundesgenossen lautete, ist nun nach Hrn. K. gründlichen Forschungen nicht mehr in Zweifel zu ziehen (S. 216). Es ward durch dieselbe den Latinern, Etruskern und Umbrern und vielleicht noch einigen unter diesen begriffenen Völkerschaften zu Theil.

Die lex Calpurnia, welche in die ersten Tage des Jahres 89 v. Chr. zu setzen ist, ermächtigte den Feldherrn, durch Uebertragung des Bürgerrechtes an die für Rom kämpfenden Italiker und an ganze dem Frieden sich zuneigende Staaten dem Kampfe im Einzelnen ein Ziel zu setzen. Uebrigens legt Hr. K. dieser lex mit Grund nur eine vorübergehende Geltung bey. Die Lage Roms hatte sich im Frühjahr 89 v. Chr. bedeutend gebessert. Der Senat hatte an den neuen Bürgern willige und tapfere Mitkämpfer, während die Marser durch ihren großen Verlust in Etrurien geschwächt waren und auch die übrigen Völker Norditaliens schon mehrere Niederlagen erlitten hatten. Im Süden aber war die römische Macht fast ganz gebrochen, so daß sie sich jetzt dahin nur allmählig von Samnium wieder ausdehnte. Zwar wurden die Streitkräfte der verbündeten Städte in diesem Jahre in einem hohen Grade verringert, allein der Krieg war deßhalb noch keineswegs beendigt. Die Fortschritte der Römer veranlaßten eine Veränderung des Kriegsplans von Seiten der Bundesgenossen, im J. 88 vor Chr. Sie gaben Corfinium auf und machten die Colonie Aesernia in Samnium, deren Festigkeit im vorigen Kriege hinreichend erprobt war, zum Mittelpunkte des Kampfes und wählten jetzt fünf Feldherren. Zur Zeit der höchsten Noth und Gefahr suchte der Senat durch Ertheilung des Bürgerrechtes an die italischen Völker diese aus den Reihen des Feindes auszuscheiden, was, wie Hr. K. nachweist, nicht 89, sondern 87 vor Chr. geschah. Das Stimmrecht aber ward ihnen nach seiner sehr wohl begründeten Ansicht erst im Jahre 84 vor Chr. gewährt. Die Vertheilung der Libertinen in 35 Tribus, welche nach der Ertheilung des Stimmrechtes an die Neubürger stattfand, läßt keinen Zweifel übrig, daß weder früher, noch bey dieser Gelegenheit eine Vermehrung der Tribus erfolgte, weßhalb Hr. K. nach Göttlings Vorgange Appians Angabe von zehn neu errichteten Tribus mit Recht als irrig bezeichnet.

Trefflich schildert Hr. K. die innern Parteykämpfe Roms, welche nun vor den Kriegsbegebenheiten auf italischem Boden in den Vordergrund treten und den Mittelpunkt bilden, und zeigt, wie Marius und Sulla sich einander feindlich gegenüber stehen mußten, wie dieser seit dem Beginne seiner öffentlichen Laufbahn auf Kosten seines Gegners emporzusteigen und den Ruhm desselben auf sein eigenes glückliches Heldenhaupt herüberzuziehen suchte. In Marius hat die römische Nation das letzte Beyspiel ächt römischer Plebejer-Größe ausgeprägt mit allen Tugenden und Lastern des Plebejers, wie sein Gegner Sulla den römischen Adel repräsentirt in

seinem Glanze, seiner Bildung und seiner ganzen innern Verdorbenheit. Mit großer Umsicht stellt Hr. K. das Tribunat des P. Sulpicius Rufus im J. 88 vor Chr. dar, und macht es sehr wahrscheinlich, daß kein Wechsel in seinen Gesinnungen eintrat, sondern die Zeitverhältnisse ihn in ihren Strudel hineinrissen. Es waren wesentlich die Angelegenheiten der Bundesgenossen, welche sein Tribunat bewegten und bey der Verfechtung der Interessen derselben handelte er nach aufrichtiger Ueberzeugung und im Sinne derselben Partey, welche den Drusus gegen den Consul Philippus vertrat, und welcher er schon vor dem Ausbruche des Krieges angehörte; die Sache der Neubürger, welche er verfocht, war ja zugleich die der Bundesgenossen. Allein sein Versuch, den Kampf auf gesetzlichem Wege in Rom zu Ende zu bringen, führte zum Bürgerkriege, mit welchem sich nun der Bundesgenossenkrieg mehr und mehr verschlang.

(Schluß folgt.)

Beyträge zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg.

(Schluß.)

„Die Bilderschau im Museum Francisco-Carolinum“ (No. 5 S. 445) ist eine glückliche Idee des Verf. (v. Spaun), die fortgesetzt und auch anderwärts nachgeahmt zu werden verdient. Was der Verf. für dießmal beschreibt und erklärt, ist a) ein Oelgemälde aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, ein Volksfest, nach Costüm, Wappen und Attributen wahrscheinlich aus Oesterreich; und b) das Lambacher-Ritualbuch mit Federzeichnungen vom Anfange des 13. Jahrhunderts. Lambach ist eine noch bestehende Benedictiner-Abtey in Oberösterreich an der Hauptstrasse nach Wien.

Die „Betrachtungen über die in unsern Gegenden üblich gewesenen Gottesurtheile“ (No. 6) schließen den vorliegenden Band. Nach dem Bericht des Verf. (v. Spaun) aus einheimischen Quellen geschöpft, stimmt das Verfahren genau mit den Nachrichten überein, wie es bey den Gottesurtheilen in andern deutschen Ländern gehalten worden; und wie schon die ältesten Gesetze der Westgothen, Longobarden, Franken, Bayern und Alemanen deßfalls Kunde geben. Das Kreuzurtheil, die Feuerprobe, die Wasserprobe, der Zweykampf mit Schild und Knitteln, mit Schwert und Speer ꝛc. werden hiernach beschrieben. Die Regenten und die Kirche suchten auch hier dem Uebel und Mißbrauch zu steuern. Aber schon Tacitus, sagt der Verf., erzählt von den Deutschen, „die da glauben, Gott sey bey den Kämpfenden.“ Auch in Indien, in Griechenland, und anderwärts, finden sich Spuren jenes Wahnglaubens, auf welchem die Gottesurtheile beruhten. „Die Verkünder des Evangeliums fanden bey den heidnischen Völkern, insbesondere den deutschen Stämmen, die den Gottesurtheilen zum Grunde liegende irrthümliche Ansicht vor; in ihrem Glaubenseifer dachten sie weniger daran, den Irrthum zu bekämpfen; sie übertrugen lieber die Entscheidung von den Dämonen der Heiden auf den allmächtigen und alleinigen Gott der Christen.“

Eine interessante und zur Sache gehörige Notiz verdanken wir dem Verf. durch seine Hinweisung auf die Mon. boica T. V. 238. Als nämlich die Abtey Elsenbach in Niederbayern an den gesündern St. Veitsberg übersetzt wurde, waren unter den vom Erzb. Adelbert von Salzburg als Diöcesan, im J. 1171 dahin verliehenen Privilegien der Taufe, des Begräbnisses ꝛc. auch die „judicia aque aut ferri“ begriffen.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juli.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Versuch einer urkundlichen Darstellung des reichsfreyen Stiftes Engelberg, St. Benedikten-Ordens in der Schweiz. Zwölftes und dreyzehntes Jahrhundert. Gewidmet dem hochwürdigsten und gnädigen titl. Herrn Jubilaten Abt Eugen I. von Büren. Mit ungedruckten Quellen und vier artistischen Tafeln. Luzern 1846. 156 S. 8.

Wohl keiner der klösterlichen Orden hat durch gelehrte, Thätigkeit in Werken nicht blos beschaulicher sondern praktischer Art, der Wissenschaft, besonders der historischen, und so der Welt mehr genützt als der des heil. Vaters Benedictus. Es genügt, unter den vielen in Ziegelbauers vier Folianten aufgezählten Namen älterer und neuerer Zeit nur ein paar aus der letztern, Namen wie Mabillon, Meichelbeck und Pez anzuführen. Was Wunder, wenn auch in der neuesten eines der höchst gelegenen Häuser St. Benedikts, Engelberg (in den Urkunden Engilberc, Engloberc, Englaberc,) im Canton Unterwalden ob dem Walde das fünfzigjährige Priesterjubiläum seines Abtes nicht besser als durch ein Denkmal geschichtforschenden Fleißes ehren zu können geglaubt hat. Die Widmung ist im Namen des ganzen Convents ausgesprochen, und der eigentliche Verfasser, der mitunter in der ersten Person von sich redet, ohne Zweifel der Archivar oder Bibliothekar des Klosters, läßt auf alte löbliche Weise sein persönliches Verdienst in dem der Gesammtheit aufgehen.

Er hat sich's zur Aufgabe gemacht, aus den nicht eben reichlich fließenden Quellen vor der Hand die Jugendgeschichte des Klosters und der zehn ersten Aebte desselben von den Jahren 1105 oder 1124 bis 1298 so gut als möglich zu ermitteln, die Fortführung derselben durch das XIV. und die folgenden Jahrhunderte dem Fleiße eines Andern anheimstellend.

Es war ein Edler des Zürichgaues, Conrad von Seldenbüren (Salinpurron), vielleicht der letzte seines Stammes, der zweytausend Fuß über dem Spiegel des Vierwaldstätter-Sees am Rande des neuntausend Fuß hohen Titlis sich und Gleichgesinnten diesen frommen Zufluchtsort eröffnete, vielleicht schon geraume Zeit vor dem Jahre 1124, in welchem des Kaisers Heinrich V. und des Pabstes Calixtus II. Bestätigungsbriefe erfolgten. Er trug, ganz im Geiste des Ordensstifters selbst, Leben und menschliche Thätigkeit in eine rauhe Thalschlucht, die vorher vielleicht nur von weidendem Alpenvieh den Sommer über besucht war.

Wahrscheinlich hatten sich nicht bloß späterhin, sondern schon gleich anfangs auch hier nach damaliger Sitte zu den Brüdern auch Schwestern St. Benedikten-Ordens gesellt. Im J. 1199 werden vierzig Mönche und achtzig Nonnen als hier Gott dienend angeführt. Daß für letztere neben dem alten ein besonderes Kloster eingeweiht worden, findet sich erst unterm Jahre 1254 vorgemerkt, bey welcher Gelegenheit der Constanzer Bischof Eberhard zweyundvierzig Jungfrauen den Schleyer gegeben habe. Später, um 1361, wurden auf dieser Höhe über 200 Nonnen gezählt.

„Wie auch bey andern Gotteshäusern löste endlich die Zeit den Convent der Nonnen von ihrem Stammhause; der Abt von Engelberg ist jedoch auch jetzt noch Abt des Frauenklosters in Sarnen.“ (S. 18. 48. 49. 83. 94. 106. 125.) Nach des Verfassers Vermuthung, S. 20, haben, wie die weiblichen Zungen nicht minder fleißig als die männlichen das Lob des Herrn gesungen, auch weibliche Hände den männlichen sogar in einem Geschäfte vorgearbeitet, für welches sich die jetzige Zeit den Ordensbrüdern einer frühern zu dem vielleicht nachhaltigsten Danke verpflichtet glauben darf, d. h. im Schreiben und Abschreiben von Büchern. Diesen Händen nämlich traut er die zierlichen Gewebe von vielfarbiger Seide zu, durch welche die mangelhaften Blätter mancher Engelbergischen Handschrift besonders des zwölften Jahrhunderts, wahrscheinlich schon ehe sie unter die Feder kamen, künstlich ergänzt sind. Uns später und lange nach Johannes Guttenberg Geborene, Entferntere spricht gerade diese Seite früherer klösterlicher Thätigkeit am meisten, wenigstens mehr an als die Erwerbungen oder Verluste von Grundstücken, Lehen und Lehenleuten, die gute oder üble Wirthschaft des einen oder andern der Prälaten, die vorherrschend gibellinische Haltung, die es auch mit der andern Partey nicht verdirbt, kleine Zerwürfnisse innerhalb der Mauern selbst und andre dergleichen Dinge von vorübergehender oder doch zunächst nur örtlicher Bedeutsamkeit. Deshalb lassen wir diese unsre Anzeige darauf beschränkt seyn, dessen, was auch auf Unterwaldens hoher, rauher Himmelswarte unter ihren ersten zehn Häuptern nach jener Seite hin geleistet worden, einiges herauszuheben.

Unter Adelhelm († 1131), der noch mit den Schwierigkeiten der ersten Einrichtung, selbst mit äußern Feinden, worunter sogar Verwandte des Stifters, zu kämpfen hatte, gab es wohl keine Gelegenheit, an Beschäftigung obiger Art zu denken. Dieß mag eben so wenig unter den drey nächstfolgenden Aebten Liutfrid, Welf und Hesso der Fall gewesen seyn, die von Engelbergs alten Chronisten als ihrer Stellung Unwürdige in der Reihe der Vorsteher geradezu ausgelassen sind. Desto mehr geschah unter Frowin (1147 — 1177). Dieser aus St. Blasien hieher als Abt berufene Ordensbruder, der vielleicht auch die Pariser Schule besucht hatte, brachte den damals in mehrern andern Klöstern z. B. in St. Gallen Namhaftes leistenden Sinn für wissenschaftliche Thätigkeit mit. Er war selbst Schriftsteller, natürlich zunächst im Fache der Theologie. Es werden von ihm VII Bücher de libero arbitrio, Commentare über das Gebet des Herrn und über andre Theile der heil. Schrift zu Einsiedeln aufbewahrt. Als Lehrer erklärte er seinen Schülern den Text von Klassikern, nicht blos von solchen, die wie Boethius, Theodulus, Prudentius, Sedulius, Prosper der christlichen Richtung angehören. In dem (S. 31. 33) mitgetheilten Catalog der damaligen Engelbergischen Schulbibliothek sind auch die Namen Tullius (Cicero), Priscian, Statius, Lucianus, Juvenal, Ovid, Homer zu finden. Leider sind fast sämmtliche Bücher dieser eigenen Schulbibliothek verloren gegangen, während von den übrigen wahrscheinlich in einem andern Raum aufbewahrten Handschriften des Klosters noch eine bedeutende Anzahl übrig geblieben ist. Von diesen sind einige, unter Frowins eigner Hand, mehrere unter der seiner Schüler, die er dazu anzuleiten und anzuhalten wußte, entstanden. Zum Beweise, wie sehr man dabey nicht nur auf Genauigkeit, sondern auch auf Zierlichkeit gesehen, ist gegenwärtigem Buche eine Steindrucktafel mit gemalten Initialen aus Büchern jener Zeit beygegeben.

Nach des Verfassers Bemerkung ist das für die Geschichte wichtige Chronicon Engelbergense, MS. in folio maximo, nicht, wie in Pertz' Archiv VII. 173 gesagt wird, von Frowin selbst, sondern bis zum Jahre 1175 von seinem Schüler und Nachfolger Berchthold geschrieben, übrigens durch Andre bis auf das Jahr 1502 herabgeführt. Aber Berchtholds Vorlage war das von Frowin bereits zu St. Blasien begonnene und in Engelberg vollendete sogenannte Chronicon Murense.

Daß Berchthold auch als Abt (1178 — 1197) in der Vorliebe für Literatur hinter sich und seinem Meister nicht zurückgeblieben sey, zeigen einige aus seiner Zeit und zum Theil von seiner Hand noch vorhandene Manuscripte. Abt Heinrich I. von Wartenbach (1197 — 1223), ein weltgewandter

Mann, der bey Gelegenheit einen weiten Ritt zu und mit Kaisern und Königen nicht scheute, war, wie es scheint, mehr auf Verherrlichung des Gottesdienstes durch Kunst und Gesang bedacht. (Eine der beygegebenen Steindrucktafeln stellt ein drey Fuß hohes und zwey breites silbernes Kreuz mit Reliquien und mit Figuren von getriebener Arbeit dar, das als Heiligthum und Denkmal deutscher Kunst jener Zeit im Kloster aufbewahrt wird.) Dennoch wird auch er als Schriftsteller und namentlich als Commentator des Julius Solinus aufgeführt. Heinrich II. (1224 — 1241) schrieb über die Briefe des Apostels Paulus. Dieses Werk, wie das, was etwa Wernher (1241 — 1250) der Art hinterlassen haben mag, ist durch den letzten Klosterbrand vernichtet worden. Seite 81 wird bemerkt, früher müsse dem Gotteshause auch profane Dichtkunst nicht fremd gewesen seyn; Beweis die Fragmente eines deutschen Gedichtes aus dem Kreise der Tafelrunde und ein abhanden gekommener Waltharius. Wie verhält sich dieß zu dem, was Pertz (Archiv VII. 171) in seinem Reisebericht von 1837 Engelberg betreffend ausspricht: „Die Geneigtheit des Herrn Prälaten eröffnete mir (17. September) sogleich die Handschriftensammlung, in welcher ich unter andern eine Handschrift des Waltharius bemerkte.“ —? — Abt Walther I. (1250 — 1267), der von den Brüdern abgesetzt wurde, war, wie es scheint, auch in dieser Hinsicht wenig zu rühmen, desto größeres Lob aber wird seinem Nachfolger Walther II. (1267 — 1276) zu Theil. Dieser schrieb eigenhändig einen Band lateinischer Homilien und übersetzte die Regel St. Benedicten in's Deutsche, damit sie, allen verständlich, dem Frauenconvente über Tisch könnte vorgelesen werden, ein Buch, das sich bey den Nonnen zu Sarnen habe wieder finden lassen. Der (auf Tafel 4 in Steindruck gegebene) verzierte Anfangsbuchstabe zeigt die Bilder Walthers, Guota's der damaligen Meisterin dieser Frauen und eines Bruders Chuono, welcher wahrscheinlich für den Schreiber, wie der Name Vbo als der des Rubricators (wenn nicht umgekehrt) zu nehmen ist. Der Hand der genannten Meisterin selbst aber ist, nach des Verf. Meinung, die älteste deutsche Handschrift Engelbergs, ein schönes Erbauungsbuch, eine „christliche Blume aus der Zeit der Minnesänger“ zuzuschreiben.

(Schluß folgt.)

Der Bundesgenossenkrieg. Nach Quellen bearbeitet von Dr. Adolph Kiene.

(Schluß.)

Nach Sulla's Siege war das römische Bürgerrecht von Rubico und Macra bis zur Südspitze Italiens ausgedehnt; allein die Bevölkerung, welche dieses Land bewohnte, war nicht mehr dieselbe, welche den Kampf um politische Gleichstellung gegen die herrschende Stadt unternahm. Der Krieg hatte nicht nur alle jene bedeutenden Männer dahingerafft, welche an der Spitze der Bundesgenossen den Kampf leiteten, sondern auch mehrere Hunderttausende ihrer Bürger verschlungen; ihre eigenen Führer ergänzten überall die schwindenden Streitkräfte durch Aufrufung der Sklaven zur Freyheit und unter ihre Fahnen. Besonders hatte sich nach den Niederlagen der Cimbern und Teutonen, deren Ueberreste in Gefangenschaft über Italien und Sicilien vertheilt wurden, die Anzahl der Sklaven in einem verderblichen Grade vermehrt. Diese schon an sich wichtige Zersetzung der Nationen, die nicht mehr in sich den Mittelpunkt ihres politischen Lebens hatten, ward durch Sulla's Maaßregeln vollendet. Die Sitten und das ganze Leben verwilderten seit dieser Schreckenszeit. Der Staat selbst tritt bald in den Hintergrund und einzelne Männer erscheinen an der Spitze der Ereignisse, welche nicht das Wohl Italiens, sondern persönliche Interessen und Feindschaften verfolgten. Bey Sulla's Siege griffen Haß und Willkühr in die heiligsten Güter der Bürger ein, trieben die Gegner von Hab und Gut und belohnten mit diesem Raube die eigenen Anhänger. Die Anzahl der kleineren freyen Landbesitzer nahm nun mit auffallender Schnelligkeit ab, und damit sank der Ackerbau auf italischem Boden; ganze Gegenden, welche sonst von zahlreichen Völkern bewohnt waren, wurden in Gü-

ter von Privatpersonen verwandelt. Die sullanische Verfassung und die römische Republik erlagen der Uebermacht einzelner Großen, welche der Bundesgenossenkrieg und die durch denselben herbeygeführte Ausdehnung des Bürgerrechtes über Italien vorzugsweise angebahnt hatte. Nach Sulla's Tode konnte kein Römer dem Einflusse und der Macht des Pompejus die Spitze bieten. In welcher Weise dieser auf die Stimmen der Colonien und Municipien einwirkte, zeigte sich besonders bey der Zurückberufung des Cicero, wo er den Augen der Welt die ganze Größe seines Einflusses und seiner Macht zur Schau stellte. Schon vor dem Kampfe der Bundesgenossen mußten diese ihre Angelegenheiten in Rom durch einzelne angesehene Männer vertreten lassen. Ein solches Patronat gab diesen Ansehen und Einfluß. Auch jetzt bedurften sie solcher Beschützer und je mächtiger ein Patron war, desto größere Vortheile konnte er ihnen zuwenden, weßhalb sie sich natürlich an den Mächtigsten am liebsten anschlossen, dessen Ansehen, so viel sie vermochten, unterstützten, und fast nur auf seine Einladung zur Abstimmung nach Rom kamen, da die weite Entfernung sie an einer regelmäßigen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten hinderte. Agrarische Gesetze erhielten jetzt ebenfalls eine ganz andere Bedeutung, in so ferne nun ganz Italien, so weit das Bürgerrecht reichte, an den Landanweisungen Theil nehmen konnte, so daß diese seitdem Belohnungen wurden, welche die Großen ihren Anhängern für geleistete Dienste ertheilten und für jene eine Quelle neuer und vermehrter Macht waren, da die jetzt ausgesandten Colonen ihr Stimmrecht zu Rom nicht einbüßten. Dazu kam der ausgedehnte Grundbesitz jener Männer, welcher die Interessen der umliegenden Völkerschaften noch unmittelbarer mit den ihrigen verflocht. Die veränderte Kriegsaushebung, welche die Ausdehnung des Bürgerrechtes mit sich führte und die veränderte Stellung der Legionen zu ihren Feldherren trug nicht minder zur Vermehrung der Macht einzelner Männer bey; denn jetzt hob der Römische Feldherr unter den Italikern die Soldaten aus und dort hemmten ihn unter den nicht Censirten keine Schranken des Census (S. 338). Die Gunst, in welcher der Feldherr bey einem solchen

Heere stand, war von großer Bedeutung, da alle gleichmäßig Bürger waren, und die Soldaten in dem Feldherrn ihren Beschützer ehren mußten, besonders wenn er ohnehin ihr Patron war. Ein solcher gewährte ihnen nicht bloß in den Feldzügen reiche Beute, sondern eröffnete auch für die späteren Jahre Aussicht auf einen sicheren Grundbesitz, so daß sie ihn zu diesem Behufe wieder kräftig in Rom unterstützten und wünschen und darnach trachten mußten, daß die Militärgewalt stets in der Hand desselben Mannes und zwar des Mächtigsten im Staate war, und diesem es am leichtesten wurde, große Heere unter seine Fahnen zu sammeln. Hier ist die Wiege der monarchischen Gewalt im römischen Staate und hierin wurzelt gleichmäßig die faktische Macht des Pompejus und Augustus. Jener hatte allerdings eine mächtige Aristocratie gegen sich, die aber auch ihm schon unterlag, als beyde Gewalten ihre Kraft ernstlich miteinander massen. Gleichwohl leisteten die festgewurzelten republikanischen Ansichten und Formen einer geregelten monarchischen Gewalt noch langen Widerstand, bis die wachsende Zügellosigkeit des römischen Pöbels, die blutigen Kämpfe, von denen die Durchführung wichtiger Maaßregeln in den Volksversammlungen begleitet war, und die stets rascher sich wiederholenden Bürger-Kriege endlich nur in der überwiegenden Gewalt eines Einzelnen eine feste Herstellung der Ruhe und Ordnung hoffen ließen. Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der gelehrte und talentvolle Hr. V. sich der Aufhellung ähnlicher dunkler und wichtiger Theile der römischen Geschichte unterziehen möge.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juli.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Versuch einer urkundlichen Darstellung des reichsfreyen Stiftes Engelberg, St. Benediktenordens in der Schweiz.

(Schluß.)

Bey dieser Gelegenheit bemerkt der Verf. in einer Note (S. 93): Abt Rudolf, dessen Psalmenbuch mit einem herrlichen Titelbilde auf uns gekommen, schrieb in schönen Versen ein novellum pastorale de sacramentis ($\frac{4}{10}$ Catal. mss. pag. 122) mit folgendem Anfange:

Ne pereant igitur celestis fragmina mense etc.

Nun ist dies eigentlich erst der dreyzehnte Vers der mit

Sacrorum sacra verba patrum decretaque Romae

beginnenden Einleitung zu dem handschriftlich bekannten metrischen Pastorale novellum des Rudolf von Liebeck, von welchem beachtenswerthen kirchlichen Versificator man bisher nicht anders gewußt, als daß er Decanus ecclesiae Constantiensis gewesen. Unser Verf. gibt ihn an als Abt (also wohl von Engelberg), der von Stuelingen gebürtig gewesen und i. J. 1360 gestorben sey. In einer Urkunde von 1315 zu Beromünster kommt ein Ruodolfus de Liebegge vor als dortiger d. h. ecclesiae Beronensis canonicus, in einer zu Sursee von 1329 ist (wohl) derselbe als Probst zu Bischofscelle und Chorherr uf dem Tum zu Constanz angegeben. Geschichtsfr. III. 8. 240. Sollte dieser nach der Hand in den Bened. Orden getreten und zu Engelberg Abt geworden seyn?

Unter Abt Arnold (1276 — 1294) mangelte es dem Engelberge neben Brüdern, die einer derben Faust den Schwung ließen, doch nicht an solchen, die die Feder zu führen wußten. In diese Zeit setzt der Verf. ein zu Sarnen aufbewahrtes Fragment des Titurel.

Die Beylage von „sprachlichen und historischen Urkunden“ gewährt in ersterer Hinsicht einen Theil der von Frowin geschriebenen deutschen Glossen zur Bibel, wenig verschieden von den auch in mancher anderartigen Handschrift vorkommenden sogenannten Monseeischen, sodann ein Stück von des Abtes Walther Uebersetzung der Benedicten-Regel, von den Worten Ausculta o fili an. Da dies oben erwähnte für die Nonnen bestimmte Buch sowohl den lateinischen Text als die Verdeutschung enthält, (nach S. 96) „in buochschun und in tuschun“ geschrieben ist, so ist, wie es scheint, den guten Frauen zu jeder Tischzeit je eine Lectio in lateinischer Sprache zum besten gegeben worden, worauf denn, gewöhnlich mit dem Eingang „an der leczun so ir nu hant virnomen, spricht alsus unsre vatir sanctus Benedictus“ erst die deutsche Uebertragung folgt. Obschon es lateinische für Nonnen bestimmte Grammatiken noch im XV. Jahrhundert gegeben, so scheinen es doch in der „buochischen“ Sprache auch in früherer Zeit nicht alle frommen Schwestern so weit gebracht zu haben wie etwa jene bekannte von Wessobrunn, die von Gandersheim und die von Heidenheim. Warum (S. 95. 118) die Sprache dieser Uebersetzung, die zwischen der des St. Galler's Kero und unsrer jetzigen so ziemlich in der Mitte liegt, für fremd, für vielleicht „Walliser-Deutsch des 13. Jahrhunderts“ gehalten wird, ist

nicht recht klar. Prefpin (strafen) ist wohl nur verschrieben für refsin, wo nicht aus dem bekannten berefpen entstellt, chorde (sermo) mag für wort, das auch Kero hier braucht, oder für chose mißschrieben seyn. „Ein mafçe wins = emina vini" scheint bey dieser Gelegenheit ausschließlich für den „hochgelahrten Verfasser der aargauischen Klosterzerstörungsdenkschrift" aufgetischt zu seyn. Uebrigens verdiente dieses Sprachdenkmal, in welchem uns mehreres Eigenthümliche z. B. encheinest, die Negation von einest (aliquando), pist (noch Keros euuist ovile) aufgefallen ist, gar wohl, daß der Herausgeber dieses Anfanges demselben gelegenheitlich auch Mittel und Ende folgen ließe. An seiner Genauigkeit zweifeln wir nicht, und glauben gerne, daß was uns etwa in aufgeführten Textstellen hie und da bedenklich vorkommt, gerade so auch in der Vorlage stehe. Die VII pbros auf S. 45 möchten wir uns lieber als presbyteros denn als perprobos (viros) erklären. Auch glauben wir, daß das fpinwidrin fleisch des Engelberger Hofrechts S. 12 Fleisch von Säuglämmern sey.

Unter den als bisher ungedruckt beygegebenen Documenten sind vier Kaiser-Urkunden (von 1199. 1227. 1229. 1233), ein päbstlicher Erlaß von 1284, einer des Constanzer Bischofs Heinrich von 1235 — 1241, vier Urkunden, deren eine zum Theil in Facsimile, von Privatpersonen, und ein Engelbergisches lateinisches Urbar von 1309 — 1316.

Den Schluß bilden Regesten sämmtlicher bisher bekannten auf Engelberg bezüglichen Urkunden von 1122 bis 1297, hundertdreyundzwanzig Stücke. Die äußere Ausstattung des Buches ist eine solche, wie sie für eine Festgabe der Art wohl unerläßlich war. J. A. S.

Programmen-Revue oder Schularchiv. Eine Zeitschrift für Schule und Wissenschaft. Jahrgang 1843. I. und II. Heft. Dresden, Verlag von Adler und Dietze. 1845.

Die fast überschwängliche Masse von Monographieen, Programmen u. dgl. und ihr wenigstens theilweise wissenschaftlicher Werth hat bey der meist schwierigen Zugänglichkeit zu dieser oder jener subjectiv interessanten Schrift theils eine Art Tauschhandel unter gewissen gelehrten Körperschaften hervorgerufen, wie unter den höheren Lehranstalten des nördlichen Deutschland, theils auch die Redactionen einzelner Zeitschriften bestimmt, eine Uebersicht ihrer einschlägigen Gelegenheitsproducte zu geben, theils besondre Journale begründet, wie z. B. das Repertorium der classischen Philologie von Dr. Mühlmann und Ed. Jenicke. Allein damit konnte nicht allen Wünschen entsprochen werden; es mußte, ich möchte sagen, ein Emporium angelegt werden, zu dem jeder auf verschiedenem Fahrwasser seine kleine Ladung bringen kann, wenn er nur den Willen hat, natürlich zoll- und steuer frey. Der Anfang des Werkes ist gemacht und zwar so, daß wir den unbekannten Herausgebern des Schularchives nichts anderes zu wünschen haben, als daß ihnen der nöthige Beystand von außen her geleistet werde; denn so anstrengend und mühevoll das Geschäft des Sammelns und Sichtens derartiger Schriften ist, so reicht in der Regel die Kraft und Ausdauer der Unternehmer weiter aus, als die Lust und der gute Wille der Bundesgenossen.

Das erste Doppelheft berichtet in der ersten Hauptabtheilung über nicht weniger als 279 Abhandlungen; davon gehen 53 auf Pädagogik und Methodik, im allgemeinen und besondre Disciplinen betreffend; 54 bis 103 sind Reden oder kleinere Beygaben zu Programmen; 104 bis 163 sind philologischen Inhalts; 164 bis 184 behandeln historische Stoffe und die Hilfswissenschaften der Geschichte; zur Geschichte der Literatur und Kultur geben 185 bis 200 Beyträge; 201 bis 206 fallen der Mathematik, 207 der Naturwissenschaft, 208 bis 211 der Philosophie, 212 bis 216 der Theologie, 217 bis 234 der Jurisprudenz, 235 bis 279 der Medicin anheim. Die Auszüge oder Uebersichten — alle in der Sprache des Originals gegeben — sind nach Umfang und Gehalt verschieden, was theils in den Vorlagen theils in der Auffassung begründet scheint; manchmal sind es nichts weiter als Register, die man dem Programm voraussetzen könnte, bald Relationen, die den Gang und das Resultat der gepflogenen Untersuchung klar zu machen bestimmt sind. Bey denjenigen philologischen Abhandlungen, welche sich mit der Kritik mehrerer Stellen desselben Autors oder verschiedener Schriftsteller befassen, sind bald alle mitgetheilt, wie z. B. No. 130. 131. 136. 139, bald einzelne, wie 160. Wo die Zahl derselben zu groß war, begnügte man sich mit allgemeiner Erwähnung, z. B. 141. Freylich wird dieses Verfahren weder den Verfasser noch den Leser allemal zufrieden stellen und man wird dem Referenten, ohne daß er es verdient, eine gewisse Parteylichkeit oder Gleichgültigkeit vorwerfen hören; allein darüber wird sich derselbe leicht trösten können.

Die zweyte Hauptabtheilung bilden I. Mittheilungen aus den Nachrichten der Programme von 1843; sie sind statistische Notizen und zwar über die Schulen Preußens, Hannovers, Wirtembergs, Sachsens, Badens, Hessens, Nassaus, der herzoglich sächsischen Länder (außer Meinigen), Rudolstadts. Daß die Gymnasien Bayerns nicht gleich an ihrem Platze stehen, wundert uns um so mehr, als die Herrn Herausgeber durch Professor Gutenäcker wohl schon das Material in Händen gehabt haben möchten. II. Miscellen. Sie bilden zumeist Auszüge aus Zeitschriften, insofern diese Aufsätze über die Alterthumswissenschaft enthalten.

Die dritte Hauptabtheilung bietet einige kurze Originalaufsätze und in einem Codex scholasticus Gesetze und gesetzliche Bestimmungen über die wissenschaftlichen Bildungsanstalten Deutschlands. Die ersten mitgetheilten sind vom Königreich Sachsen, und zwar anfangend von der erneuerten Schul-Ordnung für die Landesschulen Meissen, Grimma und Pforta, für die lateinischen Stadtschulen, wie für die deutschen und Dorfschulen, v. 17. März 1773. bis zum Regulativ, die für Candidaten des höheren Schulamts auf der Universität Leipzig zu haltenden Prüfungen betreffend, vom 1. August 1843. Diese letztere Zugabe ist sehr dankenswerth; die Miscellen aber, deren Inhalt entweder bekannt oder anderwärts schon angezeigt worden ist, könnten, wie vielleicht auch die Originalaufsätze anderen Organen überlassen werden, wodurch die Programmen-Revue an innerem Zusammenhang, die Herrn Herausgeber an Zeit gewännen, die ihnen ohnehin bey dieser Arbeit oft zu kurz werden wird. Th.

Horae ichthyologicae. Beschreibung und Abbildung neuer Fische von J. Müller und J. H. Troschel. Berlin 1845. Fol. erstes und zweytes Heft mit 11 Kupfertafeln, die Familie der Characinen.

Der Plan der Verfasser ist in zwanglosen Heften Beschreibungen und Abbildungen neuer Gattungen und Arten von Fischen zu liefern, welche in den an Fischen so reichen Berliner-Museen sich befinden. In dem vorliegenden prachtvoll ausgestatteten Doppelhefte, welches eine mehr monographische Darstellung der Characinen enthält, überzeugt man sich so leicht von der Reichhaltigkeit des den geehrten Herrn Verf. zu Gebothe stehenden Materials, von der Schönheit und Nützlichkeit des Unternehmens, daß man demselben von ganzem Herzen einen guten und raschen Fortgang wünscht.

Historisch-kritischen Bemerkungen über diese Fische folgt eine Synopsis der Gattungen und Arten die bisher bekannt waren, nebst mehreren von den Verf. neu aufgestellten. Der aufgeführten Gattungen sind 32 mit 88 Arten. Vier Gattungen sind rein afrikanisch, die übrigen amerikanisch; von den Arten leben nur 8 in Afrika (im Nil, Senegal und Guinea) alle übrigen in Amerika. Neue, von den Verf. zuerst aufgestellte Arten sind 19, von denen 10 neuen Gattungen angehören und unter diesen Gattungen sind 4, welche nur aus neuen Arten bestehen.

Der Synopsis folgt die Beschreibung der neuen Arten, welche bey Vermeidung einer in Cuvier und Valenciennes nur zu oft lästig fallenden, unnöthigen Breite, völlig genügende Ausführlichkeit und Klarheit besizt. Besondere Rücksicht ist hiebey immer der Form der Zähne und Zunge gewidmet, welche Theile sich auch bey den Arten dieser Familie als ungemein characteristisch erweisen.

Die beste Uebersicht über die Eintheilung und Gattungen dieser Familie mag folgender clavis generum Characinorum geben.

Characini A. pinna dorsali nulla.

Dentibus palatinis aequalibus velutinis. Erythrinus. Dentium palatinorum majorum conic. serie ante velutinos. Macrodon.

B. pinna adiposa. a. abdomine serrato. aa. dentibus ossis intermaxillaris biser. α. conicis. Catoprion. β. primaticis. 1. conicis duobus mediis post prismaticos mandibulae. Myletes. 2. conicis nullis post prismaticos mandibulae. Myleus. bb. dentibus ossis intermaxillaris uniseriatis. α. dentibus palatinis. Serrasalmo. β. dentibus palatinis nullis. 1. aculeo bifido post anum. Pygocentrus. 2. aculeorum ad anum seriebus lateralibus. Pygopristis. b. abdomine non serrato. aa. dentibus nullis. Anodus. bb. dentibus. α. inferioribus nullis. Hemiodus. β. dentibus superioribus et inferioribus. αα. dentibus maxillarum et ossis palatini. 1. dentes canini nulli. Xiphostoma. 2. dentes canini. 1. 1. dent. palat. uniseriati conici. Xiphoramphus. 2. 2. dent. palat. granulosi conferti. Hydrolycus. ββ. dentibus ossis palatini nullis. 1. dentes canini. Agoniates. 2. dentes canini nulli. Letztere sind weitaus die zahlreichsten und sie zerfallen in zwey große Gruppen: in solche, die nur eine Zahnreihe haben und in solche mit mehreren.

I. Dentibus uniseriatis. A. dentibus ossis intermaxillaris, non maxillaribus. a. pinna dorsali supra ventrali. α. dentes incisivi integri. Leporinus. β. dentes pectinati. Schizodon. j. dentes cylindrici parvi. Chilodus. δ. dentes conici maximi. Hydrocyon. b. pinna dorsali inter ventralem et analem. Citharinus. c. pinna dorsali supra analem. Piabuca. B. dentibus ossis intermaxillaris et maxillaribus. a. dentes intermaxillares et man-

dibulae tricuspidati. Gasteropelecus. b. dentes conici caninis mixti. α. abdomine rotundato. Epicyrtus. β. abdomine carinato. Raphiodon.

II. Dentium plures ordines. A. pinna dorsali supra ventralem. a. dentes ciliiformes labiales biseriales superiores et inferiores. Pacu. b. dentes dichotomi biseriales superiores et inferiores. Distichodus. c. dentes conici biseriales anteriores antrorsum versi. Exodon. B. pinna dorsali inter ventralem et analem. a. dentes conici biseriales. Salminus. b. dentes cuspidati. α. dentes superiores triseriati, inferiores biseriati. Brycon. β. dentes superiores biseriati. aa. abdomine carinato. Chalceus. bb. abdomine rotundato. 1. dentibus ossis maxillaris nullis, conicis inferioribus mediis duobus posticis. Alestes. 2. dentibus ossis maxillaris, dentibus conicis posticis inferioribus mediis nullis. Tetragonopterus.

Erdl.

Neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven und die Structur der Ganglien. Supplement zu den icones physiologicae von Rud. Wagner mit 1 Kupfertafel. Leipzig 1847. Fol.

In dieser Mateucci und Savi gewidmeten Arbeit greift der Vers. die in Deutschland ganz unbekannt gebliebene Entdeckung Savis auf, welche in den etudes sur le système nerveux et sur l'organe électrique de la Torpille als Anhang zu Matteuccis traite des phénomènes electro-physiques des animaux schon im J. 1844 erschienen war, und die Theilung der Nervenprimitiv-Röhrchen nachweiset. Wagner verfolgte den Gegenstand weiter bey dem Zitterrochen und bey anderen Knorpelfischen; die erhaltenen Resultate bestehen in Folgendem.

Die Primitivröhrchen im elektrischen Organe des Rochen sind mit Scheiden umgeben, welche sie schon von ihrem Austritte aus dem Centralorgane an begleiten. In den Scheiden sitzen ansehnliche Kerne und die Primitivröhrchen theilen sich auf den Scheidewänden der Querblättchen des elektrischen Organes in eine Anzahl Aeste, die daselbst ein Maschennetz formiren. Auch diese Ramificationen werden von Fortsetzungen der Scheiden umhüllt. Der Inhalt der Röhrchen besteht einzig in einer ölähnlichen, dicklichen Flüssigkeit, welche aus den Röhrchen austretend eine Art Gerinnung erkennen läßt.

Ueber die Endigung der Nervenprimitivröhrchen spricht sich der V. dahin aus, daß er die Existenz der Endschlingen bezweifle, daß er sich von der Theilung der Röhrchen so wie von Netzbildung derselben unter einander überzeugt habe.

Die Ganglienkugeln stehen mit den Primitivröhrchen in Verbindung, so daß ihrer zwey einander gegenüber an eine Ganglienkugel inserirt erscheinen. Oft kommen aus kleinen Kugeln breite Röhrchen und aus großen schmale; aber nie mehr und nie weniger als zwey. In den Ganglien ist demnach eine Multiplication der Fasern nicht wahrscheinlich.

In dem Nachtrage berichtiget der V. einige oben ausgesprochene Beobachtungen, da es ihm durch fortgesetzte genaue Untersuchungen zur festen Ueberzeugung geworden ist, daß zwar eine Theilung der Primitivröhrchen existire, dieselben aber niemals weder unter sich noch mit Röhrchen von anderen Nerven sich vereinigen, um Netze zu bilden, sondern stets isolirt bleiben. Auch in dem nervus sympathicus ist das Verhältniß der Ganglien zu den Primitivröhrchen dasselbe, was nach Wagners Meinung die Existenz von eigenen sympathischen Fasern in Zweifel ziehen dürfte.

Auch in den Muskeln (der Frösche) ist keine Schlingenbildung als Ende der Primitivröhrchen zu beobachten. Letztere gehen zu den einzelnen Primitivbündeln der Muskeln, scheinen ihre Scheiden zu durchbohren und innerhalb derselben sich in äußerst feine Endästchen aufzulösen.

Ueberblicken wir den Inhalt der vorliegenden Arbeit, so müssen wir allerdings dankbar anerkennen, daß der V. uns wieder einen Schritt weiter in dem schwierigsten Theile der mikroskopischen Anatomie gebracht habe; aber über die Beschaffenheit der letzten Endigung ist doch noch kein Aufschluß gegeben. Selbst die Theilung der Primitivfasern ist hier noch nicht zu einer allgemein gültigen Thatsache erhoben, da sie nur in dem elektrischen Organe des Zitterrochen nachgewiesen wude, dieses Organ aber in seinen Lebensäußerungen so eigenthümlich dasteht, daß man es für natürlich halten möchte, wenn es auch Eigenthümlichkeiten in seinen Nerven besäße. Sehr richtig dürfte die Darstellung des Zusammenhanges der Nerven-Primitivröhrchen mit den Ganglienkugeln seyn, eine Thatsache, die schon vor drey Jahren Will und im vorigen Jahre Harleß am elektrischen Lappen des Gehirnes von torpedo bekannt machte. Ref. hat hiefür auch im Gehirne des menschlichen Embryo aus dem dritten Monate Belege von nicht geringer Wichtigkeit gesammelt, die er aber, um sie sogleich in der gehörigen Ausführlichkeit geben zu können, erst in dem dritten Hefte seines embryologischen Werkes, welches die Entwicklung des Gehirnes liefert, nebst den erläuternden Abbildungen bekannt zu machen gedenkt.

Erdl.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. Juli.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. Mai 1847.

Ueber das Vorkommen der Kieselerde und Thonerde in Pflanzenaschen von Dr. A. Vogel jun.

Die Kieselerde hat in der Ernährung der Pflanzen eine sehr wichtige Rolle, indem wir kaum eine Pflanzenasche kennen, die nicht wenigstens Spuren dieser Substanz enthielte. Einige Pflanzen, vorzüglich die Gräser, enthalten Kieselerde in sehr bedeutenden Mengen und es ist bekannt, daß z. B. das Equisetum hiemale zum Poliren der Metalle verwendet wird, welche Anwendung nur auf dem Gehalte von Kieselerde beruht. Doch ist gerade in den Gräsern die Kieselerde nicht gleichmäßig in der ganzen Pflanze vertheilt, sondern die Knoten enthalten diesen Bestandtheil in größerer Menge, als die übrigen Theile. Da auch in der gewöhnlichen Holzasche stets Kieselerde vorkömmt in veränderlichen Quantitäten, so schien es mir von Interesse zu untersuchen, ob die Kieselerde in den einzelnen Theilen des zum Brennen benützten Holzes gleichmäßig vertheilt sey oder nicht. Der Gegenstand schien um so mehr einer näheren Bearbeitung zu bedürfen, als bekanntlich die Knoten im Brennholz, d. h. die mit Aesten durchwachsenen Stellen, weit schwieriger brennen, als der glatte Stamm selbst, und somit dieser Gegenstand schon a priori anzudeuten scheint, daß in diesen Stellen mehr Kieselerde enthalten sey, indem durch das Verglasen dieser Erde mit Pottasche die Verbrennung erschwert wird.

Aus einem gesunden Buchenstamm wurden die mit Aesten durchwachsenen knotigen Stellen ausgesägt und von den Holzfasern des Stammes möglichst getrennt. Nachdem die so erhaltene Holzsubstanz fein geraspelt und bey 100° C. getrocknet war, ward sie in einem Graphittiegel eingeäschert. 1 ℔ dieser Fasern hinterläßt gegen 32 Gran Asche. 1 ℔ vom Holze des Stammes an den Stellen, welche nicht mit Aesten durchwachsen sind, hinterläßt dagegen 29 Gran Asche. (Die quantitative Untersuchung dieser beyden Aschen ergibt, daß die erstere, d. i. die Asche des mit Aesten durchwachsenen Holzes 2,4 Gran Kieselerde enthält, während die andere, die Asche des Holzes vom glatten Stamm, einen Gehalt von 1,32 Proc. Kieselerde zeigte.) Auf Procente berechnet ergibt sich, daß die Asche des knotigen Holzes 7 Procent und die Asche des glatten Stammes 4,5 Proc. Kieselerde, also die erstere beynahe um die Hälfte mehr Kieselerde enthält. Es findet daher auch beym Buchenholze der Fall statt, daß in den knotigen Stellen, wie bey den Gräsern, der Ansatz von Kieselerde nahezu an das Doppelte vermehrt ist.

Die Frage, ob die Thonerde von den Pflanzen aufgenommen werde, ist bis jetzt noch nicht mit Sicherheit entschieden. In früheren Analysen von Pflanzenaschen ist zwar von Saussure die Thonerde

als Bestandtheil der Heidelbeer-, Fichten- und Oleanderasche von 17 bis 28 Proc. angegeben; dieser große Gehalt an Thonerde scheint aber auf einem Fehler der damaligen Untersuchungsmethode zu beruhen. Ohne Zweifel wurden die phosphorsauren Salze für Thonerde gehalten, denn Berthier fand in keiner der vielen von ihm untersuchten Aschen Thonerde und, was noch mehr ist, Saussure selbst giebt in allen späteren Analysen, nachdem man angefangen hatte, auf die phospdorsauren Erden Rücksicht zu nehmen, nur Spuren von Thonerde an. Nur in einigen Flechtenaschen war bisher das Vorkommen der Thonerde als gültig angenommen *). Doch auch diese Angabe ist in der neuesten Zeit von Koop zurückgenommen worden **), indem derselbe nachgewiesen hat, daß die von ihm früher angegebene Thonerde nicht der Flechte angehöre, sondern nur durch mechanisch eingeschlossene Bodentheile zu erklären sey. Diese verschiedenen Resultate veranlaßten mich, mehrere Aschen speciell auf ihren Gehalt an Thonerde zu untersuchen. Durch die Güte des Hrn. Hofrath v. Martius erhielt ich vor einiger Zeit aus dem botanischen Garten eine große Anzahl der verschiedensten Pflanzen, deren Aschen zu dieser Arbeit benützt wurden. Die zur Einäscherung verwendeten Pflanzen waren sämmtlich weit entfernt von der Wurzel abgeschnitten, um dadurch das mechanische Adhäriren der Bodentheile zu vermeiden. Die Methode, welche ich zur Bestimmung der Thonerde in den Pflanzenaschen anwendete, bestand darin, daß die Asche zuerst durch Auslaugen von den in Wasser löslichen Theilen befreyt und der unlösliche Rückstand mit Salpetersäure behandelt wurde. Die saure salpetersaure Lösung wird hierauf mit Ammoniak im Ueberschuß präcipitirt, wodurch die phosphorsauren Erden, das Eisenoxyd und die Thonerde gefällt werden, und dieser Niederschlag wurde endlich mit chemisch-reiner Kalilauge gekocht. Durch Zusatz von Salmiak entsteht nun in dieser alkalischen Lösung ein feiner gallertartiger Niederschlag. Diese Reaction scheint allerdings die Gegenwart von Thonerde zu beweisen, allein untersucht man den durch Salmiak in der Kalilauge entstandenen Niederschlag näher, so zeigt er nicht die Eigenschaften der Thonerde. Vor dem Löthrohr geglüht schmilzt dieser Niederschlag, und gibt mit salpetersaurem Kobalt befeuchtet ein blaues Glas, aber nicht ein blaues Pulver. Ferner löst sich der frisch gefällte Niederschlag in kalter Kalilauge nicht wieder, was doch nothwendig der Fall seyn müßte, wenn er aus reiner Thonerde bestünde. Da dieser Niederschlag durch Salmiak stets nur ein sehr unbedeutender ist, auch dann, wenn man mehrere Pfunde Asche zur Untersuchung anwendet, so ist es mit Schwierigkeiten verbunden, mit absoluter Gewißheit über seine Zusammensetzung zu entscheiden. Unter den in dieser Beziehung untersuchten Aschen befindet sich keine, in welcher ich mich unzweifelhaft von der Gegenwart der Thonerde überzeugen konnte, obgleich von jeder Asche mehr als $\frac{1}{2}$ Pfund zur Analyse angewendet wurde. Die zur Untersuchung verwendeten Pflanzenaschen sind folgende: Delphinium montanum, Eupatorium purpureum, Silphium connatum, Paeonia peregrina, Elymus sabulosus, Heracleum villosum, Symphytum asperrimum, Pyrus spectabilis, Sambucus nigra, Nepeta nuda, Zea Mays, Vitis vinifera.

Der durch Salmiak in der alkalischen Lösung entstehende geringe Niederschlag enthält stets Eisenoxyd, phosphorsauren Kalk und Kieselerde. Durch Gegenversuche kann das Löslichkeitsverhältniß dieser drey Körper in Kalilauge leicht bestimmt werden. Kocht man nämlich ein Gemeng aus Eisenoxyd, phosphorsaurem Kalk und geglühter Kieselerde mit Kali, so entsteht in der Lösung stets ein Niederschlag durch Salmiak, der in seinem äußeren Ansehen sowohl, als bey näherer Untersuchung genau mit dem bey den genannten Aschenanalysen sich zeigenden übereinstimmt. Wenn in einigen Aschen Spuren von Thonerde nachgewiesen werden, so ist es höchst wahrscheinlich, daß diese nur von adhärirenden Bodentheilen herrühre, wofür auch der Umstand spricht, daß in der Asche von polirtem Ebenholze und Lig-

*) S. Annal. der Chem. und Pharm. Bd. LIII. p. 257. Thomson.

**) S. Annal. d. Chem. u. Pharm. Bd. XXXVIII. p. 46. Koop und Schnedermann.

num sanctum, wo eine mechanische Vermengung mit Thonerde nicht denkbar ist, niemals Thonerde nachgewiesen werden kann.

Es könnte bey oberflächlicher Betrachtung auffallend erscheinen, daß ein in dem Erdboden so häufig verbreiteter Bestandtheil, wie die Thonerde, von den Pflanzen nicht aufgenommen wird. Dieß erklärt sich aber aus dem Verhalten der Thonerde gegen Lösungsmittel. Sie ist bekanntlich in Kohlensäure-haltigem Wasser durchaus unlöslich; wären aber die in der Dammerde so reichlich vorhandenen Thonerdeverbindungen, so wie der kohlensaure Kalk z. B. in Kohlensäure-haltigem Wasser löslich, so müßten wie in jeder Pflanzenasche Thonerde in bedeutender Menge finden. Nach den neuesten Arbeiten Malaguti's und Duracher's *) ist indessen die Möglichkeit der Aufnahme von Thonerde durch die Vegetation nicht in Abrede zu stellen. Diese beyden Chemiker haben durch sehr interessante Versuche bewiesen, daß die Thonerde in Ammoniak haltigem Wasser und sogar in Ammoniaksalzen in bemerkenswerther Quantität löslich ist. Da nun aber in der Ackererde stets Ammoniak und Ammoniaksalze vorkommen und zwar nach den von Liebig mitgetheilten Versuchen in nicht geringer Menge, so ist es auffallend, daß den Pflanzen durch diese bisher unbekannten Lösungsmittel der Thonerde dieselbe nicht in bemerkbarer Menge zugeführt wird. Ich habe deßhalb Versuche in etwas größerem Maaßstabe angestellt, indem verschiedene Saamen in reine Thonerde gesät wurden und die jungen Pflanzen mit einer sehr verdünnten Lösung von kohlensaurem Ammoniak regelmäßig begossen werden. Sobald die Pflanzen eine gewisse Höhe erreicht haben, so daß sie die zur Untersuchung nöthige Menge Asche liefern können, werde ich der k. Akademie über die Resultate dieser Versuche Bericht erstatten. —

*) S. Journal für prakt. Chemie. Bd. XXXVIII. pag. 371.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. Juni 1847.

Ueber den Kohlenstoff in der Atmosphäre, auf und in der Erde, und über einen bis jetzt unbeachtet gebliebenen großartigen Oxydationsproceß auf der Erde von Dr. Gustav Bischof.

Liebig hält dafür *), daß die 2800 Billionen Pfund Kohlenstoff, welche die heutige atmosphärische Kohlensäure enthält, mehr betragen, als das Gewicht aller Pflanzen der bekannten Stein- und Braunkohlen-Lager auf dem ganzen Erdkörper zusammen genommen.

Vertheilen wir diese Quantität in Gedanken auf die ganze Erdoberfläche, und nehmen wir für das specifische Gewicht des Kohlenstoffs das der Steinkohlen = 1,228: so würde eine solche Lage Kohlenstoff noch nicht einmal 1 Linie (0‴,962) Mächtigkeit haben. Daß eine solche Lage noch lange nicht ein Aequivalent für allen Kohlenstoff im organischen Reiche, im gegenwärtigen wie im untergegangenen, seyn kann, leuchtet ohne weiteren Beweis von selbst ein. Man erwäge nur, daß es nicht bloß der Kohlenstoff in den Pflanzen und Thieren, in den Stein- und Braunkohlen ist **), welcher in Anschlag kommt; sondern auch der der bituminösen Substanzen, womit alle sedimentären Formationen mehr oder weniger durchdrungen sind, und für welchen wir kein Maaß haben.

*) Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur ꝛc. S. 22.

**) Rogers (Sillim. Journ. XLVII. 105) berechnet, daß der jetzige Kohlensäure-Gehalt der Atmosphäre 850,000 Millionen Tonnen Steinkohlen liefern könnte. Wahrscheinlich existiren aber 5 Billionen Tonnen in den Erdschichten, mithin hätte die Atmosphäre dereinst 6 Mal so viel Kohlensäure enthalten, als jetzt. Durch die Abscheidung des Kohlenstoffs mittelst der Vegetation wurde aber erst der ihm entsprechende Sauerstoff der Atmosphäre frey und diese fähig, die Respiration höherer Thiere zu unterhalten.

Daß wir jene 2800 Billionen Pfund Kohlenstoff auf die ganze Erdoberfläche vertheilen, wie sie auch in der Atmosphäre über sie verbreitet sind, bedarf wohl keiner Rechtfertigung. Berücksichtigt man die zahllose Menge von Thieren im Meere, welche über einander schwimmen, berücksichtigt man die Fülle der kleinen mikroskopischen Thiere und des animalischen Stoffs, den ihre schnelle Zerstörung liefert, wodurch das ganze Meerwasser für viele größere Seegeschöpfe eine nährende Flüssigkeit wird, so findet man in ihm eine reichere Fülle des organischen Lebens, und mithin des Kohlenstoffs, als irgendwo auf dem Erdenraume zusammengedrängt *). Wer kann endlich vergessen, daß die mit organischen Ueberresten getränkten Sedimente Meeres-Bildungen sind? — Wer kann läugnen, daß jetzt noch solche Bildungen auf dem Meeresgrunde von statten gehen? — Fürwahr, solche Betrachtungen geben uns einen Begriff von den unermeßlichen Quantitäten Kohlenstoff, womit unsere Erde bereichert worden ist, wie denn auch Liebig selbst den Kohlenstoff-Gehalt des Meerwassers größer, als den des Landes schätzt. Dessen Schluß, daß der Kohlenstoff in der Atmosphäre mehr, als hinreichend sey, um dem Bedarfe zu genügen, bleibt daher weit, sehr weit unter der Wahrheit **).

Da uns alle Mittel fehlen, auch nur ganz oberflächlich die Menge des Kohlenstoffs auf und in der Erde zu schätzen; da hingegen die Quantität der Kohlensäure oder des Kohlenstoffs in der Atmosphäre für jeden anzunehmenden Gehalt berechnet werden kann: so wollen wir die Höhe der Schicht Kohlenstoff, welche der dermalen in der Atmosphäre enthaltene Kohlenstoff geben würde, so lange um das Zehnfache vermehren, bis wir zu einer Mächtigkeit kommen, die als ein wahrscheinliches Aequivalent für den Kohlenstoff auf und in der Erde gelten kann. Wir nehmen 0,06 Proc. als mittlern Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure, dem Gewichte nach, an, und führen die Rechnung für 1 Quadratfuß Erdoberfläche, auf welchem eine Luftsäule von 2216,66 Pf. Gewicht ruht. Das Gewicht der in dieser Luftsäule befindlichen Kohlensäure ist demnach 1,3 Pf. und darin sind 0,363 Pf. Kohlenstoff enthalten. Dieses Gewicht Kohlenstoff giebt, wenn das spec. Gewicht desselben = 1,228, eine Schicht von 0,645 Linien Höhe. Wir erhalten also:

Kohlensäure-Gehalt in der Atmosphäre, nach dem Gewicht.	Höhe der Schicht Kohlenstoffs, der jenem Kohlensäure-Gehalt entspricht.
0,06 Proc.	0,645 Linien.
0,6 „	6,45 „
6 „	64,5 „

Setzen wir mithin selbst einen bis zu 6 Proc. steigenden Kohlensäure-Gehalt in der Atmosphäre zu der Zeit voraus, wo noch aller Kohlenstoff, der jetzt auf und in der Erde ist, in jener war: so erhalten wir doch nur eine Kohlenstoff-Schicht von 5 Zoll 4,5 Linie Höhe, welche die ganze Erdoberfläche umgeben würde.

(Fortsetzung folgt.)

*) v. Humboldt's Kosmos I. S. 330.

**) Es ist zu bedauern, daß in der Wissenschaft hochstehende Männer sich mit solchen Schätzungen übereilen. Nicht bloß werden dadurch Dilettanten in der Wissenschaft, denen eigenes Urtheil fehlt und die Autoritäten vertrauen müssen, irre geführt, sondern selbst die Ausgezeichnetsten in der Wissenschaft, welche noch gerade keine Veranlassung nehmen nachzurechnen und nachzuschätzen, können in den Fall kommen, zur Verbreitung von Irrthümern beyzutragen. Vergl. Berzelius Lehrbuch der Chemie, fünfte Auflage. Bd. I. S. 357.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juli.
Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Kohlenstoff in der Atmosphäre, auf und in der Erde, und über einen bis jetzt unbeachtet gebliebenen großartigen Oxydationsproceß auf der Erde von Dr. Gustav Bischof.

(Fortsetzung.)

Unter der Voraussetzung, daß aller Sauerstoff in unserer heutigen Atmosphäre bloß von zersetzter Kohlensäure herrühre, und daß niemals atmosphärischer Sauerstoff von den Bestandtheilen der Erde absorbirt wurde, ohne wieder in das Luftmeer zurückgekehrt zu seyn, findet sich das Maximum des Kohlenstoffs, welcher aus der Atmosphäre abgeschieden werden konnte, aus der damaligen Menge des in ihr enthaltenen Sauerstoffgases. Diese Menge beträgt, auf 1 Quadratfuß Erdoberfläche berechnet, 504 Pf., welche mit 189 Pf. Kohlenstoff zu Kohlensäure verbunden waren. Diese Quantität Kohlenstoff bildet auf der Erdoberfläche eine Schicht von 2,3 Fuß Höhe.

Prüfen wir jene beyden Voraussetzungen. Können wir mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß durch die Vegetation auch das Wasser zersetzt wird: so wird ein nicht bestimmbarer Antheil des Sauerstoffs unserer heutigen Atmosphäre von zerlegtem Wasser abstammen. In diesem Falle würde sich die eben gefundene Mächtigkeit der Kohlenstoff-Schicht um einen aliquoten Antheil vermindern.

Sollte auf der andern Seite ein Theil des Sauerstoffs der ehemaligen Atmosphäre für diese durch irgend einen Oxydationsproceß für immer verloren gegangen seyn, so würde sich die Höhe der Kohlenstoff-Schicht um einen aliquoten Theil vermehren. Von Verbrennungs-Processen Kohlenstoff haltiger Substanzen, von Fäulniß-Processen u. s. w. kann nicht die Rede seyn, weil der dadurch verbrauchte Sauerstoff wieder in die Atmosphäre zurückkehrt. Hätte die frühere Ansicht einiger Geologen, daß die Erde in der Schöpfungsperiode von ihrem Mittelpunkte bis zu ihrem Umkreise metallisch gewesen sey, und daß erst später die Erdkruste sich oxydirt habe, Wahrscheinlichkeit: so würden wir in diesem gewaltigen Oxydationsprocesse einen nicht zu schätzenden Verbrauch an atmosphärischem Sauerstoff finden. Abgesehen von diesem höchst zweifelhaften Oxydationsprocesse giebt es aber wirklich einen, der, wenn auch bey weitem geringere, doch immer noch sehr bedeutende Quantitäten Sauerstoffs verschlungen hat. Dieser Proceß besteht in der allmähligen Oxydation derjenigen Metalloxydule, welche größtentheils als solche in den krystallinischen Gesteinen vorkommen.

Es ist vorzugsweise das Eisenoxydul, worauf wir unsere Aufmerksamkeit zu lenken haben; das Manganoxydul kommt, wegen seines viel weniger häufigen Vorkommens, weniger in Betracht.

Es ist bekannt, daß Eisenoxydul viel häufiger als Eisenoxyd in zusammengesetzten Silicaten krystallinischer Gesteine sich findet, und daß es auch, als wesentlicher Bestandtheil des Magneteisens, wel-

ches, wie im Basalt, Dolerit ꝛc. ein häufiger Gemengtheil solcher Gesteine ist, eine ziemliche Verbreitung hat. Wir sehen, wie alle diese Gesteine, sogar der wenig eisenhaltige Feldspath im Granit, wann sie dem Zutritte der Luft und den mit atmosphärischem Sauerstoff beladenen Gewässern ausgesetzt sind, in Folge allmähliger Oxydation ihrer Eisenoxydul-Silicate, oder ihres Magneteisens, nach und nach ochergelb oder ocherbraun werden. Wir sehen, wie der blauschwarze Basalt, Melaphyr ꝛc. bey gänzlicher Zersetzung eine ocherbraune Erde gibt, in welcher, nach dem Augenschein, kaum noch Eisenoxydul vorhanden ist.

Bedenken wir, daß es Basalte giebt, welche 7,5 (Olivin-haltiger Basalt vom Meißner nach Gräger) bis 12 Proc. (Basalt von der Steinsburg bey Suhl nach Petersen) Eisenoxydul enthalten: so leuchtet ein, daß sehr bedeutende Quantitäten atmosphärischen Sauerstoffs absorbirt wurden, wenn ganze Basalt- und ähnliche Gebirge zersetzt worden sind.

Basalte, welche solche Quantitäten Eisenoxydul enthalten, nehmen 0,83 bis 1,33 Proc. Sauerstoff auf, wenn sie sich gänzlich zersetzen. Die oben gefundenen 504 Pf. Sauerstoff, welche in einer Luftsäule von 1 Quadratfuß Fläche enthalten sind, oxydiren demnach, wenn wir jene 1,33 Proc. annehmen, 37895 Pf. Basalt. Setzen wir für das spec. Gewicht des Basalts = 3, so ist das Gewicht von 1 Cubikfuß Basalt = 198 Pf. Der atmosphärische Sauerstoff in einer Luftsäule von 1 Quadratfuß Fläche ist also im Stande, wenn wir in einem gegebenen Basalte 12 Proc. Eisenoxydul voraussetzen, eine Säule dieses Gesteines von 1 Quadratfuß Fläche und 191,4 Fuß Höhe zu oxydiren. Sollte mithin nur eine Schicht Basalt von 191,4 Fuß Mächtigkeit, welche die ganze Erdoberfläche bedeckt hätte, durch vollständige Oxydation ihres Eisenoxyduls zersetzt worden seyn: so würde dieß allein alles dermalen in der Atmosphäre befindliche Sauerstoffgas verbraucht haben.

Was ist aber eine solche Schichte eines zerstörten krystallinischen Gesteins gegen die ungeheure Masse der sedimentären Formationen? — Ist sie nicht eine beynahe verschwindende Größe?

Frick *) fand in drey verschiedenen Thonschiefer-Varietäten, im Mittel, 8,2 Proc. Eisenoxyd. Nehmen wir an, dieses Eisenoxyd sey in den krystallinischen Gesteinen, welche das Material zu diesen sedimentären Formationen geliefert haben, als Eisenoxydul enthalten gewesen, und diese Gesteine hätten die Dichtigkeit des Basalts gehabt: so würde eine Schicht derselben von 303,7 F. Mächtigkeit, welche die ganze Erdoberfläche bedeckt hätte, allen Sauerstoff der heutigen Atmosphäre absorbirt haben. Schätzen wir endlich, nach einem mäßigen Anschlage, die Mächtigkeit des Thonschiefer-Gebirges auf eine geographische Meile = 22843 pariser Fuß: so ergiebt sich, daß $\frac{22843}{303,7} = 75$ Mal so viel Sauerstoffgas, als unsere heutige Atmosphäre enthält, nur allein für die Bildung dieser sedimentären Formation verbraucht worden ist.

Diese Zahl ist allerdings als ein Maximum zu betrachten; denn erstens ist die Annahme zu hoch gegriffen, daß alles Eisenoxyd im Thonschiefer aus Eisenoxydul hervorgegangen sey; ein beträchtlicher Theil desselben ist ohne Zweifel schon als Eisenoxyd in den zerstörten krystallinischen Gesteinen vorhanden gewesen; zweytens habe ich selbst in verschiedenen Thonschiefer-Varietäten noch sehr deutlich erkennbare Quantitäten Eisenoxydul gefunden. Wenn sich aber auch jene Zahl um einen aliquoten Antheil vermindert, so wird man ohne unsere Bemerkung begreifen, daß wir eben so wenig wissen, ob nicht vielleicht unter dem Uebergangsgebirge eine noch ältere sedimentäre Formation sich befindet, deren Bildung gleichfalls ungeheure Quantitäten Sauerstoffs verschlungen hat, als es uns sehr wohl bekannt ist, daß auf jenem Gebirge an sehr vielen Punkten unserer Erde eine ganze Reihe secundärer und tertiärer Formationen ruht, welche nach einem, vielleicht nicht übertriebenen Anschlage, ebenfalls eine Mächtigkeit von einer Meile haben. Man wird nicht vergessen, daß im Allgemeinen der Gehalt an Eisenoxyd, im Verhältnisse zum Eisenoxydul, zunimmt, wie namentlich die rothen Farben der rothen und bunten Sandsteine zeigen.

*) Poggendorff's Annalen. B. XXXV. S. 188.

Es fehlen uns weitere Anhaltpunkte, die Menge des Sauerstoffs, welche diese secundären und tertiären Bildungen absorbirt haben, zu schätzen; aber wir sagen vielleicht nicht zu viel, daß zu allen diesen Bildungen bis zum 150 fachen von dem gegenwärtigen Sauerstoff-Gehalte der Atmosphäre verbraucht worden ist.

Kehrt denn aber von dem absorbirten Sauerstoffe nichts mehr in die Atmosphäre zurück? — Man wird nicht den Reductions-Proceß der Eisenerze in unsern Eisenhütten, wodurch aller Sauerstoff derselben theils als Kohlensäuregas, theils als Kohlenoxydgas in die Atmosphäre gelangt, anführen; denn alle unsere künstlichen Processe, wodurch das Gleichgewicht in der Atmosphäre gestört wird, verschwinden, wenn sie auch noch so großartig sind, gegen die großen geologischen Processe, welche das Verhältniß der Bestandtheile derselben verändern.

Auch die nachstehenden Reductions-Processe in der Natur führen Sauerstoff nur momentan in die Atmosphäre zurück. In Sümpfen, bey der Bildung der Raseneisensteine, durch die desoxydirende Wirkung organischer Ueberreste, wird Eisenoxyd zu Eisenoxydul reducirt. Dieß ist jedoch nur ein Kreislauf; denn das kohlensaure Eisenoxydul, welches auf diese Weise gebildet wird, hat nur eine ephemere Existenz. In Berührung mit der Luft oxydirt es sich wieder und Eisenoxydhydrat, aus dem es hervorgegangen, schlägt sich nieder. Nach Rammelsberg's Versuchen *) enthalten einige Raseneisensteine Spuren von Eisenoxydul, andere sind ganz frey davon.

Ebenso verhält sich's mit allen Quellen, welche in sedimentären Formationen entspringen und mittelst der Desoxydation durch faulende organische Substanzen aus Eisenoxyd kohlensaures Eisenoxydul aufnehmen. Auch dieses Eisenoxydul hat, wie die tägliche Erfahrung lehrt, nur eine ephemere Existenz; denn bald nimmt das abfließende Wasser den Sauerstoff, welchen das Eisenoxyd abgegeben hatte, wieder

*) Dessen Handwörterbuch, zweyte Abth. S. 91, und erstes Supplement S. 122.

aus der Atmosphäre zurück und läßt Eisenoxydhydrat fallen.

Es sind nur der Eisenspath und der Sphärosiderit in Gängen und in Lagern, welche, sofern sie dem Zutritte der Luft und der lufthaltigen Gewässer entzogen sind, der Atmosphäre keinen Sauerstoff entziehen. Ja sogar, wenn diese Erze zum Theil aus Eisenoxyd, durch die reducirende Wirkung organischer Ueberreste entstanden sein sollten: so würde durch ihre Bildung die Atmosphäre mit Sauerstoffgas bereichert worden sein.

Was sind aber diese Eisenerze gegen die ungeheuren Quantitäten Eisenoxyds, welche in den sedimentären Formationen zerstreut sind? — Und ist es nicht bekannt, daß sich unsere Eisenspath-Gänge vom Tage herunter, oft bis zu bedeutenden Tiefen in Brauneisenstein umgewandelt und den Sauerstoff, welchen sie vielleicht früher an die Atmosphäre abgetreten hatten, wieder reclamirt haben?

Wir haben oben von dem Manganoxydul, weil es in viel geringeren Mengen in den krystallinischen Gesteinen, wie das Eisenoxydul vorkommt, abstrahirt. Es versteht sich von selbst, daß von ihm dasselbe gilt, was wir in Beziehung auf das Eisenoxydul gesehen haben. Wo sich das Manganoxydul in Mangansuperoxyd (Pyrolusit) umgewandelt hat, sind sogar noch viel größere Quantitäten Sauerstoff verschlungen worden, als bey der Umwandlung gleicher Mengen Eisenoxydul's und Eisenoxyds.

Sollten endlich die Schwefelmetalle (bekanntlich das häufigste Vorkommen der Metalle, außer dem Eisen, Zinn u. s. w.) primäre Bildungen seyn: d. h. ursprünglich nie als Oxyde existirt haben: so würde die bey einigen dieser Schwefelmetalle (Eisenkies, Kupferkies u. s. w. stets) fortschreitende Oxydation gleichfalls atmosphärischen Sauerstoff absorbiren. Wenn jedoch gerade der Eisenkies, wie ich gezeigt habe *) nur eine secundäre Bildung, und zwar auf nassem Wege ist, er mag in krystallinischen oder in sedimentären Gesteinen vorkommen: so würde durch seine Oxydation der Atmosphäre nur entzogen

*) Meine Geologie B. I.

werden, was ihr früher durch Reduction des Eisenoxyds zugeführt worden ist. Es würde also blos ein Kreislauf sein.

(Schluß folgt).

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Mai und Juni 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Royal Geographical Society of London:

Journal. Volume the sixteenth 1846. Part II. London 1846. 8.

Von der Royal Society of London:

Proceedings No. 62 — 66 inclus. 1846. London 1846. 8.

Fellows of the Society 1846. London 1846. 4.

Address of the most noble the Marquis of Northampton etc. Read at the anniversary meeting on Monday, Novbr. 30. 1846. London 1847. 8.

Astronomical observations made at the royal observatory, Greenwich in the year 1844. Under the direction of George Biddell Airy, Esq. M. A. Astronomer royal. London 1846. gr. 4.

The Potatoe plant, its uses and properties: Together with the cause of the present malady. By Alfred Smee. T. R. S. London 1846.

Von der Geological Society of London:

Transactions. Second Series. Volume VII. Part the third. London 1846. 4.

Quarterly Journal. No. 9. February I. 1847. Lond. 1847. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Transactions. Vol. XVI. Part II. Edinb. 1846. 4.

Proceedings. Vol. II. No. 27. 28. 1845—46. Edinburgh. 8.

Von dem Herrn James D. Forbes, Prof. of Natural philos. in the University of Edinburgh:

Account of some experiments on the temperature of the earth, at different depths, and in different soils, near Edinburgh. Edinburgh 1846. 4.

Illustrations of the viscous theory of glaciers motion. London 1846. 4.

Von der Royal Asiatic Society of Madras:

Madras Journal of Literature and Science. No. 31. March, 1846. Madras. 8.

Von den Herren de Vriese, Dozy und J. H. Molkenboer in Leyden:

Nederlandsch Kruidkundig Archief. I Deel, 1 und 2. Stuk. Leyden 1846. 8.

Von der Académie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIV. No. 10. 11. 12. (Mars 1847.) Prémier semestre 1847. Paris 1847. 4.

Von dem k. württembergischen statistischen Bureau in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrgang 1844. 1. u. 2. Heft. Stuttgart und Tübingen 1847. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. April 1847. München 1847. 8.

Von dem Koninklijk Nederlandschen Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en Schoone Kunsten in Amsterdam:

Het Instituut of Verslagen en Mededeelingen, uitgegeven door de vier klassen over den Jare 1845 No. 4, over den Jare 1846. 1. 2. 3. Amsterdam 1846. 8.

Verhandeling over Palingenesie en Metempsychosis. Amsterdam 1846. 4.

Von der Academia Scientiarum Instit. Bononiensis:

Novi Commentarii. Tomus septimus. Bononiae 1844. 4.

Von Hrn. Prof. Parlatore in Florenz:

Giornale botanico italiano. anno 1. fasc. 11. 12. — 2 fasc. 1 — 4.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 23. Juli.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Kohlenstoff in der Atmosphäre, auf und in der Erde, und über einen bis jetzt unbeachtet gebliebenen großartigen Oxydationsproceß auf der Erde von Dr. Gustav Bischof.

(Schluß.)

Man kann nicht wohl einiges Befremden unterdrücken, warum in den chemischen Lehr- und Handbüchern, selbst in den neuesten, der großartige Oxydations-Proceß des Eisenoxyduls zu Eisenoxyd so ganz unerwähnt geblieben ist. Es werden immer nur das Athmen der Thiere und die Verwesung organischer Körper, als diejenigen Processe aufgeführt, wodurch immerfort Sauerstoff der Atmosphäre entzogen wird. In manchen chemischen Werken wird auf die Vegetation, als den Regulator, welcher eine beständige Zunahme an Kohlensäuregas und die ihr entsprechende Abnahme an Sauerstoffgas verhindert, hingedeutet, aber dieß ist, wie gesagt, ein beständiger Kreislauf, der zwar geringe Schwankungen, aber weder eine stetige Ab- noch Zunahme des atmosphärischen Sauerstoffs veranlaßt.

Niemand hat diesen Kreislauf so umfassend beleuchtet als Liebig *). „Völlig unbegreiflich bleibt es," sagt er, „wenn keine Ursache existirt, durch welche der hinweggenommene Sauerstoff (der Atmosphäre) wieder ersetzt wird, wie es möglich seyn kann, daß nach Zeiträumen, die man in Zahlen nicht auszudrücken weiß, der Sauerstoffgehalt der Luft nicht kleiner geworden ist, daß die Luft in den Thränenkrügen, die vor 1800 Jahren in Pompeji verschüttet worden, nicht mehr davon, als wie heute, enthält. Woher kommt es also, daß dieser Sauerstoffgehalt eine Größe ist, die sich nie ändert?" Später sagt er: „Es ist klar, die Atmosphäre der Jetztzeit muß reicher seyn an Sauerstoff, als die der Urwelt. Der Ueberschuß, den sie mehr enthält, muß genau dem Volumen der Kohlensäure gleich seyn, welche zur Nahrung der urweltlichen Pflanzen (deren Ueberreste wir in den Braun- und Steinkohlen und in Torflagern finden) gedient hat, er muß dem Kohlenstoffe und Wasserstoffe, die wir in ihren Ueberresten abgelagert finden, entsprechen. „Mit dem Erscheinen der Menschen," damit schließt Liebig seine Betrachtungen, „war die Unveränderlichkeit des Sauerstoff- und Kohlensäuregehaltes der Atmosphäre für immer fest gesetzt."

Liebig faßte jedoch eben so wenig, wie andere Chemiker, die betrachteten, geologischen Processe in's Auge, wodurch Sauerstoffgas für immer verloren geht.

Es entsteht die Frage, ob es gar keinen Proceß auf der Erde giebt, wodurch der Atmosphäre wieder Sauerstoff, der niemals vorher als solcher existirt hat, zugeführt wird? — Allerdings giebt es einen solchen Proceß.

*) Ursprung und Assimilation des Kohlenstoffs a. a. O. Neueste Aufl. 1846.

Unberechenbare Quantitäten Kohlensäuregas strömen an vielen Stellen, theils aus Säuerlingen, theils aus Spalten, wie z. B. in den Umgebungen des Laacher-See's, in der Eifel, in der Auvergne, in Vivarais, in Böhmen u. s. w. in die Atmosphäre. Sie kommen aus unbekannten Tiefen und können, wie ich gezeigt habe *) nur von unorganischen Processen herrühren. Wird diese Kohlensäure, wie die auf der Erdoberfläche gebildete, durch die Pflanzen zersetzt: so wird ununterbrochen fort Sauerstoffgas der Atmosphäre zugeführt. Ob dieser Proceß ein Aequivalent von jenem Oxydations-Proceß sey, und ob durch ihn das Gleichgewicht wieder hergestellt werde, kann, da sich keiner dieser Processe berechnen läßt, nicht entschieden werden.

Liebig will zwar jene Kohlensäure-Exhalationen von einer fortschreitenden Zersetzung der Braunkohlen ableiten. Daß aber diese Ansicht irrig ist, habe ich an anderen Orten gezeigt **). Eine Kohlensäure, die, wie in den Umgebungen des Laacher-See's, in der Eifel, im Taunus, aus der ältesten der sedimentären Formationen, aus dem Uebergangsgebirge, strömt, kann nicht aus Gebilden kommen, welche, wie die Braunkohlen-Formation, zu den jüngsten Sedimenten gehören; denn man wird doch nicht annehmen wollen, daß Braunkohlen unter der Grauwacke liegen.

Kehren wir zurück zu der entschiedenen Thatsache, daß ungeheure Quantitäten Sauerstoffgas durch die angeführten Oxydations-Processe verschlungen wurden: so führt dieß auf einen bey weitem größeren Sauerstoffgehalt der Atmosphäre in der Schöpfungsperiode als in der Jetztzeit. Diesem Ergebnisse werden die Ultraplutonisten am wenigsten widersprechen; denn es zeigt sich hierin die Nothwendigkeit, daß in jener Periode auch ein bey weitem größerer Atmosphären-Druck herrschen mußte, welcher erst nach und nach bis zu dem heutigen Drucke abnahm.

Druck und abermals Druck, gleichsam das Losungswort der ultraplutonischen Schule, verliert übrigens, nur im Vorbeygehen gesagt, durch die in Rede stehenden Betrachtungen seine Bedeutung; denn wenn wir keinen gasförmigen Körper in der feuerflüssigen Masse der Erde zurückzuhalten brauchen, aus dem einfachen Grunde, weil keiner darin enthalten ist: so dürfte wohl die Frage, ob geschmolzene Kieselsäure unter Druck die Kohlensäure aus dem kohlensauren Kalke austreibt, oder nicht, zu den müßigen Fragen gehören *).

Die Nothwendigkeit einer größeren Menge Sauerstoffgas in der Atmosphäre in früheren geologischen Perioden führt zur Beantwortung anderer ungleich wichtigerer Fragen, und verbreitet über Verhältnisse Licht, zu denen wir uns noch wenden wollen.

Eine 2,3 Fuß mächtige Kohlenstoff-Schicht würde die Atmosphäre geliefert haben, wenn der dermalige Sauerstoffgehalt derselben das Ueberbleibsel eines zersetzten Kohlensäuregases wäre. Eine solche Schicht, welche 331 Mal so dick, wie die nach Liebig's Annahme wäre, könnte der Gegenstand einer Vergleichung mit allem Kohlenstoffe auf und in der Erde werden. Es fragt sich übrigens, ob die Majorität eines Geschwornengerichtes von Geognosten sich dafür oder dagegen aussprechen würde, daß eine Schicht von 2,3 Fuß ein Aequivalent für allen Kohlenstoff auf und in der Erde sey?

Ich läugne nicht, daß ich, wenn ich Mitglied eines solchen Geschwornengerichtes wäre, in meinem Votum nicht einen Augenblick schwankend seyn würde.

Wenn auch die Hunderte von Fußen Mächtigkeit, welche manche Steinkohlenlager bilden, wenn die 120 über einanderliegenden Flötze im Saarbrücker Kohlengebirge (wobey die vielen schwachen, bis gegen einen Fuß dicken ungerechnet sind) nur locale Erscheinungen sind; so ist doch gewiß der als Bitumen ꝛc. in den sedimentären Formationen zerstreute Kohlenstoff eine Größe, welche man bey der ersten Schätzung gewiß viel zu gering anschlägt. Berücksichtigt man die hier und da sehr mächtigen Schichten schwarzen, mit Kohlenstoff getränkten Schiefers im Thonschiefer-Gebirge (Dachschiefer) wie in jünge-

*) Meine Geologie I. 313. ff.

**) Journ. f. pract. Chemie XXXI. 6. S. 332 ff. und meine Geol. a. a. O.

*) Meine Geologie. B. II.

ren Schieferformationen: so ist die Annahme eines durchschnittlichen Gehaltes von 0,1 Proc. gewiß nicht zu hoch *). Setzen wir nun für die Mächtigkeit sämmtlicher sedimentärer Formationen zwey geogr. Meilen: so giebt allein dieser Kohlenstoffgehalt eine Schicht von 46 Fuß Dicke. Bedenkt man endlich, daß auch alle bis jetzt untersuchten krystallinischen Gebirgsarten zum Theil sehr merkliche Spuren organischer Substanzen enthalten, welche ohne Zweifel von den, alle Gesteine durchdringenden Gewässern abgesetzt werden: so dürfte der angenommene Gehalt von 0,1 Proc. auch für diese Gesteine gelten.

So finden wir denn bloß für den in Gesteinen zerstreuten Kohlenstoff einen approximativen Werth, der 20 Mal so viel beträgt, als aller Kohlenstoff den die Atmosphäre geliefert haben würde, wenn der dermalige Sauerstoffgehalt derselben das Ueberbleibsel zersetzten Kohlensäuregases wäre, und 6620 Mal so viel, als der dermalige Kohlenstoffgehalt in der Atmosphäre, den Liebig als ein Aequivalent für allen Kohlenstoff auf Erden annimmt. Der Kohlenstoff, in den Stein und Braunkohlen und im organischen Reiche bleibt daher noch außer Anschlag.

Ich zweifle nicht, daß sich jenes geognostische Geschwornengericht, wenn man diese Calculationen und Schätzungen ihm vorlegte, dahin entscheiden würde, daß eine Schicht von 2, 3 Fuß Kohlenstoff bey weitem nicht ein Aequivalent für allen Kohlenstoff auf und in der Erde seyn könne.

Wollen wir allen diesen Kohlenstoff von zersetzter Kohlensäure der Atmosphäre ableiten, und sofern wir die Entstehung unseres Planeten auf feuerflüssigem Wege annehmen, bleibt keine andere Vorstellung übrig: so führen vorstehende Betrachtungen gleichfalls zu der Voraussetzung, daß atmosphärischer Sauerstoff verbraucht worden seyn müsse.

*) d'Aubuison (Traité de Geognosie T. II. p. 97) fand 0,3 Proc. Kohlenstoff in dem von ihm untersuchten Thonschiefer. Frick (a. a. O. S. 191) fand in den drey von ihm untersuchten Thonschiefer-Varietäten Kohle. Die Menge derselben konnte er aber nicht bestimmen, da sie nur in dem von Säuren unzerlegbaren Gemengtheil enthalten war; er brachte sie daher als Verlust in Rechnung.

Diesem gemäß stellt sich heraus, daß ein Volumen Kohlensäuregas in der Atmosphäre zerlegt wurde, welches bey weitem größer, als das des dermaligen Sauerstoffgases ist. Aller Kohlenstoff dieser zerlegten Kohlensäure findet sich in und auf der Erde; dagegen ist nur derjenige Antheil Sauerstoff, welcher, nach Abzug des jetzt noch in der Atmosphäre vorhandenen, übrig bleibt, von den Bestandtheilen der Erde, namentlich vom Eisenoxydul absorbirt worden *).

*) Der erste, welcher das Vorkommen des festen Kohlenstoffs auf und in der Erde von dem großartigen Reductionsprozeß der in der Atmosphäre enthaltenen Kohlensäure herleitete, war ein Mitglied unserer Akademie, der Oberbergrath Joh. Nep. Fuchs in seiner Abhandlung, über die Theorie der Erde gelesen in der öffentlichen akademischen Sitzung im Jahr 1837 (gelehrte Anzeigen 1838 No. 26—30). In No. 28 auf der zweyten Seite sagt er:

„Ich bin der Meinung, daß nicht nur der Kohlenstoff der Steinkohlen, Braunkohlen und Erdharze, sondern auch der ganzen belebten Natur von der überflüssigen Kohlensäure herstamme." Unten fährt er fort: „Woher sollen diese (die organischen Körper) den Kohlenstoff nehmen können? Wie hätte dieser Stoff, der für sich im Wasser völlig unauflöslich ist, sich anders von der Urzeit herauf über allen früheren Formationen erhalten können? Gewiß nicht anders, als mit Sauerstoff zu Kohlensäure verbunden! Nur aus dieser Säure konnte er und alle seine Producte, die wir in der Natur treffen, hervorgegangen seyn." Nachdem er auf die Zersetzbarkeit der Kohlensäure durch die Pflanzenwelt hingewiesen erklärt er ferner: „Bey ihrer Zersetzung entstanden, indem sie den größten Theil ihres Sauerstoffs der Atmosphäre überließ, zweyerley Producte, bituminöse, welche sich durch einen starken Wasserstoffgehalt auszeichnen, und humusartige, welche nebst Wasserstoff auch viel Sauerstoff enthalten. Daß schon bey Bildung der älteren Glieder der Flötzgebirge viel Bitumen vorhanden gewesen seyn müßte, beweist das Vorkommen desselben in vielen Kalksteinen jener Periode."

Beym Beginn der Vegetation fand sich vermuthlich in der Atmosphäre noch viel mehr Kohlensäure als jetzt, und da diese Säure dem Wachsthum der Pflanzen sehr zuträglich ist, wenn sie

Wenn ganz unzweifelhaft diese Absorption noch fort dauert, so erscheint die fortwährende Abnahme des atmosphärischen Sauerstoffs als eine Nothwendigkeit. Sofern indeß die Kohlensäure in der Atmosphäre nicht zunimmt, sondern alles was ihr zugeführt wird, durch die Pflanzen zur Zersetzung kommt: so ist leicht einzusehen, daß die Kohlensäure-Exhalationen eine Vermehrung des Sauerstoffgehaltes der Atmosphäre herbeyführen müssen. Ob diese Zunahme und jene Abnahme mit einander im Gleichgewicht stehen, läßt sich, wie wir schon bemerkt haben, nicht entscheiden.

---

ein gewisses Maaß nicht übersteigt, so konnten sich damals wohl jene kolossalen Gewächse ausbilden, welche ihr Andenken nur in den Versteinerungen zurückgelassen haben. Zersetzung und Zusammensetzung der Kohlensäure gehört überhaupt zu den stetigen Vorgängen und Veränderungen im Haushalte der Natur."

Auch daß ein Volum Kohlensäuregas in der Atmosphäre zerlegt wurde, welches bey weiten größer als das des dermaligen Sauerstoffgases ist, hat Fuchs in derselben Abhandlung ausgesprochen. Er sagt: „Nun möchte die Frage entstehen, ob der Sauerstoff der Luft proportional sey dem gesammten Kohlenstoff aller drey Naturreiche? Ich habe dieses wohl erwogen, und gefunden, daß diese Frage verneinend zu beantworten sey. — Es muß demnach ein großer Theil des Sauerstoffs auch zu andern Zwecken verwendet worden seyn, und zwar, wie ich glaube, vorzüglich zur Bildung des Gypses. Von andern möglichen Verwendungen des Sauerstoffs will ich nicht sprechen, sondern nur noch erinnern daß auch die Steinkohlen und organischen Körper ein bedeutendes Quantum davon einschließen ꝛc."

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Mai und Juni 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1845. I. Jahrg. II. Abth. Redigirt von Dr. G. Karsten. Berlin 1847. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten März, April 1847. Berlin 1847. 8.

Von dem Vereine zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 37. Lieferung. XVIII. Bandes 2. Heft. Berlin 1847. 4.

Mitglieder-Verzeichniß des Vereins. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt, May 1847. München 1847. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal:

'Abdu-R-Razzāg's dictionary of the technical terms of the sufies, edited in the Arabic original by Dr. Aloys Sprenger. Calcutta 1845. 8.

Von dem Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Prag 1847. 4.

Von dem Hrn. Karl Fritsch in Prag:

Ueber die periodischen Erscheinungen am Wolkenhimmel. Prag 1846. 4.

Von der Académie royale des sciences, belles lettres et arts de Rouen:

Précis analytique des travaux, pendant l'année 1846. Rouen 1846. 8.

Von Hrn. Jomard in Paris:

Ein von ihm herausgegebenes Porträt des Columbus.

Huitième rapport sur la collection géographique de la Bibliothèque Royale à Paris.

Programme. Voyage dans le Sahara (l'Institut No. 133. 1847.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 24. Juli.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Juni 1847.

Der Abt Servatus Lupus von Ferrières, gelesen von Prof. Phillips.

„Mir ist es zur Genüge klar, daß die Wissenschaft um ihrer selbst willen betrieben werden müsse," schrieb Servatus Lupus an Eginhard, der ihn durch seine Biographie Karls des Großen begeistert hatte [1]). Mit jenen Worten bekundet der junge Mönch von Ferrières seinen reinen ihm angebornen [2]) Sinn für die Wissenschaft, den er auch während seines ganzen Lebens bewahrt hat. Seine Liebe und sein Eifer für dieselbe hat ihn zu einem der gebildetsten Männer seiner Zeit gemacht und die Tugenden, mit welchen seine Seele geschmückt war, ihm den Beynamen Beatus verschafft. In ihm, wie in so manchem seiner Zeitgenossen war die Aussaat, die Karl der Große und sein gelehrter Freund Alcuin in den von ihnen bestellten Acker der Wissenschaft gestreut, zur Frucht herangereift.

Die Lectüre der in einem recht guten Latein geschriebenen, hin und wieder mit einem anmuthigen Scherze gemengten Briefe des Abtes Lupus, um deren Herausgabe sich nach Papirius Masson [3]) und du Chesne [4]), besonders Baluze [5]) verdient gemacht hat, ist die Veranlassung geworden, die nachfolgenden kurzen Notizen über das Leben jenes ausgezeichneten Mannes zusammenzustellen.

Servatus Lupus, von vornehmen Aeltern wahrscheinlich gegen Ausgang der Regierung Karls

1) Serv. Lupi Epist. 1. p. 2. (Edit. Baluz. Antwerp. 1710). —

2) Ep. cit.: Amor literarum ab ipso fere initio pueritiae mihi est innatus.

3) Im Jahre 1544.

4) Du Chesne, Script. rer. Franc. Tom. II. p. 726 sqq. (ib. 36). —

5) Beati Servati Lupi Presbyteri et Abbatis Ferrariensis Ordinis S. Benedicti Opera. Steph. Baluzius Tutelensis in unum collegit, epistolas ad fidem vetustissimi codicis emendavit, notisque illustravit. Paris 1664; sec. ed. ab ipso Baluzio aucta atq. emend. Antw. 1710. — Eine chronologische Ordnung der Briefe läßt sich bey der Ungewißheit, wann mehrere derselben geschrieben sind, nicht herstellen. In der Reihenfolge, in welcher sie sich jetzt befinden, ist die Chronologie gar nicht berücksichtigt, wie sich aus folgenden Beyspielen zeigt:

Ep. 12. ann. 848.
Ep. 18. ann. 856.
Ep. 20. ann. 837.
Ep. 32. ann. 845.
Ep. 40. ann. 842.
Ep. 78. ann. 849.
Ep. 81. ann. 844.
Ep. 84. ann. 849.
Ep. 91. ann. 844.
Ep. 100. ann. 856.
Ep. 103. ann. 855.
Ep. 115. ann. 850.

des Großen geboren, erhielt seinen ersten Unterricht in dem Kloster Bethlehem zu Ferrières bey Sens. Es hatten an jenem Orte ehedem Canoniker gelebt [6]); diese aber nahmen, wie ihre Amtsbrüder in St. Denys und in andern französischen Stiftern, bald nach der Thronbesteigung Ludwigs des Frommen die von Benedict von Aniane umgearbeitete und vereinfachte Regel des heiligen Benedict an [7]). Unter dem zweyten Abte dieses Klosters, Aldrich, dem nachmaligen Erzbischofe von Sens, trat Lupus in den Orden ein. Zum Diakon geweiht wurde er von Aldrich, den er mit großer Liebe als seinen Nährvater bezeichnet [8]), zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung nach Fulda gesendet, um hier durch den großen Rhabanus Maurus vorzüglich in den Geist der heiligen Schriften eingeführt zu werden [9]). Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Sendung nicht in die Zeit vor dem Jahre 829 fällt, in welchem Aldrich bereits auf den erzbischöflichen Stuhl von Sens erhoben war, und wahrscheinlich ist diese Reise nach Fulda eine und dieselbe mit derjenigen, welche Lupus, damals noch ein Jüngling, in Begleitung seines Abtes Odo, dem Nachfolger Aldrichs in dieser Würde, nach Deutschland antrat [10]). Odo begab sich zum Kaiser nach Frankfurt; von einem Aufenthalte Ludwigs in gedachter Pfalz wird bey Gelegenheit der Herbstjagd des Jahres 829 berichtet [11]), dann aber weilte der Kaiser erst wiederum im Jahre 832 daselbst [12]). Zwischen diesen beyden Zeitpunkten hätte man daher zu wählen und es wäre nur noch hinzuzufügen, daß Lupus auf dieser Reise zu St. Trou an einem Geschwüre in den Weichen erkrankte, welches seinem Leben gefährlich zu werden drohte und ihn mehrere Wochen zurückhielt [13]).

Sey es nun, daß er im Jahre 829 oder 832 nach Fulda kam, so war sein Aufenthalt daselbst jeden Falles lang genug, um aus dem täglichen Verkehr mit seinem erhabenen Lehrer den größten Gewinn zu ziehen. An der Stätte, wo der Leib des großen Apostels der Deutschen ruhte [14]), widmete sich Lupus mit einem wahren Feuereifer den Wissenschaften. Auffallend aber möchte es erscheinen, daß er mit der deutschen Sprache sich nicht befaßte; diese Aufgabe schien ihm zu schwer [15]), doch wußte er den Werth unsrer Sprache für die damaligen Zeitverhältnisse zu würdigen. Er sendete daher, nachdem er selbst Abt von Ferrières geworden war, mehrmals junge Leute zum Studium derselben nach Deutschland [16]). Dennoch scheint unsere Sprache seinen Ohren immer etwas barbarisch geklungen zu haben und wenn er sich über das Deutsche Sprachorgan auch nicht so ungünstig äußerte, wie der italienische Diakon Johannes in seiner Vita Gregorii Magni [17]) über den deutschen Gesang, so nahm

6) Ep. 29. p. 54. Vergl. dazu des Steph. Baluz. Not. p. 372.

7) Vergl. meine deutsche Gesch. Bd. 2. S. 208. u. ff.

8) Ep. 41. p. 80.

9) Ep. 1. p. 2. 3.

10) Hildeg. Vita S. Faron. Ep. Meld. c. 118. (in der Ausgabe des Lupus von Baluz. unter den Elog.). —

11) Einhard. Ann. ann. 829.

12) Thegan. Vita Ludov. Pii. c. 39. 40. (bey Pertz, Monum. Germ. hist. Tom. II. pag. 598). —

13) Hildeg. l. c. — Lupi Ep. 20. p. 38. Lupus schreibt hier seine Genesung der Fürbitte der Gläubigen zu; er sagt von seiner Krankheit: Tantam autem orationum (so ist für orationem zu lesen) peperit copiam quacunque meum fama casum dissipaverat, ut opinari audeam eum divino mihi beneficio procuratum. Nach der oben erwähnten Biographie dankt er seine Wiederherstellung dem hl. Faro.

14) Ubi praeciosum Corpus Bonefatii Martyris requiescit, eine in Fuldaischen Urkunden öfters vorkommende Formel. Vergl. z. B. Praec. Carol. M. ann. 777. (bey Schannat, Corp. Prad. Fuld. p. 27). —

15) Ep. 41. p. 81.

16) Ep. 70. p. 112. Ep. 91. p. 137.

17) S. Gregor. P. Vita auct. Joh. Diac. Lib. II. c. 7. (S. Gregor. Opp. Edit. Paris. Tom. IV. col. 471.) — Vergl. meine deutsche Gesch. Bd. 2. S. 196. u. f.

er doch bey seiner Lebensbeschreibung des heiligen Wigbert, des Abtes von Fritzlar, ausdrücklich Veranlassung, die ungefügige und die Latinität verletzende Schreibart der deutschen Namen, mit seiner Liebe für die historische Wahrheit zu entschuldigen [18]). Dagegen waren es aber, außer den heiligen Schriften und den Kirchenvätern, ganz besonders die Classiker, welche ihn anzogen. War es auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaften vorzüglich Rhabanus Maurus, der den Jüngling so an sich fesselte, daß er selbst durch ihn veranlaßt seine Erklärung zu den Briefen des Apostels Paulus schrieb [19]), so knüpfte die Lectüre der Profanschriftsteller ein inniges Band zwischen Lupus und Eginhard. Dieser lebte damals mit seiner ihm zur Schwester gewordenen [20]) Gemahlin Emma als Abt zu Seligenstadt in gänzlicher Abgeschiedenheit. Als Eginhard diese theure Gattin im Jahre 836 verlor und sich einem ungemessenen, ja ihn fast zur Verzweiflung führenden Schmerze überließ [21]), fand er in Lupus einen Freund und Tröster, wie er Jedem, der in die gleiche Lage kommt, zu wünschen wäre. Die Briefe [22]), welche Lupus bey dieser Gelegenheit an Eginhard schrieb, sind ein Muster für den Ausdruck eines mit der tiefgefühltesten Liebe verbundenen unverletzlichen Tadels.

Es lag bey der Innigkeit der Verhältnisse zwischen beyden Männern nahe genug, daß Lupus es sehnlichst wünschte, seinen gelehrten Freund, der ihm so eben seine Schrift de adoranda cruce dedicirt hatte [23]), den er Pater dulcissimus et clarissimus Praeceptor [24]) nannte, bevor er Deutschland verließ, von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen [25]). Er nahm daher seinen Weg über Seligenstadt und begab sich von da nach Aachen, wo sich um diese Zeit (im Herbste 837) Kaiser Ludwig aufhielt [26]). Hier wurde er von Judith ihrem Gemahle vorgestellt und erfuhr an dem kaiserlichen Hoflager so viel Auszeichnung, daß man schon damals nicht daran zweifelte, ihm werde bald eine höhere Würde zu Theil werden [27]). Dieß geschah indessen nicht sogleich, sondern Lupus kehrte, nachdem er die priesterliche Würde empfangen hatte, in sein Kloster zurück, um hier in Eingezogenheit den Pflichten seines Berufes zu leben. Auch dieser Zeit gehören einige seiner Briefe an, doch vorzüglich nur solche, die er im Namen und Auftrage seines Abtes geschrieben hat [28]).

Als nach dem Tode Ludwigs des Frommen (840) der unglückliche Bruderzwist seiner Söhne das ganze karolingische Reich in seinen Grundvesten erschütterte, hatte derselbe auch auf die Schicksale der Abtey Ferrières einen großen Einfluß. Kaiser Lothar verfolgte anfänglich, seinen Brüdern gegenüber, den Grundsatz, daß ihm das Reich eigentlich allein gehöre [29]) und daß es bey ihm stehe, wie viel oder wie wenig er jenen davon abgehen wolle. Zu ihm hatte von längerer Zeit her auch der Abt Odo von Ferrières gehalten und mit Vielen die Erwartung getheilt [30]), daß die ganze Provinz Sens keinen andern Herrn, als eben Lothar erhalten würde. Allein die Schlacht von Fontenay gestaltete die Dinge ganz anders und es wurde in Folge dessen jene Gegend zu dem Reiche Karls des Kahlen geschlagen. Sey es, daß man Odo mit Recht auch noch wirkliche Vergehen vorgeworfen habe [31]), sey es, daß er schon durch seine Anhänglichkeit an Lothar sich

18) Vita S. Wigberti auct. Lupo. praef. pag. 293.
19) Rhab. Mauri Epist. ad Samuel. Ep. Wormat. und ad Lupum; beyde der Baluz. Ausgabe des Lupus u. unter den Elogien vorgedruckt.
20) Einhard. Ep. ad Lupum. (Inter Lupi Ep. 3.) p. 5.
21) Epist. cit. p. 6.
22) Vorzüglich Ep. 4. p. 9.
23) Ep. 4. p. 18.
24) Ep. 5. i. f. p. 23.
25) Ep. 4. p. 18.
26) Vergl. F. Böhmer, Regesta Karolor. S. 47.
27) Ep. 6. p. 23.
28) Ep. 23. 24. 25. 26. 28.
29) Annal. Bertin. ann. 840.
30) Ep. 26. p. 50.
31) Ep. 21. p. 44: Dominus Noster ne in monasterio nostro esse permitteretur jussit, praefatus de eo talia quae melius reticentur

den Zorn Karls zugezogen habe, kurz — er wurde abgesetzt. Hierauf ernannte der König unter dem in Form einer Wahl hinzukommenden, sich von selbst verstehenden Consens des Conventes [31a]), Lupus zum Abte von Ferrières. Durch diesen selbst mußte Odo angekündigt werden, daß er das Kloster zu verlassen habe; er aber verschob seine Abreise von Tag zu Tag. Lupus, der dem Könige nach Tours entgegengegangen war und ihm den Vollzug seines Befehles anmeldete, traf zu seinem nicht geringen Erstaunen jenen noch bey seiner Rückkehr im Kloster an. Er betrat jedoch dasselbe nicht eher, bis daß nicht Odo, reichlich beschenkt, es verlassen hatte [32]).

Durch seine Erhebung zum Abte von Ferrières war Lupus in die Zahl der Reichsstände aufgenommen und wurde daher auch gar oft, wenn der König seinen Reichstag hielt, zu demselben entboten. Allein diese öffentlichen Angelegenheiten hatten für ihn kein sehr hohes Interesse; er zog es bey weitem vor, als ein eifriger [33]) Ordensmann für das Kloster, und als ein Freund der Wissenschaften für diese zu sorgen und den geistigen Verkehr mit andern gebildeten Männern zu unterhalten. Er stand in dieser Beziehung mit vielen Bischöfen, wie Hinkmar von Rheims [34]), Wenilo von Sens [35]), Pardulus von Laon [36]), Odo von Beauvais [37]), Aeneas von

31 a) Ep. 40. p. 79. Ep. 42. p. 83. Ep. 15. p. 87.

32) Ep. 21. p. 45.

33) Interessant ist in dieser Beziehung sein Brief an den Erzbischof Wenilo, in welchem er demselben auseinandersetzt, daß der Kirche durch den Eintritt der Weltpriester in den Regularstand kein Nachtheil, sondern nur Vortheil erwachse. Ep. 29. p. 53.

34) Ep. 42. 44. 49. 76. 129.

35) Ep. 29. 31. 73. 74. 82. 98 (im Namen des Clerus von Paris und mehrerer Klöster an Wenilo und seine Suffraganen gerichtet). 124. 126. Im Namen Wenilo's sind folgende Briefe geschrieben: Ep. 81. 101. 115. 130, wahrscheinlich auch Ep. 99.

36) Ep. 12. 77. 78. 89 (im Namen der Königin Irmentrud).

37) Zuvor Abt von Corbie. Ep. 111. 112. 127.

Paris [38]), Jonas von Orleans [39]) und mit den Aebten verschiedener Klöster, namentlich mit Marquard [40]) und Ansbald [41]) von Prüm, in fortdauerndem Briefwechsel. Es dauerte daher namentlich auch der Verkehr mit seinem eximius Praeceptor Rhabanus Maurus [42]) fort, dem er sogleich seine Ernennung zum Abte anzeigte und von welchem auch er bald einen Brief erhielt [43]). Ob Lupus auch noch mit Eginhard in Verkehr geblieben ist, darüber verlautet Nichts, auch hat letzterer den Tod seiner Gattin nicht mehr gar lange überlebt († 844).

Unter seinen Briefen, deren Zahl sich im Ganzen auf mehr als einhundert zwanzig beläuft [44]), befindet sich eine große Menge solcher, die nur ganz allein auf wissenschaftliche Gegenstände sich beziehen. So wie er Eginhard um die Erklärung einzelner Stellen in den Autoren, die er las, und um Handschriften des Cicero und Gellius gebeten hatte [45]), so gab er jetzt selbst Auskunft, wenn man ihn zu Rathe zog [46]), und war wie ehedem unermüdlich darin, sich Codices zum Vergleichen oder Abschreiben zu besorgen.

(Schluß folgt.)

38) Ep. 119.

39) Ep. 21. 27. 28.

40) Ep. 10. 55. 59. 60. 68. 70. 91. 94. 106. 109.

41) Ep. 69. 117. 123.

42) Ep. 40.

43) S. Note 19.

44) Unter den von Baluze herausgegebenen Briefen sind etliche z. B. Ep. 3. (Eginhard) nicht von Lupus.

45) Ep. 1. p. 4. Ep. 5. p. 21. 22.

46) Ep. 8. p. 26. Ep. 15. p. 34. Ep. 20. p. 39. Ep. 34. p. 69.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juli.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Juni 1847.

Der Abt Servatus Lupus von Ferrières, gelesen von Prof. Phillips.

(Schluß.)

Während er mit Handschriften des Virgilius, der sein Lieblingsschriftsteller war [47]), hinlänglich versorgt gewesen zu seyn scheint, bittet er die vorgenannten Aebte von Prüm um Manuscripte von Cicero [48]), Sallust [49]), Sueton [50]) und Josephus [51]). Nicht minder muß ihm Ursmar, der Erzbischof von Tours, den Commentar des Boetius verschaffen [52]) und Aldsig, der Abt von York, die des heiligen Hieronymus, die Institutionen des Quinctilian und Beda's Quaestionen zum alten und neuen Testament [53]). Ja Lupus wendet sich sogar nach Rom an Papst Benedict III. (im Jahre 855) mit der Bitte [54]), er möchte ihm mehrere der genannten Werke, die Schrift des Cicero de oratore und den Donatus über den Terenz zugehen lassen, er würde sie ihm nach gemachtem Gebrauche wohlbehalten zurücksenden. Ob ihm diese Bitte gewährt worden sey, ist nicht bekannt, so viel ist gewiß, daß — freylich aus sehr guten Gründen — heut zu Tage Aehnliches kaum erlangt werden dürfte.

Als Ueberbringer der Handschriften bezeichnet Lupus dem Papste zwey Mönche seines Klosters, welche mit gehöriger Erlaubniß und Empfehlung Seitens ihres Erzbischofes versehen, nach Rom gekommen seyen. Gewöhnlich stehen ihm aber zu dergleichen Büchersendungen [54a]) Boten (Cursores) zu Dienste, über deren guten Appetit er sich hin und wieder einen kleinen Scherz erlaubt. Dem Einen giebt er an den Abt Odo von Corbie Pfirsiche mit, äußert aber doch die Besorgniß, jener könnte sie unterwegs bis auf die Kerne, ja auch wohl diese noch verzehren [56]); für einen Andern bittet er bey demselben Odo, der unterdeß Bischof von Beauvais geworden war, daß er ihn eine Zeit lang als seinen Hausarmen betrachten möge, der, wenn man es ihm gestatte, die Reste der Tafel, damit sie nicht verloren gehen, bewahren und die Becher, damit sie nicht durch die Flüssigkeit ihren Glanz verlieren, trocken machen werde [57]).

Einem Manne, der wie Lupus sich mit einem seltenen Eifer der Wissenschaft hingab, konnte es freylich nicht sehr behagen, wenn er genöthigt wurde, seine

47) Vergl. Ep. 7. p. 25. Ep. 34. p. 70. Ep. 44. p. 86.
48) Ep. 69. p. 112.
49) Ep. 104. p. 156.
50) Ep. 10. p. 29.
51) Ep. 10. p. 29.
52) Ep. 16. p. 35.
53) Ep. 62. p. 104.
54) Ep. 103. p. 154.

54a) Er lieh auch Handschriften aus. Ep. 37. p. 76.
55) Ep. 70. p. 113. Ep. 76. p. 118. Ep. 85. p. 130. S. die beyden folgenden Noten.
56) Ep. 111. p. 164.
57) Ep. 127. p. 184.

Zeit dem Hofleben zu widmen, oder wenn er gar sich anschließen mußte, gegen den Feind im Felde zu liegen [58]). Er gehörte nicht zu den strenui abbates et comites, welche stets den fränkischen Königen zur Hand waren, sobald es irgend einen Kriegszug zu unternehmen oder einen Tumult zu unterdrücken galt, falls er nicht von ihnen selbst angezettelt worden war [59]). Hatte Lupus ja doch in dem Jahre 844 bey einem Ueberfall, den Pippin von Aquitanien gegen Karl ausgeführt, die bittere Erfahrung der Gefangenschaft gemacht [60]), aber auch die mehr friedfertige Beschäftigung einer Legationsreise durch Burgund [61]), die er in demselben Jahre im Auftrage des Königs zu machen hatte, konnte ihm schon deßhalb nicht sehr zusagen, weil er zehn Pferde auf derselben eingebüßt hatte. Glücklicherweise besaß er in Ludwig, dem Abte von S. Denys und Reichskanzler, einem Enkel Karls des Großen von seiner Tochter Rothrud [62]), einen Freund am Hofe, der so viel er es nur vermochte, ihn von dem persönlichen Kriegsdienste durch seine Einsprache befreyte [63]). Allein auch abgesehen von diesen seine Studien hindernden Belästigungen, unter deren Druck es begreiflich ist, daß er über Abnahme des wissenschaftlichen Sinnes bey seinen Zeitgenossen klagt [64]), wurde sein Herz durch den Zustand der Klöster überhaupt und besonders des seiner Obhut anvertrauten, tief bekümmert.

Es ist bekannt, wie durch den Eintritt der Prälaten in die politische Hierarchie der germanischen Reiche die Bisthümer und die Klöster ebenfalls den Kriegsdienst auf sich nehmen mußten. Außer dieser sie oft hart drückenden Last, waren sie auch noch zu freywilligen Geschenken (dona gratuita) verpflichtet, [65]) wie deren auch Lupus darbrachte, der unter Anderm dem Könige zwey sehr künstlich gefaßte Edelsteine verehrte [66]). Vornehmlich aber kamen damals diese Lasten das Kloster Bethlehem zu Ferrières sehr hart an. In demselben befanden sich außer dem dienenden Personale und den jungen Leuten, die, um die Aufnahme sich bewerbend, ihre Prüfungszeit durchmachten, nicht weniger als zwey und siebenzig Mönche [67]). Kaiser Ludwig, um dem Bedürfnisse des Klosters abzuhelfen, hatte demselben die Cella S. Jodoci super mare [68]) geschenkt, welche unweit von Montreuil am Ausfluße der Canche belegen, dereinst vom Karl dem Großen an Alcuin verliehen worden war [69]). Dieses Besitzthum verschaffte den Mönchen von Ferrières ihren ganzen Bedarf an Wachs, Kleidungsstücken, von Fischen, Gemüsen und manchen andern Lebensmitteln [70]). Kaiser Lothar nahm ihnen aber die Zelle und gab sie einem seiner Vasallen, Namens Rhodrich, [71]) und Karl, nachdem er durch die Theilung von Verdun in den Besitz von Westfrankreich gekommen war, machte es nicht besser, sondern verlieh sie einem Grafen Odulf [72]).

Unter dem Zusammenwirken dieser Umstände geriethen die Mönche von Bethlehem in die bitterste Armuth, so zwar, daß sie nicht einmal im Stande waren, sich die nothwendigsten Kleidungsstücke zu verschaffen [73]). Lupus ließ daher, wie er es schon bey Lothar mit einem edeln Freymuthe gethan (Note 71), nicht nach, auch bey Karl dem Kahlen die

58) Ep. 78. p. 119.
59) Annal. Bertin. ann. 837. Vergl. meine deutsche Geschichte. Bd. 2. S. 322.
60) Ep. 91. p. 136.
61) Ep. 32. p. 66.
62) Annal. Bertin. ann. 855. ann. 867. — Deutsche Geschichte. Bd. 2. §. 37. Note 14. a. S. 40.
63) Wie er es schon für Odo gethan habe. Ep. 24. p. 45. An ihn sind folgende Briefe geschrieben: Ep. 22. (Ep. 23. 24. 25 für Odo). 32. 43. 83. 92. 113.
64) Ep. 34. p. 69. Ep. 44. p. 86.
65) Vrgl. deutsche Geschichte. Bd. 2. S. 385. Note 7. S. auch Baluz. Not. p. 381. —
66) Ep. 96. p. 145.
66a) Ep. 25. p. 49. Ep. 32. p. 65. Ep. 42. p. 83. Ep. 43. p. 84. Ep. 44. p. 85.
67) Ep. 45. p. 87.
68) So im Gegensatz zu der Cella S. Jodoci in nemore genannt.
69) Ep. 11. p. 30.
70) Ep. 43. p. 84.
71) Ep. 11. p. 30.
72) Ep. 43. p. 84. — Es ist dieß wohl derselbe Odulf, welcher in den Annal. Bertin. ann. 840. erwähnt wird.
73) Ep. 42. p. 82. Ep. 44. p. 85.

dringendsten Vorstellungen wegen des dem Kloster zugefügten Unrechtes zu machen. Seine Bemühungen um die Wiedererlangung der Zelle S. Josse sur Mer bilden eine Episode in seinem Leben. Lupus scheute sich nicht, dem Könige frey bey dieser wie bey andern Gelegenheiten die Wahrheit zu sagen und ihn überhaupt auf das Gefährliche der von ihm betretenen Bahn aufmerksam zu machen [74]). Keine noch so große Beschwerde hinderte ihn, unablässig sein Ziel zu verfolgen, wozu ihn der fortwährende Anblick der täglich wachsenden Noth freylich sehr nachdrücklich mahnen mußte. — Alle seine Hoffnung setzte er auf die Zusammenkunft, welche die drey königlichen Brüder zu Marsen bey Utrecht im Jahre 847 mit einander verabredet hatten [75]); allein es fehlte ihm an Geld, die Reise zu unternehmen. Dieß schaffte ihm auf seine Bitte durch Vermittelung eines Freundes eine vornehme Dame [76]) und somit erreichte er durch einen längeren Aufenthalt bey König Karl [76a]), von diesem doch wenigstens die Zusage der Rückgabe jener Zelle, was auch nach einiger Zeit — vielleicht in Folge des Todes Odolfs [77]) — in Erfüllung ging. —

Zu dergleichen Bitten um Geschenke, wie wir so eben eine erwähnten, sah sich Lupus theils für seine Unternehmungen zum Wohle des Klosters, theils für die Angehörigen desselben, öfters veranlaßt. So erbat er sich von dem angelsächsischen Könige Aethelwulf, dem Eidam Karls, das Bley zu dem Dache der von ihm neuerbauten Kirche von Ferrières, [78]) vorzüglich aber nahm er bey verschiedenen Gelegenheiten seinen Freund Marquard um Kleidung in Anspruch [79]). Eine dieser Bitten, die allein durch die Noth geboten und in christlicher Liebe gern gewährt wurden, macht aber auch auf den heutigen Leser der Briefe des Abtes Lupus einen unangenehmen Eindruck; dieß fällt aber nicht dem Bittsteller zur Last, sondern hat einen ganz andern Grund.

Im Jahre 847 unternahm nämlich Lupus eine Reise nach Rom, um dort seine Andacht an dem Grabe des Apostelfürsten zu verrichten und zugleich in einigen kirchlichen Angelegenheiten [80]), in Betreff deren er wohl einen Auftrag Karls des Kahlen gehabt haben mochte, zu unterhandeln [81]). Zu dieser Zeit konnte er auch die Bekanntschaft des nachmaligen Papstes Benedict III. gemacht haben und hierin eine Erklärung für die Zutraulichkeit, mit welcher er sich an diesen wegen seiner literarischen Bedürfnisse wendete, zu finden seyn. Damals aber saß Leo IV. auf dem päpstlichen Stuhle, derselbe, welcher den Vatikan zum Schutze gegen die Sarazenen mit Mauern umgab und die neue Stadt auf dem rechten Tiberufer gründete, die nach ihm den Namen erhielt [82]). Er selbst wird als ein Mann von Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Klugheit gerühmt, allein die Personen seiner Umgebung scheinen notorisch den Zutritt zu dem Oberhaupte der Kirche von Geschenken abhäng gemacht zu haben. Daher sah sich auch Lupus, der dieses Umstandes erwähnt, genöthigt, den Abt von Prüm zu bitten, er möchte ihm zwey neue seidene Gewänder Veneti coloris und eben so viel leinene, welche man auf deutsch Glizza nenne, senden, da er wisse, daß diese dort gern gesehen würden [83]). — Sehr zu bedauern ist es, daß wir von dieser römischen Reise des Abtes von Ferrières keine näheren Nachrichten besitzen. —

Wenn König Karl denselben mit Geschäften in Rom beauftragt hatte, so lag darin ein Beweis seines sehr zu rechtfertigenden Vertrauens zu dem Abte, welcher bald nach seiner Erhebung zu dieser Würde sich als einen kundigen und tüchtigen Mann in der Leitung kirchlicher Angelegenheiten bewährt hatte. Er war es gewesen, dem die Bischöfe die Ausarbeitung

74) An Karl den Kahlen sind folgende Briefe (meistens Exhortationes) gerichtet: Ep. 33. 38. 45. 53. 64. 71. 93. 96. 128.
75) Ep. 51. p. 93.
76) Ep. 50. p. 92.
76a) Ep. 55. p. 97. Ep. 59. p. 101.
77) So hatte es Karl in seinem Praec. ann. 843 bestimmt. S. Append. Act. veter. p. 512.
78) Ep. 13. p. 32. Ep. 14. p. 33.
79) Ep. 68.
80) Ep. 68. p. 111. Optionis gratia et quarundam ecclesiasticarum studio causarum, quas — paternitati vestrae (Marquardo) aperiam. —
81) Den Auftrag Karls vermuthet wohl mit Recht Baluz. Not. p. 327.
82) Panvin. Epitom. Pontif. Rom. Leo IV. (Venet. 15571. p. 42.
83) Ep. 68. p. 111.

der Canones der in der königlichen Pfalz zu Ver im Jahre 844 gehaltenen Synode, übertrugen [84]). Aber auch wegen seiner theologischen Gelehrsamkeit wurde er in Anspruch genommen, namentlich wendete sich Karl an ihn, um sich von ihm seine Zweifel bey mehreren damals ventilirten dogmatischen Fragen lösen zu lassen. Diese Fragen bezogen sich auf die Prädestination, auf den freyen Willen und darauf, ob Christus sein Blut für Alle vergossen habe. Lupus verfaßte im Jahre 849 eine eigne Schrift über diese Gegenstände, welche den Titel de tribus quaestionibus führt [85]). Diese erregte jedoch bey Manchen Mißfallen und so sah er sich veranlaßt, im Jahre 850 in einem Briefe an den König seine Ansichten noch näher zu erörtern [86]). Außer jener Schrift besitzen wir von Lupus noch eine Lebensbeschreibung des heiligen Maximinus von Trier [87]) so wie die oben erwähnte des heiligen Wigbert [88]) und zwey Homilien auf denselben; [89]) vielleicht gehören ihm auch einige Hymnen zu Ehren desselben Heiligen an [90]). Eine andre Schrift, in welcher er Karl dem Kahlen in der Zusammenstellung der Lebensgeschichten der römischen Kaiser gleichsam einen Spiegel vorhielt [91]), ist nicht auf unsere Zeit gekommen. —

Von den späteren Lebensverhältnissen des Abtes Lupus ist wenig mehr bekannt; er erscheint im Jahre 853 auf der Synode zu Soissons und liest hier die Depositionsacte des Erzbischofs Ebbo von Rheims vor [92]). Im Jahre 860 schreibt Lupus einen Brief an den Abt Ansbald von Prüm [93]), 861, wenn nicht in dem darauffolgenden Jahre thut er im Namen des Erzbischofs Wenilo von Sens [94]) eine für die Geschichte des canonischen Rechtes merkwürdige Anfrage an Papst Nicolaus I. Sie bezieht sich auf eine aus den Decretalen des Pseudo-Isidor bey Gelegenheit der von dem Provinzialconcil beabsichtigten Absetzung eines Bischofs allegirte Stelle, die dem Papste Melchiades zugeschrieben wird [95]). Im Jahre 862 endlich erhalten wir die letzte Nachricht von ihm, indem er die Akten eines andern zu Soissons gehaltenen Conciliums mit unterzeichnet [96]). —

Ein hohes Alter möchte Lupus demnach nicht erreicht, er dürfte das fünfzigste Lebensjahr nicht viel überschritten haben. Er hat aber dieß Leben zu nützen verstanden und hat mit dem ihm verliehenen Talente gewuchert. Die höchste Gabe, die er empfangen, war der Glaube, die zweyte, die ihm in reichlichem Maaße zu Theil geworden, das Wissen. Jener, den er in seinem Leben verwirklichte, gab ihm die Ruhe des Gewissens und jene Festigkeit des Charakters, mit welcher er, ohne Verletzung der Ehrfurcht, den Großen der Erde die göttliche Wahrheit vorhielt, die Wissenschaft aber war seine treue Begleiterin durch's Leben. In ihr fand auch er, gleich Cicero und Boetius, einen großen Trost in allem Ungemach des Lebens und so kann er hierin, wie die Genannten, zum Muster und zur Ermunterung für alle Gelehrten dienen.

84) Ep. 42. p. 83.
85) Lupi Opera. p. 207—274.
86) Ep. 128. p. 184. — hieher gehört auch die Ep. 30. p. 57. ad Godescalcum monachum. — Vgl. meine deutsche Geschichte. Bd. 2. S. 212. —
87) Lupi Opera. p. 275—291.
88) Lupi Opera. p. 292—312.
89) Lupi Opera. p. 313. p. 317.
90) Lupi Opera. p. 322. p. 323.
91) Ep. 93. p. 140.
92) Bey Hardouin, Concil. Tom. V. col. 49. col. 54.
93) Ep. 117. p. 172.
94) Ep. 130. p. 194.
95) Die Antwort des Papstes vom Jahre 862 steht in dem Append. I Epist. Nicol. I. N. 23. (bey Hardouin, Concil. Tom. V. col. 343), und bey Baluz. Lupi Opera. Append. Act. vet. N. 4. p. 516. Ein Theil dieses Briefes des Papstes ist in das Decret Gratians (Can. 14. C. 3. Q. 9) aufgenommen. —
96) Epist. Episc. qui fuerunt Pistis Suessiones evocat. (bey Hardouin Concil. Tom. V. col. 555). —

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 28. Juli.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England, from the earliest times till the reign of King George IV. By John Lord Campbell, A. M. F. R. S. E. *) The first series, to the revolution of 1688. London 1845. Drey starke Bände.

Lord Campbell war unter dem vorletzten Whig-Ministerium General-Advokat in England, sodann nur kurze Zeit Lordkanzler für Irland. Der Muße, die ihm in der Folge zu Theil wurde, bis er vor Kurzem wieder in das Cabinet eintrat, verdankt man das vorliegende Werk, das unter den biographischen der neueren Zeit eine ehrenvolle Stelle einnimmt, und vielfach die bekannten Schriften über englische Geschichte und Verfassung, in welcher das Gerichtswesen so belangreich ist, ergänzt und berichtigt.

Die Einleitung erklärt den Ursprung des Kanzler-Amtes, das von dem Geschäft eines Groß-Siegelbewahrers nur der höhere Titel unterscheidet, und die allmähliche Entwicklung seiner gegenwärtigen Zuständigkeit. In der frühesten Zeit hatte der Geheimschreiber des Königs die Befehle desselben an die Gerichte, daß sie die Verhandlung einer Sache pflegen sollten, zu erlassen; eine Zuweisung, die darum nöthig befunden wurde, weil die richterliche Gewalt dem Könige allein zukam, von Andern also nur vermöge seines Auftrages, und zwar für jeden einzelnen Fall, ausgeübt werden konnte. Ferner lag ihm ob, die Urkunden, wodurch der König Aemter, Ländereyen oder Berechtigungen vergab, auszufertigen und mit dem großen Siegel zu versehen, das ihm anvertraut war. Als Rechtsgelehrter und dabey, wie damals immer, Geistlicher, war er auch „Bewahrer des Gewissens des Königs." Eigene Gerichtsbarkeit übte er nicht, saß zwar in dem obersten Gerichtshofe (Aula regis), aber keineswegs oben an. Erst nach Aufhebung dieses Gerichtshofes, da an dessen Stelle die noch jetzt bestehenden Gerichte traten, kam, neben diesen und gewissermassen über ihnen, der Kanzler selbständig als Richter empor. Die erwähnte Eigenschaft eines Bewahrers des königlichen Gewissens begründete für ihn die ausschließende Zuständigkeit in Klagen wider den König selbst, von welchem allzeit angenommen wurde, er könne nicht Unrecht thun noch wollen. Der wichtigste Bestandtheil seiner Zuständigkeit wurde aber das Rechtsprechen nach Billigkeit. Darunter ist nicht zu verstehen, daß der Kanzler nach seinem Gutdünken entscheide, was freylich mehrere gemeynt und versucht haben, sondern daß er, wo das gemeine Recht, an welches die ordentlichen Gerichte sich halten müssen, die Hülfe nicht gewährt, welche doch die Billigkeit fordert (z. B. wenn jemand wegen einer von ihm geleisteten Zahlung, wofür aber die Bescheinigung abgeht, angesprochen wird), in solchen Fällen, deren eine große Zahl ist, in Gemäßheit oder nach Analogie des Gerichtsgebrauchs erkennt, der sich auf

*) d. h. Artium Magister, Mitglied der k. Gesellschaft zu Edinburgh.

frühere, seit 200 Jahren sorgfältig aufgezeichnete Entscheidungen gründet. Dazu kamen verschiedene Zweige der willkührlichen Gerichtsbarkeit und der Aufsicht über das Gerichtswesen. Ferner wurde dem Kanzler der Vorsitz in dem Oberhause zuerkannt, den er auch dann führt, wenn er noch nicht in den Adelstand erhoben ist; in diesem Falle jedoch, wie Morus, ohne Stimm-Recht. Der ehemalige Geheimschreiber, dessen Obliegenheiten auch jetzt noch dieselben, aber mit größeren vermehrt sind, hat nun den Rang nächst den Prinzen vom königlichen Geblüte, jedoch ohne die Beständigkeit der Stellung, die den anderen Oberrichtern gegeben ist. Der König überträgt ihm das Amt, indem er ihm das große Siegel einhändigt, und nimmt es ihm ab, indem er das Siegel zurückfordert. In der jüngsten Zeit ist ihm das Richteramt durch Uebertragung eines großen Theiles der Geschäfte auf drey Vice-Kanzler sehr erleichtert worden.

Die nun folgenden Lebensbeschreibungen der Kanzler und Siegelbewahrer beschränken sich nicht, wie man vermuthen möchte, auf die vorzüglich tüchtigen und verdienten. Allerdings wird von diesen, z. B. von Thomas Morus, ausführlicher als von den anderen gehandelt. Aber auch die sind nicht übergangen, von denen wenig oder nichts Rühmliches, vielmehr das Gegentheil zu melden war; und der verworfenste unter allen (Jeffreys) nimmt sogar einen größeren Raum ein als Morus. Vielleicht hat dem Verf. die Aufgabe vorgeschwebt, die Tacitus in den Worten stellt: ne virtutes silentur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit; oder auch der Ausspruch Swift's: es mögen zwey Gottheiten seyn, Fama genannt, oder nur eine, aber zwey Trompeten haltend, so sey gewiß, daß Leuten, die sich durch besondere Schlechtigkeit ausgezeichnet haben, ein Stoß aus der geeigneten Trompete nicht weniger gebühre als aus der andern denjenigen, die sich durch Tugend am meisten hervorgethan.

Der erste Kanzler, von welchem einige Nachrichten übrig sind, war Bischof Swithin, der, im Leben hoch verehrt, nach seinem Tode heilig gesprochen wurde *). Von ihm empfing Alfred der Große den ersten Unterricht. Der nächste, Turketel, ein Enkel Alfred's, war Kanzler unter drey Königen, trat aber aus dem trefflich geführten Amte in ein Kloster, wo er zum Abt erwählt wurde und sich glücklicher fühlte als in der ersten Würde.

Nach der normännischen Eroberung waren fast hundert Jahre lang alle Kanzler Ausländer, größtentheils Normänner. Von den meisten ist nicht viel mehr als der Name bekannt; einige, wie Ranulphus, den mam Flambard, d. i. verzehrende Fackel, nannte, bereiteten sich ein größeres aber ungesegnetes Andenken durch ihre Habsucht und durch die Härte, mit welcher sie die fremde, das Land unterjochende, Gesetzgebung geltend machten und noch schärften. Erst Thomas a Becket, welchen K. Heinrich II. zum Kanzler erkohr, war sächsischen Geblütes, der Sohn eines Londoner Bürgers. Er legte das Amt aus eigener Bewegung nieder, als er den erzbischöflichen Stuhl bestieg, auf welchem er das Recht der Kirche bis zu seinem gewaltsamen Tode mit einer Standhaftigkeit vertheidigte, die der Verf. sehr unbefangen würdigt. Heinrich III. gab das große Siegel eine Zeit lang in die Hand seiner Gemahlin Eleonora, die nun, die Tage ihres Wochenbettes ausgenommen, alle Befugnisse eines Kanzlers ausübte und selbst zu Gericht saß. Nachher kam es sogar dahin, jedoch nur auf kurze Zeit, daß dem schwachen Fürsten die Ernennung auf diese Stelle abgenommen wurde, und die aufrührerischen Großen sich derselben anmaßten. Sein Sohn Edu-

*) Seinen Namen führt im englischen Kalender noch jetzt der 15. Juli. Man hält die Witterung an diesem Tage (wie bey uns am Medardus-Tage) für entscheidend auf die vierzig folgenden. Die Legende sagt, an jenem Tage sey der Sarg mit der Leiche des Bischofs aus der Stätte unter freyem Himmel, wo er nach Swithin's Verordnung beygesetzt gewesen, mit großer Feyerlichkeit ausgehoben, und ihn zur Stiftskirche zu führen Anstalt gemacht worden; ein schreckliches Gewitter aber, in welchem man den Zorn des Heiligen erkannt, habe davon abgeschreckt.

ard I. wies ein Gesuch des unter ihm erstarkten Parlaments, er möchte ihm die Wahl der höchsten Beamten, auch des Kanzlers, überlassen, nachdrücklich zurück. „Warum begehrt ihr nicht auch meine Krone?“ sagte er. „Jeder von euch hält die Befugniß hoch, seine Diener nach Gefallen anzunehmen und zu entlassen; gäbe ich diese Befugniß auf, so wäre ich nicht mehr euer König.“ Erst unter diesem großen Regenten erlangte der Kanzler die Selbständigkeit, die er seitdem behauptet hat. Das Amt wurde namentlich durch den Bischof Robert Burnel gehoben, dessen Verdienste um die Rechtspflege und selbst um die Gesetzgebung der Verf. ausführlich darlegt. Diesen Kanzler zu ehren, gestattete der König, daß eine Versammlung des Parlaments, wo er selbst zugegen war, in dem Schlosse gehalten würde, das jener mit großem Aufwande an seinem Geburtsorte gebaut hatte. Während der stürmischen Regierung Eduard's II. riß auch in dem Kanzleramte viel Unordnung und Mißbrauch ein; wie z. B. von einem Kanzler Anschaffungen von Wildpret für seine Tafel durch Befehle, woran er das große Siegel hängte, bewirkt wurden.

Eduard III. verlieh das Amt drey Laien nach einander, indem er die Unzufriedenheit mit der Führung desselben durch Geistliche bemerkte und selbst theilte. Der erste, den er dazu erhob, war ein tapferer Ritter, die zwey folgenden weltliche Rechtsgelehrte, deren einer gute Dienste that, der letzte aber so wenig befriedigte als der Ritter. Nun kamen wieder Geistliche an die Reihe, unter denen Wilhelm von Wickham der merkwürdigste ist. Er war von armen Eltern in dem Dorfe Wickham, von dessen Gutsherrn, welcher Stadtvogt in Wincheſter war, der Knabe dahin gerufen wurde, um die Schule zu besuchen. Daß er nachher auf der hohen Schule Oxford seine Studien fortgesetzt habe, ist nicht wahrscheinlich, da er nie gelehrte Kenntnisse bewiesen hat. Sein Gönner nahm ihn zum Schreiber an und gab ihm einen hohen Thurm in Wincheſter zur Wohnung, von wo er eine weite Aussicht auf das Land voll alter Kirchen und Burgen hatte. Diese Bauwerke besah er nach und nach alle, bewunderte sie, lernte sie aber auch beurtheilen, und vergnügte sich mit Nachsinnen, wie noch schönere und größere auszuführen wären. K. Eduard III., dem der Vogt seinen Schreiber als einen Baukundigen gerühmt hatte, ließ diesen kommen und fand an ihm so viel Gefallen, daß er ihn sogleich als Bauschreiber, dann als Aufseher seiner Gebäude zu Windsor in Dienst nahm. Als Eduard die großen Siege in Frankreich erfochten hatte, verlangte ihn, zu Windsor einen neuen Königssitz zu bauen, der alle andere in der Christenheit überträfe. Wickham machte den Entwurf und leitete den Bau, der dadurch sehr gefördert wurde, daß eine bestimmte Zahl Maurer und andere Arbeiter aus jeder Grafschaft Englands auf Befehl sich einstellte. Demnächst trat Wickham in den geistlichen Stand, den einzigen, in dem er, der weder Kriegsmann noch Rechtsgelehrter war, sich emporschwingen konnte. Er bekam sogleich mehrere einträgliche Pfründen und blieb dabey Aufseher von Windsor mit größerem Gehalte. Nach fünf Jahren, auf des Königs dringende Empfehlung zum Bischof von Wincheſter erwählt, empfing er bald auch das große Siegel. Allein so unbescholten er war, erhoben sich über seine Amtsführung, in welcher er aus Mangel an Kenntnissen und Erfahrung kein Genüge thun konnte, so laute Beschwerden, daß sein königlicher Freund sich genöthigt sah, ihm einen rechtsgelehrten Kanzler zum Nachfolger zu geben. Achtzehn Jahre später, unter dem unglücklichen Richard II., wurde Wickham zum andern male Kanzler, blieb es jedoch nur kurze Zeit, ob er gleich jetzt zu keiner Klage mehr Anlaß gab. Er hatte unterdessen durch die Verwaltung seines Hirtenamtes sowohl als durch den milden Sinn, den er in seiner Theilnahme an Staatsgeschäften bewies, die allgemeine Zuneigung erworben. Zu bauen hörte er nicht auf und verwandte all seinen Ueberfluß auf seine zwey großen Stiftungen, die neue Schule zu Wincheſter und das Collegium St. Mary zu Oxford, die er beyde nicht nur mit herrlichen Gebäuden schmückte, sondern auch mit dem großen Vermögen, das sie noch jetzt haben, ausstattete. Er starb 1404 über 80 Jahre alt. Sein Nachfolger auf dem Bischofstuhle Wincheſter, damals dem reichsten unter allen, war jener Beaufort, K. Heinrichs IV. Halbbruder, dessen Name durch Shakspeare eine traurige Unsterblichkeit hat. Auch dieser wurde Kanzler und zwar zu vier verschiedenen

Zeiten, zuletzt unter seinem Großneffen Heinrich VI., und erlangte erst, nachdem er von dem Amte abgetreten war, die unheilvolle Gewalt. Er war unter den Richtern, von welchen Johanna von Orleans verurtheilt wurde, der einzige Engländer. Aus seiner ersten Verwaltung des Kanzleramtes, das er vielfach zu seiner Bereicherung mißbrauchte, ist bemerkenswerth, daß er in dem Ausschreiben, welches die Wahl eines Unterhauses anordnete, ausdrücklich alle Rechtsgelehrte von der Wählbarkeit ausschloß, und daß die Folge das Auftreten eines Unterhauses war, das den Namen, der ihm gegeben wurde, parliamentum indoctum, unter anderem durch einen Antrag verdiente, daß das gesammte Kirchengut eingezogen werden möchte. Um diese Zeit wurde auch von mehreren Parlamenten versucht, die richterliche Zuständigkeit des Kanzlers einzuschränken; es wurden aber nur einige nähere Bestimmungen erzielt. Unter den folgenden Kanzlern bis auf Morus, die mit wenig Ausnahmen Bischöfe oder Erzbischöfe waren, hat keinen das Geschick so ausgezeichnet, wie den Cardinal Wolsey, der, eines Fleischers Sohn, der mächtigste Mann in England wurde und einst nahe daran war, Papst zu werden. Obgleich den andern Staatsgeschäften, als erster Minister Heinrichs VIII., mehr zugewandt, versäumte er sein Kanzleramt nicht; erwies sich als Richter unpartheyisch, griff aber oft in das Gebiet der anderen Gerichte ein, die nach seiner Meynung zu starr an dem Buchstaben der Gesetze hielten. In seinem Unmuthe über die Spitzfindigkeiten der Anwälte, die er deßhalb oft zurechtwies, faßte er den Vorsatz, in der Hauptstadt eine hohe Schule zu besserer Bildung von Rechtsgelehrten zu gründen, wurde aber durch seinen schnellen Sturz an der Ausführung gehindert. Solch eine Anstalt, bemerkt der Verf., wird in England immer noch vermißt; es hat sehr geschickte Praktiker, aber nicht so gründliche Rechtsgelehrte als andere Länder, wo man das Recht systematisch als eine Wissenschaft auf hohen Schulen behandelt. I. 501. II. 89.

Thomas More (bekannter unter dem Namen Morus, der ihm wohl anstand, da er meist lateinisch schrieb) war nicht volle drey Jahre Kanzler, übertraf aber in allen Stücken alle seine Vorgänger. Der Verf. sagt nicht zu viel, indem er ihm beylegt, sowohl im öffentlichen als im häuslichen Leben der Vollkommenheit so nahe gewesen zu seyn, als es die menschliche Natur gestatte. (I. 582.) Nur in einer Handlung findet er sein Betragen nicht löblich: in der von ihm geleiteten Anklage gegen Wolsey, die das Unterhaus mit Recht verwarf. Dagegen vertheidigt er ihn gegen Hume und Andere, die ihn der Unduldsamkeit beschuldigten und weist aus More's eigener, feyerlicher Erklärung den Ungrund des Gerüchts nach, daß er Leute, die der Ketzerey angeklagt waren, der Folter unterworfen habe. Dieß that der zweyte Kanzler nach ihm, Wriotesley und legte sogar einmal selbst Hand an. I. 635. Von More's Thätigkeit als Richter zeugt, daß er einst früher als gewöhnlich aufbrechen konnte, weil alle Rückstände abgethan waren, so daß kein Geschäft mehr vorlag; was vor ihm nie und nach ihm höchst selten, wie unter Bacon, soll vorgekommen seyn.

Absichtlich handelt der Verf. ausführlicher, als die Geschichtschreiber der Zeit Heinrichs VIII. von More's Nachfolger, Audley, so wie von dem vierten nach ihm, Rich. Beyder Andenken ist durch die Unthaten ihres knechtischen Sinnes und besonders durch den Antheil, den jener als Richter, dieser als Zeuge, an der ungerechten Verurtheilung Fisher's und More's hatte, mit unsterblicher Schande bekleidet. Von Audley ist noch ein Brief vorhanden, in welchem er um eine Belohnung aus dem eingezogenen Kirchengute „wegen der großen Infamie, die er im Dienste des Königs auf sich geladen habe," bittet. Er erhielt die reiche Abtey Walden. Auch Rich erwarb durch seine Niederträchtigkeit Grafentitel und große Güter für seine zwey Söhne; beyder Geschlecht ist längst erloschen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juli.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England, from the earliest times till the reign of King George IV.

(Fortsetzung.)

Zweyter Band. Paulet, nachher Marquis von Wincheſter, war kurze Zeit Siegelbewahrer, blieb aber in anderen Würden ein langes Leben hindurch unverſehrt, und pflegte die Beſtändigkeit ſeines Glücks damit zu erklären, daß er „nicht Eiche ſondern Weide“ geweſen ſey. An den zwey Biſchöfen, die unter der Königin Maria das Kanzleramt bekleideten, namentlich an dem erſten, Gardyner, bewährt ſich ganz beſonders das unbefangene, billige Urtheil des Verfaſſers. Kein Biſchof wurde Kanzler unter der Königin Eliſabeth; aber einer von den fünfen, denen ſie nacheinander das große Siegel gab, Chriſtoph Hatton, war zuvor nur als ein feiner, in der Tanzkunſt ausgezeichneter, Hofmann bekannt. Genüge leiſtete indeß auch dieſer gleich anderen, zwar mittelmäßigen, doch von dem großen Geiſte dieſer Regierung getriebenen und gehobenen Leuten. Sein Nachfolger Puckering, ein gründlicher Rechtsgelehrter, dem die Königin ſeiner Ungeſchliffenheit wegen, nur ungern das große Siegel verliehen hatte, gewann ihre Gunſt durch den Eifer, mit dem er die Kronrechte zu wahren ſtrebte. Von ihm iſt das bekannte Wort an das Haus der Gemeinen: „Redefreyheit iſt euch gewährt; ſie beſteht aber nicht darin, daß jeder ſage was ihn gelüſtet oder ihm in den Sinn kommt; eure Redefreyheit iſt, daß ihr ſprechet: Ja, oder, Nein.“ Damit war nicht wohl vereinbar, was er den Gliedern des Unterhauſes ein ander mal vorhielt: ſie ſeyen, gleich den geheimen Räthen, allerdings auch Räthe der Krone, jedoch nur ſo lange ihre Verſammlung daure. II. 172.

Der berühmteſte aller Kanzler nächſt Morus, iſt Franz Bacon (nicht bey den Franzoſen, aber bey uns gewöhnlich Baco genannt, weil er ſich ſo in ſeinen lateiniſchen und den von ihm ſelbſt ins Lateiniſche überſetzten Werken ſchrieb). Selten hat ſich in Einem Leben ſo viel Edles und Unedles, Großes und Niedriges zuſammengefunden. Bacon, geb. am 22. Jänner 1561, erhielt, nicht von ſeinem Vater, der als Siegelbewahrer mit Geſchäften überladen war, aber von ſeiner hochgebildeten Mutter eine treffliche Erziehung, ſtudirte dann zu Cambridge und hielt ſich darauf einige Jahre, zum Theil als Gefährte der brittiſchen Geſandtſchaft, in Frankreich auf. Die Neigung zu wiſſenſchaftlichen Arbeiten, die er von da mitbrachte, hielt ihn nicht ab, die mühevollen Lehrjahre eines Rechtsanwalts zu beſtehen, da ſein Wunſch, ſogleich in den Dienſt der Krone zu kommen, unerfüllt geblieben war. Als Anwalt hatte er, ſo rechtskundig und gewandt er ſich bewies, nur wenig Zuſpruch, ſo daß er, eingeſchränkt auf ſolchen Erwerb, da er ohne Vermögen war, manche Jahre in kümmerlichen Umſtänden verlebte. Daß er zu dem Rufe eines ſchönen Geiſtes gelangte, that ſeinem fortdauernden Verlangen nach Anſtellung keinen Vorſchub. Seine Gegner, darunter ſogar nahe Verwandte, wußten der Königin Eliſabeth beyzubringen, es fehle ſeinen Kenntniſſen an Tiefe. Dazu

kam, daß er bey seinem ersten Auftreten im Unterhause gegen ein Ansinnen der Regierung sich erhoben hatte. Das ihm kund gewordene Mißfallen darüber suchte er von da an durch eine Ergebenheit zu besiegen, die zuletzt so weit ging, daß er einen der gröbsten Mißbräuche gegen die Beschwerde des Parlaments vertheidigte. Mehr noch als diese Schmiegsamkeit förderte ihn das Wohlwollen des Grafen von Essex, der endlich durchsetzte, daß Bacon unter die Rechtsanwälte der Krone aufgenommen wurde. Nun besserten sich seine Umstände und er gewann das Zutrauen der alten Königin. Einst fragte sie ihn, ob nicht gegen den Verfasser einer Schrift, welche sie höchst anstößig fand, eine Klage wegen Hochverraths angestellt werden könnte? Ein Hochverräther, antwortete Bacon, ist der Verfasser wohl nicht, aber ein Dieb; denn er giebt an vielen Stellen für sein aus, was dem Tacitus gehört. Jetzt aber befleckte Bacon seinen Ruf, zu dem bereits auch schriftstellerische Arbeiten viel beygetragen hatten, durch die grausame Geschäftigkeit, womit er als Anwalt der Krone vor Gericht seinen Wohlthäter Essex, und nach dessen Verurtheilung und Hinrichtung, auch noch sein Andenken verfolgte. Nur Furcht, die spät und schwer erlangte Gunst der Königin wieder zu verlieren, wenn er sich in dieser Sache nicht höchst diensteifrig bewiese, kann, da er gar nicht bösartig war, der Grund dieses Betragens gewesen seyn. Die Begierde höher zu steigen verleitete ihn, auch als Jacob I. auf den Thron gelangt war, zu niedriger Schmeicheley, und wurde gleichwohl sehr langsam befriedigt. Alle Anstellungen, die er nacheinander erhielt, als General-Procurator, General-Advocat, Siegelbewahrer, endlich Kanzler, waren durch die zudringlichsten Bitten wie erzwungen. In dem Kanzleramte that er volles Genüge wie einst Morus, aber mit dem großen Unterschiede, daß er bald in den Verdacht kam, Geschenke von Partheyen zu nehmen. Auf die Klage des Unterhauses wurde deßhalb eine Untersuchung angeordnet; das Ergebniß war seine Ueberführung und sein Eingeständniß, die Folge aber seine Entlassung und dazu Verurtheilung in eine schwere Geldstrafe, Verlust des Sitzes, den er als Viscount St. Alban im Oberhause hatte, und Gefängniß. Diese Strafen wurden ihm jedoch nach einiger Zeit erlassen, ohne daß die öffentliche Stimme an solcher Milde Anstoß nahm; sey es, daß das glänzende Verdienst, welches er als Staatsbeamter und Gelehrter erworben hatte, die Vergehung deckte, oder daß man diese selbst, in Rücksicht theils auf ihren nicht eben großen Belang, theils auf bekannte Schwächen des Mannes gelinder beurtheilte. Denn er war ein übler Haushalter und gegen Untergebene zu nachsichtig. Nach seinem Sturze lebte er noch sechs Jahre, angenehm beschäftigt mit der Vollendung seiner zahlreichen Werke, doch oft in trüber Stimmung; einmal wenn ihn die Sehnsucht nach dem verlornen Amte, wiederum wenn ihn Wehmuth über die seinem eigentlichen Berufe, der Wissenschaft, entzogene Zeit ankam. Er starb 1627 und hinterließ ein nicht beträchtliches und überschuldetes Vermögen.

Bacon's Nachfolger war ein Geistlicher, der letzte aus diesem Stande, der das große Siegel inne gehabt hat; Williams, Decan von Westminster, nachher Bischof. Weil er der Rechte unkundig war, mußte er erst ein halbes Jahr studiren, that es aber mit solchem Eifer und Erfolg, daß er dann das Richteramt, freylich mit Unterstützung von Rechtsgelehrten, gut genug versah.

Unter Carl I. nahmen die Thätigkeit der Siegelbewahrer, deren nach einander vier auftraten, größtentheils die schwierigen Staats-Geschäfte in Anspruch. Der zweyte darunter, Finch, trug viel zu dem Unglück dieser Regierung durch seine bösen Rathschläge und aufreizenden Reden bey, und entging dem Schicksale Strafford's und Laud's nur durch die Flucht nach Holland, wo er acht Jahre in Armuth und Verachtung lebte, bis ihn auf sein Flehen Cromwell begnadigte. Der dritte, Littleton, schwankte zwischen König und Parlament, folgte jedoch zuletzt dem Befehle des ersteren, ihm nach York das große Siegel zu überbringen, und begleitete ihn darauf nach Oxford, fand da zwar in seinem Richter-Amte nichts zu thun, warb aber eine Freyschaar, zu welcher Rechtsgelehrte und Studirende sich in Menge stellten, die er recht gut übte und an deren Spitze er für den König gefochten haben würde, hätte ihn nicht ein schneller Tod hingerafft.

Dritter Band. Die Entfernung dieses Siegelbewahrers aus der Hauptstadt ließ die Wichtigkeit

des Amtes, und namentlich des Siegels, wie kein früherer Vorgang, erkennen. Nicht nur stand nun die Rechtspflege des Kanzlers still, sondern für eine Menge Ausfertigungen, die nach uraltem Herkommen nur unter dem großen Siegel geschehen konnten, war kein Rath. Lange sträubte sich das Oberhaus gegen den Vorschlag, der von den Heftigsten im Unterhause gemacht wurde, ein neues Siegel des Königreiches verfertigen zu lassen und drey Männern anzuvertrauen. Als endlich dieser Vorschlag durchgesetzt und über die Urkunden, die das alte Siegel trügen, eben so die Nichtigkeit verhängt war, wie solche gleich darauf der König über alle Ausfertigungen mit dem neuen aussprach, kamen die Geschäfte wieder in einen leidlichen Gang, besonders durch die redlichen Bemühungen Whitelock's, der unter jenen drey Männern der sachkundigste war und auch das Vertrauen Cromwell's gewann, ob er diesem gleich oft widersprochen hatte. Es dauerte jedoch nicht lange, so sahen die drey Siegelbewahrer sich gezwungen abzutreten. Es wurde ihnen eine Geschäftsordnung vorgeschrieben, nach welcher sie z. B. jede Sache an demselben Tage, wo sie angebracht wäre, zu erledigen hätten. Vergeblich stellten sie die Unausführbarkeit solcher Forderungen vor; Cromwell ließ sie rufen, lobte ihre Aufrichtigkeit, befahl ihnen aber, das Siegel alsbald abzugeben. Das übertrug er nun zwey Vertrauten, einem Obersten und einem Major. Von deren Rechtspflege wird nichts gemeldet; vermuthlich war sie durch den Beystand anderer Richter, welche der Protector sorgfältig gewählt hatte, vor zu großer Ausartung bewahrt.

Carl II. brachte bey seiner Wiedereinsetzung (Restauration 1660) den Kanzler Hyde (nachher Lord Clarendon) mit, der ihm in die Verbannung gefolgt und darin sehr hülfreich gewesen war. Nun wurde das neue Siegel mit derselben Feyerlichkeit zerschlagen, wie vierzehn Jahre zuvor das alte, nachdem es dem Parlamente war überliefert worden. Nur sieben Jahre hielt sich Clarendon, und nach seiner Entlassung erhob das Unterhaus eine Anklage wider ihn, die nur das Uebergewicht seiner Feinde für ihn so furchtbar machte, daß er sich ihr durch heimliche Flucht nach Frankreich entzog. Dort brachte er, aus der Heimat auf immer verbannt, die letzten Jahre mit schriftstellerischen Arbeiten hin, welche, sein Geschichtswerk namentlich, ihm einen größeren Ruf begründet haben, als seine Amtsführung. Der Vf. fällt über jenes Geschichtswerk folgendes Urtheil: „Die Fehler desselben sind leicht nachzuweisen; man findet einerseits zu viel, andererseits zu wenig; manches ist ungenau, manches entstellt, der Styl nicht sorgfältig, die Anordnung nicht regelmäßig. Allein unter allen Geschichtbeschreibungen sind gleichzeitige die schätzbarsten; unter gleichzeitigen verdienen die den Vorzug, welche von Männern herrühren, die an den Begebenheiten selbst Antheil gehabt haben; und unter solchen gleichzeitigen Geschichten ist keine so bewundernswerth als Clarendon's großes Werk, (Geschichte der Rebellion in England,) wegen ihrer anschaulichen Darstellung der Ereignisse, gründlichen Nachweisung der Ursachen und treuen, sprechenden Zeichnung der Charaktere.“ Doch fügt der Vf. in einer Anmerkung hinzu: er habe dabey an Werke wie Cäsar's Commentarien und Retz's Denkwürdigkeiten nicht gedacht.

Auch der zweyte Nachfolger Clarendon's, Lord Shaftesbury (Großvater des Philosophen) hat einen großen Namen hinterlassen, nicht von dem Kanzleramte, das er nur ein Jahr und so mangelhaft bekleidete daß er ein Spott der Anwälte war, sondern von seiner späteren Thätigkeit im Parlament, wo er nach seiner Entzweiung mit dem Hofe, dem er zuvor rücksichtlos gedient hatte, dessen auf Untergrabung der Verfassung gerichtete Anschläge theils mit löblichen, theils auch unlöblichen Absichten und Mitteln vereitelte. Die Habeas-Corpus-Acte, durch welche erst die Freyheit der Person ganz sicher gestellt wurde, ist sein Werk. Sey es, daß ihn zunächst eigenes Bedürfniß — er war zweymal in enger Haft — dazu getrieben habe. Der Vf. bemerkt sehr gut: „Können wir ihm keineswegs reine Beweggründe zuschreiben, so haben wir doch Großes seinen Bemühungen zu verdanken; und muß man zugeben, daß er in Verfolgung selbstsüchtiger Zwecke die willkührlichsten Behauptungen und die verwerflichsten Maßregeln unterstützt hat, so scheint er doch mit frischerem und froherem Muthe für eine gute Sache gehandelt zu haben, wenn ihm sein Ehrgeiz

an die Hand gab, eine solche zu der seinigen zu machen."

Auf Shaftesbury folgte ein zweyter Finch, bekannter unter dem Namen Graf Nottingham. Dieser war noch sehr jung in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens gelangt, unterwarf sich aber herzhaft allen Anforderungen an einen, nach Auszeichnung strebenden Rechtsanwalt. Ein solcher, pflegte er zu sagen, muß den ganzen Vormittag lesen und den ganzen Nachmittag sprechen. Er wies damit auf den Antheil welchen er an den täglichen Streitübungen der Anwälte nahm, und durch welchen er in Rede und Gegenrede eine große Fertigkeit erlangte, so daß er von Zeitgenossen der englische Roscius, ja der englische Cicero genannt wurde. Als Kanzler zog er sich manchen Tadel von Seiten strenger Verfassungsfreunde zu, weil er für die Vorrechte der Krone und selbst für Maßregeln der Willkühr gleich einem Sachwalter auftrat. Das jedoch nur außerhalb seines Gerichtshofes; in diesem zeigte er sich ganz unabhängig und unbestechlich. Er war der erste Kanzler, der sich bemühte, den Gerichtsgebrauch auf seinem Gebiete durch Bekleidung desselben mit einer wissenschaftlichen Form festzusetzen; der erste, der, eben in dieser Absicht, seine Erkenntnisse schriftlich abfaßte. Auch suchte er nicht, wie mehrere seiner Vorgänger, die Zuständigkeit seines Richter-Amtes auszudehnen und enthielt sich namentlich alles Einschreitens aus Billigkeit in Verhältnisse die ohne Gefährde durch Vertrag bestimmt waren. Hat sich jemand, sagte er, unbedachtsam durch eine freywillige Verpflichtung gebunden ohne sich den Widerruf vorzubehalten, so kommt es dem Kanzler nicht zu, ihm die Fesseln abzunehmen, die er sich selbst angelegt hat. Das große Siegel hielt er so werth, daß er es immer mit zu Bett nahm und unter sein Kopfkissen legte. Dadurch bewahrte er es einst, als ein Dieb, welcher dafür bald nachher gehangen wurde, bey ihm einbrach und unter Anderem auch den Kanzlerstab entwandte.

Mit dem Siegelbewahrer Lord Guilford und dem Kanzler Lord Jeffreys schließt die erste Reihe dieser Lebensgeschichten. Beyde waren auf dem großen Wendepuncte der englischen Verfassung, als diese, kann man sagen, ihre letzte Prüfung aushielt, gewissenlose Werkzeuge der Gewalt, die sich über das Gesetz erhob, zuletzt aber demselben unterlag. Dem ersteren, der weniger aus Bosheit denn aus Feigheit sündigte, ward von dem zweyten, seinem Nebenbuhler, das Leben durch Kränkungen verbittert und verkürzt; dieser, der weit schlimmer war, endete beladen mit Schmach und Fluch, im Gefängniß.

Franz North, Lord Guilford (der Urgroßvater des Lords North, der unter Georg III. erster Minister wurde) gab schon als Kron-Anwalt, dann Oberrichter, das Pfand knechtischer Gesinnung, wofür er das große Siegel empfing. Als Richter erwies er sich, wo es sich nicht um politische Vergehen handelte, untadelhaft, außer daß er die Mißbräuche, die er vorfand und beklagte, absichtlich fortbestehen ließ. Der Geschäftsgang sollte vereinfacht und beschleunigt werden; für die Partheyen, sagte er, wäre das freylich wünschenswerth, aber die Richter, Anwälte und Schreiber, alle auf Sporteln angewiesen und in langem Besitze, die würden dabey sehr zu kurz kommen; zudem hätte die Krone ungleich weniger Stellen zu vergeben. Doch traf er im Gerichtswesen einige Verbesserungen. In den Staatsgeschäften dagegen war er von einer schandbaren Willfährigkeit. So leitete er und förderte er die Maaßregeln, deren Ungesetzlichkeit am Tage lag, wodurch die uralten Freyheiten der Stadt London, hiernächst auch anderer Städte vernichtet wurden.

Sehr ausführlich und mit besonderer kritischer Genauigkeit behandelt der Vf. die Lebensgeschichte des Lords Jeffreys. Er habe gehofft, sagt er, irgend etwas entschuldigendes, versöhnendes darin auffinden zu können; aber nicht nur habe er nichts solches entdeckt, sondern sich überzeugt, daß noch größerer Abscheu dem Manne gebührt, als ihn getroffen habe.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juli.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. E. Röth, Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Bd. 1. Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre, als die ältesten Quellen unserer speculativen Ideen. Mannheim 1846.

J. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel. (Ouvrage couronné). T. I. Paris 1846.

Dr. F. J. Clemens, Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa. Bonn 1847.

V. Cousin, Fragments de philosophie cartésienne. Paris 1845.

Dr. W. Stephan, Wissen und Glauben. Skeptische Beobachtungen. Hannover 1846.

L'Armonia universale. Poema didascalico in sesta rima, di N. de Bo. Bi. 3. ediz. Vienna 1846.

R. Delius, Die Tieck'sche Shakspearekritik. Bonn 1846.

Th. Vernaleken, Das deutsche Volksepos. Zürich 1846.

E. Meyer, Studien zu Göthe's Faust. Altona 1846.

Eine lesenswürdige Historie von Herzog Ernst in Baiern und Oesterreich. Frankf. 1846.

W. Grimm, Athis und Prophilias. Göttingen 1846.

Frauenlob der Jüngere, Kaiser Karl der Große und das französische Jungfrauenheer. Zürich 1846.

Dr. Fr. A. Erlenmeyer, Die Sage von der Burg Adolphseck bey Langenschwalbach. Wiesbaden 1845.

K. Simrock, Die deutschen Volksbücher, gesammelt und in ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt. Bd. 4. 5. Frankf. 1846.

Norwegische Volksmährchen. In die deutsche Literatur eingeführt von Ludw. Tieck. Bd. 1. 2. Berlin 1847.

Piet. Selvatico, Di un nuovo dipinto o fresco di Raffaello in Firenzi. Firenze 1845.

R. G. Kiesewetter, Geschichte der europäisch = abendländischen oder unserer heutigen Musik. 2. verm. Aufl. Leipz. 1846.

Koßmaly und Carlo, Schlesisches Künstlerlexikon. Heft 2. 3. Breslau 1846.

Gust. Rambot, De la richesse publique, de la richesse individuelle et des besoins moraux dans les sociétés modernes. Par. 1846.

P. J. Proudhon, Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère. T. I. II. Par. 1846.

Th. Morin, Essai sur l'organisation du travail et l'avenir des classes laborieuses. Par. 1845.

v. Hofmann, Die Schlacht von Borodino mit einer Uebersicht des Feldzugs von 1812. Coblenz 1846.

Militärischer Nachlaß des k. preuß. Generallieutenants Grafen Henckel von Donnersmark. Herausgegeben von K. Zabeler. Th. II. Zerbst 1846.

Dr. M. Simon, Déontologie médicale. Paris 1845.

K. F. S. Liskovius, Physiologie der menschlichen Stimme. Leipzig 1846.

Joh. J. Sm. Steenstrup, Untersuchungen über das Vorkommen des Hermaphroditismus in der Natur A. d. Dänischen übersetzt von Dr. C. F. Hornschuh. Greifswald 1846.

Dr. R. Wagner, Handwörterbuch der Physiologie. Bd. 3. Braunschweig 1846.

Dr. L. Traube, Beyträge zur experimentellen Pathologie und Physiologie. Heft 1. Berlin 1846.

A. L. Wigan, The duality of the mind proved by the structure functions and diseases of the brain. London 1844.

P. M. Latham, Lectures on subjects connected with clinical medicine comprising diseases of the heart. Vol. I. London 1845.

F. A. Kiwisch Ritter von Rotterau, Klinische Vorträge über specielle Pathologie und Therapie der Krankheiten des weiblichen Geschlechtes. Prag 1845.

G. von Gaal, Physikalische Diagnostik und deren Anwendung in der Medizin, Chirurgie, Oculistik, Otiatrik und Geburtshülfe. Wien 1846.

Dr. C. Bergmann, Lehrbuch der Medicina forensis. Braunschweig 1846.

Dr. J. L. Casper, Denkwürdigkeiten zur medizinischen Statistik und Staatsarzneykunde. Berl. 1846.

Dr. B. W. Leist, Ueber die Entwickelung eines positiven gemeinen Rechtes in der civilisirten Menschheit. Basel 1846.

Dr. C. Sell, Quellenkunde des Römischen Rechtes. Bonn 1846.

Th. Marezoll, Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechtes. 3. völlig umgearbeitete Aufl. Leipzig 1847.

G. Waitz, Das alte Recht der salischen Franken. Kiel 1846.

Dr. J. Weiske, Die Quellen des gemeinen sächsischen Rechts. Leipzig 1846.

S. Sachs, Ueber das Baurecht in seinem ganzen Umfang. Berlin 1831.

A. J. Kruse, Aufklärung und Bemerkungen über die Stralsunder Bürgerverträge von 1595 und 1616. Stralsund 1846.

Dr. W. Th. Kraut, Das alte Stadtrecht zu Lüneburg. Götting. 1846.

H. D. L. F. Hassenpflug, Ueber das Lieferungsgeschäft. Berlin 1846.

Dr. C. G. Göhrum, Geschichtliche Darstellung der Lehre von der Ebenbürtigkeit nach gemeinem deutschen Rechte. Bd. 1. 2. Tübingen 1846.

E. V. Foucart, Eléments de droit public et administratif. 3. édition. Vol. 1 — 3. Par. 1833.

Le conseil de Pierre de Fontaines ou traité de l'ancienne jurisprudence française. Nouvelle édition publiée d'après un Manuscrit du XIII. siècle par M. A. J. Marnier. Par. 1846.

C. L. F. Pohle, Versuch einer Darstellung des Mecklenburg-Schwerinischen Criminal-Prozesses. Lief. 1. Allgemeiner Theil. Parchim 1845.

de Lacuisine, De l'administration de la justice criminelle en France depuis la réforme de la législation. Par. 1841.

Dr. Albr. Fr. Berner, Die Lehre von der Theilnahme am Verbrechen und die neueren Controversen über dolus und culpa. Berlin 1847.

M. G. Masse, Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil. T. V. Par. 1846.

Schleswig-Holsteinisches Grundgesetz oder Landesprivilegien, wie solche vom König Christian I. im Jahre 1460 ertheilt und von seinen sämmtlichen Nachfolgern bestätigt sind. Hamburg 1846.

F. A. de Mensch, Manuel pratique du Consulat. Leips. 1846.

Dr. H. Haelschner, Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Bonn 1846.

J. Evelt, Die Gerichtsverfassung und der Civilprozeß in Preußen. 2. verb. Ausg. Arnsberg 1846.

Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt ... ed. Dr. H. C. de Gabelentz et Dr. J. Loebe. Vol. II. pars posterior grammaticam linguae gothicae continens. Lips. 1846.

Dr. Fr. Bleek, Beyträge zur Einleitung und Auslegung der heiligen Schrift. Bdch. 1. Berlin 1846.

H. F. Kohlbrügge, Wozu das alte Testament? Anleitung zur richtigen Schätzung der Bücher Mosis und der Propheten. Th. 1. Elberfeld 1846.

H. W. J. Thiersch, Einige Worte über die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften. Erlangen 1846.

J. Böhme, Sämmtliche Werke herausg. von K. W. Schiebler. Bd. 7. Leipzig 1847.

Jos. Mainzer, The Gaelic Psalm Tunes of Ross-Shire and Sutherland. Edinb. 1844.

Lateinische Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter von Dr. K. A. Königsfeld und A. W. von Schlegel. Bonn 1847.

Dr. A. Schwegler, Das nachapostolische Zeitalter in den Hauptmomenten seiner Entwickelung. Bd. 2. Tübingen 1847.

Ed. Waylen, Ecclesiastical Reminiscences of the united States. Lond. 1846.

Clouet, Histoire ecclésiastique de la Province de Trèves et des pays limitrophes. T. I. p. 1—3. Verdun 1844.

G. Oliver, Account of the religious houses formerly situated on the Eastern Side of the river Witham. Lond. 1846.

M. E. Dutilleul, Histoire des Corporations religieuses en France. Par. 1846.

F. C. Collombet, Histoire critique et générale de la suppression des Jésuites au XVIII. siècle. T. 1. 2. Par. 1846.

K. Fr. Vierordt, Geschichte der Reformation im Großherzogthum Baden. Carlsruhe 1847.

E. L. T. Henke, Consensus repetitus fidei vere Lutheranae 1655. Marburg 1847.

A. Crottet, Petite chronique protestante de France ou documens historiques sur les eglises réformés. XVI. siècle. Par. 1846.

Pouvoir du Pape au moyen âge. Par. 1845.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Don Diego de Saavedra Faxardo, República literaria. Madrid 1790.

Svensk Bokhandels-Katalog utgifven år 1846. Stockh.

Tom. Vallauri, Storia delle università degli studi del Piemonte. Vol. 1. 2. Turin 1845—46.

E. de Laveleye, Histoire de la langue et de la littérature provençales. Bruss. 1845.

B. Auerbach, Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Leipzig 1846.

Eug. van Bemmel, De la langue et de la poésie provençales. Brux. 1847.

L. von Lancizolle, Chronolog. bibliographische Uebersicht der deutschen National-Literatur im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin 1846.

B. Hüppe, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Coesfeld 1846.

G. C. Craik, Sketches of the history of literature and learning in England from the Norman conquest to the accession of Elisabeth. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

F. de Closset, Histoire de la langue et de la littérature provençales et de leur influence sur l'Espagne ainsi que sur une partie de l'Italie durant les 11. et 12. siècles. 1846.

The royal geographical society and its labours. London 1846.

Memoirs of the historical society of Pennsylvania. Vol. I. Philad. 1826.

Abhandlungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften herausgegeben von dem naturwissenschaftlichen Verein in Hamburg. Bd. 1. Hamburg 1846.

Abhandlungen bey Begründung der K. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften am Tage der 200jährigen Geburtsfeyer Leibnitzens, herausgegeben von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig. Leipzig 1846.

Denkschriften der allg. schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. 7. Neuchatel 1846.

Bulletin monumental, ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 12. Caen 1846.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Année 1846. No. 1. 2. Moscou 1846.

Det kongelige danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Deel 9. Kjobenh. 1845.

Abhandlungen der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. Bd. 3. von den Jahren 1843 — 44. Prag 1845.

Mémoires de la société royale des Sciences de Liége. P. I — III. Liége 1843 — 45.

Institut des provinces de France. Mémoires. 2. Série. T. I. Géographie ancienne du diocèse du Mans par M. Th. Cauvin. Par. 1845.

El Español. Madrid 1847.

Walter Savage Landor, The works. Vol. 1. 2. London 1846.

L. Feugère, Oeuvres complètes d'Estienne de la Boëtie. Par. 1846.

Giordano Bruno Nolano, Degl' heroici furori. Parigi 1585.

Dr. L. Diefenbach, Mittellateinisch-deutsch-böhmisches Wörterbuch nach einer Handschrift vom Jahre 1470. Frankf. 1846.

D. Forbes, A grammar of the Hindūstāni language in the oriental and roman character. London 1846.

C. F. Schlienz, Views on the improvement of the Maltese language. Malta 1838.

Mohammed Ibrahim, Grammatik der lebenden

perſiſchen Sprache. A. d. Engl. überſ. von Dr. H. L. Fleiſcher. Leipzig 1817.

F. Génin, Lexique comparé de la langue de Molière et des écrivains du dix - septième siècle. Par. 1846.

B. Biondelli, Studii sulle lingue furbesche. Milano 1846.

B. Barrois, Eléments Carlovingiens linguistiques et littéraires. Par. 1846.

Dr. J. Loebe, Beyträge zur Textberichtigung und Erklärung des Skeireins. Altenb. 1839.

J. Munro, A practical grammar of the Scottish Gaelic. Edinb. 1843.

R. Rask, Anleitung zur altnordiſchen oder altisländiſchen Sprache. Hamb. 1839.

K. Gislason, Um frumparta islenzkrar túngu i fornöld. Kjobenh. 1846.

J. Dard, Grammaire Wolofe, ou méthode pour étudier la langue des noirs qui habitent les royaumes de Bourba-Yolof, de Walo, de Damel etc. Par. 1826.

A. Martin, Repertorium der Photographie. Wien 1846.

J. E. G. Roulez, Commentatio de vita et scriptis Heraclidis Pontici. (Preisſchrift.) Lovanii 1829.

Pindar's Werke in die Versmaße des Originals überſetzt von J. T. Mommſen. Leipzig 1846.

L. Annaeus Cornutus de natura deorum ex schedis J. B. C. d'Ansse de Villoison. Rec. Fr. Osannus. Gotting. 1844.

J. Held, Commentatio de C. Jul. Agricolae vita quae vulgo Cornelio Tacito adsignatur. Suidnicii 1846.

Cl. Dalmazzo, La prima deca di Tito Livio. T. 1. 2. Torino 1845.

Ciceronis Tusculanarum disputationum libri quinque recog. et explanavit Dr. R. Kühner. Jenae 1846.

T. Livius, Rerum Romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Fr. S. Alschefski. Vol. 1 — 3. Berol. 1841 — 1846.

Haji Khalfa, Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustapha Ben Abdallah ed. G. Flügel. T. IV. Literas Shin - Caf complectens. Lond. 1846.

Narrative of travels in Europe, Asia and Africa in the seventeenth century by Euliya Efendi. Translated from the Turkish by J. v. Hammer. Vol. I. p. 2. Lond. 1846.

Dr. Splieth, Grammaticae persicae praecepta ac regulae quas lexico persico Ferhengi Reschidi praefixas e duobus codicibus scripsit et edidit. Halis 1846.

Ed. Biot, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine et de la corporation des lettres. P. 2. Par. 1847.

The Atesh Kedah or Fire - temple, by Hajji Lutf Ali Beg, of Ispahan, now first edited from the collation of all the known Mss., by N. Bland. London 1844.

R. P. A. Dozy, Ouvrages Arabes. Livr. 1. Commentaire historique sur le poème D'Ibn Abdoun, par Ibn-Badroun. Leyde 1846.

Jomard, Des cartes en relief. Par. 1846.

Collection géographique de la bibliothèque royale en 1845. Par. 1846.

Fr. von Adelung, Kritiſch - literäriſche Ueberſicht der Reiſenden in Rußland bis 1700, deren Berichte bekannt ſind. St. Petersb. 1846.

Fr. Lacroix, Annuaire des voyages et de la géographie pour l'année 1847. Par. 1847.

T. A. B. Spratt and Ed. Forbes, Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis in company with the late Daniell. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

von Reimers, Reiſe der Ruſſiſch Kaiſerlichen außerordentlichen Geſandtſchaft an die Ottomaniſche Pforte im Jahre 1793. Th. 1 — 3. Petersb. 1803.

X. Marmier, Du Rhin au Nil. Vol. 1. 2. Par. 1846.

V. Lazari, Sulla necessità e sui mezzi di ristabilire il testo Marco Polo. Padova 1846.

P. A. F. Gérard, Histoire de la législation nobiliaire de Belgique. T. I. Bruxelles 1846.

J. Burnes, Sketch of the history of the knights-Templars. Edinb. 1840.

Dr. Ed. Melly, Beyträge zur Siegelkunde des Mittelalters. Th. 1. Wien 1846.

A. Moreau de Jonnès, Aperçus statistiques sur la vie civile et l'économie domestique des Romains. Par. 1842.

Ph. Chasles, Etudes sur l'antiquité. Par. 1847.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Juli.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juny 1847.

Labitte, (Charles) Etudes littéraires, avec une notice de Sainte-Beuve. Par. 1846. — Journ. des Sav. 1847. Avril.

Holmboë, Sanskrit og Oldnorsk (Le sanscrit et l'ancien Norvégien.) Christiania 1846. 4. — Journ. as. 1847. Avril.

Saulcy, De l'histoire et de l'état actuel des études phéniciennes. — Rev. des deux Mondes T. IV. Livr. 6.

Greek lexicography. (1. Pickering, A comprehensive lexicon of the greek language. Boston 1846. 2. Drisler, A greek-english lexicon. New-York. 1846.) — North Amer. Rev. 1847. April.

Blackie, On the Prometheus bound of Aeschylus. — Class. Mus. 1847. April.

Miquel, Tentamen florae Homericae, translated from the Dutch by W. Bell Macdonald. — Ebendaſ.

Dyer, Sophocles and his dramatic art. — Ebendaſ.

Garcin de Tassy, La rhétorique des nations musulmanes d'après le traité persan intitulé: Hadâyic Ulbalâgat. (4. extrait.) — Journ. as. 1847. Avril.

Rondot, Notice sur le métier à tisser le jông et le hŏ. — Ebendaſelbſt.

Observations sur l'extrait du voyage d'Ebn-Djobaïr, par M. Amari, extraites d'une lettre du scheïkh Mohammed Aïiad al-Tantavi. — Ebendaſelbſt.

Reinaud, Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine etc. Par. 1845. (4 art.) — Journ. des Sav. 1847. Avril.

Lefroy, Barometric and thermometric measurements of heights in North America. — Journ. of the R. geogr. Soc. T. XVI. 1846. P. 2.

Saunders, A short memoir of the proceedings of the Company's surveying brig Palinurus during her late examination of the coast between Ras Morbat and Ras Seger, and between Ras Fartak and the ruins of Mesinah. — Ebendaſ.

Leichardt's expedition from Moreton Bay to Port Essington, Australia. — Ebendaſelbſt.

Spratt, Remarks on the lakes of Benzerta, in the regency of Tunis. — Ebendaſ.

Clarke (J.) On the mouths of the Jamoor river, western Africa. — Ebendaſ.

Richardson (James), Route from Ghat to Tawat, direct W., through the heart of the Great Desert or Sahara. — Ebendaſ.

Harvey, Note on the N. W. coast of Borneo, from Pulo Laboan to the entrance of Malulu Bay. — Ebendaſ.

Bethune, Notes on part of the West coast of Borneo. — Ebendaſ.

Lagan, Journal of an excursion from Singapur to Malacca and Pinang. — Ebendaſ.

Newbold, On the site of Ashtaroth. — Ebendaſ.

Barker, Volcano of Saddle Island. — Ebendaſ.

Featherstonhaugh (G. W.), A voyage up the Minnay Sotor, with an account of the lead and copper deposits in Wisconsin, of the gold-region in the Cherokee country etc. Lond. 1847. — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847. April.

North Wales and the lakes. — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847 April.

Ferry, Scènes de la vie mexicaine. — Rev. des deux Mondes 1847. T. II. Livr. 7.

Birch, On a vase representing the Amphorites Agon. — Class. Mus. 1847. April.

Desobry, Rome au siècle d'Auguste. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Grote, History of Greece. T. 1. 2. Lond. 1846. — Rev. des deux Mondes 1847. T. II. Livr. 7.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. T. 4. 5. (Art. 4.) — Journ. des Sav. 1847. Avril.

Amari, La guerra del vespro Siciliano o un periodo delle istorie Siciliane del secolo decimo terzo. Par. 1843. — North Amer. Rev. 1847. April.

Wailly, Mémoire sur un opuscule anonyme intitulé: Summaria brevis et compendiosa doctrina felicis expeditionis et abreviationis guerrarum ac litium regni Francorum. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 4. Mars-Avril 1847.

Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV. 2 vols. Par. 1847. — Blackw. Mag. 1847. April.

Pardoe, Louis XIV. and the court of France in the 17 century. Lond. 1847. — Christian Remembrancer 1847. April.

Tocqueville, Histoire philosophique du règne de Louis XV. 2 tomes. Par. 1847. — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847. April.

Le Roux de Lincy, Tentative de rapt commise par Regnault d'Azincourt en 1405. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 4. Mars-Avril. 1847.

Leroux de Lincy, Histoire de l'hôtel de ville de Paris, suivie d'un essai sur l'ancien gouvernement municipal de cette ville. Par. 1847. 4. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Michelet, Histoire de la revolution française. T. 1. Par. 1847. — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847. April.

Reichensperger, Sociétés archéologiques de l' Angleterre. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 5.

Carter, The ruins of El Balad. — Journ. of the R. geogr. Society. T. XVI. 1846. P. II.

Garneau, Histoire du Canada. T. 1. 2. Par. 1845 —1846. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Eyre, Considerations against the supposed existence of a great sea in the interior of Australia — Journ. of the R. geogr. Society. T. XVI. 1846. P. II.

Earl (G. W.), On the aboriginal tribes of the Northern coast of Australia. — Ebendaſ.

Gilfillan, Sketches of modern literature and eminent literary men. New-York. 1847. — North Amer. Rev. 1847. April.

Hédouin, Memling ou Hemling. Etude sur la vie et les ouvrages de ce peintre, suivie du catalogue de ses tableaux. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 5.

Migneron, Notice nécrologique sur M. Brochant de Villiers. — Ann. des Mines. T. X. 1846. Livr. 6.

Jean Coste, peintre du château de Vaudreuil. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 4. Mars—Avril 1847.

Cromwell's letters and speeches with elucidations by Th. Carlyle. — Blackw. Mag. 1847. April.

Pellew, Lord Sidmouth's life and time. — Ebendaſelbſt.

Aikin, The life of Joseph Addison. Philadelphia 1846. — North Amer. Rev. 1847. April.

A brief sketch of the life of the late Miss Sarah Martin of Great Yarmouth. Yarmouth 1844. Selection from the poetical remains of the same. Yarmouth, 1845. — Edinb. Rev. 1847. April.

The miscellaneous works and remains of the Rev. Robert Hall with a memoir of his life by Ol. Gregory, and a critical estimate of his character and writings by J. Foster. Lond. 1846. — North Amer. Rev. 1847. April.

Duer (W. A.) The life of William Alexander, Earl of Stirling, Major-General in the army of the United States during the revolution. New-York, 1847. — Ebendaſ.

Private life of Robespierre. (Lamartine, les Girondins). — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847. April.

Burton (J. Hill), Lives of Simon Lord Lovat and Duncan Forbes, of Culloden. From original sources. Lond. 1847. — Ebendaſ.

Sapey, Essai sur la vie et les ouvrages de Guillaume du Vair. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Viollet-Leduc, De la construction des monuments religieux en France (Suite.) — Annal archéol. T. VI. Livr. 5.

Challis, Second report of proceedings in the Cam-

bridge observatory relating to the new planet (Neptune). — Philos. Mag. 1847. April.

Wartmann, Sur divers phénomènes d'induction. — Ann. de Chim. et de Phys. 1847. Mars—Avril.

Marié-Davy, Recherches expérimentales sur l'électricité voltaïque. (1 Mémoire). — Ebendaſelbſt. Avril.

Descloizeaux, Observations physiques et géologiques sur les principaux geysirs (sources thermales jaillissantes) d'Islande. — Ebendaſ.

Becquerel, Recherches sur la conductibilité électrique des corps solides et liquides. — Ebendaſelbſt. Mai.

Blanquart-Evrard, Procédé employé pour obtenir les épreuves de photographie sur papier. — Ebendaſ.

Joule, On the effects of magnetism upon the dimensions of iron and steel bars. (Cont.) — Philos. Mag. 1847. April.

Hopkins, On the hourly alterations of the vapour atmosphere at Bombay. — Ebendaſ.

Wartmann, Third memoir on induction. — Ebendaſelbſt.

Aimé, Recherches physiques sur la Méditerranée; observations sur le magnétisme terrestre etc. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Plisson, Les mondes, ou essai philosophique sur les conditions d'existence des êtres organisés dans notre système planetaire. Par. 1847. — Ebendaſ.

Damour, Notice sur la composition de l'eau de plusieurs sources silicifères de l'Islande. — Ann. de Chim et de Phys. 1847. Avril.

Cahours, Recherches relatives à l'action du brome sur les citrates et sur les sels alcalins formés par les acides pyrogénés dérivés de l'acide citrique. — Ebendaſ.

Pierre (Isidor), Recherches sur les propriétés physiques des liquides et en particulier sur leur dilatation. — Ebendaſ. Mai.

Descloizeaux, Mémoire sur les formes cristallines de la greenovite et réunion de cette substance au sphène. — Ebendaſ.

Saint-Evre, Recherches sur les acides gras du beurre de coco. — Ebendaſelbſt.

Boussingault, Observations sur un eau minérale acide du Paramo de Ruiz, dans la Nueva-Granada. — Ebendaſelbſt.

Laurent et Gerhardt, Addition au memoire sur les combinaisons melloniques. — Ebendaſ.

Zeise, Sur l'action simultanée de l'iode et de la potasse sur le sulfocarbonate d'oxyde de méthyle. — Ebendaſ.

Zeise, Note sur la carotine. — Ebendaſ.

Monthiers, Des cyanures doubles. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Avril.

Fellenberg, Analyse de l'eau minérale de Weissenburg (canton de Berne.) — Ebendaſ.

Ronalds, Remarks on the extractive material of urine, and on the excretion of sulphur and phosphorus by the kidneys in an unoxidized state. — Philos. Mag. 1847. April.

Porrett and Teschemacher, On the chemical composition of gun-cotton. — Ebendaſ.

Walton, Notes on the genus of insects Trachyphloeus, with descriptions of new species. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847 April.

Walker, Notes on some Chalcidites and Cynipites in the collection of the Rev. F. W. Hope. — Ebendaſ.

Sundevall, The birds of Calcutta. (Cont.) — Ebendaſelbſt.

Waller, Microscopic examination of the papillae and nerves of the tongue of the frog, with observations on the mechanism of taste. — Philos. Mag. 1847. April.

Flourens, Théorie physiologique de l'éthérisation. — Journ. des Sav. 1847. Avril.

Thompson (William), Comparison of the periods of flowering of certain plants in the early spring of 1846 in the Botanic Garden of Belfast and the Jardin des Plantes at Paris. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. April.

Greville (Rob. Kaye) Notice of a new species of Dawsonia. — Ebendaſ.

Bowerbank, On the siliceous bodies of the chalk and other formations. — Ebendaſ.

Michelin (Hardouin), Iconographie zoophytologique; description par localités et terrains des polypiers fossiles de France et des pays environnants. Par. Livr. 25. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Chancourtois, Notice sur la fabrication du cuivre à Szaszka, dans le Banat. — Ann. des Mines. T. X. 1846. Livr. 6.

Chancourtois, Notice sur le traitement des minerais de cuivre et d'argent et sur la séparation par amalgamation de l'argent contenu dans

le cuivre noir à Tsiklova, dans le Banat. — Annal. des Mines T. X. 1846. Livr. 6.

Pache, Mémoire sur la préparation mécanique des minerais dans le district de Schemnitz (Basse-Hongrie.) — Ebendaſ.

Resultats principaux des expériences faites dans les laboratoires des départements Alais, Saint-Etienne, Dijon, Angers. Carcassonne et Mézières pendant l' année 1845. — Ebendaſ.

Chevalier, (Michel), Des mines d'argent et d'or du nouveau-monde. — Rev. des deux Mondes. 1846. T. IV. Livr. 6.

Guthrie, A plea for ragged schools. Edinb. 1847. Edinb. Rev. 1847. April.

Letters on the truths contained in popular superstitions. — Blachw. Mag. 1847. April. Mai.

Algazzah's confessions. (Schmölders, Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes. Par. 1842). — Edinb. Rev. 1847. April.

Damiron, Essai sur l'histoire de la philosophie en France au XVII siècle. 2 vol. Par. 1846. Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

Morell, An historical and critical view of the speculative philosophy of Europe in the nineteenth century. Lond. 1846. — Westminster and foreign quarterly Review. Vol. 47. No. I. 1847 April.

Cousin (Victor) Des pensées de Pascal. Par. 1845. — Christ. Remembrancer 1847. Jan.

Jandelli, Sull' estetica del drama. — Progresso delle Scienze etc. 1846. Vol. VIII. Quad. 15.

Deschanel, D'une renaissance grecque au théâtre. — Rev. des deux Mondes. 1847. T. II. Livr. 7.

Gennarelli, Alcune opinioni di Cesare Cantù sui quattro grandi poeti italiani. — Saggiatore. Vol. V. Quad. 6.

Reiffenberg, Fragment d'un ancien fabliau. Des aérolithes au point de vue historique. — Bull. du Bibliophile 1847 Févr.

Monmerqué et Francisque Michel, Théâtre français au moyen âge (7 et dern. art.) — Journ. des Sav. 1847 Mars.

Bignan, Oeuvres poétiques. 2 vols. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. T. III. No. 3.

La mort de Garin de Loherain. Roncisvals, mis en lumière par J. L. Bourdillon; poëme du XII siècle, publié pour la première fois par Edelstand du Meril. — Ebendaſ. No. 4.

Li romans d'Alixandre, par Lambert li Tors et Alexandre de Bernay. Hg. von H. Michelant. Stuttg. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. T. III. No. 4.

The genius and beauties of Collins. — Calcutta Rev. 1846. Dec.

On Shakspeare's authorship of the Two Noble Kinsmen. — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847 April.

Rickman, Some observations on the materials and implements of design, especially in connection with architecture. — Archaeol. Journ. 1847 March.

Pinchart, Tendances actuelles de la peinture en Belgique. — Messager des scienc. hist. de Belg. 1846. Livr. 4.

Schools of design. (1. Redgrave's letter on the school of design to Lord John Russell. Dec. 1846. 2. The papers and transactions of the Decorative Art Society. Lond. 1846. 3. Gruner (Lud.), Fresco decorations and stuccoes of churches and palaces in Italy during the 15. and 16. centuries. Lond. 1844. fol.) — Edinb. Rev. 1847 April.

Lindsay, Sketches of the history of christian art. 3 vols. 1847. — Engl. Rev. 1847 March.

Sites of public monuments. — Westminster and foreign quart. Review. Vol. 47. No. I. 1847 April.

Bastiat, Sophismes économiques. Par. 1846. — Edinb. Rev. 1847. April.

Theories of population — Doubleday and Thornton. — Westminster and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. I. 1847 April.

Reinaud et Favé, Du feu grégeois. Par. 1845. (2 et 3 art.) — Journ. des Sav. 1847. Mars. Avril.

Lalanne, Controverse à propos du feu grégeois. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. Livr. 4. Mars—Avril 1847.

Bianchi-Giovini, Esame critico degli atti e documenti relativi alla favola della papessa Giovanna. Mil. 1845. — Arch. stor. ital. Append. No. 15.

Saints lives and miracles. (1. Lives of the english Saints. P. 1—12. Lond. 1844—1845. 2. Maury, Essai sur les légendes pieuses du moyen-age. Par. 1843.) — Edinb. Rev. 1847. April.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 3. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Oeuvres de Macrobe. Traduction nouvelle par MM. Henri Descamps, N. A. Dubois, Lafs d'Aguen, A. Ubicini Martelli. Paris C. L. F. Panckoucke, Editeur. Tome I. 8. 1845. 549 S. Tome II. 1846. 497 S.
2. Censorini de die natali liber. Recensuit et emendavit Otto Jahn. Berolini typis et impensis G. Reimeri 1845. 109 S. 8.

Außer der Ausgabe des Macrobius in der Nisard'schen Sammlung, welche Ref. in den Gelehrten Anzeigen 1845 Nro. 218 — 220 besprochen hat, wurde in demselben Jahre eine andere in Paris in der Panckoucke'schen Sammlung begonnen, von welcher er erst später Kunde erhielt. Diese nachträglich mit jener zu vergleichen, soll die nächste Aufgabe dieser Anzeige seyn.

1. Der oben angeführte Titel scheint nicht dazu zu berechtigen, von einer Ausgabe des Macrobius zu sprechen: allein es muß vor allem bemerkt werden, daß derselbe nur einen Theil von dem angibt, was das Werk enthält, da sich in demselben, da es der von Panckoucke herausgegebenen Bibliothèque latine-française angehört, außer der Uebersetzung noch der lateinische Text, am Schlusse jedes Bandes eine Anzahl kurzer Bemerkungen, und am Anfang des ersten eine 30 Seiten umfassende Notice sur Macrobe findet. Daß hiervon keine Erwähnung gethan ist, scheint darauf hinzuführen, daß die Herausgeber die Uebersetzung als Hauptsache, alles Uebrige als außerwesentliche Zugabe betrachtet wissen wollten, und demnach dem Beurtheiler die Aufgabe zu stellen, jene vorzugsweise in's Auge zu fassen; allein da diese Mittheilung nur für Deutsche bestimmt, für diese aber, wie schon früher bemerkt wurde, eine französische Uebersetzung von geringer Bedeutung ist, wird es uns vergönnt seyn, uns über diese kurz zu fassen, und vorzüglich bey jenen Zugaben zu verweilen, welche allein, wenn etwas Tüchtiges in denselben geleistet wäre, eine freudige Aufnahme in unserem Vaterlande zu erwarten hätten. Uebrigens muß noch bemerkt werden, daß die beyden bis jetzt erschienenen Bände nur die Saturnalien umfassen. Die Uebersetzung der ersten vier Bücher ist von Ubicini Martelli, die der drey letzten von Descamps, denen wahrscheinlich auch die Anmerkungen angehören; die Notice ist von Dübois.

Ziemlich selbstständig scheint die Uebersetzung zu seyn, wenn gleich sich aus der Notice, welche die ersten Bogen mit fortlaufender Seitenzahl einnimmt, ergibt, daß die Nisard'sche, oder vielmehr Mahül'sche, bereits gedruckt war, als der Druck von dieser begann. Die eine wie die andere dieser Uebersetzungen ist übrigens von der Art, daß es eigentlich keine Schwierigkeit im Texte für sie gibt. Wo sich eine solche zeigt, wird etwas übersetzt, was ungefähr in dem Original gestanden haben könnte, gleichviel, ob es wirklich der Fall ist, oder nicht. Wir wollen dieß an einigen wenigen Stellen nachweisen. So findet sich gegen das Ende des 16. Kapitels im ersten Buche: Homerus quoque cum ait: Τοῦ

μὲν φθίνοντος μηνός, τοῦ δ' ἱσταμένοιο, quid aliud nisi illum φθίνοντα dicit, cuius paulatim deficientis supputatio in nomen desinit secuturi, et ἱστάμενον illum, qui praecedit numerum successurus priori in defectum meanti, wo die letzten Worte, namentlich qui praecedit . . successurus priori, wenn schon von den Handschriften beglaubigt, so wenig einen passenden Sinn geben, daß man sich versucht sieht, dieselben durch Conjectur zu verbessern, etwa, indem man schriebe: qui praecidit numerum (der die Zahl der Tage des vorigen Monates im Voraus abschneidet, weil zuletzt, wovon die Rede ist, von zehn abwärts gezählt wird). Die beyden Uebersetzer nehmen aber daran keinen Anstoß. Hr. Mahûl übersetzt diese Worte: tandis que le mot ἱστάμενος indique cette autre numération prête à succéder à celle qui s'éteint; und Hr. Ubicini Martelli: de même que ἱστάμενος désigne une nouvelle numération succédant à celle qui s'éteint; und gleich im Folgenden, wo sie im Texte: extremum diem stare dicens, quasi ad quem per omnes statur, die Handschriften aber eatur haben, Hr. Mahûl: On voit qu'il considère comme fixe le dernier jour, lequel est en effet celui qui arrête le rang de tous les autres, Hr. Ub. Mart.: il voulait marquer par la l'immobilité du dernier jour, vers lequel les jours de notre vie sont comme autant de stations. Im letzten Buche zu Anfang des 16. Kapitels haben beyde Ausgaben im Texte: Cur enim tibi de rei utilitate comparans consuluisti, utrum prius gallina ex ovo an ovum ex gallina coeperit, wo Ref. früher schon, zum Theil mit Hülfe der Handschriften, verbessert hat: Jocum enim tibi de rei vilitate comparans; Hr. Mahûl aber übersetzt: Car pourquoi m'as-tu demandé, en critiquant l'utilité de cette discussion, Hr. Descamps: Pour vous, en paraissant douter de l'utilité d'une telle question. Weiter sollen die Proben nicht ausgedehnt werden; es ist schon hieraus ersichtlich, daß, wer es mit den Worten des Originals nicht genauer nimmt, leicht fließend übersetzen kann, was an den französischen Uebersetzungen der alten Klassiker den deutschen gegenüber so sehr gerühmt wird. Andrerseits ist es aber auch erklärlich, daß es dem Verfasser einer solchen Uebersetzung auf den zu Grunde liegenden Text nicht viel ankommt; man darf es daher dem Betheiligten nicht zu hoch anrechnen, wenn es am Ende der Notice sur Macrobe heißt: „Le texte, que nous avons adopté est celui de l'édition de Padoue (1736) qui a servi de copie aux éditeurs de Deux-Ponts; nous n'en connaissons pas de meilleure; auch läßt sich das Letztere wohl zugeben. Daß aber die Zweibrücker Ausgabe aus der Paduaner v. J. 1736 abgedruckt seyn soll, ist eine bare Unwahrheit. Wer sich die Mühe geben will, den Zweibrücker Text mit dem der vorhergehenden Ausgaben seit Gronov (1670), ja der Hauptsache nach seit Stephanus (1585), zu vergleichen, wird bald finden, daß er nicht unbedeutend davon abweicht; gerade diese Abweichungen zeigen aber deutlich, welche Ausgabe als Quelle desselben zu betrachten ist. Es ist dieß nämlich die Zeune'sche, deren Text die Herausgeber der Zweybrücker Ausgabe nach den Noten von Pontanus, Gronov und Zeune selbst corrigirt haben, wobey es ihnen freylich nicht selten begegnet ist, daß sie die von Carrio in die Stephanische Ausgabe aufgenommene handschriftliche Lesart gegen eine andere von Zeune nach der Cölner Ausgabe (von 1526) empfohlene vertauscht, und dadurch den Text verschlechtert haben, da der Verfasser jener Ausgabe, um einen lesbaren Text zu erhalten, sich erlaubte, vieles nach eigenem Gutdünken abzuändern.

Die Bemerkungen sind im Allgemeinen im zweyten Bande länger, als im ersten, wo sie meist kürzer gefaßt sind als in der Nisard'schen Ausgabe; die dort gerügten Irrthümer finden sich hier zum Theil wieder; so über galla, sero venire, praesens malum und siccum dicendi genus. An der Stelle der übrigen findet sich aber nicht etwa Richtigeres, sondern es entbehren die dort außerdem falsch behandelten Stellen hier aller Bemerkungen, wie denn überhaupt die Bearbeiter dieser Noten sich nicht zum Gesetz gemacht haben, jede schwierige Stelle zu erklären, sondern nur kurze Notizen geben, wo ihnen eben solche zur Hand waren, was in literarhistorischer Beziehung am häufigsten der Fall gewesen zu seyn scheint, ohne daß besonders Neues dabey

zu finden wäre. Die angeführte Literatur steht hinter dem in Deutschland als das Neueste Bekannten in der Regel um einige Decennien zurück. Dabey haben sich manche Irrthümer eingeschlichen. So ist zu I, 13. die Bemerkung Zeune's nachgeschrieben, es gäbe keinen Schriftsteller Fulvius, während doch I, 12, Fulvius Nobilior in Fastis vorkommt, wo ihm auch eine Bemerkung gewidmet ist, aber freylich nur als Consul, nebenbey aber der Tempel (ce temple) des Hercules und der Musen (denn dieß heißt nach den neuesten Untersuchungen Herculis Musarum, nicht d'Hercule Musagète, wie in der Uebersetzung, oder d'Hercule le conducteur des Muses, wie in der Bemerkung steht), in welchem Fulvius seine Beute aus dem ätolischen Kriege weihte, als der von Marcius Philippus zur Zeit des Augustus erbaute bezeichnet wird, wovon Zeune nur theilweise die Schuld trägt, wenn er sagt: Caeterum Marcium Philippum aedem Herculis Musarum exstruxisse tradit Suet. in Aug. 29. — Bd. II. S. 470 wird Epicharmus der Erfinder der Buchstaben *T* und *X* genannt.

(Fortsetzung folgt.)

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the Great Seal of England, from the earliest times till the reign of King George IV.

(Schluß.)

Georg Jeffreys, geb. 1648, der Sohn eines wenig bemittelten Grundbesitzers in Wales, sah als Schüler zu London mehrmals den feyerlichen Aufzug der Richter und Anwälte nach der Paulskirche, dann zum Gastmale des Lordmayors, und fand so viel Gefallen daran, daß er sich vorsetzte, ein Rechtsgelehrter zu werden. Sein Vater, der ihn einem Krämer in die Lehre hatte geben wollen, soll durch eine trübe Ahndung bestimmt worden seyn, dieses Vorhaben ernstlich zu mißbilligen. Es wurde gleichwohl mit Hülfe einer Großmutter durchgesetzt. Die hohe Schule zu besuchen fehlten zwar die Mittel; jedoch reichten sie für einige Lehrjahre in einer der rechtsgelehrten Innungen aus. Jeffreys war von guter Gestalt, sehr aufgeweckt und fröhlich, daher willkommen in den Wirthshäusern, wo er viele Zeit zubrachte und manche nützliche Bekanntschaften bey vollen Bechern machte, aber auch in eine Trunksucht gerieth, die ihm die Nerven frühe zerrüttete. Zur Anwaltschaft gelangt, erhielt er in Kurzem viel und einträgliche Beschäftigung, nicht sowohl besonderer Geschicklichkeit, als seiner Keckheit wegen. In der Meynung, daß die Unzufriedenen, welche in der Hauptstadt namentlich sehr einflußreich waren, die Oberhand über den Hof erlangen würden, hielt er sich zu ihnen und gewann so viel Zutrauen, daß er noch sehr jung zum Stadt-Anwalt und bald darauf zum Stadtrichter (Recorder) ernannt wurde. Als er aber nun merkte, daß seine Freunde ihn nicht weiter fördern könnten, schied er von ihnen, ergab sich dem Hofe und that was diesem gefällig war. Die Stadt verklagte ihn bey dem Parlamente, daß er sich herausgenommen, Bürgern die Ausübung des Petitions-Rechtes zu wehren. Das Unterhaus erklärte die Klage für gegründet; doch kam er, weil er die Stadtrichter-Stelle sogleich aufgab, mit einem Verweise, den er knieend hören mußte, davon. Dafür rächte er sich, da er unter die Gehülfen des Kron-Anwalts aufgenommen war, durch Betreibung der von dem Siegelbewahrer eingeleiteten Aufhebung der Freyheiten Londons. Dieses Verdienst und das noch größere, das er sich als der heftigste unter den Anklägern des Lords Russell (Stammvaters des gegenwärtig ersten Ministers) erwarb, verschaffte ihm, trotz dem Einspruche des Siegelbewahrers Guilford, die Ernennung zum Oberrichter der Königsbank. Hier fand er sogleich Gelegenheit sich noch beliebter zu machen, da er Algernon Sidney, wegen der, von ihm allerdings geschriebenen aber nicht bekannt gemachten, Abhandlung über die Staatsverfassung, zum Tode verurtheilte. Scribere est agere war der von ihm aufgestellte Rechtssatz. Nun wurde er auch Mitglied des Cabinets und erlangte da bald das Uebergewicht. Der Siegelbewahrer widerrieth die Verleihung einer Richterstelle an einen untauglichen Menschen von dem schlechtesten Rufe; Jeffreys empfahl ihn und gewann. Zwar konnte er auch als Jacob II., dem er noch werther als seinem Vorgänger war, den Thron bestieg, den Siegelbewahrer, nach dessen Stelle ihn

längst verlangte, nicht stürzen, weil auch der sich auf ähnliche Art verdient gemacht hatte; aber in Verbindung mit dessen übrigen Gegnern unter den Hofleuten überhäufte er ihn so mit Demüthigungen, daß der Unglückliche wie ein Schatten hinschwand. Um das Elend zu verbergen, das auf seinem Gesichte zu erkennen war, soll er, während er zu Gericht saß, einen großen Blumenstrauß vorgehalten haben. Er starb wenige Tage nachdem sein Nebenbuhler, nun geadelt, in die westlichen Grafschaften ausgezogen war, um die in großer Zahl wegen Mitschuld an Monmouth's Empörung Verhafteten zu richten; wozu er auch den Oberbefehl über alle dort vertheilte Truppen erhielt. In drey Wochen sprach Jeffreys an fünf Orten 330 Todesurtheile über Männer und Weiber, großentheils wegen bloßer Mitwissenschaft oder wegen Beherbergung von Aufrührern. Eine so schnelle Rechtspflege hatte er theils durch Einschüchterung der Geschwornen, die er, oft betrunken, auf das Rauheste ansprach, theils durch die Arglist erzielt, daß er die Angeschuldigten mildere Bestrafung hoffen ließ, wenn sie sich schuldig bekannten, was dann sehr viele thaten, worauf sie alsbald zur Hinrichtung abgeführt wurden. Sogleich nach seiner Rückkehr wurde er zum Kanzler ernannt und bewirkte die Ernennung jenes von ihm früher empfohlenen Richters, den er selbst gegen Vertraute ein Vieh nannte, zu seinem Nachfolger als Oberrichter. In dem eigenen Richter-Amte gab er wenig Anstoß, ob er ihm gleich nicht völlig gewachsen war; als Rathgeber der Krone aber bot er zu allen den ungesetzlichen Maßnahmen die Hand, welche den Sturz des Hauses Stuart zur Folge hatten. Nur an einem Orte, in dem Oberhause, dessen Vorstand er nun war, prallte sein Trotz unmächtig ab; sonst überall war er so gefürchtet als gehaßt. Als die Kunde von dem Anzuge Wilhelms von Oranien kam, ward eilig versucht, durch Zurücknahme widerrechtlicher Anordnungen die Gemüther zu besänftigen. Jeffreys mußte sich in großem Staate nach dem Londoner Stadthause begeben und die Wiederherstellung aller, vier Jahre zuvor aufgehobener, Freyheiten ankündigen. So erwünscht die Botschaft war, begleitete doch den Boten auf dem Rückwege ein Schrey des Abscheus. Vier Wochen darauf landete Wilhelm mit seinem Heere und Jacob suchte nur in der Flucht sein Heil. Er forderte dem Kanzler das große Siegel ab und warf es, da er über die Themse setzte, in den Fluß, aus dem es bald nachher ein Fischer hervorzog. Jeffreys wollte auch fliehen und war, als Matrose verkleidet, schon an der Küste in einem Wirthshause, als er von einem armen Schreiber, den er einst bey Gericht mißhandelt hatte, erkannt und den Umstehenden genannt wurde. Schnell sammelte sich um das Haus eine zornige Menge die ihn drohte in Stücke zu reißen. Es gelang jedoch einigen Besonneneren darunter, ihn unter dem Geleite einer starken Wache nach dem Stadthause zu führen. Von da begehrte er selbst in das Staatsgefängniß unter noch stärkerer Bedeckung gebracht zu werden und schrieb mit eigner Hand den Befehl, ihn dort anzunehmen. Auf dem Wege dahin verfolgte ihn der wüthende Haufe, immer drohend ihn aus dem Wagen zu reißen und ihm Geißeln und Stricke entgegen streckend. In der Todesangst rief er auf beyden Seiten mit aufgehobenen Händen die Soldaten an: Um Gotteswillen, haltet sie ab! Es geschah mit großer Mühe. Die neue Regierung bestätigte nicht nur seine Haft sondern machte auch bekannt, daß sie ihn seiner Unthaten wegen vor Gericht stellen würde. Dazu kam es jedoch nicht; er starb nach vier Monaten, an den Folgen, hieß es, des unmäßigen Branntweintrinkens womit er sich zu betäuben suchte. Sein Vater überlebte ihn. Jeffreys hinterließ ein ansehnliches Vermögen, theils Lohn, theils Beute seiner Gräuel; dieses brachte sein einziger Sohn, ein Trunkenbold wie er, in Kurzem durch und starb kinderlos.

Eine zweyte Reihenfolge dieser Lebensbeschreibungen, die vor Kurzem erschienen ist und bis an den Anfang dieses Jahrhunderts reicht, wird nächstens angezeigt werden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Oeuvres de Macrobe.
2. Censorini de die natali liber.

(Fortsetzung.)

Die Stellen, die Macrobius von Gellius, Seneca u. a. entlehnt hat, sind in der Regel in den Bemerkungen bezeichnet; wo die von Macrobius angeführten Verse zu finden sind, ist jedesmal unter dem Texte selbst angegeben, und zwar auch in der zweyten Hälfte des vierten Buches, wo sie in der Jeune'schen Ausgabe, wie es scheint, durch ein Versehen, weggeblieben sind. In dem 23. Kapitel des ersten Buches in den Worten: Intellectum nostrum ducunt in eandem sententiam etiam de Timaeo Platonis haec verba: Ὁ μὲν δὴ μέγας ἡγεμὼν ἐν οὐρανῷ Ζεὺς ἐλαύνων πτηνὸν ἅρμα etc., wo außer Camerarius, in dessen Ausgabe am Rande steht: in Phaedro Platonis leguntur," keiner der bisherigen Herausgeber etwas darüber bemerkt hat, daß die griechischen Worte nicht im Timäus des Plato, sondern im Phädrus (p. 246. Steph.) sich finden, glaubte Ref., als er bey de Timaeo Platonis eine auf eine Note hinweisende Nummer fand, eine Bemerkung hierüber erwarten zu dürfen; sah sich aber bald getäuscht, indem es sich in der Note nur um einige Abweichungen der ältern Ausgaben in den griechischen Worten handelt. In der Uebersetzung heißt es: Ce sens est confirmé par un passage du Timée de Platon (bey Mahûl: Les paroles suivantes du Timée de Platon nous conduisent à la même opinion touchant le soleil). Allein, auch abgesehen davon, daß die angeführten Worte anderswo stehen, ist wohl zu bemerken, daß Macrobius die Präposition de nie in ähnlicher Weise braucht; es läßt sich daher nicht annehmen, daß er hier nur einen Gedächtnißfehler sich habe zu Schulden kommen lassen, und ein falsches Buch des Plato angeführt habe; es ist vielmehr zu vermuthen, daß sich eine Unrichtigkeit anderer Art in den Worten de Timaeo finde. Ref. vermuthet de etymo, was, nach der gewöhnlichen Weise der Handschriften de etimo geschrieben, leicht in de timeo übergehen konnte. Setzen wir dieß ein, so ist der Sinn ganz klar: „Auf dieselbe Ansicht, auch in Betreff der Ableitung, führen uns folgende Worte Plato's hin." Voraus geht nämlich die Ableitung des Wortes θεὸς ἀπὸ τοῦ θέειν, id est τρέχειν, und in der Stelle Plato's steht: Ὁ . . Ζεὺς ἐλαύνων πτηνὸν ἅρμα πρῶτος πορεύεται . . . Τῷ δὲ ἕπεται στρατιὰ θεῶν.

Die von Pontanus vorgenommene Versetzung der 8 letzten Kapitel des dritten Buches an das Ende des zweyten ist Bd. I. S. 526 erwähnt, so daß man wenigstens erfährt, daß hier in den älteren Ausgaben das zweyte Buch abschließt. Die Zusätze des Pontanus am Anfange und am Schlusse des dritten und am Schlusse des sechsten Buches sind aber stillschweigend aufgenommen; nur am Anfange des vierten Buches ist etwas darüber bemerkt. Am Anfange des dritten Buches ist mit Recht darauf hingewiesen, daß fast Wort für Wort aus dem Schlusse des ersten Buches entnommen ist, darum aber doch kein Zweifel an der Aechtheit desselben geäußert.

Selbstständige kritische Bemerkungen finden sich nur wenige. So zu dem vierten Kapitel des sechsten Buches, wo auch im Texte statt der gewöhnlichen Lesart: Sed et Paestanus Vibonensis sic ait: Pedibus equos transmisimus, steht: Sic ait Tullius: Duo sinus fuerunt, quos transmitti oporteret, Paestanus et Vibonensis, utrumque pedibus aequis transmisimus, nach Cic. ad Att. XVI, 6. Daß dieß die Grundlage unserer Stelle ist, ist als gewiß anzunehmen; ebenso, daß pedibus aequis richtig verbessert, und in der Note richtig mit πούς, als Schifftau, erklärt ist. Uebrigens hat Ref. schon früher bemerkt, daß es fast scheine, als habe Macrobius hier aus zweyter Quelle geschöpft, und dabey selbst irrthümlicher Weise aus Paestanus et Vibonensis, den Namen zweyer Meerbusen, den Namen eines Schriftstellers gemacht; eine derartige Abänderung der ganzen Stelle erscheint also keineswegs als gehörig gerechtfertigt.

Dahin gehört auch (Bd. II. S. 470) die Behandlung der vielbesprochenen Stelle über die Art von Bechern, welche man καρχήσια nannte, im 21. Kapitel des fünften Buches. Hier ist zwar das gegen die zu Grunde liegende Stelle des Athenäus (XI, 7, 49. p. 474 E.) streitende ansatum mediocriter beybehalten, und übersetzt agant des anses médiocrement développées, nachher aber: ait enim navalis mali . . summam partem carchesium nominari et inde diffundi in utrumque veli latus ea quae cornua vocantur, geschrieben und eine Bemerkung von einer ganzen Seite beygegeben, welche dem Verfasser von einem andern Gelehrten mitgetheilt worden ist, wie er sagt, von M. A. Jal, historiographe de la marine, auteur du Virgilius nauticus, de l'Archéologie navale, et d'un Glossarium nauticum encore inédit. In derselben wird das von Athenäus hergenommene navalis mali gegen die gewöhnliche Lesart navalis veli vertheidigt, wobey zu bemerken ist, daß jenes an sich entschieden richtig, aber noch fraglich ist, ob nicht Macrobius selbst τοῦ ἱστοῦ mit τοῦ ἱστίου verwechselte und veli statt mali übersetzte, in welchem Falle dem Kritiker eine Abänderung des von ihm Geschriebenen nicht zusteht. Schon Zeune hatte mali vorgeschlagen; derselbe wollte aber auch unten in utrumque mali latus gelesen wissen, was hier, und wohl mit Recht, bestritten wird; bey Athenäus steht nur ἐφ' ἑκάτερα τὰ μέρη. Uber das καρχήσιον am Schiffe, von welchem jedenfalls der Becher seinen Namen hat, berichtet der gelehrte Seemann: „Quant au καρχήσιον, mot dont le sens réel est porte-vergue, c'était une poulie tournant dans la tête du mât, et aidant par son mouvement de rotation à la manoeuvre du cordage qui portait l'antenne et servait à hisser et à amener la voile. Par une première extension la tête du mât prit le nom de la poulie, et bientôt, l'espèce de cage, de hutte, que l'on plaça à la tête du mât pour y loger un homme en vigie, puis pour y mettre des combattants, fut appelée à son tour καρχήσιον. Hieraus ist zwar die Form des καρχήσιον keineswegs noch recht klar; hält man aber die Beschreibung bey Athenäus und Macrobius mit den Abbildungen zusammen, welche sich hier und da auf alten Denkmälern finden (z. B. Visconti Mus. Pis. Clem. vol. V. letzte Tafel), so scheint der Name von der Rolle (poulie) herzukommen, so fern man diese nicht in der Weise der gewöhnlichen Schiffsrollen rund, sondern als eine längliche, an beyden Enden mit einer Erhöhung versehene Walze denken darf.

Im Uebrigen erstrecken sich die kritischen Bemerkungen nicht über die Anführung einzelner Lesarten hinaus, die sich in Zeune's Ausgabe entweder von diesem selbst oder von frühern Gelehrten mitgetheilt finden.

In Betreff der Erklärung ist dem Ref. außer den oben angeführten mit der Nisard'schen Ausgabe gemeinsamen Unrichtigkeiten wenig aufgefallen, das einer Berichtigung werth wäre. Wenn zu Ende des 7. Kapitels des ersten Buches die Worte: factumque est, ut effigies Maniae suspensae pro singulorum foribus periculum, si quod immineret familiis, expiarent übersetzt werden: Ainsi furent abolies ces coutumes abominables et désormais des simulacres de la déesse Mania, suspendus au-dessus de la porte, conjurèrent les dangers qui menaçaient la famille, und

S. 508 in einer freylich höchst mangelhaften Note, in der die vier Stellen des Festus (S. 121, 129, 144, und 239 Müll.) gar nicht berührt sind, dem gemäß erklärt werden, so kann der Verf. für sich anführen, daß dieß auch in Deutschland die gewöhnliche Ansicht sey, (vgl. Real-Encycl. der class. Abth. Wiss. Bd. IV. S. 1480, Schwenck Mythologie der Römer S. 249); Ref. glaubt sie aber darum nicht weniger als unrichtig bezeichnen zu müssen. Vergleicht man nämlich das Vorhergehende: Idque aliquamdiu observatum, ut pro familiarium sospitate pueri mactarentur Maniae deae, matri Larum, so ist die natürliche Construktion die, daß man Maniae als Dativ von suspensae abhängig faßt (vgl. Vir. Aen. VI 860, Horat. Carm. I, 5, 15.). Dazu kommt noch, daß Festus S. 239 berichtet, die Bilder (effigies) seyen theils männliche, theils weibliche gewesen und man habe den Laren deren so viele aufgehängt, als man Kinder gehabt habe, damit sie die Lebenden verschonten und sich mit den Bildern begnügten. Wenn demungeachtet mißgestaltete Figuren mit dem Namen Maniae belegt wurden (vgl. Festus S. 144 und 129), so fragt es sich, ob diese mit den Compitalien, von denen bey Macrobius und an der oben angeführten Stelle des Festus die Rede ist, irgend zusammenhängen; erwähnt wird dieß dabey wenigstens nicht; übrigens wäre es auch möglich, daß diese Figuren, mit der Zeit mehr und mehr verzerrt, dann den Namen der Gottheit annahmen, der sie früher gewidmet waren, ohne daß sie ihr eignes Bild vorstellen sollten.

Eine Unrichtigkeit enthält (zu Kapitel 16) die Erklärung des Wortes vadimonium, wobey übrigens gerade das Schwierigste, die Redensart vadimonium dicere ganz übergangen ist: „La caution s'appelait vades, et l'acte vadimonium," woran vielleicht die Redensarten vades dare und poscere Schuld sind; oder sollte den Verf. die muthmaßliche Ableitung des Wortes gage von vas irre geleitet haben? wobey jedoch anzunehmen wäre, daß die Bezeichnung der Person in die der Sache übergegangen wäre, gerade umgekehrt, wie bey témoin von testimonium, wo die Bezeichnung der Sache zum Namen der Person wurde. Ein anderer ebenfalls auf die Gerichtsverhältnisse sich beziehender Irrthum findet sich in einer Bemerkung zum 4. Kapitel des zweyten Buches, wo es von einen Veteranen heißt: accessit in publico ad Caesarem, rogavitque, ut sibi adesset, wozu bemerkt ist: „Auguste avait exercé la profession d'avocat, avant de prendre part aux affaires," worin sich eine große Unkenntniß dieser Verhältnisse ausspricht. Es ist jedoch bekannt, daß adesse und advocatus, was in jener Stelle folgt, sich nur auf Zeugnißablegung oder Unterstützung einer Sache durch persönliche Gegenwart bezieht, nicht auf die eigentliche Führung der Rechtssache, die dem patronus oblag; also avocat, wie unser Advocat, etwas ganz andres ist, als das Römische advocatus. Daran konnte schon das Horazische: Si me amas, inquit, paullum hic ades (Sat. I, 9, 38) erinnern.

Eine beachtenswerthe antiquarische Bemerkung findet sich Bd. I. S. 525. bey Erklärung der Worte (II 8) mensas secundas admovit minister: „Chacun de ces services était apporté en une seule-fois sur un ferculam ou repositorium, grand plateau d'argent qui couvrait toute la table et en formait comme le dessus, d'ou les noms de première table, seconde table, etc." Ist dieselbe begründet, was übrigens Ref. nicht verbürgen will, so hat der gelehrte, zu frühe verstorbene, W. A. Becker Unrecht, wenn er in seinem Gallus Thl. II S. 141 die Worte: quum secundas mensas Trimalchis iussisset afferri, sustulerunt servi omnes mensas et alias attulerunt (Petron. 68) für einen schalen Witz erklärt, was in die Real-Encyclopädie der classischen Alterthumswissenschaft Bd. IV. S. 1813 übergegangen ist.

Von großer Leichtfertigkeit zeugt die S. 536 sich findende Note: „Utrumque hostiarum genus] Les hosties (hostiae) se distinguaient des victimes proprement dites (victimae). Avant le combat, on immolait des hosties et après la victoire des hosties." Denn was sollen diese aus Servius zu Virg. Aen. I, 334. entnommenen Worte zur Erklärung der Stelle (III, 5), zu welcher die Note gehört, da hier eine ganz andere Unterschei-

dung gemacht wird, auf welche sich jene Worte beziehen? Es heißt nämlich dort: Quum enim Trebatius libro primo de religionibus doceat hostiarum genera esse duo, unum in quo voluntas dei per exta disquiritur, alterum in quo sola anima deo sacratur, unde etiam haruspices animales has hostias vocant, utrumque hostiarum genus in carmine suo Virgilius ostendit. Man möchte fast vermuthen, der Verf. habe nur bemerken wollen, daß die an dieser Stelle gemachte Unterscheidung sich auch im Servianischen Commentare zu Virg. Aen. IV, 56 finde, und habe nur aus Versehen jene andere Stelle dieses Commentars hier angeführt.

Der leichtfertigste Theil des ganzen Werkes ist aber die von H. Dübois unterzeichnete Notice. Wenn es bey der Nisard'schen Sammlung schon tadelnswerth erscheinen muß, daß der Bearbeiter des Macrobius eine vor fast zwanzig Jahren von ihm verfaßte Abhandlung mit allen in derselben sich findenden Irrthümern, noch überdieß durch unverzeihliche Druckfehler entstellt, wieder abdrucken ließ, so ist man wirklich in Verlegenheit, wie man sich über das Machwerk aussprechen soll, das den Lesern der Panckouckeschen Ausgabe unter dem Titel einer Notice sur Macrobe geboten wird. Es scheint, daß der Verfasser sich da und dort nach dem nöthigen Stoffe, der ihm gänzlich gebrach, umsah, und was er fand, ohne Prüfung, ohne Sichtung, ohne Ordnung, wie es der Zufall gab, hinter einander schrieb, so daß man wirklich glauben möchte, er habe nur aus Versehen Notice statt Notices geschrieben. Daß hiermit nicht zu viel gesagt ist, wird sich aus folgendem Nachweise ergeben. Zuerst wird (S. 5) gesagt, der Kritiker Macrobius, von dem wir nichts Näheres wüßten, habe unter Honorius und dem jüngern Theodosius gelebt, den Titel vir illustris und das Amt eines praefectus sacri cubiculi (chambellan impérial) gehabt, und sey wahrscheinlich im J. 415 n. Ch. gestorben. Hierauf folgt (S. 6) die Angabe der unter dem Namen des Macrobius vorhandnen Werke, und in fünf Zeilen eine Notiz über einige Ausgaben. Dann wird angeführt, daß es einen heiligen Macrobius gäbe, der ohne Zweifel von jenem chambellan impérial zu unterscheiden wäre. Diesem gereiche es nicht zum Ruhme, daß er als Grammatiker sich kleinlichen Untersuchungen hingegeben habe; man werde aber für seine vetilles grammaticales durch seine Leistungen als platonischer Philosoph hinlänglich entschädigt. Sein Name bedeute einen der lange lebe; über sein Vaterland gäbe das Aufschluß, daß er in einer Handschrift Sicerinus (so auch in den Bemerkungen S. 502) hieße; er habe gegen das Jahr 422 n. Chr. das Amt eines Chef de la garderobe (praef. sacr. cub.) erhalten. Hierauf folgt eine etwas ausführlichere Notiz über die Ausgaben des Macrobius; dann S. 8 f. Einiges über die vorhandenen Werke. Nach Einschaltung der Notiz, daß um das Jahr 344 n. Chr. ein Afrikanischer Priester Namens Macrobius Bischof der Donatisten in Rom war, schließt sich daran von S. 10—30, und zwar mit Angabe der Quelle, das aus der Abhandlung Mahül's Entnommene an. Alles dort sich Findende wird, ohne Rücksicht darauf, ob es schon im Vorigen eben so oder anders schon vorgekommen ist, dem Sinne nach wenigstens nicht absichtlich verändert wieder gegeben, doch durchaus in andere Floskeln eingekleidet, wodurch sich manchmal erst Unrichtigkeiten ergeben, wie wenn S. 23 aus den sich auf die Zeit, in welcher das Gespräch gehalten seyn soll, beziehenden Worten à l'époque de nos Saturnales, gemacht wird: lorsque parurent les Saturnales, und aus l'année des Romains das ganz unpassende l'année latine. Aller gegen die Abhandlung Mahül's a. a. O. ausgesprochener Tadel gilt also auch für diese Paraphrase, selbst die sinnlosesten Druckfehler, wie Osarth für Barth, Aviodecim viro für Quindecimviro, Mierophante u. dgl. nicht ausgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Oeuvres de Macrobe.
2. Censorini de die natali liber.

(Fortsetzung.)

Ja, Hr. D. nimmt nicht den geringsten Anstand S. 11 zu schreiben: Nous avons déja parlé du titre de Sicetini, während er, wie schon bemerkt wurde, S. 7 hat Sicerini, was auch in den Noten wiederholt ist. Vom Commentar zum Somnium Scipionis heißt es S. 16: C'est l'ouvrage que j'ai traduit: on me permettra de donner sur ce sujet des details plus étendus. Dieß berechtigt doch gewiß zu der Erwartung, daß dieses Werk eine selbstständige Beurtheilung erfahren habe; allein hier findet sich auch nicht ein Gedanke, der nicht von Mahül entlehnt wäre. Ueber Symmachus scheint Hr. Dübois eine reichlicher fließende Quelle gefunden zu haben; denn hier gibt er wirklich einmal mehr als sein Original; im Uebrigen sind seine Zusätze nur ganz abgeschmackte Parallelen wie S. 17 zwischen Macrobius und Arago, S. 25 und 26 zwischen jenem und Tacitus, Sallust, Cato, Tertullian; doch gehören ihm auch S. 26 die Worte: „au pauvre Africain Macrobe (en supposant qu'il soit réellement Africain)" an, die schlecht dazu passen, daß er S. 12 Hrn. Mahül nachgeschrieben hat: „Ecrivant en latin, quoique Grec." Ganz naiv klingen dem allen gegenüber die Schlußworte: „Cette dissertation nous a été pour notre Notice du plus grand secours. M. Mahul avait fait si bien que nous n'avons pas cherché à mieux faire. A lui l'expression de toute notre reconnaissance pour un travail si complet, et qui a beaucoup facilité et abrégé le nôtre." —

Welches Schicksal würde einem Werke ähnlicher Art wohl in Deutschland zu Theil werden, wo die Resultate jahrelanger Bemühungen und nicht unbedeutenden Kostenaufwandes sich gefallen lassen müssen, in den engsten Druck zusammengepreßt zu werden, um nicht zu viele Bogen zu füllen, wenn auch der Verfasser seinerseits auf allen Vortheil von der größern Anzahl derselben verzichtet? — In Paris ist ihm die glänzendste Ausstattung zu Theil geworden und der Buchhändler macht bey einem Preise von 14 Francs für die Saturnalien allein nicht minder glänzende Geschäfte. Woher kommt dieß? — Bekanntlich werden selbst die schwächsten Paradepferde überall besser bezahlt als die tüchtigsten Dienstpferde. Und wozu anders dienen in Frankreich den meisten Besitzern diese collections, zu deren einer diese Ausgabe des Macrobius gehört, als zur Ausschmückung der Bibliotheken? Es gehört zum guten Tone, die Sammlung zu besitzen; was in derselben erscheint, wird ohne Abwägung des innern Werthes und ohne ängstliche Berechnung des Preises gekauft. Wer in Deutschland eine solche Prachtbibliothek zu haben wünscht, wendet sich wohl auch nach den Nachbarlande. Daß aber diejenigen, welche die literarischen Erzeugnisse des eignen Vaterlandes zum Behufe ernster Studien sich anschaffen, hohe Preise scheuen, davon tragen anerkannter Maßen nicht sie selbst die Schuld.

2. Wir befürchten nicht, daß der Verfasser oder irgend einer der Leser es übel deute daß wir die

Besprechung der neuesten Ausgabe des Censorinus hier anschließen. Doch soll vor allem ausdrücklich bemerkt werden, daß nur die Verwandtschaft der behandelten Werke dazu Veranlassung gegeben hat, und daß es nicht einmal auf die Aufstellung eines durchgängigen Gegensatzes dabey abgesehen ist, indem, so sehr auch der innere Gehalt beyder Werke dazu berechtigte, doch das Aeußere auch dieser Ausgabe ein so stattliches ist, daß sie in dieser Beziehung jener nicht entgegen, sondern an die Seite zu stellen ist. Die Verwandtschaft beyder Werke wird aber niemand in Abrede stellen, der bedenkt, wie fast alle die Gegenstände, welche bey Censorinus und in dem mit seinem Buche verbundenen Fragmente, von welchem sogleich zu sprechen ist, vorkommen, mögen sie sich nun auf Chronologie, auf Astronomie oder Musik beziehen, bey Macrobius eine ähnliche Berücksichtigung finden.

Die vorliegende Ausgabe des Censorinus von Otto Jahn ist aber als die erste zu betrachten, welche dem Texte desselben eine sichere Basis gewährt. Die einzige Ausgabe, in welcher früher in kritischer Hinsicht Erhebliches geleistet wurde, ist die Pariser vom Jahre 1583, welche von B. Carrio bearbeitet wurde, demselben, welcher die unter dem Namen der Stephanischen bekannte Pariser Ausgabe des Macrobius vom Jahre 1585 besorgte; indessen hielt sich Carrio, worüber auch Stephanus in seiner Vorrede zum Macrobius klagt, bey weitem nicht strenge genug an die treffliche Handschrift, welche ihm zur Benützung zu Gebote stand, so daß er sehr viele Stellen unverbessert ließ; die Thätigkeit des F. Modius in seinen Novantiquae lectiones betitelten Briefen, bezog sich natürlich hier, wie bey Macrobius, nur auf einzelne Stellen, wenn er gleich für diese eben jene Handschrift gewissenhafter als Carrio benützte; Caspar Barth hat sogar den Verdacht auf sich geladen, die Handschriften, aus denen er in seinen Adversariis Lesarten mittheilte, erdichtet zu haben, was bey Macrobius, für den er auch einige Handschriften des Commentars zum Somnium Scipionis verglich, sicher nicht der Fall war; Lindenbrog leistete Manches für die Erklärung, nichts für die Kritik; die Cambridger Ausgabe v. J. 1695 brachte nur einige neue Conjecturen; die Havercampische v. J. 1743 nur einige Lesarten aus einer Leidener Handschrift; doch wurde in derselben der Text reiner gehalten, als in den darauf folgenden, so daß sie der vorliegenden Ausgabe zunächst zu Grunde gelegt und alle Abweichungen von derselben unter dem Texte besonders verzeichnet worden sind.

Was von Handschriften des Censorinus bekannt ist, ist bey dieser Ausgabe benützt worden; die wichtigste ist die ehemals Cölner jetzt Darmstädter, aus dem siebenten Jahrhundert, in Uncialen geschriebene, welche, wie schon bemerkt wurde, Carrio und Modius, doch unvollständig, benützt haben. Diese ist billiger Weise bey der Verbesserung des Textes zur Richtschnur genommen; den Lesarten der übrigen wird, so fern sie von dieser abweichen, nur der Werth von Conjecturen beygelegt, da die Vergleichung derselben zeigt, daß sie zwar nicht von dieser Handschrift abgeschrieben, aber aus einer gemeinsamen, von dieser nicht sehr ferne liegenden, Quelle hervorgegangen sind. Die bedeutendste unter diesen ist eine Vaticanische aus dem 10. Jahrhundert.

Daß alle Handschriften aus einer Quelle hervorgegangen sind, zeigt vorzüglich eine ihnen gemeinsame Umstellung eines bedeutenden Theiles des Werkes des Censorinus, so wie die Verbindung eines fremdartigen Fragmentes mit demselben. Beydes ist der Hauptsache nach schon von Carrio nachgewiesen worden. Dieser hat nämlich zuerst entdeckt, daß nach dem 6. Kapitel ein nicht hierher gehöriges Stück eingeschaltet sey, welches seine rechte Stelle in Kap. 14 §. 7 bis Kap. 17 §. 10 fände, was nur daher kommen konnte, daß eine Anzahl von Blättern in der Urhandschrift versetzt war *). Außerdem sind aber in derselben nach Kap. 5. §. 4 die

*) Bey Hr. J. findet sich bey Angabe dieser Umstellung ein kleines Versehen, das durch eine Aenderung Carrio's herbeygeführt ist. Er schreibt nämlich S. XIII f.: p. 35, 9 cognoscere datur, quae excipiunt p. 46, 14 ait enim temporum cett. statt: cognoscere datur. ait enim, quae excipiunt temporum cett., wie es nach seiner Ausgabe heißen sollte; denn an der ersteren Stelle steht ait enim unbestritten, an der zweyten aber hat Carrio ait enim in at enim

Worte: Quae dissensio, und am Schlusse des 6. Kapitels: de confirmatione autem partus nihilo minus ungehörig eingeschaltet. Diese Einschaltungen suchte Carrio durch unzulängliche Aenderungen zu beseitigen. Herr Lachmann, der Hr. J. zu dieser Ausgabe mehrere Verbesserungen mittheilte, und die Correctur derselben besorgte, entdeckte, daß die Worte Quae dissensio zu Kap. 17 §. 10 gehören, und daß ferner die Worte de confirmatione etc. eigentlich an der Stelle stehen sollten, wo sich jetzt quae dissensio fände. Wie die Versetzung dieser Worte entstanden ist, ist nicht so leicht einzusehen; vielleicht waren die versetzten Worte ausgelassen, und wurden, nachdem der Corrector die Stelle der Auslassungen in der Handschrift, und die ausgelassenen Worte anders wo bemerkt hatte, von dem Schreiber an den unrechten Stellen eingesetzt.

Daß alles, was auf die Worte De naturali institutione, welche in den Handschriften sich unmittelbar an die letzten Worte des 24. Kapitels et sic media nox anschließen, folgt, dem Censorinus nicht mehr angehören, hat Carrio richtig erkannt, und Barth hat ohne Grund und ohne sein Versprechen zu erfüllen, den Beweis zu liefern versprochen, daß dieses Fragment auch von Censorinus herstamme. Hr. J. hat es daher mit Recht Fragmentum Censorino adscriptum betitelt. Daß übrigens das Werk des Censorinus sich mit den oben erwähnten Worten nicht abschließe, hat Hr. J. zuerst ganz richtig bemerkt. Offenbar ist hier ein ähnlicher Ausfall einiger Blätter in der Urhandschrift anzunehmen, als bey Seneca, wodurch, wie wir kürzlich bey Gelegenheit der Anzeige der Fickert'schen Ausgabe bemerkt haben, die Bücher de vita beata und de otio in eines zusammen geschmolzen sind.

Im Uebrigen ergibt sich aus der Ausgabe des Hr. J. der Zustand des Textes des Censorinus auf den ersten Blick. Jeder Buchstabe, der nicht auf handschriftlicher Autorität beruht, durch Cursivlettern hervor gehoben; eine Weise, die für das Auge zwar etwas störend, doch an sich so zweckmäßig ist, daß man dieß wohl zu gute halten darf; die Stellen, für welche die geeignete Heilung noch nicht gefunden ist, sind durch ein Kreuz, Interpolationen durch Klammern, Lücken durch Sternchen bezeichnet. Die Interpolationen sind meistens auch schon von den frühern Bearbeitern wahrgenommen worden, und von der Art, daß sie wenigem Zweifel unterliegen; dagegen sind nicht wenige Lücken von Hrn. J. angenommen worden, wo seine Vorgänger zu Aenderungen ihre Zuflucht nahmen; übrigens durchaus nur an solchen Stellen, an welchen auf anderem Wege nur durch eben so gewaltsame als unwahrscheinliche Mittel geholfen werden kann.

Im Allgemeinen verdient also das Verfahren des Hrn. J. das Lob der Gründlichkeit und Besonnenheit in vollem Maße. Daß im Einzelnen nicht jede Aenderung sich des allgemeinen Beyfalls erfreuen kann, versteht sich bey einem so manchfach verdorbenen Schriftsteller von selbst; es mag daher nicht als ein Vorwurf für den Verfasser betrachtet werden, wenn Ref. im Folgenden einige Stellen, welche noch keine ausreichende Verbesserung hier gefunden haben, und welche er zum Theil etwas anders gestaltet haben würde, mit einigen Worten zu besprechen sich erlaubt, wenn er gleich befürchten muß, vielleicht hier und da die Motive des Hrn. J. nicht richtig erkannt zu haben, da dieser dieselben, als an sich klar, in den Bemerkungen nicht angegeben hat.

So fragt es sich gleich Kap. 1 §. 6, warum aut ab ethica parte philosophiae praecepta ad bene vivendum . . . mutuatus sum geschrieben ist, da die beste Handschrift aut *ex*hica hat, was, wenn gleich x von zweyter Hand geschrieben ist, doch zunächst auf aut *ex* ethica führt, was sich nach Manutius' Conjectur in den andern neueren Ausgaben findet. Die Präposition ex möchte, namentlich in der Verbindung mit parte, bey mutuari nicht so ganz verwerflich seyn wenn sie auch Valerius Maximus III, 4. 2 nur nach einigen Ausgaben in den Worten: quod regem *e* finitimis potius mutuasset hat. Es scheint übrigens, Hr. J. nimmt an, ab sey wegen des vorhergehenden aut ausgefallen; wenigstens ist zu S. 40. Z. 8 bemerkt: et facile potuit RE post REP. omitte.

verwandelt mit temporum etc. verbunden, was Hr. J. mit Recht verwirft.

An einer andern Stelle Kap. 4 §. 2 hat Hr. J. nach den Handschriften geschrieben: cum constet homines singulos ex parentum seminibus procreatos successione prolis multa saecula propagare, und außer der Conjectur Hildebrand's suffectione findet sich auch keine Verbesserung vor; allein Ref. muß gestehen, daß ihm die Worte multa saecula propagare ohne einen weiteren Zusatz nicht recht klar sind. Sollte vielleicht Censorinus den Cicero (in Catil. II, 5, 11. Quod si meus consulatus . . multa saecula propagarit reipublicae) nachahmend geschrieben haben: successioni prolis multa saecula propagare?

Kap. 5. §. 2. in den Worten: Igitur semen unde exeat inter sapientiae professores non constat. Parmenidis enim tum ex dextris tum laevis partibus oriri putavit, ist die nicht handschriftlich beglaubigte Lesart oiriri ohne Erhebung irgend eines Zweifels aufgenommen. Die Lesarten der besten Handschriften adri und adiri scheinen auf etwas andres zu führen; man könnte nach diesen etwa adigi vermuthen, doch fragt es sich, ob nicht die Bezeichnung eines Körpertheils darin verborgen liegt, so daß aus dem Vorhergehenden exire ergänzt werden muß, oder ob nicht etwa auch hier eine Lücke anzunehmen ist.

In demselben Kapitel §. 3. ist in den Text aufgenommen: hi enim post gregum contentionem non medullis modo verum et adipe multaque carne mares exhauriri respondent; und bemerkt, daß die Handschriften post graecam contentionem haben, und daß mancherley Verbesserungen, (worunter auch die im Texte stehende) gemacht worden seyen, die alle wenig Wahrscheinlichkeit hätten. Sollte nicht procreandi contentione, oder post generandi contentionem, oder etwas ähnliches darin liegen? Indessen ist auch die Vermuthung des Scioppius, daß ein griechisches Wort hier gestanden habe, nicht geradezu abzuweisen, wenn schon συνουσίαν nicht das rechte seyn möchte; wenigstens läßt sich dafür anführen, daß in der Wolfenbüttler Handschrift des Macrobius statt aller griechischen Worte sich nur die Andeutung ut in graecis findet.

Kap. 14 §. 6 liest man: Etruscis quoque libris fatalibus aetatem hominis duodecim hebdomadibus describi Varro commemorat. † quae duo ad decies septenos annos posse fatalia deprecando rebus divinis proferre, ab anno autem LXX. nec postulari debere nec posse a deis inpetrari, und in der Note: „Nostri scriptoris verba corrupta esse apparet quorum cum certam medelam non haberem, exhibui ut leguntur in D.“ Hierauf folgt die Lesart der ältesten Vaticanischen Handschrift, und mehrere Verbesserungsversuche, unter denen die von Carrio und Modius vorgeschlagene Aenderung von proferre in proferri wohl den meisten Beyfall verdient. Ist diese richtig, so ist wohl anzunehmen, daß duo wegen des Vorhergehenden darüber geschrieben und am unrechten Orte eingesetzt, also zu tilgen, und quae in atque zu verändern ist, wovon die erste Silbe wegen des vorausgehenden commemorat leicht wegfallen konnte. Unter diesen Voraussetzungen würde also der verdorbene Satz ursprünglich so gelautet haben: atque ad decies septenos annos posse fatalia deprecando rebus divinis proferri.

Die Vermuthung Lachmanns Kap. 15 §. 4 quorum memoriam suspicimus entfernt sich von der Lesart der Handschriften nunc memoria suspicimus auch ziemlich weit; doch möchte nicht leicht von anderen Abhülfe zu finden seyn, wenn sich nicht die Worte nunc memoria suspicimus in irgend einer Weise zu einer Parenthese gestalten lassen.

In der Lesart der Handschriften (Kap. 21 §. 2.) a priore scilicet cataclysmo quem dicunt erogycii scheint nicht nur der bloße Name Ogygii, der hier aufgenommen ist, sondern et Ogygii zu liegen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Ceylon: a general description of the Island and its Inhabitants with an historical sketch of the conquest of the colony by the English. By Henry Marshall. London 1846.

Wer sollte sich nicht aus den Reiseberichten, welche der große Entdecker von Amerika: Christoph Columbus bey der Heimkehr von seinen ersten Fahrten in die neue Welt mit sich brachte, an die Schilderungen jener gewürzhaft duftenden Waldungen erinnern, die er auf den meisten der von ihm betretenen Inseln gefunden haben wollte. Gerade auf diesen Fund legte er einen ganz besondren Werth; er hielt denselben eben so wie die vielen Spuren des Goldes und wie die Perlen, die er auf seinen Fahrten antraf, für ein sicheres Zeichen, daß er den östlichsten Gränzen des reichen Indiens, daß er den Gewürzgärten und Zimmetwaldungen der hochgepriesenen Insel Taprobane, der Heimath der Elephanten, nahe gekommen sey. Auf jenem Triumphzuge, den er als Sieger über alle Schrecknisse des großen, westlichen Ozeans, in dessen Weite noch kein Seefahrer sich hinausgewagt hatte, in Barcellona hielt, wo damals der königliche Hof sich befand, führte er auch nächst dem erbeuteten Golde und den lebenden Indianern ganz vorzüglich solche Gewächse der Antillen mit sich, welche er für Verwandte der indischen Gewürzpflanzen hielt, von denen auf dem weiten Umwege des damaligen Handels nur einzelne Theile: Wurzeln, Rinden, Früchte in getrocknetem Zustand nach Europa kamen, die aber in ihrer frischen Gestalt keiner der Zeitgenossen gesehen hatte.

Der berühmte Seefahrer war, was diese naturgeschichtlichen Ansichten betraf, in einen eben so großen Irrthum gerathen als in Beziehung auf jene geographische Weltanschauung, die er aus dem Lesen der Alten sich zu eigen gemacht hatte und von welcher er, bis an sein Ende, sich niemals ganz losmachen konnte. Weder einen jener Bäume, von denen der Zimmet und die Muskatnuß kommen, noch eine jener Pflanzen hatte er in der neuen Welt gefunden, welche den Pfeffer oder den Rhabarber erzeugen; die Gestalten wie die Eigenschaften, sowohl des Pflanzen- als des Thierreiches in den heißeren Ländern der alten Welt scheinen auf eine höher gesteigerte Wirksamkeit der Naturkräfte hinzudeuten als die Formen und Kräfte der lebenden Natur in Amerika. Vergeblich sahen sich die ersten europäischen Reisenden in diesem Welttheil nach Elephanten, Rhinozeroten und Nilpferden, nach Kamelen und nach den Heerden des zahmen Hornviehes um; das Roß war den Bewohnern der neuen Welt ein eben so neuer, Schrecken erregender Anblick als der starke, zur Jagd der Thiere, wie zu der grausameren der Menschen abgerichtete europäische Haushund. Und so sind im Ganzen alle Hauptformen des Thierreiches in Amerika nach kleinlicherem Maßstabe ausgebildet als auf dem Festland der östlichen Halbkugel; auch Wein wie Reis und die meisten andern Getreidearten, Kaffee und Thee, Zimmet wie alle unsre kräftigsten Gewürze, sind in der alten Welt zu Hause.

Asien ist der reichste, kräftigste Stamm der lebenden irdischen Natur, von ihrem Haupte, dem Menschen an, bis zu der Conchylienwelt seiner südlichen

Küsten; eine der herrlichsten Blüthen aber an diesem Stamme ist das alte Taprobane: die Insel Ceylon. Hier wirken die kräftigen Strahlen der tropischen Sonne mit der Fülle des Wassers und der hohen Güte des Bodens in so glücklichem Vereine zusammen, daß für manche Erzeugnisse der Natur keine andre Gegend der Erde in so vollkommenem Maaße geeignet erscheint als diese herrliche Insel. Sie ist die einzige Heimath des ächten Zimmetbaumes, der selbst auf dem natürlichen Wege der Verdauung durch Tauben und Krähen ausgesäet, an den verschiedensten Stellen ihrer Küste ohne Zuthun des Menschen aufwächst und in ihrem Boden so mächtige Wurzeln schlägt, daß die Bemühungen der Engländer im Jahre 1802, den herrlichen Baum an den meisten Punkten auszurotten, fast ohne Erfolg blieben. Wie der ächte, feine Zimmet so kommen mehrere andre der kräftigsten Gewürze nirgends anderswo so gut fort, geben so reichen Ertrag als auf Ceylon, wo der Elephant, so sehr man in neuester Zeit bemüht war seine Zahl zu vermindern, noch jetzt in so großen Schaaren lebt, als, mit Ausnahme der Stromgebiete des südlicheren und mittleren Afrikas, sonst irgendwo auf Erden.

Der Verfasser der oben genannten sehr verdienstvollen Beschreibung von Ceylon, aus welcher wir hier zunächst nur den naturgeschichtlichen Theil hervorheben: Hr. Henry Marshall, hatte als General-Inspector der großbritannischen Armeespitäler Gelegenheit und selbst die Amtsaufgabe, den Einfluß des Klimas und die Naturbeschaffenheit auch der indischen Besitzungen genau zu erforschen und kennen zu lernen. Wie sehr ihn bey dieser Gelegenheit namentlich Ceylon anzog, das beweisen seine schon früher veröffentlichten Bemerkungen über die medizinische Topographie des Innern dieser Insel und jene Aufsätze, die von seiner Hand in den militärischen Miscellaneen erschienen sind. Vor allem mußte es ihm daran gelegen seyn, all die Einflüsse bis auf ihre ersten Anfänge zu erforschen, von denen die Veranlassung zu jenen Krankheiten ausgieng, die ihn, als obersten Vorstand der Militär-Spitäler, auch auf Ceylon so oft beschäftigten. Er hat deßhalb nichts versäumt, um mit dem Barometer und Thermometer, mit dem Eudiometer und Hygrometer in der Hand die Insel sammt dem über ihren Tiefen und Höhen schwebenden Luftkreis, ihre dürren wie feuchten Stellen, alle genießbare wie für die Gesundheit schädliche Erträgnisse ihres Bodens so genau als möglich zu betrachten und zu beschreiben. Neben und über diesem allem ist indeß der Blick des Arztes zuletzt dennoch nur auf den Menschen selber gerichtet, dessen Dienst und Nutzen er seine Kunst geweiht hat, darum geht auch Marshall in seiner natürlichen Beschreibung von Ceylon zugleich in die seiner Bewohner und deren Geschichte ein. Wir dürfen sein Werk, ohngeachtet seines mäßigen Umfanges, als die wohl gelungene, treue Monographie von einer der herrlichsten, durch die Natur am reichest begabten, für die Urgeschichte und Mythologie des östlichen Asiens interessantesten Inseln der Erde betrachten.

Ceylon ist in seinem Innren ein Gebirgsland von zweytem Range: seine höchsten Gipfel der Berge wie der Pedro Tallagalla, der Kirrigal Potta und der Tolapella, erheben sich 8280, 7810 und 7720, der berühmteste aber von allen, der durch uralte Sagen geheiligte Adams-Pik 7420 Fuß hoch über das Meer. Granitisches wie basaltisches Gestein bilden den Hauptkern der Bergketten und namentlich hat, wie fast überall auf Erden, das letztere selbst hier in der Nähe des Aequators sich in jener Eigenschaft bewährt, in welcher wir in unsren mittleren Graden der Breite es kennen: eine gebärende Mutter der Quellen zu seyn. Denn von der gebirgigen Mitte der Insel nehmen drey bedeutende Flüsse: der Maha Villa, der Kalani und der Kalu ihren Ursprung, welche alle drey den Beynamen Ganga (wie bey uns das Wort Ache so viel als Wasser bedeutend) führen, und von denen der erstere seine Richtung nach Norden, die andern beyden ihre Richtung nach Westen nehmen.

Das Klima der Insel unterliegt, bey ihrer Stellung zwischen dem großen Continent von Asien und dem freyen Meere, das in Süden dieselbe umgiebt, dem Einfluße sowohl der aus Nordost als der aus Südwest kommenden Luftströmungen. Sie führen beyde den Namen der Monsuns, d. h. auf malayisch der „Jahreszeiten," denn in großer Beständigkeit stellt sich die Nordostströmung vom November

bis Februar, die Südwestströmung vom April oder Mai bis September ein. Jedesmal beym Eintritt des Monsuns giebt es starke Regengüsse und heftige Gewitter. Die mittlere Temperatur zu Colombo an der Westküste ist über 21° R., in dem 1700 Fuß hoch über dem Meere in der Mitte von Waldungen gelegenen Kandy 18° R. In der Gegend von Trincomali, an der Mündung des Maha Villa beträgt die mittlere Jahreswärme 22° R., sie steht mithin auf jener Höhe, die sie nur an wenig andren Punkten der bekannten Erdoberfläche erreicht, nirgends aber zu übersteigen scheint. Einem solchen Tropen-Klima entspricht denn auch die Vegetation der Insel. Solche üppige Waldungen von Kokosnußpalmen und von Weinpalmen (Borassus flabelliformis) wie auf Ceylon findet man sonst nirgends auf Erden. Die Wälder der ersteren Palmenart finden sich vorzugsweise auf der Südseite und man schätzte im Jahre 1813 die Zahl der Kokos-Palmenbäume, die sich nur allein in dem District zwischen Dondrahead und Calpentyn fanden, auf reichlich zehn Millionen. Mannichfach ist der Nutzen, den man aus allen Theilen, vornämlich aus den Früchten dieses prachtvollen Gewächses zieht. Das Oel, welches aus der Nuß gepreßt wird, bildet einen der ansehnlichsten Ausfuhrartikel, dessen Werth sich im J. 1843 auf 43,873 Pf. St. belief. Ueberhaupt wurde in dem genannten Jahre durch die Ausfuhr all der Artikel, welche die Kokosnußpalme für den menschlichen Haushalt darbietet, wozu selbst die macerirten Fasern des Baumes und seiner Fruchthülle gehören, eine Gesammteinnahme von 66,442 Pf. St. bezogen. Auch die Weinpalme, deren Waldungen mehr in den nördlichen als in den südlichen Gegenden der Insel gefunden werden, hat zwar nicht für den auswärtigen Verkehr, wohl aber für den täglichen Gebrauch der Einwohner einen bedeutenden Werth, indem sie das gesunde, lieblich schmeckende Getränk des Palmenweins und durch Destillation aus diesem einen trefflichen Arrack liefert.

(Fortsetzung folgt.)

1. Oeuvres de Macrobe.
2. Censorini de die natali liber.

(Schluß.)

Bey der Aufzählung der einzelnen Theile des Tags (Kap. 24 §. 2) war wohl statt conticinium zu schreiben conticuum. Jene Form findet sich allerdings bey Plautus Asin. III, 3, 95., bey Varro de ling. lat. VI, 7 und VII, 78, bey Servius zu Virg. Aen. II, 268 und bey Isidor Orig. V, 31.; allein sie scheint unrichtig nach dem in jener Eintheilung vorausgehenden gallicinium, das von canere herkommt, gebildet. Die Handschriften haben hier conticium, bey Macrobius Sat. I. 3 conticuum, was sich zu conticere ebenso verhält, wie continuus zu continere.

In dem Fragmente eines unbekannten Schriftstellers, das überhaupt noch mehr verdorben ist, als das Werk des Censorinus, liest man Kap. 1. §. 4. et ipse quidem aether nihil patitur. † Aera aethera supra infra aquam aera supra aquam infra terram. Manutius hat vermuthet: Aer habet aethera supra, infra aquam, at aqua aera supra, infra terram; näher liegt aber wohl mit Ergänzung des Verbums patitur zu schreiben: Aer aethera supra, infra aquam: aqua aera supra, infra terram. So ist nämlich sehr leicht zu erklären, wie aus Aer, wegen des darauffolgenden aethera der Accusativ aera werden, dann dem entsprechend aquam aus aqua und dieß hinter supra gesetzt werden, oder aqua nach aquam ausfallen und dafür aquam nach supra eingesetzt werden konnte.

Ob im folgenden Kapitel richtig per quem sol transiens et tenens octavam partem capricorni aus der Lesart der Handschriften transmittens octavam partem gemacht worden ist, wird, so wahrscheinlich es an sich ist, einiger Maßen zweifelhaft durch das Folgende: per quem sol octava parte cancri solstitium aestivum facit.

Im Folgenden würde Ref. statt: Ut circuli in caelo, ita in terra: zonae vocantur, interpun-

giren: ut circuli in caelo, ita in terra zonae vocantur, so daß vocantur das sunt in sich einschlösse, wie dieß bey dem griechischen κεκχῆσθαι so oft der Fall ist. (Vgl. Eustath. zu Hom. Il. δ', 60.).

Unmittelbar darauf folgt: inhabitabiles infra frigidos circulos ob rigorem, quod ab his longissime sol abest, item medius aequinoctialis, quod sub vertice solis est. Statt: medius aequinoctialis steht in den Handschriften in radios aequinoctiales. Wenn die oben vorgeschlagene Interpunktion richtig ist, so ist inhabitabiles auf zonae zu beziehen, und demnach medius aequinoctialis (circulus) unzulässig. Es ist vielmehr dem vorausgehenden infra frigidos circulos entsprechend infra medium aequinoctialem zu schreiben, und anzunehmen, daß nach jenen Worten auch hier der Plural eingesetzt wurde für den Singular, der sich aus der Zählung von fünf Zonen und namentlich aus dem Vorausgehenden medius est aequinoctialis als nothwendig erweisen läßt.

Die Bestimmung der Länder unter der heißen Zone, welche bewohnt sind, bleibt in dem auf obige Stelle Folgenden: sub quo quidam habitari dicunt † cydropiae et Aethiopiae maximam partem auch in dieser Ausgabe räthselhaft; Macrobius sagt im Commentar zum Somnium Scipionis II, 8 darüber: Meroe autem tribus milibus octingentis stadiis a Syene introrsum recedit, et ab illa usque ad terram cinnamomi feracem sunt stadia octingenta, et per haec omnia spatia perustae, licet rari, tamen vita fruuntur habitantes: ultra vero iam inaccessum est propter nimium solis ardorem; doch läßt sich daraus keine einigermaßen wahrscheinliche Vermuthung ableiten.

Daß die Worte iidem antistrechoe et antiscioe, daf. §. 4 in dem Text aufgenommen worden sind, während sie sich in den Handschriften einige Zeilen weiter unten finden, möchte kaum zu billigen seyn. Wenigstens ist es eben so gut möglich, daß sie als Glosse an den Rand geschrieben waren, und dann am unrechten Orte in den Text eingesetzt wurden, als daß sie, wie Hr. J. annimmt, ausgelassen und am Rande ergänzt wurden.

Im Folgenden, namentlich im musikalischen Theile dieses Fragmentes finden sich noch manche einer Verbesserung bedürftige Stellen; doch wir wollen auf diese nicht weiter eingehn, sondern nur noch einige Worte über das in dieser Ausgabe für die Erklärung Geleistete hinzufügen. Hierüber spricht sich Hr. J. am Schlusse der Vorrede selbst folgendermaßen aus: „Neque vero meum esse arbitratus sum, res, de quibus agit Censorinus, explicare, commodo potius lectoris satisfactum esse duxi, si breviter adnotassem, unde accuratior notitia peti posset." Sollte wirklich dem Leser damit besser gedient seyn, als wenn man ihm kurz das, worauf es ankommt, mit eigenen oder fremden Worten angibt? Ref. möchte es bezweifeln, und daher der Erklärung etwas mehr Raum gegönnt wünschen. Bemerkungen, wie folgende, zu S. 40. Z. 11: equestr. v. Marquardt. hist. eqq. Rom. p. 87 sqq. und S. 41 Z. 5: praesides cf. Walter R. Recht. g. p. 316, erfüllen wenigstens ihren Zweck nicht zum besten; sie sind für denjenigen, welcher die angeführten Bücher besitzt, kaum nöthig; für jeden andern unnütz. Zu verwundern ist es dagegen, wenn zu S. 14. Z. 7, zum Beweise dafür, daß nihilo minus so viel als nequaquam bedeute, die Worte Priscians: Nostri quoque frequenter duplici abnegatione utuntur pro simplici, ut nihilo minus pro non, aufgenommen sind, durch welche der Leser eher von der wahren Erklärung dieses Ausdrucks (nämlich weniger als nichts, während die gewöhnliche Bedeutung von nihilo minus, auf welche Hand im Turfellinus allein Rücksicht genommen hat, auf der Erklärung um nichts weniger beruht) weggeführt, als darauf hingeleitet wird. Doch wir sind weit entfernt, darauf ein solches Gewicht zu legen, daß wir dem für den Hauptzweck dieser Ausgabe, die Kritik, in derselben Geleisteten deßhalb die verdiente Anerkennung versagen sollten.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Ceylon: a general description of the Island and its Inhabitants etc.

(Fortsetzung.)

Nirgends sollen die Früchte der Arecapalme, die sogenannten Arecanüsse so gut und kräftig gedeihen als auf Ceylon; auch von diesem Naturerzeugniß, abgesehen von der großen Menge, welche davon im Inland selber verbraucht wird, ist die Ausfuhr sehr ansehnlich, indem sie im J. 1843 über 27,000 Pf. St. betrug. Die Erzeugung des Zimmets ist zwar, um den Preis dieses edlen Gewürzes durch Ueberfüllung der Märkte nicht zu tief herabsinken zu lassen, seit der englischen Besitznahme der Insel etwas mehr beschränkt worden, als sie dieß unter der holländischen Regierung war, doch betrug die Ausfuhr auch dieses uralten Handelsartikels im genannten Jahre am Werthe weit über 66,000 Pf. St.

Schon lange vorher, ehe die Europäer nach Ceylon kamen, man weiß nicht seit wie fernen, früheren Zeiten, wurde das Geschäft des Abschälens der Zimmetbäume von einer besondren Volksklasse: den Chalias verrichtet. Diese Leute, deren Name fast an den eines Stammes der alten Ureinwohner, an die Galibi erinnern könnte, deren die Geographen des Alterthumes in ihren Beschreibungen von Taprobane erwähnen, wurden schon von den eingebornen Herrschern als Leibeigene betrachtet, welche man zu jenem Frohndienst zwingen könne. Als die Europäer hier festen Fuß faßten, da fanden auch sie es sehr bequem und vortheilhaft, sich zum Abschälen der Zimmetrinde und zur Zubereitung derselben für den auswärtigen Handel der armen Chalias zu bedienen, in deren Familien die Ausübung dieses Gewerbes etwas erbliches ist. Man trieb die Zimmetschäler, wenn sie nicht gutwillig kamen, mit Gewalt zusammen, und namentlich war der Frohndienst dieser Art während der holländischen Herrschaft ein so drückender, daß im J. 1735 mehr als 1000 Chaliahs ihre Wohnstätten in der Nähe der Meeresküste verließen und in das damals noch ganz unabhängige Königreich Kandy, im Innern der Insel auswanderten, wo sie in zwey der dortigen Dorfschaften sich niederließen. Den Abgesandten der holländischen Compagnie, welche sie zur Rückkehr in ihre alte Heimath zu bewegen suchten, antworteten sie, daß sie ihren bisherigen gestrengen Herren alles, was sie an ihrem frühern Wohnort zu eigen hatten, gern lassen wollten, sie möchten damit thun, was ihnen beliebe, sie selber würden aber ein solches Joch der beständigen Sklaverey nicht mehr auf sich nehmen. Mit Recht bemerkt Marshall, daß dieses nicht das einzige Beyspiel sey, aus dem hervorgehe, daß der Druck der europäischen sogenannten christlichen Machthaber auf den ihrem Schutze befohlenen fremden Völkern oft ungleich härter laste, als der roheste Despotismus ihrer heidnischen Fürsten.

Zu jenen einheimischen, wildwachsenden Bäumen, welche des Landes Zierde und vorzüglichster Reichthum sind, ist von außen her noch ein andrer gekommen, welcher im Verlaufe der Zeit für den auswärtigen Verkehr der Insel nicht nur eben so bedeutend, sondern noch bedeutender geworden ist als seine altberühmten, einheimischen Zimmetwaldun-

gen; dieses ist der Kaffeebaum. Der Name „Kopi," mit welchem die Cingalesen diesen Baum wie seine Frucht bezeichnen und die Aehnlichkeit dieses Wortes mit dem arabischen „Kaffee" scheint darauf hinzudeuten, daß die Araber die ersten Anpflanzer des nachmals so einträglich gewordenen Gewächses auf der Insel waren. Nicht in den niedern Thälern und Seeküstengegenden, sondern auf den Gebirgen wird auch hier, wie schon in Arabien der Kaffeebaum gezogen, dessen reichste Plantagen bis zu einer Höhe von mehreren tausend Fuß über dem Meere gefunden werden. Der Betrag der Ausfuhr des Kaffees stand im Jahre 1843 fast dreymal so hoch als der des Zimmets; er wurde im Geldwerth auf nahe 193,000 Pf. St. geschätzt. Später noch als der Anbau des Kaffees ist der des Tabaks auf Ceylon in Aufnahme gekommen; die Ausfuhr dieses Artikels belief sich in dem erwähnten Jahre auf 12,158 Pf. St., und an Güte kommt derselbe dem von Manilla gleich. Von Getreidearten baut man in Ceylon vorzüglich und fast ausschließließend den Reis und das Nätschenikorn (Eleusine coracana). An den schönsten, festesten Holzarten, an den schönst blüthigen Pflanzenformen ist die Insel so reich, daß der Botaniker, der dieses herrliche Land betritt, einen Ueberblick fast über das ganze Gebiet der tropischen asiatischen Flora sich verschaffen kann, wenn er von Osten oder Westen her nach dem Hochgebirge in ihrem Innren hinansteigt. Die Kraft des Wachsthums ist auf diesem von der Natur so hoch begünstigten Boden so übermächtig, daß, wenn ein Weg so eben durch das Strauchwerk und die Waldungen gehauen wurde, derselbe schon nach einem oder zwey Jahren dicht bewachsen ist, wenn der junge Anwuchs des sich selber aussäenden Gehölzes nicht ohne Aufhören niedergetreten und ausgerottet wird.

Wie die Pflanzenwelt so ist auch die Thierwelt der asiatischen Zone hier in einer außerordentlichen Fülle zu finden. Zwar hat man den großen bengalischen Tiger, der nach älteren Zeugnissen hier einheimisch war, durch die fleißigen Jagden ausgerottet, mit welchen die Europäer ihm zusetzten, dagegen sind die Elephanten noch immer zahlreicher als in irgend einem andren asiatischen Landstriche, obgleich die Engländer hin und wieder einen wahrhaften Vertilgungskrieg gegen dieses allerdings edle und im gezähmten Zustand höchst brauchbare, für die Cultur des Landes aber immerhin schädliche Thier geführt haben. So versichert man, daß die Zahl der seit der englischen Besitznahme von europäischen Schießgewehren erlegten Elephanten weit über 2000 betrage, und diese Art der Jagden gehört zu den Hauptbelustigungen der hier zu Besuche kommenden oder stationirenden Engländer. Am gefährlichsten sind dem Jäger und überhaupt dem Menschen die sogenannten Eenlopers das heißt jene einsam herumirrenden Elephanten, welche, wahrscheinlich wegen ihres störrisch-streitsüchtigen Benehmens, aus den Heerden ihrer Genossen ausgestossen sind. Die Elephanten von Ceylon wurden sonst häufig lebend eingefangen und gezähmt, dann nach dem Festland von Indien versendet, wo man sie, als besonders brauchbar zum Hausdienst, als Lastthiere, oder noch öfter zum Hofstaat der reichen Fürsten und zu belustigenden Spielen für diese verwendete. In der neuen Zeit, wo man sein hauptsächliches Augenmerk auf den Ertrag des Bodens gerichtet hat, ist dieser Gebrauch sehr in Abnahme gekommen; man berechnet auf der einen Seite den großen Schaden, den diese Thiere den Kokospalmen-Pflanzungen zufügen, deren junge und selbst alte Bäume sie niederreißen, um den hochstehenden Wipfel abzuweiden, so wie die Verwüstungen, die sie in den Reisfeldern und durch ihre Einbrüche selbst in die Getreidemagazine des Landvolkes anrichten, und wenn man dann in die andre Wagschale den Vortheil legt, der durch den Verkauf der mühsam abgerichteten Elephanten zu erlangen ist, dann wird die Summe desselben durch die des Schadens freylich sehr weit aufgewogen. Uebrigens bringt auch die Jagd der ceylonischen Elephanten im Vergleich etwa mit der afrikanischen Elephantenjagd nur geringen Gewinn, denn an eine bedeutende Ausbeute an Elfenbein ist bey jenen nicht zu denken, da die wenigsten von ihnen mit vorragenden Fangzähnen versehen sind. Der größte unter den zahmen Elephanten des Landes, welchen Marshall sah, wurde von ihm gemessen; seine Höhe betrug 8 Fuß 7 Zoll.

Der Büffel, so wie der große, kräftige einheimische Hausstier sind nächst dem Elephanten die

größten Landthiere der Insel. Noch vor wenig Menschenaltern waren diese fast die einzigen Zugthiere, welche man nicht nur, wie noch jetzt vor den Pflug, sondern da, wo überhaupt das Fahren möglich war, vor Wagen gespannt sah. Denn ehe die Engländer von allen Seiten der Küste, vornämlich von Trinkomali, Colombo und Negombo her die Strassen nach dem Innern des Landes anlegten, gab es, so bald man die Nähe der Küsten verließ, nur solche Oeffnungen durch den dichten Urwald, welche die Heerden der Elephanten zu ihrem Aus- und Eingang sich gebrochen oder die Gießbäche in der Regenzeit sich gebahnt hatten; über die Gebirge hinüber führten nur schmale Fußsteige, welche zum Theil bey dem Mangel an innerm Verkehr, immer wieder verwuchsen, auch dabey so steil und eng waren, daß selbst der belastete Stier sie nicht zu passiren vermochte. Anjetzt sieht man, wie im englischen Indien das Pferd, meist von arabischer, selten von der kleineren einheimischen Art, als Zugthier vor Last- wie leichteren Reisewägen und zum Reiten in allgemeinem Gebrauch.

Ueber die berühmte Luftmusik oder, wie die Eingebornen sie nennen, Teufelsstimme auf Ceylon spricht H. Marshall die Vermuthung aus, daß sie nicht, wie Einige glaubten, eine elektrische Erscheinung in der Atmosphäre sey, sondern von einer Ohreulenart herrühre, die er mit Bubo virginianus für identisch hielt. Die kläglichen Töne, welche die Sylben Waug-O nachäffen, dann jene andren, welche dem letzten, schon halb erstickten Jammerschrey eines Menschen gleichen, den man gewaltsam erdrosselt, vernahm Marshall mit eignen Ohren, als er einst mit einer englischen Truppenabtheilung bey stiller Mitternacht durch einen dichten Wald ritt. Die Eingebornen nennen diesen Vogel Bagahmuna, d. h. Teufelsangesicht und fürchten die Töne seiner Stimme wie ein Vorzeichen des nahen Todes, dessen zauberischen Kräften man nur durch Anwendung eines Gegenzaubers begegnen könne.

Nicht in vermeintlicher, sondern in wirklicher Weise furchtbar und todtbringend sind die Schlangen von Ceylon. D. Davy beschreibt zwanzig Arten derselben, von denen 16 unschädlich, 4 aber in hohem Grade giftig sind. Aus den Berichten der Todtenbeschau vom J. 1834 gieng hervor, daß in diesem Jahre, nur so weit dieß zur Kunde des englischen Gouvernements kommen konnte, 20 Personen am Schlangenbiß gestorben waren. Wenn in der Regenzeit die Erdlöcher, darinnen diese Thiere wohnen, vom Wasser angefüllt sind, dann schleichen sie sich häufig in die Wohnhäuser ein, und auch zu andrer Zeit gehen sie in den Lagen der Kokospalmen-Blätter, aus denen das Dach der Hütten besteht, den dort wohnenden Ratten und Eidechsenarten nach, von denen namentlich die Rattenschlange sich nährt. Man hört dann zuweilen das rasselnde Geräusch, das die Schlange beym Herumkriechen zwischen dem dürren Laube macht, und plötzlich fällt ein solches Thier, mehrere Fuß lang, aus der Decke herunter auf den Boden oder kommt zum Schrecken der Hausbewohner zum offnen Fenster herein.

In hohem Grade lästig wird im Schatten der Waldungen und an andren nur einigermassen feuchten Orten für den Menschen wie für manche andre warmblütige Thiere eine Art von Blutigel, die sich unter abgefallenem Laub und Gezweig, so wie unter Steinen aufhält. Bey nassem Wetter kriechen diese Thiere in solcher Menge aus ihren Schlupfwinkeln hervor, daß die Straßen und Fußsteige ganz davon überdeckt sind. Sie scheinen das lebende Blut aus ziemlicher Ferne zu wittern, denn wenn ein Wanderer auf seinem Wege ein wenig still stehet, dann kommen die Blutigel von allen Seiten her zu ihm hin, sie machen ihre Angriffe auf ihn sowohl vom Boden, als von den Zweigen der Bäume aus, saugen sich an seinem Nacken, und durch die Strümpfe kriechend an seine Füße an und selbst der ohne Rast fortschreitende Fußgänger, wenn ihn sein Weg in der Regenzeit durch Gebüsche führt, hat unversehens eine Menge solcher blutdürstiger Wesen an seinem Leibe, die sich ihm, weniger durch die schwache Empfindung, welche ihr Biß erregt, als durch das aus den Wunden und selbst durch die Kleider hervordringende Blut verrathen. Ist man genöthigt, wie zuweilen das Militär auf seinen Märschen, im Freyen zu übernachten, dann hat man am meisten von diesen Landplagen zu fürchten; sie saugen nicht nur am

Gesicht, sondern selbst am Zahnfleische sich fest und Marshall erwähnt eines Falles, in welchem man 80 Blutigel auf einmal von einem Menschen wegnahm. Wenn man die Wunden, welche der Biß solcher Thiere gemacht hat, reinigt und das, was sie verschlimmern kann, vermeidet, dann heilen sie bald und haben nur ein Jucken der betroffenen Stelle zur Folge; werden sie jedoch, wie dieß namentlich auf den Märschen der Soldaten öfters der Fall ist, vernachläßigt, dann entstehen bösartige Geschwüre und heftige Entzündungen, die in Brand übergehen und das Abnehmen des Gliedes nöthig machen, ja selbst den Tod nach sich ziehen können. Als während des Aufstandes der Bewohner von Kandy mehrere Abtheilungen der Soldaten mit den Pionieren im Freyen stationiren mußten, starben manche an solchen Folgen der unbedeutend scheinenden Bisse der Blutigel. Da, wo diese Thiere häufig sind, mißräth selbst die Schafzucht.

Einige der zuletzt angeführten Züge aus Marshalls Naturbeschreibung von Ceylon mögen keineswegs geeignet seyn, in uns Europäern ein Verlangen nach dem Duft der Zimmetwälder wie nach dem Schatten der Kokospalmen dieser Insel zu erregen. Und dennoch wird von vielen Fremden, selbst von europäischen Damen, die nicht nur zu Besuche dort waren, sondern mehrere Jahre auf Ceylon verweilten, der Aufenthalt daselbst als höchst reizend und selbst für das leibliche Befinden als behaglich geschildert. Man weiß von Offizieren so wie von Beamten und Geschäftsleuten, welche ohne Nachtheil für ihre Gesundheit eine Reihe von Jahren auf der heißen Insel lebten. Daß aber im Ganzen und für die Mehrzahl der Europäer der Aufenthalt daselbst nicht wie etwa der in der Capcolonie oder auf den canarischen Inseln zu den Mitteln der Lebensverlängerung und zur Wiedergenesung von langwierigen Leiden, sondern eher zu denen der Lebensverkürzung gezählt werden könne, das beweisen die Tabellen über die Sterblichkeit des englisch-ostindischen, in Ceylon stationirenden Militärs, welche Marshall in seinem Werke mittheilt. Die Sterbelisten des Militärs und zwar zunächst der Infanterie in Großbritannien ergaben aus vieljährigen Beobachtungen, daß im Mittel aus einer Zahl von 1000 Mann jährlich ohngefähr 15 sterben. In der

Regel besteht ein solches Militär aus Leuten, die zwischen 20 bis 40 Jahre alt sind und die Zahl der Sterbefälle in diesem Lebensalter weicht auch unter andren Ständen der Stadt- und Landbewohner von Großbritannien nicht weit von jenem Verhältniß ab. Dagegen war das Verhältniß der Verstorbenen nach einer Mittelzahl aus einer vierzigjährigen Reihe von Sterbelisten bey dem englischen Militär in Ceylon wie 75 oder 76 zu 1000 und selbst dann, wenn man bey dieser Berechnung die Kriegsjahre 1803 und 1818, wo die Sterblichkeit in Folge der ausgestandenen Beschwerden viel größer als in andren Jahren war, ganz unberücksichtigt läßt, bleibt das Verhältniß noch wie 56 zu 1000. Das heiße Trincomali mit jenen verführerischen Genüssen, welche ein so mächtiger, reicher Seehafen darbietet, erscheint nach jenen Listen ganz besonders ungesund; hier starben im Mittel aus 1000 Mann jährlich 85, in Colombo dagegen, auch wenn man das Jahr 1799 mit dazu rechnet, wo daselbst ein sehr bösartiger Typhus herrschte, ist das Verhältniß nur wie 34 oder 35 zu 1000, und in den meisten Jahren hielt sich dasselbe zwischen 17 und 20 bis höchstens 26. Die Leiden der Leber und des Unterleibes sind, außer den oft epidemischen Fiebern, die gewöhnlichsten Krankheiten auf Ceylon und namentlich gegen die beyden ersteren Uebel hat sich ein länger fortgesetzter Genuß des trefflichen Honigs, der hier wie auf mehreren Inseln der Nachbarschaft vorkommt, ganz außerordentlich heilsam bewiesen, so daß mehrere Kranke solcher Art, denen andre Arzneyen keine Hülfe brachten, durch jenes einfache Hausmittel wieder genasen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage dans l'Afrique occidentale, exécuté en 1843 et 1844 par une commission composée de MM. Huard, Jamin, Raffenel; Peyre-Ferry et Pottin; redigée par Raffenel; Paris 1846.

Das eben genannte Reisewerk umfaßt die Geschichte eines Unternehmens, welches, obgleich nicht von kriegerischer Art, dennoch eben so lebensgefährlich sich erwies als das Wagstück eines Corps der Freywilligen, welche ausgesandt werden, die Stellung eines wohlbewaffneten, wachsamen Feindes bis zu der Nähe seiner Batterien auszuspähen. Man kennt die Tücke des afrikanischen Klimas längs der Flußgebiete der beyden Wendekreise, man weiß es aus vielfältigen Erfahrungen, daß selbst die brennend heißeste Sandwüste mit all den Entbehrungen, mit dem auffallenden Wechsel der Temperatur der Tages- und Nachtzeiten, welche sie dem Reisenden auferlegt, für diesen ohne Vergleich weniger gefährlich sey als die Nachbarschaft der wasserreichen mittelafrikanischen Ströme und Teiche, mit ihren herrlich grünenden, hochwüchsigen Waldungen. Von den fünf oben genannten Männern, aus denen die Untersuchungs-Commission bestand, mußten zwey, die Herren Jamin und Peyre-Ferry in einem Zustande, darin sie bereits dem Tode nahe schienen, auf noch kaum halbem Wege zurückgebracht werden zu den Booten, die sie nach St. Louis führen sollten; H. Huard, obgleich er durch seinen dreyzehnjährigen Aufenthalt am Senegal des dortigen Klimas schon gewohnt war, litt bereits während der Reise mehr denn jemals an seiner Gesundheit und als er nach Ausführung des Unternehmens in St. Louis, vielleicht etwas zu frühe, der Ausarbeitung des Reiseberichtes sich hingab, erlag er den Folgen der ausgestandenen Mühseligkeiten wenig Monate nach seiner Rückkehr. Auch Hr. Raffenel, der einzige unter den eigentlich europäischen Theilnehmern an der Expedition, der die ganze Reise vollendete und ihre Folgen überlebte, mußte bey der Ankunft in St. Louis ins Krankenhaus gebracht werden, schiffte sich jedoch bald nachher, obgleich als schwer Leidender, nach Frankreich ein, wo er allmählig wieder sich erholte.

Der Zweck und das Ziel des Reiseunternehmens war vor allem eine genauere Untersuchung der Goldminen von Kenieba und andrer für den Handelsverkehr mit St. Louis wichtigen, zur Anlegung von französischen Niederlassungen geeigneter Punkte an beyden Seiten des Senegal bis zur Einmündung des Falemeflußes und bis Bakel, dann aufwärts dem Faleme bis Sansandig. Von da sollte die Expedition, nach vollendeter Bereisung der goldreichen Districte von Bambuck, nach den Landstrichen von Woolli sich wenden, dann auf dem Gambia bis zur Küste hinabfahren und von dort nach St. Louis zurückkehren. Es ist der räumlichen Ausdehnung nach nur ein kleines Länder- und Flußgebiet, dessen Bereisung hier vorgezeichnet war, die Mühen aber, mit denen die Ausführung des Planes verbunden war, so wie die wissenschaftliche dadurch gewonnene Ausbeute machten das Unternehmen dennoch zu einem großen.

Der Anfang der Reise hinaufwärts im Senegal war noch bequem genug. Ein Kutter sammt

einer Schaluppe waren zur Disposition der Reisegesellschaft und all der Gegenstände gestellt, die zur Verpflegung und Erquickung so wie zur Förderung ihres Reisezweckes dienlich schienen. Außer der Dienerschaft hatte ihnen der Gouverneur von St. Louis noch drey junge Senegalenser zu Begleitern gegeben, welche sich bey dieser Gelegenheit für künftige Unternehmungen derselben Art ausbilden sollten. Die beyden Fahrzeuge segelten am 16. Aug. 1843 von St. Louis ab. Jenseits der volkreichen Ortschaft Fanaye, bey der sich die Schiffe gewöhnlich mit Lebensmitteln versorgen, nimmt die Landschaft zu beyden Seiten des Stromes allmählig einen andren Charakter an; die Aehnlichkeit mit den flachen Seeküstengegenden verschwindet, man bemerkt, daß man schon in das Innre des afrikanischen Festlandes hineingekommen sey. Hier werden die Krokodile in ziemlicher Menge im Fluß und auf den Sandbänken gesehen, sie fallen nicht selten die am Ufer weidenden oder zur Tränke kommenden Schafe und Rinder so wie selbst Menschen, welche einzeln durch das Wasser schwimmen, an. Als ein seltsames, dabey aber wirksames Mittel, dessen sich die Neger und Mauren der Gegend bedienen sollen, um das Krokodil zu nöthigen, die schon ergriffene Beute wieder fahren zu lassen, beschrieb man auch unseren Reisenden einen Kunstgriff der schwimmenden Hirten, wobey sie dem gefräßigen Thiere mit ihren Fingernägeln plötzlich in seine Augen fahren. Wenn die Viehheerden schwimmend über den Strom hinübersetzen, pflegen die Hirten mit langen Stöcken versehen und laut schreyend an ihrer Seite zu schwimmen und nur selten wagt bey solchem lauten Getös und auf eine größere Menge der übersetzenden Thiere das Krokodil einen Angriff. Uebrigens kehrt die Gefahr vor dem Krokodilrachen den Bewohnern der dortigen Ufergegenden täglich wieder und die ruhige Fassung, mit welcher sie beym Hinüberschwimmen über den Strom sich ihr aussetzen, die Geistesgegenwart, mit der sie ihr begegnen, bezeugt es, wie die abwehrende Kraft der Menschenseele mit der Macht des äußeren, feindlichen Einflußes zugleich wachse.

Podor, in dessen Nähe die Fahrzeuge, zu denen sich auch das nach Bakel bestimmte Dampfschiff Erebus gesellt hatte, am 21. August kamen, war im vorigen Jahrhundert zu Adansons Zeiten eine ansehnliche, wohlbefestigte französische Niederlassung und der fernste Punkt, den damals die landeinwärts fahrenden französischen Schiffe besuchten. Während der Kriege zwischen Frankreich und England wurde jener Punkt aufgegeben und die Fulahsneger, in deren Land derselbe liegt, haben sich der Wiedereinnahme desselben so wie der Anlage einer neuen Colonie auf der benachbarten Strominsel Morphil widersetzt. Man hat es für gut gefunden, mit diesen auf den Fortgang des Verkehrs mit dem Binnenlande sehr einflußreichen Nachbarn in friedlichem Verhältniß zu bleiben, während das Gouvernement von St. Louis an den diebischen Laos-Negern, welche das weiter stromaufwärts liegende Casga bewohnten, Strenge übte, indem dasselbe diese stark bevölkerte Ortschaft niederbrennen und zerstören ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Ceylon: a general description of the Island and its Inhabitants etc.

(Schluß.)

Weniger als die Fremden haben freylich die Eingebornen vom Klima der Insel zu leiden. Bey diesen unterscheidet man 5 Völkerstämme, die sich zum großen Theil durch Religion, Sitte, Sprache und selbst durch äußere Gestalt von einander abgränzen. Sie scheinen zu verschiednen Zeiten, einer nach dem andern auf der Insel eingewandert zu seyn und hier, der später gekommene auf Kosten der früher anwesenden sich ansäßig gemacht zu haben.

Marschall zeigt sich, wie man dieß auch bey andern ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegt, geneigt die verwilderten, aus der geselligen Gemeinschaft der andren Stämme ausgeschiednen oder ausgestoßnen Weddahs oder Bedas für die Reste der ältesten Ureinwohner der Insel zu halten. Der Wohnort dieses Volkes ist auf jenes weite Waldgebiet beschränkt, das den oberen Lauf des Maha Villa Ganga zu beyden Seiten umsäumt. Man pflegt die Weddahs in Waldmänner und in Dorfleute zu

unterscheiden. Die ersteren leben, gleich manchen Thieren der Wildniß paarweise zusammen und jede dieser einzelnen Familien hält sich von andren ihrer Art gesondert. Ein Lappen der vorn an einen um ihre Hüften geschlungenen Strick befestigt ist, vertritt die Stelle der Kleidung, doch geht dieses nackte Volk niemals ohne Waffen einher, die in einer Keule, in einem roh gearbeiteten Bogen und lang gefiederten Pfeilen bestehen, mit deren Hülfe sie die Thiere des Waldes, selbst junge Elephanten erlegen, welche nebst den Früchten und Wurzeln der Wildniß ihre einzige Nahrung sind. Auf einer schon etwas höheren Stufe der geselligen Bildung stehen die Dorfleute dieses Volksstammes, welche in kleinen Gemeinden beysammen leben und die sich, wenn auch nur in unvollkommnem Maße, mit der Cultur des Landes beschäftigen. Von den Weddahs überhaupt, sowohl von ihren Dorfleuten als von den Waldmännern weiß man außerordentlich wenig und Unsicheres, denn ihre wortarme Sprache ist für die andren Bewohner der Insel eine großentheils unverständliche. Doch scheint es, daß sie eine Art von Anerkennung einer Welt des Geistigen und Unsichtbaren sich erhalten haben, welche freylich nur eine Tochter der Furcht ist, indem sie jene bösen Geister, welche Unglück, Krankheiten und Tod über die Menschen verhängen durch Opfer zu begütigen suchen und in sichtbaren Sinnbildern sie darstellen, auch den Schlangen Verehrung bezeugen. Ein zweyter Volksstamm, welcher seit alten Zeiten sich in den Hauptbesitz der Insel gesetzt hat, ist der der Singalesen. Dieser bewohnt das Hochland von Kandy, in welchem er einen eignen, und seiner Zeit mächtigen Staat begründet hatte und die Küstengegenden in Süden sowie Südwesten von Ceylon. Man pflegt öfters unter dem Namen der Cingalesen in engerem Sinne nur die in den Niederungen und an der Küste Wohnenden, unter dem der Kandyer jene Gemeinden dieses Stammes zu verstehen, welche im Hochlande ansäßig sind. Daß aber beyde nur ein und dasselbe Volk sind, bezeugt die Uebereinstimmung der Sprache, der äußern Gesittung und der Religion, welche der Buddhismus ist. Diese Leute sind unter sich in Kasten geschieden, deren Zahl 24 betragen soll. Der Gesichtbildung und Gestalt so wie der Hautfarbe nach gehören sie, gleich den Europäern und westlicheren Asiaten dem kaukasischen Menschenschlag an. Namentlich die Bemittelten zeichnen sich schon durch ihre geschmack- und zum Theile prachtvolle Kleidung aus und selbst das ärmere Volk, wenigstens der weibliche Theil desselben zeigt, so weit sein Vermögen reicht, eine Neigung zum Putze. Der Kandyer verräth in seiner ganzen Haltung ein Selbstgefühl jener Kraft und jenes Muthes, welche im Allgemeinen ein Charakterzug der Gebirgsvölker sind, er hat sich bis in die letzten Zeiten seiner Nationalgeschichte im Kampf mit den übermächtigen Fremdlingen, die sich in seine Heimath eindrängten, als tüchtiger Soldat gezeigt. Jene Züge von Mißtrauen, von Verschlossenheit, von Falschheit, welche mehrere Beschreiber der Insel und ihrer Bewohner an den Kandyern rügen, möchte man fast als aufgedrungene, nicht ursprünglich im Charakter des Volkes liegende betrachten, denn das Benehmen jener Fremden, aus deren Stamme die Ankläger sind, ist niemals geeignet gewesen Zutrauen und Liebe zu wecken. Im Allgemeinen darf man an den Ceylonesen die Begierde wie die Fähigkeit rühmen sich zu unterrichten und zu lernen. Selbst die armen, hartgedrückten Zimmetbaumschäler oder Chaliahs drängen sich, wo sie nur Gelegenheit finden begierig zu den wohlthätigen Volksschulen, welche die Engländer auf eigne Kosten errichtet haben und geben sich alle Mühe wenigstens ihren Kindern eine Art von wissenschaftlicher Bildung zu verschaffen. Deßhalb fanden sich nach Lord Maitlands Zeugniß schon im J. 1814 unter 2000 Chalias, welche im Dienst des englischen Gouvernements stunden 420, welche lesen und schreiben konnten. Bey den vornehmeren Cingalesen gehört schon seit früheren Zeiten ein gewisser Grad von Schulbildung zu den Erfordernissen ihres Standes. In ihren Schulen werden außer den Büchern von religiösem Inhalt, welche das Leben und die Lehren des Buddha beschreiben, auch viele andre in Versen wie in Prosa geschriebene gelesen, welche von Moral, Grammatik, Arzneikunde, Astronomie handeln unter andern auch eine sehr vollständige Geschichte der Könige von Ceylon. Mit dieser ziemlich allgemeinen Volksbildung im Zusammenhang steht denn auch jenes feine und natürlich anständige Benehmen, das der Cingalese im geselligen Umgang beobachtet.

Neben dem herrschenden Volksstamm der Ceyloneſen oder Cingaleſen hat ſich, ohnfehlbar ſchon in ſehr früher Zeit ein andrer auf der Nord- und Oſtſeite der Inſel anſäßig gemacht, welcher mit jenem in den weſentlichſten Zügen nahe verwandt iſt: dieß ſind die Hindus oder Tamuler, welche in Religion (als Brahmadiener) und äußerer Sitte ganz den Bewohnern der gegenüberliegenden Halbinſel von Indien gleichen. Allenthalben über die ganze Inſel, namentlich in den Städten verbreitet finden ſich dann auch die Abkömmlinge arabiſcher Einwandrer, die Mauren. Sie beſchäftigen ſich großentheils mit dem Handel, haben aber auch tüchtige, arbeitſame Handwerker unter ſich. Sie alle ſind Mohamedaner, denen es übrigens, den ſtreitbaren Kandyern gegenüber hier niemals ſo wie anderwärts gelungen iſt, ihre Religion durch Feuer und Schwert weiter auszubreiten.

Später denn alle die eben erwähnten Volksſtämme iſt in Ceylon der aufgekommen, welcher von den Holländern unter dem Namen der Burghers begriffen wurde. Dahin gehören die Nachkommen aller ſeit 300 Jahren auf die Inſel gekommenen Europäer und die Miſchlinge derſelben, die aus den Verbindungen jener Abendländer mit den aſiatiſchen Stämmen entſtanden ſind. Wie bey den einheimiſchen Bewohnern ſo kann man auch bey dieſen Fremdlingen vornämlich drey verſchiedene Nationalitäten, drey Aufeinanderfolgen der Einwanderungen unterſcheiden: Portugieſen, Holländer und Engländer. Die Portugieſen errichteten im J. 1517 ihre erſte Niederlaſſung, mit Bewilligung des damals regierenden Königes, zu Colombo und betrugen ſich einige Jahre als friedliche Handelsleute. Kaum aber hatten ſie durch das Erbauen eines Forts und durch allmälige Verſtärkung ihrer Zahl mit hinzukommenden Landsleuten eine gewiſſe äußere Macht gewonnen, da übten ſie Gewaltthaten und Barbareyen, welche die Eingebornen zur blutigen Rache aufregten. So überlegen dieſe Fremden dem Volk des Landes durch ihre Kriegskunſt und Waffen waren, gelang es dennoch während der faſt 150 jährigen blutigen Kriege niemals, die ganze Inſel der europäiſchen Herrſchaft zu unterwerfen. Die Könige des Landes riefen zuletzt gegen die Portugieſen die Holländer zu Hülfe, welche allmälig, von 1612 bis 1658 die Portugieſen aus ihren feſten Stellungen und Handelsvortheilen vertrieben, im Ganzen aber gegen die Eingebornen dieſelben Treuloſigkeiten und eigennützigen Eingriffe in fremde Rechte ſich erlaubten wie ihre Vorgänger. Ohne ſich das mindeſte Gewiſſen daraus zu machen brachen ſie, ſobald es ihren Vortheil galt, mehrere Male das ihrem Bundesgenoſſen, dem Könige von Kandy gegebene Wort, ſo daß bey einer dieſer Gelegenheiten der König ſeinen Brief an den holländiſchen Gouverneur mit den Worten ſchließt: „Ich möchte euch daran erinnern, daß ſolche Menſchen, die Gott nicht kennen und ihr gegebenes Wort nicht halten, über kurz oder lang die üblen Folgen ihrer Handlungen werden erfahren müſſen. Ich weiß ich habe Gott auf meiner Seite.“

Als während des amerikaniſchen Freyheitskrieges auch Holland gegen England die Waffen ergriffen hatte, beſchloß Lord Macartney dieſe Gelegenheit zu benützen, um auch auf Ceylon die engliſche Flagge aufzupflanzen. Im Januar 1782 nahm Admiral Hughes den Holländern Trincomali, und dieſer wichtige Seehafen ſo wie ein Theil des einheimiſchen Handels kam ſchon damals in die Hände der Engländer. Nach dem Abſchluß des Friedens trieben beyde Nationen neben einander ihren Verkehr, bis ſie durch die franzöſiſchen Revolutionskriege abermals in Feindſeligkeiten geriethen, welche zur Folge hatten, daß England ſich aller holländiſchen Beſitzungen in den Jahren 1795 und 1796 bemächtigte. Was ihren beyden Vorgängern: der portugieſiſchen wie der holländiſchen Herrſchaft nicht gelang, das hat die engliſche zu Stande gebracht, als ſie im J. 1815 durch die Beſiegung und Abſetzung des letzten Königes von Kandy, der ſich zum Aufſtand erhoben hatte, die ganze Inſel ſich unterwarf. Ceylon iſt ſeitdem ein Theil des engliſchen Gebietes von Oſtindien geworden, ſteht unter einem eignen Gouvernement, das ſeinen Sitz zu Colombo hat und im Vergleich mit den nächſt vorhergehenden Zuſtänden iſt der jetzige ein geſetzmäßig geſicherterer, für das äußere Wohlbefinden wie für die höchſten Intereſſen der geiſtigen Bildung ungleich günſtigerer zu nennen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 11. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage dans l'Afrique occidentale.

(Fortsetzung.)

Es hatte in der That den Anschein gehabt, als wenn die Einwohner von Casga durchaus von der Profession der Diebe wären, denn es ist bemerkenswerth, daß in dieser Gegend jede einzelne Ortschaft ausschließend nur von Leuten einer bestimmten Profession bewohnt wird: die eine bloß von dem geistlichen Stande der Marabus, die andre nur vom Stande der Krieger, welcher der Adel des Landes ist, eine dritte von Fischern, welche ihr Geschäft für sich wie für ihre Nachbarn treiben, eine vierte von Feldbauern oder von Hirten.

Die Ufer des Flußes sind schon von Podor aus meist sehr erhöht, die Landschaft durch ihre Naturfülle überaus reizend und abgesehen von dem hohen Grad der Hitze, an welchem die Reisenden zu leiden haben, war jetzt im August noch immer die günstigere Jahreszeit, während dagegen im November und December, wenn der austrocknend heiße Nordostwind aus der Sahara weht, die ganze Natur eine in betrübender Weise veränderte Gestalt annimmt. Das Grün der Wiesen wie der meisten Bäume steht dann verwelkt da, selbst das prunkend rothe Gefieder des senegalesischen Finken, dessen Schaaren die Waldungen und Gärten erfüllen, erleidet dann eine Verwandlung in ein schmutziges Grau, wodurch das schöne Thier noch unansehnlicher wird als unser Haussperling.

Einen angenehmen Eindruck auf das Auge macht die am rechten Ufer des Stromes gelegene, verhältnißmäßig sehr schön gebaute Ortschaft Modinalla, in deren Nähe die Reisenden am 25. Aug. kamen. Modinalla, fast ausschließend von dem geistlichen Stande der Marabus bewohnt, ist die Hochschule des Landes, nach welcher man aus allen Nachbargegenden die mohamedanischen Knaben und Jünglinge nicht nur der Mauren, sondern auch der Neger hinsendet, damit sie da die Weisheit des Korans und andre Kenntnisse der gebildeteren asiatischen Einwanderer sich erwerben sollen. Denn die Marabus der Stadt sind zwar ursprünglich von maurischem Stamme, sind aber großentheils durch ihre Vermählung mit Negerfrauen zu einem gemischten Geschlecht geworden. Da diese geistlichen Herren bey dem Volke des Landes im besonderen Geruch der Heiligkeit stehen, bringt man ihnen, auch als den Lehrern der Jugend, allerhand Gaben, in deren Besitz sie, so wie durch den Handel mit Gummi, das ihnen die Mauren vom Stamme der Oualad-Elys um höchst geringen Preis zutragen, ansehnlich reich geworden sind. Sie selber geben sich meist dem Genuß der Ruhe hin; nur zierliche Trinkgefässe fertigt man in der Stadt; andre bauen für die Marabus das Feld, weiden für sie ihre ansehnlichen Heerden. An dem Reichthum dieser Leute scheinen selbst die Krokodile Theil zu nehmen, welche, angelockt durch die Eingeweide der täglich in Menge geschlachteten Thiere, nirgends fast so häufig gesehen werden und so dreist sind als bey Modinalla. Uebrigens sind nicht alle Mauren dieses Landstriches von solch stillsitzender und arbeitsscheuer Art; die meisten sind ein beständig herumziehendes, unter Zelten wohnendes Volk, das zu gewissen Jahreszeiten auf das Sammlen des Gummis in den Waldungen ausgeht, seine

Hirsefelder bestellt und zu andren die Viehheerden in die Oasen der Wüste führt, auch in Schmiedearbeiten, im Gerben des Leders so wie andren Handwerken eben so viel Fleiß als Geschick beweist.

Bis zum 1. September hatte die Fahrt nach Bakel gedauert, wo nun die eigentliche Aufgabe der Expedition ihren Anfang nahm. Die eben genannte französische Niederlassung, seit dem Jahre 1819 begründet, bildet durch ihr ansehnliches Fort so wie durch die Bauart ihrer Häuser einen auffallenden Contrast mit den Ortschaften der Neger; man glaubt sich in die europäische Heimath versetzt. Bakel jedoch, sobald man nur ans Land steigt, verdrängt diese heimathlichen Gefühle sehr bald. Eingenommenheit des Hauptes, Beengtheit der Brust beym Athmen, Mangel an Appetit und alle Vorboten eines schweren Erkrankens pflegen sich gewöhnlich an diesem höchst ungesunden Orte sehr bald bey dem Reisenden einzustellen; H. Huart wurde gleich am ersten Tage von allen Symptomen des Sonnenstiches befallen. Das französische Militär, das man zur Besatzung daher sendet, hat hier in jedem Jahre mehr Todte und Invalide als in den schwersten Kriegszeiten; diese armseligen Schattengestalten freuen sich zwar an dem Anblick jedes neu ankommenden Landsmannes, drücken ihm aber zugleich ihr Bedauern darüber aus, daß sein Weg ihn in ein solches Krankenhaus, auf einen solchen Leichenacker der Europäer geführt habe. Außer dem verpestenden Einfluß des Klimas vermehrt auch die Menge der giftigen Schlangen, die sich in die Comptoirs und in alle Räume der Wohnungen einschleichen, die Beschwerden des Aufenthaltes. Und dennoch kann man sich dem äußern Scheine nach kaum eine reichere, anmuthigere Landschaft denken als die Umgebung von Bakel mit ihren waldreichen, üppig grünenden Hügeln und ihrem herrlichen Strome.

Die Expedition weilte in Bakel bis zum 10. Sept. Durch ungünstigen Wind und die starke Strömung des Flußes in ihrem Laufe gehemmt erreichten die Fahrzeuge erst am 12. die Einmündung des Falemeflußes. Die rothe Färbung der steilen Bergwände an manchen Stellen des Ufers läßt auch hier, wie in der Nachbargegend am Senegal auf eine ungemeine Menge des vorhandenen Eisenoxydes schließen. Die Eindrücke, welche die gewaltige Natur dieses schon tiefer binnenländischen Flußgebietes auf den europäischen Reisenden macht, sind von sehr verschiedenen Gefühlen begleitet. Denn so majestätisch schön diese Waldgebirge wie die Ufer mit ihren blühenden Gebüschen und Lilienarten, so interessant das Gewimmel der buntfarbigen Vögel, das Gedräng der Affen in den Zweigen der Bäume und an den Abhängen der Felsen nachmals in der Erinnerung und auf einzelne Augenblicke auch in der Gegenwart erscheinen mögen, ist dennoch der Augenblick, in welchem sich die Sinne den Stoff zu einem solchen späteren Nachgenusse sammeln, durch so viel störende, wehe thuende Empfindungen getrübt, daß die Gefühle des Mißfallens die des Wohlgefallens großentheils überwiegen. Wenn der Reisende nach einer heißen Nacht, die er, von den Mosquitos gestochen oder durch einen furchtbaren Gewitterregen in Schrecken gesetzt, schlaflos oder wie im Fiebertraume zubrachte, sein Lager verläßt und heraustritt an die Gluthstrahlen einer afrikanischen Morgensonne, dann tritt an die Stelle der kleinen, unablässigen Pein der Mosquitobisse die seltner kommende, dafür aber desto stärker und länger nachwirkende Qual der Wespenstiche. Die freundlichen, schwarzen Bewohner der Ufer, denen der Anblick der Weißen etwas ganz Neues oder doch höchst Seltenes ist, bringen zwar unaufgefordert alle die Lebensmittel zur Bewirthung der Fremden herbey, die sie selber genießen; für den verwöhnten Gaumen der meisten europäischen Reisenden ist jedoch diese Kost keine sehr annehmliche, und das wohlthätig erfrischende Getränk des Palmenweins, das man in andern Gegenden des mittleren Afrikas zum Theil in Menge findet, fehlt hier gänzlich oder ist nur selten zu finden. Das Lob mithin, das unser französischer Reisender den Naturschönheiten so wie den guten Eigenschaften der Bewohner am Falemefluße spendet, ist von öfteren Seufzern und Wehklagen unterbrochen; man kann jedoch dabey nicht umhin sich an jenen guten Humor zu erinnern, mit welchem ein Capitän Harris und seine Begleiter ähnliche Beschwerden in andern Gegenden von Afrika erduldeten, in denen freylich die krank machenden, den innern Sinn trübenden Einflüsse des feucht heißen Klimas nicht so merklich seyn mögen als in dem Gebiet des untern Senegals und seiner Nebenflüsse.

Ein Ausruhen und eine Erquickung von ganz besondrer, unerwarteter Art fanden unsre französischen Reisenden in der verhältnißmäßig sehr ansehnlichen Negerstadt Kidira-Tata, in welcher ein eingeborner Herrscher, der sogenannte König von Kasson seinen Wohnsitz hat. Herr Raffenel mit mehreren seiner Reisegefährten hatte die Fahrzeuge verlassen, um die Stätte einer vormaligen kleinen französischen Niederlassung in der Nachbarschaft aufzusuchen. Ein Ungewitter von afrikanischer Art und Stärke hatte sie mit seinen Regenströmen überfluthet, ganz durchnäßt kehrten sie nach Kidira-Tata zurück. Da kam ihnen die vornehmste Frau des Ortes, Sadiaba, die Schwester des regierenden Königes entgegen und führte sie unter ein selbst für Europäer mit allen Bequemlichkeiten versehenes Obdach, sorgte für sie mit wahrhaft schwesterlicher Theilnahme. Mit Thränen der Rührung betrachtete sie diese Weißen, konnte nicht begreifen, daß sie freywillig in ein Land gegangen seyen, welches das Grab der Weißen sey, fragte sie, ob sie denn in der Heimath keine Gemahlin oder Braut, keine Aeltern und liebe Freunde, kein Haus, keine Heerden oder Sklaven besäßen, weil sie ihr gutes Land verlassen und hier mit diesem vertauscht hätten. Die Theilnahme dieser guten Frau so wie die günstige Vorstellung, die sie von Europa hegte, waren leicht erklärlich; sie selber war die Gemahlin gewesen und jetzt die Wittwe eines Franzosen: des kühnen, kräftigen, dabey braven Duranton, eines Abentheurers, der von St. Louis aus hieher in die Dienste des verstorbenen Königes Arradanba begeben und bey diesem sich so in Gunst gesetzt hatte, daß er ihm seine Tochter zum Weibe gab. Duranton war fortwährend in Verbindung mit seinen Landsleuten in St. Louis geblieben, hatte im Auftrag des dortigen Gouvernements mehrere Reisen unternommen und war auf einer der letzten gestorben. Aus seiner Ehe mit der Sadiaba, deren äußere Wohlgestalt, regelmäßige Gesichtsbildung, würdevollen Anstand und einfach zierliche Kleidung Raffenel rühmt, hatte er mehrere Kinder hinterlassen.

Die Breite des Falemeflußes in jenem Theil seines Verlaufes, den die Fahrzeuge zurücklegten, beträgt fast gleichmäßig gegen 600 Fuß. Der äußerste Punkt, den die Reisenden für dieses Mal erreichten, war die Hauptstadt von Bondu: Bulebane, das auf einer weiten, gut angebauten Ebene liegt, eine Mosquee enthält und gegen 2000 Einwohner zählt. Der bedenkliche Gesundheitszustand, in welchem sich, wie bereits oben erwähnt, schon hier, wo die größern Beschwerden der Reise erst beginnen sollten, mehrere der französischen Gefährten so wie selbst ein Theil des Schiffsvolkes befand, machte die Umkehr des einen Fahrzeuges nach Bakel nöthig, während das andre, auf dem Hr. Raffenel war, die Untersuchungsreise noch etwas weiter stromaufwärts fortsetzen wollte. Aber die Ausführung dieses Reiseplanes zeigte sich schon nach wenig Tagen, wenigstens für die jetzige Jahreszeit, wo das Wasser des Flußes schon weit unter seinen höchsten Stand herabgesunken war, unausführbar, denn außer den Inseln in der Mitte des Stromes verschlossen die Sandfelsen, zwischen denen sich das Wasser laut aufbrausend und schäumend hindurch drängte, selbst für kleinere Fahrzeuge den Durchgang. Dazu kam das gefährliche Erkranken des Hrn. Jamin, es schien höchste Zeit, wenn man den Kranken noch lebend dahin bringen wollte, nach Bakel zurückzukehren, von wo bald nachher nicht nur Jamin, sondern auch der eben so kranke oder noch kränkere Ferry zugleich mit einem dritten Leidensgefährten auf einem Dampfschiffe nach St. Louis gebracht wurden.

Auch Huard lag noch krank; dieser jedoch, als das Haupt des ganzen Unternehmens, wollte von keiner Rückkehr wissen. Damit aber die Zeit bis zur vollkommnen Genesung des landeskundigen Vorstandes nicht ungenützt verstreichen möge, unternahm H. Raffenel in Gesellschaft des eingebornen Handelsmannes Pottin noch eine zweyte Wasserfahrt auf dem Faleme. Die Zeit der Gewitterregen war jetzt vorüber, die Gießbäche der Walddistrikte fiengen an zu versiegen, der Wasserstand des Senegal wie seiner Nebenflüsse hatte sich so sehr vermindert, daß namentlich der Faleme an vielen Stellen kaum noch für größere Boote befahrbar war. Seine Krokodile und Hippopotamus, welche sich während des hohen Wasserstandes sammt einem Theil der Fische hinauszieht in die Teiche, welche der austretende Fluß zu beyden Seiten seines Bettes bildet, waren jetzt

wieder in das Strombett zurückgekehrt, man hörte, während der kurzen Wasserfahrt, welche die beyden Reisenden abermals bis hinauf gen Bulebane machten, von mehreren Unglücksfällen, durch Krokodile an Menschen herbeygeführt. Auch die Sumpf- und Wasservögel, welche während der Zeit der Regenfluthen und der Stromschwellen an den ausgetretnen Teichen und Lachen ihrer Nahrung nachgehen, waren jetzt wieder zum Fluße selber zurückgekehrt, man sahe ganze Schaaren des Ibis und des Flamingo auf den Sandbänken und auf den Zweigen der Bäume ganze Züge des dornflüglichen Regenpfeifers (Charadrius spinosus), der auch im oberen Nillaufe ein Gefährte des Krokodiles ist. H. Raffenel, dem das Geschäft der geographischen Ortsbestimmungen und Beschreibungen oblag konnte ungestört durch die friedlichen Bewohner der Ufergegenden seinen Arbeiten obliegen, während ihn jedoch von dieser Seite kein Hinderniß traf hatte er desto mehr von dem krankmachenden Einfluß des Klimas zu leiden. Die empfindliche Abkühlung der Luft, welche bey dem Eintritt der Nacht auf die brennende Hitze der Tagesstunden folgt, die ungemeine Menge des Thaues, welche während des Schlafens auf offenem Verdeck auf ihn niedertroff, regte in seinem sonst so dauerhaften, jugendlichen Körper ein Fieber auf, welches nach wenig Tagen einen so gefahrdrohenden Charakter annahm daß H. Pottin in aller Eil die Rückkehr nach Bakel anordnete, wo die Schaluppe am 23. Oct. landete.

Einen ganzen Monat dauerte es bis Raffenel, so wie der noch immer leidende Huard sich so weit erholt hatten, daß sie mit H. Pottin, der als Eingeborner von St. Louis bis dahin noch am besten sich aufrecht gehalten, das abgebrochne Unternehmen von neuem auffassen und fortführen konnten. Die Zeit der Wasserfahrten auf solchen Nebenflüssen wie der Faleme war jetzt vorüber und ohnehin nahm jetzt der Weg nach den goldreichen Gegenden von Bambuts eine andre, mehr nach den Gebirgen gehende Richtung. Man traf deshalb alle Vorkehrungen zu einer Landreise; drey Reisepferde für Raffenel, Huard und Pottin, zwölf Esel mit Reisegeräthe und Tauschartikeln beladen dienten zum Fortschaffen, sechs Neger, welche das Gouvernement in St. Louis zu diesem Zweck gemiethet hatte, nebst zweyen aus Bondu, einem aus Bambuts, der als Führer mitgieng und die oben erwähnten drey jungen Leute aus St. Louis, als Schützer und Begleiter der Expedition. Unter den Tausch- so wie Handelsartikeln, welche theils zu Geschenken an die Negerhäuptlinge durch deren Gebiet man kam, theils statt des Geldes zum Einkauf der Lebensmittel dienen sollten, war einer der wichtigsten das Salz, eine Waare, die zwar wegen ihres Rauminhaltes und Gewichtes beschwerlich zum Fortschaffen, für Reisende aber in diesen Gegenden unentbehrlich ist, weil sie statt der kleinen Münze zur Bezahlung solcher Gegenstände dient, welche, wie Milch, Eyer, Hüner dort im Lande nur einen geringen Werth haben. Aus dieser Art der kleinen Münze bestund die Ladung von fünf Eseln.

Die Reisegesellschaft verließ Bakel am 28. November frühe vor Tagesanbruch, und schon dieser Anfang des Weges führte sie über öde, dürre Sandsteinfelsen, zwischen denen nur verkümmerte Bäume und Gesträuche wuchsen. Doch kam man auch öfters, in der Nähe des Flußes zu reichbewachsnen Schluchten und Thälern, bewohnt von gastfreyen, gegen die Fremden sehr dienstfertigen Negern. Es kostete übrigens nicht wenig Mühe die Esel, welche, wie die Pferde beständig an Durst litten, auf den näheren, geraderen Wegen durch die wasserlose Einöde zu erhalten, indem, besonders die ersteren immer zu dem Fluß, dessen grünende Ufer sie von ferne witterten, hinlenken wollten. Mit ihren Thieren zugleich mußten übrigens auch die Reisenden, deren Hauptnahrungsmittel die mitgenommenen Pistazien bildeten, den Mangel theilen. Raffenel hätte jedoch alle Entbehrungen solcher Art noch gern ertragen, wenn nicht so viele andre leibliche Leiden ihn niedergebeugt hätten:

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage dans l'Afrique occidentale.

(Fortsetzung.)

Seit dem letzten heftigen Fieberanfall mußte er ohne Aufhören den Schmerz eines Fontenells am Arme und einer Wunde am Fuße, die ein Baumast ihm geschlagen, erdulden, weil dieser an sich kleine Schaden unter solch klimatischem Einfluß nicht heilen wollte, er durfte das flanellene Untergewand nicht ablegen und bey all dieser Ableitung der krankhaften Regungen nach außen machte das Fieber, wenn auch in minderer Heftigkeit seine täglichen Angriffe auf den geschwächten Mann. Dennoch konnte sich dieser nicht dazu entschließen, sich der Curmethode des wohlmeinenden Negerhäuptlinges zu Fissadaro, in dessen Hütte er eingekehrt war, zu unterwerfen, welche außer dem Umhängen der Amulete und außer einigen magnetischen Manipulationen hauptsächlich darauf ihren günstigen Erfolg gründete, daß der Kranke sich von dem Arzt in den geöffneten Mund spuken ließ.

Der Weg durch Hirsefelder und Waldungen von Adansonien wurde jetzt wieder angenehmer, man näherte sich dem Falemefluße und der fruchtbaren Umgegend von Bulwam. Als an diesem Orte Herr Huard mit dem Negerfürsten einen Vertrag zu Gunsten des französischen Handelsverkehres glücklich abgeschloßen hatte und nun in etwas anpreisender Art die Vortheile eines solchen Freundschaftsbündnisses für beyde Theile hervorheben wollte, rief ein alter, klug aussehender Neger, der zur nächsten Umgebung des Fürsten gehörte: „Die Weißen verabscheuen uns eben so sehr als wir sie, aber wir lieben ihre Handelswaaren und sie lieben die Erzeugnisse unsers Landes. So viel kann man in Wahrheit sagen, alles Andre ist Lüge.“

Von Bulwam aus nahmen die Reisenden, außer einem landeskundigen Führer, den der Fürst ihnen überließ, zwey Männer von der merkwürdigen Volkskaste der Laobes mit sich, welche gleich den Savoyarden im südlichen Europa durch alle Districte der dortigen kleinen Negerstaaten ein herumwanderndes Leben führt, dabey vom Handel mit Holzwaaren und Topfgeschirren sich nährt. So wie jetzt die Richtung des Reiseweges mehr und mehr von dem Fluße sich entfernte, nahm die Landschaft immer mehr die traurige Gestalt an, welche die dürre Jahreszeit ihr mittheilt. Diese ist eigentlich der Winter der heißen afrikanischen Zone, in seinen Wirkungen dem unsrigen ähnlich, den Ursachen nach, welche ihn hervorrufen freylich ganz das Widerspiel unsers Winters. Nicht die Kälte mit den feuchten Niederschlägen der Nebel, des Regens und des Schnees sondern die Hitze, mit den austrocknenden Winden aus Nordost erzeugt und begleitet den mittelafrikanischen Winter. Die Gewächse des Bodens sind verdorrt, das Laub der Akazien ist gelb und fällt ohne Aufhören zum Boden herab, ihre geflügelten Bewohner haben sie verlassen, nirgends ein Laut oder eine Bewegung des Lebens. Das Wasser, das man in spärlicher Menge aus den Cisternen der Ortschaften erhält, ist von eckelhaftem Geschmack und meist so ungesund, daß sein Genuß in dieser Jahreszeit Dysenterien zur Folge hat. Nur am Saume der einzelnen Flußgebiete, wo der Strom bey seinen Ueber-

schwemmungen den Boden bis tief hinab mit Wasser getränkt hat, ist auch noch in dieser Jahreszeit ein Anbau, namentlich mit Moorhirse möglich und von einträglichem Erfolge.

Wie das Land so fanden unsre Reisenden auch seine Bewohner im weiterem Verlauf ihrer Reise unwirthlich und abstoßend. Nach einer dem Gefühl widerwärtig kalten Nacht hatten sie von der brennend heißen Gluth der Sonnenstrahlen desto empfindlicher gelitten, sie waren drey Stunden weit durch einen fast ganz entlaubten und darum schattenlosen Akazienwald geritten, da kamen sie zu dem ansehnlichen Negerdorfe Velingara. Die Bewohner saßen außen vor ihren Hütten, die meisten im Schatten des Gemeindaches oder Hangar, aber keiner war, der, wie dieß in andren Negerdörfern geschehen, von seinem Platze aufstund und die Fremden einlud unter das Dach seiner Hütte, oder seinen Sitz unter dem Schirm des Hangar ihnen anbot, vielmehr sahe es der versammelte Pöbelhaufe mit Spott und Lachen wie die Fremden, nachdem sie von ihren Pferden abgestiegen, vergeblich nach einem beschatteten Raum sich umschauten, wie sie zuletzt ihre Teppiche auf den glühend heißen Sandboden ausbreiteten und darauf ungeschirmt vor den Strahlen der Sonne sich lagerten. Es traf sich gerade an diesem Tage, daß einer der jungen Senegalesen, welche der Gouverneur in St. Louis den Reisenden zu Begleitern beygegeben hatte, einen heftigen Fieberanfall bekommen hatte. Nur für diesen kranken Knaben ließen die Fremden um einen kleinen Raum im Schatten bitten. Der Pöbelhaufe beantwortet die Bitte mit Lachen; keiner rückt eine Spanne breit von seinem Sitze um den kranken Knaben zuzulassen. Da übermannt einen der schwarzen Diener der Zorn, er springt auf und reißt einen dieser Lacher von seinem Platz unter dem Hangar hinweg. Augenblicklich ist der ganze versammelte Haufe in Aufruhr; die Fremden greifen nach ihren Waffen, es wäre vielleicht zu blutigen Auftritten gekommen, wenn nicht der Führer, den der Negerfürst in Bulwam seinen Gästen mitgab, mitten unter der lautschreyenden Schaar mit eben so lauter Stimme den Namen seines Fürsten ausgerufen und mit der Rache desselben gedroht hätte gegen Alle, die sich als Feinde gegen die Gäste seines Herrn erwiesen. Auch der Ortsvorstand erhub sich jetzt zu Gunsten der Fremden, man räumte diesen die besten Plätze unter dem Hangar ein, der Neger, den der Diener von seinem Platze hinweggerissen, mußte, obgleich er nicht mehr Schuld hatte als die andern alle, eine Strafe bezahlen.

Mitten unter den Fulahs und den verschiednen zu diesen gehörigen Stämmen der Neger hat sich ein von Osten her, durch seine übermächtig kriegerischen Nachbarn vertriebener Stamm angesiedelt: jener der der Sarracolets. Er zeichnet sich zum großen Theil durch Fleiß und Geschicklichkeit im Anbau des Landes aus und treibt Handesgeschäfte, bey denen seine Karawanen allenthalben im Lande herumziehen und öfters mit den französischen Kolonisten in Verkehr treten. Schon aus diesem Grunde sind die Sarracolets den Weißen, wo sie denselben begegnen dienstwillig und behülflich, der Europäer findet bey ihnen eine freundliche Aufnahme. Das Dorf Diddeh, zu welchem die Reisenden bald nachdem sie Velingara verlaßen, kamen, ist von Sarracolets bewohnt. Schon von fern gesehen macht dasselbe einen ganz andren, angenehmeren Eindruck als die meisten anderen Negerdörfer des Landes. Man sieht da Gruppen von Palmbäumen, bemerkt, selbst in der trocknen Jahreszeit, überall die Spuren eines fleißigen Anbaues; die Häuser haben ein sauberes Ansehen, sind geräumig und bequem eingerichtet, in ihrer Mitte, von Palmen umgeben, erhebt sich eine Moschee, die augenfälligste von allen, welche die Reisenden in einer Negerortschaft sahen, mit Zimmern von maurischer Bauart. Das Volk des Ortes bewies sich gegen die ankommenden Gäste sehr freundlich und obgleich diese an manchen der Gerichte, welche die Gastfreunde brachten, namentlich an den Würsten aus zerstoßenem Hirsen und saurer Milch in frischen, sehr übelriechenden Ochsendärmen, keinen Gefallen fanden, waren dennoch ihre schwarzen Begleiter, denen man die Mahlzeit, wegen des starken Geruches, den sie von sich gab, in einiger Entfernung halten ließ, desto dankbarer für ein solches, nach ihrem Geschmack köstliches Gericht. Das Brunnenwasser das die guten Leute von Diddeh genossen und ihren Gästen brachten, konnte nur der heftigste Durst genießbar machen; es war trüb, gohrig und von eckelhaftem Geschmack.

Doch fand sich auch für die Fremden eine genießbare Abendkost an dem Fleisch einer Ziege und dem Gemisch des zerstossenen Hirsens mit saurer Milch. Wie am Tage von der Hitze, so litten, wie gewöhnlich die Reisenden auf ihrem Nachtlager, das sie im Freyen auf dem Vorplatz vor der Moschee sich aufgeschlagen, von der Kälte.

In Sansandig, einem Negerdorf, das ganz nahe am Falemefluße liegt, hätte es Gelegenheit genug gegeben sich mit guter Kost zu versorgen. Die wilden Schweine waren da so häufig, daß sie, ohne die mindeste Furcht vor Menschen, selbst in den Gassen und zwischen den Häusern des Dorfes herumliefen. Die Negerknechte jedoch, die für ihre müden Herrn den Dienst der Jäger übernahmen, waren so ungeschickte Schützen, daß sie mit all ihren Kugeln und Schrotten auch nicht ein einziges jener Thiere erlegten.

Am 13. December kamen die Reisenden nach Samba-Vaya, dem nächsten größeren Ort an den Goldminen von Kenieba. Hier wohnt jener Negerhäuptling, welcher den Oberbefehl über den ganzen District der Minen führt. Es war ein vom Alter gebeugter, verständig blickender Greis, der mit einer gewissen äußren Würde große Freundlichkeit verband. Die Fremden theilten ihm ihre Absicht mit, die Gegend der Goldminen zu besuchen, er warnte sie vor den Gefahren, denen sie dort durch die öfter vorkommenden Einfälle der Mandingoneger und der Mauren in das Gebiet von Kenieba ausgesetzt seyn würden; als er sie jedoch auf ihrem Entschluße beharren sah, gab er ihnen seinen eignen Sohn zum Begleiter mit, welcher den Auftrag hatte, von dem Ortsvorstand zu Kenieba eine Bedeckung von bewaffneten Männern und mehrerer jener Frauen zu fordern, welche dort fast allein das Geschäft der Bergleute versehen, indem sie den goldhaltigen Schutt aus den Gruben herausfördern, so wie durch öfteres Waschen und Schlämmen den mäßigen Metallgehalt ausscheiden. Es versteht sich von selbst, daß diese Begünstigung des Unternehmens von dem alten Häuptling nach der Sitte des Landes durch Geschenke erkauft werden mußte, und so bescheiden der Alte im Vergleich mit andren Leuten seines Standes sich benahm, durfte man dennoch auch hier nicht zu großmüthig seyn, weil es die Art der Neger ist, zu dem Geschenke, das man ihnen giebt, wenn dasselbe auch noch so reichlich war, noch eine Zugabe, und wenn sie diese ohne Schwierigkeit erhielten, noch eine zweyte und dritte zu begehren. Auch der Alte, nachdem er zuerst als Zugabe eine Hand voll Pulver erhalten, begehrte noch etliche Schnüre von bunten Glasperlen, nach diesen noch zwey oder drey Stück Flintensteine und eben so viel Kugeln, und würde, nachdem er dieß alles erhalten, noch manche andre Bitte angebracht haben, wenn man nicht des Handels ein Ende gemacht hätte.

Das Dorf Kenieba, zu welchem der Weg durch eine Gegend führt, wo die herumstreifenden Mauern und Mandingoneger öfters in Hinterhalt liegen und auf die Vorübergehenden Ausfälle machen, bot zu jener Zeit einen traurigen Anblick dar. Es war wenige Jahre vorher in dem Kriege mit den Mandingos fast ganz zerstört und seiner Einwohner beraubt worden. Der Negerfürst von Boulevame hatte ausgewanderte Fulahs in die verödete Ortschaft aufgenommen; ein armes Volk, das keine Heerden besitzt und schlecht gekleidet einhergeht. Mit der tiefen Armuth ist zugleich Unreinlichkeit verbunden und eine Folge von dieser ist eine Art Aussatz, als Mal rouge de Cayenne von den französischen Aerzten genannt, die sich an vielen Bewohnern von Kenieba zeigt.

Nicht nur ein oder etliche, sondern gleich sechszig Leute boten sich den Reisenden zu Begleitern und Gehülfen an. Der Lohn, den jeder begehrte und bekam, war eine Flintenkugel und ein Schuß Pulver. Die Schießgewehre, welche die Neger von Kenieba mit sich führten, waren offenbar aus englischer, dabey aber ziemlich schlechter Fabrik. Die Schaar der Begleiter bildete eine lange, eng zusammenschließende Reihe und schien sich in jedem Augenblick auf einen Angriff aus dem Hinterhalt gefaßt zu machen. Die sogenannten Minen sind trichter- oder kesselförmige Gruben, die man in das Schuttland hineingewühlt hat. Unten am Grunde des Kessels giebt es öfters noch höhlenartige Gänge, die man nach verschiedenen Seiten hin gegraben hat. In die tieferen Gruben steigt man auf einer kunstlosen, aus einem schlanken Baumstamme gefer-

tigten Leiter hinab. Das Gewinnen des edlen Metalles, das ursprünglich in einer Art von Uebergangsthonschiefer eingewachsen scheint, aus dem mit Schiefertrümmern untermischten Sand und Lehmen ist mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden. Während der Regenzeit ist ohnehin die Arbeit ganz gehemmt, denn dann stehen die Gruben voll Wasser und wenn hernach in der trockenen Jahreszeit — hin und wieder erst im Januar, das Wasser versiegt oder verdunstet ist, dann findet so häufig ein Zusammenstürzen der Wände so wie in den höhlenartigen Gängen das Einstürzen des Deckengewölbes statt, daß eine Menge der Arbeiterinnen — denn meist sind es Frauen, die das Geschäft treiben — verschüttet werden. Während der Arbeit ihrer Frauen müssen die Männer oben bey der Mündung der Gruben ohne Aufhören Wache halten gegen die Angriffe der Mandingos, zu deren Gebiet früher dieser ganze District gehörte und an welchen sie deßhalb noch jetzt ihr altes Eigenthumsrecht nicht aufgeben wollen. Der ausgegrabene Schutt wird in Körben heraufgetragen, die größeren Steinstücke mit der Hand gesondert und weggeworfen, Erde und Sand einer zwar lang fortgesetzten, aber höchst unzweckmäßigen und darum auch nur wenig Nutzen gewährenden Waschung unterworfen.

Ein rundlicher Hügel wurde den Reisenden ganz in der Nähe der andern Minen gezeigt, auf welchem, nach der Aussage der Begleiter, ein Schuttland ungleich reicher an Gold als an allen andern Stellen der Umgegend sich finden sollte. Die dortigen Gruben jedoch sind längst verlassen, und kein einziger unter den Begleitern ließ sich bewegen, die Reisenden hinanzuführen, denn nach einer unter dem Volke der Gegend allgemein herrschenden Sage und Meinung sollen alle, welche dort nach Gold gruben, entweder plötzlich gestorben oder wahnsinnig geworden seyn. Unter den Leuten aus Kenieba war ein Mann, der sich schon weit im Lande herumgetrieben und alle Goldminen von Bambuk besucht hatte. Dieser nannte den Fremden noch 11 Fundstätten des Goldes in Bambuk, doch glich keiner der von ihm genannten Namen denen, die ein früherer französischer Reisender: Compagnon, in seinem Berichte über die Minen jenes Landes anführt und überhaupt hatte Raffenel öfter Gelegenheit, die großen Abweichungen zu bemerken, die sich in den Benennungen eines und desselben Berges oder Flußes bey verschiedenen Negervölkern kund geben.

Das eine Ziel der Expedition: die geographisch genaue Erforschung der Lage der Goldminen von Kenieba war jetzt erreicht; die Menschen und noch mehr die Thiere hatten auf dem mühsamen Wege und in dieser ungünstigen Jahreszeit so viel gelitten, daß die baldige Rückkehr nach Bakel unvermeidlich schien, die Reisenden traten deßhalb diese von Samba Vaya, nachdem sie ihren Begleiter, den Sohn des alten Negerhäuptlinges, noch durch ein gutes Geschenk erfreut hatten, am 18. Dec. an. An all den Orten, wo man auf der Hinreise nach den Goldminen sie gesehen, schien man sich zu verwundern, daß sie alle mit so heiler Haut eine Gefahr bestanden hatten, von welcher die Foulahneger eine übertriebene Vorstellung hegen. Bey der vorhin erwähnten gastfreundlichen Negerprinzessin Sadiaba war die Freude über das Wiedersehen der Landsleute ihres verstorbenen Gemahles eine ungeheuchelte und herzliche; auch der Negerfürst in Bulebane hörte mit großer Theilnahme die Berichte der Reisenden über ihr glücklich bestandenes Abentheuer an und bewirthete dieselben aufs beste. Nach einer 12tägigen Reise, deren Begegnisse und Beschwerden freylich öfters von H. Raffenel in jener übertreibenden Weise geschildert werden, welche zu den Gewohnheiten seiner „viel Lärmen um Nichts“ machenden Landsleute gehört, kamen die Theilnehmer an der kleinen Expedition abermals zurück nach dem so oft genannten Bakel, wo sie nach langer Entbehrung der gewohnten französischen Küche und übrigen Hausordnung sich wohl seyn ließen, zugleich aber auch beyde wieder erkrankten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Voyage dans l'Afrique occidentale.

(Fortsetzung.)

Der Landstrich zwischen dem Senegal und dem Gebiet des Falemeflußes war gerade damals durch die erneuten kriegerischen Einfälle der Mauren sehr unsicher geworden, der Commandant von Bakel gab deßhalb den Reisenden, als diese endlich am 21. Januar 1844 den Weg nach Süden zum Gambiagebiet wirklich antraten, 20 Mann als Bedeckung bis zu dem öfter genannten Bulebane mit. Der dortige Negerfürst oder Almamy hatte ihnen bey ihrem letzten Hierseyn das Versprechen gegeben, daß einer seiner nächsten Blutsverwandten sie auf ihrer Weiterreise nach dem Gambia begleiten solle; er erfüllte dieses Versprechen, indem er ihnen seinen eignen Bruder, dessen Tapferkeit gerühmt ward, als Begleiter mitgab. Vor dem Abschied gab der Fürst den Reisenden noch eine geheime Audienz bey verschlossenen Thüren. Das Bündniß zwischen ihm und den Weißen, so sagte er, sey nun zwar abgeschlossen und er habe sich, wie sie ihm dieses bezeugen könnten, schon bisher gegen sie als Freund, als freygebiger Wirth und Beschützer all ihrer Unternehmungen bewiesen. Eine Hauptbedingung jedoch des Bündnisses sey bisher noch nicht zur Sprache gekommen, die nämlich, daß seine weißen Bundesgenossen auf keine Weise mit den Feinden der Fulahs, mit den Mandigonegern oder mit den Verbündeten derselben in einen freundschaftlichen Verkehr treten sollten. Die beyden Franzosen, welche im Interesse ihrer auf Erweiterung des senegambischen Handels ausgehenden Nation auf diese Bedingung nicht ehrlich bejahend eingehen konnten, antworteten, zunächst in ihrem eignen Privatinteresse, „diplomatisch“ ausweichend mit einem Ja, das gleich einem Nein galt.

Vor ihrem Aufbruch aus Bulevane hatten die Reisenden Gelegenheit, noch ein Triumphgepränge der Neger anzusehen. Es galt einen Sieg, den die Krieger des Fürsten über die Bewohner von Macana erfochten hatten. Die Früchte dieses Sieges bestanden übrigens in nichts Weiterem als in dem Erbeuten von drey Eseln und einem einzigen Gefangenen. Die Sonne war schon am Untergehen, als endlich am 28. Januar Alles zum Abmarsch sich bereit fand. Es scheint auch hier jene allgemeine Sitte des Orients zu herrschen, nach welcher man größere Reisen erst spät am Nachmittag oder am Abend beginnt. Die militärische Bedeckung aus Bakel gab den Reisenden zum Ort hinaus noch das Ehrengeleite, wobey nach Sitte der Neger die Gewehre ganz in der Nähe der Ohren jener Männer abgefeuert wurden, denen die Ehre galt. Der Bruder des Almamy führte die kleine Karawane heute nur noch eine Stunde weit zu einer kleinen Ortschaft, die zu ihrer Aufnahme bereit war. Nach wenig Tagen kamen die Reisenden in eine Gegend, deren Bewohnern der Anblick der Weißen etwas so Neues und zugleich so Furchtbares war, daß die Frauen vor ihnen in solcher Eile entflohen, daß sie selbst ihre vor Angst schreyenden Kinder hinter sich ließen. In Viguey, wo die Karawane am 30. Januar übernachtete, hielten sich alle Frauen in den innersten Winkeln ihrer Hütten versteckt, weil sie den

schauderhaften Anblick der weißen Fremdlinge nicht zu ertragen vermochten.

Mitten in dem von den Fulahs bewohnten Landstriche haben sich zu Tiara, wo die Reisenden am 1. Februar einen Rasttag hielten, Yolofneger aus dem Lande Sakaf angesiedelt. Eine Hungersnoth, welche in Folge der sechs Jahre lang anhaltenden Dürre ihre Heimath verheert und einem großen Theil seiner Bewohner das Leben gekostet hatte, war die veranlassende Ursache der Auswanderung gewesen; der Almamy von Bulebane nahm die Nothleidenden in seinem Lande auf, wo sie durch fleißigen Anbau des guten Bodens ihm bald zu nützlichen Unterthanen wurden. Die äußere Gestalt dieser Yolofneger bildet einen besonders auffallenden Contrast mit ihren etwas weiter gegen Südost in Kuar wohnenden Nachbarn, welche vom Stamme jener Fulahneger sind, den man unter dem Namen der Peuls kennt. Denn dieser Stamm nähert sich durch seine lichtere Hautfarbe und durch alle Züge seines regelmäßig gestalteten Angesichtes unter allen Fulahs, überhaupt aber unter allen Negern von Senegambien der kaukasischen Gesichtsform am meisten, ist als der schönste und auch in vieler Beziehung als der gebildetste von allen zu betrachten. Unsre Europäer fanden sich durch die Bewirthung und Aufnahme in Kuar sehr befriedigt; die Kost, die man ihnen zubereitete, so wie das bequeme Nachtlager unter dem Hangar waren ganz nach ihrem Geschmack, sie ließen deßhalb durch den Bruder des Almamy sich sehr gern dazu bewegen, fast einen ganzen Tag an jenem Ort zu verweilen, um so mehr, da sie jetzt im weitern Verlauf ihrer Reise in eine Gegend eintreten sollten, welche fast aller der bisher genossenen Bequemlichkeiten beraubt war. Hr Raffenel benutzte den Aufenthalt zur geographischen Bestimmung und genaueren Betrachtung des Ortes, so wie seiner Bewohner. Er fand hier eine größere Menge alter Leute, als er in andren Ortschaften der Neger gesehen hatte. Sein Bemühen, einen der Bewohner dazu zu bewegen, daß er sein Porträt zeichnen ließe, gelang ihm über Erwarten. Die Peuls von Kuar sind fern von jener abergläubischen Furcht, welche viele ihrer Landsleute befällt, sobald sie bemerken, daß ein Europäer sie abzeichnen will. Sie stellten sich in ihrer kriegerischen Tracht vor den Zeichner hin und hielten still, bis er mit seiner Arbeit fertig war.

Man näherte sich jetzt den Gränzen von Woolli; die letzten Ortschaften im Gebiet der Fulahs, durch welche der Weg hindurchführte, waren sämmtlich mit Tatas, d. h. mit jenen kleinen festungsartigen Sicherheitsplätzen versehen, die man hin und wieder innerhalb oder ganz in der Nähe von den Negerdörfern sieht, und in welche die Bewohner bey feindlichen Angriffen sich und ihr bestes Eigenthum flüchten. Der Landstrich von Woolli ist von Mandingonegern bewohnt, welche mit den Fulahs und all ihren Verbündeten fast in beständiger Feindschaft leben. Der Bruder des Almamy mochte, ehe er am 4. Febr. mit seinen Schützlingen das gefährdete Gebiet betrat, die ganze Wichtigkeit des ihm gewordenen Auftrages erkennen und zugleich wußte er, daß die Reisenden nur noch eine kurze Strecke Weges bis zu der nächsten europäischen Niederlassung am Gambia zurückzulegen hätten, wo dann auf einmal sein Beystand ihnen entbehrlich wurde. Er wollte deßhalb, und diese Vorsicht war ihm nicht zu verdenken, ehe er einen Schritt weiter gienge, es genau wissen, welchen Lohn er dafür zu erwarten habe, wenn er, mit Gefahr des eignen Lebens und der Freyheit, die Fremdlinge auf geschickten Wendungen durch das Land der Feinde zu dem Ort der Bestimmung brächte. Man bot ihm drey Guineen sammt einem kleinen Vorrath von Schießpulver und Glaswaaren. Gerade so viel hatte man aber, durch die augenblickliche Noth gezwungen, am Tag vorher dem Eigenthümer eines Pferdes zu Naude als Miethlohn für sein Thier vorausbezahlt, weil das Roß, welches H. Huard ritt, durch eine starke Verletzung für die Weiterreise unbrauchbar geworden war. „Wie?“ fragte der Negerprinz, „ihr wollt für meine Dienste nicht mehr geben als für die eines Pferdes?“ Man bot ihm noch eine Guinee und fügte noch einige weitere Geschenke hinzu; der Prinz war noch nicht befriedigt. Da reichte ihm H. Raffenel seine Flinte, ein Percussionsgewehr dar und die Schwierigkeit war besiegt, der Weiterzug konnte beginnen.

Das Land der Mandingoneger, zu welchem der Woollidistrict gehört, steht an Fruchtbarkeit dem Lande der Fulahs, wenn man nach dem Eindruck urtheilen darf, den es beym ersten Anblick auf Raffenel machte, sehr bedeutend nach. Der von Eisenoxyd durchdrungene dürre Boden gleicht ausgebrannten Schlacken, hin und wieder bekleidet denselben ein magerer Ueberzug von gelbem, abgestorbenem Gras, die sparsam zerstreuten Bäume hatten in der jetzigen Jahreszeit ihr Laub abgeschüttet und ihre nackten Zweige, wie bey uns im Winter, standen kahl, wie Besenreiser da. Die Einwohner der ersten Ortschaft von Woolli, die von Kokiara, flüchteten sich bey der Annäherung der Fremden in ihren Tata (ihren verpallisadirten Sicherheitsort), schlossen die Thüren desselben hinter sich zu und machten sich hierdurch von allen Pflichten der Gastfreundschaft los. Die Reisenden, nachdem sie die heißesten Stunden des Nachmittags unter den meist entlaubten Bäumen in der Nähe des Dorfes geruht hatten, setzten gegen Abend noch ihren Weg bis zu einem etliche Stunden weit entfernten, winterlich erstorbenen Walde fort, wo sie bey einem großen, zur Abwehr der wilden Thiere entzündeten Feuer ihr Lager aufschlugen. Auch gegen einen möglichen Angriff der Neger stellten sie eine Wache auf, wiewohl eine solche Vorsicht in Senegambien kaum nöthig war, da die nächtlichen Ueberfälle in diesem Lande überaus selten sind. Denn die Neger wie die Mauren haben dort die gemeinsame Tagesordnung, daß sie erst nach Sonnenuntergang ihre Hauptmahlzeit halten, bey deren behaglichem Genuß, welchen sie so viel als möglich verlängern, sie sich so ungerne stören lassen, daß man selbst in europäischen Familien dem schwarzen Diener nicht das kleinste Geschäft zumuthet, während er beym Abendessen sitzt. Wenn dann der Magen mit zerstossenem Hirse und saurer Milch gefüllt ist und das Geschäft der Verdauung beginnt, wenn zugleich die nächtliche Kühlung, die in den ersten Abendstunden keine empfindliche, sondern eine sehr angenehme ist, zum Schlummer einlädt, dann gibt nur etwa das jüngere Volk sich noch auf eine oder etliche Stunden den Vergnügungen des Tanzes und Gesanges hin, für die meisten ist der Zug zum Schlaf ein unwiderstehlicher. Man hat deßhalb in der Regel weder am Abend noch in den tieferen Nachtstunden von diesen Leuten etwas zu fürchten. Wohl aber in den Stunden, welche dem Grauen des Tages vorhergehen; in den Stunden, wo die Abkühlung der Luft eine für die meisten lebenden Bewohner der heißen Zone so empfindliche wird, daß selbst die Affen des Waldes ein lautes, mißfälliges Geplärr vernehmen lassen, und die Schlangen entweder wie betäubt still liegen oder einen gegen die kalte Luft schützenden Schlupfwinkel, selbst das Lager eines schlafenden Menschen aufsuchen. In diesen Frühstunden, vor Anbruch der Dämmerung, hat man noch am meisten von den Ueberfällen der Neger so wie der unter ihnen hausenden Mauren zu fürchten. Die Ruhe indeß unserer Reisenden wurde auf den vorsichtig gewählten Wegen, auf denen der Negerprinz sie führte, weder bey Nacht noch am Morgen durch Feinde gestört, sondern nur etwa durch die Gefühle des Hungers und Durstes beunruhigt, denn auch am andren Tage konnten sie von den Mandingos in Tambacunda, einem Orte, der ganz von Pfählen und Zweiggeflechten (Stockados) umzäunt, an seinen vier Ecken mit einer Art von Thürmchen besetzt einer kleinen Festung glich, nur mit Mühe selbst gegen Bezahlung etwas Wasser zum Trinken für sich und ihre Lastthiere erhalten, man erlaubte ihnen nicht einmal, in das Dorf hineinzutreten. Man mußte heute zwey Esel, welche wund gedrückt und ganz entkräftet waren, mitten im dürren Gehölz zurücklassen, da ohnehin die Last durch das Ausgeben des Salzes als kleine Münze und durch das Aufzehren der Mundvorräthe sich sehr vermindert hatte und der Weg durch Einöden führte, wo nur selten für Thiere ein nothdürftiges Futter zu finden war.

Es hatte sich zu unsren Reisenden im Verlauf ihres Weges eine Karawane von Handel treibenden Negern angeschlossen und Hr. Raffenel hatte hier abermals Gelegenheit, ein Zeuge jener Grausamkeit zu seyn, mit welcher die Neger ihre zu Sklaven gemachten Gefangenen behandeln. So lange der Sklavenhandel dauerte, so sagt Raffenel, war es ein

Vortheil für die schwarzen Unterhändler, wenn sie ihre bedauernswürdige lebende Waare in so gutem, gesunden Zustand als nur möglich zur Küste und in die Hände der Europäer brachten. Man fütterte deßhalb die armen Gefangenen zur Genüge und schonte ihrer auf dem Wege. Zugleich standen damals auch die Sklaven in einem so hohen Werthe, daß nur die reicheren Neger oder Mauren sich dergleichen kaufen konnten. Anjetzt, wo dieser Werth seit dem Aufhören des auswärtigen Sklavenhandels ganz überaus tief gesunken ist, kann auch der Arme, der kaum für sich und die Seinigen den nothdürftigsten Unterhalt hat, sich Sklaven verschaffen, oder er muß die, welche als Kriegsbeute ihm zufielen, selber behalten, weil keine Gelegenheit vorhanden ist, sie zu verhandeln. Man geht dann theils aus Noth, weil der Brodherr selber sich kaum zu sättigen vermag, theils aus barbarischer Nichtachtung der schlechten, leicht zu habenden Waare, so schonungslos mit den Sklaven um, daß die meisten den Qualen der unausgesetzten Arbeit und des Hungerleidens bald unterliegen. Zu dieser Pein kommt noch jene, die man den kriegsgefangenen Sklaven durch das Fesseln anthut. Denn da hier, im Mutterlande, öfters ganz in der Nähe der Heimath, aus der man die Menschen raubte, die Versuchung zur Flucht überaus nahe liegt, werden einige durch Ketten und Stangen an ihren Füßen so zusammengeschmiedet, daß sie nicht gehen, sondern nur hüpfen können, andren hängt man einen schweren Klotz an den Fuß oder Hals; zu den Wunden, welche der Druck der Banden macht, kommen jene täglich sich erneuernden, welche der Stock oder die Peitsche der unbarmherzigen Antreiber zur Arbeit schlagen. Neben diesen alles menschliche Gefühl empörenden Scenen schildert uns übrigens Raffenel auch andre, darin auf eine ganz entgegengesetzte Weise eine Schonung der Sklaven durch ihre schwarzen oder braunen Herren und eine patriarchalisch väterliche oder geschwisterliche Liebe von diesen zu jenen sich kund giebt, welche öfters den christlichen Sklavenbesitzern hätte zum Muster dienen können. Uebrigens darf man bey allen, scheinbar zu Gunsten des Sklavenhandels sprechenden Erörterungen solcher Art jene furchtbare Behandlung

nicht vergessen, welche die Sklaven von den europäischen Händlern während des Transportes auf den Schiffen und nachmals in Westindien häufig auch unter den Händen der entmenschten Weißen zu erdulden hatten. Afrika, mit all seiner Noth, bleibt für den Neger immer noch die liebere Heimath; die Hoffnung, den Seinen wieder gegeben zu werden, liegt ihm hier stets in tröstender Weise näher als in dem fremden Welttheil unter einem ihm ganz fremden Volke.

Die Vegetation nahm allmählig, so wie man sich dem Flußgebiet des Gambia nahete, wieder eine frischere Färbung an; man sah immer häufiger Bäume, die noch ihr Laub fest hielten, so wie bebaute Felder. Die Ortschaft Fodecunda ist von Sarracolets bewohnt, welche, wie wir oben erwähnten, durch ihren vielseitigen Handelsverkehr, auch mit Europäern, einen höheren Grad der äußern Gesittung angenommen haben, und dabey durch bessere Bauart, so wie bequemere Einrichtung ihrer Häuser und geschicktere Bepflanzung ihrer Felder sich auszeichnen. Die französischen Reisenden fanden hier die gastfreundlichste Aufnahme; man führte sie in reinliche Häuser, trug ihnen in englischen Fayencegefäßen Milch mit Zucker und Citronen auf und die ganze, fast europäische Bewirthung that den ermüdeten Männern wie ihren Thieren so wohl, daß sie einen ganzen Tag an dem Ort verweilten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Nachgelassene Schriften von Henr. Steffens. Mit einem Vorworte von Schelling. Berlin 1846. kl. 8. S. LXIII u. 214.

An „das Ehrengedächtniß Henrich Steffens," welches Hofrath v. Schubert in der k. bayer. Akad. d. W. vorgelesen hat, und diese Blätter gewiß zur Freude aller Leser mitgetheilt haben, reiht sich am Eingange der obigen Schrift ein anderes an, als neuer Beweis, wie lebendig das Andenken an den Entschlafenen in vielen der edelsten Geister unseres Volkes fortlebt. Auch Schelling, der ihm am Morgen wie am Abend seines reichen Lebens theils als Führer, theils als Freund besonders nahe stand, hat nicht versäumt, ihrer gegenseitigen Freundschaft sowohl, als ihrem geistigen Zusammenwirken durch Rede und Schrift ein Denkmal zu setzen. Außer dem kurzen Vorworte, durch welches er Steffens' nachgelassene Schriften unmittelbar einführt (S. LX — LXIII), hat er diesen den größeren Theil des Vortrags, „mit einigen Erweiterungen," vorangehen lassen, den er am 24. April vorigen Jahres zu Steffens Andenken gehalten hat. Unmittelbar und ausschließlich mit Steffens beschäftigt sich freylich dieser Vortrag erst gegen das Ende. Dem größeren vorangehenden Theile nach hat er eine weitere von der nächsten Veranlassung unabhängige Bedeutung. Schellings Absicht ist hier nämlich darauf gerichtet: „an den Namen des vollendeten Freundes ein frey von Herzen gesprochenes Wort zu knüpfen, das in einer Zeit großer Verwirrung über die wichtigsten Fragen ernstlich strebenden zu einer Verständigung und Weisung dienen könnte." Doch ist auch dieser Theil des Vorworts mit steter Beziehung auf Steffens verabfaßt. Denn, um auf die Denkweise der Gegenwart zu wirken, geht Schelling auf die nächste Vergangenheit zurück, und sucht mit wenigen kräftigen Strichen den Entwicklungsgang zu zeichnen, den die allgemeineren, besonders wissenschaftlichen Ueberzeugungen seit dem Auftreten der Naturphilosophie genommen haben. Das ist aber derselbe Gang, den wir auch in Steffens Bildungsgeschichte wiederfinden, indem sie sich theils bedingt zeigt durch die allmählige Gestaltung jener allgemeineren Ueberzeugungen, theils selbst auf sie bemerkenswerthen Einfluß übend. — Zunächst nun hebt Schell. mit treffenden Worten hervor, was, alles verkleinernden Widerspruchs von Seiten der gegenwärtigen Naturforschung ungeachtet, als bleibendes Ergebniß der Naturphilosophie zu betrachten sey, und verwebt darein die Erwähnung des Verdienstes, welches Steff. sich um sie erworben (S. III — XII). — „Die Naturphilosophie war indessen, fährt Schell. mit rascher Wendung fort, nur der erste Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem sie leitenden und bestimmenden Gesetze über die Natur hinausgehen mußte." Die Philosophie sah sich auf die geschichtlichen und namentlich religiösen Probleme hingetrieben, denen sich denn auch Steffens zuwandte. Und diese Fortbildung der Philosophie erwies sich als wahrhaft prophetisch für die Zeit im Allgemeinen. Denn sie folgte der Philosophie in dieser Richtung nach. Schelling erinnert sich „lebhaft der Verwunderung, die bey Vielen entstand, als Steffens gleichsam unmittelbar von „„Kalk, Baryt und Strontian"" (den Anfangsworten seiner Beyträge zur innern Naturgesch. d. Erde) hinweg theologischer Schriftsteller wurde." Gegenwärtig, meint

er, werde dieß Niemand auffallen, da unversehens die ganze Zeit theologisch geworden sey, alles ohne Unterschied nach diesen Fragen sich dränge. Aus wissenschaftlichen Fragen seyen kirchliche und damit unvermeidlich zugleich politische geworden, und der Ernst der Verhältnisse mahne jeden Wohlgesinnten daran, sich des Solonischen Gesetzes zu erinnern, und wenn auch nicht Partey zu ergreifen (denn er könne ja hoffen, außer allen Parteyen zu bleiben), so doch seinen Standpunkt zu nehmen, und mit ausdrücklichen unzweydeutigen Worten zu erklären (S. XVI). Schelling hat der in diesen Worten für ihn selbst anerkannten Verpflichtung in einer Reihe von Erklärungen (S. XVI — LIV), besonders über wichtige kirchliche Fragen, zu genügen gesucht. Sie sind nicht der Denkart einer der abgeschlossenen Richtungen oder der gewöhnlichen Vermittler entsprechend, vielmehr Ausdruck eines Alleinestehens, dem man, falls man es nur im Zusammenhang mit den philosophischen Ueberzeugungen Schellings betrachten will, das Prädicat des Charaktervollen nicht vorenthalten wird. Wir müssen uns versagen, ihm in diesen Theil des Vorworts weiter zu folgen. Denn der Versuch einer Würdigung der hier niedergelegten Ansichten und Grundsätze gehört bey ihrem vorwiegend theologischen Interesse nicht zu den Aufgaben der gelehrten Anzeigen. Aber auch zu einer bloßen Mittheilung im Auszuge eignen sich Sätze nicht recht, welche so gedrungen und kühn, so sehr als Ergebnisse eines ganzen Lebens und deßhalb gleichmäßige Anerkennung heischend auftreten.

Der Hinblick auf die Bewegungen der Gegenwart führt Schell. noch einmal auf den vollendeten Freund zurück (S. LIV). Die Bemerkung, daß er vor keiner ihrer großen Aufgaben zurückgetreten sey, und sich mit der edelsten Freymüthigkeit über kirchliche und religiöse, wie über staatliche Verhältnisse erklärt habe, „gibt ihm schließlich Veranlassung zu einer Charakteristik seiner Persönlichkeit, von der er rühmt, daß der Werth derselben immer noch höher angeschlagen werden mußte, als der seiner geistigen Hervorbringungen. Auf eine Beurtheilung der letzteren einzugehen, unterläßt Schell. als bey der Nähe ihres Verhältnisses, und bey der Uebereinstimmung ihrer Bestrebungen nicht wohl schicklich. „Mir stand nur zu, sagt er, ein Zeugniß abzulegen für sein hohes, durchaus reines Wollen.“ Wie sich dieß auch bis in seine letzten Tage hinein ungeschwächt aussprach, das möge noch folgende Stelle des Vorworts vergegenwärtigen: „Wer noch in den letzten Jahren ihn hörte und sah, wie er in freyer, überströmender Rede, mit herzgewinnender Freundlichkeit, noch immer tief ergriffen, von den höchsten Dingen redend, sein Inneres aufschloß, der wird mir darin beystimmen, daß man von ihm sagen konnte: Er ist in seiner Jugend gestorben.“

Von dieser Jugendlichkeit und Frische des Geistes legen denn auch die mitgetheilten Abhandlungen ein erfreuliches Zeugniß ab. Niemand, der das Eigenthümliche der Steffens'schen Schriften kennt, wird den Werth derselben in der Aufspeicherung gelehrten Materials oder in schulgerechter Präcision suchen, mit der ein gelehrtes oder speculatives Wissen verarbeitet worden, auch nicht in einer gleichmäßigen künstlerischen Durchbildung des Gedankens und seines Ausdrucks. Aber das wird sich bald jedem empfänglichen Leser als ihr charakteristischer Vorzug aufdrängen, daß sie ein nicht ermattendes, kühnes, allezeit siegsgewisses Ringen nach dem Ziel und dem Preis eines höchsten Erkennens darstellen, ein Ringen, das jedes verwandte Streben anfeuert und belebt, und die Ahnung einer über die sinnliche hinaus liegenden, höheren Realität, den Glauben an einen höheren Zusammenhang der Dinge in seltenem Grade rege zu erhalten im Stande ist. Ein solches frohes, vertrauensvolles Geistesleben, welches die eigene Gehobenheit auch dem behandelten Gegenstand mittheilt, so daß er über die Oberfläche seines bloß erscheinenden Daseyns gleichsam hinausgerückt und von dem Licht einer ewigen Idee, wo nicht klar und stetig beleuchtet, doch bedeutungsvoll umspielt erscheint, — die Fülle des ahnenden Gemüths und tiefsinniger Anschauung, tritt uns auch in den nachgelassenen Schriften vielfach erquickend und anregend entgegen. Die früheste unter den mitgetheilten Abhandlungen (gelesen in der Berl. Akad. d. W. 1837. S. 2 — 40) gilt „Pascal und der philosophisch geschichtlichen Bedeutung seiner Ansichten.“ Mit Recht bemerkt St., daß diese Bedeutung von den Bearbeitern der Geschichte der Philosophie zu wenig

beachtet worden sey *). Im Gegensatz zu solcher Vernachläßigung ist es St.'s „Absicht darzuthun, daß Pascals Pensées und Provincialbriefe eben so bedeutend für die Geistesentwicklung des siebzehnten Jahrhunderts geworden sind, als die Philosophie des Cartesius" (S. 14). Man wird diese Behauptung in Beziehung auf den Einfluß, den Pascal auf die Entwicklung der damaligen Philosophie übte, allerdings nur dann gelten lassen können, wenn man mit Steff. zwischen „einer Philosophie der Schule" unterscheidet und „einer Philosophie im eminenten Sinne, von deren höher liegenden Aufgaben Pascal tiefer durchdrungen gewesen sey, als Cartesius." Was St. in Pascals Ansichten besonders bedeutend findet, ist, daß er die Liebe als höchstes Princip erkannte, worin auch Steff. in seiner späteren Zeit den Mittelpunkt der Speculation gefunden hatte. Pascal unterscheidet nämlich drey Ordnungen des Daseyns, zunächst die niederste des bloß Körperlichen, dann die viel erhabnere des erkennenden Geistes; „beyden zusammen aber gegenüber gehört die kleinste Regung der Liebe wieder zu einer unendlich erhabneren Ordnung." Blieb Cartesius in einem Dualismus von körperlichem Seyn und denkendem Geiste befangen, so glaubt St. dagegen bey Pascal in dem Princip der Liebe eine Vereinignng des dort getrennten, und damit zugleich die Quelle eines höheren über das Sinnliche erhabenen Erkennens und Anschauens zu erblicken. Nicht unbemerkt läßt er dabey die Aehnlichkeit, welche sich in den Grundanschauungen Pascals und Kants durch die Stellung ergebe, welche sie dem theoretischen Erkennen anweisen, sofern es ein sinnlich bedingtes ist, — ein Zug übrigens, der auch bey andern mehr der religiösen Seite des Erkennens zugewandten Philosophen (wir erinnern z. B. an Jacobi) eine Aehnlichkeit mit Kant begründet. Freylich kam Kant zu seiner Schätzung des theoretischen Erkennens, als eines bedingten, von einer andern Seite, nämlich von dem Interesse her, die Unbedingtheit des sittlichen Handelns dem theoretischen Erkennen gegenüber festzustellen. Die Liebe würde er, sofern sie nicht mit der praktischen Vernunft und ihrem Antriebe zusammenfällt, oder sofern sie sich gar als Princip eines höheren, übersinnlichen unmittelbaren Erkennens geltend machen wollte, auf schwärmerischen Mißbrauch der Vernunft und dialektischen Schein zurückgeführt haben. Eine andere Parallele, die St. zwischen Kant und Pascal zieht, wonach die Liebe, als Vereinigung von Gegensätzen bey letzterem, der synthetischen Einheit des Selbstbewußtseyns bey ersterem entsprechen würde, bedürfte einer wesentlichen Berichtigung, da diese Einheit bey Kant nicht als Princip eines höheren die sinnliche Welt transcendirenden Erkennens auftritt.

Erkennt nun Steff. einerseits der Pascal'schen Ueberzeugung von der Liebe, als letztem Princip alles Seyns und Erkennens, eine hohe Bedeutung zu, so „findet er doch andrerseits dieses Princip bey ihm nicht zur thätigen, denkenden Entwicklung" gediehen (S. 20). Das religiöse Element seines Denkens und seine Richtung auf sinnliche Beobachtung und exacte Naturwissenschaft, das tiefere spekulative Erkennen und ein mehr nur reflectirendes, wollten sich bey ihm nicht zum Ganzen runden. Sie riefen einen Widerspruch in ihm hervor, durch den er nicht nur auf Seiten seines wissenschaftlichen Strebens gehemmt, sondern auch in seinem Gemüthe, je länger, je mehr, beunruhigt und geängstigt wurde. Auf geistvolle Bemerkungen über den Zusammenhang dieses Widerspruchs mit dem Fragmentarischen in Pascals Pensées und seinem Denken überhaupt, so wie über manche andere Seite seines schriftstellerischen Charakters und seiner Wirksamkeit wollen wir hier nur im Allgemeinen aufmerksam machen.

Eine zweyte Abhandlung betrifft „das Leben des Jordanus Brunus" (gelesen am Stiftungstage der Akad., am Leibnitztage 1841 S. 43 — 76) — eine lebendig geschriebene biographische Skizze, welche besonders die Absicht verfolgt, Bruno von dem Vorwurf zu befreyen, den man ihm zu machen sich gewöhnt habe, daß er ein „abenteuerlicher unsteter Geist gewesen;" während er nach St.'s Ansicht „sein ganzes Leben hindurch einem klar erkannten

*) Wenn St. im Jahre 1837 klagen mußte, daß es noch immer auch sogar an einer guten Uebersetzung der Pascal'schen Schriften fehle, so ist diesem Bedürfniß jetzt durch die von Blech bearbeitete (Berlin 1840. 41. 2 Bände eingeführt von A. Neander) abgeholfen.

und fest beschlossenen Ziele entgegenging.“ Nachdem er nämlich, — das ist die Auffassung des Vf., — als unmöglich erkannt hatte, in Italien theils Theilnahme für seine Lehre zu erwecken, theils seine Schriften dort herauszugeben, wendete er sich (wie Steff., einzelnen Spuren folgend, vermuthet, wohl schon über fünfzig Jahre alt, mithin als ein schon völlig eigenthümlich ausgebildeter Philosoph) nach Genf. Aber hier nicht minder, wie an allen andern Aufenthaltsorten (Paris, London, Wittenberg, Braunschweig, Helmstädt, Frankfurt a. M.) konnte er nur mit Mühe den einen Zweck erreichen, um dessentwillen er Italien verlassen hatte, indem er unter vielen Hindernissen nach und nach seine Werke zum Druck beförderte. Die andere Absicht, durch seine Lehre zu wirken, erreichte er gar nicht, wenn auch seine Persönlichkeit überall Theilnahme fand. Bey der Annahme eines von Bruno mit Beharrlichkeit durchgeführten Lebensplanes scheint dann freylich seine Rückkehr aus Deutschland in das für ihn so gefährliche Italien gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts etwas schwer Begreifliches. Steff. motivirt sie so: „Bruno schien sich und sein Leben nach zehnjährigem vergeblichen Bemühen aufgegeben zu haben. In Schriften wollte er sein Daseyn aufgehen lassen und es dann opfern“ (S. 71). „Offenbar war ihm sein Leben gleichgiltig geworden, er gab sein äußeres Daseyn auf, weil er für das innere keine Stätte fand.“ Noch unbekannte Quellen hat Steff. bey dieser Arbeit nicht benutzt, dagegen Einiges berücksichtigt, was den früheren Biographen des räthselhaften Philosophen entweder entgangen war, oder, seitdem sie geschrieben, erst bekannt geworden ist.

Sichtbar sind die nächsten beyden in der Akademie gehaltenen Vorlesungen (S. 79—156 „über die Einwirkung des Christenthums auf die nordische Mythologie,“ gelesen 1842) der Liebe des Vf. zu seinem nordischen Valerlande entsprungen, mit dessen Sage und Geschichte er sich auch durch Quellenstudien bekannt zu machen gesucht hat.

(Schluß folgt).

Voyage dans l'Afrique occidentale.

(Schluß.)

Von hier an konnte man in jedem der Orte, durch welche der Weg führte, an der gastfreundlichen, zutraulichen Weise, in welcher die Neger den Weißen entgegen kamen, die Nähe der englischen Niederlassungen und den wohlthätigen Einfluß derselben auf das Volk des Landes bemerken. Eine solche Zuvorkommenheit that den Reisenden so wie ihren Thieren um so mehr Noth, da man selbst dem Wasser, das hin und wieder aus der Regenzeit in Teichen sich angesammelt hat, eine todtschädliche Wirkung auf Menschen und Thiere zuschreibt, davon nach der Meinung der Landesbewohner die Ursache in dem Vorhandenseyn der kaum sichtbaren kleinen Brut von Kröten liegen soll. Ueberhaupt darf man die Warnung der Eingebornen vor dem Genuß mancher stehenden Wasser und Brunnen nicht zu gering achten; selbst das klar scheinende Wasser, das sich beym Eintritt des Tropenregens sammelt, soll nach seinem Genuß zur Erzeugung des Medinawurms bedeutend mitwirken. Am 7. Februar kamen die Reisenden an die grünenden Ufer des Gambia, fanden an der englischen Niederlassung von Fattadenta eine englische Brigg, in welcher sie, ausruhend von den Beschwerden der Landreise und in vortrefflicher Pflege die Fahrt hinabwärts den Gambia nach St. Marie und von hier zur See nach St. Louis machten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Nachgelassene Schriften von Heinr. Steffens.

(Schluß.)

„Wenn auch nicht entschiedene Resultate, so doch einige Gesichtspunkte hofft er hier zu geben, die weiter verfolgt und geprüft von einigem Nutzen seyn könnten.“ — In der ersten Vorlesung sucht Steff. die Punkte zu bezeichnen, an denen eine Berührung des Christenthums und der nordischen Mythologie theils erweislich statt gefunden hat, theils möglicher Weise statt finden konnte. Als der westlichste ist die Nordküste von Irland und Schottland sammt den Inseln zwischen beyden und nördlich von Schottland zu betrachten. Die Verbindung dieser Länder mit Norwegen seit dem neunten Jahrhundert ist geschichtlich verbürgt, und sind die Pikten, wie der Verf. vermuthet und wahrscheinlich zu machen sucht, eines Stammes mit den Ureinwohnern Norwegens gewesen, so ergäbe sich von hier aus ein noch früherer Einfluß des Christenthums sowohl, als auch des Druidenthums, auf die scandinavische Sage als möglich. Der östlichste Punkt dieser Berührungslinie würde dann in Konstantinopel zu suchen seyn, wo der Dienst der Wäringer in der Kaiserstadt das Mittelglied seyn konnte. Der wirksamste Einfluß des Christenthums aber wird von dem Verf. zwischen diesen beyden Endpunkten gesucht, und als dessen Träger werden die mit dem Christenthum früher schon bekannt gewordenen germanischen Stämme bezeichnet. Ein langes Schwanken zwischen Christenthum und Heidenthum, welches in Holstein und Dänemark dreyhundert Jahre fortdauerte, „wie hätte es, fragt der Verf., nur in einer Richtung productiv seyn sollen, in der andern nicht?“ — Um diesen Einfluß des Christenthums, welcher nach St.'s Auffassung in einer Anregung für die nordische Mythologie bestand, sich von ihrer eigenen Grundlage aus selbstthätig zur schließlichen Entwicklung zu bringen, in ein helleres Licht zu setzen, wird der Verf. auf das Bedürfniß getrieben, eine organische Entwicklung des nordischen Mythus in bestimmten Perioden anzunehmen; und so wenig er sich die Schwierigkeit verhehlt, das allmählige Werden desselben und die Epochen dieses Werdens nachzuweisen, so wagt er doch in der zweyten Vorlesung einen Versuch solchen Nachweises.

In die erste Periode setzt er danach die „rohe ja widerwärtige Kosmogenie der Nordländer,“ ausgedrückt in dem rohen Gegensatz zwischen Muspelheim und Niffelheim, — in den barbarischen Anschauungen vom Urwesen Ymir, von der Entstehung der Hrymtursen aus Ymirs Gliedern, der Kuh Audumbla ü. s. w. Er meint, daß diese Kosmogenie einem früheren mehr gesunkenen Volke angehört habe, wie auch die Aehnlichkeit dieser Vorstellungen mit denen finnischer und wendischer Stämme andeute. Ref. hält die kosmogenischen Anschauungen der nordischen Mythologie im Vergleich zu denen andrer hochbegabter Völker des Alterthums nicht für so roh, daß man sie deßhalb nicht auf germanische Stämme zurückführen dürfte. Wie viel „Widerwärtiges“ bietet nicht die Kosmogenie der Inder, Perser und andrer Völker, ohne daß wir daran zweifeln könnten, in ihr uralte Reste ursprünglicher Sagen derselben zu besitzen? —

In der zweyten Periode läßt Steff. jene rohen Elemente durch die mit den gothischen Stämmen

eingewanderte Asa-Religion, wenn auch nicht überwältigt, doch zurückgedrängt und veredelt werden. Es treten in Alfadur, in den Nornen, in der Esche Yggdrasill, besonders aber in Balder und seinem Schicksal, die Gestalten einer reineren Religion auf. — Die dritte Periode beginnt da, wo die reine Mythe der Geschichte zu weichen beginnt, und verliert sich in der Zeit des allmählig zur Herrschaft kommenden Christenthums. Der Verf. findet das Eigenthümliche dieser Epoche darin, daß im Verlauf derselben das nordische Heldenthum in der Meeresherrschaft der Vikinger zuerst sich zur vollen Blüthe erhebt, dann aber zu sinken beginnt, worauf sich die Sage aus einem verwildernden Leben in die Dichtung rettet. Als Pflegerin der letzteren ward in dieser Periode die Insel Island besonders wichtig, der sich „das ganze kämpfend bewegte heidnisch christliche Europa als eine reiche Süden und Norden umfassende Sage zudrängte.“ „Hier ward die Sage reif zu ihrem Untergange.“ Hier besonders entwickelte sich unter dem Einfluß des Christenthums in der Dichtung selbst die Gewißheit des Untergangs der bisherigen Götterwelt und des Anbruchs einer darauf folgenden herrlicheren Zeit, und sprach sich in bedeutungsvoller Weissagung aus. — Daß aber jene Blüthe des Heldenthums welkte, überhaupt die nordische Mythologie sich als eine vergängliche Gestalt erwies, davon findet Steff. den tiefsten Grund in einem unversöhnten Gegensatz, der in der Asa-Religion lag, und mehr und mehr zerstörend hervortrat. Ihn sieht Steff. schon angedeutet in der doppelten Macht des Erkennens, welche Odin einmal, als eine frey persönliche, durch sein eigenes schauendes Auge hat, die ihm aber andrerseits aus der Tiefe kommt, nämlich von dem unter der Esche Yggdrasill verborgenen Haupte Mimir's. Ferner findet er diesen Gegensatz symbolisirt in dem Verhältniß von Yggdrasill und Valhall (indem jene eine Götterwohnung darstellt, die den bedenklichen Kampf mit den Mächten der Natur zu bestehen hat, diese eine Götterwohnung, in der der Kampf selbst ein heiteres Spiel ist, der Tod nur ein Vergnügungsproceß, ein Pulsschlag höheren Lebens) — auch in dem Verhältniß der Vanen und Asen (auf dessen Feststellung die neuere gelehrte Forschung fast Verzicht geleistet hat), indem jene nach St.'s freylich nicht weiter begründeter Vermuthung mehr die Hingebung, diese dagegen die Macht darstellen sollen, welche auf sich selbst vertraut. — Einen Reflex dieses Gegensatzes findet endlich Steff. auch in der Eigenthümlichkeit des Nordländers und seiner Sitte, vermöge deren er einerseits unbedingte Anerkennung seiner Persönlichkeit fordert, andrerseits aber in unbedingter Hingabe seine Beseligung findet. — Gerade in der letzten Epoche nun mochte sich nach des Vf. Ansicht dieser unversöhnte Gegensatz am schneidendsten geltend gemacht haben, mochten Yggdrasill und Valhall in feindliche Stellung zu einander gerathen seyn, mochte das Unabhängigkeitsgefühl des freyen Vikinger zu prometheischem Trotz sich gesteigert haben, welcher auch die Götter nicht achtete, mochte Raubsucht und Golddurst um sich gegriffen und die davon befleckten Helden Valhall selbst verpestet haben. Da nun läßt sich die weissagende Völva in einer Weissagung, die am Ende der Völuspa steht, und mit deren Erklärung Steff. seine beyden Vorlesungen eingeleitet hat, zum letztenmal hören. Sie weissagt den Untergang der Götter, von dem schon im Mythus vom Raub der Aepfel Idunas und Balders Schicksal eine Ahnung vorhanden war, und das Hervorgehen eines neuen heiligeren Lebens. „Das Geheimniß der unsterblichen sittlichen Freyheit (d. h. nach St.'s Ansicht jedenfalls der mit der hingebenden Liebe versöhnten Freyheit), die Wiederkehr Balders wird ausgesprochen. Balder umarmt seinen Bruder und unfreywilligen Mörder Haudur“ (jener der Repräsentant des frey persönlichen Wesens, dieser der Repräsentant jener blinden Macht, welche das persönlich Freye hemmt und vernichtet). „Dieß ist das Geheimniß, welches das Hyndlu Lied andeutet, wenn es sagt: „„Wenige vermögen es, weiter zu reichen, als bis auf Odin, den, der über ihm steht, wage ich nicht zu nennen,““ welches nach der Hervarar Sage Odin dem sterbenden Balder ins Ohr flüstert.“ (Vgl. über beyde Stellen Grimms deutsche Mythologie, Ausg. 2 S. 784 f.)

Wir hoffen, Steff. recht verstanden zu haben, wenn wir jetzt seine Anschauungen von dem Verhältniß des Christenthums zur nordischen Mythologie in folgenden Sätzen zusammenfassen. Der Grundinhalt aller Religion: die Liebe, welche die Gegen-

sätze der persönlichen Freyheit und der Hingebung, der Spontaneität und Receptivität in sich vereinigt enthält, offenbart sich zwar am vollendetsten im Christenthum, schlummert aber als Ahnung auch in der nordischen Mythologie. Da aber diese Ahnung in der Sphäre des Heidenthums ihre Erfüllung nicht finden kann, so spricht sie sich als Ahnung des Untergangs der die Gegenwart beherrschenden Götterwelt aus und des Anbruchs einer neuen Zeit. Dieß Vorgefühl entwickelte sich mehr und mehr zu weissagender Gewißheit, als einerseits das nordische Heidenthum in Folge ungezügelten Freyheitsstrebens (also in Folge des einseitigen Hervortretens der einen Hälfte jenes Gegensatzes) seinem Verfall entgegenging, und als andrerseits das Christenthum gegen das sinkende Heidenthum immer mächtiger herandrang. Da geschah es, nicht etwa, daß christliche Elemente äußerlich in die nordische Sage übertragen und von ihr nur umgebildet wurden, sondern daß die nordische Mythologie dadurch zu einer „Bewegung und Entwicklung in sich selbst" angeregt wurde, aus welcher am Ende auf ihrem eigenen Boden jene prophetischen Anschauungen, jener Schwanengesang, in welchem sie ihr Daseyn verhauchte, hervorquollen. —

Zu bedauern ist, daß die zweyte Vorlesung gegen das Ende, gerade da, wo das Thema seine eigentliche Entwicklung verlangte, einen immer mehr nur fragmentarischen und sibyllinischen Charakter annimmt, so daß man für viele durch diese Ansicht aufgeregten Fragen umsonst nach Antwort sucht.

Die Vertreter der rein geschichtlichen Forschung auf dem Gebiet der nordischen und germanischen Mythologie werden kaum abgeneigt seyn, das Anregende mancher der hier von Steff. niedergelegten Ideen anzuerkennen. Mancherley aber auch wird vom gegenwärtigen Standpunkt dieser Forschungen aus gegen Steff. eingewendet werden. Man wird es tadeln, daß Steff. so ausschließend eine ethische und speculative Mythendeutung angewandt hat, mit Beyseitsetzung der zu Grunde liegenden Anschauungen alter Naturreligion. Was das Verhältniß des Christenthums zum nordischen Mythus anlangt, so wird man sich nicht damit einverstanden erklären, daß als jenes Einfluß gewann, dieser „zum Untergang reif" war. Auch wird die neuere geschichtliche Forschung darauf dringen, daß wenn auch ein Uebergehen einzelner christlicher Vorstellungen in den Glauben der nordischen Völker vor ihrer Bekehrung anzunehmen ist (besonders das Uebergehen einiger Züge der christlichen Lehre vom Ende der Welt in den entsprechenden Glauben des nordischen Heidenthumes), doch hieraus nicht auf einen tieferen und ausgedehnteren Einfluß des Christenthums auf den nordischen Glauben vor der Bekehrung der heidnischen Völkerschaften geschlossen werden darf. Erst nach ihrer Bekehrung fand eine allgemeine Vermischung heidnischer und christlicher Religionselemente statt. Von da an aber konnte nicht mehr von einem Einfluß des Christenthums auf eine innere organische Entwicklung des nordischen Mythus von seinen Grundlagen aus, wie ihn Steff. statuiren will, die Rede seyn. (Vergl. Grimms deutsche Myth. I. Ausg. S. XVII. II. Ausg. S. XXX ff. u. 775 f.) Vor Allem scheint dem Ref. gegen St.'s Ansicht vom Einfluß des Christenthums auf den nordischen Glauben Folgendes geltend gemacht werden zu müssen. Fest steht für die neuere geschichtliche Forschung, womit Steff. übereinstimmt, daß die Sagen von der Götterdämmerung und der darauf folgenden neuen Zeit ursprüngliches Erzeugniß der nordischen Mythologie sey. Hätte man nun mit Steff. anzunehmen, daß dieß Erzeugniß unter dem Einfluß des Christenthums erst zur Reife gekommen wäre: so fände eine doppelte Möglichkeit statt. Entweder rief die Berührung mit dem Christenthum die in jenen Sagen sich aussprechende Ahnung hervor, daß das Christenthum als höhere Religion an die Stelle des heidnischen Glaubens zu treten bestimmt sey. Dann aber bleibt schwer begreiflich, warum nicht jene Ahnung und Weissagung ihre Erfüllung im Christenthum ausdrücklich anerkannte und auf rein mythologischem Grund und Boden stehen blieb. Oder jene schon dunkel vorhandene Ahnung und Sage wurde vom Heidenthum im Gegensatz gegen das andrängende Christenthum mehr und mehr gepflegt, um bey der düstern Vorempfindung seiner Niederlage sich doch an der Aussicht zu stärken, daß es sich aus sich selbst verjüngen werde. Allein abgesehen davon, daß, so

viel dem Ref. bekannt, keine historische Spur darauf leitet, wäre diese Ansicht auch ganz gegen die erste Annahme, wonach in jener Ahnung das Christenthum selbst präformirt gewesen seyn soll. Ref. kann deßhalb für das Richtige nur erkennen, daß jene Ahnungen und Sagen sich der Hauptsache nach durchaus unabhängig von den historischen Einflüssen des Christenthums gebildet haben. Es ist damit nicht geläugnet, daß das Gefühl des nordischen Heidenthums von seiner Vergänglichkeit und seine unbestimmte Ahnung einer bessern Zukunft unbewußt, als eine natürliche Weissagung, dem Christenthum als eine Art Vorbereitung dienen konnte. Aber das begründet noch keinen historischen Zusammenhang desselben mit dem nordischen Glauben, sondern nur einen ideellen; eben so wie die Anschauungen der griechischen Mysterien von der Vergänglichkeit alles Endlichen und von einem über dieselbe erhabenen unzerstörbaren Leben nicht auf einen historischen, sondern nur ideellen Zusammenhang mit dem Christenthum hinweisen.

Zwey Arbeiten aus St.'s Todesjahr (1845) beschließen die kleine Sammlung. Die erste ist „ein Gutachten über das System des öffentlichen Unterrichts mit besonderer Beziehung auf die Akademie zu Soroe, erstatttet an S. M. den König von Dänemark, ursprünglich in dänischer Sprache geschrieben." Obschon hier Steff. die Nothwendigkeit der gelehrten Bildung für alle Beamte des Staats anerkennt, „ohne welche all das Unglück hereinzubrechen droht, das eine Entwicklung trifft, die sich bloß von der Gegenwart nährt:" so hält er doch auch den Anspruch des Realismus unsrer Tage auf eigene, ihn vertretende Bildungsinstitute für gegründet, und meint, dieselben sollten in einer praktischen Hochschule oder Universität gipfeln. Wer die Idee einer solchen, mit dem Ref., für unausführbar hält, weil nur das Institut den Charakter der Universalität an sich tragen kann, welches die gesammte menschliche Anlage zu bilden bestimmt ist, nicht auch ein solches, welches zuletzt doch nur Bildung und Veredlung der ins Unendliche sich verzweigenden Kunstfertigkeiten zur Aufgabe haben könnte; wird sich dafür gerne mit dem Ref. an einer Reihe treffender gelegenheitlicher Aeußerungen über Unterrichts- und Erziehungswesen im Allgemeinen, welche der Aufsatz bietet, entschädigen.

Auf einem dem Verf. viel näher liegenden Gebiete treffen wir ihn in seiner letzten Abhandlung: „über die wissenschaftliche Behandlung der Psychologie" (vorgel. in der Ak.). Man ersieht aus derselben, daß er noch in seinem Todesjahre an eine neue Gestaltung dieser philosophischen Disciplin dachte. Leider ist die Abhandlung zu sehr nur Skizze geblieben, als daß sich darauf eine nähere Betrachtung seines Planes gründen ließe. Der Grundgedanke ist, daß die Psychologie, wenn sie an der genetischen Methode die naturnothwendige Seite des Seelenlebens erschöpfend behandelt habe, zuletzt mit Nothwendigkeit auf die andere Seite der Betrachtung hinübergetrieben werde, wonach als tiefster Grund alles erscheinenden Seelenlebens das persönlich freye Wesen der Seele erkannt werde. „Wie der mechanische Physiker für alle Gesetzmäßigkeit die Schwere, die nie erfahrungsmäßig ihrem Wesen nach erkannt werden kann, fordern muß, wie der Physiolog für alle Lebensprocesse ein nicht zu erkennendes Lebensprincip, — so wird der Psycholog, um die Gesetzmäßigkeit der Seelenäußerungen zu erkennen, hingedrängt zu dem Geiste, in welchem die Gesetzlichkeit des Denkens freye That, zugleich aber die freye That Schöpfung in ihrer ganzen innern Gesetzlichkeit ist."

Wir scheiden von dieser Schrift mit dem doppelten Gefühle dessen, der Nachlese hält, — dem der Befriedigung, denn eine reichliche Erndte ist schon heimgebracht, was wir noch finden, durften wir nicht erwarten, — mit einem schmerzlichen, denn es ist die letzte Frucht eines üppig stehenden Feldes, die wir lesen.

H.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen, dargestellt an den Reichsgesetzen K. Friedrich II. Von Franz Löher, Oberlandesgerichts-Referendar. Halle. Eduard Anton. 1846. 118 S. 8.

Erster Artikel.

Die Frage, ob die Hohenstaufen die Städte begünstigt haben oder nicht, ob insbesondere K. Friedrich II. ein Freund der Städte gewesen, ist für die Stellung der Kaiser dieses Hauses zum Reiche, wie zu denjenigen, mit welchen sie in Kampf und Hader geriethen, von so großer Wichtigkeit, und die kleine, aber inhaltreiche Schrift behandelt diesen Gegenstand mit solcher Gründlichkeit, giebt besonders über die Reichsgesetze K. Friedrichs II. und deren Bedeutung für das Reich und die Fortbildung der Reichsstände solche interessante Aufschlüsse, daß wir es den Studien des Verfassers wie der Sache selbst für angemessen erachten, sie mit wohl verdienter Ausführlichkeit zu besprechen. Ihr Plan ist folgender. Zuerst wird das Wesen der Reichsgesetze Kaiser Friedrichs II. im Allgemeinen erörtert, die Natur und Bedeutung dieser Gesetze, der politische Charakter des hohenstauf'schen Zeitalters besprochen, dann insbesondere die drey bedeutendsten Reichsgrundgesetze (1220, 1232, 1235), das Gesetz für die geistlichen Fürsten, das Gesetz für alle Fürsten, das Landfriedensgesetz v. J. 1235 hervorgehoben und von diesen wieder auf die goldene Bulle (Urk. d. J. 1232) die Aufmerksamkeit mit Vorzug gelenkt. Eben dieses führt nun zur Erörterung der damaligen Lage der fünf „Hauptmächte" (?) im Reiche, der Landesherren, der Städte, der Ritterfreyen, der Bauern, endlich des Kaisers. Es wird gezeigt, wie die Erhebung des Königthums und seiner Beamten, so wie die damit Hand in Hand gehende Ausbreitung des Lehenwesens diejenigen Gewalten, welche früher nur im Volke und in seinen Gemeinden ruhten, nämlich die Heeres- und Gerichtsgewalt allmählig in die Hände einiger Mächtigen zusammenbrachte; wie das allgemeine Streben, selbst unabhängig und zugleich durch Unterwerfung andrer möglichst machtvoll zu werden, eine allgemeine Niederdrückung des Bauernstandes herbeyführte. „Gerade dieses, die Leibeigenschaft des Landvolkes und der Verlust der Reichseinheit haben aber von allen Ursachen, welche das deutsche Volk von seiner weltgebietenden Höhe herabstürzten, am meisten unheilvoll gewirkt." (S. 6.) In dem dritten Paragraphe erörtert der Verfasser die Bestandtheile der fürstlichen Macht. Zuerst, für die geistlichen Fürsten die Kirchengüter, für die weltlichen die Familiengüter, die ersten bey der Verleihung von der öffentlichen Grafengewalt befreyt, die andern ohnehin, beyde vermehrt durch die Erwerbung oder Ausbreitung von Kameralrechten. Dann kömmt als zweyter Bestandtheil, wie bekannt, das Grafenamt über ein oder mehrere Bezirke hinzu; das Amt wird für die Kirchen ewiges Eigenthum, für die weltlichen Dynasten erblich. Der dritte Bestandtheil ist die Ausdehnung der Hausmacht durch Verstärkung der Dienst- und Lehensmannen. „Solches Erstarken der Dynasten mußte endlich auch die letzte Amtsgewalt, welche über sie geübt wurde, die der Herzoge zersprengen, und das

mußte sich unter den Hohenstaufen um so eher vollenden, als die herzogliche Gewalt von Anfang an zu locker angelegt war, als daß sie den Andrang der kleinen Machtgebieter, welche gerade in der Begränzung einen zu sicheren Boden unter den Fürsten hatten, hätte aushalten können. S. 8. Ihr beharrliches Streben war nun darauf gerichtet: einerseits nach außen hin den Umfang und das Ansehen ihrer Gebiete zu vermehren, andererseits im Innern derselben ihre Herrschaft über ihre Einsassen in Unterthänigkeit derselben zu verwandeln. Auf diesem Wege aber hatte die Landesherrschaft erst einen gefährlichen und durch Jahrhunderte hartnäckig fortgesetzten Kampf zu bestehen mit der Freyheit der Städte." S. 9. Der Bildung der Landesherrschaften gegenüber bespricht darauf der vierte Abschnitt die Genossenschaften — als natürliche Gegenbewegung, die insbesondere in der Zeit der Hohenstaufen immer stärker statt fand. „Gleichwie vorher ein Gefühl, daß Einheit höchst Noth sey; den Einzelnen mit Aufgebung seiner Unabhängigkeit einem Mächtigeren unterordnete, bis zuletzt der Lehensstaat die gewaltige Gestaltung solchen Einheitstriebes war: so erwachte nun, als der Lehensstaat erstarrte und in einzelnen Territorialherrschaften auseinanderfiel, ein Drang nach selbständiger Freyheit, der die unleidlich gewordenen Fesseln, in welche jene Noth der Einheit das Leben geschlagen, zu zersprengen drohte. Die Genossenschaften wollten aus ihrer Mitte heraus Selbstregierung, Gemeingut, Gemeinehre; die Fürstenherrschaft aber wollte aus eigener Gewalt gebieten, sie wollte nur Lehens- und Gnadengut und Ehre des Dienstes oder der Gunst." S. 10. Hier wäre es aber wohl am Orte gewesen, ausführlich zu erwähnen, wie in diesem Momente die Kirche mit ihrer hierarchischen Verfassung voll Genossenschaften, voll Innungen, voll kleiner Republiken (die Klöster und Orden) bereits ein vollendetes Ganzes, vermittelnd eintrat, und den Weg wies, auf welchem durch Associationen ersetzt werden könnte, was früher die Unterordnung an Einheit, wenn auch nicht an Freyheit, gewährt hatte. Die Rolle, welche der Verf. der Kirche hiebey anwies, möchte zu untergeordnet seyn. Doch hören wir ihn selbst. „Der Corporationsgeist, fährt er fort, tritt nun lebendig hervor, unter den ritterlichen Dienst- und Lehensmannen, unter den hörigen Leuten, in den Landgemeinden, in den Verbrüderungen der Männer der Kirche, der Kunst und der Wissenschaft, am entschiedensten und mächtigsten in den Städten. Von da aus griff der Corporationsgeist in die übrigen Stände des Reiches kräftig hinein, ihr genossenschaftliches Leben immer weiter treibend und umformend, bis das deutsche Reich selbst zu einer großen Innung umgeschaffen war, welche unzählige kleinere Innungen in verschiedener Gestaltung und Unterordnung in sich schloß." S. 10. Hierauf folgt im fünften Paragraphen die Auseinandersetzung der Entwicklungsstufen der Städtebildung, von denen nach dem Verfasser 4 zu Tage treten.

1. Anfänge der Städte in einer Gemeinde von freyen Hofbesitzern, die den Richter im eigenen Umfange findet und über die kein Graf von außen her Recht hat.
2. Die zunehmende Ordnung, Sicherheit und Wohlhabenheit lockt freye Hofbesitzer und besitzlose Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben, in die Städte.
3. Die Bürgerschaft wehrt die Gewalt des bisherigen Schutz- und Gerichtsherrn ab und, während auf dem Lande die herrschaftlichen Leute mehr und mehr die Freyen in sich aufnehmen und der Gerichts- und Schutzherr sich immer fester setzt, werden umgekehrt in den Städten die hörigen Leute des Gerichtsherrn aus dem herrschaftlichen Verbande in den städtischen hineingezogen und die ritterlichen Dienstleute genöthigt, sich mit der Bürgerschaft zu verschmelzen oder sich auf das Land zu ziehen; der alte Gerichts- und Schutzherr wird aus der Stadt hinausgedrängt.
4. Die von den Bürgern selbst gewählten Beamten bringen allmählig die höhere Gerichtsbarkeit und das Heerwesen an sich, stürzen dadurch die Erblichkeit der Reichsgewalt in ihren Bezirken und vernichten wieder hiedurch die Begründung der Landeshoheit. Diejenigen Städte, welche auf Reichspfalzen entstanden, nur den Kaiser oder das Reich zu ihrem Vogte hatten, treten, als das übrige Land herrschaftlich wird, als Reichsstädte hervor. „Die übrigen Städte

stellen sich zum Landesherrn ungefähr so wie die ersten Reichsstädte zum Kaiser standen, doch in der Art, daß auch für sie die Selbständigkeit der Gemeinde in Gericht und Regierung in den Hauptsachen erhalten wird."

So weit, wenn wir dem Ideengange des Verfassers recht folgten, die Auseinandersetzung. Dann fügt er, übergehend zu dem Kampfe des Bürgerthums mit der Landesherrschaft, folgende Betrachtung bey: S. 15.

„So stehen denn bereits unter den letzten Hohenstaufen die größeren Stadtgemeinden durch ganz Deutschland hin den Landesherren und deren Anhang entgegen. Sie alle hängen zusammen und stehen einander wider die Fürsten bey. Denn die innere Gleichartigkeit, die Entstehung der einen Stadt durch die Rechte und durch die Bürger einer andern, der Handelsverkehr, gleiche Vortheile und Hemmnisse, das alles, verstärkt durch den natürlichen Einigungs- und Ausdehnungstrieb, der in dem genossenschaftlichen Wesen liegt, verbindet die Städte auf natürliche Weise mit einander. Je nach Zeit und Umständen ist der Bund lose oder fest, auf eine Mutterstadt mit ihren Sprößlingen, oder auf die Städte eines Stammes oder auf alle deutschen Städte ausgedehnt. Namentlich ziehen sich diese Bünde wie eine Kette von Bollwerken der Freyheit aus dem Herzen Deutschlands, dem alten Franken heraus, den Rhein hinab, verbreiten sich dort westlich und östlich von der äußersten Nordsee bis zu den entlegensten Küsten der Ostsee durch alle Länder sächsischer Zunge, gehen dann wieder den Rhein hinauf, wurzeln fest in den Vorlanden der Alpen und befestigen endlich das Donaugebiet hinunter bis in die Länder der Slaven — überall deutsches Leben nährend und pflanzend, den Norden deutscher Bildung unterwerfend, den Süden zu Schätzen zinsbar machend, die Fragen der Zeit in Religion und Kunst, in Politik und Industrie verhandelnd."

Man sieht, der Verf. faßt mehr die Resultate der einzelnen Entwicklungen zusammen, als daß er diese selbst in ihren verschiedenen Entwicklungsstufen unter diesem oder jenem Kaisergeschlechte verfolgt. Da er dem Vorworte zufolge ein größeres Werk über die Geschichte der staatsbürgerlichen Freyheit der Deutschen zu veröffentlichen gedenkt, genügte es ihm, hier die Grundlagen des Kampfes zwischen der Fürstengewalt und der freyen Genossenschaft, innerhalb des hohenstaufischen Zeitalters und auf dem Grunde der Gesetzesurkunden aufzustellen. Das Zeitalter der Hohenstaufen war es ja, „in welchem sich die Staats- und Rechtszustände für die Folgezeit fixirten. Die Regierungsjahre der Hohenstaufen schließen gerade die Spitze des Mittelalters ein; die germanischen Rechts- und Reichsinstitutionen hatten ihre Höhe erreicht und begannen deßhalb auf eben dieser Höhe sich wieder zu zersetzen. Was in den langen Jahrhunderten vorher sich unter dem Reichsschutze in der Stille herangebildet hatte, das trat jetzt stark und lebensvoll hervor, um öffentliche Anerkennung zu empfangen und die Herrschaft für die folgenden Jahrhunderte zu übernehmen."

Folgen wir eben deßhalb der weiteren Entwickelung des Verfassers, welche zwar dem Leser weit hergeholt scheinen mag; da aber in den Reichsgesetzen K. Friedrichs II. auf die innersten Zustände, das eigentliche Wachsthum der Reichsstände stete Beziehung statt findet, war es ganz in der Ordnung, ihr genetisches Verhältniß zu einander in möglichster Ausführlichkeit darzustellen. Von den Städten geht der Verf. auf diejenigen Reichssassen über, welche zwischen diesen und den Landesherren in der Mitte stehen und welche er der Ordnung der Rechtsbücher gemäß nach drey Klassen unterscheidet: 1) die Schöffenbarfreyen, deren Anzahl in den verschiedenen Reichslanden bedeutender oder geringer waren, je nachdem die alte Freyheit oder die Pflegh aftigkeit und Hörigkeit, oder wie in den slavischen Ländern, die Leibeigenschaft vorherrschte. Daß sie zur Zeit der Hohenstaufen noch einen sehr starken Stamm der Grundbesitzer ausmachten, zeigen die Rechtsbücher, welche für sie vorzugsweise geschrieben sind. Unter ihnen erhob sich dann der Ritterstand bekanntlich als eine besonders hervorleuchtende Klasse. 2) Die Pfleghaften (nach den Rechtsbüchern das Landvolk). 3) Die Eigenleute (Unfreyen), die zur Zeit der Hohenstaufen noch lange kein Zehntheil des Volkes in sich faßten. „Die Rechtsbücher be-

trachten jedoch die Leibeigenschaft als ein Unrecht, und finden weder in der Vernunft noch in der Geschichte einen genügenden Rechtsgrund dafür.“ Der Verf. hebt nun hervor, welch große Veränderung in der zweyten Hälfte des Mittelalters mit der Verfassung der Landbewohner vor sich ging. „Die ächtfreyen Hofbesitzer sanken, je mehr die Mächtigen unter ihnen sich als ein besonders ausgezeichneter Adelstand hervorhoben, aus der energischen Freyheit der Schöffenbaren in die Klasse der gebundenen Freyen oder der Pfleghaften, die Pfleghaften in die der unfreyen Bauern herunter. Ueberall führte die Unterwerfung unter eine Amts- und Schutzgewalt zur persönlichen Unfreyheit, und das war natürlich, setzt S. 22 der Verf. hinzu, weil zu jener Zeit die Idee des öffentlichen Rechtes und Staates und damit eines Unterthanenverhältnisses, wie es die neuere Zeit kennt, nicht aufkam; sondern es herrschte sofort das Privatrecht und die handhafte Persönlichkeit, sobald irgendwie das Reichssassen-Recht aufgegeben oder verflüchtigt ward. Denn das deutsche Reich hatte von vorn herein zu grandiose und massenhafte Verhältnisse, es war zu sehr obenhin angelegt, als daß das, was sich in den unteren Kreisen des Volkes neu gestaltete, dem Reichsrechte hätte huldigen und einen staatsrechtlichen Charakter hätte annehmen können. Es trat im Gegentheile, sobald die Gebietsherrschaft sich entwickelte, der reichsrechtliche Charakter dahin überall zurück und das Privatrecht schätzte, verkaufte, verpfändete Landgerichte, Pflegen und Aemter und alle sonstigen Schutz- und Herrschaftsrechte nach ihrem Ertrage an Zinsen und sonstigen Leistungen der Einwohner, gleichwie Zehnten, Bergwerke, Aecker und Waldungen. Seine Landschaften suchte man zu vermehren, um seine Einkünfte zu bessern.“ An der Unterdrückung der gemeinen Freyen nahm aber der Ritterstand den thätigsten Antheil und zog selbst den meisten Vortheil davon; denn gerade die größten Grundeigenthümer hatten die niedern Gerichts- und Schutzrechte. Andererseits was für die Gemeinfreyen die Gerichts- und Schutzherrschaft, das wurde für die Ritterfreyen die Lehens- und Dienstabhängigkeit. Doch ist auf dieser Seite ein weit lebhafteres und stürmischeres Wiederkämpfen, als auf Seite der Bauern, welche ganz in der Stille hörig wurden. (S. 22 — 24.) Allen nun, welche die Landes- oder Gutsherrschaft bedrängte, standen die Städte mit Rath und That bey. Hier ergab sich dann freylich ein sehr complicirtes Verhältniß. Einerseits verbanden sich die Städte mit den Fürsten gegen die Ritter, „die ihrem Berufe und ihrer Neigung nach zu den Fürsten und Lehensherren gehörten, ihrem Freyheitssinne nach zu den Bürgern der Städte.“ Kriegten die Fürsten mit den Städten, so war es fast regelmäßig der Fall, daß die Ritter den erstern halfen. Wie aber die Ritter kriegten gegen Fürsten und Städte, so wollten die Klöster und kleineren Stifter mit beyden gut Freund seyn. In der Regel suchten jedoch die geistlichen Niederlassungen auf dem Lande lieber unter den Städten als unter den Landesherren ihre Beschützer. Die Bauern aber hatten zu ihren ersten Feinden die Gerichtsherren, die Ritter und Klöster. Den Fürsten standen sie gewöhnlich treu bey, wenn diese mit der Ritterschaft zu kämpfen hatten, weniger, wenn mit den Städten. —

Nach diesem mußte das Verhältniß der höchsten Reichsgewalt zu den streitenden Parteyen erörtert werden. Folgen wir wieder dem Ideengange des Verfassers: Niemals war ein Kaiser den Städten abhold oder half den Fürsten im Ernste zur Unterwerfung derselben. — Bekannt ist, was die sächsischen Kaiser für Kriegsfesten, Handelsstädte, Gelehrtenschulen und Bischofssitze gethan, und wie sehr die Salier die Städte, ihre besten Helfer und Freunde begünstigten. — Auch das hohenstaufische, hochgebildete Kaisergeschlecht, welches der Freyheit und dem Lebensgenuße in allen Kreisen wohl wollte, unterstützte eifrig die freysinnigen Städte; es übertrug nicht seinen Haß und das Gedenken seiner Niederlagen von den italienischen Städten auf die deutschen ꝛc.“ S. 28.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Erklärung des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich. Hamburg, bey Perthes-Besser und Mauke. 1846. 4. VIII und 183 S.

Eine sehr schätzbare Untersuchung desselben Verfassers liegt uns bereits vom Jahre 1838 vor; auch sie berührt den peloponnesischen Krieg und das Thukydideische Werk und hat den Titel: „das megarische Psephisma oder die nächste Veranlaßung des peloponnesischen Krieges von Fr. W. Ullrich." In derselben wird fast zur Gewißheit dargethan, daß dieser harte Beschluß der Athener gegen das abtrünnige Megara, demzufolge diesem Staate alle Häfen Athens gesperrt wurden, im Anfang des Sommers 432 unmittelbar nach der Seeschlacht bey Sybota erlaßen worden sey; und daß dieser Schlag nicht sowohl gegen Megara gerichtet gewesen, als zugleich gegen Korinth, mit welchem Athen seit jener Schlacht offen gebrochen hatte. (Thuc. I, 57. οἱ γὰρ Κορίνθιοι φανερῶς ἤδη διάφοροι ἦσαν.) Daß jenes Psephisma allerdings die letzte Veranlaßung zum offenen Kriege gewesen, und welche Wirkung es gemacht hat, geht theils aus den Klagen der Verbündeten auf dem Bundestag zu Lakedämon hervor, wo wiederholt auf dieses Edict hingewiesen wird (Thuc. I, 67, 3; 139, 2: μάλιστά γε πάντων καὶ ἐνδηλότατα προὔλεγον τὸ περὶ Μεγαρέων ψήφισμα καθελοῦσι μὴ ἂν γίγνεσθαι πόλεμον), theils aus dem Gewichte, welches die Athener selbst darauf legen (Thuc. I, 139, 2), namentlich Perikles (I, 144, 2), der daher auch als Urheber desselben betrachtet wird. Von obiger neueren Schrift *) nun sagt der Verf. selbst: was den Freunden des Alterthums hier dargeboten wird, ist zunächst ein Beytrag zur Geschichte der griechischen Literatur. Dieß ist insofern wahr, als sich der Kern der Forschung um die Genesis des Thukydideischen Geschichtswerkes bewegt: denn die erste Abhandlung „über die Benennung des peloponnesischen Krieges durch Thukydides" soll der zweyten und wichtigsten „über die Entstehung des Thukydideischen Geschichtswerkes" den Boden vorbereiten; dennoch rechtfertigt der Anhang sowohl, als die Art der Untersuchung, die Fülle der Bemerkungen und die stäte Zurückbeziehung auf den großen Geschichtschreiber ganz die gewählte Aufschrift des interessanten Buches: interessant und anziehend durch die ruhige und klare, in sicherem Gange voranschreitende Forschung, wie durch die daraus resultirenden Ansichten, Errungenschaften, welche nicht bloß ein einseitiger philologischer Gewinn, sondern auch für richtigere historische Würdigung „der größten Bewegung unter den Hellenen" (Thuc. I, 1) von ansehnlichem Belange sind. Nur ein lang dauerndes und mit Liebe zur Wahrheit getragenes Studium bringt solche Früchte zur Reife: ein solches bewahrt auch vor dem Abwege, eigene Vorurtheile

*) Ein Theil derselben ist, wie wir zufällig fanden, bereits im Jahresprogramm der gelehrten Schule des Hamburgischen Johanneums 1845 ausgegeben worden.

und vorgefaßte Meinungen als Zweck und Wille des Autors in schimmernden Bildern auszulegen; ein Abweg, der bey ähnlichen Versuchen, weil leichter und lockender, gar gerne betreten wird. Von ihm hat sich Hr. Prof. Dr. U. ganz ferne gehalten: auch im Ausdrucke und in der Darstellung überhaupt vermißen wir weder Bestimmtheit noch Ausführlichkeit; eher könnte hierin eine gewiße Breite und eine zu große Nachgiebigkeit gegen den einladenden Stoff zum Vorwurfe gemacht werden, wie sie z. B. die ausführlichen Excerpte der achtjährigen Friedenszeit zwischen dem ersten und zweyten Krieg von S. 19 — 27 darthun, wenn nicht in dergleichen Ergehungen dem Leser öfter eine wohlthätige Auffrischung der Thatsachen geboten würde und der Vf. selbst im Vorwort darüber sich entschuldigend und rechtfertigend geäußert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrichs II.

(Schluß.)

Offenbar ist hierin ein Widerspruch. Denn liebten die Hohenstaufen die Freyheit in allen Kreisen, so wären die Beschlüsse des roncalischen Reichstages und die Erstrebung einer reinen Willkührherrschaft, selbst das zügellose Streben nach einer Hausmacht, das der Verf. S. 30 scharf charakterisirt, unmöglich gewesen. Daß jedoch ihre Stellung als Kaiser ihnen auferlegte, den Fürsten die Städte nicht Preis zu geben, kann durchaus zugegeben werden, obwohl der Schluß auf eine Sympathie für dieselben daraus nicht gezogen werden kann. Denn etwas Anderes ist, was aus Politik, etwas Anderes, was aus Vorliebe geschieht und wir glauben noch im Laufe dieser Darstellung gegen den übrigens höchst ehrenwerthen Verfasser beweisen zu können, daß, was wir in unserm Friedrich II. bemerkt, die Hohenstaufen und insbesondere der letztere Kaiser die Städte erst dann wahrhaft begünstigten, als er sich im Kampfe mit der Kirche um willfährige Stützen umsah, und die Fürsten ihn mehr und mehr verließen.

Wir führen vor der Hand nur einzelne Stellen der Schrift selbst an. Nachdem der Verf. erwähnt, daß „sich die Kaiser durch ihr Streben nach einer Hausmacht völlig die Hände gebunden, so daß niemals von ihnen ein durchgreifender Plan befolgt wurde, durch Hebung der Städte und übrigen geringen Freyen des Reiches Freyheit und sich selbst Macht und Gewalt zu bewahren," berichtet er, daß, befangen von der Fürsten größerem Einflusse auf ihn, der Kaiser oft genöthigt war, das Beste der Städte in öffentlichen Gesetzen, worin dann die Bürgerschaften regelmäßig als die Unruhestifter gegen der Fürsten Reichsgewalt erschienen, den letztern aufzuopfern. Im Stillen und in der Praxis wurde dann von den Kaisern ihre eigene Verordnung entkräftigt. Klar ist nun nach dem eben Gesagten, daß, wenn der Vf. weiter ausführt, daß fast keine der älteren Städte war, die nicht von einem der hohenstaufischen Kaiser einmal oder mehrmal ihre Freyheiten bestätigt erhielt, viele gerade von den Hohenstaufen zur Höhe der Reichsfreyheit erhoben wurden — „in Schwaben sind die Hohenstaufen offenbar die Gründer der Macht und Freyheit der Städte ꝛc. S. 32." — nach dem Verf. selbst darin kein eigentlicher, fester Plan angenommen werden darf, sondern die Kaiser thaten nur, was sie nicht lassen konnten, und was die hohenstaufischen Kaiser gethan, hätten dem zufolge auch andere gethan und ihrer Stellung nach thun müssen. Ja der Verf. hebt selbst an einer anderen Stelle hervor, daß es das Ritterthum war, welches die hohenstaufischen Kaiser vor allem liebten und groß zogen (S. 34); daß die Städte oft als Friedbrecher erscheinen, die Kaiser aber ihrem zerstörenden Beginnen gegenüber den bestehenden Rechtszustand aufrecht erhielten; daß von den Hohenstaufen nur eine schützende und nach Umständen strafende Ueberwachung so wie eine allmählige Umbildung der städtischen Verfassung zur vollen alten Freyheit zu erwarten war, und daß das ihr beständiger Wille gewesen; daß sie zwar eben so wenig souveräne Städte als souveräne Für-

sten wollten; daß sie aber nur von den Fürsten zu Anordnungen getrieben wurden, welche die städtische Freyheit in ihrer Wurzel angriffen. Dieß zeige sich am klarsten in der Geschichte der Reichsgesetzgebung unter Friedrich II. S. 35. Um aber dieses gehörig zu würdigen, muß noch hinzugesetzt werden, daß, wie der Verf. S. 30 bemerkt, „die deutschen Kaiser, — sehr wenige ausgenommen, welchen eine kurze Zeit ihre ungetheilte Kraft auf Deutschland zu wenden vergönnt war — fortwährend das Schicksal verfolgte; daß sie, nicht aus Herrsch- oder Gewinnsucht, sondern von jener Erhabenheit des deutschen Reiches nur zu erfüllt, durch ihre Sorge für den Ruhm des Reiches nach auswärts der inneren Gestaltung und Kräftigung desselben entzogen und durch die unterdessen im Lande einreißende Fürstenherrschaft in ein unglücklich verkehrtes Verhältniß zum Reiche gesetzt wurden, bis sie außerhalb und innerhalb des Reiches zu schwach geworden, das Ausland ab- und das Reich aufgaben und nun selbst dem Princip der Fürstenherrschaft huldigten. — Jede Partey nahm das Reich mit seinem Rechte für sich in Anspruch und verfocht dasselbe als des Reiches Gewalt. Jedesmal die stärkste Partey trat für das Reich auf und richtete dessen Institutionen zu ihren Gunsten. — Die Reichsgesetze gaben überhaupt damals mehr einen Rechtstitel her als eine Rechtsmacht; sie setzten fest, was seyn müsse, und überließen es meist der stärkeren Partey, ob das auch ausgerichtet werden solle.“ — S. 30. 31 ꝛc. Waren die Zustände aber in dieser Art und Weise, so legt doch offenbar der Verf. selbst das Zeugniß ab, daß die hohenstaufischen Kaiser und insbesondere Friedrich II., von dem es hier zunächst gilt, nicht im Stande waren, die Kaiserpflichten zu erfüllen, oder sie nicht erfüllen wollten; daß das Schicksal, welches die Kaiser verfolgte, ein von ihnen selbst hervorgerufenes war; daß das Kaiserthum einem Phantome zu Lieb Preis gegeben und die feyerlichsten Gesetze und Verträge, welche die Kaiser erließen oder schlossen, mit dem Nebengedanken geschlossen wurden, sie bey der nächsten Gelegenheit wieder zu brechen, somit die Treulosigkeit, welche gegen die Kirche statt fand, von ihrer Seite auch gegen das Reich geübt wurde; daß dadurch ein sittlich unrechtlicher, und eben deßhalb unhaltbarer Zustand der normale geworden war, und die Kaiser, statt diesem abzuhelfen, durch ihre auswärtigen Kämpfe ihn so lange vermehrten und steigerten, bis es endlich zum Bruche kommen mußte und das alte Kaiserthum im Sturm der Zeit unterging. Ist das aber nicht dasselbe, was wir in unserm Friedrich II. ausgesprochen? Gehen wir auf diesen noch näher ein. Daß Friedrich II. gleich anfänglich einigen Städten Privilegien ertheilte und durch die geistlichen Fürsten bewogen wurde, diese wieder zurückzunehmen, beweiset für Friedrichs Vorliebe für die Städte nichts, da ihm daran liegen mußte, sich um jeden Preis einen Anhang zu erwerben. Wenn aber die damals an Straßburg, Bonn, Utrecht ꝛc. S. 39 ertheilten Privilegien erwähnt werden, so war es an dem Verf. hervorzuheben, worin die Erweiterung der Privilegien bestand und ob die Ertheilung derselben eine freywillige oder unabweisbare war. Denn der Grund ist nicht klar, warum die Ertheilung von Privilegien an die Fürsten für gezwungen, die Ertheilung von Privilegien an die Städte für freywillig anzunehmen seyn soll, besonders da die 1220 ausgestellte große Vertragsurkunde mit den Fürsten so weit ging, daß dadurch öffentlich und feyerlich die Stimmen der Wahlfürsten von dem Kaiser für seinen Sohn bezahlt wurden. Wie aber, nachdem das Kaiserthum eine solche Erniedrigung erlitten und dadurch zugleich das von Friedrich der Kirche feyerlich abgelegte Versprechen, seinen Sohn Heinrich zum Könige Siciliens und nicht zum deutschen Könige zu erheben, gebrochen wurde, der Vf. den rechtlichen und historischen Standpunkt in dem Maße verrücken kann, wie es S. 41 geschah, ist Ref. vollends unbegreiflich. Denn anstatt die natürlichen Folgen eines solchen illegalen Benehmens für die Stellung zur Kirche und zum Reiche hervorzuheben, ist es nach dem Verf. die Kirche, die es dem Kaiser unmöglich machte, seinen Pflichten als Kaiser zu genügen. „Um ihre eigene Macht und Hoheit zu bewahren, wühlte die Kirche wider ihn die furchtbarsten Kämpfe auf, drängte ihn von seiner Stellung als Kaiser auf die eines Parteyhauptes herab, und während er mit dem hochherzigsten Heldenmuthe alle diese Stürme aushielt und niederschlug, um endlich doch sein Ideal ins Leben

zu gestalten, ging sein Wirken für Deutschland größtentheils verloren.“ Die Wahrheit ist, daß Friedrichs Wortbrüchigkeit und die wider sein Versprechen, in der von dem Verf. selbst bezeichneten Weise und zum äußersten Präjudiz des Reiches durchgesetzte, von ihm selbst später 1235 wieder vernichtete Wahl Heinrichs, nicht minder dessen Emancipation von der väterlichen Gewalt und Friedrichs Absorbirung durch die sicilianischen Verhältnisse, endlich der dreyfache Bruch des Kreuzgelübdes, welches er freywillig 1215 abgelegt hatte, an allen den Verwicklungen Ursache waren, die Friedrich zum Stiefvater des deutschen Reiches machten und zuletzt seinen Sturz herbeyführten. Ob er aber, selbst wenn diese Verwicklungen nicht statt gefunden hätten, das Kaiserthum den Parteyen zu entreißen, und die ruhige Entwicklung der verschiedenen Stände nach den in ihnen liegenden Richtungen herbeyzuführen vermocht hätte, wäre nach dem, was uns der Verf. selbst von dem Zustande der Parteyen in Deutschland sagte, noch immer die Frage gewesen. —

Uebrigens wird uns der Verf. zugestehen, daß die Beweise für die Behauptung, Friedrich habe die Städte nur begünstigt, in wie ferne und als er sie zur Behauptung seiner eigenen Macht nothwendig hatte, aus seiner eigenen Schrift gezogen werden können. Die Begünstigungen, welche er anfänglich erlassen, als er jung, schwach und des Schutzes bedürftig war, wurden eine nach der andern zurückgenommen, S. 53; erst nach Ueberwältigung seines Sohnes Heinrich folgen dann die neuen Privilegien, von denen der Verf. selbst S. 50 neun und zwanzig anführt. Ja er räumt S. 48 dasselbe mit den eigenen Worten ein: „Seine Politik ging jetzt einzig darauf, die Reichsfassen und vor allem die Städte der Unterdrückung durch die Landesherrschaft zu entziehen und den Fürsten gegenüber zu kräftigen und dadurch gab er der Politik seiner Nachfolger im Reich bis auf Karl IV. ihre Richtung.“ S. 50 aber fügt er hinzu: „fortwährend (seit 1235) behielt der Kaiser das Gedeihen der Städtefreyheit im Auge und die Menge und der bedeutende Inhalt der Privilegien, welche die Städte nunmehr, zum Theile in ausdrücklichem Widerspruche mit jenen Fürstenprivilegien von ihm erhielten, zeigten, wie sehr ihm daran gelegen war, die Bürgerschaften kräftig und selbständig zu machen.“ —

Wenn daher der Verf. Friedrichs II. S. 68 — 74 vor Erscheinen des Löher'schen Buches Ansichten folgte, welche denen des sonst so achtungswerthen Autors der vorliegenden Schrift nicht zusagen, so vermag er auch jetzt noch nicht, von den Resultaten seiner Forschungen abzugehen. Ja es will ihm bedünken, daß nach den Gesetzen der Logik dieselben durch das erst noch eine Bestätigung erhielten, was wir eben aus der Schrift des Hrn. Löher angeführt haben. Denn was heißt das Mitgetheilte anderes, als was wir in unserem Friedrich II. als Hauptthese aufgestellt, daß der Kaiser in dem Maße sich auf die Städte stützte und ihre Freyheiten erweiterte, als der Kampf mit der Kirche unvermeidlicher wurde, offener ausbrach? Jene neun und zwanzig Privilegien, die die Städte zu der Zeit erlangten, als der Kampf mit der Kirche immer ernster wurde, dürften diese These unwiderleglich beweisen. — Doch was bisher erwähnt, ist nur eine Seite der interessanten und lehrreichen Schrift. Wir haben auch noch die andere, die Reichsgesetze Friedrichs II. und den Aufschwung der Städte zu besprechen, welcher in den letzten Regierungsjahren Friedrichs und in den Tagen K. Wilhelms erfolgte. Diesem Gegenstande sey aber ein besonderer Artikel gewidmet; in ihm liegt unserem Ermessen nach die Hauptstärke der vorliegenden Schrift und ihr bleibendes, wahres Verdienst.

H.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Erklärung des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich.

(Fortsetzung.)

Die erste Abhandlung nun beschäftigt sich, wenn man will, nur mit den Worten, die Thukydides an die Spitze seines Werkes gestellt hat: *Θουκυδίδης Ἀθηναῖος ξυνέγραψε τὸν πόλεμον τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων*, bey denen die Fragen entstehen: was hat Thukydides, was seine Zeitgenossen, nicht wir, bey diesem Ausdrucke „der Krieg der Peloponnesier und Athener" verstanden oder verstehen können? Da gar keine Zeitangabe den Leser aufmerksam macht, woran er sich zu halten hat, wenn er nicht durch Tradition und Lehre hingewiesen worden ist, wie wir, denen bey diesem Namen nur die ganze siebenundzwanzigjährige Kriegszeit einfällt, konnte ja auch ein früherer Einfall der Peloponnesier so genannt und also dieser gedacht werden, wie der zur Unterstützung des Isagoras (Ol. 68, 1) oder jener beym Abfalle Euböas und Megaras unter König Pleistonax (Ol. 83, 3)? Ferner zerfällt nicht der peloponnesische Krieg selbst in zwey große Abtheilungen, die erste durch den Frieden des Nikias, die zweyte durch die Vernichtung Athens als der ersten Macht der Hellenen abgeschloßen? und welche von beyden war nun gemeint? Warum bringt Thukydides selbst später eine besondre Erklärung seiner gewählten Bezeichnung nach? vgl. V, 26. Diese Fragen aufzuwerfen, mag manchem, der miteinstimmt in den Ruf des Tages: o cives cives, quaerenda pecunia primum est, thöricht, sie zu beantworten unnütz erscheinen; andere könnten sie für müßig erklären, da ja schon alte Zeugnisse vorliegen, welche beweisen, daß Thukydides sein Werk erst nach dem Ausgang des ganzen Krieges geordnet und vollendet, oder die behaupten, daß er wenigstens das Prooimion in dieser Rücksicht also verabfaßt habe. Siehe hierüber K. W. Krüger in den Untersuchungen über das Leben des Th. S. 69 ff. und W. Roscher Klio. I, 12. S. 353 ff. Unbekümmert um solche Einreden und Vorwürfe geht der Verf. seinen eigenen Weg, auf dem zu folgen hierorts gestattet seyn wird. Voranstellt der Vf., ohne sich zunächst um die Zeit der Abfaßung umzusehen, folgendes: „Während seine Zeitgenossen, wie in der Natur der Sache liegt, die einzelnen Vorgänge dieser langen und an den verschiedenartigsten Kämpfen und Bewegungen überreichen Zeit jedesmal in ihrer Gesondertheit aufgefaßt und auch verschieden benannt haben, bewährte Th. seinen historischen Beruf auch schon darin, jene vielfach verschiedenen Begebenheiten als die eine große Bewegung, welche für Athen so tragisch enden sollte, zusammenzufaßen und zusammenzugestalten." — Dieser Zeitraum trennte sich nun in den ersten zehnjährigen (manchmal ungenau Archidamischen), in den zweyten neunjährigen oder Dekeleischen Krieg und in die achtjährige Friedenszeit, von der Th. selbst sagt (V, 26, 2): *καὶ τὴν διὰ μέσου ξύμβασιν εἴ τις μὴ ἀξιώσει πόλεμον νομίζειν, οὐκ ὀρθῶς δικαιώσει.* Jener erste Krieg hatte die Hauptfrage unentschieden gelaßen, Athen stand in fast unversehrter Macht Lakedämon gegenüber, trotz seiner herben Verluste, Sparta war durch den Frieden des Nikias im entschiedenen Nachtheil und verlor namentlich viel von seinem Credit bey den Bundesge-

nossen; am Ende des zweyten liegt Athen in Trümmern, seine herrliche Flotte, seine riesigen Bollwerke sind vernichtet, seine Hegemonie ist für immer verloren: daher wurde jener erste Krieg über den zweyten entweder ganz vergeßen oder noch zur Glückszeit Athens gerechnet; der erste ist namenlos, der zweyte heißt vielen der Dekeleische, dem Isokrates, Demosthenes, Aristides; ebenso später dem Diodor, Strabo, Trogus Pompejus und einigen Grammatikern. Wenn auch dieser zweyte Krieg von Xenophon und andern als zehnjährig angeführt wird, so ist es wohl nicht nöthig, wie der Verfasser thut (S. 11 Not. 11), dieß aus einer Parallelsetzung mit dem ersten oder gar dem Trojanischen Kriege herzuleiten, sondern es ruht dieß auf der einfachen Rechnung, wo das Anfangs- und Schlußjahr mitgezählt wird; auch wurde dieser Kampf, wie ebenda durch die Data bewiesen wird, wirklich im zehnten Jahre beschloßen. Th. selbst gibt keinem von beyden Kriegen einen besondern Namen; er unterscheidet bloß einen ersten und zweyten, und jener heißt ihm der erste oder frühere, oder der (erste) zehnjährige Krieg der Peloponnesier und Athener; als Theile des zweyten nennt er den Sikelischen und Jonischen (VII, 85, 3; VIII, 11, 4). Den Peloponnesiern ist der erste der Attische Krieg. Auch Herodot thut einen tiefen Blick, wenn er in dem Kampfe der ersten Periode gleich einen Krieg um das Principat in Hellas erkennt (VI, 98, 19: *τῶν κορυφαίων περὶ τῆς ἀρχῆς πολεμεόντων*), eine Stelle, welche der Vf. mit Recht auf jene Episode bezieht. Ob, wie Harpokration berichtet, Lysias den ganzen ersten Krieg mit dem Ausdrucke *Ἀρχιδάμιος πόλεμος* bezeichnet habe, will der Vf. beanstanden (S. 15, Not. 19), da Archidamus II. nach Krüger Studien S. 151 (nicht 131, wie aus Versehen steht) Ol. 88, 2, 427 v. Chr., also schon im vierten Jahre des Kriegs gestorben war. Leicht konnte sich in die Notizen dieser späteren Sammler ein Irrthum einschleichen; denkbar ist es aber dennoch, daß der Redner an den Namen des nicht unbedeutenden Königs schlechthin den ganzen Feldzug, ohne damit ein Maß zu geben, geknüpft habe.

Wollte nun Th. seine Auffaßung und seine von ihm aus inneren Gründen gewählte Bezeichnung *ὁ πόλεμος Ἀθηναίων καὶ Πελοποννησίων* allgemein zur Anerkennung oder wenigstens zur Einsicht bringen, so mußte er darüber nothwendig sich erklären und wo hätte er dieß, wollte er das Prooimion stehen laßen, anders und besser thun können, als wo er es gethan: da, wo es galt die Zwischenperiode des scheinbaren Friedens als eine Folge der früheren, als einen Anlaß der späteren Kämpfe, als bindendes Glied in der Kette der mannigfachen und großen Ereignisse darzustellen, in dem schon mehrfach angezogenen Capitel des fünften Buches? Den Anfangspunct hatte er ohnehin II, 1 schon sicher bestimmt, und in unverkennbarer Weise jeden Jahresschluß angegeben. Dort wird nun auch die Dauer des ganzen Krieges als eines 27jährigen bis zur Vernichtung der Herrschaft der Athener geradezu vorangestellt, so daß das am Anfange des Krieges getragene Orakel erfüllt schien: *ὅτι τρὶς ἐννέα ἔτη δέοι γενέσθαι αὐτόν.* Jetzt war jeder Zweifel, was bey Th. *ὁ πόλεμος* oder *ὅδε ὁ πόλεμος* begreife, gehoben. Die Uebersicht dieser unfriedlichen Friedenszeit und die Darlegung, wie in ihr der Faden liege, um die beyden Kriege zu einem zu verweben, nimmt nicht weniger als 13 Seiten ein; hiebey erzeugte das Streben nach Genauigkeit hie und da einen Ueberfluß; so wird der eigentliche Beweggrund, der die Spartaner zum Frieden trieb und die Stellung, in die Lakedämon durch diesen zu seinen Bundesgenossen kam, S. 20 und 29 in ziemlich gleicher Weise behandelt. In der Note 32 dagegen, wo es heißt: „das fünfte Buch des Thukydides ist das Buch der Verträge . . . . es werden darin fünf mitgetheilt," scheint, da nur vier aufgezählt sind, die im Texte berührte Symmachie der Böoter und Lakedämonier gemeint zu seyn (Thuc. V, 39). Wie in der Wahl des Namens, so erkennt der Vf. in der Eintheilung des Jahres in zwey gleiche Hälften Sommer und Winter und in der Anwendung der durch das Orakel gleichsam bedeutungsvollen Zahl 27 bey Th. Absicht und kunstbewußte nach Ebenmaß trachtende Gestaltung, wobey weder die Ansicht der Zeitgenossen zurückgewiesen, noch der Treue und Wahrhaftigkeit etwas entzogen werde. Um den 27 Jahren nahe zu kommen, glaubt der Vf. den Anfang des Krieges statt auf den ersten Einfall der Peloponnesier unter dem Archonten Euthydemos (25. Juli 431) mit dem Ueberfall der Thebaner auf Platäa, als

Pythodoros Archon war (6. Mai 431), setzen zu dürfen: die eigentliche Bewegung, ja der Kampf selbst begann ja schon 432; Aristophanes läßt 421 den Trygaeos schon 13 Jahre sich nach Frieden sehnen (Pax. 990) und andere rücken das Ende des Krieges weiter hinaus, wie Xenophon bis zur Rückkehr des Lysandros. Auch ein Cyclus von dreymal 11 Jahren, von den Epidamnischen Zwistigkeiten bis zur Herstellung der Demokratie in Athen wäre nicht unangemessen zu nennen: doch dieß gehört eigentlich nicht zur Sache; richtig hingegen urtheilt der Vf. (S. 35), wenn er beyfügt: „In der ganzen Anordnung, durch welche sich besonders die vier ersten Bücher auszeichnen . . . ., tritt am deutlichsten hervor, daß Thuk. mit Bewußtseyn und Erfolg darnach gerungen habe, die zuverläßige und genau auffaßbare Geschichte mit der dabey erreichbaren Würde schöner Gestaltung zu schaffen. Nach den Schwierigkeiten und nach den Mühen der Ueberwindung der Anfänge dieser Geschichte hat er nicht zugleich auch selbst die darüber stehende Unbefangenheit. Seine Schöpfung stand ihm selbst als ein neues Gebild gegenüber. Wer könnte von ihm die geläufige Erwägung der verschiedenen Möglichkeiten in dieser Aufgabe verlangen, wie von uns spätern? . . . . . Die einfache Großartigkeit der Schriftdenkmale jener Zeiten überläßt uns späteren die Nachlese genauer Erläuterungen.“ Nachdem hierauf nachgewiesen wird, welche der späteren Schriftsteller sich die Bezeichnung des Th. angeeignet, welche davon abgewichen oder sie anders gebraucht haben (S. 40 — 42), bespricht der Vf. einige Stellen des ersten Buches, in denen eine bestimmte Zeitangabe und somit ein Anhaltspunct der Chronologie gegeben scheint: 23, 3 und 87, 4 werden die dreyßigjährigen Friedensverträge zwischen Athen und Sparta (nach Krüger Studien S. 207. 208 Ol. 83, 3 kurz vor dem Ausgang des Winters 445) angeführt, und ihr Bruch nach dem vierzehnten Jahre ihres Bestehens gesetzt: ἡ δὲ διαγνώμη, heißt es an letzter Stelle, αὕτη τῆς ἐκκλησίας τῶν Λακεδαιμονίων τοῦ τὰς σπονδὰς λελύσθαι ἐγένετο ἐν τῷ τετάρτῳ ἔτει καὶ δεκάτῳ τῶν τριακοντουτίδων σπονδῶν προκεχωρηκυιῶν αἳ ἐγένοντο μετὰ τὰ Εὐβοϊκά. Hiemit scheint uns allerdings der Anfangspunkt des Krieges erschloßen, während der Vf. dieß nur dann für möglich hält, wenn man wisse, wann jener Vertrag zu Stande kam; dieß berichte Th. aber erst 1, 115 in den Worten: ἀναχωρήσαντες δὲ ἀπ' Εὐβοίας οὐ πολλῷ ὕστερον σπονδὰς ἐποιήσαντο πρὸς Λακεδαιμονίους καὶ τοὺς ξυμμάχους τριακοντούτεις —; denn folgt die genaue Angabe erst später, so ist damit die Kenntnißnahme von Seite des Publicums nicht ausgeschloßen; ein so wichtiger Vertrag, zumal bey der Sitte der öffentlichen Aufstellung solcher Documente (worauf der Verf. nachher selbst zu reden kömmt), war gewiß ziemlich allgemein im Gedächtniß, so daß eine Hinweisung auf ihn wohl als eine chronologisch sichere und bewußte Zeitangabe genommen werden darf: und dieß genügte dem Geschichtschreiber. Ganz treffend ist das, was hiebey über die einzelnen Abschnitte des ersten Buches und über die Episode des Pentekontaetie S. 45 — 48 angegeben wird; namentlich in Betreff des inneren Zusammenhangs von I, 23, 87, 118, 3. Die Mittheilung dieser Verträge unterblieb nicht nur wegen des „gebotenen Maßes,“ sondern eben auch, weil sie an mehreren Orten aufgestellt und also allbekannt waren: die Aufzählung der Verträge im fünften Buche geschah, weil sie einen nothwendigen Bestandtheil des eigentlichen Stoffes bildeten, den Th. verarbeitete. So berechtigt aber der Schöpfer eines solchen Werkes ist, in bewußter Freyheit sein Gebilde bis zur allmähligen Vollendung zu gestalten und dabey nur solche Leser zu berücksichtigen, „welche alsbald das eigenthümliche Wesen seiner neuartig gestalteten Geschichtsdichtung (?) zu unterscheiden anfangen, welche mit unbefangenem Vertrauen und Hingebung von dem weiteren Fortgang die weitere Einsicht erwarten und was allmählich geworden ist, auch allmählich, wie im Verlaufe seines Werdens, in der Geschichte zu erkennen und so wieder selbst zu erleben wissen“ — so dürfen doch eigentliche Störungen der ganzen Anordnung nicht entschuldigt oder übersehen werden: solchen Anstoß namentlich in Rücksicht der Zeitrechnung geben I, 13, 2; 18, 2, wo ἡ τελευτὴ τοῦδε τοῦ πολέμου als fester und bekannter Zeitpunct gebraucht wird, während doch das Ende selbst von Th. noch nicht angegeben worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte von England von Thomas Keithley. Deutsch bearbeitet von F. K. F. Demmler, Prof. an der k. Cadettenschule Sandhurst. Mit einem Vorworte von D. J. M. Lappenberg. Erster Band. XII und 760 S. Zweyter Band 796 S. 8. Hamburg 1847.

Besser konnte dieses Geschichtbuch, das eine glückliche Mitte zwischen Spärlichkeit und Ueberfluß hält, nicht empfohlen werden als durch das Vorwort eines der gründlichsten Kenner der englischen Geschichte, des Hrn. D. Lappenberg in Hamburg. Vorzüglich ist gewichtvoll eine Schlußbemerkung dieses Vorwortes:

„Mir erscheint ein Plan der Vorsehung in der Weltgeschichte und also die Einwirkung der Schicksale eines Landes auf die des andern mit unverkennbaren Zügen gezeichnet; es ist unsere Aufgabe, ihn zu ergründen. Wer die Geschichte nur aus den Lucubrationen der Hof- und Marktpublicisten kennt, sieht in derselben höchstens ein Arsenal zweyschneidiger Schwerter für den Kampf, das leichte Scheingefecht einer oder der andern Parthey. Aber nur die Blödigkeit unserer Augen ist es, welche die Geschichte uns zweydeutig erscheinen läßt: dem Forscher wird sie jede Parthey im hellsten, wahren Lichte zeigen. Am wenigsten ist ein solcher Mißverstand, wenn nicht Mißbrauch, bey der englischen Geschichte zu besorgen, welche, wie keine andere, in wohl erhaltenen Denkmalen, lebendigen Familienerinnerungen, schwebenden Verfassungsfragen, in der ungebundenen Volksbegeisterung fortlebt und das geistige Bewußtseyn jedes Britten erfüllt. Hätten die Nationen Europas ihre geistige und sociale Gemeinschaft früher begriffen, hätte Frankreich, als es in der schlechtesten Philosophie schwindelte, schon verstanden, was es von dem beneideten und verhaßten England lernen konnte, gewiß dem Trauerspiele der Stuarts wäre keine noch traurigere Wiederholung in jenem Lande gefolgt. Den Deutschen diese Lehre aus der Geschichte Englands geben zu wollen, dürfte überflüßig seyn; aber nicht unnütz ist es, sie darauf hinzuweisen, daß das Gute, welches dort nur durch revolutionäre Bewegungen erreichbar schien, lediglich deßhalb gedieh, weil feste religiöse Ueberzeugungen und reine Sitten mit ihnen verbündet waren, daß also die politische Verbesserung im Wesentlichen von unbefangenen, durch innere Bekehrung gekräftigten Herzen ausging. Deßhalb hat auch in England nie die übel verstandene Lehre von der Freyheit und Gleichheit Wurzel geschlagen, und hat allen seinen zeitgemäßen Reformen nur jenes Streben nach Gesetzlichkeit und Wahrheit untergelegen, welches alle guten Geister Europas jetzt mächtig durchdrungen hat."

Damit ist das eigenthümlich Lehrreiche der englischen Geschichte treffend angegeben. Es findet sich in dieser nicht weniger Böses als in einer andern, z. B. der französischen, aber des Guten mehr. In dem vorliegenden Buche ist das erstere nicht verhehlt noch beschönigt, das letztere nicht vergrößert. Leser, die mehr als eine bloße Uebersicht begehren, ohne so tief gehen zu wollen, als mit Hülfe größerer Werke thunlich ist, werden sich befriedigt finden.

Unerwartet war dem Ref. nur das Mißverhältniß der Ausführlichkeit in der Behandlung der früheren und der jüngsten Zeit. Dem Jahrhundert des Hauses Stuart ist mehr als dreymal so viel Raum gegönnt als dem Hause Braunschweig. Indessen, die Geschichte der Staatsverfassung als die Hauptsache betrachtet, läßt dieses Verfahren sich wohl rechtfertigen. Denn so erheblich die von 1714 bis jetzt eingetretenen Umbildungen und Zubildungen sind, an die Wichtigkeit der Errungenschaften des siebzehnten Jahrhunderts reicht keine derselben, wie denn auch eine wesentliche Aenderung der Grundlagen selbst nicht durch die Parlamentsreform, wie die einen hofften und die andern fürchteten, bewirkt worden ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Beyträge zur Erklärung des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich.

(Fortsetzung.)

Weniger stört uns I, 24, 3: τὰ δὲ τελευταῖα πρὸ τοῦδε τοῦ πολέμου, wo man nicht gerade bestimmte Data verlangt und die allgemeine Ausdrucksweise τὰ δὲ τελευταῖα an der Seite steht; ebenso darf man bey der summarischen Charakteristik des Krieges nicht ängstlich nach mathematischen Grenzen suchen, wenn es I, 23, 1 heißt: τούτου δὲ τοῦ πολέμου μῆκός τε μέγα προύβη, παθήματά τε ξυνηνέχθη γενέσθαι ἐν αὐτῷ τῇ Ἑλλάδι οἷα οὐχ ἕτερα ἐν ἴσῳ χρόνῳ, wo Th. nichts weiteres sagen will, als der peloponnesische Krieg habe im Vergleich zum medischen, dem bis dahin bedeutendsten Unternehmen, in eine große Länge fortgedauert und Griechenland habe während desselben mehr Leiden ausgestanden, wie sonst in irgend einem gleichen Zeitraum; wer hier eine bestimmte Angabe erheischt, müßte sie bereits I, 21, 2 verlangen zu den Worten: καὶ ὁ πόλεμος οὗτος, καίπερ τῶν ἀνθρώπων ἐν ᾧ μὲν ἂν πολεμῶσι τὸν παρόντα ἀεὶ μέγιστον κρινόντων, παυσαμένων δὲ τὰ ἀρχαῖα μᾶλλον θαυμαζόντων, ἀπ' αὐτῶν τῶν ἔργων σκοποῦσι δηλώσει ὅμως μείζων γεγενημένος αὐτῶν. Jene zuerst angezogenen Stellen hingegen und noch mehr das Stillschweigen des Th. in den drey folgenden Büchern rücksichtlich des Umfanges seines Stoffes erscheinen höchst auffallend und dienen, ob verschuldet oder nicht, zu gerechtem Vorwurfe; warum hat Th., der sich I, 21 und 22 im Bewußtseyn seiner hohen und schwierigen Aufgabe doch der Treue und größten Sorgfalt rühmt, nicht gleich am Anfange gethan, was er V, 25 und 26 nachholen zu müßen geglaubt hat? Soll diese Frage nicht zum Nachtheil des unsterblichen Mannes beantwortet werden, so muß ein außen liegender Grund zur Rechtfertigung gesucht werden und sich finden laßen.

Dieß thut der Verf. in der zweiten Abhandlung: die Entstehung des Thukydideischen Geschichtswerkes, und zwar handelt er S. 65 — 87 über die Abfassung des zweiten Buches, S. 88 — 94 vom dritten, S. 95 — 102 vom vierten, S. 102 — 132 rückwärts schließend vom ersten, woran sich dann das Ergebniß der Forschung anreiht. Das Resultat nun der mit großer Sorgfalt und wirklicher ἀκριβείᾳ gepflogenen Untersuchungen stellen wir gleich voran: denn alle Wege und Anhaltspuncte der Prüfung und Beurtheilung hierorts nachzugehen, und so das gewonnene Ergebniß durch eigene Anstrengung gleichsam mitzuerobern und zu erhärten, würde uns zu weit führen; es ist ein doppeltes, einmal: Thukydides beabsichtigte ursprünglich nur den ersten Krieg zu schreiben, sodann: er hatte denselben auch wirklich schon vor dem Beginne der zweyten Kriegszeit fast vollständig geschrieben, also früher als ihm die Auffassung des 27jährigen Kampfes überhaupt möglich war. Die Hauptstellen, deren Abwägung den Verf. zu dieser neuen Ansicht hingeführt und die deßhalb eine neue Erklärung gefunden haben, sind vorzüglich folgende. Vor allen gleich der Anfang des zweiten Buches: ἄρχεται δὲ ὁ πόλεμος ἐνθένδε ἤδη Ἀθηναίων καὶ Πελοποννησίων . . . . ἐν ᾧ . . . . ξυνεχῶς ἐπολέμουν. Dieser Ausdruck wäre auf den 27jährigen Krieg un-

anwendbar, da ja eine achtjährige Ruhe, ἡ διὰ μέσου ξύμβασις, wie sie Th. V, 26, 2 nennt, dazwischen liegt und widerstreitet dem, was V, 24, 2; 25, 3; VI, 26, 2 erklärt wird, wo eben diese erste Periode mit dem Ausdrucke bezeichnet ist: ὁ πρῶτος πόλεμος ξυνεχῶς γενόμενος, ὁ ξυνεχὴς πόλεμος und die Dauer des Friedens auf 6 Jahre 4 Monate ausdrücklich angesetzt ist. Hätte Th. jenes nach erweitertem Plane geschrieben, so müßte es entweder heißen ὁ πρῶτος πόλ. κ. τ. λ. oder ξυνεχῶς getilgt werden. „Den Stoff für die Geschichte des großen Krieges seiner Zeit, des größten, welchen die hellenische Welt bis dahin erlebt hatte, auch wenn von dem ersten allein die Rede ist, hatte Th. gleich von seinem Beginne an, ἀρξάμενος εὐθὺς καθισταμένου, gesammelt. Was konnte ihn abhalten, sogleich nach der Beendigung dieses Krieges, nach dem Frieden des Nikias, an die Darstellung selbst zu gehen? Auch der tiefsten politischen Voraussicht war es unmöglich alsbald nach diesem Friedensschlusse zu erkennen, daß sich in dem Sicilischen Unternehmen und dem dadurch herbeygeführten Dekeleischen und Jonischen Kriege eine noch großartigere Aufgabe für die Geschichte darbieten werde.“ Gewiß richtig und die Erklärung von ἀρξ. εὐθὺς καθιστ. stimmt ohnehin mit der vulgären: s. Krüger Leben des Th. S. 70. Eine etwas abweichende Ansicht hat dieser Gelehrte über den obigen Punct; bei Würdigung der Nachricht der Pamphila, daß Th. erst im 40sten Lebensjahre seinen Stoff aufgenommen habe, äußert er S. 10: „und wie ist es endlich wahrscheinlich, daß der Geschichtschreiber erst in einem Alter von 40 Jahren den Stoff zu einem Werke gewählt und zwar in einem Kriege, dessen lange Dauer er seiner eigenen Erklärung nach (V, 26) voraussah und dessen Ende zu erleben er also nicht mit Zuversicht hoffen durfte? Denn wollte man auch annehmen, daß er zwar einen langen, aber gerade keinen siebenundzwanzigjährigen Krieg erwartet habe, so spricht dagegen seine eigene Angabe, daß gleich zu Anfange desselben diese Dauer vorhergesagt worden sey. Zwar wird er auf die Erfüllung der Prophezeihung nicht mit Gewißheit gerechnet haben. Indeß daß der Kampf viel kürzere Zeit währen würde ließ sich doch auch nicht erwarten.“ Wohl mußte der tiefer Blickende bey der Schroffheit der Antipathien zwischen Athen und Sparta unfehlbar einen herben und schweren Krieg erwarten, aber einen 27jährigen? wer hätte in den noch schneidenderen Gegensätzen des angehenden 17 Jahrh. vorausgelesen, daß Deutschlands Boden drey Jahrzehnte lang von den Hufen der Rosse zertreten werden würde? Allerdings läßt sich aus der Vergangenheit und den Umständen voraussagen, was geschehen wird: nichts aber ist unabänderlich und plötzlich nimmt der Lauf der Dinge eine andere Richtung, das Glück gibt den Ausschlag; denn, wie Demosthenes sagt, μεγάλη ῥοπή, μᾶλλον δὲ ὅλον ἡ τύχη παρὰ πάντ' ἐστὶ τὰ τῶν ἀνθρώπων πράγματα. Ebenso paßt nach H. U., was Th. II, 54, von den alten Weißagungen und dem Orakel des Apollo (vgl. mit II, 47) sagt, so wie insbesondere sein ebenda gestelltes Prognostikon: ἦν δέ γ' οἶμαί ποτε ἄλλος πόλεμος καταλάβῃ Δωριακὸς τοῦδε ὕστερος καὶ ξυμβῇ γενέσθαι λιμόν, κατὰ τὸ εἰκὸς οὕτως ᾄσονται — lediglich ans Ende des ersten Krieges. Von der Nichtigkeit des Orakels und von einer Hungersnoth als künftigem Uebel zu sprechen, wie hätte das Th. gekonnt, da Athen drey Monate die größte Noth ausstand, ehe es fiel und zuletzt fiel: οὐ γάρ ἔτι ἐνεχώρει μέλλειν διὰ τὸ πλῆθος τῶν ἀπολλυμένων τῷ λιμῷ. Xenoph. Hell. II, 2, 21. Das nämliche gilt von II, 8, 1, vgl. mit I, 1, 1 u. I, 21; von II, 57, (vgl. III, 26), wo der zweyte Einfall als der längste genannt ist, was eine Kenntniß dessen, der 413 geschah, wo Dekelea befestigt wurde, ausschließt, wie Th. selbst die ersten Einfälle als βραχεῖαι ἐσβολαὶ scheidet VII, 27, 3. Aus dem dritten Buche dienen 86, 1; 87, 1 zum Belege; wenn dort gesagt wird, daß keine Sikelioten am Kriege Theil genommen, hier aber die Pest als das schlimmste Uebel für Athen bezeichnet ist, so ist beides nur richtig, wenn es für den zehnjährigen Krieg gilt; aus dem vierten deute 48, 3, 4 noch darauf hin, daß auch die erste Hälfte dieses Buches vor der Kenntniß des zweiten geschrieben oder wenigstens vor dem Entschluße des Th., auch diese Periode des nachfolgenden Krieges darzustellen. Von dem traurig-schrecklichen Ausgang des Bürgerkrieges auf Kerkyra heißt es dort: τοιούτῳ μὲν τρόπῳ οἱ ἐκ τοῦ ὄρους Κερκυραῖοι ὑπὸ τοῦ δή-

μου διεφθάρησαν καὶ ἡ στάσις πολλὴ γενομένη ἐτελεύτησεν ἐς τοῦτο, ὅσα γε κατὰ τὸν πόλεμον τόνδε· οὐ γὰρ ἔτι ἦν ὑπόλοιπον τῶν ἑτέρων ὅτι καὶ ἀξιόλογον. Hier ist man allerdings versucht, beym ersten Blick unter κατὰ τὸν πόλεμον τόνδε eben den Kerkyräischen Krieg selbst zu verstehen, dessen Verlauf Th. berichtet hat: und manchmal ist der erste Blick, weil ungetrübt und durch keine Nebenumstände abgezogen, doch der sicherere. Wir würden geradezu bei dieser Ansicht verharren, wenn uns Th. später von einer zweyten Stasis auf Kerkyra Meldung thäte, welche wir aus Diodor. 13, 48. kennen, wo es heißt, συνέβη δὲ περὶ τοῦτον τὸν χρόνον ἐν τῇ Κερκύρᾳ μεγάλην γενέσθαι στάσιν καὶ σφαγήν — diese Stasis trifft auf Ol. 92, 3; 410. v. Chr., wo Konon den Demokraten zu Hülfe eilt: — dann hätte der von Th. angegebene Grund: οὐ γὰρ ἔτι ἦν ὑπόλοιπον τῶν ἑτέρων ὅτι καὶ ἀξιόλογον von ihm selbst als unrichtig und der Thatsache widersprechend beseitigt werden müßen: so aber erwähnt er dieser zweyten Unruhe mit keinem Worte. Deßhalb beziehen auch wir jenes eingeschobene ὅσα γε κατὰ τὸν πόλεμον τόνδε auf die erste Peridde, glauben aber nicht, daß es eine spätere Verbesserung des Autors sey, die derselbe mit dem zweiten Aufstand schon bekannt zur Beschränkung seines ausgesprochenen Urtheils nachgetragen habe. Es reimt sich daher auch nicht zusammen, wenn der Verf. in jenen Worten eine Beschränkung wegen des zweiten Krieges erkennt, dagegen behauptet und mit Recht, eine Hindeutung könne nicht darin liegen; wie ist jene ohne die letztere überhaupt denkbar? Th. schrieb dieß gewiß ohne alle Rücksicht auf die zweyte Revolution, sey es, daß er sie gar noch nicht kannte, was das wahrscheinlichere ist, sey es, daß er sie als zu unbedeutend und außer dem großen Kriegesspiel gelegen ignorirte: wie sie denn wirklich in einigen wenigen Tagen vorübergieng. In Clintons Fast. Hell. finde ich diese Unruhe auch nicht eingetragen, wohl aber eine viel spätere im Jahr 373; vgl. Xenoph. Hell. VI, 2, 4 — 38.

Zuletzt kommt der Verf. auf das erste Buch zurück, um aus diesem die nöthigen Stützen seiner Beweisführung und seines damit gewonnenen Schlußsatzes beyzubringen. Dieß geschieht mit mehr als genügender Zerlegung und weitläufiger Erörterung der betreffenden Stellen, wodurch manchmal der Gang eher erschwert als gefördert wird: es handelt sich dabei ohnehin von solchen Puncten, die schon früher eine schickliche Darlegung erfahren haben und somit etwas rascher abgemacht werden konnten; es sind die von uns oben (S. 305) besprochenen: I, 13, 2; 18, 2; 23, 1; dazu kommen noch 23, 2 und 3; 21, 2, und vorzüglich 10, 2. Die an diesen Stellen des Prooimions und der eingelegten meisterhaften Uebersicht der hellenischen Geschichte gebrauchten Vergleiche, die in ihnen enthaltenen Urtheile und Schlüße bestärken den aufgestellten Satz, daß Th., als er sie so schrieb, noch außer der Erfahrung eines zweyten großen Kampfes der beyden Hauptmächte Griechenlands gestanden ist; wäre ihm diese schon zur Seite gewesen, so hätte im ersten Prooimion bereits der Inhalt des zweyten V, 26, aufgenommen, bereits hier die ganze Dauer des Krieges angegeben, bereits hier die Periode der σπονδαὶ als eine ὕποπτος ἀνακωχή (V, 26, 3) bezeichnet werden müssen. „So aber tritt die Entstehung des Werks, nach des Verf. Worten, besonders auch in den beyden Prooimien ganz deutlich hervor. Des Th. Geschichtswerk stellt sich dadurch in zwey verschiedenen Theilen dar, welche nach verschiedenen Ansichten über den Umfang des Gegenstandes und in verschiedenen Zeiten entworfen und ausgeführt worden sind, obschon nach ganz gleicher Anordnung und Behandlungsweise. Der erste Theil umfaßt, außer der umfangreichen Einleitung im ersten Buche, in den drey folgenden und in dem Anfange des fünften, den ersten Krieg . . . und dieser Krieg wird auch bey seinem Ende ausdrücklich als der erste Krieg bezeichnet und förmlich abgeschloßen, V, 24, 2 (35 ed. B.): ταῦτα δὲ τὰ δέκα ἔτη ὁ πρῶτος πόλεμος ξυνεχῶς γενόμενος γέγραπται. Der zweite Theil, welcher die siebzehn späteren Jahre umfassen sollte, beginnt mit V, 25. Wie dem ersten, so ist auch dem zweyten Theile wieder eine Prooimion vorangestellt“ u. s. w.

Den Wendepunct von der ersten in die zweyte Abtheilung und somit die von Th. beschloßene Er-

weiterung seines Werkes setzt der Verf. in IV, 48; diese strenge Abmarkung erscheint uns wenigstens unerlaubt, da wir oben (S. 308) in Betreff dieser Stelle eine andere Deutung zu geben veranlaßt waren. Die eigentliche Grenze steht fest auf V, 25; die Abfassung des zweyten Theils des vierten Buches erscheint allerdings bereits modifizirt durch die Einflüße späterer Erlebniße, vgl. Note 113. Inhaltsreich und belehrend sind unter den zahlreichen Anmerkungen zu diesem Theil der Forschung namentlich 129, 131, 140. Wenn N. 150 in der Stelle I, 22, 2 geschrieben wird: οἷς τε αὐτὸς παρῆν καὶ τὰ παρὰ τῶν ἄλλων ὅσον δυνατὸν ἀκριβείᾳ περὶ ἑκάστου ἐπεξελθών, weil ohne τὰ die Rede bis zur Undeutlichkeit hart wäre, so ist diese Härte nur scheinbar, weil sich Th. eine kühne aber doch logisch richtige Wendung erlaubt. Krüger bemerkt daher treffend: ἀλλ' οἷς τε — f. ἀλλὰ ταῦτα (ἠξίωσα γράφειν) οἷς αὐτὸς παρῆν, worauf statt des entsprechenden καὶ ἃ ἐπεξῆλθον eine andere Wendung folgt; sowie auch Haase passend übersetzt: at vero res in ipso bello gestas, non quas a quolibet audivi, dignas duxi, quas scriberem neque ut mihi videbatur, sed et eas, quibus ipse interfui, et quas singulatim ex aliis, quam potui accuratissime, investigavi: noch exacter wäre: et si quas . . . investigavi. —

Zweifelsohne ist durch diese neue Ansicht von der Entstehung des Th. Geschichtswerkes dem forschenden Auge eine lichtvolle Durchsicht in den schaffenden Geist des großen Athenërs geöffnet: nichts aber vermag im Drangsale der Zeit und im trüben Fluß der gährenden Gegenwart mehr Ruhe des Gemüthes und Stärke der Gesinnung zu gewähren, als unverwandt in die Tiefen eines Genius zu blicken, der Augenzeuge einer gewaltigen Erschütterung uns diese im reinsten Spiegel der Wahrheit vorhält und uns ein Werk hinterlassen wollte, aus dem uns nach dem Gange der menschlichen Dinge in ähnlichen Verhältnissen ein besonnenes, klares und heilvolles Urtheil entsprösse. (Thuc. I, 22, 3).

Das Ende der Untersuchung beschäftigt sich zunächst mit einem weniger relevanten Punct, ob die jetzige Eintheilung des Werkes von Th. selbst herrühre. Der Verfasser glaubt dieß bejahen zu dürfen und meynt Th. würde, hätte ihn nicht der Tod unterbrochen, seine Geschichte auf 12 Bücher beschränkt haben; gegen jenes sind immer bedenkliche Zweifel erhebbar, die Krüger Leben des Th. S. 82. ff. zum entgegengesetzten Urtheil bestimmen und letzteres bleibt stäts subjective Annahme. Dann geht der Verf. an einen freylich wichtigeren, allein sehr bestrittenen und bey der Unzulänglichkeit der Nachrichten immer bestreitbaren Punct über, auf die Frage, wann Th. sein Werk schließlich abgefaßt habe, diese aber hängt wieder mit andern zusammen: wann ist Th. zurückgekehrt? wann gestorben? hat er noch eine Revision seines Werkes besorgt oder besorgen wollen? Was theils aus Th. selbst, theils aus späteren Nachrichten und den Forschungen der Gelehrten, namentlich des genauen, mit dem Th. wie mit dem Hellenenthum vortrefflich bekannten Krüger, als mehr als wahrscheinlich sich behaupten läßt, ist eben nichts weiteres, als Th. kehrte 403 aus der Verbannung zurück; von da an unablässig mit seinem Werke beschäftigt und vorzüglich, wie H. Ullrich nachgewiesen, in der Darstellung der Periode nach dem Frieden des Nikis begriffen, wurde plötzlich und gewaltthätig von seinem großen Vorhaben durch den Tod abgerufen, an Vollendung und vielleicht Umänderung mehrerer unklarer oder sich widersprechender Stellen gehindert, und zwar einige Jahre nach seiner Rückkehr. Krüger Leben des Th. S. 68. setzt seinen Tod gegen das Ende oder gar um die Mitte der 94 Olympiade, und meynt, Th. hätte die vorhandenen acht Bücher bequem im Laufe eines Jahres ausarbeiten können, indem er den Stoff dazu wahrscheinlich meistentheils schon vorbereitet und reiflich durchdacht hatte. Diese Zeit für Ausarbeitung eines solchen Geschichtswerkes ist gewiß zu knapp gemessen, aber manche Dunkelheit im Ausdruck, manche Härte der Wendung würde wohl verschwunden seyn, wenn Th. ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre; anderes, was uns hie und da auffällt und mißfällt, nimmt deswegen der Größe des Ganzen nichts weg; auch Th. war ja als Mensch geboren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

ΕΚ ΤΩΝ ΗΡΑΚΛΕΙΔΟΥ ΠΕΡΙ ΠΟΛΙΤΕΙΩΝ. Heraclidis Politiarum quae exstant. Recensuit et commentariis instruxit F. G. Schneidewin. Gottingae apud Vanderhoeck et Ruprecht. MDCCCXLVII. LXX. 112.

Mehrere Handschriften der Variae Historiae des Aelianus haben am Ende einige Blätter, welche dürftige Anzeigen über Städte, Völker und Inseln enthalten, und in ihrem ganz magern und unansehnlichen Zustande kaum errathen lassen, aus welcher reichhaltigen Quelle sie geflossen sind. Da sie in den Codices ohne nähere Bezeichnung und Aufschrift stehen, so kann nur der Inhalt selbst lehren, von welchem Volke die Rede ist; wo dieser nicht ist, bleibt bei der Kürze der Angabe unbekannt, wovon gesprochen wird, z. B. pag. 24, 13.

Diese Notizen haben die Aufschrift: ἐκ τῶν Ἡρακλείδων περὶ πολιτείας Ἀθηναίων und hängen so enge mit Aelianus zusammen, daß sie als dazu gehörig betrachtet wurden und mit den Worten schließen: τέλος τῆς Αἰλιανοῦ ποικίλης ἱστορίας. Ohne Zweifel trifft die Verbesserung — denn als solche ist alles zu betrachten, was von den ältern Quellen abweichend in andern Handschriften erscheint, ausgehend von einem der Sache kundigen Leser, wie es solche im fünfzehnten Jahrhunderte viele gegeben hat, nicht aber aus einer bessern vollständigern Abschrift geändert — das richtige: ἐκ τῶν Ἡρακλείδου περὶ πολιτειῶν . Ἀθηναίων *). Unter diesem Namen, nur mit dem unrichtigen Zusatz περὶ πολιτειῶν ὑπόμνημα, hat Camillus Peruscus diese Fragmente in seiner Ausgabe des Aelianus Rom 1545 bekannt gemacht.

Wir haben demnach Auszüge aus den Schriften eines unbekannten Heraclides, welchem der Uebersetzer Cragius 1593 durch die willkürliche Bezeichnung, daß sie aus Heraclides Ponticus, Aristoteles Schüler, stammen, mehr Ansehen und Wichtigkeit zu verleihen suchte, ein Irrthum, der sich seit dieser Zeit bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat, da den Herausgebern keine handschriftlichen Hilfsmittel zu Gebot standen. Da über alle Erwartung wenig von Bedeutung, was anders woher nicht besser bekannt wäre, in diesen Auszügen vorkommt, so haben sie keine besondere Beachtung gefunden, doch mußte schon der Name περὶ πολιτειῶν, so wie die Ueberzeugung, daß sie aus einem Buche über griechische und fremde Staatsverfassungen gezogen waren, die Aufmerksamkeit auf Aristoteles Politieen lenken, und durch die Uebereinstimmung beyderseitiger Fragmente geleitet haben Coraes und Grashof, nicht ohne Widerspruch zu finden, diese Bruchstücke auf Aristoteles zurückgeführt.

H. Professor Schneidewin hat das Verdienst, den Text zum erstenmal nach den vorhandenen Hilfs-

*) Letzteres Ἀθηναίων als Aufschrift des Volkes, von welchem gesprochen wird; die Titel fehlen in A, Palat. und wahrscheinlich auch in C, außer hier sonst überall.

mitteln geordnet, und den Gegenstand genauer, als bisher geschehen, untersucht zu haben. Er ist der Ueberzeugung, daß diese Reste mittelbar aus Aristoteles Politieen stammen, so weit sie auch davon abzustehen scheinen, etwa wie die dürren Angaben des Paulus Diaconus nicht die Reichhaltigkeit des Festus, noch weniger die Gelehrsamkeit des Verrius Flaccus erwarten lassen; man könne demnach aus der Ordnung und den Angaben nach Sitte solcher Excerpte überall den Gang, das Verfahren und die Angaben des Aristoteles erkennen, und so gewinne das unscheinbare Büchlein eine früher nicht geahnte Bedeutung.

Der Herausgeber hat diese seine Ueberzeugung in der Einleitung I — LIV, und in den Anmerkungen p. 33 — 111 (Text und Varianten umfassen nur 29 Seiten) mit steter Beziehung auf die aus den Politieen des Aristoteles erhaltenen Aussagen nachgewiesen, daß er sich wohl einer fast allgemeinen Zustimmung der Leser erfreuen wird, und es nicht leicht ist, ihm Gegründetes entgegenzusetzen. Ueberliefert ist nur, daß wir hier das Excerpt eines Heraclides besitzen, das übrige beruht auf Combination; bey manchen ist aber die Uebereinstimmung ausgemacht, wie wenn es hier p. 15, 10, wo von den Samiern die Rede ist, heißt: *Αἴσωπος δὲ ὁ λογοποιὸς εὐδοκίμει τότε*, verglichen mit Schol. Aristoph. Av. 471: *διὰ σπουδῆς δὲ εἶχον Αἴσωπον, καὶ Ἀριστοτέλης ἐν τῇ Σαμίων πολιτείᾳ εἰπόντα φησὶν αὐτὸν μῦθον εὐδοκιμηκέναι*, und dieses ist nicht die einzige Aehnlichkeit, vergl. p. 66. 72. 84. Auch läßt sich von vorne herein erwarten, daß Aristoteles Schrift als das Hauptwerk, wie etwa Varros Antiquitates, für die Spätern die eigentliche Fundgrube gewesen sey. Er hat diese Verfassungen als Erläuterung seiner Politik gegeben; aus den bestehenden vorhandenen Zuständen der verschiedensten Völkerschaften ließen sich als feste Basis allgemeine Bestimmungen ziehen, wie er denn in der Politik selbst so gerne auf das Historische verweist, wie es da und dort aussieht; sein Zweck ist nicht, wie der seiner meisten Vorgänger, allein einen idealen Staat zu gründen, er berücksichtigt die verschiedenen Bedürfnisse und gibt daher auch verschiedene Grade von Verfassungen je nach der Stufe der Entwicklung der Völker, und so mußte er — abgesehen von dem Wissenswürdigen an sich, wie sich die mehr oder minder nothwendigen Lebensverhältnisse bey Menschen derselben Nation und bey ganz verschiedenen Stämmen gestalten — bey Ausarbeitung seines theoretischen Werkes, bereits Sammlungen der verschiedenen Staaten vor Augen haben, wenn er auch später erst deren Verarbeitung vorgenommen haben sollte, da er in der Politik selbst nie auf die *πολιτεῖαι* verweist. Aehnlich hat er seiner Rhetorik die *συναγωγὴ τεχνῶν* als Anhang gegeben, Ansichten und Urtheile der verschiedenen Rhetoren aus ihren Schriften, so daß damit der historische Gang und die Entwicklung der Rhetorik von ihrem Ursprunge bis auf seine Zeit vor Augen gestellt war.

Wäre nun irgend eine Notiz überliefert, daß ein Heraclides *ἐκ τῶν Ἀριστοτέλους περὶ πολιτειῶν*, wie sein Excerptor *ἐκ τῶν Ἡρακλείδου*, wie Festus aus Verrius Flaccus geschöpft habe, so würde Schneidewin's Ansicht mit all ihren Folgen nicht zu widerlegen seyn. Uns ist nicht bekannt, daß Heraclides unmittelbar aus Aristoteles Politieen sein Werk zusammengesetzt, daß, wenn er es that, er in der Weise späterer Excerptoren verfahren, nichts aus andern Autoren irgend wie hinzusetzte, sondern nur abkürzte und einen magern Auszug geliefert habe. Die Benutzung des Aristoteles als einer Quelle — sie mag mittelbar oder unmittelbar gewesen seyn — muß zugestanden werden, aber die vorhandenen Prämissen geben, weil dem Werke des Heraklides auch noch andere Hilfsmittel zu Grund liegen konnten, nur die Möglichkeit, nicht die Nothwendigkeit des Schlußes, den der Herausgeber zieht, und so wahrscheinlich auch die Hypothese sich aufdringt, so mahnt doch philologische Vorsicht, nicht alle Folgerungen sogleich als zuverläßig anzuerkennen. Wären in diesen Auszügen dem Aristoteles widersprechende Notizen enthalten, so würde dadurch die Sache sich von selbst entscheiden; haben sich aber solche auch bis jetzt nicht gefunden, so dürfen wir dieses dennoch bey der Dürftigkeit beyderseitiger Fragmente nicht als einen sichern und unumstößlichen

Beweis voller Uebereinstimmung, und daß Heraclides Buch nur ein Excerpt aus Aristoteles gewesen sey, betrachten. Was p. 8 von kretensischen Sitten gesagt wird, ist mit den Angaben des Ephorus bey Strabo selbst dem Worte nach so übereinstimmend, daß auch Schneidewin ihre Identität nicht läugnet und ihm nur die Ausflucht bleibt XLI und 56, beyde, Ephorus und (der vermeintliche) Aristoteles hätten eine dritte gemeinsame ältere Quelle abgeschrieben, eine Erklärung, die wenigen genügen wird, da erst nachgewiesen werden müßte, was nicht zu erweisen ist, daß Aristoteles in seinen Schriften ein solches Verfahren beobachtet habe. Vielmehr haben wir, wie bereits erkannt worden, eine andere Quelle außer Aristoteles, die Benutzung des Ephorus. Bey manchen ist die Uebereinstimmung vielleicht nicht so entschieden, als sie dem ersten Anblicke scheinen mag; wenn von Lycurgus bey Heraclides gesagt wird p. 49: λέγεται δὲ καὶ τὴν κρύπτην εἰσηγήσασθαι, so ist damit nur die Ueberlieferung, die Sage, nicht die bestimmte Versicherung des Aristoteles ausgedrückt, und Plutarch hat sich, wenn er unsere Stelle wirklich vor Augen hatte, sehr ungenau ausgedrückt: ἡ δὲ καλουμένη κρυπτία παρ' αὐτοῖς, εἴ γε δὴ τοῦτο τῶν Λυκούργου πολιτευμάτων ἔν ἐστιν, ὡς Ἀριστοτέλης ἱστόρηκε. Nicht minder zweifelhaft ist uns, daß die Notiz p. 4, 12: Πεισίστρατος τριάκοντα τρία ἔτη τυραννήσας γηράσας ἀπέθανεν, dem Aristoteles entnommen seyn soll; dieser bestimmt in der Politik, V, 9, 23, wie der Herausgeber nachweist, daß vom ersten Jahre der Regierung des Pisistratus bis zu seinem Ableben 33 Jahre seyen, daß er zweymal verbannt worden und im Ganzen nur 17 Jahre regierte: δὶς γὰρ ἔφυγε Πεισίστρατος τυραννῶν, ὥστε ἐν ἔτεσι τριάκοντα καὶ τρισὶν ἑπτακαίδεκα ἔτη ἐτυράννευσεν. Dasselbe hat Aristoteles, wie sich von selbst versteht, in den Politieen gesagt; diese ungenaue Zählung von 33 Regierungsjahren scheint mir nicht Fehler des Excerptors zu seyn, da wir aus Justinus 8, 2 sehen, daß andere wirklich so gerechnet haben: Pisistratus . . occupata tyrannide per XXXIII annos regnavit. Weil demnach der Schluß des Herausgebers, wenn gleich wahrscheinlich und blendend, doch an sich nicht bindend und nothwendig ist, und auch die vorhandenen Fragmente selbst manche Einwendung erlauben, andere werden vielleicht Gewichtigeres vorzubringen haben, so können wir der Anforderung, überall nur reine aristotelische Excerpte zu sehen und deren Bedeutung geltend zu machen, nicht beypflichten.

Die Bearbeitung ist, wie man sie von den Kenntnissen des gelehrten Herausgebers erwarten konnte; es ist erfreulich, zu sehen, wie sie das richtige Maß hält und die nöthige Erklärung gibt, wo es die Sache fordert; darum hat man auch seltener Ursache, dem gegebenen Urtheile entgegenzutreten, wie etwa 4, 5 συνέκλεισεν ἕως ἀπόληται, wo Coraes ἀπώλετο schrieb, und Schneidewin bemerkt: non opus, quod libri praebent hanc vim habet, ut duram vocem ipsam fixum consilium declarantis patris audire videamur. Coraes hat Recht, die antike Sprache fordert für den, der nicht mit byzantinischer Gräcität zufrieden ist, ἀπώλετο, und Schneidewin hätte nicht als altgriechisch vertheidigen sollen, was sich nicht vertheidigen läßt. Zusammenhang und Gedanke der Erzählung ist aber offenbar: es wurden keine Könige mehr aus dem Geschlechte der Kodriden genommen διὰ τὸ δοκεῖν τρυφᾶν καὶ μαλακοὺς γεγονέναι; um dieses Urtheil factisch zu widerlegen, übte Hippomenes an seiner Tochter die größte Härte. Der Excerptor kann in seiner Quelle nicht den Hippomenes als βασιλεὺς gelesen haben, der eben wegen dieser Grausamkeit seiner Würde entsetzt wurde; hat er es dennoch und ist die Verdrehung dieser Thatsache seine Schuld, oder hat er p. 5, 4 Ephialtes und Cimon vermischt, dann ist bey ihm nichts sicher; solche Nachlässigkeit findet in der Regel auch nicht in den Excerpten statt; sie sind nur unvollständig und nicht zusammenhängend. Wenn p. 6, 1 von den Archonten gesagt wird: ὁ δὲ βασιλεὺς τὰ κατὰ τὰς θυσίας διοικεῖ καὶ τὰ πολέμια, so ist diese Angabe falsch und kann auf Rechnung des Epitomators fallen, doch war dessen Unwissenheit schwerlich so groß, und erst der Abschreiber hat das Verkehrte durch Auslassen hereingebracht; eher mag jenem das Fehlen des ἄρχων ἐπώνυμος zugeschrieben werden, obschon ὁ δὲ anzudeuten scheint, daß dieser mit μὲν eingeführt vorausgegangen sey.

Darum ist es so wichtig, selbst bey diesen unbedeutenden Resten den handschriftlichen Zustand genau zu kennen, und hierin hat der Herausgeber das größte Verdienst. Ihm stand außer der Editio princeps die Vergleichung von zehn Handschriften zu Gebote, so daß wir jetzt überall mit Sicherheit urtheilen können. Es zeigen sich auch hier zwey Classen, eine ältere (A B C), die vielfach verdorben ist, und eine revidirte, die offenbar von einem geistreichen Griechen des fünfzehnten Jahrhunderts ausgeht, welche in den übrigen erhalten ist. Schneidewin glaubt, er habe alle Codices, die vorhanden sind, benutzt; dieses ist zwar nicht der Fall, da noch mancher der ältern Familie, welche diese Bruchstücke dem Aelianus zuschreiben, eben deßwegen unbeachtet geblieben ist, aber sicher wird außer mißverstandenen Abbreviaturen keiner neues Material geben, was nicht schon in Schneidewins Ausgabe vorliegt. Der Palatinus 155 enthält, gewiß nicht der einzige bis jetzt unbeachtete, ebenfalls diese Bruchstücke und gehört der ersten Familie. Es wäre zu wünschen gewesen, daß gerade dieser Herrn Schneidewin nicht entgangen wäre; alles nämlich deutet darauf hin, daß A (Paris. 1657) aus ihm unmittelbar abgeschrieben ist, die Verschiedenheit des Alters, die Uebereinstimmung des Textes im Heraclides und Philostratus, endlich besonders die Umstellung von Büchern und Capiteln im Aelianus; der Palatinus hatte nämlich früher eine Lage von zehn Blättern versetzt, die erst durch das Binden in Rom in die gehörige Ordnung gebracht wurde.

(Schluß folgt.)

Beyträge zur Erklärung des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich.

(Schluß.)

Im Anhange endlich bespricht der Verf. zwey schwierige Stellen in ausführlichster Weise; vielleicht kommen wir bey anderer Gelegenheit auf sie und auf die Erklärung des Verf. zurück; hier genüge nur die Angabe dessen, was aufgestellt wird. 1) Ueber den Anfang der zweyten peloponnesischen Kriegszeit Thuc. V, 25: καὶ ἐπὶ ἓξ ἔτη μὲν καὶ δέκα μῆνας, hier liest H. Ullrich δ' (τέσσαρας μῆνας), was auch Krüger vorgeschlagen, und begreift darunter die Dauer der Zwischenzeit bis zum Anfange des Sicilischen Krieges; mit den daran sich schließenden Worten: ἀπέσχοντο μὴ ἐπὶ τῶν ἑκατέρων γῆν στρατεῦσαι, ἔξωθεν δὲ μετ' ἀνακωχῆς οὐ βεβαίου ἔβλαπτον ἀλλήλους τὰ μάλιστα werde das eigenthümliche Wesen der ganzen friedlich kriegerischen Zwischenzeit von acht Jahren bezeichnet, durch die folgenden: ἔπειτα μέντοι καὶ ἀναγκασθέντες λῦσαι τὰς μετὰ τὰ δέκα ἔτη σπονδὰς αὖθις ἐς πόλεμον φανερὸν κατέστησαν auf den Anfang des Dekeleischen Krieges hingewiesen. 2) Ueber I, 2 und VII, 50; dort wird statt διὰ τὰς μετοικίας ἐς τὰ ἄλλα μὴ ὁμοίως αὐξηθῆναι geschrieben διὰ τὰς μετοικήσεις τὰ ἄλλα μὴ ὁμ. αὐξηθῆναι — hier statt ἡ τοῖς Συρακοσίοις στάσις ἐς φίλια ἐξεπεπτώκει — ἐς φιλίαν vertheidigt, so daß ἡ στάσις ἐς φιλίαν τοῖς Σ. eine Partey bezeichne, welche sich in Agrigent für eine Befreundung mit den Syrakusanern erhoben hatte. Ein dritter Nachtrag handelt über die Finsternisse der sieben und zwanzig Jahre des Peloponnesischen Krieges von Frühlingsanfang 431 — 404, und die bezüglichen Studien der neueren Astronomen, Heis, Pingré und Rümker; die Berechnungen dieser beurkunden auch in solchen Aufzeichnungen die zuverlässigste Genauigkeit unseres Geschichtschreibers.

Georg Thomas.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. August.

Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Ueber Platons Phädon. Vorlesung gehalten von Dr. G. F. Rettig, Professor der Philologie in Bern, d. Z. Rektor. Bern und St. Gallen, 1846. Huber und Comp. (Körber).

Es gibt in der wissenschaftlichen Literatur einzelne Werke, welche auch unter den vorzüglichen Erscheinungen eine hervorragende Stellung einnehmen und so zu sagen eine constitutive Geltung besitzen, in so fern ihnen das Verdienst zukommt, nicht bloß fördernd auf den Gang einer Wissenschaft eingewirkt, sondern die Untersuchung eigentlich erst auf die Bahn gebracht und durch Feststellung der wesentlichen Momente, um die es sich handelt, die einzuschlagende Richtung vorgezeichnet zu haben. Zu diesen Werken gehört unstreitig Schleiermachers Uebersetzung der platonischen Schriften, welche für Platon ungefähr das ist, was Wolfs Prolegomena für Homer und Niebuhrs Werk für die römische Geschichte. Daher kommt es, daß alle nachfolgenden Untersuchungen über Platon und seine Schriften auf Schleiermacher zurückgehen und sich an ihn, sey es ergänzend und bestätigend, oder bekämpfend und berichtigend anschließen. Aus einem solchen Verhältnisse ist z. B. das umfassende Werk K. Fr. Hermanns hervorgegangen, der selbst ausdrücklich (Gesch. u. S. der Pl. Ph. I. S. 347) das Gelingen seiner ganzen Arbeit von der Begründung seines Widerspruches gegen Schleiermacher abhängig macht und insbesondere als den Kern seiner Polemik die Frage über Abfassungszeit und Stellung des Phädrus anerkennt. Ebenso hat Herr Rettig kürzlich der Widerlegung einer Ansicht Schleiermachers seine ausführlichen Prolegomena ad Platonis Rempublicam gewidmet, freylich, wie es scheint, bis jetzt mit geringem Erfolge des Beyfalles und der Zustimmung. Einen ähnlichen Zweck verfolgt die vorliegende Abhandlung über den Phädon, welche bestimmt ist, im Gegensatze gegen die Schleiermacher'sche Auffassung dieses Werkes zu zeigen, daß die Aufgabe desselben keine andere ist als „die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, namentlich die Beweise für dieselbe, eingefaßt in den Rahmen der Schilderung der letzten Lebensmomente des sterbenden Sokrates." (S. 27.) Schleiermacher nämlich, um die Stelle zu rechtfertigen, welche er diesem Gespräche in Verbindung mit dem Symposion in der Reihenfolge der platonischen Schriften, zwischen den sogenannten megarischen Gesprächen einerseits und dem Philebus nebst dem Staate und Timäus anderseits, anweisen zu müssen glaubt, macht darauf aufmerksam, daß mit den Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele noch eine andere Untersuchung verbunden und gleichsam verwachsen ist, nämlich die Darstellung des Philosophen als des ächten Forschers nach der Wahrheit, die der einzige und höchste Gegenstand seines Bestrebens ist, das, wornach er trachtet und wofür er lebt und stirbt. Allerdings legt Schleiermacher auf diese Seite der Darstellung einen besondern Nachdruck, und er muß es thun, weil er ihr erst Anerkennung zu verschaffen hat. Nun könnte Hr. R. wohl sagen, die gleiche Nöthigung liege ihm ob, im Gegensatze gegen Schleiermacher den Hauptnachdruck auf die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele zu legen; und zwar geschähe dieß mit vollem Rechte, wenn Sch. diese über dem anderen Gegenstande außer Acht gelassen

wunderliches Mißverständniß des Gesagten, wenn Jemand dieses so streng und äußerlich nehmen wollte, daß die beyden Gespräche der dritte Theil jener im Sophisten angekündigten Trilogie sind, als ob Platon, die öftere Wiederholung der nämlichen Form fürchtend, nun den Philosophen auf eine andere Weise darzustellen beschlossen, und weil er statt der etwas trocknen ironischen Eintheilungen wieder die prachtvollste Mimik erwählt hätte, eben dadurch vielleicht zu einer Theilung des Gegenstandes bewogen worden wäre, und sich so beyde Gespräche mit einander construirt und sie zugleich entworfen hätte. Denn es wäre zu derb und handfest, dergleichen behaupten zu wollen. Sondern leicht kann Platon die Trilogie haben unvollendet fallen gelassen, meinend, seine Leser könnten sich nun den Philosophen — selbst construiren aus manchem früheren und späteren, worauf er sie in Gedanken verweisen konnte. Hat es sich aber auch so verhalten, so mußte ihm dennoch, und dieß ist es eigentlich nur, was wir behaupten, im Fortschreiten auf seiner schriftstellerischen Laufbahn nothwendig dieselbe Aufgabe unter einer andern Form wiederkommen." Unter solcher Beschränkung, welche jeder leichtfertigen Verdrehung der Thatsache vorbeugt, finden wir auch keinen Grund zum Widerspruch gegen Schleiermacher, der uns vielmehr besonnener zu verfahren scheint als diejenigen etwa, welche um jeden Preis den Parmenides auch in formeller Hinsicht zum unzweifelhaften und vollgiltigen Schlusse der oben genannten Trilogie machen wollen.

(Schluß folgt.)

ΕΚ ΤΩΝ ΗΡΑΚΛΕΙΔΟΥ ΠΕΡΙ ΠΟΛΙΤΕΙΩΝ.
Heraclidis Politiarum quae exstant.

(Schluß.)

Ist dem aber so, wie ich überzeugt bin, dann ist p. 20, 17 τὰ μάλιστα, was nur aus A aufgenommen ist, offenbar nichts, als (wie p. 14, 3 ἀνέμους) ein eigenmächtiger Zusatz des Abschreibers, der keine Beachtung verdient und wieder aufzugeben ist. Wenn einiges aus A nicht angegeben ist, so beruht dieses wohl nur auf mangelhafter Vergleichung, wie gewiß auch dort p. 22 Artikel XXVII vor XXVI steht mit C und Palat. p. 12, 14 hat letzterer ἀποκτείνειν statt ἀποκτεῖναι, 6, 9 περὶ falsch statt παρὰ, 22, 2 δυναστικοὶ für δυναστευτικοί, was diesem wenigstens gleich steht. Dieser Palatinus steht nun im nächsten Verhältnisse zu C und schließt sich genau an ihn, selbst in Schreibfehlern sind sie übereinstimmend, 15, 13 ἠρίμωσεν, 23, 8 ἀποδῶντες, doch hat er 24, 9 κλέπτων, 26, 10 ὠνόμασαν; auch die Lücke ist 11, 11, doch nicht so groß und nur im Umfange von sieben Buchstaben; manche Abweichung beruht auf dem Compendium des Schreibers, z. B. 20, 2 ἀτυχήμα, so ist 20, 8 γεγονέναι des A aus γεν des Palat.

Diese Familie A B C Palat. halte ich für die ältere Quelle, aus welcher durch Correction die andern hervorgegangen sind. Wie es gekommen, daß in diesen 22, 2 die Worte: ἦσαν δὲ καὶ ἄλλοι δυναστευτικοὶ παρὰ τοῖς Ῥηγίνοις fehlen, weiß ich nicht; ich halte aber die nothwendige Ergänzung einer ganzen Zeile 13, 6, die nur in dieser zweyten Familie steht und in der ersten fehlt, nicht aus einer andern vollständigeren Handschrift genommen, sondern für Verbesserung dessen, dem man die treffliche Berichtigung so vieler verdorbener Stellen in diesen Blättern verdankt, vergl. Schneidewin pag. LXIV — V; eben daher rührt, wie ich glaube, der Zusatz p. 9, 17 — 8. — Druck und Papier ist ausgezeichnet, 20, 11 ist durch Versehen XXXIII für XXIII.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1) Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenraçe, eine Abhandlung von Dr. Franz Pruner. Mit 2 Tafeln. 1846.

2) Topographie médicale du Caire, avec le Plan de la ville et des environs par le D. Fr. Pruner. Munich aux frais de l'auteur 1847.

Dr. Pruner, der treffliche bayerische Arzt, jedem deutschen, ja jedem gebildeten europäischen Reisenden, welcher seit einer Reihe von Jahren nach Aegypten kam, wohl bekannt; von den vornehmen Bewohnern der ägyptischen Hauptstadt hoch geachtet und geehrt, von den ärmeren und hülfsbedürftigen wie ein wohlthätiger Vater und Freund geliebt, kehrte auf einige Zeit nach seiner Vaterstadt München zurück, um hier mit Benutzung der literarischen Hülfsmittel, welche die Bibliotheken ihm darboten, vor allem aber um in ungestörter Muse einen Theil des überreichen Vorrathes der Erfahrungen und Erkenntnisse, welche er im fremden Lande sich gesammelt, zu einem wissenschaftlichen Ganzen zu verarbeiten. Wir haben von ihm während dem kurzen Verlauf eines Jahres drey Schriften erhalten, welche durch ihren reichen Gehalt so wie durch die Behandlungsweise und Anordnung ihres Stoffes zu den beachtenswerthesten Erscheinungen in dem Gebiete der Heilkunde und Anthropologie gehören. Die erste dieser Schriften, jene über die altägyptische Menschenraçe, wurde von ihrem Verf., in welchem die k. Akademie der Wissenschaften zu München eines ihrer thätigsten Mitglieder, einen der freygebigsten Wohlthäter ihrer Sammlungen verehrt, am Tage der öffentlichen Sitzung dieser Anstalt zur Geburtstagsfeyer Sr. Majestät des Königs (am 24. Aug. 1846) vorgelesen. Dieselbe fleißige Hand ließ kurz hernach auch die meisterhafte französische Monographie ausgehen, welche wir oben in der Ueberschrift dieser Anzeige nannten und deren Inhalt uns abermals von seinem vorherrschend ärztlichen Standpunkte aus in das hier zunächst uns angehende allgemeinere wissenschaftliche Gebiet der Menschenkunde einführt. Von dem dritten, an Umfang so wie an centralem Gehalt bedeutungsvollesten Werke: „die Krankheiten des Orients, vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie," werden wir, so weit sein großer Gegenstand in den Bereich dieser gelehrten Anzeigen gehört, bey einer andern Gelegenheit Bericht erstatten.

Was uns in dem Inhalt der oben genannten Topographie nicht nur von Cairo, sondern von Aegypten überhaupt in einem vorzüglichen Maaße anzieht und auch hier uns beschäftigen soll, das ist die wohlgelungene in scharfen Umrissen gezeichnete Beschreibung der verschiedenen Völkerstämme, welche noch jetzt im Nilthale und vor allem in Cairo, diesem bedeutenden Mittelpunkt des nordafrikanischen Sklavenhandels, sich zusammengesellt finden. Zum großen Theil erscheint diese Zusammengesellung als eine zufällige und vorübergehende, aber mitten in dem wechselnden Strome der hier, an der großen Heerstraße des Völkerverkehres sich begegnenden und bald wieder sich trennenden Fremdlinge aus Süd und Nord, aus West und Ost erkennt man leicht

einen feststehenden, durch fremde Einmischung zwar in etwas veränderten, noch immer aber in seinen Hauptzügen sich gleich gebliebenen Stamm, der seine Wurzeln seit uralter Zeit tief in den Boden des gesegneten Nilthales geschlagen hat: dieß sind die eingebornen Kopten und Fellahs, der in Städten oder auf dem Lande lebende Rest der alten Aegypter. Mit der naturgeschichtlichen Betrachtung dieses durch seine geistige Entwicklung und seine Kunstwerke wie durch seine Schicksale so hochbedeutenden Volksstammes, der noch jetzt im Bild so wie in der Leichengestalt der Mumien uns vor Augen steht, hat sich der gelehrte Verfasser in der zuerst genannten Abhandlung auf eine gründlich erschöpfende Weise beschäftigt. Wir hoffen deßhalb, daß eine ausführliche Anzeige jener Gelegenheitsschrift für alle Leser dieser Blätter von hohem Interesse seyn werde und halten eine solche um so mehr für zweckmäßig, da jene Abhandlung als eine akademische Gelegenheitsschrift bisher noch nicht in den öffentlichen Buchhandel gekommen, sondern nur unter einem engeren Kreise der Leser verbreitet ist.

Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrace sind uns in dreyfacher Form und Weise erhalten worden: 1) in jener der augenfällig treuen Abbildungen durch Meißel oder Pinsel, die sich an den uralten ägyptischen Kunstwerken finden, verglichen mit den Beschreibungen der Schriftsteller des Alterthumes; 2) in den organischen Ueberresten, die sich als Mumien und Skelete erhalten haben; 3) in jenen der noch jetzt, wenn auch schon vielfach entstellten, in koptischen Schriften erhaltenen Sprache. Schon aus der genauen Beachtung der beyden ersteren Formen der übergebliebenen Schattenrisse hat Morton es erwiesen, daß jenes kunstreiche Volk, welches die Pyramiden erbaute, daß die alten Aegypter weder vom Stamm der Neger, noch der Semiten, sondern ein andrer, eigenthümlicher Zweig der kaukasischen Race waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Platons Phädon. Vorlesung gehalten von Dr. G. F. Rettig.

(Schluß.)

Auch Hr. R. scheint dieser Ansicht keine Beystimmung zu schenken und verweist vielmehr, um jeder anderen Darstellung des Philosophen den Stab zu brechen, auf das fünfte, sechste und siebente Buch des Staates als der einzigen und ausschließenden Darstellung dieses Gegenstandes. Diesen Grundsatz der Ausschließlichkeit bekennen wir nicht theilen zu können, und erachten ihn für durchaus unentsprechend dem Wesen des platonischen Schriftstellerthums und der philosophischen Mittheilung überhaupt, welche ihrer Natur nach einer erneuerten und gesteigerten Behandlung desselben Gegenstandes keineswegs abhold ist.

Fassen wir unser Urtheil über die Polemik des Vf. gegen Schleiermacher zusammen, so gestehen wir derselben keine große Wirkung beymessen zu können und ihr eigentlich nur in dem Punkte beyzutreten, wo Hr. R. die von Schl. vermuthete Nebenansicht einer Art Selbstvertheidigung in Erinnerung an die eigenen sikelischen Begebenheiten entschieden zurückweist. Sehen wir dagegen von diesem polemischen Theile ab, so finden wir vielmehr in der vorliegenden Schrift eine sehr sorgfältige, alle einzelnen Andeutungen fein berücksichtigende Nachweisung für den Grundgedanken der Schleiermacher'schen Ansicht, wornach „das Sterbenwollen des Weisen“ es ist, „aus dem sich alle folgenden Untersuchungen entwickeln.“

Der Polemik gegen Schleiermacher folgt eine Bekämpfung der von K. Fr. Hermann ausgesprochenen Ansicht über die Aufeinanderfolge der Beweise für die Unsterblichkeit, worin sich der Stufengang ausdrücken soll, den Platons Ansicht von der Fortdauer der Seele nach dem Tode je nach den verschiedenen Perioden seiner philosophischen Entwicklung genommen hatte. Diese Annahme findet unser Vf. „weder mit der Entstehungsweise eines philo-

sophischen Kunstwerks, noch mit dem, der Composition desselben zu Grunde liegenden Plan, noch mit der Natur und dem Wesen der einzelnen Beweise" verträglich, und bestreitet sie demnach im Allgemeinen und Einzelnen. Auch wir glauben mit dem Verf. einer freyeren Ansicht den Vorzug geben zu müssen, welche die Anordnung der Beweise nicht auf ein chronologisches Princip, sondern allein auf die in dem Gespräche selbst liegenden inneren Motive zurückführt. Gleichwohl ist es möglich, daß jener Auffassung dennoch auch eine gewisse Wahrheit zukommt, da es an sich nicht undenkbar ist, daß die Momente, welche in dem Gegenstande selbst liegen, als natürliche Stufen der Betrachtung, zugleich den Entwicklungsstufen, welche der Schriftsteller in seiner Erkenntniß des Gegenstandes durchgemacht hat, entsprächen. Nur ist die Sache von der Art, daß sie eine bestimmte Behauptung und Ueberzeugung schwerlich zuläßt und am wenigsten gestattet, die eine Ordnung als Probe für die andere geltend zu machen. Offenbar ist hier Hermann in dieselbe Uebertreibung verfallen, welche er in dem von Schleiermacher für die Anordnung der platonischen Schriften überhaupt aufgestellten Principe wohl erkannt und mit Recht verworfen hat. Läßt man die richtige Ermäßigung eintreten, so wird man zunächst das anzuerkennen haben, worauf unser Vf. hinweist, daß die einzelnen Beweise aus der Sache selbst als Momente einer gegliederten und sich gegenseitig unterstützenden Beweisführung nach den hierbey möglichen Gesichtspunkten sich entwickeln; daß damit aber zugleich auch die schon in frühern Werken vorkommenden Beweise an der ihnen gebührenden Stelle, wo sie ebenso die Gesammtwirkung verstärken, wie sie ihrerseits durch dieselbe verstärkt werden, wieder erscheinen, und daß, in so fern jeder Beweis zugleich die Widerlegung einer entgegenstehenden Ansicht enthält, manche Beziehung auf die in früheren Werken durchgeführte Polemik gegen fremde Lehren auftaucht; daß somit der Phädon alle vorausgehenden Erörterungen über diesen Gegenstand in einer höheren und vollständigeren Darstellung zusammenfaßt, wozu nur der Staat nach des Verf. Bemerkung ein hier nicht zur Sprache kommendes Moment hinzufügt. Im Wesentlichen werden wir dadurch wieder auf das von Schl. bereits erkannte Verhältniß zurückgeführt, der zur Unterstützung seiner von unserem Verf. widersprochenen Ansicht (S. 5 der Einl.) sagt: „daher auch in den vorigen Gesprächen, in denen das Erkennen gesucht wurde, die Unsterblichkeit immer zugleich mit gesucht und geahnet ward; und man kann sagen, daß beyde vom Gorgias und Theaitetos an immer mehr annähernd zusammentreten, bis sie endlich hier auf's genaueste verknüpft werden" — und weiter unten, wo die Beziehungen des Phädon zu anderen Dialogen, z. B. Menon und insbesondere zum Phädrus näher besprochen werden.

Der Verf. bringt noch einige Einzelnheiten zur Sprache, die in ihrer Wirkung auf das Ganze bisher weniger beachtet zu werden pflegten. Wir führen jene Stelle an, wo Sokrates seiner Gedichte Erwähnung thut, die er auf Anlaß eines Traumgesichtes im Gefängniß verfertigt habe. Zunächst sucht der Verf. den Leser über diesen dem Sokrates zugeschriebenen Traumglauben zu orientiren, durch Verweisung auf jene Stelle im neunten Buche des Staates, wo Platon gerade dem Philosophen, welcher ein wahres Geistesleben führe, wahrhafte Traumerscheinungen zuschreibt. Um aber die Bedeutsamkeit jener Erwähnung noch klarer hervortreten zu lassen, setzt er sie in Verbindung mit einer späteren Stelle, wo sich Sokrates mit den Schwänen vergleicht, die als Diener des Apollo vor ihrem Ende des Gesanges theilhaftig würden, da sie, mit Prophetengabe ausgerüstet, das Glück im Hades vorausahnten; er erkenne sich nun als ihr Mitdiener und besitze nicht weniger jene Prophetengabe, vermöge der er beym Herannahen des Todes so freudig gestimmt sey. Dadurch wird dem Vf. auch „die fast auffallende Erzählung, wie die Festfeyer des Gottes den Tod des Sokrates verhindert habe, in ihrer Absicht und Ausführlichkeit erklärlich." Den Hauptaccent in jener früheren Aeußerung möchten wir auf den Ausspruch legen, durch welchen Platon die Philosophie als die höchste Musenkunst erklärt, eine Ansicht, die ihm in Berücksichtigung anderer Stellen sichtlich am Herzen liegt und die zugleich mit den übrigen Verhandlungen über das Wesen der philosophischen Erkenntniß im engsten Zusammenhange steht. Offenbar aber

einen feststehenden, durch fremde Einmischung zwar in etwas veränderten, noch immer aber in seinen Hauptzügen sich gleich gebliebenen Stamm, der seine Wurzeln seit uralter Zeit tief in den Boden des gesegneten Nilthales geschlagen hat: dieß sind die eingebornen Kopten und Fellahs, der in Städten oder auf dem Lande lebende Rest der alten Aegypter. Mit der naturgeschichtlichen Betrachtung dieses durch seine geistige Entwicklung und seine Kunstwerke wie durch seine Schicksale so hochbedeutenden Volksstammes, der noch jetzt im Bild so wie in der Leichengestalt der Mumien uns vor Augen steht, hat sich der gelehrte Verfasser in der zuerst genannten Abhandlung auf eine gründlich erschöpfende Weise beschäftigt. Wir hoffen deßhalb, daß eine ausführliche Anzeige jener Gelegenheitsschrift für alle Leser dieser Blätter von hohem Interesse seyn werde und halten eine solche um so mehr für zweckmäßig, da jene Abhandlung als eine akademische Gelegenheitsschrift bisher noch nicht in den öffentlichen Buchhandel gekommen, sondern nur unter einem engeren Kreise der Leser verbreitet ist.

Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenrace sind uns in dreyfacher Form und Weise erhalten worden: 1) in jener der augenfällig treuen Abbildungen durch Meißel oder Pinsel, die sich an den uralten ägyptischen Kunstwerken finden, verglichen mit den Beschreibungen der Schriftsteller des Alterthumes; 2) in den organischen Ueberresten, die sich als Mumien und Skelete erhalten haben; 3) in jenen der noch jetzt, wenn auch schon vielfach entstellten, in koptischen Schriften erhaltenen Sprache. Schon aus der genauen Beachtung der beyden ersteren Formen der übergebliebenen Schattenrisse hat Morton es erwiesen, daß jenes kunstreiche Volk, welches die Pyramiden erbaute, daß die alten Aegypter weder vom Stamm der Neger, noch der Semiten, sondern ein andrer, eigenthümlicher Zweig der kaukasischen Race waren.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Platons Phädon. Vorlesung gehalten von Dr. G. F. Rettig.

(Schluß.)

Auch Hr. R. scheint dieser Ansicht keine Beystimmung zu schenken und verweist vielmehr, um jeder anderen Darstellung des Philosophen den Stab zu brechen, auf das fünfte, sechste und siebente Buch des Staates als der einzigen und ausschließenden Darstellung dieses Gegenstandes. Diesen Grundsatz der Ausschließlichkeit bekennen wir nicht theilen zu können, und erachten ihn für durchaus unentsprechend dem Wesen des platonischen Schriftstellerthums und der philosophischen Mittheilung überhaupt, welche ihrer Natur nach einer erneuerten und gesteigerten Behandlung desselben Gegenstandes keineswegs abhold ist.

Fassen wir unser Urtheil über die Polemik des Vf. gegen Schleiermacher zusammen, so gestehen wir derselben keine große Wirkung beymessen zu können und ihr eigentlich nur in dem Punkte beyzutreten, wo Hr. R. die von Schl. vermuthete Nebenansicht einer Art Selbstvertheidigung in Erinnerung an die eigenen sikelischen Begebenheiten entschieden zurückweist. Sehen wir dagegen von diesem polemischen Theile ab, so finden wir vielmehr in der vorliegenden Schrift eine sehr sorgfältige, alle einzelnen Andeutungen fein berücksichtigende Nachweisung für den Grundgedanken der Schleiermacher'schen Ansicht, wornach „das Sterbenwollen des Weisen" es ist, „aus dem sich alle folgenden Untersuchungen entwickeln."

Der Polemik gegen Schleiermacher folgt eine Bekämpfung der von K. Fr. Hermann ausgesprochenen Ansicht über die Aufeinanderfolge der Beweise für die Unsterblichkeit, worin sich der Stufengang ausdrücken soll, den Platons Ansicht von der Fortdauer der Seele nach dem Tode je nach den verschiedenen Perioden seiner philosophischen Entwicklung genommen hatte. Diese Annahme findet unser Vf. „weder mit der Entstehungsweise eines philo-

sophischen Kunstwerks, noch mit dem, der Composition desselben zu Grunde liegenden Plan, noch mit der Natur und dem Wesen der einzelnen Beweise" verträglich, und bestreitet sie demnach im Allgemeinen und Einzelnen. Auch wir glauben mit dem Verf. einer freyeren Ansicht den Vorzug geben zu müssen, welche die Anordnung der Beweise nicht auf ein chronologisches Princip, sondern allein auf die in dem Gespräche selbst liegenden inneren Motive zurückführt. Gleichwohl ist es möglich, daß jener Auffassung dennoch auch eine gewisse Wahrheit zukommt, da es an sich nicht undenkbar ist, daß die Momente, welche in dem Gegenstande selbst liegen, als natürliche Stufen der Betrachtung, zugleich den Entwicklungsstufen, welche der Schriftsteller in seiner Erkenntniß des Gegenstandes durchgemacht hat, entsprächen. Nur ist die Sache von der Art, daß sie eine bestimmte Behauptung und Ueberzeugung schwerlich zuläßt und am wenigsten gestattet, die eine Ordnung als Probe für die andere geltend zu machen. Offenbar ist hier Hermann in dieselbe Uebertreibung verfallen, welche er in dem von Schleiermacher für die Anordnung der platonischen Schriften überhaupt aufgestellten Principe wohl erkannt und mit Recht verworfen hat. Läßt man die richtige Ermäßigung eintreten, so wird man zunächst das anzuerkennen haben, worauf unser Vf. hinweist, daß die einzelnen Beweise aus der Sache selbst als Momente einer gegliederten und sich gegenseitig unterstützenden Beweisführung nach den hierbey möglichen Gesichtspunkten sich entwickeln; daß damit aber zugleich auch die schon in frühern Werken vorkommenden Beweise an der ihnen gebührenden Stelle, wo sie ebenso die Gesammtwirkung verstärken, wie sie ihrerseits durch dieselbe verstärkt werden, wieder erscheinen, und daß, in so fern jeder Beweis zugleich die Widerlegung einer entgegenstehenden Ansicht enthält, manche Beziehung auf die in früheren Werken durchgeführte Polemik gegen fremde Lehren auftaucht; daß somit der Phädon alle vorausgehenden Erörterungen über diesen Gegenstand in einer höheren und vollständigeren Darstellung zusammenfaßt, wozu nur der Staat nach des Verf. Bemerkung ein hier nicht zur Sprache kommendes Moment hinzufügt. Im Wesentlichen werden wir dadurch wieder auf das von Schl. bereits erkannte Verhältniß zurückgeführt, der zur Unterstützung seiner von unserem Verf. widersprochenen Ansicht (S. 5 der Einl.) sagt: „daher auch in den vorigen Gesprächen, in denen das Erkennen gesucht wurde, die Unsterblichkeit immer zugleich mit gesucht und geahnet ward; und man kann sagen, daß beyde vom Gorgias und Theaitetos an immer mehr annähernd zusammentreten, bis sie endlich hier auf's genaueste verknüpft werden" — und weiter unten, wo die Beziehungen des Phädon zu anderen Dialogen, z. B. Menon und insbesondere zum Phädrus näher besprochen werden.

Der Verf. bringt noch einige Einzelnheiten zur Sprache, die in ihrer Wirkung auf das Ganze bisher weniger beachtet zu werden pflegten. Wir führen jene Stelle an, wo Sokrates seiner Gedichte Erwähnung thut, die er auf Anlaß eines Traumgesichtes im Gefängniß verfertigt habe. Zunächst sucht der Verf. den Leser über diesen dem Sokrates zugeschriebenen Traumglauben zu orientiren, durch Verweisung auf jene Stelle im neunten Buche des Staates, wo Platon gerade dem Philosophen, welcher ein wahres Geistesleben führe, wahrhafte Traumerscheinungen zuschreibt. Um aber die Bedeutsamkeit jener Erwähnung noch klarer hervortreten zu lassen, setzt er sie in Verbindung mit einer späteren Stelle, wo sich Sokrates mit den Schwänen vergleicht, die als Diener des Apollo vor ihrem Ende des Gesanges theilhaftig würden, da sie, mit Prophetengabe ausgerüstet, das Glück im Hades vorausahnten; er erkenne sich nun als ihr Mitdiener und besitze nicht weniger jene Prophetengabe, vermöge der er beym Herannahen des Todes so freudig gestimmt sey. Dadurch wird dem Vf. auch „die fast auffallende Erzählung, wie die Festfeyer des Gottes den Tod des Sokrates verhindert habe, in ihrer Absicht und Ausführlichkeit erklärlich." Den Hauptaccent in jener früheren Aeußerung möchten wir auf den Ausspruch legen, durch welchen Platon die Philosophie als die höchste Musenkunst erklärt, eine Ansicht, die ihm in Berücksichtigung anderer Stellen sichtlich am Herzen liegt und die zugleich mit den übrigen Verhandlungen über das Wesen der philosophischen Erkenntniß im engsten Zusammenhange steht. Offenbar aber

und für jeden nur einigermaßen aufmerksamen Leser fühlbar ist die Bedeutung, welche die oben erwähnte Stelle für die Weiterführung des Gespräches hat, das nach seiner kunstreichen Anlage und Motivirung durch die innere Wahrheit und Schönheit, die ihm inwohnt, zu den vollendetsten Mustern dieser Gattung gehört und die wunderbare Kunst Platons in der dramatischen Behandlung wie wenige andere darthut.

Um so tiefer müßte es jeden wahren Freund humanistischer Bildung betrüben, wenn der auf offenbarer Unkunde und Oberflächlichkeit beruhende Satz, den man neuerdings vernommen hat, zu allgemeinerer Anerkennung gebracht würde, wornach die ohnedieß nicht zu eifrig gepflegte Lektüre Platons ganz aus unsern Schulen verbannt werden sollte durch die Behauptung: was die Schüler vom Platon verstünden, erscheine ihnen trivial und gewöhnlich; was ihnen nicht so erscheine, verstünden sie nicht. Das müßten nach unserer Ueberzeugung arg verbildete und durch ungesunde Genüsse überreizte Gemüther seyn, denen ein Werk wie Phädon den Eindruck der Trivialität hinterließe. Und wollte man ihn als zu schwer für die Schule erklären, so müßten wir dieser Voraussetzung aus eigener Erfahrung widersprechen, die wir zwar nicht als Lehrer gemacht, wozu wir noch keine Gelegenheit hatten, wohl aber als Schüler, und wir können aus dieser Erinnerung versichern, daß uns diese Lektüre besondere Freude und Genuß gewährte und wohl für manche den Anfang eines dauernden Verkehres mit Platon begründete, was nicht der Fall gewesen wäre, wenn sie unsere Kräfte wirklich überstiegen hätte. Was sollen es auch für übermäßige Schwierigkeiten seyn, die eine solche Schrift Platons einem Schüler böte, dem man nicht nur den ganzen Sophokles, sondern sogar den Agamemnon des Aeschylus zumuthet!? Natürlich darf man von dem Jünglinge nicht das Verständniß eines Mannes fordern oder erwarten, was er ja auch nicht dem Dichter und Geschichtschreiber entgegenbringt. Vielmehr ist es ein Gewinn, wenn die erste Bekanntschaft einen Stachel zurückläßt und das Gefühl erweckt, daß auch bey späterer, erneuter Betrachtung noch etwas zu holen ist. Nur glauben wir auf eine schon früher ausgesprochene Ansicht zurückkommen zu müssen, daß man nämlich nicht zu den kleineren Dialogen als den leichteren seine Zuflucht nehme, da die supponirte größere Leichtigkeit, genau besehen, doch nur eine illusorische ist und sogleich verschwindet, wenn man bedenkt, daß sprachliche Schwierigkeiten wohl überhaupt nicht in dieser Frage in Betrachtung kommen, und daß dagegen das Gesammtverständniß dieser kleinen Schriften in ihrer Bedeutung und Abzweckung oft schwieriger ist, als bey größeren und mehr als bey diesen an den Zusammenhang mit anderen Werken gewiesen; ferner daß dieselben, und dieß ist das wichtigste, gemeiniglich einen minder befriedigenden Eindruck hinterlassen, wodurch sie gegenüber den poetischen Werken, welche der Schüler auf jener Stufe zu lesen pflegt, allerdings zu sehr in ein nachtheiliges Verhältniß kommen, was nicht der Fall ist, wenn man sich an die größeren, vollendeteren Dialoge hält. Einige der kleineren Schriften möchten wir freylich von dieser Bemerkung ausnehmen, wie z. B. die Apologie und den Kriton, welche im Zusammenhange mit Phädon gelesen die beste Einleitung zu dem größeren Werke abgeben. Unschwer aber möchte es zu beweisen seyn, daß die Lektüre Platons nothwendig zu der Organisation unserer Schulen gehört und in gegenwärtiger Zeit noch ganz besonders eine dringende Pflicht und unerläßliche Forderung für unsere Gymnasien ist; daß also ein Gymnasium, welches sich ihr entzöge, ein wesentliches Gebrechen auf sich nähme. Wir fühlen wohl, daß wir hiermit nur Behauptung gegen Behauptung gestellt haben, wie wir denn auch nichts anderes beabsichtigten, als uns eines lang gehegten Anliegens zu entledigen, für dessen Besprechung an diesem Orte wir ohnedieß der Nachsicht bedürfen, um so mehr aber die Ausführung und Begründung, zu der wir jeder Zeit bereit sind, einer anderen, schicklicheren Gelegenheit vorbehalten müssen.

Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1) Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenraçe, eine Abhandlung von Dr. Franz Pruner.

2) Topographie médicale du Caire, avec le Plan de la ville et des environs par le Dr. Fr. Pruner.

(Fortsetzung.)

Die Wandgemälde, Bildwerke und Mumien aus den Gräbern des alten Memphis stellen uns, zusammengenommen den altägyptischen Menschenschlag in Zügen dar, welche vielleicht noch am meisten mit denen des indischen Stammes übereinstimmen. Der schlanke Körper mit feinem Gliederbau ist von mittlerer Statur, die Hautfarbe roth beym männlichen, gelblich beym weiblichen Geschlecht, Haupt wie Angesicht oval, ein wollenartig kräuselnder dunkler Haarwuchs, feine leicht gebogene Augenbrauen über den tief liegenden Augen, von außen nach innen eine wenig geneigte, mandelförmige Augenliederöffnung, eine ebenmäßige, mit der etwas zurückweichenden Stirne fast gleich laufende Nase, ein kleiner Mund mit fleischigen Lippen, ein rundes, nicht vorstehendes, mit dünnem Barte bewachsnes Kinn, kleine Hände mit fein zugespitzten Fingern, an den zart gebauten Füßen die zweyte Zehe mit der großen Zehe in gleicher Linie, dieß sind die Hauptzüge, in denen uns die altägyptische Kunst das Volk darstellt, dem sie diente und aus dessen Mitte sie hervorgegangen war. Wie treu diese Kunst ihren Gegenstand erfaßt und nachgebildet hat, das lehrt uns die Betrachtung des Skeletes aus den Mumiengräbern. Die Knochen des oval gebildeten Schädels sind dünn und fein, die Schläfe leicht gewölbt, die Jochbogen und Fortsätze wie der Oberkiefer vertikal, der Unterkiefer ist fein, schmal und zurücktretend, die Augenhöhlen sind gerundet und den Nasenbeinen genähert, der Gesichtswinkel beträgt 75° bis 80°.

Aber alle die eben beschriebenen Züge passen nur auf die Aegypter jener ältesten historischen Epoche, welche der Flucht der Pharaonen nach Aethiopien vorausgieng, nur auf die Bildwerke und Gräberreste der ältesten memphitischen Herrscherzeit. Ein drey Jahrhunderte lang übermächtig waltender, fremdartiger Einfluß brachte jetzt Veränderungen an dem Nationaltypus der Aegypter hervor, davon die Bildwerke wie die Mumiengräber uns Zeugniß geben. Derbere und unedlere Formen in Gestalt und Körperbildung treten in dieser Zeit auf, welche auf eine Vermischung mit äthiopischen Elementen schließen lassen. Die Mutter der Amenophe wird schwarz, obgleich mit kaukasischen Zügen abgebildet, ihre Sprößlinge, die Amenophe und Thutmose, sind von halbäthiopischer Gesichtsbildung, auch die andren Bewohner des Landes werden jetzt häufig auf den Monumenten mit dunklerer Farbe abgebildet. Hiermit übereinstimmend ist die Form der Mumienskelete aus den Gräbern dieser zweyten Epoche. Die Knochen sind dicker, die Stirn und namentlich die tief eingekerbte Nasenwurzel sind breiter, die Nasenbeine kürzer und in stumpfem Winkel vereinigt, die Augenhöhlen flacher und weiter auseinander stehend, das Gesicht breit mit hervorstehenden Backenknochen und abgeflacht.

In solcher Weise umgestaltend und verändernd haben weder die persischen noch die griechischen und römischen Herrscherzeiten auf die ägyptische Menschenform eingewirkt. Diese hat sich theils in der ältesten reinen, theils in der eben beschriebenen gemischten Art noch immer als dieselbe erkennbar, neben den von Osten her seit der arabischen Eroberung des Landes eingedrungenen Volksmassen bey den Nachkommen der alten Aegypter erhalten, so daß man selbst bey dem Landvolk des Nilthales (den Fellahs), welches mit der Sprache zugleich auch die Religion der islamitischen Bewohner annahm, der Vermuthung Raum geben muß, daß der siegreiche Araber sich entweder fast gar nicht mit dem ägyptischen Bauernstande vermischt, oder da, wo dieses etwa geschah, so ganz den Typus des besiegten Volkes angenommen habe, daß er im Verlaufe der Zeit selber zum Aegypter geworden. Der Araber, der in den Städten und Dörfern des Nilthales lebt, ist in Gestalt und Sitte den Arabern, welche von den Küsten von Malabar und Coromandel, bis hin zu den Küsten des atlantischen Meeres über Asien und Afrika sich ausgebreitet haben, so vollkommen gleich geblieben, daß man ihn ohngeachtet der Uebereinstimmung der Hautfarbe wie der Kleidung sogleich von dem ächt ägyptischen Fellah unterscheiden kann, und nicht nur in physischer, sondern auch in sittlicher Hinsicht finden bey beyden sich Elemente, die durchaus unvereinbar und im Widerspruch mit einander sind.

Wir erinnern bey dieser Gelegenheit an jenen merkwürdigen, das Fremdartige zum Theil ganz ausschließenden und ausstoßenden Einfluß, den die Natur des Nilthales und seines Volksstammes auf manche Einwandrer hat. Die Mameluken aus ächt kaukasischem Stamme, wie die Griechen des Ptolemäerreiches verschwanden, wie ein frühe aussterbender Baum, ohne Samen hinter sich zu lassen; die ersteren sahen fast niemals ihre Kinder zum reifen Alter kommen, ihre Schaaren mußten immer durch neue Ankömmlinge aus der Heimath ergänzt werden, nur Semitisches kann neben dem einheimisch Aegyptischen in jenem merkwürdigen Lande von einer Zeugung zur andren, Jahrhunderte lang sich erhalten.

Abgesehen von dem Bau des Schädels und der ganzen Körpergestalt, welcher, wie dieß der Verfasser der Abhandlung am besten wahrnehmen konnte, weil ihm der Zutritt auch in das Innerste der Haushaltungen gestattet war, bey den koptischen Bewohnern der Städte, namentlich bey dem weiblichen Geschlecht noch ganz mit dem ungemischt frühesten, bey den Fellahs mit dem vorhin beschriebenen gemischten Typus der alten Aegypter übereinstimmt, finden wir auch in den Sitten und Gebräuchen des jetzigen Volkes die auffallendste Aehnlichkeit mit jenen Volkssitten, welche uns die bildende Kunst aus den Zeiten der Pharaonen vor Augen stellt. Eben so wie der alte, nimmt auch der jetzige Aegypter beym Sitzen jene Stellung an, wobey das eine Knie gebogen, das andere in einem Winkel aufgestellt wird. Gerade so wie die alten Abbildungen es darstellen, werden noch jetzt kleine Lasten in der hohlen Hand, der Schulter parallel, mit an den Leib angedrückten Elenbogen, größere von mehrern Männern an Stangen getragen. Tactmäßig unter einförmigem Gesang, wie vor Alters, bewegt sich die Schaar der Träger oder Arbeiter an gemeinsamem Werke. Die Mütze und wollene Tunika der Männer, das Haargeflechte der Frauen ist noch dasselbe wie an allen Abbildungen und Mumienköpfen. Noch heutiges Tages lassen die Mütter bey Gelübden ihren Kindern so wie ihre Ahnfrauen dem Horus zu Ehren, an den Schläfen einen Haarbüschel wachsen; noch jetzt so wie in ältester Zeit färben die Frauen ihre Nägel und Finger mit Henne, schminken die Augenbrauen. Die Formen der Schreibfedern wie die Stellung der Schreibenden, die Geräthschaften des Hauses sind dieselben geblieben; noch immer, wie die alten Bildwerke es darstellen, arbeiten die Töpfer auf schiefer Fläche, bekränzt sich das Volk bey den Nilüberschwemmungen mit Lotus, führt Fahnen und Tabernakel, dabey selbst den Phallus, bey seinen Prozessionen, hält (namentlich in Unterägypten) die Jahrmärkte auf alte Weise. Beständig und unverändert wie die periodische Wiederkehr der Naturerscheinungen sind die Sitten des Volkes am Nilstrom geblieben.

Die altägyptische Sprache stand nach ihren Wurzeln und ihrer Formbildung zwischen der semitischen und indogermanischen, schloß sich jedoch mehr der ersteren als der andren an. Obgleich die Schrift-

zeichen seit der griechischen Herrschaft zu ganz andren, gewöhnlicheren wurden, hat sich dennoch die koptische Sprache die Aehnlichkeit mit ihrer Stammmutter erhalten. Noch vor 60 Jahren fand man diese Sprache lebend im Munde einiger Dorfbewohner von Oberägypten, anjetzt hat sie nur noch in Schriften sich erhalten, die selbst einem großen Theil der Priester unverständlich geworden sind. So sind an dem merkwürdigen Volke, dem hierin nur wenig andre Völker der Erde gleich kommen, im Verlauf der Jahrhunderte die verschiedensten Herrschaften mit ihren äußern Einrichtungen vorübergegangen, seine Religion wie seine Sprache sind andre geworden, ohne daß dieser Wechsel im Stande war, die wesentlichen Züge seines Charakters zu verlöschen, die eben so fest in das Wesen seiner Gestalt und Sitten, als in die Gesteine der uralten Pyramiden und Obelisken eingegraben stehen.

Wie nahe mit dieser Beständigkeit des Typus der äußern Gestaltung seiner Bewohner die Beschaffenheit des Klimas von Aegypten in Beziehung stehe, dieß lehrt uns die Topographie médicale du Caire, deren Inhalt aus diesem Grunde unmittelbar an den der eben angezeigten Abhandlung sich anschließt. Die Nähe des alten Memphis, in welcher die jetzige Hauptstadt von Aegypten liegt, ist von Natur am meisten geeignet, um der herrschende Mittelpunkt des ganzen Nilthales zu werden, und von hier aus hat sich auch in ältester Zeit das Reich der Pharaonen den großen Strom aufwärts, bis zu seinen Katarakten und zu seinen Quellströmen, so wie hinabwärts über das an allen Naturerzeugnissen reiche Nildelta, bis zur Küste des Mittelmeeres ausgedehnt; so wie hier an diesem Punkte die Anschwemmungen des Erdreiches und der Pflanzensaamen, die der Strom vom äthiopischen Hochland herabführt, mit den Formen der mittelmeerischen Flora sich vermischen, so hat sich auch ebendaselbst, wie wir vorhin sahen, mit der ursprünglich einheimischen Menschenform die äthiopische vermischt, welche ohnehin zuerst nur als Zweig von jener ausgegangen war und deßhalb, als sie von neuem in den Mutterstamm eingepfropft wurde, mit diesem leicht in harmonische Verschmelzung treten konnte.

Wenn wir Cairo, wenn wir die Gegend des alten Memphis als den Centralpunkt des ganzen Landes betrachten, mit welchem alle Bewohner desselben in mehr oder minder nahem Verkehr stehen, in dessen Nachbarschaft sich der größte Theil derselben zusammengedrängt hat, dann kann das, was über die Naturverhältnisse von Cairo und seine Bewohner ausgesagt wird, im Allgemeinen für ganz Aegypten gelten.

Das Klima von Cairo ist von höchst beständiger und hierbey von so gemäßigter Art, daß sowohl der Bewohner der kälteren temperirten Zone, als jener der Tropenländer sich leicht, und ohne einen großen Nachtheil des Wechsels zu erfahren an dasselbe gewöhnen können. Der aus Indien nach einem längeren Aufenthalte daselbst nach Kairo kommende Europäer findet es hier, in der Heimath der Dattelpalme, auffallend kühler als in der ostindischen Ebene, wo die Kokospalme und der Pfefferstrauch gedeihen, während dagegen dem Gefühl des Deutschen die Lufttemperatur selbst der ägyptischen Frühlingsmonate als eine heiße erscheint. Der Wechsel der Temperaturen der einzelnen Monate ist ein bey weitem geringerer denn in unsren Klimaten, es vergeht, selbst im Winter, nur selten ein Tag, an welchem nicht die Sonne mit ihren wärmenden Strahlen eine Milde des Frühlinges, ja des angehenden Sommers erzeugte, die für das fortwährende Wachsthum des Pflanzenreiches hinreichend ist. Der kälteste Monat ist auch für die Gegend von Kairo der Januar, dann sinkt die Temperatur selbst in der Stadt vor Sonnenaufgang bis auf 7° R., während sie in den Mittagsstunden im Schatten bis auf 14° steigt. Der heißeste Monat ist der August, in welchem sich selbst bey Nacht die Luft kaum bis zu 21° R. abkühlt, während sie durchschnittlich am Mittag etwas über 28° Wärme hat. Die mittlere Temperatur von Cairo ist nahe an 18°, ohngefähr die gleiche von Algier, St. Cruz, Florida und Canton. Die Luft von Kairo ist, in Folge der Nachbarschaft der wasserlosen Wüste, ungleich trockener als die der benachbarten Meeresküstengegenden, namentlich Alexandrias; der Regen und selbst der bedeckte Himmel kommen im Vergleich mit den vollkommen heitern Tagen nur

selten vor. Im Mittel darf man annehmen, daß jährlich an 242 Tagen der Himmel ganz rein ist, nur an 84 Tagen zeigen sich einige Wolken, an 32 Tagen ist der Himmel bedeckt, an etwa 8 Tagen tritt Nebel mit Regen ein. Lästiger jedoch als anderwärts der Regen und Ungewitter sind für Kairo die heißen Winde der Wüste, Khamseyn genannt. In der Regel fällt die Zeit ihres Eintretens mit unsren Frühlingsmonden zusammen, doch ist man auch im März und im Juni nicht sicher vor diesem lästigen Gaste. Der Khamseyn hält zwar meist nur 3 — 4 Tage, zuweilen aber auch 7 Tage an und im Mittel darf man annehmen, daß in jedem Jahre 11 Tage lang diese heißen Südost- oder Südwestwinde herrschen, denen meist Windstille vorhergeht.

Dem Klima entsprechend sind die Erzeugnisse des Bodens; der Ankömmling aus der heißen wie aus der nördlichen gemäßigten Zone findet hier jene Nahrungsmittel, die seine gewohnten Bedürfnisse befriedigen können und für beyde ist auch in dieser Beziehung Kairo ein Ort, bey dessen Lebensweise man sich bald wohl befindet. Dieses verhältnißmäßige leibliche Wohlbehagen kann man auch, wenn es nur das hat, was zu seiner Sättigung nothdürftig hinreicht, dem Gemeng der verschiedenen Völkerstämme anmerken, das sich in und bey der ägyptischen Hauptstadt zusammendrängt. Der Verfasser giebt uns die verschiedenen Elemente, aus denen die Bevölkerung von Kairo, Bulack und Fostat, die er zusammen auf 300,000 schätzt, zusammengesetzt ist, in folgender Weise an: Europäer gegen 1000; Griechen, meist asiatische 1200, Armenier 600, Juden 2000, Syrier 2000, Türken 6000, Kopten 10,000, Abyssinier, Barabras und Neger 15,000, moslemitische Eingeborne von ägyptischer und von arabischer Abstammung über 260,000. Die Zahl der weiblichen Bevölkerung verhält sich zu der männlichen wie 73 zu 57, die der Kinder beträgt ohngefähr ein Viertel der Gesammtsumme der Einwohner. Die Zahl der jährlich Sterbenden macht ohngefähr $\frac{1}{30}$ der Bevölkerung aus, mehr als die Hälfte dieser Sterbenden ($\frac{9}{10}$) sind Kinder. Bey den Griechen ist das Verhältniß der Geburten zu den Todesfällen wie 53 zu 90, bey den Armeniern wie 15 zu 20 und ein ähnliches ungünstiges Verhältniß stellt sich für die hier lebenden Europäer der verschiedenen Nationen heraus, während die Eingebornen, vor Allem die der ärmeren Klassen, welche fast nur von Bohnen, Linsen, so wie Hirse oder Getreidebrod, von Datteln und andern vegetabilischen Stoffen leben, sich ungleich besser vermehren und auch den Ankömmlingen aus äthiopischem Stamme das Klima zu ihrer Erhaltung günstig erscheint. Man findet in Kairo viele Leute von hohem Lebensalter; überhaupt erfreut sich der Bewohner dieser Gegend, wenn einmal die fünfziger Jahre überstanden sind, meist eines noch länger andauernden ungestörten Wohlbefindens.

Der Typus der leiblichen Gestaltung bey den Eingebornen ist jener ächte, alt wie neu ägyptische, den wir vorhin beschrieben. Jener der Barabras, deren Heimath Nubien ist, zeichnet sich dadurch aus, daß der Knochenbau zärter und feiner ist als bey dem Fellah, die Gestalt schlanker und in besserem Ebenmaaß als bey diesem, die Hautfarbe bronzen. Die Stirne über den Augenbrauen ist gewölbt und hat zu beyden Seiten kleine Erhöhungen, das Hinterhaupt ist höher und breiter als die Stirne, der Gesichtswinkel 75 bis 80° wie bey dem Aegypter, welchem sie an Muskelkräften nachstehen, während sie ihn an geistiger Regsamkeit übertreffen. Mäßigkeit und Keuschheit, Beharrlichkeit bis zum Eigensinn, Anlage für Musik, Liebe zum Vaterland, Treue gegen ihre Herrn, das sind die Charakterzüge, welche man an den Nubiern rühmt. Während das Temperament des Aegypters auch noch in unsern Tagen wie in alter Zeit als das melancholische bezeichnet werden kann, neigt sich das des Nubiers zur cholerischen Form hin. Man wählt diese Leute, von denen es etliche Tausende in der Stadt giebt, gern zu Thürhütern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. August.

Nro. 172. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Luig. Canina, Esposizione storica e topografia del foro Romano e sue adjacenze. Avec Atlas. Roma 1845.

J. Loewenstern, Essai de déchiffrement de l'écriture Assyrienne pour servir à l'explication du Monument de Khorsâbad. Par. 1845.

L. Grifi, Intorno ad un' anfora dipinta rappresentante il ratto del palladio. Roma 1845.

C. Cavedoni, Cenni critico - archeologici intorno al monumento romano d'Igel presso Treviri. Modena 1846.

Ad. Duchalais, Description des Médailles Gauloises faisant suites des collections de la Bibliothèque royale. Par. 1846.

J. Lelewel, Monnaies des évêques de Tournai Bruxelles 1846.

Chr. Binder, Württembergische Münz = und Medaillen=Kunde. Stuttg. 1846.

E. N. Oettinger, Historisches Archiv. Carlsruhe 1841.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. Vol. 15. Par. 1846.

E. G. Weitbrecht, Die Gliederung der Logik der Geschichte. Stuttg. 1847.

Dr. G. Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen. Leipzig 1847.

Fr. Barucchi, Discorsi critici sopra la cronologia egizia. Torino 1844.

Dr. L. O. Broecker, Geschichte des ersten punischen Kriegs. Tübingen 1846.

Dr. Sauppe, De demis urbanis Athenarum. Lips. 1846.

C. C. L. Lange, Historiae mutationum rei militaris Romanorum inde ab interitu reipublicae usque ad Constantinum magnum libri tres. Gotting. 1846.

H. Gray, The history of Etruria. Part I. London 1844.

Bar. Sirtema de Grovestins, La Pologne, la Russie et l'Europe occidentale. Par. 1847.

A. Herculano, Historia de Portugal. T. I. Lisboa 1846.

Dr. Schmeller, Ueber Valenti Fernandez Alemã und seine Sammlung von Nachrichten über die Entdeckungen und Besitzungen der Portugiesen in Afrika und Asien bis zum Jahre 1508. München 1847.

Dr. José Yanguas y Miranda, Diccionario de antiguedades del reino de Navarra. T. I — III. Pamplona 1840 — 43.

Ed. Napier, Florentine history from the earliest authentic records to the accession of Ferdinand III. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

Dr. J. G. v. Hoyer, Franz Sforza I. Visconti. Th. 1. 2. Magdeburg 1846.

C. Cavalli, Cenni statistico-storici della valle Vigezzo. T. 1 — 3. Turin 1845.

Gius. Riva, Sito di Roma e la carta. 2. Edizione. Vicenza 1846.

Gianfr. Rambelli, Intorno invenzioni e scoperte italiane. Modena 1844.

C. Novellis, Storia di Savigliano e dell' Abbazia di S. Pietro. Torino 1844.

G. Porri, Miscellanea storica Sanese. Siena 1844.

Petit de Baroncourt, De la politique des Normands pendant la conquête des deux-Siciles. Par. 1846.

M. C. de Feuillide, Histoire des révolutions de Paris. Vol. 1. 2. Par. 1847.

M. de Genoude, Histoire de France. Vol. 9—15. Par. 1846.

Boudin et Mouttet, Histoire de Louis Philippe I. Roi des François. Livr. 22—54. Par. 1846.

Dr. E. H. M. Münchmeyer, Kritische Blicke auf das Medizinalwesen Deutschlands. Lüneburg 1846.

G. Giordani, Della venuta e dimora in Bologna del Sommo pontifice Clemente VII. per la connazione di Carlo V. Imperatore celebrata l'anno 1530. Bologna 1842.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, herausg. von Pertz, Grimm, Lachmann ꝛc. Bd. I. Hälfte 1. Die Urzeit. Berlin 1847.

A. F. H. Schaumann, Geschichte der Grafen von Valkenstein am Harze bis zu deren Ausgang 1332. Berlin 1847.

Dr. J. Petzholdt, Dresdens Bibliotheken. Dresden 1846.

J. H. Duntze, Geschichte der freyen Stadt Bremen. Th. 1. Bremen 1846.

Beyträge zu Freiberg's Localgeschichte des 19. Jahrhunderts. Heft 1. Freyberg 1846.

Sociale und politische Zustände Oesterreichs mit besonderer Beziehung auf den Pauperismus. Leipzig 1847.

Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439-1440. Leipzig 1846.

Tafeln zur Statistik der österreichischen Monarchie für das Jahr 1842. Wien 1846.

Dr. Th. Jurié, Die Pflichten und Rechte der österreichischen Aerzte. Wien 1847.

Fr. Gutermann, Aufstand Steiermarks im J. 1292. Episode aus der Geschichte des Herzogs und nachmaligen Königs Albrecht I. Frankf. 1846.

Eug. Balbi, L'Austria e le primarie potenze saggi di statistica comparativa. Milano 1846.

Fr. G. G. Kurtz, Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Stadt und Standesherrschaft Wartenberg. Breslau 1846.

Dr. F. Förster, Preußens Helden in Krieg und Frieden. Lief. 1. Berlin 1846.

Jörg Katzmair's, Bürgermeisters der Stadt München, Denkschrift über die Unruhen daselbst in den Jahren 1397 — 1403. Herausg. von J. A. Schmeller. München 1846.

Generalien-Sammlung der Erzdiözese München-Freysing. Bd. 1. München 1847.

A. van Hasselt, Les Belges aux Croisades. T. 1. 2. Bruxelles 1846.

Annales Antverpienses ab urbe condita ad annum MCDL collecti ex ipsius civitatis monumentis publicis privatisque latinae ac patriae linguae auctore Dan. Papebrochio. T. III. Antverpiae 1846.

L. G. Vischer, Bronnen en bouwstoffen voor de beoefening der algemeene Geschiedenis van het vaderland. Deel I. Utrecht 1846.

C. J. Temminck, Coup-d'oeil général sur les possessions Neerlandaises dans l'Inde Archipélagique. T. I. Leyde 1846.

A. J. van der Aa, Aardrijkskundig Woordenboek der Nederlanden. Deel I — VIII. Gorinchem 1844 — 46.

G. J. C. Piot, Histoire de Louvain. P. I. Louvain 1839.

G. Groen van Prinsterer, Handboek der geschiedenis van het vaderland. Aflev. 4. 5. Ende des Werkes. Leyden 1846.

A. Levae, Les Jacobins, les patriotes et les représentants provisoires de Bruxelles 1792 — 1793. Bruxelles 1846.

Hor. Walpole, Memoirs of the reign of king George the second. Edit. by the late Lord Holland. Vol. 1 — 3. Lond. 1846.

J. Ryan, The history and antiquities of the County of Carlow. Dublin 1833.

Reflections on the Earl of Castlehaven's memoirs of the Wars in Ireland. Lond. 1682.

H. Lawrance, The history of Woman in England and her influence on society and literature from the earliest period. Vol. I (nicht mehr erschienen). Lond. 1843.

Rob. Kane, The industrial resources of Ireland. 2. edit. Dublin. 1845.

The history of the town of Belfast. Belf. 1733.

J. G. Dalyell, A brief analysis of the Chartularies of the Abbey of Cambuskenneth, Chapel Royal of Stirling, preceptory of St. Anthony at Leith. Edinb. 1828.

W. Atwood, History and reasons of the dependency of Ireland upon the imperial Crown of England. Lond. 1698.

The perils of the nation. An appeal to the legislature, the clergy and the higher and middle classes. Lond. 1843.

H. Marshall, Ceylon: a general description of the island and its inhabitants. Lond. 1846.

H. Ellis, Original letters illustrative of English history. 3. Series. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

F. Duke, The Druidical temples of the County of Wilts. Lond. 1846.

C. Molbech, Lund, Upsala und Stockholm im Sommer 1842. A. d. Däniſchen überſ. von L. Clarus. Mainz 1846.

E. Wippermann, Kurze Staatsgeſchichte der Herzogthümer Schleswig und Holſtein. Halle 1847.

C. Molbech, Das Herzogthum Schleswig in ſeinen geſchichtlichen Verhältniſſen zum Königreiche Dänemark und zu Holſtein. Copenhagen 1846.

Cyp. Robert, Les deux Panslavismes. Situation actuelle des peuples slaves vis-à-vis de la Russie. Leips. 1846.

Eug. de Breza, De la Russomanie dans la grand Duché de Posen. Berl. 1846.

Aufſchlüſſe über die jüngſten Ereigniſſe in Polen. Nebſt 16 authentiſchen Aktenſtücken. Mainz 1846.

Jos. Wolff, Narrative of a mission to Bokhara in the years 1843 — 1845. Vol. 1. 2. London 1845.

M. Poujoulat, Etudes africaines. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Fr. J. Grund, Handbuch und Wegweiſer für Auswanderer nach den vereinigten Staaten von Nordamerika und Texas. Stuttg. 1846.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1847. Boston 1846.

Th. L. M'Kenney, Memoirs, official and personal, with sketches of travels among the northern and southern Indians. Vol. I. II. New-York 1846.

W. L. M'Gregor, The history of the Sikhs. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

Ch. Forster, The historical Geography of Arabia or the patriarchal evidences of revealed religion. London 1844.

Capadose, Sixteen years in the West Indies. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Dr. Z. Frankel, Der gerichtliche Beweis nach moſaiſch-talmudiſchem Rechte. Berlin 1846.

A. Günzburg, Dogmatiſch-hiſtoriſche Beleuchtung des Judenthums. Leipzig 1846.

A. Cerfbeer de Medelsheim, Les juifs, leur histoire, leurs moeurs. Par. 1847.

Dr. Ph. H. Külb, Länder- und Völkerkunde in Biographien. Lief. 1 — 12. Berlin 1846.

Essai sur les publicistes au XIX. siècle. I. M. Guizot. Par. 1846.

Dav. Brewster, The martyrs of science or the lives of Galilei, Tycho Brahe and Kepler. London 1846.

Biographien Salzburgiſcher Tonkünſtler. Salzb. 1845.

Lord Campbell, The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great seal of England, from the earliest times till the reign of Georg IV. Second Series, from the revolution of 1688 to the death of Lord Chancellor Thurlow, in 1806. Vol. 4. 5. Lond. 1846.

A. Fabretti, Biografie dei capitani venturieri dell' Umbria. Vol. IV. Montepulciano 1846.

M. Capefigue, Les Diplomates et hommes d'état Européens. Vol. 3. Par. 1847.

F. Ch. A. Haſſe, Erinnerung an Gottfr. Wilh. Fr. von Leibnitz. Leipzig 1846.

W. Hamm, Emanuel von Fellenbergs Leben und Wirken. Bern 1846.

Dr. G. E. Guhrauer, De Joach. Jungio. Vratisl. 1846.

Cl. Darlem, Elisabeth d'Autriche Reine de France. I. partie. Par. 1847.

L. Boré, Notice biographique sur Félix Papencordt. Par. 1847.

Ch. Bartholméss, Jordano Bruno. Vol. 1. 2. Paris 1847.

W. L. V. Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbſt 1846.

Dr. Pertz, Ueber Leibnitzens kirchliches Glaubensbekenntniß. Berlin 1846.

Dr. Herold, Erinnerungen an Georg Hartmann von Witzleben. Halle 1846.

The Life and Correspondence of Henry Addington, first Viscount Sidmouth. By G. Pellew. Vol. 1 — 3. Lond. 1847.

J. Schaller, Denkwürdige Momente aus dem Leben S. K. Hoheit des Prinzen Auguſt von Preußen. Berlin 1846.

Biographie universelle Vol. 16 — 18 Pop — Sur. Bruxelles 1847.

E. Ahrens, Johann Hornung, der Schöpfer unſerer Eſthniſchen Kirchenſprache. Reval 1846.

Dr. B. Bolzano, Dr. Vinzenz Jul. von Krombholz nach ſeinem Leben und Wirken. Prag 1845.

A collection of the facts and documents relative to the death of Major-General Alexander Hamilton. New York 1814.

Dr. A. Wildenhahn, Johannes Arndt. Th. 1. 2. Leipzig 1846.

Dr. O. Schlömilch, Handbuch der mathematischen Analysis. Th. 1. Algebraische Analysis. Jena 1845.

C. W. Zirkler, Die realisirte Luftschifffahrt. Tübingen 1847.

L. Runge, Beyträge zur Kenntniß der Backstein-Architektur Italiens. Lief. 1. Berlin 1847.

Ed. J. Heyder, Theorie der schiefen Gewölbe und deren praktische Ausführung. Wien 1846.

J. A. Schubert, Theorie der Construction steinerner Bogenbrücken. Th. 1. Mit Atlas. Leipzig 1847.

Ueber das St. Gallische Eisenbahnwesen. St. Gallen 1846.

Connaissance des temps ou des mouvements célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1849. Par. 1846.

G. P. Airy, Report of the astronomer Royal of the Board of Visitors. Greenwich 1845.

Fr. Zantedeschi, Trattato del magnetismo e della elettricità. P. II. Venezia 1846.

— —, Trattato del calorico e della luce. P. I. Venezia 1846.

A. T. Kupffer, Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingenieurs des mines de Russie. Année 1843. No. 1. 2. St. Pétersb. 1845.

Dr. Fr. Zantedeschi, Delle leggi della polarizzazione della luce solare nella atmosfera serena. Venezia 1846.

— —, Delle leggi dell' intensitá della polarizzazione della luce lunare nella atmosfera. Venezia 1846.

— —, Lettera I sul magneto-telluro-elettrico in Italia. Venezia 1846.

Meteorologische Beobachtungen an der Wiener Sternwarte im Jahre 1840 — 1845, nebst den von Dr. C. Jelinek zusammengestellten Uebersichten der meteorologischen Beobachtungen der Jahre 1840 — 1845. Wien.

F. E. Neumann, Die mathematischen Gesetze der inducirten elektrischen Ströme. Berlin 1846.

Dr. H. v. Mohl, Mikrographie oder Anleitung zur Kenntniß und zum Gebrauche des Mikroskops. Tübingen, 1846.

M. A. T. Kupffer, Note relative à la température du Sol et de l'air aux limites de la culture des céréales. Pétersb. 1846.

Fr. v. Drieberg, Physikalische Streitschrift über den Luft- und Wasserdruck. Berlin 1846.

Dr. C. Cornelius, Erklärung der wichtigsten Erscheinungen der Elektricität unter Voraussetzung eines elektrischen Fluidums. Gießen 1846.

Dr. L. Posselt, Die analytische Chemie. Heidelberg 1846.

Desmarest, Quimica. Compendio de esta ciencia cia y de sus aplicaciones a las artes. Traducido . . . . por D. J. L. Casaseca. Vol. 1. 2. Madrid 1828.

Annuaire de Chimie comprenant les applications de cette science à la médecine et à la pharmacie par E. Millon et J. Reiset. Année 1847. Par. 1847.

A. A. Berthold, Mittheilungen über das zoologische Museum zu Göttingen. I. Verzeichniß der aufgestellten Reptilien. Göttingen 1846.

O. des Murs, Iconographie ornithologique. Livr. 4 — 6. Par. 1847.

J. van der Hoeven, Handbuch der Zoologie. Ins Deutsche übers. von J. Moleschott. Bd. I. Lief. 1. Düsseldorf 1847.

J. Müller, Ueber den Bau und die Gränzen der Ganoiden und über das natürliche System der Fische. Berlin 1846.

Dr. E. Eichwald, Ueber den Riesenhirsch (Cervus Euryceros Aldr., Megaceros Hart., Giganteus Goldf.) Moskau 1845.

J. G. Trog, Tabula analytica fungorum. Bernae 1846.

Dr. A. Wigand, Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze. Leipzig 1846.

Dr. G. Ad. Kenngott, Lehrbuch der reinen Krystallographie. Breslau 1846.

J. Fournet, Vereinfachung der Lehre von den Gängen, übers. von H. Müller. Freib. 1846.

Dr. W. Duncker und H. von Meyer, Paläontographika. Beyträge zur Naturgeschichte der Vorwelt. Bd. I. Lief. 2. Cassel 1847.

H. von Meyer, Pterodactylus (Rhamphorhynchus) Gemmingi aus dem Kalkschiefer von Solenhofen. Cassel 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 31. August

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juny 1847.

(Fortsetzung.)

Paris (P.), Coup d'oeil sur l'histore de la bibliothèque royale (à Paris.) — Bull. du Bibliophile. 1847. Avril.

Résumat, De l'esprit littéraire sous la restauration et depuis 1830. — Rev. des deux Mond. 1847. T. II. Livr. 9.

Williams, Sanskrit grammar. — Calcutta Rev. No. XIII. 1847. March.

Botta, Mémoire sur l'écriture cunéiforme assyrienne. — Journ. as. 1847. Mai.

Troyer, Notice sur deux manuscrits de l'hymne à Parvati, intitulé: Ananda lahari etc. — Ebendaselbst.

Garcin de Tassy, Histoire de la littérature hindoui et hindoustani. T. II. Par. 1847. — Ebendaselbst.

Le livre des rois, par Abou'l-Kasim Firdousi, publié, trad. et commenté par Jules Mohl. T. III. Par. 1846. fol. — Journ. des Sav. 1847. Mai.

Rapport sur le concours au prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Avril.

Jomard, Extrait d'un mémoire sur l'uniformité à introduire dans les notations géographiques. — Ebendas.

Moreau de Jonnès, Eléments de statistique, contenant les principes généraux de cette science, et un aperçu hist. de ses progrès. Par. 1847. — Revue de droit franç. et étrang. T. IV. Livr. 5.

Ampère, Voyage et recherches en Egypte et en Nubie. (Cont.) — Rev. des deux Mond. 1847. T. II. Livr. 9.

Tiron, Du calendrier et de ses usages. — Rev. de Brux. T. III. Livr. 5.

Los periodicos entre los Romanos. — Revista lit. de el Español. 1847. No. 22.

Macé, Des lois agraires chez les Romains. Par. 1846. — Rev. de droit franç. et étrang. T. IV. Livr. 5.

Lefebvre, Les Bourbons d'Espagne sous l'empire. II La cour de Madrid en 1808. — Rev. des deux Mondes. 1847. T. II. Livr. 8. 9.

Mazade, Madrid et la société espagnole en 1847. (Les hommes politiques et littéraires.) — Ebendas.

Michel (Franc.), Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne. 2 vol. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Mai.

Troubles de Gand sous Charles-Quint. — Rev. nation. de Belgigue. T. XVI. Livr. 3.

Mas Latrie, Supplément à la notice sur la situation actuelle de l'île de Chypre. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Avril.

Defrémery, Mémoire sur la famille des Sadjides. — Journ. as. 1847. Mai.

On the soil of Palestine, — its deterioration, its productions etc. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Avril.

Joguet, Notice sur les origines, l'état primitif et l'état religieux actuel de l'Arabie. — Univ. cath. 1847. No. 17.

Knighton, The history of Ceylon from the earliest period to the present time. Colombo 1845. — Calcutta Rev. No. XIII. 1847. March.

Origin and progress of english connexion with India. — Calcutta Rev. No. XIII. 1847. March.

Belisarius, — was he blind? — Blackw. Mag. 1847. May.

Mohan Lal, Life of the Amir, Dost Mahommed Khan of Kabul; with his political proceedings towards the English, Russian and Persian governments etc. Lond. 1846. — Calcutta Rev. No. XIII. 1847. March.

Crane, Lives of eminent missionaries: John Kiernander, the first protestant missionary to Bengal. — Ebendaſ.

Geoffroy Saint-Hilaire (Isid.), Vie, travaux et doctrine scientifique d'Etienne Geoffroy Saint-Hilaire. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Mai.

Macé, De Agobardi archiepiscopi Lugdunensis vita et operibus. Par. 1846. — Ebendaſ.

Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart. 7 Vol. Lond. et Par. (1844 — 45.) — Ebendaſ.

Mignet, Notice historique sur la vie et les travaux de M. Ancillon. — Ebendaſ.

Stanley, On the variation of a differential coefficient of a function of any number of variables. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. May.

Brewster, On the knowledge of distance given by binocular vision. — Philos. Mag. 1847. May.

Hare, On free electricity. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. May.

Mackenzie, On the manner in which sound is produced and diffused. — Edinb. new philos. Journ. 1847. April.

Collomb, On the small temporary glaciers of the Vosges. — Ebendaſelbſt.

On the question: Is there identity between the species of the secondary and tertiary formations and those belonging to the existing generations.? — Ebendaſelbſt.

Adie, On ground-ice. — Ebendaſ.

On the glacial theory and the effects of glacial action. — Ebendaſ.

Dewey, Facts relating to the great North American lakes. — Ebendaſ.

Forbes, Fourteenth letter on glaciers. On the variation of the motion at different seasons. — Ebendaſ.

Dunbar, Abstract of meteorological observations for 1846 made at Applegarth, Dumfriesshire. — Ebendaſ.

Troost, Description of three varieties of meteoric iron. — Ebendaſ.

Draper, On the production of light by heat. — Philos. Mag. 1847. May.

Henwood (W. Jory), Abstract of meteorological observations made during the year 1846 at Gongo Soco, in the interior of Brazil. — Ebendaſelbſt.

Humboldt, Cosmos. Trad. p. H. Faye. Par. 1846. — Rev. nation. de Belg. T. XVI. Livr. 3.

Horsford, Glycocoll (gelatine sugar) and some of its products of decomposition. — Amer. Journ. of scienc. and arts 1847. May.

Mathu, On cupellation with the blowpipe. — Ebendaſ.

Lefort, Recherches sur l'oxyde de zinc libre et carbonaté. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Mai.

Peligot, Sur un procédé propre à déterminer d'une manière rapide la quantité d'azote contenue dans les substances organiques. — Ebendaſ.

Maddrell, On the metaphosphates. — Philos. Mag. 1847. May.

Sorby (H. Clifton), On the amount of sulphur and phosphorus in various agricultural crops. — Ebendaſ.

Kolbe, Observations on the oxidizing power of oxygen when disengaged by means of voltaic electricity. — Ebendaſ.

Rose, On the acid contained in the North American cosumbite. — Ebendaſ.

Dufour, Histoire des metamorphoses du Subula citripes et de quelques autres espèces de ce genre de diptères. — Annales des scienc. natur. (Zool.) T. VII. 1847. Janv.

Dufour, Histoire des metamorphoses du Cassida maculata. — Ebendaſ.

Serres et Figuier, Observations sur la pétrification des coquilles dans la Méditerranée. — Ebendaſelbſt.

Dufossé, Observations sur le développement des Oursins. — Ebendaſ.

Krohn, Observations sur deux nouveaux genres de Gastéropodes (Lobiger et Lophocercus.) — Ebendaſ.

Nicolet, Note sur la circulation du sang chez les Coléoptères. — Ebendaſ.

Filippi, Nouvelles recherches sur l'embryogénie des poissons. — Ebendaſ. Févr.

Baudement, Observations sur les analogies et les différences des arcs viscéraux de l'embryon dans les deux sous-embranchements des vertébrés. — Ebendaſ.

Blanchard, Recherches sur l'organisation des vers. — Ebendaſ.

Agassiz et Desor, Catalogue raisonné des familles, des genres et des espèces de la classe des Echinodermes. (Suite.) Ebendaſelbſt. Mars.

Mittre, Notice sur l'organisation des Galeomma. — Ebendaſ.

Robin, Recherches sur un appareil qui se trouve sur les poissons du genre des Raies, et qui présente les caractères anatomiques des organes électriques. — Ebendaſ. Avril.

Walton, Notes on the genus of insects Ominas, with descriptions of new species. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. May.

Dana, On Zoöphytes. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. May.

Owen, Termination of the palaeozoic period and commencement of the mesozoic. — Ebendaſ.

Owen, Teleology of the skeleton of fishes — Edinb. new philos. Journ. 1847. April.

Pictet, Memoir on the bones found in the stratified gravels in the vicinity of Mattegnin, Canton of Geneva. — Ebendaſelbſt.

Saint-Hilaire (Aug. de), On the Minhocao of the Goyanese, an enormous species of Lepidosiren. — Ebendaſ.

Coste, On the manner in which sticklebacks (cottoid fishes) construct their nest and take care of their eggs. — Ebendaſ.

Les oiseaux, leurs rapports avec l'homme. — Revue nation. de Belg. T. XVI. Livr. 3.

Lafresnaye, Quelques oiseaux nouveaux de Bolivie et de Nouvelle-Grenade. — Rev. zoolog. 1847. Mars.

White, Insectes de la Nouvelle-Zélande. Londres, 1846. 4. (Voyage autour du monde des navires de S. M. Brit. Erebus et Terror.) — Ebendaſ.

Delegorgue, Quelques détails sur les moeurs du lion. — Ebendaſ. Avril.

Selys-Longchamps, Note sur le Passer pusillus (Pallas) et sur la Sylvia icterina (Vieillot.) — Ebendaſ.

Delacoux, Aperçu sur quelques entomogénoses des pays chauds. — Ebendaſ.

Brisout de Barneville, Note sur le genre Centropriste de Cuvier. — Ebendaſ.

Scortegagna, Notice sur les ossements fossiles de mammifères trouvés ensevelis dans le mont Zopega de Saint-Laurent, dans le territoire de Vérone. — Ebendaſ.

Duvernoy, Cours d'histoire naturelle des corps organisés. Suite. (Distinction de la classe des poissons et de celle des amphibies.) — Ebendaſ. Mai.

Truqui, Revue du genre Amphicoma. — Ebendaſelbſt.

Griffith, Sur le développement de l'ovule chez les Avicennia. — Annal. des scienc. nat. (Botan.) T. VII. 1847. Janv.

Tulasne et L., Mémoire sur les Ustilaginées comparées aux Urédinées. — Ebendaſ. Janv. Févr.

Mitten, Sur le parasitisme des racines du Thesium linophyllum. — Ebendaſ. (Zool.) T. VII. 1847. Févr.

Solier, Mémoire sur deux algues zoosporées devant former un genre distinct, le genre Derbesia. — Ebendaſ. (Botan.) Mars.

Enumeratio fungorum quos a Cl. Drège in Africa meridionali collectos et in herbario Miqueliano servatos descriptionibus observationibusque illustravit C. Montagne. — Ebendaſ.

Kunth, Species novae et emendatae horti regii botanici Berolinensis. — Ebendaſ.

Amici, Sur la fécondation des Orchidées. — Ebendaſelbſt. Avril.

Cosson, Notes sur quelques espèces nouvelles ou critiques. — Ebendaſ.

Le Jolis, Observations sur quelques plantes rares découvertes aux environs de Cherbourg. — Ebendaſ.

Kunth, Enumeratio synoptica ficus specierum cum novarum tum cognitarum horti regii botanici Berolinensis. — Ebendaſ.

Norton (J. Pitkin), On the analysis of the oat. (Contin.) — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. May.

Dewey, Caricography. (Append.) — Ebendaſ.

Bailey, Notes on the algae of the United States. (Contin.) — Ebendaſ.

Dawson, On the destruction and partial reproduction of forests in British North America. — — Edinb. new philos. Journ. 1847. April.

Allen Thomson, On the co-existence of ovigerous and spermatic capsules on the same individuals of the Hydra viridis. — Ebendaſ.

Tschudi, On Coca (Erythroxylon Coca, Lam.) — Ebendaſ.

Indigo in lower Bengal. — Calcutta Rev. No. XIII. 1847. March.

Toulmin Smith, Further observation on the formation of the flints of the upper chalk, with remarks of the sponge theory of Mr. Bowerbank. — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. May.

Gwyn Jeffreys, Descriptions and notices of british shells. — Ebendaſ.

Murchison (Rod. Impey), On the discovery of Silurian rocks in Cornwall. — Ebendaſ. Philos. Mag. 1847. May.

King (W.), First series of supplementary notes to the „Account of some shells and other invertebrate forms found on the coast of Northumberland and of Durham.“ — Ebendaſ.

Desor, On the relations which exist between the phenomena of erratic blocks in Northern Europe and the elevations of Scandinavia. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. May.

Hubbard, Notices of Koordistan. Hot sulphur Spring-Manna-Mines of lead etc. — Ebendaſ.

Dana, Origin of the grand outline features of the earth. — Ebendaſ.

Silleman, Hydrate of Nickel, a new mineral. — Ebendaſelbſt.

Forbes, On the tertiaries of the island of Cos. — Edinb. new philos. Journ. 1847. April.

Macadam, Analysis of pottery made by the red Indians of North America. — Ebendaſ.

Rapport sur le concours au prix d'Orleans pour l'importation la plus utile à l'agriculture, à l'industrie ou à l'humanité. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Avril.

Davy (John), A discourse delivered before the general agricultural Society of Barbadoes on 22 of Dec. 1846. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Avril.

Béchard, De la centralisation en matière d'enseignement. — Corresp. Tom. XVIII. Livr. 9.

De l'éducation publique en Angleterre. — Rev. nation. de Belg. T. XVI. Livr. 3.

Bourgeat, Cours sur l'histoire de la philosophie. Ch. 2. Philosophie chinoise. (2 leç.) — Univ. cath. 1847. No. 17.

Beaufort, Harmonie de la religion avec la nature humaine. (2 P.) — Rev. de Brux. Tom. III. Livr. 5.

Stern (D.), Essai sur la liberté considerée comme principe et fin de l'activité humaine. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. May.

Poésies et correspondance de François I. recueillies et publiées par Aimé Champollion-Figeac. Par. 1847. — Journ. des Sav. 1847. Mai.

Hersart de la Villemarqué, Barzaz - Breiz. Chants populaires de la Bretagne, avec une trad. franç. 3. éd. Par. 1845. — Ebendaſ.

Duplessis, Bibliographie parémiographique. Par. 1847. — Bull. du Bibliophile 1847. Avril.

Coquelin, La liberté du commerce et les systèmes de douanes. — Rev. de deux Mond. 1847. T. II. Livr. 9.

Hurter, Tableau des institutions et des moeurs de l'église au moyen âge, particulièrement au treizième siècle, sous le règne d'Innocent III., trad. par J. Cohen. 3 vol. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Mai.

D'Horrer, La Patarée de Milan ou la réforme de l'église par elle-même au XI. siècle. — Univ. cath. 1847. No. 17.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Hybridity in Animals, considered in reference to the question of the Unity of the Human Species; by George Morton, M. D. (The American Journal of Science and Arts, conducted by Silliman. 1847 p. 39 u. 203)

Die Frage von den Bastardzeugungen unter den Thieren, oder bestimmter ausgedrückt, die Frage, ob verschiedene Arten eine fruchtbare Nachkommenschaft mit einander erzeugen können, ist eine der allerwichtigsten in der Naturgeschichte, denn von ihrer Beantwortung hängt die Feststellung des Begriffes der Art ab, und daraus ergibt sich ferner in anthropologischer Beziehung die Entscheidung, ob in dem Menschengeschlechte nur eine oder mehrere selbstständige, gesonderte Arten anzunehmen seyen.

Die angeregte Frage hat bisher zweyerley Beantwortungen, die ganz im Widerspruche mit einander stehen, erfahren. Die Einen behaupten, daß Bastarde nicht fähig sind, ihres Gleichen fortzupflanzen; die Andern räumen ihnen dieses Vermögen unbedingt oder doch in gewissen Fällen ein. Erstere berufen sich auf ein Naturgesetz, durch welches die Arten in ihrer Selbstständigkeit bewahrt werden; Letztere wollen von einem solchen nichts wissen. Wenn Jene in Berücksichtigung der Fortpflanzungsfähigkeit den Begriff der Art auf eine feste Basis begründen können, so ist es diesen unmöglich, dafür eine solche zu finden, da sie zur Feststellung des Speciesbegriffes nur auf die Aehnlichkeit der Individuen sich zu berufen vermögen und es demnach dem Ermessen des Naturforschers anheimgegeben ist, welchen Spielraum er den Abweichungen gestatten will, um sie noch der nämlichen Art zuzutheilen, oder gesonderte Arten aus ihnen zu errichten.

Die Entscheidung über diesen Widerspruch kann natürlich nur auf dem Wege der Erfahrung erwartet werden. Da nun aber jede der beyden angeführten Meinungen sich auf gewisse Erfahrungen beruft, so ist vor Allem eine strenge kritische Prüfung der letzteren nöthig, um ihrer Glaubwürdigkeit sich zu versichern. Denn da einerseits Außerordentliches und Ungewöhnliches leicht geglaubt und daher gerne erfunden wird, andrerseits auch, wenn nicht die höchste Vorsicht bey derartigen Experimenten angewendet wird, Täuschungen unvermerkt sich einschleichen, so muß die Kritik bey ihrer Prüfung mit der größten Strenge verfahren, und nur solche Angaben für zulässig erklären, die nicht bloß auf dem Hörensagen beruhen, sondern einen glaubhaften Nachweis darlegen können.

Georg Morton, bekannt durch seine anthropologischen Arbeiten unter dem Titel: Crania americana und Crania aegyptiaca, hat sich auch in der Beantwortung der besprochenen Frage versucht.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Die Ueberbleibsel der altägyptischen Menschenraçe, eine Abhandlung von Dr. Franz Pruner.

2) Topographie médicale du Caire, avec le Plan de la ville et des environs par le Dr. Fr. Pruner.

(Schluß.)

Von dem des Barabras ist der Typus des Abyssiniers im Allgemeinen nur wenig verschieden; doch ist seine Physiognomie eine edlere, sein Gliederbau etwas stärker. Seine hohe Stirne, seine Adlernase, die Form und Stellung der Augen und der ganze Bau des Gesichtes lassen öfters bey dem Abyssinier und noch mehr bey der Abyssinierin die nahe Verwandtschaft mit dem kaukasischen Menschenstamme deutlich wahrnehmen, während bey andern diese Züge mit negerartigen gemischt und hierdurch entstellt sind. In moralischer Hinsicht stehen die abyssinischen Sklaven bey den Bewohnern von Kairo in keinem besonders guten Rufe, man sagt ihnen nach, daß sie zur Trägheit, Trunkenheit, Unsittlichkeit und Dieberey geneigt, dabey sehr undankbar seyen. Doch sind sie zugleich gelehrig und wißbegierig. Von dem Abyssinier unterscheidet sich der Gallas vornämlich durch seine breiteren Schultern und durch muskulöseren Bau; man erkennt in ihm die Anlage zum Geschäft des Krieges.

Die Abyssinier wie die ihnen nachbarlich verwandten Gallas kommen nur selten und vereinzelt als freye Pilgrime nach Kairo, die, welche daselbst wohnen, sind Sklaven oder Sklavinnen. Dasselbe gilt auch von den Negern, unter denen sich so viele Verschiedenheiten der Nationalformen zeigen, wie kaum bey einer andern Menschenraçe gefunden werden. Wie weit stehen z. B. der Neger aus Nuba und der aus Koldagi, Chabonne und Tekele, wie weit der Dinka und der edle Bertaneger, wie weit der Dinka und der elende Kek von einander ab! Dennoch liegen diese großen Verschiedenheiten nur im Aeußern, denn schon was das Temperament betrifft, darinnen bey uns die Bürger einer und derselben Stadt, ja selbst die Kinder eines und desselben Elternpaares so weit von einander abweichen, sind alle Neger nur von cholerischem und lymphatischem Temperament. Im Allgemeinen ist das Skelet des Negers schwerer und von gröberem Baue der einzelnen Knochen als bey allen andern Menschenraçen. Die Stirn ist platt und niedrig, der Gesichtswinkel nur 70°, die Schläfe eingedrückt, die Kinnladen sind von überwiegender Entwicklung, die Zähne von auffallender Länge und Breite, der Hals kurz, die Brust breit, dagegen ist das Becken verhältnißmäßig verengt und ein wenig nach vorn gekrümmt. Die Stärke und Entwicklung der Muskeln entspricht keinesweges dem massenhaften Baue der Knochen, ihre Farbe fällt etwas ins Gelbliche. Von ganz besonderer Dicke und üppiger Entwicklung ist die Haut so wie das Zellgewebe in allen, eines momentanen Anschwellens fähigen Organen; der Absatz des Kohlenstoffes, der die äußere Hautfarbe des Negers begründet, bringt auch auf manchen innern Theilen des Körpers, namentlich auf der Oberfläche der Zunge, schwärzliche Flecken hervor; der Bart an Kinn und Wangen ist sehr dünn. Die drüsenartig absondernden Organe, wie die Speicheldrüsen, Leber, Milz u. s. sind, wie die der Erzeugung dienenden, in bedeutendem Umfang entwickelt; die Harnblase hat eine höhere Lage als bey den andern Menschenraçen; das Blut des Negers ist dicker und dunkler gefärbt, unter den Nerven des Gehirns jene des Geruches und des Angesichtes von größerer Dicke. Es liegt, wie der Verfasser schon bey Gelegenheit seiner Beschreibung des Abyssiniers sehr treffend bemerkt, eine große Bedeutung darin, daß der Neger und überhaupt der schwärzlich farbige Mensch nicht erröthen kann; namentlich bedeckt bey dem Neger ein dunkler Schleyer jene Bewegungen des Gemüthes, die sich bey dem Weißen in allen Mienen und Muskeln des Angesichts verrathen, nur das Auge spricht die Sprache der Leidenschaften.

Von den geistigen Fähigkeiten seiner Raçe giebt uns der Negersklave, so wie man ihn in Aegypten kennen lernt, keine sehr vortheilhaften Vorstellungen. Er scheint nur die Fähigkeit zum Nachahmen zu besitzen, seine vorherrschenden Neigungen gehen auf

Sinnenlust und träge Ruhe. Der Vater verräth nur schwache Zuneigung zu seinen Kindern, auch die Mutterliebe erscheint mehr als thierischer, blinder Instinct als von geistiger Art. Leidenschaftliche Ausbrüche der Eifersucht kommen besonders bey den Dinkas vor und steigern sich nicht selten bis zur Mordlust. Ueberhaupt ist der Neger oft bey leichter Veranlassung eines heftigen, unversöhnlichen Hasses fähig und selbst die Liebe, die er zu seinem Herrn oder jene, welche die schwarze Sklavin gegen ihre Herrin zu hegen schien, kann plötzlich, man weiß oft selbst nicht wie, in heftigen Haß übergehen.

Der semitische Stamm wird in Kairo durch die Juden und Araber repräsentirt. Der Typus dieser beyden, zur reinen kaukasischen Menschenform gehörigen Völker wird von dem Verfasser in wenigen so meisterhaften Zügen beschrieben, daß man von ihm selbst das Bekannteste gern noch einmal vernimmt.

Der tüchtige Arzt muß zugleich und in vorzüglichem Maaße Diätetiker seyn; er muß die Eigenschaften der Nahrungsmittel so wie die zweckmäßigste Bereitung derselben kennen. Auch der Verf. dieser Topographie médicale giebt uns eine ausführliche Beschreibung des in einem solchen Lande wie Aegypten überaus reichen und mannichfachen Materials, das bey den bemittelteren Bewohnern von Kairo zur Besetzung der Tafel dienen kann. Die Fülle an wohlschmeckenden Fischen, welche der Nil liefert, die Menge der Hühner und Tauben, sammt dem Schöpsenfleisch sind die gewöhnlichere und alltäglichere Kost aus dem Thierreiche, so wie der Reis, in verschiedenen Formen bereitet, das gewöhnlichste Gericht aus dem Pflanzenreiche ist. Dazu kommen aber nun eine Unzahl von süßen oder gewürzhaften Speisen in Form des Gebackenen, des Mußes und des Cremes, alle Gemüse und Früchte der warmen temperirten Zone, vor allen die Dattel und selbst die Banane, wiewohl diese hier niemals an Güte der indischen gleichkommt, dann die Sorbets. Daß zu den Genüssen des Gaumens ganz besonders auch der Kaffee, zum Zeitvertreib das Tabakrauchen bey allen Ständen und zum Theil auch beym andern Geschlecht hier wie im ganzen Orient gehören müsse, bedarf keiner Erwähnung. Der Blick auf ein solches Verzeichniß von großentheils in Fülle und um billigen Preis zu habenden Nahrungsmitteln der trefflichsten Art, aus denen der Kranke wie der Gesunde, der Schwache wie der Starke mit Leichtigkeit die für ihn passendste Auswahl treffen kann, läßt uns hier in ein so überreiches Feld der Diätetik blicken, daß man dem Arzte selbst der ärmeren Volksklasse in Kairo Glück wünschen muß, weil ihm Mittel der Bekräftigung seiner Leidenden zu Gebote stehen, welche in vielen Fällen die Beyhülfe der Arzneymittel entbehrlich machen. Wird doch selbst das Wasser des Nils, welches der Aegypter trinkt, kaum von einem andern Wasser der Erde an Güte übertroffen. Nur in der Zeit, in welcher der Fluß anzuschwellen beginnt, ist sein Wasser durch eine große Menge von Conferven und Infusorien verunreinigt und man benutzt dann das der Brunnen, welches zwar auch nicht aus wirklichen Quellen, sondern aus dem Nile kommt, bey seinem Hindurchseihen durch den Sand jedoch schon einen Läuterungsprozeß durchlaufen hat, den man zu jeder Jahreszeit durch die porösen irdenen Krüge herbeyführt.

Der Eingeborne in Kairo liebt in übertriebenem Maaße die leibliche Ruhe, er entschließt sich nur nothgedrungen zu einer ihn anstrengenden Bewegung. Man begegnet deßhalb nur selten auf den Straßen und noch seltener außen vor der Stadt andren Leuten als solchen, welche ihr Amt oder ihr Handel und Gewerbe zum Ausgehen zwang. Namentlich verlassen die Frauen der Mittelklasse nur dann die inneren Räume ihres Hauses, wenn sie ins Bad gehen oder eine ihrer Freundinnen und Bekannten besuchen wollen. Der größere Theil der Bewohner geht zeitig zu Bett und steht mit Sonnenaufgang wieder auf, mithin, da hier auch am längsten Tage die Sonne erst um 5 Uhr, am kürzesten schon um 7 Uhr aufgeht, das ganze Jahr hindurch zwischen 5 und 7. Nur während der Zeit des Ramadans, da man am Tage fastet und erst bey Nacht sich den Genuß der Tafel vergönnt, so wie etwa im Frühling, wo der kühle Abend mit seinem Blüthenduft einen zu verführerischen Reiz hat, weicht man von dieser Ordnung in etwas ab.

Klima, Lebensweise und angeborne Constitution begründen denn auch bey den Bewohnern der ägyp-

tischen Hauptstadt einen ganz eigenthümlichen Charakter und Verlauf der Krankheiten, welchen der Verfasser der Topographie schon in diesem kleineren Werke mit einigen meisterhaften Zügen gezeichnet, in seinem größeren Werke ausführlich beschrieben hat. Für unsern dießmaligen Zweck wird es genügen, wenn wir hier nur jene allgemeineren Bemerkungen hervorheben, mit denen Dr. Pruner den zweyten Hauptabschnitt seiner Topographie beginnt und endet.

Der Arzt, welcher zum ersten Mal von den Ufern der Seine oder der Donau in das Nilthal eintritt und die Krankenhäuser von Kairo besucht, wird, wenn er das, was er hier sieht, mit dem vergleicht, das er in seinen vaterländischen Spitälern beobachtete, mit einiger Verwunderung bemerken, daß sich hier nicht so, wie in seinem Vaterlande, unter den schwer Erkrankten eine Mehrzahl findet, die an einem entzündlichen Zustand der Lungen, des Herzens und des Systemes der Arterien leidet, sondern vielmehr eine solche, bey denen die Leber, die Milz und der Darmkanal in hohem Grade afficirt sind. Der Typhus, der in den Hauptstädten von Europa so viele Opfer dahin rafft, ist in Kairo nur selten; ein andrer Würgengel: die Pest, tritt hier von Zeit zu Zeit an seine Stelle und richtet in wenig Wochen dieselben Verheerungen an, welche das Nervenfieber bey uns im Verlaufe ganzer Jahre mit sich bringt. Statt der Vereiterung der Lungen zeigen sich in Kairo Vereiterungen der Dickdärme, statt der Krebsschäden der Aussatz, statt der Aneurismen lymphatische Geschwülste, statt der inneren, parasitischen Erzeugnisse äußerliche Anschwellungen. Eben so oft als in Europa die entzündlichen Leiden der Brusthöhle seine Aufmerksamkeit und ärztliche Sorgfalt in Anspruch nehmen, thun dieses hier die Leiden in den Eingeweiden der Unterleibshöhle. Eine Menge krankhafter Bildungen, die sich in Europa im Innern des Körpers bemerkbar machen, sind in Kairo zu äußerlichen Erscheinungen geworden; ein Theil der Gefahren, welche beym Erkranken in unserem vaterländischen Klima die innersten und obersten Systeme des Organismus anfallen, werfen sich in Aegypten auf die mehr äußeren und niedreren Regionen, fordern jedoch hier eben so sehr die ganze Kunst des Arztes zu ihrer Bekämpfung auf, machen diese Kunst eben so oft zu schanden, als dieß unsre einheimischen Krankheiten desselben Grades thun. Ueberdieß ist die vorherrschende Disposition hier zu diesen, dort zu andren Hauptleiden bey den verschiedenen Volksstämmen, welche sich in Kairo zusammenfinden, verschieden. Bey den Franken gehen die Leiden der Leber leicht in Vereiterung, bey den Einheimischen eben so leicht in Verhärtung und Abzehrung über; bey jenen wird die Dysenterie häufig tödtlich, nur selten bey diesen; jene leiden öfters an Steinbeschwerden, die Neger an Chylurie.

So wie Kairo durch die regelmäßigen Anschwellungen des Nils und den nicht sehr selten auffallenden Wechsel seiner Temperaturen eigentlich nur zwey Jahreszeiten hat, so kommen ihm, genau genommen, auch nur zwey herrschende Krankheitsconstitutionen: die rheumatische und die gastrische zu. Die Pest zeigt sich nicht jedes Jahr, auch die Dysenterie und die Augenentzündungen sind nicht beständig vorhandene Plagen des ägyptischen Volkes, eben so wenig als sie etwa ausschließend auf das Nilthal beschränkt sind.

Auch in anthropologischer Hinsicht müssen jedem sachverständigen Leser der hier angezeigten Topographie die Hindeutungen ihres Verfassers auf eine Verschiedenheit sehr bedeutend erscheinen, welche zwischen dem geistiger entwickelten Menschen eben so wohl im kranken als im gesunden Zustand seines Leibes statt findet.

Einer ganz besonders anerkennenden Erwähnung erscheint auch der Plan von Kairo und seiner nächsten Umgebung werth, welcher dem Werke beygefügt ist. Er ist mit solcher Genauigkeit bis ins Kleinste gefertigt, daß er bald allen Reisenden in Aegypten ein treuer und werther Führer durch das Gassen-Labyrinth der ägyptischen Hauptstadt und zu all ihren wichtigsten Punkten werden wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Hybridity in Animals, considered in reference to the question of the Unity of the Human Species; by George Morton, M. D.

(Fortsetzung.)

Wie er sagt, habe er sich vergeblich nach irgend einer collektiven Auseinandersetzung des darauf bezüglichen Details umgesehen und daher sich selbst daran gemacht, dasselbe einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Es ist zu bedauern, daß der Verf. nicht mit der deutschen Uebersetzung von Prichard's Researches into the Physical History of Mankind bekannt geworden ist, worin Rudolf Wagner in einem Anhange zum ersten Bande eine Abhandlung eingerückt hat mit der Aufschrift: „über die Bastardzeugung und einen physiologischen Beweis, daß alle Menschenrassen nur eine Art (Species) bilden. Eben so wenig ist es dem Verf. bekannt geworden, was Ref. über diesen Gegenstand in seiner Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere und in seiner Geschichte der Urwelt mitgetheilt hat. Dem Verf. würden sich daraus nicht bloß zahlreichere Fälle von Bastardbildungen, sondern auch eine strengere Sichtung derselben ergeben haben, denn an letzterer läßt er es sehr fehlen, und nur dadurch kann er zu dem Resultate kommen, daß auch Bastarde gleich ächten Sprößlingen einer unbeschränkten Fruchtbarkeit, wenigstens in gewissen Fällen, theilhaftig werden können. Um den Nachweis zu liefern, daß des Verf. Behauptungen auf keinem sicheren Fundamente ruhen, bleibt uns nichts anderes übrig, als alle von ihm angeführten Fälle kritisch zu prüfen, nnd somit Sicheres und Unsicheres auseinander zu scheiden.

Bevor wir jedoch an diese Auseinandersetzung und Ausscheidung gehen, halten wir es für nothwendig, einige Bemerkungen, die unsere Ansicht von diesem Gegenstande bezeichnen sollen, voraus zu schicken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß nah verwandte Arten Bastarde mit einander erzeugen können; die Maulthiere und Maulesel liefern hievon einen sprechenden Beweis. Die Streitfrage dreht sich lediglich um die beyden Punkte, ob nämlich 1) solchen Bastarden eine unbeschränkte Fruchtbarkeit zusteht, d. h. eine solche, die nicht bloß durch Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme, sondern durch reine Verpaarung der Bastarde unter sich bewerkstelligt ist, und in welchen Verwandtschafts-Verhältnissen die differenten Arten stehen müssen, um der Möglichkeit einer Bastarderzeugung Raum zu geben.

Hinsichtlich des ersteren Punktes hat die Erfahrung längst entschieden, daß Bastarde in der Regel steril sind und daher nur durch Nachzucht von den beyden älterlichen Stämmen fort erhalten werden können. Ihre Fruchtbarkeit wird im Allgemeinen nur als Ausnahme von der Regel angesehen und auch nur von gewissen Bastarden behauptet. Dabey ist aber gewöhnlich nicht gehörig unterschieden worden, ob eine solche Fruchtbarkeit der Bastarde Folge ihrer Verpaarung mit einem der älterlichen Stämme oder lediglich unter sich gewesen ist. In ersterem Falle ließe es sich denken, daß die ungeschwächte Zeugungskraft des Urstammes der geschwäch-

ten des Bastardes zu Hülfe gekommen wäre und dadurch unter günstigen Verhältnissen eine erfolgreiche Verpaarung bewirkt hätte. Noch günstiger dürfte sich ein solches Verhältniß für den aus dieser Vermischung hervorgegangenen Sprößling herausstellen, da in ihm bereits der Antheil des Urstammes ums Doppelte den des Bastardstammes überwiegt. Ganz anders ergiebt sich aber das Verhältniß, wenn Bastard mit Bastard sich verpaart, denn hier begegnet eine Zeugungsschwäche, wenn nicht selbst eine gänzliche Zeugungsunfähigkeit, der andern, und es ist demnach nicht wohl abzusehen, wie bey solcher Sachlage eine Verpaarung reellen Erfolg haben könnte. Befragen wir nun hierüber die Erfahrung, so belehrt sie uns allerdings, daß Bastarde mit Erfolg sich mit einem der älterlichen Stämme vermischen können, sie sagt uns aber auch zugleich, daß ein solcher Erfolg gleichwohl nicht Regel, sondern immerhin nur eine Ausnahme sey. Ziehen wir dagegen die Erfahrung hinsichtlich der Fruchtbarkeit der Bastarde bey reiner Inzucht unter sich zu Rathe, so verweist man uns allerdings auf mancherley Beyspiele, wo solche Verpaarungen Sprößlinge, und diese zum Theil selbst wieder mit unbeschränkter Fruchtbarkeit, erzielten, allein Ref. muß hier seine schon früher anderwärts abgegebene Erklärung wiederholen, daß unter allen ihm bekannt gewordenen Fällen auch nicht ein einziger ihm bisher vorgekommen ist, bey dem nicht entweder die Richtigkeit der Angabe oder doch wenigstens die specifische Differenz der älterlichen Stämme beanstandet werden könnte. Daher hat sich auch Ref. bisher für berechtigt gehalten, den Begriff der Art auf die Fähigkeit der Individuen, den ihnen allen gemeinschaftlichen Typus durch Fortpflanzung auf eine in allen Generationen fruchtbare Nachkommenschaft zu übertragen, zu begründen. Die Art ist ihm demnach der Inbegriff sämmtlicher Individuen, die eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft unter einander zu erzeugen vermögen. Dagegen rechnet er solche Individuen, die sich, ohne in der Verschiedenheit der Größe etwa ein Hinderniß zu finden, nur erfolglos verpaaren, oder doch nur sterile oder höchstens bey Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme ausnahmsweise fruchtbare Sprößlinge hervorbringen können, zu verschiedenen Arten. Somit hat er den Speziesbegriff auf ein allgemeines Naturgesetz zurückgeführt. Was den zweyten Streitpunkt anbelangt, in welchen Verwandtschafts-Verhältnissen nämlich differente Arten zu stehen haben, um fruchtbar sich mit einander vermischen zu können, so hat eine genaue Prüfung den Ref. zur Ueberzeugung geführt, daß alle Angaben von Bastarderzeugungen zwischen Thieren verschiedener naturgemäßer Ordnungen ins Reich der Fabeln zu verweisen seyen und daß die Möglichkeit hybrider Bildungen nur Arten einer und derselben oder doch wenigstens sehr nahe verwandter Gattungen einzuräumen sey.

Hiemit hat Ref. in der Kürze seine Ansichten von der Möglichkeit und Fruchtbarkeit der Bastarderzeugungen dargelegt, so wie er solche in seinen frühern Schriften als Resultat genauer und kritischer Forschungen ausgesprochen hat. Indem er nunmehr zur Musterung der von dem Verf. aufgestellten Erfahrungen und Ansichten übergeht, wird es sich bald herausstellen, in wie fern diese ihn nöthigen könnten, seine eigne Meinung oder die gegentheilige des Verf. zu berichtigen. Wir werden dabey der Ordnung folgen, in welcher derselbe uns seine Belege vorführt.

1) Pferd-Bastarde. Der Verf. beruft sich auf de la Malle, dem zu Folge Maulthiere in heißen Klimaten häufig Junge zur Welt bringen sollen; auch bezieht er sich auf eine von Columella aufbewahrte Angabe des Karthagers Mago, wornach in seiner Gegend die Fruchtbarkeit der Maulthiere ein häufiges Ereigniß wäre. Freylich fügt der erwähnte Karthager den Zusatz bey, daß solche Maulthiere nicht mit einander zeugen, sondern nur mit der ursprünglichen Art, der sie ihr Daseyn verdanken. Hiemit ist also, gegen des Verf. Meinung, die von uns angenommene Unfruchtbarkeit der Maulthiere bey reiner Inzucht behauptet. Daß übrigens auch in heißen Klimaten die Fruchtbarkeit der Maulthiere etwas höchst Seltenes und zugleich nur Folge einer Verpaarung der Maulthierstute mit dem Pferdehengst ist, bezeugt J. v. Tschudi in seiner Fauna Peruana. Wenn ferner der Verf. sich auf Hamilton Smith's Meinung bezieht, wornach von unserm Pferde mehrere Arten zu unterscheiden seyen, und wenn er demgemäß es für wahrscheinlich hält, daß einige unserer

Pferderassen Bastarderzeugnisse verschiedener Arten darstellen möchten, so ist dagegen zu bemerken, daß die verschiedenen Spezies, in welche H. Smith unser Pferd zerlegen wollte, sammt und sonders unhaltbar und deßhalb alle Folgerungen daraus für die Fruchtbarkeit der Bastarde nichtig sind.

2) Rinder-Bastarde. Nach dem, was wir von der Pferdegattung wissen, kann es nicht im Mindesten befremdlich erscheinen, daß die verschiedenen Rinderarten Bastarde mit einander erzeugen. Der Verf. erwähnt, daß solche Mischlinge vom amerikanischen Bison und dem gemeinen Rind in den Staaten Missouri und Kentucky nichts Seltenes wären; er setzt aber hinzu, daß er keine Kenntniß davon habe, ob sie irgend einmal unter sich oder mit einem der älterlichen Stämme gezeugt hätten. Gerade dieser Punkt aber ist es, der allein bey der Discussion über die Sterilität oder Fruchtbarkeit der Bastarde den Ausschlag geben kann.

3) Rinds- und Hirsch-Bastard? Der Verf. bezieht sich auf einen solchen Fall, der sich während Larrey's Aufenthalt in Newfoundland ereignet haben soll und von letzterem in seinen Mémoires de médicine et de chirurgie militaire folgendermassen erzählt wird. „Der Carabu (Cervus Wapiti) kommt bisweilen in die Nähe der Häuser. In der Nacht brach einer in unsern Schafpferch, wo wir eine Kuh hielten, die von ihm trächtig wurde. Sie hätte ohne Zweifel einen Bastard zur Welt gebracht, aber ich verlor die Gelegenheit, mich der Thatsache zu versichern, indem sie in Brest geschlachtet wurde.“ Der Verf. erklärt keinen Grund zu haben, irgend etwas von dieser Angabe zu bezweifeln; Ref. dagegen kann keinen Grund auffinden, irgend etwas von dieser Angabe glaublich zu finden, da von Larrey weder der Paarungsakt noch der angebliche Bastard beobachtet wurde. Hirsch und Rind gehören zwey so wesentlich verschiedenen Gattungen und selbst Familien an, daß eine so unverbürgte Angabe, wie die eben angeführte, geradezu von der Hand gewiesen werden muß. Gelegentlich soll noch bemerkt werden, daß Caribu und Cervus Wapiti zwey ganz verschiedene Arten sind, von denen nur die erstere, nicht aber die letztere, auf Newfoundland sich einstellt.

4) Rinder- und Schaf-Bastarde. In Brande's Dictionary of Literature and Science wird unter dem Artikel Hybrid erwähnt, daß vom Stier und Schaf ein Bastard erzielt wurde. Der Verf. will dieser Angabe allen Glauben geschenkt wissen von wegen des Umstandes, daß die physiologische Abtheilung des genannten Werkes von dem berühmten Physiologen Owen gearbeitet sey. Trotz alles Respektes vor dieser Autorität wird es uns doch gestattet seyn, die Richtigkeit dieser Angabe so lange zu bezweifeln, bis uns die gehörigen Belege beygebracht sind.

5) Hirsch-Bastarde. Nur ein Fall der Art ist dem Verf. bekannt geworden, nämlich zwischen Cervus Axis und Cervus porcinus. Dieser Fall beweist jedoch sehr wenig, da diese Hirsche entweder zu einer und derselben, oder doch zu sehr nah verwandten Arten gehören.

6) Ziegen-Bastarde. Es wird sich bey diesen, so wie auch bey den Schaf-Bastarden nur auf etliche bekannte Fälle bezogen, aber nirgends der Nachweis von der Fruchtbarkeit dieser Bastarde beygebracht, obwohl es der Verf. für wahrscheinlich ansieht, daß die zahlreichen Rassen des Hausschafes aus der Vermischung verschiedener wilder Arten hervorgegangen seyn möchten.

8) Schaf- und Ziegen-Bastarde. Der Verf. macht auf einen Bericht aufmerksam, den neuerdings Chevreul im Journal des Savants 1846 S. 357 mittheilte. „Seit geraumer Zeit,“ sagt letzterer, „betreibt man in Chili einen ansehnlichen Handel mit Schaffellen von langen und mehr oder minder straffen Haaren, die von Individuen aus der Vermischung des Bocks und des Schafes herrühren. Diese Kreuzung bewerkstelligt man, indem man einen Bock mit zehn Schafen zusammen läßt. Die aus beyden Arten entstandenen Bastardmännchen haben eine fast haarähnliche Wolle; daher sind ihre Felle für den Gebrauch, wo man sich ihrer zugleich mit den Haaren bedienen will, nicht geschätzt. Bringt man aber die männlichen Bastarde mit Schafen zusammen, so werden letztere befruchtet, und die daraus hervorgehenden Individuen haben eine Haut mit feinen und weichen Haaren, die außerordentlich gesucht ist, um sich ihrer als Schabraken zu bedienen,

die im Lande Pellionen genannt werden. Nach einer gewissen Anzahl von Generationen werden die Haare grob und hart. Alsdann muß man seine Zuflucht zu einem Bock aus einer ersten Generation nehmen, um Mischlinge zu erhalten, deren Fell zur Verfertigung von Pellionen tauglich ist. Diese Mittheilungen, welche wir der Gefälligkeit Gay's verdanken, beweisen die Fruchtbarkeit des männlichen Bastards, der aus der Vermischung des Bocks und des Schafes hervorgegangen ist."

Wir können die Richtigkeit dieser Mittheilung um so weniger in Zweifel ziehen, als uns schon früher durch Molina diese Thatsache bekannt geworden ist, sie auch hinsichtlich Peru's von J. v. Tschudi in seiner Fauna Peruana bestätigt wird. „Die Indianer," sagt letzterer, „treiben die Ziegen immer mit den Schafen zusammen und suchen auf alle mögliche Weise eine Kreuzung dieser Thiere zu befördern, was ihnen auch sehr leicht gelingt. Die Wolle der Bastarde ist sehr gesucht und wird zu Pellonen (Satteldecken) verarbeitet." Uebrigens sind solche Bastardzeugungen nicht bloß aus der neuen Welt bekannt, sondern schon lange auch bey uns vorgekommen; sie sind überhaupt ein Beweis, daß Pallas in seiner Verbindung der Schafe und Ziegen zu einer Gattung (Aegoceros) Recht hatte. Wenn wir aber alle die von solchen Bastardbildungen berichteten Fälle näher ins Auge fassen, so finden wir nirgends nachgewiesen, daß diese Bastarde bey reiner Inzucht sich forterhalten hätten, sondern sie haben ihre Fruchtbarkeit erst durch Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme erlangt. Ihre Vermehrung ist also denselben Beschränkungen wie die aller andern Bastarde unterworfen; Beschränkungen, deren die Sprößlinge ächter Arten ganz überhoben sind.

Da Böcke und Schafmütter in manchen, keineswegs in allen Fällen mit einander zeugen können, so ist es nicht zu verwundern, wenn umgekehrt Widder und Geise mit einander sich fruchtbar zu vermischen vermögen.

9) Hirsch- und Schaf-Bastarde. Es ist hier der von Hellenius erzählte Fall, wornach eine sardinische Rehkuh mit einem Widder eine

fruchtbare Nachkommenschaft hervorgebracht haben soll, berichtet. Ref. hat diesem Vorfall sein Befremdendes dadurch genommen, daß er es in seiner Geschichte der Urwelt zur höchsten Wahrscheinlichkeit brachte, wie diese angebliche Rehkuh nichts anders als ein Muflon-Weibchen gewesen seyn werde.

10) Kameel-Bastarde. Wenn der Verf. hinsichtlich der Fortpflanzungsfähigkeit der aus der Vermischung des ein- und zweyhöckerigen Kameels hervorgegangenen Nachkommenschaft gegen Buffon behauptet, daß die neuere Wissenschaft die spezifische Differenz des Dromedars und Trampelthiers außer Zweifel gesetzt habe, so darf sich Ref. bloß auf seine Fortsetzung von Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere berufen, woselbst der Nachweis zu finden, wie wenig Grund eine solche Behauptung für sich hat.

11) Hunde-Bastarde. Die gewöhnliche Meinung, als ob unser Haushund seinen Ursprung der Vermischung mehrerer differenten Hundearten verdanke, wird auch vom Verf. getheilt. Allerdings hat man schon durch Zusammensperrung Bastarde vom Wolf, Schakal und selbst vom Fuchse mit dem Hunde erlangt; allein Bastarde aus der Vermischung wilder Arten unter einander sind uns noch nicht bekannt geworden. Auf dem Wege des Experiments hat man also bisher unsere Hunderassen noch nicht nachbilden können und ist demnach zur Zeit den faktischen Beweis für jene Hypothese schuldig geblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. September.

Nro. 176. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Hybridity in Animals, considered in reference to the question of the Unity of the Human Species; by George Morton, M. D.

(Fortsetzung.)

Bastarde vom Wolf und Hund hat man freylich öfters schon gezogen, allein von allen diesen Fällen ist uns doch nur ein einziger bekannt, in dem die Fruchtbarkeit dieser Bastarde bey reiner Inzucht behauptet wird. Dieser Fall ist von Buffon in seinen Supplementen VII. S. 161 berichtet und für das hier besprochene Thema zu wichtig, als daß wir ihn nicht einer besondern Erwähnung würdigen sollten. Buffon erhielt Bastarde, die aus der Vermischung eines Jagdhundes (einer Bracke) mit einer Wölfin entsprossen waren und die bey reiner Inzucht bis zur vierten Generation, wo die Versuche abgebrochen wurden, fruchtbar sich erwiesen. Wie aus dem weitläufigen Berichte Buffons ersichtlich ist, scheinen diese Experimente mit aller Vorsicht angestellt worden zu seyn, um eine mögliche Einmischung von Hunden zu verhindern und der Beweis, daß Bastarden vom Wolfe und vom Haushunde eine dauerhafte Fruchtbarkeit zukomme, scheint hiemit geliefert. Daraus folgt aber noch immer nicht, daß, wie der Verf. meint, Bastarden so gut als den Sprößlingen einer ächten Art die Fortpflanzungsfähigkeit zuerkannt werden müsse, da einerseits andere Versuche zu keinem solchen Resultate führten, also nur unter gewissen Bedingungen zu gelingen scheinen, andrerseits aber der Wolf seinem äußern und innern Baue nach mehreren unserer großen Hunderassen so nahe verwandt ist, daß eben deßhalb schon auf seine spezifische Identität mit ihnen geschlossen worden ist. Zu einer solchen Vereinigung würden wir uns ohne Anstand entschließen, wenn die Buffon'schen Versuche bey mehrfacher Wiederholung sich bestätigen sollten. Dieß wäre eine würdige Aufgabe für Menagerien, die zur Ausführung solcher Experimente die günstigsten Verhältnisse darbieten. Immerhin aber müßte eine sehr strenge Aufsicht gehalten werden, damit nicht etwa die Wärter sich beyfallen ließen, ein günstiges Resultat durch heimliche Zulassung von Hunden zu läufigen Bastardwölfinnen herbey zu führen, das Resultat aber auf Rechnung eines Bastardwolfes zu bringen.

Bey der großen Verschiedenheit unserer Hunderassen in der Größe, Gestalt, Färbung und Behaarung, zum Theil selbst in den Sitten und Gewohnheiten, mußte die Vermuthung nahe liegen, daß sie eine Zusammensetzung von ursprünglich verschiedenen Arten seyn möchten, von denen man freylich die wilden Stämme nicht nachzuweisen wüßte. Da jedoch alle unsere einheimischen Hunderassen, in so fern eine allzugroße Verschiedenheit in der Größe nicht ein äußerliches Hinderniß abgiebt, sich mit einander fruchtbar zu vermischen scheinen und durch die mannigfaltigsten Uebergänge sich in einander verlaufen, so hat die entgegengesetzte Meinung, daß die verschiedenen Rassen nur eine und dieselbe Art ausmachten, weit mehr Wahrscheinlichkeit erlangt. Etwas Anderes ist es mit manchen auswärtigen Hun-

derassen, da hie und da wirklich, statt unsers eigentlichen Haushundes, verwandte Arten, wie der Wolf, Prairienwolf, Schakal und andere in den Hausdienst scheinen genommen worden zu seyn. Auf einen Fall der Art deutet auch unser Verf. hin, indem er darauf aufmerksam macht, daß alle ächten Hunde der nordamerikanischen Indianer von einem und demselben Schlage wären, mit aufgerichteten Ohren, wölfischem Ansehen und heulender, statt bellender Stimme. „Viele Naturforscher," fügt er bey, „betrachten ihn als einen gezähmten Wolf. Der verstorbene Th. Say sah ihn für den Canis latrans im Zustande der Domestikation an. Er ist bemerkenswerth, so lange er unvermischt ist, wegen der Einförmigkeit der Merkmale, die allenthalben, in einer Ausdehnung von Tausenden von Meilen, die nämlichen sind. Von ihm sind keine Varietäten ausgegangen, ausgenommen durch Kreuzung mit andern Hunden, wodurch Bastarde entstehen, die ohne Ende fruchtbar sind." Für letztere Behauptung führt indeß der Verf. keinen näheren Nachweis auf, der um so nöthiger gewesen wäre, als er selbst darüber klagt, daß noch so wenig von der Geschichte der in Amerika einheimischen Hunde bekannt sey.

12) Schweins-Bastarde. Auch bey dem zahmen Schweine will der Verf., auf Eyton's und H. Smith's Autorität gestützt, mehrere ursprüngliche Arten anerkennen und darin einen neuen Beweis für die unbeschränkte Fruchtbarkeit der Bastarde finden. Da wir jedoch die Selbstständigkeit dieser angeblichen Arten nicht anzuerkennen vermögen, so können wir auch die daraus abgeleiteten Folgerungen nicht zugestehen.

13) Katzen-Bastarde. Hierüber ist nichts Neues beygebracht. Die Annahme, daß unsere Hauskatze aus der Mischung mehrerer Arten hervorgegangen sey, ermangelt irgend eines Beweises.

14) Katzen- und Marder-Bastarde. Ein Fall ungewöhnlicher Art wird aus Loud. Mag. of Natural History IX. p. 616 berichtet. „Eine Hauskatze verschwand aus einem Hause in Penza. Einige Zeit nachher kehrte sie zurück und brachte in dem regelmäßigen Termin vier Junge zur Welt, von denen zwey auffallend dem Marder glichen. Ihre Krallen waren nicht zurückziehbar, wie bey der Katze, und die Schnautze war gestreckt wie beym Baummarder. Die zwey andern Jungen desselben Wurfes waren mehr der Katze ähnlich, da sie zurückziehbare Krallen und runde Köpfe hatten. Alle hatten die schwarzen Füsse, Schwanz und Ohren des Marders, und tödteten Vögel und andere kleine Thiere mehr aus Lust am Würgen als aus Freßbegierde. Der Eigenthümer versuchte es, diese Rasse fortzupflanzen und ihre Vermischung mit den Hauskatzen zu verhindern, was ihm auch ganz gelang. Binnen wenigen Jahren hatte er mehr als hundert dieser Thiere gezogen. Ein der kaiserlichen Gesellschaft der Naturforscher in Moskau geschenktes Exemplar war von der dritten oder vierten Generation und zeigte alle Merkmale der ersten." Wir sind nicht im Stande, einem Fall so außerordentlicher Art auf so ganz unverbürgte Angaben hin Glauben zu schenken. Hat schon die Vermischung der Katze und des Marders im wilden Zustande wenig Wahrscheinlichkeit, wie sie denn auch nicht beobachtet, sondern nur aus etlichen Merkmalen, von denen man nicht weiß, wie sie aus Hang zum Abentheuerlichen entstellt berichtet sind, vermuthet wurde, so wird man noch weit weniger Glaubwürdigkeit der Angabe schenken, daß so unnatürliche Bastarde sich unbeschränkt hätten fortpflanzen können. Bevor wir uns zu einer solchen Annahme entschließen können, verlangen wir, daß der Fall zuerst in seiner Authenticität außer allen Zweifel gestellt worden sey.

15) Hasen-Bastarde und 16) Robben-Bastarde. Hierüber ist weder etwas Neues, noch etwas von Bedeutung beygebracht.

Der Verf. geht alsdann zu den Bastarden über, von denen er aus der Klasse der Vögel gehört hat.

Voran stellt er die Hühner-Bastarde und sie scheinen allerdings am entschiedensten für seine Ansicht von der Fruchtbarkeit der Bastarde zu sprechen. Unsere Haushühner zeigen bekanntlich eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Formen und da man überdieß diese sämmtlich im tropischen Asien

im wilden Zustande aufgefunden hat, so scheint hiemit erwiesen, daß unser Haushuhn in der That seinen Ursprung von verschiedenen wilden Arten genommen habe, die alle im Stande wären, sich in unbeschränkter Fruchtbarkeit zu vermischen. Wir wollen das Letztere nicht läugnen, ziehen aber daraus eine ganz andere Folgerung als der Verfasser. Wir sind nämlich der Meinung, daß umgekehrt diese Fruchtbarkeit die Arts-Identität aller dieser Hühnerformen beweise, und lassen es dahingestellt, ob die Mannigfaltigkeit dieser Rassen eine ursprüngliche oder eine erst später entstandene ist, wobey alsdann die wilden Hühner vielleicht nur als verwilderte anzusehen wären. Der Umstand, daß alle unsere Hühnerrassen ebenfalls im freyen Zustande nachgewiesen werden können, beweist keineswegs, daß man den Ursprung der zahmen von den wilden Arten abzuleiten hätte, denn unter den Hoftauben hat man eine nicht geringere Mannigfaltigkeit von Rassen als bey den Hühnern, ohne daß man sie gleichwohl auf wilde Stämme zurückführen könnte, da man solche von keiner einzigen Rasse kennt. Bey den Hoftauben also bleibt keine andere Annahme als die übrig, daß alle ihre Rassen aus dem Hausstande hervorgegangen sind, wie denn auch alle Naturforscher ohne Ausnahme sie sämmtlich unter einer Art, zugleich mit dem sogenannten Feldflüchter, begriffen haben. Daß wir diese Hoftauben-Rassen nirgends im freyen Zustande, wohl aber die sämmtlichen Hühnerrassen in solchem antreffen, läßt sich leicht aus dem Umstande erklären, daß erstere außer Stande sind sich selbst, unabängig vom Menschen, fortzuhelfen, während die letztern, in dazu geeigneten Klimaten, zu ihrer Forterhaltung den Beystand des Menschen entbehren und daher verwildern können. Wir erklären deßhalb die verschiedenen Hühnerformen sämmtlich für Rassen einer und derselben Art, mit demselben Rechte, wie dieß für die Haustauben zugestanden ist, und alsdann hat die Fruchtbarkeit ihrer Mischlinge für uns nichts mehr Auffallendes.

In solcher Weise könnten wir auch des Verfassers Angabe von der Fruchtbarkeit der Hokko-Bastarde mit unserer Ansicht in Einklang bringen. Er beruft sich nämlich darauf, daß es in einer holländischen Menagerie gelungen sey, von Crax alector, rubra und globicera fruchtbare Mischlinge zu erziehen, also von Vögeln, deren spezifische Verschiedenheit außer Zweifel sey. Wir wissen nicht, ob hier von reiner Inzucht, die allein in Betracht kommen könnte, oder auch von Verpaarung mit den älterlichen Stämmen, welche der Hinneigung zur Sterilität abzuhelfen vermag, die Rede ist. Der Verf. unterscheidet hier, wie auch in andern Fällen, nicht gehörig zwischen diesen zwey verschiedenen Fortpflanzungsweisen, obwohl nur die erstere zur Entscheidung der Discussion den Ausschlag geben kann. Wir wollen jedoch annehmen, daß die reine Inzucht statt gefunden hätte, so findet schon Cuvier bey den genannten Hokkos die Merkmale so schwankend, daß er nur zweifelhaft daran geht, die Arten zu charakterisiren. Zieht man ferner in Erwägung, daß diese Hokkos auch im Hausstande gehalten werden und noch jetzt sich leicht aus dem wilden Zustande an diesen gewöhnen lassen, so könnte hier ein analoger Fall wie bey den Hühnern vorliegen. Wir wollen uns vor der Hand hierüber nicht definitiv erklären und haben es auch nicht nöthig, so lange nicht die Fruchtbarkeit der Mischlinge durch mehrfach wiederholte und genaue Versuche als eine feststehende Thatsache begründet ist.

Der Verf. erwähnt auch etlicher Fälle von Bastarden, die aus der Vermischung des Haushuhns und Perlhuhns in den Vereinigten Staaten hervorgiengen, setzt aber selbst hinzu, daß von ihnen keine Nachkommenschaft erzielt wurde. Dasselbe gilt auch von den Bastarden des Auer- mit dem Birkhuhn, nämlich vom Rackelhuhn, das trotz der großen Geilheit der Hähne sich als völlig unfruchtbar erwiesen hat.

Am Geeignetsten zur Aufhellung des strittigen Punktes über Bastardzeugungen wären die Finken-Bastarde. Bekanntlich verpaart sich der Kanarienvogel mit andern Finkenarten und bringt eine Nachkommenschaft hervor, die häufig in den Käfigen gesehen wird. Obschon einige Ornithologen angeben, daß diese bey reiner Inzucht sich fortpflanzen könnten, so widersprechen dem doch weit die meisten Vo-

gelzüchter und jedenfalls ist nirgends noch der Nachweis geliefert, daß ohne Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme sich solche Bastarde auf Generationen hin unter einander fortgehalten hätten. Sollen solche Versuche entscheidend ausfallen, so darf durchaus nicht, wie es bisher geschehen ist, ein solcher Bastard mit einem der älterlichen Stämme verpaart werden, sondern letztere müssen bey der Fortzucht ganz ausgeschlossen bleiben und nur die Bastarde allein unter sich fortgezüchtet werden. Daß man bisher unter solcher Beschränkung noch keinen Erfolg aufweisen konnte, möchte denn doch für die Meinung der Vogelhändler sprechen, daß man auf diesem Wege so wenig als bey den Maulthieren eine Fortzucht zu erlangen im Stande sey.

Entenvögel-Bastarde sind nichts Seltenes. Erwähnenswerth sind nur die Fälle, wo man von solchen Bastarden eine fruchtbare Nachkommenschaft erzielt haben will. Der Verf. beruft sich auf etliche Beyspiele, daß die gemeine Gans mit dem Anser cygnoides fruchtbare Bastarde geliefert hätte. Auch bezieht er sich auf Chevreul's Angabe, wornach Bastarde von Anser cygnoides und canadensis zwar nicht, wie er unrichtig übersetzt, ihre Nachkommenschaft über sieben Generationen ausgedehnt hätten, wohl aber, wie Chevreul sagt, sich schon siebenmal fortgepflanzt haben. Aber in all diesen Fällen ist nicht gesagt, ob die Fortpflanzung bey reiner Inzucht oder bey gemischter statt gefunden hat, was ein so wesentlicher Punkt ist. Von Anser canadensis bemerkt übrigens der Verf. selbst, daß er in den Vereinigten Staaten häufig mit der gemeinen Gans gekreuzt würde, daß jedoch die daraus hervorgegangenen Jungen unfruchtbar zu seyn schienen.

Zuletzt spricht der Verf. noch von den Bastardbildungen in den andern Thierklassen und im Pflanzenreiche, jedoch nur in der größten Kürze und ohne etwas Besonderes darzubringen. Als Schlußresultat seiner Untersuchungen hebt er folgende sechs Punkte hervor.

1) Eine latente Kraft zu Bastardzeugungen existirt bey vielen Thieren im wilden Zustande, in welchem Zustande auch bisweilen Bastarde erzeugt werden.

2) Bastardbildungen kommen nicht nur bey differenten Arten, sondern auch bey differenten Gattungen vor, und die Bastarde sind in beyden Fällen fruchtbar gewesen.

3) Domestikation verursacht nicht dieses Vermögen, sondern entwickelt es nur.

4) Die Fähigkeit zu fruchtbarer Bastardzeugung existirt unter den Thieren, ceteris paribus, im Verhältniß ihrer Tauglichkeit zur Domestikation und Erziehung.

5) Nachdem verschiedene differente Arten von Thieren im Stande sind, mit einander eine fruchtbare Bastard-Nachkommenschaft zu erzeugen, so hört die Bastardbildung auf, ein Beweis spezifischer Affiliation zu seyn.

6) Consequenter Weise giebt daher die bloße Thatsache, daß die verschiedenen Menschenrassen mit einander eine mehr oder weniger fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen, an sich keinen Beweis für die spezifische Einheit des Menschengeschlechtes ab.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Der feinere Bau der Nebennieren beym Menschen und den vier Wirbelthierklassen dargestellt von Dr. Alexander Ecker, Professor zu Basel. Braunschweig 1846. 4. mit 2 lithogr. Tafeln.

Die vorliegende sehr fleißige Arbeit bringt wieder einmal die sogenannten Gefäßganglien überhaupt und unter diesen besonders die Nebennieren in Beziehung auf Bau und Function zur Sprache und sucht durch Darstellung ihrer inneren Structur auf ihre Bedeutung im Organismus hinzuweisen. Wie schwierig aber die Untersuchung dieser räthselhaften Organe sey, beweiset sich leider auch in diesem Buche wieder, das nach Aufzählung vieler Untersuchungen und Erfahrungen, welche übrigens das Streben des Verf. auf eine ehrenvolle Weise an den Tag legen, als Endresultat uns kaum etwas Anderes zu geben vermag, als die ungenügenden Vermuthungen, mit welchen frühere Forscher ähnliche Bemühungen endeten. Am meisten theilt uns der Verf. über den Bau der Nebennieren Aufschlüsse mit und das Wesentlichste davon ist in Folgendem enthalten.

Der feinere Bau dieser Organe ist im Wesentlichen bey allen Wirbelthierklassen gleich.

Sie bestehen allenthalben aus geschlossenen Drüsenschläuchen, die aus einer strukturlosen Haut gebildet sind und einen körnigen Inhalt haben. Dieser besteht 1) aus einem eyweißreichen Plasma mit äußerst zahlreichen, feinen Körnchen von geronnenem Eyweißstoffe. 2) Aus Kernen und Zellen. Erstere sind entweder solide Körper mit eingesprengten Körnchen, oder Bläschen mit einem oder zwey Kernkörperchen. Die Kerne liegen entweder frey in der feinkörnigen Masse, oder sie sind von Schalen dieser umgeben, welche bey manchen auf der Oberfläche sich zu einer Zellenmembran verdichtet. Alle Zellen der Nebennieren entstehen auf diese Weise um einen Körnerhaufen, der in seinem Innern einen Kern enthält. 3) Aus zahlreichen Fettkörnchen. Bey manchen Thieren, z. B. Raubthieren, Vögeln ꝛc. sind die Zellen noch von einer fest anliegenden Lage Fettkörnchen umkleidet.

Die Schläuche entwickeln sich aus einfachen Zellen. Es findet in den Zellen eine endogene Kernvermehrung, wahrscheinlich immer durch Theilung des Kernes statt und die Zellenmembran dehnt sich allmählich zu einem Drüsenschlauch aus.

Es entwickeln sich beständig neue Schläuche aus Zellen, während die alten vergehen.

Die Schläuche sind von einem Netze von Blutgefäßen umgeben.

Bey den Wirbelthieren, mit Ausnahme des Menschen und der Säugethiere setzen die Schläuche

die ganze Substanz des Organes zusammen. Bey Menschen und Säugethieren bestehen die Nebennieren aus zweyerley Substanzen, wovon nur die eine (Rindensubstanz) Schläuche enthält. Nur beym Pferde sind auch in der Marksubstanz Schläuche gefunden worden. Die Rindensubstanz besteht aus meist ovalen der Länge nach an einander gereihten Schläuchen, welche durch dichtes Aneinanderliegen häufig den Anschein von längeren Röhren veranlassen. Die Marksubstanz besteht aus Netzen von Bindegewebfasern, Gefäßen und äußerst zahlreichen Nerven. In den Maschen dieser Netze liegt dieselbe Masse, welche auch in den Rindenschläuchen enthalten ist.

Bey den Schlangen besitzen die Nebennieren sowohl zu- als abführende Venen.

Nur bey dem Menschen ist die Nebenniere in einer früheren Periode relativ größer als später.

Die Funktion der Nebennieren erklärt der Verf. für eine auf das Blut überhaupt bezügliche, welche sie mit den übrigen sogenannten Blutganglien theile. Sie soll gleich letzteren die Bildung eines protein- und fettreichen Sekretes aus dem Blute, welches später wieder in das Blut aufgenommen und zur Ernährung verwendet wird, zur Aufgabe haben.

Die Nothwendigkeit einer solchen scheinbar überflüßigen Sekretion sucht der Verf. daraus abzuleiten, daß öfters der Organismus nach starken Anstrengungen ein sehr dringendes Bedürfniß nach Nahrung habe und diese schnell fordere. In solchen Fällen würde das Sekret der Blutdrüsen in den Kreislauf zurückgeführt, während es zu Zeiten des Ueberflußes an Stoffen im Körper als eine auf die Zukunft berechnete Reserve sehr concentrirten Nahrungsstoffes abgesondert werde. Daraus erklärt sich auch der Verf. den Umstand, daß das eine oder andere dieser Gebilde verloren gehen kann, ohne nachtheilige

Folgen für den Körper nach sich zu ziehen; es würden eben die übrigen noch vorhandenen reichlicher sezerniren.

Ref. ehrt zwar die Meinung eines anderen, aber kann nun freylich mit dieser Frage nicht sich einverstanden erklären. Ueber die Funktion der Schilddrüse hat derselbe bereits in diesen Blättern Nro. 34 d. J. sich ausführlich ausgesprochen. Seitdem sind ihm nur einzelne geringe Einwürfe dagegen vorgekommen, die aber an und für sich nicht einmal einer öffentlichen Besprechung werth sind. Ueber die übrigen Blutganglien erlaubt er sich seine Ansicht hier im Kurzen mitzutheilen.

Die Milz dürfte obenanan in der Reihe der Blutganglien zur Betrachtung sich aufdrängen. In ihren anatomischen Verhältnissen erweiset sie sich als eine glandula meseraica des Magens. Die Bedeutung der meseraischen Drüsen überhaupt besteht darin, den Chylus zu empfangen und seine Mischung so umzuändern, daß er dem Blute verwandter wird. Die in den Drüsen vorhandenen zahlreichen Blutgefäße geben nämlich an den Chylus Faserstoff ab, und ziehen aus ihnen Wasser und Salze an; d. h. Blut und Chylus suchen auf endosmatischem Wege durch Austausch ihrer Bestandtheile gleiche Qualitätsverhältnisse in sich herzustellen. Dasselbe geschieht auch, wenn ohne Ganglien zu bilden, Blut- und Chylus- (Lymph-) Gefäße größere Strecken weit nachbarlich beysammen liegen. Dadurch ist der Chylus (und die Lymphe) schon vor der Mischung mit dem Blute in den Schlüsselbeinvenen so verdaut und blutähnlich geworden, daß er durch seine Qualität nicht mehr fremdartig, zersetzend auf die Blutmasse wirken kann, wenn er derselben beygemischt wird.

So wie aber von dem Darmrohre (von dem Zwölffingerdarme an abwärts) ein Theil der Chy-

lusgefäße meseraiſche Drüſen bildet, ein anderer unmittelbar in das receptaculum übergeht, erſtreckt ſich auch von dem Magen ein Theil ſeiner Chylusgefäße zum receptaculum, ein anderer aber zur Milz. Da ſchon in dem Magen vieles von den Speiſen und Getränken hinreichend verdaut wird und nicht über die Pförtnenklappe hinauszugehen braucht, ſo wird dieſes ſogleich von ſeinen Venen und Chylusgefäßen aufgeſogen und weiter geführt — aus letzteren größtentheils in die Milz, um mit dem daſelbſt vorhandenen Blute in die oben bezeichnete Beziehung zu treten. Die Milz zeichnet ſich aber vor den meſeraiſchen Drüſen durch ihren gewaltigen Blutreichthum aus. Letzterer erſcheint jedoch durchaus als nothwendig, wenn man bedenkt, daß von dem Magen überhaupt mehr Flüßigkeit (Chylus) ausgeführt wird, als von einem viel größeren Darmſtücke, daß beſonders bey Aufnahme von Getränken in ſeine Chylusgefäße oft gewaltige Mengen überſtrömen, daß ferner der Weg von der Milz zum ductus thoracicus kürzer iſt, als der von den meſeraiſchen Drüſen aus, und daher ſchon in der Milz die Aſſimilation des Chylus weiter gedeihen muß.

Andeutungen zu dieſer Auffaſſung der Milzthätigkeit hat ſchon Tiedemann dadurch gegeben, daß er nachwies, daß bey Schildkröten alle Chylusgefäße von dem Magen aus zur Milz laufen.

Die in Beziehung auf ihre Function zunächſt klarſte Blutdrüſe iſt die Thymus. Schon durch mehrere ſchöne Abhandlungen in Meckels Archiv iſt beſonders bey Winterſchlaf haltenden Thieren ihre innige Beziehung zu den Lungen nachgewieſen, und alle neueren Beobachtungen führen uns im Grunde genommen auch nur wieder dahin. Je weniger die Lungen thätig erſcheinen, deſto größer und ſaftreicher iſt die thymus, und ſie verkümmert bey fortdauernder gehöriger Lungenthätigkeit. So wie bey dem Embryo die Lungen wegen Mangels an Ausdehnung ihres Parenchymes nur ſehr wenig Blut aufnehmen können, wird auch bey erwachſenen Thieren derſelbe Zuſtand eintreten, wenn die Reſpiration mächtig ſinkt. Wohin aber dann mit dem jetzt überflüßig gewordenen Blute? Es wird in der thymus für die Zeit reſervirt, wo die Lungen wieder mehr bedürfen. Daß man bey Thieren während des Winterſchlafes im Blute der Thymus weiße Streifen (von Chylus oder Lymphe) findet, ſpricht nicht für ein beſonderes Sekret dieſes Organes, ſondern nur dafür, daß wegen Darniederliegens des Athmungsgeſchäftes die in das Blut übergeführte Lymphe nicht mehr gehörig in Blut umgewandelt werden könne, und als ſolche noch überall dem Blute beygemengt vorkomme.

Die Nebennieren ſind jedenfalls am ſchwerſten zu begreifen. Ihr faſt ganz gleicher Bau mit den Nieren in den früheſten Embryonalſtadien, das Ueberbleiben von Kanälchen ſelbſt in ſpätere Stadien hinaus ließen Sekretion in ihnen vermuthen. Anderſeits aber iſt ſehr auffallend, daß ſie bey Thieren, wo wenig Rindenſubſtanz an den Nieren vorkommt und letztere mehr oder weniger in Läppchen geſpalten ſind, groß und ſaftreich auftritt, daß ſie auch bey dem Menſchen, ſo lange die Rindenſubſtanz an den Nieren nur ſparſam ſich bildet, ſehr groß erſcheinen und in dem Maaße verkümmern, in welchem die Nieren ſich vollſtändiger entwickeln. Dieſer Umſtand ſtellte aber die Nebennieren zur Niere in ein ähnliches Verhältniß, wie Thymus zu Lungen.

Erdl.

Hybridity in Animals, considered in reference to the question of the Unity of the Human Species; by George Morton, M. D.

(Schluß.)

Nach unsern vorhergehenden Bemerkungen müssen wir diese Schlußfolgerungen entweder ganz zurückweisen oder doch sehr limitiren. Von der permanenten Fruchtbarkeit der Bastarde im Thierreiche bey reiner Inzucht ist uns durchaus kein einziger Fall bekannt, der uns in einem protokollarischen Nachweis dargelegt hätte, daß alle Cautelen getroffen wurden, um ein reines Resultat herbeyzuführen. Nicht bloß können, wie schon erwähnt, bey Sorglosigkeit der Wärter unbeabsichtigte Vermischungen mitunter laufen, und werden alsdann nicht zugestanden, sondern sie können auch, um ihren Vorgesetzten eine Freude mit einer Curiosität zu machen, ihn auch mit falschen Angaben täuschen oder sind selbst getäuscht worden. Ist irgendwo der Skepticismus berechtigt, so ist er es sicher auf diesem Gebiete, wo Ungewöhnliches und Außerordentliches so gern geglaubt wird und Täuschungen so überaus leicht möglich sind. Hier gilt es die strengste Prüfung mit den Berichten vorzunehmen, und daran hat es der Verf. im hohen Grade fehlen lassen.

Den sechs Thesen des Verfassers stellen wir sechs andere zum Gegensatze gegenüber.

1) Bastardzeugungen kommen unter den Thieren im wilden Zustande nur als die seltensten und ungewöhnlichsten Abnormitäten vor. Unter den Säugthieren z. B. kennt man noch keinen einzigen verbürgten Fall und unter den Vögeln haben sie nur bey etlichen wenigen Arten stattgefunden.

2) Solche Bastardzeugungen kommen nur unter den Arten naturgemäßer Gattungen vor, und die Bastarde sind entweder an sich unfruchtbar oder erlangen durch Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme das Vermögen sich in beschränkter Weise fortzupflanzen.

3) Bastardzeugungen sind am gewöhnlichsten bey Hausthieren, entweder als Verirrungen des Naturtriebes oder durch künstliche Mittel vom Menschen veranlaßt.

4) Während Rassen sich bey reiner Inzucht fortwährend erhalten oder in unbeschränkter Fruchtbarkeit sich mit andern Rassen derselben Art vermischen können, ist dieß bey Bastardbildungen nicht möglich.

5) Nachdem Thiere von verschiedenen naturgemäßen Gattungen oder doch wenigstens von verschiedenen Familien keine fruchtbare Nachkommenschaft mit einander zu erzeugen vermögen, so ist die Bastardbildung ein Beweis von naher Verwandtschaft der Stammältern.

6) Consequenter Weise giebt daher die bloße Thatsache, daß die verschiedenen Menschenrassen mit einander, ohne irgend eine Beschränkung, eine andauernd fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen, einen vollgültigen Beweis für die spezifische Einheit des Menschengeschlechtes ab.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

ΦΛΑΟΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ τὰ σωζόμενα, Φιλοστράτου τοῦ νεωτέρου εἰκονες, Καλλιστράτου ἐκφράσεις. Flavii Philostrati quae supersunt, Philostrati iunioris imagines, Callistrati descriptiones edidit C. L. Kayser. Turici, Sumptibus Meyeri et Zelleri. MDCCCXLIV — MDCCCXLVI. LXXXVI u. 450 u. 80 Seiten in 4.

Weit mehr als hundert Jahre sind seit der letzten Gesammtausgabe der Werke des Philostratus verflossen, was bey der weit verbreiteten Manie, neue Ausgaben der Autoren anzufertigen, eine ziemlich seltene Erscheinung in der philologischen Litteratur ist. Bey dem jetzigen neuesten Herausgeber des Philostratus jedoch war es nicht jener gewöhnliche Trieb, welcher ihn zur Bearbeitung genannten Schriftstellers veranlaßte, sondern die Flüchtigkeit so wie die ganze Methode des Olearius konnte dem Bedürfnisse der Philologie nicht mehr entsprechen und schon längst war somit eine neue Ausgabe gefordert. Für die Imagines zwar wurde durch die Bearbeitung von Jacobs und Welcker (1825) bedeutendes geleistet, die Heroica und die Briefe gab Boissonade 1809 und 1842 heraus, sowie die Vitae Sophistarum Herr Kayser selbst, wobey derselbe seine ausgezeichnete Befähigung zur Bearbeitung des Philostratus eingestandnermaßen aufs glänzendste erprobte; gerade eines der Hauptwerke aber, das Leben des Apollonius von Tyana fehlte noch bis jetzt. Die Vollendung der von H. K. 1844 angefangenen Ausgabe verzögerte sich länger, als der Verleger anfangs hatte erwarten lassen, indem das dritte Heft erst vor einigen Monaten erschien. Das nunmehr Gegebene enthält jedoch mehr, als der Titel besagt, indem noch des Eusebius Schrift gegen Hierocles beygefügt ist, für deren an vielen Stellen durchaus verbesserte Text-Recension besonders auch die theologisch-patristische Forschung Hrn. K. zu Dank verpflichtet seyn dürfte. Von den eigentlich philostratischen Schriften, welchen der sonst als Schrift des Lucianus aufgeführte Nero eingereiht ist (vgl. Philostr. Vit. Soph. ed. C. L. Kayser) fehlt noch der Gymnasticus, dessen damals vorhandene Fragmente H. K. 1840 bearbeitete, von welchen uns jedoch H. K. eine vollständige Ausgabe nach der Veröffentlichung der von Minas neu aufgefundenen Handschrift versprochen hat.

Bey der gründlichen Bearbeitung eines Schriftstellers, wie Philostratus ist, scheint uns das Opfer, welches der historischen Wissenschaft gebracht wird, eben so groß, als das Verdienst, und es enthält auch das Lob, welches der Herausgeber in der einer allgemeinen Notiz über den Autor gewidmeten Vorrede demselben spendet, schon seine ganze Schattenseite in sich selbst. Daß Philostratus ein sehr bedeutendes Moment für die Litteratur-, Kunst- und Religionsgeschichte bildet, kömmt Niemanden in den Sinn zu läugnen, — aber begeistern, mit Liebe erfüllen kann uns unmöglich ein Schriftsteller, der so kritiklos wie ein Scholiast seine Weisheit zusammenstoppelt und mit solcher Gelahrtheit die unangenehmste Ostentation treibt, der von den großartig-

sten Producten des Alterthums nur Sprüchleins in sich aufgenommen hat, für welchen die peripatetische Schule gar nicht, und der Pythagoreismus und Platonismus nur in der syncretistisch verdorbenen Form des Neuplatonismus existirt, der endlich dieses wüste Material in der Form der asiatischen Schönrednerey vorbringt, für deren „Schönheit" dem Ref. wenigstens aller beyfällige Sinn fehlt. Selbst für die Τέχνη ist nach unserem Urtheile Philostratus weit unbedeutender, als andere spätere Redekünstler, z. B. die Vertheidigungsrede des Apollonius scheint sehr geringen rhetorischen Werth zu haben. Um so größer und anerkennenswerther ist aber daher das Verdienst eines Herausgebers, der wie H. K. für einen derartigen Autor zunächst eine feste handschriftliche Basis herzustellen versucht, und sich in den verzwickten Sprachgebrauch desselben dergestalt hineinarbeitet, daß an den einzelnen Stellen ein sicheres Urtheil über den Text möglich wird, der ferner in dem Commentare ein so besonnenes Maaß hält und weit entfernt von der Art und Weise eines d'Orville, omne scibile auszuschütten (wozu Schriftsteller aus jener Zeit leicht Veranlassung geben können), nur das Nöthigste erläutert und bey dem Uebrigen mit vortrefflicher Auswahl theils auf die classischen Stellen, theils auf Schriften Neuerer nur verweist. Eine so beschaffene Ausgabe ist vor Allem befähigt, in der Textes- und Erklärungs-Geschichte eines Schriftstellers einen höchst dankenswerthen Abschnitt zu machen sowohl für diejenigen, welche speciellere Forschungen über Einzelnes zu veranstalten beabsichtigen, als für diejenigen, welche nur mehr das Material zu anderen Zwecken benützen wollen. An vielen Stellen hätte H. K. zuversichtlicher, als er gethan, seine treffenden Emendationen in den Text aufnehmen dürfen, an anderen, bey welchen vielleicht nicht zu apodiktischer Gewißheit gelangt werden kann, hat wohl jeder philologische Leser eine eigene Meinung, daher wir auf derartige subjective Bevorzugung einer Leseart oder eine etwaige Vermuthung von unserer Seite kein Gewicht legen.

Den einzelnen Schriften hat H. K. Proömien (deren eigene nicht mit den Seiten des Textes fortlaufende Paginirung unbequem ist) vorausgeschickt, in welchen kurz über Hauptinhalt und Zweck, über jene Autoren, bey welchen die betreffenden Werke des Philostratus berücksichtigt werden, sowie über Handschriften und Ausgaben berichtet wird; bey den Codices werden aufs sorgfältigste die Familien unterschieden und die leitende ratio critica dargelegt. Dem Ganzen ist ein sprachlicher und Real-Index beygegeben.

Da wir gewünscht hätten, daß H. K. in dem prooemium zur Vita Apollonii Tyanensis seine Ansicht ausführlicher ausgesprochen hätte über die Absicht, die den Philostratus bey Verfassung dieser Schrift geleitet habe, so wählen wir diesen Punkt zum Gegenstande einer etwas ausführlicheren Erörterung. Die Lebensgeschichte jenes Wundermannes nämlich ist mit Zügen ausgeschmückt, welche eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Leben Jesu zeigen, so daß gerade hiedurch jene Schrift des Philostratus stets ein wichtiger Gegenstand für eine Forschung ist, welcher sich heutzutage die verschiedenartigsten gelehrten Kräfte nach allen Seiten hin zuwenden, für die Forschung über die Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte. Bekannt ist die Schrift J. Chr. Baur's (Apollonius von Tyana und Christus, oder das Verhältniß des Pythagoreismus zum Christenthum. Tüb. 1832), in welcher auch die Arbeiten Früherer über diesen Gegenstand sämmtlich aufgeführt werden. Die Frage ist nämlich, die Bezugnahme auf den geschichtlichen Inhalt der Evangelien vorausgesetzt, die, ob Philostratus wirklich in einer bewußt polemischen Absicht gegen das Christenthum den Stifter desselben durch ein seiner Meinung nach noch vortrefflicheres Vorbild der Menschheit überbieten wollte, oder, wenn dieß nicht der Fall, wie sich sonst Plan und Zweck des Buches zum Christenthum verhalte. Fassen wir die Biographie des Apollonius zusammen, so ist sie im Kurzen folgende: In Tyana in Kappadokien geboren betrieb Apollonius (dessen Mutter bereits vor der Geburt des Knaben von Proteus die Prophezeyung erhalten hatte, das neugeborne Kind werde Proteus selbst seyn) das Studium der Philosophie, zumal der pythagoreischen, bald in Tarsus bald in Aegä, in welch letzterer Stadt er im Tempel des Aeskulapius wohnte. Nachdem er bereits dort durch

seinen streng pythagoreischen Lebenswandel die Aufmerksamkeit Aller erregt hatte, entschloß er sich zu einer Reise nach Indien und zu den Magiern in Babylon und Susa. Von Antiochia aus brach er begleitet von zwey Dienern auf. In Ninus schloß sich ihm der räthselhafte Damis an, der die Memoiren über des Apollonius Leben geschrieben haben soll, aus welchen Philostratus seine Darstellung geschöpft zu haben behauptet. Von diesem also begleitet gelangt Apollonius durch mehrere von Barbaren bewohnte Länder, in welchen er die merkwürdigeren Orte besucht, nach Babylon, wo er von Bardanes freundlich aufgenommen wurde und mit den Magiern verkehrte. (1. Buch). Von da wird der Kaukasus, die Grenzscheide zwischen Indien und Medien (!) sowie dann der Indus überschritten, worauf der Theosoph nach Taxila zum Könige Phraotes kömmt, mit welchem er sich über die höchsten Interessen der Menschheit sehr ausführlich bespricht (2. Buch). Jenseits des Hyphasis nun gelangen die Reisenden zum Nabel Indiens, jenem Hügel, auf welchem die Brahmanen wohnen; bey diesen, welche sich wegen ihres reinen Lebens selbst für Götter hielten, verweilte Apoll. vier Monate, besonders mit dem Haupte derselben, Iarchas, theosophische Unterredungen pflegend. Von hier schiffte er zu Meer und dann den Euphrat hinauf nach Babylon, gieng dann nach Ninive, Seleucia, Cypern und Jonien, wo er die Bewohner von Ephesus durch Austreiben eines Dämon von der Pest befreyte (3. B.). Ueberall ermahnte er zu dem reinen Leben eines pythagoreischen Philosophen und wurde oft wie ein Gott verehrt. Die Reise setzte er dann über Pergamus nach Ilion fort, wo er mit dem Geiste des Achilleus sprach, und dann über Lesbos, wo er dem Grabe des Palamedes seine Verehrung bezeugte, nach Athen (wo er seine dereinstige Einweihung in die Mysterien vorhersagt), Korinth (wo er eine Empuse entlarvte), Lacedämon, und hierauf über Kreta nach Rom. Vor Rom verließen ihn von den vierunddreyßig Schülern, die sich an ihn angeschlossen hatten, sechsundzwanzig aus Furcht vor den Verfolgungen Nero's. Von dem Consul Telesinus unterstützt lehrte Apoll. in allen Tempeln, wurde jedoch bald von dem praef. praetorio Tigellinus vor Gericht gezogen, entgieng aber durch den dämonisch übermenschlichen Eindruck, den er auf denselben machte, einer weitern Untersuchung. Hier auch erweckte er ein bereits auf der Todtenbahre liegendes Mädchen durch bloße Berührung wieder zum Leben. Von Rom begab er sich zu den Säulen des Herkules (4. B.) Nachdem er Spanien durchwandert, gieng er über Libyen und Sicilien (wo er ein zu Syrakus gebornes dreyköpfiges Kind prophetisch auf Galba, Otho und Vitellius deutete) wieder nach Athen, wo er sich jetzt in die Mysterien einweihen ließ, und von da über Chios und Rhodos nach Alexandria, welche Stadt ihn „schon von Ferne liebte," und wo er wie ein Gott verehrt wurde. In Aegypten traf er den Vespasian, der von Jerusalem kam und sich mit Apoll. über seine Herrscherpläne besprach. Hier trennte sich Euphrates und zwanzig andere Schüler von ihm; mit den übrigen zehn trat er die Reise nach Ober-Aegypten, dem „Sitze der Theologie an, und das Schiff, das Apollonius bestieg, glich einer Theoris." Auf dem Wege dahin erkannte er auch in einem zahmen Löwen die Seele des Königes Amasis und befreyte sie (5. B.). Geführt von einem ägyptischen Jünglinge, der aber die Weisheit der Inder in sich aufgenommen, gelangt Apollonius zu den Gymnosophisten, mit welchen er jedoch, bereits durch Euphrates bey denselben verleumdet, sich nicht befreunden konnte und deren Verachtung gegen die indische Lehre er scharf tadelte. Von Aethiopien zurückgekehrt hatte er mit dem eben von der Zerstörung Jerusalems kommenden Titus ein ähnliches Gespräch, wie früher mit Vespasian. Hierauf bereiste er noch Phönikien, Kilikien, Jonien, und wiederum Italien, — Reisen, welche, wie Philostratus selbst sagt, weniger bedeutend sind und die Erzählung zu sehr ausdehnen würden. Hiemit beschließt Philostr. mit dem 6. Buche den Bericht über die Wanderschaft des Apollonius, um noch im 7. und 8. die hochwichtigen letzten Schicksale desselben ausführlicher darzustellen. Wenn übrigens H. K. bemerkt, daß in den ersten Büchern eine Nachahmung des Herodot so wie in den letzten ein Anschließen an die Art des Thukydides sich zeige, so glauben wir, daß bloß in dem Gegenstande (und etwa in dem episodischen Einflechten im ersten Theile)

einige Aehnlichkeit liegen dürfte, eine bewußte Nachahmung aber des Stiles können wir nach keiner der beyden Seiten finden.

Im siebenten Buche wird so zu sagen die Leidensgeschichte des Apoll. berichtet. Derselbe stand mit Nerva, Orfitus und Rufus, welche von Domitian aus Rom verbannt waren, in Verkehr. Gemäß seiner prophetischen Gabe hielt er an eine Statue des Domitian in Smyrna eine Anrede, in welcher er das Schicksal, das den, welchen sie vorstellte, betraf, im Voraus andeutete, — eine Rede, welche von Euphrates denuncirt wurde, so daß Apoll. nach Rom gefangen ausgeliefert werden sollte. Er ging aber vorher selbst nach Rom, wo er an Aelianus, dem praef. praetor. einen warmen Freund fand. Der Hauptanklagepunkt war, Apollonius hätte dem Nerva bey einem nächtlichen Opfer gegen den Kaiser einen arkadischen Knaben geschlachtet und so den Nerva mit Hoffnungen auf den Thron genährt. Er wurde zuerst in ein freyes Gefängniß gebracht, wohin seine Freunde Zutritt hatten, später aber ließ ihn Domitian nach einer fruchtlosen Unterredung in Fesseln legen und durch Spione im Gefängniß beobachten. Die Möglichkeit aber sich zu befreyen bewies er seinen Mitgefangenen, indem er ohne alle Anstrengung den Fuß erst aus den Fesseln zog und ihn dann wieder hinein steckte. Die eigentliche vor dem höchsten Tribunal anhängig gemachte Klage betraf zunächst die wundersame äußere Erscheinung des Apoll., zweytens, daß er von den Menschen ein Gott genannt werde, drittens die Vorherverkündigung und Heilung der Pest zu Ephesus, viertens sein Verhältniß zu den oben genannten Gegnern des Kaisers. Apoll. fertigte eine große Vertheidigungsrede aus, indem er erwartete nach dem gewöhnlichen Gerichtsgebrauche seine Sache führen zu dürfen. Ein Punkt, in welchem sich Philostratus durch seine rhetorische Sucht sogar verleiten ließ, seinem Helden die Vorhersehungsgabe gar bedauerlich zu schmälern. Die Rede nämlich, welche Apoll. ausgearbeitet haben soll und die einen guten Theil des achten Buches einnimmt, konnte der arme Angeklagte unerwarteter Weise gar nicht halten, da es zu keiner förmlichen Verhandlung kam, sondern ihn der Kaiser alsbald freysprach, worauf Apollonius mit der Versicherung, daß Domitian weder seinen Leib noch seine Seele werde ergreifen können, plötzlich aus dem Gerichtssale verschwand und unmittelbar darauf in Puteoli seinen Freunden Damis und Demetrius erschien, die eben bedenklich über den Ausgang des Processes sprachen. Nunmehr begab sich Apoll. wieder nach Griechenland. In Olympia schaarten sich Leute aus allen Städten und Ländern um den göttlich verehrten Wundermann, und derselbe lehrte dort noch vierzig Tage. Hierauf zog er nach Böotien, um in Lebadea in die Höhle des Trophonios hinabzusteigen, in welcher er sieben Tage blieb. Nach einem zweyjährigen Aufenthalte in Griechenland segelte er nach Jonien, wo er zu Ephesus in demselben Augenblicke, als Domitian in Rom ermordet wurde, den ganzen Vorgang wie einen gegenwärtigen in allen Details vor seinen Augen sah und seinen Gefährten beschrieb. Nachdem er noch einen Brief, der Regierungsvorschläge enthielt, an Nerva geschrieben hatte, schickte er sich an, das Leben zu verlassen; um jedoch nicht vor Zeugen zu sterben, sandte er den Damis mit dem Briefe nach Rom weg, indem er demselben beym Abschiede nur die Lehre gab: wenn du auch für dich philosophirst, so habe stets mich vor Augen. Apollonius aber habe wohl gewußt, daß er eigentlich nie sterben, sondern immer seyn werde. Hiemit, sagte Philostr., habe Damis seinen Bericht über Apoll. geschlossen, und er könne daher nur noch verschiedener Sagen über die Todesart desselben erwähnen, — welchen allen ein Verschwinden in einem Heiligthume gemeinschaftlich ist, womit übereinstimmt, daß Philostr. sagt, nirgends in der Welt sey ein Grab des Apollonius.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. September.

Nro. 179. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

C. Lucilii Saturarum Reliquiae. Edidit, auxit, emendavit Fr. Dor. Gerlach. Turici, Meyer et Zeller. 1846. CLIV und 158 Seiten 8.

Die Fragmente des Lucilius haben, nachdem sie lange Zeit fast unbeachtet gelegen, in unsern Tagen wieder die ihrer Wichtigkeit und der Stellung ihres Urhebers die in der Literatur gebührende Beachtung gefunden; so daß sich eine ziemliche Anzahl von Gelehrten, und unter diesen nicht unbedeutende Kräfte namhaft machen lassen, welche mit mehr oder minderem Erfolge bemüht gewesen sind, den freylich nur in trümmerhafter und oft sehr ungenießbarer Gestalt gebotenen Stoff zum nutzbaren Eigenthume der Wissenschaft zu machen. Es konnte daher fast Wunder nehmen, daß trotz dieser vielfachen Bestrebungen noch keine neue Ausgabe der Fragmente selbst erscheinen wollte, bestimmt die zwar für ihre Zeit äußerst verdienstliche, dem jetzigen Standpunkt der Philologie aber nicht mehr genügende Sammlung von Dousa zu ersetzen; wenn nicht die mit einer solchen Arbeit verknüpften Schwierigkeiten, soll sie anders gerechten Anforderungen entsprechen, selbst für den flüchtigen Beobachter auf der Hand lägen. Möglichste Vollständigkeit des Materials ist natürlich eine der ersten dieser Forderungen, und an sie knüpft sich die Nothwendigkeit einer genauen kritischen Untersuchung solcher Stellen, wo der Name Lucilius mit Lucius, Livius, Lucretius u. a. vertauscht zu seyn scheint. Da sich aber dieses Material der Natur seiner Ueberlieferung gemäß meist in sehr verderbtem Zustande befindet, und es für jeden, auch den gelehrtesten und scharfsinnigsten Herausgeber eine Unmöglichkeit wäre, auch nur den größeren Theil jener Mängel mit Sicherheit zu heben, so ist Vollständigkeit des kritischen Apparates eine zweyte unerläßliche Bedingung der Brauchbarkeit; damit dadurch auch Andern Gelegenheit geboten werde, auf dem gegebenen sichern Grunde fußend die Leistungen des Herausgebers mehr und mehr zu ergänzen. Vollständig aber und vollkommen brauchbar wird hier nur der Apparat zu nennen seyn, der nicht nur die sämmtlichen Varianten der einzelnen Fragmente, sondern auch den Zusammenhang mittheilt, in welchem dieselben bey den verschiedenen Schriftstellern gelesen werden. Denn es ist hinreichend bekannt, als wie wichtig sich gerade die Kenntniß dieses Zusammenhanges für das richtige Verständniß und die Verbesserung vieler Fragmente zu erweisen pflege. Besondere Sorgfalt dürfte ferner die Zusammenordnung der Bruchstücke und ihre Einreihung in die Bücher, denen sie angehören, in Anspruch nehmen; da man weiß, wie unzuverläßig und schwankend oft die beygefügten Zahlenangaben sind. Fügen wir noch dazu die Forderung, daß bey der Aufnahme eigener und fremder Verbesserungen in den Text mit der strengsten Prüfung verfahren werde, am gehörigen Orte aber nichts Wichtigeres, was unsere Zeit zur Emendation des Textes sowohl, als zur Aufklärung über die Person und den Charakter des Dichters und über das Wesen seiner Dichtung geleistet hat, unerwähnt bleibe; so dürften dieß ungefähr die nothwendigsten Bedingungen für eine neue Arbeit dieser Art seyn, wenn sie irgend Anspruch auf Brauchbarkeit machen will. Denn das kann unmöglich dem, der ein sol-

ches Buch benutzen will, zugemuthet werden, bey den meisten Stellen selbst erst die Quellen oder die übrige betreffende Literatur mühsam um Rath fragen zu müssen. Wer nun diese Anforderungen, welche schwerlich ungerecht zu nennen sind und von den neuen Resultaten, die eine solche Arbeit hoffen läßt, noch gänzlich schweigen, an eine neue Fragmentensammlung des Lucilius stellt; der dürfte das oben genannte Buch des Herrn Gerlach nicht ohne ein gewisses Mißtrauen zur Hand nehmen, wenn er in der kurzen Vorrede erfährt: derselbe habe vor drey Jahren den Plan zu seinem Werke gefaßt und es zwar eifrig begonnen, sey aber oft in seiner Arbeit unterbrochen worden. Als bereits der Druck bis zur Hälfte vorgeschritten, habe er erfahren, daß Herr Becker in Mainz eine sehr sorgfältige Ausgabe des Lucilius vorbereite, dem er gern seine Sammlungen würde überlassen haben, wenn ihn nicht seine Verpflichtungen gegen die Buchhandlung zur Beendigung genöthigt hätten. Dieses Mißtrauen aber findet man bey näherer Betrachtung der uns hier gebotenen Leistungen nur allzusehr gerechtfertigt.

Die Eintheilung des mäßigen Bandes ist folgende. I) Prolegomena, welche in fünf Paragraphe zerfallen: 1) de C. Lucilii vita, 2) de personis Lucilianis; 3) de singulorum librorum argumentis; 4) quae Lucilianae saturae ratio fuerit, exponitur, 5) de oratione Lucilii. II) Die Fragmente selbst mit kritischem Commentar; III) die Zeugnisse der Alten über Lucilius und seine Satiren; IV) Index fragmentorum; V) Ind. historicus; VI) Ind. grammaticus, nicht aber ein Ind. verborum; VII) Mantissa conjecturarum et observationum, dem Verf. von Herrn Düntzer mitgetheilt, wiewohl zu spät, um sie bey der Arbeit selbst noch benutzen zu können.

Ehe wir den Haupttheil der Arbeit, die Fragmentsammlung selbst besprechen, referiren wir zuvor Einiges aus den Abschnitten über das Leben und die Dichtungsart des Lucilius. Hr. G. sucht die Auctorität des Hieronymus aufrecht zu erhalten, von dem bekanntlich das J. 606 d. St. als Geburtsjahr und 652 als Sterbejahr des Dichters genannt wird; und zeigt, daß man unter der von letzterem erwähnten lex Calpurnia nicht mit Van Heusde die l. Calp. de ambitu vom Jahre 687, sondern vielmehr die de pecuniis repetundis vom Tribun L. Calpurnius Piso aus dem Jahre 604 zu verstehen habe. Eben so wenig sey erwiesen, daß die vom Dichter berührte lex Licinia sumtuaria erst 656, im Consulat des P. Licinius Crassus gegeben worden sey, da sie mit gleichem Rechte auf eben desselben Prätur, die mehrere Jahre früher fällt, zurückgeführt werden könne. Indem ferner Hr. G. den Anstoß zu beseitigen sucht, den man theils an den zu frühen Kriegsdiensten des Luc. im Lager vor Numantia, theils an der Benennung senex bey Horat. Sat. II, 1, 28 genommen hat, durch Anführung ähnlicher Beyspiele zu beseitigen sucht; so läßt sich allerdings nicht läugnen, daß damit die gegen eine so eingeschränkte Lebensdauer erhobenen Einwürfe wenigstens so weit entkräftet sind, daß die Zeitbestimmung des Hieron. nicht gerade als eine Unmöglichkeit erscheint. Gleichwohl ist sehr beachtenswerth, was Hr. Becker in seiner Recension des vorliegenden Buches (Zeitschr. f. Alterthumswissensch. 1846 S. 952) bemerkt: daß Hieron. die Zerstörung von Numantia irrthümlich auf Olymp. 159, 3, also auf 612 statt 621 ansetzt. Da nun derselbe möglicher Weise das Todesjahr des Dichters nach seinem Kriegsdienst vor dieser Stadt, als einem der hauptsächlichsten der ihm dargebotenen chronologischen Anhaltspunkte in jenes Leben berechnete, so hätte man dann auch seinen Tod neun bis zehn Jahre später, also etwa in das Jahr 661 zu setzen; wodurch alle bisherigen Bedenken auf das Vollständigste beseitigt würden.

Die Ansicht des Verf. über den Ursprung und das Wesen der röm. Satiren und der Lucilianischen insbesondere ist in Kürze folgende. Die alten Römer hatten keineswegs so wenig Sinn für Poesie, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; Gesänge bey Götterfesten und Gastmählern, die Fescenninen und von tuskischen Histrionen entlehnte samische Darstellungen beweisen das Gegentheil. Gemischt waren die ältesten poetischen Producte aus epischen, lyrischen, didaktischen und dramatischen Elementen, unter denen jedoch das letztere als das überwiegendste hervortrat, wie sich aus der Neigung zum Wechselgesange ergibt. Als Eigenthümlichkeit

jener meist improvisirten dichterischen Ergüsse stellt sich ferner die Vorliebe für neckenden Witz und beißende Verspottung heraus, die sich auch in den bekannten versus ludicri der Soldaten äußerte, und endlich zu so maßloser Lizenz führte, daß selbst ein Einschreiten durch die Gesetze nöthig wurde.

(Fortsetzung folgt.)

ΦΛΑΟΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ τὰ σωζόμενα, Φιλοστράτου τοῦ νεωτέρου εἰκονες, Καλλιστράτου ἐκφράσεις.

(Schluß.)

Bedenkt man nun, daß Philostratus die Vita Apollonii auf Aufforderung der Kaiserin Julia schrieb, deren Gemahl Septimius Severus den Uebertritt zum Christenthume erleichterte, daß also Philostratus (wie wohl jeder irgend Gebildete überhaupt in jener Zeit) das Christenthum kennen mußte, so ist die Parallele zwischen Apollonius und Christus unläugbar. Gleich bey der Geburt des Apoll. scheint der Schwanengesang eine heidnisch-apollinische Fassung des Engelchores in den Evangelien; in der Jugend weilt auch Apollonius am liebsten in den Tempeln; die Todtenerweckung und die Dämonenaustreibungen erinnern selbst in einzelnen Zügen an die Evangelien, wobey, wie Baur richtig bemerkt, noch zu bedenken ist, daß die Besessenheit von Dämonen sogar eine ursprünglich gar nicht griechische Denkweise und Auffassung ist, hier also wohl nicht ohne Absicht den Griechen aufgezwungen wird. Das Verhältniß der Jünger ferner sowie die Anklage vor der Staatsbehörde zeigen genugsam eine beabsichtigte Aehnlichkeit; die Anklage geht auch hier von einem der Jünger, Euphrates aus, welcher von Apoll. wegen seiner Geldgier getadelt worden war; daß aber hier nicht Verurtheilung, sondern Freysprechung erfolgt, darin werden wir gleich unten ein Hauptmoment anzugeben haben. Das unerwartete Erscheinen aber wieder bey dem zweifelnden Jünger, der vierzigtägige Umgang mit den Jüngern und Belehrung derselben, das Hinabsteigen endlich zur Höhle (oder Hölle) des Trophonius, — dieß Alles spricht so laut, daß Jeder die Parallele bemerken muß. Was beabsichtigte nun Philostratus mit seiner Darstellung, wollte er in lediglich feindseliger Absicht gegen das Christenthum dem Heidenthume einen Behelf zu neuem Aufschwunge geben, indem er demselben noch Erhabeneres zu vindiciren bemüht war, als die Christen für sich in Anspruch nahmen, oder war es ihm in anderer Absicht nur um bloße Aehnlichkeiten zu thun? Vor Allem muß wohl zugestanden werden, daß der Bericht über Apoll. in seinen Einzelnheiten kein historischer seyn kann. Abgesehen von Anachronismen und offenbaren geographischen Widersprüchen und Unmöglichkeiten, die auch H. Kayser in der Einleitung berührt, kann Apollonius nie in so engen politischen Beziehungen zu Telesinus, Vespasian, Titus, Nerva gestanden haben, in welche ihn Philostr. setzt, da ihn außerdem Tacitus und Suetonius wohl erwähnen müßten. Sehr verdächtig ist ferner die durchgehende Bezugnahme auf den ursprünglichen Berichterstatter Damis, den ersten Jünger, der sich an Apoll. angeschlossen habe. In Betreff dieses bemerkt Bohler (D. alte Indien I, p. 73, welche Stelle Baur p. 115 anführt), der Name Damis selbst sey stehender Typus, wenn Etwas über Indien berichtet werde, so bey Porphyrius und selbst bey Strabo, auch sey Damas stereotyp für Gymnosophist. Vgl. auch Fabric. Bibl. Gr. III. p. 602 ed. H. Verstärkt wird der Verdacht gegen diesen Zeugen durch das Histörchen, ein Vetter dieses Damis habe der Julia die Handschrift desselben gebracht, worauf dann Philostr. den Auftrag erhalten habe, die Biographie zu schreiben. Hiezu kömmt die Wegwerfung, mit der Philostr. von dem Buche des Möragenes spricht, der über Apollonius schrieb, denselben aber nach des Origines Aussage (adv. Cels. VI, 41) als Magier darstellte. Und wirklich, ein Magier, der zur Zeit der Regierung des Domitian allerdings bedeutendes und allgemeines Aufsehen erregte, war Apollonius, dessen Vision über Domitians Tod auch Dio Cassius erzählt. Gerade aber diese Auffassung oder diesen Vorwurf, daß Apoll. ein Magier gewesen sey, wegzuräumen ist Philostr. so emsig und so oft bemüht, daß man von

der Richtigkeit gerade immer überzeugter wird. Idealisiren will Philostr. seinen Helden; nur göttliche Anregung und reines Leben hätten bey ihm die Wunder bewirkt, nie hätte er, wie die Magier thun, Zauberformeln gebraucht, nie Erwerb aus seiner Wissenschaft gesucht; der Weise wisse eben, was sich „nähert," während die gewöhnlichen Menschen nur, was ist, Gott aber, was seyn wird. Ein Ideal eines weisen, religiösen, sittlichen Lebens will Philostr. darstellen; darum wird so oft darauf hingewiesen, daß des Apoll. Wunder nur den Menschen wohlthätige waren, und daß die Belehrung, die er Allen allerorts angedeihen ließ, auf Gottes-Verehrung und die rechten Opfer sich bezog, welche auch Philostratus selbst (Ep. 26 u. 27) in Weisheit und Gutesthun sieht. Damit hängt auch das Verhältniß zusammen, in welches Apoll. gegen die Tyranney und die grausamen Herrscher jener Zeit gesetzt wird, so die Lehren und Rathschläge, welche er dem Vespasian und Titus giebt. Feindlich aber gegen das Christenthum gerichtet ist dieses Ideal nicht; denn nur dann ist das durchgehende Stillschweigen über dasselbe, bey oft gebotener Veranlassung es zu berühren, erklärlich; ja absichtlich ist wohl dieses Ignoriren, wenn anders, wie wir glauben, ein Leserkreis vorausgesetzt werden muß, der das Christenthum kannte, der aber aber in dem gröbsten religiösen Syncretismus befangen war. Eine wirkliche Vermischung, ein wahres Durcheinander, vollster Syncretismus war aber auch das religiöse Bewußtseyn der antiken Völker in jener Zeit geworden. Die ägyptische Symbolik wurde damals in mystischer Fassung eben so gut in Rom in den Cultus aufgenommen als die Verehrung der Sonne aus der Lehre der sabäischen Völker (der Ἥλιος ist auch des Apollonius vorzüglichster Gott). Alles irgend religiöse, theurgische wurde mit Wissen und Absicht zusammengerafft; so verehrte, was auch H. K. aus Lampadius anführt, Alexander Severus in Einem Heiligthume Christus, Abraham und Orpheus, ja derselbe Historiker berichtet (V. Alex. Sev. c. 43), Alex. Severus habe Christus einen Tempel weihen und ihn unter die Götter aufnehmen wollen, was nur durch die heidnischen Priester verhindert wurde, die fürchteten, es möchte sich dann Alles dem christlichen Cultus zuwenden. So scheint uns selbst noch Baur zu viel feindselige Absicht gegen das Christenthum bey Philostratus anzunehmen, wenn er (pag. 141) sagt: „Die Opposition lag nur in dem Versuche der Parallele, und an die Stelle der offenen Polemik trat ein den Schein der Unbefangenheit und Unabhängigkeit gebendes, recht absichtliches Ignoriren." Es scheint uns eigentlich gar keine Polemik als höchstens die allgemeine (wenn man dieß noch „Polemik" nennen will), daß eben die antiken Völker das Christenthum nicht gleich annahmen. Es ist der Wunsch und die Sehnsucht nach einem reinen Lebenswandel eines Weisen; dieß Moment, — aber auch nichts weiter, — bemerkte man in der christlichen Ueberlieferung, und so wurde das dort auffallende und rühmenswerth scheinende auch auf einen pythagoreischen Theosophen übertragen. Den eigentlich im Christenthume durchgreifenden Punkt, das christliche Princip, die Idee der Sünde und daher die Nothwendigkeit einer Erlösung bemerkte eine solche Richtung nicht, eben weil sie ein Auslauf des Antiken war; darum wird Apollonius nicht verurtheilt, erleidet keinen Opfertod, sondern verschwindet von der Erde, wie solches von vielen früheren Pythagoreern die Sage erzählte. So bestärkt uns diese Fassung des Lebensendes des Apoll. ganz besonders in unserer Annahme vom Zwecke des Philostratus, der uns nur in vollem Syncretismus zu liegen scheint. Ein Nebenzweck lag für einen Rhetor, wie Philostratus war, wohl auch in der Möglichkeit, die rhetorische Schulgewandtheit an einem unterhaltenden Stoffe zeigen zu können und so eine sowohl anziehende als belehrende Lectüre („für Kopf und Herz") für die Hofcirkel der Julia und die Salons der Römischen Großen zu verfertigen. Der Rückschluß aber aus dem leicht erklärlichen Eifer, mit welchem Eusebius und die Kirchenväter gegen Philostratus kämpften, auf eine wirklich polemische Absicht desselben scheint jedenfalls verfehlt.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

C. Lucilii Saturarum reliquiae.

(Fortsetzung.)

Besonders liebte man es an den ländlichen Festen der Ceres und des Bachus, sich an scherz- und spottreichen Wechselgesängen zu ergötzen, die entweder von der bey diesen Festen der Gottheit dargebrachten lanx satura oder weil sie sich über die verschiedenartigsten Gegenstände verbreiteten, den Namen Saturae erhielten. Die Versform, in der sie sich bewegten, war das saturnische Metrum; Musik und Tanz dienten zur Begleitung, letzterer namentlich verlieh der ganzen Production einen scenischen Anstrich. Dieß die älteste Satire, welche sich bis zu der Zeit behauptete, wo Livius Andronicus wirkliche Dramen aus Griechenland nach Latium verpflanzte, und nun der Histrio mit seiner eingelernten Rolle die Stelle der sich in freyerem Scherz ergehenden Festgenossen einnahm. Damals suchte sich der Hang zu burleskem Witz durch die Kunst in seinem bisherigen Gebiete eingeengt, einen andern Boden und eine andre Form sich zu äußern, und fand beydes in den Exodien und Atellanen, also in entschieden dramatischen Darstellungen. Das didaktische Element dagegen, welches der alten Satire inwohnte, wurde von Ennius und Pacuvius aufgefaßt, deren Satire sich in zwanglosen Gesprächen über Leben, Sitten und Gewohnheiten, kurz über jedwede Verhältnisse ihrer Zeit verbreitete, sie mochten nun an der Gesammtheit oder an Einzelnen zur Erscheinung kommen, oft wohl unter vergleichenden Rückblicken auf die Vergangenheit. Als formelle Eigenthümlichkeit tritt der Wechsel der Metra hervor, veranlaßt theils durch die Mannichfaltigkeit des Stoffes, theils durch das Beyspiel des griechischen Dramas. Noch weiter ging hierin Varro, der in seiner menippeischen Satire sogar Prosa unter die Verse mischte, was aber den Charakter seiner Dichtung anlangt, bey Festhaltung des didaktischen Elementes von der des Ennius und Pacuvius im Wesentlichen nicht abwich. Eine wesentliche Umgestaltung erfuhr dagegen die Satire durch Lucilius, der daher auch der Schöpfer der neueren Satire genannt worden ist. Indem er nämlich wenigstens jene sich als absichtlich kundgebende Didaktik mehr in den Hintergrund drängte, und sich von dem Einfluß griechischer Gelehrsamkeit, der auf seine Vorgänger gewirkt hatte, zu emancipiren suchte, wandte er sich wieder zu der der ältesten Satire eigenthümlichen beißenden und witzigen Verspottung der Fehler und Gebrechen seiner Zeit sowohl ins Gesammt als Einzelner seiner Zeitgenossen; so daß er in dieser Beziehung nicht mit Unrecht mit den Dichtern der älteren attischen Comödie zusammengestellt werden kann. Was aber die Form anlangt, so führte er den Gebrauch des Hexameter in der Satire ein und bediente sich desselben ausschließlich in den ersten 21 und im 30. Buche. Die übrigen Bücher, in welchen trochäische und iambische Rhythmen vorherrschen, scheinen sich in ihrer wechselndem Form noch mehr der Ennianischen Satire angeschlossen zu haben.

Dürfen wir dieser Untersuchung wenigstens in ihren Hauptpunkten beystimmen, so müssen wir dagegen über den auffallenden Mangel an Sorgfalt, Umsicht und Consequenz, womit die Fragmentsammlung selbst behandelt ist, unsre Mißbilligung aus-

sprechen. Was zunächst die auf dem Titel versprochene Vermehrung der Fragmente anlangt, so ist eine solche im Vergleich zu Dousa allerdings eingetreten, und zwar besonders in den beyden letzten Abschnitten, welche „fragmenta ex incertis libris“ und „versus, qui aut omisso aut perperam adscripto auctoris nomine laudantur; quos Lucilii esse homines docti statuerunt:“ enthalten, so daß die Gesammtzahl der Nummern ungefähr um 40 bis 50 gestiegen seyn mag. Allein schon hierin hätte mit größerer Sorgfalt verfahren werden müssen. Die viel besprochene Stelle des Varro L. L. IV p. 7. Bip. „Lucretius suorum unius et viginti librorum initium fecit hoc: Aetheris et terrae genitabile quaerere tempus,“ wo ohne Zweifel Lucilius zu lesen ist, wird, obwohl sie gerade ein sehr unzweydeutiges Zeugniß ablegt, daß die ersten 21 Bücher ursprünglich ein Ganzes bildeten, unter den Fragmenten mit keiner Sylbe berührt; und wir mußten sie schon für ganz übergangen ansehen, als wir sie noch unter Nr. 74 der Testimonia verzeichnet fanden: mit welchem Recht, bleibt freylich unklar. Nicht minder verdiente wohl Serv. ad Aen. XII, 419 Beachtung „Sciendum tamen Lucretium Panaceam ubique salem dicere,“ da auch hier dem Urtheil von Pius, Burmann und Forbigne beyzupflichten scheint, daß Lucilius gemeint sey. Die Wahrscheinlichkeit ist wenigstens eben so groß, wie in den beyden Stellen des Varro und Valerius Probus bey Hrn. G. p. 102 Nr. 7. 8, welche derselbe kein Bedenken trägt dem Lucilius zuzuschreiben, obwohl die codd. Lucretius lesen. Dagegen hätte er p. LXXIII, not. die Bezeichnung auf Lucilius unbedingt zurückweisen sollen, da die dort berührte Bemerkung des Donat ganz entschieden auf Lucret. IV, 1264 geht. S. 98 Nr. 162 und S. 103 Nr. 11, war wenigstens anzugeben, daß sowohl bey Probus als bey Festus mehrere Handschr. Lucretius haben; desgleichen, daß X, 8 nur nach Mercier's Vermuthung dem Lucilius angehört. Ja, ein schon von Dousa IX, 13 aufgeführtes Fragment, das aber in das erste Buch zu reihen ist, fehlt in der Sammlung ganz, und Hr. G. hat es erst Proleg. p. LI. durch die Ausgabe von Corpet aufmerksam gemacht nachgetragen. Ebenso ist eine von Dousa in den Anmerkungen zum IX. Buch citirte Stelle des Cäcilius Binder, die sich auf jenes Buch bezieht (vergl. Schmidt: C. Lucilii Satirarum, quae de libro nono supersunt p. 22) gänzlich übergangen; vielleicht nach dem schwerlich zu billigenden Grundsatze, den Hr. G. S. 104 Anm. ausspricht: „quod si enim omnia loca inter fragmenta reponenda sunt, ubi Lucilii mentio facta est, vix habebis, ubi desinas.“ Von der Flüchtigkeit der Zusammenstellung zeugt auch der Umstand, daß sich mehrere Nummern, wie VII, 21; XXVIII, 49; Inc. 166 doppelt finden; wenn gleich dieß in den Corrigendis berichtigt wird.

Was die Reihenfolge der Fragmente anlangt, so ist fast durchgängig die bey Dousa beybehalten; nur daß die Bruchstücke, welche nach zuverläßigeren Angaben der Handschr. andern Büchern zukommen, mehrentheils am Schluße derselben angefügt sind. Dagegen ließe sich im Grunde wenig sagen, da es an nur wenig Stellen möglich seyn wird, mit völliger Sicherheit die wahre Reihenfolge darzuthun, durch Beybehaltung der alten Ordnung aber der Gebrauch der Ausgabe einigermaßen erleichtert wird. Nothwendig war es jedoch, überall genau anzumerken, wo in den Handschriften die bestimmte Angabe des Buches fehlt, und daher die Einordnung nur nach Vermuthung erfolgt ist. Dieß ist aber öfter, z. B. I, 4. IV, 1. 2. 3. 4. 7. 8. 9. nicht geschehen, obwohl es gerade von den drey letztgenannten Stellen noch sehr bezweifelt werden kann, ob sie dem vierten und nicht vielmehr dem dritten Buche angehören. Ferner war, um die bisherigen Citate nach Dousa auch in der neueren Ausgabe leicht finden zu können, stets anzugeben, wo ein Fragment in der letzteren seinen Platz vertauscht hat; was ebenfalls an viellen Stellen, z. B. VIII, 8. IX, 1. XIII, 8. 9. 10. XV, 17. XVIII, 5. XX, 11 unterlassen ist. Natürlich durfte aber Dousa nicht gefolgt werden, wo dieser entweder mit unkritischer Willkühr verfahren ist, wie I, 10, wo der von Charisius ohne Angabe des Buches citirte Vers: Cui si conjuret populus vix totu' satis est ohne irgend genügenden Grund zum I. Buche gezogen und auf den Luxus gedeutet wird; oder wo sich die alte Anordnung offenbar als fehlerhaft herausstellt. So lernten wir bereits die gewiß richtige Ansicht des

Hrn. G. kennen, daß die ersten 21 Bücher und das 30. nur in Hexametern geschrieben seyen. Warum läßt er also trotz dem in diesen Büchern eine Anzahl Stellen stehen, die offenbar dem iambischen oder trochäischen Versmaaß angehören, z. B. III, 34. VI, 6. XVIII, 5. XIX, 8. 12. XX, 8; und die zum Theil schon von Scaliger und Dousa als andern Büchern zugehörig erkannt worden sind?

Fragen wir nun weiter nach der Behandlung der einzelnen Stellen und dem kritischen Commentar zu denselben, so finden wir von den oben bezeichneten Anforderungen keine genügend befriedigt. Erstens ist bey nur wenigen Bruchstücken der Zusammenhang angegeben, in welchem sie bey den verschiedenen Schriftstellern zu lesen sind. Wie kann man sich aber z. B. über Fr. I, 14, welches bey Nonius so lautet:

Porro quaecumque et cuicumque ut diximus ante
Obstiterit promo hoc minuendi refert res —

ein richtiges Urtheil bilden, wenn man nicht weiß, daß es dort unter die Rubrik: Ablativus pro genitivo gestellt ist? Die von Hrn. G. in den Text gesetzte Conjectur: promo haec minuenda, refert, res, dürfte sich wegen der Quantität von refert, das Luc. hier kurz gebraucht haben soll, schwerlich rechtfertigen lassen. Unter derselben Rubrik folgt bey Non. Fr. VI, 11

Id solum adversae fortunae reique resistit

was vom Herausg. ohne alle Bemerkung unverändert aufgenommen ist, jedenfalls aber reque resistit lauten muß, wie schon Gifan. vermuthet hat. Non. hielt nämlich ohne Zweifel re für den Abl.; und da er zugleich adversae fortunae als Genit. auffaßte, so verfiel er auf den Irrthum, als ob hier ein Abl. statt des Gen. stehe, während doch beydes Dative sind. In Fr. V, 9

et Divos ture precemur
Consilium fassi placent tune impune superbis

ist ohne die Notiz, daß bey Non. die Worte unter lupari stehen, gar nicht einzusehen, mit welchem Rechte superbis in luperis verwandelt sey. Falsch ist aber wohl, da Divos vorausgeht, conjicirt: Consilium fac sis placeat, tum impune luperis. Es wird vielmehr heißen müssen: et Divos ture precemur Consilium fassi: placeat, ne impune luperis. Ueber XI, 14 qui in latrina lacuque wird man ebenfalls erst durch die Notiz bey Non. klar, daß latrina hier für balneum steht. Hr. G. that aber Unrecht, das prosodisch unrichtige lăcuque beyzubehalten, während die handschriftliche Lesart languae offenbar auf die Emendation des Junius languet führt. Zu XIII, 11 entscheidet Hr. G. versus ita constituendus videtur:

— Idem epulo cibus atque epulatio Jovis Omnipotentis.

Hätte er aber die Worte des Non. beachtet „Epulum generis neutri est, feminini Lucil. Sat. XIII: idem epulo cet. qui versus utrumque designat;“ so würde er sich gewiß bey der schon von D. und Merc. gebilligten Conjectur des Lipsius: Idem epulo cibus atque epulae Jovis omnipotentis beruhigt, und somit den prosodischen Fehler in Jŏvis vermieden haben. Doch werden wir noch öfter sehen, daß es Hr. G. mit Prosodie und Metrik nicht gar genau nimmt. Epulatio ist offenbar durch Herüberziehen der ersten Sylbe von Jovis zu epulae entstanden. Eben so wenig hätte er XV, 12

Trulleu' pro stomide huic ingens de naribus pendet

schreiben können, wenn er die Worte des Non. beachtet hätte: „Postomis (l. Prostomis) dicitur ferrum, quod ad cohibendam equorum tenaciam naribus vel morsui imponitur;“ wornach es heißen muß: Trulleus prostomide (d. i. in prost.) hnic ingens cet. Daß mehrere Citate ausführlicher unter den Testimonien stehen, ändert den Uebelstand nicht, da weder im Commentar auf diese, noch bey diesen selbst auf die Fragmente, zu denen sie gehören, hingewiesen wird. Ueberhaupt ist auch bey der Zusammenstellung dieser Testimonia ohne Princip und Consequenz verfahren worden. Denn mehrere derselben, die zwar nicht ausdrücklich die eignen Worte des Lucilius referiren, aber über irgend einen Theil seiner Gedichte Aufschluß geben, waren entweder den Fragmenten selbst anzureihen, oder doch wenigstens am betreffenden Orte in die Noten zu setzen. Wäh-

rend nun XII, 7 die Worte des Diomedes „Liberalibus apud Atticos die festo Liberi patris vinum cantoribus pro corollario dabatur," die gewiß weit entfernt sind die eigenen Worte des Dichters wieder zu geben, ohne alle Bemerkung mitten unter die Zahl der Fragmente aufgenommen sind; finden wir Stellen des Beda und Cassiodor, welche die orthographischen Regeln des IX. Buches berühren, unter die Testimonia verwiesen. Ebenso das so oft als Lucilianisch angeführte: semel in vita Crassum risisse (vgl. Testim. 3) und den Tadel des Luc. über eine Stelle des Euripides (Testim. 83).

Zweytens ist die Notirung der Varianten äußerst ungenau und unzuverläßig, indem sie bey vielen Stellen ganz fehlen, bey andern nur unvollständig angemerkt sind. Um sich davon zu überzeugen, möge man sich die Mühe nehmen die folgenden, die noch durch eine große Anzahl anderer vermehrt werden könnten, einer genaueren Prüfung zu unterwerfen: I, 22. II, 15. IV, 10. V, 22. VI, 6. IX, 5. 6. 9. 23. 25. X, 6. XI, 3. 9. XIII, 10. XVI, 3. XVII, 6. So kommt es, um von den übrigen Uebelständen eines so mangelhaften Apparates zu schweigen, daß zuweilen richtige Emendationen als unbegründet erscheinen können, wie V, 22, wo die Conjektur von Roth, der aber zu nennen vergessen ist, catapultas, tela, sarissas erst durch die Lesart catapulta stila ihre Begründung erhält; und X, 6, wo die Richtigkeit von Dousa's obrepsitque, gegenüber der vom Herausg. aufgenommenen Conjectur des Jun. Languor et oppressit, die schon wegen der nachgestellten Copula unzuläßig ist, erst dann recht einleuchtet, wenn man die handschriftliche Lesart languor obressitque pigror kennt. Es möchte aber wohl zu schreiben seyn: Languos obrepsitque pigror torporque quietis. Zu der von Gellius erhaltenen Stelle Inc. 30

Luna alit ostrea et implet echinos, muribu' fibras
Et pecui addit —

sagt Hr. G. „de varietate lectionis non digna quae notetur cf. editt. Gell." Aber die Handschriften haben dort pecu, was allerdings bemerkenswerth und als die alte Form. des Dat. aufzunehmen war, vgl. vgl. Schmidt l. l. p. 3 not. 2. Dagegen finden wir unter dem aus Non. stammenden Fr. I, 14 zu den Worten refert res eine Variante reque res, die zu der bey Non. zunächst folgenden Stelle gehört und dort reque res. (d. i. resistit) lautet, wie man sich aus Herrn G.'s eigenem Nonius S. 341 überzeugen kann. Selbst das ist nicht immer angegeben, wenn sich ein Fragment bey mehr als einem Autor vorfindet, z. B. daß IV, 4 und XIV, 6 außer bey Gellius und Makrobius auch noch bey Nonius und Servius gelesen werden.

Was nun drittens die Herstellung des Textes und die Verbesserungsversuche des Herrn G. selbst anlangt, so gestehen wir sehr gern zu, daß an mehreren Orten die Emendation mit Glück bewerkstelligt ist. Auf der andern Seite jedoch finden sich auch eine ziemliche Anzahl von Conjecturen, die wir durchaus nicht berechtigt sind, für das Resultat reiflicher Ueberlegung und gründlicher Studien zu halten. Inconsequenz herrscht übrigens auch hier, wie in der ganzen Arbeit. Denn während gar nicht selten äußerst bedenkliche Aenderungen ohne Weiteres in den Text aufgenommen sind, so ist dagegen Manches beyfallswerthe in die Noten verwiesen; und mehrere sehr leicht zu emendirende oder bereits von Andern emendirte Stellen erscheinen wieder in ihrer verderbten Gestalt. Der Raum gestattet uns nur einige wenige Bemerkungen. Fr. 1, 2 hat Hr. G. so zusammengesetzt:

Vellem cum primis, fieri si forte potisset,
Vellem concilio vestrum, quod dicitis, olim
Vellem, Coelicolae! vestrum adfuisse priori
Concilio.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

M. Tullii Ciceronis orationes. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carolus Halm. Lipsiae MDCCCXLV. Sumptus fecit C. F. Koehler. gr. 8. Vol. I. pars II. Oratio pro P. Sestio VI und 339 S. Vol. I. pars III. In P. Vatinium testem interrogatio. VI und 126 S.

Ueber die Einrichtung dieser Ausgabe der Ciceronischen Reden, wie über die erste Abtheilung des ersten Bandes, welche die Rede für P. Sulla enthält, hat Ref. in den Gelehrten Anzeigen 1845 Nro. 139—144 berichtet. Inzwischen ist bekanntlich der Verfasser aus dem Königlich Bayerischen Staatsdienste ausgetreten und hat eine Professur an dem Gymnasium zu Hadamar im Herzogthum Nassau unter Verhältnissen angenommen, wie er sie in seinem Vaterlande nach den bestehenden Normen kaum hoffen konnte. Daß ein so ehrenvoller Ruf an ihn ergangen ist, darüber können sich seine zahlreichen Freunde im In- und Auslande nur freuen; ein jeder aber, dem unser vaterländisches Studienwesen am Herzen liegt, wird es beklagen, daß der Bayerische Gymnasiallehrerstand einer seiner schönsten Zierden durch den Austritt eines Mannes beraubt worden ist, der als Lehrer und als Gelehrter sich zu gleicher Auszeichnung erhoben hat. Seine Befähigung in letzterer Hinsicht hat er namentlich durch das vorliegende Werk beurkundet, dessen weitere Besprechung Ref. nur deßhalb so lange verschoben hat, weil er es gerne auch von dem praktischen Standpunkte aus prüfen und zu diesem Behufe die Rede für P. Sestius erst einmal mit seinen Schülern lesen wollte, was ihm erst in dem verflossenen Winter möglich wurde. Zu einer solchen Prüfung eignet sich diese Rede vorzugsweise, so ferne sie so viele sachliche Erklärungen erfordert, daß sich der Lehrer bey dem Mangel an den nöthigen Hülfsmitteln hier in ganz besonderer Verlegenheit befindet. Ref. hat sich absichtlich der Hauptsache nach auf die Benützung dieser Ausgabe beschränkt, und sich dabey nie verlassen gesehen, indem ihm für das Bedürfniß des Augenblicks das Vorhandene mitunter eher zu viel als zu wenig schien; womit jedoch nicht gesagt seyn soll, daß sich Ueberflüßiges hier finde; vielmehr ist für denjenigen, welcher mehr in's Einzelne eingehen kann und will, nichts, was hier geboten wird, als unnütz zu betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

C. Lucilii Saturarum reliquiae.

(Fortsetzung.)

V. 1 stammt aus Pseudo-Asconius, bei Dousa Inc. 58, das Uebrige aus Jul. Rufin. de figur. sentent. Allein da sich aus den Worten des Ascon. nichts weiter ergibt, als daß jener Verf. irgend eine Rede, unbestimmt in welchem Buch des Luc. anfing; da ferner Jul. Rufin. bei seinem Citat schwerlich die Anfangsworte der Rede weggelassen haben

wird, und da endlich durch das dreymalige vellem die Worte des Jupiter ein unpassendes Pathos erhalten: so dürfte nach unsrer Ansicht V. 1 besser wieder unter die Incerta zu verweisen seyn. Nicht zu billigen ist ferner, daß Hr. G. aus der falschen Voraussetzung, der Plur. adfuissemus sey nach vellem unzulässig, (vgl. dagegen Ruddim. II p. 8 not. 19) adfuisse geschrieben hat. Da auch vestrum nur auf Vermuthung beruht, so halten wir uns an die Ergänzung durch inquam, und lesen Vellem, Coelicolae, inquam, affuvissemu' priori Concilio.

Fr. 1, 19 wird zwar mit Recht die Conjectur des Jun. inhonestam aufgenommen, dabey aber nicht beachtet, daß nun der Vers Infamam inhonestam turpemque odisse popinam des richtigen Zeitmaaßes entbehrt. Man hat deshalb nur das ohnehin verdächtige que zu streichen, und die Endsylbe von Infamam nicht zu elidiren.

In dem von Donat citirten Fr. I, 23 wird wieder nodum in scirpo insane facere vulgus geschrieben und die Conj. Dousa's quaerere verworfen „cum quod versuum genus sit ex hoc fragmento intelligi non possit(!) et nodum in scirpo facere non minus recte dicatur quam quaerere:" welches letztere schwer nachzuweisen seyn möchte. Denn da die Binsen keine Knoten haben, so ist der Sinn der letzteren Rede sehr klar, den der ersteren vermögen wir nicht zu errathen. Was soll man aber denken, wenn Hr. G. zum Schluß sich und seine Leser durch den Trost zu beruhigen sucht „denique si error est, ipsius Donati est."

Die ganz unhaltbare Conj. Hostilius für hostilibus welcher II, 2 in den Text gesetzt ist, wird zum Glück, wie manches Andere, worauf Hr. G. durch die ihm während des Druckes zugekommene Ausgabe von Corpet aufmerksam gemacht wurde, in den Prolegomenis zurückgenommen; doch ist kein genügender Grund nun hostibus zu schreiben. Fr. II, 11 erscheint bei Nonius in doppelter Gestalt: homo impuratus et impuno est rapister und homo impudicus et impune est rapinator. Statt sich nun aus beyden die richtige Lesart zu bilden, die vielleicht so lauten dürfte: homo impuratus et impuno et rapinator, hält Hr. G. im Texte an ersterem fest, weil er das neue Wort rapister glaubt conserviren zu müssen; meint aber in den Addendis, daß doch wohl zwei verschiedne Verse zu Grunde liegen möchten, die er dann in folgender wunderbaren Weise zusammensetzt: Impuratus homo est, impuno, atque rapister und Impŭdicus(!) homo est impune, et rapinator, beide wahrscheinlich mit Hiatus zu lesen. Proleg. p. LV jedoch scheint er wieder zu seiner ersten Ansicht, als sey beydes ein und derselbe Vers, zurückzukehren. Daß rapinator beyzubehalten sey, darf man mit Recht aus dem Umstande schließen, daß Non. das Fr. S. 114 unter Rapinatores aufführt. Der Dichter durfte sich aber die Verkürzung des i erlauben, obwohl es in rapina lang ist.

Daß der Verf. II, 15 statt der zweckmäßigen Verbesserung Dousa's ferto omnia sunt circum lata (Codd. facto omnia sunt circumlatus) seine eigne: ferta omnia sum circumlatus aufgenommen hat, wird schwerlich Billigung finden. Dagegen war gewiß IV, 20 die leichte Umstellung Qui se edit, hic comedit me ohne Bedenken statt des metrisch unrichtigen Qui edit se sogleich in den Text zu setzen. Durch eine ebenso leichte Umstellung ließ sich auch VI, 8 quid ipsum facere optes in ipsum quid facere optes verbessern; und XXVI, 54 konnte der Hiatus sehr leicht vermieden werden, wenn statt Dein quae adeo geschrieben wurde

Deinde quae adeo māle me accipiunt décimae et proveniúnt male.

Höchst willkürlich ist die V, 7 vorgeschlagene Ergänzung

Sanus tu solus magno in moerore metuque
Tristitia in summa crepera in re inventu' salutis Portus.

Codd. Sannunt solis mihi in magno moerore tristitia in summa crepera inventu salutis, woraus sich theils nach Schmidt l. l. p. 15 theils nach Corpet folgende Verse ergeben dürften: Sane nunc tu solu' mihi in magno moerore, Tristitia in summa, crepera re, inventu' saluti. Nicht besser ist die zu Fr. VII, 17 in der Anm. mitgetheilte Conj. callosa ova ac bene plena; Tunc olorum et anseris collus (Codd. calidissime ac bene plena cias olorum cet.), wobey nicht einmal die Quantität von ŏlōrum beachtet ist. Ferner die Conj. zu

Fr. XIII, 1 Si forte ac temere omnino quis summum ad honorem Perveniat, wo die Handschriften quid cursum ad honorem ohne Perveniat; so daß es vielleicht heißen muß: Si forte ac temere omnino fuit cursum ad honorem. Vgl. XIV, 3, 2. In terra fuit lucifugus cet. Mit welchem Prädicat sollen wir endlich die zu dem oft besprochenen Fr. XVII, 1, in welchem die Schönheitsfehler berühmter Frauen erwähnt werden, vorgetragene Conj. bezeichnen Non licitum esse uterum atque etiam inguina tangere palmis (Codd. mammis)?

Fr. IX, 25 sind wir mit der Verbesserung quem rapsit Apollo einverstanden, halten aber jede Aenderung der vorausgehenden Worte ut discrepat hac für nicht gerechtfertigt. Dagegen war fiat ergo jedenfalls gänzlich zu tilgen, nachdem Schmidt sehr richtig gezeigt hat, daß es aus den Worten des Scholiasten: significat ergo entstanden sey. Eben derselbe hat dargethan, daß in Fr. XIII, 5 Primum dominia atque sodalitia omnia tollantur dieß überflüssige ur dem bey Nonius unmittelbar darauffolgenden Namen Turpilius verdankt werde. Gleichwohl hat Hr. G. ohne dieß zu beachten, den Vers in seiner unrichtigen Gestalt beybehalten.

Zu Fr. XI, 12 Hic strigosu' bovinatorque ore improbu' duro weist Hr. G. mit der Bemerkung „omnia integra" die Emendationen Scaligers und Dousa's ab, obwohl ihn des Ersteren hicce strigosus auf den prosodischen Fehler hätte aufmerksam machen können. Jedenfalls stimmt aber die andre Emendation tricosus mit den übrigen Prädicaten besser überein.

Noch mehr Beweise von der Flüchtigkeit aufzuführen, mit welcher der Verf. gerade bey diesem Haupttheile seines Buches zu Werke gegangen ist, wird man uns gewiß gern erlassen; auch werden sie sich Jedem, der die Ausgabe zur Hand nimmt, nur zu leicht von selbst darbieten: nur dürfen wir nicht verschweigen, daß die zum Theil sehr tüchtigen Vorarbeiten andrer Gelehrten, sie mögen nun in selbständigen oder in Zeitschriften niedergelegt seyn, wie in den übrigen Theilen des Werkes, so namentlich in dem kritischen Commentar nur eine höchst unvollkommene Berücksichtigung gefunden haben; und daß also auch in dieser Beziehung das Buch des Herrn G. weit entfernt ist, gerechten Anforderungen zu entsprechen, da es uns nicht einmal auf den richtigem Standpunkt stellt, bis zu welchem jetzt die Studien über Lucil. gediehen sind. Verschweigen dürfen wir ferner nicht, daß das ganze Buch, namentlich aber Text und Noten durch eine große Anzahl, oft sehr grober und sinnstörender Druckfehler entstellt werden. Ehe wir jedoch schließen, glauben wir den Lesern noch einige Bemerkungen über die beyden wichtigen Capitel der Prolegomena: „de singulorum librorum argumentis und de oratione Lucilii schuldig zu seyn.

Daß man bey der Combination der ersteren leicht in Gefahr kommt der Phantasie zu viel Spielraum zu gestatten, erkennt der Verf. wohl; er warnt selbst davor und verheißt Vorsicht. Dennoch sehen wir auch ihn viel zu häufig sich in bloßen Vermuthungen ergehen, welche, da sie des sichern Grundes ermangeln, aufhören für die genauere Kenntniß des Dichters von Nutzen zu seyn. So ist es z. B. ganz unbegründet, wenn gleich zum ersten Buche gesagt wird, daß die Götterversammlung die philosophischen, rhetorischen und dialektischen Studien für einen Hauptverderb jener Zeit angesehen habe, und wenn deshalb Incert. 2. 12. 23. dahin gezogen werden; wenn ferner Juno aus altem Zorn gegen Rom diese zweyte Götterversammlung zu Stande gebracht haben soll; wenn auf den Fr. 4 genannten L. Tubulus auch Inc. 97 Ergo praetorum est ante et praeire bezogen wird, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil Tubulus hauptsächlich durch seine Prätur berüchtigt war; wenn der eben dort erwähnte Lupus mit den Inc. 33. 57. 74 bezeichneten schlechten Subjecten identificirt wird, und wenn endlich auch Inc. 46. 61. 63 zu der Götterberathung gehören sollen. Und in gleicher Weise dürften sehr viele der zu Buch V. VI. VII versuchten Combinationen bey genauerer Prüfung in Nichts zerfallen.

In dem andern der beyden genannten Capitel gesteht Hr. G. nicht die Absicht gehabt zu haben, dieß Thema vollständig zu erschöpfen, sondern nur die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Sprache

des Luc. hinzulenken. Daher müssen wir uns wohl begnügen, wenn er uns meist nur dürre Verzeichnisse der ungewöhnlicheren, namentlich dem Griechischen entlehnten Wörter und Redensarten darbietet, die sich bey Luc. vorfinden. Die Brauchbarkeit dieser Verzeichnisse erleidet aber durch die fast durchgängige Weglassung der Zahlencitate, die bey dem Mangel eines Index verborum um so unentbehrlicher waren, noch eine wesentliche Einschränkung. Forschungen andrer Gelehrten über sprachliche und metrische Erscheinungen bey Luc, z. B. Haupt's in den Observationes criticae p. 16 und p. 46 über Elision und Nachstellung der Copula sind gänzlich unberücksichtigt geblieben. Völlig unbegreiflich ist die Nachlässigkeit, mit welcher der erste Abschnitt behandelt ist, der einige metrische Bemerkungen z. B. über den Hiatus, über die Dehnung durch Arsis u. dgl. enthält, ohne jedoch Neues zu bringen. So wird z. B. p. CXXIV behauptet, daß in Fr. XXVII, 18 cum einmal nicht elidirt werden dürfe, da doch bey richtiger Abtheilung der Füße die Elision an beyden Stellen Statt hat, nämlich so:

Cúm pacem pe|tó cum placo | cum ádeo
et cum appel|ló meam.

Gleich darauf wird unter den Beyspielen von Hiatus auch II, 17 aufgezählt, was nur dann richtig wäre, wenn man die Worte vix vivo homini ac monogrammo nothwendig für den Anfang eines Hexameter halten müßte. Sie bilden vielmehr den Schluß in dieser Weise: vix | vivo homi|ni ac mono|grammo. Auf p. CXXV wird zu Fr. IX, 6, 5 Haec illi fecere, adde e, ut pinquiu' fiat die ganz unerklärliche Bemerkung gemacht „ubi aut adde e dactylus est, quod usitatius, aut spondeus addē." Denn wie will Hr. G. adde e als Dactylus in diesen Vers bringen? Unmittelbar darauf sollen wir XIV, 4, 2 so scandiren: calces, delectes tĕ hilo non rectiu' vivas, so daß te nicht elidirt würde. Woraus sich ergibt, daß Hr. G. die erste Sylbe von hilum für kurz hält; (vgl. dagegen Lucret, III, 220. 513. 517. 784. 814 u. ö., welche Beyspiele dem Herausg. zugleich zum Beweis dienen können, daß das Wort hilum nicht blos, wie er meint, in der ältesten Sprache vorkomme). Auf p. CXXVI wird als Beyspiel für die Verlängerung einer kurzen Sylbe durch die Arsis auch XVI, 2 aufgeführt und so abgetheilt:

Lysippi Juppiter ista
Transivit quadragintā | cúbita | altu' Tarento
(sic).

Man sieht also, daß Hr. G. quădrăginta statt quādrāginta liest. p. CXXVII soll auch Fr. XXVI, 6 zum Beweis dienen, daß i zuweilen in einen Consonant übergehe. Woran an dieser Stelle nicht zu denken, sobald man sie nur richtig abtheilt:

Públicanus | véro ut Asiae | fiam scriptu |
rarius
Pró Lucĭli|o id ego nolo, et | úno hoc non
mu|to ómnia.

Ebenso wenig durfte eben da behauptet werden, daß in Fr. XXVII, 38 u in einen Consonanten übergehe, da der Vers so abzutheilen ist:

'At mĕtŭis por|ró ne aspectu | fórma capia|
re áltera.

Endlich wird p. CXXVIII zu Fr. XI, 2. 1 ganz unnützer Weise die Aenderung Cassiu' Caiu' est hic operarius vorgeschlagen. Denn es ist nicht bedacht, daß auch Cassiu' Gāĭus hic operarius ganz richtig gelesen wird, indem Gaius auch dreysylbig gebraucht stets ein langes a hat.

Was man von dergleichen Proben zu halten habe, und in wie fern dieselben einen Schluß auf den Werth oder Unwerth des ganzen Buches gestatten, dies können wir nach den von uns gemachten Mittheilungen füglich dem eignen Urtheile der Leser überlassen. Aber wundern dürfen wir uns allerdings, wie ein Gelehrter von Ruf dem Publicum diese Arbeit bieten konnte, deren wirklich Gutes und Neues sich leicht auf wenigen Bogen hätte zusammenfassen lassen, die aber in ihrer jetzigen so vielfach mangelhaften und ungenügenden Gestalt von Niemand leicht ohne das bittre Gefühl der Enttäuschung wird aus der Hand gelegt werden.

Dr. Johannes Siebelis.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

M. Tullii Ciceronis orationes.

(Fortsetzung.)

Der anfängliche Plan der Ausgabe ist nämlich bey diesen Abtheilungen im Allgemeinen vollkommen eingehalten worden, und es zeigt sich in der Befolgung desselben ein gewisses Fortschreiten, soferne auf die Verbesserung des Scholiasten mehr Aufmerksamkeit als bey der ersten Abtheilung verwendet und namentlich überall versucht worden ist, die ausgefallenen griechischen Ausdrücke zu ergänzen, was auch in den meisten Fällen mit Glück geschehen ist. Auch ist es nicht zu verkennen, daß sich mit der längeren Fortsetzung der Arbeit der richtige Blick in Betreff der Auswahl des Zweckmäßigen immer mehr ausgebildet hat, und in Folge dessen selbst längere Bemerkungen hier übersichtlicher erscheinen, als in der ersten Abtheilung. Nur in einer Hinsicht hat der ursprüngliche Plan eine, gewiß beyfallswürdige, Veränderung erfahren. Es sind nämlich der Rede gegen den P. Vatinius, da diese wohl schwerlich so bald eine neue besondere Bearbeitung erfahren wird, die Lesarten der bisher bekannten besten Handschriften vollständig mitgetheilt, und von Hrn. Halm selbst noch die Vergleichungen zweyer Münchner Handschriften beygegeben, welche zwar nicht zu den besten gehören, aber unter den unvollständigeren doch als Repräsentanten besonderer Familien gelten können, während er die Vergleichungen von drey unbedeutenden Handschriften der Rede für P. Sestius nicht in seine Ausgabe aufnahm, sondern in der Bibliothek des Lyceums zu Speyer zu beliebiger künftiger Benützung niederlegte. Für die Rede gegen P. Vatinius hat H. Halm eine sehr werthvolle Zugabe zu den gedruckten Hülfsmitteln durch Hrn. Professor E. F. Hermann in Göttingen erhalten, der ihm seine zum Behufe seiner Vorlesungen gemachten Aufzeichnungen zukommen ließ, durch welche namentlich die Erklärung dieser Rede um ein Bedeutendes gefördert wurde, wie denn überhaupt bey der vorliegenden Ausgabe die Erklärung vorzugsweise Berücksichtigung erhalten hat, wenn schon keine in kritischer Hinsicht zweifelhafte oder schwierige Stelle unerörtert geblieben ist, und die gewonnenen Resultate fast durchaus von der Art sind, daß man sich dabey beruhigen kann. Wie viel namentlich die Erklärung der beyden Reden durch diese Ausgabe gewonnen hat, im Einzelnen nachzuweisen, würde zu weit führen. Wer sich davon überzeugen will, darf nur, abgesehen von der keineswegs unverdienstlichen Zusammenstellung der früher ausgesprochenen Ansichten, die Bemerkungen des Hrn. Halm selbst näher in das Auge fassen, in welchen das sprachliche und sachliche Element, wo von den Frühern eine Lücke gelassen worden war, so vertreten ist, daß Ref. äußerst selten etwas vermißt, und nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen sich zu einer andern Meinung hingezogen gefühlt hat. Das Wenige, worüber er zweifelhaft geblieben ist, oder eine andre Ansicht aussprechen zu müssen geglaubt hat, soll im Folgenden besprochen werden, und zwar zuerst in kritischer Hinsicht.

Wir begegnen hier in der Rede für P. Sestius zuvörderst der schwierigen Stelle c. 5. §. 12. Ne-

que umquam Catilina, cum e pruina Apennini atque e nivibus illis emersisset atque aestatem integram nactus Italiae calles et pastorum stabula praeclara cepisset, sine multo sanguine . . . concidisset, wo Hr. Halm die Lesart der besten Handschriften also erklärt: „Wenn Catilina sich der Bergpfade von Italien und der für ihn so vortheilhaften Höfe der Hirten versichert hätte, so u. s. w.“ Allein diese subjective Beziehung würde Cicero wohl kaum durch das einfache Wort praeclara ausgedrückt haben, das sich namentlich in Verbindung mit stabula etwas sonderbar ausnimmt. Ref. kann sich daher des Zweifels nicht entschlagen, daß hier ursprünglich ein Wort gestanden wäre, das entweder, wie proclivia oder praecelsa auf die Lage jener Höfe hingedeutet, und sie als gleichsam die Gegend von der Höhe herab beherrschend bezeichnet hätte, oder, wie praecavens, sich an das Verbum cepisset angeschlossen und die bey dem Beginne des Sommers von Catilina getroffenen Vorsichtsmaßregeln als solche hervorgehoben hätte.

In der Schilderung des Consuls Piso c. 10. §. 23. heißt es, nachdem von den Philosophen die Rede war, welche die voluptas empfehlen, weiter: verbum ipsum omnibus animi et corporis partibus devorabat. So hat Hr. Halm nach einer Conjectur Orelli's geschrieben, der jedoch partibus gleich nach dem in den Handschriften allein stehenden omnibus eingesetzt hat. Das Ausfallen des Wortes partibus wäre allerdings nach corporis wohl noch eher denkbar als nach omnibus, wo man ein Abirren von einer Endung zur andern annehmen müßte, das gerade bey einem Worte, wie omnes, am wenigsten Wahrscheinlichkeit hat. Indessen fragt es sich, ob partibus, das Klotz zwar in seinen Anmerkungen billigt, im Texte aber durch einige Punkte ersetzt hat, überhaupt als richtig betrachtet werden könne? Unter den dafür angeführten Stellen ist die von Hrn. Halm selbst beygebrachte: p. Red. in Sen. 6, 14. eos qui disputent . . . in omni parte corporis semper oportere aliquod gaudium delectationemque versari, die empfehlendste; doch fehlt der Beweis für die partes animi, so daß man in Versuchung kommen könnte, animi et für eine Interpolation oder eine Dittographie für omnibus zu halten. Denkt man sich aber auch animi et weg, so will corporis partibus immer noch nicht recht zu dem Verbum devorare passen. Es fragt sich daher, ob nicht omnibus selbst als verdorben zu betrachten sey? Die gewöhnliche Abkürzung oĩbus würde zunächst auf oribus führen. Dieß wird freylich kaum Jemand für das Richtige ausgeben wollen, wenn es gleich zu devorare besser paßte. Der letztere Umstand könnte aber gerade Ursache gewesen seyn, daß man ein nach der antiken Aussprache wohl ziemlich gleichlautendes Wort, nämlich auribus, in dieses verwandelte. Mit dem Verbum devorare würde auribus ganz gut zusammen passen, wie namentlich die von Hrn. Halm angeführte Stelle Plaut. Pœn. V, 2, 9 obsecro vostram fidem, quam orationem hanc aures dulcem (dulces ist ohne Zweifel nur Druckfehler) devorant, zeigt. Das Einzige, was dabey noch beanstandet werden könnte, wäre der Ausdruck aures animi et corporis, wenn schon wir ohne Anstand sagen könnten: „er verschlang das Wort mit seinem geistigen und leiblichen Ohre,“ was etwa eben so viel bedeutete, als: „das Herz im Leibe lachte ihm, so oft er es hörte.“

An einer andern Stelle, c. 20. §. 46. sieht sich Ref. veranlaßt, einem von Hrn. Halm aufgestellten Grundsatze entgegenzutreten. Die Handschriften haben nämlich alle: depugnarem potius eum summo non dicam exitio, sed periculo certe vestro liberorumque vestrorum, quam non id quod omnibus impendebat, unus pro omnibus susciperem ac subirem? Gesner strich das non und ihm stimmte Madvig bey, Orelli dagegen und Klotz vertheidigten die Negation durch die Analogie des Griechischen μᾶλλον ἤ οὐ. Hr. Halm dagegen ließ im Texte non weg mit der Bemerkung: „Utique hoc praeceptum tenendum est; nam si istis analogiis fides habenda esset, omnibus soloecismis aditus pateret. Coniecturae Gesneri favet locus simillimus or. p. Planc. 39, 94, quem miror neminem contendisse: cum tempestate pugnem periculose potius quam

illi, salute praesertim proposita, obtemperem et paream? Der hier ausgesprochene Grundsatz ist unbestreitbar richtig, wenn es sich um Conjecturen oder um Nachbildungen einer fremden Sprache handelt; nicht so aber, wenn man eine durch die Handschriften einstimmig bestätigte Ausdrucksweise vor sich hat. In diesem Falle ist es gewiß nicht verwerflich, anzunehmen, daß ein römischer Schriftsteller, wenn eine eigenthümliche Wendung des Gedankens ihm Veranlassung dazu gab, sich einmal mehr als gewöhnlich der griechischen Denk- und Ausdrucksweise angeschlossen habe. Klotz hat wohl nicht ohne Grund bemerkt: „Man wollte hier die Negation non tilgen, wodurch die äußere Rede allerdings regelmäßiger, aber die innere Vorstellung des Redenden weniger deutlich hervortreten würde;" nur hätte er sich etwas deutlicher aussprechen sollen. Es ist nämlich keine Frage, daß die Negation, wie es Hr. Halm durch die oben angeführte Stelle gezeigt hat, die rein logische Ausdrucksweise stört; nimmt man aber Rücksicht auf den Eindruck, den die beyden Gedanken auf das Gemüth des Redners machen mußten, oder auf die Färbung, die er seiner Rede gab, um den Eindruck auf die Gemüther der Zuhörer nicht zu verfehlen, so erscheint die Negation in unserer Stelle wenigstens einigermaßen gerechtfertigt, während in der andern kein Grund zur Einschaltung derselben vorhanden ist; denn dort liegt der Gedanke zu Grunde: „Soll ich lieber kämpfen, als mich dem hingeben, was zu meinem Heile führt?;" hier aber „Sollte ich lieber das Wohl Aller auf das Spiel setzen, um nur ja nicht die Gefahr für Alle übernehmen zu müssen?," so daß hier statt des quam oder quam non auch quo ne stehen könnte.

Das zweifelhafte Minturnis in der Stelle c. 22. §. 50.: deinde ad infimorum ac tenuissimorum hominum Minturnis misericordiam confugisse, ist im Texte beybehalten; in den Anmerkungen spricht sich aber Hr. Halm für die Conjectur des Passeratius, Minturnensium, aus. Die Schwierigkeit der Lesart der Handschriften liegt darin, daß man Minturnis erklären müßte „aus Minturnä," sofern Marius in den Sümpfen von den aus der Stadt kommenden Minturnensern entdeckt wurde, also nicht eigentlich zu Minturnä um Mitleid bat. Allein der Redner konnte Minturnis wohl in so ausgedehntem Sinne brauchen, daß er die in der Nahe gelegenen Sümpfe, welche in der Epitome des Livius paludes Minturnensium heißen, mit einbegriff. Wollte man übrigen Minturnis mit hominum verbinden, so könnte es kaum anders geschehen, als daß man es auf die Attribute infimorum ac tenuissimorum bezöge.

In den Worten c. 24. §. 54.: Hac tanta perturbatione civitatis ne noctem quidem consules inter meum casum et suam praedam interesse passi sunt, hat sich Hr. Halm im Texte mit Recht an die Lesart mehrerer guter Handschriften angeschlossen. Statt casum steht aber in einigen der schlechteren Handschriften discrimen, in den besten fehlt das Substantivum ganz, so daß es in der Urhandschrift ausgefallen gewesen zu seyn scheint. Madvig ergänzte inter meum exitum, Hr. Halm inter meum exitium, das Wahre ist aber wohl inter meum interitum. Dieses Wort konnte wegen der Aehnlichkeit mit dem vorausgehenden leicht ausfallen, und Cicero braucht dieses Wort von seinem Exile eben so §. 44. post meum interitum und §. 51. meo interitu.

An der schwierigen Stelle c. 27. §. 59. hat Hr. Halm die beyden Verba Tulit, gessit so gut erklärt, als es möglich ist, indem er aus dem Vorhergehenden insigne regium herabzieht; doch hat er dieselben im Texte als verdorben bezeichnet. Das folgende regnat macht die beyden Perfekta verdächtig. Es könnte daher in tulit etwas an das Vorhergehende Anzuschließendes, und in gessit der Anfang des folgenden Satzes liegen, etwa so: nec minus . . . gloriosum putavit constitutum a se regem quam constrictum videri vinculis. Ergo is . . . regnat hodie . . .; ille Cyprius miser . . . est . . publicatus? Ueber den Gebrauch von ergo in solchen Fragen vergl. Hand Tursellin. Bd. II. S. 460 f., wo indessen nur Beyspiele mit dem Futurum in dem zweyten Gliede sich finden.

Endlich in derselben Rede c. 67. §. 141. hat Hr. Halm die Lesart der Handschriften: quae (res

publica) tanta dignitate est, ut eam defendentem occidere non aliud sit, quam oppugnantem rerum poteri, jedoch mit einem Kreuze als Zeichen der Verdorbenheit im Texte ſtehen laſſen. Unter den verſchiedenen Verbeſſerungsverſuchen ſpricht er ſich am günſtigſten über den C. F. Hermanns aus: ut eam defendere nobilius sit, er ſelbſt aber vermuthet, um der Lesart der Handſchrift näher zu kommen, amplius sit; offenbar noch näher läge aber notabilius sit, was freylich dem Gedanken eher weniger als mehr Nachdruck gäbe. Der Umſtand, daß dieſes Wort außerdem nur einmal bey Cicero vorkommt, macht übrigens die Verdrängung desſelben nur wahrſcheinlicher, und jene eine Stelle: ad Fam. V, 12, 5. at viri saepe excellentis ancipites variique casus habent admirationem . . .: si vero exitu notabili concluduntur, expletur animus iucundissima lectionis varietate, ſteht dem hier in Anſpruch genommenen Gebrauche des Wortes wenigſtens nicht entgegen.

In der Rede gegen den Vatinius c. 10. §. 25. in den Worten: C. Domitium, cuius dignitas et splendor praestringebat credo oculos Vatinii, quem tu propter commune odium in bonos oderas, iſt der Name Vatinii als verdorben bezeichnet. Hr. Halm ſtimmt übrigens nicht der Anſicht Erneſti's, Madvig's und Orelli's bey, welche denſelben tilgen wollten, ſondern er will den Namen des Angebers, Vettii, einſetzen. Indeſſen paßt doch auch dieſer nicht wohl zu den vorausgehenden praestringebat oculos. Wenn Vatinii geſtrichen wird, vermißt Hr. Halm einen Genitiv oder ein Pronomen poſſeſſivum bey oculos. Könnte aber nicht vielleicht cuius herabbezogen werden, ſo daß ſich ein ähnlicher Gedanke ergäbe, als p. Rab. Post. 16. §. 43. nec illius animi aciem praestringit splendor sui nominis, nec mentis quasi luminibus officit altitudo fortunae et gloriae, und dabey Vatini als Vocativ beybehalten werden?

Daß im folgenden Kapitel nach den Handſchriften promulgarisne . . . quaestionem de tot amplissimis et talibus viris, indicium Vettio, praemia amplissima beybehalten worden iſt, iſt nicht zu tadeln; indeſſen muß Ref. geſtehen, daß ihm trotz aller Deductionen der verſchiedenen Erklärer das indicium neben praemia amplissima doch ziemlich hart und gezwungen vorkommt, daß ihm das verächtliche indici hier wie §. 24. vielmehr an der Stelle zu ſeyn ſcheint, und daß er faſt vermuthen möchte, indicium ſey aus indici au, d. i. indici autem, entſtanden.

An der verdorbenen Stelle c. 15. §. 36.: qui numquam aut summi consilii gubernationem auferre conatus est, billigt Hr. Halm die Anſicht Hermanns, der numquam ante, wie früher Lambinus numquam antea, zu ſchreiben vorſchlug. Der Lesart der Handſchriften iſt dieß am nächſten; dem Sinne nach wäre aber wohl numquam ita vorzuziehen.

Wir fügen noch einige Stellen hinzu, an welchen wir nicht mit den in den Scholien vorgenommenen Aenderungen einverſtanden ſind.

In dem Scholion zu den Worten ista quae sunt inflata (in Vatic. c. 4. §. 10.): Ad superbiam quidem et nimium tumorem animi eius referens hoc dixit ἰατῶς; tamen notare voluit insulsitatem cervicum eius quas immodicum fuisse corpulentas traditur, wird der Reſt eines griechiſchen Wortes nach Spengel's Vorſchlag zu μεταφορικῶς in einer Note ergänzt. Indeſſen fragt es ſich, ob nicht die Interpunktion vor das griechiſche Wort zu ſetzen und zu ergänzen iſt: αἰνικτῶς tamen notare voluit . . Dieſes freylich ſonſt nicht nachweisbare Adverbium ſtimmt am meiſten mit den Zügen der Handſchrift überein; dem Sinne nach ließe ſich auch σκωπτικῶς oder etwas Aehnliches einſetzen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.

Nro. 183. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

M. Tullii Ciceronis orationes.

(Fortsetzung.)

In den Scholien zu c. 9. §. 21.: Hi collegae intercesserant P. Vatinio iubenti M. Bibulum in vincula duci, wie Orelli statt P. Vatinio furenti M. Bibulum in invidiam duci geschrieben hat, versucht Hr. Halm, obgleich er iubenti billigt, die Lesart der Handschrift furenti so zu vertheidigen, daß er duci mit intercesserant verbindet, weil dieß eben so viel bedeute als vetuerant; allein in diesem Falle würde es wohl quominus M. Bibulus in vincula duceretur heißen. Statt der Verbesserung Orelli's in vincula schlägt Hr. Halm in custodiam vor; allein die Lesart der Handschrift in invidiam führt vielmehr auf in vicla, d. i. in vincla, wie ja auch im Texte steht.

Das verstümmelte Scholion zu c. 17. §. 40. A P. Clodio, cum reum Vatinius qui adversus Milonem testimonium duceret, ergänzt H. Halm: A P. Clodio dicit productum Vatinium, bemerkt jedoch dabey, er habe damit nur den Sinn der Stelle, nicht die ursprünglichen Worte des Scholiasten herstellen wollen. Sollte dieser aber nicht etwa so geschrieben haben: A P. Clodio, cum reum T. Annium postularet, productus est Vatinius, und die Verderbniß durch ein Abirren von T. Annium auf Vatinius enstanden seyn? Im Texte findet sich an dieser Stelle viermal T. Annius und einmal Milo; die Anklage des Milo durch Clodius wird erwähnt p. Sest. 44, 95 u. 69, 144; ferner ad Quint. fr. II, 3, 1.

Gehen wir zur Erklärung über, so haben wir zuerst eine Stelle zu besprechen, an welcher, was, wie gesagt, nur selten der Fall ist, eine Bemerkung vermißt wird. Es fragt sich nämlich in den Worten c. 7. §. 15. Hunc . . . Cn. Pompeius omni cautione, foedere, exsecratione devinxerat nihil in tribunatu contra me esse facturum, warum es nicht heiße ut nihil . . . faceret, was man, wenigstens auf den ersten Blick, erwartet. Betrachtet man aber die Stelle genauer, so zeigt sich, daß diese Construction dadurch herbeygeführt ist, daß nicht von einer Handlungsweise, zu der er ihn verbindlich gemacht hatte, sondern nur von einem Versprechen die Rede ist, das er sich von ihm habe geben lassen.

In den Worten c. 8. §. 19. capillo ita horrido, ut Capua, in qua ipse tum imaginis ornandae causa duumviratum gerebat, Seplasiam sublaturus videretur, wird imaginis ornandae causa nach den Bemerkungen von Schütz und Gräve als eine Verspottung des Ehrgeizes des Piso erklärt. Sollte aber nicht von dem Redner etwa eine scherzhafte Doppelsinnigkeit dabey beabsichtigt seyn, daß Piso, um sich einiger Maßen herauszuputzen, den ganzen Salbenvorrath der Seplasia brauchen würde? Eine solche Ansicht von der Stelle scheint wenigstens der Weise Cicero's nicht zu widersprechen.

In der Stelle c. 17. §. 39: C. Caesar, qui a me nullo meo merito alienus esse debebat, inimicissimus esse meae saluti . . . dicebatur, scheint Hr. Halm das Verhältniß der einzelnen Worte zu einander nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben, wenn er als den Sinn angibt: qui a me

alienus esse debebat, cum ita meritus non essem, und ſtatt deſſen non debebat (non decuit eum) erwartet. So würde nämlich ein Vorwurf gegen Cäſar darin liegen, den Cicero hier wohl nicht beabſichtigt hat. Es iſt aber debebat nicht als gleichbedeutend mit decebat eum, ſondern mit cogebatur: „er mußte in Folge der Verhältniſſe oder der Einflüſterungen Anderer, ohne daß ich ihm etwas zu Leide gethan hatte, was unſer Verhältniß zu einander hätte ändern können, mir abgeneigt oder (wie wie wir etwa ſagen würden) zurückhaltend gegen mich ſeyn;“ ſo daß alſo alienus dem inimicissimus gegenüber als ſchwächerer Begriff erſcheint. Im unmittelbar Vorhergehenden läßt ſich vergleichen: auctore Pompeio, clarissimo viro mihique et nunc et quoad licuit amicissimo. Ferner läßt ſich damit noch im folgenden Kapitel zuſammenſtellen: Illi autem . . . tribunum popularem a se alienare nolebant, suaque sibi propiora esse pericula quam mea loquebantur, wo Ref. nicht mit Hrn. Halm tribunum popularem ironiſch faſſen möchte. Sie fürchteten ihn eben deßhalb, weil er ſich bey dem Volke einen übermäßigen Einfluß zu verſchaffen gewußt hatte.

Sehr auffallend iſt c. 19. §. 44.: ad arma vocarent nach: Senatum consules, credo, vocassent. Mit Recht nimmt Hr. Halm an, daß der Redner von der hypothetiſchen Redeweiſe zur dubitativen Frage übergegangen iſt; es hätte nur noch bemerkt werden ſollen, daß die durch credo angedeutete Ironie nur auf den erſten Theil des Nachſatzes ſich erſtreckt; was ſich aus dem folgenden Indicativ delerant ergibt, während in den beyden andern Gliedern das Relativum den Conjunktiv nach ſich hat; weßhalb dieſe billiger Weiſe ein Fragezeichen nach ſich haben ſollten.

Wenn c. 20. §. 45. restitisses etc. erklärt wird, resistere debuisti, ſo hält es Ref. zwar nicht geradezu für unrichtig; doch ſcheint ihm die Erklärung näher zu liegen, es als Wunſch zu faſſen: „Hätteſt du doch widerſtanden!“

Außer dem c. 24. §. 53. zu me e complexu patriae . . . eripuissem beygebrachten Stellen hätte noch erwähnt werden können in Pis. c. 9. §. 19. neque ego cessissem et me ipsa suo complexu patria tenuisset.

Zur Erklärung der Worte c. 30. §. 64.: Ecquae vox unquam est audita consulum? quamquam quis audiret, si maxime quaerere vellent? iſt die Bemerkung Erneſti's aufgenommen: „Nempe nemo erat, ad quem coss. deferre querelas possent. Nam senatus nihil valebat, populum tenebat Clodius.“ Demnach wäre der Sinn: „Wer hätte ihre Klagen anhören können?“ Allein betrachtet man das Folgende: De Cyprio rege quererentur? qui me civem . . . non modo stantem non defenderunt, sed ne iacentem quidem protexerunt, ſo liegt wohl die Erklärung näher: „Wer hätte ſie anhören mögen?“

Die Präpoſition ex in den Worten c. 31. §. 69.: cui fructum pietatis suae neque ex me neque a populo Romano ferre licuit möchte nicht ſowohl, wie Hr. Halm mit Matthiä und Orelli annimmt, das Hervorgehen der Belohnung aus dem dankbaren Herzen des Cicero bezeichnen, als das Aernten derſelben aus ſeiner Anweſenheit, wovon dann freylich die Möglichkeit ſeine Dankbarkeit durch Wort und That auszudrücken als nächſte Folge erſcheint.

Die Worte c. 34. §. 74. longa interposita nocte bezieht Hr. Halm auf den ganzen Verzug, der durch dieſe Einſprache für die Gegenpartey Cicero's gewonnen wurde. Allein, da es im Vorhergehenden heißt: Illum se affirmare postero die moram nullam esse facturum. Creditum est: discessum est, ſo ſcheint doch Illi interea deliberatori merces . . duplicata est auf ſein Auftreten am folgenden Tage zu gehen, und zu bedeuten: „allein am folgenden Tage erklärte er, er müſſe nach reiflicher Erwägung der Sache doch auch jetzt noch Einſprache thun.“ Dem Spotte Cicero's ſcheint alſo der Gedanke zu Grunde zu liegen: „in der vollen langen Nacht aber, die zwiſchen dem einen und dem andern Tage lag, wo er wohl andern Sinnes werden konnte, änderte er ſeine Meinung.“ Statt deſſen ſagt er aber: merces duplicata est, d. i. er trat ſchärfer auf, als er verſprochen hatte, weil ihm ſein Lohn verdoppelt worden war, nicht

weil er wirklich die Sache noch in weitere Ueberlegung genommen hätte.

Mit Recht hat Hr. Halm unter den verschiedenen Erklärungen der Worte nihil progreditur c. 35. §. 75. diejenigen verworfen, welche progredi auf das Ausgehen aus dem Hause oder auf das Forum beziehen. Seine Uebersetzung: „Er macht keinen ersten Schritt, gibt in nichts die Initiative," entspricht aber offenbar dem Lateinischen nicht recht. Dieß heißt eigentlich nur: „er geht um nichts vorwärts," d. h. er thut keinen, wie wir sagen würden, keinen entscheidenden Schritt. Für diese Erklärung stimmt auch das von ihm Angeführte, quidquid progredior Liv. XXXI, 1, 5, wo der Sinn ist: „ich sehe, daß ich mit jedem Schritte, den ich vorwärts thue, in eine grausenvollere Tiefe gerathe." Als Subjekt wird hier richtig gegen Manutius Sestius angegeben; demgemäß hätte aber auch die Note des Manutius zu §. 77. berichtigt werden sollen, wo es heißt: Cf. supra de Fabricio: nihil progreditur.

Der Ausdruck cum praesidio magno c. 36. §. 78. ist gut vertheidigt; nur hätte noch mehr hervorgehoben werden sollen, daß er den Ausdruck dem Ankläger nur in den Mund legt, um vor seinen Clienten keinen gehäßigen Ausdruck brauchen zu müssen.

In den Worten c. 47. §. 101. quem neque periculi tempestas neque honoris aura potuit umquam de suo cursu aut spe aut metu demovere, tadelt Hr. Halm die Uebersetzung Osianders: „der günstige Wind der Ehre," und schlägt statt dessen vor: „der lockende Hauch einer Ehre." Gegen diese Uebersetzung ist einzuwenden, daß das von der Schifffahrt hergenommene Bild darin nicht festgehalten ist, durch welches auch die Weglassung von vitae bey den Worten de suo cursu, welche Gavatoni durch Anführung mehrerer Stellen als gewohnte Weise des Cicero nachweist, veranlaßt ist. Aura bezeichnet im Gegensatze zu tempestas den sanften Luftzug, dem sich der Schiffer hinzugeben sich versucht sieht. Dem Gedanken nach liegt demnach allerdings die Lockung näher als der günstige Wind; aber der Ausdruck „der lockende Hauch" läßt eher an ein Thier denken, das ein anderes durch seinen Hauch in seinen Rachen lockt, als an einen angenehmen Wind, durch den sich der Schiffer verleiten läßt, von seiner Bahn abzuweichen, der an sich aber das Schiff nicht an sich zieht, sondern treibt, wie Cicero de harusp. resp. c. 20. §. 42. sagt: Sulpicium . . . longius quam voluit, popularis aura provexit. Bezeichnender wäre also der Ausdruck: „der Lufthauch der Ehre," denn damit wird das sanfte Wehen, welches die deutschen Dichter öfters mit dem Namen „Zephyr" benennen, wohl am besten durch ein Wort ausgedrückt.

Daß sich bey Erklärung der Worte c. 49. §. 104. Nunc iam nihil est u. s. w. Hr. Halm an F. Haase's treffliche Auseinandersetzung des Unterschiedes von Iam nunc und nunc iam angeschlossen hat, kann Ref. nur billigen; doch möchte für die Erklärung unserer Stelle die Anführung der Uebersetzung „jetzt nun, jetzt endlich" demjenigen, welcher Haase's Erörterungen nicht zur Hand hat, kaum genügen. Wie denn überhaupt wohl hier und da zu wünschen wäre, daß zum Nutz und Frommen solcher Schulmänner, die sich nicht am Sitze reicher Bibliotheken befinden und nicht alles hierher Einschlägige sich anschaffen können, statt bloßer Citate ganz kurz die Ansicht dessen angegeben wäre, auf den verwiesen wird; so namentlich bey den Verweisungen auf Drumann, so weit es thunlich und für die Sache förderlich ist, da wohl vielen, welche diese Ausgabe benützen, dieses umfassende, theuere Werk nicht zur Hand ist. Hier hätte sich mit wenigen Worten sagen lassen, daß Nunc iam nihil est den Gegensatz bilde zu dem Vorausgehenden: Multa etiam nostra memoria . . . fuerunt in ea contentione etc. Uebrigens läßt sich für Fälle, wie der vorliegende ist, zu der Haase'schen Erklärung von nunc iam noch das hinzusetzen, daß sich bey dieser Stellung iam nicht so ausschließlich, als bey iam nunc, an das nunc anschließt, sondern sich mehr an den folgenden Begriff anlehnt, so daß wir hier ohne Schaden für den Sinn auch übersetzen konnten: „Jetzt gibt es nichts mehr."

Wir reihen eine andere Stelle an, bey der es sich auch um die Erklärung von Partikeln handelt. Döderlein hat nämlich in seinen Synonymen und

Etymologien Bd. IV. S. 273 die Stelle c. 54. §. 115. Comitiorum et contionum significationes interdum verae sunt, nonnumquam vitiatae atque corruptae, angeführt zur Bekräftigung seiner Ansicht, daß interdum, wie mitunter in ἐνίοτε, als Gegensatz von continuo und crebro, dem Begriffe von rarius; nonnumquam, wie bisweilen, als Gegensatz von numquam und semper, dem Begriffe von saepius sich nähere. Hr. Halm dagegen gibt die Erklärung: „Comitiorum significationes interdum verae sunt, i. e. saepius verae quam falsae; nec tamen dici potest eas numqnam vitiatas esse.“ In den beyden von Döderlein angeführten Stellen (Cic. p. Mur. 30, 63. u. de Off. II, 18, 64), an welchen ein Abwärtssteigen in den gewählten Ausdrücken, von saepe anfangend, sich findet, steht diesem zunächst nonnumquam, dann folgt erst interdum, so daß also nonnumquam das häufigere Vorkommen zu bezeichnen scheint. Betrachten wir aber die Ausdrücke an sich, so liegt von den von Döderlein angeführten Gegensätzen offenbar nur je der erste in der Grundbedeutung des Wortes zu interdum, eigentlich dazwischen einmal, continuo; zu nonnumquam, eigentlich nicht gar nie, numquam. Ein extensiver Unterschied zwischen beyden ist darin nicht begründet, wohl aber ein intensiver, denn in interdum liegt der Gedanke: „ich gebe es zu, daß es manchmal, doch nicht immer, der Fall ist;“ in nonnumquam aber: „ich behaupte, daß auch dieses manchmal vorkommt;“ oder: „auch dieses läßt sich nicht wegläugnen.“ Damit trifft von der Halmischen Erklärung die letzte Hälfte zusammen; in der ersten aber erscheint das saepius verae quam falsae nicht begründet.

In der Rede gegen P. Vatinius erklärt Hr. Halm mit C. F. Hermann die Worte c. 1. §. 2.: Quare ne tibi hunc honorem a me haberi forte mirere, quod interrogem, so, daß er hunc prädicativ faßt: „Damit du dich nicht wunderst, daß ich dir damit, daß ich dich frage, eine Ehre erweise“ (ne mirere hoc quod interrogem tamquam honorem tibi haberi); indessen ist es wohl viel natürlicher, die Worte quod interrogem als Apposition zu hunc honorem zu fassen: „daß ich dir diese Ehre erweise, nämlich daß ich dich frage;“ vgl. ad Fam. V, 20, 2. Si honor is fuit, maiorem tibi habere non potui. Hätte Cicero das, was jene Erklärung in diese Stelle hineinlegt, im Sinne gehabt, so hätte er wohl geschrieben ne . . putes, nicht ne . . mirere; auch würde er wohl statt des Verbums haberi, wenn es sich zunächst auf das Pronomen hunc allein bezöge, ein anderes nachdrücklicheres gewählt haben.

Im unmittelbar darauf Folgenden: quem nemo congressu, nemo aditu, nemo suffragio, nemo civitate, nemo luce dignum putet, fragt es sich, wie suffragio zu fassen sey, „er ist nicht werth, das Stimmrecht zu haben,“ oder „er ist nicht werth, daß man ihm bey einer Wahl seine Stimme gebe?“ Hr. Halm hat sehr gut zusammengestellt, was sich für die erste Erklärungsweise sagen läßt; entscheidet sich aber endlich doch für die letztere, indem er glaubt, Cicero habe dabey die Nichtberücksichtigung des Vatinius bey seiner Bewerbung um die Aedilität im Auge gehabt, vielleicht einigermaßen durch die Autorität C. F. Hermanns bestochen, der auch diese Ansicht zu der seinigen gemacht hat. Es scheinen aber außer den von Hrn. Halm angeführten noch einige, und zwar entscheidende Gründe, für die erstere Ansicht zu sprechen. Betrachtet man suffragium an sich, so ist zu bemerken, daß jemanden einer Ehrenstelle würdig achten doch offenbar etwas Höheres ist, als ihn als Zeugen befragen, so daß man nicht wohl sagen kann: „da dir niemand die Stimme zur Erlangung einer Ehrenstelle gibt, wirst du dich wundern, daß ich dir die Ehre anthue, dich zu befragen.“ Ganz gut paßt aber dazu das Recht seine Stimme abzugeben; denn wem man dieses in einem freyen Staate abspricht, den erklärt man für einen Menschen, der nicht im Stande ist, über irgend eine Sache vernünftig zu urtheilen; an den Aussagen eines Solchen, als Zeugen, kann aber auch nichts gelegen seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

M. Tullii Ciceronis orationes.

(Schluß.)

Betrachtet man aber die hier beysammenstehenden Substantive in ihrer Zusammenstellung, so geht congressu und aditu auf das gesellige Leben, suffragio und civitate auf das Leben und die Rechte im Staate; es ist also, nach dem was Hr. Halm selbst über die aktive und passive Bedeutung der einzelnen Glieder gesagt hat, neben nemo te dignum putat quem adeat atque congrediatur, schon der Concinnität wegen allein die Beziehung geeignet, qui suffragio et civitate fruaris, und auch abgesehen davon paßt die Würdigkeit, die Stimme für ein Amt zu erhalten, gar nicht in die übrige Reihenfolge. Was aber endlich luce betrifft, so steht es als einfaches Glied neben den beyden vorausgegangenen Doppelgliedern; es muß daher offenbar eine sehr nachdrückliche Bedeutung haben, und es wird daher am besten auf das Leben im weitesten Sinne, auf das bezogen, was noch jedem zu Theil wird, der sonst kein Recht anzusprechen hat, wie p. Rosc. Am. 45, §. 131. lucemque qua fruimur, spiritumque quem ducimus. Hr. Halm hat daher wohl nicht recht daran gethan, es zu erklären: decebat te in carceris obscuritate ac tenebris delitescere, was dem Gedanken eine viel zu specielle Beziehung gibt; es ist vielmehr so viel als: „niemand hält dich für werth, daß dich die Sonne bescheine."

Eine sehr schwierige Stelle findet sich c. 9. §. 23. Miserisne viatorem, qui M. Bibulum domo vi extraheret, ut quod in privatis semper est servatum, id te tribuno plebi consuli domus exsilium esse non posset. Garatoni, Schütz und Madvig suchten dadurch zu helfen, daß sie id strichen. Hr. Halm dagegen hält mit C. F. Hermann das Pronomen fest; dieser nimmt exsilium als Apposition von id, jener nimmt eine Brachylogie an, so daß der vollständige Gedanke wäre: ut, quod in privatis semper est servatum, ut iis domus exsilium esset, id te trib. pl. consuli esse non posset, sc. domus exsilium. Alle Erklärer haben quod — id allgemein gefaßt. Sollte es sich aber nicht auch auf exsilium beziehen lassen? Es fragt sich erstens, ob man sagen könnte: quod (exsilium) in privatis semper est servatum; und dieß erscheint allerdings denkbar, wenn man vergleicht p. Ligar. c. 5. §. 14: Quanto hoc durius . . in tali miseria multorum perfugium tollere. Außerdem macht domus Schwierigkeit. Man könnte in Versuchung gerathen, es zu tilgen; doch ist dieß nicht nöthig, wenn man es als eine des Nachdruckes wegen beygefügte Epexegese zu id (exsilium) betrachtet.

Endlich haben c. 13. §. 32 die Worte: Quem accumbere atratum videras? dominum cum toga pulla et eius amicos ante convivium? sehr verschiedene Erklärungen hervorgerufen, und mancherley Aenderungen veranlaßt. Hr. Halm ergänzt zu der zweyten Frage accumbere, und erklärt ante convivium mit ante oculos epulantis populi Romani. Doch dieses würde Cicero gewiß anders ausgedrückt haben.

Einfacher ist es, ante convivium zeitlich zu fassen, als Gegensatz von accumbere, wie Cicero de Sen. c. 13. §. 45. das Wort convivium als accubitio epularis amicorum erklärt. So gefaßt wäre der Sinn, indem man videras auch auf die folgende Frage bezöge: „Wen sahst du mit schwarzem Gewande sich zu Tische setzen, und sahst du nicht, ehe man sich zu Tische begab, (also in der Zeit wo sich die Gäste versammelten; wo er also noch hätte weggehen können, um eine andere Toga anzulegen) daß der Herr und seine Freunde keine Trauergewänder anhatten?“

Außerdem hat Ref. nichts der Besprechung Werthes zu erinnern gefunden; er kann daher nicht umhin, zum Schlusse noch allen Freunden des Cicero, namentlich aber denjenigen Lehrern diese Ausgabe zu empfehlen, welche die Rede pro Sestio behandeln wollen, und sich von den nöthigen Hülfsmitteln entblößt sehen; und zugleich seine Freude darüber auszusprechen, daß die am Schluß der Anzeige der ersten Abtheilung ausgesprochene Besorgniß, das schön begonnene Unternehmen möchte nicht zur vollständigen Ausführung kommen, weil es einem Einzelnen kaum möglich wäre, alle Reden Cicero's in gleicher Weise zu bearbeiten, dadurch beseitiget ist, daß es Hrn. Halm gelungen ist, Mitarbeiter zu seinem verdienstlichen Werke zu finden, deren einer C. A. Jordan, bereits die Rede für den A. Caecina als erste Abtheilung des zweyten Bandes herausgegeben hat, welcher Ref. demnächst eine besondere Anzeige zu widmen gedenkt.

Die äußere Ausstattung ist der ersten Abtheilung ganz gleich geblieben. Gegen die Einrichtung, daß Text und Noten von einander getrennt sind, ist kürzlich eine Einwendung gemacht worden, auf welche Ref. etwas weiter einzugehen sich erlaubt, da dieselbe ursprünglich gegen ihn selbst gerichtet, und zwar aus einem Mißverständnisse hervorgegangen ist.

Herr Gymnasialprofessor P. Gregor Höfer hat nämlich als Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen und Schulfeierlichkeiten des Schuljahres $18\frac{45}{46}$ an dem königlichen neuen Gymnasium zu München eine Abhandlung herausgegeben:

Ueber Anmerkungen zu den Schulausgaben der alten Klassiker. Mit einer Beylage, Anmerkungen zu V. 1—171 des Sophokleischen Ajax enthaltend,

welche durch das im Jahre 1845 erschienene Programm des Unterzeichneten: Ansichten und Wünsche in Betreff der für die k. b. Studienanstalten vorgeschriebenen Ausgaben der alten Classiker, hervorgerufen wurde. Dort wird S. 8. die Halm'sche Ausgabe von Cicero's Reden als eine solche angeführt, bey welcher durch die Trennung der Anmerkungen vom Texte, zu dem sie gehören, ein vielfach störendes Hin- und Herblättern nöthig gemacht würde. Daß dieß einigermaßen ein Uebelstand sey, ist nicht zu läugnen. Indessen hätten die Noten unter dem Texte in keinem Falle Platz gefunden, da bey der Rede für den Sestius auf 76 Seiten Text 244 Seiten Bemerkungen kommen; doch wäre das, was H. Höfer für die Schulausgaben in Vorschlag bringt, auch hier anwendbar gewesen, nämlich die Bemerkungen mit gesonderten Seitenzahlen drucken zu lassen, so daß, wer die Bemerkungen lieber in einem besonderen Bande hätte, diese für sich binden lassen könnte.

Ein Mißverständniß liegt aber der Bemerkung des Hrn. P. Höfer in so ferne zu Grunde, als sie aus der Besorgniß hervorgegangen ist, die Ausführung des von dem Ref. gemachten Vorschlages würde zu der Zersplitterung des Textes der verschiedenen Schriftsteller in mehrere Bände führen, während in dem erwähnten Programme S. 9 die Ansicht ausgesprochen ist, daß von den erschienenen griechischen und lateinischen Texten jeder Band als ein Ganzes für sich behandelt werden sollte, von einer weiteren Zersplitterung des Textes also keine Rede ist, und vielmehr eben so, wie es hier gewünscht wird, von dem Texte abgesonderte Anmerkungen verlangt werden, welche sich jeder nach Belieben hinter den Text oder besonders binden lassen kann, wie es ja ausdrücklich auch von Weismann (S. Gymnas. Zeitung 1842 S. 230) verlangt worden ist.

Uebrigens ergreift Ref. mit Freuden die Gelegenheit, Hrn. P. Höfer hiermit öffentlich seinen

Dank auszusprechen, daß er, und zwar bis jetzt er allein, die an alle Gymnasiallehrer Bayerns gerichtete Bitte, ihre Ansichten über die in jenem Programm gemachten Vorschläge öffentlich mitzutheilen erfüllt hat. Möchten noch Andere diesem Beyspiele folgen! Daß eine Zugabe von Anmerkungen zu unseren Schulausgaben der alten Classiker höchst wünschenswerth ist, davon hat sich Ref. bey der Lesung der Rede für den Sestius auf's Neue überzeugt. An vielen Stellen bringt es der Schüler im besten Falle nur dahin, die Worte zu übersetzen, ohne über den Gedanken in's Reine kommen zu können, weil ihm die zu Grunde liegenden Beziehungen unbekannt sind. Selbst die Worte müssen ihm aber, abgesehen von den durch unzulängliche Kritik schwierigen Stellen, ein Räthsel bleiben, wo sich Druckfehler finden wie folgende: c. 9. §. 22. quantum ipse, cum de re publica sensi, nunquam putavi, statt: quantum ipse cum re p. sensi, nunquam putavi; c. 31. §. 68. quod iudicium cunque subiecerat statt subierat; c. 35. §. 75. Cum omni mora . . . senatus auctoritatis impediretur statt auctoritas; c. 49. §. 105. votum für voltum, c. 66. §. 138. attingant rem publicam für ne attingant, oder eine ganz unrichtige Interpunktion, wie c. 39. §. 85., wo zwischen dem Einwurfe und der Entgegnung, wo in andern Ausgaben ein Gedankenstrich steht, hier nur ein Semikolon gesetzt ist. Dergleichen sollte billiger Weise auf einem Blatte am Ende jedes Bandes berichtigt werden, wenn auch die Zugabe von Anmerkungen für immer im Bereiche der Wünsche bleibt.

Ueber das Bedürfniß einer solchen Zugabe ist auch H. P. Höfer mit dem Ref. vollkommen einverstanden; über die Art der Abhülfe großentheils; Ref. möchte behaupten, mehr als er selbst glaubt. Sein zuerst ausgesprochenes Bedenken in Betreff der Zersplitterung des Textes der einzelnen Schriftsteller in noch mehrere Bände, ist bereits beseitigt worden. Das zweyte Bedenken, welches sich auf den Gebrauch der lateinischen Sprache in den Anmerkungen bezieht, erscheint dem Ref. nicht so bedeutend, als es hier hingestellt wird. Er seinerseits gibt die lateinische Sprache gerne auf, wenn eine Gewähr dafür gegeben ist, daß nicht die durch den Gebrauch der deutschen Sprache gewiß nicht nur scheinbar herbeygeführte größere Ausdehnung der Anmerkungen ein Hinderniß für die Ausführung des ganzen Planes wird, bey dem es gewiß nicht zum wenigsten darauf ankommt, daß die Anmerkungen den Ankauf der Ausgaben für die Schüler nicht zu sehr vertheuern. Auch hat Ref. gar nicht, wie es hier (S. 6) heißt, bestimmt die lateinische Sprache verlangt, oder (nach S. 8) sich entschieden für dieselbe erklärt, sondern nur S. 13 seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die lateinische Sprache zu empfehlen sey, und wenn er von einer nützlichen Uebung spricht, so hat er dabey keineswegs im Sinne, daß die Schüler durch das Notenlatein ihre Kenntniß der lateinischen Sprache im Einzelnen erweitern sollen, sondern daß die Auffassung der gegebenen Erklärung in der fremden Sprache ihnen zu einer wohlthätigen Gymnastik des Geistes dienen solle, worin ihm nach seinen Erfahrungen keine besondere Schwierigkeit zu liegen scheine. Hr. P. Höfer ist anderer Meinung. Er sagt u. a. S. 10: „Idealisire man nur nicht, sondern berücksichtige man die Gymnasialschüler, wie sie der Mehrzahl nach sind, nicht, wie sie etwa seyn sollten oder seyn könnten! Ich habe schon Schüler von verschiedenen Gymnasien kennen gelernt, großentheils nicht eben die schlechtesten, und konnte ihre Kenntnisse, insbesondere ihre Fertigkeit im Uebersetzen, prüfen; — nach Allem, was ich beobachtete, kann ich aufs entschiedenste behaupten, daß die Anwendung der lateinischen Sprache in den fraglichen Noten unfehlbar nicht unbedeutende Schwierigkeiten für einen großen Theil der Schüler herbeyführen müßte.“ Darauf kann Ref. erwiedern, daß er einem der schwächsten Curse, die er seit zwölf Jahren in der dritten Gymnasialklasse gehabt hat, die von ihm zusammengestellten Anmerkungen zum Demosthenes und zum

Horaz bey dem Beginne der Lesung dieser Schriftsteller vorgelegt, und von Keinem eine Klage über eine besondere Schwierigkeit vernommen hat, vielmehr die Anmerkungen jederzeit gehörig benützt fand, und dabey schneller als außerdem dahin kam, rascher weiter lesen zu können. Doch bescheidet er sich in einer alle vaterländischen Studienanstalten angehenden Angelegenheit gerne dem gegenüber, was anderswo als zweckmäßig erscheint. Auch hat er ja bereits in seinem Programme seine Empfehlung der lateinischen Sprache mit der Bitte um die Mittheilung der Urtheile Anderer in unmittelbare Verbindung gesetzt.

Aehnlich verhält es sich mit dem ebenfalls beanstandeten Gebrauche von Scholien und von Parallelstellen aus denselben oder auch aus andern Schriftstellern. Ref. ging hierbey von der Ansicht aus, daß solche Anmerkungen, welchen überall der Zutritt gestattet werden sollte und müßte, möglichst objectiv zu halten wären, und daß man sich andrerseits davor zu hüten habe, dem Schüler, statt dessen Geist tüchtig zu üben, die Vorbereitung allzusehr zu erleichtern. Wenn die allgemeine Ansicht sich dahin ausspricht, daß hierdurch den Schülern die Arbeit der Vorbereitung mehr verleidet als nützlich gemacht werde, so ist selbst im Interesse derer, welche solche Anmerkungen zu schreiben berufen seyn sollten, von der in Vorschlag gebrachten Anwendung von Parallelstellen Umgang zu nehmen, da die Aufsuchung derselben ihnen die Arbeit um ein Bedeutendes erschwert, was Ref. nur im Interesse der Sache nicht in Anschlag bringen zu dürfen glaubte.

In allem Uebrigen hat sich Ref. der vollkommenen Zustimmung des Herrn P. Höfer zu erfreuen. Vergleicht man übrigens die in beyden Programmen beygegebenen Proben ihrer Ausdehnung nach, wobey der weitere Druck des Münchner dem weiteren Drucke des dramatischen Textes entspricht; so kommen hier auf etwas über 7 Seiten Text 9 Seiten Anmerkungen; bey dem Ref. (nach Abrechnung der Hypothesis) auf 8 Seiten Text etwa 5 Seiten Anmerkungen.

Uebrigens sind dem Ref. auch von auswärts her manche beyfällige Aeußerungen über den von ihm entworfenen Plan zugekommen; der Schauder, der manchen norddeutschen Schulmann bey dem Gedanken befällt, daß außer dem Texte eines Schriftstellers sogar vorgeschriebene Anmerkungen den Schülern aufgedrungen werden sollten, beruht vorzüglich darauf, daß man an einen vollständigen Commentar, nicht an das, was hier eigentlich bezweckt wird, eine Anleitung zur Vorbereitung des Schülers, denkt; und wäre der Plan für Bayern einmal ausgeführt, so würde er auch auswärts gewiß Anerkennung finden, zumal da man selbst im Hauptlager der Philologie, in Sachsen, darüber klagt, daß sich die Schüler meist mit den bloßen, und noch dazu schlechten, Texten behelfen. Für denjenigen aber, der solche Anmerkungen auszuarbeiten hätte, wären Ausgaben, wie die Halm'sche des Cicero, ein sehr erwünschtes Hülfsmittel, dem Lehrer könnten sie neben den gleichsam als Compendium den Schülern in die Hände gegebenen Anmerkungen nach dem im Obigen Ausgesprochenen fortwährend als Handbuch dienen.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches. Von Dr. Hermann Köchly, Oberlehrer an der Kreuzschule zu Dresden. 1846.

Der Verfasser hatte vor einigen Jahren seine Schrift über das Princip des Gymnasialunterrichtes der Gegenwart und dessen Anwendung auf die Behandlung der griechischen und römischen Schriftsteller einer Conferenz sächsischer Gymnasialrectoren und Universitätsprofessoren vorgelegt. Da seine Ansichten und Vorschläge von dieser berathenden Versammlung nicht berücksichtigt wurden, suchte er dieselben in vorliegender Schrift näher zu begründen und zu rechtfertigen.

Er gehört nicht zu denen, welche die alte Grundlage wissenschaftlicher Bildung uns entziehen wollen, er bestreitet nicht die bildende Kraft eines tüchtigen Sprachunterrichtes für Geist und Charakter, er fordert für die untern Klassen der gelehrten Schulen gründlichen Elementarunterricht in beyden klassischen Sprachen, für die obern Curse neben der Realerklärung fortgesetzte sprachliche Interpretation der Autoren, ja er setzt für den lateinischen und griechischen Unterricht mehr Stunden fest, als auf den meisten Gymnasien diesem Unterrichte eingeräumt sind.

Dessenungeachtet müssen wir des Verfassers Ansichten und Vorschläge als völlig unpraktisch und dem Wesen der gelehrten Schulen widersprechend bezeichnen. Es begegnet dem Verfasser wiederholt, daß er allgemeine Forderungen ausspricht ohne sie in ihren Gründen und ihren Folgerungen durchdacht zu haben.

So widerspricht seine Ansicht von der Werthlosigkeit lateinischer Styl- und Sprechübungen seinen hohen Forderungen in Beziehung auf den Umfang der Lectüre und selbst seiner Forderung eines gründlichen Elementarunterrichtes. Mit Recht zwar will der Verfasser, daß Viel gelesen, daß die statarische Lectüre durch die cursorische ergänzt werde. Doch ist zu bedauern, daß der Verfasser in der Art, wie er diese Forderung ausspricht, von Unklarheit und Uebertreibung sich nicht frey gehalten hat: der Secundaner müsse in wenigen freyen Stunden einen Gesang Homer's so durchlesen, daß er Inhalt und Zusammenhang des Ganzen vollständig zu übersehen und übersichtlich im mündlichen Vortrag wiederzugeben vermöge. Diese Unklarheit und Unsicherheit zeigt sich auch in Beziehung auf die Wege, die er einzuschlagen räth; er vergißt, daß die Fertigkeit in umfassender und doch zugleich gründlicher Lectüre nur durch eigene Uebung im lateinischen Ausdruck und Styl erreicht wird. Weil die lateinische Sprache aufgehört hat, die Sprache der Gelehrten zu seyn, weil sie kaum mehr von altklassischen Philologen gesprochen und geschrieben wird, sey die auf lateinische Schreib- und Sprechübungen verwandte Zeit verloren. Als wenn es möglich wäre, ein lebendiges Verständniß des Alterthums zu gewinnen, ohne das lebendige Verständniß und den persönlichen Besitz der alten Sprachen, als wenn es möglich wäre, die

eigenthümliche Kraft und Schönheit einer fremden Sprache zu verstehen, ohne ihre Formenlehre, ihre Syntax, ihren Wörterschatz in selbstthätiger Uebung sich anzueignen. Wenn der Verfasser verlangt, daß durch die Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller diese selbst in ihrer „individuellen Totalität“ und die „ganze Entwicklung jener beyden Völker“ den Schülern nahe gelegt werde, daß der Schüler sich in diese Schriftsteller, in die Völker und Zeiten, denen sie angehören, „hineinlebe,“ — so muß er auch, damit diese allgemeinen Forderungen nicht gehaltlose Phrasen seyen, ein solches Sprachstudium wollen, das zum wirklichen Verständniß und Mitgefühl der klassischen Literaturen führt, er muß selbstständige Aneignung der fremden Sprache, eigenen Gebrauch, lebendigen Besitz derselben verlangen. Wer nie lateinisch spricht, kann die Reize lateinischer Dichter nur schwach empfinden, und wer nie lateinisch schreibt, die Eigenthümlichkeit des Sallustius oder des Tacitus nicht lebendig erkennen.

Lateinisch sprechen ist nicht nur eine Uebung der geistigen Kraft, sondern auch ein ästhetischer Genuß: warum sollten wir diesen uns versagen, auf jene verzichten? Aber logisch und ästhetisch ist der Sprachunterricht nur in dem Maße fruchtbar und belebend, als er zu selbstthätiger Uebung und zu eigenem Gebrauche befähigt und ermuntert. Wahren Genuß gewährt uns der Gebrauch einer fremden Sprache freylich nur dann, wenn wir Freyheit von Phraseologie und einen eignen Styl gewonnen haben, wenn uns die Sprache ein natürliches Organ geworden ist, eigne Gedanken und Empfindungen eigenthümlich auszudrücken. Diese innige und freye Aneignung der fremden Sprache ist nur dem möglich, der nicht nur sehr Viel in ihr gelesen, sondern auch in ihr gedacht und es empfunden hat, daß er zwar Vieles nicht vollkommen so, wie er es in der eignen Sprache denkt, in der fremden Sprache ausdrücken kann, oft aber auch in dieser für seine eigenen Gedanken den entsprechenden und gleichsam natürlichern Ausdruck findet. Auf der Möglichkeit dieser freyen Aneignung fremder Sprachen und auf ihrer Kraft gegenseitiger Ergänzung beruht die Möglichkeit der universellen Wissenschaft und einer alle Völker umfassenden geistigen Gemeinschaft.

Einer andern Einseitigkeit ist der Verfasser hingegeben, indem er den historischen Gesichtspunkt zum Princip des Gymnasialwesens überhaupt, vorzugsweise aber zum Princip der Interpretation der Schriftsteller macht. Die Werke der Alten als Producte der Zeit, in der sie entstanden sind, und als Momente der Entwickelung des Volksgeistes zu betrachten, ist weder an sich der höchste, noch für die Schule der richtige Gesichtspunkt. Nicht um dessen willen studirt der Jüngling die Alten, was sie ihrer Zeit waren, sondern um ihrer vom Wechsel geschichtlicher Veränderung unabhängigen Schönheit, um ihrer ewigen Herrlichkeit willen: er studirt sie nicht wegen der in den Werken der Alten herrschenden „Identität des Inhalts und der Form,“ sondern um Achill und Patroklus, Sokrates und Cato zu lieben. Der erfahrne Lehrer wird zwar nicht unterlassen, einerseits die Bedeutung des Schriftstellers in der Entwickelung des Volkes anzudeuten, andrerseits den Geist des Schülers auf die Heiligkeit des Christenthums, vor der jede menschliche Schönheit und Größe verschwindet, hinzuweisen. Aber das einzig allgemein gültige und einzig fruchtbare Princip der Interpretation ist lebendiges Mitgefühl und persönliche Theilnahme an jedem gegebenen Werke. Ist der Lehrer von der sittlichen Hoheit des Alterthums ergriffen, so wird sein Gefühl und Verständniß dem Schüler von selbst sich mittheilen.

Des Verfassers Forderung, daß die Lectüre jedes Schriftstellers mit einer allgemeinen Einleitung beginnen solle, ist von Vielen mißverstanden worden. Er hat sich eine Einleitung gedacht, die etwa eine Stunde erfordern würde, Hr. Ellendt aber, der ihn sehr leidenschaftlich bestreitet, eifert gegen monatlange Vorträge über die tragische Kunst u. s. w. Wenn die Kritik den Verfasser gegen solche Verkennungen schützen muß, so müssen wir doch gestehen, daß der Verf. die Vorstellung, als begünstige er jenes leere und unfruchtbare Raisonnement, das dem wahrhaft gebildeten Sinn unerträglich ist, durch die Art, von diesen Dingen zu reden, selbst verschuldet hat. Wir sollen die Schriftsteller in ihrer „individuellen Totalität“ und „aus sich selbst“ erklären. An solche Kategorien soll der Lehrer das Ohr des Schülers

nicht gewöhnen: nur was der reifsten Bildung und dem höchsten männlichen Geschmacke gemäß ist, darf in dieser Beziehung dem Schüler geboten werden. Es ist eine leere Phrase, zu versprechen, daß man die Idee einer Sophokleischen Tragödie aus dieser selbst entwickeln, daß man die Dichter in dem lebendigen Verhältniß zu ihrer Zeit und zu ihrem Volk darstellen werde. Denn jeder Hörer fühlt sogleich, daß die zweyte Verheißung zu viel, ja im Grunde Unerreichbares, die erste aber nur das verspricht, was sich ja von selbst versteht. Solche leere Forderungen empören die productive Kraft, die allein mehr zu leisten versteht als sie verspricht. So schreibt Göthe an Schiller: „Was die großen Anforderungen betrifft, die man jetzt an den Dichter macht, so glaube ich auch, daß sie nicht leicht einen Dichter hervorbringen werden. Die Dichtkunst verlangt im Subject, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmüthige, in's Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen productiven Zustand und setzen an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist, wie wir in unsern Tagen leider gewahr werden; und so verhält es sich mit den verwandten Künsten, ja der Kunst im weitesten Sinne."

Aber darauf müssen wir mit dem Verf. dringen, daß die Schriftsteller nicht nur zum Behufe des formellen Sprachstudiums, sondern daß sie um des Gehaltes willen gelesen werden. Der Schüler soll bey der Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller die seltene Kunst zu lesen auf praktischem Wege lernen: der Lehrer muß fordern, daß der Schüler durch seine Vorbereitung schon vor der Interpretation den Inhalt kenne und durch diese so ihn sich aneigne, daß er im Stande ist, größere Abschnitte ihrem Inhalte nach wieder herzustellen. Ein Schüler, der nicht ein Buch des Livius, Tacitus, Herodot, wenn er es unter des Lehrers Leitung gelesen, frey zu erzählen im Stande ist, hat durch die Gewöhnung an gedankenlose Lectüre mehr an geistiger und sittlicher Kraft verloren, als er durch sprachliche Kenntnisse gewonnen haben kann. Die Bildung zu besonnenem Ernste bey der Lectüre muß früh beginnen: schon an Cornelius, an Cäsar müssen die Schüler geübt werden, gründlich und mit innerlichem Ernste zu lesen, nicht nur mit Rücksicht auf Lexikon und Grammatik, sondern mit Interesse für den geschichtlichen Stoff. Es sind die einfachsten und anspruchlosesten Mittel, durch welche der Lehrer diesen Zweck erreichen kann; es wird nur wenige Minuten Zeit kosten, wenn zuweilen ein Schüler als Resultat seiner Vorbereitung den Inhalt des neuen Pensums angiebt, ein anderer den Inhalt des frühern wiederholt, wenn der Lehrer die Abschnitte nicht nach der Zahl der Capitel, sondern nach dem geschichtlichen Inhalt bezeichnet u. s. f. Die Kunst einer fruchtbaren, den geschichtlicheu Sinn und die geschichtliche Anschauung bildenden, Erklärung beruht auf einer vergegenwärtigenden, einer dramatischen Lebendigkeit der Auffassung: das Leben des Epaminondas und des Atticus, das Schicksal des Cotta und Titurius, das Geschick des Induciomarus und Ambiorix müssen den jungen Lesern des Cornelius und Julius Cäsar so interessant und wichtig erscheinen, als die Begebenheiten, die sie selbst miterleben.

Die Ansicht des Verf., daß der historische Gesichtspunkt das Princip des Gymnasialunterrichtes bilden müsse, ruht auf einer logisch und psychologisch unwahren Voraussetzung. Er theilt nämlich alle Wissenschaft in Naturwissenschaften und historische ein und fordert nach diesem Princip für die verschiedenen Kreise der Bildung und des Berufes besondere Vorbereitungsschulen. Als wenn diese Eintheilung das Wesen der Wissenschaft erschöpfte, als wenn eine solche Trennung nicht dem Wesen des denkenden und sittlichen Geistes widerspräche!

Es ist sehr eigenthümlich, wie der Verf. diese Eintheilung zuerst durch die Autorität Hegels begründet:

„Sie beruht auf gutem Grunde und (?) schließt sich zunächst (?) der bekannten Methode Hegels an (!), der auf die Logik als die Philosophie des inhaltslosen (?) Begriffs, die es mit den reinen Kategorien des Seyns und Denkens zu thun hat, die Philosophie der Natur, als des Begriffes in seiner Aeußerlichkeit, in seinem Andersseyn, und endlich (?) die Philosophie

des Geistes, als des zu sich zurückkehrenden Begriffes (?), der in seiner (?) Einheit von Subject und Object zur Idee wird, folgen läßt (!).“

Abgesehen von der Unangemessenheit des hegelschen Schemas gegen die Idee der Welt und des Geistes, enthält diese Anführung des Verf. logische und historische Unrichtigkeiten und Mißverständnisse. Er verkennt den Sinn Hegels, indem er den logischen Begriff inhaltslos nennt, indem er die Idee als Einheit von Subject und Object nicht in der Logik selbst sucht, indem er die Objecte der Geistesphilosophie mit den Gegenständen der historischen Wissenschaften identificirt. Hegel sagt: „Wenn die Logik als die Wissenschaft des Denkens im Allgemeinen angenommen wird, so wird dabey verstanden, daß das Denken die bloße Form einer Erkenntniß ausmache, daß die Logik von allem Inhalt abstrahire, und das sogenannte zweyte Bestandstück, das zu einer Erkenntniß gehöre, die Materie, anderswoher gegeben werden müsse. — — Es ist aber ungeschickt, zu sagen, daß die Logik von allem Inhalt abstrahire, daß sie nur die Wege des Denkens lehre, ohne auf das Gedachte sich einlassen und auf dessen Beschaffenheit Rücksicht nehmen zu können. Denn da das Denken und die Regeln des Denkens ihr Gegenstand seyn sollen, so hat sie ja unmittelbar daran ihren eigenthümlichen Inhalt; sie hat daran auch jenes zweyte Bestandstück der Erkenntniß, eine Materie, um deren Beschaffenheit sie sich bekümmert.“ Der Begriff ist im Sinne der hegel'schen Logik, im Sinne der naturphilosophischen Logik, das Wesen der Dinge; „der Gedanke ist die Sache an sich selbst.“

Aber nicht allein auf diesem „guten Grunde“ erbaut der Verf. sein System, er will „die den Nichteingeweihten unverständliche Schulterminologie bey Seite lassen“ und fährt also fort:

„Unsere Eintheilung läßt sich auch so rechtfertigen. Object jeder Wissenschaft sind entweder vorzugsweise (!) Gegenstände und Kräfte der Natur, welche uns äußerlich umgiebt und zu welcher wir als natürlich entstandene und fortlebende Wesen selbst gehören, und zwar die Gegenstände dieser Natur theils in ihrem von uns unabhängigen, freyen Seyn, Werden und Wirken — Mineralogie, Botanik, Zoologie, Physik, Geologie, Astronomie u. s. f. — theils in ihrem Zusammentreffen mit der Arbeit des menschlichen Geistes — angewandte Physik, Chemie, Pharmacie, Maschinenbau.“

Da dieser Gruppe offenbar auch die Medicin angehört, so fordert der Verf. für den Mediciner solche Vorbereitungsschulen, in denen die Naturwissenschaften den Hauptgegenstand des Unterrichts bilden: zumal auch Schärfung der Sinne! — Ὁ νοῦς ὁρᾷ καὶ ἀκούει: d. h. Schärfung der Sinne zur Beobachtung der Natur, zur Diagnose der Krankheit ist unzertrennbar von der Bildung des Verstandes. Der Verstand, das Urtheil, das sittliche Gefühl des Arztes, der Scharfsinn und Tiefsinn des Naturforschers kann durch einseitiges Studium der äußeren Natur nicht wahrhaft ausgebildet werden. Wie sollte der Arzt seinen hohen Beruf erfüllen können ohne Kenntniß des menschlichen Geistes und Herzens, ohne an Allem, was menschlich ist, Theil genommen zu haben? Diese Erweiterung des Gesichtskreises, diese Klarheit über die Welt und die menschlichen Zustände und Bedürfnisse gewinnt der Mann durch die Studien, deren Elemente der Gymnasialunterricht umfaßt.

Wie aber erläutert der Verf. den Begriff der historischen Wissenschaften, die nach seinem Eintheilungsprincip alle Wissenschaften des denkenden und sittlichen Geistes umfassen müssen? Er sagt:

„Solche nenne ich eine jede, die zum Gegenstand irgend eine Seite hat (eine Seite?), in welcher der menschliche Geist im Lauf der Zeiten sich fortschreitend entwickelt und ausgebildet hat.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Exposé des éléments constitutifs du Système de la troisième écriture cunéiforme de Persépolis par Isidore Loewenstern. Paris chez A. Franck. 1847.

Herr Löwenstern hat schon im Jahre 1845 eine kleine Schrift erscheinen lassen, Essai de déchiffrement de l'écriture Assyrienne, in welcher er für die Entzifferung der Monumente von Khorsabad eine Bahn zu brechen suchte. Damals ist es freylich bey dem Versuche geblieben. Löwenstern hatte unter den assyrischen Schriften ein Zeichen gefunden, welches ihm mit dem hebräischen Buchstaben Schin und einer Hieroglyphe, die denselben Lautwerth hat, Aehnlichkeit zu haben schien. Dieses Zeichen stand neben etlichen andern über der bildlichen Darstellung der Erstürmung einer Stadt, die man in Khorsabad ausgegraben und schon vor mehreren Jahren im Pariser Asiatischen Journale bekannt gemacht hatte. Der Entdecker suchte nun nach einem Stadtnamen, auf welchen dieser Fund etwa passen könnte. Da begegnete ihm die Stelle Jesaia 20, 1. „In dem Jahre, da Tartan nach Aschdod kam, gesandt von dem Könige Sargon, und es angriff und einnahm." Die erstürmte Stadt war nun Aschdod — so schlecht es auch gieng, weil das dritte und fünfte Zeichen der Keilschrift nichts weniger als identisch waren — auch der Name Sargon's mußte sich finden und das Monument von Khorsabad sollte Sargon's großes Grabmal seyn.

Mit kleiner Mühe aber konnte man finden, daß das in Rede stehende Zeichen, welches auch auf den Achämenidischen Inschriften dritter Gattung häufig sich findet, dort niemals den Werth eines SCH, hat z. B. ganz unmöglich in dem Namen Achämenide. Herr Löwenstern hat auch in dem neueren Werke seine damalige Ansicht völlig aufgegeben.

Sein jetziger Versuch gilt nun ausschließlich der dritten Art der Inschriften, welche von den achämenidischen Königen Persiens herrühren. Die Entzifferung und Erklärung der ersten Gattung jener Inschriften, die man vornämlich in Persepolis, Gamadan, Wan, Bahistun findet ist zuletzt noch durch die Veröffentlichung des Majors Rawlinson und die Zusätze und Verbesserungen, welche Benfey aus seiner Kenntniß des altindischen Idiomes geben konnte („die persischen Keilinschriften, Leipzig 1847), so bedeutend gefördert worden, daß wir von einem Abschlusse der Untersuchung, wie er dem jetzigen Stande der Wissenschaft genügen kann, nicht mehr allzuweit entfernt sind.

Die zweyte Art der verbrüderten Felsenschriften, welche man übereingekommen ist die medische zu nennen, hat an Herrn Westergaard in Kopenhagen einen fleißigen und sorgfältigen Untersucher gefunden. Die Schwierigkeit der Herstellung eines Alphabetes ist hier nicht unbedeutend, da die Inschriften nahe an hundert Keilgruppen aufweisen, noch schwerer aber ist es, wie es scheint, die Sprache derselben zu bestimmen. Westergaard und Rawlinson haben Skythisches vermuthet vorzüglich wegen des Gebrauches bestimmter Partikeln und Suffixe. Auf der andern Seite begegnet man aber so vielen entschieden indogermanischen Wörtern und zwar nicht blos in Titeln oder Benennungen, welche von der

Sprache der Sieger in die der Ueberwundenen übergegangen seyn könnten, sondern für Begriffe wie Volk, viel, Ort u. s. w. daß ein sicherer geschichtlicher Schluß bis jetzt noch nicht zuläßig ist.

Die dritte Art der achämenidischen Schriften ist bisher, ganz vereinzelte Versuche ausgenommen, unberührt geblieben. Sie heißt die babylonische vermöge ihrer großen Aehnlichkeit mit den Zügen der auf babylonischem Boden ausgegrabenen Inschriften. Sie gilt, als die zusammengesetzteste der Schriften, für die ursprüngliche Keilschrift, und Rawlinson, welchem gerade hiefür ein größeres Material zu Gebote stand, als man jemals in Europa zusammenbringen konnte, theilt sie in drey Gruppen: die eigentlich babylonische, die assyrische und elymäische. Als eine Unterabtheilung der ersten Gruppe betrachtet Rawlinson die dritte Art der achämenidischen Schriften, gibt übrigens zu, daß man bis jetzt vielleicht noch kein einziges ächtbabylonisches Schriftdenkmal gefunden habe, dessen Züge mit dieser persepolitanischen Art vollkommen identisch wären. Wir werden uns also aller weiteren Schlüsse daraus so lange enthalten müssen, bis verläßlichere Aufklärungen gegeben sind als die bloße Aehnlichkeit des äußeren Ansehens.

Die Entzifferung dieser letzten Gattung will Herr Löwenstern durch die vorliegende Arbeit anbahnen. Seine Grundsätze dafür und die Ergebnisse, zu welchen sie ihn geführt, stellt er selbst (S. 97 flgg.) in zwölf Paragraphen zusammen. Man wird dem Entzifferer Zeit lassen müssen, an wirklicher Lesung der Inschriften seine Sätze zu bewahrheiten oder zu verbessern, und wir beschränken uns inzwischen darauf, die Art und Weise seines Verfahrens zu beschreiben. Seine zwölf Hauptpunkte sind folgende.

1. „Die dritte Classe der persepolitanischen Keilschriften gehört zur Gattung der babylonischen und assyrischen Schriften, welche Herr L. zusammenfassend die aramäischen nennt, ohne jedoch mit der einen von beyden ganz genau zusammenzutreffen. Doch meint er, was er früher mit viel größerer Entschiedenheit behauptet hatte, sie neige sich mehr zu der assyrischen Schrift."

Der äußere Eindruck der in Rede stehenden Schriftform führt hier allerdings zu keiner Entscheidung. An Mannigfaltigkeit und Complicirtheit der Zeichen scheint sie mitten inne zu stehen zwischen den verschlungenen babylonischen und den einfacheren assyrischen Zeichen der Monumente von Khorsabad.

2. „Die Verschiedenheit der aramäischen Keilschriften ist eine mehr anscheinende als wirkliche; es lassen sich regelmäßige Uebergänge einzelner Buchstabenformen von einer Gattung zu der andern beobachten."

Für den Beweis dieses Satzes ist in der Schrift übrigens kaum etwas geschehen. Er wäre, wenn er sich bestätigte von höchster Wichtigkeit, indem er nicht nur die Entzifferung selbst bedeutend erleichtern, sondern auch eine Chronologie der Keilschriftgattungen an die Hand geben würde. Mit dieser Chronologie allein schon hätten wir aber einen Haltpunkt für die Geschichte jener Reiche, die auf dem Gebiete der Keilschriften zwischen dem Euphrat und der Wüste von Kerman, dem persischen Meerbusen und Armenien, eines das andere zu Boden tretend in schneller Folge sich erhoben haben.

3. „Die Entzifferung der Schriften dritter Classe in Persepolis muß zu derjenigen der verwandten babylonischen und assyrischen Keilschrift führen."

4. „Die Entzifferung selbst geht von den Eigennamen aus. Unterschiede, die sich in dieser Beziehung zwischen der entzifferten ersten Classe und der dritten ergeben, beruhen auf Verschiedenheiten der Schreibung vermittelst Verdopplung, Ausstoßung, Veränderung bestimmter Buchstaben (lettres) in der dritten Schriftgattung, wie dieses in einem älteren und darum weniger einfachen Schreibesysteme vorkommen konnte."

Der Verfasser hat sich hier etwas unbestimmt ausgedrückt; es ist aber aus anderen Stellen seines Buches deutlich, daß er manchmal auf eine Verschiedenheit der Schreibung zurückführt, was eine Verschiedenheit des Lautes zum Grunde hat. Ebenso geht er — was in Verbindung hiemit steht — von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß die per-

sischen Laute der ersten Schriftclasse in der dritten wieder gefunden werden müssen. Ist dieses denkbar, wenn die letztere in einem vorwiegend semitischen Idiome abgefaßt ist, wie sein §. 12. annimmt? Ist es wahrscheinlich, daß irgend eine so harte Lautverbindung, wie die in dem Namen Khschjârschâ, den die Griechen deßhalb auch zu Xerxes umgestaltet haben, in einer anderen Sprache und gar vollends in einer wurzelhaft verschiedenen Sprache genau ebenso vorkomme? Wir haben gerade für dieses Wort die semitische Bildung (ă)Chaschverosch, welche deutlich genug zeigt, wie weit das Hebräische vom persischen Laute abzugehen genöthigt war.

Es ist zu verwundern, daß Herr L. nicht nur für diesen Namen, sondern auch für Hystaspes, Achämenide, Darius, Ormuzd genau dieselben Laute aus der dritten Inschriftengattung herausliest, die wir aus der persischen Schrift kennen. Wenn ihn die Zeichen dazu zwingen, dann sind wir im Unrecht. Allein der siebente Paragraph wird zeigen, wie wenig er sich unter den Dienst der Buchstaben begibt.

5. „Die Zahl der Zeichen, welche diese Schriftgattung aufweist, ist zu groß, als daß jedem derselben ein eigenthümlicher Lautwerth zukommen könnte, man muß also das Vorhandenseyn von gleichlautigen Zeichen (homophones) annehmen."

6. „Daraus geht auf das Unwiderleglichste die Identität dieses Schriftsystemes mit dem der phonetischen Hieroglyphen hervor; denn nirgends anders, als in diesen beyden findet man die Anwendung äquivalenter Charaktere."

Auf diesen Satz legt der Verf. besonders großen Werth und läßt sich weit darüber aus S. 58 u. flgg. Es wird ihm Niemand denselben bestreiten. Homophonen können sich in den Keilschriften finden; Homophonen finden sich in der Hieroglyphenschrift. Aber damit haben wir nichts weiter gewonnen; es ist dieses eine Stufe der Ausbildung, welche in der Geschichte vielleicht jeder Schrift sich finden würde, wenn wir ihre Ursprünge verfolgen könnten.

(Schluß folgt.)

Zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches.

(Schluß.)

Diese Begriffsbestimmung ist einerseits zu eng, andrerseits zu weit. Sie ist zu weit, indem sie auch das umfaßt, was sie ausschließen soll: denn nicht nur diejenigen Naturwissenschaften, „deren Gegenstände mit der Arbeit des menschlichen Geistes zusammentreffen," indem dieser „jene Kräfte und Gegenstände sich unterthänig zu machen, und zu seinem Nutzen und Genuß auszubeuten sich bemüht," sondern auch die Naturwissenschaften, deren Gegenstände wir „in ihrem von uns unabhängigen Seyn" betrachten, — sie alle haben eine solche „Seite, in welcher der menschliche Geist im Laufe der Zeiten sich fortschreitend entwickelt und ausgebildet hat." Bey den praktischen Wissenschaften ist dieser historische Charakter von selbst einleuchtend; aber auch die rein theoretische Betrachtung der Natur bietet dem menschlichen Geiste, indem die Probleme, die Gegenstände selbst durch die Betrachtung sich erneuern, immer neuen Stoff und neuen Antrieb, sich zu entwickeln und auszubilden. Andrerseits ist diese Erklärung viel zu eng, nicht fähig, alle Geisteswissenschaften zu umfassen. Nicht in allen seinen Thätigkeiten ist der Geist geschichtlichem Wechsel, geschichtlicher Entwickelung, geschichtlicher Verwandlung unterworfen: — die höchste, erhabenste Wissenschaft des Geistes ist die Exposition der ewigen Ideen, welche alles geschichtliche Leben durchdringen, über den geschichtlichen Wechsel aber erhaben sind.

Einheit der Idealität und Realität erkannte schon die Philosophie der Natur als das innere Wesen aller Dinge, als den lebendigen Quell aller Erscheinungen, als den Impuls aller Thätigkeit. Dieses Princip alles Denkens und Seyns wieder aufzugeben, ist der Menschheit unmöglich: aber indem wir an dieser formellen Forderung festhalten, müssen wir sie mit höherem Gehalte erfüllen, als es von der Naturphilosophie geschehen ist. Wir bedür-

fen statt einer naturalistischen Einheit des Idealen und Realen der Idee einer sittlichen Einigung dieser Gegensätze, der Idee des sittlich und geistig gehaltvollen persönlichen Geistes, in dem allein wahrhaftig reelle Wirklichkeit und höchste Idealität ist, — wir bedürfen sittlicher Ideale!

Zumal bedürfen wir dieser Ideale als Principien des Unterrichts und der Erziehung! Princip des Gymnasialunterrichts und der Gymnasialpädagogik ist Bildung des Menschen in seiner Ganzheit, in seiner gehaltvollen Persönlichkeit. Frühere Zeitalter verbanden mit dem Begriffe humanistischen Studiums und humanistischer Bildung die Vorstellung nur formeller und traditioneller Gelehrsamkeit, die jetzige Menschheit fordert einen sittlich und geistig gehaltvollen Begriff idealischer Menschlichkeit: edle, hochgesinnte, idealische Menschen zu bilden, ist der Inbegriff all der Zwecke, welche die Gymnasialstudien umfassen. Und was diesen Zweck fördert, kann das Gymnasium in sich aufnehmen; was ihn stört, muß es von sich weisen. Weil wir eine lebendige Einigkeit aller Kräfte und Vermögen fordern, halten wir auch die Aufnahme der Naturwissenschaften für gut und heilsam. Nur daß die Aufnahme nicht betrachtet werde als ein dem Utilitätssystem gemachtes Zugeständniß, sondern als eine im Wesen der Gymnasialbildung begründete Erweiterung der Bildungsmittel; nur daß durch diese Aufnahme der ideale Sinn nicht unterdrückt werde, sondern in sinniger Anschauung und Beobachtung neue Nahrung erhalte, neue Befriedigung! Möchte ein freyer Genius von der Herrschaft dieser Kategorien, von der Beschränktheit dieser Gegensätze uns befreyen! Die ächte Bildungsschule, wie die wahre Wissenschaft, erkennt in den Idealien und Realien nur relative Gegensätze; sie erkennt ihren gemeinschaftlichen Quell und ihr gemeinsames Ziel.

Gegen dieses wahre Bedürfniß der Zeit will der Verf. nun die allerbeschränkteste und unerträglichste Einseitigkeit geltend machen. Die Gymnasien sind durch seine Forderung, den historischen Gesichtspunkt zum einseitig herrschenden Princip des Unterrichts zu machen, in ihrem Wesen gefährdet: besser, und in vieler Beziehung an sich sehr gut war die ältere Einrichtung, in den vier obersten Cursen abwechselnd Poesie, Geschichte, Rhetorik und Philosophie zum Mittelpunkte des Unterrichts zu machen; eine vernunftgemäße Einrichtung gegen die Einseitigkeit des Verfassers!

Aber schlimmer als den Gymnasien ergeht es nach dem Verf. den Anstalten, welche den Naturwissenschaften vorzugsweise gewidmet sind, denen vor allen Dingen nöthig ist Schärfung und Ausbildung der fünf Sinne. Die Mediciner würden nach des Verf. Vorschlag weder Homer noch Aristoteles gelesen haben, weil sich für Physik und Chemie, Physiologie und Anatomie, Mineralogie und Geologie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte aus den Schriften des Alterthums „weder in materieller Hinsicht, noch in Bezug auf die Methode das allergeringste“ lernen läßt. Der Verf. versichert, an sich und Andern die Erfahrung gemacht zu haben, daß die Knaben, welche mit Lust lateinisch und griechisch trieben, einen Abscheu fühlten gegen die Mathematik, und rechtfertigt durch diese scheinbare Erfahrung die gewaltsame Trennung beyder Gebiete; Ref. hat an sich und Andern gerade die entgegengesetzte Erfahrung gemacht, wie es naturgemäß und heilsam ist. Etenim omnes artes, quae ad humanitatem pertinent, habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur.

Zum Schutze des idealen Princips unsrer Gymnasien erscheint dem Ref. als die wünschenswertheste Ergänzung der Gymnasialstudien ein weise geleiteter Unterricht in der Philosophie. Wir meinen nicht nur einen propädeutischen Cursus formeller Logik oder empirischer Psychologie, sondern eine Darstellung der wahren Principien des sittlichen und denkenden Geistes, durch welchen der religiöse Ernst und der geistige Tiefsinn gebildet wird. Ein solcher Unterricht gebe dem Jüngling in der einfachsten und würdevollsten Form den ernstesten und reichsten Gehalt, die erhabensten geistigen Ideen, die lautersten sittlichen Ideale.

Bayer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen, dargestellt an den Reichsgesetzen K. Friedrich II. Von Franz Löher, Oberlandesgerichts-Referendar. Halle. Eduard Anton. 1846.

Zweyter Artikel *).

Kaum möchte es der Billigkeit angemessen seyn, das Bestreben Friedrichs II., die Freyheit der lombardischen Städte zu unterdrücken und die kaiserliche Allgewalt an die Stelle der nicht ohne Uebermuth aufblühenden Republiken zu setzen, als Maßstab seiner Politik gegen die Städte überhaupt anzunehmen. Anders war die Stellung des deutschen Königs zu den deutschen Städten, anders die des italischen Königs zu den italischen Städten, und während der Eine an jenen eine sichere Stütze fand, hatte der Andere an diesen gerade das Gegentheil zu gewärtigen. Allein wenn sich unter den verschiedensten Verhältnissen und in der Regierung der verschiedensten Länder Ein Grundsatz ausspricht, so ist man gewiß berechtigt, diesen und nicht einen anderen als Grundlage eines politischen Systemes anzunehmen, diesen als Maßstab zur Beurtheilung des Systemes selbst zu gebrauchen. Nun bedarf es aber nur einer Hinweisung auf Gregorio's Betrachtungen über die sicilianische Geschichte, um bemerkbar zu machen, daß Friedrichs Streben in Sicilien auf nichts anderes gerichtet war, als eine unumschränkte Monarchie auch hier aufzurichten, und nicht eher von ihm an eine Erweiterung der städtischen Rechte und Freyheiten gedacht wurde, als bis sich auch in diesem seinem Lieblingskönigreiche die Nothwendigkeit einstellte, den Despotismus zu mäßigen, damit nicht der Abfall beschleunigt und die Erhebung der sicilianischen Städte, welche gleich nach dem Tode K. Konrads IV. statt fand, schon zur selben Zeit geschehe, wo der Adel die ihm von Friedrich II. entrissenen Freyheiten mittels gewaffneten Aufstandes wieder zu erlangen suchte. Es ist bekannt, daß Friedrich im Jahre 1231 zu Melfi die auf seinen Auftrag von Petrus de Vineis gesammelten normännischen und späteren Constitutionen vor einem Parlamente veröffentlichen ließ, welches seine eigene Unselbstständigkeit am klarsten dadurch bewies, daß es die wider seine Glieder gerichteten gesetzlichen Bestimmungen bekräftigte. Es mag Manchen des Beyfalles würdig erscheinen, daß Friedrich durch Erweiterung der Wirksamkeit der königlichen Beamten die Macht des Adels verringerte, die der Magna curia erweiterte, und die vom Könige Roger den Baronen zuerkannte Criminalgerichtsbarkeit denselben in dem Augenblicke entriß, wo die Wiederherstellung der normännischen Gesetze verkündigt wurde. Nicht bloß dieses, sondern der Versuch, die bischöflichen Ernennungen wieder an sich zu reißen, die unerbittliche Härte, mit welcher Friedrich gegen die angesehensten geistlichen und weltlichen Lehensträger verfuhr, wenn auch nur eine Auflehnung von Verwandten derselben stattgefunden hatte, der Argwohn, der alles durchdrang, wie die Fiscalität, die mit der Ausspendung der Gerechtigkeit Hand in

*) Vergl. oben S. 281.

Hand ging, beweisen hinlänglich, daß es sich hier um eine möglichst große Ausdehnung der königlichen Rechte auf Kosten der Volksfreyheiten, nicht aber um eine uneigennützige, edle, freywillige Anerkennung oder Ausdehnung der letzteren handelte. Wie kann man überhaupt auch so etwas von denjenigen erwarten, welche, wie Friedrich, in der obersten weltlichen Würde nur den Besitz der Gewalt, und eine Berechtigung, aber nicht eine Verpflichtung gewahrten? Dazu kam, daß jene Ertheilung von Gesetzen im Jahre 1231 geschah, d. h. ein Jahr nach dem großen Abfalle der Besitzungen auf dem festen Lande von Italien, als es galt, an die Stelle der bisherigen Willkühr gesetzliche Bestimmungen treten zu lassen. Indem man aber dadurch scheinbar die Unterthanen vor Bedrückungen schirmte, die nicht unter einem gesetzlichen Titel statt finden konnten, zog man zugleich die Zügel der Gewalt schärfer an, bewahrte den Schein der Gerechtigkeit, auf welchen in der Welt soviel ankömmt, und hatte den unendlichen Vortheil gewonnen, dasjenige für Recht auszugeben und dafür Gehorsam verlangen zu können, was man selbst dazu erhoben hatte. Keine Tyranney ist bekanntlich drückender, als die, welche unter dem Aushängeschild der Gesetzlichkeit begangen werden kann. Nun war es aber doch nothwendig, nachdem die Macht der Bureaukratie außerordentlich vermehrt und die nationale in gleichem Maße verringert worden war, einen gewissen Rechtsschutz gegen zu weit getriebene Ausdehnung der Beamtengewalt eintreten zu lassen. Und diesen Endzweck hatten die Verordnungen auf dem Parlamente zu Lentini 1233, auf welchem, — und daraus mag man ermessen, wie sehr die königlichen Beamten ihre kaum erlangte Macht schon mißbraucht hatten — bestimmt wurde, daß zweymal jährlich Provincial-Landtage der Bischöfe, Barone, vier guter Leute von jeder Stadt, zweyer von jedem kleineren Orte gehalten und auf ihnen unter dem Vorsitze eines königlichen Beamten die Klagen gegen die Justitiare und übrigen öffentlichen Angestellten vorgebracht werden sollten. Nun darf man hiebey nicht außer Acht lassen, daß wenn die Willkührlichkeit der Großen unter der Vormundschaftsperiode Friedrichs II. noch so arg war, über die Willkühr und den Druck der königlichen Beamten, welche dieser Willkühr ein Ende machen sollten, auch nur Eine Stimme ist. Besonders die Regesten P. Gregor's IX. sind voll von Klagen, daß die kaiserlichen Beamten die Vollziehung der Friedensstipulationen hemmten, verhinderten, erschwerten und wesentlich beytrugen, daß der Friede zwischen den beyden Oberhäuptern der Christenheit keinen festen Bestand gewinnen konnte. Freylich ist hiebey eine andere Frage, ob bey der strengen, ja oft grausamen Behandlung, welcher sich alle diejenigen aussetzten, die Friedrichs Befehle übertraten oder nachläßig befolgten, eine solche Fahrläßigkeit vollständig auf ihre Rechnung gesetzt werden dürfe oder nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Exposé des éléments constitutifs du système de la troisième écriture cunéiforme de Persépolis, par Isidore Loewenstern.

(Schluß.)

Das semitische Alphabet ist aus ihr so hervorgegangen, daß es den gewaltigen Schritt weiter machte, aus der Reihe der gleichlautenden Zeichen — deren Laut nach demselben Prinzipe bestimmt ist, welches den phonetischen Hieroglyphen zu Grunde liegt — ein einzelnes zum ausschließlichen Gebrauche auszuscheiden. In der Geschichte des indischen Alphabetes steht uns leider keine Analogie zu Gebote. Da die Schriftdenkmale nicht hoch hinaufreichen, so tritt es uns schon in einer ganz vollkommenen Gestalt entgegen und alle Anzeichen weisen auf einen systematischen Ursprung desselben hin, verwandte Laute haben verwandte Zeichen; es wäre dasselbe also Ergebniß des Nachdenkens über gegenseitige Lautähnlichkeiten, und weit entfernt seinen Grund in der Anschauung zu haben wäre es vielmehr eine rein willkührliche conventionelle Fixirung einzelner Laute durch bestimmte Zeichen, die nichts Bildliches in sich schließen.

Ob das Keilalphabet auf diese oder auf jene Art entsprungen sey, kann erst untersucht werden, wenn die älteste Form desselben aufgefunden seyn wird, von welcher die späteren Arten wahrscheinlich nach einmal gegebenen Regeln abgeleitet sind.

7. „Die dritte Keilschriftengattung zeigt noch andere entschiedene Aehnlichkeiten mit der egyptischen phonetischen Schrift, die freylich ebensogut in semitischen Schriften vorkommen: z. B. beliebige Setzung oder Weglassung von Vocalzeichen, ferner den Ausdruck verschiedener Laute (Liquidä, Aspiraten und selbst festerer Consonanten — articulations —) durch dasselbe Zeichen. Ich nenne solche Zeichen Homotypen."

Dieser Satz ist ohne Zweifel der kühnste und am schwersten zu beweisende. Man wird überall die Existenz von Homophonen gerne zugeben und natürlich finden können. Sie sind ein Reichthum einer unbeholfenen Schrift. Aber die sogenannten Homotypen, wie der Verfasser sie nennen will, wären wahre Verwirrer und Störenfriede eines Alphabetes und müßten dasselbe auf die unterste denkbare Stufe herabsetzen, die wir bey einem Alphabete, welches wie dasjenige unserer Keilschrift weit nicht das älteste in seiner Art ist, nicht annehmen können. Herr L. wird sich dabey schwerlich auf die Analogie der semitischen sogenannten Vocalbuchstaben berufen können, bey denen trotz des Wechsels vocalischen Lautes ein festes consonantisches Element, wäre es auch nur die Differenz stärkeren oder schwächeren Hauches, haften bleibt, während dagegen er demselben Zeichen nach einander die Werthe HU, A, IA, einem andern die Werthe HA, W, UE, A beylegt (S. 28 flg. 30. 73.). Ein drittes Zeichen endlich soll zwischen U und K wechseln (S. 76.). Ehe man etwas Aehnliches unternehmen dürfte, müßte man zuvor sicher seyn, ob man das Recht hat in den vorliegenden Zeichen eines Eigennamens wirklich die persischen Laute zu suchen. Wir werden also die Richtigkeit dieser Entdeckung Herrn Löwenstern's bis auf weiteren und genaueren Beweis dahingestellt seyn lassen müssen.

8. „Ich wende das Prinzip der Homotypen — mehr oder weniger eingeschränkt — auf alle Classen der Keilschrift an, indem ich dieselben für einen Beweis ursprünglicher Identität sämmtlicher Gattungen ansehe .... Es findet also seine Anwendung auch auf die erste Gattung der persepolitanischen Schriften."

9. „Den Homotypen können also nicht nur die primitiven Vocale A, I, U sondern auch E und O zugewiesen werden, welche nach einem dem Sanskrit eigenthümlichen, den semitischen Sprachen aber fremden Gesetze hin und wieder diphthongisch gesprochen werden."

10. „Bey allen Gattungen der Keilschrift ist der vocalische Laut zum Consonanten hinzugedacht, nicht ihm inhärirend. Der Umstand beliebiger Setzung oder Weglassung der Vocalbuchstaben oder Homotypen, welche in ihren Ursprüngen den reinen oder mehr oder weniger gehauchten Vocal bezeichnen, verbietet jeden Gedanken an eine wirklich syllabische Vereinigung, möge man dieselbe auf einen einzigen vocalischen Laut beschränken wie im Sanskrit, oder auf mehrere ausdehnen wie im Aethiopischen."

11. „Das System der Keilschriften steht in der Mitte zwischen den semitischen Schriften und einfacheren Alphabeten einerseits und der complicirten egyptischen Schrift andererseits. Es zeigt den Uebergang zwischen den hauptsächlichsten Schriftsystemen, von der Hervorbringung bildlicher Zeichen an, welche phonetisch werden, bis zu dem Ausdruck der Vorstellungen (des idées, vielmehr der Laute) mittelst weniger graphischer Zeichen."

12. Die Sprache der dritten persepolitanischen Schrift ist semitisch, vermischt mit chamitischen Elementen. Sie zeigt die häufigsten Aehnlichkeiten mit Chaldäischem und andere eben so entschiedene mit dem saidisch-Koptischen."

Man wird gestehen müssen, daß die von dem Verf. in dieser Rücksicht beygebrachten Beyspiele meist wenig überzeugend sind z. B. die Zusammenstellung des von ihm nakar gelesenen assyrischen Wortes für „Erde" mit chaldäischen nud hebräischen Nomina und einer arabischen Wurzel (S. 35); ferner die

Vergleichung eines Zeitwortes vet mit dem hebräischen Substantive für „Haus.“ (S. 42.) Hier ist die Aehnlichkeit eine durchaus äußerliche. Hieher gehört noch die Ableitung eines Wortes der ersten Keilschrift, welches Lassen narpa, Rawlinson naqa gelesen hätte. Dasselbe muß Fürst oder König bedeuten. Herr L. liest nur das entsprechende assyrische Zeichen narsa; die Lesung selbst ist aber nur auf eine Aehnlichkeit der Zeichen gegründet (S. 47.). Er stellt damit das Hebräische nêsĕr (Diadem, und davon abgeleitet, geweihtes Haupt) und nâsîr (der Geweihte, Nasiräer) zusammen. Wie sollte — wenn wir auch die Verwandtschaft des Lautes zugeben wollten — das semitische Wort persische Königsbezeichnung seyn, in welcher wir sonst nichts Fremdländisches finden? Viel eher könnte man das Wort, im Falle seine Lesung sich bestätigte, mit dem späteren Narses, das eine vollkommen sichere Ableitung in Zend und Sanskrit hat, zusammenbringen.

Beyspiele von Vergleichungen mit Koptischem sind folgende. Das dem persischen pitâ, Vater entsprechende Wort wird von Herrn L. gelesen tuat und dem saidisch-koptischen thiôt (Θιωτ) verglichen. Das persönliche fürwort der ersten Person, ich, wird von L. gelesen han(u)kh, entsprechend dem Koptischen von Memphis anok, dem von Sais ank; es hat aber auch im Semitischen seine Verwandten. Das Zahlwort Eins soll uka zu lesen seyn; Herr L. findet es dem Saitischen uah ähnlich. Das erste der beyden Zeichen ist einer der sogenannten Homotypen und im Worte für Achämenide als I gelesen (S. 32.). Dann könnte man es ja auch hier als I oder noch besser als E lesen, also êka und hätte das indische Zahlwort für Eins.

Ich bin weit entfernt, im Ernste irgend etwas Indisches in diese Inschriften hineinzutragen. Sie haben damit sicherlich nichts zu thun. Es wäre aber — mit Ausnahme vielleicht des angeführten Pronomens — ein Leichtes für alle aufgezählten Wörter indogermanische Verwandtschaften beyzubringen; und wir können daraus nur sehen, daß mit so abgerissenen Aushebungen noch weit kein Grund gelegt ist.

Wir sehen also für etwas Sichereres den künftigen Arbeiten des Verfassers begierig entgegen. Er verspricht eine Tafel des Alphabetes und eine Analyse der Inschriften. Niemand wird ihm das Verdienst absprechen wollen, einen ersten zusammenhängenden Versuch zu der Entzifferung dieser Monumente gemacht zu haben, ein Verdienst, welches er selbst mit aller Entschiedenheit in Anspruch nimmt und an dessen öffentlicher Anerkennung ihm mehr zu liegen scheint, als den bisherigen Entzifferern von Keilschriften einem Grotefend, Lassen, Burnouf an der Anerkennung ihrer Leistungen lag. Uebrigens muß einem unbetheiligten Zuschauer, welchem die Fundamente nicht so sicher gelegt und der Plan nicht so schön geebnet erscheinen als Herrn Löwenstern selbst, die Art und Weise auffallen mit welcher der angehende Entzifferer über Rawlinson spricht. Sie ist frey zwar von aller Heftigkeit ganz in der Art der glatten französischen Polemik, aber man kann unter der ruhigen Oberfläche recht wohl die heftigeren Bewegungen in der Tiefe gewahren. Hätte auch Rawlinson wirklich manches Wichtigere unrichtig angesehen, so lebte er dafür auch nicht in der französischen Hauptstadt, wo Verkehr und gelehrte Hülfsmittel offen stehen, sondern in Bagdad und Afghanistan und es ist nie genug anzuerkennen, daß ein Offizier es der Mühe und Gefahr für werth achtete diese Bruchstücke alter Geschichte auf seinem Wege aufzusammeln, und daß er den Fleiß besaß mitten in Asien so viele Sprachgelehrsamkeit sich zu erwerben, um als Entzifferer seiner Entdeckungen mit Ehren neben jeden europäischen Gelehrten sich stellen zu können, welcher in der Muße seines Studierzimmers arbeitet.

Dr. Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen dargestellt an den Reichsgesetzen Kaiser Friedrichs II.

(Fortsetzung.)

Soviel also muß jedenfalls als Thatsache angenommen werden, daß Friedrichs Bestreben in Sicilien keinen anderen Endzweck hatte, als — eine absolute Monarchie, vor der keine anderen Rechte bestehen konnten, aufzurichten; daß ferner die Einberufung von Städtedeputirten zu den Parlamenten, auf welche Niccolo Palmieri (saggio storico e politico sulla costituzione del regno di Sicilia infino al 1816 con un appendice sulla rivoluzione del 1820. Opera postuma) gegen Gregorio und alle anderen sicilianischen Forscher so großen Werth legt, nur eine Maßregel der Nothwendigkeit war, um den Abfall der Städte zu hindern, nicht aber die Frucht eines die Freyheit befördernden Systemes, eine Wohlthat, welche schon deßhalb keine war, weil ihr die Freywilligkeit fehlte.

Eben dieses wird uns nun zum Stützpunkte für die Erläuterungen der Reichsgesetze Kaiser Friedrichs II. auf deutschem Grunde und Boden dienen. Daß in den früheren und späteren Verordnungen des Kaisers in Betreff der Städte sich ein Widerspruch findet, fühlt H. Löher recht wohl. Allein ihm sind es die Fürsten, vor allem die geistlichen, welche den Kaiser wider seinen Willen zu städtefeindlichen Beschlüssen zwangen und „ihr Vorzüglichstes thaten, um die Bürgerfreyheit, dieß gefräßige Ungeheuer, in den Grund zu bohren.“ S. 58. „Später, von dem Einflusse der Fürsten nicht mehr gefesselt und die Rechtlichkeit und Nützlichkeit der freystädtischen Bewegungen wohl erkennend, wachte Friedrich II. darüber, daß die Bürger ihr Gemeindewesen zwar selbständig, aber ohne Aufruhr gegen den Stadtherrn ordneten.“ Wenn man aber die Beweisstellen dieser Behauptung durchgeht, so bestehen sie darin, daß der Kaiser die Städte derjenigen Bischöfe wider ihre Herren in Schutz nimmt, welche sich wider ihn an den Papst anschlossen und dadurch veranlaßten, daß sich die Städte an ihn wandten und um Rücknahme der wider sie erlassenen Decrecte baten. In einem solchen Verhältnisse nun eine besondere Zuneigung zu den Städten anzunehmen und in Folge dieser Ansicht zu glauben, daß Friedrich, der doch sonst alle Fesseln sehr gut zu zerbrechen wußte, sich von den Fürsten fesseln und zu so ausführlichen, so eindringlichen Gesetzen zwingen ließ, ist Ref. nicht vergönnt. Gesetzt aber, es wäre so, so war der Kaiser, nachdem er einmal diese Gesetze erlassen und sich noch dazu „deutlich bemüht hatte, ihren Inhalt als völlig rechtlich und nothwendig darzustellen, ja seiner Verordnung eine geschichtliche Begründung zu geben,“ offenbar im Unrechte, wenn er dann „im Stillen und in der Praxis“ die eigene Verordnung wieder entkräftete. Ja wir fragen unsere Leser, wie kann man in guten Treuen annehmen, daß ein Kaiser den Städten hold war, oder auch nur eine schwache Vorstellung von den Kaiserpflichten hatte, wenn seine Verordnungen den Inhalt hatten, den der Verf. — und zwar mit Recht — ihnen S. 57 beylegt: „Was die Städte bisher im guten Glauben, daß sie als freye Leute auch die Rechte der Freyen auszuüben hätten, ge-

than, soll bloß als frevelhaftes Ueberschreiten ihrer Befugnisse angesehen und selbst das Herkommen, welches gerade vorzugsweise in Deutschland gesetzgeberische Macht hatte, und eigentlich nichts anderes war, als der fortdauernde Niederschlag des in unaufhörlicher lebendiger Thätigkeit im Volke sich fort und fort und umgestaltenden Rechtes, dieses Herkommen selbst, welches bereits zu Gunsten der Städte sprach, soll unsinnig und für alle Zukunft kraftlos und unrechtlich seyn. Auch eine hohe Strafe wird, was in den meisten anderen Urkunden noch nicht geschah, für die Uebertreter dieses Gesetzes festgestellt, damit, wenn es ja einem Bischofe gelinge, die widerspenstige Stadt unter die Füße zu bekommen, er das Gesetz für sich habe, um sie bestens brandschatzen zu dürfen." Unstreitig rechnet der Vf. vorzüglich Friedrichs großes Gesetz vom Jahre 1232, welches er seinen Folgen und Endzwecken nach in der bezeichneten Weise schilderte, zu jenen, „die die städtische Freyheit in ihrer Wurzel angriffen." S. 35. Aber während er Friedrichs Verordnung in dieser Weise charakterisirt, die Friedrichs Vorliebe für die Städte mindestens sehr zweifelhaft macht, verhehlt er nicht, daß es „der Gang der Dinge in Deutschland von selbst mit sich brachte, daß durch kaiserliche Gesetze und Anordnungen eher die Landesherrschaft in ihrem Bestande geschützt wurde, als die Städte in ihrem Gegenkampfe gefördert werden konnten." Die Entwicklung der bürgerlichen Verhältnisse, sagt er, war damals etwas, was die einzelnen Betheiligten allein anging; „der Kaiser griff nicht hinein, so lange der öffentliche Rechtszustand nicht gestört wurde. Nun erschienen aber nach der hergebrachten Reichsverfassung die Fürsten und Bischöfe in der That als die Richter und Statthalter des Reiches in den Städten und als solche waren sie von den Bürgern anzuerkennen." Ist dieses der Vordersatz, so kann der Nachsatz kaum anders lauten, als: wenn demnach die Fürsten den Kaiser veranlaßten, wider die Städte aufzutreten und die landesherrlichen Rechte zu schützen, so handelten sie in ihrem vollen Rechte uud der Kaiser auch, und ist somit von einer Fesselung des Kaisers keine Rede, es müßte nur der Verf. meinen, daß Friedrich zur Erfüllung seiner Pflicht einer Fesselung bedurfte. Wenn ferner dessenungeachtet der Verf. den Kaiser hinstellt als von den Fürsten zu Städte verderblichen Zwecken getrieben, so ist dieses doch keine Entschuldigung, und die Ansicht von einer treuen Pflichterfüllung des Kaisers, wie von der Behauptung kaiserlicher Würde jedenfalls irrig. Denn ließ er sich dazu treiben, die städtische Freyheit „an der Wurzel" anzugreifen, so handelte er unrecht gegen das gesammte Reich, dem er dadurch einen so wichtigen Stand zu Grunde richtete, und das Unrecht war um so größer, wenn er wirklich, wie der Verf. behauptet, den Städten nicht abhold war. War er aber als Kaiser dazu verpflichtet, die Landesherrschaft in ihrem Bestande zu sichern, so war es sowohl Unrecht, sich zu Gesetzen treiben zu lassen, welche er später wieder aufhob, als überhaupt eines solchen Antriebes zu bedürfen. Ebenso Unrecht ist es aber auch zu sagen, der Kaiser sey den Städten hold gewesen. Denn nicht bloß hätte er dann solche Gesetze nicht freywillig gegeben; sondern der Kaiser, welcher nie in Verlegenheit war, Mittel ausfindig zu machen, um das zu erreichen, was ihm zusagte, würde in der That nicht noch zu einer Rechtserklärung seine Zuflucht genommen haben, um diejenigen zu bedrücken, denen er hold war, und denen die rechtliche Deduction ihrer Bedrückung härter fallen mußte als die offene Berufung an die Gewalt. Vergessen wir nur nicht, daß Friedrich II. der Enkel jenes Kaisers war, der die Willkührherrschaft grundsätzlich auf dem roncalischen Reichstage verkünden ließ und der selbst sein ganzes Leben hindurch dem Grundsatze aller Gewaltherrscher huldigte: der Zweck heilige die Mittel. —

Glauben wir hiedurch diejenige Darstellungsweise hinlänglich gerechtfertigt zu haben, welche in unserm Friedrich II. aufgestellt wurde, und halten wir dieselbe der ganzen Politik dieses deutschen Kaisers und sicilianischen Königes für angemessener, so hindert uns dieses nicht, dem Verf. bey der Ausführung der Reichsgesetze volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nachdem er die Bedeutung des großen Privilegiums vom Jahre 1220 zu Gunsten der geistlichen Fürsten hervorgehoben, die Wormsergesetze vom Jahre 1231 gegen das Verbürgerungswesen der Städte, die Vermittlungsacte der Fürsten zwischen K. Friedrich und seinem Sohne vom Jahre 1232 besprochen, führt ihn der Zusam-

menhang auf Friedrichs Bestätigung des Fürstenprivilegiums, durch welches der Kaiser öffentlich anerkannte, „daß die Fürsten nicht mehr als Amtleute des Kaisers seine Befehle und Ordnungen durch das Reich hin handhabten, sondern daß sie als Herren der Reichslande durch ihr Zusammentreten und durch ihre Verbindung in einem von ihnen gewählten Kaiser das Reich ausmachten.“ Nachdem aber so durch den Kaiser selbst die Reichsconstitution diese wesentliche Veränderung erlitten, suchte er nach Entthronung seines Sohnes durch den Landfrieden des Jahres 1235 den Grundsatz wieder geltend zu machen, „der Landesherren Gewalt und öffentliche Einkünfte seyen nichts als Amtsrechte und möglichst zu überwachen und zu beschränken.“ Allein sollte durch eine solche Rückgängigmachung der Bestimmungen der goldenen Bulle nicht ein unheilvolles Schwanken entstehen, so mußte die, eine Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt bezweckende, Verordnung auch in volle Ausführung gebracht werden. Es geschah nicht, da der Kaiser — nicht „durch den Streit mit der Hierarchie“ zum Verderben des Reiches anderswohin gewendet wurde, wie der Verf. S. 50 sagt, sondern durch seine Bemühungen, die lombardischen Städte selbst um jene Freyheiten zu bringen, die ihnen der Constanzer Reichsfrieden gewährt hatte, diese zum Aeußersten brachte und, nachdem er von den besiegten Mailändern Ergebung auf Gnade und Ungnade verlangt hatte, selbst den Kampf mit der Kirche hervorrief. Schade, daß wir dieser Verwechslung von Ursache und Wirkung und ähnlichen Verstößen in Bezug auf die Person des Kaisers in dem Buche öfter begegnen. Wenn z. B. der Verf. bey jener Gelegenheit sagt, Friedrichs gewaltige Größe sey abzumessen an dem Schrecken seiner Feinde, die ihn den Hammer der Erde nannten, S. 50, so ist dieses ein Irrthum gleich dem S. 43, wo der Verf. Friedrichs „unwürdige“ Zustimmung zu der goldenen Bulle dem Umstande zuschreibt, daß er durch die aufrührerischen Lombarden und durch die Feindschaft des Papstes diesseits der Alpen bedrängt und zurückgehalten war, — und gleich jenem dritten S. 41, wo es von den Vergabungen K. Heinrichs heißt, daß er hierin ausgezeichnet wie „alle Kaiser seines Geschlechtes, diese so oft als die Verfolger der Kirche Geschilderten.“ In Bezug auf das Erste ist es aus Matth. Paris wie aus vielen ungedruckten Chroniken bekannt, daß der Kaiser in den prahlerischen Distichen, welche er P. Gregor IX. zugesendet, sich selbst als Hammer der Erde bezeichnete.

Astra monent stellaeque docent aviumque volatus etc.

— —

Totius et subito malleus orbis ero.

Somit haben also nicht seine Feinde, sondern er selbst hat sich so genannt, was beyläufig gesagt, einen Commentar bildet zu Friedrichs Ansichten fremder Rechte. In Bezug auf das Zweyte vergaß der Verf., daß erst 1230 der Friede von San Germano zwischen Gregor IX. und Friedrich II. abgeschlossen worden war, erst 1239 es wieder zum Bruche zwischen beyden kam, und noch 1235 Friedrich, als er gegen seinen Sohn zog, den Papst auf seiner Seite hatte, wie ich in meinem Friedrich II. urkundlich dargethan habe. Soll endlich mit dem zuletzt Angeführten auch Friedrichs Vorliebe für die Kirche gemeint seyn, so kann es dem Vf. unmöglich mit einer Behauptung Ernst gewesen seyn, der so wenig Beweise zu Gebote stehen, daß, abgesehen von dem Banne Friedrichs I., Heinrichs VI., Friedrichs II., Konrads IV. ꝛc. wegen Verfolgung der Kirche, Innocenz IV. auf dem Concil zu Lyon vor der gesammten Christenheit behaupten konnte, keine milde Stiftung trage Friedrichs Namen — eine Behauptung, welche nur durch die Deutschordens-Privilegien modificirt wird. Doch lassen wir dieses. Es möge nur dem Verfasser als Beweis dienen, daß, was in meinem Friedrich II. ausgesprochen wurde, wohl bekämpft werden kann, jedoch sich nicht auf Ansichten, sondern auf Beweise stützt. Stellen wir an der Hand des Verf. die Analyse der einzelnen Paragraphen der goldenen Bulle an und heben wir hievon (§. 14 — 18) noch das Lehrreichste hervor, um, nachdem wir den Verf. getadelt, wo er in einen Irrthum verfiel, auch sein Verdienst genügend hervorzuheben. —

Schon durch den ersten Paragraphen wurde allen geistlichen Herren die Freyheit, daß kein

Mensch auf ihrem Grund und Boden eine Burg oder Stadt bauen solle, ertheilt, welche 1220 nur den geistlichen Fürsten allein zuerkannt worden war, und der Kaiser verzichtete somit auf sein Befestigungsrecht, wenn gleich nur in Bezug auf den geistlichen Boden. In Bezug auf den weltlichen machte es sich wohl von selbst. „Den Fürsten erschien nämlich die Unterdrückung des kaiserlichen Befestigungsrechtes so wichtig, daß der Verzicht darauf in den späteren Wahlcapitulationen stehend wurde, demgemäß der Kaiser nicht einmal das Recht haben sollte, seine zerfallenen Festungen und Städte in den Fürstenlanden wieder aufzubauen.“ Der zweyte Paragraph, daß neue Märkte den alten nicht hinderlich seyn dürften, hatte zum Hauptaugenmerke, daß der Kaiser in seinem Rechte, nach Willkühr Marktprivilegien ertheilen zu dürfen, möglichst beschränkt werden sollte. „Dieß Recht war ebenso wichtig für den Kaiser und ebenso lästig für die Landesherrschaft, als das Befestigungsrecht; denn aus Märkten wurden ebenso wie aus Burgen Städte, die Reichsburg zog in der Regel den freyen Markt, der Markt die Burg nach sich. Die Ertheilung jedes Marktprivilegs schloß aber immer auch die Befreyung von der öffentlichen ordentlichen Gerichtsbarkeit in sich.“ — Die nächsten Paragraphen beschränkten das kaiserliche Ansehen in den Fürstenlanden in Betreff der Strassen, zerstörten das Bannmeilenrecht, eines der wirksamsten Mittel, neue Städte zum Schaden der anwohnenden Landesherren rasch emporzubringen, und schlugen überhaupt das Aufstreben und die Wirksamkeit der freyen Städte in möglichst enge Gränzen. Der sechste Paragraph erkannte am frühesten und vollständigsten das Recht der Gebietsherren über ihre Unterthanen und die Bestandtheile der Landesherrschaft ausdrücklich als Erb und Eigen an. Der Verf. bemerkt, daß unter dem vierfachen Ausdrucke des Paragraphes, Freyheiten, Gerichtsbarkeiten, Grafschaften, Centen noch mehrere Jahrhunderte die Landesherrschaft bezeichnet wurde und der Ausdruck Landeshoheit erst in sehr später Zeit aufkam. Dann schnitt der Paragraph die Bestrebungen der Schultheißen, sich von allem landesherrlichen Verbande frey zu machen, gerade ab. Der achte aber, welcher verbot, den Ort der Cent zu wechseln ohne Einwilligung des Landesherrn, fesselte die freyen Leute an die Scholle und machte den Landesherrn zum Leibherrn. „Insbesondere aber hatte dieß Gesetz den Zweck, zu verhüten, daß der wohlhabende und die Unabhängigkeit liebende Mann von dem Zwange des Gerichtes sich hinweg und zu der Freyheit des Gerichtes der benachbarten Stadt sich hinbegeben konnte.“ S. 78. Dann folgen als natürliche Consequenzen des letzten Paragraphes vier andere, welche von den Verbürgerungen und Beziehungen handeln, die die Städte mit den Landbewohnern eingingen. Jetzt sollten die Pfahlbürger ausgewiesen, der Fürsten, Edlen, Dienstmannen, der Kirchen Eigenleute in den Städten nicht mehr aufgenommen, kurz diese ihrer schärfsten Waffe gegen die Gebietsherrschaft beraubt werden. Die zehn letzten Paragraphen der goldenen Bulle enthüllen die Taktik der Städte, mit der sie den Gutsherren die einzelnen Bestandtheile der Landeshoheit, seyen es Güter, Regalien oder öffentliche Dienste, zu entfremden suchten. Eben dieser Taktik entgegen wurde jetzt ein Bau nach dem andern aufgeführt, um die Städte zu isoliren, die Macht der Fürsten zu erhöhen, alle ihnen von den Städten gezogenen Schranken zu zerstören. Nicht mehr durften sie die Verurtheilten und Geächteten aufnehmen; die daselbst ansäßigen sollten die herkömmlichen und schuldigen Gebühren außerhalb der Stadt ihren Herren und Pflegern leisten, kurz, wo die Städte der Landgebiete Gewalt wenig oder gar nicht anerkannten, wo sie immer mit Recht oder Unrecht ihre Macht verstärkt, ihr Gebiet außerhalb der Mauern ausgedehnt, Landbewohner in den Kreis ihrer Verbürgerungen hineingezogen, landesherrliche Rechte, Regalien und Güter an sich zu bringen oder doch möglichst unwirksam für den Besitzer zu machen gestrebt hatten, traten ihnen jetzt, von dem Kaiser geschirmt, die Fürsten entgegen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. September.

Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Aufstand Steiermarks im Jahre 1292. Episode aus der Geschichte des Herzogs und nachmaligen Königs, Albrecht I. — Von Friedrich Gutermann. Frankfurt a/M. bey Hermann 1846.

Es ist uns nicht klar, in welcher Absicht der Verfasser an diese dem Hrn. Schöff und Senator von Günderrode gewidmete Abhandlung ging, welche zwar nur 18 S. im Gr. 4. begreift, aber allerdings sehr wichtige Vorgänge aus der Geschichte des südöstlichen Teutschlands, und insbesondere Oesterreichs unter den ersten Habsburgern zum Gegenstand hat. Der Verf. bewährt hierin eine löbliche Quellenkunde. Jedoch möchte bey Lesern, die mit den hoheitlichen und standschaftlichen Verhältnissen des teutschen Mittelsalters weniger bekannt sind, schon der Titel einiges Mißverständniß veranlassen. Es handelt sich hier keineswegs um einen Aufstand der Bevölkerung Steiermarks, wie solche Aufstände viel später im 16. und 17. Jahrhundert auch in der Steiermark statt fanden; sondern von Parteyungen der Prälaten und Ritter unter sich, „der Herren im Lande“ und sofort von der Befehdung Albrechts als Landesherzog, der mit der Bestätigung der Privilegien der Provinz allzulange gesäumt, ja sie mehrfach verletzt hatte. Indem der Verf. selbst, im Laufe seiner fragmentarischen Erzählung, den Bischof Leopold von Seccau, einen der ersten Landstände von Steiermark, der sonst dem Herzog treu ergeben war, zu ihm also sprechend einführt: „nun denn, so merket Herr! was ich Euch sage: vom heutigen Tag an und fürder wollen wir, die wir hier zu Lande Herren heißen, ledig seyn der Treue und des Eides, die wir Euch ehedem geleistet haben; denn in unsern Handfesten steht geschrieben: wenn wir dem Landesherrn schwören, so soll auch er sich nicht weigern des Landes Recht Allen zu halten; und wo er das nicht thut, da soll man auch an ihn nicht gebunden seyn. Herr, darnach richtet Euch!“ — indem also sowohl von den Bischöfen als auch von andern Landherren dem Herzog, wie es damals Sitte und Recht war, feyerlich abgesagt worden, ist die Natur dieser gegenseitigen Befehdung für sich klar, und sofort von einer Verletzung von Hoheits- und Majestätsrechten im heutigen staatsrechtlichen Sinn keine Rede.

Mit Beruf und Sachkunde hat der Verf. das Wesentliche seiner Erörterung aus Ottokars von Horneck Reimchronik, und überhaupt aus den belangreichen Schriften der Gebrüder Hieronymus und Bernhard Pez, aus ihren Chroniken, aus Hunds Metropolis, aus Böhmers und von Langs Regesten, und insbesondere auch aus Fr. Kurz: „Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I.“ — geschöpft; mehrere andere hier vorzüglich einschlagende und jene Ereignisse im Zusammenhang aufklärende Quellen, die wir unten näher bezeichnen werden, sind ihm aber entgangen.

Der Verf. greift nur das Jahr 1292 aus der Geschichte heraus, um den so betitelten „Aufstand Steiermarks“ — zu schildern; und er drängt da Vorgänge und Thatsachen zusammen, die in ihren Anfängen, Motiven und Folgen, einen viel längern Zeitraum befassen, daher sie hier isolirt stehen und nicht gehörig begriffen werden: so z. B. die schon dem Erzbischof Rudolf von Salzburg, dessen der

Verf. nur mit ein paar Worten gedenkt, (J. 1284—1290) vom Herz. Albrecht widerfahrenen Beschädigungen und Mißhandlungen; die dämonische Einflüsterung und Rachgier des famosen Abts Heinrich von Admont, der sich der Herzog nicht etwa vorübergehend, sondern so lange der Abt lebte, unter den verderblichsten Folgen hingab; der von diesem Abte und Statthalter durch den Seibot von Lamboting gegen den Erzbischof Conrad IV. (1291), als seinen eigenen Lehenherrn im Ennsthale vollführte Verrath; der Kriegszug des besagten Erzbischofs Conrad, des ersten Standesherrn in Steiermark und Kärnthen, und des Herzogs Otto von Bayern, beyde von dem steierischen Adel als Feldoberste und erste Vertreter gemeinsamer Interessen erbeten, bis Bruck an der Mur im J. 1292, und hinwieder die siegreiche Taktik des Herzogs und seine kalt berechnende Demüthigung der Gegner; womit aber das Zerwürfniß zwischen Herren und Ständen, zwischen Bayern, Salzburg und Oesterreich noch lange nicht gehoben war u. s. w. Dieser hier gleichsam nur berührte und als geschichtliche Episode hervorgestellte Sachverlauf erheischt, zum gehörigen Verständniß, mittels Einleitung, Entwicklung und Nachtrag noch eine wesentliche Ergänzung, möge es nun in der Absicht des Verf. gelegen haben, den Charakter des Aufstandes, oder den des Herzogs Albrecht, oder den Beyder zu beleuchten. Der Anlaß ist wichtig genug, um uns hierüber einige vervollständigende und berichtigende Bemerkungen zu gestatten.

Während unser Verf. im Eingange der von den Bischöfen von Passau und Bamberg im J. 1277 auf Habsburg übertragenen Lehen erwähnt, welche seit dem Tod des letzten Herzogs von Oesterreich dort eröffnet waren, scheint er nicht zu wissen, daß, gleichzeitig und vorgängig der Erzbischof Friedrich II. von Salzburg, (1270—1284) eine noch viel größere Masse von seiner Kirche in Oesterreich und Steiermark zuständiger Lehen — auch der Bischof von Freysing that dasselbe — den Söhnen des K. Rudolf einräumte; es scheint unser Verf. die Rathschläge, Anstrengungen und Opfer des besagten Erzbischofs Friedrich, der als Kirchenfürst und weltlicher Regent gleich ausgezeichnet ist, nicht zu kennen, welchem K. Rudolf zunächst sein und seines Hauses glückliches Loos gegen Ottokar und in Unter- und Inneröster-reich verdankte, und was wir bey der politischen Schweigsamkeit der österreichischen Schriftsteller hierüber, und bey der Oberflächlichkeit der bisherigen teutschen Geschichtschreibung über jene östlichen Provinzen und Vorgänge, jüngst frisch ins Gedächtniß zu rufen für nothwendig erachteten [1]). Nach dem Tode Friedrichs II. ward Rudolf von Hoheneck, bisher Kanzler des K. Rudolf, und auch hochverdient um denselben, zum Erzbischof von Salzburg erwählt. Wir wollen sein etwas rasch begonnenes Einschreiten, die Rechte und Einkünfte seiner auch in Oesterreich und Steiermark begüterten Kammer wieder zurückzufordern und zu mehren, nicht übersehen; aber nicht ohne steigenden Unmuth kann man lesen, welcher Undank, und welche Schmach ihm dagegen vom Herzog Albrecht und dessen vertrautestem Rathgeber, dem Abt Heinrich von Admont, vorerst Landschreiber, dann Landeshauptmann in Steiermark, fortwährend und selbst am Reichstage zu Erfurt vor den Augen des dem Heuchler sehr gnädigen K. Rudolf, wo Erzbischof Rudolf plötzlich (3. Aug. 1290), und allen Anzeichen nach durch von jenem Abte beygebrachtes Gift starb, widerfuhr. Des Erzbischofs aufrichtiges, und selbst von der sanftmüthigen Herzogin Elisabeth bey ihrem Gemahl bevorwortetes Entgegenkommen zu W. Neustadt, zu Wels, zu Linz, zu Wien selbst, um seine nothgedrungenen Angriffe auf das vorenthaltene Kirchengut zu sühnen, wurde stets und zunächst durch die Umtriebe des Abtes, nur mit kalter Mißachtung und neuen von den Reichsmitständen sogar für Rudolf schimpflich erachteten Zumuthungen erwidert: unauslöschlichen Gräuel fügte aber schon damals Herzog Albrecht dem Erzstift Salzburg zu, durch den Ueberfall, die Plünderung und Zerstörung der seit dem ähnlichen da durch K. Ottokar verübten Frevel (1275) wieder blühender und reicher erstandenen Berg- und Handelsstadt Friesach in Kärnthen; durch die

1) S. „Rückblicke auf Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Crayn und Salzburg; aus der Gegenwart in die Zeit K. Ottokars von Böhmen, gefolgt vom römischen König Rudolf von Habsburg, u. s. w. 1246—1284; mit Urkunden. München 1845 in den Denkschriften der k. Akademie der W.“

Bezwingung von Vansdorf u. s. w. in der Steiermark [2]). Diese und andere Vorgänge konnten auf die ehrenhaften Gesinnungen der steierischen Land- und Mitstände wohl nicht ohne schmerzlichen Eindruck bleiben, und sie hätten hier unfehlbar näher berührt werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen, dargestellt an den Reichsgesetzen K. Friedrich II.

(Schluß.)

So war denn die goldene Bulle einerseits eine Constitution, welche der Macht des Kaisers Schranken zog und jedem absolutistischem Streben ein Ziel setzte; anderseits band sie auch jedem revolutionären Streben von Unten hinauf die Hände und conservirte gegen den Einen wie gegen den Andern den rechtlich und historisch ausgebildeten Zustand. Man könnte sie, wollte man die Ausdrücke neuerer Verhältnisse auf die diesen nicht ganz entsprechenden, mittelalterlichen anwenden, den Gränzpfeiler des Conservatismus gegen Absolutismus und Radicalismus nennen.

2) S. „Juvavia, oder Nachrichten vom Staate Salzburg u. s. w., mit dem dazu gehörigen diplomatischen Codex, vom Geheimenrath von Kleinmayer, Salzburg 1784 in Fol." ferner: Megiser, „Annales Carinthia etc." Leipzig 1612 in Fol.: „Friesach von Herzog Albrecht ausgebrannt" S. 917. Des Freyh. Valvasor; „Topographia Archiducatus Carinthia etc. Nürnberg 1688 in Fol. S. 53." ferner: „Germania sacra Tom. II. Archiepiscopatus salisburg. Auctore Marco Hansizio Soc. Ges. Augustae Vindelic. 1729 in Fol." Rudolphus, Archiep. salisburg XXIX. p. 394 et seq. „Dux, (Albertus) Frisacum oppidum capit et incendit" p. 407. „Chronik von Salzburg, von Jud. Th. Zauner; Salzburg 1796 ꝛc." eines der trefflichsten aus den Quellen bearbeiteten Geschichtswerke für das südöstliche Teutschland, fortgesetzt vom Prof. Corb. Gärtner ꝛc. X Bde. (Bd. I, 6. Abschnitt).

Allein eine so vollständige Verrückung der Gewalten, der rechtmäßigen Tendenzen und der Pflichten, wie sich diese als Folge der Revolution in den modernen Staaten vielfach geltend gemacht hat, war damals noch nicht möglich und eine solche Bezeichnung der Zustände jener Zeit mit anderen Parteynamen ist deßhalb durchaus nicht adäquat. Zwar hatte der Kaiser von dem Tage an, als er auf die Vernichtung der kirchlichen Ordnung hinarbeitete, die Aufgabe des Kaiserthums selbst zerstört und mußte gewärtig seyn, daß wie er gegen die Kirche, so die unteren Ordnungen gegen das Kaiserthum verführen. Und er konnte sich zu seinem Schaden überzeugen, daß der Wunsch, einen Kaiser zu haben, der seine Aufgabe in etwas anderem, als sich in fruchtlosem Kampfe mit der Kirche zu zersplittern, erblickte, schon lange vor dem Lyoner Concil und der daselbst erfolgten kirchlichen Absetzung des Kaisers vorhanden, ja so weit gediehen war, daß die südöstlichen Reichsfürsten bereits 1240 neue Wahlversammlungen anberaumt hatten. Als sich Friedrich von dem Reiche wegwandte und kopfüber in die italienischen Verhältnisse stürzte, fiel Deutschland den Fürsten anheim und mußte die Besorgniß eines allmähligen Zerfalles desselben in Territorien, gleichwie in Folge der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts die politische Trennung und Absonderung immer schärfer wurde, als nächste Zukunft drohen. Nun aber fanden diejenigen, welche den historisch herangereiften und mittels einer Constitution stabil gewordenen Zustand zu conserviren gedachten, ihre Gegner gerade an denen, welche bisher so oft als des Reiches Friedbrecher erschienen waren, jetzt aber bey der Schwäche des Reichsoberhauptes das Reich wider die vertheidigten, welche weniger dem Reiche ein neues und kräftiges Oberhaupt zu geben, als sich in des Reiches Ehre, Macht und Würde zu setzen gedachten. Die Städte schaarten sich gegen die Fürsten, retteten gegen diese und mit diesen das sinkende Reich.

„Von den rheinischen Städten, von Basel und Zürich an bis hin zu Trier und Wesel ging das große Werk aus; dann schlossen sich die niedersächsischen Städte mehr als sechzig an der Zahl mit Bremen an der Spitze, welche bereits als Hansen mit einander verbunden waren, an, und endlich auch

die ostfränkischen Städte, von Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Augsburg geleitet. Alle geistlichen Landesherren am Rhein und den Nebenflüssen, der Rheinpfalzgraf und die Landgräfin von Thüringen gehörten gleich anfänglich dazu und nicht minder mußten alle Grafen und Edlen dort beytreten, und wenn sie auch nicht sämmtlich mit den Städten zusammenschwuren, so mußten sie dennoch dem Willen der Städte sich geneigt bezeugen.“ Nicht „allein die Mächtigeren sollten“ durch gemeinsamen Schutz glücklich werden, sondern auch alle Minderen mit den Mächtigeren, Geistliche jeder Art, Laien und Juden. Wie für die Armen, sollte auch für die Reichen die Satzung unverletzlich gehalten werden. Insbesondere aber wollten sie „der Landleute Vormünder seyn und sie gegen Unbilden vertheidigen.“ Es war dieß ein bewaffneter Frieden. Wer nicht zu den Städten schwörte, sollte keinen Frieden haben; wenn er verletzt wurde, nicht gerächt werden; Niemand sollte ihn hausen oder ihm helfen, Niemand ihm Lebensmittel oder Credit geben. Als nun König Wilhelm zu Oppenheim 10. November 1255 den Städtebund, dessen Hauptzweck doch war, den Uebergriffen der Landesherren entgegenzutreten und die Freyheit aller Reichseinwohner zu schützen, feyerlich bestätigte, so erlangte die goldene Bulle Friedrichs II. daran gerade ihren Gegenhalt. „Es erscheinen in ihr die Städte überall bedeutender, als die Fürsten und Herren; nicht die letztern, heißt es, hätten einen so glorreichen Frieden durchgesetzt und der Unterdrückung gewehrt, sondern sie seyen die Gewaltthätigen gewesen. Gerade so wie sie sollen die Städte ihre Freyheiten und Rechte genießen.“ Das große Factum stand vor aller Augen da, daß, wenn das Kaiserthum auch nicht mehr gerettet werden könne, da es gegen das Reich wie gegen die Kirche aufgetreten war, und sich seine religiösen wie seine politischen Fundamente zugleich zerstörte, doch das Reich erhalten werden sollte, wenn nicht durch und mit dem Kaiserhause, ohne und gegen dasselbe. Wegen des von Vater zum Sohne fortgeerbten Frevels Eines Hauses durfte nicht die Gesammtheit Schaden leiden. —

Verdankt nun das Reich seinen weiteren Bestand und die Blüthe, die es selbst nach dem Falle des Kaiserthums noch erlangte, verdanken etwa die Städte ihre Freyheiten und Rechte den Hohenstaufen? Sind sie vielleicht wie die Schöpfungen des achtzehnten Jahrhunderts durch einen Gnadenact in das Leben gerufen worden? Ist es ein Haufe Flüchtiger gewesen, der auf irgend einer Sandscholle angesiedelt wurde und die Erlaubniß erhielt, durch seiner Hände Arbeit recht und schlecht sein Leben zu fristen? Kömmt der große Gewinn, den das deutsche Reich von ihnen zog, das Gefühl von Ehre, Freyheit und Unabhängigkeit, das von ihnen ausging, als in den oberen Regionen das Pflichtgefühl dem starren Egoismus erlag, vielleicht von einer bis in das Kleinlichste sich erstreckenden Beamten-Tutel her? Hat das Aufgehen in den Lärm des Tages oder in die materiellen Interessen, oder die Schrankenlosigkeit der Gewerbsfreyheit den kräftigen Bürgersinn, das consequente Streben, Recht und Gerechtigkeit zu realisiren, die besonnene Haltung in den größten politischen Stürmen, männlichen Muth, eiserne Entschlossenheit erzeugt? So viel ist sicher, von künstlichen Schöpfungen ist hier wohl keine Rede; Parteywesen und tumultuarischer Sinn haben die Städte wohl in den Ruin gestürzt, nicht aber ihre Macht begründet, und Liebe zu Freyheit und Ordnung können nur aus einem Boden erwachsen, der selbst sich im Recht auf das Festeste begründet hat. Ich weiß nicht, ob die Geschichte etwas lehrt. Daß man aber auch für das neunzehnte Jahrhundert und dessen verschiedenartige Verhältnisse aus der Geschichte der Städte Vieles lernen kann, ist gewiß, und zeigt dieß überhaupt die Geschichte der Ausbildung des Städtewesens, so insbesondere der so lehrreiche Abschnitt derselben, den Hr. Löher mit Geist, Scharfsinn und seltener Eindringlichkeit auf das dankenswertheste behandelte.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Aufstand Steiermarks im Jahre 1292. Episode aus der Geschichte des Herzogs und nachmaligen Königs, Albrecht I.

(Fortsetzung.)

Als sich nach dem Tod des Erzbischofs Rudolf der Abt Heinrich vollends in seinen frechen Bewerbungen um den hohen Stuhl von Salzburg getäuscht, und den trefflichen Bischof von Lavant, Conrad (IV. 1291—1212) von Breitenfurt und Vansdorf, selbst einen Steiermärker, darauf erhoben sah, kannte sein Rachgefühl keine Gränzen mehr. Die nunmehrige Reihe seiner auf Herzog Albrechts Rechnung fortgeübten Unthaten begann er im J. 1291 mit dem durch Seibot von Lampoting ausgeführten Ueberfall der salzburgischen Herrschaft Neuhaus im Ennsthal. Zur Aufklärung dieser von unserm Verf. vereinzelt angeführten Thatsache diene die Notiz, daß Abt Heinrich schon zur Zeit des Erzbisch. Rudolf mehrere Vasallen aus dem innern Erzstift, als die von Gutrath, Lampoting, Nopping, mittels Geld und Versprechungen auf herzogliche Gunst, und durch schöne Weiber u. s. w. zu Meineid und Verrath nach Steiermark gelockt; — ja später zu Wien deren acht, am herzoglichen Hofe, wohin Erzbisch. Conrad zu Friedensverhandlungen gekommen war, ihm zu Hohn und Spott, mit Ehren und reichem Geschmeide angethan, unter die Augen gestellt hatte. Unter solchen Begegnissen geschah es, daß sich die Prälaten und Landherren von Steiermark, (nur die von Lichtenstein und Kuenring ꝛc. nicht) für den Erzb. Conrad und Herzog Otto von Bayern einigten, im J. 1292 dem Herzog [3]) Albrecht förmlich absagten, und das Ennsthal und Admont plündernd, jenen vor Bruck an der Mur verunglückten Kriegszug unternahmen. Unser Verf. läßt eben hier den über Bruck, Leoben und Judenburg siegreich entgegenrückenden Herzog Albrecht gegen die Mehrzahl der steierischen Stände sehr milde und großmüthig handeln, ihn aber desto erbitterter gegen den Erzbischof rasch auf Friesach losgehen, diese Stadt, (also durch ihn zum zweytenmal?) überrumpeln, plündern und den Flammen preis geben, dann auch die Umgegend verheerend nach St. Veit, die Hauptstadt des Herzogthums Kärnthen hinab eilen, und auch da die steierischen Stände versammeln, um endlich ihre Privilegien zu bestätigen und ihre Huldigung entgegen zu nehmen ꝛc. Wir können nicht umhin, gegen diese Erzählung einige Bedenken zu äußern. Zauner, Megiser, und Valvasor [4]) legen dem Herzog Albrecht nur einmal die Zerstörung von Friesach, jene nämlich, welche Ottokar von Steiermark, Bruder des Königs Wenzel von Böhmen, im J. 1276 vollbrachte, bey, und Valvasor sagt ausdrücklich, daß Albrecht Friesach nicht mehr zerstört habe, weil es ohnehin schon ganz verwüstet gewesen sey. Auch Pez, Hansiz, Hormayr, Pichler, Kurz, Schmidt, Rauch, Lichnowsky, Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, Wien 1810, Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, Wien 1848, Schreiber, Handbuch für Geschichte, Freyburg 1830, Rotteck, Allgemeine Geschichte, Freyburg 1830, Schlosser, Weltgeschichte, Frankfurt 1844, Pfeffel, Geschichte des deutschen Reichs, Paris 1776, Schmidt, Geschichte der Deutschen, Ulm 1785, Schmidt, Geschichte der Deutschen, Lemgo 1785

lich, die um das J. 1288 noch unter dem Erzbischof Rudolf, und wohl zu dessen tiefsten Kränkung statt hatte, zur Last. Hansiz aber spricht auch von einer zweyten, und zwar wie unser Verf., als Vergeltung jenes Kriegszuges durch das Ennsthal hinab und bis Bruck an der Mur [5]). Allein, der staatskluge und schlaue Herzog Albrecht hatte eben damals, gleichzeitig auch von Ungarn und den österreichischen Ständen bedrängt, einen triftigen Grund mehr, seinem Groll gegen den Erzbischof von Salzburg wenigstens für den Augenblick ein Ziel zu setzen: denn es handelte sich nach dem Tod seines Vaters des K. Rudolf um eine neue Königswahl, wobey Herzog Albrecht der Gunst des Erzbischofs Conrad nicht verlustig gehen wollte. Einige Schriftsteller lassen darum den Herzog von Judenburg aus unmittelbar nach Schwaben eilen [6]); und selbst unser Verf. deutet auf einen Moment schonender Rücksicht der Art hin, indem er unter Beruf auf Ottokar von Horneck den Herzog die Nachricht von dem bevorstehenden Einfall des Erzbischofs und des Herzogs Otto von Bayern, scheinbar, ziemlich ruhig hinnehmen läßt, da beyde Fürsten der ihnen zugedachten Schmach doch nicht entgehen sollten; was jedoch nun gegen die Zeitfolge der Begebenheiten verstösse. Dazu kommt, daß die steierischen Stände nicht wohl nach Kärnthen hinüber, in die Stadt St. Veit, wo Herzog Manhart gebot, um da dem Herzog Albrecht zu huldigen, entboten werden konnten. Für den künftigen Geschichtschreiber der Steiermark ist es eine nicht unwichtige Aufgabe, hier den Verlauf der Thatsachen aufzuklären; während schon der einmalige vom Herz. Albrecht gegen Friesach verübte Gräuel schwer genug auf ihm lasten möchte. Jedenfalls war mit dem J. 1292 der Aufstand der Steirer-Landherren

5) M. Hansiz II p. 431. „Ipse (Dux) e vestigio Frisacum movit, locumque nactus irumpendi, oppidum cremavit etc.“ „Deinde convocatos ad S. Vitum provinciales in verba adegit etc. — — Post haec in Sueviam ascendit, spem electionis secutus etc.“ ao. 1292.

6) So insbesondere Zauner I. S. 411. Auch A. Buchner in seiner Geschichte von Bayern, Bd. V. S. 200. ist dieser Ansicht.

keineswegs vollkommen beschwichtigt. Aber Erzbischof Conrad hatte die bisher ihm und seinem Erzstift durch dem Habsburger Albrecht zugegangene Schmach und Beschädigung, viele Tausend Mark Silber betragend, zu tief empfunden, als daß er es nicht hätte versuchen sollen, die teutsche Krone von ihm fern zu halten. Das gelang ihm durch Verständniß mit dem Churfürsten und Erzbischof Gerhart von Mainz: Adolf von Nassau ward gewählt. Gerhart schob die Schuld alsobald auf den Erzbischof Conrad von Salzburg; und Herzog Albrecht entbrannte darob aufs neue, fortwährend vom Abte Heinrich von Admont berathen, gegen das Erzstift. Doch ließ sich Conrad um der Sühne willen zu großen Opfern heran; er wollte aber zugleich die steierischen Mitstände, die Grafen von Pfannenberg, Stubenberg, Heunburg und Cilly, im Frieden mit begriffen wissen: vergebens. So hatten sich die Verhandlungen zu Efferding und Wels (1293) zerschlagen; und das Verständniß von Linz, vom greisen Herzog Ludwig (II.) von Bayern vermittelt, und bey Herzog Albrecht vom Grafen Friedrich von Ortenburg bewirkt, und am 17. May 1293 abgeschlossen, war nur von kurzer Dauer [7]). Auf

7) Von der damaligen Zusammenkunft zu Linz schreibt der aufrichtige Fr. Dükher von Haslau, in seiner „Chronica“ S. 173: (dieser für seine Zeit gut unterrichtete Edelmann war aus Pommern nach Salzburg eingewandert) also: „Diese waren lauter tolle Köpf, welche nachzugeben, oder das mindest von ihrer Hochheit zu weichen nit gewohnt oder gesinnt waren; dahero sie Herzogen Ludwig (II.) zwar gern angehört, von dem Frieden insgemein redent, von den Mittlen aber, und da einer dem andern etwas weichen oder seine Thaten nicht zu recht halten sollen, fand er insonderheit kein Gehör; denn große Herren nicht leiden künden, daß ihre Werk auf die Wage gelegt werden, außer Zweifels haltend, alles was sie verlangt, sey ihnen recht. Wer demnach dieß, wie das vorigemal an dem, daß die Herren Schiedmänner zu größern Verdruß Herzog Ludwigs all' ihre Müh' und Eifer sollten verloren geben, wenn nicht die großmüthige Herzogin Elisabet Ludovico ein neues Herz gemacht hätte: dero halben setzt er aufs neue darein, berufft die uneinigen Herren zusammen und spricht ihnen auf folgende Weiß mit Ernst zu ꝛc. Der Text, den

Betrieb des Abtes Heinrich hatte jetzt Herzog Albrecht zu Gosach, zum großen Nachtheil für Salzburg und seinen bisherigen von Oesterreich octroirten Salzhandel nach Steier und Kärnten, eine neue Hallstätte aufgerichtet, die im J. 1295 von den benachbarten Salzburgern überfallen und verbrannt wurde. Dagegen ließ Herz. Albrecht, eben durch Verschworne vergiftet, aber wieder gerettet, im J. 1296 Radstatt an der Enns, den schon vom Erzbischof Rudolf befestigten Stapelplatz des schwunghaften Triester-Handels nach Teutschland, wiewohl vergeblich, belagern, und noch im J. 1297 auf einem Rachezug durch das herrliche Lovantthal mehrere Burgen und Flecken plündern und verbrennen. Inzwischen hatte endlich die Nemesis den ruchlosen Abt Heinrich von Admont erreicht, und nun erst, im Herbste des J. 1297, nachdem auch die steierischen Landherren zu Albrecht wieder mehr Vertrauen gefaßt hatten, kam zwischen ihm und dem zu Wien persönlich anwesenden Erzb. Conrad, abermals unter angelegenstem Zuspruch der Herzogin Elisabeth, ein dauernder, von Seite des Erzstifts mit neuen Opfern an Land und Leuten in Untersteier (Luetenwerd [8])! erkaufter Friede zu Stande. Eben war die Herzogin wieder eines Knäbleins genesen; wozu sich der Erzbischof zum Gevatter erbitten ließ. Im J. 1298 machte er, an der Seite des Herzogs Albrecht, sogar den Zug gegen den bereits entsetzten König Adolf mit; und im November desselben Jahres führte er mit großem Aufwande Albrecht, dem Sieger von Worms, und nunmehrigen König der Teutschen, dessen Gemahlin Elisabeth zur feyerlichen Krönung nach Nürnberg entgegen.

(Schluß folgt.)

---

nun Herzog Ludwig den versammelten Fürsten, Prälaten und Herren, seinen Neffen H. Otto III. und Sr. Lieb und Andacht, den Erzbischof Conrad von Salzburg nicht ausgenommen, liest, ist deutlich genug; wobey er unter andern auch gegen Sr. Liebden, den Vetter Herz. Albrecht, zu verstehen giebt, wie man wohl vermerkt, daß er als eines Kaisers Sohn in seiner Hochheit des Gemüths die reichen Gaben des Glücks allzuwenig geachtet — massen schon seinem Hrn. Vater die in Oesterreich erworbenen Landmarken zu kurz gesetzt und zu eng gewesen."

8) „Luetenwerd;" diese heute verschollene von der Mur, Drau und Brösika umflossene, an Wein und Getreid reiche Landschaft, die mit dem Marchfutter Erz. Friedrich II. bey der ersten Belehnung der Habsburger, für die erzbischöfliche Kammer noch vorbehalten hatte: m. s. unsere Rückblicke ꝛc. S. 48. Auch die andere Hälfte der damals noch sehr einträglichen Mauth zu Rothenmann in Steiermark ging jetzt für je an Oesterreich über. — Friesach, meynt unser Verf. unter mehrmaliger Berufung auf Büsching, wäre erst seit dem J. 1080 ein Eigenthum von Salzburg gewesen. Das kirchliche Gebiet von Friesach hatte Salzburg schon im 8. Jahrhundert durch Ausbreitung des Christenthums unter den Slaven erworben: zum weltlichen Gebiet, oder zur Grafschaft als Sitz des nachmaligen Vicedomamtes, gelangte das Erzstift im Verlauf des 10. nnd 11. Jahrhunderts, m. s. unsere „topographische Matrikel, geschöpft aus dem diplomatischen Codex der Juvavia ꝛc. mit dem Anhang über Inner-Oesterreich und Ober-Ungarn. München im akad. Verlag 1841."

Das Herzogthum Kärnten, geographisch-historisch dargestellt nach allen seinen Beziehungen und Merkwürdigkeiten; ein Beytrag zur Topographie des österreichischen Kaiserstaats, mit einer Karte von Kärnten, von Joseph Wagner. Klagenfurt bey Sigmund 1847. 230 S. in gr. 8.

Die allgemeine Reiselust hat seit einiger Zeit auch Kärnten, Ref. bleibt der älteren Schreibart getreu, mit in ihren Bereich gezogen. Ausländer besprechen, beschreiben, beurtheilen diese Provinz mehr und mehr, aber nach ihren, nicht immer richtigen Ansichten, und mit zureichender Kenntniß. Das Land, wenn auch nicht durch Umfang ausgezeichnet, doch seiner geographischen Lage wegen in der Cultur- und Handelsgeschichte des südlichen Teutschlands besonders merkwürdig, bietet auch in der That

des Schönen, Großen und Interessanten so Vieles, daß die literarische Thätigkeit unserer Zeit Kärnten nicht außer Acht lassen kann. Dieser Function unterziehen sich aber nun mehr und mehr die Kärntner selbst mit löblicher Regsamkeit, mit trefflicher Landes- und Sachkunde; und ohne Widerspruch zählen sie zu dem Behufe unter sich Notabilitäten und Capacitäten, die einen sehr rühmlichen Fortschritt verbürgen. Auch in diesen Blättern ist bereits mehrmalen davon Zeugniß gegeben worden. Der Verfasser des vorliegenden Buches ist zugleich der unternehmende Herausgeber des „Albums für Kärnten," eines, so viel Ref. weiß, bis jetzt neunzehn Foliohefte umfassenden, durch anziehenden Text illustrirten Bilderwerks; der nebstbey für dieses Reisehandbuch durch eigene Anschauung und aus dem zerstreuten Materiale aus Zeitschriften, ältern und neuern Monographien ꝛc. guten und geläuterten Gehalts, seit dreyzehn Jahren gesammelt hat.

Eine kurzgefaßte Uebersicht von dem wesentlichen Inhalt des Werkes wird dessen vorzügliche Brauchbarkeit näher beurtheilen lassen.

I. Allgemeine Umrisse der Geschichte Kärntens (auf 15 Seiten bündig und zweckgemäß). II. Geognostische Beschreibung Kärntens. III. Geographische Beschaffenheit (nach den drey Naturreichen). IV. Charakteristik Kärntens (mit Bezug auf ästhetische Ansichten). V. Politische Verfassung und Verwaltung. VI. Charakteristik der Bewohner (nach ihrer Abstammung, in ihrer körperlichen und geistigen Entwicklung, mit ihren Bildungs- und Humanitäts-Anstalten). VII. Volksthätigkeit (hierunter die Land- und Alpenwirthschaft, die überaus wichtige Industrie im Berg- und Hüttenwesen, in der Eisen- und Bley-Production u. s. w.). VIII. Klagenfurt und seine Umgebungen (Geschichtliches und Topographisches). IX. Strassenverbindungen Kärntens (wobey nach allen Richtungen der Haupt- und Nebenstrassen die vielen merkwürdigen Ortschaften, die Kirchen und Klöster, die zahlreichen Burgen und Ruinen, die Baudenkmale ꝛc. besprochen werden. Ein am Ende des Werkes beygefügter Nominal-Inder, womit z. B. Beda Weber seine drey Bände vom Lande Tirol so zweckmäßig ausgestattet hat, würde auch diesem Handbuche wohl anstehen, und könnte noch nachgetragen werden. Die Beylagen sind: a) Trigonometrisch bestimmte Höhen in Kärnten; b) die Germanisirung Kärntens als einstmaliger Wohnsitz der Slaven, aus den Namen der Gewässer, der Berge und Ortschaften: nach Ueb, Jarnik u. A. abgeleitet; c) Beyträge zu einem kärntnerischen Idioticon; d) und e) specielle Aufzählung der Hüttenwerke, Fabriken, Manufacturen und bedeutenden Gewerbe; f) zur Kenntniß der Fundörter von römischen Alterthümern. Die beygegebene Karte hilft einem lange gefühlten Bedürfnisse ab; da das Beste der Art aus der neueren Zeit, die betreffenden Sectionen von der großen Karte des k. k. öster. General-Quartiermeister-Stabs, zu kostspielig sind. Auf der vorliegenden lithographirten Karte, ein Blatt 24 Zoll lang und 15 Zoll breit, ist sowohl das massenhafte als das viel gegliederte Terrain recht anschaulich gezeichnet; die Nomenclatur gut leserlich und ziemlich erschöpfend. Was der Verf. auf dem Titel des Buches verspricht, ist in demselben redlich geleistet; und Ref. hält sich für befugt, dasselbe hiemit nachdrücklichst zu empfehlen *).

v. Koch-Sternfeld.

*) So eben lesen wir in der allgemeinen Zeitung vom 7. Aug. 1847 Nro. 219, unterm 10. Juli von der Drau geschrieben, einen bedeutsamen Artikel über die zur Zeit noch obwaltende Hemmung im commerciellen Verkehr aus dem Pusterthale nach Kärnten, und über den Mangel an täglich fahrenden Posten gegen Tirol, gegen Crayn, Steyermark und Salzburg, durch und aus Innerkärnten, ein Mißstand, den wir aus eigner Erfahrung bestätigen können.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges, Professor. Berlin, 1847. 232 Seiten.

Oft ist es gesagt und immer muß wiederholt werden, daß wer widerlegen will, vorerst anerkennen müsse. Besonders oft wird dieß auf dem Gebiete der Staatswirthschaft, namentlich bey der Beurtheilung ihrer Systeme, übersehen. Der Eine glaubt die Schutzzölle nicht besser vertheidigen zu können, als wenn er auf Adam Smith loszieht; der Andere meynt das System des Gewerbsschutzes am sichersten zu vernichten, wenn er ihm alles mögliche Schlimme zuschreibt. Während aber der Grundsatz des freyen Verkehrs unwiderlegt ist, bleiben Beschränkungen des Handels durch Zölle in Kraft und werden Schutzzölle neu begehrt und neu aufgelegt, — selbst von solchen Regierungen, die der Freyheit des Verkehrs zu huldigen versichern. Ist dieser Widerspruch von Theorie und Praxis unauflösbar? Genug ist geschmäht und Zeit wäre es, die Vermittlung der Gegensätze zu suchen. Maßregeln, die in allen selbständigen Staaten ergriffen worden, welche mit andern im Handelsverkehre stehen, können nicht ganz und gar aus Irrthum oder schlechten Motiven hervorgegangen seyn. Und wenn der Grundsatz der Handelsfreyheit auf dem ökonomischen Standpunkte richtig ist, setzt er nicht vielleicht gewisse dem wirthschaftlichen Gebiete fremde Bedingungen voraus, über die man stillschweigend hinweggeht, während sie doch von dem wesentlichsten Einflusse auf seine praktische Durchführung sind? An der Wissenschaft läge es, diese Bedingungen klar anzugeben und zugleich die vernünftige Wurzel der Schutzmaßregeln aufzudecken. Nicht mit Unrecht wirft der Staatsmann der Theorie vor, sie sey unfruchtbar und unanwendbar, wenn sie ihn gerade in den Momenten im Stiche läßt, wo ihn verwickelte Umstände zum Handeln zwingen. Vergebens erwiedern die Theoretiker, Freyheit des Handels sey die Regel, Zollschranken nur eine Ausnahme, die mehr und mehr aufhören müsse. Da immer wieder neue Fälle vorkommen, in denen diese Ausnahme unvermeidlich ist, so wäre eine Regel für die Ausnahme nöthig. Noch weniger hilft über die Schwierigkeiten die Bemerkung hinweg, Freyheit des Verkehrs sey im Allgemeinen ganz wahr, nur im Einzelnen führten besondere Rücksichten zu Abweichungen von ihr. Ein solches Allgemeines wäre eben praktisch von nur sehr untergeordnetem Werthe. Am widrigsten tritt der Gegensatz zwischen dem, was im Allgemeinen oder theoretisch wahr seyn soll, und dem, was man im gegebenen Falle thun kann und muß, im deutschen Zollvereine hervor. Der Zollvereinigungsvertrag vom 22. März 1833 enthält allerdings keine ausdrückliche Erklärung über das den Vereinszöllen zum Grunde liegende System. Wenn aber auch bey Aufhebung des preußischen Verbotwesens im Jahre 1818 der Grundsatz nicht ausgesprochen worden wäre, durch die an dessen Stelle tretenden Zölle den einheimischen Gewerben gegen die Concurrenz der auswärtigen einen Schutz zu gewähren, der in der Regel 10 Proc. des Werthes nicht übersteigen solle, so genügte es, den ersten Tarif des Zollvereines zu durchlaufen, um in demselben das Princip des Gewerbsschutzes in so vielen Zoll-

sätzen zu finden, daß die Positionen, in denen der Zoll entweder keinen Schutz gewährt, oder geradezu gegen das Interesse der einheimischen Fabrication verstößt, als Ausnahme von der im Uebrigen waltenden Regel erscheinen. Mehrere der wichtigsten Fabricationsarten waren schon in diesem ersten Tarif weit höher als zu 10 Proc. des Werthes geschützt. Seit dem Bestehen des Zollvereins ist von diesem Grundsatze nicht bloß nicht abgegangen, sondern einige Sätze, die ungenügenden Schutz gewährten, sind entsprechend erhöht und selbst neue, 10 Proc. des Werthes weit übersteigende eingeführt worden: letzteres fand namentlich beym Roheisen auf Preußens Antrag statt. Alles dieses consequent nach dem im § 34 des Zollvereinigungsvertrags enthaltenen Vorbehalt „zweckmäßiger Entwickelung des gemeinsamen Zoll- und Handelssystems.“ Der Zollverein verwirft Verbote; er gestattet aber in den meisten Fällen den freyen Verkehr nur so weit als er seinen eigenen Gewerben nicht schadet; viele seiner Eingangszölle sind allerdings noch dem einheimischen Gewerbsbetriebe nachtheilig, andere wenigstens nicht so gestellt, daß der Producent des Zollvereins den billigen und nothwendigen Schutz genösse, den der Tarif anderen Erwerbsarten gewährt; es ist aber anerkannt, daß man ein System besitze, das zweckmäßig zu entwickeln sey, und diese Entwickelung ist bisher überall im Sinne des Gewerbsschutzes erfolgt: woher denn der Lärm, wenn eben diese Entwickelung nicht bloß einseitig bey dem und jenem Artikel, sondern bey allen Hauptgewerben gleichförmig verlangt wird? Wenn Roheisen mit einem Zolle von 30 Proc. belegt, der Schutz des Schmiedeeisens von 30 auf 45 Proc. gehoben wird, so steht dieß nicht im Widerspruche mit der unter Gewährung mäßigen Schutzes der Gewerbe gestatteten Einfuhr von Fremdwaaren; wenn aber folgerichtig nur etwa 6 — 12 Proc. Zoll für Baumwoll-, Woll- und Leingarn begehrt wird, so soll dieß dem Princip des Zollvereins geradezu widersprechen und wenn Andere den Wunsch äußern, daß jene Entwickelung des Systems des Zollvereins nicht bloß tastend, sondern mit bewußter Consequenz vor sich gehen möchte, so werden sie als Friedensstörer bezeichnet, die an der Auflösung des Vereins arbeiten, oder sie werden auf die Schulbank zurückversetzt und ihnen die vergessenen Vorträge über Nationalwirthschaft repetirt. Dabey fällt noch die sonderbare Ungleichheit in der Beurtheilung derselben Anträge auf, je nachdem sie von der einen oder der andern Seite kommen. Wenn die königl. preußische Regierung 4 Thaler Twist-Zoll mit 3 Thalern Rückzoll für exportirte Baumwollwaaren proponirt, so ist dieß keine Abweichung von den Principien des Zollvereines; wenn aber süddeutsche Regierungen, um den Rückzoll ausführbar zu machen und die verschiedenen Spinnereyen möglichst gleich zu behandeln, 5 Thaler Zoll auf Woll-, Leinen- und Baumwollgarn mit 3 Thalern Rückzoll für Gewebe aus allen drey Garnsorten — und dieß in Uebereinstimmung mit den Anträgen der in Berlin selbst vernommenen Sachverständigen vorziehen, so ist solches höchst anstößig und wird wohl hier und da mit „süddeutsches Geschrey,“ Begehren der „Schutzzöllner“ und andern freundlichen Namen belegt.

Unter diesen Umständen lasen wir mit Vergnügen in der Vorrede der oben angeführten Schrift die Versicherung, dem Verfasser sey der historische Standpunkt zur Natur geworden; und von ihm aus habe derselbe, wiewohl mit den entschiedenen Anhängern der Handelsfreyheit für das praktische Resultat übereinstimmend, der Gegenpartey Concessionen gemacht, die auf bestimmten, wenn auch „nur historischen“ Gründen beruhen, und die vielleicht mehr Gewicht für die praktische Gesetzgebung als für die Wissenschaft hätten. Hiernach hofften wir hier jene Vermittelung der Gegensätze, jene Anhaltspunkte für die Praxis und jene Billigkeit in der Beurtheilung der im Zollvereine sich aussprechenden Forderungen an die Zollgesetzgebung zu finden, die man in so vielen Schriften über die Zollvereinsverhältnisse vergebens sucht. Was wir gefunden, soll getreu berichtet werden.

Der Inhalt der Schrift läßt sich in drey Theile sondern: in eine allgemeine Erörterung des freyen Handels und des Systems der Schutzzölle, in einen historischen Abriß der preußischen Gesetzgebung in Gewerbs- und Handelssachen bis zum Abschluß des großen Zollvereins, oder wie der Verf. sich etwas unhistorisch ausdrückt (S. 112), bis zum Anschluß des bayerisch-württembergischen Zollvereins an den

preußisch-hessischen; endlich in eine Zusammenstellung der Resultate mit besonderer Beziehung auf die Zollsätze des Zollvereins.

Wir beginnen mit den allgemeinen Betrachtungen über Handelsfreyheit und Schutzsystem. Die Vorzüge des freyen Handels erweist die Schrift auf folgende Art. Aller Handel ist dem Käufer wie dem Verkäufer gleich vortheilhaft, wenn Jeder für seine Werthe mehr Güter eintauscht, als er sich für dieselben Werthe mittels eigener Production verschaffen könnte, und hierbey befinden sich die Einwohner eines Landes gegeneinander in derselben Lage wie die Bewohner von zwey verschiedenen Staaten. In jedem Falle bewirkt der Handel beyderseitige Ersparung der höheren Kosten der Selbsterzeugung. Jede Einfuhr muß über den Werth der Ausfuhr Frachten und Handelsgewinn einbringen. Je mehr also die Einfuhr im Inlande Werth hat, desto vortheilhafter ist sie. Je ausgedehnter der Handel betrieben wird, desto leichter und besser findet der Umtausch der Producte und die Verwerthung der Leistungen und Producte der entferntesten Länder statt, desto mehr nutzlose Kosten werden erspart, desto mehr der Producent wie der Consument bereichert. Zeuge hievon ist die Blüthe der Länder, die zuerst in den Welthandel eintraten: Portugal, Spanien, Holland, England; Zeuge der Betrag des Handels einer Stadt wie Hamburg; Zeuge endlich der Zollverein selbst. Bezüglich der innern Betriebsamkeit wird dann bemerkt: nur durch die freye Concurrenz des Auslandes mit dem Inlande werde falscher Wahl der Production vorgebeugt, der Inländer zu Verbesserungen angetrieben und er ganz eigentlich für die Industrie erzogen. Beweis hiefür sey die Fabrication der Schweiz, Sachsens, selbst die Baumwollfabrication und Seidenmanufactur Englands; erstere weil sie ohne Schutz, letztere weil sie erst nach Gestattung der Einfuhr von Seidenwaaren zu 30 Proc. Zoll emporgekommen, so daß Peel den Eingangszoll auf 15 Proc. herabzusetzen gewagt habe.

Diese allgemeine Darstellung ist etwas eilig und geht nicht recht auf den Grund der Sache; so wie auch die Beyspiele nicht alle passen. Wir fügen daher folgende Bemerkungen bey. Die Aufgabe des Handels ist, Güter an bestimmtem Orte, zu bestimmter Zeit, in begehrter Menge darzubieten. Indem er so jede Waare dem zubringt, für den sie die größte Brauchbarkeit hat, verschafft er derselben den höchsten Tauschwerth. Bey der Zahlung dieses höchsten Preises gewinnen aber Käufer und Verkäufer, da Jedem die eigene Production oder Beyschaffung des Begehrten theurer käme, als der Handel sie leistet. Der innere Handel setzt nur zwey inländische Werthe gegen einander um; der Aussenhandel, der gegen ausgeführte Producte des Landes Fremdwaaren einführt, verschafft unserer Ausfuhr höheren Tauschwerth, als sie im Lande hätte, und verwandelt sie zugleich in ganz andere unserem Bedürfniß entsprechendere Güter. Wenn der Zollverein Wolle nach England sendet zur Zahlung des von dort bezogenen Baumwollgarns, so wendet er Industrie und Kapital der Agricultur und des Handels an, um Baumwollgarn herzustellen. Fremdwaaren sind daher auch mittels einheimischer Thätigkeit und Kapitale producirt, nur in indirecter Weise. Der Vortheil, den der Aussenhandel einem Lande gewährt, bemißt sich nicht bloß nach dem Tauschwerthe der aus- und eingeführten Waaren, oder nach dem, was er „einbringt;“ dieß ist nur der Maßstab, den der Kaufmann anlegt. Die Nation sieht zugleich auf die Masse der Güter, die bey gleichem Tauschwerthe eingehen. Wer für 10,000 fl. 50 Faß Wein mit 10 Proc. Gewinn einführt, hat kaufmännisch ein besseres Geschäft gemacht, als wer für die gleiche Summe 100 Faß gleich guten Wein nur mit 5 Proc. Gewinn bezieht: für die Nation im Ganzen aber ist das letztere doppelt so vortheilhaft als das erstere. Die Productivität des Aussenhandels, wie die jedes andern Erwerbgeschäfts, ist daher am größten, wenn bey üblichem Erwerbsgewinn, der Handel die Fremdwaare am wohlfeilsten liefert. Eine Nation wendet ihre Industrie und ihr Kapital (den Boden in diesem begriffen) mit mehr Vortheil an, wenn sie Ausfuhrwaaren producirt und mittels ihrer eintauscht, was sie bedarf, als wenn sie letzteres selbst erzeugte, sobald sie auf jenem Wege sich bey gleichem Aufwande davon mehr verschafft, als auf diesem. Jedes Hinderniß, das sich dieser möglichst vortheilhaften Anlegung der productiven Thätigkeit und des Kapitals entgegensetzt, ist schädlich, und beschränkt die für die Bedürfnißbefriedigung dispo-

nible Gütermasse, macht ärmer, als die Nation bey unbedingter Freyheit des Erwerbs und Verkehrs wäre. Wie im Innern eines Landes, so ist daher auch mit dem Auslande die freyeste Concurrenz nothwendig. Durch sie wird jedes Product an dem Ort und von denen erzeugt, die es am wohlfeilsten zu liefern vermögen; es entsteht eine Vertheilung der Erwerbsgeschäfte unter den im Handelsverkehr stehenden Ländern, bey welcher jedes Länd nur das selbst erzeugt, wozu es am besten ausgerüstet ist, und alles Uebrige sich mit dem geringst möglichen Aufwand eigener Arbeit und eigenen Vermögens durch Eintausch von Andern verschafft; ganz in ähnlicher Weise wie in jedem einzelnen Lande die verschiedenen Provinzen und Volksstämme nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und ihren Anlagen die Hauptzweige der Production unter sich vertheilen, wenn völlige Freyheit des Erwerbs herrscht.

(Fortsetzung folgt.)

Aufstand Steiermarks im Jahre 1292. Episode aus der Geschichte des Herzogs und nachmaligen Königs, Albrecht I.

(Schluß.)

Erst die Kenntniß von diesen Thatsachen und ihrem Zusammenhang, durchaus in der Specialgeschichte nachweisbar, läßt „die Episode, den Aufstand Steiermarks im J. 1292“ von unserm Verf. hervorgestellt, pragmatisch würdigen. Und während ein Ottokar von Horneck und auch neuere Geschichtschreiber, wie der sonst verdienstvolle Fr. Kurz von St. Florian, dem Herzog und König Albrecht I. nicht zu nahe treten wollten — auch unser Verf. erwähnt gleich anfangs des über Albrecht obwaltenden Urtheils, das ihm „düstere Härte, Geld- und Länderssucht, und Eigenwilligkeit“ zur Last legt; — so lag das schauderhafte Verhängniß, das den K. Albrecht im J. 1308 durch Johann, seines Bruders Sohn, eben wegen vorenthaltener Erbschaft, zu Rheinfelden traf, unverkennbar in seinem Charakter. Ein sonst bewährter österreichischer Schriftsteller sagt zwar,

Herzog Albrecht habe seinen Minister, den Abt Heinrich von Admont, der ihn in viele Händel verwickelte, wieder in seine Zelle zurückgesandt. Aber unserm Verf. scheint es selbst, daß Herz. Albrecht seinen Günstling im J. 1292 nicht sowohl aufgeopfert, als vielmehr als den feigen Vertheidiger der österreichischen Sache von der Landeshauptmannschaft entfernt, jedoch ihn als der nur zu „heimlichen Streichen taugte,“ später noch verwendet habe. Und eben dieser Zug im sonst großartigen Charakter Albrechts ist es, der ihm, unserer Ansicht nach, eine unaustilgbare Schmach aufdrückte. Da wir diesen Abschnitt der südteutschen Specialgeschichte nie ohne tiefe Wehmuth betrachten können, und auch so manche Geschichtskundige mit uns ein gleiches Ehr- und Rechtsgefühl theilen mögen, so gönnen wir uns und Andern einige Genugthuung durch Beyfügung der Nachricht, daß die grause Todesart des Abts Heinrich seiner Verruchtheit und Schlechtigkeit wohl zugemessen war [9]).

v. Koch-Sternfeld.

9) Einer Nachricht zufolge wäre der Abt Heinrich von seinen eigenen Leuten auf der Jagd durch einen Pfeil getödtet worden: man hatte ihn damit in seinem Bette durchbohrt, lautet eine andere Erzählung. In Hansiz II. 436 ist aber zu lesen: „Henricus (Abbas) nuper occubuerat miserabili fato: a quodam cognato suo, ut refertur apud Historicum Australem, in lecto suo sagittatus, postea gladiis et rutellis confossus, demum capite truncatus satiavit demum hominum odia, quae putabatur meruisse. Attamen sunt, qui virum laudibus posthumis exornarunt etc. etc.“ Der Necrolog von Admont sagt nur: „Henricus, Abbas nostrae congregationis, occisus:“ begreiflich! Auch in unsern Tagen fand dieser Unhold seine Apologeten: zunächst aus Unkunde in der Specialgeschichte, s. uns. Rückblicke S. 62. 63.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges.

(Fortsetzung.)

So wie nach der älteren Auffassung des Naturrechtes eine Art Natur-Zustand der Menschen vorausgesetzt wurde, so sieht diese Erörterung der Freyheit des Verkehrs vom Staate und allen übrigen Verhältnissen des Volkslebens ab und nimmt eine Nation nur als eine Menge von zahlungsfähigen Consumenten, deren einzige Sorge die möglichst wohlfeile Beyschaffung von Tauschgütern für das Bedürfniß ist. Sie faßt ein Volk auf, als ob es nichts als Reichthum suchte und alles Uebrige im Volk und Staat sich dabey von selbst verstände. Wenn nur die Güter wohlfeiler werden, so ist es gleichgültig, ob das Inland oder das Ausland sie liefert; ob es in Folge wahrer technischer Verbesserung oder in Folge einer Lohnherabsetzung geschieht; wenn nur die Zahlungsfähigen im Lande für ihr Einkommen möglichst viel Verbrauchswaaren eintauschen, so ist es einerley, ob die Production des Landes in einseitiger Beschränktheit verharrt, oder in manchfaltiger Betriebsamkeit tausend verschiedenen Neigungen und Bildungsstufen Raum giebt, ob sie überhaupt steigt oder verfällt. Für den Arbeiter, dessen Lohn unter den Nothbedarf sinkt, hat sie den Vorwurf der Erlernung bereits übersetzter Arbeiten und leichtsinniger Verehelichung; für den Gewerbtreibenden, den fremde Concurrenz erdrückt, den Zuruf, er möge seine Kapitale (die doch meist fixirt und nicht anders anwendbar sind) in andere Erwerbgeschäfte übertragen und in der Wahl des Geschäftes vorsichtiger seyn. Daß der inländische Producent unserm Staate seine persönliche und seine Vermögenskraft in Diensten und Steuern widmet, während der Ausländer, der mit ihm concurrirt, von diesen frey ist, wird bey Beurtheilung der Concurrenz zwischen beyden meist ganz übersehen; denn daß jener seinem Staate Aehnliches zu leisten hat, stellt die Gleichheit für unsern Staatsverband nicht her; vielmehr zahlen dann wir im Preise der Fremdwaare die auswärtige Steuer. Wer die Theorie der Handelsfreyheit ganz consequent verfolgt, der muß sie nicht bloß vertheidigen gegenüber von Staaten, die auch unsere Waaren zulassen; sondern unbedingt auch gegenüber allen Verboten und Beschränkungen des Auslandes: da jede Einfuhrbelastung den Bezug der Fremdwaaren gegen unseren Export vertheuert, für den letzteren also nicht möglichst großen Gegenwerth ins Land bringt und den Consumenten zuführt, somit den Nationalreichthum schwächt. Nach ihr ist das Land das klügste, das alle Fremde auf ganz gleichen Fuß mit den Einheimischen zuläßt, ohne Gegenseitigkeit zu begehren; da ja deren Verweigerung dem fremden Lande durch die Vertheuerung irgend einer Waare oder Leistung selbst zur Last fällt. Ein Land, das keine andere Aufgabe der Nationalwirthschaft kennt, als allen seinen Bedarf möglichst wohlfeil zu beziehen, für das gibt es keine Nationalehre; ihm muß es gleich gelten, ob seine Bürger überall anerkannt und geschützt, oder nirgend geachtet sind: denn wie frech auch das Ausland seine Schiffe und Waaren zurückweist und belastet, jede Beschrän-

kung des Zugangs der fremden Schiffe, jede Belastung der fremden Waare bringt einen ökonomischen Schaden, gegen den die Schande politischer Mißachtung nicht in Rechnung kommt. —

Soll nun mit diesen Einwendungen über die Freyheit des Verkehrs der Stab gebrochen werden? Keineswegs. Aber auf die Schranken sollten sie aufmerksam machen, an welche die Handelsfreyheit stößt, wenn sie wirklich werden will, und auf den Irrthum, abstracte und bloß zur Begründung der compleren Wahrheiten dienende Betrachtungen als letzte Resultate der Wissenschaft zu nehmen. Wie der Mathematiker vorerst gewisse Grundlehren der Mechanik aufstellt, die er dann in der Anwendung nach den Erfahrungen über die Beschaffenheit der Körper, mit denen er arbeitet, modificirt; so genügt der Grundsatz unbedingter Freyheit nicht zu vollständiger Durchdringung und Erklärung der ökonomischen Thätigkeit der Völker; sondern sie ist von gewissen Bedingungen und Schranken abhängig und umschlossen, die theils für das Gedeihen der Wirthschaft selbst nothwendig, theils durch die anderweitigen Aufgaben des Volkslebens und der Staaten gegeben sind. Man hat Freyheit der Gewerbe im Innern der Staaten versucht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß, wie naturbegründet auch das Recht auf Erwerb durch eigene Arbeit ist, die Gesellschaft doch für die sittliche und technische Befähigung dessen, der selbständigen Erwerb beginnt, eine gewisse Garantie verlangen kann, daß es Noth thut, der Arbeiterklasse in der Sicherung ihrer Subsistenz beyzustehen (eine Pflicht des Staates, die erst in neuerer Zeit, aber nur um so ernster, hervortritt), endlich die Gemeinden gegen leichtsinnigen Zudrang von Mitgliedern zu schützen, die dem Armenfond zur Last zu fallen drohen. Aber so wenig stehen diese Forderungen mit der Gewerbefreyheit im Widerspruch und so wenig ist es nöthig, zu ihrer Erfüllung die engen Verhältnisse älterer Zeiten in Zunft- und Bannrechten zu erhalten oder gar wiederherzustellen, daß die Gewerbefreyheit vielmehr erst unter jenen Garantien und bey entschiedener Wahrung der Gemeindekörper gegen die Ansässigmachung Leichtsinniger in vernünftiger Weise zu realisiren ist. Gesteht doch die vorliegende Schrift S. 8 unter Hindeutung auf die preußische Gewerbeordnung vom Jahre 1845 selbst zu, die Gewerbefreyheit könne im Innern der Staaten nur innerhalb der Schranken gedeihen, die von der Sitte, dem Recht und dem Gemeinwohle gezogen sind. Aehnlich verhält es sich im großen Verkehr zwischen Staaten und Völkern. Von dem Augenblicke an, wo das Nationalgefühl in einem Volke erwacht, will es in seiner innern Wirthschaft möglichst vollständig sich selbst genügen, nach außen andern unabhängigen Völkern gleichgestellt seyn. Der Bürger, der uns mit Tragung der gemeinsamen Staatslasten zur Seite steht, kann einen entschiedenen Vorzug vor dem Fremden ansprechen; die vollständige Entfaltung aller Productivkräfte des Landes erfordert Schutz der Erwerbsarten, für die das Land entschieden ausgerüstet ist, die es aber im Wettkampf mit dem vorangeeilten Auslande nicht zu unternehmen oder nicht zu entwickeln vermag; endlich darf ein Volk, ohne in der Achtung der anderen zu verlieren und damit selbst ökonomisch tausendfältig Nachtheil zu erleiden, keinerley Zurücksetzung und Ungleichheit im Handelsverkehr mit andern dulden. Die Wahrheit dieser Ansicht wird durch die ganze Geschichte der neueren Völker bestättiget. Nur das Maß des Vorzugs und Schutzes der eigenen Bürger, nur die Maßregeln, mittels deren die Staaten im Verkehre mit Andern sich mindestens selbständig zu erhalten suchten, sind verschieden; der Grundgedanke ist derselbe. Sein Einfluß auf die Stellung und den Verkehr der Staaten untereinander beginnt ehe man über den Handel der Völker zum Bewußtseyn zu kommen suchte. Das Merkantilsystem war nur der erste Versuch seiner wissenschaftlichen Darstellung. Daß diese im Principe irrte, und scharfer Beobachtung des Verkehrs ermangelte, daß ihre unrichtige Auffassung des Verkehrs im Ganzen die Regierungen zu manchen Mißgriffen verleitete, ist sattsam nachgewiesen. Aber das Merkantilsystem hat den Gedanken möglichst vollständiger innerer Entwickelung der Wirthschaft einer Nation und völlig gleicher Stellung derselben im Verkehre mit andern Nationen nicht erfunden; es hat ihn nur zu erklären und auszubilden versucht. Mit seiner Widerlegung ist diese Forderung jedes selbständigen Volkes nicht verschwunden; die neuere Wirthschaftslehre hat sie nicht zu unterdrücken vermocht; sie ist die Richtschnur der Handelsgesetz-

gebung aller selbständigen Staaten bis auf diesen Tag geblieben und macht sich immer aufs neue geltend, weil sie einem wesentlichen Bedürfnisse der Völker und Staaten entspricht. An der Wissenschaft ist es daher, diese Forderung auf ihr rechtes Maß zurückzuführen und zu prüfen, wie weit ein Volk ökonomisch selbständig zu seyn vermag, ohne auf die Privatökonomie der Bürger schädlich einzuwirken und in welcher Weise die freye Bewegung der Einzelwirthschaften mit jener Forderung des Nationalgefühls und der Nationalehre in Einklang gebracht werden kann.

Dieß war die Aufgabe, die in vorliegender Schrift hätte gelöst werden sollen. Sie ist aber dem Verfasser nicht klar geworden. Obwohl er versichert, der historische Standpunkt sey ihm zur Natur geworden, so hat er sich doch zu freyer Würdigung der großen Kämpfe nicht zu erheben vermocht, welche um das Uebergewicht im Welthandel gekämpft worden, und die tiefere Absicht der Handelsverbote gerade bey den Völkern, die zuerst politisch selbständige Staaten bildeten, ist ihm entgangen. Jene Kämpfe sind ihm nur „abgeschmackte Zollkriege“ und er wünscht unserer Zeit Glück, daß die „jämmerliche Politik der Uebervortheilung in Handelsverträgen nach den Dummheiten des Merkantilismus vorüber“ sey *). Wir könnten den Verfasser an den so eilig wieder gekündeten Vertrag des Zollvereins mit Holland, oder an den neuerlich zu Ende gehenden Vertrag eben dieses Vereins mit England erinnern, um zu beweisen, daß es doch noch immer gerathen seyn dürfte, gegen die Dummheit derjenigen auf der Hut zu seyn, die in Handelsverträgen Deutschland zu übervortheilen suchen. Wir wenden uns indeß besser zu dessen Widerlegung des Schutzzollsystems.

Diese Widerlegung ist nicht geordnet und ermangelt der Schärfe und des rechten Maßes. Schutzzölle haben, so versichert die vorliegende Schrift, immer die Absicht, die einheimische Waare zu vertheuern und zu verhindern, daß der Ausländer sie wohlfeiler einführe. Gelingt dieß so zahlt der Inländer die Preiserhöhung. Beyspiele: das englische Korngesetz und der französische Eisenzoll. Die Last dieser Preissteigerung für die Consumenten könne nicht an einem einzelnen Schutzzolle sondern müsse an sämmtlichen bemessen werden, und zwar nicht bloß an dem noch eingeführten Quantum Fremdwaaren sondern zugleich an der im Inland producirten Waarenmasse. Gleichwohl wird der Schutzzoll der Zuckerraffinerie des Zollvereins allein berechnet. Dabey wird an die indirecte Wirkung, z. B. die Holzvertheuerung durch Eisenzölle, an die höheren Zinsen vom Betriebskapital bey höheren Auslagen für die vertheuerten Waaren, endlich daran erinnert, daß der nach dem Gewicht erhobene Schutzzoll ohnehin bey gröbern Waarensorten mehr betrage als bey feineren, also um so mehr dem ärmeren Consumenten zur Last falle. — Hier muß vom Manuscript ein guter Theil ungedruckt geblieben seyn. Denn ohne daß solche Betrachtungen sich in Abschnitt I—IV vorfänden, *) beginnt Absch. V. so: „faßt man diese Betrachtungen über die ganze Reihe von Schutzzöllen, die wir im Zollvereine haben, zusammen, und setzt man, was wohl ohne Uebertreibung anzunehmen ist, daß jeder Einwohner durchschnittlich eine Preissteigerung an inländischen Verbrauchswaaren von 2 Thlrn. jährlich zahle, die er ohne jenes Princip nicht aufzubringen nöthig hätte, so heißt dieß mit andern Worten: über 56 Millionen Thlr. werden jetzt im Zollvereine jährlich an die einheimischen Industriellen vertheilt, um

*) Dabey bekommt Süddeutschland wieder einmal etwas ab. Es wird nämlich versichert, „in einigen Verhandlungen Englands mit dem deutschen Zollverein habe sich schon wiederum (?) gezeigt, daß die englische Regierung glaubte, wenn sie auch Concessionen machen werde, Preußen nicht im Stande sey, andere auf den Zollvereinscongressen durchzusetzen, so lange in Süddeutschland die Schutzzölle an sich als etwas Wünschenswerthes angesehen werden.“ — Aber der Eisenzoll gieng von Preußen aus und beym Garnzoll waren die süddeutschen Propositionen nur um 1 Thaler höher als die preußischen, ihr Rückzoll selbst um 1 Thaler relativ niedriger! Und wer hat wohl je Schutzzölle an sich wünschenswerth gefunden?

*) Bloß Seite 28 steht ein einziger langer Satz, der aber so verworren ist, daß wir dessen eigentlichen Inhalt nicht verstehen.

ihnen höheren Gewinn zuzuwenden. Von diesen Millionen bringen aber diejenigen den größeren Theil auf, die vorwiegend aus Arbeitsleistungen ihr Einkommen beziehen.“ Bey 91—130 Thaler Gesammtverdienst von Mann und Frau und einem Kind in einer Weberfamilie in Sachsen macht dieß auf 5 Köpfe etwa $\frac{1}{10}$ ihres Lohns. In Frankreich wurde die Vertheuerung von Eisen, Steinkohle, Getraid, Wolle, Flachs und Hanf allein auf $73\frac{1}{2}$ Mill. Thaler veranschlagt. Ein System von Schutzzöllen, beseitigt (soll wohl heißen verhindert) sonach die Ersparnisse, die der auswärtige Handel möglich macht, ruft Ungleichheit in der Vertheilung des Vermögens hervor und begünstigt vorzüglich das Entstehen des Pauperismus, weil es auf denjenigen am meisten drückt, der von seiner Arbeit lebend nicht im Stande ist, „sein Einkommen verhältnißmäßig in seinen Erzeugnissen zu steigern.“ (Sollte wohl heißen: seinen Verdienst verhältnißmäßig mit dem Preise seiner Verbrauchsgegenstände zu steigern). „Sollte es denn so zufällig seyn, daß die Geschichte unseres europäischen Armenwesens und unserer Armensteuern alsbald mit der Ausbildung des Mercantilsystems in den Mittelständen desselben, nämlich in Spanien, Frankreich und England beginnt und wie ein drohender Schatten der künstlich erzeugten Industrie nachfolgt?“ Verblieben jene Ersparnisse durch wohlfeileren Einkauf der Fremdwaaren dem Consumenten, „so könnten sie auf Waaren oder Arbeit, d. h. auf Anlegung in neuen Productionen verwendet werden.“ Bey den gegenseitigen Vertheuerungen durch Schutzzölle verlieren und übervortheilen sich Alle. Was der Metallarbeiter an seinen geschützten Eisenwaaren gewinnt, das verliert er oft doppelt an der Steigerung des Roheisens, was der Spinner am Garn gewinnt, verlieren der Weber, Färber und Kaufmann am Gewebe, was der Landmann und der Fabricant gewinnen, verliert der Arbeiter und Consument. Je mehr das System ausgebildet ist, desto mehr Arbeit und Kapital kostet es zu leben, desto mehr wächst der Pauperismus und die ungleiche Vertheilung des Einkommens. Das Kapital einer Nation ist eine gegebene Größe. Zollmaßregeln können sie nicht mehren, wohl Ersparnisse hindern. Begünstigt man Gewerbe, so locken sie Kapital aus den nichtbegünstigten, der Leihzins steigt allgemein, die Rente der nichtbegünstigten Gewerbe sinkt, „viele Grund-, Haus- und Landbesitzer“ verlieren oder gehen zu Grunde, während so viele Gewerbtreibende oder Rentiers gewinnen und umgekehrt (was soll umgekehrt werden?).“ Die Abnahme des Kapitals in den nicht begünstigten Gewerben führt zu schlechterem Lohn oder Entlassung der Arbeiter. Darum aber daß die begünstigten Gewerbe mehr Kapital haben, steigt dort nicht nothwendig der Lohn. Kann das begüngstigte Gewerb nur zu höheren Kosten produciren, als der Ausländer und erzeugt die einheimische Concurrenz in demselben Ueberschüsse über den inländischen Bedarf, die im Ausland nicht abgesetzt werden können, so werden die Preise im Inlande gedrückt, und die Unternehmer müssen, da die Leihzinsen feststehen, am Lohn ersparen, Arbeiter entlassen; so in neuerer Zeit auch am Rhein, in Schlesien ꝛc. Dann Geschrey nach höheren Schutzzöllen, Rückzöllen und Ausfuhrprämien und jene Arbeiter-Verbindungen um höhern Lohn zu erzwingen. Unter alle dem leidet der Arbeiter am meisten. — Aber kein Irrthum hat so schädlich gewirkt, „als der der Schutzzöllner, der Arbeitslohn hänge überhaupt von der Menge der Arbeit ab, die nothwendig sey, um den jährlichen Nothbedarf eines Arbeiters zu erzeugen, er steige deßhalb mit der Preissteigerung der nothwendigsten Bedürfnisse.“ Allein in England sey wahrgenommen worden, daß in theuern Jahren der Lohn niedrig, in wohlfeilen hoch stehe — in Städten wie auf dem Lande. Daß also bey Vertheuerung bestimmter Güter durch Schutzzölle eine Ausgleichung sämmtlicher Preise sich bilde, hat nur halbe Wahrheit für die, welche an den Gewinsten der beschützten Production Theil nehmen; nicht für die von Arbeit Lebenden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.

Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges.

(Fortsetzung.)

Zwar wird auch der Arbeiter, wenn er seinen Nothbedarf nicht mehr erwirbt, auf Steigerung seines Lohns denken; allein bey dem allmählichen Anwachsen der Preise nützlicher und erwünschter Güter sey dieß nicht möglich; er werde also mehr und mehr in seinen Genüssen beschränkt und zu schlechterer Lebensweise gezwungen. Wenn dann ein frühes Wegsterben der Kinder den Arbeiterstamm lichte, werde Mangel an Arbeitern allerdings einige Lohnsteigerung bewirken. „Aber lohnt es sich der Mühe mit dem Elend der zahlreichsten Klasse der Bevölkerung den Reichthum einiger Unternehmer anzusammeln?“ „Haben die Zöllner in Frankreich und England nicht während derselben Periode (während welcher?) die Auswanderungen, das Elend, die Noth erlebt, hat man nicht die wachsenden Armenbeyträge zahlen müssen und ist nicht jene Degeneration ganzer Volksklassen die Folge gewesen, die sich dann in einem bewußtlosen Hasse gegen das große Eigenthum, — gegen die hohen Gewinste der Unternehmer, gegen die Kapitalisten überhaupt Luft macht? Haben die Zöllner nicht so viel an ihnen war, die ungleiche Vertheilung des Vermögens hervorgerufen, die Ersparnisse, welche der freye Handel bietet, unterdrückt, nicht dem Communismus mit seinem ganzen Gefolge von Verzweiflung und Wahnsinn die Sprache und den Grund und Boden verliehen?“

Nach dieser so schroff gehaltenen Darstellung ließ sich erwarten, daß der Verfasser entschieden jede Art Zollschutz verwerfen würde; um so mehr als er bemerkt: „mit der allgemeinen theoretischen Phrase: der höhere Gewinn der beschützten Production oder die Vertheuerung der geschützten Producte würde sich nur so lange halten, bis die gehörige Concurrenz im Inlande eingetreten sey und dadurch die Preise gesunken wären, sey noch wenig gewonnen.“ Gleichwohl statuirt er die Möglichkeit, daß ein Schutzzoll „in der erweckten Production, in der Beschäftigung der Arbeiter, in den zuletzt wohlfeileren Erzeugnissen“ den Schaden wieder gut mache, den die Vertheuerung dieser Producte der Nation Anfangs verursachte. Nur verlangt er, daß vor Allem untersucht werde, ob die Concurrenz der inländischen Producenten überall (soll wohl heißen im gegebenen Falle?) möglich? ob nicht wichtigere einheimische Productionsarten unter dem Schutzzoll leiden? ob nicht das Ausland für eine Production durch die Natur in günstigerer Lage sich befinde? ob wir den ganzen Bedarf des Inlandes durch die zu schützende Production auf die Dauer zu gleichen oder niedrigeren Kosten decken können als das Ausland? Wären indeß Schutzzölle irgend einmal als Ausnahme von der Regel räthlich, so müßten sie jedenfalls sehr mäßig gehalten und nur für kurze Zeit aufgelegt werden, damit die Ermunterung zu Verbesserungen durch die Concurrenz des Ausländers fortdauere und unnatürliche und unvortheilhafte Gewerbsanlagen verhindert

und die Schleichhändler abgehalten werden. Gegen Zollschutz für Rohstoffe und selbst für Halbfabricate (unter letzteren namentlich Garn begriffen) ist er entschieden, da er nur zu Rückzöllen und Ausfuhrprämien führt, die in aller Weise zu verwerfen sind. Es sey übrigens bey jedem Schutzzoll der Zeitraum voraus zu bestimmen, wann er aufzuhören habe. Erklären die Betheiligten ihn nie entbehren zu können, so sey der Industriezweig eine Schmarozerpflanze, die nur zur Vertheuerung oder Verschlechterung der Waare erhalten werde und deren man sich sobald als möglich entledigen müsse, um die Arbeitskräfte und Kapitalien für vortheilhaftere Geschäfte frey zu machen. Aber auch solchen Industriezweigen, welche selber erklären, ohne Schutzzölle nicht existiren zu können, würde der Verf. den Schutz nicht augenblicklich zu entziehen sondern noch eine bis zwey Zolltarifsperioden zu gewähren rathen, um diejenigen Kapitalien aus dem Geschäfte herauszuziehen, die sich herausziehen lassen. Nur die schlechtesten Geschäfte würden hierbey verfallen. Den aus ihnen entlassenen Arbeitern könne man Entschädigung auf den Fall bieten, daß sie keinen andern Erwerb fänden. Wenn denn auf solche Weise alle Zölle so weit sie Schutz der Gewerbe bezwecken, nicht Finanzzölle sind, die beyzubehalten, reducirt wären, so findet der Verf. doch noch immer zwey Fälle, in denen Zollschutz nothwendig ist: „1) wenn es sich darum handelt, bey eintretenden Handelskrisen einen alten Manufakturzweig der Nation vor großen und plötzlichen Calamitäten, die ihn wirklich zu Grunde richten würden, zu wahren. Hier möge, so lange die andern Manufakturzweige ebenfalls noch geschützt sind, jene Maßregel vorübergehend eintreten, wenn sie etwas helfen kann und allen angedeuteten Bedingungen entspricht. Sonst sey nur Fristgewährung zu entschuldigen, bis das kränkelnde Gewerbe seine Kapitalien so weit wie möglich herausgezogen und gerettet hat.“ „2) Wenn ein anderer Staat, mit dem man in Handelsverbindungen treten kann, seinen inländischen Markt verschließt, oder so beschränkt, daß der Inländer, der für die bezogenen Waaren andere einheimische zu bieten hätte, an diesem Austausche verhindert wird.“ Dazu könne schon die nationale Ehre auffordern. Doch müsse Aussicht vorhanden seyn, den Zweck des freyen Verkehrs zu erreichen, die zu belastenden Artikel dürfen nicht nothwendige oder sehr nützliche innere Verbrauchswaaren oder sie müssen wenigstens durch irgend genügende Surrogate des In- oder Auslandes zu gleich niedern oder nicht weit höhern Kosten zu ersetzen seyn.

Wir haben hier zusammengezogen, was in der Schrift des Hrn. Dönniges in mehreren Kapiteln zerstreut ist. Derselbe hat, wie man sieht, so ziemlich was bereits von Andern gesagt ist, gleicherweise vorgetragen, ohne tiefer einzugehen und sich zu fragen, ob denn alles, was Einer dem Andern so ungeprüft nachschreibt, wirklich so ganz ausgemacht ist. Indeß sind doch einige Behauptungen von dem Verfasser beygefügt, die eine nähere Prüfung erfordern. Wir erörtern zuerst diese einzelnen Bemerkungen und gehen dann zur Betrachtung der Frage von der Wirkung der Schutzzölle im Ganzen über.

Wenn der Verfasser mit der Behauptung beginnt, die Vertheuerung der durch Zölle geschützten Producte verursache jeder Familie der Arbeiterklasse im Zollvereine eine Mehrausgabe von 10 Thalern des Jahres, die sie bey zollfreyer Einfuhr nicht zu machen hätte, so ist dieß wohl augenfällig aus der Luft gegriffen; wie denn auch H. D. nicht den Schatten eines Beweises dafür beybringt. Getraid und Hülsenfrüchte fürs erste stehen im Zollverein keineswegs fortdauernd um den Eingangszoll höher als in den östlichen Nachbarstaaten, sondern bey mäßigen Preisen so gleich, daß schon darum die Einfuhr nicht lohnt; der Zoll erhält nur die Preise im Zollvein etwas stetiger als sie es bey zollfreyer Einfuhr wären. Nur in Jahren unvollständiger Ernten, wo man fremde Einfuhr bedarf, mag der Zoll einige Vertheuerung bewirken, weßhalb für diesen Fall Sachsen und Bayern sich Ermäßigung desselben vorbehalten haben. Daß der Getreidzoll das Brot im Zollverein vertheuere, wird daher wohl nicht behauptet werden können. Der Viehzoll beträgt, so wie er jetzt an der südlichen und südöstlichen Vereinsgränze gestellt ist, etwa $\frac{1}{2}$ Pfenning auf das Pfund Fleisch; er wirkt aber nur auf einen Theil des Vereinsgebietes. Ob nach dessen Aufhebung der Preis des Viehs sich etwas niedriger stel-

len würde, ist ungewiß. Kartoffeln sind kein Gegenstand des Großhandels. Bier und Branntwein sind im Verein wohlfeiler als im Auslande. Grobe Leinen-, Woll- und Baumwollwaaren werden trotz der schützenden Zölle ausgeführt; bey ihnen bewirken also diese keine Vertheuerung. Darum, daß das Eisen im Vereine theuerer ist, zahlt wohl der Arbeiter nicht mehr Hausmiethe. Der Zoll auf Kaffe ist kein Schutzzoll, der auf Zucker nur so weit als Rübenzucker producirt und die Raffinerie geschützt ist. Letzteren Schutz auf etwa 6 fl. pr. Centner angeschlagen (da die Raffinade im Zollverein etwas wohlfeiler steht, als die mit Zoll eingeführte), und selbst angenommen, eine Taglöhnerfamilie verbrauche davon 10 Pfund des Jahres, so giebt dieß erst 36 kr. Woher nun die 10 Thaler des Herrn Dönniges kommen sollen, ist nicht zu begreifen. Allerdings zahlt der Arbeiter in den Accisen hohe Abgaben und ein paar Finanzzölle treffen auch ihn (doch nur bey wenig gebrauchten Gegenständen); aber diese gehören nicht hierher. Im deutschen Zollvereine wenigstens kann daher, wenn sie überhaupt statt fände, die Abnahme des Lohns und die Verbreitung der Verarmung unter der Arbeiterklasse dem Zollschutze und der durch ihn verursachten Vertheuerung der Verbrauchsgegenstände nicht zugeschrieben werden. Wenn bey dieser Gelegenheit Hr. Dönniges meynt, es sey nicht zufällig, daß die Geschichte des europäischen Armenwesens mit der Ausbildung des Merkantilsystems beginne und der künstlich erzeugten Industrie nachfolge, so wunderte es uns, wenn er, dem „der historische Standpunkt zur Natur geworden," nicht wissen sollte, daß in allen europäischen Ländern, durch die der Zug des Welthandels gieng, gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts in ganz gleicher Weise Verarmung der Arbeiterklasse sich zeigte und gesetzliche Vorsorge für die Armen veranlaßte. Einige schrieben dieß der Aufhebung der Klöster zu; allein gleichzeitig mit England zeigte sich die Erscheinung in Spanien; Hr. Dönniges beschuldigt das Merkantilsystem; indeß auch in Deutschland trat gleiche Verarmung ein, ohne daß man an das Merkantilsystem dachte; es ist aber seit lange wissenschaftlich hergestellt, daß jene gleichzeitige Klage über Zunahme der Noth und die dadurch hervorgerufenen Armengesetze lediglich der Entwerthung des Metallgeldes, mit welcher der Lohn lange fort nicht proportional stieg, zuzuschreiben ist *). — Eine zweyte Verwunderung können wir nicht bergen über die Behauptung des Hrn. D., es sey ein Irrthum „der Schutzzöllner," der Arbeitslohn steige mit dem Preise der Lebensmittel. Sollte denn derselbe das 9. Kapitel des I. Buchs von Adam Smiths Untersuchung und das Kapitel über den Lohn von Ricardo nicht kennen? Nicht jetzt erst weiß man, daß der Lohn bey plötzlich eintretender Theurung nicht steigt, und mit dem raschen Herabgehen der Lebensmittel nicht sogleich sinkt; schon Adam Smith hat diese, übrigens in die Augen springende Erfahrung in dem angeführten Kapitel erläutert: hebt denn aber diese Anomalie die allgemeine Wahrheit auf, daß, alles Uebrige gleich gesetzt (denn mehrere Bestimmungsgründe wirken auf den Lohnsatz), der durchschnittliche Preis der Bodenfrüchte und der Lebensmittel überhaupt ein Factor des Geldlohnes sey? Wenn Senior, wie S. 37 der vorliegenden Schrift, indeß ohne Nachweisung der Stelle, behauptet wird, wirklich zu zeigen versuchte: „über die Höhe des Arbeitslohnes entscheide nur die Productivität der Arbeit selbst und der Absatz der Producte im Verhältniß zu einander, so wie die jährliche Vermehrung der Güter, in welchen der Arbeitslohn vorzüglich gezahlt oder verwendet wird," so hätte derselbe einen äußerst unklaren Gedanken ausgesprochen, in welchem übrigens, wenn „die jährliche Vermehrung der Güter, in denen der Arbeitslohn gezahlt oder verwendet wird," irgend einen Sinn haben soll, doch der Preis der Lebensmittel als Bestimmungsgrund des Lohnes enthalten wäre. — Der Herr Verf. ist in der Wahl seiner Beyspiele über die Vorzüge des ungeschützten vor dem geschützten Gewerbsbetriebe nicht ganz glücklich. Als unter freyer Concurrenz emporgekommen führt er die englische Baumwollfabrikation an, welche der durch Verbote geschützten Seiden- und Wollfabrikation weit vorangeeilt sey. Allein die Baumwollfabrikation genoß bis 1825 einen Zollschutz, wie ihn kein deutscher

*) S. Edinb. Rev. XXII. S. 189 u. fgg.

Fabrikant höher begehrt. Garn insbesondere zahlte 6 dl. pr. Pfund, also etwa nach damaligem Preise 25 — 30 Procent Eingangszoll. Die Wollfabrikation hat sich seit 1825 in England nicht so wohl in Folge der Zulassung fremder Fabrikate, als darum gehoben, weil sich der Verbrauch der Kammwollwaaren überall stark mehrte, bey welchen England, wenigstens für eine Gattung von Stoffen, durch seine Wolle begünstigt ist. Eben diese Fabrikation ist es auch, von welcher die Zunahme der Ausfuhr an Wollproducten herrührt. Da in ihr England durch den Stoff überlegen ist, so möchte wohl auch ohne Huskisson's Zollherabsetzung dieselbe Zunahme dieser Manufactur statt gefunden haben. Bezüglich der englischen Seidenmanufactur ist nicht zu leugnen, daß sie durch das Lohnfixum und die hohen Eingangszölle auf Rohseide bis 1825 gehindert war, mit der französischen auswärts zu concurriren. Gleichwohl hatte sie sich bis 1825 so ausgedehnt, daß der Werth ihrer Producte den der französischen Seidenfabrikation übertraf und 400,000 Personen von derselben lebten. Auch war die Qualität der Producte in festen Stoffen und Strumpfwaaren selbst der französischen überlegen. Ihr Zurückgehen zu Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts war dem Ueberhandnehmen der Vorliebe für Baumwollzeuge zuzuschreiben; aber mit der stärkern Einfuhr der ostindischen Seide um das Jahr 1800 hob sie sich wieder *).

Uebrigens behielt ja nach den von Hrn. D. mit Recht belobten Maßregeln Huskisson's Seidenwaare immerhin einen Zoll von 30 Proc. des Werthes und unter diesem einem Eingangsverbote gleichkommenden Zoll hob sich sowohl der innere Verbrauch als die Ausfuhr englischer Seidenwaare. Und selbst der von Peel belassene Schutzzoll von 15 Proc. ist noch doppelt so hoch, als der Zollschutz der Seidenmanufactur des Zollvereins. In Frankreich ist der niedrigste Zoll bey der Einfuhr von Seidenzeugen gleicherweise mehr als doppelt so hoch als der Zoll des Zollvereins; doch hat sich unter ihm die französische Fabrikation gerade in der Technik so sehr gehoben, daß sie die erste Stelle unter allen Ländern einnimmt. Es mag überhaupt auffallen, daß die vorliegende Schrift der innern Concurrenz der Gewerbtreibenden eines größeren Landes so wenig Gewicht beylegt und allen Antrieb zur Verbesserung der Fabrikation in Qualität und im Preise dem Einfluß des Auslandes beylegt; dieß hieße an dem eigenen Gewerbfleiße und Talent verzweifeln und alle neuen Erfindungen vom Auslande erwarten. Zum Glück zeigt die Erfahrung dieß anders. Die französische wie die Wiener Shawlfabrikation hat sich unter fast gänzlicher Ausschließung der fremden Shawls auf ihre jetzige Stufe und zu so bedeutender Ausfuhr gehoben. Die französische Spinnerey von Kammwollgarn lieferte trotz dem Eingangsverbot, unter dem sie arbeitete, die besten Producte der Art; so die französische Druckerey, namentlich von Kammwollstoffen. Und die Wollmanufactur, die Baumwollfabrikation des Zollvereins haben sich unter einem erheblichen Schutzzolle bis zu bedeutender Ausfuhr ihrer Producte ausgedehnt. So hat die Maschinenfabrikation im Zollverein, unter genügendem Schutze sich trefflich entwickelt.

Eine weitere Uebertreibung, womit nichts bewiesen, nur der richtige Gesichtspunkt verrückt wird, fällt uns darin auf, daß die Herabdrückung des Lohns und die Verkümmerung der Arbeiter so ausschließlich dem Schutzsystem zugeschrieben wird, während doch in jedem auch dem freyest betriebenen Zweige der Production, wo eine größere Menge von Arbeitern wenigen Unternehmern gegenübersteht, die Arbeiter gleiche Schwierigkeit finden, den Lohn auf billiger Höhe zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Observations on the Silk Trade. Lond. 1825.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Geology of the Voyage of the Beagle under the command of Capt. Fitzroy, R. N. during the years 1832 to 1836. I. Charl. Darwin, The structure and distribution of Coral Reefs. II. Geological observations on the Volcanic Islands. III. Geological observations on South America. Lond. 1842 — 1846.

G. Vrolik, Nadere waarnemingen en proeven over de onlangs geheerscht hebbende ziekte der Aardappelen. Amsterd. 1846.

J. C. L. Schultze, Forstliche Berichte mit Kritik über das Hauptsächlichste der Literatur d. J. 1843. Heft 1. 2. Ostende 1846.

J. R. Haas, Der Waldstand im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns. Wien 1846.

Dr. E. Segnitz, Dreyßig Bücher von der Landwirthschaft. Bd. 1. Pflanzen = und Thierproductionslehre. Leipzig 1847.

W. F. v. Kettner, Beyträge zur Nutzholzwirthschaft mit bes. Rücksicht auf die Nadelhölzer. Frankfurt 1846.

Frz. Häfener, Der Wiesenbau in seinem ganzen Umfange nebst Anleitung zum Nivelliren, zur Erbauung von Schleußen ꝛc. Leipzig 1847.

Dr. G. W. v. Viebahn, Ueber Leinen = und Wollmanufakturen. Berlin 1846.

Derosne y Cail, De la elaboracion del azucar en las colonias y de los nuevos aparatos destinados é mejorarla. Traducida al Castellano por D. J. L. Casaseca. Habana 1844.

Dr. A. Soetbeer, Denkschrift über Hamburgs Münzverhältnisse. Hamburg 1846.

J. H. Helferich, Pädagogische Auffassung des Seelenlebens der Cretinen. Berlin 1847.

W. Drumann, Grundriß der Culturgeschichte. Königsberg 1846.

W. Alex. Mackinnon, History of civilisation. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

K. Barmann, Ueber Erziehung und Unterricht. Berl. 1847.

F. Gerstäcker, Reisen um die Welt. Th. 1. 2. Leipz. 1847.

Der Unterricht in nationaler und zeitgemäßer Hinsicht. Altenb. 1847.

Dr. W. J. G. Curtmann, Die Schule und das Leben, eine gekrönte Preisschrift. Friedberg 1847.

H. Rothstein, Die Gymnastik nach dem Systeme des schwedischen Gymnasiarchen P. H. Ling. Heft 1. Berlin 1847.

Duc de Caraman, Histoire des révolutions de la philosophie en France pendant le moyen age jusqu'au seizième siècle. T. II. Par. 1847.

Dr. Th. Waitz, Grundlegung der Psychologie. Hamb. 1846.

Dr. Ed. Scherer, Esquisse d'une théorie de l'église chretiénne. Strasb. 1845.

Dr. Rob. Zimmermann, Leibnitz's Monadologie. Wien 1846.

Ph. Damiron, Essai sur l'histoire de la philosophie en France au XVII. siècle. T. 1. 2. Par. 1846.

Dr. A. Fusinieri, Fondamenti di filosofia nella fisica. Venezia 1846.

Et. Catalan, Etudes sur Montaigne. Par. 1846.

Diniz, Cancioneiro pela primeira vez impresso sobre o manuscripto da Vaticana. Pariz 1847.

Bellezas, De poesia Castellana. Par. s. a.

C. A. F. Mahn, Die Werke der Troubadours in provenzalischer Sprache mit einer Grammatik und einem Wörterbuche. Bd. 1. Berlin 1847.

Shakespeare's Schauspiele verdeutscht und erläutert von Ad. Keller und Rapp. Stuttg. 1843—1846.

Ogiloy, A book of Highland Minstrelsy. London 1846.

T. M. Hughes, The ocean flower, a poem. Preceded by an historical account of the Island of Madeira, a summary of the discoveries and chivalrous history of Portugal and an essay on Portuguese literature. Lond. 1845.

J. O. Halliwell, Shakspeare's play of King Henry IV. Lond. 1845.

W. v. Göthe, Reineke Fuchs, mit Zeichnungen von Wilh. von Kaulbach. Lief. 1 — 6. München 1847.

Dr. W. J. A. Jonckbloet, Roman van Lancelot (XIIIe eeuw.) naar het (cenig-bekende) handschrift der koninklijke Bibliotheek. Deel 1de. 'S Gravenhage 1846.

M. Beer, Sämmtliche Werke. Herausg. von Ed. von Schenk. Leipzig 1835.

Dr. A. Laun, Poetische Nachbildungen ausländischer Gedichte. Bremen 1846.

Lesebuch der poetischen National-Literatur der Deutschen. Herausgegeben von Dr. G. K. Fromman und L. Häusser. Th. 1. 2. Heidelberg 1846.

E. Fiedler, Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Dessau 1847.

J. S. Castelli, Gedichte in niederösterreichischer Mundart. Wien 1845.

P. D. A. Atterbom, Svenska Siare och Skalder eller grunddragen of Svenska vitterhettens Häfder. Deel 1 — 3. Upsala 1841 — 42.

M. Jacobi, Briefwechsel zwischen Göthe und F. H. Jacobi. Leipzig 1846.

M. Valery, Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie; suivie des lettres inédites du P. Quesnel. Vol. 1 — 3. Par. 1846.

The correspondence of Sir Ph. Sidney and Hubert Languet now first collected and translated from the latin with notes and a memoir of Sidney by Steuart A. Pears. London 1845.

Correspondence of John, fourth duke of Bedfort, selected from the originals at Woburn Abbey. With an introduction by Lord J. Russell. Vol. 1 — 3. Lond. 1843 — 46.

J. Fr. Rezzoli, Inscriptiones. Sondrii 1845.

Alfr. Michiels, Les peintres Brugeois. Bruxelles 1846.

A. H. Valentini, Die Chalcographische Gesellschaft zu Dessau unter der Regierung des Herzogs Leopold Friedrich Franz. Dessau 1846.

A. Trendelenburg, Niobe. Berlin 1846.

Lord Lindsay, Sketches of the history of christian art. Vol. 1 — 3. Lond. 1847.

Ch. Le Blanc, Le graveur en taille douce ou catalogues raisonnés des estampes dues aux graveurs le plus célébres. I. Jean George Wille. Leips. 1847.

A. Houssaye, Histoire de la peinture flamande et hollandaise. Par. 1846.

Fr. Xav. de Burtin, Traité théorique et pratique des connaissances qui sont nécessaires á tout amateur de tableaux. Liége 1846.

V. A. Huber, Ueber innere Colonisation. Berlin 1846.

F. Villegardelle, Geschichte der socialen Ideen vor der französischen Revolution. Berlin 1846.

Fr. Steinmann, Pauperismus und Communismus, ihre Ursachen und die Mittel zur Abhülfe. Solingen 1846.

C. Ricck, Ueber Arbeit, Capital und Association mit besonderer Beziehung auf unsre Gewerbsindustrie. Hannover 1846.

Dr. Böcker, Ueber das Princip der Enthaltsamkeitsvereine. Elberfeld 1846.

Helferich, Ueber die Einführung einer Capitalsteuer in Baden. Tübingen 1846.

Dr. J. C. Glaser, Der Gewerbfleiß und der Handel des deutschen Zollvereines und die Mittel, sie zu heben. Leipzig 1846.

G. Hanssen, Ueber öffentliche Arbeitsnachweisungs-Anstalten. Heidelberg 1846.

Mémorial du dépôt général de la guerre, imprimé par ordre du Ministre. T. I — VIII. Par. 1829 — 1844.

Maréchal Bugeaud, Duc d'Isly, Aperçus sur quelques détails de la guerre avec des planches explicatives. Par. 1846.

F. M. Scheuerlein, Grundzüge der allg. Artillerie-Wissenschaft. Th. 1. Die Lehre von der Wirkung. Berlin 1846.

M. Reinaud et Favé, Histoire de l'artillerie. I. partie du feu grégeois, des feux de guerre et des origines de la poudre à canon. Avec Atlas. Par. 1845.

T. E. Maurice, Essai sur la fortification moderne. Par. 1846.

Dr. E. Kratzmann, Die neuere Medizin in Frankreich nach Theorie und Praxis. Abth. 1. Leipzig 1846.

Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften. II. Abth. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie bearb. von Dr. L. Rosner. Bd. 2. Chronische Krankheiten. Th. 1. Leipzig 1846.

Dr. Jos. Engel, Entwurf einer pathologisch-anatomischen Propädeutik. Wien 1845.

Dr. M. P. Erdl, Die Entwickelung des Menschen und des Hühnchens im Ei. Th. 2. Entwickelung der Leibesform des Menschen. Leipzig 1846.

Oplysende Bemaerkninger til Professor Levy's tvende Angreb i Aarene 1833 og 1845 paa Prof. Svitzer. Af Sidstnaevnte. Kjobenhavn 1846.

G. Gorgone, Memoria sulla natura de' denti umani. Palermo 1842.

Walter H. Walshe, The nature and treatment of Cancer. Lond. 1846.

B. C. Brodie, Lectures illustrative of various subjects in pathology and surgery. Lond. 1846.

E. Sieveking, Andeutungen über Ventilation. Hamb. 1846.

Fr. X. Mühlbauer, Die Lehre von der Percussion und Auscultation. Erlangen 1847.

Dr. O. L. ab Oettingen, Observationes ad pathologiam et therapiam spectantes. Berol. 1846.

Dr. M. Hager, Die Entzündungen und Eiterungen am menschlichen Körper. Bd. 1. 2. Wien 1846.

Dr. W. E. Faber, Die Wuthkrankheit der Thiere und des Menschen mit Benutzung der Akten des K. Württemberg. Medizinal-Collegiums. Th. 1. 2. Karlsruhe 1846.

Dr. C. L. Elsässer, Die Magenerweichung der Säuglinge. Stuttgart 1846.

S. Ashwell, A practical treatise on the diseases peculiar to Women. Lond. 1845.

Dr. A. Andreä, Grundriß der gesammten Augenheilkunde. Th. 1. 2. Leipzig 1846.

Dr. M. Reiter, Beyträge zur richtigen Beurtheilung und erfolgreichen Impfung der Kuhpocken. München 1846.

Dr. V. Ivanchich, Ueber die organische Verengerung der Harnröhre. Wien 1846.

— — Ein und zwanzig neue Fälle von Blasensteinzertrümmerung. Wien 1846.

Dr. A. Bonnet, Ueber die Krankheiten der Gelenke. Deutsch unter der Redakt. von Dr. G. Krupp. Lief. 1. 2. Leipzig 1847.

Dr. A. E. Reuß, Die Thermen von Teplitz. Prag 1844.

A. Loretan, Die warmen Quellen des Leuckerbades nebst seiner Umgebung. Sitten 1845.

Dr. J. Kovácsy, Encyklopädisches Vademecum clinicum. Leipz. 1846.

Dr. C. A. L. Koch, Neue Untersuchungen zur Ermittelung des Kindsmordes. Gekrönte Preisschrift. Freib. 1841.

C. W. Vix, Zoo-Symptomatologie. Bd. 1. 2. Gießen 1846 — 47.

Dr. E. Hering, Die thierärztlichen Arzneymittel. Stuttgart 1847.

Dr. K. Th. Pütter, Der Inbegriff der Rechtswissenschaft oder juristische Encyklopädie und Methodologie. Berlin 1846.

Dr. G. L. Funke, Die Polizeygesetze und Verordnungen des Königreiches Sachsen. Bd. 1. Leipz. 1846.

Th. Brand, Handbuch der preußischen Gesetzsammlung von 1806 — 1845. Heft 2 — 6 oder Bd. 1. Breslau 1847.

A. T. Kruse, Ein Nachtrag zu der Aufklärung u. s. w. über die Stralsunder Bürger-Verträge von 1595 und 1616. Stralsund 1846.

G. M. Kletke, Repertorium der Gesetzsammlung für die K. Preußischen Staaten vom J. 1806 — incl. 1845. Berlin 1846.

Dr. B. Windscheid, Zur Lehre des Code Napoleon von der Ungültigkeit der Rechtsgeschäfte. Düsseldorf 1847.

C. J. Perreciot, De l'état civil des personnes et de la condition des terres dans les Gaules, des les temps celtiques jusqu'à la rédaction des coutumes. Vol. 1 — 3. Par. 1845.

Institutes coutumières d'Antoine Loysel, avec les notes d'Eusèbe de Laurière. Nouv. Edition par M. Dupin et Ed. Laboulaye. Vol. 1. 2. Par. 1846.

A. Coppi, Discorso sulle servitú e sulla libera proprietà dei fondi in Italia. 2. Ediz. Roma 1842.

L. Lubliner, Concordance entre le Code civil du royaume de Pologne et le code civil français. Bruxelles 1846.

C. Schumm, Das Würtembergische Strafrecht und Strafverfahren in Polizey-Sachen. Bd. 2. Reutlingen 1846.

A. Ademollo, Il giudizio criminale in Toscana secondo la riforma Leopoldina del 1838. Firenze 1840.

J. B. Beck, Die großherzoglich Badische Strafprozeßordnung. Lief. 2. Mannh. 1847.

J. Kitka, Abhandlungen aus dem Gebiete des Strafrechts. Wien 1847.

Dr. J. Blaschke, Vorträge über Lehenrecht mit bes. Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit der landesfürstlichen Lehen in Steyermark. Wien 1847.

Dr. E. Helwing, Die Erbansprüche des K. Preußischen Hauses an die Herzogthümer Schleswig-Holstein. Detmold 1846.

Dr. C. Heiberg, Das souveräne Herzogthum Schleswig in seiner staatsrechtlichen Verbindung mit Holstein und seinen völkerrechtlichen Garantieen. Lübeck 1846.

W. Westermann, Handbuch der Preußischen Actien- und Eisenbahngesetzgebung. Leipzig 1846.

D. J. Volkmann, System des sächsischen Civil- und Administrativ-Prozesses nach Biener. Th. 1 — 3. Leipzig 1841 — 1847.

K. Schultz, Die Lehre von den Rechtsmitteln gegen Erkenntnisse in Civilprozeß-Sachen. 3. verb. Aufl. Berlin 1847.

Dr. C. E. Morstadt, Gemein-deutscher Civilprozeß-Schlüssel. Heidelb. 1847.

H. von Bayer, Theorie der summarischen Prozesse nach den Grundsätzen des gemeinen deutschen Rechts mit Ausschluß des Concursprozesses. 6. Aufl. München 1846.

The Parker Society. Instituted A. D. 1840. For the publication of the works of the fathers and early writers of the reformed English church. Remains of Myles Coverdale, Bishop of Exeter, by G. Pearson. Cambridge 1846.

Dr. P. Marheineke, Theologische Vorlesungen. Herausg. von S. Matthies und W. Vatke. Bd. I. System der theologischen Moral. Berlin 1847.

Dr. Ch. F. Fritzsche, Nova opuscula academica. Turici 1846.

Dr. A. Ellissen, Michael Akominatos von Chonä, Erzbischof von Athen. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften. Göttingen 1846.

P. Fischer, Commentatio de Origenis theologia et cosmologia. Halle 1846.

E. de Bonnechose, Lettres de Jean Huss écrites durant son exil et dans sa prison avec une préface de Martin Luther. Par. 1846.

Dr. C. E. Scharling, Die neuesten Untersuchungen über die sogenannten Pastoralbriefe des Neuen Testamentes. Jena 1846.

Dr. J. L. Hug, Einleitung in die Schriften des Neuen Testamentes. 4. verm. Aufl. Th. 1. 2. Stuttgart 1847.

M. Habershon, An historical exposition of the prophecies of the revelation of St. John. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. G. Baur, Der Prophet Amos. Gießen 1847.

K. R. Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. Th. 1. bis auf Johannes Damascenus. Leipzig 1847.

J. E. Jacobi, Die kirchliche Lehre von der Tradition und heil. Schrift. Abth. 1. Berlin 1847.

Duc de Valmy, Liberté de l'église. Par. 1846.

W. Böhmer, Die theologische Ethik oder die Wissenschaft des christlichen Lebens. Bd. 1. Breslau 1846.

Ancient devotianal poetry. Now first published from a manuscript of the 16. or 17. century. Lond. 1846.

E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. Bd. 1. 2. Stuttg. 1847.

B. Wagner, Papst Gregor XVI., sein Leben und sein Pontificat. Sulzbach 1846.

J. Ycowell, Chronicles of the ancient British church anterior to the Saxon Era. London 1847.

Thesaurus commentationum selectarum et antiquiorum et recentiorum illustrandis antiquitatibus christianis inservientium. Ed. M. J. E. Volbeding. T. I. p. 1. Lips. 1846.

J. Boullier, Mémoires ecclésiastiques concernant la ville de Laval et ses environs, diocèse du Mans. Laval 1846.

A. Bianchi-Giovini, Esame critico degli atti e documenti relativi alla favola della Papessa Giovanna. Milano 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juny 1847.

(Schluß.)

Histoire littéraire et manufacturière du papier, pour servir d'appendice à celle de l'imprimerie. — Bibl. univ. 1847. (Litt.) T. IV. No. 16.

Génin (F.), Des variations du language français depuis le XII siècle. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. T. IV. No. 6. 1847. Juin.

Le livre des rois par Abou'l-Kasim Firdousi, publié, trad. et commenté par J. Mohl. T. III. Par. 1846. fol. — Journ. des Sav. 1847. Juin.

Santarem, Notice sur plusieurs monuments géographiques inédits du moyen âge et du XVI siècle qui se trouvent dans quelques bibliothèques de l'Italie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Mai.

Marmier, Souvenirs de l'Algérie. — Correspond. T. XVIII. Livr. 9.

Mas-Latrie, Nicosie, ses souvenirs historiques et sa situation présente. (Extrait d'un voyage en Chypre 1845—1846.) — Ebendaſ. 1847. Livr. 12.

Simpson, Narrative of an overland journey round the world. (North America, Siberia and Russia.) — Blackw. Mag. 1847. June.

Constantinople and the declining state of the Ottoman empire. — Ebendaſ.

(Quillinan,) Journal of a few months' residence in Portugal and glimpses of the south of Spain. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1847. June.

J. Ross's Voyage to the antarctic regions. — Ebendaſelbſt.

Spratt and Forbes, Travels in Lycia, Milyas and Cibyratis. — Lond. 1847. 2 vol. 8. Nouv. Rev. encyclop. T. IV. No. 6. 1847. Juin.

Rochet d'Héricourt, Second voyage sur les deux rives de la mer rouge, dans le pays des Adels et le royaume de Choa. Par. 1846. — Ebendaſelbſt.

Baude, Les côtes de Provence. — Rev. des deux Mond. 1847. T. II. Livr. 10. 11.

Litta Modignani (Al.), Brano di un viaggio nell' America meridionale. Passaggio del capo Horn. Riv. europ. 1847. Gen.

Dezobry (Ch.), Rome au siècle d'Auguste, ou voyage d'un Gaulois à Rome. 4 vols. Paris 1846—1847. — Journ. des Sav. 1847. Juin.

Jal, Archéologie navale. Par. 1840. — Ebendaſ.

Deschanel, Etudes sur l'antiquité. Les derniers jours de la tragédie grecque. — Rev. des deux Mondes. 1847. T. II. Livr. 11.

Rosa, (Gabr.), Dei miti greci e latini. — Riv. europ. 1847. Marzo e Apr.

L'historien, le faiseur de mémoires, le conteur. — Bibl. univ. 1847. (Litt.) T. IV. No. 16.

Lefebvre, Les Bourbons d'Espagne sous l'Empire. (Dernière partie.) — Rev. des deux Mondes. 1847. T. II. Livr. 10.

Arqua. La tombe de Pétrarque. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. T. V. No. 17.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. T. 4. 5. (6 art.) — Journ. des Sav. 1847. Juin.

Palermo (Franc.), Narrazioni e documenti sulla storia del regno di Napoli dall' anno 1522 al

1667. Vol. I. Fir. 1846. (Tomo IX dell' Archivio stor. it.) — Riv. europ. 1847. Gen.

Bianchi-Giovini, (A.), Studj sulla storia dei Longobardi. La Comacina. — Ebendaſ. Marzo e Apr.

Bianchi-Giovini (A.), Sull' antico governo Veneto. (Contin.) — Rivista europ. 1846. Dic.

Courson, Histoires générales de France. (Sismondi, Michelet, Laurentie, Genoude.) — Correspond. T. XVIII. Livr. 9.

Delpit (Jul.), Collection générale des documents français qui se trouvent en Angleterre. — Nouv. Rev. encyclop. T. IV. No. 6. 1847. Juin.

Bignon, Histoire de France sous Napoléon. T. XII et XIII. Par. 1846. — Ebendaſ.

Bidoire, De la société française au XVIII siècle. (Histoire philosophique du règne de Louis XV. de M. le comte de Tocqueville.) — Rev. des deux Mondes 1847. T. II. Livr. 10.

Petit, Villes champenoises du XII siècle. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 6.

Chartes inédites du VIII siècle. Fragments de deux actes de l'an 794. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. 1847. Mai—Juin.

Fléchier, Mémoires sur les grands Jours tenus à Clermont, en 1665—1666. Publiés par Gonod. Par. 1844. — Quart. Rev. 1847. June.

Say (Hor.), Etudes sur l'administration de la ville de Paris et du département de la Seine. Par. 1846. — Rev. nation. de Belg. T. XVI. Livr. 4.

Lamartine, Histoire des Girondais. T. 1—5. — Correspond. T. XVIII. Livr. 10. Bibl. univ. 1847. (Litt.) T. IV. No. 16.

Courcy, Les historiens de la Révolution. — Rev. de Brux. T. III. 1847. Livr. 6. Corresp. T. XVIII. Livr. 11.

Hawkins, An account of coins and treasure found in Cuerdale. — Archaeol. Journ. 1847. June.

The heirs of the Stuarts. — Quart. Rev. 1847. June.

Vivien de Saint-Martin, Recherches sur les populations primitives et les plus anciennes traditions du Caucase. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. T. IV. No. 6. 1847. Juin.

Talbot, Notice of some supposed egyptian remains in Upper Nubia. — Archaeol. Journ. 1847. June.

Barrage du Nil. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Mai.

Casto (Giulio), Studj sull' Algeria. — Riv. europ. 1847. Marzo e Aprile.

Delegorgue (Ad.), Moeurs des Cafres Amazoulous et Makatisses. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Mai.

Clavé, L'île de Cuba et la liberté commerciale aux colonies. — Rev. des deux Mond. 1847. T. II. Livr. 11.

(Techener,) Mort de M. L. Aimé-Martin. — Bull. du Bibliophile 1847. Mai et Juin.

Lenormant, Pierre-Simon Ballanche. — Correspond. T. XVIII. 1847. Livr. 12.

Breitschwert, Kepplers Leben und Wirken nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten. Stuttg. 1831. — Journ. des Sav. 1847. Juin.

Snellaert (F. A.), Jan Frans Willems (met portret.) — Belgisch Museum 1846. Aflev. 4.

Vie du Dante. — Rev. nationale de Belgique. T. XVI. Livr. 4.

O'Connell et ses détracteurs. — Revue de Bruxelles. T. III. 1847. Livr. 7.

Feugère (Léon), Etienne de la Boëtie, ami de Montaigne; étude sur sa vie et ses ouvrages. Par. 1845. etc. — Nouv. Rev. encyclop. T. IV. No. 6. 1847. Juin.

Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, publiés par le prince Al. Labanoff. Londr. et Par. 1844. 7 vols. — Ebendaſ.

Strickland, Lives of the queens of England. Vol. IX. Mary Beatrice of Modena. Lond. 1846. — Dublin Rev. 1847. June.

The life of Jean Paul Frederick Richter. Lond. 1845. — English Review 1847. June.

Correnti (Ces.), Commemorazione. Francesco Visconti Venosta. — Riv. europ. 1847. Gen.

Bianchi-Giovini, (A.), Concino Concini. — Memoria inedita. — Ebendaſ. Mag.

Guilhermy et Viollet-Leduc, L'eglise des Jacobins de Toulouse. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 6.

Architectural notes in the neighbourhood of Cheltenham. — Archaeol. Journ. 1847. June.

St. Mary's church, Nun-Monkton, Yorkshire. — Ebendaſelbſt.

Tatti (Luigi), Dello stile gotico e delle questioni sulla sua applicabilità alle costruzioni moderne. Riv. europ. 1847. Febr.

Young (J. R.), On a generalization of a theorem of Euler in reference to the products of the sums of squares. — Philos. Mag. 1847. June.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions; or on a new system of imaginaries in Algebra. (Contin.) — Ebendaſ.

Brewster (D.) On the conversion of relief by inverted vision. — Philos. Mag. 1847. June.

Lenz et Saweljev, Sur la polarisation galvanique et la force électromotrice dans la pile. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Juin.

Poggendorf, Sur les lois précédentes de la polarisation galvanique. — Ebendaſ.

Leps, Sur les trombes marines. — Ebendaſ.

La Rive (A. de), Quelques recherches sur l'arc voltaïque et sur l'influence qu'exerce le magnétisme, soit sur cét arc, soit sur les corps qui transmettent les courants électriques discontinus. — Bibl. univ. 1847. (Sc. phys.) T. IV. No. 16.

Forbes, Treisième et quatorzième lettre sur les glaciers. — Ebendaſelbſt. T. IV. No. 16. T. V. No. 17.

Matteucci, De la relation qui existe entre la quantité d'action chimique et la quantité de chaleur, d'électricité et de lumière qu'elle produit. — Ebendaſ.

Draper, Remarques sur l'existence et le mécanisme des rayons négatifs ou protecteurs solaires. Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. T. V. No. 17.

Grove, Mémoire sur certains phénomènes d'incandescence voltaïque et sur la décomposition de l'eau et la séparation de ses éléments constituants par la chaleur. — Ebendaſ.

Marcou, Sur une leçon de M. Ch. Martins sur les anciennes lignes de niveau de la mer. — Ebendaſ.

Cooke, On the use of double circuit in the measurement of electrical forces. — Philos. Mag. 1847. June.

Descloizeaux, Physical and geological observations on the principal Geysirs of Iceland. — Ebendaſ.

Haughton (Graves C.), Experiments proving the common nature of magnetism, cohesion, adhesion and viscosity. P. I. — Ebendaſelbſt. Contin. Ebendaſ. Suppl.

Rosa (Gabr.), Dell' oscillazione dei climi in relazione allo stato del suolo nell' era storica. — Riv. europ. 1847. Gen.

Pelouze, Mémoire sur un nouveau mode de dosage des nitrates et particulièrement du salpêtre. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Juin.

Vackenroder, Sur un nouvel acide du soufre. — Ebendaſelbſt.

Plessy, sur une nouvelle série d'acides du soufre. — Ebendaſ.

Doveri, Mémoire sur la composition de l'essence de thym. (Thymus vulgaris des Labiées.) — Ebendaſ.

Kuhlmann, Relation entre la nitrification et la fertilisation des terres, formations nouvelles d' acide nitrique et d'ammoniaque. — Ebendaſ.

Braconnot, Analyse des urines de veau et de mouton. — Ebendaſ.

Gobley, Recherches chimiques sur le jaune d'oeuf. Deuxième mémoire. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Juin.

Soubeiran, De l'état de la pectine dans les fruits. — Ebendaſ.

Kopp, Sur le baume de tolu. — Ebendaſ.

Roux, Analyse d'un ostéosarcome. — Ebendaſ.

Porrett, On the existence of a new vegeto-Alkali in gun-cotton. — Philos. Mag. 1847. June.

Liebig, On some new researches in animal chemistry. — Ebendaſ.

Muspratt, On the salts of sulphurous acid. — Ebendaſ.

Rowney, Analysis of the Bohemian glass as found in the Combustion Tubes employed in organic analysis. — Ebendaſ.

Crum (W.), On a method for the analysis of bodies containing Nitric Acid, and its applications to explosive cotton. — Ebendaſ.

Robin, Recherches sur un appareil qui se trouve chez les poissons du genre des Raies, et qui présente les caractères anatomiques des organes électriques. (Suite.) — Annales des scienc. natur. (Zool.) 1847. Mai.

Quatrefages, Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des annelés. — Ebendaſ.

Allman, Biological contribution. (Contin.) — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. June.

Blackwall, Ornithological notes. (Contin.) — Ebendaſ.

Hardy, Descriptions of new British Coleoptera, with additional notes. — Ebendaſelbſt.

Doubleday, Descriptions of new or imperfectly described lepidopterous insects. (Contin.) — Ebendaſelbſt.

M'Andrew, Notices of new or rare British animals observed during cruises in 1845 and 1846. (Contin.) — Ebendaſ.

Walker, Characters of undescribed Chalcidites collected in North America by E. Doubleday, and now in the British Museum. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. June.

Walton (J.), Notes on the genus of insects Otiorrhynchus, with descriptions of new species. — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. June. Suppl.

Des insectes dans leurs rapports avec l'homme. — Rev. nation. de Belg. T. XVI. Livr. 4.

Tulasne, Flore de la Colombie. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1847. Mai.

Martins, Note sur les végétaux en fleur dans l' Ecole de botanique du Jardin des Plantes de Paris. — Ebendaſ.

Griffith, Des parasites sur racines rapportées par les auteurs aux Rhizanthées, et de diverses plantes qu'on y rattache. — Ebendaſ.

Saint-Hilaire (Aug.), Leçons de botanique. Par. 1847. — Nou. Rev. encyclop. T. IV. No. 6. 1847. Juin.

Pubblici corsi di scienze applicate e di tecnologia in Milano. — Riv. europ. 1847. Gen.

Letters on the truths contained in popular superstitions. No. VI. (Religious delusions. The possessed. Witchcraft.) — Blackw. Mag. 1847. June.

Bruno, Question de la liberté d'enseignement en France. (Contin.) — Rev. de Brux. T. III. 1847. Livr. 6.

Sacchi. (Gius.), Rivista di opere sull' educazione popolare — Riv. europ. 1846. Dic.

Ravizza (Carlo), L'ontologismo e il senso comune ossia la filosofia e il volgo nella questione sulla realtà delle cognizioni umane. — Riv. europ. 1847. Feb.

Cherbuliez, De l'action de la loi et de l'action de l'homme appliquées au soulagement de la misère. — Bibl. univ. 1847. (Litt.) T. IV. No. 16.

Mauri (Ach.), Della storia nel drama. — Riv. europ. 1847. Febbr.

Sanseverino, (F.), Poeti spagnuoli contemporanei. Il duca di Rivas. — Ebendaſ. Mag.

Gatti, (Stanislao), I misteri di Byron. — Ebendaſ.

Guerrieri (Ans.), I Nibelungi. — Ebendaſ. Gen.

Snellaert (F. A.), Wael en Vlaming. — Belgisch Museum. 1846. Aflev. 4.

Blommaert (Ph.), Tooneelgenoutschappen te Gent. — Ebendaſ.

Walsh, Irish popular songs, with english metrical translations and introductory remarks and notes. Dublin 1847. — Dublin Rev. 1847. June.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen âge. Deuxième partie. — Annal. archéol. T. VI. Livr. 6.

Didron, Les artistes du moyen âge. — Ebendaſ.

An inquiry into the difference of style observable in ancient glass paintings, especially in England; with hints on glass painting. 2 vols. Oxford, 1847. — Archaeol. Journ. 1847. June.

Lindsay, Sketches of the history of christian art. 3. Vols. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1847. June. Dublin Rev. 1847. June.

Papety, Peintures Byzantines et les couvents de l'Athos. — Rev. des deux Mond. 1847. T. II. Livr. 11.

D'Arco, (Carlo), Delle moderne società di belle arti istituite in Italia. — Riv. europ. 1847. Marzo e Apr.

Clément, La propriété territoriale, le morcellement, la division des cultures. — Correspond. T. XVIII. 1847. Livr. 12.

Sacchi, (Gius.), Intorno alla dottrina di Romagnosi sulla libera concorrenza. — Riv. europ. 1847. Mag.

Chevalier (M.), Des forces alimentaires des états et de la crise actuelle. — Rev. des deux Mond. 1847. T. II. Livr. 11.

Reinaud, Controverse à propos du feu grégeois. Réponse aux objections de M. Lud. Lalanne etc. — Bibl. de l'école des chartes. T. III. 1847. Mai—Juin.

Janin (Eug.), Documents relatifs à la peine du bannissement (XIII et XIV siècle.) — Ebendaſelbſt.

Delisle (L. V.), Des monuments paléographiques concernant l'usage de prier pour les morts. — Ebendaſelbſt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. October.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges.

(Fortsetzung.)

Steht vielleicht der Lohn in der Schweiz höher als in Frankreich? Ist der Arbeiter in der englischen Baumwollfabrication besser daran als in der dortigen Wollmanufactur? War nicht bis zur Errichtung der größeren Fabriken wenigstens in der Tuchfabrication der Lohn dort am höchsten? Oder wie steht es mit dem Arbeiter in den englischen Kohlenwerken, die doch keinerley Schutz bedürfen? Während der Schutzzoll auf Getreid den englischen Ackerbau unbestreitbar erweiterte und mehr Händen als bey niedrigerem Kornpreise und beschränkterem Ackerbau nöthig waren, in ihm Beschäftigung gab, sank doch der Lohn gerade der Landbauarbeiter tiefer als selbst der Lohn der Fabrikarbeiter; war dieß Wirkung des Zolles? Und sind vielleicht Arbeiter-Unruhen bloß entstanden in geschützten Fabrikations-Zweigen?

Die großen Fragen über die Stellung der Arbeiterklassen und die Mittel gegen Verarmung und Armuth lassen sich nicht beantworten durch Beschuldigung irgend einer Maßregel über Ein- und Ausfuhr. Sie müssen tiefer erfaßt werden. Indem wir uns vorbehalten, bey einer andern Gelegenheit ausführlicher hierauf zurückzukommen, mag vorläufig so viel bemerkt werden, daß der Grundsatz: die unbedingteste Freyheit des Verkehrs entspreche in allem den Bedürfnissen einer Nation am besten, wenn irgendwo, so in Bezug auf die große Zahl der bloß von Handarbeit Lebenden sich entschieden unrichtig erwiesen und theilweise zu einem bis zur Rohheit und Grausamkeit gehenden Mißbrauch von Menschenkraft und Menschenleben geführt hat. Den Gesetzen über Erwerb und Besitz des Vermögens stehen zahlreiche Einrichtungen zum Schutze desselben gegen Verluste zur Seite. Es ist dadurch dem übeln Wollen der Menschen wie den nachtheiligen Einflüssen der Elementarkräfte und der Wechselfälle des menschlichen Lebens selbst so viel immer möglich entzogen. Im Bereich der Arbeitskraft, der zweyten Quelle aller neuen Güter, ist dagegen die Gesetzgebung noch erst zu orientiren; da sie nicht einmal ihre Aufgabe kennt. Scheint es doch als ob es keinen größeren Feind der öffentlichen Wohlfahrt gäbe, als den, der ein Gewerb ausüben möchte, das er erlernt hat: so sorgsam verhindern die Gesetze einzelner Staaten dessen selbständigen Erwerb. Und anderweite Vorsorge für die Arbeiterklasse ist noch in den Kreis zufälliger Privatthätigkeit verwiesen oder in rohen Armengesetzen bloß äußerlich geübt.

Wir brechen indeß hier ab, um noch einen Irrthum der vorliegenden und anderer in gleichem Sinne geschriebenen Schriften hervorzuheben: den nämlich, weil das Kapital einer Nation eine gegebene Größe sey, so müsse jede rasche und stärkere Entwickelung eines Zweiges der Fabrication das hierzu erforderliche Kapital andern Productiv-Geschäften entziehen, was nur durch eine auf alle Production nachtheilig wirkende Zinssteigerung möglich wäre. Hier ist die Wirkung des Credits übersehen, der bis auf einen

gewissen Punkt fehlende Kapitale zu suppliren vermag und wirklich ergänzt sobald das Gedeihen ihrer beabsichtigten Verwendung in dem zu Gebote stehenden Spielraum des Absatzes der Producte in die Augen fällt; es ist übersehen, daß die Erweiterung keiner, wenn auch noch so günstigen Fabrication plötzlich eintreten kann, da ausser dem Kapital auch persönliche Fähigkeiten nöthig sind, die sich nicht so schnell ausbilden; endlich übersehen, daß in den ersten Unternehmungen rasch Ersparnisse entstehen, die zur Erweiterung derselben verwendet werden. Wenn die jetzt in allen civilisirten Ländern Europa's unternommenen Eisenbahnen mit einer Nachfrage nach Kapital, wie sie früher nie gleichzeitig vorgekommen, den Zinsfuß kaum um 1 Proc. zu steigern vermochten, so zeigt dieß wohl am besten, daß eine Kapitalsumme von 6—8 Mill. Thlr., wie sie etwa 4 bis 5 Jahre lang nöthig wäre, wenn die Baumwoll- und Flachsspinnerey im Zollverein sich vollständig entwickeln sollten, keinerley Einfluß auf den Leihzins im Ganzen zu äußern vermöchte.

Nachdem wir bisher versuchten, einzelne allzu schroffe und unpraktische Behauptungen des Verfassers gegen jeden Zollschutz zu mäßigen und zu berichtigen, werden wir im Folgenden etwas schärfer die Gränzen bestimmen, inner denen ein Schutzzoll der Volkswirthschaft Vortheil verspricht oder Nachtheil droht *). Man begegnet hier gleich von vorn herein einem Irrthum, der durch die ganze bisherige Auffassung aller derer hindurch geht, welche unbedingt dem freyen Verkehre zugethan sind. Der Zuwachs, den die Neubegründung oder die Erweiterung einer Erwerbsart im Nationaleinkommen hervorbringt, wird nämlich in der Regel bloß nach dem Reinertrage derselben in der Hand des letzten Bearbeiters bemessen. Darum aber, daß diesem die Lohnauslage als ein Kapitalaufwand erscheint, ist der Lohn seiner Arbeiter nicht weniger ein Theil des Nationaleinkommens; und unter den Arbeitern, die durch einen Erwerb Beschäftigung finden, sind auch diejenigen aufzuführen, welche bey der Erhaltung der Geräthe und Gebäude mittelbar verwendet werden. In ähnlicher Weise verhält es sich auf jeder Stufe der Bearbeitung eines Productes; wie denn zuletzt und auf dem Standpunkt der Volkswirthschaft jedes Product als ein Inbegriff von Arbeitsleistungen und Kapitalnutzungen erscheint, die auf den verschiedenen Stufen seiner Bearbeitung in dasselbe verwendet wurden. So viel nun von diesen Arbeiten und Nutzungen der Nation selbst angehört, eben so viel wächst durch eine Production dem Nationaleinkommen derjenigen Wirthschaftsperiode zu, in welcher diese Production ausgeführt wurde. Die Nichtbeachtung des in der Sphäre des Lohns direct und indirect durch neue oder erweiterte Gewerbe sich ergebenden Zuwachses zum Nationaleinkommen führt bey der Berechnung des Schadens, den die Vertheuerung der Waaren durch Zollschutz bewirkt, zu großen Fehlern.

Wird dagegen gehörig in Rechnung gebracht, was an Lohn mehr als bisher erworben und was durch den größeren Spielraum des Credits und die Kapitalersparung zu den bisherigen Kapitalzinsen an Zins neu gewonnen wird, dann in wie weit durch innere Concurrenz die geschützten Producte unter dem Preise der verzollten Einfuhrwaaren stehen, so begreift man erst, wie in Ländern, die fast alle Productionszweige durch Zölle schützen, trotz der anscheinenden Schmälerung der Kaufkraft des Einkommens der Consumenten doch der Nationalreichthum so bedeutend zunehmen konnte.

Ein zweyter Irrthum ist der, jedes Wohlfeilerwerden eines Productes, so wie es dem Consumenten offenbar augenblicklich nützlich ist, auch für die Nation im Ganzen vortheilhaft zu erachten. Einiges Nachdenken zeigt aber, daß dieser Satz nur dann und so weit wahr ist, wenn und wie weit die Minderung der Productionskosten von der besseren Anordnung der Arbeit, der größeren Geschicklichkeit der Arbeiter, der erhöhten Productivität der Kapitale dann von der Ersparung an der Masse des Kapitals und dem Sinken des Zinsfußes abhängt. Ist dagegen die Minderung der Productionskosten dem

*) Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß heut zu Tage in einer wissenschaftlichen Eröterung eben so wenig mehr nöthig ist, zu beweisen, daß die Lehre der Handelsbilanz unrichtig ist, als daß eigentliche Verbote der Ein- oder Ausfuhr nicht unter die Beförderungsmittel der Industrie und des Handels gehören.

Sinken des Arbeitslohns einheimischer Arbeiter zuzuschreiben, so wird die Preisminderung des Productes und der durch sie dem Consumenten zuwachsende Vortheil für die Nation im Ganzen nachtheilig. Denn gerade so viel als der Consument für das Product weniger aufzuwenden also zu anderweitiger Bedürfnißbefriedigung übrig hat, entgeht der bey solcher Production verwendeten Arbeiterklasse oder, wenn allgemeines Wohlfeilerwerden der Arbeitserzeugnisse in Folge allgemeiner Lohnminderung einträte, den Arbeitern im Ganzen. Eine solche Kostenersparung mehrt daher das Nationaleinkommen oder den nach demselben zu bemessenden Nationalreichthum nicht, sondern ändert bloß dessen Vertheilung. So weit die in solcher Art wohlfeiler gewordenen Producte von den Arbeitern selbst verbraucht werden, deren Lohn gesunken ist, mag diesen einige (gewiß aber nie vollständige) Vergütung ihres Verlustes am Lohne zufallen; je weniger aber jene Producte unter die Verbrauchsgegenstände der Arbeiterklasse gehören, desto entschiedener ist ihr Verlust, desto deutlicher ist die Wirkung des Wohlfeilerwerdens in Folge der Lohnschmälerung ein Aermerwerden der Arbeiter um eben so viel, um wie viel die Kapitalisten und höher gelohnten Arbeiter durch die Ersparung beym Ankauf der wohlfeileren Producte reicher werden. Da aber, wie gesagt, die Arbeiter in keinem Falle durch eigenen Verbrauch der wohlfeileren Producte vollen Ersatz für den Entgang am Lohne empfangen, so läuft jede in Folge einer Lohnminderung eintretende Kostenersparung und Preisminderung auf eine Aenderung in der Vertheilung des Nationalreichthums hinaus, bey welcher die Wirthschaft des Volkes, trotz der Erweiterung der Genüsse der Vermögensbesitzer und der höhergelohnten Arbeiter unbestreitbar in immer ungünstigere Lage gelangt, je weiter die Subsistenz der großen Mehrzahl des Volkes, der gemeinen Arbeiter, geschmälert wird. Diese höchst wichtige Beschränkung des Satzes, daß die Minderung der Productionskosten zur Wohlfahrt der Nation gereiche, obwohl so sehr in die Augen springend, wird doch, unseres Wissens, hier zum ersten Male in einer Druckschrift ausgesprochen. Mehrere bedeutende Wahrheiten gehen aus derselben hervor. Vor allem die, daß so weit man Producte, die durch Lohnminderung der Arbeiter des Landes wohlfeiler werden, im Inlande verbraucht, wenigstens den übrigen Volksklassen des Inlandes durch das Aermerwerden der Arbeiter Reichthum zuwächst; so weit man sie aber in's Ausland sendet und dadurch auswärtigen Käufern eine Ersparniß beym Einkauf ihrer Bedarfs-Objecte zuwendet, wird ein Theil der Kraft der Nation, ein Theil ihres Lebens, zu Gunsten des Auslandes verschleudert. Sie wird ohne Vergeltung hinweggegeben; bloß die Kapitalnutzung und die Intelligenz der Fabrikanten und Kaufleute bey der Herstellung und Ausfuhr der auf Kosten der Arbeiterklasse wohlfeiler gewordenen Güter vergilt das Ausland vollständig; um aber diese Gelegenheit der Anwendung von Kapital und Intelligenz in möglichst ausgedehnter Weise zu genießen, wird auf einen Theil der zur Subsistenz der Arbeiterklasse nothwendigen Vergeltung verzichtet und der ökonomische Zustand der großen Mehrzahl der Nation verschlechtert. Der auf solche Weise dem Ausland unvergolten zugewendete Theil der National-Existenz kommt in dem fremden Volke zunächst den Klassen zu gut, welche die wohlfeileren Producte kaufen, und in so weit sie hierbey ersparen und stärkere Nachfrage nach andern Producten zu äußern vermögen, der Gesammtbetriebsamkeit dieses Landes: allein auch dabey ist kein Segen. Denn wenn einmal ein stark fürs Ausland producirendes Land, durch Lohnschmälerung, d. h. durch Verschleuderung der Arbeitskraft und der Existenz seiner Arbeiterklassen ein Uebergewicht in der Versorgung anderer Staaten mit Producten zu erlangen und zu behaupten sucht, so können die übrigen Länder, die dessen Waaren zulassen, nur mehr mittels gleicher Lohnherabdrückung Concurrenz halten und das Elend der Arbeiterklassen verbreitet sich wie ein Contagium durch alle im freyen Verkehr mit jenem Lande lebenden Nationen. Die reichlichere und vielseitigere Befriedigung der Bedürfnisse der wohlhabenderen Volksklassen wird dann immer allgemeiner erkauft durch Bedrückung der Arbeiterklasse, durch Verschlechterung ihrer ökonomischen und sittlichen Zustände. Ein Land, das auf Kosten seiner Arbeiter Wohlfeilheit der Ausfuhrwaaren erzwingt und so dieselben theilweise unentgeltlich giebt, verfährt ganz wie der Staat, welcher Güterausfuhr

durch Ausfuhrprämien aus der Staatskasse oder auf Kosten der Steuerpflichtigen möglich macht. Er schenkt seine Producte theilweise dem Auslande. So wie aber gegen solche Prämien im Auslande wohl allgemein Zollschutz oder Verbot unvermeidlich ist, wenn nicht die eigene Production desselben zu Grunde gehen soll, so kann es auch nothwendig werden, die Existenz der eigenen Arbeiter gegen die Concurrenz der auswärtigen in solcher Selbstvernichtung begriffenen Arbeiter zu schützen. Dieses Princip ist in der Praxis bereits in Anwendung gekommen bey der Unterscheidung, die in England gemacht wurde, zwischen der Einfuhr von Zucker mit Sklavenarbeit und mit freyer Arbeit erzeugt.

Für ein Land wie Nordamerika, das sehr hohen Lohn hat, wäre bey freyer Einfuhr fremder Manufacte die Entwickelung eines eigenen Gewerbswesens so lange unmöglich, bis der Lohn in demselben sich dem im Auslande bestehenden genähert hätte; es kann also, wenn es die Vortheile der vielseitigen Entwickelung der Volkswirthschaft früher erlangen will, schon in Rücksicht auf seinen hohen Lohn Schutzzölle nicht entbehren.

Ein dritter Punkt, der hier etwas näher zu erörtern, ist wurde oben schon angedeutet. Ein kleiner Staat, wie Holland, die Schweiz, Dänemark, Schweden, Sachsen, befindet sich in Bezug auf die Verwendung und Entwickelung seiner Productivkräfte in wesentlich anderer Lage als ein großes Reich oder ein Verband von Staaten mit großem inneren Markte wie der Zollverein. Selbst wenn ein kleines Land sehr vielseitig für die Production von der Natur ausgerüstet ist, vermag es seine Productivkräfte nicht wohl allseitig anzuregen, da ihm der innere Markt fehlt, um jeden Zweig der Betriebsamkeit in dem Umfang zu betreiben, daß reger Wettbewerb möglich wäre, nicht alle Zweige der Production aber, namentlich in Binnenländern, Producte für den entfernteren äußeren Absatz liefern. Welchen Erwerbzweig es bis zu dem lebendigen Kampfe der Producenten, ohne welchen die Anregung zu Verbesserungen fehlt, entwickeln will, in dem muß es über den eigenen Bedarf produciren und für die Ausfuhr arbeiten. Wiewohl es dabey die Productionsarten wählen wird, für die es am besten ausgerüstet ist, so befindet es sich doch mit diesem äußern Absatze in bedenklicher Lage, da, wenn andere Staaten seinen Waaren den Zugang verweigern, es die politische Macht und ökonomische Bedeutsamkeit nicht besitzt, durch Repressalien sich Achtung im Auslande zu erzwingen. In solchen Ländern kann auch kein innerer Schutz gewährt werden, da durch ihn den Producenten nur ein Monopol zu Theil würde. Sie sind daher auf die unbedingte Handelsfreyheit hingewiesen, die keine Volkswirthschaft im Ganzen kennt, sondern die ganze wirthschaftliche Thätigkeit vom Standpunkt der Privatwirthschaft aus betrachtet. Sind sie glücklich genug, für einzelne ihrer Erwerbzweige auswärtige Absatzwege zu finden und längere Zeit ungehindert zu benützen, so mögen sich in solchen Ländern einzelne Productivgeschäfte zu bedeutender Ausdehnung entwickeln *). Diejenigen aber, die diese Zustände als Beyspiel für die Vortheilhaftigkeit unbedingter Freyheit des Außenhandels anführen, übersehen fürs erste das Unsichere einer solchen auf der bloßen Zulassung des Auslandes ruhenden Production; fürs zweyte entgeht ihnen, daß ein Land mit großem inneren Markte sich eine ganz andere wirthschaftliche Aufgabe setzen kann und muß. Ist dieser innere Markt groß genug für die Entfaltung jedes Zweiges der Betriebsamkeit unter reger innerer Concurrenz der Producenten, so wird wohl Niemand leugnen, daß die Wirthschaft eines solchen Landes dann am besten bestellt sey, wenn es alle Productionszweige, für die es die nothwendigen Bedingungen besitzt, zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse vollständig entwickelt; wenn es, so weit möglich, sich zu einem Ganzen von productiver Thätigkeit ausbildet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch sind die Spinnereyen in der Schweiz und in Deutschland Anfangs durch den Mangel an Spinnereyen in England, später durch das Verbot der englischen Waaren emporgekommen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. October.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges.

(Fortsetzung.)

Denn welche Vorzüge der innere Markt eines großen Landes vor dem äußern hat, nicht bloß in Bezug auf Sicherheit, sondern noch mehr in Bezug auf den Umfang des Absatzes, den er gewährt, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung. Dieser Satz veranlaßt indeß zwey Fragen: 1) Welche Bedingungen müssen vorhanden seyn, um sagen zu können, eine Productionsart sey wirklich unter diejenigen zu zählen, welche ein Land mit Vortheil betreibt; und in wie weit läßt sich ohne eigentlichen ökonomischen Schaden für's Ganze der Wirthschaft eines Volkes ein Schutz gegen fremde Concurrenz rechtfertigen? 2) Ist nicht gerade der freyeste Verkehr mit dem Auslande der sicherste Weg, jedem Lande jene vollständige Entfaltung aller seiner Productivkräfte und jene Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, so weit es möglich ist, durch die eigene Production zu gewähren?

Auf die erste Frage scheint einfach die Antwort zu geben: Ein Land ist mit den nothwendigen Bedingungen für die Herstellung aller Producte versehen, die es mindestens zu gleichem Preise herzustellen vermag, wie diejenigen fremden Staaten, die ihm dasselbe zu den niedrigsten Preisen und in genügender Menge liefern können. Ist dieß der Fall, so ist ein Schutzzoll vielleicht Anfangs zur Erleichterung der Begründung und angemessenen Erweiterung nothwendig; die innere Concurrenz drückt hier den Preis der Producte bald auf den niedrigsten Kostensatz und beseitiget den anfänglichen Verlust der Consumenten. Indeß kann doch, um Störung dieses günstigen Verhältnisses abzuhalten, die Fortdauer des Schutzzolles räthlich seyn. In diesem Falle befindet sich die Tuchfabrikation und der größte Theil der Baumwollfabrikation des Zollvereins.

Giebt es aber nicht auch Fälle, in denen selbst eine Production zu höheren als den angegebenen Kosten sich noch als günstig und des Schutzes würdig darstellt? Vor allem möchte hierher die oben schon berührte Verschiedenheit des Lohns im Inlande und Auslande gehören. Wenn ein Land höheren Lohn hat als ein anderes, so ist die Einfuhr von Producten, die es im Uebrigen mit gleichen Kosten wie das Ausland zu erzeugen vermöchte, für die es aber seines höheren Lohnes wegen höhere Auslagen machen muß, ihm nur dann nützlich, wenn es dieses Product nicht selbst erzeugt. Geschieht dieß bereits, so nimmt die Einfuhr des mit niedrigerem Lohne erzeugten Productes den einheimischen Arbeitern ihren Verdienst, oder sie zwingt sie, gleicherweise mit niedrigerem Lohne sich zu begnügen, was dann die oben angedeuteten schädlichen Wirkungen hat. Wird das Product noch nicht im Lande erzeugt, so verhindert jene Einfuhr seine Production. Bey je mehr Producten aber jene Concurrenz statt findet, desto eher wird, sey es auch bloß indirect durch Beschränkung der innern Productionswege, der Lohn des Landes

unter der Concurrenz des auswärtigen niedriger gelohnten Arbeiters sinken und so am Ende die Arbeiterklasse das an ihrer Subsistenz verlieren, was die Käufer der auswärtigen wohlfeileren Producte gewannen. Gleiche Rücksicht erfordert hier die Belastung der einheimischen Production mit Staatsauflagen und zwar nicht bloß mit indirecten auf diese Production speziell gelegten, sondern überhaupt alle Erhöhung der Productionskosten durch einheimische Abgaben. Wir glauben daher die angedeutete Regel vorerst in folgender Beschränkung aussprechen zu dürfen: ein Land besitzt die nothwendigen Bedingungen für einen Zweig der Production, wenn es dessen Producte zu Preisen herstellen kann, die nur so weit über den Einfuhrpreisen der wohlfeilst bezogenen Fremdwaare stehen, als der höhere Lohn und die Steuern des Landes die Productionskosten erhöhen.

Der Zinsfuß, obwohl er einen Theil des Einkommens einer Klasse von Einwohnern des Landes bestimmt, hat keinen Anspruch auf die gleiche Berücksichtigung, wie der Lohn, da von ihm nicht der Nothbedarf der Kapitalisten abhängt, die vielmehr neben ihrem Zinse wie die Arbeiter Lohn beziehen können. Beym Zinsfuß oder dem Preise der Kapitalnutzungen kann man daher unbedingt sagen, sein Sinken bringe der Nation im Ganzen Vortheil; um so eher, als dasselbe die Kapitalbesitzer antreibt, ihre Kapitale möglichst fruchtbar zu machen. Liegen die Hindernisse, mit dem Auslande gleichen Preis zu halten, in dem Mangel der natürlichen Ausstattung des Landes für die Production, in der Lage und dem Klima, im Inhalt und den Kräften des Bodens, so mögen gewisse Productivgeschäfte demselben physisch oder doch ökonomisch ganz versagt seyn. Sind es Mängel in den Gesetzen über Erwerb und Verkehr und Gebrechen in der Rechtspflege, oder fehlt es an den allgemeinen ökonomischen Einrichtungen zur Unterstützung der Production und des Güterumsatzes, so liegt hierin wohl die Aufforderung zur Beseitigung dieser Gebrechen und Mängel: so lange sie aber bestehen, können sie wenigstens wirthschaftlich manche Arten der Production verhindern, die das Land bey besseren Einrichtungen der Art mit Vortheil betriebe. In allen diesen Fällen verursacht die einheimische Production, die das Product nur theurer zu liefern vermag, als zu dem angegebenen Preise, dem Consumenten einen Verlust, oder hindert ihn doch an dem Genusse eines Vortheils, ohne daß mit solchem Verluste oder Vortheilsentgang für die Nation im Ganzen aus dem Selbstbetrieb des Erwerbgeschäftes sich entsprechender Ersatz ergäbe. Auch dieser anscheinend ganz richtige Satz darf indeß nicht unbedingt und ohne genaue Erwägung der besondern Umstände bey jedem Productions-Zweige aufgestellt, vielmehr müssen die Gränzen erwogen werden, inner denen der Verlust für die Consumenten und der Mehrertrag einheimischer Production sich halten. Fürs Erste ist zu unterscheiden die Erhaltung eines schon bestehenden und die Einführung eines neuen Erwerbgeschäftes. Die Berechnung des Gewinns und Verlustes ist zwar in beyden Fällen dieselbe; ihr Resultat hat aber nicht ganz gleiche Geltung in dem einen wie in dem andern Falle. Ein Beyspiel wird dieß klar machen. Der Zollverein kann leichte Tischweine, namentlich rothe, von gleicher Qualität und zu gleichen Preisen, wie sie Frankreich und Tirol liefern, nicht herstellen. Ohne den hohen Zoll auf Fremdweine, der bey diesen Sorten 80 — 100 Proc. beträgt, würde eine sehr große Masse leichter Fremdweine eingeführt und ein großer Theil des Weinbaues des Zollvereines müßte aufhören. Angenommen 100,000 bayerische Morgen lohnten hinfort nicht mehr den Weinbau, wodurch jeder derselben um 150 fl. an Werth abnehme, und an Lohn fielen 40 fl. pr. Morgen forthin weg, so wäre der jährliche Verlust der Weinbergbesitzer an Zins oder Grundrente etwa 750,000 fl., der jährliche Ausfall im Arbeitslohn der Gegend 4 Millionen fl. Hat nun der gewonnene Wein einen Werth von 6 Millionen fl. gehabt und die Consumenten ersparen hieran forthin durch Einkauf von Fremdwein 2 Millionen, so steht diesem dauernden Ersparniß der Consumenten jener dauernde Verlust der Producenten von 4,750,000 fl. gegenüber. Die Bereicherung der Weintrinker wird also durch ein Aermerwerden der Weinbergbesitzer um 15 Mill. fl. Kapital und den dauernden Entgang von 4 Mill. fl. Lohn in den Weingegenden erkauft. Kann man hier sagen, der Zollverein würde sich bereichern, wenn der Zoll von Fremdweinen aufhörte? Allerdings würde die Klasse der Wohlhabenden, die Wein zahlen kann, reicher, die Arbeiterklasse aber

erlitte einen Verlust, der an sich fast doppelt so groß, in seinen Folgen aber um so nachtheiliger wirken müßte, je mehr die beym Weinbau entbehrlichen Arbeiter sich auf andere Landbauarbeit wenden und deren Lohn herabdrücken würden. Wir haben bey diesen mäßigen Annahmen schon berücksichtiget, daß nicht aller Werth des Weinlandes verloren gienge und nicht alle Arbeitsgelegenheit auf demselben aufhörte. Der Vorschlag, den Zoll nicht sogleich aufzuheben, sondern noch einige Jahre dauern zu lassen, bis die Weinbergbesitzer ihre Kapitale herausgezogen haben, würde, selbst wenn diese Kapitale, hier insbesondere der Werthentgang beym Grundkapital, wirklich herausgezogen werden könnten, nur von den Kapitalisten den Verlust abwenden; der Verlust am Arbeitslohn bliebe derselbe. In Bezug auf die Arbeiter wäre die Wirkung der Maßregel jedenfalls ganz so als ob die Subsistenz von 30,000 deutschen Arbeitern ausländischen Arbeitern zugewendet und dadurch in einem Districte Deutschlands Verarmung, im Ausland Besserung des Zustandes der Arbeiterklasse herbeygeführt würde. Auch das bessert die Sache nicht, daß wenn die Weintrinker 2 Millionen fl. beym Wein ersparen, 2 Millionen fl. mehr zum Einkauf anderer Gegegenstände verwendbar sind. Denn wiewohl hierdurch sich der Absatz aller Verbrauchsgegenstände derselben um diesen Betrag erweitert, so kann dieß doch den Arbeitern in den Weingegenden keinen Ersatz gewähren. Anderer Seits werden aber gerade um so viel weniger Producte von Seite der theilweise oder ganz brodlos gewordenen Arbeiter und der um einen Theil ihrer Bodenrente gekommenen Weinbergbesitzer gekauft, als jene an Lohn, diese an Rente verloren haben. Und da diese Summe jedenfalls größer ist als jener Gewinn der Weintrinker, so ist der Schaden für die Nationalwirthschaft im Ganzen unleugbar. Zu sagen, man könne einem so geschützten Erwerb den Zollschutz noch so lange belassen, als andere Erwerbsarten geschützt sind, ist ohne allen Sinn, da es ja für das in Frage stehende Erwerbgeschäft ganz gleichgültig ist, ob andere geschützt sind oder nicht.

Wir haben in diesem Beyspiele einen sehr starken Preisabschlag mit sehr großer Ersparniß der Consumenten angenommen. Es leuchtet aber ein, daß je geringer die Preisminderung und Ersparung der letztern ist, bey welcher doch der einheimische geschützte Erwerb aufhören müßte, desto größer der Schade für's Ganze seyn würde. Zugleich erhellet mit aller Deutlichkeit, daß wenn mehreren oder allen den geschützten Erwerbsarten, welche theurer als das Ausland arbeiten, der Zollschutz entzogen würde, allerdings die Consumenten gewinnen, die Verluste an Kapital, Lohn und Erwerbsgelegenheit im Lande aber immer empfindlicher hervortreten würden. Ueberhaupt aber zeigt sich, daß der Vortheil der Consumenten nicht immer mit dem Interesse des Volkes im Ganzen übereinstimme und daß in Folge des Wohlfeilerwerdens eines Productes sey es durch Lohnschmälerung, sey es durch wohlfeilere Einfuhr vom Auslande bey der Bereicherung der Consumenten um so eher ein Aermerwerden der großen Volksmenge möglich ist, je weniger die wohlfeiler gewordenen Gegenstände in den Kreis der Verbrauchswaaren der Arbeiterklasse fallen.

Was in solcher Weise für die Fortdauer eines bestehenden Schutzzolles angeführt werden kann, läßt sich allerdings nicht unbedingt auch für die Auflegung desselben geltend machen. Vor allem sind wir der Ansicht, die neue Anordnung eines Zollschutzes lasse sich nicht rechtfertigen, wenn, wie es in dem ausgeführten Beyspiele der Fall, das Inland nur ein Surrogat, nicht ganz dasselbe Product wie das Ausland zu liefern vermag. Sodann sind die Gründe, welche gegen die Herbeyführung eines Verlustes im National-Einkommen und vielleicht auch im Kapitalvermögen durch Aufhebung eines bestehenden Schutzzolles sprechen, nicht auch eben so überzeugend, wenn es dessen Neueinführung gilt. Mindestens möchte selbst eine erhebliche Vermehrung der Rente vom fixen Kapitale, da sie nur auf eine andere Vertheilung des vorhandenen Einkommens hinausläuft, auch die bloße Gewinnung neuer Wege der Kapitalanlegung, die Erhöhung des Zinsfußes und selbst die Förderung der Ersparung neuen Kapitals in der Hand der geschützten Unternehmer — alles dieses möchte für sich allein in keiner Weise die Auflegung eines Schutzzolles zu Gunsten eines Erwerbgeschäftes rechtfertigen, welches im Inlande

seine Producte fortdauernd nicht zu den oben angedeuteten Preisen herzustellen vermag; — am allerwenigsten, wenn die Producte, um die sich's handelt, zugleich zu dem nothwendigen Bedarfe der Arbeiterklasse gehören. Dagegen ist auch hier die Rücksicht auf den Zustand der Arbeiter und den Lohn als Hauptsache anzudeuten, auf die es ankommen möchte, wenn eine Production, mit der das Inland voraussichtlich nicht ganz gleichen Preis mit dem Auslande halten kann, geschützt werden soll. Ist sie von geringer Ausdehnung, so daß sie darum wenig oder keinen Einfluß auf den Lohn äußert, oder beschäftigt sie in Gebäuden und Einrichtungen viel fixes, in Haupt- und Hilfsstoffen viel umlaufendes Kapital, aber vergleichungsweise wenig Arbeiter, wie z. B. die Zuckerraffinerie des Zollvereins, so ist die Begünstigung zu widerrathen. Bestände dagegen der größere oder doch ein sehr großer Theil der Productionskosten der Waare aus Lohn, gestattete das Geschäft eine bedeutende Ausdehnung zu Deckung des einheimischen Bedarfs und gewährte es vielleicht zugleich Gelegenheit der Anwendung von Arbeit, die mehr Bildung und Technik voraussetzt, so daß sie den Arbeitskräften nicht bloß mehr, sondern auch nachhaltigeren Spielraum böte und wirksam dazu beytrüge, den Lohn auf einer dem Bedarf der Arbeiterklasse angemessenen Höhe zu erhalten, so läßt sich nachweisen, daß die Begründung und noch mehr die Erweiterung desselben selbst dann zur Steigerung des Nationalreichthums und Besserung der innern wirthschaftlichen Zustände der Nation beytragen könne, wenn auch der Preis dieser Producte im Lande dauernd sich etwas höher stellte als im Auslande.

Kommt zu der Rücksicht auf die Arbeiter noch hinzu, daß der vorherrschende oder gar ausschließliche Bezug eines Productes vom Auslande das Land bey der Vertheidigung in bedenkliche Abhängigkeit vom Ausland bringen würde, so läßt sich die etwas theuerere eigene Production um so eher rechtfertigen. Dieß ist namentlich der Fall beym Eisen und ist vielleicht bey der Beurtheilung der Erhöhung der Eisenzölle des Zollvereins im Jahr 1844 zu wenig erwogen worden. Um die eben berührte Betrachtung an einem Beyspiele zu erläutern, glauben wir kein besseres finden zu können als die Baumwollspinnerey des Zollvereins. Wir wählen diese auch darum, weil Hr. Prof. Dönniges sich hier als besonders parteiischer Gegner zeigt. Bey diesem Industriezweig läßt sich zwar bestimmt voraussehen, daß er bey genügender Anregung der innern Concurrenz bald dahin kommen werde, eben so wohlfeil wie das Ausland zu produciren, und daß der anfänglich erforderliche Zollschutz nur eine kurze Zeit hindurch einige Vertheuerung der Garne bewirken, allmählich in Folge der innern Concurrenz der Unternehmer der einheimische Garnpreis dem Preise des zollfrey eingeführten Garns sich nahezu gleichstellen werde. Dann wird zwar nicht, wie Manche in diesem Falle meinen, der Zoll mit dem Herabgehen der Preise im Inlande ganz unnöthig (es muß ein Schutz gegen die Schwankungen in der fremden Production stehen bleiben); aber die Prämie, welche bis dahin in abnehmender Größe an den Producenten gezahlt wird, hört allmählich auf und mit einigem vorübergehenden Aufwande ist ein dauernder Zuwachs zu den Erwerbswegen für Arbeiter, Capitalisten und Unternehmer gewonnen. Jedenfalls aber, da schon bey 2 Thlrn. Zoll die Spinnereyen sich neben den auswärtigen aufrecht erhielten, ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß ein Zoll von 5 Thalern die Folge haben würde, den einheimischen Garnpreis nach Deckung des größern Theils des Bedarfs des Zollvereins wenigstens bis auf 2 Thaler dem fremden Garn gleichzustellen. Damit fiele dann die Ausgabe der Consumenten für die Garnvertheuerung bey 600000 Ctn. Garn auf 1,200000 Thlr. Erwägt man aber, daß dadurch der einheimische Garnbedarf zu regelmäßigeren Preisen hergestellt und vom Schwanken der englischen Fabrication unabhängig gestellt wird, so ist diese Vertheuerung, welche etwa 5 Proc. des Werths beträgt, überhaupt nicht zu beachten, wie sie auch die Ausfuhr einheimischer Gewebe nicht verhindert hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. October.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges.

(Fortsetzung.)

Angenommen nun die Fabrication der 400000 Centner Garn, welche jetzt noch eingeführt werden, erfordere 20 Mill. fl. Kapital und der dabey ausgegebene Lohn betrage 8—9 Mill. fl., so wird das Einkommen der Nation jährlich vermehrt um etwa 10—11 Mill. fl., wenn 10 Proc. für Zins und Unternehmergewinn gerechnet wird. Dabey bietet sich neue Arbeitsgelegenheit für mehr als 40,000 Arbeiter, wodurch an sehr vielen Orten der Lohn wenn nicht erhöht, doch am Sinken verhindert wird. Rechnet man daher auch jene 2 Mill. fl., welche durch Theurerbleiben des einheimischen Garns gegen das auswärtige (nach der Annahme, die indeß nicht nothwendig richtig ist) von den Garnconsumenten mehr ausgegeben wird, sodann den Zins aus dem schon vor der Begründung und Erweiterung der Spinnereyen vorhandenen Kapitale als ein auch ausserdem vorhandenes Einkommen der Nation hiervon ab und bringt man vom Zins und Unternehmergewinn von etwa 2 Mill. Gulden nur die Hälfte (den Unternehmergewinn und die Zinsen aus den in den ersten Jahren in den begünstigten Spinnereyen ersparten oder auch durch Creditmittel surrogirten Kapitale) als neues Einkommen in Ansatz, so bleiben doch noch immer 9—10 Mill. fl. Arbeitslohn dann Zins und Unternehmergewinn gegenüber von 2 Mill. fl. Verlust der Consumenten, also 7 Mill. fl. die als reine Mehrung des jährlichen Einkommens der Nation erscheinen. Um 7 Mill. fl. steigt die Nachfrage nach Producten für den Verbrauch der Arbeiter stärker als die Kaufkraft der Consumenten in Folge der Vertheuerung des Garns abnimmt. Man sieht ein, daß selbst wenn das einheimische Garn um 5 Thlr. höher im Preise bleiben müßte, als das zollfrey eingeführte fremde, zwar der Verlust für die Consumenten erheblicher wäre, doch aber fürs Ganze der Nation noch eine jährliche Mehrung des Einkommens von etwa 4 Mill. fl. statt fände. Ueberhaupt ergiebt sich als Resultat: entschiedener Nachtheil oder doch keinerley Zuwachs zum Nationalreichthum tritt in Folge der Einführung eines neuen Erwerbszweiges mittels Zollschutz ein, wenn die Mehrung des Arbeitslohnes sammt dem Zuwachs an neuen Zinsen und an Unternehmergewinn aus den in dem Erwerb ersparten oder auch durch den Credit surrogirten Kapitalien kleiner ist, als der dauernde Preiszuschlag der geschützten Producte; ist dagegen jene Zunahme des Einkommens an Lohn und Zins größer, so ist der Vortheil für den Nationalreichthum desto stärker, je mehr jene Zunahme diesen Verlust der Consumenten überwiegt. Diese Regel beseitigt alles vage Hin- und Herreden bey Fragen, wie die eben jetzt so oft besprochene über die Erhöhung der Garnzölle. In Bezug auf diese ist übrigens noch zu erwägen der Vortheil für die Entwicklung der Maschinenfabrication, den die Errichtung von vielen großen Spinnereyen und die damit verbundene manchfache Erwerbsgelegenheit höherer Art bringen würde, endlich die Erweiterung der directen Schiffahrt beym Bezug der Baumwolle und die dadurch vermehrte Gelegenheit der Ausfuhr deutscher Manufacte.

Unterläßt man diese vollständige Entwickelung

der deutschen Baumwoll-Spinnerey durch einen angemessenen Schutzzoll, so verbleiben alle die angeführten Vortheile England. 40000 englische Arbeiter (wohl mehr als 100000 Menschen) behalten die Grundlage ihrer Subsistenz, 20 Mill. fl. englisches Kapital den Spielraum ihrer Anwendung in Deutschland und der deutschen Maschinenfabrication, Schifffahrt und Productenausfuhr entgeht die Möglichkeit der Erweiterung *). Die bereits bestehende beträchtliche Ausfuhr an Baumwollwaaren (fast $\frac{1}{6}$ des ganzen Productes) legt der Erhöhung des Garnzolles allerdings eine Schwierigkeit in den Weg. Denn eine erhebliche Vertheuerung des Garns würde auch die Gewebe vertheuern, somit deren Absatz im Ausland erschweren. In dem ähnlichen Falle bestehen nun schon Rückzölle bey Tabak und Zucker, bey letzterem eine reine Prämie von wenigstens $\frac{1}{3}$ Thlr. p. Ctr. enthaltend. Es ist daher bereits auf der General-Conferenz für Zollvereinsangelegenheiten vom Jahr 1845 von Seite Preußens bey 4 Thlr. Garnzoll, ein Rückzoll von 3 Thlrn. pr. Ctr. vorgeschlagen worden, somit sogar die Rückvergütung eines Thalers von den bis dahin ohne Störung der Ausfuhr gezahlten 2 Thalern Zoll. Da dieß allzuviel schien, so gieng der Vorschlag der süddeutschen Vereinsstaaten auf 5 Thaler Zoll, bey nur 3 Thalern Rückzoll. Die allerdings wichtigen Bedenken gegen diese Ausfuhrvergütung sind vielleicht etwas übertrieben worden. Denn da die Garnpreise im Vereine bald mindestens auf den Satz herabgehen werden, auf dem sie bey bloß 2 Thaler Zoll standen, wenn nur erst der innere Bedarf gedeckt ist und die ersten Anlagekosten der Spinnereyen sich theilweise ersetzt haben, so läßt sich voraus sehen, daß die Ausfuhrvergütung wohl schon nach 5 — 6 Jahren würde aufhören können.

Noch mehr spricht für die Emporbringung der Flachsspinnerey. Hier ist zugleich der deutsche Landbau unmittelbar mitbetheiligt. Wenn die jetzt im Zollverein bestehenden 60000 Spindeln auf 300000 gehoben würden, so wäre für 25000 Arbeiter neuer Erwerb gewonnen, den jetzt der englische Spinner zieht. In gewisser Hinsicht ist freylich dieser Spinnlohn kein neuer Erwerb, da voraussichtlich das Nebengeschäft des Handspinnens der Maschinenspinnerey mehr und mehr weichen muß; wie seit 4 Jahren die Einfuhr englischen Maschinengarns sehr stark

*) Die vorliegende Schrift enthält in Bezug auf den technischen Werth der Leistungen der Zollvereins-Spinnerey S. 133 mehrere irrige Behauptungen. Es wird derselben vorgeworfen, daß sie nur die Nummern bis 50 liefere. Dieß ist aber kein Fehler, sondern veranlaßt durch die zehnmal größere Nachfrage nach diesen als nach feineren Garnen; indem z. B. alle Kattune aus Garn unter No. 50 gewebt werden und auch die Halbwollmusseline kein feineres bedürfen. Daß feinere Garne minder begehrt sind, rührt von der noch überwiegenden Einfuhr der feinern Baumwollwaare her, die von Anfang an kaum $\frac{1}{5}$ des Schutzes genoß, der die Fabrication von Kattun und gestreiften Baumwollzeugen emporbrachte. Ein zweyter Vorwurf wird ihr daraus gemacht, daß sie kein Watergarn, somit kein Kettengarn spinne. „Die Weber können die deutschen Garne zu den feineren Kettensorten gar nicht, zu den gröbern Sorten nur als Einschuß gebrauchen“ (d. h. wohl in einfachem Deutsch: es taugt überhaupt nicht zur Kette). „Nur zu Strumpfwaaren gröberer und mittelfeiner Sorten werden unsere Garne größtentheils benützt, einen kleinen Theil verbrauchen die Weber zu gröberen Artikeln und die Posamentirer, der Rest circa. 20000 Ctr. geht in der Regel in das Ausland.“ Nun ist es aber ganz unrichtig, daß Mulegarn nicht zur Kette tauge. Schon in dem Bericht über die allgemeine Ausstellung deutscher Gewerbserzeugnisse I. Thl. Berl. 1845. S. 229 konnte sich der Verf. eines andern belehren. Die Sache verhält sich aber so. Eigentliches Watergarn wird verwendet für Türkischroth-Garne, zu Westen- und Hosenzeugen und für die gewöhnliche Handweberey, welche ungeschickterweise nur auf einen recht hartgedrehten Faden, nicht auf die viel wichtigere Elasticität desselben sieht. Dagegen wird beym Maschinengewebe Mulegarn zu Zetteln genommen; so sind auch die Zettel der Wollmusseline Mulegarn. Da nun zu Kattun (dem Hauptproducte) wohl bald nur mehr Maschinengewebe wird verwendet werden, so ist das Watergarn jedenfalls auch für die Ketten minder wichtig als das Mulegarn. Uebrigens hat Deutschland bereits ein paar große Throstlespinnereyen, so z. B. die zu St. Blasien, und bey angemessenem Schutz wird die Errichtung der erforderlichen neuen nicht ausbleiben.

zugenommen hat. Es handelt sich also nur darum, ob England oder der Zollverein selbst das Maschinengespinst erzeugen soll, das die deutsche Weberey nicht entbehren kann und ob englische oder deutsche Arbeiter den Lohn beziehen sollen, der den deutschen Handwebern doch entgeht.

Da wir indeß hier nicht eine Kritik der Höhe und Angemessenheit der verschiedenen Schutzzölle des Zollvereins beabsichtigen, sondern bloß ein Beyspiel für die aufgestellte allgemeine Regel ausführen wollten, so brechen wir hier ab um die aufgestellte zweyte Frage zu beantworten: Ob denn nicht gerade der freyeste Verkehr mit dem Auslande jedem Lande am sichersten die vollständige Entfaltung aller seiner Productiv-Kräfte und die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse so weit es möglich durch die eigene Production gewähre? Daß es bey hohem Stande des Lohnes in einem vorherrschend Landbau treibenden Lande unmöglich ist, eine allseitige Entwickelung der productiven Kräfte des Landes bey freyer Einfuhr zu erlangen, wurde bereits oben dargethan. Für ein Land, in welchem der Lohn sogar meist niedriger steht als im Auslande giebt die Erfahrung im Innern des Zollvereins ein Bild von dem, was völlig zollfreyer Bezug der fremden Manufacte bewirken würde. Wo bey Gründung des Vereins in einem der verbündeten Staaten ein Zweig der Industrie bereits bedeutend entwickelt war, da breitete er sich noch weiter aus, indem sein Uebergewicht in der Technik und Oekonomie des Gewerbes bald die minder entwickelten oder unter (wenn auch nur um Weniges) ungünstigeren Umständen arbeitenden ähnlichen Gewerbe anderer Vereinsländer drückte, und wohl gar zum Stillstehen brachte. So hat z. B. die Tuchfabrication in Südbayern fast ganz aufgehört und auch in Franken liefert sie nur gröbere Sorten. Einige Orte sind dadurch verarmt. In Sachsen und Preußen hat sie sich gehoben. So ist der Schutzzoll auf Eisen vorwaltend zu Gunsten der mit Steinkohlen arbeitenden Eisenwerke des Zollvereins. Die mit Holz arbeitenden würden auch ohne Einfuhr durch die innere Concurrenz des Vereins verkümmern. Man kann daher sagen: durch den Zollverein habe sich die Betriebsamkeit in Deutschland ungleicher vertheilt, und sich einseitig in einzelnen Gegenden concentrirt, mit denen theils der natürlichen Vorzüge wegen theils schon wegen der in dem Industriezweige beschäftigten größeren Kapitale, der abgezahlten fixen Einrichtungen und der größern Geschicklichkeit der Arbeiter und Aufseher andere nicht leicht mehr concurriren können. Gleicher haben sich dagegen die Erwerbsarten, für welche bey Errichtung des Vereins noch wenig Vorsprung in einzelnen Vereinsländern vorhanden war, so z. B. die Baumwollspinnerey, die Kammgarnspinnerey, u. a. vertheilt. Ein solcher Zustand ist vernünftig und nicht drückend in einem großen Lande, das wenn auch in verschiedene Staaten gesondert, doch von *einem* Volke bewohnt ist, welches bey dieser Sonderung der Erwerbgeschäfte Gewinn und Verlust als gemeinsame Sache betrachten und darauf rechnen kann, daß die nicht ohne Verlust im Einzelnen herbeygeführte Vertheilung der Productionsarten, deren Ausdehnung nur auf dem Markte des ganzen Vereins ruht, mit dem Zollvereine gegen alle die Launen gesichert seyn werde, welche zwischen fremden Staaten im Bereiche des Verkehrs sich so leicht geltend machen. Ganz anders zwischen *fremden* Ländern, die kein solch gemeinsames Interesse verbindet. Denken wir uns, um dieß zu erläutern, der Zollverein habe bey seiner Gründung bloß solche Producte, die in Deutschland nicht zu erzeugen sind, mit Finanzzöllen belegt, im Uebrigen aber statt des bestehenden Systems eines in den meisten Fällen ausreichenden und nur bey einigen Geschäften noch zu niedrigen Zollschutzes das System der freyen Einfuhr der Manufacte angenommen, so würde er gegenwärtig nicht ein Drittheil seiner Eisengewinnung und Eisenbereitung besitzen und diese siechte, die Glasfabrication hätte wohl größtentheils aufgehört, Baumwollspinnerey bestände gegenwärtig ohne Zweifel keine, die Fabrication von Baumwollgeweben unter dem allerdings hohen Zollschutz bis zu bedeutender Exportation erweitert, würde gewiß nicht mehr so viel betragen, als bey Gründung des Vereins, obwohl sie damals schon lange den Schutz des preußischen Tarifs genossen; ja es kommt darauf an ob sie ohne allen Zoll nur ein Sechstel ihres jetzigen Umfangs hätte; die Leinwandfabrication hätte sich wohl ohne den Zollschutz bedeutend reducirt; die Wollfabrication, die bey schlichten Zeugen trotz 30 bis 50 Thaler Zollschutz noch immer die Concurrenz des Auslandes nicht überwunden hat, wäre sicher in diesem letzten Zweige gar nicht em-

porgekommen, und in wie weit die Tuchfabrikation sich zu heben vermocht hätte, ist zweifelhaft; jedenfalls stände sie nicht auf ihrem jetzigen Standpunkte, wo sie bey gleich wohlfeiler und selbst wohlfeilerer Deckung des einheimischen Bedarfs so bedeutende Mehrausfuhr hat. Hier hatten einige Gegenden des Zollvereins manche natürliche Vorzüge, sodann auch den des altgewohnten Betriebs; überdieß ist die Wolle wohlfeiler als im Ausland, und doch wird kein Sachkundiger leugnen, daß selbst jetzt, bey so bedeutender Ausfuhr, die Aufhebung des Zollschutzes diese Fabrikation im Einzelnen in große Verlegenheit setzen und leicht manches Geschäft zum Stillstand bringen könnte. Die Seidenweberey hätte ohne den wenn auch sehr mäßigen Schutz von 7 bis 8 Proc. sich nur nothdürftig erhalten, jedenfalls nicht zur Mehrausfuhr gehoben, da die Schweizer Seidenweberey vor der Anordnung des Zollschutzes einigen Vorsprung hatte. In kurzen Waaren hätte sich vielleicht wegen des niedrigen Lohns und des Vorherrschens der Arbeit bey ihrer Erzeugung die Production in demselben Gang erhalten, obwohl auch hier einige Geschäfte bey den Anfangs mäßigeren Zöllen nicht mehr bestehen konnten, z. B. die Nadelfabrikation. Papier würde wohl nicht die Hälfte von dem was jetzt erzeugt; die so bedeutende Maschinenfabrikation wäre entschieden in der Kindheit; viele minderwichtige Gewerbszweige, deren Aufblühen als Spielraum manchfaltiger Thätigkeit höchst erwünscht ist, wären nicht emporgekommen. Es wird nicht zu viel seyn anzunehmen, daß in solcher Weise unter völlig freyer Einfuhr für 180,000 bis 200,000 Arbeiter oder für 600,000 bis 800,000 Menschen weniger Arbeitsgelegenheit und Subsistenz sich darböte. Da nun aller Wahrscheinlichkeit nach die Bevölkerung doch ziemlich eben so wie bisher gewachsen wäre, so mußte übergroßer Andrang der Arbeiter zu andern Erwerbsarten und dadurch Herabdrückung des Lohns die Folge seyn, was wohl größeren Schaden im Ganzen bringen würde, als der directe Lohnentgang. Könnten sich die Arbeiter eines verfallenden Geschäfts angemessen im ganzen Lande und unter allen Erwerbsarten vertheilen, so wären dergleichen Aenderungen weniger fühlbar; da sie aber in der Regel am Wohnorte sitzen bleiben, so mußten (wie es in kleinen Gewerbsstädten nach Errichtung des Zollvereins wirklich geschehen) viele größere Fabrikorte in Verarmung gerathen, bis durch Aussterben der brodlosen Generation und Wegziehen der Jugend ihre Bevölkerung auf den den Erwerbsmitteln angemessenen Stand gebracht wäre. In Bezug auf den Nationalreichthum fiele ein Lohnbezug von wenigstens 30 Mill. Gulden, die Zinsen aus dem durch Neubegründung und Erweiterung der Erwerbgeschäfte angesammelten Kapitale (die man gewiß auf 40 bis 50 Mill. Gulden anschlagen darf), also mit Inbegriff des Unternehmergewinnes gewiß 3 Mill. fl. jährlich hinweg. Um 33 Millionen würden sonach jährlich weniger Verbrauchsgegenstände der Arbeiter und Gewerbstheilnehmer gekauft.

Gegenüber diesem Verluste im Einzelnen und im Ganzen, welche Vortheile hätten sich ergeben? Sie konnten aus der unbedingten Freygebung der Einfuhr für die Consumenten und aus günstigeren Verhältnissen für die Production im Ganzen hervorgehen. Bezüglich der zahlungsfähigen Consumenten läßt sich nicht leugnen, daß sie Anfangs einige Jahre lang die Producte wohlfeiler vom Ausland bezogen und dadurch etwas für andere Ankäufe erspart hätten. Dieser Vortheil minderte sich aber und hörte ganz auf in dem Maße der Preis der unter einigem Schutz im Zollvereine erzeugten Waare sank und bey mehreren dem der Fremdwaaren ganz gleich kam, wie namentlich bey Tuch, gröberen Baumwollwaaren, Leinwand, Papier. Bey Eisen allein (das indeß nicht bloß ökonomisch, sondern auch für die Landesvertheidigung von Bedeutung ist, bey dem daher die Abhängigkeit von der auswärtigen Zufuhr besonders bedenklich erscheint) hat sich der Preis des einheimischen Productes noch wenig oder nicht unter den Preis der verzollten Fremdwaare gestellt, — wohl hauptsächlich darum, weil der entsprechende Schutz noch zu kurze Zeit besteht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen. Vierter Theil. Mit dem Bildnisse Liebig's. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. gr. 8. 448 S. 1847.

Von den drey ersten Bänden des genannten Werkes haben wir bereits in diesen Blättern in den Jahrgängen von 1844 bis 1846 Nachricht gegeben. Da nun auch endlich der vierte und letzte Band, womit das Werk beschlossen wird, erschienen ist, so haben wir es für unsere Pflicht gehalten, von demselben nähere Kenntniß zu nehmen. Der Vf. legt hiemit den Schluß einer Arbeit vor, welche ihn während einer Reihe von Jahren beschäftigte und spricht dabey aus, daß er bey der Abfassung dieser Geschichte sich nicht ausschließlich auf die Quellen stützen konnte, sondern alle litterarischen Hülfsmittel, so weit sie ihm zugänglich waren, mit benutzen mußte; dennoch glaubt er den Vorwurf nicht fürchten zu dürfen, eine lediglich compilatorische Arbeit geliefert zu haben. Obgleich es ihm nicht vergönnt war, eine große Zahl chemischer Schriften einsehen und durchgehen zu können, so ist er doch der Meinung, etwas geleistet zu haben, was keiner der früheren Geschichtschreiber versucht hat, nämlich genaues Eindringen in die Ansichten der vorzüglichsten Repräsentanten der verschiedenen Zeitalter. Diese nicht weniger mühsame Arbeit hält der Vf. für nutzbringender, als das Durchgehen sehr vieler Schriften, da ein tiefer eingreifendes Studium der einzelnen ausgezeichneten Chemiker einer bestimmten Zeit mehr Aufschluß über den Stand der Wissenschaft zu derselben gibt, als die mehr oberflächliche Prüfung vieler Schriften jener Zeit. Hinsichtlich dieses Hervorhebens der einzelnen ausgezeichneten Repräsentanten der verschiedenen Zeitalter, deren Namen im Verlaufe des Werkes im Vergleich mit anderen so oft angeführt werden, sucht der Vf. sich zu rechtfertigen, indem er angiebt, daß man die Größe ihrer Verdienste im Vergleich zu den weniger angeführten nach den häufig vorkommenden Citationen nicht unbedingt ermessen darf. Wir werden später sehen, daß der Vf. viele gefeyerte Namen von Männern, welche zum Fortschreiten der Chemie mächtig beygetragen haben und demnach in der Geschichte dieser Wissenschaft einen Platz hätten finden dürfen, wenig oder gar nicht berührt hat.

Der Vf. giebt in diesem vierten und letzten Bande die Geschichte der Alkalien, Erden, Metalle und schließt mit Beyträgen zur Geschichte der organischen Chemie. Er beginnt mit der Geschichte der einzelnen Alkalien, nämlich der des Kali, Natron und Lithion.

Im dritten Bande war die Entwickelung der Kenntnisse von den Alkalien im Allgemeinen schon ausführlich abgehandelt worden und was hier folgt, ist als ein Nachtrag zur Kenntniß jedes einzelnen fixen Alkali's und seinen wichtigsten Verbindungen zu betrachten. Der von H. Davy gemachten Entdeckung des Kalium ging die richtige Vermuthung aus Lavoisier's Zeit voraus, daß die Alkalien und

Erden Metalloxyde seyn möchten, ferner die von Rupprecht und Tondy aufgestellten Angaben über die Metallisirung der Erden und der Versuch von Lampadius, daß beym Eintragen reiner Kohle in schmelzende Alkalien ein lebhaftes Geräusch und eine Lichtentwicklung entstehe, was ihn vermuthen ließ, daß hier eine Desoxydation der Alkalien und ein Wiederzurückgehen derselben in ihren vorigen Zustand statt habe. Die Resultate, welche Davy durch die chemischen Wirkungen der Elektricität auf das Kali erhielt und welche die Entdeckung des Kalium zur Folge hatten, wurden in Deutschland zuerst von Erman und Simon in Berlin bestätigt, dann von Schreiber und Jacquin in Wien, so wie von Thenard und Gay-Lussac in Paris.

Unter den Ansichten über die Constitution des Kalium war es die von Gay-Lussac und Thenard aufgestellte, welche sich am längsten aufrecht erhielt, nämlich daß das Kalium aus Kali und Wasserstoff bestehen solle; dennoch trug nach fortgesetzten Versuchen die Meinung Davy's den Sieg davon, das Kalium als eine einfache metallische Substanz zu betrachten.

Das in den ältesten Zeiten bekannte Natron oder die Soda war wohl nur das kohlensaure Natron. In den Büchern des alten Testamentes wird eine Substanz mit dem Ausdruck Neter bezeichnet, welche zum Reinigen diente und schwerlich etwas anderes als unser Natron war. Dieses Wort, womit Salomo einen Körper bezeichnet, der mit Essig aufbraust, ist von Luther im Deutschen durch Kreide wiedergegeben. Daß dieser Körper kein Nitrum oder Salpeter war, geht daraus hervor, daß er sich auf glühenden Kohlen ruhig verhielt; mit Kali wurde das Natron in späteren Zeiten noch verwechselt, und die Erkenntniß des Natron als eines eigenthümlichen, von dem Kali verschiedenen Alkali's geht von der Untersuchung des Kochsalzes aus. Das doppelt kohlensaure Natron wurde erst 1801 von Valentin Rose in Berlin entdeckt; bis dahin war das leicht krystallisirende einfach kohlensaure Natron für ebenso mit Kohlensäure gesättigt gehalten, wie das doppelte. Des salpetersauren Natrons oder des Würfel-Salpeters geschieht zuerst Erwähnung von Johann Bohn, Professor in Leipzig (geb. 1640, gest. 1708). Er hatte es bey der Bereitung des Königswassers durch Erwärmen des Kochsalzes mit Salpetersäure dargestellt.

Das von Arfvedson 1817 im Petalit so wie im Spodumen und Lepidolith entdeckte Lithion ist später von Berzelius in mehreren Mineralquellen Böhmens aufgefunden worden. Die rothe Färbung, welche es der Flamme mittheilt, wurde 1818 von C. G. Gmelin entdeckt.

Erden. Die Baryterde und Strontianerde wurden beyde in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, erstere von Scheele, die andere von Hope und Klaproth entdeckt. Baryt wird in der Natur nur in 2 Verbindungen, mit Schwefelsäure als Schwerspath und mit Kohlensäure als Witherit angetroffen; dasselbe ist mit dem Vorkommen des Strontian der Fall.

Die Kalkerde bietet ein bey weitem höheres Interesse dar, als die beyden angeführten Erden; die frühe Anwendung des Mörtels zum Bauen zeigt, in wie entfernten Zeiten man den Kalk und das Brennen der Kalksteine gekannt haben muß, denn schon Dioskorides und Plinius im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erwähnen dieses Gegenstandes. Die wichtigste Verbindung des Kalkes ist die mit Kohlensäure (Kalkspath), aus welcher aller Kalk zum Brennen gewonnen wird. Die Krystallformen des Kalkspaths und Arragonits sind von einander sehr verschieden, und obgleich Strohmeyer darthat, daß der Arragonit kohlensauren Strontian enthält, was Kirwan schon 1794 vermuthet hatte, so zeigte G. Rose doch, daß kein Strontian-Gehalt dazu nöthig sey, sondern daß der kohlensaure Kalk die Arragonitform annehmen könne je nach der Temperatur, bey welcher er krystallisirt.

(Fortsetzung folgt.)

Das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein, erläutert von Dr. W. Dönniges.

(Schluß.)

Der Gewinn der zahlungsfähigen Consumenten läßt sich daher nicht entfernt als Ersatz des angedeuteten Ausfalls in der Nachfrage der Arbeiter und Unternehmer nach einheimischen Producten ansehen; und zwar um so weniger als jener Gewinn schnell bey der Entwickelung der Gewerbe abgenommen hätte, der Mehrerwerb in den emporkommenden Gewerben dagegen weit stärker stieg. In der Production im Ganzen wären die Kapitale, die bey Gründung des Zollvereins zu neuen Gewerbsunternehmungen verwendbar waren, auch bey freyer Einfuhr der Producte disponibel gewesen. Sie wären nicht zinslos liegen geblieben, sondern entweder auf Production im Lande, oder zu Geschäften im Auslande angewendet worden. Im Lande bot eben wegen der Uneinträglichkeit der Gewerbsunternehmungen vorherrschend nur der Landbau Gelegenheit hierzu. Ob aber bey dem Sinken des Wohlstandes der Gewerbe und des Lohns in ihnen und der daraus hervorgehenden Abnahme der Nachfrage nach Bodenfrüchten im weiteren Sinne eine Vermehrung der landwirthschaftlichen Production in stärkerem Maße als sie neben der Entwickelung der Gewerbe statt gefunden, lohnend gewesen wäre, ist sehr zu bezweifeln. Im auswärtigen Verkehre konnten die disponibeln Kapitale als Darlehen (z. B. durch Ankauf von Staatspapieren fremder Staaten) oder im Zwischenhandel oder in der Aus- und Einfuhr von Gütern angewendet werden. Daß die Einfuhr fremder Consumtibilien bey der Abnahme der innern Zahlungsfähigkeit nicht zugenommen hätte, leuchtet ein; doch konnte der Mehrbedarf an Manufacten an der Stelle der bis dahin im Inland erzeugten z. B. an Baumwollwaaren, Seidenwaaren ꝛc. einige Vermehrung der Einfuhr veranlassen.

Die Ausfuhr unserer Producte hängt aber gerade in den Erzeugnissen des Bodens, worin die Hauptausfuhr bestand, Getraid und Wolle, nicht bloß von der Masse Kapital ab, die man auf ihre Production und Versendung wenden kann und will, sondern vor allem von dem Bedarf des Auslandes, dessen Nachfrage nach unserer Wolle sich nur so weit vermehrt hätte, als die einheimische Wollfabrication durch die auswärtige verdrängt worden wäre. Ob eine stärkere Production und Ausfuhr in den Gewerbsarten statt gefunden hätte, in denen der Zollverein auch ohne Schutzzoll dem Auslande überlegen war, ist zu bezweifeln, da in ihnen bereits die Befriedigung des auswärtigen Marktes statt fand. Darlehen ins Ausland hätten gar keine, Zwischenhandel nur wenig neue Arbeit veranlaßt. Nach alle dem läßt sich daher nicht annehmen, daß die anderweite Anwendung der Kapitale den Arbeitern Ersatz für den Entgang der Arbeitsgelegenheit in den unter dem Zollschutz erweiterten Gewerben und eben so viel Gelegenheit zur Kapitalvermehrung als sich in diesen darbot gewährt hätte. Auffer dem Nachtheile einseitiger Beschränkung der technischen Thätigkeit hätte sich also neben vielem Verlust am Vermögen in den zurückgehenden Gewerben ein großer Ausfall in dem Gesammterwerb der Arbeiter und Unternehmer ergeben, ohne daß die zahlungsfähigen Consumenten einen einigermaßen erheblichen Nutzen durch wohlfeileren Bezug ihrer Verbrauchswaaren zögen. Demnach dürften nicht bloß historische Gründe, sondern auch strenge ökonomische Prüfung die Forterhaltung des von Preußen früher und von Bayern im Wesentlichen seit 1826 eingeführten Schutzsystems bey Gründung des Zollvereins rechtfertigen. Völlig unpraktisch wäre es daher und nach der hier gegebenen Nachweisung auch rein ökonomisch betrachtet verwerflich, jetzt, nachdem der Zollverein fast alle Zweige der Industrie, zu denen er die Bedingungen im oben angedeuteten Sinne besitzt, entwickelt hat und nachdem er gerade in den meist geschützten Productionszweigen bis zu bedeutender Ausfuhr an Manufacten gelangt ist, die Frage stellen zu wollen, wann nun die Fabrication den Schutz entbehren könne und dessen Aufhebung nach ein bis zwey Tarifperioden vorzuschlagen. Bey so

weit entwickelter und selbst ausführender Industrie kann von einer Bedrückung der Consumenten durch höhere Preise als die der Fremdwaare nicht mehr die Rede seyn; wegen kleiner Differenzen im Preise aber oder gar nur um einem zu abstract gefaßten theoretischen Satze zu genügen, die einheimische Fabrication in ihrem Sicherstande zu bedrohen und sie allen den Schwankungen zufälliger Ueberproduction des Auslandes preis zu geben, würde sich in keiner Weise verantworten lassen. Dabey soll nicht behauptet werden, daß nicht, während einzelne Zölle noch zu wenig Schutz gewähren, andere, da sie alle fremde Concurrenz ausschließen, wie der Schutzzoll der Zuckerraffinerie zu hoch sind und einer Ermäßigung bedürfen. Diese Modificationen sind aber eben im Art. 34 der Zollvereinsverträge vorgesehen.

Der Zollverein hat die Garantie seiner Dauer nicht in der Gemeinschaftlichkeit der Erhebung und in der Einträglichkeit seiner Finanzzölle, sondern in seinem Schutzzollsystem, das auf den vernünftigen Grundsatz der Zulassung aller Fremdwaaren mit entsprechendem Vortheile für den einheimischen Producenten gebaut ist. Durch dieses Schutzsystem hat er die bey freyer Einfuhr fremder Manufacte im Auslande lebenden Arbeiter und Unternehmer gewissermaßen ins Land gezogen und in deutschen Staaten zu Bürgern gemacht, die nun zugleich über das ganze Land vertheilte Abnehmer einheimischer Bodenfrüchte und Manufacte sind, während sie im Auslande lebend mit unserer Zahlung für ihre Producte auswärtige Lebensmittel und Gewerbswaaren gekauft und verbraucht hätten. Zum ersten Male in der deutschen Geschichte sind hier deutsche Fürsten zusammengetreten zu gemeinsamer Garantie der materiellen Interessen ihrer Unterthanen, und zum ersten Male ist dem Deutschen in seinem Lande vor dem Ausländer ein Vorzug eingeräumt worden. Mit der Einsicht in die Vortheile, welche für Landbau, Gewerbe und Handel aus der Vereinigung so vieler deutscher Staaten zu einen großen Markte hervor giengen, mit dem Bewußtseyn, daß nunmehr in deutschen Landen der Deutsche wenigstens im Handel und Wandel zum Deutschen stehe und mit der Erfahrung der großen Erleichterung und Förderung neuer Unternehmungen und der Erweiterung und Sicherung des Spielraums der Arbeitsgelegenheiten im Bereich fast aller Gewerbe, welche der geregelte Schutz gewährte, erlangte das Nationalgefühl der Deutschen, zuerst wieder eine praktische Basis. Dieses ökonomisch gerechtfertigte, in politischer Beziehung aber doppelt werthvolle System des offenen Verkehrs mit dem Auslande bey angemessenem Schutze der einheimischen Betriebsamkeit fortzubilden, ist die Aufgabe des Zollvereins. Dabey müssen einerseits unbillige und bloß eigennützige Forderungen einzelner Klassen von Producenten auf das Maß reducirt werden, welches den wohlerwogenen Interessen der Volkswirthschaft im Ganzen entspricht; andererseits sind theoretische Rathschläge zurückzuweisen, in denen abstracte Lehren der Schule ohne die Modificationen geltend gemacht werden, welche aus der Berücksichtigung gegebener Verhältnisse hervorgehen. Zum Glück ist die Bindung der Interessen und die Ueberzeugung von der Gedeihlichkeit der erlangten Zustände bereits so befestiget, daß diejenigen, welche das bestehende System aufzulösen und unbedingte Gleichstellung des Ausländers mit dem Inländer, wenn auch erst nach ein bis zwey Tarifperioden herzustellen rathen, wohl nur wenig Beyfall erlangen werden. Und wie different auch die Ansichten der Regierungen über einzelne Schutzmaßregeln seyn mögen, als ein erfreulicher Beweis des Fortgangs auf dem angebahnten Wege erscheint es, daß die Forderung, deutscher Nationalität forthin auch im Auslande Anerkennung zu verschaffen, bereits nicht mehr unter die Unmöglichkeiten gehört, nachdem der von Bremen ausgegangene Vorschlag eines Bundes deutscher Staaten für Schiffahrt und äussere Handelsverhältnisse, dem die Zollvereinsstaaten als eine Anzahl unter sich speziell verbundener Mitglieder beytreten würden, von so vielen Seiten lebhaften Anklang gefunden hat.

Dr. von Hermann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 7. October.

Nro. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen.

(Fortsetzung.)

Die Bittererde wurde erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts von England aus bekannt, wozu die Einführung einiger diese Erde enthaltenden Arzneymittel, der Magnesia alba und des Bittersalzes Veranlassung gaben. Das Bittersalz wurde zuerst von Nehemias Grew aus dem Wasser der Epsomer Mineralquelle dargestellt und von Franz Moult aus dem Wasser von Shootershill in Kent. In Deutschland wurde Bittersalz 1717 von Fr. Hoffmann aus dem Sedlitzer Wasser und 1726 aus der Saidschützer Quelle dargestellt.

Die Magnesia alba, ein von einem römischen Domherrn entdecktes Mittel, wurde im Anfang des 18. Jahrhunderts zuerst verbreitet, ihre Zubereitung blieb aber einige Jahre unbekannt. Später erst fand man, daß sie aus den Mutterlaugen des Salpeters und des Kochsalzes abgeschieden werden kann. Neben den Benennungen Bittererde und Magnesia wurde sie von Werner zuerst Talkerde genannt, weil sie im Mineralreiche im Talk, im Speckstein, Amianth ꝛc. angetroffen wird. Das Vorkommen der phosphorsauren Magnesia in den Knochen wurde 1803 von Fourcroy und Vauquelin entdeckt.

Der Alaun war als Salz schon längst im Gebrauch, ohne daß man seine Natur erkannt hatte. Die Anwendung des Alauns fand in der Medicin als adstringirendes Mittel, in der Technik vorzüglich zur Bearbeitung der Häute und der Wolle statt. Auch soll Archelaus in dem Kriege zwischen Mithridates und den Römern einen hölzernen Thurm durch Ueberstreichen mit Alaun feuerfest gemacht haben. Erst im Jahre 1754 zeigte Marggraf in den Schriften der Berliner Akademie, daß die Erde im Alaun von der Kalkerde ganz verschieden sey, indem sie andere Salze bildet und aus dem Salmiak das flüchtige Laugensalz nicht austreibt; er zeigte ferner, daß die Erde des Alauns auch im Thon enthalten, hier aber noch mit Kieselerde verbunden sey. Daß die feuchte Alaunerde in Aetzkali sich löst, wurde zuerst von Klaproth 1789 beobachtet.

Die Kieselerde wurde in den Mineralien, welche sich wegen großer Härte und Anwendbarkeit zur Glasbereitung auszeichnen, als ein gemeinsamer hypothetischer Grundstoff unterschieden; aus der genaueren Untersuchung dieses Grundstoffes bildeten sich nach und nach unsere Kenntnisse der Kieselerde. Auf das Gelatiniren mit Säuren, welches einige kieselhaltige Verbindungen zeigen, machte zuerst Schwab 1758 bey Gelegenheit der Untersuchung eines Zeoliths aufmerksam, eine Erscheinung, welche Bergmann 1777 in seiner Arbeit über vulkanische Mineralien näher beleuchtete; auch wurde von Bergmann nachgewiesen, daß in einigen Quellwassern Kieselerde aufgelöst sey. Schon Tachenius behauptete 1666, daß der Kiesel eher sauere Eigenschaften, als die entgegengesetzten zeige; er verbinde sich mit Alkali, werde aber von Säuren nicht angegriffen. Smithson erklärte 1811 die Kieselerde für eine schwache Säure. Die Wichtigkeit dieser Betrachtungsweise trat besonders an den Tag, als Berzelius

1814 zeigte, daß sich die Kieselerde in bestimmten Verhältnissen mit Basen vereinigt und daß die kieselhaltigen Mineralien als kieselsaure Salze, die nach stöchiometrischen Proportionen zusammengesetzt sind, betrachtet werden können. Die Natur der Kieselerde blieb bis dahin unerforscht. Lavoisier meinte zwar, daß die Zeit wohl nahe sey, welche die Kieselerde als einen zusammengesetzten Körper erkennen lassen werde, ohne jedoch anzugeben, welche Zusammensetzung er für sie vermuthe. Nachdem 1808 für die meisten Erden nachgewiesen war, daß sie aus einem Metall und Sauerstoff bestehen, nahm man dieß auch für die Kieselerde an, ohne jedoch ein Metall im reinen Zustande daraus darstellen zu können. In Verbindung mit Kohlenstoff und Eisen erhielt Berzelius 1810 zuerst das Silicium; derselbe lehrte 1823 es aus dem Fluorsiliciumkalium rein darzustellen.

Geschichte der einzelnen schweren Metalle. Wir übergehen den geschichtlichen Theil der in späteren Zeiten entdeckten Metalle, vorzüglich für den Fall, wenn sie in ihrer Anwendung kein großes Interesse gewähren, als Titan, Wolfram, Molybdän, Tellur, Uran, Vanadium ꝛc. und heben aus den übrigen dasjenige hervor, was auf ihre Entdeckung in geschichtlicher Hinsicht Bezug hat.

Chrom. Die Untersuchung des sibirischen rothen Bleyspathes führte zur Entdeckung des Chroms. Als Vauquelin dieses Fossil im Jahre 1797 zum zweytenmale untersuchte, fand er, daß darin das Bley an eigenthümliche Säure gebunden sey, welche sich als die Oxydationsstufe eines neuen Metalls erwies. Er belegte dieß Metall mit dem Namen Chrom (χρῶμα Farbe), weil alle seine Verbindungen ausgezeichnet gefärbt sind. Später fand Vauquelin das Chrom in dem Smaragd und Spinell. V. Rose fand es im Serpentin und von Tassaert wurde es im Chromeisenstein nachgewiesen.

Mangan. Die Entdeckung des Metalls leitete sich aus der Untersuchung des Braunsteins ab, ein von den Alten bereits gekanntes Mineral, was aber von ihnen mit dem Magneteisenstein verwechselt und erst 1774 von Scheele als ein eigenthümliches Metall bezeichnet wurde. Diese Entdeckung erhielt bald darauf von Bergmann und Gahn wiederholte Bestätigung. Glauber hatte schon 1659 gezeigt, daß wenn man den Braunstein mit Kali schmelzen läßt, eine Masse entstehe, welche im Wasser aufgelöst zuerst purpurfarbig, dann blau, roth und grün werde. Scheele machte ebenfalls auf diese Farbenveränderung aufmerksam, schrieb sie aber zum Theil der Gegenwart eines gelben Eisenkalkes zu und gab dem mit Salpeter geschmolzenen Braunstein die Benennung „mineralisches Chamäleon.“ Zu richtigeren Ansichten über die Ursache des Farbenwechsels leiteten erst die Untersuchungen von Chevillot und Edwards. Diese fanden (1817), daß beym Glühen des Braunsteins mit Kali an der Luft stets Sauerstoff aus derselben absorbirt werde, und daß sich bey Anwendung von einer größeren Quantität Braunstein und weniger Kali unmittelbar eine rothe Verbindung bilde, welche krystallisirt und das Kali im neutralisirten Zustande enthält. Hieraus schlossen sie, daß sich hier eine eigenthümliche Säure, die Mangansäure bilde. Später wurden von Forchhammer und Mitscherlich in dem grünen und dem rothen Chamäleon zwey verschiedene Säuren des Mangans erkannt und die richtige Zusammensetzung derselben bestimmt. Wir vermissen bey diesem Gegenstand die Citation einer Arbeit von Fromherz, welche zur Kenntniß der Mangansäure schätzbare Beyträge geliefert hat.

Arsenik. Schon im vierten Jahrhundert vor Chr. waren Arsenikverbindungen, nämlich das gelbe und das rothe Schwefelarsenik bekannt und eine bestimmte Kenntniß des weißen Arsenik, unserer arsenigen Säure, findet sich zuerst bey Geber im achten Jahrhundert. Den Arsenikkönig durch Sublimation darzustellen, lehrte zuerst J. F. Henkel 1725; seine Methode wurde von Brandt 1733 in den Schriften der Stockholmer Akademie genauer angegeben. Von jener Zeit an erkannte man den weißen Arsenik als den Kalk eines eigenthümlichen Metalls.

Antimon. Nur das natürlich vorkommende Schwefelantimon war den Alten bekannt und von diesem gingen daher die Untersuchungen für die Darstellung der Antimonverbindungen aus. Dioscorides und Plinius bezeichneten das Antimon mit dem Namen στίμμι und Stibium. Im Orient herrschte die Sitte, daß die Frauen ihre Augenbrauen mit

Schwefelantimon schwärzten, was auch im zweyten Buche der Könige im hebräischen Urterte vorkömmt, wo es heißt: „sie schminkten ihre Augen mit Spießglanz.“ Das amorphe Schwefelantimon, nämlich der Kermes minerale war schon von Basilius Valentinus dargestellt worden und Glauber spricht von der Auflösung und dem Wiederabscheiden des rothen Spiesglanzes in Kali-Lauge. Den sogenannten Goldschwefel erhielt Basilius Valentinus zuerst, indem er die lange mit rohem Spießglanz gekochte scharfe Lauge durch Essig fällte. Die Darstellung des eigenthümlichen Metalls aus dem Spießglanz wird erst im 15. Jahrhundert von Basilius Valentinus beschrieben; er schied das Metall aus dem rohen Spießglanz ab, indem er dasselbe mit Weinstein und Salpeter glühte. Das reguliniſche Antimon hielt er indessen für eine Abart des Bleyes.

Wismuth. Auch das Wismuth als einen metallischen Körper beschreibt zuerst Basilius Valentinus im 15. Jahrhundert, denn das Wort Marcasita wurde im 13. Jahrhundert und noch später für jedes glänzende erzführende Mineral, namentlich für Eisenkies und Blende gebraucht. Nachdem das Wismuth noch lange als ein dem Zinn und dem Bley entsprechendes Halbmetall betrachtet worden war, lehrte endlich Bergmann die Reactionen des Wismuths als eines eigenthümlichen Metalls kennen. Schon Libavius wußte, daß die Lösung des Wismuths in Salpetersäure durch Wasser niedergeschlagen werde und daß dieser Niederschlag in salpetersäurehaltigem Wismuthoxyd bestehe, welches von Lemery als weiße Schminke empfohlen wurde.

Zink. In älteren Zeiten kannte man nur die Legirung des Zinks mit Kupfer, das Messing, ohne zu vermuthen, daß darin außer dem Kupfer noch ein besonderes Metall enthalten sey. Auch später geht die Erkenntniß des Zinks vorzüglich aus der genauen Untersuchung des Messings und der Erze, welche zu dessen Bereitung dienen, hervor, denn bis zum 16. Jahrhundert war die Ansicht allgemein, daß das Messing aus Kupfer und einer Erde bestehe. Das Wort Zink kommt zuerst bey Basil. Valentinus im 15. Jahrh. und bey Agricola gegen das Ende des 16. Jahrh. vor, aber meistens bedeutet es bey ihnen nicht das Metall, sondern nur Zinkerz. Libavius hatte, ohne es zu wissen, Zink und erkannte es genauer als irgend einer seiner Zeitgenossen oder nächsten Nachfolger; er giebt seine äußeren Eigenschaften genau an und beschreibt die Oxydation des Zinks durch Verbrennung. Boyle bezeichnet das Zink mit dem Namen Spelter; letzteres Wort heißt eigentlich Spiauter und scheint indischen Ursprungs zu seyn, da das indische Zink vorzugsweise so benannt wurde. Endlich erklärte Stahl, daß der Galmey, wie er aus den Goslarischen Oefen gebrochen wird, nicht als solcher in das Kupfer übergehe, sondern erst metallische Gestalt gewinnen müsse, da die Töpfe nebst dem Kupfer und Galmey viel verbrennliches Wesen von Kohlengestiebe in sich enthalten. In England wurde die Darstellung des metallischen Zinks seit 1730 im Großen ausgeführt und Schwab so wie Marggraf zeigten 1742 und 1746, daß die Reduction des Galmey nur in verschlossenen Gefässen möglich sey. Daß das Zink bey erhöhter Temperatur dehnbar sey, entdeckten 1805 die Engländer Hobson und Sylvester zu Sheffield.

Zinn. Die Geschichte dieses Metalls unterliegt in den älteren Zeiten großer Unsicherheit; nachweisbar wird Stannum für Zinn erst seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. gebraucht, von welcher Zeit an das griechische κασσίτερος durch Stannum wieder gegeben ist. Geber kannte Zinn gut; er erwähnt mehrerer seiner auszeichnenden Eigenschaften, so namentlich seines Geschreyes beym Biegen, auch war seit Plinius Zeiten das Verzinnen kupferner Gefässe bekannt. So früh es auch bekannt war, daß sich das Zinn leicht verkalken läßt, so spät erst wurden die Oxydationsstufen dieses Metalls genauer unterschieden. Pelletier und Proust nahmen 2 Oxydationsstufen an, und Berzelius unterschied 3 Oxyde des Zinns. Die Entdeckung des gelben Schwefelzinns (aurum mosaicum, Mussivgold) wird zwar Kunkel zugeschrieben, es war aber diese Verbindung schon viel früher bekannt.

Bley. Erst Plinius giebt genauere Nachrichten über das Bley, welches er mit dem Namen Plumbum nigrum bezeichnet. Die Römer verfertigten aus dem Bley Röhren zu Wasserleitungen und Plinius bemerkt ausdrücklich, daß zum Löthen

der Bleyröhren eine Legirung von 2 Theilen Bley auf 1 Theil Zinn verwendet werden müsse. Auch das Bleyoxyd war den Alten bekannt, aber es wurde von den Verbindungen des Bleyes mit Schwefel nicht gehörig unterschieden. Plinius kannte die rothe Mennige, sie wurde aber häufig mit dem Zinnober verwechselt. Das braune Bleyoxyd wurde von Scheele entdeckt, wenigstens wußte er, daß die Mennige durch wäßriges Chlor dunkel gefärbt wird, was schon Priestley von der Einwirkung der Salpetersäure auf Mennige wahrgenommen hatte. Das kohlensaure Bley war den Alten bekannt, denn Theophrastus beschreibt schon im 4. Jahrhundert v. Chr. die Zubereitung des Bleyweißes; Bergmann zeigte zuerst, daß das Bleyweiß (Cerussa) nicht essigsaures, sondern kohlensaures Bley sey. Daß eine Legirung aus Zinn und Bley leichtflüssiger sey, als jedes dieser Metalle für sich, war schon zu Plinius Zeit bekannt. Homberg empfahl 1699 eine Legirung aus gleichen Theilen Bley, Zinn und Wismuth als besonders leichtflüssig zum Injiciren anatomischer Präparate. Die Verhältnisse zu dieser leichtflüssigen Legirung wurden später von Valentin Rose, Marggraf und d'Arcet genauer bestimmt.

Eisen. Schon Moses erwähnt des Eisens und der Oefen, in welchen dieses Metall geschmolzen wurde. Es scheint, daß das Eisen schon vor der Sündfluth bekannt gewesen, denn Moses spricht von einem Künstler in Erz und Eisen, Tubalcain, welcher dieser frühen Periode angehört. Die Griechen verlegten die erste Bekanntschaft mit der Bearbeitung des Eisens in die fabelhafte Zeit des Prometheus und der Cyklopen. Magneteisenstein scheint das Eisenerz gewesen zu seyn, aus welchem die Alten das Metall hauptsächlich darstellten, obgleich über die Art und Weise dieser Darstellung keine hinlänglich genauen Angaben vorhanden sind. Der Eisengehalt im Blute wurde 1747 von dem Italiener Menghini in den Denkschriften der Akademie zu Bologna nachgewiesen. Eine vorzügliche Kunstfertigkeit in der Bearbeitung des Eisens und des Stahls schrieben die Alten den Chalybern zu, einer am schwarzen Meere wohnenden Völkerschaft und von diesem Namen soll dem Stahl die Benennung Chalybs beygelegt worden seyn. Obgleich die Bereitung des Stahls und das Härten desselben durch schnelles Abkühlen in kaltem Wasser bekannt war, so gaben doch erst Brandt 1751 und Bergmann 1781 die ersten Aufschlüsse über die Zusammensetzung des Stahls. Bergmann fand nämlich im Gußeisen mehr Kohle, als im Stahl, und in diesem mehr, als im Schmiedeisen, wobey er beobachtete, daß Gußeisen durch Verminderung seines Gehaltes an Kohle oder Graphit in Stahl übergehe und daß Schmiedeisen durch Vermehrung seines Kohlengehaltes in Stahl umgewandelt werde, eine Ansicht, welche von Rinmann bestätigt wurde. Die Oxyde des Eisens, das rothe unter dem Namen Crocus Martis oder Colcothar und das schwarze unter dem Namen Aethiops Martialis waren schon zur Zeit von Basilius Valentinus und noch früher bekannt. Ueber die von Fremy 1840 entdeckte Eisensäure liegen schon früher gemachte Beobachtungen vor, welche auf die Bildung einer intensiv gefärbten Verbindung von Eisen und Kali hindeuten, aber nicht berücksichtigt wurden. So bemerkt Stahl in seinem Specimen Becherianum (1702): „Alcali soluit ferrum, combustione ferri dextra cum nitro, unde sal alcali nitri, causticum remanens, aliquam portionem ferri ita solvit, ut amethystino-purpureo colore limpido, etiam per filtrum secum ducat. In den Abhandlungen der Stockholmer Akademie erwähnt Ekeberg bey der Untersuchung des Gadolinith, daß derselbe mit Kali geglüht diesem Alkali eine dunkelrothe Farbe ertheile und daß diese schöne Farbe nicht vom Braunstein, sondern vom Eisen, welches sich in der Auflösung des Kali befinde, herrühre. Das schwefelsaure Eisenoxydul oder der Eisenvitriol war den Römern unter dem Namen Atramentum sutorium bekannt und wurde als Arzneymittel und zum Schwärzen des Leders verwendet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 8 October

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen.

(Fortsetzung.)

Kobalt. Der Begriff, welchen man mit dem Worte Kobalt in mineralogischen Schriften verband, war sehr lange unbestimmt; im Allgemeinen scheint man damit Mineralien bezeichnet zu haben, aus welchen man ungeachtet ihres metallischen Ansehens kein damals nutzbares Metall gewinnen konnte; Kobalt bedeutete also, ähnlich wie die Zinkblende, täuschendes Erz. Später belegte man mit diesem Namen diejenigen Erze, welche das Glas blau färben und in ihnen erkannte man endlich ein eigenthümliches Metall. Das mit geröfteten Kobalterzen oder Zaffer blau gefärbte und fein gemahlene Glas ist unter dem Namen von Smalte bekannt. Der schwedische Chemiker Georg Brandt stellte zuerst 1735 das Kobalt in metallischem Zustand dar.

Nickel. Das Nickel kömmt in dem sogenannten Kupfernickel vor, ein Mineral, in welchem aber kein Kupfer enthalten ist. In den Abhandlungen der Stockholmer Akademie gedenkt Cronstedt zuerst (1751) des Nickels als eines eigenthümlichen Metalls und fand auch schon, daß Nickel mit dem Kupfer ein hartes weißes Metall gebe. Schon im Jahre 1776 hatte Engeström gefunden, daß die in China zur Anfertigung von Geräthschaften gebräuchliche Metalllegirung, welche unter dem Namen Packfong ausgeführt wurde, aus Nickel, Kupfer und Zink bestehe; eine ähnliche Metallmischung verarbeitete man bey Suhl, das Weißkupfer, welches auch unter dem Namen Argentan oder Neusilber bekannt ist.

Kupfer. Das Kupfer, im alten Testament oft als Erz bezeichnet, war den Israeliten wohl bekannt. Es konnte schon deßhalb früher verarbeitet werden, weil es in gediegenem Zustande vorkömmt und nach dem Schmelzen sogleich hämmerbar und dehnbar ist. Die erste Angabe eines Kupfergehaltes in Pflanzenaschen rührt von Buchholz (1816) her. Die Analyse von antiken grünen Gläsern hat es außer Zweifel gesetzt, daß sie mittelst Kupferoxyd gefärbt wurden. Auch stellten die Alten durch Kupferoxydul rothes Glas dar, denn in dem antiken rothen Glase ist der Gehalt an Kupfer durch die Analyse nachgewiesen; allein die Kunst durch Kupferoxydul rothes Glas zu bilden, war später ganz in Vergessenheit gekommen und wurde erst seit 1828 durch Engelhardt's Lösung der über diesen Gegenstand von dem Berliner Gewerbsvereine gegebenen Preisfrage wieder allgemein bekannt. Das schwefelsaure Kupferoxyd oder der blaue Vitriol war schon in den ältesten Zeiten bekannt, wurde aber doch oft mit dem grünen Eisenvitriol verwechselt. Basilius Valentinus kannte die gemischten Vitriole, denn er sagt: durch die Auflösung von Eisen und Kupfer werden Mars und Venus recht mit einander vereinigt. Den Vitriol hält er für die Materia prima zur Darstellung des Steines der Weisen, und sagt in seinem letzten Testamente, daß wo Eisen und Kupfer vorhanden, der Saame des Goldes nicht weit entfernt sey. Auf diese Ansichten beziehen sich die Trostsprüche, die in den alchymistischen Schriften des Mittelalters aufgeführt

werden: Qui non laborat in Venere et Marte, est stultus in arte. Das arsenigsaure Kupferoxyd lehrte Scheele 1778 durch Fällung einer Kupferauflösung mit arsenigsaurem Kali darstellen, welches später zu verschiedenen grünen Farben Veranlassung gab.

Queckſilber. Dieß Metall ist wahrscheinlich später als Gold, Silber, Kupfer und Eisen bekannt geworden, denn weder Moses noch die älteren griechischen Schriftsteller erwähnen des Queckſilbers. Nur Theophrastus (300 Jahre v. Chr.) giebt an, daß die Kunst manchmal die Natur nachahme und Dinge eigener Art hervorbringe, wie das Queckſilber (flüſſiges Silber) und dieses werde aus Zinnober gemacht. Seit Lavoiſier wird das metallische Queckſilber als ein einfacher Körper betrachtet. Daß das Queckſilber durch Kälte fest werde, beobachtete zuerst Braune in Petersburg im Winter 1759; bey seinem Versuche wurde die niedrige Temperatur dazu vermittelst Schnee mit Scheidewasser hervorgebracht. Als die Chemie aus den Händen der Alchymisten in die der medicinischen Chemiker überging und die Aufsuchung kräftig wirkender chemischer Heilmittel ein Hauptpunkt chemischer Arbeiten wurde, gewann die Untersuchung der Queckſilberverbindungen neue Wichtigkeit und viele Präparate dieses Metalls wurden bekannt. Dioscorides spricht schon vom Zinnober als Arzneymittel. Das Queckſilberoxyd wurde zuerst von Geber durch längeres Erhitzen des Metalls dargestellt, aus dem salpetersauren Queckſilberoxyd erhielt es zuerst Raymundus Lullus. Das Queckſilberchlorid (Sublimat), ebenfalls von Geber entdeckt, wurde seiner heftigen Wirkung wegen als Draco bezeichnet und als ein vorzügliches Mittel, den reguliniſchen Zustand vieler Metalle zu vernichten; auch wurde er Mors oder Malleus metallorum genannt. Das Queckſilberchlorür (Calomel) scheint schon im 16. Jahrhundert als Arzneymittel angewendet worden zu seyn. Der durch wiederholte Sublimationen erhaltene Calomel wurde Mercurius dulcis, Draco mitigatus und Manna metallorum genannt. Auf nassem Wege wurde er von Lemery aus der kalt bereiteten salpetersauren Queckſilberſolution durch Kochsalz niedergeschlagen, welcher Niederschlag von Kunkel Lac mercurii genannt wurde. Da Scheele die Bereitung des Calomel auf nassem Wege 1778 bestätigte, so wurde ihm die Entdeckung dieser Methode zugeschrieben. Daß sich das Queckſilber mit Metallen zu einem Amalgam vereinigt und die Metallgefäße mit Ausnahme der eisernen durchbohrt, war schon in den ältesten Zeiten bekannt.

Silber. Da das Silber zu den am frühesten bekannten Metallen gehört, so ist auch der Entdecker desſelben nicht wohl anzugeben; wenn von den Alten in dieser Hinsicht bestimmte Namen genannt werden, so beziehen sich diese auf die Entdeckung des Vorkommens des Silbers, nicht aber des Metalls selbst. So weit die Geschichte reicht, gewannen die Alten das Silber aus seinen Erzen, indem sie es mit Bley auszogen und dann von diesem wieder abschieden. Das Ausziehen des Silbers vermittelst Queckſilber oder die Amalgamation wurde zuerst in Mexico von Bartholomäus von Medina 1566 im Großen ausgeführt. Von den im Wasser löslichen Salzen des Silbers wurde das salpetersaure Silber zuerst beachtet und Geber lehrte es im kryſtalliniſchen Zustande darstellen. Nachdem Albertus Magnus gefunden hatte, daß die Auflösung des Salzes die Haut dauernd schwarz färbt, wurde die Aufmerksamkeit der Jatrochemiker auf diese Eigenschaft gelenkt, und Angelus Sala lehrte durch Schmelzen der Kryſtalle den sogenannten Höllenstein daraus bereiten.

Gold. In den ältesten Schriften der Israeliten wird des Goldes und seiner leichten Verarbeitung erwähnt. Plinius führt an, daß das Gold stets mit Silber verbunden vorkomme, und wenn der fünfte Theil der Legirung Silber sey, man sie Electrum nenne. Die Scheidung des Goldes und Silbers durch Salpetersäure soll im Großen zuerst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in Venedig angewendet worden seyn und wurde dann bald darauf von Le Cointe in Paris eingeführt, welcher später das Geheimniß dieser Kunst dem Pariser Münzhof verkaufte. Scheffer sagt in den Schriften der Stockholmer Akademie 1752, daß die concentrirte Vitriol- oder Schwefelsäure das Silber ebenfalls auflöse, aber das Gold nicht im Geringsten anrühre, so daß Silber und Gold sich auch dadurch vollkommen von einander trennen lassen. In Paris wurde

1802 durch d'Arcet die Scheidung des Goldes vom Silber durch Schwefelsäure eingeführt. Die Auflösung des Goldes in Königswasser findet sich zuerst bey den arabischen Alchymisten erwähnt und in der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde bekannt, daß sich Gold in Schwefelleber auflöse. Obgleich Geber schon wußte, daß die Goldauflösung zur Bereitung des Rubinglases dienen konnte, so schenkte man doch der Färbung des Glases durch Gold mehr Aufmerksamkeit, nachdem Glauber gezeigt hatte, daß die Goldauflösung durch Zinn niedergeschlagen werde. Die Niederschlagung des Goldes aus seiner Lösung durch Zinnsolution wurde von Andreas Cassius, Arzt in Hamburg, zuerst bekannt gemacht.

Platin. Schon im 16. Jahrhundert erwähnt Scaliger der Unschmelzbarkeit eines metallischen Körpers, welcher von Darien in Neu-Granada kommt, woselbst das Platin sich reichlich findet. Dieß scheint Platin gewesen zu schein, aber erst 2 Jahrhunderte später wurde wieder auf das Platin geachtet und seit dieser Zeit beschäftigen sich die Chemiker ausdauernd mit diesem Metall. Der Spanier Ulloa erwähnt des Platins 1748 als eines metallischen Steines, aber von Watson, welcher Proben von Charles Wood erhalten hatte, wird es zuerst 1750 als ein eigenthümliches Metall beschrieben. Scheffer gab in den Abhandlungen der Stockholmer Akademie 1752 specielle Nachrichten über die Eigenschaften des Platins; er zeigte die Unlöslichkeit desselben in Scheidewasser und seine Löslichkeit in Königswasser. Er erklärte den neuen Körper für ein wahres und edles Metall, welches für sich in dem stärksten Ofenfeuer unschmelzbar sey, aber unter Zusatz von Arsenik geschmolzen werden könne. Marggraf hatte zuerst wahrgenommen, daß die Platinsolution mit den Kali- und Ammoniaksalzen einen orangegelben Niederschlag gebe, was mit den Natronsalzen nicht der Fall sey. Graf Sickingen, damals kurpfälzischer Gesandte in Paris, scheint die Schweißbarkeit des Platins zuerst dargethan zu haben; er war es auch, welcher Platinblech und Platindraht darstellte. Nach Wollaston soll das aufgelöste Platin mit Salmiak gefällt und der getrocknete Niederschlag in eine konische Form von Tiegelmasse eingestampft, darin bis zum Glühen erhitzt und mittelst eines Stempels zusammengedrückt werden, wodurch das Platin als eine zusammenhängende Metallmasse erhalten wird. H. Davy zeigte 1817, daß Platindraht oder Blech, nicht bis zum Glühen erhitzt, in ein Gemeng von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas gebracht, darin erglüht, wobey das Gasgemeng langsam und in einigen Fällen rasch verbrennt. Nach Erman konnte diese Erscheinung schon bey 50° hervorgebracht werden. Döbereiner fand 1822, daß der Rückstand von der Erhitzung des Platinsalmiaks schwach erwärmt und mit Alkohol an der Luft in Berührung gebracht, dieselbe Erscheinung zeigt und fand endlich 1823, daß fein zertheiltes Platin durch einen Strom von Wasserstoffgas, welcher auf dasselbe bey Zutritt der Luft gleitet wird, sich von selbst entzündet, durch welche Entdeckung Döbereiner die Mitwelt mit der so verbreiteten Zündlampe beschenkte. —

Ausbildung der organischen Chemie im Allgemeinen. Während längerer Zeit wurde nur die Chemie der mineralischen Substanzen getrieben; das Studium der organischen Verbindungen ist vorzugsweise der neueren Zeit angehörig, indem über dieselben in der früheren Zeit nur unsichere Wahrnehmungen gemacht und schwankende Ansichten aufgestellt wurden. Fourcroy und Vauquelin waren es vorzüglich, welche der organischen Chemie ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und chemische Prozesse, wie den der Aetherbildung und andere zu erklären suchten. Die Analysen einzelner organischer Substanzen wurden zuerst von Gay-Lussac, Thenard und Berzelius genauer ausgeführt. Chevreul's Arbeiten über die Fette können als Muster einer erschöpfenden Untersuchung in der organischen Chemie aufgestellt werden, und aus den Untersuchungen von Liebig und Wöhler läßt sich abnehmen, wie die schwierigsten Gegenstände der organischen Chemie zu bearbeiten seyen. Lavoisier gab zuerst als Charakter der vegetabilischen Substanzen an, daß sie aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehen, daß in den animalischen Verbindungen aber außerdem noch Stickstoff und Phosphor als Elemente enthalten seyen. Lavoisier ist daher jedenfalls als Begründer der Elementaranalyse organischer Verbindungen zu betrachten. Seine ursprüngliche Analysirmethode wurde durch Saussure, Berthollet, Gay-Lussac, Thenard, Berzelius, Döbereiner ꝛc. wesentlich modificirt und verbessert.

Weingeist. Wenn auch weingeisthaltige Getränke, wie Wein und Bier, den Alten längst bekannt waren, so hatten sie doch keine genauere Kenntniß des Weingeistes; erst nach der Verbesserung der Destillirapparate durch die Alexandriner finden sich Anzeigen, daß man den Wein destillirt und die Brauchbarkeit des Destillates wahrgenommen habe. Den wasserfreyen Weingeist durch Destillation über frisch geglühtes kohlensaures Kali darzustellen, zeigte zuerst Lowitz 1796; Richter wendete zu diesem Zwecke in demselben Jahre das geschmolzene Chlorcalcium an. Die älteste Wahrnehmung der Weingährung reicht über die Gränzen der sicheren historischen Nachrichten hinaus; die Kenntnisse der Alten von der Weingährung waren natürlich rein empirisch. Der Vf. theilt die verschiedenen von Raymundus Lullus, Petrus Bonus, B. Valentinus, Stahl, Libavius ꝛc. über die Gährung aufgestellten Ansichten ausführlich mit. Fabbroni behauptete noch, daß der Weingeist in dem gegohrenen Weine nicht fertig gebildet sey, sondern erst bey der Destillation entstehe. Brande und Gay-Lussac zeigten bald darauf die Präexistenz des Weingeistes im Weine. Lavoisier sprach endlich die Ansicht aus, daß die bey der geistigen Gährung auftretenden Producte wesentlich nur aus den Bestandtheilen des Zuckers gebildet werden.

Aether. Die Entdeckung des Aethers wird einem deutschen Arzte Valerius Cordus im 16. Jahrhundert zugeschrieben. Die Vorschrift zur Bereitung des Aethers wurde auf Verlangen des Nürnberger Rathes in der ersten deutschen gesetzlichen Pharmakopöe (Dispensatorium pharmacorum omnium) 1535 eingeschaltet. Als man noch andere Aetherarten kennen lernte, wurde der vermittelst Schwefelsäure dargestellte Aether als Schwefeläther oder Vitriolnaphta bezeichnet. Der Salpeteräther wurde 1681 von Kunkel entdeckt, aber erst später von Navier näher untersucht; diesen so wie den Salzäther und Essigäther betrachtete man damals schon als zusammengesetzte Aetherarten, in welchen sich die angewendete Säure befindet. Der Vf. theilt hier die früheren Ansichten über die Entstehung und Constitution des einfachen Aethers und der zusammengesetzten Aetherarten mit. Im Jahre 1834 stellte Liebig die Theorie auf, nach welcher der Aether das Oxyd eines Radikals und der Alkohol das Hydrat dieses Oxyds ist. Für das von ihm angenommene Radikal schlug er den Namen Aethyl vor. Die Entdeckung der Aetherschwefelsäure von Sertürner hatte auf die Theorie der Aetherbildung einen wesentlichen Einfluß.

Organische Säuren. Die einzige organische Säure, welche in den ältesten Zeiten bekannt war, ist der Essig, d. h. der rohe Weinessig; in reinerem Zustande wurde er als destillirter Essig erhalten. Um den Essig reiner darzustellen gab Stahl an, den Essig mit Alkali zu neutralisiren, abzudampfen und mit Schwefelsäure zu destilliren, auch wußte Stahl schon, daß man aus dem Bleyzucker durch Vitriolöl die Essigsäure scheiden könne. Lowitz entdeckte 1789, daß wäßrige aber reine Essigsäure wiederholt über Kohlenpulver abgezogen, so stark wird, daß sie in der Kälte krystallisirt (eisartige Essigsäure); er fand auch, daß die reinste Essigsäure entzündlich sey. Die Entstehung der Essigsäure bey der trockenen Destillation organischer Substanzen scheint zuerst von Glauber wahrgenommen worden zu seyn. Daß die Essigsäure aus dem Weingeist durch Sauerstoffaufnahme entstehe, behauptete zuerst Lavoisier. Da man erkannte, daß die Essigbildung ein Verbrennungsprozeß sey, so folgte hierauf bald die rationelle Begründung der Schnellessigfabrikation. Daß der Essig Metalle anzugreifen im Stande sey, war den Alten wohlbekannt, auch wurde schon sehr früh das essigsaure Kupfer bereitet. Nach Plinius war das unreine essigsaure Kali durch Auflösen der Asche in Essig schon bey den Alten als Arzneymittel gebräuchlich. B. Valentinus kannte das essigsaure Bley schon im 15. Jahrhundert unter dem Namen Saccharum Saturni quintessentiale.

Weinsteinsäure. Mit der Bereitung des Wein's wurde auch bald Anlaß zur Kenntniß des Weinsteins gegeben; er wurde noch von Duhamel 1732 für eine wahre Säure gehalten, wie der Essig, obgleich schon frühere Versuche angestellt worden waren, woraus man auf den Alkaligehalt des Weinsteins hätte schließen können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

I. Description des Mollusques terrestres et fluviatiles du Portugal par Arthur Morelet. Avec XIV Planches gravées et coloriées. Paris, Baillère, 1845. VII et 115 pag.

II. Catalogo de los Moluscos terrestres y de agua dulce observados en España, y descripcion y notas de algunas especies nuevas ó poco conocidas del mismo pais, por el Doctor M. P. Graells, Profesor de Zoologia en el Museo Nacional de ciencias naturales de Madrid. Madrid y Lima, 1846. VI et 25 pag. cum tabula una.

Die bisher sehr wenig bekannte Molusken-Fauna der iberischen Halbinsel bekommt durch diese beyden Arbeiten einen bedeutenden Zuwachs neuer Arten, welchen man, seitdem die zunächst angränzenden Gebiete, Südfrankreich, Nordwestafrika und die canarischen Inseln in dieser Hinsicht fleißig durchforscht waren, als ein verbindendes Glied erwarten mußte. Und wirklich schließt sich diese Fauna, so weit sie uns jetzt bekannt ist, (denn aus Spanien ist noch viel Neues zu entdecken), sehr gut an die südfranzösische und nordafrikanische an, findet jedoch im Westen in ganz eigenthümlichen Formen ihre Gränze, wie wir weiter unten sehen werden.

Der Verf. der ersten Schrift, einer durchaus musterhaften Arbeit, hat auf einer Reise von vier Monaten durch Portugal die Materialien dazu gesammelt; Mangel an Zeit ließ ihn seinen ursprünglichen Plan, die ganze Halbinsel malako-zoologisch zu untersuchen, nicht ausführen, und beschränkte ihn nur auf dieses Land, welches jedoch eine ziemlich abgeschlossene und verhältnißmäßig reiche Lokal-Fauna in sich begreift. In der sehr lesenswerthen Einleitung verbreitet er sich über den Nutzen solcher Studien.

Wenn der Werth einer Wissenschaft nicht ganz augenfällig ist, hat Jedermann das Recht zu fragen, welches ihr Zweck sey. Mit der Untersuchung der Molusken, besonders in den engen Gränzen, auf welche ich mich beschränke, ist dieß der Fall. Zu meiner Rechtfertigung ist es beynahe unnöthig anzuführen, daß berühmte Männer ihr ganzes Leben lang diesem Studium obgelegen; daß es innig verbunden mit der Geschichte der Natur, die Reihe von Beobachtungen vervollständigt, welche wir über die organischen Wesen anstellen; daß eine Vergleichung dieser Beobachtungen, wenn zahlreich genug, uns allgemeine Verwandtschaften nachweist, und der Naturgeschichte wahrhaft ein Leben verleiht; daß wir bey einfacher Betrachtung einer Schneckenschaale jene unendliche Mannigfaltigkeit wiederfinden, welche aus einem einfachen und einzigen Gesetze folgt; daß eine Untersuchung ihres inneren Baues uns in der Reihe analoger Funktionen weit auffallendere Modifikationen entdecken läßt, als in irgend einer anderen Thier-Ordnung; daß die Geschichte des Erdballs in den fossilen Ueberbleibseln derselben eine Aufklärung findet, welche die Wissenschaft überhaupt den Resten einer früheren Zeit abborgt; daß dieselben uns merkwürdige Aufschlüsse geben über die Reihenfolge der Erschaffung der lebenden Wesen; daß ihr veränderliches Aeußere und die Geneigtheit, welche dasselbe zeigt, Lokal-Einflüsse abzuspiegeln, sie zu einem wichtigen Hülfsmittel der geographischen Naturlehre machen

— und doch sind alle diese Betrachtungen, auch jede für sich allein genommen, ganz geeignet, einen Denker zu beschäftigen. Ich beschränke mich darauf auszusprechen, daß das Studium der Verhältnisse, welche zwischen diesen Wesen und dem Medium, das sie bewohnen, Statt finden, und ihrer Verwandtschaften unter einander, welche sich in der Regel an dem Gehäuse zeigen, eine Reihe von Problemen darbietet, welche eines gewissen philosophischen Werthes nicht ermangeln.

Im Verlaufe kommt der Verf. auf die große Wandelbarkeit in Größe und Farbe des einzigen hinreichende Anhaltspunkte zur Artunterscheidung darbietenden Theiles der Mollusken, der Schaale, zu sprechen, und auf die darausfolgende Schwierigkeit Arten abzugränzen. Wir finden sie nicht größer bey den Mollusken als bey anderen Ordnungen der wirbellosen Thiere, wenn Farbe und Größe oft den Ausschlag geben müssen; auch können wir nicht zugeben, daß die Mollusken eine so niedere Stufe in der Reihe der lebenden Wesen einnehmen, daß sie der nöthigen Lebenskraft ermangeln, ihre Arten aufrecht zu erhalten. Wie viele Arten, selbst weit verbreitete, giebt es nicht, die sich stets gleich bleiben, auch wo die nächst verwandten zugleich mit ihnen vorkommen? Die Abhängigkeit, in welcher alle lebende Wesen von der umgebenden Natur stehen, äußert sich bey einer Ordnung mehr als bey einer andern; ist nicht gerade das höchste Gebilde der Schöpfung, der menschliche Leib, ein wahrer Spiegel kosmischer, tellurischer, physikalischer Einflüsse? Unsere Hausthiere ändern auf die mannigfaltigste Weise ab, vermischen sich auch wohl mit verwandten Arten zu hybriden Formen; ihre Arten haben sich in Spielarten gleichsam aufgelöst, weil sie aus ihrer ursprünglichen Lebensart herausgerissen, und an ein anderes Clima, anderen Boden, andere Nahrung gewöhnt worden sind. Ebenso verhält es sich unseres Erachtens mit einem Theile jener Mollusken, welche dem Systematiker Schwierigkeiten zu machen scheinen. Sie sind, ohne gezähmt zu seyn, der Cultur gefolgt, und in andere Verhältnisse gekommen, welche sich an ihrer Schaale zunächst offenbaren, ohne Zweifel nach bestimmten Gesetzen, welche freylich noch nicht nachgewiesen werden können. Die Verf. der beyden vor uns liegenden Schriften nehmen als ausgemacht an, daß Helix hortensis nur Varietät (weder in Portugal noch in Spanien vorkommend) von Helix nemoralis sey. Wir betrachten beyde als Arten, weil sie bey uns immer, wiewohl neben einander, unvermischt und selbstständig vorkommen, und jede für sich dieselbe Reihe von Abänderungen durchläuft; wo die eine Art zahlreich ist, tritt die andere zurück, ohne ganz aufzuhören. Abgesehen von der verschiedenen Färbung des Mundsaumes, finden wir ferner die Umgänge von H. hortensis viel gewölbter, und die ganze Schaale viel kugeliger als bey H. nemoralis, und zweifeln nicht, daß auch solche anatomische Unterschiede noch aufgefunden werden, welche die Trennung dieser Arten rechtfertigen, und unbedingt nothwendig machen.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Chemie. Von Dr. Hermann Kopp, außerordentlichem Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen.

(Schluß.)

Marggraf bewies 1764, daß das Alkali, was man aus dem Weinstein durch Verbrennen desselben erhalte, darin schon präexistire; auch zerlegte er den Weinstein durch Kalk, ohne zu bestimmen, was sich hiebey mit dem Kalk vereinige. Dieß ermittelte zuerst Scheele, welcher 1769 den weinsteinsauren Kalk durch Schwefelsäure zerlegte und so zuerst die Weinsteinsäure isolirt darstellte. Die Verbindungen des Weinsteins mit Kali, Natron und Borax sind Salze, welche bald darauf entdeckt und als wirksame Heilmittel angewendet wurden. Die Entdeckung des Brechweinsteins wird Adrian von Mynsicht zugeschrieben.

Oxalsäure. Das Sauerkleesalz war schon im Anfang des 17. Jahrhunderts bekannt, denn Angelus Sala sagt, daß man aus dem Safte des Sauerampfers einen sehr sauren Weinstein bereiten könne. Marggraf hatte den Alkaligehalt im Sauerkleesalz nachgewiesen, was von Savary bestätigt wurde. Daß

das Alkali im Sauerkleesalz mit einer Säure verbunden sey, wußte man zu jener Zeit, aber die Natur der Säure blieb unbestimmt. Die Eigenthümlichkeit dieser Säure zeigte Wiegleb 1779 und beschrieb die Reaction derselben auf kalkhaltiges Wasser. Die Oxalsäure wurde lange für eine dreyfach zusammengesetzte Substanz gehalten, bis 1815 Delong zeigte, daß sie keinen Wasserstoff enthalte, sondern nur aus Kohlenstoff und Sauerstoff bestehe.

Benzoësäure. Schon im 16. Jahrhundert wurde die Destillation der Benzoësäure aus der Benzoë versucht; Vigeniere erwähnt der krystallinisch sublimirten Benzoëblumen in seinem Traité du feu et du sel. Ehrenfried Hagendorn, Arzt zu Görlitz, stellte die Säure zuerst auf nassem Wege dar.

Bernsteinsäure. Im Jahre 1550 spricht Agricola in seiner Abhandlung de natura fossilium von einer salzartigen Substanz, welche durch Destillation des Bernsteins erhalten werden kann. Lemery zeigte 1675, daß das sublimirte Bernsteinsalz eine eigenthümliche Säure sey. Nachdem dieß von Pott bestätigt worden, betrachtete man die Bernsteinsäure als einen der näheren Bestandtheile des Bernsteins.

Citronensäure. Obgleich die saure Eigenschaft des Citronensaftes schon im 13. Jahrhundert bekannt war, so wurde doch die reine krystallisirte Citronensäure und ihre Darstellung erst von Scheele 1784 beschrieben.

Blausäure, Cyan. Die Erkenntniß der Blausäure und des Cyan ist Folge der Untersuchung des Berlinerblau's, von dessen Entdeckung die Miscellanea Berolinensia 1710 zuerst Nachricht gaben. Die Entdeckung wurde dadurch gemacht, daß Diesbach und Dippel ein mit Blut calcinirtes Alkali mit Eisenvitriol versetzten. Bald darauf fand man, daß Fleisch und Wolle und andere animalische Substanzen mit Alkali geglüht demselben die Eigenschaft ertheilten, den Eisenvitriol blau niederzuschlagen und daß das mit thierischen Substanzen geglühte Alkali (Blutlaugensalz, Kaliumeisencyanür) selbst Eisen enthielt. Scheele zeigte, daß sich das färbende Princip aus dem Blutlaugensalze durch Schwefelsäure abscheiden lasse, wodurch die Entdeckung der Blausäure gemacht war. Ittner erhielt wasserfreye Blausäure, fand sie zusammengesetzt aus Stickstoff, Kohlenstoff und Wasserstoff und setzte die giftigen Eigenschaften derselben außer Zweifel. Porret zeigte, daß die Blausäure sich auch mit Schwefel zu einer starken Säure (Schwefelblausäure) verbinden könne, welche die Eigenschaft hat, die Eisenoxydlösungen roth zu färben. Gay-Lussac entdeckte 1815 das Cyan, ein aus Kohlenstoff und Stickstoff zusammengesetztes Radikal, welches durch den Zutritt von Wasserstoff die Blausäure darstellt. Die Verbindung des Cyan mit Schwefel, das Schwefelcyan, wurde 1829 von Liebig isolirt und dessen Zersetzungsprodukte untersucht, auch fand derselbe, daß die im Knallsilber enthaltene Säure eine eigenthümliche Säure, Knallsäure, sey und mit Wöhler's Cyansäure dieselbe Zusammensetzung habe.

Fette Oele. Es ist erwiesen, daß den Griechen und Römern im 1. Jahrhundert n. Chr. außer dem Olivenöl noch mehrere andere fette Oele schon bekannt waren, als Ricinusöl, Mandelöl, Nußöl ꝛc. Plinius kannte die Seife und gibt an, daß sie aus Rinderfett und Aschenlauge mit Kalk bereitet werde. Die Entdeckung des aus Bleyglätte und Oel bestehenden Pflasters wird einem in Rom gegen die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. lebenden Arzte Menecrates zugeschrieben. Geoffroy hatte 1741 beobachtet, daß wenn man Seife durch Säure zerlege, das ausgeschiedene Oel viel löslicher in Weingeist sey, als es sich vor der Verseifung erwiesen habe.

Die von Chevreul 1811 begonnenen Untersuchungen verbreiteten das hellste Licht über die Constitution der Fette und der Seifenbildung; er fand daß die Fette aus zwey verschiedenen Fetten aus Elain und Stearin bestehen, und daß bey Einwirkung der stärkeren Salzbasen auf die Fette diese in eigenthümliche Säuren, als Margarinsäure, Stearinsäure, Elainsäure umgewandelt werden, endlich daß sich bey der Verseifung außer den Säuren auch noch das von Scheele entdeckte Glycerin ausscheide. Von ihm rührt die Ansicht her, daß die Verseifung auf der Verbindung von Alkali mit den aus dem Fette gebildeten Säuren und auf der Ausscheidung von

Glycerin beruhe. Im 17. Jahrhundert nahm man wahr, daß sich auch aus den ätherischen Oelen bey längerem Stehen ein krystallinischer Körper, das Stearopten, abscheide.

Farbstoffe. Gefärbte Stoffe waren schon den Israeliten und Griechen bekannt. Einzelne Städte hatten durch besondere Zweige der Färberey große Berühmtheit erlangt, wie z. B. Tyrus durch die Purpurfärberey. Die Bereitung der Lackfarben und Anwendung der Beizen beym Färben der Zeuge war nach Vitruvius und Plinius schon in den ältesten Zeiten bekannt. Zu der theoretischen Ansicht über das Färben, nämlich zu der Erkenntniß, daß Farbstoffe mit der zu färbenden vegetabilischen oder thierischen Faser eine chemische Verbindung eingehen, gelangte man erst spät durch Macquer, denn bis dahin war die Meinung vorherrschend geblieben, daß die Farbtheilchen in den Zwischenräumen oder Poren der Zeuge nur mechanisch niedergeschlagen werden. Macquer zeigte aber, daß eine chemische Anziehung zwischen der zu färbenden Substanz und dem Farbstoffe stattfinde. Außer dem Indigo wird hier keines anderen Pigmentes gedacht und auch bey diesem vermissen wir die neuesten Versuche von Erdmann und Anderen. Das Geschichtliche vom Rohrzucker, Milchzucker, Traubenzucker und Schleimzucker wird kurz erwähnt. Beym Stärkmehl wird zwar die Umwandlung desselben in Zucker mittelst Schwefelsäure angeführt, aber die noch viel wichtigere Umwandlung desselben in Dextrin mit keinem Worte berührt.

Den Beschluß des vierten Bandes macht die Geschichte der Alkaloide, welche ebenfalls mit großer Kürze abgemacht wird, indem nur von den wenigsten vegetabilischen Salzbasen und von ihrer Constitution die Rede ist. —

Hiemit wird das ganze Werk, die Geschichte der Chemie, beschlossen und es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. mit Eifer dahin strebte eine gewisse Vollkommenheit zu erreichen, obgleich die Quellen, in welchen zu schöpfen war, ihm hinsichtlich seiner Verhältniße nicht auf eine hinreichende Weise zu Gebote standen. Wenn der Verf. das Gebiet der unorganischen Chemie mit Sachkenntniß und Umsicht bearbeitet hat, so läßt sich dagegen von der organischen Chemie sagen, daß er dieser eine bey weitem geringere Aufmerksamkeit zugewendet, wodurch Lücken und Mängel in manchen Sparten entstanden sind. Wir haben schon früher angedeutet, daß der Verf. einen großen Werth darauf legt, in die Ansichten derjenigen, welche er für die vorzüglichsten Repräsentanten der Chemie hält, näher eingedrungen zu seyn; durch diese Vorliebe für die Repräsentanten ist bisweilen eine gewisse Einseitigkeit in den historischen Daten herbeygeführt worden. Obgleich wir den Heroen in der Wissenschaft gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so finden wir doch, daß der Verf. in dieser Hinsicht bis auf einen gewissen Grad befangen war, denn mehrere Männer, welche zu den Fortschritten der Chemie Großes beygetragen, haben in dem Werke keinen Platz gefunden. Von den Namen, die wir vermissen, wollen wir nur einige anführen, als Bischof, Fromherz, Kastner, Schönbein, Schrötter, Böttger, v. Kobell, Schafhäutl, Laurent, Persoz ꝛc. Jedenfalls ist die vorliegende Arbeit des verdienten Verfs. ein werthvolles Werk für den Gelehrten und durch die wohlgetroffene Anordnung und Schreibart ein nützliches und interessantes Buch für jeden Gebildeten. —

A. Vogel sen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Octobber.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, von Professor Dr. Karl Koch. 1846.

I. Reise längs der Donau nach Konstantinopel und nach Trebisond.

Einige Jahre vorher, ehe H. Koch die Wanderungen im Oriente antrat, welche er in seinem gehaltvollen Reisewerke beschreibt, hatte derselbe bereits auf eigne Kosten eine Reise unternommen, deren Ziel die Durchforschung des kaukasischen Isthmus werden sollte. Eine schwere Erkrankung, die ihn „im Angesichte des klassischen Ararat" ergriff, machte damals dem Unternehmen ein Ende, und nöthigte ihn zur Heimkehr in das Vaterland, wo ihm das ungestillte Sehnen nach dem Ziele, welchem er schon so nahe gewesen, noch schmerzlicher fiel denn das leibliche Leiden, welches er als Folge seiner Krankheit mit sich nach Hause brachte. Beyde Arten des Leidens sollten indeß nicht lange andauern, der kräftige Körper des jugendlichen Reisenden genas, und das preußische Ministerium, das zur Unterstützung aller großartigen wissenschaftlichen Unternehmungen so willig ist, reichte ihm die Mittel dar zu einer zweyten Reise in den Orient, auf welcher ihn der treffliche Sprachforscher Dr. Georg Rosen (der Bruder des verstorbenen berühmten Sanskritforschers) begleiten sollte.

Die Reisenden bestiegen das Donaudampfschiff in Wien am 13. Juni 1843. Sie benutzten den kurzen Aufenthalt in Pesth, um sich mit den innern Verhältnissen dieser für die geistige Entwicklung der Ungarn in neuer Zeit so wichtigen Universitätsstadt bekannt zu machen; in Belgrad lernten sie das kräftige Volk der Serbier, schon in Alt Orschowa das der Wallachen, die Nachkommen der alten Dacier, kennen, welche H. Koch für einen dem slavischen nahe stehenden Volksstamm hält. An dem vornehmen Bulgar, welchen derselbe in Widdin sah, war ihm die imposante griechische Physiognomie auffallend; wenn man von diesem Einzelnen auf das ganze Volk schließen dürfte, dann müßte man dieses für das schönste unter allen Völkern des slavischen Stammes halten.

Man hat in neuerer Zeit die Reise von Wien nach Konstantinopel dadurch um 2 Tage abgekürzt, daß man die Reisenden, welche mit dem Dampfschiff des rechten Donauufers über Widdin und Silistria herabkommen, statt sie an Braila und Galatsch, mit welchen sie ohne Quarantaine in keinen Verkehr treten dürften, vorüber zu führen, von Tscherna Woda aus auf Wägen setzt, darinnen sie quer durch die große Steppe Dobrudsche fahren und bey Küstendje am schwarzen Meere von neuem ein Dampfschiff besteigen. Da nämlich die Donau bereits etliche Stunden oberhalb Tscherna Woda ihre östliche Richtung in eine nördliche umsetzt, und in dieser neuen Richtung über 15 Meilen weit fortströmt, dann oberhalb Galatz zwar sich wieder nach Osten wendet, von da jedoch erst nach einem Laufe, welcher mit all seinen Krümmungen einige zwanzig Meilen lang ist, in mehrere Arme getheilt das schwarze Meer

erreicht, muß es schon bey dem ersten Blick auf die Karte ins Auge fallen, wie bedeutend viel am Wege gewonnen wird, wenn man nahe vor dem Beginn der bedeutenden nördlichen Krümmung in gerader Linie zu Land nach dem nächsten Punkt der Meeres-Küste fährt. Den Weg durch die Dobrudscher Steppe legen die Reisenden in leichten, bequem eingerichteten Wagen, 2 Stunden Aufenthalt mit eingerechnet, in 8 Stunden zurück, und sie kommen so von Wien aus schon in 11 Tagen nach Konstantinopel, während sie über Braila und Galatz 13 Tage dazu gebrauchten. Tscherna Woda (schwarzes Wasser), ein armseliges Dorf, hat seinen Namen von einem langsam fließenden Wasser, in welchem unser Reisender einen von Kaiser Trajan angelegten Kanal erkennt. Unweit des Dorfes zeigten sich einige kleine deutsche Wagen, bey ihnen Männer in blauen Leinwandjacken und blauen Beinkleidern. Es waren Schwaben, welche längere Zeit schon Bessarabien bewohnt hatten, bis ein mehrjähriger Mißwachs sie von neuem zur Auswanderung bewog. Sie wollten in der Türkey ihr Glück versuchen; gegen 300 Familien derselben wendeten sich an die türkische Regierung mit der Bitte, sich in der menschenleeren, überaus fruchtbaren Steppe Dobrudsche anbauen zu dürfen. Man schlug ihnen die Bitte ab, deren Gewährung doch so vortheilhaft für das Land gewesen wäre, und nun ziehen jene guten Leute herum, suchen mühsam durch Fuhren und Handarbeit sich das tägliche Brod zu erwerben. Der größte Theil derselben treibt sich in der Wallachey herum, nur für 11 Familien hatte sich in Silistria ein Unterkommen gefunden.

Mit Recht hat man den Namen Dobrudsche, den die breite Ebene führt, von dem Worte dobrij, „gut“ hergeleitet, denn welch gutes Land könnte dieser herrliche Boden unter der anbauenden Hand des Menschen werden! Allenthalben sah man das üppige Grün der hohen Gräser und Kräuter, unter denen eine solche Menge der aromatischen Gewächse sich fand, daß die Luft mit ihren Düften erfüllt war. Nur wenige armselige Wohnungen erblickt man in der gegen 12 Meilen von Nord nach Süd, und mehr den halb so weit von West nach Ost sich ausbreitenden Steppe, welche unser Reisender wegen ihres herrlichen Grüns die schönste nennt, die er auf allen seinen Reisen durch Rußland und durch die Türkey gesehen. Das Volk, das jene Hütten bewohnt, ist tatarischen Ursprungs und gewinnt seinen Lebensunterhalt zunächst aus den großen Heerden des Viehes, das in der weiten Steppe, wie dieß sein Aussehen bezeugte, eine ganz besonders kräftige Weide findet. Etwas jenseits der Hälfte des Weges durch die Ebene wurde gehalten; man hatte hier frische Pferde zu finden gehofft, da jedoch diese fehlten, ließ man den Thieren Zeit zum Fressen, den Reisenden aber zum Hungern, denn so reichlich auch hier die Rosse alles fanden, was sie zu ihrer Erquickung bedurften, war dennoch für die Menschen nicht einmal Milch zu bekommen. Desto besser war in Küstendje in dem dortigen guten Wirthshaus, dessen Inhaber ein Deutscher ist, für die hungernden Gäste gesorgt, denen zugleich der Anblick des schwarzen Meeres, an dessen Brandung die Station liegt, ein hohes Vergnügen gewährte. Man war hier genöthigt länger zu verweilen als gewöhnlich. Das Gepäck und die Waaren, welche das Donaudampfschiff geladen hatte, und welche jetzt auf das schon hier vor Anker liegende Dampfschiff gebracht werden sollten, waren noch nicht angekommen. Man pflegt diese von Tscherna Woda auf Ochsenwägen, welche gewöhnlich schon in ausreichender Zahl zu diesem Transport bereit stehen, den schneller voraus eilenden Reisenden nach Küstendje nachzusenden und in der Regel kommen die Lastwagen nur um wenige Stunden später als diese, so daß die Passagiere eben nur Zeit haben mit Bequemlichkeit bey dem deutschen Wirth ihre Mittagstafel zu machen. Dießmal jedoch war die Zahl der vorhandenen Wagen nicht groß genug gewesen, um all die Waaren aufzunehmen, welche die Reisenden mit sich führten. Namentlich gehörten mehr denn 80 Ballen deutscher Waaren, welche meist in Leipzig waren gekauft worden, zweyen dieser Reisenden an, den reichen Kaufleuten aus Tiflis, den Sprößlingen des altberühmten Handelshauses der Mamigonier, deren Ahnen, einer Familiensage nach, schon vor Christi Geburt aus China nach Armenien sollen gekommen seyn. Seitdem Rußland seine transkaukasischen Länder in

einer für diese so nachtheiligen Weise abgesperrt hat, lassen selbst die Kaufleute von Tiflis die Waaren, welche sie in Leipzig kaufen, nicht mehr über Redutkaleh in ihre Heimath bringen, sondern führen dieselben sogleich nach Tauris oder Teheran, weil ihr meister Absatz nach Persien geht. Die Mamigonier namentlich haben in Tauris eine Hauptniederlage, und der eine der beyden Brüder war seit 12 Jahren nicht mehr in seinem Elternhause zu Tiflis gewesen. Beyde Brüder zeigten sich ganz besonders für Deutschland eingenommen, sie rühmten die Sitten und die Lebensweise des deutschen Volkes und waren besonders von der Ehrlichkeit der Posten und ihrer Beamten sehr eingenommen. Von Wien aus bis Leipzig hatten sie die ganze, ihnen bekannte Summe des Postgeldes in einen Beutel gethan und, da sie der deutschen Sprache für den Verkehr nicht mächtig waren, hatten sie gewöhnlich auf den Stationen ihren Beutel dem Postbeamten hingegeben, damit er herausnehmen möge, was ihm gebühre. Erst auf der letzten Station vor Leipzig wurde der Beutel leer, und der letzte Rest seines Inhaltes reichte genau noch zur Bezahlung auch der letzten Extrapost hin. Ganz anders, so sagten sie, sey dieß in Rußland, wo man, auch bey der größten Vorsicht, dennoch von den Postbeamten betrogen werde. Diese Armenier sowohl als die Leute aus dem Gefolge des türkischen Gesandten Rifaat Pascha, der mit unsern Reisenden auf demselben Dampfschiffe von Wien gekommen war, bewunderten die Sittenreinheit der deutschen Frauen und Mädchen, um so mehr, da dieselben ganz nach ihrem Gutdünken unverschleyert herumgehen und mit allen Fremden sprechen dürften. In eine solche unverschleyerte schöne Wienerin hatte namentlich der Geistliche des Rifaat Pascha sich so sterblich verliebt, daß es, wie er selber sagte, bey dem Abschied von der schönen Dirne Thränen aus seinen Augen geregnet habe.

(Fortsetzung folgt.)

I. Description des Mollusques terrestres et fluviatiles du Portugal par Arthur Morelet.

II. Catálogo de los Moluscos terrestres y de agua dulce observados en España, y descripcion y notas de algunas especies nuevas ó poco conocidas del mismo pais por el Doctor M. P. Graells.

(Schluß.)

Boden und Vegetation von Portugal wird uns kurz und bündig geschildert, und nachgewiesen, daß seine gewaltige natürliche Gränze gegen Osten dasselbe in seiner ganzen Ausdehnung dem Einfluß des atlantischen Oceanes aussetzt, und von dem des Mittelmeeres abschneidet.

Der Boden von Portugal ist im Allgemeinen trocken und kahl: eine ungeheure Last von schieferigem Sandsteine bedeckt den Granit, welcher nur hie und da, wie um Oporto, Cintra, in der Sierra d'Estrella und besonders in den nördlichen Provinzen, an der Oberfläche sichtbar wird. Kaum eine oder zwey Kalkstein-Züge erheben sich aus der Mitte der traurigen Abwechselung von Sand und Thon. Eine weite Ebene, die einzige zwischen diesen Haufen von Hügeln, erstreckt sich unter dem Namen Alemtejo (d. i. Jenseits des Tejo) von dem linken Ufer dieses Flusses bis zu der Gränze von Algarbien. Wasserlos und sonnverbrannt bietet sie dem müden Wanderer nur den Anblick von Sandwüsten, unterbrochen von unfruchtbaren Hügeln, auf welchen nur selten ein dünner Hain von Föhren sich abzeichnet. Die Flüsse, in tiefen Betten verborgen, sind nicht im Stande sie fruchtbar zu machen. Ich habe die Guadiana von ihrer Mündung bis auf das Spanische Gebiet verfolgt, und kenne nichts Traurigeres, Oederes, Unfruchtbareres als ihre Ufer. Auf einem so undankbaren Boden ist die Vegetation in Arten beschränkt, und immer armselig, bestehend in mancherley Cistus, Bruyera, Citisus, Quercus und Arbutus. Natürlich finden Thiere, welche sich von Pflanzen nähren, und welche Feuchtigkeit und Schatten lieben, wie die Land-Mollusken, hier nicht in hinreichendem Grade ihre Nothdurft. Es giebt überhaupt wenig lebende Wesen in diesen Wüsteneyen, denn auch

die Insekten meiden die Nähe jener klebrigen Pflanzen, welche ungeheure Strecken überziehen, die der Mensch ihnen nicht streitig machen mag. Hingegen in den kühlen Oasen, welche hie und da aus der gewöhnlichen Oede auftauchen, z. B. in Cintra, wo menschlicher Fleiß prächtige Haine angelegt, und das Gewässer, das sich im Boden früher verlor, sorgfältig vertheilt hat, sieht man die Mollusken an Zahl wachsen, da sie hier ihre Bedürfnisse finden in der Kühle der Bäume und der Feuchtigkeit alter Mauern.

Die Seltenheit von Mollusken an Orten, wo man eine große Zahl erwarten sollte, z. B. in den kühlen Thälern des Minho, sucht der Verf. sich zu erklären durch die Annahme, daß daselbst die Pflanzen eine besondere, den Mollusken widrige chemische Saftveränderung erleiden. Er hat ferner die Beobachtung gemacht, daß kalkiger Boden im Ganzen den Mollusken besser zusagt als granitischer oder sandiger, daß insbesondere die mit dunkeln und dicken Gehäusen versehenen Arten den Kalkboden vorziehen, und wenn sie auf anderem angetroffen werden, eine Abnahme des kohlensauren Kalkes ihrer Bedeckung wahrnehmen lassen. Die Mollusken mit dünner und fast häutiger Schaale, die Arten von Limax und Helix crystallina, cellaria, barbula, nitens etc. finden sich hingegen von einem Ende Portugals zum andern auf jeglicher Art von Boden, sofern er genug Feuchtigkeit hat.

Hundert und achtzehn Arten Land- und Süßwasser-Mollusken finden sich in Portugal; davon sind diesem Lande eigenthümlich 38, mit Frankreich und dem Littorale des Mittelmeeres überhaupt gemein 77, und 3 finden sich auf den canarischen Inseln wieder. Sie vertheilen sich in folgende Geschlechter, denen wir die Anzahl der Arten überhaupt und in Parenthese die Zahl der neuentdeckten folgen lassen:

Arion 6 (3); Limax 8 (5); Parmacella 1; Testacella 1; Vitrina 1; Succinea 4 (3); Helix 28 (6); Bulimus 6; Pupa 7; Clausilia 1; Auricula 4 (2); Planorbis 8; Limneus 6 (1); Physa 2; Ancylus 5 (3); Cyclostoma 1; Valvata 1; Paludina 6; Neritina 4 (4); Melania 1 (1); Cyclas 4; Anodonta 6 (4); Unio 7 (4). Von den 38 Portugal eigenthümlichen Arten sind 36 von dem Verf. erst entdeckt worden. Eine der schönsten ist Helix ponentina *), sogenannt weil sie sich an die Formen der canarischen Inseln anschließt. Wir haben Gelegenheit gehabt, diese und einige andere der neuen Arten des Verf. zu prüfen, und finden Beschreibung sowohl als Abbildung ganz vorzüglich.

Der Verf. von No. II, mit Vorstudien zu einer allgemeinen Fauna von Spanien beschäftigt, giebt uns eine Probe der Reichhaltigkeit derselben durch Aufzählung der bekannten und Beschreibung einiger neuer Arten von Land- und Süßwasser-Mollusken. Während Morelet nur 65 Arten als in Spanien vorkommend aufzählt, werden hier 215 namhaft gemacht, von denen reichlich zwey Drittheile auch anderswo zu finden sind, und welche sich folgendermaßen in Gattungen vertheilen: Arion 3; Limax 6; Parmacella 1; Testacella 1; Vitrina 2; Succinea 4; Helix 78 (1); Polyphemus 2; Columna 1; Bulimus 6; Pupa 7; Vertigo 3; Torquilla 15; Balea 1; Clausilia 4; Pomatias 3; Cyclostoma 3; Truncatella 1; Carychium 1; Auricula 1; Limneus 14; Physa 5; Planorbis 12 (1); Valvata 3; Paludina 6; Melanopsis 5 (1); Neritina 7 (2); Ancylus 6; Anodonta 2; Unio 6; Cyclas 3; Pisidium 3. Es ist dieß schon eine bedeutende Zahl; aber wie schon gesagt, eine genaue Nachforschung wird sie noch viel vergrößern. Was des Verf. neue Arten, fünf an der Zahl, betrifft, glauben wir, sie werden sich wohl halten lassen, bis auf seine Neritina valentina, welche uns ganz identisch mit Neritina Jordani Butl. zu seyn scheint.

*) Gebildet von dem französischen ponent, Westen; ein Verstoß gegen die Regeln der Nomenclatur, welcher bey französischen Naturforschern nicht selten ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 13. October.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, von Professor Dr. Karl Koch.

(Fortsetzung.)

Das Dampfschiff konnte erst am andern Tage (30. Juni) gegen Mittag von Küstendje abfahren. Das Meer ging hoch; das schaukelnde Bewegen des Schiffes hatte auf den größten Theil der Reisenden die gewohnte Wirkung, und zwar zuerst auf die beyden Armenier, obgleich diese durch einen überreichlichen Genuß von Knoblauch sich vor der Seekrankheit zu schützen gesucht hatten. In der Nacht kam auch noch ein starkes Gewitter mit Hagel, das jedoch schnell vorüberzog. Schon am andern Vormittag erreichte man den ruhigeren Meeresarm des Bosporus, und nach wenig Stunden durfte man sich in Pera in einem mit allen Bequemlichkeiten versehenen Gasthause dem lang ersehnten Genuß der Ruhe hingeben.

Schon die herrliche Aussicht, die man aus den Fenstern eines Gasthauses in der äußersten Häuserreihe der Medsched-Straße zu Pera genießt, wäre der Mühe einer weiten Reise werth. Könnte man 8 Tage da wohnen, und jeden Tag dort auf dem Berge im Schatten der hohen Cypressen oder der Platanen auf das bunte Gewimmel und Gedräng der Gondeln und Schiffe unten im Hafen herunterblicken; sähe man in dieser Zeit die große Hauptstadt des Osmanischen Reiches am Morgen von der aufgehenden, am Abend von der untergehenden Sonne bestrahlt, in der ganzen Herrlichkeit und Pracht der vergoldeten Dächer ihrer weißmarmornen Moscheen und Palläste; ergötzte man sich selbst bey Nacht mehrmalen an dem Anblick der von Tausenden der Lampen beleuchteten, terrassenartig über einander liegenden Gassen, und man reiste hierauf ab, ohne jemals von Pera aus hinüber gekommen zu seyn in die eigentliche Stadt, dann wäre dennoch der Genuß dieses Aufenthaltes ein unvergleichlicher gewesen. Man würde einen Eindruck von der harmonisch schönen Gesammtheit einer Stadt, der hehr emporsteigenden Tempel und Palläste, von den Wäldern der Cypressen und von diesen meerumgürteten herrlich grünenden Bergen mit sich nehmen, der schwerlich von dem Eindruck, den irgend eine andre Stadt und Gegend der Erde macht, übertroffen werden könnte. Wer Konstantinopel nur aus solcher Ferne sieht, dem ergeht es wie bey dem Andenken an einen werth geachteten Verstorbenen, bey welchem man unwillkührlich mancher jener menschlichen Kleinlichkeiten vergißt, die, so lange „der Selige“ lebte, einen Schatten auf das Bild werfen, das wir jetzt in seiner ganzen Reinheit von dem Hingeschiedenen in uns tragen. Wer aber von Pera aus hinüberfährt und in den schmutzigen, engen Straßen, unter den Brandstätten, an denen es niemals fehlt, und verfallenen Häusern sich ergeht, dem wird es öfters so zu Muthe, als ob er im dumpfig beengten Zimmer an das Bett eines Sterbenden träte, dessen sonst schönes Angesicht von dem Schmerz und der Angst des letzten Kampfes entstellt ist. In der That, wenn wir den Vergleich fest halten, an nichts weniger als an einen sterbenden Sokrates erinnert die in ihren letzten Zügen liegende Pracht und Herrlichkeit des alten Byzanz, obgleich der Osmane die Todtenkränze, die er darüber ausbreitete, in so glän-

zender Weise herzurichten wußte. Und dennoch ist auch das jetzige Konstantinopel für den Fremden, der dahin kommt, noch ein Ort, an welchem das Auge, angezogen durch einen mächtigen Reiz der Neuheit, seine Lust findet, und in dessen weiten Räumen der Freund der Geschichte gern jenen Spuren nachforschet, welche die längst vorübergegangenen Jahrhunderte neben den Haufen des Schuttes, auf denen die uralte Platane steht, zurückgelassen haben. Unvermerkt übt der Anblick jenes Behagens, mit welchem man dort in den Kaffeehäusern oder an schattigen Plätzen die Osmanen ihre Pfeife rauchen oder ihren Sorbet schlürfen sieht, einen ansteckenden Einfluß auf den Reisenden aus; die unbeschreibliche Verliebtheit, mit welcher alle Türken die Hauptstadt ihres Reiches, diese „Weltmutter," reich an allen Herrlichkeiten und Wundern betrachten, theilt sich am Ende, wenn auch in kleinerem Maaße, dem Fremden mit, und wenn derselbe in der schattigen Halle eines Kebadsch oder Garkoches, hungrig vom langen Herumwandern, den wohlschmeckenden Spießbraten des Schöpses, oder in dem Hofraum eines griechischen Restaurateurs bey einem Glase Wein die Früchte des Landes kostet, wenn er in einem Kaffeehaus am Meere, in der Nähe des Springbrunnens sitzend, die wunderlichen und dennoch wohllautenden Töne der Sänger und Musikanten vernimmt, und durch den offnen Säulengang herausblickt auf die vorüberfahrenden Schiffe und Gondeln, dann muß er sichs gestehen, es ist hier in Konstantinopel, wo man täglich etwas Neues sieht und genießt, ein angenehmes Leben.

Unser Reisender gehört gerade nicht zu den Freunden und Lobrednern der Türken; er freut sich im Geiste der, nach seiner Ansicht nicht mehr fernen Zeit, „wo Mohameds grausame Bekenner zurück in ihre Wüsten, von denen sie ausgegangen, geschleudert werden, um mit Tigern und Hyänen ihr elendes Daseyn zu erkämpfen." Dennoch kann man es seiner lebendigen Beschreibung von der türkischen Hauptstadt und ihren Bewohnern anmerken, daß der merkwürdige Gegenstand der Betrachtung seine ganze Theilnahme anzog, und ihn mit einer Art von Wohlgefallen erfüllte.

Es gehört nicht viel Zeit dazu, um in mehreren der vorzüglichsten Straßen von Konstantinopel und mit dem Handel- wie Gewerbetreibenden Volke, das dort in den Kauf- und Handwerkerläden sein Geschäft treibt, bekannt zu werden. Der Reisende in die abgelegeneren Gegenden des Orients will sich in der Stadt, nach deren Muster alle andre Städte des großen Reiches sich richten, mit einigen im Morgenlande gewöhnlichen Kleidungsstücken und Geräthschaften versehen, und er thut wohl daran, er hat hier die beste Auswahl. Er verlangt nach einem Fes (nach der hier zu Lande gewöhnlichen Kopfbedeckung), man führt ihn zu einem Handelsmanne, dessen Laden ganz voll jener rother Filzdeckel ist, welche den oberen und Haupttheil des künftigen Fes bilden. Er verlangt seidene Quasten, wie sie zum Fes gehören: da muß er nach einer ganz andern Reihe der Buden hingehen, wo man solche Quasten fertigt und feil hat. Es fehlt ihm jetzt noch der Kauck: jener graue, steife Filz, wodurch das weiche Tuch des Fes aufrecht gehalten wird, und welche Unwissenheit mit der Ordnung des Verkehrs würde der Fremde verrathen, wenn er bey dem Verkäufer der rothen Haube oder der Quasten seines künftigen Fes nach dem Kauk fragen wollte! Dieser ist weit von da, in einer ganz andren Reihe der Läden zu holen. Man hat nun das Meiste von dem, was zur prächtigen rothen Mütze gehört, nur das Futter (der Tarbusch) fehlt noch, man muß sich zu einer neuen Wanderung bequemen, denn der Verkäufer des Tarbusch ist nicht gleich bey der Hand, doch hat man in diesem vierten Laden zugleich den Mann gefunden, der die getrennten Elemente des Fes zusammennäht, und man kann auf die Vollendung der Arbeit entweder im Schatten eines Sorbetladens warten, oder indeß einen fünften Gang machen, um sich, falls man Belieben daran trägt, noch einen Jemine, d. h. ein turbanartiges Umschlagtuch um seinen Fes zu kaufen. Will der Fremde außer dem Fes auch noch mit andern Gewändern des Morgenlandes sich versorgen, dann muß er zu eben so vielen Arten von Schneidern gehen, als es Kleidungsstücke giebt, denn ein Schneider, der den Oberrock anmißt und fertigt, macht keinen Pelz zur Reise; ein Meister, welcher den Dolman (die bequeme weite, mit Schnüren besetzte Jacke) liefert, würde sich nie dazu verstehen, auch die weiten Bein-

kleider zu fertigen, denn die Leute dieses Gewerbes sind ganz wo anders zu suchen. Da kommt man dann durch eine Gasse, in deren ausschließendem Besitz die Posamentirer sind, in eine andre, wo man sein eignes Wort nicht hört vor dem Schlagen der Hämmer, denn es wohnen da lauter Kupferschmiede; man tritt in eine andre Gasse und wird empfangen von einer neuen Musik der Feilen und Hämmer, denn hier giebt es nur Waffenschmiede; man rettet sich gerne in die stillen Räume, wo der Dolman herrscht, indem da ein Jackenfabrikant am andren wohnt. Endlich ist man unten in der Nähe des Hafens, wo die Obstverkäufer ihren Posten haben. Wie anlockend ist da die Fülle der überaus lieblich schmeckenden saftvollen Aprikosen. Vor diesen aber hüte sich der Reisende, der aus unsrer Heimath kommt, denn nicht mit Unrecht nennt man dort zu Lande die Aprikosen Matafrancos, d. h. Frankentödter, weil viele unsrer Landsleute, wenn sie dem verführerischen Genuß sich hingaben, in Dysenterien mit tödtlichem Ausgang verfielen. Nur dann, wenn man zu jeder dieser lieblichen Früchte ein Glas des leicht zu habenden feurigen griechischen Weines trinkt, darf man Aprikosen essen so viel als beliebt. Unbedenklicher und ganz unschädlich erschien dagegen unserm Landsmann der Genuß der Wassermelonen, von denen man sich zu jeder Zeit den Bauch anfüllen kann wie ein Perser, d. h. über die Maaßen sehr.

Man hat vielleicht zwanzigerley Gänge in die verschiedensten Gassen und Budenreihen gemacht, und ist mit den Einkäufen, die man vorhatte und welche bey uns zu Lande auf einem oder zwey Gängen zu haben wären, nicht halb zu Stande gekommen. Wer wollte sich auch hier, wo Jedermann nur lebt um zu ruhen, so übereilen; man läßt die Einkäufe durch den begleitenden Knecht nach Pera tragen, und setzt sich wieder hinein in eines der kühlen Kaffeehäuser am Hafen. Da sieht man auf einem der Divans eine Reihe von Türken schweigsam und wie im Traum die Wolken des Dampfes von sich blasen; dort sitzen am Rand des Gebäudes, gegen das Meer hin, mit untergeschlagenen Beinen, unmittelbar auf dem Bretterboden, schlanke, markige Männer von tiefbrauner Gesichtsfarbe; das feurige dunkle Auge, die Lebhaftigkeit der Bewegungen bey dem oft laut tönenden Gespräch, verräth in ihnen den Araber. Mit lauernden Mienen, halblaut und meist durch kaum bemerkbare Zeichen zu einander sprechend, kauert in einem andern Winkel ein Häuflein von Juden. Unternehmend blicken von einer der vornehmsten Stellen des Saales die Armenier auf die andren Gäste hin, es sind zum Theil Banquiers und Schatzmeister, davon einer allein über größere Summen zu gebieten hat als vielleicht alle die andren Gäste zusammengenommen. Das längliche Gesicht und die große Nase lassen in der Regel den Armenier leicht von den andren Bewohnern der Hauptstadt unterscheiden. Unter allen Christen, welche das große Reich ihres Sultans bewohnen, oder als besuchende Gäste in dasselbe kommen, halten die Osmanen den Armenier für den gewandtesten und geschicktesten in der Führung der Geldgeschäfte und jener Unterhandlungen, die mehr durch den Klang der Gold- und Silbermünzen als der Worte geführt werden. Nach einer sinnreichen Dichtung, welche unser Reisender mehrmalen aus dem Munde der Türken vernahm, kamen die Repräsentanten der künftigen christlichen Glaubensbekenntnisse zu Christo, als er vor seiner Kreuzigung in der Gefangenschaft des jüdischen hohen Rathes saß, und boten ihm zu seiner Rettung die Benutzung der Kräfte an, die einem jeden von ihnen zu Gebote standen. Die Franken wollten ihn durch die Macht ihrer großen Wissenschaft als Advokaten und Vertheidiger des Rechtes aus den Händen der ungerechten Richter retten, die Russen durch die Gewalt ihrer Kanonen und der Heere ihrer Kosaken, die Griechen durch die Schrecknisse ihres unverlöschbaren Feuers. Da traten auch die Repräsentanten der handelsklugen Armenier hervor und erboten sich, den Herrn durch ihren Einfluß, den sie bey allen Großen des Morgenlandes besäßen, durch den Klang des blanken Goldes zu retten, dem kein Jude widerstehen könne, und diese Rettung wäre auch ohnfehlbar besser gelungen auf diesem Weg der Armenier als durch die Wissenschaft der Franken, die Kosakenheere der Russen, das Kunstfeuer der Griechen, wenn Christus nicht bey dem festen Entschluß geblieben wäre, am Kreuze zu sterben.

Unter den Franken und weit vor den Russen genießt bey dem hochmüthigen Türken, welcher, wie auch unser Reisender es erfuhr, noch immer der Meynung ist, daß der Wille seines Großherrn allein die Welt regiere, noch immer der Nemtsche oder Deutsche, worunter vorzugsweise der Oesterreicher verstanden wird, einer ganz besondern Achtung und Liebe. Es scheint als sey der Respect, den die Heldenthaten eines Prinzen Eugen und andrer deutscher Heerführer von gleicher Kraft den Türken beybrachten, noch nicht ganz verloschen und das spätere, in seinem unzweydeutigem Wesen sich immer gleichbleibende Benehmen des österreichischen Kabinetes gegen die Pforte hat jenen Respect in wirkliche, ehrend anerkennende Zuneigung verwandelt. Namentlich hat der vorige, wahrhaft hochstrebende Großsultan Machmud II. bey manchen seiner schönsten, heilsamsten Unternehmungen sich mit einem Vertrauen, das niemals getäuscht wurde, des Rathes und Beystandes der österreichischen Internuntiatur bedient. Eines dieser großartigen Werke des verstorbenen Padischah, welches seine wohlgelungene Begründung und Erhaltung ganz allein der redlichen Mitwirkung der österreichischen Gesandtschaft verdankt, zog die Aufmerksamkeit unsres Reisenden in ganz besonderem Maaße auf sich, dieß ist die, mitten in der Herrenstraße von Pera gelegene medizinische Schule: das sogenannte Galata Serai. Vormals wurden hier die Pagen gebildet; es war viele Menschenalter hindurch großentheils eine Schule der Laster, aus welcher dennoch öfters die höchsten Würdenträger des Reiches hervorgiengen. Einer der letzten dieser Art war der bekannte Risa-Pascha, von welchem unser Landsmann bey dieser Gelegenheit einen Zug erzählt, der für die spätere Geschichte dieses großherrlichen Günstlinges von großer Bedeutung war. Machmud II. hatte denselben aus dem Sklavenstand hervorgezogen, ihm in der Pagenschule des Galata Serai eine gewisse Bildung geben lassen, und dann an den Hof in seine Dienste genommen. Einst geschahe es, daß der Großherr, welcher, namentlich in früheren Jahren zu Aufwallungen des Jähzornes geneigt war, seinen kleinen Sohn, den jetzigen Padischah Abdul-Meschid, als dieser in eigensinnig ungezogner Weise heulte und schriee, in einen Kübel voll Wasser warf, der eben zur Hand stund. Keiner der sklavischen Diener wagte den Eingriff in die That des Herrschers um das Kind zu retten, Risa Pascha allein sprang hinzu und zog dasselbe aus dem Wasser, worin es ohne ihn umgekommen wäre.

Als Inschrift über dem Gebäude jener medizinischen Schule liest man die türkischen Worte: „Alle, die auf dieses Gebäude schauen, werden ausrufen: es ist wohlgethan.“ Man tritt ein durch den geräumigen Hofraum und einer jener ersten Säle, auf welchen der sachkundige Führer uns aufmerksam macht, ist der für die Anatomie bestimmte. Welch kühner Gedanke war es, den tief eingewurzelten Vorurtheilen des Volkes gegenüber, und vor den Augen dieses Volkes menschliche Leichname, statt sie der Erde zu übergeben oder sie an der Richtstätte den Raben und Geiern zum Fraß zu überlassen, unter dem zergliedernden Messer zu einem Gegenstand des Unterrichtes zu machen. Nimmermehr hätten die Rechtgläubigen es zugegeben daß man einen ihrer Glaubensgenossen, der etwa als Verbrecher starb, selbst den langsamen Qualen und der Verwesung am Pfahle, daran er gespiest war, entzogen hätte, damit Gjauren: ungläubige Christen ihn zerschnitten. Da half die österreichische Gesandtschaft, nachdem sie vor Allem die neuentstehende Anstalt mit tüchtigen Lehrern und rechtschaffnen, sachkundigen Vorständen versorgt hatte, jenem Mangel ab; sie gab die Leichname jener Selbstmörder und hingerichteten Verbrecher, welche zu dem weiten Bereich des österreichischen Unterthansverbandes in Konstantinopel und seinen Vorstädten gehört hatten, an die Anatomie im Galata-Serai ab.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, von Professor Dr. Karl Koch. Weimar 1846.

I. Reise längs der Donau nach Konstantinopel und nach Trebisond.

(Fortsetzung.)

Doch der Abscheu der zartfühlenden Türken, vor einem solchen Beginnen der Gjauren, war hiedurch nicht beseitigt. So gut man auch einsah, wie wichtig und einflußreich die Stelle eines großherrlichen Oberarztes sey, zu welcher man aus der medizinischen Schule sich aufschwingen konnte, wollte dennoch keiner der gemeinen und noch weniger der vornehmen Türken seinen Sohn den Unterricht der Franken benutzen lassen. Fast mit Gewalt brachte man arme türkische Waisenknaben, die allein durch die Wohlthätigkeit der Regierung erhalten wurden, in das Galata-Serai, wo sie fünf Jahre lang auf großherrliche Kosten beherbergt, gespeist, gekleidet, und aufs Trefflichste zu dem künftigen Beruf der Aerzte erzogen werden sollten. Die Zahl dieser zusammengezwungenen jungen Türken war und blieb jedoch so gering, daß sie mit den aufgewendeten Kosten und Hülfsmitteln in gar keinem Verhältniß stund, man gab deßhalb auch den Rajahs, d. h. den christlichen oder jüdischen Unterthanen die Erlaubniß, ihre Söhne an der Wohlthat des medizinischen Unterrichtes Theil nehmen zu lassen. Am häufigsten machten die Armenier, weniger die Griechen von der erhaltnen Vergünstigung Gebrauch, und es mochten, als H. Koch die Anstalt besuchte in allem gegen 350 Zöglinge und Pfleglinge in ihr seyn, denen einst, zu ihrem Unterkommen als Aerzte, das ganze, große türkische Reich mit seinen herrlichen Provinzen und Städten offen steht.

Wie stark würde bey uns zu Lande der Andrang nach einer solchen Schule seyn, in welcher auch der ärmste Jüngling oder Knabe die reichlichste, gesündeste Nahrung, eine Kleidung wie sie nur der Bemittelte trägt, eine freundliche Wohnung und Schlafstätte und dabey einen Unterricht empfängt, der bey uns nicht ohne großen Kostenaufwand erlangt werden kann. Die jungen Türken lassen zwar jetzt diese Wohlthat sich nicht mehr bloß mit Gewalt aufnöthigen, sondern fangen auch freywillig an sie zu benutzen, dennoch hört der größere Theil dieser Moslim die Vorträge nur an, weil er muß, die Fortschritte, welche seine christlichen Schutzgenossen neben ihm machen, regen ihn nicht zur Nacheiferung auf, selbst der dümmste junge Türke blickt mit Verachtung auf den fleißigen Gjaur herab, der nun einmal zur Arbeit da ist, so wie der Moslim zum genießen der Freuden des Lebens. Daher sind in der Regel die besten, geschicktesten Zöglinge der Anstalt Söhne von Armeniern und Griechen, unter denen namentlich auch die ersteren durch Ordnungsliebe, Sauberhalten der Kleidungen und eine Sparsamkeit sich auszeichnen, die auch darin sich äußert, daß sie die ihnen zu gewissen Zeiten neugeschenkten Kleidungen aufs Sorgfältigste schonen, um sie, wenn sie als alt abgesetzt werden, verkaufen zu können. Uebrigens giebt es auch unter den türkischen Zöglingen, als rühm-

liche Ausnahmen solche, die sich der dargebotnen Bildungsmittel eifrig und mit glänzendem Erfolg bedienen. Dergleichen geistig begabtere und gebildetere Türken nehmen jedoch zum Theil eine Richtung, durch welche sie aus dem lebendigen Verband mit dem Vaterlande selber sich ausschließen, und für den Dienst desselben unbrauchbar machen. So erzählte man unserem Landsmann von einem jungen, talentvollen Türken, der zuerst im Galata-Serai, dann in Paris seine wissenschaftliche Bildung empfangen hatte, jetzt aber als Sonderling, unzufrieden mit allen Sitten und Einrichtungen seines Vaterlandes in Konstantinopel lebt, ohne eine jener Anstellungen anzunehmen, zu denen seine Kenntnisse und sein wissenschaftlicher Ruf ihm den Weg geöffnet hatten.

Bey dem Mangel an guten Volksschulen ist man in der Unterrichtsanstalt von Galata-Serai genöthigt mit den niedersten Elementen der Schulbildung den Anfang zu machen, denn selbst im Lesen und Schreiben haben viele der in die Anstalt eintretenden Jünglinge und Knaben noch keine Uebung gehabt. Man bedient sich jedoch als des Materials für diese Uebung der französischen Sprache, welche auch in der türkischen Hauptstadt allmälig immer mehr eine Sprache der höheren Stände zu werden anfängt. Die Schule ist in vier Klassen getheilt, in deren erster das Lesen, in der zweyten das Sprechen der französischen Sprache geübt wird. In der dritten Klasse wird durch vier verschiedene Lehrer der Unterricht in der Naturgeschichte, in Physik und Chemie, in Geschichte, Mathematik und im Zeichnen ertheilt, in der vierten, als der eigentlichen medizinischen, werden Vorlesungen über Anatomie, Physiologie, Arzneimittellehre, Pathologie und Therapie, Semiotik, Chirurgie und Augenheilkunde gehalten. Ein Unterricht in der Entbindungskunde würde aus Gründen, welche aus den Sitten und häuslichen Einrichtungen des Orients von selber einleuchten, durchaus zwecklos und überflüssig seyn; der künftige Arzt würde niemals unter den Frauen des Landes Gelegenheit finden seine Kunst praktisch zu erlernen, noch weniger sie zu benutzen.

Die Seele der ganzen Anstalt war damals der treffliche, aus der Wiener Schule hervorgegangene Dr. Bernard, ein Mann, der nicht nur durch Kenntniße, Eifer und Treue in seinem Beruf, sondern vor allem durch seine Redlichkeit und Uneigennützigkeit die Begründung und Erhaltung des wohlthätigen Unternehmens befördert hat. Vor allem ist die zweckmäßige Einrichtung des geräumigen Krankenhauses sein Werk. Ein Theil der unter ihm stehenden Lehrer sind bereits solche Türken, welche den bildenden Einfluß der Europäer sich zu nutze gemacht haben, namentlich lernte H. Koch in dem Lehrer der Naturgeschichte und besonders der Botanik einen solchen osmanischen Gelehrten kennen, der freylich den europäischen Schulen, die er besucht hatte, keine allzugroße Ehre machte. Es hatte nämlich ein Wiener Gärtner, nachdem er dem botanischen Garten eine gute Einrichtung gegeben, der als beständiger händelsüchtiger Gegner der Türken seines Dienstes entlassen war, vor seinem Abgang den muthwilligen Streich gemacht, die Tafeln, darauf die Namen stunden, selbst bey den bekanntesten Pflanzen zu verwechseln. Die Tafel des Bilsenkrautes hatte er z. B. zu dem Anis, die des Anis zum Bilsenkraut, jene des Stechapfels zum Pastinak und umgekehrt hingesteckt. Der türkische Professor der Botanik merkte dieses nicht; er trat mit der Schaar seiner Zuhörer vor den Pastinak oder Anis hin und demonstrirte an beyden die giftigen Eigenschaften der Datura und des Hyoscyamus.

Wie uns H. Koch in diesen einzelnen, hier als Beyspiel hervorgehobenen Zügen seines Reiseverkehrs einzelne Partien des türkischen Lebens und Treibens schildert, so führen uns auch seine kenntnißreichen Beschreibungen so gründlich in das Familienleben der Bewohner von Konstantinopel ein, daß wir kaum ein anderes neueres Werk kennen, welches einen so treuen Spiegel für die jetzigen türkischen Zustände darböte, als das seinige.

Die Reisenden setzten, auf einem österreichischen Dampfschiffe, am 14. Juli 1843 ihre Reise von Konstantinopel nach Trebisond fort. Schon nach $1\frac{1}{2}$ Stunden sahen sie sich auf dem schwarzen Meere, welches gerade damals von einem ungewöhnlich sanften, zahmen Charakter war, denn nicht der leiseste Wind regte seine Wogen auf. Eine Fahrt an der

Nordküste von Kleinasien hin, bey solch stillem Meer und heitrem Sommerwetter, auf einem Dampfschiffe, das ungehemmt, auch ohne Hülfe des Windes seinen eiligen Gang machet, gewährt dem Auge einen reichen Genuß. Die Gebirgskette, die sich von Ost nach West, der Küste parallel laufend fortsetzt, erhebt sich zum Theil bis in die Nähe der Schneeregion, ihre Abhänge sind in der tieferen Küstengegend mit Feldern und Gärten bebaut, oder von niederm Gebüsch bedeckt, weil hier der Hirt wie der landbauende Mensch jene dichten Waldungen verdrängt hat, die sich höher hinan noch in ihrer ganzen Pracht und Fülle zeigen: zuerst aus Buchen und andrem Laubholz, näher dem Scheitel der Gebirge aus Nadelholz bestehend. Das vormals so bedeutende, schön gebaute Sinope ist anjetzt ein armseliger Ort (Sesinub von den Türken genannt) geworden, von dessen Vorzügen sich keiner erhalten hat als der eine, der eine unwandelbare Gabe der Natur ist: der treffliche gesicherte Hafen, dem kein andrer an der kleinasiatischen Nordküste gleichkommt.

Schon am 17. Juli des Morgens sah man das Ziel der dießmaligen Wasserfahrt, das noch immer ansehnliche Trebisond, mit seinen schlanken Minarehs und Cypressenhainen nahe vor Augen liegen. Die Ueberfahrt von Konstantinopel bis hieher hatte auf dem Verdeck 150 türkische Piaster (18 fl. rh.) gekostet, und dieser wohlfeilere Platz, der die Reisenden meist mit Armeniern und Türken zusammengesellte, war in dieser heißen Jahreszeit und bey heitrem Wetter, unter dem Obdach der Segeltücher bey weitem der beste und bequemste gewesen. Unser Reisender erinnert sich nicht im ganzen von ihm bereisten Orient eine Stadt gesehen zu haben, die einen freundlicheren Eindruck auf ihn machte als Trebisond. In dem noch von Mauern umschlossenen, untersten Theil der eigentlichen Stadt verliert sich der Wandrer freylich bald in jenen bedeckten Hallen und Bazars, darinnen alle Waaren und Kaufmannsgüter des Ostens und Westens zusammengehäuft sind, und hat nur selten einen freyen Blick auf die graufarbigen Häuser; dagegen bieten die außerhalb den Mauern gelegnen Theile der Stadt, mit ihren reinlichen, obwohl engen Gassen und ihren, bey Sonnenschein das Auge blendenden weißen Häusern, von obenher gesehen, dem Auge einen sehr wohlgefälligen Anblick dar. Jedes Haus erscheint von da als ein Gartenhaus, nach der Gasse hin nur durch die Thüre dem Lichte zugänglich, übrigens fensterlos und vermauert, während der eigentliche, lieblichere Aufenthaltsort seinen Bewohner in der besseren Jahreszeit, bey Tag wie bey Nacht der gartenähnliche, von Bäumen beschattete Hof ist.

Es war in ganz Trebisond bekannt geworden, daß H. Koch ein Arzt und Sammler der Pflanzen sey. Auch bey Abdullah Pascha, dem berüchtigten, gewaltthätigen Herrscher der Stadt und der Provinz, wurde derselbe, um die zur Weiterreise förderlichen Vergünstigungen zu erhalten, mit seinem Reisegefährten eingeführt. Der Pascha fragte, was die Herren hierher, in sein Land gezogen habe? — Der Dolmetscher Lukas, in seiner schönen, neuen türkischen Kleidung nahm das Wort: Der König und Herr dieser Fremdlinge, so sagte er, ist krank, und da die Weisen seines Landes in einem alten heiligen Buche gelesen haben, daß die hohen, mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge Lasistans, Kräuter von heilsamer Kraft erzeugen, hat ihr König diese Männer abgesendet, um ihm die Heilmittel zu holen. — Der Pascha war durch diese Angabe vollkommen befriedigt. Er lobte den edlen, uneigennützigen Eifer der Fremden, die weder Reichthümer durch Handel gewinnen, noch als Kundschafter das Land ausspähen wollten, und war dann den beyden Reisenden während ihres 14 tägigen Aufenthaltes in Trebisond, so wie nach all seiner Macht für ihre weitern Unternehmungen förderlich, von deren Erfolg wir bey der Anzeige des zweyten Bandes der Wanderungen im Oriente einen kurzen Bericht erstatten wollen. Dr. Koch hatte übrigens den immer kränklichen Mann auch noch dadurch zum Dank verpflichtet, daß er ihn während seines Hierseyns ärztlich behandelte.

II. Reise im pontischen Gebirge und türkischen Armenien.

In den vorhergehenden Nummern dieser Anzeigen haben wir den Verfasser der eben genannten Schrift auf seiner Reise längs der Donau nach Konstantinopel und Trebisond begleitet; der hier vor uns liegende zweyte Band beschreibt uns die Wanderungen durch eine zum Theil von keinem neueren Europäer besuchte Gegend des pontischen Gebirges hinüber nach dem armenischen Hochland. Wir heben aus den Schilderungen der Länder und Völker, welche der Reisende auf diesem höchst interessanten Wege sah, so wie aus den Berichten über das, was ihm dabey begegnete, nur einige der augenfälligsten Züge hervor.

Der Müsselim oder gleichsam Präfect in dem kleinen, anmuthig zwischen Gärten liegenden, durch seinen Leinwandhandel wohlhabenden Städtlein Risa oder Riseh, welches 16 Stunden Weges von Trebisond ostwärts an der Küste liegt, kam zwar dem Reisenden, nachdem er den Bujuruldu, d. h. das Empfehlungsschreiben des allgefürchteten Paschas von Trebisond an alle Behörden gelesen, durch gastfreye Sendung einer guten Mahlzeit entgegen, als jedoch H. Koch von ihm Pferde und Begleiter für seine Reise über das Gebirge begehrte, blieb er lange hartnäckig bey der verweigernden Antwort, denn, so sagte er, du verlierst dein Leben, wenn ich dich ziehen lasse, und mein Kopf muß für den deinen bey dem Pascha haften. Allerdings mochte das letztere Bedenken durch die dringende Weise, in welcher der gewaltthätige Pascha den Fremden empfohlen hatte, dem er für seine ärztliche Hülfleistung und Berathung verpflichtet war, einigermaßen begründet erscheinen, doch kam dazu auch eine patriotische Aengstlichkeit des Müsselim, der es für landesgefährlich halten mochte, wenn die gefürchteten Franken auch diese, von ihnen noch niemals betretene Gebirgsgegend durchspähten. Uebrigens war das Besitzthum und selbst das Leben der Reisenden auf den Wegen, die über jene Gebirge führen, wenigstens früher, keineswegs gesichert, und war dieß selbst damals nicht, als unser Landsmann jene Gegenden besuchte. Als Rußland seinen Freyhafen Redutkaleh für den Verkehr von außen verschloß, und sich hierdurch einer höchst bedeutenden Handelsstraße von Europa nach dem östlicheren Asien beraubte, da machten die Engländer den damals noch in voller Kraft regierenden Sultan Mahmud II. aufmerksam auf die Vortheile, welche seiner Hafenstadt Trebisond zufallen würden, wenn jetzt auf einmal durch dieses Paschalik der Verkehr von Westen her nach Erserum seine Richtung nehmen könne. Die uralte und in vieler Hinsicht günstig gelegene Karawanenstraße von Trebisond nach Erserum war aber durch die Räubereyen der tapfern Küsten- und Gebirgsvölker, welche damals noch einer großen Unabhängingkeit von der Pforte genossen, so unsicher gemacht, daß sie großentheils von den Handelsleuten verlassen stand. Vor allem war es nöthig, daß die mächtigen kleinen Fürsten der Derebei's, die sogenannten Thalherren, ein noch kräftig fortlebender Stamm aus der Feudalherrschaft der Seldschuken, gedemüthigt und der türkischen Herrschaft unterworfen würden. Denn diese, gleich den Raubrittern unsers deutschen Mittelalters, zusammen mit den kriegerischen Lasen und Hemschinen übten in unbeschränkter Weise das Faustrecht im Lande. Dadurch, daß er die Fehden und Uneinigkeiten, welche zwischen jenen Kriegern waren, benutzte, und einen Theil von diesen in sein Bündniß zog, gelang es dem Sultan das ganze Volk und wenigstens das Küstenland seiner unbedingten Herrschaft zu unterwerfen, ein Ereigniß, das von den kräftigen, ihres vormaligen freyeren Zustandes noch lebhaft sich bewußten Insaßen noch jetzt mit schmerzlichem Unmuth beklagt wird, und viele von ihnen mit bitterem Unmuth gegen die Franken erfüllt. Denn diesen allein schreiben sie jene Wendung ihres Schicksales, so wie alle die ungeschickten und zum Theil unvernünftigen neuen Einrichtungen zu, welche die türkische Regierung innerhalb ihres Heimathlandes trifft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Octobber.

Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, von Professor Dr. Karl Koch.

(Fortsetzung.)

Auf stattlichen Burgen, zum Theil ähnlich unsren alten deutschen Ritterburgen, hausen die ehemaligen kleinen Herren des Landes in ihrem Waldgebirge und auf ihren Küstenfelsen. Der Sultan hat ihnen wenigstens noch den äußern Schein ihrer Selbstständigkeit gelassen; sie haben noch wie sonst ihre Dienstleute, ihre Heerden und Ländereyen, um deren Anbau sie nur wenig sich kümmern; viele von ihnen haben noch zu zehren an dem Geld und Gütern, welche sie den vorüberziehenden Reisenden und Karawanen abnahmen; es bedarf nur eines einzigen kräftigen Hauches von außen, und sie zerbrechen das lästige türkische Joch, und stehen wieder als freye Männer in ihren Cantonen da.

Das Kaffeehaus in Risa, in welchem unser Reisender seine Einkehr genommen, war bald von Kranken und selbst von Gesunden, welche aus Vorsorge für eine vielleicht künftige Krankheit die unentgeldlich verabreichten Arzneymittel begehrten, so umlagert und erfüllt, daß Dr. Koch kaum bey Nacht vor ihnen Ruhe hatte. Unbekümmert um all das Thun und Treiben der Einheimischen wie der Fremden sah man in diesem Kaffeehause fast den ganzen Tag einen etwa zwanzigjährigen Jüngling sitzen, seine Pfeife rauchen und daran spielen. Es war der jüngste Sohn des letzten der Derebeis oder Thalherren, der, ehe Machmud II. sich dieses Gebiet unterwarf, über Risa wie ein kleiner Fürst oder Reichsgraf geherrscht hatte. Den älteren Bruder dieses Jünglings hatte unser Reisender als einen gichtbrüchig kranken Mann schon auf dem Dampfschiffe kennen gelernt, das ihn nach Trebisond brachte; bald aber sollte er nun auch andre Thalherren und gewesene Lasenfürsten von ungebeugterer Kraft und alter Sitte kennen lernen.

Endlich am 28. Juli entließ der Müsselim, nachdem man ihn über alle seine Bedenklichkeiten beruhigt, und jede Gelegenheit zu weiteren Einwendungen genommen hatte, die Fremden, versehen mit den nöthigen Pferden und Begleitern, und sie traten, vorbey an der alten Burg, die, wie man sagt, schon von den Genuesern erbaut war, ihren Weg auf das Gebirge an, dessen erste Vormauer hier an der Küste aus einem von Eisenoxyd stark gerötheten Porphyr besteht. Dort auf diesen Höhen am Ufer des Asferos finden sich die Bleichereyen der Leinwand, die in Risa gefertigt wird, und die wegen ihrer Schönheit und Güte überall im Morgenlande sehr geachtet ist. Die Vegetation des Gebirges nimmt von den Küsten hinauf allmählig einen andern Charakter an, zuerst das Buschwerk der orientalischen Weißbuche, der Haselstaude und Buscheiche, am Wasser die hohe Erle, dann die immer grünenden Gesträuche des Kirschlorbeers und jene Arten von Azalea und von der Alpenrose, welche beyde den Beynamen der pontischen führen, noch weiter hinan tritt der Buchsbaum in größeren Massen auf. In den Gegenden des Flußthales, welche durch den Anbau gelichtet waren, sah man Obstbäume, dicht wie im Walde zusammengedrängt, vereinzelt unter ihnen den Lotuspflaumenbaum (Diospyros Lotus). Der

Dorfschulz in Anbarluk reichte den Gästen die Festtagskost jener Gegend: Maisbrey mit einer aus Honig und Butter bereiteten Sauce, dazu Käse und saure Milch; im Dorfe Anton, das man spät am Abend erreichte, leuchtete einer der Männer mit einem Kienspan in der Hand dem Reisenden zum Schreiben seines Tagebuches. So trat man allmählig in die Entbehrungen des bisher Gewohnten ein, ohne den Mangel zu bemerken, denn gerade deßhalb machte man ja diesen Weg, daß über ein reiches Gebirgsland, dahin weder europäische Cultur noch Forschung gedrungen war, das Licht eines neuen Erkennens verbreitet werde.

Schon am zweyten Tage begann das Ansteigen auf den eigentlichen Hochrücken des Gebirges, und hier war es, wo der Freund und Forscher der Natur, gleich als ein Adler auf der Warte der Felsen, sich wie in einer längst ersehnten Heimath fühlte. Als auf den ersten Alpenwiesen, über die der Weg führte, zwischen den lichteren Wäldern der Rothbuchen der knoblauchblättrige Baldrian (Valeriana alliarifolia), als bald hernach statt der pontischen die kaukasische Alpenrose mit ihren schönen, weißen Blüthen inmitten einer überaus reichen Blumenwelt des Hochgebirges erschienen, da fühlte er sich in die Nachbarschaft des kaukasischen Gebirges versetzt, von welchem einst die Trennung ihm so schmerzlich gewesen war. Die zuerst genannte Art des asiatischen Alpenbaldrians gedeiht nur in einer Höhe, welche zwischen 5000 bis 7000 Fuß über dem Meere beträgt, und gegen 7000 Fuß hoch war der Tscharan-Tasch oder Echofelsen, der Seitenarm des Hauptgebirges, über welchen der Weg jetzt hinführte. Unter sich sah man da die Wolken; aus einzelnen Schluchten blickte noch der Schnee hervor; die herrschende Felsart war Porphyr, über welchen an einzelnen Punkten mehrere hundert Fuß hohe Kuppen von rothem und schwärzlichem Pechstein herausragten. Eine Schaar der jungen Hirten, welche gleich unsren Sennern auf diesen Alpenwiesen im Sommer das Vieh weiden, suchte die Reisenden durch die ländliche Musik ihrer Rohrflöten, Schalmeyen und des Dudelsackes, so wie durch einen wahrhaft graziosen Rundtanz zu ergötzen.

Zu den hohen Genüssen, die eine solche majestätisch schöne Alpennatur den Sinnen gewährt, sollten auch noch an dem Abend dieses Tages die Schrecknisse sich gesellen, welche, wenn sie mit solchem Glück überstanden werden, den Reiz der Reisen in der Erinnerung nur vermehren. Von dem Echofelsen hatte ein steiler Weg in ein Thal hinabgeführt, durch das ein Bach, aus 7 Quellen entspringend, dem Kalopotamos zufließt; von dieser Tiefe aber mußte man abermals bis zu dem gegen 8000 Fuß hohen, aus Sienit bestehenden Demirdagh (Eisenberg) hinanglimmen. Rosse und Menschen waren tief ermattet, der Tag neigte sich zum Ende und das Ziel der heutigen Tagreise, das Dorf Dschimil, war noch 3 Stunden weit entfernt. Abermals senkte sich der Weg steil abwärts; die Wolken, die man am Tage tief unter sich gesehen, hatten sich heraufgezogen und ergossen einen Regen, der, so fein auch seine Tropfen waren, die Reisenden bis auf die Haut durchnäßte. Es war 11 Uhr des Nachts, als die Reisenden in dem großen Dorfe Dschimil vergeblich an den Thüren der Häuser klopften und rüttelten. Kein Hund bellte da, es regte sich keine menschliche Seele, die Bewohner waren schon seit mehreren Wochen mit ihren zahlreichen Heerden auf die Weide der Alpen gezogen. Es blieb nichts übrig als noch eine Stunde weiter zu reiten nach der Behausung des Thalherrn von Dschimil, des streitbaren Kumpus-Arowa Agha, dahin die Führer aus Risa den Steig wußten, welcher neben dem weit unten tosenden Wasser, an den Wänden der Felsen sich hinanwindet. Es war gut für die Reisenden, daß ein tiefes nächtliches Dunkel ihren Augen die Gefahren dieses Steiges verdeckte, bey dessen Anblick am andren Tage ihnen schauderte. Denn kaum für einen gehenden Menschen und nur dann, wenn dieser ganz von Schwindel frey war, schien derselbe an manchen Stellen breit genug und sie hatten mit ihren Gebirgspferden ihn durchritten, da, wo bey jedem leisen Fehltritt der Sturz in die Tiefe hinab unvermeidlich gewesen wäre. Auch dadurch wurde den Reisenden manche vergebliche Sorge erspart, daß sie nicht wußten, daß der Burgherr, dessen dennoch gastfreundlichem Obdache sie jetzt naheten, einst, als hier die alten Freyheiten noch herrschten, einer der gefürchtetsten, kühnsten Raubritter des pontischen Gebirges gewesen war, der auf seinen Streifzügen nicht nur die Karawanen der Handels-

leute ausgeplündert, sondern auch die andren Thalherren der benachbarten Gauen ohne Aufhören befehdet, und die Gegenden der Küste gebrandschatzt hatte.

Laut schlug jetzt, um Mitternacht, der Führer an die Thore der herrschaftlichen Behausung an. Ein Diener von innen fragte nach der Ursache des Klopfens, man meldete die Fremden; der Herr des Hauses kam jetzt selber herbey. „Oeffne deine Pforten Kumpusarowa-Soliman Agha," rief der Dolmetscher Lukas, „es sind Gäste aus dem fernen, christlichen Frankenland, welche dein Obdach und Sättigung ihres Hungers begehren." — „Jeder Fremde, er stamme woher er wolle," so antwortete drinnen der Herr, „findet unter meinem geringen Dache gastfreundliche Aufnahme, was ich besitze, steht euch zur Verfügung." Ein Licht erschien; der schwere Riegel hinter der Hausthür wurde hinweggeschoben, man geleitete die Fremden die steinernen Treppen hinauf, wo vor dem Gastzimmer der Thalherr, ein Fünfziger, von kräftig gedrungener Gestalt und mächtiger Adlernase ihrer wartete. Noch einmal hieß hier der „freye Thalfürst" (so nannte er sich selber) die Gäste willkommen, und wünschte seinem Hause Glück zu ihrem Besuche. Bald flammte im Kamin das Feuer; eine Sklave bereitete den Kaffee. Der Dolmetscher Lukas holte aus seiner Brieftasche die Empfehlungsschreiben hervor, und wollte sie dem Burgherrn überreichen, dieser aber wies sie für heute zurück. Es bedürfe, so sagte er, bey ihm solcher Empfehlungen nicht, um Fremde zu beherbergen und zu speisen. Morgen wolle er, um die, welche sie ausstellten, nicht zu beleidigen, die Briefe lesen, und dann, wenn seine Gäste auf ihre Anstrengungen durch Speise und Schlaf sich erquickt hätten, sollte es ihn freuen, wenn dieselben von ihrer Heimath und von ihrer Reise etwas erzählen möchten. Man brachte jetzt nach dem erquickenden Kaffee ein einfaches Mahl, und wies dann den Ermüdeten ihre Schlafstellen auf weichen Polstern an.

In einer blumenreicheren, herrlicheren Alpengegend hatte unser reisender Naturforscher sich noch niemals gesehen als die war, in welche er am andern Tage unter dem reinen, tiefblauen Himmel

hinaustrat. Sein Gastfreund, der ritterliche Thalherr, hatte seinen Wohnsitz hier in einer Höhe von nahe 6000 Fuß über dem Meere in einem Bergkessel aufgeschlagen, dessen hohe, sanft abfallende, von dem herrlichsten Grün bedeckten Wände halbmondförmig sich herumzogen, und zu welchem man nur durch den schon erwähnten schmalen Steig, der hoch über dem Gebirgsbache an dem Felsen sich hinwand, den Zugang möglich machte. Dieser Steig ließ gegen Feinde leicht sich absperren, und schon durch Felsenstücke vertheidigen; dort war der Raubritter vor allen Angriffen so gesichert gewesen, daß der mächtige Verbündete des Großsultans, Osman Pascha, ihn nur dadurch in seine Gewalt bekam, und zur Unterwürfigkeit unter die Herrschaft der Pforte zwang, daß er ihn durch List aus seinem Bergnest hervorlockte. Nur durch große Opfer, die er zur Bestechung der Gewalthaber und Gefängnißhüter aus seinen durchs Schwert erbeuteten Schätzen darbrachte, erkaufte sich der kühne Kriegsmann seine Freyheit, und diese vormaligen Schätze mochten seitdem bedeutend vermindert worden seyn. Das jedoch, was unser Reisender hier auf den Alpenwiesen rings um die Burg her erbeutete, das waren in seinen Augen eben so große Schätze, als die ehemaligen des Thalfürsten, und sie hatte keine türkische Macht hinwegnehmen können. Nirgends auf seiner weiteren Reise ward ihm eine so reiche Ernte an seltenen Pflanzen, unter denen gegen 200 neue Arten waren, für seine Sammlung zu Theil. Interessanter noch für den größten Theil der Leser seiner Reisebeschreibung ist jedoch die Sammlung jener Züge eines Haus- und Sittengemäldes der Bewohner des pontischen Gebirges, welche er uns in dem Berichte über seinen zweytägigen Aufenthalt bey dem ritterlichen Gastfreunde, dem Thalherrn von Dschimil, mittheilt. Die Wohnung, oder wenn man will die Burg dieses zu seiner Zeit mächtigen Häuptlinges, deren Erdgeschoß, aus dicken festen Mauern erbaut, zunächst nur für die Bedürfnisse der Feld- und Hauswirthschaft eingerichtet ist, hat von außen ein stattliches Aussehen, und in ihrem Inneren eine, wenn auch nicht europäisch- doch orientalisch gastliche Ausstattung. Eine steinerne Treppe führt in dem thurmartigen Treppenhause hoch hinan in die, ebenfalls aus gehauenen

Steinen erbaute eigentliche Wohnung des Burgherrn und seiner Familie. Das Gastzimmer ist geräumig und groß; in seine Räume fällt das Licht durch Fensteröffnungen herein, welche nicht durch Glas vor dem Zutritt der Luft gesichert, sondern statt der gläsernen Fenster mit arabeskenartig ausgeschnittenen Brettern versehen sind, welche bey so hoher Lage des Hauses selbst im Sommerhalbjahr die Erwärmung des großen Raumes durch ein Kaminfeuer zum Bedürfniß machen.

Unser Landsmann war dem Thalherrn schon am nächsten Tage nach seiner Ankunft in ärztlicher Eigenschaft bekannt geworden. Zwey Kinder und zwey Frauen des Ritters wurden als Patienten ihm vorgestellt, und der junge Arzt gewann alsbald so großes Vertrauen, daß viele der Nachbarn seine Hülfe begehrten. Zwey Tage mußten die Reisenden bey dem gastfreyen Herrn von Dschimil verweilen und er hätte sie gern noch länger behalten, wenn nicht die Gäste selber, mit Recht die Störung der Hausordnung beachtend, welche ihr Besuch veranlaßte, auf der Weiterreise bestanden wären. Denn selbst bey dem wohlhabenderen Gebirgsbewohner dieses Landes, selbst bey einem „Thalfürsten" ist die tägliche Kost, welche er mit seiner Familie genießt, eine höchst einfache. Da giebt es nicht wie bey unsren alten und neuen deutschen Rittern Wein oder Bier, deren Genuß der Islam verbietet, sondern außer den kleinen Täßchen des Kaffees zum Frühstücke, nur saure oder süße Milch und Wasser. Namentlich im Sommer, wenn die Heerden des Viehes auf den abgelegenen Alpenwiesen weiden, wird selten oder niemals Fleisch, selten auch Reis, als Pillau zubereitet, sondern fast ausschließend nur eine Mehl- oder Milchspeise aufgetragen. Kommt jedoch ein Gast, den man ehren will, dann kennt die orientalische Gastfreundschaft keine Gränzen mehr; täglich zweymal, denn so oft hält man hier eine Hauptmahlzeit, das eine Mal zwischen 11 und 12 am Mittag, das andre Mal Abends um 6, wurden unsre Reisenden bey dem Herrn von Dschimil mit Gerichten bewirthet, deren Zahl gewöhnlich auf 7 stieg, denn es gab da Bohnenbrey, Käse in Butter gebraten, klein gehacktes, stark gepfeffertes Fleisch mit Reis, ferner einen Eyerkuchen mit Honig bestrichen, gekochtes, stark gewürztes Hammelfleisch, Reisbrey in süßer Milch und endlich geschmorten Reis mit saurer Milch.

Man mußte hier in dem Ritter von Dschimil, wie öfters in den kriegerischen Häuptlingen des Orients und wie vormals in den alten Bewohnern unsrer Ritterburgen, in ihrem Benehmen gegen Fremde zwey verschiedene Persönlichkeiten anerkennen. Derselbe streitbare Mann, wenn er vormals außer den Mauern seines schwer zugänglichen Hauses dem vorbeyziehenden Fremden begegnete, benahm sich gegen diesen als Räuber; wenn dagegen derselbe unter sein Obdach eintrat, dann war er sein Gast und von nun an sein Schutzbefohlener. Fast erinnert dieses zweyfache Verhältniß zu dem Fremden an jenes, das man bey gewissen Thieren, namentlich bey dem Fuchse beobachtet, welcher auch das Birkhuhn, das ganz nahe bey seinem Baue brütet, so wie den Hasen, der da sein Lager hat, unangetastet läßt, während er beyde Arten der Thiere, wenn sie ferne von seinem Bau sich finden lassen, feindlich anpackt.

Die Reisenden wendeten sich jetzt von der Wohnstätte des gastfreundlichen Thalherrn nach Süden, gegen den eigentlichen Hochrücken des pontischen Gebirges hin, den sie in einer Höhe von ungefähr 9000 Fuß überstiegen. Schon bey mehreren Gelegenheiten, selbst unter den guten Leuten in Dschimil, hatte unser Reisender die Bemerkung gemacht, daß seine barometrischen Messungen den Argwohn des Volkes erregten, weil man dieselben für ein Mittel zur Erspähung des Landes und seiner Zugänge für Feindesheere hielt. Dort auf dem Hochgebirge fand er auf einmal, als er nur wenig vom Gepäck sich entfernt hatte, seine Barometerröhre zerbrochen. Desto eifriger setzte der fleißige Sammler seine botanischen Forschungen fort, und in diesem noch so wenig bekannten Landstrich gewährte jeder Tag eine neue, interessante Ausbeute.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München, herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, von Professor Dr. Karl Koch.

(Fortsetzung.)

Zu Ipsir, dessen jetziger Name seinem ältern: Syspiritis noch sehr ähnlich lautend geblieben ist, lernten sie in dem Distriktsgouverneur Hassan Tapha einen in seiner Art sehr gebildeten, dabey gegen die Fremden gefälligen Türken kennen, der ihnen zu ihrer Weiterreise nach dem nächsten Distriktsort Pertakrek die nöthigen Pferde und Begleiter bereitwillig darbot. Diese Begleiter sprachen von einem reichen, von Franken bewohnten Dorfe Karmenik, in welchem die Reisenden eine gute Aufnahme und Bewirthung finden würden; aber die angeblichen Franken oder Firendschi waren nichts anders als unirte Armenier, welche wie alle Katholiken in diesem Lande jenen Namen führen. Während bey Gudrascheh jetzt, in den ersten Tagen des August, das Getreide noch nicht reif war, trat man bald nachher im tieferen Tschorukthale in eine Gegend ein, welche dem Bau des Reises, wie dieß die üppig grünenden Felder bezeugten, ganz überaus günstig ist. Das Flußthal erweitert sich hier in mehrere auf einander folgende Kessel, in denen die Hitze ganz überaus drückend war. Bey solcher Hitze entsteigen den Sümpfen, darinnen der Reis gebaut wird, so schädliche Dünste, daß die Bewohner der herrlich angebauten Thäler in dieser Jahreszeit sich nach den Bergeshöhen flüchten, denn das Sumpffieber des schwarzen Meeres, wie die Aerzte es nennen, pflegt die, welche es ergreift, öfters schon in einem oder etlichen Tagen zu tödten. In und bey dem wohlhabend aussehenden Dorfe Nechach standen die Bäume der herrlichen Obstgärten voll reifer Früchte, alle Häuser jedoch waren verschlossen, denn die Leute waren mit ihren Heerden auf den Bergen. Die Reisenden indeß fanden eine reichliche Erquickung an den schwarzen Maulbeeren, die von den Bäumen gefallen, den Boden bedeckten, und an andren wohlschmeckenden Obstarten. In gleicher Weise stand auch das nächste, in einem ähnlichen Thalkessel gelegene Dorf von seinen Bewohnern verlassen.

Die Führer und Eigenthümer der Pferde hatten hier nichts Gutes im Sinne; sie wollten die Fremden mitten in dieser Heimath der Sumpffieber verlassen; man nöthigte sie deßhalb noch bey hellem Mondschein in der Nacht weiter im Thale hinan zu ziehen, bis man zwey türkische Erntehüter und Zehenteinnehmer fand, welche auf gesünder gelegener Höhe ihr Lager aufgeschlagen hatten. Diese guten Leute gaben den hungernden Gästen, die so spät noch ihre Nachtruhe gestört hatten, alle die Mundvorräthe des Reises, die sie besaßen; sie überließen ihnen selbst ihr Lager und begnügten sich mit dem harten Boden. Ihnen allein hatte man es auch zu danken, daß die Absicht der Begleiter, mit allen Pferden zu entfliehen, wenigstens zum Theil vereitelt wurde, und daß ihnen zur Fortschaffung des Gepäckes nach dem nur wenige Stunden entfernten Pertakrek noch vier Pferde übrig blieben.

Man war jetzt nach Grusien gekommen, dessen meist wohlgestalteter, kräftiger Volksstamm noch vor wenig Menschenaltern mit einem höheren Grad der

Unabhängigkeit auch der Mehrzahl nach das christliche Glaubensbekenntniß sich erhalten hatte. Erst seit wenig Menschenaltern hat die Pforte auch den letzten Rest der Unabhängigkeit des Volkes vernichtet, und demselben an vielen Orten den Glauben des Islam aufgedrungen. Es gelang dieses namentlich auch dadurch, daß man den jetzigen Müsselim oder Gouverneur, den Sohn des christlichen Landesherrn, als sein Vater im Kampfe für sein Land und seinen Glauben gefallen war, in den Lehren des Islam erziehen ließ, denen er nun eifrig anhängt, und durch seinen Vorausgang auch das Volk, welches so oft dem Beyspiel der Mächtigen folgt, zum Abfall verlockt hat. An diesen so eben erwähnten Müsselim, aus dem Stamme der Herren von Tschildi, lauteten die Empfehlungsbriefe und Weisungen des Paschas von Trebisond; man fand ihn aber nicht zu Hause, sondern erfuhr, daß er auf einer Inspectionsreise in der Nachbarschaft begriffen sey, und die Diener des Müsselims beeilten sich so gut als möglich die Gäste, denen man eine Scheuer zum Obdach während der heißesten Stunden des Tages eingeräumt hatte, aus dem Hause, dessen weiblichen Bewohnern ein solcher Besuch übel verdacht werden konnte, zu entfernen.

Auf der Reise zurück nach dem Meere in das Gebiet von Lasistan nahmen unsre gelehrten Landsleute ihre Richtung über einen andren Paß des pontischen Gebirges, über den sich die Straße nach Atina hinzieht. Es gab jetzt einige Male Gelegenheit in Beziehung auf die Dienstwilligkeit und Gastfreundlichkeit des Volkes eine Bemerkung zu machen, welche dem Christennamen keine Ehre brachte, denn während man bey den mohamedanischen Bewohnern des Landes, selbst bey den ärmsten, die willigste Aufnahme und uneigennützigste Bewirthung und Pflege fand, wobey die gutwilligen Geber nur wenig Worte machten, vernahm man dagegen von den Armeniern zwar einen Schwall von höflichen Redensarten, dabey aber ließen sie die Gäste an allem Nöthigen Mangel leiden, oder reichten nur gezwungen dasselbe dar. Und dennoch war die Armuth dieser Leute nur eine verstellte, während sich dagegen auf den Gebirgshöhen zwischen Chodudschur und Kerak ein Volk findet, gegen dessen armselige Lebensweise und äußere Dürftigkeit, wie unser Reisender sagt, der Zustand auch der ärmsten Irländer ein glänzender ist.

Mit Wohlgefallen sahen unsre Landsleute in Atina, wo so eben ein Wochenmarkt war, das Gedränge des Volkes aus dem wohlgebildeten grusischen Stamme. Man merkt es diesen Leuten, selbst den Frauen, welche unverschleyert und ohne Scheu den Fremden sich naheten, an, daß noch ein Gefühl der alten Selbstständigkeit in ihnen lebt. In dem Kaffeehaus von Atina, das zugleich zur Herberge diente, fand sich ein armer Deserteur aus dem türkischen Militär, den man auf seiner Flucht aufgefangen, und hier in seinen Fesseln hungern ließ. Unsre Landsleute machten den armen Burschen, wenigstens während ihres Hierseyns, seiner Noth vergessen, indem sie ihn mit Speise und Trank erquickten.

In Atina haben zwey armselige Thalherren zu gebieten, davon jeder ein Kaffeehaus besitzt, das er um hohen Preis einem Pächter überläßt. Jene beyden Schattenherren ließen durch ihr Benehmen unsre Reisenden in vollem Maaße das Mistrauen und die gehäßige Stimmung merken, welche bey vielen ihres Gleichen gegen die Franken herrscht, deren Einfluß und Mitwirkung sie die ganze Schuld ihrer Unterjochung durch die Türken beymessen. Auf einem Kahne in nordöstlicher Richtung an der Küste hinsteuernd, kommt man schon nach einer Stunde in das zwar kleine dabey aber fruchtbare und reiche Gebiet des Thalherrn von Bulep, der seinen Wohnsitz, von ähnlicher Bauart wie unsrer deutschen Ritterburgen im Mittelalter, am Strande des Meeres aufgeschlagen hat. Mit einem Falken auf der Hand saß der edle Thalherr von Bulep auf der Altane seiner Burg und schaute forschend über das Meer hin. Eine hohe steinerne Treppe führte zu der Altane hinauf; die Fremden, obgleich sie nur um einen Kahn für ihre Weiterförderung baten, wurden als liebe Gäste empfangen; sie mußten der Bitte des Hausherrn nachgeben, eine Nacht unter seinem Dache zu verweilen. Sie hatten alle Ursache über diese Vergünstigung sich zu erfreuen, denn die Stunden, die sie bey dem Burgherrn von Bulep zubrachten, gehören zu den vergnügtesten und lehrreichsten dieser ganzen Reise. Man sah sich hier ganz wie in die Mitte eines patriarchalischen Familienlebens versetzt.

Jene Ehrfurcht, mit welcher die erwachsnen Söhne des Ritters, wenn der Vater ins Zimmer trat, von ihren Sitzen aufstunden und ihre kurzen Pfeifen von sich legten, bis der Vater ihnen ein Zeichen zum Sitzen gab, die Achtsamkeit und Sorgfalt, mit welcher die jüngern Söhne die Tafel bedienten, waren nicht die Folge einer gewaltthätigen väterlichen Zucht, sondern man konnte es deutlich bemerken, daß die Ehrerbietung mit einem kindlichen Vertrauen und mit herzlicher Liebe Hand in Hand gieng. Noch niemals in der Türkey hatte unser Reisender eine solche heitre Fröhlichkeit im Familienkreise beobachtet, als hier im Hause des Thalherrn von Bulep. Die Unterhaltung, obgleich sie nur mittelst des Dolmetschers geführt werden konnte, war lebhaft und munter; wer die Versammelten des Abends nach der Mahlzeit, noch bis spät in die Nacht beysammensitzend fröhlich scherzend gehört und gesehen hätte, der wäre vielleicht auf den Gedanken gekommen, daß hier der Genuß des Weines das Herz erfreut habe, und doch war die Tafel in islamitischer Nüchternheit gehalten worden, und nur der gute Humor des Burgherrn so wie seiner beyden älteren Söhne, deren gesellige Talente selbst in Europa Bewunderung finden würden, hatte die Stimmung hervorgerufen.

Daß hier bey dem edlen Ritter von lasisch-grusischem Stamme selbst in Beziehung auf das eheliche Verhältniß eine bessere, liberalere Ansicht und Einrichtung herrsche, als die bey den Türken gewöhnliche, erfuhr unser Reisender am zweyten Tage seines Aufenthaltes in Bulep, wo er, als Arzt, zu der Gemahlin des Burgherrn gerufen wurde. Er fand sie in einem mit kostbaren Teppichen belegten Zimmer, unverschleyert, auf einem Sessel sitzend, während ihm selber der Sitz auf dem Divan angewiesen wurde. Freymüthig, ohne eine Spur der kindischen Furcht der gewöhnlichen Bewohnerinnen des Harems unterhielt sich die wahrhaft schöne Frau durch den Dolmetscher Lucas zuerst mit ihm über ihre leiblichen Leiden, dann über das Verhältniß der europäischen, christlichen Frauen zu ihrer Familie und zu dem öffentlichen geselligen Verkehr. Die wunderschöne Tochter der Kranken, ein Mädchen von etwa 14 bis 15 Jahren, war unbemerkt von der Mutter, unter eine Seitenthüre getreten, hörte aufmerksam dem Gespräche zu, und ergötzte sich an dem ihr noch nie zu Theil gewordnen Anblick eines Franken, als aber die Mutter, aufmerksam gemacht durch das Hinschauen des Fremden, die schöne Lauscherin bemerkte, verwies sie heftig ihr die große Unschicklichkeit, und das arme Kind schlich sich beschämt in seine Zelle zurück.

Von Bulep aus schifften die Reisenden in einem Kahne an der Küste hin nach Vitzeh, wo der alte 80 jährige Thalherr, bey dem sie übernachteten, in sehr auffallender Weise es ihnen bemerken ließ, daß die gute Bewirthung der Fremden für solche Herren wie er kein Gesetz, sondern lediglich ein guter Wille sey. Er gab ihnen sparsame Bissen zum Abendessen und ein hartes Nachtlager, verfehlte auch in seinem Gespräch durch den Dolmetscher keineswegs seinen Haß gegen die Franken, die den Sultan zu all dem Bösen verleitet und gestärkt hätten, das er dem Volke der Lasen und ihren einst freyen Herrn angethan, während ein Bündniß mit Mehemed Ali und seinem Sohne Ibrahim Pascha, die er beyde hoch verehrte, das türkische Reich allein zu retten vermocht hätte.

Ungleich günstiger gegen die Franken gesinnt zeigte sich der reiche Müsselim von Lasistan, Helim-Bey zu Choppa, des an einem Flüßchen des gleichen Namens nahe bey der Küste gelegnen Städtchens. Durch seine vielen Reisen, namentlich auch in das russische Gebiet der Krimm, und in dem geselligen Verkehr mit Franken hat sich Helim-Bei eine Bildung und Weltkenntniß erworben, die nur selten bey einem seiner Landsleute und Glaubensgenossen gefunden wird. Sein Haus ist ein Versammlungsort und ein Sitz der geselligen Vergnügungen für alle Reisenden und für alle vornehmen Lasen; noch spät in der Nacht vernahm unser Reisender auf seinem Lager, das er ermüdet von den Beschwerden der Reise frühe aufgesucht hatte, die Töne einer Zither und eines wohllautenden, zweystimmigen Gesanges, womit Helim-Bey seine Gäste unterhalten ließ.

Artwin war jetzt der nächste Zielpunkt der Reise. Man hatte im früheren Verlauf der Reise die Engpässe und mühseligen Fußsteige des pontischen Gebirges zur Genüge kennen gelernt, für dießmal wählte

man die bequemere Karawanen Straße, welche längs dem Choppa-Sfu-Fluße hinanführt. Diese Straße war in diesem Augenblick sicher zu passiren, denn jene beyden Thalherren, die noch vor Kurzem auf ihr das Geschäft der Freybeuter trieben, indem sie die Reisenden brandschatzten und beraubten, waren in die Hände der türkischen Behörden gerathen, und vor wenig Tagen als Gefangene nach Trebisond abgeführt worden: ein Verfahren, welches zwar der gastfreundliche Ajan von Aschat, zu dessen Wohnung im Thale der drey Burgen (Urtsch Kaleh) die Reisenden am 23. Aug. des Morgens kamen, nicht ungerecht, dennoch aber, wie es schien, zu hart fand, denn er selber hatte zu den freyen Thalherren von Lasistan gehört, und einer der Gefangenen, in seiner nur wenig Stunden von da entfernten Burg, war sein Nachbar gewesen.

Die Reisenden kamen jetzt in eine Gebirgsgegend, deren Naturschönheiten sie lebhaft an die der Schweiz erinnerten. Wasserfälle stürzen mit lautem Rauschen aus den Wäldern herab, und befruchten die grünen Matten der Alpenwiesen; auf den senkrecht abfallenden Felsen stehen alte Burgen und Thürme, in deren Gemäuern seit Jahrhunderten nur Fledermäuse und Eulen hausen. Von neuem sah man sich im Thale und an den fruchtbaren Ufern des Tschoruk, an welchem auch die Hauptstadt des Liwanechdistriktes, Artwin liegt. Ansehnlich genug erscheint diese, von etwa 6000 bis 7000 Menschen bewohnte Stadt, da ihre Häuser, deren über 1000 seyn sollen, häufig von Gärten umgeben sind, und deßhalb einen Raum einnehmen, dessen Umfang zwey Stunden beträgt. Die Armenier, von denen gegen 400 Familien hier wohnen, haben den schönsten Theil der Stadt, mit den bedeutendsten Bazars inne; in ihren Händen ist auch der nicht unbedeutende Handel und durch ihn das meiste Vermögen. Der jetzige Müsselim von Artwin, Murad Ali Bei ist ein Nachkomme jener alten unabhängigen Gaugrafen, welche in den Burgen hausten, deren Ruinen noch jetzt in der Stadt und ihrer Nachbarschaft das Auge des Reisenden anziehen. Aus einer dieser, hoch auf dem Felsen über dem Tschoruk gelegnen Burgen hat Murad Ali Bei eine Richtstätte gemacht, indem er von ihren Zinnen die Raubmörder und Diebe herabstürzen läßt, welches Urtheil einst an einem Tage an 24 solchen Verbrechern vollzogen worden war. Selbst aus der noch ungleich mächtigeren so wie älteren Königsfamilie der Bagratiden fand unser Reisender in Artwin einen Nachkommen: einen unirten Armenier von bedeutendem Vermögen, bey welchem der, durch seine Schicksale wie durch seine unermüdeten Forschungen merkwürdige Dr. Wiedemann, einige Jahre vorher eine gastfreye Aufnahme gefunden hatte. Das Hauptgewerbe, welches die Bewohner von Artwin treiben, ist die Färberey, wozu sie vor allem der hier überall wildwachsenden Färberröthe sich bedienen. Der größere Theil des Volkes ist von ächt grusischem Stamme, vorherrschend von schöner Gestalt und Gesichtsbildung, welche an die Züge wohlgestalteter deutscher Physiognomien erinnert.

Das Thal von Artanudsch, in welchem der Fluß von gleichem Namen strömt, ist eben so romantisch durch seine Naturschönheiten als durch die Sagen, welche die Bewohner desselben von seinen Burgen und Höhlenwohnungen erzählen. So berichtet eine jener Sagen von der auf gähem Felsen gelegnen Burg Godschiboreth eine Geschichte, welche unserer vaterländischen von dem Fräulein von Kynast sehr ähnlich lautet; wie die stolze spröde Tochter des Burgherrn nur dem der vielen Werber ihre Hand reichen wollte, der die Felsenwand erklimmte, wie dann viele Jünglinge durch den Hinabsturz ihren Tod fanden, bis zuletzt einer, der die Höhe erklommen hatte, an der Mörderin, als diese noch immer mit Stolz ihn von sich weisen wollte, die verdiente Rache nahm, und sie selber da hinabstürzte, wo so Viele durch ihre Schuld den Tod gefunden. Sagen andrer, nicht minder romantischer Art erzählt das Volk von Artanudsch, der vielleicht ältesten Stadt des Landes, deren Höhlenwohnungen und Höhlentempel fast an die altedomitischen von Petra erinnern.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Octobber.

Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister, Arzt im Gefolge Sr. K. Hoheit des Prinzen Waldemar von Preußen, nach dessen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister. Mit einer Vorrede von C. Ritter. Braunschweig 1847.

Bey wenig andren Menschen hat sich der Drang und der innere Beruf zu irgend einem großen Werk ihres Lebens so frühe und so unverkennbar deutlich gezeigt als bey dem vielbewunderten und vielbeklagten deutschen Reisenden in Indiens schönsten Gegenden, als dessen bleibendes Denkmal die eben genannte Schrift uns vor Augen steht. Schon in Braunschweig, wo er die acht ersten Jahre seines Lebens, von 1819 bis 1827, zubrachte, noch mehr in Wolfenbüttel, wohin sein Vater als Consistorialrath versetzt worden war, zog ihn der Verkehr mit der lebenden Natur, die Geschichte merkwürdiger Reisen, die Beschäftigung mit der Länder- und Völkerkunde so mächtig und überwiegend an, daß die älteren Freunde so wie die Lehrer bereits in dem Knaben die künftige Bestimmung des Mannes anerkennen mußten. Von seinen Wanderungen in die benachbarten Wälder und Fluren brachte er nicht nur Pflanzen und Insekten, sondern auch allerhand andre fliegende und kriechende Wesen mit, denen er im älterlichen Haus und Hof einen Schlupfwinkel anwies: Fledermäuse wie Eulen, Feldmäuse und junge Vögel der verschiedensten Art. An den von fremder Hand verwundeten und schwer verletzten Thieren machte er die ersten Versuche einer chirurgischen Geschicklichkeit, die sich später an Menschen so vielfach hülfreich erwies. Die Zeit der Schulferien benutzte er, sobald die zunehmenden Kräfte ihm dieß erlaubten, zu kleinen Fußreisen in das benachbarte Harzgebirge, von dessen Höhen er mit einer ähnlichen Sehnsucht weit über das Land hinüberschaute wie ein junger Falke, wenn sich an ihm im mütterlichen Neste die Schwingen zum Flug über Berg und Thal entwickeln. Wie oft beklagte schon damals der reiselustige Knabe, daß ihm, namentlich seit dem Tode des Vaters (im Jahre 1832) die äußeren Mittel versagt seyen, die ferneren Weltgegenden zu besuchen, deren Beschreibung er mit innigem Entzücken las.

Bey all diesen Beschäftigungen von eigenthümlicher Art, wozu die natürliche Neigung und Anlage ihn bestimmten, hatte der junge Werner Hoffmeister es nicht versäumt, die Elemente jener allgemeineren, höheren Geistesbildung sich anzueignen, welche die Gelehrtenschulen seines Vaterlandes ihm darboten. Er hatte sich im Gebiete der klassischen Sprachstudien und Literatur so wie in dem der Mathematik gründliche Kenntnisse erworben, mit denen ausgerüstet er zuerst das Collegium Carolinum zu Braunschweig, dann die Hochschulen von Berlin und Bonn bezog. Bereits als Student fand der mit geringen Mitteln viel ausrichtende Jüngling Gelegenheit, nicht nur von Bonn aus das benachbarte Rheinthal, sondern auch Holland, die Schweiz und Südfrankreich zu durchreisen, wo er für seine weitere wissenschaftliche Ausbildung überall reichen Stoff fand, zugleich

aber auch das Verlangen, andre Welttheile zu sehen, immer dringender in sich erwachen fühlte. Nach seiner Doctorpromotion im Jahre 1843 bemühte er sich deßhalb zuerst in London eine Stelle als Arzt in einem nach Indien gehenden Schiffe zu finden, und als dieses Bemühen vergeblich war, ging er nach Paris, um vielleicht da der Erfüllung seines Wunsches näher zu kommen. Schon hatte er hier die scheinbar sichere Hoffnung, als Aufseher und Arzt einer Colonie nach Malacca zu gehen, als auch dieser Plan unversehens fehlschlug. Schmerzlich aufgeregt durch ein so oft getäuschtes, immer stärker werdendes Sehnen kehrte er nach Berlin zurück, wo sich ihm in unerwarteter Weise die beste, die reichste Befriedigung seiner Wünsche darbot, als ihm in Begleitung des heldenmüthigen Prinzen Waldemar von Preußen das Glück zu Theil wurde, das Land seiner frühesten Träume, das Ziel seines vieljährigen Verlangens mit solcher Muse zu sehen und zu durchforschen, wie er dieß in keiner andren Stellung vermocht hätte. Aber nur wenig mehr als ein Jahr war dem trefflichen jungen Manne für den höchsten Vollgenuß seines Strebens und Lebens gewährt; auf dem Gipfel seines Glückes, in dem Moment des Aufblühens seines Ruhmes wie seiner reichsten Wirksamkeit traf ihn dort in der mörderischen Schlacht von Ferozepur an der Seite des jungen deutschen Helden, seines Prinzen Waldemar, eine Kartätschenkugel, welche, in die Schläfe eindringend, augenblicklich der süßen Gewohnheit des Lebens ihn entriß. Erst 26 Jahre alt hatte er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Indien für die treue, lebendige Beschreibung der Natur des reichen Landes mehr gethan als mancher Jahrzehnte lang dort verweilende oder herumziehende Tourist. Die That seines Lebens war nicht erst auf dem Boden von Indien erwachsen, sondern sie hatte sich schon in der Heimath durch Jahre langes Vorarbeiten entwickelt, und so weit ausgebildet, daß unter dem begünstigenden Einfluß die Zeit weniger Mondläufe hinreichend war, um sie mit einem Male zur Reife zu bringen. Wir geben hier nachstehend einige Züge aus dem reichen Gemälde, das die Briefe über Indien uns darboten.

Heiter und anmuthig wie die Stimmung der Reisegesellschaft war das Wetter, bey welchem am 16. September des Nachmittags die Fahrt auf dem Dampfschiff von Triest aus begann. Die meist kahlen Ufer des Istrischen Gebirgslandes gingen schnell wie im Fluge an dem Blick vorüber, schon am 18. Sept. noch vor Mittag konnte sich das Auge an den grünenden Wäldern und Anpflanzungen der Insel Korfu weiden. Sehr getäuscht sieht sich übrigens die glänzende Erwartung, welche die Stadt von ferne gesehen durch einzelne von der englischen Regierung oder reichen Privatleuten ihrer Nation angelegten prachtvollen Gebäude erregt, wenn man in die engen schmutzigen Gassen derselben oder in eines der schmutzigen Häuser ihrer Bewohner eintritt. Eine Einladung des englischen Gouverneurs überhob zuletzt den hohen deutschen Reisenden und seine Begleiter der Nothwendigkeit in dem Gasthaus, dessen bloßer Anblick schon Eckel erregte, zu essen; die Nacht brachte man im Dampfschiffe zu.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844, von Professor Dr. Karl Koch.

(Schluß.)

Zu einer dieser Höhlen wagt keiner der Bewohner der Gegend in der Felsenkluft, durch welche sie zugänglich seyn würde, hinanzusteigen, obwohl die Sage geht, daß dort goldne und silberne Gefäße und Schätze der vormaligen christlichen Kirchen verwahrt seyen, welche, bey der Eroberung des Landes durch die Araber, von einem Engel dorthin getragen wurden. Ein Ungeheuer bewacht den Eingang bis zur Zeit, da das Christenthum von neuem im Lande herrschen wird.

Zu dem Hochlande, auf welchem der Kur seine Quellen hat, zunächst nach der Bergstadt Artahan gieng jetzt die Reise hinan. Die auffallend niedere Temperatur, welche jenseits Schalewan am 1. Sep-

tember mitten im hellesten Sonnenschein herrschte, so wie die Alpenflora der Wiesen bezeugte es, daß man hier am oberen Laufe des Kur der Region des beständigen Schnees allmälig näher komme. Bey dem Herrn von Artahan, einem schönen jungen Manne, der das gesellige Vergnügen und die äußre Pracht liebt, welches in der ganzen Einrichtung seines Hauses sich kund giebt, fanden unsre Landsleute eine sehr freundliche Aufnahme und splendide Bewirthung. Unter den anwesenden Gästen, daran es an der Tafel dieses Herrn niemals mangelt, befand sich ein junger Armenier aus Konstantinopel, dessen Vater Lieferant des Hausherrn war, und bedeutende Forderungen an ihn hatte. Alle Mahnbriefe waren unbeantwortet geblieben, da schickte der Alte seinen Sohn ab, der von dem mächtigen Schuldner freundlich empfangen, gleich den andern Gästen bewirthet wurde, der auch wöchentlich, von den eingehenden Einkünften des Herrn von Artahan eine Abschlagssumme erhielt. Das Getreide war in der Gegend von Artahan jetzt, am 1. Sept., noch nicht zur Reife gelangt.

In eine noch höhere, rauhere Gebirgsgegend zog sich der Weg von Artahan nach Urut dem Hauptort des Kjölerdistrictes hinan. Auf dem Wege dahin begegneten den Reisenden 6 Zigeuner, welche den Fremden einige ihrer halsbrecherischen Kunststücke sehen ließen, und durch die Gabe einiger türkischer Piaster (7 Kreuzerstücke) sich hoch beglückt fühlten. Man befand sich jetzt in dem hochgelegnen Bergkessel, aus dem der Kur seinen Ursprung nimmt; hier sollte das Dorf Urut liegen und nirgends sahe man doch auf dem von Wald und Gebüsch entblösten Alpenwiesengrund die Spuren einer Ortschaft. Da kamen zwey schöne Männer den Reisenden entgegen, sie führten diese nicht unter, sondern auf das Dach des Herrn von Kjöla, denn die Wohnungen zu Urut sind sämmtlich, zum Schutz gegen die Härte des Winters, bey großem Mangel an Brennholz unter der Erde angelegt. Auf seinem Dache stehend empfieng der Herr des Ortes seine Gäste, und geleitete sie hinab in die geräumige Wohnung, deren Zimmer durch das von oben einfallende Licht so wie durch die Flamme der Kamine nur sparsam erleuchtet waren. So wenig auch diese Art des Einganges zu versprechen schien, fand man sich dennoch durch die innre, bequeme Einrichtung des Hauses, durch die gastliche Pflege, die alsbald den Ankömmlingen zu Theil wurde, im höchsten Grade befriedigt. Der Erbherr von Kjöla, dessen Residenz in Urut ist, lebt mit seinen Brüdern, davon jeder sein eignes Gut bewohnt, in einem patriarchalisch schönen Einverständniß; täglich finden sich alle bey ihm in Urut zusammen. Allerdings herrscht in dem Kesselthal der Kurquellen ein winterlich kaltes Alpenklima, in welchem selbst die Gerste nur sehr selten zur Reife kommt, aber so wie in der Schweiz gedeiht hier die Viehzucht vortrefflich, und die Schafe so wie die Käse von Urut sind wegen ihres Wohlgeschmackes so berühmt, daß man namentlich die letzteren in weite Ferne versendet. Obgleich in Urut der Schnee öfters gegen 8 Monate lang liegen bleibt, bildet er dennoch, wegen der bedeutenden hohen Lage, nur eine dünne Decke, und der Himmel ist im Winter fast beständig klar und heiter.

Von neuem nahm jetzt der Weg, den unsre Reisenden verfolgten, seine Richtung hinab in das mildere Flußgebiet des Tschoruk. Hier brannte die Sonne noch mit sommerlich heißen Strahlen; es erschienen die Gewächse der wärmeren temperirten Zone; statt des rothen Porphyrs war ein bunter Mergel die vorherrschende Bergart geworden. Die größeste Ortschaft im Pennek Gau heißt Neffikenneck; in ihrer Nähe sahen die Reisenden eine alte, in der Nähe des Dorfes liegende Kirche, deren Bauart nach Kochs Urtheil die schönste und erhabenste ist, welche er, außer Konstantinopel, im ganzen Morgenlande gesehen hatte. Ein besonders Interesse gewährte es auch unserm eifrigen Botaniker, als er bey Kisil-Kilisse (Rothenkirchen) in der Nähe der wirklichen Eufratquellen, welche sein großer Vorgänger Tournefort vor 150 Jahren vergeblich aufgesucht hatte, manche seltne, auch neue Pflanze sammeln konnte. Obgleich das in einem Gebirgssattel gelegne Kisil Kilisse eine Höhe von mehr als 7000 Fuß haben mag, ist dennoch seine Umgegend dem Getreidebau günstig, wie dieß der Roggen bewies, der so eben (in dem ersten Drittel des Septembers) zur Ernte reif war. Man befindet sich hier auf einem Gebirgs-

stock, aus welchem die Wasser nach drey Meeren: dem kaspischen, dem schwarzen und dem persischen Meerbusen abfließen. Eben so nothwendig für die Gesundheit der Reisenden, welche durch die Anstrengungen der letzten Gebirgsmärsche sehr gelitten hatte, als förderlich für ihren Reisezweck, der näheren Bekanntschaft mit dem Orient, war die vierwöchentliche Ausruhezeit in dem ansehnlichen Erserum. Unser Landsmann giebt von dieser, obwohl nicht schöngebauten, dennoch für den Handelsverkehr sehr wichtigen Stadt, deren Bevölkerungszahl sich wieder bis zu 40000 gehoben hat, eine sehr genaue und ausführliche Beschreibung, und theilt uns von dem Leben und Sitten der aus den verschiedensten Völkerstämmen gemischten Bewohner einige sehr anziehende Schilderungen mit.

Nach dem Quellengebiet des Araxes gieng jetzt, am 7. October, von Erserum aus die Reise. Jenseit der durch ihre Lage wichtigen Festung Hassan Kaleh führte der Weg durch das seit dem letzten russischen Kriege in äußerste Armuth versunkene Dorf der Brücke (Köpri-Köi), das seinen Namen von einer uralten aus Trachytgestein gebauten Brücke empfieng, welche von 7 Bogen getragen eine Länge von 712, eine Breite von 28 Fuß hat. Vielleicht stammt diese dauerhafte Brücke aus derselben Zeit, da das Land umher von jenem baulustigen so wie baukünstlerischen Geschlecht bewohnt und beherrscht war, welches die blendend weißen, zuckerhutförmigen Felsen im Ulu-Dereh Thale mit Höhlen durchbrach, und die Felsenburg Aweck anlegte und vollendete, von welcher unser Landsmann sagt, daß ihm nirgends auf seinen vielen Reisen in den verschiedensten Ländern ein ähnlicher Bau vorgekommen sey. Dieser Bau verdiente wirklich den Ruf, den er bey den Landeskundigen hat, nicht aber die Felsen der sogenannten 40 Fenster unweit Baiveran, welches meist nur unbedeutende Höhlen in einem weißlichen Kalksteine sind.

Der Weg nach den ergiebigen Salzwerken bey Karatschoban ist durch die häufig sich wiederholenden Einfälle der räuberischen Kurden im hohen Grade unsicher. Jeder Begegnende hält hier einen andern Begegnenden für einen Räuber, und setzt sich in Vertheidigungsstand; die Arbeiter im Salzwerke flüchteten sich sogleich, als sie unsern Reisenden sich nahen sahen, auf die Terrasse des Gebäudes, und wollten mit Flinten und Steinen bewaffnet, die vermeintlichen Angreifer empfahen, ja den Reisenden selber begegnete es, daß ein Zug von Bauern, mit Ochsenzügen, aus Furcht vor ihnen nach einem Unweg einbog, den jene ebenfalls aus Furcht vor diesen eingeschlagen hatten, so daß beyde unvermuthet zusammentrafen.

Zu Chynys fanden die Reisenden in dem Hause eines wohlhabenden Armeniers eine so gastfreundliche Aufnahme und Pflege, daß diese so wie mehrere andre Fälle der gleichen Art den Beweis gaben, daß die orientalische Gastfreundschaft bey den Armeniern, da wo sie in ursprünglicher Sitte sich erhalten haben, keineswegs so erloschen sey, wie man aus dem Verkehr mit den in Konstantinopel und andern Küstenstädten wohnenden armenischen Handelsleuten zu schließen gewohnt ist. Man darf nicht vergessen, wie ganz überaus mäßig und sparsam der Armenier für seine Person lebt, und welche übertreibende Anfoderungen von den türkischen Sendboten so wie von allen einigermaßen machthabenden Türken an sein Haus gemacht werden. Am 4. November kamen unsre Landsleute erschöpft an Kräften des Leibes wie an Geldmitteln in der türkischen Gränzfestung Kars an, von wo sie am 8. Nov. über die schon mit Schnee bedeckte Ebene hinüber in das russische Gebiet, nach Alexandropol weiter reisten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 20. October.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Fortsetzung.)

Von Korfu, dessen Merkwürdigkeiten und Naturschönheiten man noch am Nachmittag des 18. und am Vormittag des 19. Sept. in Augenschein nahm, ging die fröhliche Fahrt nach Patras. Die muntere Geschäftigkeit, welche in dieser noch in ihrem Aufbau begriffenen, durch ihren Handelsverkehr schon jetzt bedeutenden Stadt herrschte, die Reste einer längst vergangenen Herrlichkeit der altklassischen so wie der späteren griechischen Baukunst, neben der eben aufblühenden Gegenwart, machten hier den Eintritt in Griechenland zu einem höchst angenehmen, viel versprechenden, und die Freude an dem noch immer herrlichen Lande, an der Bekanntschaft mit dem zwar kleinen, durch seine Stellung und Bestimmung jedoch höchst bedeutungsvollen Königreiche steigerte sich auf der Weiterreise von Patras nach Korinth und von da nach Athen. Der deutsche Prinz mit seinen Begleitern wurde hier von dem liebenswürdigen Königspaare in einer Weise empfangen, welche die Gefühle eines heimathlichen Wohlbehagens aufregte. König Otto war von seiner frühesten Jugend an ein Freund der Naturgeschichte, namentlich auch der Zoologie; das geistvolle Interesse, das der für jedes tiefere Forschen und gründliche Erkennen geneigte jugendliche Monarch auch an diesem Gegenstand des Wissens nimmt, bezeugte sich namentlich in den Gesprächen, die er öfters mit unserem jungen reisenden Arzte hielt. Bey vielen Gelegenheiten konnte man auch jene Liebe bemerken, welche das eigentliche Volk (nicht die sogenannten höheren Stände) der Griechen gegen sein Königspaar im Herzen trägt, und in unverkennbarer Weise äußert.

Am Abend des 30. Septembers verließ der Prinz mit seiner Reisegesellschaft den Piräus, kam am Morgen des 1. Octobers nach Syra, und landete schon am 2. des Nachmittags im Hafen von Alexandria. Es war so eben die Zeit des Ramadans, während welcher für die Gläubigen des Islams mehr denn gewöhnlich die Nacht zum Tage wird. Die Märkte, von Papierlaternen beleuchtet, waren gefüllt von den Verkäufern und Käufern der Eßwaaren der verschiedensten Art; in den elegant eingerichteten Kaffeehäusern sieht man um den in der Mitte befindlichen Springbrunnen Leute aus den verschiedensten Nationen und in der buntesten Mannigfaltigkeit der Trachten: türkische Mekkapilgrime neben englischen oder französischen Schiffsleuten; Schwarze, Weiße und Braune in Ruhe ihre Pfeifen rauchend, dazu den Sorbet oder Kaffee schlürfend, während die Musikanten auf dem Hackbrett mit Sängern, welche ihre Lieder begleitet von grimassenartigen Bewegungen daherschreyen, sich einer nach dem andern vernehmen lassen. Es erinnern diese nächtlichen Scenen des Ramadans an die beleuchteten Märkte und Buden einer Amsterdamer Kirchweihe oder auch an manche unsrer deutschen Weihnachtsabend-Märkte.

Die Fahrt auf dem Mahmudikanal von Alexandria bis zu dem Dampfschiff, das im Nil des

hohen Reisenden wartete, dauerte (am 5. Oct.) wie gewöhnlich einen vollen Tag. Eine rauschende Militärmusik empfieng die Fremden beym Hineinsteigen in das hell erleuchtete, stattlich eingerichtete Dampfschiff. Der Schlaf auf den weichen Polstern in der lauwarmen, dennoch erfrischenden Luft einer Octobernacht auf dem hochgehenden, noch von den Regenfluthen des Südens gefüllten Nil wäre ein ruhig anhaltender gewesen, wenn nicht das Musikchor auch in der Nacht, je nach 3 bis 4 stündigen Pausen, seine gellenden Mißtöne hätte vernehmen lassen, bis man zuletzt ernstlich diese Art der nächtlichen Belustigung sich verbat. Der Morgen beleuchtete jetzt die Ufer des Nils und die vereinzelten Palmenwälder, in deren hohen Wipfeln jetzt die Traubenbüschel der rothen und gelben, der Reife sich nahenden Datteln prangten. Der Kapitän des Dampfschiffes hatte zwar versprochen, schon gegen 3 Uhr des Nachmittags in Bullak, dem Nilhafen von Kairo, zu landen, die Strömung jedoch des noch hoch in seinen Ufern gehenden Flußes hemmte die Fahrt so sehr, daß die Reisenden erst spät in der Nacht ihr Ziel erreichten, und bey Fackelschein auf Eseln reitend in die ägyptische Hauptstadt einzogen.

Diese, die vormals so herrliche und noch jetzt bewundernswerthe Stadt der Chalifen, machte auch auf unsre Reisenden jenen unvergleichbaren Eindruck, welchen jeder Abendländer, der hier zum erstenmal eine Wohnstätte der alten, prachtliebenden islamitischen Herrscher betritt, an sich erfahren. Das Paradies, das ihr Prophet den Gläubigen nach dem Tode verheißen, suchten sich jene Besitzer der goldnen Throne schon auf Erden zu erbauen; die Lust der Augen und aller andren Sinne fand in einer Stadt, wie Kairo zu den Zeiten der Chalifen es war, eine Sättigung, wie kaum an einem andren Ort der Erde; denn was in dem heißen Indien, was während des kalten Winters, wechselnd mit der brennenden Wärme des Sommers, in Chinas Hauptstadt und selbst in dem vielbesungenen persischen Schiras die Natur den Bewohnern versagt, jenes Gefühl von gesundem Wohlbehagen, das gewährt sie durch ein gleichmäßig mildes Klima dem Volke des Nildelta's und seiner Nachbarschaft in reichem Maße.

Dort an den plätschernden Fontänen und Brunnen der Gassen wie der einzelnen Häuser und Höfe, im Schatten der hohen Gemäuer und der duftenden Blüthenbäume, im Anblick der uralten noch immer schön erhaltenen Zierrathen der Häuser, deren viele von außen den vormaligen Reichthum und die Prachtliebe der Erbauer und Bewohner bezeugen, träumt man sich gern in die Wunderwelt der morgenländischen Vorzeit hinein, die nur noch in Liedern und Mährchen fortlebt, und vergißt darüber die Armuth wie das Elend, welche jetzt in den wohlerhaltenen Ruinen und verfallenen Pallästen ihren Wohnsitz haben.

Von den mehr denn zweyhundert Moscheen, in denen einst die 800,000 islamitischen Bewohner der großen Chalifenstadt zum Gebet sich versammelten, sind noch immer gegen 80 zu diesem Gebrauche bestimmt. Der Prinz mit seinen Begleitern wurde, begleitet von zwey Janitscharen oder Kavassen, in alle die sehenswerthesten und am heiligsten geachteten Tempelgebäude dieser Art hineingeführt. In Alexandria, wo die Reisenden nur durch die offne Thür und durch das Gitterwerk einer Moschee den Andachtsübungen der islamitischen Gemeinde zusahen, erinnerte sie ein sehr geschickt geschleuderter Ziegelstein, der zum Glück nur die Seite des einen aus der Gesellschaft traf, daran, daß den Christen ein solches Zuschauen nicht verstattet sey, hier aber in Kairo unter der polizeylichen Aufsicht des Vicekönigs ist selbst der Mohamedanismus für liberalere Ansichten zugerichtet und dressirt worden, denn selbst die Tempeldiener in den Moscheen in ihren schwarzen Gewändern schlugen mit ihren langen Stöcken sehr fühlbar auf die betenden Gläubigen los, und noch derbere Lectionen ertheilten die Kavasse mit ihren aus Hippopotamusleder gefertigten Peitschen, wenn das andächtige Volk durch Zischen und Schnalzen, so wie durch Fingerdeuten auf die Füsse der Fremden seinen Unwillen darüber ausdrückte, daß diese nicht auch, wie die Sitte in den Moscheen es fordert, vom Schuhwerk entkleidet, sondern sogar mit Stiefeln den geheiligten Marmorboden betraten, und nur beym Eintreten in die Moschee El Moyel zog man den hochgeehrten Fremden Babuschen, aus Stroh

geflochten, über die Stiefel, mehr vielleicht, damit sie auf dem spiegelglatten Marmorboden in der Mitte der Moschee um den Springbrunnen her nicht ausgleiten möchten, als aus andern Ursachen.

Das Besehen der Merkwürdigkeiten der Stadt so wie der Chalifengräber außerhalb ihrer Mauern, dann der Pyramiden von Ghizeh und der Stätte von Memphis bey Sakkara, dazu eine Audienz bey dem Vicekönige hatte die Zeit des Verweilens in Kairo, die nur auf wenig Tage beschränkt war, in sehr angenehmer Weise ausgefüllt. H. Hoffmeister hatte überdieß mehrere ihm sehr werthe Bekanntschaften von Amtsgenossen gemacht, namentlich die des berühmten Archiaters Clot Bey und die unsers ehrenwerthen Dr. Pruner, „des viel erfahrenen Arztes." Auch eine eigenthümliche Art von Gefahren, welche dem nicht vollkommen ortskundigen Wanderer in Kairo den Untergang droht, wenn er bey abendlichem Dunkel in einigen Gegenden der Stadt herumgeht, sollten unsre Reisenden in den letzten Stunden ihres Hierseyns noch kennen lernen. Denn als sie am Abend des 19. Oct. von einer Parthie nach den Lustgärten in Schubra so eben zurückgekehrt, auf dem Balkon ihres Hotels den Thee tranken, hörten sie unter sich auf der Straße ein lautes Jammergeschrey, das ein französisch redender, im Nachtgewand dastehender Mann erhob. Es war der Wirth des Hotels, Hr. Coulomb, dessen jüngerer Bruder in eine jener Oeffnungen des tief gegrabenen Nilkanals, aus denen die Sakiahs oder Wasserräder das Wasser herausschöpfen, gestürzt war. Zehn Fuß tief geht eine solche schachtartige Oeffnung hinab bis zu der Fläche des 15 Fuß tiefen schlammigen Wassers. Schon das Hinabsteigen in ein solches Loch ist so schwierig, daß erst nach einiger Zeit sich Leute zu dem Wagstück bereit finden ließen, und daß eine halbe Stunde verging, ehe man den Leichnam des jungen verunglückten Mannes heraufschaffen konnte. Vergeblich war es, daß Hoffmeister in Gesellschaft des deutschen Arztes Dr. Schledehaus und des berühmten Clot Bey den größten Theil der Nacht zu Wiederbelebungsversuchen anwendeten, der Körper des Ertrunkenen blieb, was er war, ein todter Leichnam.

Am 20. October des Abends bestiegen die Reisenden die Postkamele des Pascha, empfanden, dieser Art des Reitens ungewohnt, alle Beschwerden einer solchen kostspieligen ägyptischen Posterpedition, und ruhten dann am Tage in einem jener Stationshäuser, welche die englische Compagnie zur Aufnahme zunächst ihrer mit dem Dampfschiff aus Indien kommenden oder dahin abgehenden Passagiere erbaut hat. Auch andere Reisende können unter ein solches Obdach eingehen, aber schon diese Einkehr, schon das bloße Hinsetzen unter den Schatten der anständigen Herberge, kostet eine Guinee, was man etwa genießt, das wird freylich noch viel theurer als der Schatten bezahlt, für etliche Tassen Kaffee und Eyer zum Frühstück fordert man an einer solchen Station anderthalb Guineen.

Den kurzen Aufenthalt in dem nur wenig Unterhaltung gewährenden Suez benutzten unsre Reisenden zum Besteigen des nahe gelegenen Djebel Adagha oder Ardagha. Dieser von fern so malerisch schön erscheinende Berg, aus bräunlich grauem, dichtem, von kieslichen Theilen durchdrungenem Kalkstein bestehend, ist großentheils ganz kahl; nur in dem tiefen Bette, das die Regenströme seit uralter Zeit sich gebahnt haben, fanden sich die blaublättrige Kappernstaude, stark duftende Artemisien, Lavendel und einige Compositen. H. Hoffmeister schätzt die Höhe des Gebirges bis zu seinem Gipfel auf 1500 bis 2000 Fuß.

In dem Calcutta-Dampfschiffe, der Hindostan genannt, traten die Reisenden am 26. Oct. gegen Mittag die Fahrt durch das rothe Meer an, deren ruhiger, guter Fortgang nur einmal durch einen unbedeutenden Sturm beunruhigt wurde; am 1. November Vormittags um 10 Uhr landeten sie im Hafen von Aden, am 13. erreichten sie das erwünschte Ziel der dießmaligen Seereise, den Wohnsitz von Indiens höchster Naturfülle: die Insel Ceylon. Nach einer mehrwöchentlichen Seefahrt in einem mit 150 Passagieren, unter denen 30 bis 40 Damen waren, übervölkerten Dampfschiffe hatte zuletzt wohl Jeder, am meisten vielleicht unsre deutschen Reisenden, trotz der trefflichen Verpflegung und der guten Unterhaltung ein unwiderstehliches Sehnen nach dem Lande bekom-

men. Unser junger Arzt, als er bey Point de Galle den festen Boden betrat, wurde in dieser von dem Dufte der Blumen und Gewürze durchdrungenen Luft von einem wohlthuenden Gefühle ergriffen, welches er dem eines aus Krankheit Genesenen vergleicht, wenn dieser an einem warmen Frühlingstage zum ersten Male wieder in einen schönen Blumengarten tritt. Den eigenthümlichen Duft, der die Luft schon in einiger Ferne von der Insel erfüllt, hatten allerdings auch unsre Reisenden schon vor ihrem Einlaufen in den Hafen bemerkt, doch macht unser Landsmann zu einer bey früheren Reisenden öfter vorkommenden Behauptung, daß man die Zimmetwälder von Ceylon rieche, auch wenn man ziemlich weit daran vorüber schiffe, die berichtigende Bemerkung, daß die Schiffschirurgen, namentlich wohl auf holländischen und französischen Schiffen, den Gebrauch haben, unvermerkt einige Tropfen Zimmetöl auf dem Verdeck umherzuspritzen, selbst wenn man in einiger Ferne an der berühmten Zimmetinsel vorbeysegelt.

Unter dem bunten Gewimmel der verschiedenen Nationen des Ostens und Westens zieht die Aufmerksamkeit und die Theilnahme eines europäischen Ankömmlings am meisten der Eingeborne der Insel, der ächte unvermischte Cingalese, namentlich der aus höherer, vornehmerer Kaste an sich. Die Häuptlinge, ausgezeichnet durch ihre großen Musselintellerhüte, durch die weiten weißen Gewänder, welche über dem Bauche unter einem breiten Goldgürtel zusammengestopft sind, die Kaste der Gelehrten und der Kaufleute mit kurzen holländischen Jäckchen und statt der Beinkleider mit einem holländischen Taschentuch, das wie ein Weiberunterrock den unteren Körper umhüllt, das Haar nach Weiberart in einen Zopf geflochten und durch einen Schildkrotenkamm zusammengehalten, verrathen bald, wenn man sie genauer betrachtet, den Volksstamm, der einst die schöne Insel beherrschte. Von Gestalt sind die Cingalesen, wenigstens die an der Küste wohnenden, klein und zart gebaut, die Hautfarbe ist kaffeebraun, die großen dunklen Augen durch ihr Feuer und ihren seelenvollen Blick geben dem regelmäßig schön gebildeten Angesicht einen eigenthümlichen Reiz. Minder vortheilhaft stellt sich das Volk aus malabarischem

Stamme dar, mit seinem zottigen, wild herabhängenden Haare, stärkerem Knochenbau, gröberen Zügen des Angesichtes, platter Nase und schmutzig brauner Farbe, und selbst die sogenannten Burghers oder europäischen Abkömmlinge aus portugiesischem und holländischem Stamme in einer Tracht, welche mit den Zügen altmodisch europäischer Gewänder die der eingebornen Landestrachten verbindet, nehmen sich trotz ihrer goldbesetzten Jacken, großen metallenen Knöpfe, goldnen Ringe und Ohrgehänge ungleich minder schön aus als die Cingalesen. Fast Alle, selbst die halb oder ganz nackten Leute aus dem ärmeren Volke tragen chinesische Sonnenschirme.

Man führte die Fremden durch das neugierig anstaunende Volksgedränge nach dem in der alten Citadelle gelegenen vormals holländischen, außerhalb der Stadt gelegenen Regierungsgebäude. Das einstöckige Gebäude ruht auf einem 5 Fuß hohen Unterbau und schon am ersten Tage, als der strömende Regen den Boden umher mehrere Fuß hoch überfluthete, wurde den Fremden die Absicht klar, aus der man dem Grund des Gebäudes diese erhöhte Lage gegeben hatte. Drey Zimmer mit Stein gepflastert, ohne Fenster, denn die Stelle von diesen vertreten die Thüren, die nach mehreren Seiten hin sich öffnen, waren dem Prinzen und seinen Begleitern zur Wohnung angewiesen; sie erhielten kein anderes Hausgeräthe als die mächtig großen, ein vollkommenes Viereck bildenden, mit Musselinvorhängen umgebenen Bettstellen. Doch wer möchte auch in einer solchen Umgebung wie die Seeküstengegend von Ceylon außer der Zeit des Schlafens in einem Wohnzimmer, und nicht lieber unter dem Schatten der luftigen um das Haus herumlaufenden Veranda, hingestreckt auf die Divans oder Matten verweilen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Octobber.

Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Fortsetzung.)

Unsern jungen Naturforscher lockte der Trieb, die ihm neuen Herrlichkeiten eines solchen Landes zu sehen, hinaus in den etwas tiefer gelegenen Garten, über dessen Mauern die hohen Bananen, Papayen (Carica Papaya) und Brotfruchtbäume mit ihrem schirmenden Laub- und Zweiggeflechte weit hervorragten. Das dichte Gedräng der Bäume, der Sträucher und Kräuter in einem solchen, meist sich selber überlassenen Garten von Ceylon, bildet ein grünendes Meer, aus welchem nur einzelne Wipfel der hochwüchsigen Bäume gleich Wogen sich erheben, und welches da, wo man in ihre Tiefe einzudringen vermag, einen so dichten Schatten bildet, daß man mitten am Tage wie von Dämmerung sich umfangen sieht.

Man muß, wenigstens bis zu einem gewissen Maaße, selbst Naturforscher seyn, um den Schwung der begeisterten Rede begreiflich zu finden, mit welcher der 25jährige junge Mann die Majestät der Pflanzenwelt beschreibt, deren Fürstenthrone er jetzt zum ersten Mal sich nahte. Wie sich im Pistill der Safranblüthe die aromatischen Säfte des Gewächses concentriren, so hat das Gewächsreich auf Ceylon einen Mittelpunkt gefunden, an welchem sich, wie im Brennpunkt einer Glaslinse, alle Kräfte und höheren Reize seiner Formen versammeln, und zu einer Gesammtheit des Eindruckes auf die leibliche Natur des Menschen sich steigern, welche, mächtig gleich wie die aus dem Boden steigenden Dämpfe, eine Begeisterung der Pythia, ein Ueberwallen der Gefühle in dem jugendlichen Priester der Natur erregen. Schon im Vorhofe des Gartens wetteiferten das brennende Roth und das glänzende Gelb der blühenden Hibiscus an Pracht mit der kräftig duftenden Plumiera, das hohe Gras des Gartens war von den Schaaren der langschwänzigen Eidechsen bevölkert, deren Grün im Glanz des Smaragdes strahlte, die schönblühende Clitoria windet sich um die weißen Stämme und Aeste des Brotfruchtbaums (Artocarpus incisa), zwischen dessen glänzenden, breiten Blättern die mächtig großen, kugelrunden Früchte herabhängen; zierlich, gleich einem Sonnenschirm, wölbt sich der Blätterwipfel des Caricabaumes über die melonenähnlichen, in großen Trauben beysammenstehenden Früchte. Gegen den Bananenbaum (Musa paradisiaca) von Ceylon und im Vergleich mit der Fülle und dem unvergleichlichen Wohlgeschmack seiner Früchte, erscheint der um Cairo wachsende nur als ein kränkelnder Schwächling, denn Indien allein und vor Allem Ceylon, ist die wahre, seiner Entwicklung zuträglichste Heimath des Pisang oder Bananenbaums, welcher hier während der nur einjährigen Dauer seines Wachsthums an dem fußesdicken, 20 Fuß hohen Stamme die fast manneslangen, ellenbreiten Blätter in solcher Schnelle entfaltet, daß man sie wachsen sehen kann, und aus der Mitte dieser Blätter die dicken Trauben der vier Zoll langen, zu Hunderten beysammen stehenden Früchte. Wie der laute Klang einer Trommete zwischen den Tönen der Flöten und Violinen machte sich mitten in dem Gewölk der Düfte, in welchem hier die Brust athmete, ein süßer, fast betäubend starker Wohlgeruch merklich; er kam von einem, neben seinen riesigen Nachbarn nur unbedeutend aussehenden, 12 Fuß

hohen Baume mit weißen großen, dem Oleander gleichenden Blüthen: von der Plumiera, einem von Indiens Bewohnern für heilig gehaltenen Gewächse. Unscheinbar in dem Gewand seiner bräunlichen Blüthentrauben bereitet der Bilimbi (Averrhoa Bilimbi) in seinen grünen, gurkenartigen Früchten eine Säure wie die der Citronen zum kühlenden Getränke.

Reich an Genüssen für den Gaumen, wie der Garten für das Auge und für den Sinn des Geruches, war die zum Frühstück mit den Früchten des Landes besetzte Tafel. Zum ersten Male kosteten hier die Reisenden die zur vollen Reife gelangten Mangos und Jambas, eilten dann aus dem Gemäuer der Citadelle hinaus in die Gassen der Stadt, und im Schatten einer Allee des groß und gelb blühenden Hibiscus am Strande des hoch aufschäumenden Meeres nach dem dichten Hain der Kokospalmen, Arekapalmen und Bananen. Welch ein Hain ist dieses; wie erscheint selbst die Dattelpalme Aegyptens im Vergleich mit den Palmenarten von Ceylon nur wie der halbnackte arabische Fischer neben dem in golddurchwirkte Seide gekleideten vornehmen Cingalesen. Die Landstraße nach Colombo zieht durch und neben dem Palmenhain sich hin; längs derselben zeigen sich die niederen, reinlich aussehenden Wohnungen umgeben von Gebüsch, an denen die glockenförmigen blauen, gelben, rothen Blumen hängen, an denen die handbreiten indischen Schmetterlinge, namentlich Priamus und Helenus, Aristippus und Agamemnon herumflattern, und neben welchen Liliengewächse der verschiedensten Arten mit hohem Schafte sich erheben. Die gutmüthigen Bewohner der Hütten halfen unserm jungen Naturforscher Blumen und Blüthen der Bäume pflücken und sammeln; sie zeigten sich bereit, ihn auf ihren Armen über den rauschenden Bach zu tragen, sie freuten sich, wenn er in seinem Schlagnetze Schmetterlinge fieng; wenn sie aber sahen, wie er eines der gefangenen Insekten oder der andern Thiere tödtete, da blickten sie traurig, mit leise tadelnden Geberden ihn an, denn die Lehre des Buddha gebietet diesem Volke eine ganz besondere Schonung des Thierreiches. Der Sammler war gegen Abend kaum unter das gemeinsame Obdach zurückgekehrt, da ergoß sich unter Donnern und Blitzen ein Regen, der das Land weit umher überfluthete. Solche Gewitterregen stellen sich in dieser Jahreszeit an jedem Abend ein, sie gehen meist schnell vorüber, auch der heutige that dieses, und nun sah man statt der Blüthen auf allen Bäumen und Gebüschen die Farbengluth der verschiedenen Leuchtkäfer aus den Gattungen Lampyris, Elater, Cantharis und Noctiluca; einen ganzen Wald voller Weihnachtsbäume, dessen Tausende von Lämpchen nicht an ihrer Stelle blieben, sondern ohne Aufhören durch einander sich bewegten. Dazu ließen sich die cymbelartigen Töne der indischen Cicaden und Grillen, das dem Schellengeläute gleichende Geschrey mehrerer Arten von Laubfröschen, der flötende Ruf kleiner Eulen vernehmen. Wie in einem lebenden Leibe das Herz bey Tag wie bey Nacht ohne Aufhören schlägt, der Athem bey Tag wie bey Nacht aus- und eingeht, so steht das Getriebe der bildenden, bewegenden, lautsprechenden Lebenskräfte in einer solchen Natur, wie die von Ceylon, niemals still, gleich jenen geheimnißvollen Wesen, welche ohne Rast und Schlummer bey Tag wie bey Nacht ihr Heilig, Heilig, Heilig riefen, und deren Schwingen mit den lebendigen Rädern voller Augen ohne Aufhören rauschten, sind auf jener immergrünenden Palmeninsel hier die Blüthen, dort die Früchte, sind die Schaaren der Lebendigen, deren Augen die Herrlichkeit der Tage wie der Nächte beschauen, und welche in der Fülle der Naturgaben sich sättigen, ein niemals verstummendes Loblied auf den Schöpfer, der diese herrliche Welt gemacht.

Man wußte es im Lande, daß ein Prinz aus einem hohen europäischen Fürstenhause nach Ceylon gekommen sey; man hatte in ihm einen hoch auf dem Rücken eines Elephanten getragnen, in der Pracht der orientalischen Fürsten prangenden Mann erwartet, Ehrenpforten aus Bambusstäben und Palmenlaub waren, als der Prinz dahin abreiste, auf der Straße nach Colombo errichtet, in Schaaren stunden bey den Ortschaften Neugierige versammelt, welche den jungen Herrscher sehen wollten. Prinz Waldemar in seinen einfachen Reisekleidern brachte etwas Höheres mit sich als Indiens Fürstenprunk und Geschmeide, das war jene Anmuth, jener Ausdruck von Wohlwollen und freundlicher Herablassung, welcher diesem liebenswürdigen Fürstensohne überall, wohin

er kommt, die Herzen gewinnt, seine gemüthvolle Milde, gepaart mit der Kraft und dem edlen Anstand eines jugendlichen Helden. Das Volk der Küstengegend, die Vornehmen wie die Geringen, brachten, wo sich die Gelegenheit dazu ergab, Früchte und andre Gaben des Landes; ein alter Holländer, dessen Haus an der Landstraße stund, trat an den Wagen, bat zu halten, bewirthete die Reisenden mit Kaffee und Bananen, und nöthigte mit zudringlicher Herzlichkeit dem Prinzen bey seinem Abschied zwey altmodische gläserne Pokale, ein werthgehaltnes Gut seines Hauses, zum Geschenke auf. Schon mehrere Stunden vor Colombo, noch mehr in der Stadt selber, war dem hohen Gast durch die englischen Behörden ein glänzender Empfang bereitet.

Die Straße von Point de Galle nach Colombo war, nahe am Meeresufer hin, durch eine Gegend gegangen, welche einem großartig schönen botanischen Garten gleicht, in dem das Auge fast auf jedem Schritt durch den Anblick des Neuen angezogen wird. Durch den schattigen Wald der Kokospalmen strömen von den Hügeln und Bergen her Flüsse und Bäche, über welche man auf zierlichen Brücken oder Fähren hinübersetzt. In der Nähe von Colombo zeigt sich in großen Pflanzungen das charakteristische Gewächs der Insel: der Zimmetbaum, dessen schlanke, zierliche Stämme, da wo sie unter der anpflanzenden Hand des Menschen, alle andren Bäume ausschließend, neben einander stehen, nach dem vorhergegangenen Anblick der majestätischen Palmenwälder und blühenden Gebüsche, dennoch nur einen ärmlichen Eindruck machen. Während eines splendiden Frühstückes, das die Reisenden bey dem liebenswürdigen Engländer Arnstruther am 17. Nov. einnahmen, ließ der freundliche Wirth vor ihren Augen, durch die für das Geschäft erzogenen Arbeiter (die Chalias) die Zimmetrinden von den jungen Schößlingen des Baumes abschälen, und in die bekannten, kleinen Rollen sondern.

Unser Sammler mußte außer den Freuden eines Naturforschers in solch reich belebtem Lande auch hin und wieder die Leiden desselben erfahren, wenn er die Bälge der Vögel, die er geschossen, von Krähen hinwegtragen oder von Ameisen durchfressen sah. Auch dem ungewohnten Klima mußte er durch eine Geschwulst des Gesichtes seinen Tribut zahlen, doch war dieses Leiden nur ein schnell vorübergehendes, schon am 18. November konnte er sich heiter und frisch dem hohen Genuße hingeben, den ihm die Reise aus der Küstengegend hinauf über das Gebirge der Insel nach der vormaligen Königsstadt Kandy gewährte. Der Einfluß der englischen Herrschaft läßt sich in dem Landstriche, durch welchen der Weg führte, überall bemerken. Eine vortrefflich angelegte Bergstraße führt durch die mit Reis und Kokospalmen bepflanzten Fluren der Ebene hinan in das Gebirge, dessen rundkuppige Felsenmasse vorherschend aus Gneis bestehet. Dort über diese Berge hat das Reich der umgestaltenden, zerstörenden so wie Neues schaffenden Menschenhand sich noch nicht ausbreiten können; wie eine unbesiegbare Burg der Pflanzenwelt stehen da Waldungen, die seit Jahrtausenden immer dieselben geblieben, ungestört von einer Zeugung zur andren sich wiedererneuert haben. Ihre Stämme und Zweige strotzen von Kraft und Saft, nirgends sieht man ein welkes Blatt, einen dürren Ast, alles, nach dem Lauf der Natur Absterbende wird alsbald von den aufräumenden Insecten hinweggeschafft und verzehrt, das Laubdach ist so dicht, daß unter ihm der helle Mittag zur Dämmerung wird. Da, wo ein freyer Platz den Ueberblick über das Waldrevier gewährt, sieht man über die Wipfel der andern Bäume hin und wieder große, grüne Stämme hervorragen; von mächtiger Höhe sproßt aus einer oder der andern dieser Stammkronen ein Blüthenschaft heraus, welcher sonderbar anzusehen wie ein Baum über den andren Bäumen frey in den Lüften schwebt. Was man da sieht, das sind die Wipfel der merkwürdigen Talipotpalme (Corypha umbraculifera), deren Blatt an langem Stiel einen kreisrunden in zierliche Falten gebrochenen Schirm von 5 Fuß im Durchmesser bildet, dessen man sich im Hochland von Ceylon, nachdem man den Stiel davon abgeschnitten, zur Fertigung von Regenschirmen, so wie zu einem Stellvertreter des Papieres oder Pergamentes bedient, indem man auf dasselbe, nachdem es in Streifen geschnitten, getrocknet und gepreßt worden, mit eisernen Griffeln schreibt. Die Talipot-Schirmpalme streckt sich wachsend allmälig über den schattigen Wald, auf dessen Boden sie erwuchs, bis über die Gipfel

der andern Bäume hinan, und wenn sie bis zur sonnigen Höhe ins Freie hervordrang, wenn sie das höchste Maaß ihres Wuchses erreicht hat, dann treibt sie aus dem prachtvollen Wipfel den mächtigen Blüthenschaft, mit seinen zahlreichen schönen Blumen hervor, reift unter begünstigenden Umständen ihre Frucht und stirbt ab; nur einmal in ihrem Leben kommt diese Königin des Waldes zum Blühen.

Während das Auge so wie die eifrig sammlende Hand im Dickigt dieser Wälder an dem Anblick der abentheuerlich geformten, buntfarbigen, duftenden Orchideen und Lilienarten sich vergnügten, wurde das Ohr durch das Geschrey der grünfarbigen, rothschnäbligen Papageyen (**Psittacus Alexandri**), so wie durch das Geplärr und die lärmenden Bewegungen der Affenheerden angeregt, welche den herrlichen Wald bevölkern. Man hätte, so unmelodisch sie auch lauteten, dennoch lieber diese Naturtöne vernommen als die sogenannte Musik der Pfeifen, Trommeln und Tambourins, welche beym Empfang des deutschen Prinzen in Kandy die Ohren der europäischen Hörer betäubte. Dazu ließ ein greller, mißtöniger Gesang sich vernehmen, tanzende Menschen, so wie tanzend nach dem Takte sich bewegende Elephanten ließen ihre Künste sehen. Ein prachtvoller, marmorweißer Pallast, den in einiger Entfernung ein schattiger Park umsäumte, war hier dem Prinzen und seinen Begleitern zum Wohnsitz angewiesen, doch kaum angelangt, rief sie eine gastfreundliche Einladung zu dem englischen Gouverneur von Kandy, in den alten Pallast der Könige des Landes. Welches Spiel der wandelbaren Zeit und ihrer Eitelkeiten! an derselben Stelle, da 500 Jahre lang der unerschütterte, goldne Thron des Königes der Könige gestanden, dem nur die geheiligte Person der Adikan sich nahen durfte, da stehet jetzt der Nipptisch einer englischen Dame, zu welchem die Kammermädchen, gerufen von der Herrin, ungescheut hintreten!

Ein botanischer Garten mitten im reichsten Naturgarten der Erde mag allerdings unter die sehenswertheften Dinge gehören, die ein Freund und Forscher der Natur in allen Landen suchen und finden kann. Wird es doch in unsren europäischen Sammlungen der Mühe werth gehalten, von den 99 auserlesnen, köstlichen Holzarten, welche auf Ceylon wachsen, wenigstens die Arten genau zu betrachten, die am öftesten zu uns kommen, und in England gehören die Kästchen und kleinen Putztische, welche in Point de Galle gefertigt mit den kleinen Täfelchen jener 99 Holzarten ausgelegt sind, zu den geachtetsten Geräthschaften der Prunkzimmer. Welch ganz anderen Genuß aber muß es gewähren, wenn man statt ihrer dürren, todten Holzstückchen die Bäume, wenn man statt der in Löschpapier eingelegten, getrockneten Kräuter der Insel all diese herrlichen Gewächse blühend und grünend vor sich sieht. Und dieses kann man in einem ziemlich hohen Maaße in dem botanischen Garten zu Kandy haben. Derselbe liegt an dem jenseitigen Ufer des Mahavalli-Ganga, welcher als der größeste, durch seinen langen Lauf wichtigste Fluß der Insel, bey Trinkomali ins Meer fällt. Schon bey der Betrachtung der Brücke, die zum Garten hinüber führt, würde man, wenn sie in einer europäischen Stadt sich fände, mit Aufmerksamkeit verweilen, nicht um ihres Baues selber, sondern schon um des Materials willen, aus dem sie gezimmert ist, denn dieses ist Sapanholz. Wenn man bedenkt, daß die Begründung des Gewächsgartens erst von ziemlich neuem Datum ist, und daß nicht alle Pfleger und Vorstände dieser so wie ähnlicher Anstalten der Insel von einem eben so warmen Eifer für die Förderung der Naturwissenschaft beseelt waren, als der edle Begründer und der jetzige Director derselben *), dann muß man das, was der Freund der Botanik hier beysammen findet, für höchst beachtenswerth halten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hr. Gardener.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. October.

Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Fortsetzung.)

Alle die bekannten Gewürzarten Indiens, die meisten Baumarten, welche zerstreut in den Gebirgswäldern der Insel wachsen, und die uns Europäern fast nur dem Namen nach bekannt sind, sieht man hier, vereint mit manchem herrlichen Gewächs aus China und Japan so wie aus andren Ländern der wärmeren Zonen im vollen Schmucke der Blüthen und Früchte. Namentlich zeigt sich dort der zweyzeilige Bananenbaum aus Madagaskar, dessen Blätter sämmtlich an zwey einander gegenüber gelegenen Seiten stehen, so daß dieses sonderbare Gewächs mit seinem nach jenen beyden Seiten hin sehr breiten, dazwischen schmalen Stamme aussieht, als wäre es zusammengepreßt worden. Wenn man in die stengelumfaßenden Blattstiele des Baumes ein Loch bohrt, dann läuft, zur Labung des Durstenden, in reicher Menge ein süßer Saft heraus, weßhalb die Engländer diese Bananenart den Freund des Wanderers (Travellers friend) nennen. Lieblicher von Geschmack denn alle Früchte der Erde, welche sie bis dahin gekostet hatten, erschienen unsren Reisenden die chinesischen Litschi, jene Früchte zweyer Arten von Euphoria, welche von der Größe eines kleinen Apfels innerhalb ihrer dunkelrothen Rinde ein weißliches, halbflüssiges (fast galertartiges) Fleisch enthalten.

In andrer Beziehung sehenswerth ist, auch für den Naturforscher, das Innre des in ganz Indien berühmten Buddhatempels von Kandy, welcher das größeste Heiligthum der Buddhisten, einen ächten (übrigens ganz augenscheinlich aus Elfenbein fabricirten) Zahn des Buddha enthält. Denn die goldne Glocke, darin die Reliquie verwahrt wird, ist mit einer solchen Menge der schönsten, größesten, namentlich ceylonischen Edelsteine ausgelegt, daß der Kenner an dem feurigen Roth der Rubine und dem herrlichen Blau der Sapphire sich kaum satt sehen kann. Erst dann, als die Engländer den vergötterten Zahn in ihrem Besitz hatten (noch jetzt führt der Gouverneur eben so wie der oberste Adikar oder Priester den Schlüssel zu dem Heiligthum) wurden sie als die wahren Herren von Kandy betrachtet, und die beständigen Empörungen, welche bis dahin die Adikare angeregt hatten, nahmen von da an ein Ende.

Hoch auf den Gebirgen, nach denen die Reisenden am 20. November zu Pferd einen Ausflug machten, fanden dieselben, durchnäßt von einem niederströmenden Gewitterregen, zu ihrer freudigen Ueberraschung gastfreye Aufnahme und Pflege in dem Hause zweyer deutscher Pflanzer: der Gebrüder Worms aus Frankfurt am Main. Diese thätigen Männer haben sich von der englischen Regierung ein Stück Landes erkauft oder gepachtet, das mit Wald bedeckt war. Diesen Urwald, wahrscheinlich nachdem sie die werthvollsten Holzarten, soweit ein Transport derselben möglich war, herausgeschlagen, brannten sie nieder, und auf dem von der Asche und den Kohlen gedüngten Boden gedeiht jetzt unter ihrer Anordnung und Leitung eine reiche Kaffeeplantage. Auch für die Naturgeschichte des Landes zeigen jene beyden Männer ein lebhaftes Interesse; man fand in ihrem Hause eine reiche Sammlung ceylonischer Insecten und Schlangen.

Auf der Weiterreise in das Hochgebirge, am 21. Nov., führte die gut eingerichtete Bergstraße noch öfter an sehr bedeutenden Kaffeeplantagen vorüber, zu denen man sich den Raum so wie den guten Boden durch das Niederbrennen eines und des andern Stückes der Urwälder während der trocknen Jahreszeit verschafft hat. Ceylon dankte sonst und dankt auch noch jetzt seine außerordentliche Fruchtbarkeit den vielen ansehnlichen Strömen, Flüssen und Bächen, welche aus der Waldregion seiner Gebirge ihren Ursprung so wie ihren Wasserreichthum empfangen. Wenn man jedoch in noch weiter schreitender Weise fortfahren sollte, die Urwälder, welche die Menschenhand niemals wieder herstellen kann, durch Niederbrennen zu vernichten, dann würde sich bald eine Abnahme jener reichströmenden Wasser fühlbar machen. Gegenwärtig zwar ist der nachtheilige Einfluß, den die Entblößung der Höhen bringen könnte, noch kaum zu bemerken, denn je näher man dem Scheitel des Hochgebirges kommt, desto unverletzter und urkräftiger stehen noch die Wälder da, desto riesenhafter sind ihre Bäume; Wasserfälle stürzen in Menge von den höchsten Gipfeln der granitischen Felsenberge herunter. Das dämmernde Halbdunkel, das die dichtbelaubten, mächtig hohen Bäume verbreiteten, wurde zu einem fast nächtlichen, als jetzt der Nebel, welcher dort zu Hause ist, auf das Dickigt sich niedersenkte. Es war fast Abend, als man die Station erreichte, vor deren armseligen Hütten die Kulis, oder Träger des Reisegeräthes, zitternd vor Kälte um ein Feuer saßen, und der Reisenden warteten. Der Ort war zu wenig einladend, um hier das Nachtlager zu nehmen, und obgleich der gutmeinende englische Begleiter Capitän Maclean die Gefahren des weiteren Weges, wenn man ihn bey Nacht machen wolle, wegen der Elephantenheerden, welche dann gewöhnlich bey ihren Herabzug von den Bergen die gebahnte Straße einhalten, als sehr groß beschrieb, ließ der muthige deutsche Prinz sich dennoch von der Fortsetzung der Reise nicht abschrecken. Nicht einmal die Begleitung von Leuten mit Feuerbränden und Fackeln, um die etwa entgegenkommenden Elephanten abzuschrecken, hielt er für nöthig; man ritt in gutem Vertrauen weiter, und keine Gefahr nahete sich; nach anderthalb Stunden sah man die Wachtfeuer von Nuvera Ellva, der 6400 Fuß hoch über dem Meere gelegnen Gesundheitsstation der englischen Truppen. An dem hellflammenden Kaminfeuer, das durch große Holzklötze genährt wurde, befand man sich hier, in dem ziemlich gastlich eingerichteten Stationshause, so wohl als in einem geheizten Zimmer der Heimath an einem der letzten Novembertage. Denn aus der glühend heißen Luft, in der man sich noch vor wenig Tagen unten in der Küstengegend befunden, war man hier in eine Temperatur unsrer angehenden Wintertage gekommen; noch am Morgen, in der Gegend der Kaffeeplantagen, hatte der Thermometer 24° gezeigt, hier, selbst in dem Gebäude stund er nur auf 8°, im Freyen auf $6\frac{1}{2}$°.

Die Station von Nuvera Ellva liegt auf einer freyen Ebene, von Moorgrund umgeben, rings umher sieht man steile Bergkuppen, unter welchen der Pedro Tallegallagipfel, der höchste Punkt der ganzen Insel, sich 8400 Fuß über das Meer erhebt. Der Bewohner des mittleren und selbst des nördlicheren Europas athmet hier eine Luft, deren kühler Hauch so wohlthätig auf ihn wirkt, wie der des vaterländischen Klimas, weßhalb auch Kranke, welche der Einfluß der tropischen Sonnenhitze darnieder gebeugt und entkräftet hat, hier auf diesen Höhen sich meist sehr bald wieder erholen. Selbst das Pflanzenreich, sowohl das ursprünglich einheimische als das durch die Menschenhand eingeführte, nimmt hier den europäischen Charakter an, es gedeihen da in Menge und in vorzüglicher Güte unsre vaterländischen Obstarten und Gemüse, man sieht ganze Felder voll Kartoffeln, andre mit Rüben oder Kohl bepflanzt. Ein baumartiges Rhododendron, die Arten des Pfaffenhütchens, des Schneeballens bilden das Gebüsch, unter dem hohen Grase des Moorgrundes wächst, so häufig als bey uns die Brennesseln, eine sehr wohlschmeckende Art von Judenkirsche (Physalis pubescens?), welche die Engländer unter dem Namen der kap'schen Stachelbeere kennen, und theils frisch genießen theils zu Fruchtpasteten verwenden. Vergeblich jedoch sieht sich das Auge des Europäers, den hier so Vieles an seine Heimath erinnert, nach den vaterländischen Fichten und Tannen um; die Insel Ceylon hat selbst auf ihren höchsten Gebirgen keine Art von Nadelholz; dem hier einheimischen Hirsch

oder Elk (Cervus Hippelaphus) dessen Jagd den Europäern eine große Belustigung gewährt, sind ganz andre Arten von Wäldern und Gebüschen zu Weideplätzen angewiesen, als seinen Stammverwandten in Deutschland.

Bey der Hirschjagd am 22. Nov. wurde, nach langem Herumstreifen nur ein einziges, ansehnliches Thier dieser Art erlegt, desto glücklicher fiel die Jagd der Schnepfen aus, als man am 23. auf der andern Seite des Gebirges, dessen Felsen hier aus secundärem Kalk und Dolomit bestehen, wieder hinabkam in die Region der reichgewässerten Reis- oder Paddyfelder. In dem reizend gelegnen, zum Theil von mohamedanischen Handelsleuten bewohnten Badulla trafen unsere Reisenden mit dem berühmten Elephantenjäger, dem Capitän Rogers, zusammen, welcher Commandant des Ortes ist. Das Haus dieses Mannes ist ganz voller Elfenbein, obgleich unter den mehr als 1400 Elephanten, die er mit eigner Hand erlegt hat, nur 60 waren, welche Stoßzähne besaßen. Die größesten dieser Zähne liegen angelehnt an die Thüren seiner Veranda, oder finden sich, zu Trophäen angehäuft, in den Ecken seines Speisesaales. Noch niemals haben die Elephanten der ceylonischen Wälder einen so gefährlichen Feind gehabt, als sie an diesem kühnen Jäger haben. Seitdem ein wüthender Elephant ihm durch die mächtigen Tritte seiner zentnerschweren Füße alle Rippen der rechten Seite und dazu den rechten Arm an drey Stellen zerbrochen, hat er an diesen Verwüstern aller Pflanzungen eine furchtbare Rache genommen. Zwey seiner Jagdgefährten hatte er unter den Tritten solcher Thiere zerquetschen sehen, ihm selber rettete nur der günstige Umstand das Leben, daß ihn der Elephant mit seinem Rüssel gepackt und in ein tiefes Loch geworfen hatte. Hundert Andre wären indeß an der bestialischen Mißhandlung, die sein Leib damals erlitten, gestorben; seine eisenfeste Natur aber rang sich wieder zur Genesung hindurch.

Vom 25. Nov. bis zum 2. Dec. gab sich Prinz Waldemar sammt einigen seiner Begleiter, unter der Leitung des Capitän Rogers den Vergnügungen einer Jagd hin, welche wegen der Anstrengungen die sie erfodert, wegen der ungemeinen Gefahren, mit denen sie verbunden ist, als ein würdiges Kampfspiel für königliche Helden, als eine Uebung und Befestigung des Muthes, als eine Vorschule für die Thaten und Gefahren auch des heißesten Schlachtfeldes betrachtet werden kann. Der Kapitän und ein andrer englischer Jagdgenosse erschienen in groben Leinwandjacken, korbgeflochtnen Hüten und festgewirkten bis über das Knie hinanreichenden Strümpfen, mit derben Schuhen, wie man sie bey uns auf Alpenreisen trägt. Diese Vorkehrungen galten übrigens nicht den riesenhaften, feindlichen Thieren, gegen die man zu Felde ziehen will, sondern einer Art von kleinen, nach Menschenblut dürstenden Feinden: jenen Blutegeln, die zu Tausenden im feuchten Grase auf die Vorübergehenden lauern, und von deren blutigen Angriffen H. Hoffmeister schon in Kandy, bey seiner nächtlichen Jagd auf Leuchtkäfer eine nachdrückliche Erfahrung gemacht hatte. Am ersten Tage der Jagd kamen nur der Prinz und einer seiner Begleiter, der Major von D., zum nahen Anblick eines Elephanten und zu einem, obwohl nicht tödlichen Schuß auf denselben. Schon am zweyten Tage suchte die Gesellschaft der Jäger in einer, man kann sagen furchtbar schönen Wildniß des noch nie von dem Einfluß der Cultur berührten Urwaldes nicht nur wie gestern die vereinzelten an den Gränzen ihres Districtes herumstreifenden Elephanten, sondern den fast unnahbaren, kaum jemals von einem Europäer ganz durchforschten Wohnsitz und Lagerplatz ihrer gewaltigen Heerden auf. Der Ort, an dem die Jagdhütten des Capitän Rogers aufgeschlagen stehen, und zu welchem die Jagdgesellschaft während des achttägigen Aufenthaltes in dieser Gegend an jedem Abend zurückkehrte, heißt Galbocka, und vielleicht nach wenig Menschenaltern werden da, wo jetzt nur drey Hütten aus Pfählen und Flechtwerk von Blättern und Baumzweigen errichtet stehen, die Häuser einer in europäischer Weise gebauten Stadt gefunden werden, denn von dort, von der äußersten Gränze des Culturbodens aus, wird sich das Fortschreiten der Besitznahme des reichen Landes für den Haushalt des Menschen eine Bahn brechen müssen, hinein in die undurchdringlichen Waldungen. Der junge Naturforscher, der nicht auf das

Erbeuten eines Elephanten, sondern auf das für ihn wichtigere Sammlen von Pflanzen, Insecten und anderer kleiner Thiere ausgieng, blieb gewöhnlich mit den Bedienten auf dem Haltplatz zurück, auf dem man die Pferde weiden ließ, während die jagdlustigen Reiter, wie dieß in einem solchen von Schlingpflanzen durchwirkten Dickicht der Wälder allein möglich war, zu Fuße ihrer riesigen Beute nachgiengen. Der so treu seinem jungen, fürstlichen Herrn ergebene Mann mag, wenn er auf den Waldwiesen und am Gebirgsbache seltnen Pflanzen und Insecten nachgieng, manchmal von ängstlicher Sorge um seinen Prinzen ergriffen gewesen seyn, wenn er aus der Ferne das furchtbare, dem Ton einer zersprungenen Trompete ähnliche Gebrüll eines Elephanten vernahm, welches dieses Thier in den Augenblicken ausstößt, wo es im Kampfe der Jagd sich wendet, um den angreifenden Menschen zu zermalmen oder, wenn diesem der Sieg gelingt, um die tödtliche Kugel in der leichter durchdringbaren Gegend zwischen Ohr und Auge zu empfangen. Dreymal hatte man eines Tages ein solches Thier in den Kopf geschossen, ohne den rechten, seine Niederlage entscheidenden Fleck zu treffen, es stürzte sich wüthend auf einen seiner kühnsten Feinde, auf den Prinzen Waldemar, und würde diesen unter der Wucht seiner Füße zerschmettert haben, wenn nicht im rechten Augenblick ein vierter, besser zum Ziele führender Schuß es gefällt hätte. Einer der Begleiter des Prinzen, Graf v. O., hatte einen Tag vor der Abreise aus Galbocka das Glück einen großen Elephanten, mit kurzen Stoßzähnen zu erlegen, und, wie dieß auf dieser Art von Wildjagden die Sitte ist, den abgehauenen Schwanz desselben als Siegeszeichen zu erhalten; doch die meisten von dieser Art der Trophäen nahm der in solchem Waidwerk wohlgeübte Capitän Rogers mit sich heim. H. Hoffmeister war einst selber, als die nach seinem Haltplatz hervorbrechenden Elephanten ihn, den friedliebenden Mann, in nicht geringen Schrecken setzten, Zeuge davon, wie der zum Glück in der Nähe postirte Capitän sich mitten zwischen die zwey vordersten Thiere hineinwarf, dem zur Rechten die Kugel seiner Doppelflinte ins Ohr, dem zur Linken die andre Kugel in die Schläfe schoß, und hiedurch, als die beyden Führer mit dumpfem Krachen zur Erde fielen, die ganze Heerde von ihrem wilden Angriff zurückschreckte. Am darauf folgenden Tage erschoß der Capitän ein mächtig großes Elephantenweibchen, das in seinem Fall ein neben ihm herlaufendes Junge erdrückte. Außer diesen und einigen anderen getödteten Thieren hatten viele auf der achttägigen Jagd gefährliche Wunden empfangen. Doch was vermag das Siegesglück solcher einzelner Schlachten, welche der Mensch mit diesen Thieren hält, gegen die Zahl ihrer Schaaren, die in der unzugänglichen Wildniß der Wälder lebt. Man sagt, daß der Zuwachs der Vermehrung durch neugeborne Junge noch immer in Ceylon jährlich auf 600 bis 800 Stück sich belaufen könne. Die nördlichen Gebirge der Insel, dahin unsre Reisenden nicht kamen, sind wegen der dort hausenden Elephantenheerden ganz unbewohnbar; an den dicksten Bäumen in der Nähe der Wege, über welche zuweilen Wandrer ziehen, sind Leitern angebracht, damit die Angegriffenen im Nothfall vor den gewaltigen Thieren sich in die Höhe retten können.

Während ihres Aufenthaltes in der unheimlichen Wildniß der Urwälder erhielten unsre Reisenden auch einen Besuch von den verwilderten Weddahs, jenem armseligen Volke der javanischen Gebirgsländer, dessen die Beschreiber von Java und die Reisenden öfter erwähnen. Obgleich dieses in geistiger Entwicklung tief gesunkene Volk nach der Sage der Cingalesen aus einer hohen Kaste stammet, sind sie dennoch von allen andren Bewohnern der Insel tief verachtet, in derselben Weise, in welcher dieß bey ihnen Jeder ist, der aus seiner Kaste ausgestoßen worden. Es waren sechs kleine, magere, dunkel bronzefarbene Männer mit lang über den Rücken hinabhängendem, rabenschwarzem Haare, nur von einem kleinen Schurz bekleidet, übrigens mit Bogen und Pfeilen bewaffnet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Octobber.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Fortsetzung.)

Ihre Augen rollten unstät; ihre Sprache war ein heiseres, hoch tönendes Geschrey. Es war ihre Absicht vor dem Prinzen und seiner Begleitung einen Tanz aufzuführen. Dieser bestund in einem, zuerst langsamen, dann immer schnelleren Hin und Herhüpfen auf einem, jetzt auf dem rechten, dann auf dem linken Fuße, wobey sie die Augen in grausenhafter Weise verdrehten, und den Kopf niedergebückt hielten. Ein alter Mann, der bey diesen Bewegungen sich ruhig verhielt, sagte von Zeit zu Zeit den Tänzern einige Worte vor, gleichsam Fragen, worauf dann einer derselben mit großer Heftigkeit antwortete. Zuletzt hüpften sie in ungemeiner Schnelle und mit gewaltsamen Bewegungen der Arme auf den Fersen beyder Füße zugleich bald vor, bald rückwärts, dann fiel einer von ihnen zum Boden, wo er, wie von übermächtiger Aufregung ergriffen, mit Händen und Füßen zappelte. Als man, nach vollendetem Tanze ihnen ein Geschenk machen wollte, fand es sich, daß sie des Geldes nicht achteten; ein Tuch aber und zertheilte Lappen von Leinwand nahmen sie gern. Es sind auch diese Weddahs gleich den Buschhottentotten im südlichen Afrika ein Beyspiel jener geistigen und in Folge hiervon meist auch leiblichen Verkümmerung des Menschen, wenn er sich, entweder durch fremde Gewalt genöthigt, oder freywillig aus Scheu vor Arbeit und gesellschaftlicher Ordnung von andren Menschen scheidet.

In dem reizend schön gelegnen Ratnapura sahen die Reisenden dem Ausschlämmen oder gleichsam Fischen der Edelsteine aus einem Nebenarme des Kalu-Ganga zu, ein Gewerbe, das in neuer Zeit nur wenig abwirft, und besuchten dann den berühmten Adamspik, dessen Höhe H. Hoffmeister zu 5600 Fuß über dem Meere angiebt. Statt der Nadelbäume unsrer Zonen stellten sich in diesen Höhen, da wo die tropischen hochstämmigen Waldbäume verschwanden, ein niederer Wald von Rhododendronbäumen und das Gesträuch von myrtenartigen, zum Theil herrlich duftenden Gewächsen ein. Der Gipfel des Berges, der aus Gneuß mit Hornblende besteht, ist an seinen steilen Abhängen fast ganz von Erdreich entblößt und kahl, oben endet er in einer Fläche, welche mit dem scharlachroth blühenden baumartigen Rhododendron und mit den prachtvollsten Blumen der verschiedensten Arten bedeckt ist. Der kahle Abhang, welchen man thurmeshoch hinanklettern muß, um die Fläche des Gipfels, mit ihrem kleinen aus Eisenholz gebauten und geschnitzten Buddhatempel zu erreichen, ist mit Ketten und Dräthen, zuletzt mit einer aus ähnlichem Stoff gebildeten Leiter versehen, um den Pilgern das Hinansteigen möglich zu machen und zu erleichtern. In dem kleinen hölzernen Tempel findet sich jene angebliche Spur von dem Fuße, wie die Mohamedaner und Christen sagen des Adam, wie die Buddhisten und die Hindu meinen des Buddha, des Vischnu, umgeben von einem goldnen, mit Edelsteinen besetzten Rahmen. Jene Fußspur hat eine Länge von 3 Fuß. Eine kleine Hütte war, auf Veranstaltung des jugendlichen Gouverneurs von Ratnapura für den Prinzen und seine Begleiter oben auf dem Gipfel des Berges, von welchem die Fernsicht eine unbeschreiblich herrliche war, erbaut worden. Dort übernachtete man in einer Temperatur,

deren Frische die Behaglichkeit der Schlafenden mehrfach störte, denn der Thermometerstand war am andern Morgen nur 6° über dem Gefrierpunkt.

So neu und im hohen Grade anziehend, ja zum großen Theil so majestätisch und erhaben alles das gewesen war, was die Reisenden während ihres Besuches der Gebirge und Wälder der Insel gesehen und erlebt hatten, that ihnen dennoch das Ausruhen in dem schönen Colombo unter den gastfreundlichen Bekannten eben so noth als wohl. Sie blieben dort vom 14. bis 18. December, und fuhren dann auf dem prachtvollen Dampfschiff Spiteful, welches die Königin Victoria zur Disposition des Prinzen gestellt hatte, um die Südspitze der Insel herum nach Trinkomali, dem bedeutendsten, an der Nordostküste gelegnen Hafen von Ceylon. Die anmuthige Fahrt hatte nur zwey Tage gedauert, und in dieser Zeit den Sinnen unsrer Reisenden eine Ausruhezeit gewährt, wodurch dieselben zur lebendigsten Empfänglichkeit für die neuen Eindrücke, die sie hier empfangen sollten, sich vollkommen gestärkt fanden. Trinkomali, so bedenklich ein längerer Aufenthalt daselbst für die Gesundheit des neuen Ankömmlings aus Europa werden kann, ist es werth, daß man es mit muntren Sinnen und reger Theilnahme betrachtet, noch einmal sieht man hier, wo der schöne Maha Villa Ganga, der größeste Strom der Insel, seine Süßwasserfluthen zum Meere bringt, alle Naturherrlichkeiten der Insel in ihrer höchsten Vollkommenheit versammlet; der Hafen, in dem die stolze englische Flagge vom hohen Mastbaum der Kriegsschiffe, neben den Flaggen der Seefahrt treibenden Nationen der östlichen wie der westlichen Halbkugel der Erde wehet, ist nach Hoffmeisters Urtheil „der schönste auf der Welt.“ Zwey Tage wurden von dem jungen Naturforscher in den köstlichen Wäldern der kleinen Inseln des Hafens und der angränzenden Küste (jeder Baum dieser Wälder wäre, wenn er in einem europäischen Gewächshaus stünde, Hunderte von Ducaten werth) mit Jagd, namentlich der Vögel und mit Insectenfang zugebracht; ein solch reines Blau des Himmels, solch spiegelglattes Meer hatte derselbe noch nirgends gesehen. Aber es war nun Zeit der Weiterreise zu gedenken; man trennte sich ungern von der herrlichen, wunderreichen Insel, auf welcher man bey jedem Schritte Neues gesehen, und Beweise von zuvorkommender Freundlichkeit, von einer Theilnahme bey Hohen wie bey Geringen genossen hatte, welche jede Erwartung übertrafen. Von den höchstgestellten brittischen Behörden an bis herab zu den nackten, wilden Weddahs hatten alle Bewohner der Insel: die nationalstolzen Cingalesen, die ernsten mohamedanischen Männer aus arabischem Stamm, die Hindus und die Abkömmlinge der alten europäischen Einwanderer darin gewetteifert, dem deutschen Prinzen Achtung und Liebe zu bezeugen; sein Zug durch die einfachen und doch schönen Ehrenpforten aus Palmenblättern war einem Triumphzug ähnlich gewesen; in jedem Dorfe hatte sich ein wohlmeinend neugieriger Volkshaufen hinzugedrängt, um den fremden Fürstensohn, dem überall ein gutes Gerücht vorher gieng, zu sehen und zu begrüßen. Allgemein war, bey der ganzen deutschen Reisegesellschaft der Gedanke, daß bey dem Abschied von dieser Insel der schönste Theil der Reise hinter ihr liege, und auch dem Leser von Hoffmeisters Briefen muß dieß so erscheinen, weßhalb wir uns auch mit besondrer Vorliebe und Ausführlichkeit bey den Beschreibungen des Aufenthaltes in Ceylon verweilt haben, von den späteren Schilderungen aber des Weges durch vielbekannte Gegenden nur einige der auffallendsten Züge hervorheben wollen.

Ein Freund der Natur, dessen Auge sich an einer solchen überkräftigen Natur, wie die von Ceylon geweidet hat, wird Mühe haben, den großstädtischen Vergnügungen von Madras und Calcutta, der staubigen Ebene von Indien, mit ihren in dieser Jahreszeit meist entlaubt dastehenden Bäumen und ihren dürren, strohfarbenen Grasweiden einen Geschmack abzugewinnen. Es ergeht einem Solchen wie dem Wanderer, der aus der sonnigen Mittagshelle hineintritt in einen dunklen Raum, und welcher lange Zeit für das, was hier ihn umgiebt, keinen empfänglichen Sinn hat. Nach einem solchen gewaltigen Eindruck, wie der so eben von ihm erlebte war, kann ihn nur ein eben so starker oder ein noch stärkerer zur erneuten Theilnahme erwecken, und seine Lust am Sehen und Forschen von neuem beleben. Dieses Glück widerfuhr dem Werner Hoffmeister, der desselben vor Andern würdig

war, durch seine Zusammengesellung mit einem deutschen Prinzen, welcher, mit dem Mittelmäßigen und leicht Erreichbaren nicht zufrieden, überall nach einem Ziele vorwärts ging, das eines hochstrebenden Geistes würdig war. Eine Reise nach dem Gebirgsland Nepal, dahin das Forschen nur weniger Europäer gedrungen, zu den Füssen jener steinernen Majestäten der Erdveste, welche ihr Haupt höher als Andres, das irdisch ist, in den Himmel erheben, das war jenes Ziel, welches der fürstliche Zögling eines Carl Ritter sich für seine Wanderung nach Indien hoch genug gesteckt hatte. Dort, wo der Dhawalagiri und seine Nachbarn wie der aufgehende Mond noch lange im Strahl der Abendsonne leuchten, wenn in der tiefern Ebene die Nacht anbrach, ist das wahre, das eigentliche Riesengebirge der Erde; ein wie viel anders als jenes sogenannte und dennoch liebliche Riesengebirge von Schlesien, an dessen Fuß der deutsche Fürstensohn die ersten Blumen pflückte. Man sucht, so sagt Hoffmeister, da, wo er die Empfindung beschreibt, welche in ihm der erste Anblick des Dhawalagiri schon in einer Entfernung von fast 30 deutschen Meilen erregte, vergeblich nach einem Vergleich, nach einem Raum zu dem, das hier vor Augen tritt. „Kleinlich und zu nichts verschwindend tritt die Erinnerung der Schweizeralpen dagegen zurück."

Nahe der letzten englischen Station Sigaulih, in der Provinz Bahar, jenseit des Flußes Sacorona beginnt der nepauleſische Gränzwald, anfangs dünn gesäet, allmählig aber in ein undurchdringliches Dickigt übergehend, durch welches nur die Flußbetten den Weg bahnen. Erquicklich war für die Reisenden dieser Wald, der erste, den sie seit Ceylon sahen, nach dem langen mühseligen Durchwandern der einförmigen, heißen Ebene von Indien, mit ihren erstickenden Staubwolken. Hier in diesem Landstrich war jetzt (in den ersten Tagen des Februar) der Frühling in seinem Beginne, die meisten Bäume trugen noch Knospen, nur der Wollbaum (Bombax heptaphyllum) stand im vollen Schmuck seiner riesenhaften, purpurrothen Blüthen. Die Palankine, in denen sich die Reisenden auf den Schultern der armen Kulies hatten durch die indische Ebene tragen lassen, waren hier, wo sich der Weg immer stärker bergan zum Theil über rolliges Gestein erhob, nicht mehr zu brauchen; an ihrer Stelle standen Pferde bereit, und eine Schaar von kräftigen Trägern schaffte das Gepäck in Körben fort, welche hoch auf den Schultern getragen, und durch einen Riemen an der Stirne festgehalten wurden. An Aussehen wie an Kraftäußerung ist dieses Volk den zarten Hindus von Bengalen weit überlegen, obgleich hier an der Gränze die Natur als keine sehr freygebige Ernährerin des Menschen erscheint, denn ein großer Theil des Bodens ist mit ödem quarzigem Geschiebe bedeckt. Doch sieht man hin und wieder Waldungen, welche vorherrschend aus Saulbäumen bestehen, deren gutes Nutzholz weit nach Indien verführt wird. Schaaren der unverschämt zudringlichen Fakirs, die auf Kosten des armen abergläubigen Volkes, welchem sie ungestraft nehmen dürfen, wornach ihnen gelüstet, eine Vergnügungswallfahrt nach den heiligen Orten von Nepal gemacht hatten, waren fast die einzigen Wanderer, welche den Reisenden begegneten. Schon in einem der ersteren größern Thäler, im Raptithale hatte den Prinzen, der durch Englands Königin dem Herrscher von Nepal aufs Beste empfohlen war, eine Abtheilung der wahrhaft stattlich aussehenden nepalesischen Miliz unter dem Commando eines vornehmen Offizieres empfangen. Die Kleidung dieser Leute hatte mehrere Züge mit der in China gebräuchlichen gemein, ihre Gesichtsbildung war weniger mongolisch als die der gemeinen Bergbewohner, die man an der Gränze gefunden, die Farbe der Haut ziemlich weiß.

Nepal ist ein durch die Natur festes und wohl verwahrtes Land, dessen Gränzen, namentlich gegen Süden hin, ein meist verödeter Landstrich umsäumt, aus welchem der Uebergang in das fruchtbarere, besser bevölkerte Hochland über einen Berggürtel geschehen muß, der für ein feindliches Heer ganz überaus schwierig zu besteigen ist. Unsre Reisenden wurden über einen der leichtest zugänglichen Pässe, über den Siswagorri geführt, einen ungemein steilen, mit Geröll bedeckten Sandsteinkegel, dessen Höhe man erst nach einem dreystündigen, mühsamen Hinansteigen erreichte. Ein wohl unterhaltenes Fort schützt

diesen schon an sich überaus schwierigen Paß in so wirksamer Weise, daß er für ein feindliches Heer kaum zu nehmen wäre. Hoffmeister schätzt die Höhe desselben auf 5000 bis 6000 Fuß. Auffallend wird schon hier der große Unterschied, der sich zwischen den nördlichen und den südlichen, so wie östlichen Abhängen dieser Vorberge des Himalayah findet. Während die Süd- und die Ostseite fast überall öde und unbewaldet erschienen, grünten an der Nordseite die herrlichsten Waldungen, in denen man allenthalben das glühende Roth der großblüthigen Rhododendronbäume bemerkte. Enge Felsthäler ziehen von dem steilen, jenseitigen Abhange des Siswagorri sich hinab, in denen zum Theil Bäche, umsäumt von hochwüchsigen Farnkräutern, verlaufen; der Weg führte durch einen dichtschattenden Wald hinab zum Thale des Tumbachana Naddi oder des Kupferflußes, der sich sein Bett durch Grauwackenschiefer und lockeren Thonschiefer gegraben hat. Hier wird an mehreren Punkten Kupfer und Eisen gegraben und geschmolzen, doch war es den Reisenden nicht erlaubt, die Erzgruben näher zu betrachten.

Weiter hinab im Flußthale, jenseit der Region des Bergbaues, kommt man in eine Gegend, welche aufs fleißigste und zweckmäßigste für den Feldbau benutzt ist. Hier sieht man nirgends ein unfruchtbares Gebüsch; selbst der Grasboden ist durch das Ackerland verdrängt, das bis auf die fernsten Berge und an den steilsten Anhöhen zum Theil in künstlichen Terrassen sich ausbreitet, und gerade jetzt mit der grünenden Saat des Getreides, namentlich der Gerste zur zweyten Ernte bedeckt war. Ein Netz von kleinen Gräben, welche jeden Wassertropfen, der an den steilen Abhängen hinabrieselt, sammeln, zieht sich zwischen den schmalen Terrassen zur Bewässerung des Bodens hin; man glaubte hier die erfrischende Luft eines Maitages der Heimath zu athmen, obgleich auch hier der Mittag seine Sommer-Sonnengluth hat. Neben dem Fleiße, womit die Bewohner des Landes ihre Felder bestellen, muß man auch der Geschicklichkeit Lob widerfahren lassen, mit welcher sie ihre Wohnungen erbauen. Statt der armseligen schmutzigen Hütten aus Lehm und Bambusrohr, die man in der indischen Ebene sieht, giebt es hier allenthalben nette aus Holz oder gebrannten Steinen errichtete Häuser, deren äußeres Aussehen, selbst in den kleinsten Dörfern, Zierlichkeit und Geschmack der Erbauer verräth. Der untere Theil der Gebäude hat eine Art Vorhalle, deren Dach auf künstlich geschnitzten Säulen ruht; auch die vier oder fünf Mittelfenster des ersten Stockes sind meist so reich mit Holzschnitzwerk verziert, daß sie den Reisenden an die Fenster von Kairo erinnerten; die Dächer sind mit kleinen, doppelt gekrümmten Ziegeln gedeckt. Selbst in den Dörfern sieht man öfters außer den kleinen Kapellen mit Lingams und Götterbildern Tempel von sechs Stockwerken und zierlich tief ausgemauerten Brunnen, die mit steinernen oder metallenen Ausgußröhren versehen sind.

Wie hoch man schon jetzt in dem Gebirgslande aufwärts gekommen sey, das verrieth die empfindliche Kälte, die man im Nachtlager auf der Ebene zu erdulden hatte, welche sich vor dem schmalen Berggürtel hinzieht, der das Kathmanduthal in Süden begränzt. Der Thermometer zeigte hier am Morgen nur $2\frac{1}{2}^{0}$ R. Jenseits der Ebene stieg der Weg an der Südseite des Berggürtels hinan, der nicht mit Ackerland, sondern meist mit Wald und Gebüsch bedeckt ist. Unter den Gewächsen des letzteren zeigt sich häufig die Daphne cannabina mit angenehm duftenden Blüthen und mit einer Rinde, aus der man dort zu Lande ein grobes Papier bereitet. Neben der fremden Daphne sieht man unsern deutschen Epheu das Felsengestein und die Bäume überziehen, hin und wieder zeigen sich blühende Veilchen (Viola serpens) und Potentillen. Die Höhe des Passes, der über den südlichen Bergrand des Kathmanduthales führt, beträgt 8500 Fuß über dem Meere, die Ebene von Kathmandu liegt gegen 4000 Fuß tiefer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. October.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Fortsetzung.)

In halsbrechender Weise geht der Weg von jener Höhe an dem fast senkrecht steilen nördlichen Abhang hinab, dabey macht das bröckliche Gestein den Gang sehr unsicher. Hier kann man weder der Pferde noch der Lastochsen zum Transport sich bedienen, und dennoch muß der schwerfällige zahme Elephant es sich gefallen lassen, als Lastträger zu dienen. Die Reisenden sahen ein solches geduldiges Thier schwerbeladen den Berg hinabgleiten, indem es an den steilsten Stellen die Hinterfüsse durch die Vorderfüsse schob, und hierbey des Rüssels wie eines fünften Fußes und zugleich als einer Hand sich bediente, womit es die Festigkeit jedes Steines prüfte, auf den es treten wollte. Keuchend unter der Anstrengung und mit offenbarer Angst rutschte das geplagte Thier den Weg hinab, auf welchem, wie dieß mehrere zur Seite liegende todte Elephanten bezeugten, jeder Fehltritt ihm den Tod bringen mußte.

Unten im Thale bey der Stadt Tancod waren zum Empfang des Prinzen Zelte aufgeschlagen, darin ein Frühstück bereitet und eine neue Abtheilung von Soldaten in Gesellschaft des englischen Residenten von Nepaul, des Major Lawrence, seiner wartend. Die Straße führte jetzt bequem auf der nur wenig geneigten Ebene zwischen eingezäunten Terrassen und durch Dörfer hin, deren Gassen so wie in Holland mit Backsteinen gepflastert sind; vor sich in weiter Ferne erblickt man die Schneegebirge der Daghabunygruppe, im näheren Vordergrund die glänzenden Tempeldächer der Residenzstadt Kathmandu. Jenseit der Brücke des Bischmuti begann schon das Gepränge, womit der Herrscher von Nepaul den Einzug des Prinzen verherrlichen wollte. Eine lange Reihe von Soldaten in ihren blauen und rothen Jacken, dann eine Heerde von Elephanten prachtvoll mit Gold- und Silberblechen, wie mit Seidenstoffen überdeckt, vergoldete Tragsessel auf dem Rücken tragend, dahinter das Gedränge des buntfarbig gekleideten Volkes, warteten hier des hohen Gastes, den man in ein großes, in der Ebene vor der Stadt aufgeschlagenes Zelt führte, wohin zu den schon versammelten englischen Offizieren bald auch der Minister Martarbar Singh (großherziger Löwe) kam, strahlend in seinem aus Goldstoff gemachten, mit Diamanten, Smaragden und Perlen übersäeten Gewande, behängt mit goldenen Platten, kostbaren Ringen, auf dem Haupte den Turban aus chinesischem Brokat, oben darauf ein Paradiesvogel. Mit vielen Ceremonien bewillkommte dieser den hohen Befreundeten der Königin von England im Namen seines Fürsten. Der Minister, der zugleich General-Feldmarschall des Landes und in der That der Herrscher desselben ist, hat ein stattlich kräftiges Aussehen, welches den Mann verräth, der zu herrschen versteht. Feyerlich geleitete man jetzt den Prinzen und sein Gefolge auf die goldenen Sitze der Elephanten, der Zug setzte sich unter dem lauten Tönen der musikalischen Instrumente durch den Volkshaufen in Bewegung, unter denen sich die verschiedenartigsten Physiognomien und Trachten zeigten, welche bey einigen an die Verwandtschaft mit dem mongolisch-chinesischen, bey andren mehr an die mit dem süd-

und westasiatischen Volksstamme erinnerten. Die wunderbare Stadt mit ihren bunten Tempeln und zierlichen Backsteinhäusern, mit ihren Gärten voll fruchtbeladener Orangen, voll blühender Kirschen- und Pflaumenbäume lag jetzt ganz nahe vor Augen. Die Verschwendung von Holzschnitzwerk an den Fensterrosetten, Säulen, Tragbalken und Dachecken, die vergoldeten Tempeldächer mit Glocken behängt und mit bunten Fahnen geschmückt, daneben die riesenhaften steinernen Bilder, zeugten von dem herrschenden chinesischen Geschmack, welcher hier seit Jahrtausenden, vielleicht seit den Zeiten des von Herodot beschriebenen alten Babylons, unverändert derselbe geblieben ist. Namentlich gleichen die beyden großen achtstöckigen Tempel zu beyden Seiten des Marktplatzes ganz jenen Abbildungen, die wir in chinesischen Reisewerken zu sehen gewohnt sind. Der Anblick war durch seine Neuheit so anziehend, daß die Reisenden sich ganz dem Genuße hingaben.

Die Wohnung des englischen Residenten liegt jenseits am andern Ende der Stadt und schon außerhalb derselben, in einem schönen Parke. Hier war zum Empfang der Gäste Alles sehr bequem eingerichtet, auch an europäischen Kaminen fehlte es nicht, an deren Feuer man sich gern wärmte, denn obgleich die Wärme in den Mittagsstunden auf 20 bis 22° stieg, sank sie dennoch bey Sonnenaufgang bis nahe zum Nullpunkt herunter; man bemerkte hier, in der ersten Hälfte des Februars, daß der Frühling erst am Beginnen sey.

Am dritten Tage nach seiner Ankunft in Kathmandu wurde der Prinz in Gesellschaft seiner Begleiter zum förmlichen Empfang bey dem Radschah geführt. Der Pallast dieses Fürsten soll keineswegs einem deutschen Fürstenschlosse gleichen, sondern unansehnlich von außen, ärmlich in seinem Innern seyn; vielleicht war dieß der Grund, aus welchem der Radschah seine glänzende Audienz in dem großen, sehr alterthümlich aussehenden, hölzernen Empfangspalais veranstaltet hatte. Ueber dunkle, voll alter Waffen hängende Treppen, durch dunkle, staubige Räume mußte man hinan zum dritten Stockwerk, darin der Audienzsaal war, dessen alte Tapetenwände zum großen Theil durch schlechte französische Kupferstiche, durch Bilder, darunter eines von Napoleon, mit kirschrothen Backen, und durch die wie von chinesischem Pinsel gemalten Familienporträts der vormaligen Radschahs bedeckt waren. Desto prunkender nahm sich in solch unscheinbarem Saale das Costume des Fürsten und seiner Söhne, so wie der Großen seines Hofes aus; die Anzüge, namentlich der fürstlichen Herren, glichen mehr einer lastenden Decke aus Gold, Diamanten und allen Arten des orientalischen Schmuckes zusammengesetzt, als einem menschlichen Gewande. Zum Schluße der Audienz wurden Geschenke an die Gäste ausgetheilt, auch unser junger Arzt erhielt einen Pelz von Otterfellen, nebst einem Dolch und Kuckerw in vergoldeter Scheide.

Viel vergnüglicher als diese Audienz erschien den Reisenden zuerst der Besuch der in reizender Umgebung gelegenen buddhistischen so wie brahmanischen Wallfahrtsorte und wunderlich gebauten Tempel, deren einer ganz voll heiliger Affen (Innus Rhesus) war, dann ein großes Treibjagen, das der Radschah dem Prinzen zu Ehren am 13. und 14. Februar veranstalten ließ. Zwey ganze Regimenter waren aufgeboten, um das Buschwerk niederzutreten; die in diesem Jungle lebende Thierwelt, deren Ruhe sonst nie durch solche Angriffe gestört wird, war dadurch so in Schrecken gerathen, daß selbst die Vögel wie besinnungslos den Treibern entgegenstürzten, und zum Theil von diesen mit den Händen gegriffen wurden. Prachtvolle Nepaulfasane, Papageyen, asiatische Spechte und viele andere, nebst Zibethkatzen geriethen auf diese Weise, so wie gebeitzt durch die gut abgerichteten Falken des Radschah, lebend in die Gefangenschaft der Menschen, und wurden nebst den getödteten dem Prinzen als Jagdbeute überbracht. Das Wichtigste jedoch von Allem, was sie in Nepaul erreichen konnten, war für die Reisenden die Erlaubniß, die der Radschah ihnen gab, einen Theil des Innern seines Landes zu sehen. Sie wählten das Novakotthal, dahin seit vielen Jahren kein Europäer vorgedrungen war.

Von Kathmandu in der Ebene aufwärts führt der Weg über die Terrassen des aufgeschwemmten Bodens, durch welche die vier Arme des Bagmutiflußes von Nordost, und die drey des Bischmuti von Norden her tiefe Spalten ausgewaschen haben, welche an einigen Stellen gegen 200 Fuß senkrechte

Tiefe haben. Die Bänke zwischen den Flußarmen sind von unten bis oben in Terrassen von 2 bis 4 Fuß Höhe abgetheilt, und zum Ackerbau benutzt, so daß hiedurch das Kathmanduthal das Ansehen eines riesenhaften Amphitheaters mit seinen Stufen erhält. Selbst am Fuße des Kauliapasses, dessen Höhe vom Thale aus zu 2000 Fuß ansteigt, geht der terrassenförmige Anbau des vortrefflichen Bodens sehr weit hinan. Das Ersteigen des Passes hatte sechs Stunden Zeit erfordert, aber diese Anstrengung wurde reichlich durch die unvergleichbar herrliche Aussicht belohnt, welche sich den unermüdeten Wanderern, als sie am 21. Februar oben in dem Bretterhaus, das man für sie zum Uebernachten eingerichtet hatte, erwachten, und nun ins Freye heraus traten. Unabsehbare Reihen von mächtigen Schneebergen thürmten sich einer hinter dem andren am klaren Horizonte auf, hinter den drey näheren Reihen wurde noch eine vierte, an Höhe über alle ragende bemerkt. Der nähere Dhagabung in Nordwesten, so gewaltig hoch derselbe neben unsren Alpen erscheinen würde, stand fast als ein Zwerg neben den hinter ihm aufgethürmten Bergriesen da. So eben begann eine nach Osten gerichtete Fläche des im Norden gelegenen Gußängthan im Lichte der dort aufgehenden Sonne zu glühen; mehr jedoch als dieser Berg zog die Aufmerksamkeit ein fern in Westnordwest himmelanstrebender schneebedeckter Kegel mit drey spitzen Zacken an sich, der in rosenrothem Lichte der Morgensonnenstrahlen leuchtete. Es war der Dhawalagiri. Das Gefühl der Erhebung, welches bey solchem Anblick die Seele ergreift, ist von überwältigender Art, es gleicht jenem, das die sinnlich empfindbare Nähe eines Göttlichen hervorruft.

Auf der Höhe des Passes hatte die niedere Temperatur eines Morgens des angehenden Frühlinges geherrscht; die östlichen und südöstlichen Abhänge zeigten sich bey Sonnenaufgang mit Eis bedeckt, der Thermometer stand um $6\frac{1}{2}$ Uhr auf $3\frac{1}{2}^{\circ}$. Man zog jetzt an dem jenseitigen, mit wohlriechenden Daphnen und dichtem Gebüsch bedeckten Bergabhang in das tiefe, heiße Novakotthal hinab, aus welchem ein Zug der Lastträger und noch mehr der Lastträgerinnen ganze Körbe voll Orangen, Ananas, Betelblätter, Zuckerrohr und Knoblauch heraufbrachten, um diese Erzeugnisse der Gärten und Felder nach Kathmandu zu Markte zu bringen. Ein hochstämmiger Laubwald, durch den der Weg führt, besteht aus Erythrinen, Shoreaarten und Bauhinien, mit Unterholz von Carissa und Justicia. Hin und wieder standen aus dem glimmerhaltigen Thonboden Klippen von Glimmerschiefer und Gneuß hervor. Unten im Thale, da wo der Tadifluß mit dem Trisulganga sich vereint, muß die mittlere Temperatur eine bedeutend höhere als im Kathmanduthale seyn, denn man sieht am Fuße des Novakotberges Bananen, Bambusrohre und viele Aurantiaceen, so wie neben den bekannten Feigenarten von Indien auch eine dem sachkundigen Reisenden noch unbekannte Art. Es hätte übrigens dieser vegetabilischen Zeugnisse für das heißere Klima dieses Thales nicht bedurft, man empfand die Wirkung desselben unmittelbar, als man in den heißen Mittagsstunden hinanstieg zu dem uralten Wallfahrtsort, seitwärts der Stadt Novakot, von welchem diese ihre Bedeutung und jenen anziehenden Reiz hat, der die Pilgrime aus weiter Ferne zu ihr herführt. Von den in uralter Form und dennoch meist aus einem fast unverwüstlich festem Holze, so wie aus brennend rothen Backsteinen erbauten Tempelgebäuden kann man nur sagen, daß sie mehr wunderlich als bewundernswerth zu nennen sind.

Es war den Reisenden für dießmal nicht vergönnt, tiefer und näher in das herrliche Gebirgsland einzudringen. Als man aber auf dem Heimwege nach Kathmandu am Abend, ehe die Sonne sank, auf einer bedeutenden Anhöhe, über welche der Weg sich hinzog, noch einmal die volle, ungetrübte Aussicht nach dem Hochrücken des Himalayahgebirges genoß, als neben dem Dhawalagiri und dem Gußängthan, welche noch hell, wie im Purpurroth der Abendröthe glänzten, eine der niedren eisigen Bergspitzen nach der andren im nächtlichen Dunkel verglimmte, da wurde das Sehnen, noch einmal und zwar freyer und ungehemmter bis zu diesen Riesenbergen vorzudringen, so kräftig und lebendig, daß es den schon früher entworfenen Plan

der Reise, den wir noch weiter mit einigen Worten schildern werden, in seiner Ausführung beschleunigte. In Kathmandu sah man noch am letzten Tage jener nepaulesisch ritterlichen Waffenübung zu, bey welcher mit einem schweren, krummen, in seiner Mitte sehr scharfen Säbel einem Büffel, der zum Kraftmessen des Reiters dient, der Kopf mit einem Streich abgehauen wird. Der allvermögende Minister des nepaulesischen Reiches selber gab bey dieser Gelegenheit dem zuschauenden Prinzen einen Beweis von der Stärke seines Armes, indem er einen halbwüchsigen Büffel in der Mitte des Leibes, dicht hinter den Schulterblättern, auf einen Streich von einander hieb.

Von Nepaul aus bereiste der Prinz zunächst die Provinz Allahabad. Benares, die wahrhaft schöne Stadt, so wie der benachbarte Wallfahrtsort Allahabad, von welchem die ganze Provinz ihren Namen führt, sind ganz geeignet, um dem Fremden das Volksleben der eigentlichen Hindus in seiner eigenthümlichen, unveränderten Form vor Augen zu stellen. Diese Ruhepunkte gewährten schon im voraus einen Ersatz für die Entbehrungen, welche das Auge in der langweiligen, staubigen heißen Ebene zwischen Allahabad und Lucknow erdulden mußte. Hier, bey dem König von Aude ward dem Prinzen ein seinem Stande gemäßer Empfang bey Hofe zu Theil, und dem hohen Gaste zu Ehren wurde auch jenes indische Thiergefecht angeordnet, welches Hoffmeister in sehr anziehend lebendiger Weise beschreibt. Der Kampfplatz war ein enger, von Mauern und Gitterwerk umgebener Hofraum, die Zuschauer befanden sich auf einer hoch gelegenen Gallerie. Ein Theil der Kämpfer stand schon bereit: es waren sechs gewaltige, wilde Anibüffel aus dem Gebirgsland, mit kurzen plumpen Füssen, und dennoch bis zum Rücken gegen $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch; die breite Stirne mit mächtigen, weit ausgeschweiften Hörnern von 3 bis 4 Fuß Länge bewaffnet. Welche Stösse diese Hörner auszutheilen vermöchten, das ließ der ungeheuer breite muskulöse Nacken errathen. Unter heftigem Schnauben, als ob sie den nahenden Todfeind witterten, bliesen diese Thiere den Athem aus den weit vorgestreckten Nüstern; man hörte ein Klappern von Stöcken und den Schrey verschiedener thierischer Stimmen, die Büffel antworteten darauf mit dumpfem Gebrüll. Da stürzte plötzlich aus einer geöffneten Seitenthüre ein Tiger von seltener Größe (gegen 11 Fuß lang, 4 Fuß hoch) hervor, warf sich mit einem gewandten Sprunge zwischen den Hörnern hindurch einem der stärksten Büffel auf den Nacken, wo er mit Klauen und Zähnen sich einhieb. Das Gewicht des Tigers zog den Büffel fast nieder, dennoch schleifte er brüllend und stöhnend den Gegner auf dem Kampfplatz umher, während zugleich die andren Büffel auf den gemeinsamen Feind wacker losstießen. Es war hier eine riesenhaft plumpe thierische Kraft mit einer andren durch Stärke wie durch Gewandtheit furchtbaren in einem Kampfe, dem die Versammlung der Gallerie mit gespannter Aufmerksamkeit zusah. Außer diesen menschlichen Zuschauern und zur Belustigung von diesen hatte man noch andren Zuschauern von thierischer Art, nicht auf der gesicherten und bequemen Gallerie, sondern auf Bäumen, die in der Arena standen, freylich sehr gegen ihren Willen, Plätze angewiesen. Dieß waren Affen, welche Anfangs mit Grimassen, in denen die furchtbarste Angst sich ausdrückte, auf den blutigen Kampf herunterschauten, dann aber, als die Büffel in ihrer blinden Wuth bald da bald dorthin stossend auch die Bäume erschütterten, wie todt herabfielen und gelähmt von Furcht, auf allen Vieren ausgestreckt, mit größter Resignation ihr Ende zu erwarten schienen. Man gab jetzt auch dem Tiger zwey Bundesgenossen; zwey andre Tiger, furchtbar genug, doch nicht ganz so groß als der erste, wurden hereingelassen auf den Kampfplatz, diese aber beym Anblick der wüthenden Büffel drückten sich, ohne einen Angriff zu wagen, wie Katzen im Kampfe mit großen Hunden, an den Wänden herum, so oft die Büffel sich ihnen nahten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Octobber

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Fortsetzung.)

Der große Tiger hatte jetzt von einem der Büffel einen Rippenstoß erhalten, der fühlbar genug ihn von seinem Sitze lüftete, er stürzte herab, kroch feige in eine Ecke, wo er von dem durch den aufgerissenen Rachen wüthend gemachten Stiere verfolgt noch mehrere Stösse empfieng, bey denen er nur schmerzlich das Maul verzog, ohne die geringste abwehrende Bewegung zu machen. Man dachte jetzt daran, die beyden kämpfenden Partheyen noch auf andere Weise zu beschäftigen. Zwey Bären aus dem Himalayah wurden mit großer Mühe auf den Kampfplatz gezerrt hin zu dem Winkel, in welchen der große Tiger sich geflüchtet hatte. Diesen plumpen Gesellen gab der laut knurrende Tiger manchen blutigen Klauenhieb, den sie brummend durch Ohrfeigen mit ihren kräftigen Tatzen erwiederten; es floß Blut von allen Gesichtern der drey Kämpfer, der Sieg jedoch schwebte unentschieden; da erneuerte der verwundete Büffel, der indeß mit einem der halbtodten Affen ein ziemlich unsanftes Spiel getrieben, seinen wüthenden Angriff, bearbeitete, ohne darauf zu achten, welchen der Stoß träfe, alle drey in einen Haufen zusammengedrängten Bestien aufs wirksamste, und ließ nicht eher ab, bis ihm ein verzweifelter Klauenhieb ein großes Stück Fell von der Nase gerissen hatte. Es trat jetzt ein Waffenstillstand ein; der große Tiger lag wie todt, und zog schreckliche Gesichter, seine beyden Genossen hinkten lahm gestossen aus einer Ecke in die andre, die Bären hatten Respekt bekommen, sie hielten sich vollkommen neutral. Man gestattete jetzt den Kämpfern freyen Abzug; das blutige Gefecht hatte keinem das Leben gekostet als dem hart verwundeten Büffel, der in Folge der Verblutung starb; die Tiger, obgleich einem davon eine Rippe gebrochen war, kamen alle mit ihrem zähen Katzenleben davon, die dickpelzigen Bären verschliefen die Schrecknisse der überstandenen Schlacht, und den Schmerz der Wunden und Stösse auf ihrem Lager.

Die Gäste wurden von diesem Schauspiele noch zu einem andren ähnlichen, in einer Ebene am Gumty geführt, wo außer den thierischen Kämpfern von geringerem Range, wie Schafböcken, Antilopen, Kamelen, vor allen zwey große Elephanten, die man durch Gewürze und Branntwein in Wuth versetzt hatte, einen Zweykampf begannen, bey welchem der Boden erzitterte. Der schwächere gab sich mit mit gesenktem Haupte zuletzt als besiegt zu erkennen, er entfloh, und wurde von dem Sieger, obgleich diesem beym Gefechte ein Fangzahn ausgebrochen war, und das Blut ihm aus dem Munde strömte, so wüthend verfolgt, daß die zwischen beyde geworfenen Raketen und Schwärmer seinem Laufe keinen Einhalt thun konnten. Der Sieger, wenn er seinen Gegner ereilt, soll diesem gewöhnlich den Schwanz abbeißen, was man in jeder Weise zu verhindern sucht. Das Schauspiel hatte jetzt lange genug gewährt; Se. Majestät, der König von Aude, gab das hier gewöhnliche Zeichen zum Aufbruche, indem er gähnte. Die Fremden wendeten den noch übrigen Theil des Tages zum Besehen des Pallastes Faruk Bam an, in dessen Sälen sich Thronsessel finden, welche mehr Gold und Edelsteine an sich tragen, als

in mancher großen europäischen Stadt in allen Palläſten, Goldſchmieds- und Juwelenhändler-Läden beyſammen gefunden werden.

Ein kurzer Aufenthalt in Agra und Delhi gewährte unſren Reiſenden jenen hohen Genuß, den hier Jeder findet, der mit einem geſunden inneren Sinne für das wahrhaft Sehens- und Beachtenswerthe begabt iſt. Neben vielem Bekannten und öfter Beſchriebenen, das man als Vermächtniß einer uralten, großartig ſtrebenden Zeit in Delhi bewundert, zieht in neuerer Zeit ein aus Metall gegoſſener Pfeiler mit Sanskritinſchriften die Aufmerkſamkeit der indiſchen Alterthumsforſcher in beſonderem Maaße an ſich. Er ſteht 40 Fuß hoch über den Boden hervor, ſoll aber noch eben ſo tief unter demſelben ſich fortſetzen. Er ſteht zwiſchen den Ruinen eines Hindutempels.

In dem Briefe, der aus Pauali Danda vom 20. Juni 1845 datirt iſt, athmen wir im Geiſt mit unſrem jungen Naturforſcher wieder die balſamiſch erfriſchende Luft des indiſchen Hochgebirges, und man fühlt es dem Inhalt des ganzen Briefes an, wie ſich der Schreiber desſelben jedesmal auf dieſer Reiſe da innerlich am wohlſten befand, wo er fern vom Geräuſch der volkreichen Städte mit einer hocherhabenen, reichen Natur allein war. Die Richtung, welche die Reiſenden in der erſten Hälfte des Mai von Delhi aus nach dem Himalayahgebirge nahmen, ging zunächſt von Delhi gegen Nordoſt nach den Gränzen der Provinz Ghurwal. Schon an dem Paſſe, der über die Vorberge der Ghagerkette führt, konnte man eine Vermiſchung der Formen der indiſchen Natur mit ſolchen bemerken, welche unſeren mitteleuropäiſchen verwandt ſind. Es gab da freylich noch ganze Schaaren des Hanumanaffen (Cercopithecus Entellus), aber dieſe wiegten ſich ruhend, oder nahmen mit lautem Geräuſch ihren Zug auf den Wipfeln von Eichen (Quercus tomentosa und semecarpifolia), man ſieht auf den Höhen Waldungen von Fichten (Pinus longifolia), Roſen, Berberitzen, Waldreben (Clematis) und eine mit duftenden Blüthen prangende, den unſrigen nahe verwandte Art des Gartenjasmins (Philadelphus Deutzia). Von wahrhaft majeſtätiſcher Naturſchönheit iſt die Gegend an dem 6300 Fuß hoch über dem Meere gelegenen Gebirgsſee des Nainithales (gegen Almora hin), wo mit den Gewächſen zugleich ſelbſt die Schmetterlinge eine Aehnlichkeit zeigten mit den buntfarbigſten, ſchönſten Arten unſeres Vaterlandes. Ein Bergrücken längs des Flußthales des Koſila war ganz mit Birnbäumen bewachſen. Doch zeigten ſich auch noch am Uſigacka Naddi, einem Nebenfluße des Koſila, Gruppen von Palmbäumen (Phoenix humilis). Der Weg der Reiſe führte immer weiter ſich erhebend über mehrere Flüſſe, die den gemeinſamen Lauf nach dem Gangesgebiet nehmen. In einem Querthale des Ramgange ſtand die Roßkaſtanie (Aesculus) in voller Blüthe, in den Wäldern der Berge zeigte ſich eine Art des Frauenſchuhes (Cypripedium). An dem Gebirgsſee des Durithales, durch den der Agas-Ganga ſeinen Lauf nimmt, empfieng der Prinz einen Beſuch des Oberprieſters von Kedarnath. Bey dem Bergſtrom Mundagai und ſeinen gewaltig rauſchenden Waſſerfällen fanden die Reiſenden einen dort hauſenden Engländer, Wilſon, den nicht die hocherhabene Schönheit der dortigen Natur und noch weniger die Heiligkeit der benachbarten Tempel von Gaurikund, ſondern die Luſt am Gewinn der Jagd hier feſt hält, denn er treibt ein vortheilhaftes Gewerbe mit dem Verkauf der Moſchusbeutel, und die Thiere, welche ihm denſelben liefern, ſind in dieſen Alpenthälern ſehr häufig. In einem Baſſin, darin das Waſſer einer heißen Quelle von $41\frac{1}{2}^{\circ}$ R. ſich ſammelt, verrichten die gläubigen Hindus bey Gaurikund ihre heiligen Waſchungen. Daß dieſes Warmbad, ſo empfindlich ſeine hohe Temperatur den meiſten Pilgern fällt, die dreymal in dasſelbe ſich eintauchen müſſen, dennoch ein geſundes ſeyn müſſe, ſchien das Beyſpiel eines nackten Fakirs zu bezeugen, welcher ſeit 20 Jahren im Sommer wie im Winter hier an der Quelle wohnt, täglich mehrmalen in dem heißeſten Strudel der Quelle ſich badet, und dann mit Aſche ſich einreibend außen am Boden ſich hinlegt. Gaurikund ſammt ſeinen Quellen iſt übrigens nur der Vorhof der noch heiliger geachteten Wallfahrtsſtätte am Tempel von Kedarnath, in welchem der Hinduſage nach der heilige Leib des Viſchnu in der Form eines Stieres verwahrt liegt.

In der That, ein Tempel der Natur iſt dieſes

Kedarnath, welcher einer Wallfahrt der mühsamsten Art aus weiter Ferne her werth ist; ein Thal, durch welches der Mundagri sich hinabstürzt, in einer Höhe von 11,800 Fuß über dem Meere, am Fuße des schneebedeckten 21,500 Fuß hohen Kedarnath-Pik; ein frisches Grün der Alpenwiesen, auf welchen violblaue und hellrothe lieblich duftende Aurikeln, Kaiserkronen, Schwertlilien und buntfarbige Anemonen blühen, der obere Rand des Thalbeckens umsäumt von den Hügeln der vom Gebirg herabgestürzten, mit Schnee vermischten Schuttmassen. In der Ferne hört man noch die ungeheueren Wasserfälle des Mundagri rauschen, weiter hinan herrscht die Stille der Gebirgswüste.

Im Gebiete des Radschah von Ghurwal hatte sich das Gerücht unter dem Volke verbreitet, daß dem fremden Prinzen 3000 Mann Soldaten vorauszögen, welche das Land plündernd und mordbrennend verheerten. Die Furcht, welche jenes Gerücht erregt hatte, verlor sich bald, und es war für die Reisegesellschaft ein glücklicher Umstand, daß der vorhin erwähnte englische Moschusthierjäger Wilson sie auf dem Wege nach den Gangesquellen begleitete, welcher mit der Sprache und den Sitten des dortigen Volkes, so wie mit allen gangbaren Päßen des Gebirges wohl-bekannt und vertraut war. Im Thale des Billangflußes findet sich noch ansehnlicher Reisbau; bey dem Dorfe Gewali, zu welchem man vom Passe des Kedarnaththales durch Birnbaum- und Bambuswälder, so wie über unermeßliche Erdbeerfelder hinabsteigt, werden Tabak, Gurken und mehrere Hirsearten gebaut. Auf den steilen, von vielen kleinen Flußthälern spaltenartig durchschnittenen Felsenhöhen zwischen dem Bhagirathi und Ganges, war man zu den Wohnsitzen der Lämmergeyer gekommen, welche dort mit den Schaaren schwarzer Gebirgskrähen nisten.

Nach der Stille, die im Gebirge herrschte, erschien das Brausen der Wasserfälle des Ganges, zu denen die Reisenden am 30. Juni kamen, für die Ohren so empfindlich, daß selbst die Ruhe der Nacht dadurch gestört wurde. Man kam bald hernach in die Region der schönen, schlanken Deodar-Cedern (Cedrus Deodara), einem Lieblingsaufenthalt der Moschusthiere, deren Naheseyn sich selbst dem Geruchssinne verrieth; mit ihm zugleich bewohnt die wildschöne Gebirgsgegend der prachtvolle Monalfasan. Im blendenden Wiederschein der Sonnenstrahlen glänzen hoch über dem Cedernwald die weit über die Wolken emporsteigenden, mit Schnee und Gletschereis bedeckten Gipfel der Himalayahgebirge. Eine beschränktere Aussicht gewährt die Thalschlucht, in welcher zwischen den steilen Granitwänden der uralt berühmte Hindutempel und Wallfahrtsort Gangotri liegt.

Es war die Absicht des Prinzen, am Gumti hinaufwärts in Tübet einzudringen. In mühsamer Weise, unter Entbehrungen und Beschwerden, wie sie das Hinanklimmen über steile Felsengehänge, das Wandern über Schneefelder und Gletscher, zum Theil bey anhaltendem Regen- oder Schneewetter, so wie bey schneidend kaltem Winde mit sich bringt, hatte die Gesellschaft den 15,355 Fuß hohen Lamakagapaß überschritten, sie kamen jetzt in das Bissahirthal, und hier, in dem Dorfe Tschetkul, fanden sie schon alle Anzeichen des nachbarlichen Verkehres seiner Bewohner mit Tübet: chinesisch gebaute Häuser und Lamatempel, die Frauen mit Filzhüten und rothbraunen Wollenperücken am Hinterhaupt und Nacken, in dicht gewebte Tuchdecken gehüllt. Von hier lag das Thal vor Augen, durch welches ein Weg nach dem tübetanischen Gebirgsland, ziemlich bequem erscheinend, sich hinanzog; die Bedenklichkeiten des Ortsvorstandes jedoch verhinderten die Ausführung des Planes, und die Reisenden mußten sich noch einige Zeit mit der Aussicht auf die Gebirge begnügen, welche das für Europäer so schwer zugängliche Gebirgsland bis hinan zu den Wolken umgürten. Auch die Alpengebirge des chinesischen Gebietes Purgrul sahen sie von den Höhen des Errengkhalpasses in violblauem Dufte vor sich liegen, und diese Nachbarschaft der Thore des „himmlischen Reiches“ erregte ganz eigenthümliche Gefühle in der Brust der deutschen Reisenden und ein Verlangen, über die Gränzen der tübetanischen und chinesischen Nachbargebiete hinüber zu dringen, dessen Erfüllung zuletzt dennoch dem muthig und fest entschlossen vorwärts strebenden Prinzen vom oberen Sutledschthale aus möglich wurde.

Schon seit einer Reihe von Tagen hatte sich

der Weg durch großentheils angebaute Gegenden und Ortschaften gezogen, welche von einem mit dem tübetanischen Stamme nahe verwandten, gegen Fremde sehr wohlwollenden Gebirgsvolke bewohnt werden. Der Lamakultus, so wie die häuslichen Sitten und Gebräuche sind hier schon ganz tübetanischer Art. In einer Höhe von etwa 800 Fuß über dem Spiegel des Sutledschflußes liegt zwischen Weinlauben und einem reichen Wald der Aprikosenbäume das Dörflein Kab. Das Gerücht von der Ankunft der aus fernen Landen stammenden Fremdlinge war diesen voraus gegangen; es hatte diese Fremden als Riesen mit langen schwarzen Bärten geschildert. Neugierig standen die Bewohner der Ortschaft am Eingang zu derselben, unter ihnen viele Weiber in der dort gebräuchlichen, rothen chinesischen Tracht. Sie trugen alle ihren besten Schmuck an sich, Zierrathen aus Bernstein, Lasurstein, Türkisen, Opalen und Schankmuscheln, Halsbänder aus achatähnlichen Glasflüssen. Wie bereits in manchen der Gränzdörfer, durch welche sie gezogen, wurden auch hier die fremden Gäste mit Aprikosen bewirthet, und mit Blumensträußen beschenkt. Das Dorf liegt auf einem Vorsprung der Felsen, an dessen Fuß der tübetanische Fluß Li mit dem Sutledsch sich vereint. Eine Frau führte die Reisenden durch ihr Gehöfte zu einer Stelle, wo man den Zusammenfluß der beyden Gewässer sehen konnte. Oben auf der Höhe, welche mit Waizenfeldern bebaut, dann von einem Wald der hochstämmigen Neosakiefern begränzt war, fand sich ein geheiligter Raum, durch Lama-Inschriften und roth gemalte Flecken an den Felsen bezeichnet. Dort begrüßten einige alte, graubärtige Lamapriester den Prinzen und seine Begleiter sehr feyerlich, und reichten ihm Blumen, Früchte und Tabak dar, dessen Rauchdampf in diesem Gränzlande ein allgemeiner Gegenstand des Sinnengenusses ist. Noch am Abend dieses Tages (am 3. August) schlug die Reisegesellschaft ihre Zelte bey dem Dorfe Namdja auf, welches der Ausgangspunkt für die ersehnte Reiseexpedition nach Tübet werden sollte. Alle nöthigen Vorbereitungen hiezu waren durch Vermittlung der englischen Behörden der südlichen Nachbargebiete getroffen.

Statt der Pferde oder der armseligen indischen Lastträger müssen hier die Buckel- oder Yackochsen mit feinwolligem Haare, die hochbeinigen Lastschaafe so wie die Frauen dienen, denn das männliche Volk dieses Landes pflegt sich die Zeit mit Tabakrauchen und Jagen zu vertreiben, während es die Arbeiten des Ackerbaus und des Haushalts dem weiblichen Geschlecht überläßt. Und so fanden sich auch für den Prinzen und seine Begleiter, am Morgen der Abreise aus Namdja vier stämmige Yackochsen zum Reiten, eine Schaar von Lastschaafen zum Tragen des größeren, ein fröhlicher Haufe rothbehoster Frauen und Mädchen zum Fortschaffen des kleineren Gepäckes bereit stehend. Unter unaufhörlichem Gelächter und Gesang begonnen und vollführten die letzteren ihr Tagwerk, während die kurz- wie breitfüßigen Yackochsen, denen das weiße Seidenhaar des Bauches und der buschige Schwanz bis zum Boden herabhängt, stöhnend und grunzend mit der Last ihrer Reiter über die öden, steilen Felsmassen hinaufstiegen, welche der Gränze von Tübet zur Umsäumung dienen. Tief in einer senkrecht in die Felsen eingeschnittenen Schlucht, verläuft der Bach Upsung, zu welchem eine Treppe 400 bis 500 Schuh tief hinabführt. Unten am Ufer des Baches lagerte eine Karawane tübetischer Lastschaafe und Ziegen, mit Kaschmirwolle und Schawlwolle beladen, welche in Quersäcke verpackt waren, denn hier durch diese Gebirgseinöde geht die Heerstraße des Handelsverkehres von Ladak durch Tübet. Steil wie an der einen Uferwand erhebt sich an der andern entgegengesetzten der Weg, welcher nun allmälig höher ansteigt nach der Schneeregion und nach jenem Passe, der die eigentliche Gränze des himmlischen Reiches bildet. Die pflanzenlose Einöde hatte hier ein Ende, es fanden sich zuerst stachliche Steppenpflanzen, Weiderich, dann Rosen und Gentianen ein; statt des Thonschiefers bestund der Felsengrund aus gelblichem Granit.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 28 October.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern. Landshut 1846. 8. mit 4 lithogr. Tafeln.

Nach einer Unterbrechung von 10 Jahren beurkundet der historische Verein von Niederbayern, der nach der bis zum Jahre 1837 bestehenden Kreis-Eintheilung historischer Verein des Unter-Donaukreises hieß und als solcher vom Jahre 1834 bis 1836 vier Hefte seiner Zeitschrift unter dem Titel: Verhandlungen des historischen Vereines in dem Unterdonaukreise herausgab, mit dem gegenwärtigen ersten Hefte seine neue literärische Lebensthätigkeit.

Referent begrüßt dieses für die bayerische Geschichts- und Alterthumsforschung erfreuliche Ereigniß und wünscht ihm den gedeihlichsten und ununterbrochensten Fortgang.

Anlangend den Inhalt der Vereinsschrift, so beginnt sie mit einer Einleitung, worin die örtliche Lage des Kreises Niederbayern, die im Jahre 1837 erfolgte Namensveränderung des Kreises, die Verlegung des Regierungssitzes von Passau nach Landshut, so wie die historische Wichtigkeit des klassischen Bodens des Kreises besprochen wird.

Der Einleitung folgen von S. 6 bis 16 die Statuten des Vereines, welche in Titel I. Von dem Zwecke des Vereines, in II. Von den Mitgliedern, in III. Von den Sammlungen, in IV. Von den Bestimmungen über die Thätigkeit des Vereins und endlich in V. Von der Leitung und Verwaltung der Vereinsangelegenheiten handeln.

Die nachfolgenden Abhandlungen werden S. 17—20 mit einem Vortrage: Ueber die Wichtigkeit der Geschichte und der historischen Vereine von dem Sekretär des Vereines, Herrn Urban Hellmann bevorwortet.

Die Abhandlungen führen die Aufschriften:

Ueber die Alterthümer des Unterdonaukreises aus der Römerzeit. S. 21.

Erste Abhandlung. Boiodurum und Castra Batava. S. 25.

Zweyte Abhandlung. Castra Quintana (Quintiana) Bisonium oder Pisonium. S. 37.

Dritte Abhandlung. Ueber die römischen Befestigungswerke im Rücken der Castra Batava und Quintana. S. 55.

Sämmtlich von Herrn v. Mulzer.

Burgen, Dörfer und Wüstungen des Laberthales (Niederbayerischen Antheiles).

Erste Lieferung: Die Burgen Ober- und Niederviehhausen. S. 67.

Von Hrrn Joh. Spörl.

Betreffend die Abhandlungen des Herrn v. Mulzer, so kann Ref. sein Befremden nicht bergen, wie die Redaction der Vereinsschrift es über sich gewinnen konnte, einen bereits im Jahre 1829 geschriebenen Aufsatz, ohne alle Beygaben von Noten und Berichtigungen im Jahre 1846 abdrucken zu lassen.

Ref. ist weit entfernt, das literärische Verdienst des sel. Verfassers zu schmälern; kann aber doch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß die Abhandlung und besonders die in derselben abgedruckten Inschriften ziemlich weit hinter den dermaligen historischen und epigraphischen Leistungen zurückgeblieben sind, ohne in Abrede zu stellen, daß auch manches Gute in der Abhandlung enthalten ist.

Die bey der Abfassung benützte Literatur ist zwar großentheils gut gewählt, doch keineswegs umfassend. Ungern vermißte Ref. die Hinweisungen auf Aventin, Apian, Gewold (Delineatio Norici), Dilhelm (Antiquarius des Donaustromes), Ertl (Atlas), v. Pallhausen. (Wann und wie lange wurde Bayern in öffentlichen Schriften Norikum genannt), v. Riedl (Reiseatlas von Bayern). Das Inland Jahrg. 1829.

Für einen Commentator oder Umarbeiter der Abhandlung würden vorzüglichen Stoff geboten haben:

Buchner, Dokumente zur Geschichte von Bayern I. B.

Mutzl: Ueber einige Römerstraßen im Noricum ripense und Noricum mediterraneum (in Buchners und Zierls Beyträgen I B. S. 291.)

Prugger, Versuch die Heerstraße der Römer von Passau bis Windisch zu erklären (in den neuesten hist. Abhandlungen der k. Akademie V B. 1832 S. 1—141.)

Rudhart, Verzeichniß der historischen Denkwürdigkeiten des Unter-Donaukreises.

v. Raiser der Ober-Donaukreis unter den Römern.

Um nun auf den Inhalt der v. Mulzerschen Abhandlungen selbst zurückzukommen, so bespricht der Verfasser in der ersten Abhandlung die Lage von Boiodurum und Castra Batava und erläutert seine Ortsangaben durch einen beygefügten lithographirten Situationsplan. Die Arbeit ist eine sehr gründliche zu nennen und die muthmaßliche Lage beyder Niederlassungen oder Städte ist bisher nicht genauer und ausführlicher bestimmt worden. Boiodurum setzt der Verf. an die Stelle der heutigen Innstadt, jedoch mit größerer Ausdehnung, als die dermalige Vorstadt Passau's einnimmt, so daß nämlich Boiodurum von St. Severin bis zur vormaligen Kirche von St. Egid gereicht hätte. Das Kastell von Boiodurum käme entweder auf die Anhöhe über St. Severin oder, wenn man solches dem Ausflusse des Inns noch näher setzen wollte, auf den jetzigen Hamerberg zu stehen.

Die Castra Batava würden, nach des Verfassers Bestimmung, die Fläche der jetzigen Stadt Passau einnehmen, und die Hauptwehr derselben im Westen durch die Römerwehr, im Osten durch die Landzunge begränzt und befestigt werden. Es würde sich demnach durch die Lage beyder Castra die Angabe der Reichsnotizen bestätigen, die, da sie Noricum und Rhaetia secunda durch den Inn trennen, Boiodurum zu Noricum und Castra Batava zu Rhaetia rechnen.

In der S. 31 von Cellarius (Notitia Orbis antiqui Lib. II. p. 523) citirten Stelle bemerkte Ref. ein paar Druckfehler, nämlich in der ersten et statt est und in der zweyten und zehnten sine statt siue.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Indien, von Dr. W. Hoffmeister.

(Schluß.)

Dort öffnete sich auf einmal die Aussicht nach dem weiten tübetischen Hochland, im Vordergrund eine unabsehbare Folge von Gebirgsreihen, welche je weiterhin immer niedriger werden, bis sich zuletzt ein weiter Horizont mit gerader Linie — die große Ebene des Himalayah-Nordrandes an das wellenförmige Hügelland anschließt. Nirgends sah man Wald, nur in den Thaleinsenkungen der kahlen Hügel zeigten sich grünende Oasen von Waizenfeldern, kleine Dörfer zwischen Aprikosenbäumen. In einem dieser Dörfer, Schipki genannt, schlugen die Reisenden auf dem platten Dach eines unbewohnten Hauses ihr Zelt auf. Es war der erste Ort in Tübet; was man im Allgemeinen über die Unfreundlichkeit der Tübetaner gegen die Fremden sagt, welche ihr Land besuchen, das fanden unsre Reisen-

den hier nicht bestätigt. Obgleich nach einem Mandat des Kaisers von China, dessen Gewaltherrschaft über das Land sich ausdehnt, die Strafe des Bauchaufschneidens darauf steht, wenn einer der Unterthanen den Fremden Lebensmittel darreicht, brachte man dennoch Milch und Aprikosen, so viel man deren begehrte. Die zopftragenden rothröckigen Männer drängten sich neugierig zu den Reisenden hin, sahen lächelnd ihrem Beginnen zu, indem sie aus den kleinen, silbernen Pfeifen Tabak rauchten oder ihre Gebetschnüre dreheten; andre, mit Verwundrung den Kopf schüttelnd, untersuchten das Zeug der Kleider, die Knöpfe, Messer und alle Geräthschaften der seltsamen Fremdlinge; in einiger Ferne davon stunden die rothgekleideten bunt geschmückten Weiber und Mädchen, welche bey der Neuheit des Anblickes ein unmäßiges Gelächter aufschlugen. Bald hatten sich selbst die Kinder des Dorfes zu diesen Lacherinnen gesellt, um in ihrer Gesellschaft über die Fremden sich lustig zu machen. Unter andren angesehenen Leuten des Ortes kamen auch zwey Aerzte zum Zelt der Reisenden. Sie hatten vernommen, daß ein Mann ihres Standes unter den Fremden sey, und wünschten aufs angelegentlichste seine Bekanntschaft zu machen. Der ältere von beyden begrüßte den Hrn. Hoffmeister in einer Weise, die an eine magnetische Manipulation erinnern konnte, indem er mit beyden zugespitzten Händen seine Stirn berührte.

Es war kein chinesischer Beamter in Schipki, welcher in Auftrag des Kaisers die fremden Eindringlinge zurückgewiesen hätte, diese setzten deßhalb ungehindert am andern Tag ihren Weg tiefer landeinwärts fort. Sie kamen zu dem Dorfe Kiok, das nur vor langer Zeit einmal von einem Europäer besucht wurde, auch dieses liegt, umgeben von dem unbebauten, wüsten Lande wie auf einer aus Saatfeldern bestehenden, grünen Insel, seine nett gebauten Häuser von Aprikosenbäumen umschattet, welche unter der Last ihrer Früchte sich beugten. Wahrscheinlich würde man ohne besondre Schwierigkeit noch eine oder etliche Tagreisen weit in dieses äußerste Gebiet des himmlischen Reiches haben eindringen können, das aber, was man rings um sich, so wie auf weite Ferne hin sahe, war nicht geeignet, zu einem solchen Versuch anzureizen. Der größeste Theil

der Landschaft war ein dürres Schiefergeröll mit Disteln, stachlichem Traganthe, Ginsterbüschen und Steppengräsern kümmerlich bewachsen, nirgends ein Baum, nur da, wo etwa in einer tiefer gelegnen Schlucht oder Eintiefung der einförmigen Ebene eine Quelle oder Bach fließt, findet sich menschlicher Anbau, mit Feldern und Obstgärten. Und eben so unlieblich wie die Landschaft sind ihre Bewohner, deren Gesichter mit tief eingedrücktem Nasenrücken und großem offen stehenden Munde nach Hoffmeisters Beschreibung zum großen Theil von abschreckender Häßlichkeit sind. Auch die Kleidungen des dortigen Volkes sind nicht geeignet, den Reiz eines solchen Angesichtes zu erhöhen: die Weiber in rothen Hosen und Zeugstiefeln mit Filzstulpen, die Männer in rothem oder weißem Baku mit breitem Wollgürtel, beyde, besonders die Weiber, in hohem Grade schmutzig. Dieses Völklein des himmlischen Reiches zeigte sich zudringlich bis zur höchsten Unverschämtheit, dabey, als man einige ihrer Curiositäten von ihnen erhandeln wollte, in übertriebenster Weise betrügerisch und gewinnsüchtig. Was ihnen ihre beyden alten Lamas über die Abstammung dieser Fremden für Bericht gaben, das verstand man zwar nicht, wahrscheinlich mag aber das, was die Priester des großen Weltenreiches über die Reisenden aussprachen, nicht viel ehrenvoller gewesen seyn, als jenes Urtheil, das man im Allgemeinen in China über die rothhaarigen Barbaren fällt, denn der Respect vor den hohen Gästen wurde dadurch so wenig befördert, daß die Dorfleute alle Taschen und Geräthschaften der Fremden ungescheut durchsuchten, wobey sie, wie H. Hoffmeister später bemerkte, mit argwöhnischer Eifersucht alle Sämereien und Proben von Getreidearten, welche der Naturforscher gesammlet hatte, hinwegstahlen. Man konnte das unverschämte Volk zuletzt nicht anders los werden, als das man sie mit ihrem eignen Aberglauben schlug, denn sobald einer von ihnen bemerkte, daß man sein wunderschönes Fratzengesicht abzeichnen wolle, fiel er mit kläglich flehender Geberde vor dem Künstler auf seine Kniee, und umfaßte seinen Bart; H. Hoffmeister brauchte deßhalb nur Miene zu machen, als wolle er bald diese oder diesen, bald andre zeichnen, und sie alle flohen erschrocken aus seiner Nähe. Auch die Namen, z. B.

der Dörfer und Bäche, nennen diese Leute äußerst ungern und erst dann, wenn man ihnen versichert, daß man sie nicht aufschreiben wolle. Denn nur ihre Lamas üben die Schreibekunst, und das, was diese auf die Steinplatten, welche man häufig um die Ortschaften liegen oder aufgestellt sieht, hinschreiben, das hat eine magische Gewalt. Man nahm dann Abschied von dem unheimlich merkwürdigen Kaiserreiche des fernen Ostens und von seinen wunderlichen Bewohnern, von einer Landschaft, an welcher kein andrer Gegenstand geeignet war die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, als das hoch über die öde Fläche sich aufthürmende Purgeulgebirge, das mit seinen vielen spitzen Kegelzacken und dem weißbeschneiten Gipfel einem riesenhaften Termitenhaufen gleicht.

Es war ein wohlthuendes Gefühl, das die Reisenden ergriff, als sie am 3. Tage jenseits des Gebirgspasses, der die chinesische Gränze bildet, mit ihren Yackochsen, ihren Lastschaafen und den munter singenden Frauen und Mädchen, die das leichtere Gepäck trugen, wieder in Namdja einzogen. Obgleich, wie bereits erwähnt, das Volk, welches diesseits der Gränze der chinesischen Besitzungen nachbarlich wohnt, in Religion, Sprache, Sitten und Kleidertracht ganz nahe mit den jenseits der Gränze lebenden übereinstimmt, zeigt sich dennoch zwischen beyden ein sehr auffallender, wesentlicher Unterschied. Das nicht chinesische, diesseits hausende Volk ist gastfreundlich und wohlwollend gegen den Reisenden, man sieht unter ihnen häufig wohlgestalte Leute mit hübschem Angesicht, rothwangige Mädchen und Kinder, sie zeigen sich im Handel und Verkehr im Allgemeinen redlich und von sanftem Gemüth, während dagegen die hochmüthigen Unterthanen des großen himmlischen Reiches im Allgemeinen gegen die Fremden mißtrauisch, unhöflich, betrügerisch, und von Gestalt wie von äußrer Gesittung unflätig erscheinen. Man kann hierbey bemerken, daß der politische Hochmuth dieselben Früchte trägt, denselben Einfluß auf die innre Gestaltung der Menschenseele habe, als jeder andre Hochmuth.

Namentlich auch an dem Gesange des Gränzvolkes von diesseits hatte sich der Verfasser der Briefe oft wahrhaft ergötzt. Als er, schon an einem der

früheren Reisetage oberhalb Kanune im Schatten einer am Saum des Waldes stehenden Ceder sein Auge an der Aussicht über das unübersehbar weite ausgedehnte Gebirgsland ergötzte, vernahm er hinter sich einen wahrhaft melodischen Gesang, von einem vollstimmigen Chore ausgeführt. Einige Stimmen begannen die Melodie, welche allerdings voll harter Uebergänge und Rouladen war; sie erhub sich zuletzt zu einer hohen Note, und die Stimmen des ersten Chores hielten diesen hohen Ton aus, während die eines zweyten Chores mit dem Anfang einer neuen Strophe einfielen. Die Sänger gehörten zum Gefolge der Reisenden, es waren meist die jungen Frauen und Mädchen aus Lipe, welche das Gepäck trugen, und als H. Hoffmeister für ihr Lied mit einem kleinen Geschenk sie belohnte, sangen sie, mit der Last auf dem Rücken, lautstimmig fort bis zum Ende des Weges. Auch an dem Abend des 8. August, da man jetzt nach dem glücklich vollendeten Abentheuer der Wanderung nach China in dem traulichen Namdja dem Ausruhen sich hingab, trat eine Schaar von Lamas zu H. Hoffmeister in das Zelt herein, und stimmte einen feyerlichen Gesang an, bey welchem abwechslend eine Stimme allein intonirte, dann der ganze Chor mit angenehmen Stimmen ziemlich hoch in lang gehaltnen Tönen einfiel. Der Gesang erinnerte an die Kirchenlieder mit dem Amen der Chorknaben, und der deutsche Zuhörer konnte, an dem Abend eines solchen Tages, da nun auch das fernest gesteckte Ziel der asiatisch-indischen Reise erreicht war, der Anwandlung eines tieferen, ernsteren Gefühles sich nicht enthalten. Vielleicht, daß in diesem Augenblick über sein sonst so heitres Gemüth ein trübender Schatten der Ahnung sich ergoß, daß wenig Monate nachher, in dem allgemein bekannten Kampfe der englischen Heere mit den Sikhs nicht nur seinen Reisen sondern seinem jugendlich kräftigen, vielversprechenden Leben ein Ziel gesteckt seyn werde, dessen Betrachtung jeden Leser seiner trefflichen Briefe mit Schmerz erfüllt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. October.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

Artaud de Montor, Notice sur le temple et l'hospice du Mont-Carmel. 2. édit. Par. 1844.

C. H. Bresler, Die Geschichte der deutschen Reformation. Heft 3 — 12. Schluß. Danzig 1847.

Verhandlungen der evangelischen General = Synode zu Berlin vom 2. Juni bis 29. August 1846. Amtlicher Abdruck. Berlin 1846.

Burnet, A collection of eigtheen papers relating to the affairs of church and state during the reign of King James II. Lond. 1689.

J. S. M. Anderson, The history of the church of England in the colonies and foreign dependencies of the British Empire. Vol. I. London 1845.

R. Hegge, The legend of Saint Cuthbert, with the antiquities of the church of Durham. Sunderland 1816.

J. A. Giles, The Life and letters of Thomas à Beckett, now first gathered from the contemporary historians. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Dr. H. Rütjes, Die Geschichte des hochheiligen und allgemeinen Conciliums von Trient. Münster 1846.

Dr. Ferd. Falkson, Gemischte Ehen zwischen Juden und Christen. Dokumente. Altona 1845.

M. Cove, An essay of the revenues of the church of England. Lond. 1816.

Th. Wollersheim, Die gemischten Ehen und deren Folgen. Köln 1846.

Der Streit über gemischte Ehen und das Kirchenhoheitsrecht im Großherzogthum Baden. Karlsruhe 1847.

C. Witte, Quando e da chi sia composto l'oltimo comento a Dante. Lettera al Sig. Seymour Kirkup. Lips. 1846.

Engelmann, Bibliotheca scriptorum classicorum et graecorum et latinorum. 6. ganz umgearb. Aufl. Leipzig 1847.

A. Warzée, Essai historique et critique sur les journaux Belges. Journaux politiques. 2. partie. Gand 1845.

de Laborde, De l'organisation des Bibliothèques dans Paris. Le Palais Mazarin et les grandes habitations de ville et de campagne au dix septième siècle. Par. 1846.

Dr. J. W. Schäfer, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. Bremen 1847.

Emile Frensdorff, De l'Allemagne moderne. Paris 1847.

M. G. Emond, Histoire du Collège de Louis-le Grand, ancien collège des Jésuites à Paris depuis sa fondation jusqu'en 1830. Par. 1845.

Dr. Fr. Busch, Der Fürst Karl Lieven und die k. Universität Dorpat unter seiner Oberleitung. Dorpat 1846.

J. F. Willems, Berigten wegens de Boekprinters van Antwerpen, ten Jare 1442, Enz. Gent 1846.

Schriften der Akademie von Ham. Bd. 1. Abth. 2. Das Buch der Länder von Schech Ebu Ischak el Farsi el Istyachy. Aus dem Arab. übersetzt von A. D. Mordtmann. Hamburg 1845.

J. L. C. Jacob, Bonaventuur en Abraham Elze-

vier, kleine letterkundige bijdrage ... Gravenh. 1841.

L. Craik, Bacon; his writings and his philosophy. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Neue Folge. Studien Th. 4. Metamorphosen des Herzens. Leipzig 1847.

R. E. Prutz, Kleine Schriften. Bd. 1. 2. Merseburg 1847.

The penscellwood papers. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

Dr. C. Cattaneo, Alcuni scritti. Vol. 1. 2. Milano 1846.

M. Wocher, Neuere Phonologie. Ein Beytrag für lebendiges und rationelles Sprachstudium. Ulm 1846.

G. B. de Capitani, Della lingua commune d'Italia e dell' accademia della Crusca. Milano 1846.

Quantin, Dictionnaire raisonné de diplomatique chrétienne, contenant les notions nécessaires pour l'intelligence des anciens monumens manuscrits; publié par l'abbé Migné. Par. 1847.

Ptolomaeus, Geographiae libri octo ed. Dr. F. G. Wilberg. Fasc. 1. 2. Essendia 1839.

Briefe über den Moreh des Maimonides. Fürth 1846.

J. Benjacob, Debarîm Attikim. II. Lips. 1846.

Dr. M. Müller, Meghadûta oder der Wolkenbote. Eine alte indische Elegie, dem Kalidasa nachgedichtet und mit Anmerkungen begleitet. Königsberg 1847.

Bechaij bar Josef, System der Moral. Herausg. von Ad. Jellinek. Leipzig 1846.

Dr. E. Zachariä, Reise in den Orient in den Jahren 1837 und 1838. Heidelb. 1840.

H. Mérimée, Une année en Russie; lettres à M. Saint-Marc Girardin. Par. 1847.

Aug. Haussmann, Voyage en Chine, Cochinchine, Inde et Malaisie. P. I. Voyage. — Du Cap au Nord de la Chine. Par. 1847.

Frz. Dingelstedt, Jusqu'à la mer. Erinnerungen an Holland. Leipzig 1847.

A. Wahlen, Histoire, costumes, décorations de tous les ordres de chevalerie et marques d'honneur. Livr. 49 — 72. Bruxelles 1846 — 47.

Dr. Th. Panofka, Asklepios und die Asklepiaden. Berlin 1846.

K. O. Müller, Kleine deutsche Schriften über Religion, Kunst, Sprache und Literatur, Leben und Geschichte des Alterthums. Bd. 1. Breslau 1847.

Roms Alterthümer. Aus den hinterlassenen Papieren des Grafen von Lepell. Quedlinb. 1846.

Ch. Texier, Description de l'Asie Mineure. Livr. 39 — 44. Par. 1847.

Lexici Osco-latini stamina quaedam Raymundi Guarini. Neapel 1842.

Ray. Guarini, In tabular. Eugubinarum fragmenta Etrusca exercitationes. Neapoli 1845.

— — Miscellanea archeologica italo-latina. Neapoli 1845.

— — In tabulas reliquas Eugubinas romanis exaratas characteribus exercitationes. Neapoli 1845.

M. de Caumont, Cours d'antiquités monumentales, professé à Caen en 1830. Vol. 1—6. avec atlas. Par. 1841.

Ray. Guarini, Nupera quaedam Osca cum auctar. in marm. Anaxan. Commentar XX. Neapoli 1841.

L. L. Sawaszkiewicz, Le génie de l'Orient, commenté par ses monuments monétaires. Bruxelles 1846.

Cahiers de géographie historique. Géographie physique par V. Duruy. Géographie politique de la France par Duruy et Wallon. Géographie ancienne par Burette. Géographie romaine par Duruy. Géographie historique du moyen age par V. Duruy. Par. 1840 — 1841.

Nieuwe bijdrage tot de geschiedenis der kruisvaarten in hare betrekking tot ons vaderland. 'S Gravenhage 1818.

The Indian Mail, a monthly Register for british and foreign India, China and Australasia. London 1847.

L. Cibrario, Tavole cronologiche dei dominii acquistati e perduti della Monarchia di Savoia dal MIII al MDCCCXV. Turin 1844.

B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge an der Universität zu Bonn gehalten. II. Abth. Vorträge über alte Geschichte. Bd. 1. Der Orient bis zur Schlacht von Salamis. Griechenland bis auf Perikles. Berlin 1847.

Th. G. J. Juynboll, Commentarii in historiam gentis Samaritanae. Lugd. Bat. 1846.

Dr. K. E. Roth, Ueber Belisars Ungnade nach den Quellen. Basel 1846.

Aug. Nougarède de Fayet, Lettres sur l'Angleterre et sur la France. T. II. III. Par. 1847.

M. Capefigue, Le congrès de Vienne dans ses

rapports avec la circonscription actuelle de l'Europe. 1814 — 1846. Par. 1847.

Vic. de Guzman Soarez, Ultimas accoēs del rey D. João IV. Lisboa 1657.

C. Principe de Viana, Cronica de los reynos de Navarra, ilustrada con notas por D. José Yanguas y Miranda. Pamplona 1843.

Em. Repetti, Dizionario geografico fisico storico della Toscana. Vol. VI. Firenze 1846.

Memoirs of General Pépé, comprising the principal military and political events of modern Italy. Vol. 1 — 3. Lond. 1847.

C. Pagano, Delle imprese e del dominio dei Genovesi nella Grecia. Genova 1846.

Dr. C. Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Bd. 1. Leipzig 1847.

Fr. Montemarte Conte di Corbara, Cronaca inedita degli avvenimenti d'Orvieto e d'altre parti d'Italia dall' a. 1333 al 1400, corredata di note storiche d'inediti monumenti dal marchese Fil. Ant. Gualterio. Turin 1846.

Luig. Cibrario, Storia di Torino. Vol. 1. 2. Torino 1846.

Vie de Saint Louis Roi de France par de Nain de Tillemont, publiée par J. de Gaulle. P. I. Par. 1847.

C. de Soyecourt, Notions claires et précises sur l'ancienne noblesse de France ou réfutation des prétendus mémoires de la Marquise de Créquy. Par. 1846.

J. J. Delorme, Histoire de la ville de Saint-Aignan. Vol. 1. 2. Par. 1846.

J. Bonnetat, De l'état et des besoins religieux et moraux des populations en France. Par. 1846.

M. A. Bazin, Histoire de France sous Louis XIII. et sous le ministère du Cardinal Mazarin 1610 — 1661. Vol. 1 — 4. Par. 1846.

A. Toulmouche, Histoire archéologique de l'époque gallo - romaine de la ville de Rennes. Rennes 1847.

M. P. Lesson, Histoire archéologique et légendes des marches de la Saintonge. Rochefort 1845.

J. A. Germain, Histoire d'Argentan et de ses environs. Livr. 1. Alençon 1846.

H. Boudot, Rapport sur les découvertes archéologiques faites aux sources de la Seine. Paris 1845.

Mémoires de Claude-Victor Perrin, Duc de Bellune, Pair et maréchal de France, mis en ordre par son fils ainé Vict. Franc. Perrin, Duc de Bellune. Vol. I. Par. 1847.

E. Veuillot, Les guerres de la Vendée et de la Bretagne. 1790 — 1832. Par. 1847.

J. Michelet, Histoire de la révolution française. Vol. I. Par. 1847.

The Bonaparte Letters and Despatches secret, confidential and official from the originals in his private Cabinet. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

L. Blanc, Histoire de la révolution française. T. I. Par. 1847.

K. Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte. Bd. 12. Abth. 1. Die Zeit Friedrichs II. und Josephs II. Breslau 1847.

K. Stängel, Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung. Quedlinburg 1847.

C. F. W. Keferstein, Ansichten über die keltischen Alterthümer. Bd. 1. Archäologischen Inhaltes. Halle 1847.

F. Hecker, Deutschland und Dänemark. Schaffhausen 1847.

F. J. Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Bd. I. Lief. 2. Karlsruhe 1846.

H. Suur, Geschichte der Häuptlinge Ostfrieslands. Emden 1846.

C. F. Nebenius, Denkschrift auf den Beytritt Badens zum Zollverein. Karlsruhe 1833.

J. G. Kohl, Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig. Stuttg. 1847.

F. Höckner, Die Parochie Treben im Altenburgischen Bezirke des Herzogthums Altenburg. Altenburg 1844.

J. Bentz, Description historique et archéologique de Lauterbourg. Strasbourg 1846.

Habsburgisches Archiv, herausg. von J. Chmel. I. Herbersteins Gesandtschafts-Reise nach Spanien 1519. Wien 1846.

F. Tschischka, Geschichte der Stadt Wien. Lief. 25—30. Stuttg. 1847.

Fr. X. Pritz, Geschichte des Landes ob der Enns von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Heft 9 — 11. Linz 1847.

A. v. Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. Bd. 3. Grätz 1846.

J. Wagner, Das Herzogthum Kärnten. Klagenfurt 1847.

K. Kreil, Magnetiſche und geographiſche Ortsbeſtimmungen in Böhmen. Ausgeführt in den Jahren 1843 — 45. Prag 1846.

W. Hanka, Correſpondenz zwiſchen Kaiſer Rudolph, dem ungariſchen Könige Matthias . . . und Adolph von Althan in Betreff des Paſſauiſchen Kriegsvolkes. Prag 1845.

Dr. F. A. Brauner, Böhmiſche Bauernzuſtände im Intereſſe der Landescultur und des Nationalwohlſtandes. Wien 1847.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. I. Haupttheil der Urkundenſammlung für die Geſchichte der auswärtigen Verhältniſſe. Bd. 6. Berlin 1847.

J. C. Schneider, Chronik der Stadt und Standesherrſchaft Forſt vor und nach ihrer Vereinigung mit der Standesherrſchaft Pförten. Guben 1846.

A. Fr. Riedel, Die Mark Brandenburg im Jahre 1250. Gekrönte Preisſchrift. Bd. 1. 2. Berlin 1832.

Chr. Wilh. Kugler, Das römiſche Denkmal zu Igel. Trier 1846.

G. Phillips, Ueber die Ordalien bey den Germanen in ihrem Zuſammenhange mit der Religion. München 1847.

Dr. Bluntſchli, Die 3 Länder Uri, Schwyz und Unterwalden und ihre erſten ewigen Bünde. Zürich 1846.

H. Arnaud, Histoire de la rentrée des Vaudois dans leurs vallées du Piémont. Par. 1846.

J. P. Sprenger van Eyck, Handleiding tot de kennis van onze vaderlandsche spreekworden en spreekwoordelijke zegswijzen, bijzonder uit het Dierenrijke ontleend. Rott. 1838.

— —, Toelichten de bedenkingen op het naschrift. Rotterd. 1841.

J. Th. Smith, Antiquarian ramble in the streets of London. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

A. Pichot, Histoire de Charles-Edouard, dernier prince de la maison de Stuart, précédée d'une histoire de la rivalité de l'Angleterre et de l'Ecosse. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Will. B. Mac Cabe, A catholic history of England. Vol. I. Lond. 1847.

Dr. Bureaud-Riofrey, Londres et les Anglais des temps modernes. T. 1. 2. Par. 1846.

Révélations sur la Russie, ou l'empereur Nicolas et son empire en 1844 par un Résident Anglais. Traduit par M. Noblet et annoté par C. Robert. T. I — III. Par. 1845.

Cracovie ou les derniers débris de la nationalité Polonaise. Par. 1847.

Al. Mazas, Les hommes illustres de l'Orient. Vol. 1. 2. Par. 1847.

Ch. Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie. Livr. 12 — 18. Par. 1846 — 1847.

Fr. Vulpius, Amerikaniſche Erfahrungen. Belle-Vue 1847.

B. Hodgson, Notes on Northern Africa, the Sahara and Soudan, in relation to the Ethnography, languages, history, political and social condition. New York 1844.

L. C. Ervendberg, Neueſte Nachrichten aus Texas. Frankf. 1846.

J. Salvador, Histoire de la domination romaine en Judée et de la ruine de Jérusalem. T. 1. 2. Par. 1847.

Dr. H. Jellinek, Uriel Acoſta's Leben und Lehre. Zerbſt 1847.

S. Caſſel, Hiſtoriſche Verſuche. I. Berlin 1847.

A. Sanguineti, Vita di Cristoforo Colombo. Genua 1846.

Harris Nicolas, Memoirs of the life and times of Sir Christopher Hatton, Vice-Chamberlain and Lord Chancellor to Queen Elizabeth. London 1847.

Duflot de Mofras, Mendoza et Navarrete. Notices biographiques. Par. 1845.

Dr. K. F. H. Marx, Zum Andenken an Dr. J. Stieglitz. Göttingen 1846.

K. Fr. Ledderhoſe, Philipp Melanchthon nach ſeinem äußern und innern Leben. Heidelb. 1847.

J. L. Hoffmann, Hans Sachs. Nürnberg 1847.

Dr. Ed. Duller, Die Männer des Volks. Band I. Frankf. 1847.

R. Th. Boston, Memoirs of his own life and writings. Edinb. 1776.

Authentiſche Urkunden zur Geſchichte unſerer Zeit. Herausg. von E. Zimmermann. Bd. I. Heft 1—6. Naumburg 1847.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. July — September 1847.

Saint-René Taillandier, Simples essais d'histoire littéraire. La littérature et les écrivains en France. — Rev. des deux Mond. 1847.

Julien (Stan.), Documents sur l'art d'imprimer à l'aide de planches en bois, de planches en pierre et de types mobiles, inventé en Chine bien longtemps avant que l'Europe en fit usage; extraits des livres chinois. — Journ. asiat. 1847. Juin.

Mohl, Rapport annuel sur les travaux du Conseil de la Société asiatique à Paris. — Journ. asiat. 1847. Juillet.

Garcin de Tassy, Rudiments de la langue hindoui. Par. 1847. — Ebendaſ. Juin.

Early history of the english language (Chambers (R.), Cyclopaedia of english literature. Boston (1847) 2 vols.) — North Am. Rev. Vol. 65.

Botta, Mémoire sur l'écriture cunéiforme assyrienne. (Suite.) — Journ. asiat. 1847. Juin.

Vriese, Essay on the papyrus of the ancients, translated from the Dutch. — Class. Mus. Vol. V.

The Knickerbocker on Professor C. C. Felton's edition of the Agamemnon of Aeschylus. — North Amer. Rev. Vol. 65.

Dulaurier (Ed.), Notice sur le manuscrit coptethébain intitulé: La fidèle sagesse, et sur la publication projetée du texte et de la traduction française de ce manuscrit. — Journ. asiat. 1847. Juin.

Persian poetry. (The rose garden of Persia. By L. Stuart Costello. Lond. 1847.) — Westminst. and for. quart. Rev. Vol. 47.

Didron, Le mont Athos et le phalanstère. — Annal. archéol. T. VII.

Lepsius, Voyage dans la presqu'île du Sinaï, en 1845; trad. p. Pergameni. — Bull. de la Soc. de géogr. 1847. Juin.

Extrait du voyage de M. L. Cortambert dans la presqu'île du Sinaï, en 1837. — Ebendaſ.

Roos Browne (J.), Etchings of a whaling cruise, with notes of a sejourn on the island of Zanzibar. Lond. 1846. — Edinb Rev. 1847. Jul.

Quillinan and Butler, Books of travels in Portugal and Spain. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Souvenirs d'un naturaliste sur les côtes de Sicilie. V. L'Etna. — Rev. des deux Mondes. 1847. T. III.

Radiguet (M.), Valparaiso et la société chilienne. — Ebendaſ.

Gunn, Gods and heroes of legendary Greece. (Grote, A history of Greece. Lond. 1846. Vol. 1. 2.) — Class. Mus. Vol. V.

Newton (Ch.), On the sculptures from the Mausoleum at Halicarnassus. — Ebendaſ.

Tommasi (Girolamo), Sommario della storia di Lucca dall' anno MIV all' anno MDCC. Fir. 1847. — Arch. stor. ital. T. X.

Longo (Franc.), Successo della guerra fatta con Selim Sultano, e giustificazione della pace da lui conclusa. — Ebendaſ. Append. No. 17. Vol. IV. B.

Scarabelli (Luc.), Di ottanta lettere di Monsignore Biglia, nunzio del pontefice Pio V. presso

l'imperatore Massimiliano scritte al cardinale Alessandrino (1568 — 1569.) — Ebendaſ.

Bonaini (Franc.), Rime istoriche di un anonimo Genovese, vissuto nei secoli XIII. e XIV. — Ebendaſelbſt. No. 18.

— —, Relazione del viaggio d'Arrigo VII. in Italia di Nicoclò vescovo di Botrintò. — Ebendaſelbſt.

Serradifalco, Le antichità della Sicilia. T. 4. 5. (Septième et dernier art.) — Journ. des Sav. 1847. Juillet.

Bunbury, On the topography of Rome. P. V. The environs of the Forum. — Class. Mus. Vol. V. No. XVI.

Campagnes d'Egypte et de Syrie (1798 — 1799) dictées à Sainte-Hélène par Napoléon au général Bertrand. 2 Vol. Paris. (1847.) — Correspond. T. XIX.

Lerminier, Les nouveaux historiens de la révolution française. (Lamartine, Michelet, L. Blanc.) — Rev. des deux Mond. 1847. T. II.

Remusat (Ch. de), Lettres de Louis XVIII. au comte de Saint-Priest. — Ebendaſ. T. III.

Nicolas (N. Harris), A history of the royal navy from the earliest times to the french revolution. Blackw. Mag. 1847. July.

Pavie (Th.), Le Thibet et les études thibétaines. — Rev. des deux Mondes 1847. T. III.

Egypt and England. (Eliot Warbuton, The crescent and the cross. New York 1845.) — North Am. Rev. Vol. 65.

Gayarré (Ch.), Histoire de la Louisiane. Nouvelle-Orléans 1847. 2 vols. — Ebendaſelbſt.

Prescott, History of the conquest of Peru; with a preliminary view of the civilisation of the Incas. Lond. 1847. — Christ. Remembr. 1847. July. Blackw. Mag. 1847. July.

Origin of the Hawaiian nation. Edinb. new philos. Journ. 1847. July.

Sabine (L.), The American loyalists, or biographical sketches of adherents to the British crown in the war of the revolution. Boston, 1847. — North Am. Rev. Vol. 65.

Campbell (J.), The lives of the Lord Chancellors etc. of England. Philad. 1847. 3 vols. — Ebendaſelbſt.

Notices biographiques et littéraires. Jacques Peletier. — Bullet. du Bibliophile. 1847. Juillet.

Lettres, instructions et mémoires de Marie Stuart, publiés par le prince Alexandre Labanoff. — Journ. des Sav. 1847. Juillet.

Breitschwert, J. Kepplers Leben. (Deuxième art.) — Journ. des Sav. 1847. Juillet.

Saint Francis of Assisi. — Edinb. Rev. 1847. July.

Pellew, The life and correspondence of H. Addington, viscount Sidmouth. 3 vols. Lond. 1847. — Ebendaſelbſt.

Robin Hood. — Ebendaſelbſt.

Ellis's life of William Penn. (The library of American biography, conducted by Jared Sparks. Second Series. Vol. XII. Boston, 1847.) — North Am. Rev. Vol. 65.

Marsh, A popular life of George Fox, the first of the Quakers. — Westminst. and foreign. quart. Rev. Vol. 47.

Bronwin (Brice), On the inverse calculus of definite integrals. — Philos. Mag. 1847. July.

Girardot, Les ponts au XIII. siècle. — Annal. archéol. T. VII.

Dana (J. D.), On the volkanoes of the moon. — Edinb. new philos. Journ. 1847. July.

Biot, Sur le catalogue d'étoiles de Ptolémée. — Journ. des Sav. 1847. Juillet.

Lubbock (J.), On the perturbations of planets moving in eccentric and inclined orbits. — Philos. Mag. 1847. July.

Hind, On the exspected reappearance of the celebrated comet of 1264 and 1556. — Ebendaſ.

Sénarmont (H. de), Mémoire sur la réflexion et la double réfraction de la lumière par les cristaux doués de l'opacité métallique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Août.

Martins, On the colour of the ice of glaciers and that of the waters which flow from them. — Edinb. new philos. Journ. 1847. July.

Fox (R. Were), Some remarks on the high temperature in the United Mines. — Ebendaſ.

Francis (W.), On the high temperature of the water at the United Mines. — Ebendaſ.

Storms in the southern hemisphere. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), On the erratic phenomena of Scandinavia in reference to M. Durocher's memoir on that subject. — Ebendaſ.

Grove (W. R.), On certain phenomena of voltaic ignition and the decomposition of water into its constituent gases by heat. — Philos. Mag. 1847. July.

Pierre (Isid.), Note sur l'équivalent du Titane. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Juillet.

Peligot (Eug.), Sur la composition des sels d'antimoine. — Ebendaſ.

Aubergier (H.), Faits pour servir à l'histoire de l'opium. — Ebendaſ.

Persoz (J.), Note sur les pyrophosphates doubles. — Ebendaſelbſt.

Peligot (Eug.), Sur le poids atomique de l'Uranium. — Ebendaſ.

Barral, Note sur la formule de la nicotine. — Ebendaſelbſt.

— —, Note sur les différences qui existent entre les dorures au mercure et les dorures électrochimiques. — Ebendaſ.

Barreswil, Mémoire sur un nouveau composé oxygéné du chrome. — Ebendaſ.

Cahours (Aug.), Recherches sur la constitution du perchlorure de phosphore et de ses dérivés. — Ebendaſ.

Kopp (E.), Sur le baume de Tolu et sur quelques produits dérivés. — Ebendaſ.

Ebelmen, Mémoire sur un nouveau chlorure de titane et sur quelques autres combinaisons de ce métal. — Ebendaſ. Août.

Jacquelain, De l'action calorifique de la pile de Bunsen, du chalumeau à gaz oxygène et hydrogène, sur le carbone pur, artificiel et naturel. — Ebendaſ.

Bouis (Jul.), Action du chlore sur le cyanure de mercure en dissolution dans l'eau, sous l'influence des rayons solaires. — Ebendaſ.

Wurtz (Ad.), Recherches sur l'acide sulfophosphorique et le chloroxyde de phosphore. — Ebendaſelbſt.

Robiquet (Edm.), Recherches sur le suc d'aloès. — Ebendaſ.

Desains (P.), De l'action de l'iode sur le xanthate de potasse et sur les sels analogues des autres séries alcoliques. — Ebendaſ.

Davy (J.), On the mineral water of the baths of Nevis, in the West Indies. — Edinb. new philos. Journ. 1847, July.

Mulder, On the protein question. Communicated by Prof. J. F. W. Johnson. — Ebendaſ.

Gobley, Recherches chimiques sur le jaune d'oeuf. Deuxième mémoire. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Juillet.

Frémy (E.), Recherches sur les matières gélatineuses des végétaux. — Ebendaſ.

Baudrimont et Soubeiran, Sur la pectine. — — Ebendaſ.

Kane (R.), Researches on the composition and caracters of certain soils and waters belonging to the flax districts of Belgium and on the chemical constitution of the ashes of the flax plant. — Philos. Mag. 1847. July.

Schunck, On the colouring matters of madder. — Ebendaſ.

Merck (G.) and R. Galloway, Analysis of the water of the thermal spring of Bath (King's Bath). — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. Mémoire sur l'Echiure de Gaertner. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1847. Juin.

Ver Huell (Q. M. R.), Sur les métamorphoses du Mormolyce Phyllodes. — Ebendaſ.

Koren et Daniellssen, Observations sur le Bipinnaria asterigera. — Ebendaſ.

Lavalle, Recherches d'anatomie microscopique sur le test des Crustacés décapodes. — Ebendaſ.

Rusconi (Mauro), Réflexions sur le système lymphatique des reptiles. — Ebendaſ.

Allman (G. J.), Biological contributions. No. III. Description of a new genus and species of Entomostraca. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. July. No. IV. Description of a new genus and species of Tracheary Arachnidans. — Ebendaſ.

Tatum (T.), Description of two new species of Carabus from Asia. — Ebendaſ.

Walker (F.), Characters of undescribed Chalcidites collected in North America by E. Doubleday. (Contin.) — Ebendaſ.

Dana (J. D.), Geographical distribution of zoophytes. — Edinb. new philos Journ. 1847. July.

Gosse, The birds of Jamaica. Lond. 1847. — Westminst. and foreign quart. Rev. Vol. 47. No. II.

Lasfresnaye, Observations sur les moeurs d'un grand nombre d'espèces d'oiseaux d'Australie et de la Tasmanie, faites par M. J. Verreaux. — Rev. Zool. 1847. Juillet.

— —, Melanges ornithologiques sur l'espèce de Ramphocèle à plumage variable, rapporté de la Nouvelle-Grenade par M. Delattre. — Ebendaſelbſt.

Brisout de Barneville, Note sur un nouveau genre d'Anguilliformes. — Ebendaſ.

Guérin-Méneville (F. E.), Description de divers Lycus nouveaux provenant de l'Afrique etc. — Ebendaſ.

— — — —, Description d'un Bombyx nouveau decouvert par M. Mittre à Nose-Bé, île de Madagascar. — Ebendaſ.

Tarragon, Description du mâle adulte du Colobe guereza et du Phascogale Virginiae. — Ebendaſelbſt. Juin.

— —, Goût de la musique chez les oiseaux, et description d'une nouvelle espèce du genre Fringilla. — Ebendaſ.

Lafresnaye, Melanges ornithologiques sur le Trogon Xalapensis et sur les Couroucous en général. — Ebendaſ.

— —, Sur le Ptilochloris arcuatus et les autres espèces du genre. — Ebendaſ.

Parzudaki (Ch.), Description d'une nouvelle espèce du genre Jodopleurus. (Lesson.) — Ebendaſelbſt.

Allibert, Note historique sur la famille des Trichoptérygiens, avec le catalogue et la synonymie des espèces publiées jusqu'en 1847. — Ebendaſ.

Panizza (B.), Annotazioni zootomico-fisiologiche. — Ebendaſ.

Braconnot (H.), Sur une variété de potiron nommée l'ami des pauvres, comparée au potiron ordinaire, et sur la présence du rocou dans beaucoup de végétaux. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Juillet.

Griffith (W.), Des parasites sur racines rapportées par les auteurs aux Rhizanthées, et de diverses plantes qu'on y rattache. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1847. Juin.

Tulasne (L. R.), Flore de la Colombie. Plantes nouvelles. — Ebendaſ.

Visiani (R. de), Annotationes ad cat. seminum horti Patavini anno 1846. — Ebendaſ.

Babington (Ch. C.), List of plants gathered during a short visit to Iceland in 1846. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. July.

Thwaites (G. H. K.), On conjugation in the Diatomaceae. — Ebendaſ.

Maclagan (Phil. Whiteside), Notice of plants collected in the line of the Rideau canal, Canada West. — Ebendaſ.

On the Manna of the Scriptures. — Edinb. new. philos. Journ. 1847. July.

Jeffreys (J. Gwyn), Additional notices of British shells. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. July.

Pomel (A.), New considerations on the palaeontologie of Auvergne. — Edinb. new philos. Journ. 1847. July.

Murchison (Rod. Imp.), A brief review of the classification of the sedimentary rocks of Cornwall. — Ebendaſ.

Lyell, On the age of the volcanoes of Auvergne as determined by the remains of successive groups of land quadrupeds. — Ebendaſ.

Martins, On the ancient extent of the glaciers of Chamonix from Mount Blanc to the Jura. — Ebendaſ.

Fournet, Series of researches on the geology of that part of the alps lying between the Valais and Oisans. — Ebendaſ.

Murchison (R. J.), On the meaning originally attached to the term „Cambrian system," and on the evidence since obtained of its being geologically synonymous with the previously established term „Lower Silurian." — Ebendaſ.

Desor (M. E.), On the occurrence of stones on the surface of glaciers, as connected with glacier stratification. — Ebendaſ.

Edmonds (R.), On the origin of the sand-hillocks of St. Ives Bay, Whitesand Bay and Mount's Bay. — Ebendaſ.

Kuhlmann (F.), Expérience concernant la théorie des engrais. (Troisième mémoire resultats de 1845 et 1846.) — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Juillet.

Ancient and modern freemasonry. — Christ. Remembr. 1847. July.

Moreau, Examen des doctrines du philosophe inconnu, Louis-Claude de Saint-Martin. (3 art.) — Corresp. T. XIX. 1847.

Valroger (H. de), Etudes critiques sur le rationalisme contemporain. — Ebendaſ. Livr. 2.

Saisset (Emile) Giordano Bruno et la philosophie au seizième siècle. — Rev. des deux Mond. 1847. T. II.

Planche (Gust.), Etudes sur l'art et la littérature en Italie. II. Petrarque. — Ebendaſ.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. November.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern.

(Fortsetzung.)

S. 37 und 38 klagt der Verf. über die geringe Ausbeute, welche der Unterdonaukreis, im Verhältniß zum Oberdonaukreise, obgleich beyde beynahe fünf Jahrhunderte hindurch im Besitze der Römer waren, an römischen Alterthümern geliefert habe. In der Stadt Passau sagt er, befinde sich nur noch ein einziger alter Denkstein mit röm. Inschrift an dem Hause des Handelsmanns Kürzinger N. 238 im Steinwege; eine Büste, wahrscheinlich eines Kaisers, sey im Jahre 1717 unter der Regierung des Kardinals Lamberg gefunden worden (jetzt im Antiquarium des historischen Vereines zu Landshut aufbewahrt); in der Innvorstadt, in der St. Severinskirche, stehe ein Römerstein als Weihbrunngefäß verwendet und an einer Gartenmauer der Innstadt befinde sich ein Stein, der in halberhobener Arbeit drey Männer im römischen Costüme zeigt und an dessen unterer Seite Spuren von Schrift sichtbar sind, eingemauert. (Abbild. Tab. III.)

Der Verf. theilt S. 38 Lenz's Meynung, daß die im fürstbischöflichen Archive zu Passau verwahrten Alterthümer unter der Regierung des Kardinals Firmian von Passau weggebracht worden, und daß die Armuth an römischen Alterthümern in Passau zum Theile dem Umstand zuzuschreiben sey, daß der fürstbischöfliche Stuhl und das Domkapitel daselbst früher größtentheils mit Adelichen aus Oestreich und Böhmen besetzt waren, in welche Länder dann auch ihr Nachlaß mit manchen Alterthumsschätzen stetshin ausgewandert ist.

Diese Vermuthung ist nicht ungegründet und Ref. ist im Stande, aus den Akten des k. Antiquariums hierüber noch ungedruckte Notizen mitzutheilen. „Die meisten der kleinen dort befindlichen Bronzen — heißt es dort — kommen ursprünglich von Saalfeld zwischen Klagenfurt und St. Veit in Kärnthen. Diese Anticaglien sind theils nach Wien, theils nach Passau an den dortigen Fürstbischof gebracht worden. Sie sind von dem Cardinal Auersberg selbst von Kärnthen nach Passau geliefert worden. Bey Auflösung des Hochstifts Passau wurden diese Gegenstände in der dortigen Hofbibliothek gefunden und an die Akademie in München geschickt, von wo sie ins k. Antiquarium daselbst kamen. Das Verzeichniß dieser Alterthümer findet sich im Original unter den Akten, umfaßt 212 Stücke, und führt die Aufschrift: Specification verschiedener von Ihro Hochfürstl. Gnaden Josepho Maria v. Thun p. p. m. m. hinterlassenen Antiquen und andern Medaillen von Metall."

Ausser diesen Alterthümern kamen durch Herrn Hupfauer 161 silberne und 770 kupferne Münzen von Passau nach München.

Die Inschrift des vom Verf. S. 38 angeführten und Tab. II. Lit. B. abgebildeten Denkmals lautet mit der Erklärung dort so:

Divis Manibus
Julio Primitivo Veterano —

vixit Annis LX. memor.
Ejus Titus, Levia Justina
Conjux fieri curaverunt.

(Zum
seligen Gedächtniß
des Julius Primitivus, eines
altgedienten Kriegers, der 60
Jahre gelebt, haben Seiner
eingedenk, Titus, auch Levia
Justina seine Gattin, dieses
Denkmal errichten lassen.)

Sowohl die hier gegebene Erklärung des Textes als die Uebersetzung enthält Unrichtigkeiten.

Ref. erhielt durch Herrn Professor Gaugengigl in Passau eine sehr genaue, nach dem Originale gefertigte Abschrift des Denkmals. Sie lautet nebst der Erklärung:

D· M
IVL· PRIMITIVO
VETERANO VI
XIT A· LX MEMO
R· EIIVS TITVLE
NIA IVSTINAC
ONIVNX C· F

Diis Manibus. Julio Primitivo, Veterano; vixit annos sexaginta; memoriae eiius titulum Enia Justina conjunx curayit fieri.

„Den Schattengöttern! Dem Julius Primitivus, dem Veteranen, der 60 Jahre alt wurde, ließ zu seinem Andenken seine Gattin Enia Justina diesen Grabstein setzen."

Dieses schon Aventin bekannte Denkmal gehört ursprünglich nicht Passau an; sondern wurde, wie schon Schuegraf im Courier an der Donau, Jahrgang 1821 Nr. 7 nachwies, von Regensburg, wo es Aventin zu St. Jakob und Cölestin im Passauerschen Garten anführen, dahin gebracht.

Rücksichtlich der Erklärung und der Literatur des Denkmals verweist Ref. auf seine Römisch-bayerische inschriftliche und plastische Denkmäler (in den Abhandlungen der philosophisch-philologischen Classe der k. bayer. Akademie der Wissensch. IV. B. 2. Abth.) S. 175.

Das zweyte in Passau befindliche, in der Kirche von St. Severin als Weihbrunngefäß verwendete Denkmal gibt der Verf. Tab. II. Lit. A. in Abbildung und führt S. 40 bis 42 von demselben drey Erklärungsweisen an:

Die Aventinische, lautend:

Divis Manibus
Faustiniano Vectillyrico Vilingenus
filius et Felix libertus scriptus
ex septunce ejus Bonorum monumentum posuerunt.

Die von Schuegraf:

Divis Manibus
Faustiniano Vecturae
Illyricae Villico
Ingenus
Filius et Felix
Libertus, Scriptus ex Septunce
Ejus Beatae Memoriae posuerunt.

Die von Lenz:

Divis Manibus
Faustiniano, optimo viro et
constituto Tribuno Illyricae
Septimae, ingenuus filius et
Felix tribunus suae Cohortis
ex voto in Calendis ejus beatae
memoriae posuerunt.

Ref. kann keine der drey angegebenen Erklärungsweisen als richtig erkennen, sondern glaubt, die Inschrift müsse folgenderweise gelesen und interpretirt werden:

D· M
FAVSTINI
ANO VECT
ILLYR· VILL
INGENVS
FIL· ET FELIX
7 S·C EX VIK
EIVS B·M· P·P

Diis Manibus. Faustiniano, vectigalium Illyricorum villico Ingenus filius et Felix, Centurio Servorum Caesaris, Exvikario ejus bene merito posuerunt.

Vergl. über die Les- und Erklärungsarten Ref. röm. bayer. inschriftl. Denkmäler S. 179, wo er jedoch die Siglen S.C. mit sicut interpretiren zu müssen glaubte.

Die zweyte Abhandlung stellt S. 47 — 54 Untersuchungen über die Gegenden an der Donau zwischen Castra Augustana und Castra Batava, d. i. zwischen Straubing und Vilshofen, oder mit noch genauerer Begränzung die Strecke von Stephansposching, im Landgerichte Deggendorf, auf dem rechten Donauufer, bis zum Markte Pleinting im Landgerichte Vilshofen an, wohin man gewöhnlich die Castra Quintana und Pisonium verlegt.

Den Hauptpunkt und das Hauptbefestigungswerk für die Castra Quintana sucht der Verf. in der Umgebung des Dorfes Wischelburg, im Landgerichte Deggendorf, wo sich noch jetzt Erdwälle, die sich in einem Umfange von einer Stunde hinziehen, erhalten haben.

Der Natternberg könnte, wie der Verf. glaubt, das Castell der Castra Quintana getragen haben.

Die Stadt Pisonium oder Bisonium findet der Verf. in dem Dorfe Michaelsbuch, wo man Spuren von Alterthümern fand.

Die Pons Rensis der Peutinger'schen Tafel, wofür der Verf. mit Buchner Pontes Isarenses liest und sie als wirkliche über die Isar führende Brücken, nicht für den Namen einer Niederlassung, in deren Nähe Brücken über einen Fluß führten, erklärt, verlegt er in die Gegend von Plattling, oder wenigstens in die benachbarten Gegenden, wo die Isar jetzt ihre Fluthen wälzt.

Was die Castra Augustana anbelangt, an die sich, nach dem Verf., die Castra Quintana anreihen, so glaubt Ref. diese hauptsächlich zwischen Ast, das in einer Urkunde bey Oefele (Scriptor. rer. boic. T. I. p. 123) vom J. 1295 noch Augst heißt, und Schambach zu finden.

Pisonium würde er in Wischelburg oder Stephansposching und Castra Quintana in Künzing suchen, ohne jedoch den Umfang der ehemaligen Römerstätte auf die enge Begränzung des heutigen Künzing zu beschränken. Ref. Ansicht ist diese: strategische Rücksichten forderten zur Sicherung des eroberten Landes die Anlegung von festen Castellen. Um diese herum siedelten sich nach gesichertem Landesbesitze Colonien an. Diese Niederlassungen durften nicht unbeschützt bleiben; so schob man von dem Hauptcastelle (castrum) Festungswerke und Lager-Schanzen (castra) vor, legte Brückenköpfe an, und deckte durch diese weithin die Niederlassungen, Strassen und Flußübergänge. Die dem Hauptcastell zunächst gelegenen Niederlassungen nahmen von diesem den Namen an und theilten diesen wieder den zu ihnen gehörigen Wohnsitzen und Befestigungswerken mit, wodurch solche Castra sich auf mehrere Stunden hin erstrecken und sich andern annähern konnten. Auf diese Weise konnten Castra Augustana und Castra Quintana ohne großen Zwischenraum an einander gränzen.

Außer der Sage von einem Römerbade, das sich in der Gegend von Künzing befunden haben soll, kennt der Verf. keine andern Denkmäler im Bereiche jener Castra, deren doch, wie Ref. nachher zeigen wird, mehrere gefunden wurden.

Die dritte Abhandlung S. 57 bis 64 lenkt die Aufmerksamkeit auf die Befestigungswerke im Rücken der Castra Batava und Quintana. Der Verf. erkennt in den Schanzen, die sich längs der oben genannten Castra rückwärts hinziehen, eine zweyte Befestigungslinie, die vom Innstrome aus, wo die Rott sich in diesen Fluß ergießt, am linken Rottufer in einer Entfernung von 4 bis 10 Stunden von der Donau durch die Landgerichte Griesbach, Pfarrkirchen und Landau hinerstrecken und von den an der Donau liegenden Befestigungswerken der Castra Batava und Quintana landeinwärts 5 bis 6 Stunden entfernt sind.

S. 63 bemerkt der Verf., daß sich Spuren solcher Befestigungswerke in der Richtung von Rotthofen über Neuhofen, dem Lugenz- und Ammerholze zu, wahrnehmen ließen, und daß man Grabhügel in

der Nähe von Rotthofen, zwischen Unter-Tattenbach und Birnbach, in dem sogenannten Aunhammerholze, deren man 70 zähle, finde, von denen einige im August 1829 von dem k. Baurathe v. Pigenot seyen geöffnet worden.

S. 58 bis 60 behandelt der Verf. die römischen Denksteine, die sich in der Filialkirche zu Rotthofen, Pfarrey Ruhstorf, befinden. Er gibt hievon Tab. IV. Fig. I — VI. Abbildungen, weil die, früher in den Monumentis boicis Tom. IV. Tab. II. gegebenen, ungenau seyen.

Diese größere Genauigkeit möchte wohl in der Zeichnung bestehen, worüber sich, ohne die Originale damit verglichen zu haben, nichts bestimmen läßt, sich nicht aber auf die Inschriften erstrecken, die in den Abbildungen der Monumenta boica bey weitem richtiger gegeben sind.

In dem Innern der Kirche, bemerkt der Verf., befindet sich eine abgeschlagene marmorne Säule, etwa 4 Fuß hoch, welche dermalen zum Weihwasserkessel dient und, bevor der Verf. sie im J. 1829 an diese Stelle versetzen ließ, an der Eingangspforte ziemlich tief in die Erde versunken war.

Das erste Monument S. 58 und 59 No. I — IV. Abbildung Tab. IV. Fig. I. II. III. IV. besteht in einem Säulenschafte, an dessen vier Flächen sich Inschriften befinden, und wovon drey Flächen Figuren enthalten. Auf diesem Säulenschafte befindet sich eine Säulentrommel von 1 Schuh 5 Zoll Höhe.

Die Vorder- oder Hauptseite des Säulenschaftes enthält in der vom Verf. gegebenen Abbildung Fig. I. diese Inschrift:

O M
COPPONIA
VCANI LIBER

wozu S. 58 No. I. die Erklärung gegeben wird

Omnibus Manibus
Copponia Vcani Liberta.

Der Ausdruck Omnibus Manibus ist gegen die Epigraphie, statt dessen ist Diis Manibus zu lesen.

Die Monumenta boica geben die Inschrift so:

D. M.
TREBONIAE
VLCANI LIBER

Diis Manibus Treboniae, Vilicae, Cani libertae.

Die Sigla VL, die auf dem Steine in Einem Schriftzuge vereinigt, und von dem Verf. übersehen ist, ist mit vilica zu erklären, wohin das folgende Denkmal, wo eine Flora vilica vorkommt, hinweist.

Die übrigen 3 Seitenflächen enthalten ganze Figuren mit den Namen der Abgebildeten, die der Verf. so angibt:

N. II. Attianus.
N. III. Donnata Ancille.
N. IV. Ganz unleserlich.

Die Monumenta boica lesen:

N. II. . . . . .
. . . . . .
. T I A N V S
N. III. DONATA ANCILA
N. IV. D O N A T
. . . . A N V S
L I B E R T V S

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern.

(Schluß.)

Das zweyte Denkmal enthält in der Abbildung des Verfassers folgende Inschrift:

D · M
FLORAVIE CA
VPSO· ACTORI
MARITO CARIS
SIMOO AN· XL^{V}
ET IVCVNDO
SQCRO· ET SVCC
ESSE SOCRE PIE
NTISSIMIS· ET
SIBIVIVA · FECIT
ET SVCCESSVS PARENTIB PIENTISSIMIS

Die Erklärung lautet S. 59 so:

Divis omnibus Manibus
Flora Villica Upsonio Actori
Marito carissimo Obiit Annis
XLV (45) Et Jucundo Socero,
Et Successoribus Ejus Soceri
Pientissimis Et Sibi Viva fecit.
Et Successus Parentibus Pientissimis.

Die Monumenta boica geben in der Abbildung die Inschrift so:

D · M
FLORA VILICA
VRSO ACTORI
MARITO CARIS
SIMO Θ AN XLV
ET IVCVNDO
SOCRO ET SVCC
ESSE SOCRE PIE
NTISSIMIS ET
SIBI VIVA FECIT
ET SVCCESSVS PARENTIB' PIENTISSIMIS

Anlangend die Erklärung des Verfassers, so finden sich einige Unrichtigkeiten. In der ersten Zeile wird, wie bey der vorigen Inschrift, das die Stelle einer Interpunction vertretende Epheublatt, für O gelesen und dieses mit Omnibus erklärt. In der zweyten Zeile steht statt Urso — Upsonio, in der fünften werden, weil der Verf. die Form Socra nicht kennt, die öfter, wie z. B. bey Gruter p. 745 N. 9, auf einem Mailänder Denkmale vorkommt, die beyden Worte SVCCESSE SOCRE mit Successoribus Ejus Soceri erklärt, auf welchen Irrthum den Verf. hätten doch leicht die auf dem Denkmale vorkommenden Worte SOCRO und SVCCESSVS aufmerksam machen können.

Die Inschrift des dritten Denkmals liest in der Abbild. N. VI der Verf. so:

VICTOPA
A C
LVDIVS
OPBAIVS
V S L M

In der Erklärung lautet sie S. 59.

Victo Pugili (pugilatori)
Antonino A. Caius Ludius

Optimo Benefactori Ejus
Votum solvit Lubens Merito.

Ref. glaubt, der Mühe überhoben zu seyn, eine solche Erklärung zu widerlegen und verweist blos auf die Monumenta boica, wo der Verf. in der Abbildung des Denkmals die Inschrift deutlich, und auch ohne Erklärung verständlich, hätte so finden können:

VICTORIAE
AVG
L· VEDIVS
OPIMIVS
V· S· L· M

S. 60 bis 62 kommen die römischen Denkmäler zur Sprache, welche im Pfarrdorfe Weihmörting, im Landgerichte Griesbach, im Jahre 1808, bey Abtragung der (St. Martins) Kirche, zum Vorschein kamen, und die der damalige Generalcomissär, Herr v. Stichaner, nach Passau ins Regierungsgebäude bringen ließ, von wo sie, bey Verlegung des Regierungssitzes von Passau nach Landshut, in die Sammlung des dortigen historischen Vereines gebracht wurden.

Das erste Denkmal, das hier angeführt, und Tab. IV Fig. c. abgebildet ist, ist ein urnenartiges Gefäß von 2′ 7″ Höhe. Dieses Denkmal wurde aber nicht, wie der Verf. angibt, in Weihmörting gefunden, sondern, wie Ref. aus dem Munde Sr. Exc. des Herrn Staatsrath v. Stichaner selbst weiß, in Passau, in der Nähe der Egidienkirche, aus dem Wasser gezogen.

Das zweyte, Tab. IV Fig. b abgebildete, das Fragment eines Grabsteins enthaltende Denkmal, wird schon im Intelligenzblatte des Unter-Donaukreises 1809 N. 35 S. 89 so erklärt:

Veterano Junio oder Julio
Jovitano militi legionis
Secundae italicae
und Diorum maximo.

Die in der Abbildung gegebenen Schriftzeichen stimmen mit dieser Erklärung nicht überein. Ref. erhielt durch die Gefälligkeit des Herrn Hellmann, Sekretär des Vereines, eine von Herrn Harrer nach dem Originale gefertigte Zeichnung. Nach dieser dürfte die fragmentarische Inschrift so lauten:

. . . VETTIO VITA
. . . MIL LEGIO
N· I· ITALICE
. . DIORV . . .

. . Vettio Vitali, militi legionis II. Italicae . . . Dio Rufus? . . .

Die Inschrift des dritten Denkmals, des zweyten in Weihmörting gefundenen (Abbild. Tab. IV Fig. a), lautet nach dem Verf. S. 61, so:

Noreiae sacrum
Septimius Gordianus
Conjugi poni jussit
vixit ann . . . pro
salute sua
Votum reddidit libens lubens merito.

und S. 62 wird die Erklärung nach Lenz, der glaubt, daß das Wort Noreia der Name der Gattin des Tribuns Septimius Gordianus gewesen sey, welche diesen Grabstein(!) habe setzen lassen, so gegeben:

Noreiae Sacrum Septimius
Gordianus Tribunus Cohortis
Britannicae et Vindelicorum
Conjugi poni jussit
obiit Annis — Pro salute
Votum reddidit libens lubens.

Daß beyde Erklärungsweisen, schon aus dem Grunde unrichtig seyen, indem in einem und demselben Denkmale eine Grabschrift und eine Votivinschrift vereint vorkommen, sieht jeder, der sich nur die Elemente der Epigraphik angeeignet hat, ein, von den übrigen Verstössen gar nicht zu reden.

Nach des Referenten Ansicht, die er bereits in seinen röm. bayer. inschriftlichen Denkmälern S. 222 und 223. aussprach, dürfte der Text und die Erklärung der Inschrift so lauten:

NOREIAE...
SACRVM...
TIMIVS...
DIANVS...
NVS CO...

BREVC P.F
AN·PROS..
V·R·L·L

Noreiae Augustae sacrum. Publius Septimius Gordianus Decanus (Tribunus) Cohortis... Breucorum, piae fidelis? dedicans pro se et suis votum reddidit laetus libens merito.

Am Schlusse seiner Beurtheilung fügt Ref., zur Ergänzung der in den drey Abhandlungen angegebenen Auffindungen römischer Denkmäler und Alterthümer, einige bisher ungedruckte, den Akten des Archäologischen Comitées der k. Akademie, aus den Jahren 1807. 1808. 1809, dem handschriftlichem Nachlasse Starks und den Papieren des k. Antiquariums entnommene, auf bisher unbekannte Spuren röm. Niederlassungen hinleitende Mittheilungen bey.

Abbach. Die bey Untersaal gefundenen, später nach Kellheim gebrachten Denkmäler, über deren Aufbewahrungsort man 200 Jahre lang ungewiß war, befinden sich dermalen im k. Antiquarium in München. Es sind ihrer 3.

1) Ein Gelübdestein für Jupiter Stator, von dem Veteranen Flavius Vetulenus errichtet.

2) Ein Gelübdestein für Mercurius und die Fortuna Redux, von Virius Marcellus geweiht.

3) Ein Grabstein für Claudia Maternina. Ueber diese Denkmäler vergleiche man Ref. römische Denkmäler Oberbayerns und des k. Antiquariums (im Oberbayer. Archive VI B. 2 H.) S. 165—179.

Atzelburg bey Straubing. Im Garten dieses Klosters wurde im Jahre 1782 eine irdene Urne gefunden. Sie hat 3 Handhaben, durch die sich Schlangen winden. In einiger Entfernung von diesen kriechen drey Eidechsen hinauf, denen zur Seite ein Baumblatt angebracht ist. Diese Urne wurde am 24. Febr. 1808 von dem k. Hofgerichtsrath v. Mussinan in Straubing in Trümmern, nebst einer Nachbildung in Thon, und einer bey der Urne gefundenen thönernen Lampe mit dem Namen FORTIS an die k. Akademie eingesendet und von derselben der Sammlung des k. Antiquariums überlassen, wo sich diese drey Gegenstände noch gegenwärtig aufgestellt finden.

Bogenberg. An der Nordseite des Bogenberges fand Mussinan bey einer veranstalteten Grabung 61 Stücke röm. Münzen, die er am 13 Oct. 1808 an die k. Akademie einsendet.

Deggendorf. Ein Bauer fand hier in einem eisernen Behältnisse eine große Anzahl Münzen.

Haidenkofen. Hier gefundene Münzen wurden ans k. Münzkabinet abgeliefert.

Hienheimer Forst. Oberförster Schmid in Kellheim übersendet der k. Akademie am 26. Juli 1808 in Grabhügeln gefundene Alterthümer.

Künzing. Lazius (Comment. reipubl. rom. p. 1259) und Reinesius (Syntagma Inscriptionum p. 731 N. XXXIV.) führen hier einen Grabstein mit folgender Inschrift an:

CAES· IARSE VIX· ANN· L
P·IVLIA SVCCESSA
CONIVGI B· M

Caesio Jarsae, vixit annos quinquaginta Publia Julia Successa conjugi bene merito.

Landshut. In der Nähe dieser Stadt fand ein Bauer auf einem Acker drey Silbermünzen.

Mallersdorf. Durch den ehemaligen Abt dieses Klosters, Digel, wurden die nachbenannten Münzen gefunden und von Mussinan am 19. August 1808 der k. Akademie zum Kauf angeboten: Augustus, Trajanus, Julia Soaemias, Domitianus, Faustina Junior, Tiberius Claudius, Alexander Severus, Caracalla, Constantinus Magnus.

Mengkofen. Verwalter Schmid übersendet am 21. Juni 1808 der k. Akademie ein Fragment einer bronzenen, daselbst gefundenen Schwertklinge.

Ortenburg. Im Schloßgarten wurde eine Bronzemünze des Antoninus Pius gefunden.

Pfaffenmünster. Im vorigen Jahre 1846 entdeckte Herr Pfarrer Knott daselbst in der Tumba eines Altars der Pfarrkirche einen römischen Grabstein und hatte die Gefälligkeit, Referenten die nach-

stehende, noch unedirte Inschrift mitzutheilen. Sie lautet:

M AVR AMAMDO
CORN TRIB LEG III ITAL
STIP· XXIIII· VIX AN VL (sic) ET
VAL GEMELLINAE SOCR
EIVS IVSSV IBSIVS (sic) ET CL
MACRINO SOCRO EIVS
ET VAL· VALERIANO SVECE
RIONI VAL· MACRINILLA V
.OR· ET AMANDINVS ET...
AMANDINA FILI ET HEREDES E..
...MIL PARENTIBVS FACSS.

Passau. Ein bronzenes Schwert mit schön verzierter Handhebe.

Ringkam. Ein Bauer fand daselbst 14 Stück Münzen, die Mussinan der k. Akademie übersendet.

Straubing. Am 7. Mai 1807 fand der Fischer Deichselberger bey einem Fischzuge am Ende der sogenannten Pilmis?, östlich von der Altstadt Straubings, in dem Gewässer der Donau, nicht weit von Hofstätten, einen bronzenen Helm. Man nennt den Ort die Schanze. Dieses Waffenstück, von dem nicht bekannt ist, wohin es kam, scheint dem Referenten, nach einer Zeichnung, die er davon besitzt und den dort angegebenen Maaßverhältnissen, derselbe Helm zu seyn, der im vorigen Jahre zum Kauf ausgeboten und von Sr. Majestät dem Könige für die vereinigte Sammlung erworben wurde, wo er im I Saale, 28. Schrank, 1. Fach, unter N. 1862 aufgestellt ist (Vergl. v. Hefners Catalog der Vereinigten Sammlungen N. 1. S. 63.)

Derselbe Fischer fand auch ein eisernes Schwert, mit Gold eingelegt, dessen Figuren Buchstaben gebildet zu haben scheinen.

Im Jahre 1812 wurde in Straubing in dem sogenannten Oberfelde, beynahe in gleicher Entfernung von St. Peter und der St. Nikolaskirche von dem Hofbesitzer Krieger beym Pflügen ein Römerstein mit der nachstehenden Inschrift aufgefunden und dann zur Aufbewahrung auf das Rathhaus daselbst gebracht. Die Inschrift lautet:

Erste Seite	Zweyte Seite
....LICHEN	IIIIDVS APR
...OSALVTE	LES LELIA
..ↃN VETE	NO COS QVI
	BVS PR.

Die Aufforderung an Alterthumsforscher, die Zschokke in seinen Aarauer Miszellen (Jahrg. 1813 N. 83 S. 331) ergehen ließ, hatte bisher ihren Zweck, einen Erklärer der Inschrift zu finden, nicht erreicht. Ref. glaubt, aus der keineswegs genau copirten und zudem sehr fragmentarischen Abschrift Folgendes entziffern zu können: Jovi Optimo Maximo Dolicheno pro salute domini nostri Vitelii? III Idus Apriles Lucio Aeliano? Consule Quintus Vibius Praeses . . . .

Um den noch übrigen Theil des ersten Vereinsheftes zu besprechen, so bilden den Schluß desselben:

S. 67—78. Die erste Lieferung der Burgen, Dörfer und Wüstungen des Niederbayerischen Laberthales Antheils von Herrn Joh. Spörl.

S. 79—80. Der Inhalt der in den 4 Heften der Verhandlungen des historischen Vereins in dem Unter-Donaukreise abgedruckten Aufsätze.

S. 81—89. Das Verzeichniß der für die Sammlung des historischen Vereines durch Geschenke und Ankäufe neu erworbenen Gegenstände.

S. 91—96. Das Verzeichniß der Vereinsmitglieder. Die Zahl derselben beträgt 192, ein ehrenwerther Anfang für den neuerstandenen Verein, dem gewiß bey kräftigem Zusammenwirken der Mitglieder eine schöne Zukunft erblühen wird.

Prof. v. Hefner.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die feyerliche Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 25. August zu Ehren des Namensfestes Sr. Majestät des Königs wurde von dem dermaligen Vorstande der Akademie Staatsrathe Freyherrn von Freyberg mit folgender einleitenden Rede eröffnet.

Wenn wir die Feyer eines allen Bayern so bedeutenden Tages unseres Ortes in herkömmlicher Weise mit einem wissenschaftlichen Vortrage begehen, so ist das für uns wohl die rechte Art der Huldigung, die wir dem Könige als dem Schutzherrn der Wissenschaften zu leisten haben. Denn welche Gabe wäre für uns geziemender, als eine auf dem Gebiete das unserer Pflege anvertraut ist, erwachsene und gereifte? Zumal wenn diese Gabe durch die Oeffentlichkeit und Feyerlichkeit des Aktes, dann durch unsere eigene, so wie durch die Stimmung des Publicums das sich zu diesem Momente geistiger Erhebung mit uns vereint findet, die besondere Weihe des Tages empfängt. Aber auch die Bedeutung der Aufgabe, die sich unser Redner gewählt hat, dürfte der Feyerlichkeit des Momentes angemessen seyn — und wenn die Lehren die sich an seine Betrachtung knüpfen lassen, uns auch in den tiefsten Ernst versenken mögen, so kann das wieder nur dazu beytragen die sittliche Würde des Aktes zu steigern. Denn gerade in Lehren einer so ernsten Natur — in Lehren, die sich als Resultate der Betrachtung eines großen Volkslebens und seines tragischen Unterganges herausstellen, ist ja der Wissenschaft Raum gegeben, sich als eine erhaltende Macht zu bewähren. Um so mehr steht aber dann eine Betrachtung dieser Art mit einer Tagesfeyer in Einklang, die einem Monarchen gilt, in welchem die erhaltende Macht eines Herrscherhauses personificirt erscheint, das Bayern durch die Stürme eines wechselvollen Jahrtausends hindurch geführt hat.

Liegt nun diese Macht hier in der besondren politischen Weisheit, welche die Grundlagen des Staatsgebäudes vor Erschütterung zu bewahren, welche den Grundkräften des organischen Staatslebens jene Richtung zu geben weiß, die der Wohlfahrt der Nation Dauer und Sicherheit gewährt — so liegt in ganz analogem Sinne die erhaltende Macht der Wissenschaft in jener Weisheit überhaupt, die der menschliche Geist in seinen Forschungen dadurch erringt, daß er sich Wahrheiten aneignet die eine Bürgschaft der Unfehlbarkeit, und eine unversiegbare belebende Kraft in sich führen, und also allein im Stande sind jene volle geistige Befriedigung zu geben, die das letzte Ziel und der Segen alles wissenschaftlichen Strebens seyn soll.

Geben — um von dem eben bemerkten eine Anwendung auf unsrer Rede Stoff zu machen — geben die Resultate einer wissenschaftlichen Forschung die Gesetze zu erkennen, nach welchen auch das begabteste und bildungsfähigste Volk schon den Keim des Verfalles in sich trägt, und auf dem Gipfel seiner reifesten Entwicklung, wie durch Erlahmung seiner Bildungskräfte in das Verderben niedergezogen

wird — so liegt dem betrachtenden Geiste wohl die Frage nahe: in wie ferne etwa die Herrschaft eines nothwendigen Kreislaufes der Dinge, eines seine eigenen Geburten stets wieder verschlingenden Saturnus obwalte — oder ob nicht das Princip eines Völkerlebens in die Welt gekommen sey, das als ein aller Wandelbarkeit entrücktes, allen Zeitenwechsel überdauerndes, eine Quelle sich stets verjüngender, erhaltender, wiederherstellender Elemente in sich führt?

Vergebens forschen wir nach einem solchen Prinzipe bey den Völkern der heidnischen Welt, und beweist sich der Mangel eines solchen eben in der Versiegung ihrer bildenden Kraft, und in der Hinfälligkeit ihrer Staaten-Gebäude, die auf eine Religion und eine Moral begründet waren, die den Keim des Verderbens in sich trugen, und unmächtig zu einer Wiedergeburt waren. Mit ihren selbstgemachten Göttern sind diese Staaten erstorben, denn wie sollten diejenigen Leben fristen oder neues Leben geben, die selbst nicht Leben hatten! Man wende nicht ein, daß diese Völker in Wissenschaft und Kunst so Vieles geschaffen das auch der neuen Welt noch zur Bewunderung und zum Vortheile gereicht; daß sie den Ruhm eines großartigen öffentlichen Lebens mit allen seinen weltlichen Herrlichkeiten — und großer bürgerlicher Tugenden hinter sich gelassen haben. Wohl mag ein Volk unter der Gunst der äußeren Verhältnisse, und bey einem glücklichen Naturell zur höchsten Blüthe geistiger Entfaltung gelangen, und es kann ihm auch in der Gestaltung des Erkannten das Aeußerste gelingen. Denn unendlich Vieles ist dem menschlichen Geiste, schon um seiner göttlichen Abkunft und herrlichen Ausstattung willen erreichbar. Aber auch in der vollendetsten Bildung ist nicht nothwendig schon ein regenerirendes Prinzip, eine unzerstörbar ethische Grundveste das gesellschaftlichen Zustandes enthalten, aus deren Schoos immer neue, unverwüstliche Lebensblüthen emportreiben könnten.

Wenn der geschaffene Mensch in seiner Willens-Freyheit von den Früchten des Baumes der Erkenntniß gegessen hat — so hat der Herr doch den Baum des Lebens Seiner Hut sich vorbehalten. Von diesem Leben das den Tod überwindet, giebt er nach Seinem Wohlgefallen — läßt es Sich aber nicht durch List oder Gewalt entfremden. Mit diesem Leben aber, welches da ist ein geoffenbartes, nur dem Glauben erreichbares, ist gerade jenes Prinzip der Wiederherstellung und Erneuung in die Welt gekommen, das durch eine Verheißung verbürgt, seine unzerstörliche Lebensmacht in der Geschichte der Menschheit bestätigt findet. Schon um dieses letzteren Umstandes willen, ist die Erforschung und Nachweisung des hier angedeuteten Prinzipes, in der Geschichte und an der Natur, zugleich die höchste Aufgabe der Wissenschaft geworden — einer Wissenschaft nämlich, der es um eine volle geistige Befriedigung zu thun ist, und die den Himmel nicht blos auf der Erde sucht. Denn sie soll sich, indem sie sich zur Genossin des Bundes macht, den der Herr aller Wahrheit und alles Lebens seinem Volke beschworen hat, auf jenen Standpunkt der Weltanschauung erschwingen, der dem forschenden Geiste die rechte Bedeutung des Geschehenden, und die letzte Beziehung aller Dinge erschließt.

So wird denn der rechten, dem Glauben sich vermählenden Wissenschaft eine erhaltende Macht zukommen, und zwar schon indem sie nothwendig jener Afterweisheit entgegen tritt, die den Glauben ablehnend, wo nicht ihn anfeindend, in dem Wahne befangen ist, sich in allem selbst zu genügen, während sie doch über die wichtigsten Lebensfragen keine Befriedigung zu geben weiß. Daher ihr denn auch der Gang der Weltgeschichte ein Räthsel bleibt, und sie sich außer Stande sieht Hoffnung und Gewährschaft, also den rechten Lebensmuth für die Gegenwart und Zukunft zu geben. Denn jenes Räthsel, es kann nur gelöst, dieser Lebensmuth, er kann nur gestählt und erfrischt werden durch die christliche Wissenschaft, d. i. durch eine Wissenschaft, die von dem Leben in sich aufnimmt das als wiederherstellend in die Menschheit eingegangen ist, und in dem Lichte dieses Lebens sich sonnend, aus dem Reiche der Zweifel sich in jenes einer Wahrheit erhebt, die das Wort zum Pfande hat, durch das Alles geschaffen ist und alles Geschaffene getragen, aber auch gerichtet wird.

Auf eine solche Wissenschaft hinzuweisen dürfte — wenn auch nicht gerade nach Jedermanns Geschmack — so doch immerhin nicht überflüßig seyn.

Zumal in einer Zeit, der so große Probleme zu lösen gegeben sind; in der so manche der Grundlagen, auf welchen — soll ich sagen aus Sorglosigkeit oder Uebermuth fortgebaut worden ist, sich wankend zeigen; für die endlich ein rechter Verlaß auf Etwas das nicht selbst wieder ein blos Bedingtes und Fehlbares ist, zu einem Bedürfniß geworden ist, das befriedigt werden muß, wenn nicht die — fast ungestüm auf Fortschritt dringende geistige Bewegung in Gefahr kommen soll, auf Abwege zu gerathen.

Es kann hiebey nicht in meiner Absicht liegen den Herold einer Wissenschaft machen zu wollen, die da etwa Macht in sich selbst hätte, jedem einzelnen christlichen Staate der neuen Welt eine unvergängliche Blüthe und Dauer zu verbürgen. Denn nicht vermag das Wissen die Freyheit des Willens aufzuheben, noch den Abfall von der Wahrheit unmöglich zu machen. Wohl möchte ich aber einer Wissenschaft das Wort führen, die da erkennt, und lehret, daß ein Volk, in so lange es dem Bunde treu bleibt den der Herr mit seiner Kirche geschloßen hat, auch jenes regenerirenden Lebensprinzipes theilhaft beiben wird, von dem es durch den Wechsel der Zeiten rettend hindurch geführt wird.

Eine Betrachtung dieser Natur schien mir wie schon bemerkt, unserer Weise den heutigen Tag zu feyern geziemend. Ist es ja doch der Beruf unseres Vereines, nicht blos den jeweiligen Standpunkt der Wissenschaften zu signalisiren — sondern auch nach Kräften auf ihre beste Richtung hinzuwirken. Dieser Beruf aber — er ist uns durch den Schutz des Monarchen gesichert, für welchen heute in allen bayerischen Gauen der Segen des Himmels erfleht wird.

In der Sitzung der philos. philolog. Classe am 3. Juli d. J. wurden die bey der Classe eingekommenen Büchergeschenke vorgelegt.

---

a) Varietà nei volumi ercolanesi pel Cavaliere Lorenzo Blanco vol. I. p. 1 u. 2. Napoli 1846. 8.

Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen gewidmet.

Der Verfasser behandelt nur die Fragmente de musica, welche schon von Rosini am Ende des vergangenen Jahrhunderts bearbeitet worden sind und sucht den Commentar desselben theils zu berichtigen, theils ganz zu widerlegen. Beydes nicht mit Glück, da es ihm sowohl an Umfang der philologischen Kenntnisse als an Genauigkeit der grammatischen und kritischen Kunde fehlt.

b) De Angeli Politiani vita et operibus disquisitiones auctore Norberto Alexandro Bonafous. Parisiis 1845. 8.

Das Werk ist in einer sehr gefälligen und gut lateinischen Darstellung abgefaßt, und liefert in sorgfältiger Zusammenstellung die Nachrichten über das Leben und über die sowohl italienisch als lateinisch geschriebenen poetischen und prosaischen Werke dieses großen Gelehrten. Auch sucht der Verf. sein Verdienst als Dichter und Literat, seine Wirkung als öffentlicher Lehrer und als ein in allen Verhältnissen jener Zeit vielfach verschlungener Charakter ausführlich darzustellen und sein Andenken von dem Vorwurfe zu reinigen, mit welcher Mißgunst der Gegner oder Böswilligkeit späterer Gelehrten es belastet hat.

Das Werk zeigt überall von gründlichem Studium und gesundem Urtheile und empfiehlt sich auch dadurch, daß in der Beylage kleinere selten gewordene Schriften des großen Restaurators der Wissenschaften zusammengestellt werden. Darunter die Geschichts-Erzählung conjurationis pactianae commentarium, eine Monographie, welche an Einfachheit und Eindringlichkeit der Worte den besten Werken der alten Historiographen kann verglichen werden.

Von eben demselben

c) Etudes sur l'Astrée et sur Honoré d'Urfé. Paris 1846. 8.

Es wird hier das Leben eines der Gründer der neuen französischen Literatur Honoré d'Urfé, des Zeitgenossen und Freundes von Malherbe aus-

führlich und genau erörtert, und das Buch gibt ein sehr rühmliches Zeugniß von der Sorgfalt, welche gegenwärtig in Frankreich auf jene fernliegende Periode der französischen Literatur gewendet wird. Das Leben und die Thätigkeit jenes berühmten Mannes, seine vielfältigen Verbindungen, seine Werke, Poesie und Prosa werden der Beurtheilung unterworfen, vorzüglich sein berühmter Roman Astrée, welcher durch die phantastisch idyllische Behandlung der Stoffe sich noch den alten Troubadours anschließt und anderer Seits durch Darstellung von Lagen und Gesinnungen, die der Zeit des Verfassers angehören, in dieser wurzelt. Die Asträa ist ein höchst eigenthümlicher Versuch ihres Verfassers, die ihn umgebende Gegenwart durch Beziehung auf eine phantasieenreiche Vergangenheit zu idealisiren, und selbst den idyllischen und phantastischen Namen seines Romans scheinen wirkliche Personen seiner Zeit zu Grunde zu liegen.

d) Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst von der ältesten Zeit bis ins sechzehnte Jahrhundert. Von Ferdinand Piper. 1. Bd. 1. Abthl. Weimar 1847. 8.

Es ist bekannt, daß dem substantiellen Inhalt des Christenthums sich von frühesten Jahrhunderten an eine mannigfaltige Sage gleichsam ein christlicher Mythus beygesellt hat, eben so daß aus dem classischen Alterthume eine Menge von Ansichten, typischen und symbolischen Vorstellungen in das Christenthum übergetragen wurde, in seine Vorstellung überging, und schon in den ältesten Werken der christlichen Kunst zum Vorschein kommen.

Der Verfasser hat diesen Gegenstand einer sorgfältigen Untersuchung unterworfen und durch umfassende und gründliche Darstellung sowohl des allgemeinen und principiellen als des Einzelnen, in diesem ersten Bande ein Werk zu liefern angefangen, welches ebenso für die Entwicklung des Christenthums und die Kirchengeschichte, wie für die genaue Kunde der christlichen Kunst des Mittelalters von Wichtigkeit ist.

Die zu der Sache gehörigen Denkmäler der altchristlichen Kunst hat er selbst fast überall an Ort und Stelle genau untersucht, und für Deutung derselben höchst wichtige Beyträge geliefert. Nicht wenige Denkmäler, welche für griechisch oder römisch gehalten wurden, werden als christliche erklärt, dagegen andere, die man für christliche hielt, dieses Charakters entkleidet und dem classischen Alterthume zurückgegeben. Im weitern Fortgang seiner Untersuchung kommt er auf die spätern Jahre des Mittelalters und zeigt, wie die früher und im Keime vorhandenen Vorstellungen der Griechen und Römer nun nach Wiederherstellung der Wissenschaften und der Werke der classischen Literatur sich in größerer Fülle und Ausdehnung verbreiteten und in dem großen Jahrhundert der Künste zur Entwicklung einer griechisch-römischen Kunstauffassung geführt haben, welche sich neben die christliche stellte, und diese sich zum Theil unterwarf.

Wir wünschen, daß im zweyten Theile die hier begonnene Untersuchung bald zu einem gedeihlichen Schlusse geführt werde, und hoffen, daß dieser auch ausführliche und kritische Nachricht über die Typen und Symbole der christlichen Kunstwerke im Zusammenhange liefern werde, die wir hier nur gelegentlich bey den einzelnen Gegenständen und Kunstwerken erwähnt finden.

In der Sitzung der philos. philolog. Classe am 7. Aug. d. J. las Hr. Prof. Schmeller über einen von ihm auf der Hof- und Staatsbibliothek vorgefundenen Brief Ruscellin's an Abälard. Dieser Brief wird mit der Vorlesung in den Denkschriften der k. Akademie erscheinen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Desultory Notes on the Government and People of China, by Thomas Taylor Meadows, Interpreter to Her Britannic Majesty's Consulate at Canton. London 1847.

Die flüchtigen Bemerkungen über die Regierung, über das Volk und die Sprache des Mittelreiches stehen in inniger Beziehung zu unserer Universität. Herr Meadows hielt sich längere Zeit in München auf und besuchte (1841), wie er selbst in der Vorrede sagt, meine Vorlesungen über chinesische Sprache und Literatur, in der Absicht, hievon nach ächt englischer Weise einen praktischen Gebrauch zu machen. Dieß ist ihm auch vortrefflich gelungen. Der Zögling unserer Hochschule ist jetzt amtlicher Uebersetzer des britischen Konsulats zu Kanton — eine, wie man weiß, sehr einträgliche Stelle. Herr Meadows landete im Sommer 1843 in China; er wurde alsbald in seinem Amte eingewiesen, dem er seit der Zeit zur vollkommenen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten vorsteht. Der Verfasser hat die gute Gewohnheit, über merkwürdige Gegenstände und Ereignisse Bemerkungen niederzuschreiben, die natürlich bald in solch einem interessanten und wenig bekannten Lande massenhaft anwuchsen. Die hier mitgetheilte Auswahl dieser schriftlichen Aufzeichnungen besteht in neunzehn Bemerkungen, welche in der That, namentlich über die modernen Zustände, vieles Anziehende und Neue enthalten. Die nachfolgende Darlegung des Inhalts, dem wir keineswegs in allen seinen Theilen beypflichten können, wurde mit einigen Zusätzen und Erläuterungen begleitet, die leicht hätten vermehrt werden können.

Die Engländer, und dieß nicht bloß Leute aus dem Volke, sondern die an der Spitze des Reiches stehenden Staatsmänner, fragen wenig darnach, ob ihre Ansichten über den Entwicklungsgang der östlichen Menschheit, über ihre Sitten, Gesetze und Einrichtungen begründet sind oder nicht. Wissen sie doch alle, daß Britanien am Ende, wenn es zum Treffen kommt, siegreich aus dem Kampfe hervorgeht und zwar mit geringem Kraftaufwande. Wissen sie doch alle, daß den unterworfenen Nationen für die Zukunft bessere menschlichere Zustände bereitet werden, als die einheimischen Bewohner jemals von ihren angestammten Gebietern oder den asiatischen Eroberern hoffen konnten. Der Kundige bemerkt deßhalb nicht selten an englischen Schriftstellern, Parlamentsrednern und Ministern eine unglaubliche Unkenntniß östlicher Zustände. Man war so frey, dieß gelegentlich in der Geschichte des englisch-chinesischen Krieges bey mehreren Verhandlungen und Ereignissen nachzuweisen. Hr. M., der China mit continentaler Gründlichkeit studirte, ist über diese Unwissenschaftlichkeit seiner Landsleute sehr ungehalten; er hält sie ihnen vor mit scharfen Ausdrücken in dem ersten Kapitel seines Buches, welches von den falschen Ansichten über China und die Chinesen handelt, die in England gäng und gebe sind. Man findet hier eine Anzahl wunderlicher Verstöße gesammelt, die in volksthümlichen Werken, z. B. in Mac Culloch's Handelswörterbuch, gewöhnlich mitunterlaufen. Das zweyte Kapitel handelt von der gesprochenen Sprache

des Mittelreiches und von den verschiedenen Stylen der geschriebenen Sprache. Ich sage der Styl der geschriebenen Sprache, denn nirgendwo und zu keiner Zeit auf Erden, wenn nicht im Nilthale zur Zeit der Pharaonen, findet oder fand solch ein wesentlicher Unterschied statt zwischen dem gesprochenen und dem dargestellten Worte. Es werden hier viererley verschiedene Schreibweisen unterschieden und geschildert: der Styl der klassischen Denkmale in den Grundbüchern oder King, in den Schriften des Laotse, Kongtse und ihrer nächsten Jünger; der Styl in den Werken der höhern Literatur, der Geschichte, der Beredsamkeit und den jetzt noch gangbaren Ausarbeitungen bey den Prüfungen; der Geschäftsstyl, in welchem die amtlichen Bekanntmachungen, die Gesetze und statistischen Werke abgefaßt sind, und endlich der Unterhaltungsstyl der Volksbücher, der Novellen, Romane und der Gespräche in den Dramen. Diese letztere dem wirklichen Leben nachgebildete Schreibweise gleiche am meisten der gesprochenen Sprache. Die unterscheidenden Merkmale dieser Schreibweisen, wie sie hier dargestellt werden, enthalten manches Auffallende, ja ich möchte sagen Unglaubliche. So soll der Geschäftsstyl nur sehr wenige leere Wörter d. h. Bezeichnungen der Raum- und Zeitverhältnisse, gemeinhin grammatische Kategorien genannt, der Unterhaltungsstyl ebenfalls nur wenige, die Schreibweise der klassischen Denkmäler hingegen deren sehr viele darbieten. — Diese ganze Charakterisirung ist so auffallend unbegründet, daß man geneigt ist, irgend ein Versehen im Manuscripte oder Drucke anzunehmen — der Verfasser lebt in Canton und das Buch ist in England erschienen. Es kann unter den Wissenden nicht zweifelhaft seyn, daß in der Wirklichkeit gerade das entgegengesetzte Verhältniß statt findet, wie dieß in allen, auch in den gewöhnlichsten Lehrbüchern der chinesischen Sprache zu lesen ist. Hr. M. beruft sich im Eingange seiner Darstellung auf Rémusat, und berichtigt mehrere seiner Bemerkungen namentlich in Betreff der chinesischen Schreibweisen in der Einleitung zu den Grundzügen der chinesischen Sprache. Ich habe bereits vor langer Zeit nachgewiesen, wie diese Grundzüge bloß ein ungenügender Auszug sind aus dem großen Lehrgebäude Prémare's (Würdigung der Verdienste der Sinologen Prémare, Marsmann und Abel Rémusat um die chinesische Grammatik. München 1834). Man ist jetzt im Stande, einen weiteren Beytrag zur Charakterisirung des schmachvollen Treibens dieses Sinologen mitzutheilen.

Die christlichen Sendboten im östlichen Asien zeigten bald nachdem sie sich ins Land geschlichen und am Hofe zu Peking freundliche Aufnahme gefunden hatten, in zwiefacher Richtung einen großen Eifer. Man begnügte sich nicht damit, das Christenthum und die europäischen Wissenschaften bey den Orientalen zu verbreiten; sondern man suchte diese nach allen Richtungen, nach Sprache, Geschichte und ihren Gebräuchen im Abendlande bekannt zu machen. P. Lazarus aus Catanea in Sicilien — er kam 1594 nach China und starb daselbst 1640 — sorgte für das Bedürfniß der neu ankommenden, der chinesischen Sprache unkundigen Sendboten durch eine chinesische Wörtersammlung in alphabetischer Ordnung, welche jedoch niemals im Drucke erschienen ist (Catalogus Patrum Societatis Jesu hinter der Astronomia Europaea a Ferdin. Verbiest. Dilingae 1687, p. 103). Es ist dieß selbst nicht, wie man leicht glauben konnte, der erste Versuch eines chinesischen von einem Europäer verfaßten Wörterbuches. Ein Provinzial des Augustinerordens, der Spanier Martin de Herrade war es, welcher in Begleitung eines andern Mönchs in neuer Zeit zuerst bereits im Jahre 1574 das Christenthum im Kreise Fokien predigte; denn die Jesuiten sind keineswegs, wie sie gerne vorgeben möchten, die ersten christlichen Sendboten, welche im Mittelreiche erschienen sind. Der Augustiner hatte zu dem Endzwecke chinesisch erlernt und, wie wenigstens im ersten Buche der Geschichte des großen Königreiches China von Mendoza berichtet wird, ein Lehrgebäude und Wörterbuch der Sprache des Mittelreiches zusammengetragen. Dem Sizilianer P. Lazarus verdankt man die heutigen Tags noch in den chinesischen Sprachlehren und Wörterbüchern üblichen Tonzeichen, von den Sendboten dieser Zeit irrthümlich mit den fünf Grundtönen der Musik verglichen (Trigautii Historia 275). Die römisch katholischen Missionare haben in den folgenden Zeiten viele Grammatiken und Dictionnäre, sowohl für Europäer zur Erlernung des Chinesischen

wie für die Chinesen zur Erlernung des Lateinischen ausgearbeitet. Rémusat hat im zweyten Bande seiner asiatischen Miscellaneen mehrere seltene bibliographische Notizen hierüber mitgetheilt. Sonderbar ist es, daß außer der Kunst der Mandarinensprache unter dem Namen des Dominicaners Franziskus Varo kein anderes von den Sendboten verfaßtes Werk dieser Art weder im Osten noch im Westen durch den Druck veröffentlicht wurde. Von der Kunst der Mandarinensprache nahm Rémusat Veranlassung, eine Anklage des Plagiats gegen seinen Landsmann und verstorbenen Studiengenossen, Etienne Fourmont, zu schleudern *). Eine genaue Vergleichung der allgemeinen Sprache des Mittelreiches (Tschong kue kuan hoa), wie Fourmont seine chinesische Grammatik nannte, mit der Arte de la lengua mandarina wird aber jeden von dem Grundlosen dieser Anklage überzeugen. Man wird hier nur die Aehnlichkeit finden, welche überhaupt zwischen Lehrbüchern einer und derselben Sprache, der Natur der Dinge gemäß, statt finden muß. Fourmonts Werk ist leicht zugänglich, weßhalb man sich bey der Beschreibung desselben kürzer faßte. Die zu Kanton erschienene Grammatik gehört im Gegentheile zu den größten typographischen Seltenheiten — es sind nur zwey Exemplare davon bekannt, wovon eines in der Bibliothek der Propaganda zu Rom und das andere in meinem Besitze — weßhalb man eine ausführlichere Beschreibung des Inhaltes nothwendig erachtete.

Die Grammatik Fourmonts besteht in fünf Büchern. Das erste Buch handelt von den Lauten, Wörtern, Tönen und Unterscheidungszeichen (De Lectione) in zwey Abschnitten, die wiederum in acht Artikel abgetheilt sind. Das zweyte vom Haupt- und Fürworte, ebenfalls in zwey Abschnitten, deren dreyzehn Artikel alles hierauf Bezügliche enthalten. Das dritte Buch stellt in einem Abschnitte das Verbum dar, das vierte in zwey Abschnitten die Partikeln und das fünfte endlich spricht von der Syntax, von den Eigenheiten der Schreibart, von den höflichen Redensarten der Chinesen, von den Zahlen, von Maaß und Gewicht, von Zeit und Jahreseintheilungen. Der fünfte und letzte Abschnitt des Buches und der ganzen Grammatik gibt Lehren über die Dichtkunst der Chinesen und theilt einige Uebungsstücke mit aus den Unterhaltungen des Kongtse.

Die Kunst der Mandarinensprache (Arte de la Lengua Mandarina), die unter dem Namen des Dominicaners Varo zu Kanton im Jahre 1703, wie man augenscheinlich sieht, von Einheimischen in Holz geschnitten und auf chinesische Weise gedruckt wurde, ist, wie uns Seite 83 ausdrücklich belehrt, nicht das Erzeugniß eines Mannes, sondern beruht auf der Grammatik, welcher sich die Dominicaner beym Unterrichte der neuen Ankömmlinge bedienten (Este arte conviene con el de los religiosos de N. P. S. Domingo en las principales reglas). Die Grammatik beginnt mit einer Einleitung, worin die Ansicht mehrerer Sendboten, daß man die chinesische Sprache nicht unter die gewöhnlichen grammatischen Formen bringen könne — eine sicherlich vollkommen gegründete Behauptung — widerlegt werden sollte. Diese Einleitung fehlt in meinem Exemplare, das mit drey Seiten handschriftlicher Bemerkungen über die Aussprache einzelner chinesischer Laute vermehrt ist und dann alsbald mit der Grammatik selbst beginnt. Sie umfaßt 99 Seiten, wobey zu bemerken, daß sich in den Seitenzahlen viele Fehler finden. Man sieht daran und an vielen andern Beyspielen, daß der Holzschneider der Charaktere, die er ausschnitt, vollkommen unkundig war. Anstatt 99 steht auf der letzten Seite 991. Man findet überdieß unterhalb, wie gewöhnlich bey den Büchern des Mittelreiches, wo bloß die Blätter numerirt werden, die chinesischen Zahlzeichen von 1 bis 49. Varo vollendete sein Werk, wie er selbst am Ende sagt, in der Hauptstadt des Kreises Fokien, am 13. Febr. 1682. Pedro de la Piñuela hat das Werk, aus Auftrag des Präpositus der Franziscaner-Mission in China vermehrt, in eine bessere Ordnung gebracht, und zur Bequemlichkeit wie zum Vortheile der neuen Missionäre, zur Kunst der Man-

*) Siehe Rémusat, Mélanges asiat. II. 107. Dann die Vorrede zu den Elements de la Grammaire chinoise.

darinensprache einen Beichtspiegel (confesionario) gefügt, welcher sich in meiner Ausgabe nicht befindet.

Die Kunst der Mandarinensprache zerfällt in sechszehn Kapitel oder Abschnitte, die wieder theils in mehr, theils in weniger Paragraphen eingetheilt sind.

Die Mandarinensprache, sagen die Verfasser in dem ersten Kapitel, ist das vollkommene Gegentheil der europäischen Sprachen. Diese werden mit wenigen Buchstaben oder Zeichen geschrieben und enthalten viele Wörter, während jene, auch alle verschiedenen Betonungen in der Aussprache mitgerechnet, bloß aus 1525 Wörtern und einer zahllosen Masse von Buchstaben oder Schriftzeichen besteht. Man wähne nicht, die chinesische Sprache sey ihres Lautmangels wegen eine barbarische; sie reicht aus zur Darstellung aller geistigen Handlungen, aller innern Gefühle und Leidenschaften, aller Eigenschaften der Naturgegenstände. Sie mangelt selbst keineswegs der Redekunst.

Es gibt dreyerley Arten der Schreib- und Sprechweise: die erhabene und elegante, die Weise der Gelehrten des Landes; die mittlere, die Umgangssprache der großen Masse der Gebildeten; die dritte, die Mundart des rohen Haufens, der Bauern und Weiber. Drey Dinge müsse man beym Sprechen sorgfältig beachten, das passende Wort, den Ton und die Stellung der Wörter, ohne Zweifel das Wichtigste. Ist in dieser Beziehung gefehlt, so wird der Satz unverständlich. Es folgen dann einige Lehren für den Sendboten, die er befolgen möge, um sich schnell und leicht in der Umgangssprache des Volkes zurecht zu finden. Diesen praktischen Standpunkt verliert der Verfasser niemals aus den Augen. Er handelt demnach im zweyten Abschnitt sehr ausführlich von den fünf Tönen; er unterscheidet in jedem Tone wieder viererley Arten, die auch mit eignen Strichen und Punkten unterschieden werden.

Alle Wörter dieser Sprache, so fängt der dritte Abschnitt an, sind an sich selbst unveränderlich; die Casus und andere Veränderungen werden durch Partikeln gebildet, welche den Wörtern vor- oder nachgesetzt werden. Kein Wort enthält in sich irgend eine Eigenschaft eines Casus oder der acht Redetheile unserer Grammatik; erst im Zusammenhange mit andern erhält es einen Sinn, seine bestimmte Bedeutung. Als Beyspiel der Declination folgen dann Sienseng, der Lehrer und ngo ich. Fourmont gibt allerdings dieselbe Declination, aber er nimmt doch das Wort Tientschu, des Himmels Herr, Gott als Beyspiel. Die abgeleiteten Fürwörter mein, dein, sein bildet Varo durch tie und Fourmont durch schi. Es folgen nun ausführliche Erläuterungen über die Casus und den Plural. Der vierte Abschnitt handelt von der Bildung der Haupt- und Eigenschaftswörter, von den Vergleichungsgraden, dem Comparativ und Superlativ. Namentlich werden letztere sehr ausführlich behandelt; es sind hier mehr Wörter aufgeführt zur Bildung der Vergleichungsgrade als in irgend einer andern Sprachlehre. Unter den vielen Beyspielen steht auch das der Grundzüge Rémusats (§ 304): Ni keng hao, du bist besser, was Rémusat freylich auch ohne Varo finden konnte.

Die drey folgenden Abschnitte enthalten Nachträge über die Substantiva und Verbalia (liebenswürdig, ko ngai), über die Wiederholungs- und Verkleinerungswörter, dann Bemerkungen über die verschiedenen Classen der Pronomina, über Interjectionen, Conjunctionen, Verneinungs- und andere Partikeln. Zu den Interrogationen finden sich in meiner Ausgabe mehrere handschriftliche Zusätze.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Desultory Notes on the Government and People of China, by Thomas Taylor Meadows.

(Fortsetzung.)

Der achte und neunte Abschnitt handeln vom Zeitworte, wo freylich sonderbar genug bey Fourmont wie bey Varo alle Tempora und Modi der gewöhnlichen lateinischen Grammatik aufgeführt werden. Bey beyden wird auch das Zeitwort ngai, lieben als Beyspiel durchconjungirt. Dieselbe Wurzel ist bald Hauptwort bald Zeitwort; man bemerkt jedoch in diesem Falle gewöhnlich eine Verschiedenheit des Accents. Der zehnte Abschnitt enthält die Präpositionen und Adverbien, womit der etymologische Theil der Grammatik zu Ende geht. Man findet hier ein ausführliches lehrreiches Verzeichniß aller Prä- und Postpositionen und des größten Theiles der Adverbien. Der eilfte Abschnitt enthält einige syntaktische Regeln und der zwölfte erläutert die so schwierigen bey gewissen Gegenständen und Zahlen hinzugefügten Wörter, gemeinhin Numeralia genannt. Hinter den Zahlwörtern, sagt Varo, steht gemeiniglich das Wort ko, wenn nämlich für besondere Gegenstände kein besonderes Numerale vorhanden ist. So gebraucht man Ko bey Aufzählung von Personen, wie Sse ko schin, vier Männer, und vielen andern Gegenständen; aber nicht lu ko schu sechs Bücher, sondern lu pèn schu, weil pèn ein für Bücher eigenes Numerale ist. Es folgt dann ein Verzeichniß der gewöhnlichen Numeralia. Durchaus verschieden hievon in Behandlung und Erläuterung der Numeralia durch Beyspiele ist die Weise Fourmonts. Man vergleiche den zweyten Abschnitt des vierten Buches seiner allgemeinen Sprache des Mittelreiches. Und doch hätte man glauben sollen, gerade hier bey diesem schwierigen Theile der chinesischen Grammatik würde der unkundige Nachschreiber sich sklavisch an sein Vorbild gehalten haben.

Die Erläuterungen über die Zeitrechnung der Stunden, Tage, Monate und Jahre im vierzehnten Abschnitte gehören eigentlich streng genommen nicht zur Grammatik. Aehnliches liest man bereits in allen Beschreibungen Chinas und in den jährlichen Briefen der Jesuiten-Missionäre *). Auch hier findet sich bey Fourmont viel Eigenthümliches, freylich in sehr ungebildeter dunkler Sprache vorgetragen. Der dreyzehnte Abschnitt lehrt den richtigen Gebrauch mehrerer Hilfswörter oder Partikeln, wo einige Wiederholungen statt finden, wie dieß bey den chinesischen Grammatiken gewöhnlich der Fall ist. Schon bey den grammatischen Kategorien werden die Partikeln behandelt und dann noch besonders. Die folgenden Abschnitte enthalten die Redensarten und Höflichkeitsbezeichnungen, deren man sich unter den verschiedenen Rangklassen der chinesischen Gesellschaft bedient.

Nach dieser Abschweifung von unserem Gegenstande, welche man zur Ehrenrettung Fourmonts für nothwendig erachtete und damit man nicht wähne, wie neulich noch von Endlicher behauptet wurde,

*) Litterae annuae 1610 et 1611. Auctore P. N. Trigautio. Augustae Vindel. 1615, 162.

das wissenschaftliche Studium der chinesischen Sprache in Europa datire in der That erst vom Jahre 1815, kehren wir wieder zu Herrn Meadows und seinem Werke zurück.

Das dritte Kapitel der flüchtigen Bemerkungen handelt von den Schwierigkeiten, die chinesische Sprache zu erlernen. Außer der gänzlichen Verschiedenheit der geschriebenen von der gesprochenen Sprache, der eigenthümlichen Construction, überhaupt außer den Schwierigkeiten der Sprache an sich hebt M. besonders das Mangelhafte aller chinesisch-europäischen Wörterbücher hervor. So sehr auch die Verdienste Morrison's und Anderer um Verbreitung der chinesischen Sprache anzuerkennen sind, eine Vollständigkeit, wie sie den Wörterbüchern europäischer Sprachen eigen ist, hat noch Niemand erreicht; fast jede chinesische Bekanntmachung enthält Wörter, besonders aber zusammengesetzte, welche in keinem Wörterbuch angegeben sind und deren Bedeutung zu ermitteln oft nur durch lange eigne Beobachtung möglich ist. Dieser Fehler war bis jetzt unvermeidlich; immer hat der Einzelne solche Arbeiten unternommen, der stets nur in einem beschränkten Kreise beobachten kann; aber nur die vereinte Kraft Vieler ist im Stande, diese schwierige Aufgabe genügend zu lösen; die Vergleichung ihrer sorgfältig gesammelten Beobachtungen allein kann zu einem günstigen Resultate führen. Mit dem Mangelhaften der Wörterbücher hängt natürlich auch das oft ganz Widersinnige der Uebersetzungen zusammen, die dem Unkundigen einen ganz falschen Begriff vom Geiste der chinesischen Nation und Literatur geben.

Das vierte Kapitel handelt von dem Peking-Dialekt und dessen Verbreitung. Nicht nur der Hof und seine Umgebung verkehren in dieser Sprache, sie ist in China, wie in England die Sprache London's, die unter den gebildeten Klassen herrschende. Natürlich wäre es bey der ungeheuern Ausdehnung des Landes kaum denkbar, daß nicht auch Leute der höhern, das heißt in China der gebildeteren Stände, in andern Dialekten sprächen; aber die Sprache Pekings ist am weitesten verbreitet. Darum ist es auffallend, daß bis jetzt noch Niemand eine Uebertragung dieser Aussprache in Lautschrift versucht hat; der ältere Morrison spricht zwar in der Einleitung zum ersten Theil seines Wörterbuches davon; dennoch aber bedient er sich in allen seinen Werken der Aussprache von Nanking. M. hörte nie einen Mandarin in dem Dialekte sprechen, den Morrison und Medhurst als Sprache der Mandarine, Williams als Hofsprache angeben; denn alle bedienen sich mehr oder weniger der Aussprache Peking's und selbst das gemeine Volk in Canton und Whampoa versteht dieselbe größtentheils, obwohl man daselbst einen ganz andern Dialekt spricht. Darum thut wohl derjenige, welcher als Kaufmann oder Beamter einst mit den Chinesen zu verkehren gedenkt, am besten daran, wenn er diese Sprache sich aneignet.

Da nun, wie schon bemerkt, noch Niemand unternommen hat den Dialekt Pekings in Lautschrift zu übertragen, so versucht M. im fünften Kapitel diese Lücke auszufüllen und stellt in mehreren Tabellen die chinesischen Vokale und Konsonanten im Vergleiche mit den bezüglichen englischen, französischen und deutschen dar. Es genügt aber im Chinesischen nicht, Vokal und Consonant richtig auszusprechen, auch die Betonung eines Wortes ist von höchster Wichtigkeit und hievon handelt das sechste Kapitel. Man darf unter der Betonung, welche die Chinesen sching nennen, nicht etwa ein Beschleunigen oder Zögern der Stimme, nicht ein Lauter- oder Leisersprechen verstehen, sondern ein Steigen, Sichgleichbleiben und Sinken des Tones. Die sching werden hervorgebracht, indem manches Wort, das in einem tiefern Ton beginnt zu einem höhern emporsteigt, manches auf dem Ton bleibt, mit welchem es anfängt, wieder andere von einem höhern in einen tiefern Ton fallen. Aber nicht nur das relative Höher und Tiefer ist von Einfluß, es besteht selbst ein Unterschied darin, ob z. B. das Wort von einem hohen Ton zu einem höhern oder von einem tiefen zu einem höheren steigt. Die Zahl dieser Betonungen ist nach den Dialekten verschieden; die Sprache von Canton und Fokien hat deren sieben oder acht, die Nanking's fünf; die Hofsprache nur vier und M. stellt die letzteren in einer Tabelle übersichtlich zusammen. Wie nothwendig die richtige Betonung ist, um zu verstehen und verstanden zu werden, hat M. an sich selbst erfahren; einen falsch ausgesprochenen Consonanten oder Vokal erklärt sich

der Chinese leicht aus dem Zusammenhang; aber ein anderer Ton gibt meistens einen ganz verschiedenen häufig auch gar keinen Sinn. Die so oft aufgeworfene Frage ob denn beym Erlernen des Chinesischen zu einem praktischen Gebrauch auf die Betonung so viel Rücksicht zu nehmen sey, ist hieraus leicht zu beantworten. Am Schlusse dieses Abschnittes macht M. auf die Schwierigkeiten der Aspiraten aufmerksam, die, wie in andern orientalischen Sprachen, auch im Chinesischen eine große Rolle spielen.

Das siebente Kapitel enthält eine Skizze der Provinz Kuangtong und ist mit einer Karte nebst erklärender Tabelle versehen. M. hat dieselbe von den Karten der einzelnen Distrikte übertragen, gesteht aber selbst, daß eine Genauigkeit nicht möglich ist, da die Chinesen bey diesen Vermessungen nicht streng wissenschaftlich zu Werke gehen.

Das achte Kapitel handelt vom Rang, Beruf und Einkommen der Mandarine. Der Verfasser, wähnend daß kein Werk vorhanden sey, worin man sich über diesen Gegenstand genauen Rath erholen könnte, theilt uns seine eignen Erfahrungen und Anschauungen in Folgendem mit. Nach ihm zerfallen die Kuan — dieß ist der einheimische chinesische Name; Mantri, Mandarin ist indisch und bedeutet Beamte — ihrem Berufe nach in drey große Abtheilungen, in Civil- und Militärbeamte und Gelehrte im engeren Sinne. Sie werden in neun Klassen eingetheilt, die sich durch die Kleidung und besonders durch die Knöpfe auf der Kopfbedeckung von einander unterscheiden; jede Klasse zerfällt wieder in zwey Abtheilungen, die sich jedoch durch kein besonderes Merkmal von einander unterscheiden. Zu diesen neun Klassen kömmt noch eine Art Mandarine, welche von den Chinesen „die noch nicht in den Strom Getretenen“ d. h. die noch nicht Eingereihten (extra statum) genannt werden; dem Range nach stehen sie der neunten Klasse gleich. Man kann jedoch aus dem Grade eines Mandarin noch nicht auf dessen Stellung schließen, da manches Amt das von geringerem Ertrag und Einfluß ist, einen höheren Grad mit sich bringt, als ein anderes, das mehr Vortheil gewährt. Nachdem M. die Kleidung und unterscheidenden Merkmale der verschiedenen Rangordnungen angegeben, schildert er in dreyzehn Abschnitten Würde und Geschäft der einzelnen Behörden vom Generalgouverneur (Tsongtu) an, der die oberste Leitung einer Provinz hat, bis herab zum Kerkermeister. Jeder Zweig der Staats-Verwaltung hat seinen obersten Leiter in den Hauptstädten der Provinzen, unter ihm stehen die entsprechenden Kreis- und Distriktsbeamten und eine festbestimmte Ordnung zieht sich durch das Ganze. So muß z. B. jede Klage zuerst an den Distriktsbeamten kommen und das Bambusrohr bestraft jeden, der sich zuerst an einen Präfect oder überhaupt höhern Mandarin wendet.

In einer hinzugefügten Tabelle werden nun Amt und Grad der verschiedenen Mandarine so wie deren muthmaßliche Einnahme übersichtlich zusammengestellt. Das Einkommen der chinesischen Beamten zu bestimmen ist eine der schwierigsten Aufgaben. Ihr direkter Gehalt ist sehr gering und sie alle sind auf indirekte Einnahmen hingewiesen. Diese sind aber nach der Größe der Provinzen und Distrikte, nach der Menge der Processe, nach der größeren oder kleineren Ernte höchst verschieden. Bestechung und Erpressung sind an der Tagesordnung. Für Geld fördert der höhere Mandarin den geringeren, durch Geld werden Processe gewonnen und aus Unrecht Recht gemacht. Man hat Beyspiele, daß Mandarine, deren gesetzliches Einkommen sich auf nicht mehr als 66 taël *) belief, ihre Einnahme jährlich bis zu 7000 und noch mehr taël steigerten. Unter solchen Umständen hält es in der That sehr schwer, nachzurechnen.

Hat uns M. in diesem Kapitel die Mandarine und ihr Wirken nach Aussen geschildert, so führt er uns im nächsten ins Innere ihres Aufenthaltsortes, in die sogenannten Jamen. Diese sind fast alle in derselben Weise gebaut und gewöhnlich in vier große Abtheilungen geschieden, die nach den Bedürfnissen mehr oder weniger umfangreich sind. In dem äussersten Theile befinden sich Kerker, Wartzimmer und die Wohnungen der Ausläufer, Pförtner u. dgl. Der zweyte Theil enthält die verschiedenen Abtheilungen, die den sechs obersten Gerichtshöfen in Pe-

*) Ein taël ist ungefähr 4 Gulden.

king entsprechen. Dort befindet sich auch das Archiv und die Kasse sowie die große Halle zum Verhör in Proceß- und Kriminalfällen. In der dritten Abtheilung sind die eigentlichen Amtslokale des Mandarin und seiner Gehülfen. Die innerste Abtheilung endlich ist seine Privatwohnung; kein männlicher Diener hat dort Zutritt; nur Frauen und die nächsten Verwandten befinden sich daselbst. Es ist ein ungeheures Treiben in diesen Räumen und in dem Jamen manches Distriktsbeamten sind 300 bis 500 Individuen, ohne daß gerade diese Gebäude sehr groß wären.

Die untergeordneten Beamten des Jamen sind nicht Mandarine, ja größtentheils sind sie nicht von der Regierung zu ihrem Posten bestimmt, sondern blos von den Beamten selbst. Sie unterstützen dieselben in den einzelnen Zweigen der Verwaltung, indem sie zum Theil die Gesetze aufsuchen und erläutern, die in diesem oder jenem Fall anzuwenden sind, theils den Mandarin von den wichtigen Vorfällen in Kenntniß setzen und über die Ausführung seiner Aufträge wachen. Sie haben ebenfalls sehr wenig Gehalt und auch sie vermehren darum ihr Einkommen durch Bestechung. Durch sie erhält der höhere Beamte von dem geringeren Geschenke; sie sind Vermittler alles Schlechten in der Verwaltung. Durch Bestechung bewirkt auch der von der Regierung ernannte Distriktssecretär, der nach dem Gesetze nur fünf Jahre lang in diesem Amte bleiben darf, daß er unter anderm Namen die Stelle immer wieder erhält und sie auf Kinder und Enkel forterbt. Es ist also auch hier unmöglich, das Einkommen der Bediensteten genau zu bestimmen.

Auch das zehnte Kapitel ist den Beamten gewidmet; M. spricht hier über das Amt des Ti pao und des Tai schu. Ersterer ist eine Art Constable; in größeren Städten erstreckt sich seine Macht und Verantwortlichkeit nur über einige Strassen, in kleineren und auf dem Lande oft über den ganzen Ort und die Umgegend. Er muß Name und Stand der einzelnen Bewohner seines Bezirkes kennen, und keine Eingabe oder Klage wird bey Gericht angenommen ohne daß durch den Stempel des Ti pao die Identität der Person festgesetzt ist. Bey Verhaftungen und dergleichen wendet sich die Polizey zuerst an ihn. — Der Tai schu hat die Ein- und Ausläufe zu übergeben.

Während alle Reiche des Alterthumes zu Grunde gegangen sind, hat China allein den Stürmen der Jahrtausende getrotzt; den innern Grund dieser Dauer sucht M. im elften Kapitel darzulegen. Es ist nicht nur die sprüchwörtlich gewordene Liebe des Chinesen zu den Vorgesetzten — sie selbst muß ihren Grund in einem höhern Principe haben — es ist mehr noch das stete Streben der Herrscher dem Verdienste allein die Macht in die Hände zu geben, was dem Reiche ein so langes Leben sicherte. Unzählige Belege finden sich in den Classikern und M. führt deren sehr viele an, daß dieser Grundsatz sich seit den ältesten Zeiten in China geltend machte; keine priviligirte Classe stand den Aemtern vor, nur wer sich selbst hervorthat gelangte zur Größe. Dadurch war jedem Talente der Weg geöffnet und diejenigen, die sich nicht emporschwingen konnten, fühlten, daß nur ihre eigene Schwäche sie im Laufe hemme. Durch jenes System waren die Aemter zum Glücke des Staates in den besten Händen und ein eifriges Streben machte sich allenthalben geltend, ein hohes Ziel zu erreichen. Ein Selbstgefühl erwuchs in der Nation, das sie in allen Stürmen aufrecht hielt; wußte ja jeder, daß ihm oder seinen Kindern kein Weg zur Höhe unbedingt verschlossen ist. Nur das Militär war nicht so gut organisirt und darin findet M. den Grund, daß die chinesischen Soldaten so leicht den Ausländern unterliegen. Jenes System dem Verdienste und nur dem Verdienste seine Krone zu geben wurde von den Herrschern aller Dynastien in ihren Blüthezeiten durchgeführt und das chinesische Reich, fügt der Verfasser hinzu, gebe so den Fürsten aller Nationen die große praktische Lehre, durch welches Mittel ein Staat so viele Jahrtausende bestehen könne.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Second Voyage sur les deux rives de la mer Rouge, dans les pays des Adels et le Royaume de Choa par M. Rochet D'Héricourt. Paris. 1846.

Zum zweytenmale hat Hr. Rochet die Reise nach und von Schoa zurückgelegt, und ist nach Zeitungsnachrichten wieder im Begriffe sich dorthin zu begeben. Dieß zeugt von sehr großem Eifer für eine Sache, die zwar ein im Allgemeinen unerreichbares Ziel anstrebt, deren Verfolg aber nebenbey schon bedeutende wissenschaftlichen Bereicherungen geliefert hat, und noch viel mehr zu liefern verspricht. Rochet und noch einige seiner Landsleute haben es sich zur Aufgabe gemacht, ihrer Nation Namen, Ansehen und Vortheile in Abyssinien zu verschaffen, damit wenn eines Tages ganz Nordafrika, und besonders Aegypten, seinen natürlichen Beschützern, den Franzosen, anheim fallen wird, auch von dieser Seite schon Bundesgenossen vorhanden, und die etwa mißgünstigen Britten aus dem Rücken ausgeschlossen wären. Daß, um Solches zu erreichen, die Habgier dieser Halbbarbaren beständig befriedigt, daß besonders über eingegangene Verträge gewacht, und bey der geringsten Verletzung derselben mit strengem Zwange eingeschritten werden müßte, sehen sie wohl ein, und bestürmen ihre Regierung um die Mittel dazu, welche diese wohlweislich nicht bewilligt. Nach der Besitznahme von Aden durch die Engländer glaubte ein Franzose, der sich den selbst gewählten Titel Controleur-général des affaires françaises en Abyssinie beylegt, nicht zaudern zu dürfen, seiner Nation eine ähnliche Besitzung im rothen Meere zu erwerben, und kaufte die Hafenstadt Ayt im Gebiete des Dumhoeta Stammes für die Regierung, welche aber nicht darauf eingieng. Handelsunternehmungen von Rhedern aus Bordeaux fielen unglücklich aus, und schreckten ab von weiteren Versuchen, und gegenwärtig beschränkt sich der Verkehr nur auf den Austausch von Geschenken, in Südabyssinien durch Rochet, welche auf der einen Seite in geringfügigen und rohen Landes-Produkten, auf der andern in Manufakturwaaren von zehnfach höherem Werthe bestehen. Da aber unter solchen Bedingungen auch andere Besucher willkommen sind, und zu Papier gebrachte Verträge von beyden Seiten nicht weiter beachtet werden, hier aus Unmacht, dort aus Eigennutz und Muthwillen, ist man noch sehr weit von dem vorgesteckten Ziele, und kaum dahin gelangt, daß die Abyssinier zwischen Britten und Franzosen zu unterscheiden anfangen, welche Unterscheidung auch nicht immer günstig für die letzteren ausfällt.

Der Verf., ein Chemiker von Profession, war vor seiner ersten Reise Vorsteher verschiedener Fabriken, besonders von Schießpulver und Indigo in Cairo. Namentlich die Bereitung des Pulvers hätte ihm bey dem Könige von Schoa und anderen Fürsten viel genützt, und noch am ersten den Zweck der Reise erreichen lassen. Als solcher ist zwar angegeben das Aufsuchen eines Weges durch Afrika parallel dem Aequator, etwa von einem Hafen der Adellandschaft bis an die Mündung des Gabun; wir glauben aber nicht, daß dieß je ein fester Vorsatz war, finden auch nirgends in den beyden Reisebeschreibungen, was den Verf. abgehalten hat, von Schoa

seinen Weg nach Westen fortzusetzen. Seine ersten Absichten waren keineswegs so friedfertiger Natur, und er darf von Glück sagen, daß er bey Zeiten daran verhindert, und auf andere Bestrebungen gewiesen worden ist.

Seine erste Reise *) fällt in die Jahre 1839 und 1840. In Suez schiffte er sich nach Dschidda und Mocha ein auf einer arabischen Barke, welche nur der Küste entlang fuhr, und die hohe See vermied; daher dauerte die Fahrt auch 37 Tage. In Tadschura mußte er zwey Monate, Juni und Juli, warten, bis die ersten Regen die wasserlose Wüste, welche er vor sich sah, ein wenig befeuchtet und die sparsamen Brunnen gefüllt hatten; in seiner Hütte zeigte der R. Thermometer öfter 48°, im Mittel aber 33° bey vorherrschendem Südwest, also Landwinde. Am 3. August 1839 machte er sich von Tadschura auf den Weg unter keineswegs beruhigenden Aussichten.

„Mit einem Manne aus Tadschura als Wegweiser und einem Danakali Beduinen als Schutzwache, das ist mit zwey Barbaren, deren Gesinnung gegen mich mir unbekannt, und deren Gebräuche so fern von solchen waren, welchen ein Europäer sich anschließen kann, war es also verabredet, daß ich mich in eine Wüsteney wagen sollte, einen Weg nach der Willkühr meiner Führer verfolgend, von welchem ich keine sichere Nachricht hatte einziehen können, dessen Gefahren und Hülfsquellen noch kein reisender Europäer erprobt und bestanden hatte, und welchen ich als der erste (wahrlich dieser Gedanke flößte mir Muth und Stolz ein) im Begriffe war auszukundschaften zum Besten der Wissenschaft und vielleicht auch zum Nutzen meines Vaterlandes und der Civilisation." (I. p. 63.)

Der Weg, den er geführt wurde, ist im Allgemeinen der gewöhnliche, seitdem von ihm und vielen anderen Reisenden wiederholt zurückgelegte, durch das Gebiet der Danakil-Stämme Adali, Debeni und Mudeito in süd-südwestlicher Richtung nach Efat sich ziehende. Je nach der Jahreszeit, welche bald diesem bald jenem Haltplatze Vorzüge giebt, oder nach den Wanderungen der Nomaden, welchen die Karawanen gerne ausweichen, wird die Route während der Reise oft abgeändert, selbst bedeutende Umwege gemacht, so daß kaum zwey Itinerarien in den Namen der Haltplätze genau übereinstimmen werden. Der größere Theil derselben hat kein Wasser, nur spärliches Futter für die Kamele; der Verf. empfand jedoch bey der geringen Zahl von Menschen und Thieren, aus welchen seine Karawane bestand (es hatten sich nach und nach einige Salzhändler mit ihren Thieren angeschlossen), keinen absoluten Mangel. In 37 Tagemärschen, die nöthige Rast nicht gerechnet, kam man an das Grenzdorf von Efat, Tiannu, die erste Ansiedlung auf der langen Strecke von 130 Lieues zwischen Ambabu an der Seeküste und dem Königreiche Schoa. Seitwärts von der Karawanen-Route mögen wohl mehrere feste Wohnplätze in Oasen-gleichen Thälern sich finden, wie denn Aussa „das Rothe Haus" der Mudaito, am Endpunkte des Hawasch, und Harrar, eine arabische Colonie, als Handelsplätze und bedeutende Städte weit und breit berühmt, aber Europäern unzugänglich sind. Der Verf. fand die Beduinen, mit welchen er in Berührung kam, noch nicht so habsüchtig und treulos, als sie sich seitdem gezeigt haben; er hatte selbst Gelegenheit einige Beobachtungen zu machen, welche jetzt nur sehr schwierig anzustellen seyn möchten. Unter andern untersuchte er viele heiße Quellen, und konnte sich dem Vergnügen der Jagd hingeben, ohne um seine persönliche Sicherheit besorgt seyn zu müssen.

Die Aufnahme bey dem Könige von Schoa war von der Art, daß der Verf., wenn er auch vorher andere Absichten gehabt hat, sich sogleich davon abbringen ließ. Er machte sich nützlich und angenehm, und war allerwärts wohlgelitten; es kam selbst, wenn er bey vollständiger Unkenntniß der Landessprache sich nicht getäuscht hat, zu dem Anerbieten eines ehelichen Bundes mit einer Tochter des Salomonischen Fürsten-Stammes, welches Rochet gerührt ausschlug „unwillig sein Vaterland und seine Plane gegen die schönste Stellung im Königreiche

*) Voyage sur la côte orientale de la mer Rouge dans les pays d'Adel et le Royaume de Choa par C-E-X-Rochet d'Héricourt. Paris 1841. Da der Verf. dieses Werk als den ersten Theil seiner Reisebeschreibung betrachtet wissen will, und immer darauf verweist, geben wir hier eine kurze Nachricht davon, und bezeichnen dieses mit I, und unser Titel-Werk mit II.

Schoa nach der des Souveränes zu vertauschen.“ Diese Gunst, welche nach anderen Nachrichten nicht sehr beneidenswerth ist, war ihm zugedacht, als er dem erstaunten Monarchen die Kunst der Zuckersiederey gezeigt, auch eine bessere Bereitung des Schießpulvers gelehrt, und auf den Gebrauch der Steinkohlen zur Feuerung aufmerksam gemacht hatte. Schade daß diese drey wichtigen und gewinnreichen Verbesserungen schoanischer Industrie alsbald in Vergessenheit verfielen bey seiner schnellen Rückreise, die er nach einem Aufenthalte von nur fünf Monaten im März 1840 antrat. Er hatte den König auf seinen Raub- und Rache-Zügen an den blauen Nil, an die Quellen des Hawasch und an die Grenze von Gurague begleitet, zahlreiche meteorologische Beobachtungen angestellt, überhaupt seine Zeit gut angewendet; selbst eine Sammlung von Ausdrücken der Afar (Dankali) und Galla Sprache ließ er sich nicht verdrießen anzulegen. Nach einer Abwesenheit von anderthalb Jahren kehrte er nach Cairo zurück auf demselben Wege, den er gekommen, weder entmuthigt noch angegriffen von den Beschwerden der Wüstenreise, welche dießmal von einer ernsteren Seite sich zeigte; einige Sklaven der Karawane waren verschmachtet und viele Kamele gefallen, ehe noch die Hälfte des Weges zurückgelegt war.

Unverweilt begab sich der Verf. nach Paris, wo er in der Akademie der Wissenschaften bedeutende Fürsprecher für seine weiteren Plane fand.

(Fortsetzung folgt.)

Desultory Notes on the Government and People of China, by Thomas Taylor Meadows.

(Schluß.)

Herr M. ist aber nicht etwa ein enthusiastischer Bewunderer Chinas, der bloß seine guten Seiten hervorhebt und die schlechten übersieht, auch seine Fehler sind ihm wohl bekannt und die nächsten drey Kapitel handeln davon. Damit die Mandarine stets über ihre Pflicht wachen, verhängt „das Gesetzbuch des Obergerichtes zur Bestrafung der Beamten“ auch über diejenigen Strafe, in deren Bereich ein Vergehen vorfällt, ohne daß sie des Thäters habhaft werden können; ja die Strafe erstreckt sich, stufenweise abnehmend, sogar auf seine Vorgesetzte. Der Zweck des Gesetzes ist allerdings Beseitigung der moralischen Gebrechen; die Wirkung aber gerade das Gegentheil. Die Mandarine suchen auf alle mögliche Weise die Verbrechen geheim zu halten, um der Strafe zu entgehen; so geht der Thäter sicher aus und nichts hält ihn von neuem Vergehen zurück. Ja der Unschuldige wird oft durch alle möglichen Mittel gezwungen, sich für den Angeklagten auszugeben, damit nur der Beamte nicht der Strafe anheimfalle. Von dem geringen Gehalte der Mandarine und den damit zusammenhängenden Bestechungen und Erpressungen war schon oben die Rede und M. gibt im vierzehnten Kapitel Beyspiele, die das fühlende Herz schaudern machen. Mit Recht tadelt er dann die häufige Vereinigung der verschiedenen Zweige der Verwaltung in einer Hand, wo Trennung derselben so heilsam wäre.

Daß aber trotz dieser Mängel das chinesische Reich Jahrtausende durchleben konnte, dafür sind die Gründe schon im elften Kapitel entwickelt und das fünfzehnte „über den Grund der innern Festigkeit des chinesischen Reiches“ fügt nur wenig hinzu. Das Princip, auf welchem, wie Herr M. sicherlich aus Mangel einer genauen Kenntniß der chinesischen Geschichte wähnt, die Macht aller chinesischen Dynastien beruhte, wird aber von dem jetzigen Herrscherhause nicht mehr so hochgeachtet; die Mandschu werden überall vorgezogen — ja, es soll nicht einmal der Sohn einer chinesischen Gemahlin des Kaisers den Thron besteigen; Stellen werden verkauft und M. sieht einen baldigen Sturz dieser Dynastie voraus, um so mehr, da die Niederlagen, die sie von den Engländern erlitten, ihrem Ansehen den Todesstoß gegeben.

Von diesen staatlichen Verhältnissen auf das Privatleben übergehend, schildert M. im sechzehnten Kapitel Charakter und Sitten der Chinesen. Der Chinese besitzt eine ausserordentliche Kraft, das Un-

glück zu tragen und unterwirft sich mit unglaublicher Selbstbeherrschung den Gründen der Vernunft. Aber was wir Muth nennen ist ihm fremd; die Scheu vor aller körperlichen Anstrengung und das durchgreifende Princip des Friedens, das ihm durch die Klassiker von frühester Jugend auf eingeschärft wird, erklärt seine Schwäche gegenüber dem Europäer. Die erste Tugend ist ihm die Liebe zu Eltern und Vorgesetzten und das Gefühl der Dankbarkeit ist allgemein vorherrschend; um so mehr muß man sich über die Fühllosigkeit der Chinesen beym Anblick des Unglücks Anderer verwundern und über die grausame Kälte, mit welcher häufig gesunde Kinder verstümmelt werden, damit sie durch ihre Aufdringlichkeit und Häßlichkeit Geld sammeln. Es kann dieser Umstand nur in der Gewöhnung an die Grausamkeiten der Mandarine seine Erklärung finden. Aber die Liebe für Verwandte ist sehr groß und nur die höchste Noth kann Eltern zum Kindesmorde veranlassen. Die Lügenhaftigkeit des Volkes gränzt ans Unglaubliche und man kann Niemanden ohne Bürgen trauen; aber Bürgschaft ist nach der allgemeinen Meynung heilig und wer in solchem Falle sein Wort bricht, hat alle Achtung verloren. Der Stolz der Chinesen und besonders die Anmassung der Mandarine ist wohl Jedem bekannt; der Grund liegt in dem gänzlichen Mangel an Kenntniß der fremden Länder, wie die siebzehnte Bemerkung lehrt. Abgeschlossen von Aussen hat der Chinese immer nur sich selbst gekannt, seine Literatur, Gesetze und Sitten waren ihm das allein Vollkommene; alles Uebrige barbarisch; dennoch aber ist die Macht der Vernunft bey ihm größer, als die der Gewohnheit und wenn man ihn von dem Vorzug irgend einer fremden Einrichtung überzeugt, so versagt er ihr nie seine Anerkennung und stünde sie auch im größten Widerspruche mit dem, was in seinem Land als trefflich gilt.

Das achtzehnte Kapitel soll den besten Weg zeigen, den allgemeinen Gebrauch des Opiums in China abzuschaffen. Zwey Mittel werden als die wirksamsten angegeben, nämlich Aufhebung des Verbotes und Herabsetzung des Preises; dadurch wäre der Reiz des Verbotenen und Kostbaren dahin und

sollte auch im Anfang eine Vermehrung der Consumtion sich zeigen, so würde die heilsame Wirkung in Zukunft doch nicht ausbleiben und England und China möchten auf gleiche Weise dabey gewinnen; ersteres, indem seine andern Fabricate mehr Absatz fänden, letzteres, da das Land in größern Wohlstand käme und mit nützlichen Produkten statt mit verderblichen versorgt würde.

Herrn M. ist es aber nicht um fruchtloses Wissen zu thun; die Lehre, die er aus seinen Forschungen geschöpft, soll seinem Vaterlande auch von praktischem Vortheil seyn. Das große chinesische Staatsprincip, daß dem Talente sein Lohn werde, möchte er auch auf England und seine Kolonien angewendet wissen; dadurch allein könne sein Vaterland in seiner Größe sich behaupten, während es sonst, seiner im neunzehnten Kapitel geäusserten Meynung nach, zur zweyten Macht herabsinken und an Nordamerica und sogar an Rußland den Vorrang abtreten müsse. Ein Band möge alle Kolonien an einander und an das Mutterland knüpfen; jeder, aus welchem Theile des großen Ganzen er sey, solle auch Theil haben am großen Ganzen. Allgemeine Prüfungen sollen veranstaltet werden; „dadurch würde ein segensreicher Eifer in Mutterland und Kolonien entstehen und Bildung würde in höherem Grade sich verbreiten, als es durch irgend ein anderes Mittel möglich wäre; dadurch würde die Krone eine Schaar einsichtsvoller tüchtiger Männer in ihrem Dienste haben und alle jene Wohlthaten hervorgerufen werden, die stets aus großen nationalen Maaßregeln entspringen, wenn diese strenge Gerechtigkeit zur Grundlage haben, jene unfehlbare Gerechtigkeit, die Nationen erhebt und Throne befestigt.“

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Second Voyage sur les deux rives de la mer Rouge, dans les pays des Adels et le Royaume de Choa par M. Rochet D'Héricourt.

(Fortsetzung.)

„Dieselben Umstände, welche meiner ersten Reise einiges Interesse verliehen, bewogen mich die zweyte zu unternehmen. Es war mir geglückt, die Gunst des Königs von Schoa zu erwerben; er hatte mich mit Ueberreichung gewisser Geschenke an den König der Franzosen beauftragt, dem er auch seine Gefühle in einem eigenhändigen *) Schreiben kund that. Dieser Beherrscher eines der reichsten Länder, des zahlreichsten, kriegerischsten und dabey mindest barbarischen Volkes im tropischen Afrika schien geneigt, sich von freyen Stücken unserer Civilisation zu nähern, wovon ihn so viele Natur-Hindernisse trennen. Ich glaubte mich der moralischen Verpflichtung nicht entziehen zu können, welche mir die von ihm gewordene Aufnahme in gewisser Hinsicht auferlegt hatte; welches auch immer die Folgen des Verkehres seyn mögen, der sich zwischen Schoa und Europa bilden wird; da ich selbst so sehr bey der Anknüpfung der ersten Bande betheiligt war, hielt ich es für meine Pflicht eine zweyte Reise nach Abyssinien zu versuchen. Ausserdem waren dießmal die Aussichten für mich viel günstiger als früher. Die Gegengeschenke, welche die französische Regierung durch mich übersandte, mußten nothwendig mein Ansehen steigern; ich hatte dem Könige Gegenstände zu überbringen, die einen großen Werth in seinen Augen haben, Kanonen, Gewehre, reiche Stoffe. Auch hatte ich eine nicht weniger reizende Aufforderung von anderer Seite erhalten: die Akademie der Wissenschaften hatte mir Observations-Instrumente, unter anderen einen magnetischen Inclinations-Apparat anvertraut, welche meiner neuen Reise einen wirklich wissenschaftlichen Werth zu geben versprachen.“ II. p. 2.

Der erwähnte Brief lautet also:

„Negus Sahela Selassie, König von Schoa,
an Ludwig Philipp, König der Franzosen.“

„Ich sende Euch diese Botschaft, nachdem ich durch Rochet von Eurer Größe gehört habe; mein Herz hat sich Euch zugewendet, und wünscht Eure Freundschaft. Es ist Brauch, daß zwischen entfernten Personen Geschenke die ersten Beweise von Freundschaft bilden; daher sende ich Euch einige Sachen aus meinem Lande, einen Schild, Säbel, silbernen Ring und Armschiene, Kopftuch, schwarze Pantherhaut, Löwenhaut, zwey Lanzen, ein Pferd, und zwey Bücher, betitelt Senkesar und Fetha Negest. Ich halte diese Dinge nicht für Geschenke, die Eurer würdig wären, sondern nur für Gegenstände, die Eurer Neugierde dienen können. Es sind unsere einheimischen Waaren, die ich Euch übersende *).

Ich kann mit Euch nicht jene Freundschaft schließen, welche aus dem Anblicke und der Rede entspringt, sondern nur jene, welche durch die Schrift befestiget wird, da wir uns nicht sehen können. Aber die Schriftzeichen werden unsere Augen seyn, und unser Wort

*) Im ersten Bande pag. 317 heißt es, der Brief sey in Gegenwart des Verf. vom Könige diktirt worden.

*) Das Gegengeschenk bestand aus zwey Kanonen, 100 Flinten, 50 Büchsen, 50 Paar Pistolen, 50 Cavallerie- und 50 Infanterie-Säbeln, Helmen und Panzern; rothem Tuche, Wollenzeugen und Seidenstoffen; einer Drehorgel für die Marseillaise gesetzt.

das von Rochet, dem ich meine Gedanken mitgetheilt habe. Schicket ihn mir bald zurück, und saget ihm, was Ihr aus meinem Lande haben wollet, und was sich in dem Eurigen nicht findet. Ich werde mich beeilen, Eure Wünsche zu erfüllen, und meinerseits Rochet zurückzusenden."

Das anvertraute Gut nicht unnöthig in Gefahr zu bringen und etwas Zeit zu ersparen, wählte der Verf. diesesmal die kürzere Route, auf dem Nile bis Kenneh, und von da über Kosseir zur See nach Dschidda, wo er am 21. April 1842 anlangte. Hier schon fingen die Unannehmlichkeiten, welche sich voraussehen ließen, an; die türkische Mauth wollte durchaus den Durchgangszoll von den Waaren erheben, und es bedurfte starker Drohungen, diese Schmach abzuwenden. Er beobachtete mit Wehmuth die Folgen des politischen Zwanges, welcher Arabien dem Vicekönige von Aegypten abgenommen, und wieder mit der Pforte vereinigt hatte: Unordnung, Gesetzlosigkeit. Doch erhielt er von dem damaligen Pascha, Osman, eine merkwürdige Genugthuung für einen abyssinischen Mönch. Dieser aus Godscham gebürtig, war aus seinem Kloster Debra Libanos auf eine Pilgerreise nach Jerusalem aufgebrochen, und hatte den Weg bis nach Massowa, und die Fahrt von da nach Suakim glücklich zurückgelegt. Auf der Ueberfahrt von dem letzteren Orte nach Dschidda, welche sieben Tage dauerte, wurde er von dem Schiffsvolke grausam behandelt und beraubt; jeden Tag banden sie ihn an ein Tau, warfen ihn ins Meer, und hielten ihn unter dem Wasser, bis er die Besinnung verlor; dann zogen sie ihn wieder herauf, hielten ihm ein Messer an die Kehle, und peitschten ihn mit Stricken, unter dem Zurufe: Schwöre deinen Glauben ab, bekenne dich zum Islam und gieb an, wo dein Geld ist. Am siebenten Tage endlich fanden sie sein Reisegeld, zwölf Thaler, in seinem Kopftuche verborgen, nahmen ihm dieses und sein Reisegeräthe, und bedrohten ihn mit dem Tode, wenn er sie nachher verklagen würde. Der Verf. bestimmte den französischen Consularagenten Serkeis sich des Mönches anzunehmen. Nach einem kurzen Verhöre ließ der Pascha dem Schiffspatrone fünfhundert, und jedem Matrosen zweyhundert und fünfzig Stockschläge geben; ausserdem wurde jeder sieben Male von der Spitze des Mastes herab in das Meer geworfen, und an einem Stricke unter dem Kiele der Barke durchgezogen, wobey zwey ihr Leben einbüßten. Der Mönch bekam sein Geld und seine übrige Habe zurück. Der Verf. scheint hier einen Artikel des später einseitig eingegangenen Vertrages im voraus angewendet zu haben, welcher heißt (II. p. 376.): „der König der Franzosen, als Schirmherr von Jerusalem, wird alle Schoaner, welche eine Pilgerfahrt unternehmen, als französische Unterthanen ansehen, und durch seine Agenten beschützen lassen auf der ganzen Strecke gegen die Erpressungen der Ungläubigen."

Auf der Weiterreise berührte der Verf. Hodeida. Wenige Tage vor seiner Ankunft war diese Stadt von einer Feuersbrunst heimgesucht worden, welche hundert und vierzig Hütten in Asche gelegt hatte. Die ganze Bevölkerung befand sich in großer Aufregung über den muthmaßlichen Ursprung des Feuers; einige beschuldigten einen alten persischen Pilgrim der Brandstiftung durch Zauberey, des bösen Blickes, wodurch er ohne Weiteres ein Haus in Flammen setzen könnte, und mißhandelten ihn dergestalt, daß er wohl auf dem Platze geblieben wäre, wenn nicht der Scheriff ihn den Peinigern entrissen und in das Gefängniß hätte setzen lassen. Andere wollten im Schnabel eines Aasgeyers einen Feuerbrand gesehen haben, welchen er auf das den Flammen bestimmte Haus habe fallen lassen. Aber die glaubwürdigsten Einwohner sagten halblaut, der Scheriff müßte am besten die wahren Brandstifter kennen, seine Soldaten nehmlich, denen er zweymonatlichen Sold schuldig war, und die das Feuer gelegt hatten, um zu plündern.

Hier und noch mehr in Mocha wiederholten sich die Streitigkeiten mit der Mauth, welche offenbar in ihrem Rechte war, da Rochet keinerley Beglaubigung als öffentliche Person bey sich führte, und sich in Nichts von einem Handelsmanne unterschied. Der Aufenthalt, den er in allen diesen Hafenstädten machen mußte, wurde aber gut benutzt; die Abweichung der Magnetnadel war daselbst noch nicht mit solcher Schärfe beobachtet worden.

Schwierigkeiten, auf welche der Reisende in Tadschura stieß, und welche er grundloser Weise britischer Eifersucht zuschrieb, veranlaßten ihn nach

Mocha zurückzukehren, und dort die Rückkunft eines nach Schoa gesandten Boten abzuwarten. Aber bald öffnete sich ihm ein anderer Ausgangspunkt, Ambabu, der nächste Hafenort von Tadschura. Seine chirurgische Geschicklichkeit, bewiesen an einem der Vornehmen dieses Ortes, bewirkte freundliche Aufnahme und Weiterbeförderung, und alle Hindernisse wurden hinweggeräumt durch die Ankunft des Boten mit Briefen des Königes von Schoa und seiner Gemahlin, von welchen wir hier den der Dame mittheilen:

Mein l. Rochet! Ich rechnete nicht mehr darauf, dich wieder zu sehen, denn man sagte uns, daß du todt seyst; aber Gott hat mein und Sahela Selassies Gebet erhört. Ich hoffe daß du bey dir die schönen Sachen habest, welche ich dir aufgetragen habe, mir mitzubringen; komme schnell, mich sie sehen zu lassen. Besabesch."

Aber eilen ließ sich nicht mit dem besten Willen, obgleich man in der besten Jahreszeit war, im September; die unwirthliche Einöde hatte selbst nach der Regenzeit kaum gewonnen.

„Die Landschaft der Adaiel ist ein Gebirgsland, das von vulkanischen Umwälzungen heimgesucht worden zu einer Zeit, die man jetzt nicht mehr bestimmen kann. Es giebt nirgends auf der Erde so viele erloschene Vulkane, so gewaltige Massen von Lava über den Boden ausgebreitet als hier. Wenn die Alten diese Gegend gekannt hätten, würden sie nicht den Kampf der Titanen mit den Göttern, oder die brennenden Essen der Cyklopen nach Sicilien verlegt haben. Kein befruchtendes Wasser durchläuft die heißen Spalten dieses überall durch unterirdisches Feuer verwüsteten, und von der tropischen Sonne versengten Landes. Man findet nicht einmal (außer an sehr wenigen Stellen) in der Anordnung der Felsenmassen jene abwechselnd bizarren oder majestätischen, furchterregenden oder erhabenen, immer aber großartigen und malerischen Ansichten, welche gewöhnlich Gebirgslandschaften darbieten. Hier ist nur einförmige Mittelmäßigkeit; fast durchaus Hügel mit wenig steilen Abhängen, mit lang ausgezogenen Gräten und dazwischen sich erhebenden kleinen Kegeln, den ausgebrannten Kratern von Vulkanen, aus denen mächtige und dicke Lavaströme geflossen sind. Wenn man die röthlich düstere Färbung des Gesteines und das tropische Sonnenlicht, welches die Umrisse so scharf zeichnet, sich hinzudenkt, hat man ein Bild von diesem traurigen Lande, dessen langweilige Dürre von jeder Seite betrachtet abstoßend wirkt. II, p. 68.

Das Niveau des Salzsees (Bahr Assal) fand der Verf. 217 Meter unter dem Meeresspiegel, welches er bey seinem ersten Besuche nicht geahnet; doch gebührt ihm nicht die Ehre dieser merkwürdigen Entdeckung, denn lange vor ihm hatten Dr. Beke und Major Harris ein ähnliches Resultat bekannt gemacht. Die Temperatur des kochenden Wassers ergab dem letzteren für die erwähnte Stelle 570′ also 141′ weniger, als die barometrische Beobachtung von Rochet. Auch alle übrigen Höhen bestimmungen von Rochet sind um ein Bedeutendes höher angesetzt als bey Harris: z. B. Killalu 521^{m} (= 1621′ engl.) bey H. 1542′; Ankobar, 2777^{m} (= 9110′) bey H. 8200′. Die neuen Angaben mögen bey der größeren Sicherheit barometrischer Untersuchungen die richtigen seyn.

Wie zu erwarten war, wurde der Verf. mit hohen Ehren von seinem Gönner empfangen, unter die Zahl der ersten Würdenträger des Reiches aufgenommen, und ihm irgend eine beliebige Provinz zur Verwaltung angetragen; doch er beschied sich mit der Würde, und schlug das Amt aus. Auch dießmal begleitete er den König in das Feld, und machte dabey eine merkwürdige antiquarische Entdeckung.

„Auf einem Berge, den die Rathafo Galla inne haben, finden sich Ruinen. Sie kündigen sich an durch einen horizontal in schieferiges Gestein gebrochenen Hohlweg; in der Mitte erweitert er sich kreisförmig, dann endigt er in einem Gewölbe, das den wie eine Mauer ansteigenden Felsen durchbricht. Man kommt durch das Gewölbe in eine Art Hofraum, der oben offen ist, und ein längliches Viereck bildet. An der Basis einer der Wände dieses Hofes sieht man den Eingang eines unterirdischen Ganges, der gegenwärtig verschüttet ist; aber die Verwitterung des Gesteines hat eine Spalte geöffnet, durch welche man in eine von Menschenhänden ausgehöhlte Grotte gelangen kann, wozu wohl sonst der jetzt verschüttete Gang geführt hat. Die Grotte besteht aus zwey Abtheilungen, die ihr Licht durch zwey nach oben durchgebrochene Oeffnungen erhalten. Eine Art von Steinbank ist im Hintergrunde dieser Kammern ausgehauen, die wahrscheinlich den Besuchern dieses geheimnißvollen Ortes

zum Sitze diente. Viereckige Pfeiler, die sich oben und unten verbreitern, stützen das Gewölbe; in halber Höhe der Pfeiler ist eine erhabene Leiste angebracht. Das Ganze ist aus dem Felsen ausgehauen; keine Inschrift giebt Auskunft, in welcher Zeit und zu welchem Zwecke dieses merkwürdige Werk ausgeführt worden. Südlich von der Grotte in einer Entfernung von 200 Meter sieht man noch die Grundmauern eines Gebäudes, das eine große Fläche bedeckt haben muß, und zu welchem ohne Zweifel die Grotte gehörte. Der König fragte mich, was ich davon hielte; ich sagte ihm, daß ich glaube, es habe zu gottesdienstlichen Gebräuchen gedient, und sey ohne Zweifel ausgeführt worden zur Zeit der Einführung des Christenthumes in Abyssinien. Der König hatte dieselbe Meynung, und sagte mir, daß die Priester, welche es besichtigt, ihm denselben Ursprung zuschrieben. —

Eine zweyte Grotte, ebenfalls bey den Rhatafo-Gallas, findet sich am Flusse Gallena. Sie ist in einen Schiefer-Felsen gearbeitet, dessen Fuß der Fluß bespühlt; sie besteht aus zwey kreisrunden Kammern, deren Decke sich in eine Kuppel endigt, und ist in der Mitte mit einem kleinen Gewinde von verschlungenen Rauten geziert. Ein Karnies nicht weit von dem Boden diente augenscheinlich zur Anbringung von Fackeln. In der größeren Kammer bemerkt man an einer Wand drey große in den Felsen gehauene Vertiefungen, über welchen die Decke von Rauch geschwärzt ist; in der anderen Kammer findet man nur eine solche Vertiefung, aber in der Mitte des Gemaches; man möchte vermuthen, daß sie zu Abwaschungen bestimmt war. Keine Inschrift erklärt das Räthsel dieser Höhle. Vielleicht schreibt sie sich von der Zeit her, als das Judenthum in Aethiopien blühte. Der Felsen, in welchen sie gearbeitet ist, steigt vom Flußufer fast gerade auf; und sie wäre unzugänglich, wenn man nicht darin Löcher angebracht hätte, in welche man, um hinaufzuklettern, Hände und Füße einsetzen muß, und welche zu einer kleinen Galerie führen, an deren Ende sich eine kleine gewölbte Pforte öffnet. II, p. 210.

Die wenigen vorher in Schoa aufgefundenen Ruinen stammen alle aus historischer Zeit, als man noch steinerne Gebäude zu errichten verstand, welche Kunst verloren gieng, oder wegen der häufigen Erdbeben aufgegeben wurde. Natürliche Höhlen, welche das basaltische und trachytische Gestein der höheren Gebirge durchziehen, werden von dem gegenwärtigen Geschlechte als der Aufenthalt böser Geister sorgfältig gemieden, obgleich sie wegen ihrer sehr festen Beschaffenheit einen sicheren Zufluchtsort bey Elementarereignissen, und Bergungsort in Kriegszeiten darbieten würden. In den tiefen Wildnissen von Fatigar und Berhat am Hawasch sollen bedeutende Ruinen aus der Zeit des Kaisers Lalibala, unter andern ein Brückenpfeiler sich finden. Noch kein Europäer hat sie gesehen.

Nachdem der Verf. große Beweise von Muth und Entschlossenheit im Kampfe mit wilden Menschen und Thieren abgelegt, welche billigerweise einen großen Theil seiner Erzählung einnehmen, aber hier übergangen werden müssen, verabschiedete er sich wiederum von Hofe, nicht ohne eine zweyte Last von Wehr und Waffen mitzunehmen. Zu Ende des Jahres 1843 war er wieder nach Cairo zurückgekehrt.

Die wichtigste geographische Notiz, welche wir in den beyden Bänden gefunden haben, betrifft einen der kürzlich entdeckten Ströme des östlichsten Afrika, den von dem Marine-Lieutenant Christopher „Haines-Fluß“ benannten Webbe. Der Verf. hat von einem Soddo-Galla und einem Harrari Folgendes erfahren:

„Der Huabé (Webbe), der sich bey Dschuba in den indischen Ocean ergießt, entspringt am Fuße des Berges Tibayu, südlich vom See Zuai, der im S. W. von Schoa liegt. Der Berg Tibayu gehört den Kordschassi-Gallas, in deren Gebiet auch ein großer See sich findet, durch welchen der Fluß läuft; dann durchschneidet er das Gebiet der Arussi, Ania und Hombhenné-Galla, welches letztere etwa 18 Lieues von Harrar entfernt ist, bestreicht den Theil des Somauli Landes, welcher Augadene heißt, trennt ihn von dem Gebiete der Ania-Galla, und stürzt sich in den Ocean.“ II, p. 274.

Dieß alles ist sehr abweichend von den Nachrichten, die Lieutenant Christopher und Major Harris gegeben haben, und die, wenigstens was den unteren Lauf betrifft, (der nicht ganz das Meer erreicht), weit mehr Glauben verdienen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Erster Theil 1784 — 1788. Berlin, Verlag von Veit u. Comp. 1847.

Es ist für Geist und Herz ein seltener Genuß, große Persönlichkeiten, deren Werke wir bewundern, in den Stadien ihrer innern Entwickelung kennen zu lernen. Indem es uns vergönnt wird, in die geheime Werkstätte ihres Lebens zu schauen, nehmen ihre Werke, die uns vorher unvermittelt als leuchtende Sterne erschienen, die mildere Gestalt von edeln Früchten an, deren Entstehung aus Stamm und Zweigen wir ihrer Vermittelung nach begreifen, und die Bestrebungen, deren Zeugen wir seyn dürfen, wirken, so weit wir noch bildungsfähig sind, ermunternd, warnend, reinigend auf uns ein. Als treffliche Mittel solcher Genüsse verdienen die Briefwechsel bedeutender Männer, an denen unsere Litteratur nicht arm ist, vorzügliche Beachtung.

Die Reihe derer, aus denen Schillers Bild hervorleuchtet — ich erinnere an seine Briefe an Dalberg, an den Briefwechsel zwischen ihm und Göthe, zwischen ihm und Humboldt — wird durch die obige Sammlung auf das Erfreulichste vermehrt. Wenn wir sagen wollten, daß Körner zu den vertrautesten Freunden des Dichters gehört habe, so wäre das nicht genug gesagt; es ist Thatsache, daß er vom Jahr 1784 an sein vertrautester Freund, der eigentliche Genosse seiner innerlichsten Bestrebungen war, dem er von Allem, was ihn bewegte, Mittheilung machte. Zu Körner nahm er von Mannheim aus seine Zuflucht, in Körners Haus zu Dresden wohnte er zwey Jahre unter Beschäftigung mit Don Carlos, mit ihm verfaßte er die philosophischen Briefe, seiner treuen Anhänglichkeit und oft auch seines Rathes erfreute er sich während seines Aufenthaltes zu Weimar und Jena. Eine Art von Tagebuch dieser Freundschaft für die Zeiten, wo die Freunde örtlich getrennt waren, bildet diese Sammlung. Sie ist die Schatzkammer der für die Beurtheilung von Schillers Werken so unentbehrlichen Briefe, welche die bekannte aus Körners Feder stammende Biographie des Dichters auszeichnen. Was dort abgerissen dasteht, wird hier in unterrichtendem Zusammenhange mit vielem Anderen gefunden. Daneben lernen wir aus ihr an Körner einen nach Gaben des Geistes, Ausbildung des Geschmacks, Schärfe der Kritik, Männlichkeit der Gesinnung höchst achtungswerthen Mann genau kennen, wie sich denn voraussetzen läßt, daß der ein Trefflicher gewesen seyn muß, dessen Freundschaft der Dichter selbst als ein so hohes Gut erachtete.

Ich glaube nun, die Art und den Werth des Buches dadurch am Besten zu schildern, daß ich die Hauptpunkte andeute, um welche sich die darin enthaltenen Briefe bewegen.

Ein Hauptmoment ist der Beginn der Freundschaft zwischen Schiller und Körner selbst.

In den Briefen an Dalberg schreibt Schiller unter dem 7. Juni 1784 von einer sehr schmeichelhaften und angenehmen Ueberraschung, die ihm vor einigen Tagen widerfahren sey. Es seyen ihm aus Leipzig von vier Unbekannten Packete und Briefe zugeschickt worden, die von Enthusiasmus für ihn

überflossen. „Ein solches Geschenk von fremden Menschen," schreibt er, „die dabey kein andres Interesse haben, als mich wissen zu lassen, daß sie mir gut sind und mir für einige frohe Stunden danken, war mir äußerst werth, und der lauteste Zusammenruf der Welt hätte mir kaum angenehmer geschmeichelt." Diese vier waren Körner, Huber und die Töchter des aus Göthes Leben bekannten Kupferstechers Stock zu Leipzig. Der Brief Körners, den er in der Uebrigen Namen an Schiller geschrieben, und Schillers Antwort darauf bilden den Anfang dieser Sammlung.

Sonst entstehen die Freundschaften aus persönlicher Bekanntschaft. Diese gründete sich nur auf den Eindruck, den Schillers Schriften, seine drey ersten Dramen, auf empfängliche Gemüther gemacht hatten, und wurde, was man danach kaum hätte vermuthen dürfen, von dem dauerndsten Erfolge gekrönt. Obwohl merkwürdig spät, erst nach Verlauf eines halben Jahrs, faßte Schiller mit begeisterter Dankbarkeit die dargebotene Hand, um sie nie wieder loszulassen. Bald sieht er, was er an dieser Freundschaft gewonnen hat; eine Entwickelung über die bisherige Richtung seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die Körner ihm mittheilt, erregt seine Theilnahme und Anerkennung, Ideale gehen ihm auf und er entwirft einen völligen Bauplan für ihre Freundschaft. Hier einige Proben ihres Briefwechsels aus dieser ersten Zeit.

Mannheim 7. Dec. 1784: . . . „Wenn ich Ihnen bekenne, daß Ihre Briefe und Geschenke das Angenehmste waren, was mir — vor und nach — in der ganzen Zeit meiner Schriftstellerey widerfahren ist . . . daß Sie, meine Theuersten, es sich zuzuschreiben haben, wenn ich die Verwünschung meines Dichterberufes, die mein widriges Verhängniß mir schon aus der Seele preßte, zurücknahm und mich endlich wieder glücklich fühlte; wenn ich Ihnen dieß sage, so weiß ich, daß Ihre gütigen Geständnisse gegen mich Sie nicht gereuen werden."

Dresden 11. Jan. 1785: . . . „Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so theuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dieß macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfniß. Ihrer Thalia (deren Entwurf Schiller an Körner geschickt hatte) sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu seyn scheint. Alles, was die Geschichte in Characteren und Situationen Großes liefert und Shakspeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihren Pinsel. Dieß ist gleichsam bestellte Arbeit."

Mannheim 22. Febr.: . . . O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen . . . bey Ihnen will ich, werde ich Alles doppelt, dreyfach wieder seyn, was ich ehemals gewesen bin . . . Es braucht Nichts, als eine solche Revolution meines Schicksals, daß ich ein ganz anderer Mensch — daß ich anfange, Dichter zu werden."

Leipzig 7. Mai: . . . „Ueber den Bau unserer Freundschaft habe ich tausend Ideen . . . Doch es ist unmöglich, daß ich Ihnen jetzt schon die unzähligen mir zuströmenden Gedanken darüber preisgeben kann, die nun erst in meinem Kopfe sich reinigen und läutern müssen."

Die Sammlung giebt hierauf eine Reihe von Briefen Schillers aus Gohlis bey Leipzig, wo er an der Thalia und an dem Don Carlos arbeitete, unter denen einer, vom 3. Juli, für seinen mit dem Gedanken an eine völlige Erneuerung seines Lebens verbundenen Enthusiasmus in der Freundschaft höchst bezeichnend ist, mehrere andre aber den edlen Sinn, mit welchem beyde Freunde in Bezug auf Geldangelenheiten erfüllt waren, erkennen lassen. Im Sept. 1785 war das Ziel ihrer Wünsche erreicht: Schiller konnte nach Dresden ziehen, in das Haus seines Freundes, der sich indeß mit der jüngern Tochter Stocks verheirathet hatte. Nun ist Schiller vollkommen glücklich:

„Was bisher meine heißesten Wünsche erzielten," schreibt er am 13. Sept. an Huber, „hab' ich nun endlich erlangt. Ich bin hier im Schooß unserer Lieben aufgehoben wie im Himmel."

Leider schweigt nun, wie natürlich, unsre Sammlung von der Zeit des Zusammenseyns beyder Freunde. Wir müssen im Geiste hier einschalten, was aus Schillers Biographie bekannt ist, daß er in dieser Zeit den Don Carlos beendigte und einen Gegenstand ins Auge zu fassen begann, auf welchen ihn die Vorarbeiten zu diesem Drama aufmerksam gemacht hatten, den Abfall der Niederlande von Philipp dem Zweyten. Nur kurze Zeiträume, Reisen Körners mit seiner Familie und ein Aufenthalt

Schillers in Tharandt sind durch Briefe, in denen sich die Getrennten von einander Nachricht geben, ausgezeichnet. Es geht daraus hervor, daß ihre Hoffnungen für ihren persönlichen und geistigen Verkehr durchaus erfüllt waren: ihre Briefe athmen den Hauch innigster gegenseitiger Verbundenheit. Für Schillers Studien ist bedeutend, was er im April 1786 schreibt, nachdem er Abbts Schrift vom Verdienste gelesen:

„Unendlich viel Anziehendes hat diese Gattung von Philosophie. Ich glaube, wenn ich und Du Muße hätten zu brüten und unsre Ideen gleichsam zu droguiren, so wäre eine solche Materie die schönste gemeinschaftliche Beschäftigung. Untersuchungen über die Classification der Menschen, Abwägung der Größen und Tugenden — welcher schöne Stoff für uns Beyde!

Ich muß ganz andre Anstalten treffen mit dem Lesen. Ich fühle es schmerzlich, daß ich noch so erstaunlich viel lernen muß, säen muß, um zu ernten . . .

Täglich wird mir die Geschichte theurer . . . Ich wollte, daß ich zehn Jahre hinter einander nichts als Geschichte studirt hätte . . . Meinst Du, daß ich es noch werde nachholen können?"

Um diese Zeit waren die philosophischen Briefe geschrieben. Er denkt an ihre Fortsetzung:

„In der Continuation unsrer philos. Briefe wollen wir das Thema aufs Tapet bringen: welche Thätigkeit — bey gleichen Kräften — die vorzüglichere ist, politische oder ideale, bürgerliche oder gelehrte? Ich weiß keinen schöneren Stoff als diesen, und in welchem sich Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit mehr vereinigen ließen."

Bey Gelegenheit einer späteren Reise Körners, im Dec. 1786, schreibt er an diesen über Don Carlos:

„Willst Du wissen, wie weit ich in meiner Arbeit gekommen bin? Mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin, die du ja kennst. Jetzt fängt es an, sehr interessant zu werden, aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich bey dieser Arbeit durchdrungen seyn sollte." Worüber dann Körner in der Antwort vom 2. Jan. 1787 klagt: „Was Du mir vom Carlos schreibst, ist traurig. Nur nicht wissentlich übereilen, wenn Du hoffst, ihm in Deiner jetzigen Lage eine größere Vollkommenheit zu geben. Noch ist das Werk in deiner Hand . . ."

Uebereilt wurde die Vollendung nicht; noch im April 1787 arbeitete Schiller, der sich nach Tharandt zurückgezogen hatte, daran:

„Ich werde noch eine Scene dazu fertig machen, wo nicht den ganzen dritten Act vollenden."

Außerdem liest er Französisches, und wird von Charles XII. entzückt:

„Ich finde ihn mit mehr Genie sogar geschrieben, als das Siècle de Louis XIV. Er verbindet das Interesse einer Robinsonade mit dem philosophischen Geiste und der kräftigen Schreibart des letzteren. Zugleich hat mir das Ganze einen gewissen Anstrich von Alterthum . . . So wünschte ich mir eine Geschichte des Königs von Preußen."

(Schluß folgt.)

Second Voyage sur les deux rives de la mer Rouge, dans les pays des Adels et le Royaume de Choa par M. Rochet D'Héricourt.

(Schluß.)

Die zahlreichen mit großer Genauigkeit angestellten physikalischen Beobachtungen des Verf., nämlich der Witterung, der Temperatur, des Erd-Magnetismus, ferner die Höhen- und Grad-Messungen nebst den Compaß-Aufnahmen sind tabellarisch in einem der letzten Capitel zusammengestellt. Daran schließen sich geognostische Bemerkungen und Beschreibung der auf der ganzen Reise gesammelten Handstücke und Versteinerungen. M. Dufrenoy hat darüber der Akademie der Wissenschaften einen Bericht erstattet, in welchem er die Tertiärformation des Thales von Gobad (etwa 120 engl. Meilen von Tadschura) mit der von Paris, besonders mit dem Grobkalke von Grignon identificirt, die Vulkane von Daffare in Gestalt und Bildung denen der Auvergne, in Zusammensetzung ihrer Laven aber denen der Insel Ischia (trachytische Lava) gleichstellt, und eine

vollkommene Uebereinstimmung zwischen der Formation des afrikanischen Küstenstriches des Rothen Meeres und der des asiatischen nachweist.

Botanik und Zoologie standen dem Verf. ferner. Er hat ein kleines Herbarium zusammengebracht, das, von Delile untersucht, unter 70 Arten 13 neue enthält, nehmlich Capparis 1, Zizyphus 1, Erythrina 1, Jasminum 1, Solanum 3, Barleria 1, Pavetta 1, Inula 1, Helichrysum 2, Olinia 1. Diese letztere Species, von dem akademischen Berichterstatter Jussieu Rochetiana genannt, war von Delile zu einem neuen Genus, Rochetia, erhoben worden, welches sowie ein anderes Tephea, identisch mit Trichilia emetica Forsk., Jussieu nicht angenommen hat. Uebrigens sind die neuen Arten einstweilen nur benannt, nicht beschrieben.

Von zoologischer Ausbeute hat der Verf. nur den Schädel eines Hippopotamus mitgebracht. M. Duvernoy beschreibt ihn ausführlich (II, 349 et seq.) und findet durch Ausmessung und Vergleichung 1) eine Identität des abyssinischen und senegambischen Nilpferdes, 2) eine specifische Verschiedenheit zwischen diesem mittelafrikanischen und dem südafrikanischen. Er schlägt für die erste länger bekannte Art den Namen H. typus (doch wohl typicus), für die zweyte H. australis vor. Rochet will im Lande der Adaiel ein Zebra getödtet haben; bey Harris finden wir nur einen wilden Esel als Heerdenthier angeführt, der, weder Zebra noch Quagga, dem indischen Onager am ähnlichsten sey.

Den Beschluß des Werkes macht eine mangelhafte, und da die nächste und unmittelbare Quelle nicht angegeben ist, plagiarische Uebersetzung des äthiopischen Kalenders aus dem Werke von Major Harris, wo sich eine englische Uebertragung des lateinischen Textes von Ludolf mit Ergänzungen nach einem in Schoa durchgesehenen äthiopischen Originale findet *). Diese letzteren sind bey R. bald wörtlich übersetzt, bald verkürzt, bald ganz ausgelassen; dieses geschieht auch häufig und ganz planlos mit der ursprünglichen ludolfischen Liste. Da ein Exemplar des Seakesar (Συναξάρια) nach Paris gestiftet worden ist, hätte mit geringer Mühe etwas Vollständigeres geliefert werden können, als von der englischen Gesandschaft, welcher ein solches nur auf wenige Stunden aus einer Klosterbibliothek anvertraut war.

Ein dem Werke beygegebener Atlas besteht aus einer Karte und 15 lithographirten Tafeln, welche, soweit sie sich auf des Verf. Skizzen stützen mußten, wenig gelungen sind.

Die von der Akademie der Wissenschaften zu Paris niedergesetzte Commission zur Berichterstattung über Herrn Rochets zweyte Reise in Abyssinien hat nach Aufzählung der gewonnenen Resultate der Akademie vorgeschlagen, auszusprechen, „daß die von Rochet auf seiner zweyten Reise gesammelten wissenschaftlichen Materialien sehr wichtig seyen, und daß ihre baldige Bekanntmachung höchst wünschenswerth wäre;“ und hat den Wunsch beygefügt: „daß die Unerschrockenheit, der unermüdliche Eifer, und die Uebung dieses Reisenden in der Handhabung astronomischer, magnetischer und meteorologischer Instrumente irgend einer fernen Expedition zu Gute kommen möchte.“ Diesen von der Akademie durch Beschluß angenommenen Wunsch machen wir auch zu dem unsrigen, und hoffen, daß das Ziel ebenfalls wieder das vielversprechende Südabyssinien seyn werde. — R.

*) In der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft I, p. 28. Anm. wird dem Major Harris der Vorwurf gemacht, er habe „den ganzen Kalender nach Ludolf wieder abdrucken lassen, ohne nur zu sagen, woher er ihn genommen.“ Er ist aber weder ganz der Ludolfische, noch ist dieses Autors keine Erwähnung geschehen. Eine flüchtige Durchsicht des Kalenders selbst hätte dem gelehrten Recensenten das erste gezeigt (der fleißige Uebersetzer des Werkes von Major Harris hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die Zusätze einzeln hervorzuheben); was das zweyte betrifft, so wird jeder, der die mit gesperrter Schrift gedruckte Note Vol. III, p. 400 liest, vollkommen befriedigt seyn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Schillers Briefwechsel mit Körner.

(Schluß.)

Von allgemeinerer Bedeutung sind die Briefe Schillers von Weimar aus, wohin er sich im Juli 1787 begeben hatte, in denen er seinem Freund über das dortige Leben und Treiben Bericht erstattet. Nichts überhaupt versetzt uns so lebhaft in die Vergangenheit, oder zaubert sie uns so als eine Gegenwart vor, als Briefe, die in der Vergangenheit geschrieben sind und nun als Reliquien derselben dastehen. Und in der That ist es dem Leser, wenn er diese Schiller'schen Beschreibungen vor sich hat, als stünde er mitten in jener Zeit; gleich stark treten ihm die Vorzüge, wie die Schwächen derselben vor Augen, und während ein neues Bild der Heroen des litterarischen Hofes gewonnen wird, fällt auch ein Licht auf ihre Umgebung. Hören wir nur Einiges:

„Ich besuchte also Wieland, zu dem ich durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen gelangte. Unser erstes Zusammentreffen war wie eine vorausgesetzte Bekanntschaft. Ein Augenblick machte Alles. Wir wollen langsam anfangen, sagte Wieland, wir wollen uns Zeit nehmen, einander etwas zu werden. Er zeichnete mir gleich bey dieser ersten Zusammenkunft den Gang unsres künftigen Verhältnisses vor, und was mich freute, war, daß er es als keine vorübergehende Bekanntschaft behandelte . . . Sein Aeußeres hat mich überrascht. Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht — doch gewinnt er sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht . . . Sehr gern hört er sich sprechen, seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt."

Späterhin hat er über den Wankelmuth von Wielands Character zu klagen, tritt ihm jedoch näher und vereinigt sich mit ihm zu einer Erneuerung des Mercurs, den bis dahin Wieland allein herausgegeben hatte.

— — „Ich komme von Herder. Wenn Ihr sein Bild bey Graff gesehen habt, so könnt Ihr ihn Euch recht gut vorstellen, nur daß in dem Gemälde zu viel leichte Freundlichkeit, in seinem Gesicht mehr Ernst ist. Er hat mir sehr behagt. Seine Unterhaltung ist voll Geist, voll Stärke und Feuer, aber seine Empfindungen bestehen in Haß oder Liebe. Göthe (der damals von seiner italienischen Reise noch nicht zurückgekehrt war) liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung . . . Göthe, gesteht er, habe viel auf seine Bildung gewirkt. Er lebt äußerst eingezogen, auch seine Frau, die ich aber noch nicht gesehen habe. In den Clubb geht er nicht, weil dort nur gespielt oder gegessen oder Tabak geraucht würde; das wäre seine Sache nicht. Wielands Freund scheint er nicht sehr zu seyn. Musäus hat er mir gerühmt. Er klagt sehr über viele Geschäfte und daß er zur Schriftstellerey wenig Zeit übrig behielte. Unter allen Weimar'schen Gelehrten sey Wieland der einzige, der seinem Geschmacke und seiner Feder leben könnte."

Wie anregend Herders Umgang war, wird aus folgendem Bericht recht anschaulich:

„Vor acht Tagen ging ich im Wäldchen vor der Stadt allein spazieren und fand unterwegs Herder mit seinen Kindern. Ich gesellte mich zu ihm und kam zufälligerweise zu einem recht angenehmen Abend. Herder macht aus schriftstellerischen Menschen nichts, aus Dichtern und Dramatischen vollends am allerwenigsten, aus Fremdheit wie er selbst gesteht in diesem Fach des Geistes; er hat von mir nichts gelesen, und doch wird Herder beynahe am billigsten gegen mich seyn. Er

fragte mich, wie ich arbeite, und da ich ihm sagte, ich hätte das Unglück, während einer weitläufigen poetischen Arbeit mich selbst zu verändern, weil ich noch im Fortschreiten wäre, und also am Ende eines solchen Productes anders als bey dessen Anfang zu denken und zu empfinden, so rieth er mir, schnelle Brouillons hinzuwerfen und dann erst langsam darin nachzuarbeiten. Seine Idee war hell und richtig."

Sehr interessant ist, was Schiller über Herders Predigtweise schreibt:

„Die ganze Predigt glich einem Discurs, den ein Mensch allein führt, äußerst plan, volksmäßig, natürlich. Es war weniger eine Rede als ein vernünftiges Gespräch. Ein Satz aus der practischen Philosophie, angewandt auf gewisse Details des bürgerlichen Lebens. — Lehren, die man ebensogut in einer Moschee, als in einer christlichen Kirche erwarten könnte" u. s. w.

Als sich Schiller mehr zu Wieland neigt, schreibt ihm Körner warnend:

„Ich gebe zu, daß es Gewinn für dich ist, wenn sein (Wielands) verfeinerter Geschmack dich auf Fehler in deinen Arbeiten . . . aufmerksam macht . . . Aber es giebt eine Verzärtelung des Geschmackes, bey der jede Größe Caricatur scheint . . . Ich komme immer darauf zurück, daß du Herder nicht vernachlässigen solltest."

Göthe hat eine Art von Secte in Weimar, mit der Schiller bekannt wird.

„Dieser Tage bin ich auch in Göthes Garten gewesen, beym Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Göthes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Speculation und Untersuchung mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Secte."

Indeß genießt er in ganz Weimar der allerhöchsten Achtung, und zwar nicht bloß um seiner Werke willen:

„Göthe wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller geliebt und bewundert. Herder giebt ihm einen klaren universalischen Geist, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens!"

Schiller selbst wirft sich Anfangs leidenschaftlich in das weimarsche Leben und verliert darüber die zu künstlerischen Hervorbringungen nöthige Ruhe. Von seiner Einführung bey Hofe giebt er die naivsten Geständnisse, wie er über ein zu wenig gemessenes Betragen von einer Freundin gute Winke erhält. Endlich hat er das Geheimniß gefunden, wie er dort leben und arbeiten kann:

„Ich fange an mich ganz leidlich zu befinden und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige . . . ist: ich frage nach Niemand. Das hätte ich zwar schon in den ersten Wochen wegkriegen sollen, denn wohin ich nur sehe, pflegt hier ein jeder ein Gleiches zu thun. — So viele Familien, eben so viele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stück ist Weimar das Paradies. Jeder kann nach seiner Weise privatisiren, ohne damit aufzufallen. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier Leben und das bischen Luft und Sonne genießen."

Unter allen Arbeiten, zu denen er in Weimar und während eines in den Sommer 1788 fallenden Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt Muße fand, ist die Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande die bedeutendste.

Man erlaube mir über die Entstehung dieses Werks und seine Folgen für Schillers Leben eine kurze Bemerkung. Die äußere Veranlassung desselben kann man auf Dalberg zurückführen. Wie bemerkt, kam Schiller auf den Abfall der Niederlande durch die historischen Vorarbeiten zum Don Carlos. Diesen aber veranlaßte Dalberg. „Gegenwärtig," schreibt Schiller an diesen unter dem 3. Apr. 1783 „arbeite ich an einem Don Carlos. Ein Sujet, das mir sehr fruchtbar scheint, und das ich Ew. Exc. zu verdanken habe." Schon während seiner Stuttgarter Periode muß ihm Dalberg davon gesagt haben, denn bereits unter dem 15. Juni 1782 schreibt Schiller an ihn: „Die Geschichte des Spaniers Don Carlos verdient allerdings den Pinsel eines Dramatikers, und ist vielleicht eins von den nächsten Sujets, das ich bearbeiten werde." Dem Verdienste des Autors wird damit nichts Wesentliches benommen, nur zeigt sich daran, wie selbst das, was uns am Eigenthümlichsten zu gehören scheint, unter dem Einfluß äußerlicher Verhältnisse steht. Die Sache tritt in ein um so helleres Licht, je größer die Folgen dieses Werks für Schillers ganzes Leben gewe-

sen sind. Auf den Namen, den er dadurch als Geschichtsschreiber gewann, gründete sich seine alsbald erfolgende Berufung an einen historischen Lehrstuhl in Jena, eine Berufung, die man ohne Zweifel als ein höchst wichtiges Moment nicht nur für seine weitere philosophische und historische, sondern auch seine poetische Entwickelung ansehen muß.

Durch diesen Blick erhalten die mannichfachen Verhandlungen über Schillers Beruf zum Geschichtsschreiber, die in dem Briefwechsel zwischen beyden Freunden niedergelegt sind, außer dem schon an sich ihnen beywohnenden Interesse noch ein ganz besonderes. Ich will sie selbst reden lassen.

19. Dec. 1787: „Die wenigen freyen Athemzüge, die ich jetzt unter der Last von Folianten und staubigen Autoren erhaschen kann, gehören größtentheils Euch, meine Lieben" . . .

„Meine niederländische Rebellion kann ein schönes Product werden; und wahrscheinlich wird es viel thun . . . Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Wenigstens versichere ich Dir, daß es mir ungemein viel Genuß bey der Arbeit giebt, und daß auch die Idee von etwas Solidern . . . . mich sehr dabey unterstützt; denn bisher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meynung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst verhängt hat."

Körner muß damit unzufrieden gewesen seyn. Schiller schreibt:

7. Jan. 1788: „Deine Geringschätzung der Geschichte kommt mir unbillig vor. Allerdings ist sie willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar, aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reizen, sie zu beherrschen, das Leere und Unfruchtbare einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen" . . .

„Ueber die Vortheile beyder Arten von Geistesthätigkeit ist nun vollends keine Frage. Mit der Hälfte des Werthes, den ich einer historischen Arbeit zu geben weiß, erreiche ich mehr Anerkennung in der sogenannten gelehrten und in der bürgerlichen Welt, als mit dem größten Aufwand meines Geistes für die Frivolität einer Tragödie." „Für meinen Carlos — das Werk dreyjähriger Anstrengungen bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte, das Werk von fünf, höchstens sechs Monaten wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen. Du selbst, mein Lieber, sey aufrichtig und sage, ob du es einem Manne, der dir das, was du lernen mußt, durch Schönheit und Gefälligkeit reizend machte, nicht mehr Dank wissen würdest, als einem anderen, der dir etwas noch so Schönes auftischt, was du entbehren kannst." „Wenn es Nothdurft ist, die Geschichte zu lernen, so hat derjenige nicht für den Undank gearbeitet, der sie aus einer trocknen Wissenschaft in eine reizende verwandelt, und da Genüsse hinstreut, wo man sich hätte gefallen lassen müssen, nur Mühe zu finden."

Zu seinem Erstaunen, antwortet Körner, seyen ja seine Ideen von schriftstellerischer Thätigkeit in Weimar schrecklich prosaisch geworden. Wo seyen denn die alten Ideen über Dichterwerth und Dichterberuf?

„Ich eifere nicht wider deine histor. Arbeit, sondern über die ängstliche Art ihrer Behandlung, wider die kleinlichen Rücksichten, die du dabey zu nehmen scheinst. Ich läugne nicht, daß Geschichte einen Geist höherer Art beschäftigen kann, aber er muß seinen Stoff zu sich erheben, nicht zu ihm herabsinken. Er stellt den Zusammenhang der Begebenheiten dar, wie er einem vollkommenen Wesen auf einem höheren Standpuncte zu einem großen Gemälde sich bildet. Daß zur Vollständigkeit eines solchen Gemäldes auch mikroscopische Untersuchungen nöthig sind, gebe ich zu; aber es giebt eine Gränze, wo die Einheit des Ganzen durch den Reichthum des Details verloren geht. Und dieß ists, was ich bey deiner Arbeit fürchte. Es ist leicht, sich über den Werth einer Entdeckung zu täuschen, die viel Mühe gekostet hat; und soll es mich nicht verdrießen, wenn du das höhere Verdienst, das du deiner Geschichte geben könntest, einem niedern aufopferteſt?"

Außerordentlich merkwürdig sind die Geständnisse, mit denen Schiller antwortet:

18. Jan. 1788: Ich muß von Schriftstellerey leben, also auf das sehen, was einträgt. — Poetische Arbeiten sind nur meiner Laune möglich, forcire ich diese, so mißrathen sie. — Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kraft. Täglich arbeite ich schwerer, — weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr mich auf diesem Wege auszuschreiben." „Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und alle meine Kraft. Zu einer histor. Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bey . . . am Ende eines historischen

Buchs habe ich Ideen erweitert, neue empfangen; am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren. — Bey einem großen Kopf ist jeder Gegenstand der Größe fähig. Bin ich einer, so werde ich Größe in mein historisches Fach legen.

Auch daran denkt er, daß er sich durch histor. Arbeiten für spätere Zeiten, wenn sein dichterischer Frühling verblüht sey, eine Zuflucht bereiten wird; und dieser Gedanke ist um so lebhafter in ihm, als er sich nach der Ruhe des Familienlebens sehnt, „eines Mediums bedarf," wie er schon früher an Körner geschrieben, „durch das er die andern Freuden genieße."

Trotz dem läßt sich Körner, der Schillers Beruf wie wir gesehen haben, von Anfang an im historischen Drama gesehen, und dürfen wir nicht sagen? erkannt hat, nicht abwendig machen. Ausschließende Beschäftigung mit der Geschichte sey ihm nicht einträglicher, als dichterische Arbeiten.

„Als Dichter hast du Sprache, Kunstfertigkeit, Phantasie vor Tausenden voraus. Als Geschichtschreiber stehst du Tausenden in allem nach, was vieljähriges Studium erfordert ... Die Furcht dich zu erschöpfen fällt weg, sobald du Geschichte oder Philosophie für Dichtkunst benützest." Ferner „zweifle ich, ob du einen gleichen Grad von Größe eben so bald und mit gleichen Genüssen während der Arbeit in der Geschichte, wie in der Dichtkunst erreichen kannst ... Indessen sehe ich bey alledem wohl ein, daß es eben kein kluger Einfall von mir ist, dir deine jetzige Arbeit, die du doch einmal vollenden mußt und die dir ohne einen gewissen Enthusiasmus unerträglich werden würde, verleiden zu wollen. Wir wollen also über Geschichte und Dichtkunst einen Stillstand machen, bis deine Niederlande fertig sind."

Der Stillstand wurde indeß nicht ganz gehalten; noch oft kommen die Freunde auf den Streitpunkt zu sprechen. Körner konnte es am Ende doch für sich anführen, daß von der auf sechs Bände berechneten Geschichte der Niederlande nur einer fertig wurde und daß Schiller bekennen mußte: „Meine Geschichte hat viel Dichterkunst in mir verdorben." Uebrigens fand die Arbeit, deren Anfang im Mercur erschien, Körners völligen Beyfall (nur den Stil der Einleitung hielt er für zu geschmückt) und das Ziel einer festen Anstellung im historischen Fach wurde bald, für Schiller wie er sagt nur zu bald erreicht.

Dieß geschah durch Göthes Vermittelung, der im Juni 1788 aus Italien zurückgekehrt war.

Schiller lernte ihn in Rudolstadt kennen und unser Briefwechsel enthält viel Interessantes über den Anfang dieser für Beyde so bedeutenden Bekanntschaft.

12. Sept. 1788: „Endlich kann ich Dir von Göthe erzählen ... Sein erster Anblick stimmte die hohe Meynung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beygebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bey vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes ... Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt ... Unsre Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang" .... „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden."

Leider erlauben es wohl die Gränzen einer Anzeige nicht, noch mehr Proben aus dem Inhalt dieses Briefwechsels mitzutheilen. Er enthält neben manchem für einzelne Werke und Pläne Schillers bemerkenswerthen Stoff, vieles für ihn persönlich Wichtige: besonders oft spiegeln sich darin seine seit der Entweichung aus Stuttgart stark angegriffenen ökonomischen Verhältnisse darin ab, öfters auch seine Gedanken über Verheirathung und häusliches Leben, zuletzt noch die Ansichten beyder Freunde über die Berufung Schillers nach Jena. Als lebendigste Characterschilderung des Dichters ist das Buch wie für jeden Gebildeten unterhaltend und lehrreich, so für den Litterator unentbehrlich, und mit Begierde sehen wir seiner Fortsetzung entgegen.

Ernst Ranke.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Die Hypaethraltempel des Alterthums. Einladungsschrift zur Eröffnung des akademischen Kunstmuseums am Winkelmannstage ꝛc. von Dr. Carl Friedrich Hermann. Göttingen. 1844. 4, 40.
2. Hellenika. Archiv archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Abhandlungen und Aufsätze. Von Ludwig Roß, ordentlichem Professor an der k. Friedrichs-Universität zu Halle ꝛc. Ersten Bandes erstes Heft. Halle. C. A. Schwetschke und Sohn. 1846. 4, XXV, 70.
3. Der Hypaethraltempel auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Roß erwiesen von C. Böttticher, Architekt, Prof. an der königl. Akademie der Künste ꝛc. Potsdam, 1847. Verlag von Ferdinand Riegel. 4, 77.

Die Discussion, welche durch die genannten drey Schriften und eine Recension Raoul Rochettes (über Le Antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Dom. Duca di Serradifalco. t. IV. V. in dem Journal des Savants. November, December 1846, Februar 1847) sich fortzieht, mußte, wie stark auch die Ansichten unter einander differiren, die Aufklärung der schwierigen Frage, wie die Alten bey der Bedachung ihrer Tempel verfahren seyen, wesentlich fördern. Die Untersuchung darüber hat vor jetzt 40 Jahren Quatremère de Quincy eröffnet in seiner Mémoire sur la manière dont etaient éclairés les temples des Grecs et des Romains (vgl. Mémoires de l'Institut royal de France, classe d'histoire et de litérature ancienne T. III, p. 194 sqq. auch in dem Recueil de dissertations, 1817, p. 322), er gelangte darin zu dem Resultat, alle peripteri und die noch größern Tempel seyen mit einem Lichtloch im Dach versehen gewesen, welches nur einen kleinen Umfang gehabt habe, während das Uebrige durch ein Gewölbe oder durch Sparrenwerk gedeckt gewesen sey. Daß diese Darstellung keinen richtigen Begriff vom Hypaethraltempel gebe, hat schon Völkel (Archäol. Nachlaß p. 8) gezeigt; Hermann aber gehört das Verdienst, den Gegenstand einer neuen durchgreifenden Prüfung unterworfen zu haben, welche mit umfassender Litteraturkenntniß und tief eindringender Forschung ausgeführt auch ein befriedigenderes Ergebniß darbietet. Die Abhandlung geht von der Interpretation der Stelle des Vitruvius III, 2, 8. ed. Schn. aus; der leichtern Uebersicht wegen wollen wir diese hier vollständig wiederholen: in der Aufzählung der verschiedenen Tempelarten kömmt Vitruv zuletzt auf den dipteros und hypaethros zu sprechen: dipteros autem octastylos et pronao et postico, sed circa aedem duplices habet ordines columnarum, uti est aedes Quirini Dorica et Ephesiae Dianae Ionica a Chersiphrone constituta. hypaethros vero decastylos est in pronas et postico: reliqua omnia eadem habet quae dipteros, sed interiore parte columnas in

altitudine duplices, remotas a parietibus ad circuitionem, ut porticus peristyliorum; medium autem sub divo est sine tecto, aditusque valvarum ex utraque parte in pronao et postico. hujus autem *) exemplar Romae non est, sed Athenis octastylos et in templo Olympio. Diese Beschreibung hat schon Vielen Anstoß gegeben und manche unnütze Conjektur veranlaßt. Man kann fragen, soll der Hypaethraltempel im Gegensatz vom dipteros ein decastylus seyn, wie kömmt Vitruv dazu, einen octastylos als Beyspiel zu citiren? Gab es aber nicht sogar hexastyli, die offenbar zu den hypaethri gehörten? Wenn derselbe ferner lehrt, daß der hypaethrus außer dem innern Säulengang alles Uebrige mit dem dipteros gemein habe, so spricht das Faktum dagegen, daß mehrere hypaethri bloß peripteri waren. Den Widerspruch zwischen Regel und Beyspiel scheint indeß der Zusatz in templo Olympio zu mildern, wenn nämlich hier der Tempel des Jupiter Olympius zu Athen, nicht der zu Olympia gemeint ist; so bekömmt man wenigstens einen decastylus, der auch hinsichtlich des doppelten äußern Säulenganges ganz mit der Definition Vitruvs übereinstimmt. Uebrigens betrachtet Hermann dieses Merkmal als Nebensache, da die wesentliche Eigenthümlichkeit des Hypaethraltempels vielmehr in der doppelten Säulenreihe der cella bestehe. Von der Art ist der noch erhaltene Tempel Neptuns zu Paestum, und war nach dem Zeugniß des Pausanias sowohl der der Athene Alea zu Tegea als der des Zeus zu Olympia; wo eine solche Anordnung Statt hatte, fehlte auch der unbedeckte Raum in der Mitte zwischen den Portiken nicht. Die Nothwendigkeit eines obern Peristyls erklärt der Verf. aus dem Gesetz, daß die innern Säulen nicht so hoch seyn durften, als die äußern, das Dach aber nach innen zu höher seyn mußte, als da, wo es auf dem Gebälk des äußern Peristyls auflag (vgl. Wilkins Antiqu. of. Magn. Gr. 61.). Mit solchen griechischen Hypaethren, von welchen Vitruv l. c. ausdrücklich bemerkt: hujus exemplar Romae non est, wird man die römischen nicht verwechseln, wenn er I, 2, 5 sagt: Jovi Fulguri et Caelo et Soli et Lunae aedificia sub divo hypaethraque constituantur, wo zwar der Begriff eines subdivalen Gebäudes, aber nicht der eines mit jenen Säulenreihen geschmückten Tempels festzuhalten ist; sodann befanden sich die angeführten vorzugsweise römischen Gottheiten selbst oder ihr Symbol unter freyem Himmel, der olympische Zeus aber, obwohl er in einem hypaethrus thronte, hatte doch, wie Strabo VIII, p. 353 lehrt, ein Dach unmittelbar über sich. Bey der Gelegenheit wird die Annahme, welche wo möglich alle Hypaethren dem Zeus zuweist, als ungegründet verworfen; schon Wilkins, der damit zuerst hervortrat, mußte den Minerventempel zu Tegea ausnehmen; unter die Beyspiele, die dawider citirt werden müssen, gehört aber noch der Parthenon, der Apollotempel zu Delphi und gewissermassen auch die zu Bassae und Milet (Didymaeum), welche Wandpfeiler und Halbsäulen an die Stelle der doppelten Portiken treten ließen. Diese Abweichungen und die bedeutende Anzahl von peripteri, welche zugleich hypaethri waren, ohne der Definition des Vitruv zu entsprechen, leiten den Verf. auf die zur Entscheidung führende Frage: „ob diese absichtlich gelassene Oeffnung zunächst mehr die Beleuchtung des Innern des Tempels oder den Abzug des Rauches von den Altären bezweckte“ und glaubt, daß man, je nachdem die Antwort ausfalle, „die Hypaethren entweder auf die Mehrheit der griechischen Tempel ausdehnen, oder auf eine geringe Anzahl der umfangreichsten Heiligthümer ersten Ranges beschränken müsse“. Die Altäre standen bekanntlich insgemein vor dem Tempel, nur wenn dieser so ausgedehnt war, daß die Opfernden vom tiefer liegenden Altar vor dem Pronaos aus mit ihren Blicken das Götterbild nicht mehr erreichen konnten, mußte dasselbe, nach Hm's. Annahme, sich innerhalb der cella befinden, wodurch denn für diese eine hypaethrale Construktion nöthig wurde. War hingegen die Beleuchtung und nicht der Abzug des Rauchs vom Brandopfer Hauptzweck bey dieser Einrichtung, und mußte schon jeder Peripteros eine

*) Die Lesart hujus item zieht Hermann mit Recht der Vulgata hujus autem vor, denn der Schriftsteller bezieht sich auf §. 6., wo es schon hieß: hujus exemplar Romae non est.

mäßige Oeffnung in der Decke haben (daß dieß gewöhnlich der Fall war, bewies bereits Quatremère l. c. III, p. 194.), so sieht man sich genöthigt, den von V. aufgestellten Begriff des Hypaethraltempels, als zu eng, aufzugeben, und das Hypaethron über alle Tempel auszudehnen, „in welchen auch nur von Außen und zu beyden Seiten, selbst ohne im Innern nochmals durch eine Säulen- oder Pilasterstellung getragen zu seyn, das Dach auf einem umgebenden Peristyl dergestalt aufruhte, daß der architektonische Prospekt trotz der Oeffnung im Dach als geschlossen betrachtet werden konnte“ (p. 17). Demungeachtet erkennt Hr. an, daß ohne einen wesentlichen Unterschied des so bezeichneten Tempels von andern die Festsetzung dieser Terminologie eines zureichenden Grundes ermangle. Die oben von ihm selbst als wesentlich hervorgehobene Charakteristik, die in der doppelten Säulenreihe der Cella besteht, soll aber nicht mehr ausreichen, da es auch Hypaethren ohne diese Distegie gab: die vorzugsweise so benannten Tempel müssen in viel höherem Grade die Eigenschaft, welche der Name ausdrückt, besessen haben, als andere. Hrm. glaubt nun, die Alten hätten überhaupt bey ihrem Tempelbau weniger auf Helligkeit gesehen, obgleich sie es nicht an reicher Ausstattung durch die Kunst fehlen ließen — thaten sie doch dasselbe bey Gräbern, wo alle Beleuchtung wegfiel — als auf das Bedürfniß religiöser Andacht; weßhalb Tempel, wie der der ephesischen Diana oder der von Lucian de dea Syria §. 30. beschriebene, ganz bedeckt seyn durften; dann mußte der Altar außerhalb stehen; wurde dieser aber in dem Tempel selbst angebracht, so ergab sich zugleich die Nothwendigkeit des offnen Daches, und solche Tempel sind es, welchen Hm. als eigentlichen Charakter den der hypaethri vindicirt; hiemit glaubt er, falle auch das rechte Licht auf die Säulenhallen, „die zur Umgebung eines innern Raumes ganz unnöthig erscheinen, wenn man damit nicht den Zweck verbände, den Theilhabern oder Zuschauern, die um den Altar herumstanden, gegen etwaige Unbilden der Witterung Schutz zu verleihen.“ Hier wird aber mancher Leser den Einwand vorbringen, daß damit wieder nicht erklärt ist, warum auch kleinere Tempel, in welchen kein Opferaltar stand, hypaethral seyn konnten; dann ob wir ohne sichere Zeugnisse der Alten, namentlich des Vitruv selbst, annehmen dürften, daß der eigentliche Hypaethraltempel erst durch eine solche Stellung des Altars bestimmt werde. Ist es ja eine große Frage, ob Altäre innerhalb des Tempels irgendwo zu Brandopfern dienten. Paus. V, 14, 5, welche Stelle Hm. anführt, kann nichts beweisen, da θύειν nicht nothwendig ein blutiges Opfer ausdrückt, siehe Paus. VIII, 42, 11. In Delphi ist der „lämmerempfangende Opferheerd,“ wie ihn Euripides nennt (Androm. 1138), ohne Zweifel der große Altar im Temenos des Gottes, wie er bey Paus. X, 14, 7 heißt; und Ulrichs (Reisen und Forschungen in Griechenland p. 84) begeht offenbar eine Verwechslung, wenn er von einem Opferheerd in der Mitte der cella spricht, und anderswo (p. 67) dasselbe Prädikat dem Rauchaltar gibt, auf dem das ewige Feuer brannte (siehe Plut. Arist. c. 20). Anders wieder verhält es sich mit dem Tempel der Demeter Chthonia zu Hermione (Paus. I, 35, 4), er diente vielleicht nur zu dem seltsamen Akt, der dort geschildert wird, war übrigens gewiß nicht hypaethral. Die Stelle endlich bey Lucian de sacrif. §. 13. nöthigt nicht, ein in der cella vollzogenes Brandopfer zu statuiren, da auch bewegliche Weihkessel im Gebrauch waren. Weiterhin beschäftigt sich die Abhandlung mit der Frage über den Platz des Agalma. Die Stimmen waren bisher darüber getheilt, indem manche Archäologen, wie Visconti, es sogar in den Hinterbau (Opisthodomos) des Tempels verwiesen, während andere es zwischen Opisthodom und Hypaethrum im hintern schmalern Theil des innern Säulenganges placirten, so Hirt, Carelli, Canina, Völkel — Ulrichs möchten wir, nach p. 84, l. c. nicht dazu zählen — wieder andere, zu denen Cockerell, Bröndsted, Raoul Rochette und Otfried Müller gehören, stellen die Bildsäule im Hypaethrum selbst auf und sichern sie hier vor Wind und Wetter durch oben aufgespannte Teppiche. Der Gedanke, den Zeus Olympios und die Athene Parthenos im Opisthodom aufzusuchen, ist widersinnig, da die cella an beyden Orten durch eine Mauer vom Hinterbau getrennt war; in den sicilischen Tempeln soll diese freylich gefehlt haben, so daß das Agalma weiter zurücktreten konnte. Nach sorgfälti-

ger Prüfung aller Ansichten entscheidet sich der Verf. für den nächsten bedeckten Raum hinter dem Hypaethron als die Stelle jener Götterbilder. Die viereckige, nicht mit Platten, wie die cella sonst bedeckte Grundfläche aber, welche im Parthenon vor einigen Jahrzehnten entdeckt wurde, worauf Heger, Müller u. A. das Bild selbst angebracht glaubten, erklärt er mit Entschiedenheit für die Stelle des Altars.

So weit Hermann, dessen Schrift den Herausgeber der Helleniка zunächst zu abermaliger Revision des Gegenstandes veranlaßte, deren Resultate er hier in der Abhandlung „Keine Hypaethraltempel mehr“ (p. 1 — 39) niedergelegt hat. Unsere Anzeige beschränkt sich auf diesen Theil des Heftes, welches außer dem höchst merkwürdigen „Vorwort zur Bezeichnung des Standpunktes“ noch einen Aufsatz über den Tempel der Artemis Leukophryne und seine Reliefs, endlich mehrere Inschriften enthält. Roß betrachtet die Lehre von den Hypaethren als eine bloße Fiktion, welche daraus entstanden sey, daß man den Vitruv, der sich oft unbeholfen ausdrücke, falsch verstanden habe; er bemüht sich also zu erweisen, daß die Stelle desselben weder ihrem sprachlichen noch sachlichen Inhalt zu einer solchen Theorie nöthige. Wir werden die Hauptideen des Verf. in Kürze wieder zu geben suchen, ohne seinen Gang durch die Einwendungen Raoul Rochettes und Böttichers zu unterbrechen, und bedauern dabey nur, daß der Zweck der Zeitschrift nicht erlaubt, die sehr beredte Darstellung öfter mit seinen eigenen Worten zu wiederholen.

Das Hypaethrum hält er für einen nicht etwa halbbedachten, sondern ganz unter freyem Himmel befindlichen Raum, und vergleicht dazu Vitruvs schon oben angeführte Stelle I, 2, 5 Jovi Fulguri et Coelo — aedificia sub divo hypaethraque constituantur; der Art seyen auch die Heiligthümer des Zeus Chthonios und Keraunios, Hyetios, Ombrios, Kataibates u. s. w., welcher Pausanias mehrmal gedenkt. Anderswo (V, 9, 5) spräche Vitruv von Spaziergängen zwischen Portiken und nenne sie hypaethrae ambulationes im strengen Gegensatz zu

einem bedeckten Raum. Deßgleichen habe der Ausdruck ἐν ὑπαίθρῳ oder ἐν τῷ ὑπαίθρῳ bey Pausanias II, 2, 7; 9, 6; 10, 5; 11, 4; 29, 1; III, 20, 4; 20, 7; 20, 8; 26, 1; IV, 34, 3; V, 15, 4; VI, 21, 2; 24, 2; 24, 5; 25, 2; VII, 5, 4; 20, 2; 20, 5; IX, 5, 7; 12, 2; 24, 5; 25, 4; 33, 2; 39, 3. X, 8, 4 oder ὕπαιθρον adjektivisch, wie II, 3, 3 keine andere Bedeutung, als die eines ganz freyen Platzes, dasselbe gelte von Strabo IX 396, XIV 637 und 640. Gebe nun aber Vitruv die merkwürdige Erklärung hypaethros vero — in templo Olympio, so habe er doch an einer andern Stelle VII, Praf. 15 wohl gewußt, daß der Tempel des olympischen Zeus von Cossutius noch nicht vollendet war; das blieb dem Kaiser Hadrian vorbehalten, vgl. Spart. Hadr. 13. und unter dem octastylos sey nicht der Parthenon zu verstehen, sondern das von Pisistratus begonnene und ebenfalls unvollendet gebliebene Pythion, östlich vom Olympieum und nicht zu verwechseln mit dem Pythion des Apollo Patroos an der Agora. Ueber jenes und seine große Ausdehnung wird auf Thucyd. II, 15, VI, 54 verwiesen und auf Hesychius s. v. ἐν Πυθίῳ χέσαι. Roß vermuthet, daß theils der Widerwille gegen die Tyrannen und alles, was an sie erinnerte, theils die Lage beyder Tempel in der späterhin minder frequenten Ostseite der Stadt an der Unterlassung des Ausbaues Schuld gewesen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Die Hypaethraltempel des Alterthums.
2. Hellenika.
3. Der Hypaethraltempel auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Roß erwiesen von C. Böttticher.

(Fortsetzung.)

Vitruv aber soll durch mehrere dachlos gebliebene oder durch Brand des Daches entblößte Tempel verleitet worden seyn, von solchen als einer eigenen Gattung zu reden, zumal da es dergleichen zu seiner Zeit nicht wenige gab, z. B. das Olympion zu Agrigent Diod. XIII, 82, der Tempel des Apollo zu Milet, Strab. XIV, 634, der vielen von Pausanias erwähnten theils verfallenen, theils unfertig gebliebenen nicht zu gedenken, die der Verf. p. 10, 11 anführt und dann hinzusetzt: „diese Beyspiele unvollendet gebliebener Tempel — sind immerhin zahlreich genug, um einem Römer, der gewohnt war, das sarta tecta exigere als eine Pflicht der Censoren und Aedilen anzusehen, sehr auffallend zu seyn. Es lag daher Vitruv sehr nahe, seinen Lesern eine Notiz von den in Griechenland vorkommenden ohne Dach gelassenen Tempeln zu geben, nur hätte er seine Bemerkung, die ganz am richtigen Platze, am Schluße der Aufzählung der verschiedenen Tempelarten steht, nicht so ungeschickt und verworren abfassen sollen, daß er fast eine neue Gattung von Tempeln hinzuzufügen scheinen kann, obgleich seine Zeitgenossen, die Griechenland aus eigener Anschauung kannten, ihn schwerlich so mißverstanden haben werden, wie die Neuern.“ Eine Bestätigung dieser Meinung glaubt er bey Vitruv IV, 4, 2 zu entdecken, wo von Säulen die Rede ist: in concluso enim aere si quae extenuatae erant, non discernentur. Außer der öfters citirten Stelle wird nun behauptet (13), daß bey den Alten sonst keine Erwähnung eines Hypaethraltempels zu finden sey, auch zeigten weder herkulanische Wandgemälde noch Münzen, die doch so häufig Tempel darstellen, irgendwo eine Spur einer solchen Oeffnung; das exiguum foramen aber im capitolinischen Tempel zu Rom (siehe Ovid. Fast. II. 669) als an der südlichen schrägen Fläche des Daches für den Terminus angebracht sey nicht zu vergleichen mit der vermeinten Einrichtung der griechischen Tempel, wenigstens wisse Vitruv von keinem hypaethrus in Rom (l. c.).

Es wäre indeß, gibt der Verf. zu, denkbar, daß solche Tempel doch bestanden hätten trotz dem, daß bestimmte Zeugnisse, um ihre Existenz zu erweisen, nicht vorhanden sind. Aber diese Form sey an sich unmöglich: Erstens begünstigte sie mehr als wenn der innere Raum überhaupt unbedeckt geblieben wäre, den Tempelraub; z. B. im Parthenon konnten die kostbaren Weihgeschenke, ja selbst die Nike auf der Hand der Göttin und der abnehmbare Schmuck an der chryselephantinen Statue vermittelst eines Strickes, mit einer Schlinge von oben her leicht entführt werden, wenn man nur erst auf das Dach geklettert war, dagegen half kein Vorhang über der Oeffnung, den die Witterung zu zerstören oder ein rascher Schnitt zu beseitigen vermochte. Sodann durfte das Elfenbein der Bildsäule durchaus nicht dem Wechsel der Temperatur ausgesetzt werden, es

durfte weder von zu großer Feuchtigkeit, wie in Olympia der Zeus, noch von zu großer Dürre, wie die Athene im Parthenon leiden; dagegen wendete man, um das Kunstwerk zu conserviren, bey beyden ganz einander entgegengesetzte Mittel an, vgl. Paus. V, 11, 5. Eine Hypaethralöffnung hätte alle diese sorgfältigen Vorkehrungen überflüssig gemacht, und kein Teppich würde die Bilder vor den gewaltigen Stürmen und Regengüssen geschützt haben, welche dort mit einer Heftigkeit wüthen, von der man hier zu Land sich keinen Begriff macht. Das Bild aber hinter das Hypaethron zurückzuschieben, „wie z. B. Blouet den Apollo in Phigalia, wäre ein Fehler gegen die durch verschiedene Bedeckung des Bodens erwiesene Stellung desselben in der Mitte der cella. Wodurch soll nun noch die Zweckmäßigkeit des Oberlichtes erwiesen werden? Um den Rauch der Opfer hinausziehen zu lassen? Aber Opferthiere wurden innerhalb des Tempels nie dargebracht; Rauchopfer aber verbrennt man ja auch in christlichen Kirchen in reichem Maaß, ohne Decken und Wände dadurch zu entstellen. Oder war das von der Thüre hereinfallende Licht zu schwach, um das Götterbild und die schön gearbeiteten Weihgeschenke deutlich zu zeigen? Hierauf muß zuerst erwiedert werden, daß ein Tempel von einem Museum zu unterscheiden ist und die Kunst der Religion diente, die ästhetische Rücksicht also wenigstens in den Hintergrund tritt, „alle Werke waren da nur um der Heiligkeit des Ortes willen, nicht um ihrer selbst willen," sodann war gewiß die Thüröffnung — für den Parthenon z. B. bey einer Höhe von 30 Fuß und Breite von 12 Fuß — hinreichend, um das in der Mitte der Cella — im Parthenon etwa 44 Fuß vom Eingang — befindliche Bild vollkommen zu erleuchten, besonders in den Morgenstunden, da die Pronaoi der Griechen in der Regel gegen Osten zugekehrt waren. Wie construirte man aber die Dächer der größern Tempel, welche bisher als hypaethri betrachtet zu werden pflegten? Die griechischen Tempel von einiger Größe hatten sowohl ein schräges Dach (ὄροφος) aus gebrannten oder Marmorziegeln, als auch eine Felderdecke (ὀροφή, lacunar) über der cella; die kleinern erhielten nur ersteres, die Peristyle aber und der Pronaos hatten auch eine ὀροφή, und zwar meistens eine steinerne, während selbst bey größern und prächtigern Tempeln die Decke der cella von Holz war, wie nach Vitruv II, 9, 14 die am Dianentempel zu Ephesus von Cedernholz. Um das schöne Dach zu stützen, reichte in kleinern Tempeln das Gebälk über dem Giebel aus, größere aber vom hekastylos an bedurften einer weitern Stütze, welche die innern Säulenreihen in der cella gewährten, dadurch wurden aber die Stoen zweyter Etage nöthig. Diese können mitunter eine steinerne Decke gehabt haben, wie es im Tempel von Bassae wirklich der Fall war; aber das breite Mittelschiff war sicher immer nur mit Holz gedeckt; daher denn auch die Tempelbrände so oft vorkamen. Nachträglich berührt Roß noch einige Stellen, die man zur Bekräftigung der Hypaethraltheorie herbeygezogen habe, wie Macrobius Sat. I, 18 (p. 300. Bip.) und Justinus XXIV, 8, wo der per culminis aperta fastigia herabkommende Gott nicht zum Beweis derselben dienlich seyn soll, da hier ein Wunder berichtet werde; überdieß das Hypaethron noch nicht an der Höhe des Giebels sich befunden habe.

Von dem Tempel der Dioskuren in Agrigent nimmt Raoul Rochette Veranlassung, über die Existenz der Hypaethren sich auszusprechen; jener Tempel hatte nämlich im Innern Löwenköpfe, was an sich schon denselben zum hypaethrus stempelt. Er verkennt nicht die Schwierigkeiten der Vitruvischen Stelle und gibt zu, daß dieser Schriftsteller sich geirrt haben könne, was unter andern auch aus der Bestimmung hervorgehe, hypaethrale Tempel seyen dipteri, da doch auch einfache peripteri Hypaethren seyn könnten. Mit Quatremère ist er daher der Ansicht „que c'était une théorie propre à cet architecte, une manière de classer systematiquement les diverses formes de temples, depuis celle in antis la plus simple de toutes, jusqu'à l'hypethre la plus riche et la plus compliquée, wobey ihn nur keine genaue Kenntniß der griechischen Muster unterstützt habe; daß aber derselbe von einem halbfertigen Tempel als Beyspiel einer besondern Classe gesprochen oder sich so ungeschickt ausgedrückt habe, daß sich seine beyläufige Bemerkung fast wie die Schilderung einer eigenen Gattung von Tempeln ausnehme, hält er für ganz unwahrscheinlich, bezweifelt zugleich, daß das Olym-

pieum zur Zeit, da Vitruv schrieb, noch nicht fertig gewesen sey, mit Berufung auf Sueton. Octav. 60, den er mit Vitruv. VII, praef. §. 15. in Einklang zu bringen sucht. Hadrians Antheil soll sich darauf beschränkt haben, daß er die Statue dazu gab und den Tempel weihte; wäre aber der Bau auch noch nicht beendigt gewesen, so hätte Vitruv sich wenigstens an den Plan von Cossutius halten können. Allerdings wird man die Vollendung des Tempels nicht in die Zeit des Vitruv zurückdatiren dürfen, da Dio Cassius LXIX, 16 und der von R. Rochette übergangene Philostratus V. S. 228, 18 (533) sie dem Hadrian beylegen, man würde auch gewiß ein Agalma, wenn auch kein so prachtvolles, aufgestellt haben, wäre der Tempel sonst fertig gewesen; endlich beweist der Vorsatz der asiatischen Könige, von welchen Sueton spricht, den Bau zu beendigen, noch nichts für die Ausführung desselben, da jener schreibt perficere communi sumptu destinaverunt, nicht perfecerunt. Von einem nichtfertigen Tempel aber, in dem natürlich auch das Götterbild fehlte, konnte Vitruv kaum sprechen als Beleg einer besondern Tempelgattung. Merkwürdigerweise findet R. R. es wenig glaublich, daß das Parthenon durch die Benennung octastylus bezeichnet werde, kann sich aber auch mit der Hypothese, daß abermals ein unvollendet gebliebener Tempel, das von Pisistratus gegründete Pythion gemeint sey, nicht befreunden. Daß es nicht ausgebaut worden, sage keiner der Autoren, welche dafür angeführt werden, vielmehr scheine aus Thucyd. VI, 54 und Suid. s. v. *Πύθιον* hervorzugehen, daß es zum Cultus vollkommen eingerichtet gewesen sey.

Soll aber, wie Roß behauptet, die Stelle bey Vitruv die einzige seyn, welche die Idee eines Hypaethraltempels enthielte? R. R. gibt zwar zu, daß die meisten aus Pausanias und Strabo citirten Stellen, wo der fragliche Terminus vorkömmt, keine andere Erklärung erleiden, als die von einem ganz freyen und unbedeckten Platz; doch nimmt er Paus. III, 26, 1 in Anspruch, und folgt einem Mißverständniß, das daselbst Clavier und Siebelis sich zu Schulden kommen lassen; ferner Strab. IX, p. 396, wo man allerdings nicht an ein bloßes Temenos ohne Tempel denken darf, aber das Hypaethrum, worin die *ἀνδριάντες* stehen, gewiß, wie Roß interpretirt, den Peribolos bezeichnet. Weder oben bey Pausanias, noch hier bey Strabo ist auch das *ἱερὸν* etwas Anderes, als das Heiligthum in seinem ganzen Umfang, das Tempelgebäude eingeschlossen, von dem Peribolos mithin der Schluß auf eine hypaethrale Construktion auch dieses Tempels vom *Ζεὺς σωτήρ* im Piräeus aus Strabo selbst nicht zu ziehen, wenn er auch eine solche gehabt haben mag. Die falsche Auffassung des Hypaethrums hat R. R. auch vermocht, die *στοϊδια* mit den schönen Gemälden in die Cella zu setzen, statt in die äußern Portiken und jenen Kunstwerken überdies bloß die zweyte Etage zuzuweisen. Mit mehr Glück benützt er die Angabe Plutarchs vom Eleusinion zu Eleusis, Pericl. 13, welche Roß mit einem kurzen Bescheid abfertigt „auf die Erklärung der Plutarchischen Angabe über den Eleusinischen Tempel lasse ich mich nicht ein, so lange nicht durch Parallelstellen aus Texten oder Inschriften nachgewiesen wird, was man unter *ὀπαῖον* und *ἐκορύφωσε* zu verstehen habe.“ Daß ersteres eine Oeffnung im Dach bedeute, unterliegt keinem Zweifel; daß damit auch die jene Oeffnung umgebenden Baustücke begriffen sind, sucht R. R. aus mehreren Inschriften, wie in der Odysséide p. 302 schon behandelten und in der von Stephani in Annal. dell' Instit. archeolog. t. XV, p. 320 mitgetheilten, zu begründen, das Verbum selbst kann sich nur auf die Ausführung des *ὀπαῖον* in diesem Sinn beziehen. Damit waren auch die Tempel versehen, von welchen Lucian im Alexander §. 39 und Macrobius Sat. 1, 18 reden, und es ist nur ein Machtspruch, wenn Roß l. c. 37 erklärt, ein runder Tempel des Dionysos in einem ungriechischen Lande beweise nichts, da Thracien, ganz bedeckt mit griechischen Städten, nicht als Barbarenland betrachtet werden darf. So fehlt es demnach nicht an Schriftstellen, die außer der Vitruvischen für die Existenz der hypaethri zeugen, aber auch in Betreff der Kunstdenkmäler geht Roß zu weit mit seiner Negation. Daß auf Münzen die Andeutung eines durchbrochenen Daches wegblieb, ist natürlich und aus der starken Verkürzung, welche Münzen nöthig machen,

zu erklären; wohl aber können Vasen und Basreliefs angeführt werden, die einen Beweis dafür liefern, so die Vase von Lemberg I, n. VI, p. 15., wo der Dianentempel aus welchem Orest und Pylades das Bild der Göttin entführen, ein solches Dach zeigt, und besonders der von Curtius gefundene Sarkophag-Deckel, (Bulletin dell' Instit. archeol. 1841, p. 46), welcher ein Hypaethraldach darstellt. Gegen die angebliche Leichtigkeit der Beraubung eines Hypaethraltempels bringt R. R. die Menge von Wachen in Anschlag, die sich gegenseitig controllirten, so wie den Gebrauch guter Hunde; vor dem Einfluß der Witterung aber wird man die kostbare Bildsäule durch Maßregeln geschützt haben, die darum, weil wir sie nicht kennen, noch nicht in Abrede gestellt werden dürfen. Freylich wird man den Vorhang zu Olympia und den Peplos im Parthenon nicht horizontal über dem Agalma ausgespannt haben, um Wind, Regen und Schnee abzuhalten. Eine bessere Aushülfe hat schon Quatremère ausfindig gemacht, die von R. R. adoptirt wird, indem er den Stücken transparenten Marmors, welche Spon und Wheler, C. Magni, La Guilletière im Parthenon antrafen, die Bestimmung gab, dem Innern des Tempels Licht von oben zukommen zu lassen; so wären die Vortheile des Hypäthrallichtes gewonnen, ohne die Nachtheile der Oeffnung mit sich zu führen. Wenn aber der Phengites zufolge Plin. H. N. XXXVI, 22 erst zu Neros Zeit in Cappadocien entdeckt worden ist, worauf stützt sich denn die Behauptung, daß er den Griechen bien longtemps avant cette époque bekannt gewesen sey? (J. d. S. 1846, 731.) Uebrigens würde, Alles zugegeben, durch eine solche Einrichtung der Begriff des hypaethrus = sub divo, selbst aufgehoben. Hinsichtlich der ausreichenden Beleuchtung durch die Thür erklärt sich R. R. auf treffende Weise in den Worten: à vrai dire, cette considération forme tout le noeud de la question, qui nous occupe. Si les temples, dont les murs n'avaient pas de fenêtres, ne recevaient pas non plus de jour par une ouverture pratiquée dans le toit, il est sensible qu'ils ne pouvaient plus être éclairés que par la porte; car l'idée que ces temples étaient tenus dans l'obscurité, cette idée, qui a longtemps régné dans la science, est tellement contraire à toutes les notions antiques, qu'elle n'a pas pu se soutenir et qu'elle ne pourrait certainement se reproduire. Es kömmt mithin alles darauf an, die Möglichkeit einer vollständigen Beleuchtung der Art zu erweisen. Bey kleinern Tempeln, sogar solchen, wie das Theseum, die der Nemesis zu Rhamnus und der Juno zu Agrigent gibt sie R. R. noch zu, bestreitet sie aber bey allen Hekatompeden, und macht Herrn Roß aufmerksam auf die große Entfernung der Thüre selbst vom freyen Himmel, (jour extérieur), die zwey Säulenreihen des Peristyls und der Plafond des Pronaos, endlich die innern Portiken nähmen so viel Licht weg, daß z. B. im Parthenon die Bildsäule eine ganz und gar ungenügende Beleuchtung hatte, die Weihgeschenke aber total im Dunkel lagen. Läßt nun gar Pausanias V, 10, 10 den Zeus zu Olympia von der obern Stoa aus betrachten, die von der so schwach erleuchteten cella noch durch eine Decke geschieden war, wie war das noch möglich ohne ein anderes Licht außer dem von der Thüre her? Weniger können wir dem Berichterstatter beypflichten, wenn er den Abzug des Rauches der Brandopfer als Beweis der hypaethralen Construktion vorbringt. Unter andern nennt er den Tempel der Hestia zu Hermione (Paus. II, 35, 1.) und den der Athene Polias mit dem Altar des θυηκός in der nördlichen Stoa, indem er in dieser Bezeichnung so wie in den οἶκοι θυοδόκοι bey Euripides (Ion, 1549) übersieht, daß damit nur Rauchopfer angedeutet werden, und die schon oben gerügte Verwechslung, deren sich Ulrichs schuldig macht, fortpflanzt *).

(Fortsetzung folgt.)

*) R. R. meint, die ganze von Euripides in der Andromache (1085 sqq.) beschriebene Scene, wie Neoptolemus dem Angriff der Delpher nach langer Gegenwehr unterliegt, gehe innerhalb der cella vor; obwohl Alles darauf hinweist, daß jener aus dem Pronaos weggedrängt auf den großen Altar vor dem Tempel steigt um von da aus mit den von der Wand der Vorhalle weggerissenen Waffen sich zu vertheidigen. Im Tempel selbst konnte fürwahr keine Steinigung aufgeführt werden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Die Hypaethraltempel des Alterthums.
2. Hellenika.
3. Der Hypaethraltempel auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Roß erwiesen von C. Böttticher.

(Fortsetzung.)

Mit mehr Recht beruft er sich auf die von Cavallari in den Sicilischen Tempeln vorgefundenen Rinnen. Schließlich wird das Pantheon als ein Hypaethrum eigener Art und das baptistère de Saint-Jean de Lateran (vergleiche Hittorf Antiqu. inéd. de l'Attique, Paris 1832, pag. 32) welches auf ähnliche Weise eingerichtet war, citirt, welche allein schon im Stande seyen, die meisten Einwürfe von Roß gegen die Hypaethraltheorie zu entkräften. Hierauf kehrt R. R. zum eigentlichen Gegenstand seines Berichtes zurück.

Unabhängig von ihm und in vielen Punkten mit demselben und Hermann übereinstimmend hat C. Böttticher die Existenz der hypaethri verfochten. Als Architekt ist er vor Andern berechtigt und befähigt, die von Archäologen angeregte Frage zu beantworten und zu einem wo möglich befriedigenden Abschluß zu bringen, und das um so mehr, da ihn dabey gute philologische Kenntniße und eigene Lektüre der Alten, namentlich des Vitruv selbst, unterstützen. Ueber die Hauptstelle desselben, so wie über manche andere erhalten wir daher erst von ihm volle Aufklärung, da er mit der gründlichsten Sachkenntniß ausgerüstet den nicht überall klaren und unzweydeutigen Worten Vitruvs ihren wahren Sinn zu geben weiß.

Seiner Darstellung nach ist bey Vitruv der Raum, welcher hypaethrus heißt, zwar unter freyem Himmel, aber immer eingeschlossen von Portiken, sey es nun des Tempels oder des Hauses (cavaedium, atrium, αἴθριον) oder der Stoa, insofern dieser Begriff den ganzen theilweise mit Portiken besetzten Raum in sich faßt. Ohne diese Voraussetzung würde die Beschreibung, welche der Baumeister von den hypaethri gibt, keinen Sinn haben. Wo aber eine solche Umgebung fehlt, braucht er nirgends den Ausdruck hypaethrus, sondern sub divo, wie IV, 1, 9; VI, 3, 9. Damit stimmen die glossae Philoxeni, wo ὕπαιθρον mit impluvium übersetzt wird; auch Athen. V, 189, e kann verglichen werden. Roß irrte von vorne herein darin, daß er das ἐν ὑπαίθρῳ bey Pausanias und Strabo für identisch mit demjenigen hielt, wovon Vitruv handelt, indem er sich „berechtigt glaubte, vorauszusetzen, daß ein Wort, welches eine so eigenthümliche Tempelgattung bezeichnete, nicht aequivoc gebraucht werde.“ Daß man diesen Raum, so wie die ihn einschliessenden Säulengänge mit Teppichen (vela) verwahrte, um sie vor Sonnenhitze und Regen zu schützen, wie auch die Meubles in den Portiken und die viridaria im Hof, zeigen die Digesta, XXXIII, 7, 12 —17. L. 16, 242, 2. Für die Zeit des Winters waren straturae, bewegliche Dächer, im Gebrauch, die man mit Beginn des Sommers wieder herunter nahm, wie aus der Bestimmung des Labeo l. c. erhellt: straturam loci alicujus ex tabulis factis,

quae aestate tollerentur et hieme ponerentur, aedium ait esse Labeo: quoniam perpetui usus paratae essent, neque ad rem pertinere, quod interim tollerentur. Beweisen diese Stellen auch nicht für den Hypaethraltempel als solchen, so hat doch Vitruv selbst durch den Zusatz ut porticus peristyliorum die Aehnlichkeit des hypaethralen Hauses mit einem solchen Tempel bestimmt ausgesprochen und man darf schon daraus abnehmen, daß er nicht von halbfertigen Tempeln reden wollte. Er bedient sich nämlich, worauf der Verf. zuerst aufmerksam macht, bey Tempeln nie des Terminus peristylium, sondern braucht dafür stets pteroma (p. 6). Es ist nun schon sehr wahrscheinlich, daß, wie auf die impluvia der Häuser, man über die hypaethra der Tempel solche interimistische Dächer legte, straturae oder griechisch στρῶμα, und eines dergleichen ist gemeint in der Delischen Inschrift C. I. 2266, vs. 23, 24; wenigstens wird man dort nicht an eine Belegung des Fußbodens mit Erz, oder auch an eine totale Bedeckung des Tempels mit einem $1\frac{1}{2}$ Fuß dicken ehernen Dach denken, wohl aber annehmen dürfen, daß die hypaethrale Oeffnung mit einer solchen Decke versehen war, und diesen Dienst so lange leistete, als der Tempel nicht für den Cultus geöffnet, also auch erhellt seyn mußte, was bekanntlich selten und nur an den jährlich oder in noch längern Perioden wiederkehrenden Festtagen der Fall war. Ueberdieß hing vor dem Olympischen Zeus ein mächtiges Parapetasma, von Antiochus Epiphanes gestiftet, herab, um ebenfalls Staub und Regen abzuhalten. B. Vermuthet, daß auch der peplus Minervae keine andere Bestimmung gehabt habe, als das Agalma in der Zwischenzeit von einem Panathenäenfest zum andern einzuhüllen. Vitruv meinte mit dem octastylus sicher keinen andern Tempel als den Parthenon, der dipteros und hypaethros war; wenn Roß dafür das Pythion substituirte, mußte er auch nachweisen, daß es den übrigen von V. angegebenen Merkmalen entsprach, das ist aber unmöglich, weil wir von der Form jenes Baues gar nichts wissen. Die ungünstige Beurtheilung des genannten Schriftstellers hat bey Roß ihre Ursache darin, daß er mit einer gewissen Vorliebe an Pausanias und Strabo sich hält, die doch kein besonderes Verständniß der Architektur verrathen und wenig davon sprechen. Woher nahm aber Vitruv die vielen nur bey ihm erhaltenen Kunstausdrücke (man sehe deren Aufzählung p. 28), wenn nicht aus guter griechischer Quelle? Und so dürfen wir auch glauben, daß der von ihm beschriebene Hypaethraltempel schon anderswo behandelt war, was einigermaßen Plutarch Quaest. Rom. §. 5 bestätigt, wo er vom Hypaethrum des Hauses in derselben Bedeutung spricht. Gegen die Berufung auf Münzen erklärt sich B. in derselben Weise, wie R. Rochette und läßt die auf Zoega Bass. ant. II, 99 (vgl. Roß Hellenika p. 13, Journal des Savants, 1847, p. 118) gar nicht gelten, da dort kein Tempel zu Delphi vorgestellt werde, widerlegt ferner das von den Grabmälern hergenommene Argument, welche als ἡρῷα den Tempeln nachgebildet seyn mußten, durch die Existenz zweyer Gräber, welche eben die hypaethrale Construktion darbieten (vgl. Monuments anciens et modernes, par Jul. Gailhabaud, 77me livraison, und das durch Mazois Ruin d. Pomp. bekannte runde Grab). Hierauf untersucht der Verf. noch einige Ueberlieferungen für die hypaethrische Einrichtung derjenigen Tempel, bey denen Roß sie negirt. Zuerst ist er in Betreff des ὀπαῖον am Eleusinischen Telesterion nicht der Ansicht von Schnaase, welcher auch Hermann p. 18 beytritt, daß es eine kleinere Oeffnung in der Decke, ein Luftloch bezeichne, sondern erkennt darin die offene Mitte des Daches, des Raumes zwischen den doppelt über einander stehenden Portiken des Koroibos und Metagenes. Wenn ferner bey Justin XXIV, 8 die Priester zu Delphi den Gott per culminis aperta fastigia herunterkommen sahen, hat man darunter ein in zwey Flächen gebrochenes (persectum) Dach zu verstehen, und nicht das gewöhnlich als Giebel bezeichnete tympanum fastigii. Ueber dem Pronaos nämlich (von dessen Säulen als inconcluso aere befindlich in Vitruv IV, 4, 1 allein spricht), so wie über einem Theil der cella vor der subdivalen Mitte, sodann über dem Postikum und dem Kultusbild hinter der Mitte lag ein ganzes oder Aetosdach, zwischen diesen aber links und rechts über den Portiken waren nur halbe Dächer angebracht semifastigia, πτέρυγες genannt. In der Erfindung der Korinther, welche Pindar Ol. XIII, 29

anpreist, erkennt der Verf. eben den kunstreichen Bau des Hypaethraltempels. Für den delphischen Tempel macht er einen guten Gebrauch von einer Stelle des Euripides (Ion 510): „hier steht der Chor vor den Stufen des Pronaos und vernimmt die Ankunft des Xuthus, ehe man ihn noch sieht, nur durch das Geräusch, was die große Thüre beym Oeffnen macht. Die Thüre war mithin geschlossen, als Xuthus den Weg nach dem Dikema der Theopropen hin und zurück ging; wäre nun keine weitere Beleuchtung gewesen, so hätte er in der Nacht des Innern keinen Weg finden können." Die goldenen Keledonen aber, von welchen Pindar bey Pausanias X, 5, 12 singt, können für dasselbe Heiligthum forthin nichts mehr beweisen, wenn aus Galenus (III, p. 615 ed. Bas.) statt ἐξ ὑπερῴου zu lesen ist ἐξ αἰετοῦ, worauf auch die bessern Handschriften des Pausanias leiten. Der Tempel des Olympischen Zeus ist in zweyfachem Betracht hypaethrus, die Hydria bey Paus. V, 11, 9 zeigte, wie B. scharfsinnig vermuthet, eine frühere Besitznahme der so bezeichneten Stelle durch den Zeus Kataibates an; als fulguritum mußte sie nothwendig auch ein subdivum seyn. Ueberdieß setzt eine Portikus immer schon dem Begriff nach einen subdivalen Raum vor den Säulenintercolumnien voraus; also auch in dieser Hinsicht war das Olympium hypaethral, wenn es, wie Pausanias meldet (V, 10, 10), eine doppelte Etage von Säulen hatte; kein anderes Hieron versteht auch Vitruv unter dem templum Olympium. So fällt freylich der decastylos ganz weg, aber Vitruv wollte damit nur die größte Dimension des Hypaethraltempels angeben, und hält sich in der Wahl der Beyspiele dafür an die wesentlichern Eigenschaften, bestehend in der doppelten Säulenreihe der Cella, welche wie die Portiken im Atrium um die ganze Wand und hinter dem Agalma herlaufen, und dem offnen Raum in der Mitte derselben. Wenn er erklärt, ein Beyspiel von dem Tempel, den er mit hypaethrus bezeichne, existire in Rom nicht, so liegt alles Gewicht auf eben jener Definition habet — interiore parte columnas in altitudine duplices remotas a parietibus ad circuitionem, ut porticus peristyliorum; dafür gab es solche, die, weil sie gewölbt waren, keiner unterstützenden Säulen für das ὀπαῖον bedurften. Daß der Capitolinische Tempel in der Cella des Jupiter ein hypaethrus, wenn auch nicht nach griechischer Art war, geht aus Suet. Caes. 84 hervor, wo die Leute darüber uneins sind, ob sie Caesars Leichnam in genannter cella oder in der Curie des Pompejus verbrennen sollen. Diese Stelle ist Roß entgangen; er spricht nur von dem exiguum foramen über dem Altar des Terminus: auch diese Oeffnung konnte nicht so gar klein seyn, da die ara des Gottes sich nur unter freyem Himmel befinden durfte, vgl. Serv. ad Virg. Aen. X, 448. Man wird nun fragen, ob, wenn zu ungewohnter Zeit, während der Tempel zum Besuch der Feyer offen bleiben mußte, Regen eintrat, für einen Abfluß des Wassers aus dem subdivalen Raum gesorgt war? Daß für den Fall die Griechen Vorkehrung trafen, zeigt die neuerdings im Pantheon entdeckte Einsenkung, welche 3 Zoll tief, 30 Fuß breit und 80 lang ist. Diese diente nicht blos dazu, um mit Wasser in heißer Sommerzeit besprüht zu werden, durch dessen Verdünstung eine dem chryselephantinen Bild wohlthätige Temperatur hervorgebracht werden sollte (Hellenika, p. 18); das „beweist *) die ganz gleiche Einsenkung des Fußbodens im Tempel des Apollon bey Phigalea," in welchem nach Pausanias Zeugniß (VIII, 30, 3) ein Erzbild des Apollo stand. Hiezu kommen noch die von Cavallari bemerkten regenabführenden Rinnen. Im Pantheon reicht eine gelinde nur durch das Nivellement wahrnehmbare Neigung des Fußbodens nach einem Abflußpunkt hin, wo unter dem lumen hemisphaerii das kleine Loch zum Wasserabzug sich befindet. Die Capitalfrage, ob überhaupt eine Beleuchtung von der Thür aus möglich gewesen sey, beantwortet B. wie man erwarten kann, durchaus verneinend, und stimmt im Allgemeinen mit R. Rochette überein, nur motivirt er seine Ansicht genauer, indem er angibt: die Thüre am Parthenon, welches als am besten erhalten von Roß vorzugsweise hier berücksichtigt wird, hatte zwar

*) Woher Böttticher diese Notiz hat, welcher Roß l. c. und Hermann p. 20, not. 68 geradezu widersprechen, ist Ref. nicht bekannt.

26 (nicht 30) Fuß Höhe und 10 (nicht 12), vielleicht nur 8 Fuß Breite, doch konnte durch sie nicht so viel Sonnenlicht einfallen, daß auch die obern Portiken erhellt worden wären, selbst in dem Fall, daß der Parthenon keine weitere Umgebung gehabt hätte. Nun aber schwächten erstens zwey Säulenreihen das Licht, welches ohnehin nur in den ersten Morgenstunden in den Tempel fiel, sobald aber die Sonne höher stieg und über die Horizontale des Epistylion der vordern Säulenreihe vor der Thüre hinübertrat, mußte alles wieder in den tiefsten Schatten, in ein dunkles Reflexlicht vom Fußboden des Pronaos her zurücksinken. „Und doch ist dieser kurze Sonnenblick noch die günstigste Beleuchtung, die durch die Thüre gewonnen werden kann, wobey dann ganz abgesehen wird, daß das direkte Sonnenlicht auf Kunstwerken, namentlich auf einem chryselephantinen Bilde, auf welchem sie tausendfache Glanzlichter und Reflexe erzeugt, gar nicht zu ertragen ist.“ Ferner hielten auch innerhalb die starken Säulen, welche der Bildsäule gegenüber standen, viel Licht ab und verdunkelten die Portiken, worin die Weihgeschenke aufgestellt waren, ganz und gar; endlich sprang vor der Thüre eine dicht untersäulte Decke, die des Pronaos 40 Fuß über die Thüre hinaus vor und schnitt so alles Aetherlicht vom Horizonte her vorweg ab. Aehnliche Verhältnisse des Pronaos mit der Cella treffen wir im Tempel der Nemesis zu Rhamnus, des Poseidon zu Paestum und dem auf der Akropolis zu Selinus; in dem des Apollo zu Bassae, dessen Portikenräume durch Verbindung der Dreyviertelsäulen mit der Wand vermöge dünner Wände zu lauter kleinen Kapellen unter sich geschieden sind, konnte ohne hypaethrale Einrichtung in diese gar kein Licht eindringen, abgesehen von der Umgebung durch Pronaos und Peristyl; jene Construktion machte selbst in engen Cellen, wie die des Tempels der Aeginetischen Athene die Errichtung von Portiken nothwendig. Aus allem Obigen ergibt sich, daß die Vergleichung der Lichthelle in den Museen zu London, Paris ꝛc. mit der Oeffnungsfläche von angeblich 360 Quadratfuß der Thüre des Parthenon — sie wird hier auf 208 Fuß reducirt — gar nicht anwendbar ist, da jenen keine weitern Säulengänge vorgebaut sind. Wohl aber fehlt es den heutigen Kunstsammlungen an dem Alles gleichmäßig erhellenden Oberlicht, welches den Olympischen Zeus und die Athene Parthenos von jeder Seite, en face wie im Rücken vollkommen erleuchtete. Um so weniger wird desselben der späterhin als Pinakothek dienende große Tempel der Hera auf Samos ermangelt haben. Auch bey dem Pantheon, dessen Thüre doch 37 Fuß Höhe und 19 Breite hat, wovon zwar ebenfalls eine starke Porticusdecke überhängt, aber wo das Innere wenigstens von Säulen und Obergeschossen frey ist, genügte diese Beleuchtung noch nicht, da ein großes lumen in hemisphaerio (vgl. Vitruv V, 10, 5) angebracht war; sonst wären doch die Bildsäulen des Jupiter Ultor, Mars, der Venus u. s. w. die in den aediculae (oder exedrae) standen im Dunkel geblieben. Die Mitte im Parthenon weist B. der Bildsäule selbst, (also nicht dem Altar) an und gibt dem noch davor befindlichen ὑπαῖον ein Minimum von 18 Fuß Länge und 24 Fuß Breite, „durch dieses wird mehr als noch ein Mal so viel des hellsten Zenithlichtes im Raume verbreitet als der Verfasser“ (Roß) „dunkles Reflexlicht durch die Thüre gewinnen will — das Bild der Parthenos, der Raum hinter ihm, alle Portiken sowohl die untern wie die obern bis zu den Wandgemälden hin sind taghell erleuchtet.“ Das Schutzdach, welches die offene Stelle die meiste Zeit bedeckte, ließ nach B.'s Annahme so viel Licht durch, als zur außerkultlichen Benützung der cella hinreichte, wie die straturae des auch im Winter nicht ganz verlassenen impluvium, daher auch Pausanias, wenn er nicht an den Panathenaeen sich zu Athen aufhielt, doch die Parthenos so betrachten konnte, um ihrer im Allgemeinen zu gedenken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18 November

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Ensaios sobre a statistica das possessões portuguezas na Africa occidental e oriental, na China e na Oceania, escriptos por José Joaquim Lopes de Lima. Livro II. Ensaios sobre a statistica das ilhas de S. Thomé e Principe etc. Lisboa 1845. Th. I. S. 100 und XVII. Th. II. S. 45. 4.

Von den vielen Besitzungen, welche Portugal einst vom Cap der drey Spitzen bis zum Cap Lopo Gonçalves an der Westküste Afrikas besaß, sind ihm nur die Thomas- und Prinzeninsel und die kleine Festung S. João Baptista de Ajuda im Reiche Dahomé geblieben. Der Flächeninhalt der beyden Inseln wird von dem Verfasser nicht genau angegeben, er bemerkt nur, daß die größte Breite der Prinzeninsel acht, die der Insel St. Thomas sechs Meilen betrage. Auf der Prinzeninsel, welche der Sitz des Gouverneurs ist, befindet sich die Stadt St. Antonio mit 624 Feuerstellen, die Bevölkerung derselben wird nach einem von dem Gouverneur im Jahre 1844 erstatteten Berichte auf 4584 Seelen angegeben, worunter sich von freyen Menschen 138 weißer und brauner, und 1122 schwarzer Farbe befinden, die Zahl der Sklaven beträgt 3324. Die Bevölkerung der St. Thomasinsel beträgt im Ganzen 8169 Seelen auf 1432 Feuerstellen, davon zählt die Stadt St. Thomé 4476 Seelen auf 986 Feuerstellen, die Villa Santissima Trindade 1513 Seelen auf 102 Feuerstellen, die Villa Santa Anna e Angolares 1249 Seelen auf 156 Feuerstellen, die Villa Santo Amaro 429 Seelen auf 96 Feuerstellen, die Villa Magdalena 156 Seelen auf 10 Feuerstellen, die Villa Nossa Senhora das Neves 89 Seelen auf 34 Feuerstellen, die Villa Guadalupe 257 Seelen auf 48 Feuerstellen, darunter befinden sich von freyen Menschen weißer und brauner Farbe 47, schwarzer Farbe 5932 und 2190 Sklaven; die Gesammtbevölkerung beyder Inseln beträgt demnach 12,753 Seelen auf 2056 Feuerstellen.

Die Festung S. João Baptista de Ajuda, welche eine Meile landeinwärts vom Hafen von Ardra (6° 16′ n. Br.) liegt, wurde 1680 auf Befehl des damaligen Regenten, späteren Königes Don Pedro II. gebaut. In ihr befindet sich eine Kirche, welche für die einheimischen Christen des nahe liegenden Negerdorfes Gregué, deren Zahl gegen hundert angegeben wird, und für die Katholiken der dort bestehenden Faktorey als Pfarrkirche dient. Da der Handel mit dem Hafen von Ardra größtentheils von brasilianischen Schiffen betrieben wurde, so stand die Festung unter der Oberaufsicht der Behörden von Bahia, deßhalb gerieth sie auch seit der Lostrennung Brasiliens immer mehr in Verfall und war beynahe gänzlich verlassen, als im Jahre 1844 der Gouverneur der Thomas- und Prinzeninsel wieder einen Offizier ernannte, um den Befehl über die Festung zu übernehmen, und mit ihm einen Geistlichen dahin absandte, um für die Bedürfnisse der christlichen Bevölkerung zu sorgen, die seit dem Jahre 1788 keinen ständigen Pfarrer mehr hatte, und auch der Missionäre, die sich am Ende des verflossenen Jahrhunderts zeitweise dort aufhielten,

seit jener Zeit entbehrte. Das Klima der beyden Inseln ist vermöge ihrer Lage in der unmittelbaren Nähe des Aequators sehr warm, doch ist die Hitze weniger erstickend und erträglicher als auf dem nahen Festlande wegen der Südwinde und der Kühle, die vom Ocean herkömmt. Man unterscheidet nur zwey Jahreszeiten: die der heftigen Winde (das ventanias) vom April bis Mitte September zählt mit Ausnahme weniger Regentage im Monate April helle und heitere Tage und gilt als die zuträglichste für die Europäer; die mittlere Temperatur beträgt in ihr nach dem Thermometer von Reaumur 32°; die der Regenzeit (das aguas) dagegen hat eine drückende Atmosphäre, die sich häufig in Regenströmen und Gewittern entladet; die Tage sind neblicht und düster, der Thermometer steigt bis auf 40° Reaumur.

Im Ganzen sind die beyden Inseln ungesund und besonders der Gallen- und Wechselfieber wegen gefährlich, besonders für Europäer; noch heftiger als auf den Inseln zeigen sich die Fieber auf dem Festlande in dem Distrikte der Festung Ajuda.

Im Boden der St. Thomasinsel herrscht der Thon theilweise mit Kiesel, Sand oder Kalk vermischt vor; doch ist der Boden überaus fruchtbar und für die Produkte der heißen Zone geeignet, selbst auf den beynahe unzugänglichen Bergen, welche einen großen Theil des Südens der Insel einnehmen. Auf der Prinzeninsel ist die Oberfläche mehr steinigt und dürr, an vielen Orten besteht das Erdreich gleichfalls aus vortrefflichem Thon, aber er ist durch die beständige Einwirkung der Sonne so fest und hart geworden, daß er der Cultur widersteht. An einigen Plätzen, besonders auf den Bergen in Süden, trifft man Lava und andre Spuren vulkanischer Ausbrüche an, doch besitzt die Insel einige Striche, die so fruchtbar sind wie die der Thomasinsel, ihre Produkte sind dieselben, doch der Zahl nach weit geringer. Beyde Inseln sind wohl bewachsen und reich an Farbe-, Zimmer- und Bauholz; sie haben viele größere und kleinere Bäche, die einst die natürlichen Förderungsmittel der vielen Zuckermühlen waren; die Prinzeninsel soll, so klein sie auch ist, gegen dreyhundert große und kleine Bäche zählen.

Die erste Cultur, welche auf beyden Inseln Statt fand, war die des Zuckerrohrs, das von Madeira dahin verpflanzt wurde; feindliche Ueberfälle veranlaßten einen großen Theil der Eigenthümer der Zuckermühlen nach Brasilien zu ziehen, und so wurde endlich dieses Produkt durch den Zucker Brasiliens und Westindiens auf den Märkten Europas verdrängt. Der Verf. räth, da Brasilien nicht mehr zu Portugal gehöre, den Bau des Zuckerrohrs auf Madeira und der Thomasinsel wieder zu beginnen, und macht darauf aufmerksam, welchen Vortheil nur allein der aus dem Zuckerrohr destillirte Branntwein gewähren könne, da er an der ganzen Westküste Afrikas vom Hafen von Ardra an bis Angola und Benguela einen sichern Absatz finde.

Die Cultur des Kaffee hat auf der Insel St. Thomas erst mit dem gegenwärtigen Jahrhundert begonnen und ist von ihr aus auf die Prinzeninsel übergegangen, hat aber so zugenommen, daß bereits eine bedeutende Ausfuhr desselben statt findet.

Die Cultur des Cacao wird erst seit dem Jahre 1822 betrieben; Boden und Klima sind ihr überaus günstig, sie hat indessen nicht die Fortschritte gemacht wie die des Kaffee, weil dieses Produkt, obgleich es dem westindischen an Güte gleich kömmt, noch keine bedeutende Nachfrage gefunden hat, und die Ausfuhr ist deßhalb noch geringe. Mit der Cultur des Kaffee beschäftigen sich die reichsten Einwohner.

Am besten bebaut von den beyden Inseln ist die Prinzeninsel, weil sie reichere und industriösere Bewohner hat, mehr bevölkert ist und mehr Sklaven besitzt als St. Thomas. Von Produkten der Industrie findet sich auf der ersteren die Fabrikation von Ziegeln, auf der letzteren die der weichen Seife, des Seesalzes und der gewöhnlichen Töpferwaare. Von großer Bedeutung war die Thomasinsel im sechszehnten Jahrhundert als Stapelplatz des Handels, welchen die Portugiesen mit Gold, Elfenbein, Pfeffer, Färbeholz und Sklaven an den Flüssen des nahen Continentes trieben; vom siebzehnten Jahrhundert sank der Handel, da die Faktoreyen allmählig verloren giengen, und der letzte Rest desselben, der Sklavenhandel mit den Häfen von Angola, hörte mit der Unterdrückung desselben auf. Als Anhang

zu diesem Abschnitte hat der Verf. Auszüge aus den Zollregistern über die Einfuhr und Ausfuhr aus dem Jahre 1842, jedoch nur über die Prinzeninsel gegeben, da ihm die von St. Thomas nicht zu Gebote standen.

Die gegenwärtige Verwaltung der Insel richtet sich nach dem Decrete vom 7. December 1836; beyde Inseln bilden ein besonderes Gouvernement (governo particular), von welchem die Festung S. João Baptista de Ajuda auf dem Festlande abhängt.

Der Gouverneur wohnt auf der Prinzeninsel; mit Ausnahme einiger Ehrenrechte hat er alle Befugnisse, welche die Generalgouverneurs haben; unter seinen Befehlen steht der Gouverneur der Thomasinsel, welcher die beyden Aemter eines Militärchefs und Administrators des Gemeinderathes verbindet, und den Titel subalterner Gouverneur (governador subalterno) führt. In der Festung S. João Baptista befindet sich seit 1844 wieder ein Commandant.

Für die Handhabung der Rechtspflege befindet sich im Gouvernement ein rechtskundiger Richter (juiz de direito) und zwey untergeordnete Beamte für die niedere Gerichtsbarkeit, in der portugiesischen Sprache gewöhnliche Richter (juizes ordinarios) genannt.

Ref. hat bey der Anzeige des ersten Buches versprochen, in der des zweyten das Justizwesen in den Colonien darzustellen, und er findet es für nothwendig, sich dieses Versprechens hier ausführlicher zu entledigen, da das Wenige, was der Verf. über das Justizwesen in Westafrika sagt, wohl für den Portugiesen hinreicht, für den Ausländer aber deßhalb unverständlich bleiben muß, weil dem größten Theile der Letzteren die Veränderungen, die in der Gerichtsverfassung des Mutterlandes vorgegangen, wahrscheinlich unbekannt geblieben sind, und das Verfahren in den Colonien die Kenntniß der Gesetzgebung des Mutterlandes voraussetzt.

Die Aenderungen, welche die Carta von 1826 im Gerichtswesen getroffen hatte, waren unter Don Miguels Regierung nicht zum Vollzuge gekommen, besonders litt die streitige Gerichtsbarkeit noch an jenem schleppenden Gange, den man schon unter der Regierung Maria's I. zu fördern gesucht hatte.

Noch während Don Miguel im Besitze des Festlandes und der Colonien war, änderte Don Pedro zu Ponta Delgada auf der Insel Terceira durch ein Decret vom 16. Mai 1832 die bisherige Organisation der Gerichtsbezirke und des richterlichen Personales und führte im bürgerlichen wie im peinlichen Prozesse ein neues Verfahren ein.

Der größte Theil dieser Aederungen war aus dem französischen Gesetzbuche entnommen: Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens vor einem Geschwornengerichte trat an die Stelle des früheren schriftlichen, das richterliche Personal wurde größtentheils nach demselben Muster ernannt, doch blieben hier einige schon dem älteren Rechte angehörigen Aemter zurück, so daß die neue Gerichtsordnung theils aus französischen, theils aus portugiesischen Elementen gebildet war.

Diese Reform trat mit dem Beginne des Jahres 1834 in Portugal selbst, und nach der Anerkennung der Königin D. Maria II. auch in den Colonien in Kraft, wo bis dahin die ältere Gesetzgebung des Mutterlandes neben einigen besonderen Colonial-Gesetzen gegolten hatte.

Da eine bestimmte Basis, welche Gesetze des Continents in den überseeischen Besitzungen angewendet werden sollten, nie bestanden hatte, so hatte man schon früher hierin mit der größten Willkühr gehandelt, die Anwendung ganz oder theilweise gemacht oder unterlassen, und der Vollzug der Gesetze blieb deßhalb dem Interesse, den Launen und den Leidenschaften der Beamten preisgegeben. Dieses alte fehlerhafte System hatte durch die politischen Ereignisse der neueren Zeit nur zugenommen, da man bey der Umwandlung des Gerichts- und Verwaltungswesens die Principien desselben ohne Rücksicht auf die besonderen Modificationen, welche die Beschaffenheit der Colonien erforderte, anwandte, während diese Anwendung sich nach den Gebräuchen, der Beschaffenheit, den Sitten und Interessen der verschiedenen Völkerstämme hätte richten sollen.

Um eine solche Uebereinstimmung des Gerichtswesens mit den Gebräuchen, dem Herkommen und dem

Interesse der verschiedenen Bewohner der überseeischen Besitzungen zu erzielen, legte der damalige Minister Antonio Lopes Vieira de Castro den Entwurf einer neuen Gerichtsverfassung vor, welcher am 7. December 1836 bestätigt und als königliches Decret veröffentlicht wurde.

Dieses Decret behandete aber nur den Staat von Indien, für den es in 31 Artikeln verschiedene Bestimmungen enthält. Dem seit dem siebenzehnten Jahrhunderte in Goa bestehenden oberen Gerichtshofe (Relação) wird die Jurisdiction über die portugiesischen Besitzungen in Asien und an der Ostküste von Afrika zugewiesen, jedoch soll das peinliche Verfahren in Macao und an der Ostküste von Afrika wie bisher durch eigene Gerichtshöfe (juntas de justiça) gehandhabt, alle Verhandlungen aber von der Veröffentlichung dieses Decretes an öffentlich geführt werden.

Der Gerichtshof von Goa soll aus drey Richtern zusammengesetzt seyn, von denen der älteste den Vorsitz führt. Im Territorium von Goa selbst sollen drey Gerichtsbezirke (comarcas) bestehen, die dem oberen Gerichtshofe untergeordnet sind, der eine für die Inseln von Goa und die Ostprovinzen; der zweyte für die Nordprovinzen, die Provinz Bardez, die Ortschaften Bicholim, Sanquelim und die Dorfschaften außerhalb der Mauern (extra muros); der dritte für die Südprovinzen, dann für Salsete und Zambaulim. An jedem dieser Gerichtsbezirke muß ein rechtskundiger Richter angestellt seyn, so wie bey dem oberen Gerichtshofe sich ein Kronfiskal (procurador da coroa), und in jedem der erwähnten Bezirke ein Delegat desselben befinden soll. Für jede Pfarrey bestimmt das Decret zwey Beamte für die niedere Rechtspflege, einen von den Eingepfarrten gewählten Richter (juiz eleito) und einen Friedensrichter (juiz da paz). Das Zuchtpolizeygericht soll in jedem der drey Bezirke aus dem rechtskundigen Richter und zwey Advokaten gebildet werden.

(Schluß folgt.)

---

1. Die Hypaethraltempel des Alterthums.
2. Hellenika.
3. Der Hypaethraltempel auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Roß erwiesen von C. Böttticher.

(Schluß.)

Daß des Opferrauchabzuges wegen die Dachöffnung angelegt gewesen, läugnet auch B. und dieß ist fast der einzige Punkt, worin er mit Roß übereinstimmt; daß das ewige Feuer auf der κοινὴ ἑστία im delphischen Tempel keinen Abzug für den Rauch gehabt haben solle, kann er natürlich nicht zugeben, da ja schon die Flamme der Lampe im Tempel der Athene Polias zur Abführung des Qualms eines ehernen Schlotes bedurfte (vgl. Paus. I, 26, 6.). Schlüßlich weist B. nach, wie es für die Anathemata innerhalb der cella keiner so ängstlichen Sorgfalt bedurfte, als R. verlangt, weil ähnliche und von eben so zerstörbarem Material auch im Pronaos und den äußern Portiken aufbewahrt wurden; der Tempeldiebstahl, dessen Gefahr, wenn Gebäude wie der Parthenon, hypaethral waren, R. so beweglich schildert, wurden zufolge der Darstellung unseres Architekten, dadurch keineswegs erleichtert; es gab bequemere Mittel, um in das Innere reicher Gotteshäuser zu gelangen.

Der Verf. dieser Schrift schließt mit edler Freymüthigkeit, indem er die Erwartung ausspricht, daß R. „es nicht als Anmaßung schelten werde, wenn auch einmal ein Architekt nothgedrungen ihm archaeologisch untersuchend entgegentreten mußte, sondern lieber willig zugestehen, wie es dem in Werkthätigkeit erzogenen Künstler auch als heilige Pflicht obliege, das ihm anvertraute Palladion vor Entweihung zu hüten und nöthigen Falls mit Schutz- und Trutzwaffen zur Abwehr vor das Haus seiner Ergane zu treten, die die Spindel aber auch den Speer führt.“

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 19 November

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτὼ ἀκριβῶς ἐκδοθέντα παρὰ ΦΡΙΔΕΡΙΚΟΥ ΈΝΡΙΚΟΥ ΤΟΥ ΒΩΘΕΟΥ. Ὁ πρῶτος τόμος. Ἐν Λειψίᾳ. Δαπάνῃ Γουιλελμοῦ τοῦ Ἰουρανύου. ἀωμή *). Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Recensuit et explicavit Fridericus Henricus Bothe. Tomus primus, libros priores quatuor continens. Lipsiae sumptu Guilelmi Juranyi. MDCCCXXXXVIII.

Herr Φριδερικὸς Ἔνρικὸς ὁ Βώθεος (deutsch: Friedrich Heinrich Bothe) hatte politische Einsicht genug, um zu sehen, daß der Krieg, welchen Frankreich jetzt in Algerien führt, dem weiland peloponnesischen Kriege eigentlich auf's Haar ähnlich ist. Meditatum me, beginnt H. Bothe die Vorrede, saepe bellum, quo nunc Europa et Africa colliduntur, non fugit similitudo eius cum celeberrimo illo, quod descripsit Thucydides. Beyde Kriege, lehrt H. B. weiter, drehen sich um axiomata politica, parte altera tuente maiorum instituta inhumaniora, altera propugnante pro novis ac liberalibus. Daß natürlich die Lacedämonier dem starrköpfigen Abd el Kader und seiner Rotte, die Athener aber den Franzosen entsprechen, wird nur kurz angedeutet, da es sich ja ganz von selbst versteht. Auch spricht doch H. Bothe endlich einmal den längst in der politischen Welt schlummernden Gedanken aus (Vorrede pag. VIII), daß eigentlich jetzt universa Europa sich mit den Francogallis alliiren sollte, um das mare mediterraneum von denen barbaris zu reinigen. Kurz, H. Bothe, begeistert von der Idee dieses Krieges und wohl besonders von der attischen Urbanität, mit welcher die culturfeindlichen Kabylen im Dahra gebraten wurden, macht — ein lateinisches Gedicht (in welchem die Verse genau numerirt sind, damit der Nachwelt bey Citaten aus demselben das Geschäft erleichtert ist). In demselben ist auch die „Musa," die den zweyten Theil desselben spricht, so galant, Herrn Bothe mit dem Vocativ alter Tyrtaee anzureden, — ein ominöses Compliment, da ja Tyrtäus bekanntlich bey Pausanias (IV, 15) ein lahmer Schulmeister genannt wird. Doch, wenn H. B. vortreffliche lateinische Disticha macht und zu diesen eine noch vortrefflichere tief politische Vorrede schreibt, so berührt uns dieß hier weniger; daß aber derselbe Gelehrte diesem Gedichte eine Ausgabe des Thukydides beygefügt hat, das ist es, was unsere Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nehmen muß.

Alle menschliche Geduld und Langmuth ist denn doch ein sterbliches Ding, und so kann sie auch die Bothe'schen Ausgaben nicht überleben, sondern geht bey dieser Bearbeitung des Thukydides zu Grabe. Wer möchte es uns verargen, daß uns so ganz im Stillen ein Schrey des Entsetzens entfuhr, als wir sahen, daß sogar ein Autor wie Thukydides der Herausgebe-Manie Hrn. Bothe's nicht entgehen konnte. Man muß diese Arbeit unter den Händen gehabt, man muß sie gelesen haben, um die volle Indignation zu fühlen, die durch sie erregt wird. H. B. hat bey dem Epigramme, womit er seine

*) Dieser Titel steht in vollem Ernste (so glauben wir wenigstens) auf dem ersten Titelblatte.

Vorrede schließt (Non mea nasutos criticos nasove carentes, Omnia quis placeant, omnia displiceant, Sed qui vera viri verique simillima norunt, Hos iubeam ingenuo cernere iudicio), nur vergessen, daß sein Register ein Loch hat, und es auch solche Kritiker seines Buches geben kann, die eben darum das Wahre sehen, weil ihnen Alles an demselben mißfallt. Nicht umsonst haben wir am Anfange dieses Berichtes von dem Gedichte und der politischen Weisheit des Herausgebers gesprochen; diese Dinge geben die eine Hälfte des Urtheils über denselben, die andere mag aus folgendem dazukommen.

Hören wir hiezu zunächst Hr. B.'s Ansicht über den Werth der Handschriften der Autoren. Hierüber erfahren wir folgende Belehrung (pag. VIII) nec tamen adhuc extrema ei (sc. Thucydidi) manus accessit, sed restant satis multi nodi et scrupuli, qui opem Criticorum poscunt, nisi quis tantum tribuat codicibus, ut quidvis ineptum aut obscurum, quod offerunt, accipiendum putet. Nimirum omnium, quotquot sunt, librariorum auctoritate potior est ratio, neque errores recentiorum rudiumque fere hominum fovere decet orbem litteratum, sed veterum scriptorum manus pro virili parte restituere et curare, ne ludibrio sint ingenia praeclara vulgo, quod lucro praesenti inhians contemnit humanitatem. (Ein Satz, in welchem jedes Wort seinen eigenthümlichen Werth hat). Hierauf folgt die (p. IX) neue Entdeckung, daß die Abschreiber doppelt fehlten, male legendo und glossas recipiendo, und „utroque mendorum genere adeo inquinatus hic noster est, ut σολοικίζειν putes auctorem purissimum putideque fabulari virum prudentissimum atque eloquentissimum“ (auch eine putida fabulatio viri prudentissimi atque eloquentissimi). Um aber nun diese Ansicht zu begründen — „ne quis nos inique iudicare putet de codicibus scriptis“ — was thut H. B.? gibt er etwa Belege solch fundamentaler Verderbtheit der Handschriften in einzelnen Stellen? o nein, sondern: „adscribam verba doctissimi Didoti,“ und nun wird derselbe Bettel, den wir eben mit Widerwillen lateinisch lasen, französisch aus Herrn Didot's Bude ausgekramt. Das heißt doch eine Behauptung begründen! Aber H. B. ist sich auch des Heiles bewußt, das durch seine Bearbeitung über Thuk. hereinbricht, denn: „nos diu cunctati, dum aliorum exspectamus opem, postquam ea spes evanuit, ne repetita crambe occidat miseros lectores, symbolam nostram dare decrevimus.“ Gleich darauf folgt aber das ergötzliche Geständniß: „ingenue respondebo, codices quidem scriptos adhuc incognitos non fuisse ad manum, sed adhibitis excerptis atque commentariis doctissimorum editorum..... superare me conatum esse hos scopulos, ad quos quidam appulsi vix enatarunt. Dabey aber gibt dieser glückliche Schwimmer, gerade als hätte er die Handschriften sämmtlich zuerst verglichen, doch einen vollständigen conspectus codicum (mit Angabe des Formates u. dgl.), zusammengeschrieben aus allen möglichen Ausgaben.

Die Einleitung enthält: de Thucydidis vita et libris, maxime secundum Haackei disputationem in altera eius editione Seebodiana. Hier nun kennt Herr Bothe nicht einmal Roscher's Werk; wir zweifeln fast, ob man uns dieß nur glauben wird, aber es hat seine volle Richtigkeit. Daß wir nun mit einem Bearbeiter des Lebens des Thuk., welcher jene umfassende und gründliche Schrift nicht kennt, über Einzelnes zu rechten gar nicht der Mühe werth finden, versteht sich wohl von selbst. Nur das sey bemerkt, daß auch hier Herrn Didot's Gelehrsamkeit *) den Triumph feyert, als letzte Auktorität in langen Auszügen in der Bothe'schen Abhandlung zu figuriren; natürlich, Didot ist ja einer von den Bothe'schen Athenienfern, die die Cultur zu den Kabylen bringen. Am Schluße der Einleitung folgen noch: Loci quidam scriptorum veterum et recentiorum de Thucydide eiusque ingenio et libro, worunter uns besonders folgende Ueberschrift gefiel: Johannes Mueller, qui meruit nomen Thucydidis Germanorum.

(Schluß folgt).

*) Derselbe erklärt das bekannte αἰσθανόμενος τῇ ἡλικίᾳ (V, 26) durch malgré mon âge avancé. Besonders mag auch desselben Deduktion über das 8. Buch viele Heiterkeit erregen.

Ensaios sobre a statistica das possessões portuguezas na Africa occidental e oriental, na China e na Oceania, escriptos por José Joaquim Lopes de Lima.

(Schluß.)

Für die Festungen Damão und Diu ernennt das Decret zwey Richter, denen die Entscheidung aller Rechtssachen bis zum Werthe von 100 Xerafins anvertraut wird. Sachen von höherem Werthe sollen ohne Berufung bis zu 500 Xerafins in der jährlichen Sitzung entschieden werden, welche die rechtskundigen Richter abwechselnd in den beyden Festungen zu veranstalten haben; in Criminalprozessen, bey denen es sich um das Leben handelt, sollen sie die Akten an den oberen Gerichtshof einsenden.

Für die Inseln Timor und Solor wird die Beybehaltung des früheren Gerichtsverfahrens festgesetzt; für Macao und Mozambique aber ein rechtskundiger Richter und ein Gerichtshof bestellt, dessen Competenz im peinlichen Verfahren bereits erwähnt wurde. Den Richtern des oberen Gerichtshofes wird nach dem Ablaufe von neun Dienstjahren im Staate von Indien der Eintritt in jeden oberen Gerichtshof von Portugal, oder wenn sie es vorziehen in Goa zu bleiben, die Vermehrung ihres Gehaltes um ein Viertheil zugesichert; nach Ablauf von achtzehn Dienstjahren erhalten sie Rang und Gehalt eines Rathes des obersten Gerichtshofes (supremo tribunal da justiça) in Lissabon.

Die rechtskundigen Richter der ersten Instanz im Territorium von Goa, in Macao und Mozambique erhalten nach sechs Jahren die Rechte eines Mitgliedes des oberen Gerichtshofes und treten im Erledigungsfalle ein; ziehen sie es aber vor, nach dem Mutterlande zurückzukehren, so werden sie dort als Richter erster Instanz verwendet.

Bald darauf (16. Januar 1837) erfolgte, da das Decret für den Staat von Indien sich den Territorialverhältnissen der Westküste Afrikas nicht anpassen ließ, eine eigene Organisation für diese, nach welcher sie in die drey von einander unabhängigen Bezirke (comarcas) Angola, St. Thoma und Prinzipe, und Cabo Verde getheilt wird.

In Angola wurden für die Stadt St. Paul de Loanda und die zu ihr gehörigen militärischen Posten (presidios) ein rechtskundiger und ein gewöhnlicher Richter, für Novo Redondo und Benguela nur gewöhnliche Richter angestellt, in Cabo Verde für die Hauptstadt dieselben Beamten wie für St. Paul, für jede der übrigen Inseln aber ein gewöhnlicher Richter ernannt. Die Zahl der Beamten für die Provinz der Thomas und Prinzeninsel wurde bereits angegeben.

Jedem dieser Gerichtsbezirke wurde ein Delegat des Kronfiskals, jedem Pfarrspiele ein gewählter Richter und ein Friedensrichter beygegeben. In der bürgerlichen Rechtspflege geht die Berufung von den erwähnten Bezirken an den oberen Gerichtshof (Relaçao) in Lissabon; für die peinliche sind eigene Gerichtshöfe (juntas de justiça) niedergesetzt, welche selbst über Verbrechen, die die Todesstrafe nach sich ziehen, ein Endurtheil fällen können, eine Competenz, die wiederholt auch für die Junta von Mozambique ausgesprochen wird.

Für die sämmtlichen überseeischen Besitzungen wurde das im Reformdecrete und in dem Gesetzbuche vom Jahre 1836 eingeführte Institut der Geschwornen suspendirt, wahrscheinlich weil sich die hinreichende Zahl der hiezu Befähigten nicht vorfand; das Erkenntniß über die Schuld wurde gleichfalls dem rechtskundigen Richter zugewiesen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen aber beybehalten.

Das Militär besteht auf beyden Inseln zum größten Theile aus Milizen, eine Einrichtung, welche der Provinz viel Schaden zugefügt, weil sie dem Ackerbau die nöthigen Hände entzieht.

Ueber die ältere Geschichte des Bisthums St. Thomas hat sich Ref. schon früher in diesen Blättern ausgesprochen, als er die Corographie der beyden Inseln von da Cunha Mattos anzeigte; es übrigt demnach nur hier über den gegenwärtigen Zustand des Bisthums, wie ihn der Verf. schildert, eine kurze Mittheilung zu geben. Fast seit einem halben Jahrhunderte, sagt derselbe S. 55, ist kein

Bischof mehr auf die Insel gekommen, das Domcapitel ist ausgestorben, und seit zwölf Jahren befindet sich von den fünf Dignitäten und zwölf Canonikern, welche das Capitel bildeten, auch nicht ein Glied desselben mehr auf der Insel. Die Verwaltung der Diöcese führt ein Administrator, der auf der Prinzeninsel seinen Sitz hat, auf der sich nur eine Pfarrey befindet, an welcher zwey Geistlich angestellt sind.

Auf der Insel St. Thomas bestehen noch acht Pfarrkirchen, die nothdürftig mit Geistlichen versehen sind; zu ihnen gehört die bischöfliche Cathedrale Nossa Senhora da Graça, an der zwey Geistliche dem pfarrlichen Amte vorstehen. Von den Missionen auf dem Festlande ist nur das Negerdorf Gregué, dessen schon erwähnt wurde, geblieben. Da alle übrigen aufgehört haben und sich wegen Priestermangel an ihre Wiederherstellung nicht denken läßt, so wird auch wahrscheinlich bey der geringen Zahl von Pfarreyen, die sich auf den beyden Inseln befinden, eine Wiederbesetzung des Capitels und des bischöflichen Sitzes nicht mehr statt finden, worauf schon früher in den Cortes zu Lissabon ein Antrag gestellt wurde.

Ganz herabgekommen war zu der Zeit, als der Verfasser schrieb, der öffentliche Unterricht, da sich nur auf der Prinzeninsel ein Lehrer für den öffentlichen Unterricht befand; zwar hatte das abgetretene Ministerium sein Augenmerk hierauf gerichtet, aber die neuesten Ereignisse lassen befürchten, daß die für den Unterricht getroffenen wohlmeinenden Maßregeln, wenn nicht ganz abgeändert, doch wenigstens für längere Zeit in ihrer Ausführung verzögert werden.

Weitläufig hat sich der Verf. über die Erträgnisse, welche die beyden Inseln dem portugiesischen Staate bieten und die Kosten, die er auf dieselben zu verwenden hat, ausgesprochen: die Ausgaben überstiegen im Rechnungsjahre $18\frac{43}{44}$ die Einnahmen um das Dreyfache, denn die Einnahme von der Prinzeninsel betrug nur 3 Contos 486,762 Reis, die der Thomasinsel nur 6 Contos 334,976 Reis, während die Ausgabe für beyde Inseln, ob sie gleich, wie der Verf. versichert, auf die kleinlichste Sparsamkeit gegründet ist, doch 27 Contos 12,685 Reis erreicht hat; die Nachweise über Beydes hat der Verf. in mehreren Tabellen gegeben.

Schon im achtzehnten und weit mehr noch im gegenwärtigen Jahrhunderte hat man an der Bevölkerung sowohl weißer als schwarzer Farbe eine bedeutende Abnahme gespürt, was der Verf. dem Umstande zuschreibt, daß die Insel nicht mehr wie früher von Portugiesen, Brasilianern und andern Fremden besucht werde, auch die Verbrecher, die man sonst in großer Zahl dorthin verwiesen habe, nach andren Plätzen gesendet worden seyen. Eine von ihm beygegebene Liste der Letzteren zeigt, daß die Zahl derselben in den Jahren 1837 — 44 nur fünf und dreyßig Personen umfaßt habe.

Ueber das Reich Dahomé und dessen Bewohner hat der Verf. im zehnten Capitel der ersten und im dritten der zweyten Abtheilung nach einem handschriftlichen Werke des Vicente Ferreira Pires, welches in der Bibliothek von Ajuda bey Lissabon aufbewahrt wird, viele Mittheilungen gegeben.

Vicente Ferreira Pires, ein Geistlicher aus Bahia, reiste am 29. December 1796 in der Eigenschaft eines Gesandten des Prinzregenten, späteren Königs Johann VI., in Gesellschaft eines Negers, welchen der König von Dahomé als Gesandten nach Bahia geschickt hatte, nach Dahomé ab, wo er sechs Monate verweilte, am 5. Februar 1798 wieder in Bahia eintraf, und zwey Jahre nachher eine dem Prinzregenten gewidmete Beschreibung seiner Reise (viagem de Africa em o reino de Dahomé) verfaßte. Die Rauhheit des Styles und die Uncorrectheit der Sprache hat Herrn Lopes de Lima abgehalten, die ganze Beschreibung des Ferreira Pires in sein Werk aufzunehmen, doch hat er weitläufige Auszüge aus demselben gegeben; durch sie erhalten wir einen neuen Beytrag zu den Berichten älterer und neuerer Reisenden und eine willkommene Vermehrung unserer Kenntnisse über diesen Theil der Westküste Afrikas.

Friedrich Kunstmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 under the Command of Captain Sir James Clark Ross by Joseph Dalton Hooker M. D. — London: Reeve Brothers, King William street, strand. 1844 — 47. Bisher 24 Hefte mit 428 S. u. 190 Tafeln. 4.

Erster Artikel.

Seit Cooks Zeiten ist unstreitig von allen Südpolar-Expeditionen diejenige, welche die englische Regierung im Jahre 1839 unter dem Kommando des Capitäns Sir Clark Roß auf den Schiffen Erebus und Terror absendete, und welche drey volle Jahre in den hohen südlichen Breiten verweilte, in nautischer, physikalischer und naturhistorischer Beziehung die wichtigste. Kein früherer Seefahrer war so weit (78° 10′ s. Br.) gegen den Südpol vorgedrungen, keiner hatte so viele Stationen besucht, auf den wichtigsten so lange verweilt, so genaue Beobachtungen angestellt und so reichhaltige Sammlungen erworben, als auf dieser Reise geschah. Der Raum gestattet uns nicht, über die geographischen und physikalischen Resultate zu berichten, wir beschränken uns darauf, nach kurzer Darstellung der Reiseroute die botanischen Ergebnisse der Expedition mitzutheilen, die wir dem unermüdeten Fleiße und den tüchtigen Kenntnissen des beygegebenen Naturforschers Dr. Jos. Dalton Hooker, Sohn des berühmten Botanikers Sir William Jackson Hooker in Kew verdanken. — Wir müssen uns dabey im Voraus entschuldigen, wenn wir in unserm Berichte vielleicht zu weitläufig geworden sind, allein wir glaubten, daß die Wichtigkeit des Gegenstandes es verdiene. Der Verfasser beschreibt nämlich nicht allein seine eigne Sammlung, sondern er giebt zum ersten Male eine nach Möglichkeit vollständige Flora der ganzen antarktischen Region zusammengestellt auch aus allen früheren Forschungen und Sammlungen andrer Naturforscher *). Dadurch haben wir endlich eine genügende Uebersicht dieser unwirthsamen Gegenden in botanischer Hinsicht erlangt, und können von jetzt an die Floren beyder Polarregionen mit einander genauer vergleichen, ihre Grundtypen gegen einander abwägen und die wichtigsten Folgerungen für die Pflanzengeographie daraus ziehen. Ein großer Unterschied der antarktischen Zone ergiebt sich schon jetzt mit Gewißheit in der großen Armuth ihrer Flora, welche südwärts von der 50. Parallele rings um die Erde nur mehr 440 Phanerogamen (weniger als Lappland unter 65 — 71° nördl. Breite) zählt und in dem baldigen Erlöschen aller Vegetation gegen den Pol, welche selbst in Kryptogamen kaum den 65° überschreitet, während unter 81° n. Br. noch blühende Phanerogamen gefunden werden. Die weiteren Details werden sich im Verlaufe unsres Berichtes ergeben.

---

*) Zu dieser Arbeit war wohl auch Niemand geeigneter als der jüngere Hooker, dem dabey nicht allein das unermeßliche besonders in der südlichen Flora reiche Herbarium, sondern auch die umfassende Erfahrung seines Vaters zur Seite stand.

Die Expedition gieng am 29. September 1839 von Chatham aus unter Segel. Auf der Ausfahrt berührte man mehrere der atlantischen Inseln, Madeira, Teneriffa, die Cap Verdischen Inseln, den St. Paulsfelsen (unter der Linie), St. Helena, wo man überall die zu den magnetischen Beobachtungen nöthige Zeit verweilte, und erreichte am 4. April 1840 das Kap der guten Hoffnung. Von hier aus begann die Entdeckungsreise in die südlichen Breiten. Am 6. April verließ man die Simonsbay und gelangte am 17. in die bereits kalte und unwirthsame Breite von 42° s. Br. Nach 4 Tagen westlichen Kurses passirte man südlich Marionsinsel, ein Gehäuf von Terrassen schwarzen vulkanischen Gesteins und hoher kegelförmiger Berge röthlicher Färbung. Hier kam zum ersten Male der große antarktische Tang Macrocystis pomifera in Menge zu Gesicht. Die Schiffe befanden sich zwischen Marions- und Prinz Edwards-Insel, wo man den folgenden Tag zu landen hoffte, als in der Nacht ein heftiger Sturm sie westwärts verschlug und die Hoffnung vereitelte, eine in naturhistorischer Hinsicht noch unbesuchte Insel auszubeuten.

Am 28. erreichte man nach fortgesetzten Stürmen die Crozet-Inseln, deren Lage westlicher ist (47° 30′ s. Br. und 46 — 48° östl. L.), als gewöhnlich angegeben wird. Diese Eilande sind alle vulkanisch und von furchtbar wildem felsigem Ansehen; sie bieten nur sehr wenige Hafen und manche unter ihnen sind völlig unzugänglich. Die Berge steigen in Piks und Kegeln zu 4 — 5000′ empor, auf den Gipfeln mit ewigem Schnee beladen, während häufig dichte Seenebel sie bis gegen die Spitzen verhüllen. Die Landung wurde auch hier durch ungestümes Wetter vereitelt. Die Fernsicht der Vegetation ist übrigens so dürftig und verkümmert, wie auf Kerguelens Land, wo man beständig mit der See kämpfend am 12. Mai im Christmeß-Hafen vor Anker gieng. Hier verweilten die Schiffe während des südlichen Winters zwey und einen halben Monat. Nebst den Pflanzen, welche früher bey der Cook'schen Expedition gefunden worden waren, wurden noch mehrere neue entdeckt und die Gesammtzahl der Phanerogamen auf 18 Arten! gebracht. Daß die meisten während des dortigen Winters blühend gesammelt werden konnten, ist ein merkwürdiger Beweis für die Gleichförmigkeit des Klima's und für die verhältnißmäßige Milde der kalten Jahreszeit. Am 20. Juli verließ man Kerguelens Land und erreichte am 16. August Van Diemens Land (Hobarton im Darwentflusse).

Von hier begann am 12. November die erste Reise nach dem Südpol, während welcher die einzige Gelegenheit Pflanzen zu sammeln auf den Aucklands geboten war, wohin man nach einer Fahrt von acht Tagen gelangte und die Frühlingsmonate dieser Breiten da und auf der Campbells Insel verweilte. Von letzterer Insel aus segelten am 17. December die Schiffe nach bisher gänzlich unerforschten Regionen. Macrocystis und d'Urvillea wurden in großer Menge so weit südwärts getroffen als das Meer frey von Eisbergen blieb (61° s. Br.). In das dichte Treibeis (pack-ice) gelangte man unter 68° s. Br., 175° östl. L.

Auf dieser Reise wurde die lange Kontinentalstrecke, seitdem Victoria-Land genannt, entdeckt und bis 78° s. Br. verfolgt. Der noch thätige Vulkan Erebus und der erloschene Terror (beyde 11 — 12000′ hoch) machten die äußerste Gränze der Fahrt gegen Süden. Eine große Eisbarre verwehrte östlich und westlich sich erstreckend, jede weitere Annäherung an den Pol. Man landete an zwey kleineren Eilanden, das eine unter 71° 49′ s. Br., 170° 52′ östl. L., das andre, Franklins-Eiland, unter 76° s. Br., 168° 59′ L. Auf beyden war nicht die mindeste Spur von Vegetation zu finden.

Spät im Herbste (7. April 1841) gelangte man auf dem Rückwege wieder nach Hobarton auf Van Diemensland, verweilte bis zum 7. Juli und segelte dann nach der Inselbai an der Küste von Neu-Seeland. Die drey Monate dortigen Aufenthaltes wurden verwendet, um Materialien zu einer Flora von Neu-Seeland aufzubringen und treffliche Sammlungen gemacht.

Die zweyte Entdeckungsreise begann am 15. November 1841. Kapitän Roß beabsichtigte, die Chatham's Insel (44° s. Br., 176° w. L.) zu besuchen, aber mehrere Tage lang anhaltende dichte Nebel vereitelten alle Versuche das Land zu sehen,

von dessen Vegetation bisher nur Dieffenbach wenige Proben geliefert. Unter 51° begegnete man wieder die südlichen Tange (Macrocystis) und gelangte unter 62° am 18. December in eine unabsehbare Strecke von Treibeis, in welcher man bis zum 2 Februar 1842 (dem Hochsommer dieser trostlosen Breiten) verwickelt blieb, ohne weiter als bis zum 68° s. Br. vordringen zu können. Hier fand man südwärts verhältnißmäßig freyes Wasser, segelte eine Zeit lang an den Eisfeldern westwärts bis 178° L., dann südlich und wieder östlich. Am 20. Februar erhob sich ein Sturm, der obgleich in offenem Wasser, drohend genug war. Der vom Winde aufgepeitschte Wellenschaum gefror (im Hochsommer!), zum Theil ehe er das Verdeck erreichte und umhüllte alle Gegenstände darauf mit einer mehrere Zoll dicken Eiskruste.

Endlich am 23. Februar bekam man wieder die große Victoria-Eisbarre zu Gesicht und näherte sich derselben bey schönem Wetter bis auf anderthalb Meilen. Hier wurde unter 162° w. L. die höchste bisher gewonnene Breite mit 78° 10′, sechs Meilen mehr als im Vorjahre erreicht. Die vorgerückte Jahreszeit nöthigte zur Umkehr, während welcher man unter 64° wieder die ersten Tange begegnete. Am 6. April 1842 gieng man in Berkeley-Sund an den Falklands vor Anker, nachdem man seit der Abreise von Neu-Seeland während 138 Tagen kein Land gesehen hatte.

Ein längerer Aufenthalt, von April bis zum September bot reichliche Gelegenheit, die Flora dieser eben so interessanten als durch ihre Lage wichtigen Inselgruppe gründlich zu erforschen, und trotz der Winterszeit und den frühern Untersuchungen von Freycinet und d'Urville wurde noch viel Neues gefunden. Am 6. September, im Vorfrühlinge der südl. Breite segelten die Schiffe mit einem Theil ihrer Offiziere von Berkeley-Sund nach Terra del Fuego und landeten nach stürmischer Fahrt am 21. in St. Martinskeller auf der Eremiten-Insel unter 56° südlicher Breite, nur wenige Meilen von dem viel berühmten Vorgebirge Kap Horn, welches der Mündung der Bay gerade gegenüber liegt. Hier ist der südlichste Punkt der Erde, wo Holzwuchs vorkommt, indem in den geschützten Bayen die beyden antarktischen Buchen (Fagus antarctica und Forsteri) einen dichten aber niedrigen Waldgürtel bilden, der in verkümmerter Form sich bis zu 1000′ an den Bergen hinanzieht. Viele der Pflanzen, welche Banks, Solander und die beyden Forster auf Cooks ersten Reisen und Menzies mit Vancouver hier entdeckten, wurden wieder gefunden. Als die Schiffe im November nach den Falklands zurückkehrten, verpflanzte Kapt. Roß. dahin mehrere tausend junge Stämmchen von beyden Buchenarten, in der Hoffnung, daß sie auf diesen so nahe gelegenen aber von Holzwuchs gänzlich entblößten Inseln gedeihen möchten.

Der dritte Kreuzzug nach der Polarregion wurde am 18. December 1842 angetreten, wo die Expedition Berkeley Sund verließ. Macrocystis verschwand unter 55° s. Br., 57° w. L., aber als man 63° s. Br., 54° w. L. erreichte, stieß man auf eine andre Tangart, Scythothalia Jacquinotii. Am 28. wurde Land gesehen und zwar der Küstentheil von Palmers-Land, den d'Urville seitdem Terre Louis Philippe nannte. Man verfolgte dieselbe trotz des Treibeises bis zum 64° und landete auf einem kleinen vulkanischen Eilande, Cockburns-Insel, wenige Meilen davon. Die Vegetation bestand nur aus 20 Kryptogamen, darunter 3 Tangen. Nach vergeblichen Anstrengungen weiter als bis zum 65° vorzudringen und 37tägigen Kämpfen mit dem Treibeise beschloß Kapt. Roß seinen Kurs östlich an dessen Rande fortzusetzen, bis man im Süden wieder offne See gewann und am 28. den Polarkreis passirte.

(Fortsetzung folgt.)

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτὼ ἀκριβῶς ἐκδοθέντα παρὰ ΦΡΙΔΕΡΙΚΟΥ ΈΝΡΙΚΟΥ ΤΟΥ ΒΟΘΕΟΥ.

(Schluß.)

Die unter dem Texte stehenden Erklärungen

sind aus Stephanus, Wasseus, Ducker, Bauer, Beck, Gottleber, Haack, Poppo, Bekker, Arnold, Blomfield, Heilmann, Dindorf, Göller, Krüger und besonders Didot; nur sehr wenige sind die eigenen Bemerkungen Hr. Bothe's; welcher Art aber diese sind, wollen wir nur an einigen Capiteln zeigen, um den Nachweis zu liefern, wie viel das Verständniß und die Kritik des Thukydides durch diese Ausgabe gewonnen hat. Im 1. Cap. sind folgende zwey Hrn. B. eigenthümliche Anmerkungen: „διανοούμενον, id in animo habens, id moliens" und: „ἐκ δὲ τεκμηρίων ὧν — ὧν dictum pro ἃ per attractionem, et referendum ad σκοποῦντι." Nun, es mußten ja doch wenigstens ein paar Zeilen auch vom Herausgeber seyn. Cap. 2 zu dem Satze: .... ἄδηλον ὂν ὁπότε τις ἐπελθὼν, καὶ ἀτειχίστων ἅμα ὄντων, ἄλλος ἀφαιρήσεται, ... gibt H. B., welcher gleich im Texte ἄλλως statt ἄλλος schreibt, die Anmerkung: „ἄλλως, temere, male, damno possessorum; libri ἄλλος, quod et per se intelligitur, neque sic distrahi potest a τὶς pronomine." Also das ist wohl jene ratio, welche nach der Vorrede höher als alle handschriftliche Auktorität steht; ich glaube, daß es für solches Verfahren im gewöhnlichen Sprachgebrauche ein ganz anderes Wort gibt. Ἄλλως soll „zum Schaden Jemandes" heißen! Ist je solch ein Einfall vorgekommen? Ferner zu den Worten: τὴν γοῦν Ἀττικὴν ..... ἄνθρωποι ᾤκουν οἱ αὐτοὶ ἀεί ..... ἐκ γὰρ τῆς ἄλλης οἱ (H. B. läßt οἱ gleich weg) Ἑλλάδος πολέμῳ ἢ στάσει ἐκπίπτοντες παρ' Ἀθηναίους οἱ δυνατώτατοι κ. τ. λ. die Anmerkung: „non οἱ ἐκπίπτοντες, si quidem ἐκπ. vel absolutus est nominativus pro ἐκπιπτόντων (cum exciderent reliqua Graecia) vel referendus ad οἱ δυνατώτατοι." Wir wären doch begierig zu wissen, welche Vorstellung H. B. von einem Genitivus absolutus hat. Zu ὡς βέβαιον ὄν gibt H. B. ex proprio penu die Erklärung: ut quod firmum esset i. e. ὡς βεβαίους ὄντας Ἀθηναίους, neutro adiectivi accepto pro masculino ut passim, wobey wir uns jeder eigenen Bemerkung enthalten können, da solche Art der Erklärung von selbst spricht. Cap. 4 schreibt H. B. in den Worten Μίνως ..... ἐκράτησεν καὶ τῶν Κυκλάδων νήσων ἦρξε gleich im Texte ὡς τῶν für καὶ τῶν; in der Anmerkung heißt es: „ὡς τῶν etc. codd. menda frequente καὶ τῶν." Cap. 5 werden die Worte οἱ παλαιοὶ τῶν ποιητῶν erklärt: „prisci homines quos inducunt poëtae." Wer uns dieß etwa nicht glaubt, sehe in dem Buche selbst; es ist dort pag. 24, Zeile 19 v. unt. zu finden. Cap. 6 die Entdeckung, daß ἀνειμένῃ τῇ διαίτῃ remissiore seu liberiore cultu heißt. Cap. 7 zu πλωιμωτέρων ὄντων die Anmerkung: „solent Graeci adiectivis uti pro substantivis;" Gut, daß man es jetzt doch einmal weiß. Auch daß κάτω inferius bedeutet, belehrt uns H. B. in demselben Capitel. Cap. 9 konnte man fast divíniren, daß H. B. statt ναυτικῷ τε flugs ναυτικῷ γε lesen werde, und er thut es auch, die codices kurz mit einem perperam verdammend; die mögliche Erklärung der Schwierigkeit, welche in τε liegt, kümmert den gelehrten H. B. nicht; er hat ja auf die ratio pränumerirt. Cap. 10 schlägt H. B. für τῇ Ὁμήρου αὖ ποιήσει vor τῇ Ὁμήρου δ' ὑπομνήσει. Cap. 13 wird für ἐνναυπηγηθῆναι kurzweg ναυπηγηθῆναι gegeben. Cap. 19 finden wir zu dem vielbestrittenen Worte ἦρχον nur die Bemerkung: hoc omissum est in quibusdam codicibus, cum librariis, ut etiam nonnullis editoribus, sed non doctissimo Didoto, huc pertinere videretur ἡγοῦντο. Hiemit aber wollen wir auch aufhören, einzelne Stellen uns und dem Leser zur Qual vorzuführen; es ekelt uns diese selbstgenügsame Vermessenheit verbunden mit der größten Nachläßigkeit und gänzlicher Unkenntniß zu sehr an; wir können nur mit dem Wunsche schließen, daß uns eine Fortsetzung dieser Bothe'schen Ausgabe des Thukydides nie mehr zu Gesicht kommen möge.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 etc.

(Fortsetzung.)

Trotz kurzer Tage, finsterer Nächte und anhaltend schlechten Wetters, wo im Februar (dem europ. August) nur ein Tag ohne Schnee blieb, erreichte man endlich für dießmal die höchste Breite unter 71° 30′ s. Br. und 15° w. L. Der Rückweg wurde durch heftige Schneestürme sehr gefährlich. Am 24. März sah man unter 57° s. Br. wieder Macrocystis und D'Urvillea und am 25. unter 47° den letzten Eisberg. Am 4. April 1843 erreichten die Schiffe wieder das Kap der guten Hoffnung, drey Jahre nach der Abfahrt von da in die südlichen Breiten.

Rücksichtlich des Klima's der Gegenden, welche die Expedition besucht und besonders des südlichen Polarkreises wird bemerkt, daß die gegen das Land so gewaltig überwiegende Wassermasse die Temperatur das ganze Jahr hindurch fast gleich mache, und zwar um so mehr, je südlicher man kömmt. Jeder Blick auf die Karte zeigt, wie sehr schon in den Parallelen zwischen 30 — 40° die Kontinente sich verringern und über 40° hinaus nur die Südspitze von Amerika allmählig verschmälert bis zu 56° sich fortsetzt. Zwischen dem 50 — 60° ist unter allen Parallelen der Erde die Wassermasse am meisten überwiegend gegen das Land, welches hier nur mehr durch wenige kleine Inseln vertreten wird. Unter 63°, wo in der nördlichen Hemisphäre noch die schönsten Waldungen wachsen und die Cerealien gedeihen, erlischt in der antarktischen Zone alle Phanerogamen-Vegetation, bis auch Flechten und Algen unter 65° ihre Südgränze erreichen. Endlich beginnt von dieser Parallele südlich gegen den Pol hin jenes räthselhafte zum größten Theile noch unbekannte Gebiet, das in wunderbarem Gemisch von Eis und Land einen völlig leblosen südlichen Kontinent zu verbergen scheint. Einzelne Puncte desselben, wie Enderby's Land, Adelaide Land, Victoria Land sind unter verschiedenen Längen und Breiten angefahren worden, aber noch ließ sich nicht mit Sicherheit ermitteln, ob diese Küstenstriche nur einzelne durch große Eismassen verbundene Inselgruppen, oder Theile eines zusammenhängenden Kontinentes seyen, dessen tiefe Buchten mit Eis erfüllt nur selten den Zugang bis über die 70. Parallele gestatten. Schon vom 55° an wird die Macht der Sonne wenig gefühlt und ausser in der unmittelbaren Nähe des Landes und bey verhältnißmäßig trocknen Landwinden werden ihre Strahlen fast beständig von Nebeln und Wolken verhüllt. In der Region des Treibeises steigt im Sommer der Thermometer nicht über 32° Fahrenh. und fällt nicht unter 20°, und während die Südwinde Schnee bringen, sind die nördlichen mit Feuchtigkeit überladen, welche in dieser niedrigen Temperatur zu den dichtesten Nebeln beschlägt. Südlich von 45° haben Kontinente und Inseln mehr oder minder Theil an diesem unwirthsamen Klima, welches übrigens, obgleich einem großen Artenreichthum von Pflanzen abhold, durch seine Gleichförmigkeit während des ganzen Jahres und den milden Winter, welcher den Wachsthum gar nicht aufhält, bey den einheimischen Gewächsen eine Ueppigkeit hervorbringt, wie sie nirgends in Breiten

bemerkt wird, wo die Vegetation jährlich durch lange und strenge Winter unterbrochen wird. Eine wesentliche Ursache der Armuth an Arten in der antarktischen Flora mag auch noch in der fast durchgehends vulkanischen Formation der einschlägigen Kontinente und Inseln zu suchen seyn. Die vulkanische Thätigkeit ist in diesen Breiten noch immer sehr wirksam, und hat erst seit Cooks Zeiten an mehreren Orten große Verheerungen veranlaßt, die jedesmal auch auf die Vegetation einen lange anhaltenden nachtheiligen Einfluß ausüben müssen.

Merkwürdig erscheint, daß wie wir später ausführlicher sehen werden, zum Theil auf den entferntesten Inseln, wo keine Einwanderung gedacht werden kann, europäische oder sonst Pflanzen aus der nördlichen Hemisphäre in nicht unbeträchtlicher Anzahl vorkommen, die hier unstreitig eine eben so selbstständige Heimath haben, als an den uns benachbarten und längst bekannten Standorten.

Die Flora der antarktischen Zone theilt nun der Verfasser in zwey sehr ungleiche Hälften nach den beyden Kontinenten, durch welche sie bedingt wird. Von den drey Welttheilen, welche über den 30° nach Süden hinabreichen, hört nämlich Afrika zu bald auf, um einen wesentlichen Einfluß auf die Südpolarflora zu üben. Es bleiben also nur Australien und Amerika, welche ihrer Vegetation nach als zwey differente Centralpunkte gedacht werden können und müssen. Die Verbreitungssphäre beyder ist aber sehr ungleich. Australien äußert seinen Einfluß nämlich nur auf die unmittelbar im Süden von Neu-Seeland gelegenen Inselgruppen, unter welchen die Aucklands (50° 30′ s. Breite, 166° östl. L.) und die Campbell's-Insel (52° 30′ s. Br., 163° östl. L.) die wichtigsten sind. Weiter nach Süden gehören hieher noch M. Quarries-Insel (55° s. Br., 159° östl. L.) und Smaragd-Eyland (Esmarald Island) 57° s. Br., 163° östl. L., deren Vegetation aber noch sehr wenig bekannt und jedenfalls sehr dürftig ist. Von den übrigen antarktischen Inselgruppen ist Australien gegen Osten und Westen zuweit durch ungeheure Wasserwüsten getrennt, denn von Kerguelens-Land bis zu den Aucklands wird auf 90° und von da wieder bis zur Westküste des Feuerlandes auf 100 Längengrade kein einziges Eyland getroffen, welches als Brücke für die weitere Verbreitung der australischen Vegetation dienen könnte, die demnach nur südwärts emanirt, östlich und westlich aber sich nicht weiter verbreiten kann. Anders verhält es sich dagegen mit Amerika. Von dem Feuerlande an folgen sich östlich die Inselgruppen in nicht allzugroßer Entfernung. Zwischen Terra del Fuego und Kerguelens-Land erscheinen nicht weniger als 5 solche Gruppen, keine über 20 Längengrade von der andern entfernt, welche gleichsam eine östliche submarine Fortsetzung Südamerika's zu bilden scheinen. Der dichtgedrängte Archipelagus, welcher Terra del Fuego heißt, zeigt selbst ein Streichen in östlicher Richtung und erscheint seiner Bildung nach als ein theilweise versunkenes Gebirge, dessen vorragende Gipfel eben so viele Inseln bilden und als dessen östliche Fortsetzung Südgeorgien, Prinz Edwards-Insel, die Crozets und Kerguelens-Land um so eher gedacht werden können, als sie sämmtlich vulkanisch auf einer von der Südspitze der Anden ostwärts in den Ocean sich erstreckenden vulkanischen Spalte zu sitzen scheinen. Aus der Verwandtschaft der Flora beweist der Verfasser überdieß, daß diese Inseln alle rücksichtlich ihrer Vegetation nicht von Amerika getrennt werden können, sondern mit dem Kontinente ein großes Florengebiet ausmachen. Er sagt in dieser Beziehung, es möge allerdings sonderbar erscheinen, daß er z. B. Kerguelens-Land in botanischer Beziehung mit Terra del Fuego zusammenstelle, wovon es 140 Längengrade und um 50° weiter als von der Aucklandsgruppe entfernt sey. Aber nicht allein der ganze Habitus der Vegetation, sondern selbst die Identität vieler Arten mit denen des südamerikanischen Kontinentes mache es nothwendig, hier die geographische Lage bey Seite zu setzen. So beschreibt er denn die antarktische Flora in zwey gesondert gehaltenen Abtheilungen, deren erste, die australische, die südlich von Neu-Seeland gelegenen Inseln umfaßt, während die zweyte nebst dem südlichsten Amerika alle übrigen Inselgruppen des antarktischen Meeres in sich begreift. Wir beginnen mit der australischen Abtheilung oder der Flora der Aucklands und der Campbell-Insel.

Die Aucklands Gruppe ist nur ungefähr 30 Meilen lang und in größter Ausdehnung 11 Meilen

breit. Von der See betrachtet erscheinen die Inseln ziemlich gleich in Wald- Busch- und Weideland getheilt. Die Berge sind niedrig und wellenförmig, nirgens über 14—1500′ hoch, größtentheils, wenn auch an den Gipfeln spärlich, mit langem Gras bewachsen und während des Novembers und Decembers häufig mit Schnee bedeckt. Die Witterung ist regnerisch und sehr stürmisch, so daß an der Windseite der Pflanzenwuchs verkümmert und so erscheint, wie er an geschützten Lagen erst um mehrere hundert Fuß höher vorkömmt. Die ganze Inselgruppe scheint aus vulkanischem Gestein, besonders schwarzem Traß, gebildet, der sich unter der reichen Vegetation der Niederungen zu einem tiefen fruchtbaren Boden zersetzt. Den Holzwuchs bilden an Bäumen Metrosideros lucida Forst, 30—40′ hoch und 2—3′ dick, welcher den Hauptbestandtheil des Waldes ausmacht, dann Panax simplex Forst. 30′ hoch und 2—3′ dick, Coprosma foetidissima Forst, 20′ hoch 1′ dick, Dracophyllum longifolium R. Br. 15—25′ hoch, 1½′ dick, Dr. scoparium Hook. 6—8′ hoch. Veronica elliptica Forst. (decussata Ait) 30′ hoch. Als Unterholz finden sich die Sträucher Coprosma affinis Hook, cuneata Hook., myrtilifolia Hook., eine Composita, Suttonia divaricata Hook.; Veronica Benthami Hook. und odora Hook. Unter diesen wuchern besonders in der Strandnähe zahlreiche Farn, unter welchen eine Art mit 2—4′ hohem und über 6″ dickem Stamme, Aspid. venustum noch an die baumartigen Farn Neu-Seelands erinnert. Ueber der Waldregion bilden dieselben Baumarten im Wachsthum verkürzt und mit Kräutern vermischt einen breiten Gürtel von Strauchvegetation, der an den Hügeln 8—900′ emporreicht und in Grashänge und Alpenvegetation endigt. Besonders auf diesen Höhen erscheinen die ausgezeichnetsten Pflanzen, an Farbenpracht der Blüthen wetteifernd mit denen der nördlichen Polarflora. Hieher gehören eine Veronica und Gentiana von dem glänzendsten Blau, mehrere prächtige Compositae, ein Ranunculus, Phyllachne und ein Liliengewächs, dessen dichte Aehren goldgelber Blüthen durch ihre Menge in beträchtlicher Entfernung das Auge auf sich ziehen. Zu solchen treten auf diesen Höhen auch die vegetabilischen Typen andrer antarktischen Länder und besonders solche, die mit nordischen Formen analog sind, wie die Formen von Hierochloa, Potentilla, Cardamine, Juncus, Plantago, Epilobium, mehrere Gräser und Laubmoose. Manche Gewächse der Niederung sind übrigens nicht minder schön, wie z. B. eine baumartige Veronica mit reichen weissen Blüthen, eine Gentiana, eine großblüthige Myosotis, die prächtige Aralia polaris u. s. w.

Campbells Insel, zwey Grade südlicher, ist kleiner, mehr steil und felsig mit wenig geschützten Thälern, die offnen Hügelrücken nur mit Graswuchs bedeckt. Die Küsten erheben sich, mit Ausnahme der Buchten, so steil und unzugänglich in wunderlichen Felsengestalten, wie auf St. Helena. Beständig von heftigen Winden gepeischt gewährt das Land keinen Standort für Bäume wie auf dem Auckland's. Nur die eng verschlungenen Buchten sind zum Theil mit einem schmalen Gürtel von Strauchholz umsäumt, unter welchem ein dichter Unterwuchs von Farnkräutern besonders den abschüssigen Rinsalen der Bäche folgt. Die geognostische Formation ist wie auf den Auckland's vulkanisch, das Klima aber rauher und unwirthsamer. Nebel, Schneestürme und Regengüsse sind die gewöhnlichsten Phänomene; aber wenn auch eine solche Beschaffenheit der Atmosphäre im Ganzen hemmend auf die Gesammtmasse der Vegetation wirken muß, so erweckt doch die beständige Feuchtigkeit und die Gleichmäßigkeit der Temperatur zu allen Jahreszeiten in den geschützten Thälern einen üppigen Kräuterwuchs. Die Berge, die sehr jäh bis zu 1300′ ansteigen, sind dagegen fast völlig von Vegetation entblöst und nur an ihren felsigen Hängen mit Gras, Moosen und Flechten bewachsen.

Uebersicht der Pflanzenfamilien und Gattungen:

Ranunculaceae 3. Ranunculus 3. Cruciferae 4. Cardamine 4. Caryophylleae 2. Stellaria 2. Droseraceae 1. Drosera 1. Geraniaceae 1. Geranium 1. Rosaceae 3. Sieversia 1. Acaena 2. darunter A. adscendens Vahl, die auch in Chili, dem Feuerlande, auf den Falklands und Kerguelens Land vorkommt. Onograrieae 3. Epilobium 3. Halorageae 1.

Callitriche 1. Myrtaceae 1. Metrosideros lucida Forst. Zuerst von Banks und Solander auf der nördlichen Insel von Neu-Seeland entdeckt, später von Cavanilles unter dem Namen Metr. umbellata unrichtig als um Port Jackson wildwachsend angegeben. Der größte Baum auf der Auckland's, der einen immergrünen Gürtel von der See bis zu 500′ an den Höhen bildet. Er wird 20—40′ hoch und sein meist krummwüchsiger Stamm erreicht 2—3′ Durchmesser. Die zackigen Aeste sind ausgebreitet und treiben häufige Luftwurzeln, die Krone ist flach abgestutzt. Die immergrünen lederartigen Blätter sind auf der Rückseite mit großen gelben Drüsen besetzt. Die Blüthen in Dolden, anfangs weiß, später karminroth. Merkwürdig ist, daß die Familie der Myrtaceen, welche in Nordamerika unter 26° aufhört und in Europa nur eine Art, M. communis, bis 46° vorschiebt, in der antarktischen Region so weit südlich reicht, indem sie in Tasmanien (42—44°) noch sehr häufig ist, durch alle Inseln von Neuseeland bis 50, 30° reicht und in Südamerika sich bis zur Spitze des Kontinentes (56°) erstreckt. — Portulacaceae, Montia fontana in allen antarktischen Ländern häufig. Colobanthus 3. Crassulaceae 1. Bulliardia 1. Umbelliferae 3. Pozoa 1. Anisotome 2. Araliaceae 2. Panax 1. P. australis an der Südspitze von Neu-Seeland und auf dem Auckland's zu Hause wird hier unter andern Bäumen an der Küste 30′ hoch. Der Stamm erreicht 2—3′ Dicke, hat glatte braune Rinde und weiches Holz. Die früheren Blätter sind gedreyt, die späteren einfach, zeigen aber durch den an der Spitze gegliederten Blattstiel die Anlage zur Zusammensetzung. Die Blüthendolden stehen in Trauben. — Aralia 1 — Rubiaceae 7. Coprosma 6. Alle baum- oder strauchartig. Unter ihnen reichen C. foetidissima Forst. und cuneata Hook. von der See bis 900′ Höhe. Erstere wird 20′ hoch und $1\frac{1}{2}$′ dick. Alle Theile der Pflanze verbreiten beym Welken oder gequetscht einen unerträglichen Gestank. — Nertera 1. — Compositae 12. Trineuron 1. Ceratella 1. Leptinella 3. Ozothamnus 1. Helychrysum 1. Pleurophyllum 2. Celmisia 1. Dazu noch zwey unbestimmte Arten, deren eine ein Gnaphalium scheint, die andre ein schöner Strauch mit kurzem Stamm und weit verbreiteten Aesten ist. — Stylidieae 1. Forstera 1. Lobeliaceae 1. Pratia 1. Epacrideae 3. Androstoma 1. Dracophyllum. 2. Dr. longifolium R. Br. wächst auf den Aucklands und auf Campbells Insel als 15—20′ hoher und $1\frac{1}{2}$′ dicker Baum von den Seewäldern bis zu 400′ an den Hügeln. Die grasartigen dichtgedrängten Blätter sind zwar für die ganze Gattung charakteristisch, bey unsrer Art sind sie aber durch ihre Länge (8—12″ bey 3—4‴ Breite) ausgezeichnet, dabey steif lederartig und glänzendgrün. Die achselständigen Blüthenstände sind 7—10-blüthig, die Blüthen gedrängt, weißlich. — In einer Note werden die Definitionen aller bekannten Dracophyllum- (14) und Richea-Arten (2) gegeben. Unter letzteren erscheint R. pandanifolia merkwürdig durch 20—25′ hohen einfachen nur oben beblätterten Stamm mit 4—5 Fuß langen linealischen sparrig zurückgekrümmten und am Rande scharf knorpelig gesägten Blättern. Myrsineae 1. Suttonia 1. Gentianeae 2. Gentiana 2. Borragineae 2. Myosotis 2. Scrophularineae 3. Veronica 3. Die Gattung scheint in ihren baum- und strauchartigen Formen hauptsächtlich auf die höheren südlichen Breiten angewiesen. V. elliptica Forst. erreicht auf den Aucklands am Saume der Seewälder eine Höhe von 30′ (in Amerika selten über 4′) und auch die beyden andern Arten, V. Benthami, die sich durch prächtig blaue fünfspaltige Blumen auszeichnet und V. odora Hook, deren Blüthen köstlichen Wohlgeruch verbreiten, sind Sträucher von 2—4′ Höhe. Ebenso sind auf Neu-Seeland, wo wenigstens 25 Arten vorkommen, $\frac{4}{5}$ davon strauch- oder baumartig. — Plantagineae 2. Plantago 2.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Battaländer auf Sumatra. Im Auftrage Sr. Excellenz des General-Gouverneurs von Niederländisch-Indien Hrn. P. Merkus in den Jahren 1840 und 1841 untersucht und beschrieben von Franz Junghuhn. Aus dem holländischen Original übersetzt vom Verfasser. Berlin 1847. Erster Theil: Chorographie 300 S. 8. mit 10 Tafeln. Zweyter Theil: Völkerkunde 388 S. mit 9 Tafeln.

Von den Battaländern ist bisher nicht viel mehr bekannt gewesen als daß ihre Bewohner Menschenfresser sind. Kein Europäer hatte je ihre Wohnsitze bereist, ja man wußte bis auf die neueste Zeit nicht einmal, welcher Menschenrasse sie zuzutheilen wären, so unsicher und widersprechend waren die Nachrichten, die über sie im Umlaufe waren. Junghuhn war der erste, dem es gelang, einen großen Theil der Battaländer zu bereisen und wir müssen ihm das Zeugniß geben, daß er diese Gelegenheit trefflich zu benützen wußte, um uns uns von dem Lande und seinen Bewohnern eine befriedigende klare Schilderung zu liefern. Wir ersehen aus derselben, daß die Battaer, trotz ihres Anthropophagismus, keineswegs so kannibalisch und ungebildet sind, als die älteren Berichte es angaben; es besteht bey ihnen vielmehr eine gewisse Kultur, wie dieß schon der Gebrauch einer eigenthümlichen Schrift beweist, ihr politisches und häusliches Leben ist durch uralte Institutionen geregelt und sie scheinen bildungsfähig genug zu seyn, um einer höhern sittlichen und intellektuellen Bildung theilhaftig zu werden, sobald die Holländer, deren Arme sich bereits nach ihnen ausstrecken, es für ihre Pflicht anerkennen werden, durch die Verbreitung des Christenthums die Wiedergeburt dieses in der Finsterniß des Heidenthums versunkenen Volkes herbeyzuführen.

Die Schilderungen des Verf. haben uns um so mehr interessirt, als er sich damit nicht bloß auf die Battaer beschränkt, sondern am Schlusse seines Buches eine allgemeine vergleichende Charakteristik der Völker des Sunda-Archipels beyfügt. Hat gleich der Verf. nicht Gelegenheit gehabt, alle dieselben aus eigener Ansicht kennen zu lernen, so ist er doch mit mehreren der wichtigsten durch eigene Erfahrung bekannt geworden und überdieß hat er durch Privatmittheilungen und durch uns ganz unzugängliche, in den indischen Kolonien erschienene Berichte ein so reiches Material zusammengebracht, daß er uns höchst wichtige Mittheilungen über die eigenthümlichen Verhältnisse der Völker des indischen Archipels vorlegen kann. Nimmt man hiezu die Aufschlüsse, die gleichzeitig Salomon Müller über die östlichen Stämme dieser Völkerschaften geliefert hat, so wird das Dunkel, das bisher über diese Völkergruppen verbreitet war, auf eine höchst erfreuliche Art immer mehr gelichtet und die Verwandtschafts-Beziehungen derselben stellen sich immer deutlicher heraus. Wir werden uns in unserer Anzeige vorzugsweise an diese halten und indem wir des Verfassers schematische Eintheilung der Völker des indischen Archipels dabey zu Grunde legen, am

längsten bey den Battaern verweilen, um so das Hauptsächlichste aus seiner Schilderung derselben am gehörigen Orte einzureihen.

Der Verf. nimmt für den indischen Archipel drey Urnationen an, die er als „Urgebilde ihrer Heimath“ erklärt. Er denkt sich nämlich die Entstehung des Menschengeschlechts folgendermassen: „durch Zusammenwirken von Urkräften zu einer Zeit, als in einer besondern Bildungsepoche unseres Planeten, unter einem besondern Mischungsverhältniß der Elemente, welches schwerlich jemals wiederkehrt, die epigenesis humana vorherrschend war, entstand ohne Zweifel (??) das vollkommenste der Wesen auf tausend Punkten der Erdoberfläche zugleich und wurde durch Urschöpfung (generatio originaria) erzeugt, durch einen Bildungsprozeß, welcher dem neuen Produkte (homo) eine gewisse Abhängigkeit von den Punkten seiner Entstehung, einen gewissen Stempel der Lokalität aufdrückte, und dadurch die verschiedenen Rassen hervorbrachte.“ Mit Aufstellung dieser Hypothese meint der Verf. den mosaischen Bericht von der Schöpfung umstossen zu können, wie er denn sonst noch etlichemal die Gelegenheit geradezu bey den Haaren herbeyzieht, sich als starker Geist von Java aus zu präsentiren, worüber wir ihn nicht weiter zu Rede stellen wollen; hinsichtlich jener Hypothese jedoch möchten wir seinen Gesinnungsverwandten in Erinnerung bringen, sich damit wenigstens nicht auf die Autorität der Wissenschaft zu berufen, da es nun einmal feststeht, daß unorganische Kräfte keine organische Bildung zu Stande bringen können, im Gegentheil die letztere immer die Existenz einer organischen Lebenskraft voraussetzt, so daß also die Annahme der Entstehung des Menschen oder irgend eines andern Organismus als Produkts der Erdoberfläche vom wissenschaftlichen Standpunkte aus als Ungereimtheit erscheint.

Doch dieß sey nur im Vorbeygehen gesagt, um den solideren Betrachtungen des Verf. uns ausschließlich zuzuwenden. Wie gesagt, unterscheidet er unter der Bevölkerung des indischen Archipels drey Urstämme, die Negriten, Battaer und Malayen. Diese Unterscheidung hat sich ihm aus der Vergleichung der vielen Schädel, die im Besitze des nunmehr verstorbenen Dr. Fritze waren, auf das Entschiedenste ergeben; denn so groß auch die Variationen im Einzelnen seyn mochten, so konnte er sie doch immer in eine dieser drey Abtheilungen einreihen. Der Verf. bescheidet sich übrigens gerne, daß in seiner Charakteristik dieser Völkergruppen noch Manches zu berichtigen und Vieles zu ergänzen seyn würde. Wie er selbst gleich von vorn herein bemerklich macht, so fehlen alle authentischen Quellen von den Bewohnern des Innern von Magindanao, von Ceram, von Buro, von Gilolo, von Flores, von Sumbawa, von Billiton, von Natuna und von den Inseln zwischen Timor, den Molukken und Neuguinea; ja selbst die Bewohner der Lampongs und der Landschaft Korintji auf Sumatra sind noch sehr wenig bekannt; und welche Nationen mögen nicht auf dem weiten Borneo, das so groß wie ganz Deutschland ist und dessen nördliche Hälfte im Innern wahrscheinlich ein ausgedehntes Hochland trägt, umherschwärmen.

(Fortsetzung folgt.)

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 etc.

(Schluß.)

Bey Gelegenheit einer Art dieser Gattung wird bemerkt, daß das gleichförmige im Winter milde Klima von Inseln, besonders den antarktischen, die Entwickelung eines oberirdischen holzigen Collum's oder Rhizoms bey perennirenden Pflanzen vorzüglich zu begünstigen scheine, indem die geringe Kälte den Aufwuchs nicht bis zur Bodenfläche zerstört, und mehrere Beyspiele werden dafür aufgeführt. Im Allgemeinen wird Plantago mit Recht als eine der am weitesten über die Erde verbreiteten Gattungen bezeichnet. — Polygoneae 1. Rumex 1. Urticeae 2. Urtica 2. Orchideae 8, alle epigäisch. Chiloglottis 1. Thelymitra 2. Caladenia 2. Acianthus 1. Incert. generis 2. Asphodeleae 2. Astelia 1. Chrysobactron 1. Die einzige Art der

Gattung Chr. Rossii Hook. gehört zu den schönsten Gewächsen der antarktischen Flora. Aus einem vielknolligen Wurzelstocke sprossen zahlreiche breit schwertförmige bis 2 Fuß lange Blätter und gewöhnlich mehrere oft 6—8 fußhohe Blüthenschafte mit aufrechter 4—7″ langer Blüthentraube. Die Blüthen sind zweyhäusig, wohlriechend, goldgelb, 3—4‴ im Durchmesser. Durch den Farbenglanz ihrer Blüthen ist es die hervorstechendste Pflanze der Inseln und bey ihrem so häufigen Vorkommen wird sie von ferne in der Landschaft bemerklich. Auf Campbell's Insel wächst sie an sumpfigen Hügelabhängen so häufig, daß man sie auf eine Seemeile von der Küste deutlich unterscheidet. Bey Gelegenheit dieser Pflanze bemerkt der Verfasser, daß sich die Vegetation der hohen südlichen Breiten überhaupt durch den hohen Wuchs und die Ueppigkeit vieler krautartigen Formen wesentlich von der nördlichen Polarflora unterscheidet, deren Pflanzen fast durchgängig niedrig und kurzbuschig sind. Dabey ist aber zu bemerken, daß, so groß die Ueppigkeit der Individuen, so gering dagegen die Zahl der Arten sey, daß es ferner fast keine Zwischenstufe zwischen dem dichtesten und üppigsten Kräuterwuchse an günstigen Stellen und gänzlichem Mangel an Vegetation an ungünstigen gebe, und daß meistens dieselben Arten in den Niederungen und auf den Höhen, nur auf letzteren verkümmert wachsen, so daß die Anzahl eigentlicher Berg- oder Alpenpflanzen sehr gering ist. — Junceae 5. Juncus 2. Rostkovia 2. Luzula 1. Restiaceae 1. Gaimardia 1. Cyperaceae 6. Oreobolus 1. Isolepis 1. Carex 3. Uncinia 1. Gramineae 18. Hierochloa 2. Agrostis 3. Unter ihnen A. subulata, das höchste Felsengras der Campbell-Insel. Trisetum 1. Tr. subspicatum ist eines der verbreitetsten Gräser. Es findet sich auf den Alpen und Pyrenäen, in Lappland, dem Altai, Nordsibirien, Kamtschatka, Kotzebuesund und in dem ganzen nördlichen Amerika bis Melville-Insel, durch Grönland, Labrador und die Rocky Mountains. Es ist das einzige arktische Gras, das sich, schon auf den Anden von Peru, in der südlichen Hemisphäre wieder findet. Bromus 1. Br. antarcticus wird 3—4′ hoch und bildet Rasenbüschel von 2—3 Fuß Durchmesser. Auf allen Inseln sehr häufig ist das Gras vorzüglich dadurch merkwürdig, daß in seine dichten Büsche der Albatroß sein eigenthümliches Nest aus Koth und den dürren Blättern der Pflanze baut. Es hat die Gestalt eines großen niedrigen Käselaibes, und auf der oberen Seite ist nur eine kleine Hölung, in welche der Vogel das einzige Ey legt, das 16—20 Unzen wiegt. Dieses Nest vertheidigt der Albatroß mit größter Heftigkeit, tapfer gegen den Angreifer mit seinem mächtigen Schnabel kämpfend, so daß er nicht ohne unmittelbare Gewalt vertrieben werden kann. Das Vertrauen, mit welchem ausserdem der stattliche Vogel den Menschen herannahen läßt, verdiente eine schonendere Behandlung, wenn nicht das schöne ungewöhnlich große Ey zumal bey seiner Seltenheit in europ. Kabinetten dem Sammler, und der Wohlgeschmack des Inhaltes der so lange auf Salzkost reducirten Schiffsmannschaft allzugroße Versuchung wären. — Festuca 2. Poa 3. Catabrosa 1. — Filices 19. Hymenophyllum 5. Aspidium 1. A. venustum Hombr. et Jacq. ist wohl das südlichste Farnkraut, dessen Stamm fast baumartig, nämlich 2—4′ hoch und 6″ dick wird. Doch geschieht dieses nur in den Niederungen; an den Höhen, an welchen es 12—1400′ emporsteigt, wird es stammlos. Der Verfasser macht bey dieser Pflanze die allgemeine Bemerkung, daß Farnkräuter so häufig einen sehr beträchtlichen Theil der Gesammtvegetation von Inselfloren ausmachen. Er erinnert dabey zunächst an Neu-Seeland, wo nebst mehr als hundert andern noch 6 baumartige Farn vorkommen und an St. Helena; wo die Filices ungefähr $\frac{1}{3}$ der ganzen Flora betrügen und den Phanerogamen an Zahl fast gleich kommen. Doch seyen sehr viele Arten weit verbreitet und deßhalb minder charakteristisch für einzelne Floren als man meinen solle, insofern sie sich fast überall einstellen, wo Wärme, Feuchtigkeit und Schatten ihr Gedeihen begünstigen. Indessen kämen doch auch Fälle vor, wo unter ungünstigen Umständen die Zahl der Farn sehr beträchtlich sey. So auf der kleinen Insel Ascension (nicht ganz 10° s. Br.), die sprichwörtlich eine ausgeglühte Kohle genannt wird, und in einer einzigen armen Quelle auf dem Gipfel des 2818′ hohen grünen Berges (Green Mountain) kaum so viel Wasser enthält als die kleine Garnison bedarf. Der

Boden besteht aus porösen vulkanischen Schlacken, welche von tropischer Sonne erhitzt den Fuß versengen. Schatten fehlt durchaus und Feuchtigkeit geben nur die Seenebel, die auch die Quelle speisen. Aber dennoch kommen 9 Farn, ebensoviel als Phanerogamen vor, die an den Hängen des grünen Berges völlig ohne Schatten große Strecken überziehen und von denen einige auf die Insel beschränkt scheinen. Dagegen läßt sich indessen sagen, daß nicht alle Farn Feuchtigkeit und Schatten nothwendig haben und eine nicht unbedeutende Zahl an sonnigen trocknen Orten gut gedeiht, wie schon der Süden von Europa zeigt, daß aber solche, die an dürren Standorten vorkommen, vielleicht eine beschränktere Verbreitung haben. — Asplenium 3. Pteris 1. Lomaria 1. Polypodium 2. Phymatodes 1. Grammitis 1. Schizaea 1. Lycopodium 3. — Musci 66. Andreaea 4. Sphagnum 1. Leptostomum 1. Splachnum 2. Dryptodon 1. Racomitrium 1. Orthotrichum 2. Macromitrium 2. Schlotheimia 1. Weissia 2. Sprucea 1. Dicranum 4. Campylopus 2. Lophiodon 1. Ceratodon 1. Polytrichum 1. Conostomum 1. Bartramia 3. Bryum 5. Funaria 1. Anoectangium 1. Leucodon 1. Leskia 3. Hypnum 20. Hookeria 4. Hepaticae 85! Jungermannia 82, dem größten Theil nach eigne Arten. Hypopila 1. Marchantia 1. Anthoceros 1. Fungi 16, darunter 1 Agaricus und 15 Blattpilze. Die Zahl der auf der Expedition gesammelten Schwämme ist geringer als in den übrigen Kryptogamen Familien, mit Ausnahme von Neu-Seeland und Van-Diemensland. Sie hören gegen Süden früher auf, als Algen, Flechten und Moose, und selbst da, wo die Kälte ihr Gedeihen noch nicht gänzlich verbietet, wird ihre Fructification bedeutend gestört. Algae 58. Marginaria 1. Durvillea 1. Xiphophora 1. Laminaria 1. Macrocystis 1. Desmarestia 1. Dictyosiphon 1. Chorda 1. Adenocystis 1. Asterococcus 1. Chordaria 1. Sphacellaria 1. Rhodomela 1. Polyzonia 1. Polysiphonia 8. Jonia 1. Lawrencia 1. Delesseria 2. Nitophyllum 2. Plocamium 1. Rhodomenia 3. Hypnea 1. Grateloupia 1. Phyllophora 1. Gigartina 1. Nothogenia 1. Chondrus 1. Iridaea 1. Halymenia 1. Dumontia 2. Ballia 1. Ptilota 1. Ceramium 3. Griffithsia 1. Calithamnion 4. Conferva 2. Codium 1. Ulva 1. Porphyra 1. Schizonema 1. Lichenes 31. Usnea 2. Ramalina 1. Sphaerophoron 3. Stereocaulon 2. Caenomyce 5. Peltidea 1. Sticta 6. Parmelia 2. Lecanora 4. Lecidea 2. Porina 1. Thelotrema 1. Opegrapha 1.

Die ganze Flora enthält demnach nicht mehr als 376 Arten, und zwar 101 Phanerogamen (66 Dikotyledonen, 35 Monokotyledonen) und 275 Kryptogamen.

Darunter sind nachstehende Arten mit Europa gemeinsam: Cardamine hirsuta, Stellaria media (mit Poa annua nur auf dem Grabe eines französischen Robbenschlägers und daher vermuthlich eingeführt), Callitriche verna, Montia fontana, Trisetum subspicatum. — Lycopodium clavatum var. magellanicum. — Sphagnum compactum, Racomitrium lanuginosum, Weissia crispula, Campylopus flexuosus, Ceratodon purpureus, Bryum nutans, Wahlenbergii. Hypnum spiniforme, rutabulum, serpens, filicinum, fluitans, cupressiforme. Funaria hygrometrica. — Jungermannia complanata, multifida, furcata. Marchantia polymorpha. — Agaricus pyxidatus. Cladosporium herbarum. Sphaeria herbarum, nebulosa? nigrella? Sclerotium durum. — Desmarestia viridis, Chorda tomentaria, Asterococcus echinatus, Chordaria flagelliformis, Lawrencia pinatifida, Nitophyllum punctatum, Plocamium coccineum, Dumontia filiformis. Ballia Brunonis. Ceramium rubrum var., diaphanum var., cancellatum. Griffithsia setacea? Codium tomentosum, Ulva latissima. — Usnea plicata, barbata. Caenomyce rangiferina, ecmogyna, pyxidata, uncialis. Peltidea polydactyla, Parmelia rubiginosa. Lecanora tartarea, Parella. Lecidea geomaea, incana. Thelotrema lepadinum. Opegrapha atra.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Battaländer auf Sumatra.

(Fortsetzung.)

Der Forschung bleibt also immerhin noch ein großes Feld für die Zukunft übrig und der Verf. erklärt daher bereitwillig, daß seine Charakteristik keine andern Ansprüche machen könne, als auf die Grundlinien oder auf das Gerüste zu einem Volksgemälde Ostindiens, das weiter ausgefüllt werden müsse. Seine Mühe auf die Ausarbeitung des vorliegenden Entwurfes will er schon für reichlich belohnt achten, wenn es ihm gelungen seyn sollte, den richtigen Weg auch nur angedeutet zu haben, um systematisch, nach allen ethnographischen Momenten, die Völker vergleichend einander gegenüber zu stellen. Und wir gestehen ihm gerne zu, daß er unserer Meinung nach wirklich den rechten und einzigen Weg betreten hat, der im Stande ist, über die Gleichheit der Abstammung der Völker oder über die Verschiedenheit derselben, über eine stattgehabte Vermischung oder über permanente Isolirung der Stämme, zur Entscheidung zu führen, weil er wirklich auf alle Momente, die hiebey in Berücksichtigung zu kommen haben, geachtet hat. Somit können wir nun übergehen zur übersichtlichen Darstellung seiner Charakteristik der Völker des indischen Archipels.

I. Streiflinge des Urstammes der Negriten (II. S. 290). Der Verf. erinnert, daß das Vorkommen der Negriten-Rasse im indischen Archipel von europäischen Gelehrten viel zu allgemein angenommen werde. Obgleich nämlich von Borneo, Celebes, den Molukken, Timor und andern Theilen des Archipels Nachrichten von Regierungsbeamten vorliegen, so wird doch darin der Negriten mit keinem Worte gedacht. Da es aber undenkbar ist, daß eine so ausgezeichnete Rasse mit Wollhaar und schwarzer Hautfarbe übersehen worden seyn sollte, so dürfen wir mit dem Verf. eine solche allgemeine Verbreitung der Negriten mit Recht bezweifeln. Wohl mag es richtig seyn, daß sie früher weiter verbreitet gewesen waren, durch die übrigen Stämme aber vertilgt wurden, wenigstens ist dieß auf den Molukken historisch erweisbar.

Mitglieder der Negriten-Rasse finden sich gegenwärtig nur an drey Orten im Archipel: 1) auf Luzon, wo sie Aëtas heißen, 2) in den Gebirgen des Staates Queda auf der malayischen Halbinsel, die Orang Samang oder Udai, und 3) auf den Andaman-Inseln; außerdem nur im nordwestlichen Theil von Neuguinea und auf den anliegenden Inseln. Die Identität dieser drey im Archipel vorkommenden Streiflingshorden, deren ganze Zahl nicht höher als auf etwa 3500 Köpfe geschätzt wird, sowohl unter einander als mit denen auf Neu-Guinea, den Neu-Hebriden und dem continentalen Australien ist übrigens noch nicht erwiesen. Auf Gilolo werden sie vermuthet; die Inseln zwischen Neu-Guinea und Timor sind fast ganz unbekannt; zweifelhaft ist ihr Vorkommen in den Lampongs auf Sumatra, in der Provinz Samangka.

Die Negriten, wie sie von Crawfurd und Crozet geschildert werden, sind von sehr schwächlichem

Körperbau; Statur klein, untersetzt, 4′ 9″ engl., doch ziemlich muskulös; ihre Stirne ist höher als die der afrikanischen Neger und ihre Physiognomie gleicht diesen nicht. Sie sind häßlich, die Glabelle liegt tief; die Nase ist sattelförmig, mit der Spitze nach oben hervorstehend, aber stumpf; das Gebiß weit vorragend, mit dicken wulstigen Lippen, besonders in der Mitte verlängerter, nach oben ragender Oberlippe. Unterkiefer schmal, krauses Wollhaar, Hautfarbe schwärzlich rostfarben, nicht eigentlich schwarz.

Ihre Abstammung ist unsicher; ihre Sprache, wenigstens auf den Andamaninseln, eine eigenthümliche. Die Andamaner sind Kannibalen.

II. Urstamm der Batta-er. Die Battaer (wie sie der Verf. schreibt, weil sie sich selbst Batta nennen, während sie von den Malayen als Battak bezeichnet werden) sieht er für einen weit im Archipel verbreiteten Urstamm an, dem er folgende einzelne Sippschaften zuweist.

Erste Sippschaft, die Battaer, im Ursitz Tobah. Die Gränze der Batta-Bevölkerung auf Sumatra läßt sich nördlich von der Mündung des Assahan (unter 3° 2′ n. Br.) zum Kap von Turomon (unter 2° 46′) ziehen, südwärts von der Mündung des Eik Biela bis zu der des E. Sinkuang. Auf diesem großen Areal schätzt der Verfasser die Bevölkerung gleichwohl nicht höher als zu 149,738 Köpfen (bey der Unsicherheit einer solchen Angabe möchte eine runde Zahl besser gewählt seyn). Sie war indeß noch vor etlichen Decennien weit größer, indem im Ausrottungskrieg, den die fanatischen muhamedanischen Malayen gegen die Battaer unternommen hatten, über 200,000 der letztern umgekommen seyn sollen; erst die Dazwischenkunft der Holländer konnte nach einem schweren blutigen Kriege den Metzeleyen der Fanatiker ein Ziel setzen.

Was den leiblichen Typus der Battaer anbetrifft, so macht der Verf. bemerklich, daß zwar nicht bloß in deren Gränzdistrikten, sondern selbst in den Centraltheilen derselben, namentlich auf Tobah, wo niemals Fremde zugelassen wurden, eine große Mannigfaltigkeit der Gesichtsbildung gefunden werde, so daß man fast auf eine Vereinigung mehrerer Stämme schließen möchte, daß man aber, sobald man eine möglichst große Masse von Individuen untersuche, gleichwohl eine vorherrschende Bildung wahrnehme, die sich in der Mehrzahl der Bevölkerung ausspreche und daher als der eigentliche Typus des Battaervolkes anzuerkennen sey. Diesen Typus schildert er S. 292 folgendermassen: „Die Schädelform hält die Mitte zwischen der malayischen und kaukasischen, Hinterhaupt zugerundet, Unterkiefer weniger breit, Oberbackenknochen weniger vorstehend, Glabella nicht vertieft, Nase weniger breit, weniger platt, mehr spitz und gerade, der Mund kleiner, die Lippen proportionirt, Gesicht oval, die Züge regelmäßiger, schöner. Körperfarbe lichtbräunlich, oftmals rothe Wangen; Busen der Frauen voller, gehobener, Brüste größer, mehr hemisphärisch als konisch; Behaarung (wenn die Haare nicht ausgezupft sind) im Gesicht der Männer stärker als bey den Malayen, und ebenso an den bedeckten Theilen der Frauen; Haupthaar feiner als beym Malayenstamm, oftmals braun. Körperlänge 4′ 11″ par. Sie sind stark gebaut und muskulös.“

Von diesem Typus zeigt das weibliche Geschlecht seltner Ausnahmen als das männliche, indem jenes die ovale, sub-griechische Gesichtsbildung, wie sie der Verf. nennen möchte, viel treuer bewahrt als das männliche, bey welchem der Uebergang ins häßliche malayische Affengesicht mit breiten vorstehenden Oberbackenknochen, mit Sattelnase und breitem Munde unverhältnißmäßig weit häufiger vorkommt. Das Charakteristische der Malayen, nämlich ihre transversale Gesichtsbreite, ihre platte Nase, ihr eingedrücktes Glabellum, die weite Ausbreitung ihrer Nasenflügel, das Vorspringen des sehr breiten Unterkiefers, ihr großer Mund, ihre dicken Lippen passen nicht auf den unvermischten Batta-Typus. Noch mehr weicht dieser vom mongolischen ab und vom chinesischen insbesondere, indem die Augenspalte nicht, wie bey letzterem, schief nach außen und oben, sondern horizontal gerichtet ist. Während also der Körperbau und die Gesichtsbildung der Battaer von diesen Rassen entschieden abweicht, nähert sie sich dagegen mehr der der hindu-kaukasischen Rasse an.

Die Battaer besitzen eine eigenthümliche Sprache und Schrift. Die Kunst auf Bambus zu schreiben ist allgemein. Vormals schrieben sie mit einer firnißartigen Tinte auf Rindenpapier; solche Bücher sind noch vorhanden. In der Kultur sind sie zurückgegangen, haben aber noch eine eigenthümliche Zeitrechnung und eigne (keine arabische) Namen für Monate und selbst eigne Figuren für die 12 Himmelszeichen. Der Verf. ist der Meinung, daß die Battasprache nicht von der malayischen abzustammen scheine und theilt als Beleg ein Verzeichniß von 125 Wörtern aus beyden Sprachen mit. Damit stimmt aber einer der gründlichsten indischen Sprachkenner, Buschmann, nicht überein, im Gegentheil sagt er in einer Anmerkung (II. S. 268): „eine genaue und hinlängliche Verwandtschaft der Batta-Sprache mit der malayischen, javanischen und andern Sprachen des großen westlichen Zweiges des malayischen Sprachstammes geht aus dem obigen Wortverzeichnisse überzeugend hervor; die Sprache gehört diesem westlichen Zweige, nicht dem östlichen der Südsee-Sprachen an. — — Es ist aber wahr und für die Sprache bezeichnend, daß sie einen nicht unbedeutenden Theil nicht so gemeinsamer Wörter besitzt (doch nicht einen so großen als die philippinischen Sprachen) und sich an die bis jetzt bekannten Hauptsprachen des westlichen malayischen Zweiges nicht so nahe anschließt, als die malayische und javanische sich zusammenschließen.“

Die Battaer sind in Familienstämme getheilt. Das ganze Land ist eine Anarchie; nur einzelne Landschaften, und diese auch nur temporär, treten zusammen in eine republikanische Conföderation. Jedes einzelne Dorf aber ist ein unabhängiges Gemeinwesen, repräsentirt durch einen erblichen Häuptling, der sich Radscha nennt, aber so wenig Gewalt hat, daß er auch die kleinsten Befehle nicht vollziehen kann, ohne erst eine Volksberathung zu halten im Gemeindehause, das jedes Dorf besitzt. Hier hat jeder freye Mann eine Stimme und nach Stimmenmehrheit wird entschieden. Jeder Battaer, selbst der Sklave, geht mit seinem Radscha auf gleichem Fuße um; sie halten seine Person zwar für unverletzbar, erzeigen ihm aber nicht die geringste Ehrerbietung; dieß finden sie lächerlich. Nur im Kriege wird seinen Befehlen ein mehr unbedingter Gehorsam geleistet. Der Radscha bezieht keine Einkünfte, nur daß seine Wohnungen umsonst gebaut und auch seine Felder zum Theil von der Gemeinde bearbeitet werden.

Von einem Gott haben die Battaer keinen Begriff; sie haben weder Priester, noch Tempel, noch Idole und verehren Nichts. Dagegen glauben sie an viele böse Geister, Begu, die in Krankheiten des menschlichen Körpers sitzen und deren Namen mit denen dieser Krankheiten gleichlauten. Gute Geister, Sumangot, giebt es nur wenige, die, als die unsterblich gewordenen Seelen großer Vorväter, auf den Gipfeln der Berge wohnen und ebenfalls besondere Namen haben. Unsterblich, nach oben steigend in das unsichtbare Land auf den Bergspitzen, werden nur die Seelen solcher Menschen, die gewaltsam ums Leben kamen. Alle, die an Krankheiten sterben, werden betrachtet als in die Gewalt der Begus gefallen und als gänzlich umgekommen. Bey feyerlichen Gelegenheiten, zur Vertreibung böser Geister, um alles Unglück abzuhalten, streuen sie Reiskörner um sich her.

Der Battaer ist sorglos, träge, freygebig, gutmüthig, gastfrey, Fremde, seinem Schutze anvertraut, heilig haltend, blutig-rachsüchtig, aber schnell besänftigt, stolz, Freyheit und Unabhängigkeit über Alles liebend, sehr gesprächig, aber auch zankfüchtig. Vor dem Meere hat er Scheu; Hahnengefechte liebt er mit Leidenschaft und verwettet dabey Hab und Gut, zuletzt sich selbst.

Die Gesetze (Hadats) werden zwar in keinen geschriebenen Sammlungen aufbewahrt, sind aber für die Mehrzahl der Rechtsfälle dennoch fest und bestimmt. Die meisten Vergehungen werden mit Geldbußen bestraft, die der beleidigten Partey und zum Theil auch dem Radscha zu Gute kommen, und selbst die Todesstrafe kann, mit Ausnahme von zwey Fällen, abgekauft werden. Als kannibalische Gesetze bestehen bey den Battaern folgende. 1) Ein Gemeiner, der mit einer Radscha-Frau Ehebruch treibt, kann sich nicht loskaufen und muß aufgegessen wer-

den. 2) Alle mit den Waffen in der Hand außerhalb des Dorfes gefangenen Feinde müssen lebendig verzehrt werden; die im Dorfe gefangenen können begnadigt werden. 3) Landesverräther und Spione können sich von der Strafe, lebendig verzehrt zu werden, mit 60 Piastern abkaufen. Das Merkwürdige ist, daß in diesen drey Fällen vom Gesetz der Genuß des Menschenfleisches geboten ist, und zwar so, daß das Fleisch dem an einen Pfahl gebundenen Verbrecher, während er noch lebt, vom Leibe geschnitten, am Feuer geröstet und verzehrt wird.

Der Sklavenstand entsteht hauptsächlich durch Schulden; auch Kriegsgefangene sind gesetzlich Sklaven.

Die Heirathen werden auf zweyerley Art geschlossen. Entweder wird die Frau ihren Aeltern abgekauft und wird dadurch Eigenthum des Mannes, oder der Bräutigam, wenn er arm ist, bezahlt nichts und zieht dafür in das Haus seiner Schwiegeraltern, für die er dann arbeitet. Eine nach ersterer Art geheirathete Frau kann der Mann nach Belieben fortschicken, wenn er den Brautschatz verlieren will. Die Frau aber, wenn sie sich trennen will, muß den letzteren zurückerstatten und noch überdieß ein Geschenk. Polygamie ist erlaubt, aber selten. Obwohl der größte Theil aller Haus- und Feldarbeiten auf dem weiblichen Geschlecht ruht und dieses von allen öffentlichen Festen und Lustbarkeiten ausgeschlossen ist, so werden die Frauen doch gut behandelt.

Gemeine werden ohne alles Ceremoniell begraben; große Radschas aber unter Feyerlichkeiten. Die Beerdigung findet bey diesen nicht eher statt, als bis der Reis, der an ihrem Sterbetage eigens ausgesäet wurde, reif geworden ist. Dann werden alle befreundeten Häuptlinge zusammengerufen, indem ihnen der Knochen von einem geschlachteten Büffel zugeschickt wird. Jeder erscheint mit einem Büffel und alle diese Büffel (zuweilen 100 an der Zahl) werden feyerlich geschlachtet. Der Sarg wird zu Grabe getragen auf einem ungeheuer großen Sarggestelle, an den Ecken mit Holzstatuen beyderley Geschlechts verziert, die sehr große Genitalien haben und einander entweder gegenüber stehen oder in Vereinigung mit einander dargestellt sind; Darstellungen, die dem rohen Geschmack des Volkes gemäß wohl bestimmt seyn mögen, auf die Fortdauer des Geschlechts, auch beym Erlöschen der Individuen, hinzudeuten. Im Sarge liegt, mit vielem Baroskampfer bestreut, völlig bekleidet, seit sechs Monaten die Leiche; am Grabe wird, das Antlitz des Todten zur Sonne gekehrt, der Deckel noch einmal geöffnet, wobey der Sohn des Verstorbenen die Worte spricht: „jetzt siehst du Vater, zum letztenmal die Sonne, die du nun niemehr sehen wirst," worauf der Sarg in die Gruft gesenkt wird. Die unzüchtigen hölzernen Statuen werden neben dem Grabe aufgestellt und die Hörner und Kinnbacken aller geschlachteten Büffel über dem Grabe an hölzernen Stangen aufgehängt.

Die Häuser sind zu einem Dorfe vereinigt, das mit Pallisaden und außerdem noch oft mit einer Stachelbambus-Hecke und mit einem Graben umgeben ist. Die Hauptnahrung ist theils Reis, theils Mais, außerdem Gadong (Convolvulus Batas). Alle Arten Fleisch, selbst Ratten werden gegessen; Kühe sind selten, die liebste Kost aber ist Schweinefleisch. Hühner, Katzen und Hunde sind überall; letztere von der langköpfigen, weißen, dünnhaarigen Schakalrasse mit spitzen Ohren.

Die Industrie steht bey den Battaern auf einer verhältnißmäßig hohen Stufe. Sie schmelzen Metalle (Messing), arbeiten in Eisen und Kupfer, drechseln Elfenbein, fabriciren Pulver, gravieren sehr gut in Holz, spinnen Baumwolle und weben aus verschieden gefärbten Fäden hübsche Kleider. Ihre Waffen sind Lanzen und Luntenflinten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die Battavölker auf Sumatra.

(Schluß.)

Die Battaer haben stets das Ausschließungs-System befolgt. Jeder Fremder, der, nachdem er vorher gewarnt wurde, dennoch ihr Land betritt, ist vogelfrey und darf nach dem Gesetz gemordet und verzehrt werden. Das Essen von Menschenfleisch war unter ihnen nicht ursprünglich; nach allen Sagen herrschte vordem ein langer Frieden mit allgemeinem Wohlstand, während dessen Holzsculptur, Schreibekunst und andere Künste blühten; dann kam ein gewisser Teufel Nanalain, der brachte Krieg und Kannibalismus. Die häufigen Kriege einzelner Dörfer unter einander, die gewöhnlich mit Zerstörung des einen und Niedermetzlung seiner meisten Bewohner endigen, zuletzt der Einfall der fanatischen Muselmänner, die Alles plünderten und mordeten, haben den Verfall herbeygeführt. Jetzt ist dieß Paradies eine Wüste; das in der That gutmüthige und mit trefflichen Anlagen ausgestattete Volk ist nur noch eine Ruine, und Anarchie und Zerrüttung sind allgemein. An die Holländer ist jetzt die große Aufgabe gestellt, durch Einführung des Christenthums das zerrüttete Batta-Volk aus seiner Verwilderung herauszureißen und ihm durch Hinleitung zur ächten Humanität zugleich seinen Bestand zu sichern. Die Aufgabe ist hier leichter als bey den Malayen, da die Battaer bis auf diesen Augenblick den Islam, der alle höhere Kultur niederhält und die edelsten geistigen Richtungen in Erstarrung bringt, von sich abgewiesen haben.

Zweyte Sippschaft, die Niasser auf den Nias- und Batu-Inseln. Die Bevölkerung von Nias ist zu 200,000, die der Batuinseln zu 3000 geschätzt. Der Körperbau der Niasser ist ächt battaisch. Sie sind heller von Farbe und schöner von Gesicht als die Malayen; ihre Physiognomie ist mehr kaukasisch; das Hinterhaupt rund, das Haar feiner als bey Malayen, schwarz, öfters auch braun. Besonders die Frauen sind hell von Farbe, mit rothen Backen. Sie stammen wahrscheinlich aus den Batta-Landen; ihre Sprache hat nach Domis viel Aehnlichkeit mit der Lampong- und Battasprache und enthält in der That viele Battaworte. Ihre Idole sind stets mit sehr großen Genitalien versehen.

Dritte Sippschaft, die Passumaher in den sumatranischen Centralthälern Passumah; sie werden vom Verf. ebenfalls hieher gerechnet, obwohl über Körper- und Schädelbau derselben die Nachrichten fehlen; ihre Sprache enthält nur $\frac{1}{3}$ malayische Worte, aber viele lampong'sche. Sie sind Heiden, haben jedoch die Beschneidung angenommen und verschmähen Schweinefleisch.

Vierte Sippschaft, die Tjumbaner auf der Insel Tjumba, sind ebenfalls noch sehr wenig gekannt und scheinen vom Verf. nur muthmaßlich hieher gestellt zu seyn.

Fünfte Sippschaft, die Timorer auf Timor sind nach neuern holländischen Beschreibungen, die der Verf. benutzen konnte, wohlgebaut, stark, von lichtbräunlicher Farbe, haben regelmäßige Gesichtszüge, langes Haar; besonders die von Savo

sind schön. Sie sind, wie die vorigen, Heiden. Freycinet erkannte in so weit die Verschiedenheit des Battastammes von den Malayen und Negriten, als er die Timorer durch eine Vermischung dieser beyden Rassen wollte entstehen lassen, was der Verf. als einen „lächerlichen Einfall“ bezeichnet.

Sechste Sippschaft, die Alfuren (Harafuren) in der nordöstlichen Halbinsel von Celebes, Menado, in Central-Celebes und auf den Molukken (Amboina und Bandainseln), so wie auf den Aru- und Sangiri-Inseln. Von den Anthropologen bald hieher, bald dorthin gestellt, zählt der Verf., und wie es scheint mit gutem Rechte, die Alfuren zum Battastamme. Nach holländischen Angaben sind sie lichtbraun, ins Weiße übergehend, mittelmäßig groß, gut gebaut, stark, muskulös. Der Schädelbau ist, wie der Verf. beyfügt, battaisch. Auf Menado glauben sie an einen Gott und viele andere Geister, haben Priester und Priesterinnen, jedoch weder Tempel noch Idole. Sie sind arbeitsam, gutartig, friedfertig und den sinnlichen Genüssen nachhängend. Die Alfuren sind gleich den Niassern, Timorern und Dajaern sogenannte Kopfabsäbler. Alfuren sollen auch vorkommen im Innern von Magindanao, auf den Philippinen, wo sie Ygorrotes heißen, und auf den Nikobar-Inseln.

Siebente Sippschaft, die Makassaren und Bugis in der südwestlichen Halbinsel von Celebes, erstere die Westhälfte, letztere die Osthälfte einnehmend. Ueber die Berechtigung der genannten Völker zu der ihnen hier angewiesenen Stellung weiß der Verf. eigentlich nichts Befriedigendes vorzulegen, indem er bloß sagt: „der Schädelbau ist battaisch (?). Unter allen Sippschaften des Battastammes sind sie die am meisten civilisirten; sie sind Alfuren mit fast malayischer Civilisation.“

Achte Sippschaft, die Dajaer auf Borneo. Der Schädelbau ist der der Battaer. Schon Horner erklärte, daß sie schöne regelmäßige Züge haben und nicht zu der Malayen-Rasse gehören. Auch Crawfurd sagt von den Dajaern (Dajaken), daß sie zu den schönsten Menschen des Archipels zu rechnen sind. Jedes Dorf hat einen erblichen Stammvater und unter diesem einen vom Volk gewählten Pangara. Ihre eigene Verfassung in den Binnenlanden scheint demokratisch oder patriarchalisch zu seyn. An den Küsten stehen sie unter der Herrschaft von Malayenfürsten, von denen sie mit Grausamkeit und Willkühr behandelt werden. Es giebt einen Gott, Dewa, und außerdem viele gute und böse Geister, die in Holz geschnitzt und in Menschen- oder Thiergestalt dargestellt, aber nicht verehrt werden. Die Seelen ihrer Vorväter gehen in Hirsche oder Vögel über und die der Malayen in Schweine. Sie haben weder Tempel noch Priester.

Sie sind gutherzig, feig, nur aus dem Hinterhalt anfallend, nicht blutdürstig und ihr Hang zum Kopfabsäbeln gründet sich nur auf die Macht alter Gewohnheiten. Kein Dajaer kann heirathen und wird von allen Mädchen verschmäht, so lange er noch keinen Kopf abgeschlagen hat; kann er aber abgeschlagene Köpfe zeigen, so hat er die freye Wahl unter allen Mädchen des Dorfs und ist ein hochgeehrter Held. Nichts hält sie so tief in der Barbarey danieder als die gräßliche, bey ihnen aber für ehrenhaft gehaltene Sitte: Köpfe, gleichgültig ob von Freund oder Feind, aus Hinterhalten abzusäbeln und zu bewahren. Bisweilen sollen 100 und mehr solcher Köpfe in einem Hause der Reihe nach an den Balken hängen. Die Leichen werden entweder begraben, oder in hohle Bäume gethan, oder verbrannt und die Asche aufbewahrt. Dabey fallen Menschenopfer vor, deren Blut getrunken wird. Die meisten Dörfer bilden nur ein einziges langes Haus, in welchem, nach Abtheilungen, je 15 — 25 Familien zusammen wohnen. Sie bauen Mais und Reis und ziehen viele Schweine. Ihre Waffen sind Schild, Lanze, Säbel und ein Blasrohr, aus dem sie vergiftete Pfeile schießen. Die bis jetzt bekannten Dajaer sind bloß Bewohner der waldigen Niederungen und scheinen verwilderte Streiflinge zu seyn eines höher civilisirten Centralvolkes in der vermutheten Hochfläche der nördlichen Hälfte von Borneo. Von dort brachten sie vielleicht die Sage von einer Schreibkunst mit, die sie nach Horner einst verstanden haben. Also auch hier, wie bey den Battaern, ein Heruntersinken von einer höhern Kultur.

Neunte Sippschaft, die Balier auf

Bali und Lombok. Der Schädelbau ist der battaische. Sie sind kannibalische Urbattaer, welche die Kultur ihrer Sieger, der Hindujavaner annahmen und sich mit diesen zum Theil vermischten. Sie werden als gelbkupferfarbig, groß, wohlgebildet, mit regelmäßigen Gesichtszügen, lebhaften Augen und von flinkem Wesen geschildert. Die Regierung ist unter mehreren Herrschern eine despotische. Der Buddhismus bis 1478, und die Siva-Lehre, seit dieser Zeit durch Flüchtlinge aus Modjopait eingeführt und nun vorherrschend, haben den ursprünglichen Polytheismus nicht verdrängt. Bey der Beerdigung eines Fürsten opfern sich seine Frauen.

III. Urstamm der Malayen (II. S. 346). Obschon viele Beschreibungen von den Malayen vorliegen, so ist uns doch keine vorgekommen, die so klar und bündig die Verwandtschaftsverhältnisse der Malayen unter einander und zu ihren Nachbarn auseinandersetzte als die des Verfassers. Er vertheilt sie in sechs Sippschaften.

Erste Sippschaft, die Malayen im Urfitz Agam oder in den Bovenlanden von Padang (dem ehemaligen Menangkabau), ferner in Benkulen, zerstreut an der S.W.Küste und in andern Theilen Sumatras. Man schätzt die Anzahl der Urmalayen auf eine Million und die in Benkulen auf 100,000 Köpfe. Sie sind ein Urstamm.

Ihre Körperlänge beträgt 4′ 10″. Die Hautfarbe ist kupferbräunlich, etwas dunkler als beym Battastamm. Schädel und Gesichtsbildung sind malayisch, d. h. das Gesicht ist nicht viel länger als breit, Backenknochen sehr entwickelt, vorstehend, Unterkiefer breit, Glabelle tief eingedrückt, Nase platt, sattelförmig, Nasenflügel sehr breit, Mundöffnung sehr groß, breit, mit wulstigen dicken Lippen, das Gebiß ragt mehr hervor als beym Battastamm, und die Nase ist immer viel kürzer, platter, sattelförmigbreiter; das Hinterhaupt im Viereck verflacht. Die Männer haben keinen Bart und die Frauen an den bedeckten Theilen wenig Haare; ihr Busen ist platt, wenig entwickelt, die Brüste sind klein, spitz, kegelförmig; die Haare schwarz, grob und dick. Im Ganzen sind die Malayen schwächer gebaut und weniger muskulös als der Battastamm.

Die Sprache der Urmalayen ist eigenthümlich und wird jetzt am reinsten in Queda (auf der Halbinsel Malakka) gesprochen. Sie ist entstanden nach Crawfurd aus 50 Theilen polynesisch, 27 malayisch, 16 Sanskrit, 5 arabisch und 2 Theilen unbestimmten Ursprungs; sie ist zur Lingua franca des Archipels geworden, die man wenigstens an allen Küsten versteht.

Die Verfassung ist eine patriarchalische mit Eintheilung in Sukus und gleichen Rechten für jedes Mitglied der Familie und Gemeinde. In den ältesten Zeiten scheint ein große Monarchie mit dem Supremat über ganz Sumatra bestanden zu haben; später übten drey Radschas in Menangkabau die oberste Gewalt über alle Häuptlinge aus. Jetzt sind die größern Häuptlinge von der holländischen Regierung in besoldete „Regenten“ verwandelt und stehen unter europäischen Residenten. Diese Häuptlinge haben keine despotische Gewalt, sind vielmehr den Hadats unterworfen und können ohne Volksberathung nichts vornehmen. Der Charakter der Malayen ist sehr verderbt. Sie sind alle Muhamedaner und von ihnen gieng in neuerer Zeit eine fanatische Sekte aus, die den Koran mit dem Schwert auszubreiten versuchte, gegen die Battaer einen blutigen Ausrottungskrieg führte und nur nach großer Anstrengung von den Holländern überwältigt werden konnte. Die Malayen weben Baumwollkleider, arbeiten geschickt in Gold und Eisen, verfertigen Pulver und Schießgewehre, aber ohne Schloß. Ihre Priester sind als Schriftgelehrte, besonders in der arabischen Sprache, berühmt.

Die Korintjier und Redjanger in den Landschaften des innern Sumatra, auf 513,000 geschätzt, gehören wahrscheinlich zu derselben Sippschaft.

Zweyte Sippschaft. Malayen in Tanna maleio (Singhapura, Halbinsel Malakka und benachbarte Inseln) mit einer Seelenzahl, die auf 1,131,000 geschätzt wird. Nach den malayischen Jahrbüchern wanderten im Jahre 1160 aus Menangkabau eine Anzahl Malayen aus, stifteten Singhapura und verbreiteten sich von da nach Malakka und über die Küstenländer des ganzen Archipels.

Auf der Halbinsel Malakka giebt es 11 einzelne Staaten unter monarchischen willkührlichen Herrschern. Ihre Kultur soll vor der Einführung des Islams höher gestanden haben als jetzt.

Dritte Sippschaft, die malayischen Kosmopoliten im ganzen Archipel in den Gestadeländern. Sie kommen vor: 1) als heimathlose Seeräuber, 2) auf den Suluinseln, wo sie auch meist Piraten sind, 3) auf den Küsten der Molukken, Banda, Amboina, 4) auf den Küsten von Magindanao, 5) auf Ternate, unter eignen Sultanen, 6) auf Borneo's Südküste unter einem Sultane zu Banjermassin, 7) auf Borneo's Westküste unter einem Sultane zu Sambos und einem zu Pontianak, 8) auf der Ostküste von Sumatra an den Flüssen Kampar, Siak und den vorliegenden Inseln bis Ruppot u. s. w. Die malayischen Küstenstaaten stehen unter willkührlichen, despotischen Herrschern, die sämmtlich den Koran anerkennen.

Vierte Sippschaft, die Atjiner und Pedireser an der Nordspitze Sumatras stammen wahrscheinlich auch von Malayen ab, wenigstens erklärt der Verf. ihren Schädelbau für malayisch. Sie sind ebenfalls Muhamedaner und das ehemals mächtige atjinische Reich ist jetzt im tiefsten Verfall.

Fünfte Sippschaft, die Javanen auf Java (Javaer und Sundaer) und Madura. Von den 7,500,000 Einwohnern sieht der Verf. 3 Millionen als Fremde an: Malayen, Makassaren, Bugis, Araber und Chinesen. Der Schädelbau der Javaner ist ganz malayisch; die Körperlänge der Sundaer 4′ 9″ 7‴ par.; die transversale Gesichtsbreite 4″ 8‴, die longitudinale 6″ 2‴. Ihrem Körperstamme nach erklärt sie der Verf. für ächte Malayen, obgleich ein geschichtlicher Ursprung nicht nachgewiesen werden kann. Eine weitere Schilderung der Javaner können wir hier übergehen, da wir eine solche vor Kurzem bereits in diesen Blättern (XXIV. S. 977) in der Anzeige von Temminck's coup-d'oeil sur les possessions Nèerlandaises dans l'Inde archipélagique gegeben haben.

Sechste Sippschaft. Javanen in Palembang, Jambi und Indragiri (Ostfläche Sumatras), zu 500,000 Seelen angeschlagen. Der Schädelbau ist malayisch. Die Bewohner von Palembang halten sich für Abkömmlinge der Javaner aus Modjopait. Sicher ist es, daß die Sultane von Palembang lange Zeit von Modjopait abhängig waren und durch Uebersendung von Tribut jährlich ihre Huldigung daselbst beweisen mußten. Die Sprache soll malayisch, mit vielen javanischen Wörtern untermischt seyn; die Religion ist die mohamedanische. Die Bewohner der Insel Banka scheinen ebenfalls palembang'sche Javaner zu seyn.

So hat uns denn der Verf. in seinem interessanten Buche nicht bloß mit dem bisher fast ganz unbekannten Battavolke in genaue Bekanntschaft gebracht, sondern uns überdieß eine sehr klare geordnete Uebersicht über die Völkergruppen des indischen Archipels gegeben.

Noch ist der werthvollen Tafeln zu gedenken, die diesem Buche beygegeben sind. Dem ersten Bande gehören 10 Tafeln an, von denen die ersten 6 Karten sind, hinsichtlich derer eine Vergleichung mit den besten neuesten Karten von Sumatra recht auffallend zeigt, wie bedeutend der Zuwachs ist, den die topographische Darstellung dieser Insel durch die Aufnahmen des Verf. erlangt hat. Taf. 7 — 9 liefern Profile der ausgezeichnetsten Berggipfel von Sumatra; Taf. 10 eine landschaftliche Ansicht eines Battadorfes. Zum zweyten Bande gehören 9 Tafeln, Facsimile's der Battaschrift und das Batta-Alphabet enthaltend.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

Dr. J. A. Grunert, Optische Untersuchungen. Th. I. Allgemeine Theorie der Fernröhre und Mikroskope. Leipzig 1846.

M. J. Degousée, Guide du sondeur ou traité théorique et pratique des sondages. Avec Atlas. Par. 1847.

G. F. Glünder, Abhandlung über die Bewegungshindernisse in den Krümmungen der Eisenbahnen. Hannover 1846.

Dr. L. Wöckel, Die Sonne und ihre Flecken. Nürnb. 1846.

Dr. C. Jelineck, Fünfzehnjährige Hygrometer = Beobachtungen (1829 — 1833, 1836 — 1845) an der k. k. Sternwarte zu Wien. Wien 1846.

C. L. E. von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Th. 27. Storia celeste del R. Osservatorio di Palermo dal 1792 — 1813. T. 4. 179 — 1800. Wien 1846.

Fr. Zantedeschi, Memoria sugli effetti fisici chimici e fisiologici prodotti dalle alternative delle correnti d'induzione della macchina elettro-magnetica di Callan. Venezia 1844.

— — Della teoria fisica delle macchine magneto-elettriche ed elettro-magnetiche. Venezia 1845.

Fr. Zantedeschi, Della struttura dell' Organo elettrico della torpedine. Venezia 1845.

Dr. G. Scheve, Die vergleichende Seelenlehre. Heidelberg 1845.

Dr. Th. Hartig, Untersuchungen über den Bestand und die Wirkungen der explosiven Baumwolle. Braunschweig 1847.

C. von Frankenstein, Die Schießbaumwolle. Leipzig 1847.

C. Fr. von Bibra, Hülfstabellen zur Erkennung zoochemischer Substanzen. Erlangen 1846.

J. W. Zetterstedt, Diptera Scandinaviae. T. V. Lundae 1846.

Symbolae ad historiam Heliceorum. Auctore Dr. L. Pfeiffer. Sectio III. Cassellis 1846.

Van der Hoeven, Proeve over het instinkt of de kunstdrift der dieren. Amsterd. 1825.

Dr. F. H. Bidder, Vergleichend = anatomische und histologische Untersuchungen über die männlichen Geschlechts = und Harnwerkzeuge der nackten Amphibien. Dorpat 1846.

G. A. Pritzel, Thesaurus litteraturae botanicae omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora quindecim millia opera recensens. Fasc. I. Leips. 1846.

Dr. C. E. v. Mercklin, zur Entwicklungsgeschichte der Blattgestalten. Jena 1846.

Dr. E. Kratzmann, Die Lehre vom Samen der Pflanzen. Prag 1839.

El. Fries, Summa vegetabilium Scandinaviae. Sectio I. Holmiae 1846.

J. Casaretto, Novarum stirpium Brasiliensium Decades. Genuae 1842.

M. J. Anderson, Salices Lapponicae. Upsaliae 1845.

M. J. Anderson, Conspectus vegetationis Lapponicae. Upsaliae 1846.

Rominger, Vergleichung des Schweitzer Jura's mit der Würtembergischen Alp. Stuttg. 1846.

J. Barrande, Nouveaux trilobites, supplément à la notice préliminaire sur le système Silurien et les trilobites de Bohême Prague 1846.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 191. Turnkunst-Typotheta. Berlin 1847.

Dr. C. Sprengel, Meine Erfahrungen im Gebiete der allg. und speciellen Pflanzen-Cultur. Bd. I. Leipzig 1847.

J. von Pannewitz, Anleitung zum künstlichen Holzbau. Breslau 1847.

G. H. v. Carlowitz, Versuch einer Culturgeschichte des Weinbaues von der Urzeit bis auf unsere Zeiten. Leipzig 1846.

C. Fr. Plattner, Die Probirkunst mit dem Löthrohre. Leipzig 1847.

Raccolta dei trattati e delle principali convenzioni concernenti il commerzio e la navigazione dei sudditi Austriaci negli stati della Porta Ottomana. Vienna 1844.

Dr. P. Theuerle, Das Wissenswürdigste vom Menschen. Mannheim 1846.

E. H. Delécluze, Roland ou la chevalerie. Vol. 1. 2. Par. 1846.

Dr. W. A. Schmidt, Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Berlin 1847.

G. König, Die Wahrheits-Wissenschaft. 3. verm. Aufl. Leipzig 1847.

Dr. Fr. J. Stahl, Fundamente einer christlichen Philosophie. Heidelb. 1846.

Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Breslau 1846.

Dr. W. Curtmann, Die Räthsel des Lebens. I. Jenseits. Darmstadt 1846.

G. Th. Fechner, Ueber das höchste Gut. Leipzig 1846.

Fr. Trucchi, Poesie italiane inedite di dugento autori dall' origine della lingua in fino al secolo decimo settimo. Vol. I. Prato 1846.

J. Pindemonte, Poesie. Vol. 1. 2. Milano 1830.

L. Picchioni, La divina comedia. Milano 1846.

G. Finazzi, Di Guiniforte Barziza e di un suo commento sull' Inferno di Dante recentemente pubblicato. Bergamo 1845.

C. G. Etienne, Oeuvres, avec des notices et des éclaircissemens. T. I. Par. 1846.

La mort de Garin de Loherain, poeme du douzième siècle, publié pour la première fois d'après douze manuscrits, par M. Edélestand du Méril. Par. 1846.

And. de Beaufort, Légendes et traditions populaires de la France. Par. 1840.

Dr. Ch. Wilbrandt, Hildibraht und Hadhubraht. Das Bruchstück eines altdeutschen Sagenliedes. Rostock 1846.

K. Schwenck, Göthe's Werke. Frankf. 1845.

Litthauische und Preußische Volkssagen von F. Becker, Roose und Thiele. Königsberg 1847.

F. J. Mone, Schauspiele des Mittelalters. Bd. 1. Karlsruhe 1846.

E. Tegner, Axel, Romanze. Stuttg. 1846.

J. Baggesens danske Vaerker. Ved Aug. Baggesen. Bind 1 — 8. Kjobenhavn 1845 — 46.

C. Morbio, Lettere storiche ed artistiche pubblicate con note. Milano 1840.

Raccolta di incisioni sul disegno delle migliori statue pubbliche e private esistenti in Firenze. Disp. 4. Firenze 1846.

W. Zahn, Ornamente aller klassischen Kunstepochen. Heft 6 — 13. Berl. 1846 — 47.

Alf. Michiels, Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise. T. II. III. Bruxelles 1846.

F. de Lasteyrie, Histoire de la peinture sur verre d'après ses monuments en France. Livr. 21—23. Par. 1847.

Ferd. Ranalli, Storia delle belle arti in Italia. Firenze 1846.

Ph. de Pointel, Recherches sur la vie et les ouvrages de quelques peintres provinciaux de l'ancienne France. Par. 1847.

Dr. F. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei seit Constantin dem Großen. 2. umgearb. u. verm. Aufl. von J. Burckhardt. Lief. 1. Berl. 1847.

Die Buchdruckzeichnung oder Glyphographie. Leipz. 1846.

N. A. Janssen, Wahre Grundregeln des Gregorianischen oder Choralgesanges. Mainz 1846.

R. G. Kiesewetter, Der neuen Aristoxener zerstreute Aufsätze über das Irrige der musikalischen Arithmetik. Leipzig 1846.

D. Ricardo, Works, by J. R. Mac Culloch. Lond. 1846.

F. Vidal, De la répartition des richesses ou de la justice distributive en économie sociale. Par. 1846.

M. J. Matter, De l'influence des moeurs sur les lois et de l'influence des lois sur les moeurs. 2. édit. rec. et aug. Par. 1843.

G. de Felice, Emancipation immédiate et complète des esclaves. Par. 1846.

A. Clément, Recherches sur les causes de l'indigence. Par. 1847.

v. Minutoli, Der Feldzug der Verbündeten in Frankreich im J. 1792. Berl. 1847.

K. Ad. Löhr, Großes Kriegswörterbuch. Lief. 2 — 5 oder Bd. I. Bd. II. 1. Mannheim 1846—47.

A. Graf von Keyserling, Aus der Kriegszeit. Abth. 1. Der von Thielmannsche Streifzug. Berl. 1847.

K. Sprengel, Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneykunde. 4. verm. Aufl. von Dr. J. Rosenbaum. Bd. 1. Aelteste Geschichte der Medizin bis zur empirischen Schule. Leipzig 1846.

J. M. Leupoldt, Zur Charakteristik der Medizin der Gegenwart. Erlangen 1846.

Sammlung gekrönter Preisschriften des Auslandes. I. Das Oedema glottidis von F. L. J. Valleix. Berlin 1847.

C. Vogt, Physiologische Briefe. Abth. 3. Stuttgart 1847.

G. v. Struve, Handbuch der Phrenologie. Leipzig 1847.

Dr. B. Stilling, Disquisitiones de structura et functionibus cerebri. Fasc. I. De structura protuberantiae annularis sive pontis Varolii. Jenae 1846.

C. F. v. Gorup-Besanez, Untersuchungen über Galle. Erlangen 1846.

Dr. A. F. Günther, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Bd. 1. Allgemeine Physiologie. Leipzig 1845.

W. Grabau, Der Schlag und die Töne des Herzens und der Arterien im gesunden und kranken Zustande. Jena 1846.

Al. Donné, Die Mikroskopie als Hülfswissenschaft der Medizin. Mikroskopische Anatomie und Physiologie der thierischen Flüssigkeiten. Erlangen 1846.

Dr. C. G. Carus, Ueber Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand. Stuttg. 1846.

Dr. Fr. Seitz, Der Typhus vorzüglich nach seinem Vorkommen in Bayern geschildert. Erlangen 1847.

P. M. Latham, Lectures on subjects connected with clinical medicine, comprising diseases of the heart. Vol. II. Lond. 1846.

Dr. C. W. Stark, Allg. Pathologie oder allg. Naturlehre der Krankheit. Bd. 1. 2. Leipzig 1845.

Ricord, Lehre von der Syphilis. Nach dessen klinischen Vorträgen dargestellt von Dr. L. Türck. Wien 1846.

P. A. Piorry, Diagnostik und Semiotik. Aus dem Franz. von Dr. G. Krupp. Bd. 1. 2. 3. Quedlinb. 1846.

Dr. Ph. Nieberding, Das Asthma thymicum oder Spasmus glottidis. Halle 1845.

Kosciakiewicz, Mémoire pratique sur langue Tonsillaire. Par. 1844.

Dr. J. C. A. Clarus, Adversaria clinica. Lips. 1846.

G. Budd, On diseases of the liver. Lond. 1845.

Dr. E. Schmalz, Beyträge zur Gehör- und Sprach-Heilkunde. Heft 1. 2. Leipzig 1846.

Ant. Scarpa, Saggio di osservazioni e d'esperienze sulle principali malattie degli occhi. Pavia 1801.

C. G. Th. Ruete, Das Ophthalmotrop. Göttingen 1846.

J. Miller, The principles of Surgery. Edinburg 1844.

— —, The practice of Surgery. Edinb. 1846.

Dr. H. Gerold, Die Lehre vom schwarzen Staar und dessen Heilung. Magdeb. 1846.

G. Hartwig, Notice médicale et topographique sur les bains de mer d'Ostende. Anvers 1846.

L. B. Francoeur, Géodésie. 2. ed. Par. 1840.

Dr. C. F. Flemming, Geschichte der Blindenanstalt zu Hannover. Hannover 1846.

Alex. Flemming, An inquiry into the physiological and medicinal properties of the Aconitum Napellus. Lond. 1845.

E. A. L. Hübener, Die Kindestödtung in gerichtsärztlicher Beziehung. Erlangen 1846.

Dr. K. Schäffer, Die Leberprobe. Gekrönte Preisschrift. Tübingen 1836.

Dr. K. G. Hesse, Ueber das nächtliche Aufschrecken der Kinder im Schlafe. Altenburg 1845.

Dr. G. C. With, Prolegomena zur Veterinärpropädeutik. Berlin. 1847.

J. F. C. Dieterichs, Handbuch der praktischen Geburtshülfe bey den größeren Hausthieren. Berlin 1845.

Dr. E. Trummer, Vorträge über Tortur, Hexenverfolgungen, Vehmgerichte und andere merkwürdige Erscheinungen in der Hamburgischen Rechtsgeschichte. Bd. I. Heft 2. Hamburg 1847.

Codex Saxonicus. Neue Folge, die Jahre 1841 — 1845 umfassend. Herausg. von H. J. Klemm. Des ganzen Werkes Bd. III. Abth. 1. Grimma 1847.

Dr. H. Luden, Handbuch des deutschen gemeinen und particularen Strafrechtes. Bd. I. Heft 2. 3. Jena 1847.

The Zurich letters or the Correspondence of several English Bishops and others with some of the Helvetian Reformers during the reign of Queen Elisabeth, edited by H. Robertson. London 1846.

A. Moncrieff, Practical Works. Vol. 1. 2. Edinb. 1779.

W. O. Dietlein, Das Reich Gottes. Berlin 1846.

M. Carriere, Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Stuttgart 1847.

Artaud de Montor, Considérations sur Jerusalem et le tombeau de Jésus-Christ. Par. 1846.

Dr. Ad. Stieren, De Codice Vossiano seu Burelliano quo continentur Irenaei libri V. adversus Haereses. Lips. 1847.

J. Spencer-Smith, Collectanea Gersoniana ou recueil d'études de recherches et de correspondance littéraires ayant trait au problème bibliographique sur l'origine de l'imitation de Jésus-Christ. Caen 1843.

Dr. G. B. Winer, Biblisches Realwörterbuch. 3te verb. Aufl. Bd. I. Heft 2 — 4. Leipzig 1847.

Dr. J. E. Osiander, Commentar über den ersten Brief Pauli an die Korinthier. Stuttg. 1847.

E. Meier, Die ursprüngliche Form des Dekalogs. Mannheim 1846.

W. Krafft, Die Topographie Jerusalems. Bonn 1846.

Chr. F. Illgen, Der Werth der geistlichen Dogmengeschichte. Leipzig 1847.

Zur Würdigung der reformatorischen Bestrebungen in dem katholischen Deutschland. Mainz 1846.

Dr. Chr. Weiß, Betrachtungen über Rationalismus und Offenbarung. Eisleben 1846.

Dr. D. Schenkel, Die protestantische Geistlichkeit und die Deutsch-Katholiken. Zürich 1846.

E. Gust. Geijer, Auch ein Wort über die religiöse Frage der Zeit. Hamb. 1847.

Dr. E. Grüneisen, Christliches Handbuch in Gebeten und Liedern. Stuttg. 1847.

F. A. v. Besnard, Beyträge zur mystischen Theologie. Augsburg 1847.

H. Dominique Lacordaire, Conférences de Notre Dame de Paris. T. II. Années 1844—45—46. Livr. 3. Par. 1847.

Girol. Savonarola, Opere. Vol. I. Prediche. Firenze 1845.

Dr. T. Kliefoth, Die ursprüngliche Gottesdienstordnung in den deutschen Kirchen lutherischen Bekenntnisses. Rostock 1847.

J. Fériel, Résumé d'archéologie spécialement appliquée aux monumens religieux. Langres 1846.

Artaud de Montor, Histoire des souverains pontifes Romains. T. I. Par. 1846.

H. Bode, Das Innere der Gesellschaft Jesu. 2. verb. Aufl. Leipzig 1847.

W. Löhe, Erinnerungen aus der Reformationsgeschichte von Franken. Nürnb. 1847.

Dr. A. G. Rudelbach, Theolog. Gutachten über die Frage betreffend das Verhältniß der Baptisten zur Kirche und zum Staate und die denselben zu gewährende Religionsfreyheit. Magdeburg 1846.

Henr. Egb. Vinke, Libri symbolici ecclesiae reformatae Nederlandicae. Traj. ad Rh. 1846.

C. F. Roßhirt, Von den falschen Dekretalen und von einigen neuen in Bamberg entdeckten Handschriften der falschen Dekretalen und alter collectiones Canonum. Heidelberg 1847.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 30. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. July — September 1847.

(Fortsetzung.)

Gaberel (J.), Lettre sur le congrès scientifique de Gênes en Septembre 1846. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Août.

Helbig, Notice bibliographique sur le premier livre imprimé à Liége, par Morberius. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1847. L. 2.

Julien (Stan.), Notices sur les pays et les peuples étrangers, tirées des géographies et des annales chinoises. V. Thien-Tchou, l'Inde. I. Extrait de Ma-Touan-Lin. Observations sur un système de transcription méthodique des mots sanskrits qui se rencontrent dans les ouvrages chinois. — Journ. asiat. 1847. Août.

Dozy (Reinhart), Lettre sur quelques mots arabes qui se trouvent dans la chronique catalane d' En Ramon-Muntaner. — Ebendaſ.

Botta, Sur l'écriture cunéiforme assyrienne. (Suite.) — Ebendaſelbſt.

Jacobs (Fréd.), Corrections inédites dans les déclamations que Libanius a mises dans la bouche de Démosthènes. (Suite et fin.) — Rev. de Philologie T. II. No. 5.

Meyer (Maur.), Etudes sur le théatre latin. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Août.

Alii Ben Isa monitorii ocularіorum specimen, edidit C. A. Hille. Dresd. et Lps. 1845. — Journ. asiat. 1847. Août.

Defrémery (C.), Note sur deux passages d'Ibn-Bathouthah. — Ebendaſ.

Annales regum Mauritaniae, a condito Idrisitarum imperio ad annum fugae 726 ab Abu-Ihasan-Ali-ben-Abd-allah Ibn-Abi-Zer' Fesano, vel ut alii malunt, Abu-Muhammed-Salih-Ibn-Abd-el-Hamid Granatensi conscriptos edidit C. J. Tornberg. Upsal. 1843 — 46. 2 vol. 4. — Journ. des Sav. 1847. Août.

Nève (F.), Essai sur le mythe des Ribhavas, premier vestige de l'apothéose dans le Véda, avec le texte sanscrit.. des hymnes adressés à ces divinités. Par. 1847. — Rev. de Brux. 1847. Août.

D'Avezac, Notice des découvertes faites au moyen âge dans l'océan atlantique, antérieurement aux grandes explorations portugaises du XV. siècle. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Juillet.

Gabet et Huc, Exploration dans la Tartarie mongole et au Tibet de 1844 à 1846. Fragment.. analysé par Albert-Montémont. — Bullet. de la Société de Géogr. 1847. Juillet.

Harris, The wild sports of Southern Africa; being the narrative of an expedition from the cape of Good Hope through the territories of the chief Moselakatse, to the tropic of Capricorn. Lond. 1841. (Analyse par Albert-Montémont.) — Ebendaſ.

Mas-Latrie, Nicosie, ses souvenirs historiques et sa situation présente. (Extrait d'un voyage en Chypre, 1845 — 46.) — Corresp. T. XIX. Livr. 3.

Voyage au pays d'Assam, par un officier d'infanterie bengalaise. — Rev. nat. de Belg. T. XVII. Livr. 1.

Ampère (J. J.), Voyage et recherches en Egypte et en Nubie. VI. Le Nil. — Rev. des deux Mond. 1847. T. III. Livr. 14.

Marmier, Du Rhin au Nil. — Univ. cathol. 1847. Août.

Wallon (H.), Histoire de l'esclavage dans l'antiquité. T. 1. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Août.

Letronne, Trois inscriptions grecques, recueillies dans la voisinage du grand sphinx de Memphis. — Journ. des Sav. 1847. Août.

Noel Desvergers (A.), Lettre sur l'usage et l'utilité des inscriptions latines. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Juillet.

Witte (J. de), Noms des fabricants et des dessinateurs de vases peints. — Revue de Philologie T. II. No. 5.

Riccio (Genn.), Le monete attribuite alla zecca dell' antica città di Luceria. Nap. 1846. fol. — Journ. des Sav. 1847. Août.

Cartier, Manuel de numismatique française. (Suite.) Monnaies impériales des Gaules. — Annal. archéol. 1847. Août.

Leber (C.), Essai sur l'appréciation de la fortune privée au moyen âge, relativement aux variations des valeurs monétaires et du pouvoir commercial de l'argent etc. 2. éd. Par. 1847. — Revue de droit français et étranger. 1847. Août.

Deschanel (E.), Etudes sur l'antiquité. Sappho et les Lesbiennes. — Rev. des deux Mond. 1847. T. III. Livr. 14.

Dareste, Traités et droits de douanes dans l'ancienne France. — Bibl. de l'Ecole des Chart. 1847. Juillet — Août.

Villers (H. de), De l'influence de la France en Europe. — Univ. cathol. 1847. Août.

Delisle, Le clergé normand au XIII. siècle, d'après le Regestrum visitationum archiepiscopi Rothomagensis. — Bibl. de l'Ecole des Chart. 1847. Juillet — Août.

Salmon, Chronique du siège d'Orleans et de l'établissement dans cette ville, de la fête du 8. Mai 1429. — Ebendaſ.

Marlot, Histoire de la cité, ville et Université de Reims. 5 vols. Par. 1847. 4. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Août.

Le Roux de Lincy et Douet d'Arcq, Registres de l'hôtel de ville de Paris pendant la Fronde. 2 vols. Par. 1846 — 47. — Ebendaſ.

Vatin, Senlis et Chantilly anciens et modernes. Senlis (1847.) — Ebendaſelbſt.

Montholon, History of the captivity of Napoleon at St. Helena. Vol. 3 and 4. Lond. — Blackw. Mag. 1847. Aug.

Bignon, Histoire de France sous Napoléon. T. 12 et 13. Par. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Juillet.

Ozanam, Les Germains avant le christianisme. Par. 1847. — Ebendaſ. Août.

Les ministres de Marie-Thérèse. — Rev. nation. de Belg. T. XVI. L. 5.

Gyselynck, Notice historique sur la commune de Lovendeghem. — Mess. des scienc. hist. de Belg. Livr. 2.

Borgnet (Jul.), Des corps de métiers et des serments de la ville de Namur, depuis leur origine jusqu'à l'avénement de Philippe le Bon, 1429. — Ebendaſ.

Schaepkens, Antiquités ecclésiastiques. — Ebendaſelbſt.

Van der Meersch, Notice sur les grandes famines qui ont desolé la Belgique, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. — Ebendaſ.

Goldschmidt (F.), Histoire politique de Guillaume III. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Juillet.

Mac-Gregor (W. L.), The history of the Sikhs. 2 vols. Lond. 1846. — Calcutta Rev. 1847. June.

Beke (Ch. T.), On the Nile and its tributaries. — Journ. of the R. Geograph. Soc. Vol. XVII. P. 1.

Mas-Latrie, Bulle inédite de l'an 1290 relative à la ville de Tlemsen en Algérie. — Bibl. de l'Ecole des Chartes. 1847. Juillet — Août.

Carette et Warnier, Description et division de l'Algérie. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Juillet.

Clavé, De l'oeuvre du moyen âge dans le monde espagnol transatlantique. — Correspond. T. XIX. Livr. 5.

Bartholméss (Chr.), La vie de Jordano Bruno. 2 Vol. Par. 1846. — Biblioth. univ. (Litt.) 1847. Août.

Piqueré, Notice nécrologique sur M. Krafft. — Journ. asiat. 1847. Août.

Breitschwert, Keppler's Leben. (3 art.) — Journ. des Sav. 1847. Août.

Marie de Hongrie, gouvernante générale de Pays-Bas. 1531 — 1555. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. Livr. 1.

Ballanche. — Ebendaſ. T. XVI. Livr. 5.

Impey (El. Barwell), Memoirs of Sir Elijah Impey; with anecdotes of Warren Hastings, Sir Philip Francis etc. Lond. 1846. — Calcutta Rev. 1847. June.

Bazin (A.), Les commencements de la vie de Molière. — Rev. des deux Mond. 1847. T. III.

Matthiessen (A.), Détermination exacte de la dispersion de l'oeil humain par des mesures directes. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Août.

Verneilh (Fél. de), La cathédrale de Cologne, étude archéologique. — Annal. archéol. 1847. Août.

Revue sommaire des comètes observées depuis quelques années. — Bibl. univ. (Sc. phys.) T. V. 1847. Juillet.

Lubbock (J.), On the perturbations of planets moving in eccentric and inclined orbits. (Contin.) — Philos. Mag. 1847. Aug.

Matthiessen (Ad.), Détermination expérimentale du pouvoir rotateur par influence magnétique dans un grand nombre de composés transparents. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Juillet.

Wartmann (E.), Quatrième mémoire sur l'induction. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), Du transport de certains blocs erratiques de la Scandinavie et de l'Amérique du Nord par des glaces flottantes, considéré comme conséquence de l'ancienne extension des glaciers de ces contrées. — Ebendaſ. Août.

Melloni, Recherches sur les radiations des corps incandescents et sur les couleurs élémentaires du spectre solaire. — Ebendaſ.

Norton (W. A.), On terrestrial magnetism. — Amer. Journ. of science and arts. 1847. July.

Bakewell (R.), Observations on the Wirlpool and on the Rapids, below the falls of Niagara. — Ebendaſ.

Callan (N. J.), On a new voltaic battery; and on a cheap substitute for the nitric acid of Grove's platina battery. — Philos. Mag. 1847. Aug.

Dana (J. D.), A general review of the geological effects of the earth's cooling from a state of igneous fusion. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. July.

Lubbock (J.), On the heat of vapours. — Philos. Mag. 1847. Aug.

Grove (W. R.), On certain phaenomena of voltaïc ignition and the decomposition of water into its constituent gases by heat. (Contin.) — Ebendaſelbſt.

Brewster (Dav.), On the modification of the doubly refracting and physical structure of topaz, by elastic forces emanating from minute cavities. — Ebendaſ.

Joule (J. P.), On the theoretical velocity of sound. — Ebendaſ.

Hare (R.), On certain inprovements in the construction and supply of the hydro-oxygen blowpipe, by which Rhodium etc. have been fused. — Amer Journ. of sc. and arts. 1847. July.

Horsford (E. N.), Glycocoll and some of its products of decomposition. (Contin.). — Ebendaſ.

Gérhardt (Ch.), Review of the organic chemistry. — Ebendaſ.

Poumarède (J. A.) et L. Figuier, Mémoire sur le ligneux et sur quelques produits qui lui sont isomères (Papyrine, Pectine etc.). — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Août.

Mareska, Note sur les moyens de découvrir les sophistications des farines et du pain. — Ebendaſelbſt.

Persoz (J.), Note sur le moyen le plus avantageux pour extraire l'iode renfermé dans les dissolutions étendues. — Ebendaſ.

Wetherill (Ch.), Recherches sur la transformation de l'acide tannique en acide gallique. — Ebendaſelbſt.

Kane (R.), Researches on the composition and characters of certain soils and waters belonging to the flax districts of Belgium, and on the chemical constitution of the ashes of the flax plant. — Philos. Mag. 1847. Aug.

Nicholson (Edw. Chambers), On the composition of caffein, and of some of its compounds. — Ebendaſelbſt.

Connell (A.), On the precipitate produced in spring and river waters by acetate of lead. — Ebendaſelbſt.

Mercer (J.), On the action of a mixture of red prussiate of potash and caustic alkali upon colouring matters. — Ebendaſ.

Gregory (W.), On the preparation of hippuric acid. — Ebendaſ.

Lahaye, De la méthode pour les sciences naturelles. — Univ. cathol. 1847. Juillet.

Agassiz et Desor, Catalogue raisonné des familles, des genres et des espèces de la classe

des Echinodermes. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1847. Juillet.

Quatrefages, Note sur l'anatomie des sangsues et des Lombrics. — Ebendaſ.

Milne Edwards, Observations sur la circulation chez les mollusques. — Ebendaſ.

Owen (R.), General geological distribution and probable food and climate of the Mammoth. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. July.

Hitchcock (E.), Description of two new species of fossil footmarks found in Massachusetts and Connecticut, or, of the animals that made them. — Ebendaſelbſt.

Decaisne, Sur le parasitisme des Rhinanthacées. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1847. Juillet.

Desmazières, Quatorzième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Trécul, Mémoire sur la famille des Artocarpées. — Ebendaſ.

Gray (A.), Note upon Carex loliacea, Linn., and Carex gracilis, Ehrh. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. July.

Carey (J.), Description of three new carices and a new species of Rhynchospora. — Ebendaſ.

De la découverte des sexes dans les plantes. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. Livr. 1.

Krauss (F.), Beitraege zur Flora des Cap- und Natallandes. Regensb. 1846. — Nouv. Rev. encyclop. 1847 Juillet.

Tonini (F.), Prospetto cromo-litografico confrontativo tolto dal vero dei funghi mangerecci coi funghi velenosi o sospetti, i più comuni. Como 1846. — Ebendaſ. Août.

Levallois (J.), Mémoire sur le gisement du sel gemme dans le département de la Moselle et sur la composition générale du terrain de muschelkalk en Lorraine. — Annal. des Mines. 1847. Livr. 1.

Ville (L.), Mémoire sur la fabrication des produits arsenicaux à Reichenstein (Silésie prussienne.) — Ebendaſ.

Favre, Observations sur la position relative des terrains des Alpes suisses occidentales et des Alpes de la Savoie. — Bibl. unviv. (Sc. phys.) 1847. Juillet.

Delesse (A.), Sur la constitution minéralogique et chimique du mélaphyre. — Ebendaſ. Août.

Shepard (Charl. Upham), Report on metorites. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. July.

On the potato disease. — Ebendaſ.

Burat (A.), De la continuité des gîtes métallifères en profondeur. — Annal. des Mines. 1847. Livr. 1.

Blavier, Rapport sur la lampe de sûreté du sieur Dubrulle. — Ebendaſ.

Les races humaines. (Suite et fin.) — Rev. nation. de Belg. T. XVI. L. 5. T. XVII. Livr. 1.

Letters on the truths contained in popular superstitions. No. VII. Objects to be gained through the artificial induction of trance. — Blackw. Mag. 1847. Aug.

Saint-Marc Girardin, De l'instruction intermédiaire et de ses rapports avec l'instruction secondaire. Par. 1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Août.

Caraman, Histoire des révolutions de la philosophie en France. T. 2. Par. 1847. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Juillet.

Siguier (A.), Du jury de la candidature en philosophie dans ses rapports avec la science. — Rev. de Brux. 1847. Août.

The philosophy of Confucius. — Calcutta Rev. 1847. June.

Taillandier, De la crise actuelle de la philosophie Hégélienne. — Rev. des deux Mond. 1847. T. III. Livr. 14.

Vatimesnil, Du dévouement et de l'égoïsme. — Correspond. T. XIX. Livr. 4.

Poésies lyriques de Victoire Colonna. Venise, 1558 et Rome, 1840. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Août.

Magnin (Ch.), De la chevalerie en Espagne et le Romancero. — Rev. de deux Mond. 1847. T. III. L. 15.

Littré (E.), La poésie homérique et l'ancienne poésie française. — Ebendaſ. Livr. 13.

The works of Beaumont and Fletcher. By A. Dyce. 11 Vols. Lond. 1843 — 46. — Edinb. Rev. 1847. Jul.

Hersart de la Villemarqué, Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne. (2 et dern. art.) — Journ. des Sav. 1847. Août.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die chemischen Forschungen auf dem Gebiete der Agricultur und Pflanzenphysiologie. Ein Supplementband für die Lehrbücher der Agriculturchemie, physiologischen Chemie und der rationellen Landwirthschaft. Mit sorgfältiger Benutzung der Original-Abhandlungen und Schriften ausgearbeitet von Emil Th. Wolff, Doctor der Philosophie. Leipzig 1847. Verlag von Joh. Ambros. Barth.

Nichts hat wohl zur Verbreitung und Anerkennung der Chemie mehr beygetragen, als ihre Einführung in die Landwirthschaft durch Liebig. Während pathologische und physiologische Chemie doch stets nur einen kleineren Kreis von Gelehrten finden kann, indem sie keinen direkt materiellen Vortheil bietet, so ist dieß ein anderes mit der Agriculturchemie; hier ist es die Aussicht auf Mehrertrag, auf Gewinn, welche alle Klassen der Gesellschaft in Bewegung setzt und zu der neuen Lehre herandrängt. Mit Begierde wurde die Liebig'sche Lehre zuerst von der englischen Nation aufgenommen und schon seit Jahren bestehen in England Lehrstühle der Agriculturchemie, welche durch das Zusammentreten von mehreren benachbarten Pächtern erhalten werden; nirgends wurde der Gründer der Agriculturchemie mit größerer Begeisterung aufgenommen, als gerade in England. In unserem deutschen Vaterlande ist der Agriculturchemie bis jetzt nicht die Aufnahme, die sie verdiente, zu Theil geworden. Mit der deutschen Gründlichkeit im beständigen Kampfe schreitet sie nur langsam vor, was wohl auch in dem Umstand begründet seyn dürfte, daß nirgends in Deutschland ein besonders fühlbares Mißverhältniß zwischen Production und Consumtion besteht. Die Liebig'sche Lehre, theoretisch und praktisch schon längst erwiesen, ist jedenfalls als ein wichtiger Fortschritt unserer Zeit zu betrachten, ja als eines der größten Resultate, welche die Wissenschaft für das Leben errungen hat; daher täuschen wir uns nicht, die Liebig'sche Lehre von der Pflanzenernährung, seine Theorie der Düngung ꝛc. wird unaufhaltsam vordringen und Boden gewinnen, wenn auch hier und dort noch Eigensinn die veraltete Humustheorie aufrecht zu erhalten versucht oder Unwissenheit am Alten klebend lange noch auf Reizen oder Nichtreizen durch Dünger beharrt. Die Methode des Unterrichts der Agriculturchemie ist jedenfalls eine schwierige. Wir haben es hier nicht nur mit dem gelehrten Publikum zu thun, sondern auch mit einem Publikum, welches zwar der Bedeutung der chemischen Bestrebungen auf dem von ihm praktisch durchwanderten Gebiete volle Anerkennung zu Theil werden läßt, aber durchaus nicht im Stande ist, sich einem gründlichen Studium derselben zuzuwenden. Wir können daher mit ziemlicher Bestimmtheit einer ausgedehnten Literatur in dieser Beziehung entgegen sehen. Das vorliegende Werk ist außer einigen kleinen Broschüren nach Petzholds Vorlesungen über landwirthschaftliche Chemie das erste, welches mit wissenschaftlicher Tendenz die auf die Landwirthschaft Bezug habenden chemischen Lehren vollständig zu einem Ganzen vereinigt zusammenstellt. Der Verf. nennt sein Werk einen Ergänzungsband zu den Lehrbüchern der phy-

siologischen Chemie und der rationellen Landwirthschaft, indem er in demselben diejenigen chemischen Forschungen in einer übersichtlichen Anordnung mittheilt, welche, um die Grund- und Lebensfragen der Agricultur und Pflanzenphysiologie ihrer Lösung entgegen zu führen, unternommen und in verschiedenen Originalwerken, wie in den wissenschaftlichen Journalen veröffentlicht worden sind. Im Allgemeinen gibt es zweyerley Methoden, welche zur Darstellung der Agriculturchemie angewendet werden können. Die eine besteht darin, in kurzen Umrissen die ganze Chemie abzuhandeln und nur bey den für Landwirthschaft wichtigen Lehren ausführlicher zu verweilen. Nach der andern hingegen werden nur die auf die Agricultur direkt einflußreichen Sparten aus der Gesammtlehre der allgemeinen Chemie herausgehoben, mit gänzlichem Ausschluß derjenigen Substanzen, die nicht in Beziehung zur Ernährung der Pflanzen stehen. Der Verf. hat sich der letzteren zugewendet und theilt daher sein Werk in folgende fünf Abschnitte:

Erster Abschnitt: Zusammensetzung der athmosphärischen Luft.

Zweyter Abschnitt: Bildung und Zusammensetzung der Ackerkrume.

Dritter Abschnitt: Keimen, Wachsthum und Ernährung der Pflanzen.

Vierter Abschnitt: der Dünger, dessen Zusammensetzung und Wirkung auf das Gedeihen der Pflanzen.

Fünfter Abschnitt: die Wechselwirthschaft und Erschöpfung des Bodens durch die Cultur.

I. Zusammensetzung der atmosphärischen Luft.

In diesem Abschnitte stellt der Verf. alle Versuche von Cavendish und Priestley an bis Humboldt und Boussingault über diesen Gegenstand chronologisch zusammen und gibt dem Leser dadurch ein interessantes Bild von der historischen Entwicklung der pneumatischen Chemie. Eine solche historische Darstellung ist am besten dazu geeignet, uns den Standpunkt deutlich zu vergegenwärtigen, auf welchem unsere Kenntnisse von der chemischen Beschaffenheit der Atmosphäre sich befinden und von welchem aus in der Zukunft unsere Forschungen zur Lösung wichtiger Fragen fortgesetzt werden müssen. Nach den ersten Versuchen, die man über die Zusammensetzung der Atmosphäre anstellte, glaubte man zu dem Resultat gelangt zu seyn, daß in den Elementen der Atmosphäre bedeutende Quantitäts-Schwankungen statt fänden. Diese Schwankungen, die natürlich nur von der Unvollkommenheit der eudiometrischen Mittel und Instrumente herrührten, wurden damals dem Einfluß des thierischen oder vegetabilischen Lebens oder einer andern unbekannten Ursache zugeschrieben. Wenn auch später durch einzelne Forscher wie Parrot, Saussure, de Marti ꝛc. für den Sauerstoffgehalt der Luft eine Zahl gefunden wurde, welche nur unbedeutenden oder fast keinen Schwankungen mehr unterworfen war, so kann man doch eigentlich erst seit 1805 nach den von Humboldt und Gay-Lussac auf Bertholets Veranlassung angestellten Versuchen das constante Verhältniß zwischen Sauerstoff und Stickstoff in der Atmosphäre als bestimmt nachgewiesen betrachten. Die Richtigkeit dieses Verhältnisses wurde nach ihnen durch zahlreiche Versuche bestätigt, bis endlich in der neuesten Zeit wieder auf locale Umstände begründete Schwankungen beobachtet wurden, welche erst mit Hülfe der von Dumas und Boussingault vervollkommneten eudiometrischen Methode entdeckt werden konnten. Ungeachtet der ausgezeichneten von Gay-Lussac, Humboldt und später von Saussure über die Menge der Kohlensäure in der Atmosphäre angestellten Versuchen besitzen wir doch über das Verhältniß dieses dritten nothwendigen Körpers zur Atmosphäre und namentlich über dessen Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit in seinen Schwankungen durchaus keine genauen Kenntnisse. Dasselbe ist der Fall mit den wohl mehr zufälligen oder unwesentlichen Bestandtheilen der atmosphärischen Luft, von denen das von Boussingault in derselben aufgefundene Kohlenwasserstoffgas allerdings eine allgemeinere Verbreitung zu haben scheint; die Untersuchungen über diesen Gegenstand, wie über andere geringe Beymengungen der Atmosphäre, die zum Theil organischen, zum Theil unorganischen Ursprungs sind, stehen noch zu sehr vereinzelt da, als daß man, wie es vielleicht künftig bey einer aufmerksameren Verfolgung und gründlicheren chemischen Prüfung dieser und ähnlicher Gegenstände möglich seyn

wird, aus denselben Schlüsse und Folgerungen zu ziehen im Stande wäre, die zur Erklärung von meteorologischen und physiologischen Erscheinungen wesentlich beytragen könnten.

Der Verf. bringt in diesen Abschnitt auch die Betrachtung der meteorischen Wasser. Man hat erst in neuerer Zeit angefangen, auf die terrestren Bestandtheile des Regen- und Schneewassers größere Wichtigkeit zu legen. Da es nicht selten vorkömmt, daß die Pflanzen Bestandtheile enthalten, die nach den sichersten Analysen im Boden nicht vorhanden sind, so mußte man nothwendig zur Annahme gelangen, diese Substanzen den meteorischen Wassern zuzuschreiben, wenn man nicht wieder auf die veraltete Hypothese der Selbsterzeugung mineralischer Bestandtheile durch die Vegetation zurückkommen wollte. Zahlreiche Analysen von Schnee- und Regenwasser haben in der That eine überraschende Menge unorganischer Substanzen in denselben nachgewiesen. Eine der ausgeführtesten Arbeiten in dieser Beziehung ist die Abhandlung von Bertels, welcher in 3 ℔ Aprilschnee 86 Mgr. feste Körper findet. Von diesem Resultate ausgehend hat er durch Rechnung gefunden, daß durch den Schnee jährlich 282 ℔ feste Substanzen dem Morgen Feld zugeführt werden, woraus sich leicht erklären läßt, daß Pflanzen auf Bodenarten, in denen die Analyse z. B. weder Kalk noch Magnesia, Kochsalz oder Gyps ꝛc. gefunden, dennoch diese Mineralien durch das niederfallende Wasser erhalten können. Was endlich die ungewöhnlichen Beymengungen der meteorischen Wasser betrifft, so erwähnen wir hier nur des rothen Schnees, welcher bekanntlich lange Zeit zu den abentheuerlichsten Hypothesen Veranlassung gegeben. Diese Erscheinung wurde zuerst von Capitain Roß in den Polargegenden und später von Saussure auf den hohen Alpen beobachtet. Man schreibt die rothe Farbe gewöhnlich organischen Gebilden zu, wobey es aber unentschieden bleibt, ob diese als Algen und Flechten dem Pflanzenreiche, oder als Zoophyten dem Thierreiche beyzuzählen seyen. Nach Agardh ist es nicht nöthig, den rothen Schnee und die ihn färbenden Organismen aus der Atmosphäre herzuleiten oder durch eine Auflösung der Lepraria kermesina zu erklären, indem schon die Wirkung des Sonnenlichtes auf weißem Grunde, z. B. Schnee, weißem Kalkstein ꝛc. in den elementarischen Organismen der Algen wie der Infusorien eine höhere Färbung hervorzurufen vermöge. Wollaston stellte zuerst über die rothe Färbung chemische Versuche an und fand in der Asche der färbenden Substanz des Polarschnees Spuren von Eisen, Kiesel und Kalkerde. In einer spätern Analyse von Peschier wird eine bedeutende Menge von Eisenoxyd angegeben, so daß er die rothe Farbe beygemischter eisenschüßiger Erde zuschreibt. Aus Allem geht hervor, daß diese rothe Farbe in der That einem organischen Gebilde ihren Ursprung verdankt, wie auch mikroskopische Untersuchungen solches nachgewiesen haben, und daß man ferner aus der Uebereinstimmung der Resultate chemischer Untersuchungen zu schließen berechtigt zu seyn scheint, daß in den verschiedenen rothen Schneemassen ein und dasselbe färbende Princip vorhanden sey.

II. Abschnitt. Bildung und Zusammensetzung der Ackerkrume.

Mechanische und chemische Kräfte sind unaufhörlich beschäftigt, die Struktur und den Zusammenhang der festen Gesteine zu vernichten und auf diese Weise einen Boden zu bereiten, auf dem die Entwickelung einer Vegetation möglich ist und der das Gedeihen derselben in hohem Grade befördert, weil er den Pflanzen die auflöslichen mineralischen Stoffe zuführt, die zu ihrem gesunden Wachsthum durchaus unentbehrlich sind. In den verschiedenen Perioden der Erdgeschichte ist je nach den Entwicklungen des Bodens auch die Vegetation eine höchst mannichfaltige gewesen. Ausgebreitete Vegetationen, deren Reste wir noch in den Ablagerungen zerstörter Felsmassen erhalten finden, sind aus der Reihe der lebenden Organismen verschwunden und immer hat die ewig schaffende Kraft der Natur neue Geschlechter hervorgebracht. Nachdem der Verf. die unorganischen Bestandtheile abgehandelt, wobey die Analysen der krystallinischen Gesteine, so wie der geschichteten Gebirgarten in einer Note ausführlich angegeben werden, geht er zu den organischen Bestandtheilen der Ackererde über. Die Bildung der organischen Körper in der Ackererde, nämlich Moder, Dammerde,

Humus, Humussäure, Quellsäure, Geinsäure ꝛc. läßt sich aus der Verwesung der Cellulose als einer Hauptsubstanz des Pflanzenreiches wohl erklären. Nimmt man mit Mulder die Cellulose = $C_{24} H_{42} O_{21}$, so bildet sich zunächst aus 2 Atomen derselben, unter Entwicklung von 8 Aeq. Kohlensäure und Ausscheidung von 14 Aeq. Wasser, Ulminsäure, während 28 Atome Wasserstoff übrig bleiben, welche im statu nascenti die Ammoniakbildung aus dem Stickstoff der Atmosphäre unterstützen. Dasselbe ist der Fall bey der Entstehung der Quellsatzsäure aus der Huminsäure, welche durch Oxydation der Ulminsäure entstand. Bey dieser Gelegenheit citirt der Verf. sehr ausführlich die Arbeiten Mulders über die aus dem Moder dargestellten neuen Körper. Ein wichtiger Bestandtheil der Ackererde ist außer diesen angeführten Körpern das Ammoniak, welches eigentlich mit den unorganischen Substanzen abzuhandeln gewesen wäre; da es aber immer nur durch Zersetzung organischer Gebilde entsteht, so ist es besser, es hier anzuführen. Nach allen bisherigen Beobachtungen über die Quellen des Ammoniak's muß man die Atmosphäre als Hauptquelle desselben annehmen. Liebig hat zuerst gezeigt, daß durch den Regen dem Boden Ammoniak zugeführt werde, und in der neuesten Zeit ist in seinem Laboratorium auf das unzweifelhafteste in der Ackererde Ammoniak in bedeutender Menge nachgewiesen worden. Eben so erschöpfend und mit Benützung aller Quellen hat der Verf. im darauf folgenden Capitel die Bildung von Salpetersäure und salpetersauren Salzen in der Ackererde behandelt. Man hat die Ackererden eingetheilt in Klassen, Ordnungen, Gattungen, Varietäten und Untervarietäten nach ihrer Lage, nach ihrem Verhalten gegen die Feuchtigkeit, ihrer Temperatur, Zertheilung, nach ihrem Verhalten bey der Bearbeitung, nach dem Grade ihrer Fruchtbarkeit, nach ihrem Verhalten gegen den Dünger, nach den ihnen zusagenden Früchten, nach den wilden auf ihnen wachsenden Pflanzen, nach ihrer mechanischen Mischung und endlich hauptsächlich nach den darin vorwaltenden chemischen Bestandtheilen. Thaer und Einhof haben namentlich nach einer großen Menge mechanischer Analysen von Ackererden, also nach der Erforschung der quantitativen Verhältnisse von Thon, Sand, Kalk und Humus eine Eintheilung der Bodenarten vorgeschlagen, die wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit mit unbedeutenden Abänderungen von fast allen landwirthschaftlichen Schriftstellern noch jetzt angenommen und befolgt wird. Wahrhaft genügende und umfassende Classificationsversuche können jedoch, wie es uns scheint, erst dann mit Erfolg zum Nutzen der landwirthschaftlichen Praxis aufgestellt werden, wenn die Agriculturchemie sich eine größere Anzahl von eifrigen und einsichtsvollen Anhängern erworben hat, die nicht bloß die todten Körper in ihre Elemente zu zerlegen verstehen, sondern auch mit praktischem wie mit theoretischem Auge die wichtigen Fragen, welche die Pflanzenphysiologie wie die Landwirthschaft an die Chemiker richten, zu fassen und zu lösen oder wenigstens ihrer Lösung entgegen zu führen im Stande sind. Nicht nur die Zusammensetzung der Ackererde ist es, welche einen wichtigen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen ausübt, sondern auch ihre physikalischen Eigenschaften, worauf der Verf. einen ganz besonderen Werth legt. Das specifische Gewicht, die Fähigkeit mehr oder weniger schnell auszutrocknen, die Fähigkeit, Feuchtigkeit aus der Luft anzuziehen, das Wärmeleitungsvermögen, das elektrische Verhalten, dieß alles sind Verhältnisse, welche auf die Vegetation nothwendigerweise von dem größten Einfluß seyn müssen. Es sind indeß die physikalischen Eigenschaften des Bodens nur selten Gegenstand der Untersuchung geworden; offenbar würden fortgesetzte Forschungen auf diesem Wege im Verein mit chemischen Analysen bald darüber Aufklärung geben, in welcher Bodenmischung jede Pflanzenart am besten gedeihe und welche Bearbeitung ihr am nützlichsten sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Die chemischen Forschungen auf dem Gebiete der Agricultur und Pflanzenphysiologie.

(Fortsetzung.)

Die Fruchtbarkeit eines Ackers wird aber nicht allein durch seine chemische Zusammensetzung, durch die physikalischen Eigenschaften und die geognostische Beschaffenheit seiner Krume und des Untergrundes bedingt; es sind bey Betrachtung dieses Gegenstandes nicht weniger die klimatischen Verhältnisse des betreffenden Landes, die mittlere Temperatur, die jährliche Regenmenge, die Erhebung über dem Meere, die Lage gegen die Sonne, die Neigung gegen den Horizont sorgfältig zu beachten, mit einem Worte, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit eines Feldes ist das Resultat der Vereinigung aller chemischen, physikalischen und meteorologischen Verhältnisse, welche einem Lande oder einer Zone im Allgemeinen eigenthümlich sind und welche auf einen einzelnen speciellen Fleck eines Bodens sich beziehen, Verhältnisse, deren gründliche Erforschung eben so wohl ein geübtes praktisches Auge, als gründliche wissenschaftliche Kenntniß erfordert. —

III. Abschnitt. Keimen, Wachsthum und Ernährung der Pflanzen.

Das Keimen der Saamen ist ein so wichtiger Prozeß der Vegetation, daß man sich schon sehr früh gründlich damit beschäftigte, weßhalb auch die Bedingungen des Keimens bald auf genügende Weise bekannt waren. Die Erklärung des Keimprozesses gehört ganz besonders oder sogar ausschließlich dem Chemiker an, da derselbe einzig und allein auf der chemischen Veränderung der Elemente des Saamens durch die gleichzeitige Thätigkeit von Luft, Feuchtigkeit und einer hinreichend hohen Temperatur beruht. Der Verf. verfährt auch hier historisch, indem er die zahlreichen Versuche, die von jeher bis auf die neueste Zeit über das Keimen angestellt wurden, in chronologischer Ordnung aufführt. Bey der großen Vollständigkeit der Citationen in diesem Werke vermissen wir bey dem Artikel des Keimens die Mittheilung der Versuche über das Keimen der Saamen in verschiedenen chemischen Präparaten und Gasarten. Der Verf. ist der Ansicht, daß es ungeachtet der Liebig'schen Untersuchungen noch keineswegs ausgemacht sey, ob der Humus und die Humussäure unmittelbar in die Pflanzen übergehen und somit zu ihrer Ernährung beytragen können. Hierin stimmen wir mit dem Verf. nicht überein; wenn es irgend Versuche gibt, die eine Ansicht zu beweisen im Stande sind, so scheint uns dieß gerade ganz besonders mit diesen Versuchen der Fall zu seyn, welche schon durch ihre Einfachheit im höchsten Grade Vertrauen erweckend sind. Die früheren Versuche von Lampadius, Sprengel ꝛc. verdienen hier keiner Erwähnung, da sie zur direkten Entscheidung der gestellten Frage nichts beyzutragen vermögen; Mulder, ein Hauptgegner Liebig's, hat zwar in neuester Zeit Versuche angestellt, welche für die direkte Aufnahme des Humus durch die Pflanzen zu sprechen scheinen, indem er zeigt, daß einige Pflanzen organisch selbständige Stoffe aufnehmen und sich durch sie ernähren können. Dieß sieht man an einigen parasitischen Pflanzen, welche unmittelbar aus der Mutterpflanze ihren Nahrungsstoff ziehen, also

den schon gebildeten Pflanzensaft zu ihrer Nahrung verwenden. Wenn es nach den neuesten Versuchen Mulder's auch nicht geläugnet werden kann, daß es eine Reihe von Pflanzen giebt, denen eine humusreiche Erdmischung zuträglich ist, so unterliegt es doch andrerseits keinem Zweifel, daß die meisten Pflanzen den bey weitem größten Theil ihrer Nahrung in der Form von Kohlensäure aus dem Boden und aus der Atmosphäre ziehen.

Zum Beschlusse dieses Abschnittes handelt der Verf. von der Aufnahme und Assimilation anorganischer Substanzen und deren Elemente. Mit dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts beginnt die Kenntniß der unorganischen Körper in den Pflanzen, und zwar hauptsächlich durch Saussure's Untersuchungen über den Einfluß des Bodens auf die Bestandtheile der Pflanzen. Die früheren Kenntnisse in diesem Theile der Landwirthschaft waren höchst ungenau, indem man fast allgemein glaubte, daß der Einfluß des Bodens auf die Vegetation sich einzig und allein auf dessen Vermögen, die Feuchtigkeit mehr oder weniger zurückzuhalten, beschränke, wenn auch einzelne Naturforscher, wie Humboldt und andere die Bedeutung der unorganischen Bestandtheile des Bodens für die Ernährung der Pflanzen ahneten. Nachdem man nach und nach die hohe Wichtigkeit der unorganischen Elemente für die Vegetation einzusehen angefangen hatte, mehrten sich auch die Arbeiten über diesen Gegenstand. Da aber stets nur der Boden und nicht die Asche der Pflanzen untersucht wurde, so war es nicht möglich, zu einem vollkommen genügenden Resultate zu gelangen. Mehrmals wurden von Universitäten und gelehrten Gesellschaften Preisfragen über den Zusammenhang der Vegetation mit den unorganischen Bestandtheilen des Bodens gegeben, bis es endlich Liebig gelang, die Aufgabe vollständig und auf das evidenteste zu lösen, sich stützend einerseits auf die früheren Arbeiten Berthier's, Polstorff's, Wiegmann's, Schrader's ꝛc., andrerseits auf eine sehr große Anzahl von Aschenanalysen, welche theils im Gießener Laboratorium, theils auf Liebig's Veranlassung in ganz Europa vorgenommen wurden.

Wir halten diesen Abschnitt über die Aufnahme und Assimilation von anorganischen Stoffen und deren Elementen für einen sehr gelungenen Theil des vorliegenden Werkes. Besonders angenehm und von großem Vortheil für den Leser ist die Ausführlichkeit und Vollständigkeit der Citate. Der Verf. führt nämlich nicht nur die verschiedenen Methoden der Aschenanalysen an, sondern es sind sämmtliche bis jetzt bekannt gemachten Aschenanalysen speciell mitgetheilt. Man sieht aus dieser Zusammenstellung, wie Vieles schon geschehen ist zur Aufklärung dieses wichtigen Gegenstandes, so wie sich auf gleiche Weise daraus erkennen läßt, wie viel noch zu forschen übrig bleibt, um eine klare Vorstellung von der normalen Constitution der Pflanzen zu gewinnen, wie viele chemische Untersuchungen noch dazu gehören, bis man dahin gelangt, die Veränderungen mit Sicherheit verfolgen zu können, welche die Pflanzen unter den äußeren Einflüssen der stets wiederkehrenden Naturverhältnisse oder der künstlichen Zuführung von Nahrungsmitteln durch den Dünger erleiden. —

IV. Abschnitt. Der Dünger, dessen Zusammensetzung und Wirkung auf das Gedeihen der Pflanzen.

Unter der allgemeinen Benennung des Düngers faßt der Verf. Alles zusammen, wodurch die Fruchtbarkeit des Bodens vermehrt und die Beschaffenheit desselben für irgend einen besonderen Zweck verbessert wird, gleichviel ob das Mittel dem organischen Reiche angehört oder dem Mineralreiche entnommen wird. Eine jede Pflanze erfordert eine bestimmte und verschiedene Cultur und es ist deßwegen vor allen Dingen nothwendig, die Umstände kennen zu lernen, unter welchen eine Pflanze zu der üppigsten Entwicklung gelangt. Dieser Abschnitt zerfällt in drey Theile, indem der Verf. zuerst die dem organischen Reiche angehörenden Düngmittel, dann die dem Mineralreiche angehörenden Düngmittel und endlich die Pflanzengifte oder Stoffe, welche auf das Wachsthum der Pflanzen schädlich einzuwirken scheinen, abhandelt.

Da der Kohlenstoff in hinreichender Menge aus der umgebenden Atmosphäre den Pflanzen dargeboten wird, so sind es vorzugsweise nur die mineralischen Bestandtheile und der Stickstoff, welche in den organischen Düngmitteln wirksam auftreten. In den Excrementen der Thiere wird dem Boden zum größten Theile wieder zurückgegeben, was ihm durch die

Ernten entzogen wurde; ein großer Theil der Wirkung dieses Düngers wird eben bedingt durch seine mineralischen Bestandtheile, welche in einem auflöslichen und assimilirbaren Zustande in die neuen Pflanzen wieder übergehen und hier zu mannichfachen Bildungen und Umwandlungen des Organismus wahrscheinlich die Veranlassung geben. Die einzelnen Excremente sind für sich sowohl als in dem Zustande, in welchem sie mit einander und mit anderen Substanzen gemengt den sogenannten Stall-, Hof- oder Felddünger bilden, in verschiedenen Perioden der Zersetzung mehrfach untersucht und analysirt worden. In der neuesten Zeit hat Bousingault aufs genaueste die verschiedenen Mengen des Stickstoffs in den einzelnen Düngerarten bestimmt, und dadurch einen sehr wichtigen Beytrag zur richtigen Erkenntniß der Wirksamkeit einzelner Düngersorten geliefert. Der Verf. theilt bey dieser Gelegenheit sehr ausführlich die Analysen des Guano mit und die mit diesem Düngmittel angestellten zahlreichen praktischen Versuche. Der Unterschied zwischen organischem und unorganischem Dünger ist übrigens seit Liebig's ausgezeichneten Forschungen nicht mehr haltbar, indem es mit Sicherheit erwiesen ist, daß auch durch den Stalldünger dem Boden nichts anderes zugeführt werde, als die unorganischen Substanzen, welche ihm durch die Ernten entzogen worden sind. Die mineralischen Bestandtheile und namentlich die in auflöslichen Zustand versetzten phosphorsauren und kieselsauren Salze sind nicht nur in vielen Fällen, wie der Verf. annimmt, die Hauptbedingung des Gedeihens der Pflanzen, sondern sie sind es stets einzig und allein, welche dem Boden die durch vorhergehende Ernten verminderte Fruchtbarkeit wieder zu ersetzen vermögen. Hierauf beruht auch die größere Wirksamkeit des gegohrenen und alten Mistes, indem der alte Mist bey gleichem Gewichte oft vier- bis sechsmal mehr Mineralsubstanz enthält, so wie sich auch hieraus die günstige Einwirkung von Pflanzenaschen auf das Gedeihen der Pflanzen erklärt. Liebig sagt in seiner Agriculturchemie: „Es wird eine Zeit kommen, wo man den Acker, wo man jede Pflanze, die man darauf erzielen will, mit dem ihr zukommenden Dünger versieht, den man in chemischen Fabriken bereitet; wo man nur dasjenige giebt, was der Pflanze zur Ernährung dient, ganz so, wie man jetzt mit einigen Granen Chinin das Fieber heilt, wo man sonst den Kranken eine Unze Holz nebenbey verschlucken ließ." Dieses damals in ferne Aussicht gestellte Ziel ist glücklicherweise jetzt schon theilweise erreicht worden. Man hat begonnen, mineralischen Dünger fabrikmäßig darzustellen und im Großen anzuwenden mit großem Vortheil des Ertrags. Abgesehen von dem Vorzug des künstlichen Düngers, daß durch ihn jeder Pflanzengattung nur der ihr gedeihliche Nahrungsstoff dargeboten wird, ist es offenbar von unberechenbarem Gewinn, daß mit demselben dem Boden jährlich nicht eine immer wiederkehrende Menge von Unkrautsaamen zugeführt wird, wie dieß mit dem Stalldünger der Fall ist, welcher bekanntlich stets eine mehr oder weniger unbedeutende Quantität unverdauter keimfähiger Körner enthält. Wenn wir auch mit dem Verf. gern gestehen, daß noch eine große Menge von Vegetationsversuchen unter den mannigfaltigsten Verhältnissen im Kleinen wie im Großen angestellt werden müsse, um die Aufgabe, welche der Wissenschaft hier gestellt ist, vollständig zu lösen, so dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß es auf dem von Liebig zuerst betretenen Wege der Forschung gelungen ist, ein klares Licht zu verbreiten über die speciellen Bedingungen, unter welchen irgend eine besondere Pflanze die üppigste Entwicklung erreicht und den größten Ertrag liefert.

Unter den dem Mineralreiche angehörenden Düngmitteln erwähnt der Verf. folgende: Ammoniak, salpetersaure Salze, Gyps, Kalk, Mergel, Thon, phosphorsaure Ammoniak-Talkerde, Asche, Kochsalz, Chlorcalcium. Wir vermissen bey dieser Aufzählung die Salzsäure, die gebrannten Knochen und das Leimwasser, welche Substanzen bekanntlich in verschiedenen Gegenden mit großem Nutzen als Düngmittel angewendet worden sind.

Ueber die Wirksamkeit des Ammoniak's und der Ammoniaksalze hat zuerst Kuhlmann interessante Versuche angestellt. Es geht aus denselben hervor, daß die Ammoniaksalze nicht allein durch ihren Stickstoffgehalt wirken, sondern auch dadurch, daß sie in Contakt mit der kohlensauren Kalkerde und Magnesia in kohlensaures Ammoniak verwandelt unter dem Einflusse des Sonnenlichtes und des Wassers die

Umänderung der in dem Boden enthaltenen Chloralkalien in kohlensaure Alkalien veranlassen, welche letztere die Fähigkeit haben, von den organischen Säuren gesättigt zu werden, während die Chloralkalien als solche, wenn sie keine Gelegenheit finden, in kohlensaure Salze sich zu verwandeln, bey dem Ernährungsprozesse der Pflanzen eine nur sehr untergeordnete Rolle zu spielen scheinen. Die Wirkung des Gypses als Düngmittel wurde lange Zeit auf das verschiedenste zu erklären versucht; die Meinung, daß der Gyps unzersetzt in die Pflanzen übergehe, ist durch die Analysen Boussingault's widerlegt worden, welcher zeigte, daß mit Gyps gedüngte Pflanzen nicht mehr von dieser Substanz enthalten, als andere auf gewöhnliche Weise gedüngte.* Da nun in der direkten Aufnahme die günstigen Resultate der Gypsdüngung nicht liegen, so nahm er an, daß der Gyps zersetzt und somit den Pflanzen eine große Menge reiner Kalkerde in geeigneter, aufnehmbarer Form zugeführt werde. Wenn auch hierin ein Theil der Wirksamkeit dieser Düngung begründet ist, so hat doch eigentlich erst Liebig den der Vegetation günstigen Vorgang hiebey vollständig erklärt. Der Gyps verwandelt nämlich das im animalischen Dünger reichlich vorkommende kohlensaure Ammoniak in schwefelsaures Ammoniak. Da dieses letztere Salz nicht flüchtig ist, so entsteht daraus der große Vortheil, daß die Pflanzen Zeit gewinnen, sich des Stickstoffs aus dem Ammoniak zu bemächtigen, während, wenn das Ammoniak in Form eines kohlensauren Salzes geboten wird, eine bedeutende Menge durch Verflüchtigung für die Vegetation verloren gehen muß. Der Verf. erörtert hierauf die übrigen mineralischen Düngerarten, auf deren nähere Beschreibung wir nicht eingehen können. Es ist zu bedauern, daß der Verf. bey keiner Gelegenheit seine eigene entschiedene Meinung, die jedenfalls für uns von großem Interesse und Gewicht seyn müßte, äußert, sondern stets nur historisch verfährt.

In einem eigenen Abschnitte behandelt der Verf. die Pflanzengifte oder Stoffe, welche auf das Wachsthum der Pflanzen schädlich einzuwirken scheinen. Saussure hat zuerst durch ausführliche Versuche die Absorptionsverhältnisse der Pflanzen, wenn ihnen verschiedene Verbindungen in Auflösung geboten werden, dargethan. Seine Resultate sind in Tabellen, welche der Verf. vollständig mittheilt, zusammengefaßt. Man darf sich die Wirkung der Pflanzengifte nicht in der Art vorstellen, als wenn sie vorzugsweise die Zerstörung eines gewissen Lebensprincipes zur Folge hätten und von dem einen Theil der Pflanze zum andern durch eine Art von Nervensubstanz fortgetragen werden; ihre Wirkung ist vielmehr die von Materie auf Materie, entweder rein chemischer oder auch mechanischer Natur. So sind freye Säuren, starke kaustische Alkalien und alkalische Erden, sehr viele Metallsalze und andere ätzende Substanzen deßwegen im höchsten Grade der Entwicklung und dem Wachsthume der Pflanzen nachtheilig, weil sie das Zellgewebe derselben zerstören und also dessen Functionen, mithin das Leben der Pflanze aufheben; so wirken ferner z. B. die Bleysalze und auch andere Metallverbindungen dadurch, daß sie den Eyweißstoff der Pflanzensäfte präcipitiren, daher die Circulation der letzteren verhindern. Auch viele Oele bringen den Pflanzen früher oder später den Tod, weil sie das endosmotische Vermögen der vegetabilischen Membranen vermindern oder ganz zerstören. Die Versuche Saussure's über die Absorption auflöslicher Salze durch Pflanzen und deren vortheilhafte oder schädliche Einwirkung auf die letzteren wurden später mehrfach wiederholt und auch auf andere Substanzen ausgedehnt. Der Verf. citirt die Arbeiten der Chemiker Deimann, Paats van Troostwyk, Lauwerenburgh, Treviranus, Marcet, Vogel, Seguin, Leuchs, Macaire ꝛc. und erörtert zum Schlusse dieses Abschnittes die Einwirkung verschiedener Gase auf die Vegetation. Im Allgemeinen scheinen die Gase, welche für die Thiere Irritantia sind, auf die Pflanzen örtlich zu wirken, indem sie zuerst die am wenigsten mit Feuchtigkeit versehenen Theile zerstören; die narkotischen Gase dagegen, wenn man darunter diejenigen begreift, welche auf das Nervensystem der Thiere wirken, greifen die Pflanze auf einmal an und zerstören so das Leben derselben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. December.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 under the Command of Captain Sir James Clark Ross by Joseph Dalton Hooker M. D. — London: Reeve Brothers, King William street, strand. 1844 — 47. Bisher 24 Hefte mit 428 S. u. 190 Tafeln. 4.

Zweyter Artikel.

Die zweyte Abtheilung des Werkes umfaßt die Flora aller übrigen antarktischen Länder, ausser den Aucklands und der Campbell-Insel. Als Mittelpunkt für dieses große und weitzerstreute Gebiet wird das Südende von Amerika angenommen, dessen Flora nicht allein am reichsten ist, sondern sich auch auf allen Inselgruppen als Grundlage wiederholt und durch hinzutretende mehr oder minder eigenthümliche Formen nur modificirt wird. Die beygezählten Inseln sind hauptsächlich die Malouinen oder Falklands, die Südshetlands, Südgeorgien, Süd-Orkney's, Sandwich-Land, Tristan d'Acunha mit den Gough's, Prinz-Edwards und Marionsinsel, die Crozets, Kerguelens-Land, St. Paul- und Amsterdam, von welchen manche freylich durch die Strenge des antarktischen Klima's von aller Vegetation entblößt sind.

Was der Verfasser von dem südlichsten Amerika seinem Florengebiete zulegt, ist hauptsächlich das Feuerland bis zur Magellansstrasse. Von da an nördlich zieht er noch dazu den westlichen Abhang der Anden und die Küste des stillen Meeres bis über die Halbinsel Tres Montes und zum Chonos-Archipel (also ungefähr bis 45° s. Br.), weil bis dahin die Flora mit der des Feuerlandes die größte Verwandtschaft hat, während nördlicher mit Chiloe die chilesische Vegetation beginnt, und am östlichen Abhang der Anden die patagonischen Ebenen eine sehr veränderte Pflanzenmischung zeigen. Er spricht als die charakteristischste Pflanze für das so begränzte Gebiet die antarktische sommergrüne Buche (Fagus antarctica) an, die gesellig mit der immergrünen Fagus Forsteri an der Küste des stillen Meeres bis zum 45°, den Chonos gegenüber, fortsetzt, nördlicher aber durch andre Bäume ersetzt wird, in Patagonien dagegen fehlt, und selbst an der atlantischen Küste des Feuerlandes (König Karls-Land) zu manglen scheint.

Bekanntlich ist, was man unter dem Namen Terra del Fuego, Feuerland, Fuegien versteht, ein dichtgedrängter von engen winkeligen Kanälen durchschnittener Archipelagus vulkanischer Inseln, deren Zahl noch nicht genau bestimmt ist. Der südlichste Punkt ist das Eremiten-Eiland, von dessen Südende das allbekannte Kap Horn starr und finster in die Wasserwüste hinausragt. Der östliche Theil des Archipels erscheint zum Theil eben, sumpfig und bildet durch seine granitische Formation und die Aehnlichkeit des Pflanzenwuchses eine Fortsetzung der patagonischen Ebenen. Die größere Westhälfte dagegen, eine zerstückelte Verlängerung der Andeskette ist voll vulkanischer Berge, die sich bis 7000′ erheben. Die Gränze des ewigen Schnees streicht an ihnen bey 3500—4000′. Commerson, Banks, Solander und Menzies untersuchten zuerst die Vegetation des Feuer-

landes und machten auf ihre bey dem rauhen Klima ungewöhnliche Ueppigkeit aufmerksam. Diese früheren Erfahrungen wurden dann später durch Anderson, Darwin, d'Urville und Hooker nebst den übrigen Offizieren der Expedition noch so bereichert, daß man jetzt die Phanerogamen-Flora für nahezu abgeschlossen betrachten kann. Nur an Kryptogamen mag noch eine reiche Ausbeute zu machen seyn, obgleich auch hier Hooker viel mehr geleistet hat als seine Vorgänger.

Die Malouinen oder Falklands, obgleich etwas nördlich vom Feuerlande gelegen, sind doch durch den Einfluß des Klima's und durch einige ihnen mit den patagonischen Ebenen gemeinsame Eigenthümlichkeiten völlig baumlos. Zwischen 51 und 53° s. Br. gelegen, bestehen sie aus einer östlichen und westlichen Insel nahezu gleicher Größe, mit zackigen tief und vielfach ausgebuchteten Küsten. Ihre wellenförmige Oberfläche erhebt sich nirgends mehr als 2000' über das Meer. Der botanische Charakter zeigt zwar eine vorherrschende Aehnlichkeit mit der atlantischen Küste von Patagonien, von welcher sie nur 300 Meilen entfernt sind, aber doch zugleich auch ein eigenthümliches Gemisch mit der Flora von Fuegien, so daß auf den Falklands viele Arten neben einander vorkommen, welche auf dem Festlande, theils in Fuegien theils in Patagonien zu Hause, durch große Länderstrecken von einander getrennt sind. Die Vegetation der Falklands erscheint demnach wie ein Auszug aus diesen beyden Floren, so weit die klimatischen Verhältnisse solchen gestatten. Daher fehlen z. B. zwar die Berberis, Escallonien, Fuchsien, Ribes u. s. w. des Feuerlandes, und die Leguminosen, Malvaceen u. s. w. von Patagonien, aber Oxalis enneaphylla und Sisymbrium silifolium, welche am Kap Horn keineswegs mit Dactylis cespitosa und Empetrum rubrum zusammen leben, oder Astelia pumila und Caltha appendiculata, die sich in Patagonien nirgends mit den Nassauien und Calceolaria Fothergillii begegnen, kommen sämmtlich auf den Falklands dicht neben einander gedrängt in buntem Gemische vor.

Die erheblichsten Ursachen der gänzlichen Entblössung von Bäumen sind wohl ausser der Entfernung vom Festlande, die verhältnißmäßig ebene, heftigen Weststürmen ausgesetzte Lage der Inseln, rasche Verdunstung und schneller Temperaturwechsel. Süd- und Westwinde sind heftig und häufig von starkem Schneefall begleitet. Ost- und Nordwinde bringen zwar wärmere Seedünste, aber diese verdichten sich über dem erkalteten Boden schnell zu Nebeln und Wolken, welche die Sonne abhalten, und die Nordwestwinde kommen trocken und sengend über die patagonischen Ebenen. Dieser rasche Wechsel von Wärme und Kälte, Nässe und Trockniß läßt keine üppige Vegetation und überhaupt nur Pflanzen mit harten lederartigen Blättern gedeihen. Nur wenige Arten sind eigenthümlich, und keine Familie mit Ausnahme der Gräser vorherrschend, aber alle Species sind scharf begränzt und wenig durch Spielarten getrübt. Laub- und Lebermoose sind zahlreich, obgleich durch Mangel an Schatten in der Fruchtbildung gehemmt; mehrere Arten mit Europa oder den amerikanischen Gebirgen identisch. Zwischen der Flora der beyden Inseln besteht kein Unterschied.

Bougainville gab zuerst Nachricht über die Flora der Malouinen, deren wichtigste Erzeugnisse unstreitig das Tussakgras, Dactylis cespitosa, und der Sumpfbalsam, Bolax glebaria sind. Aber die erste erhebliche Sammlung aus diesen Gegenden verdanken wir Gaudichaud, der die Freycinet'sche Expedition begleitete, und zwar nach dreyjähriger Reise beym Stranden der Korvette Uranie im Berkeley-Sund alle seine großen Sammlungen bis auf ungefähr 1500 Pflanzenarten verlor, aber dadurch nicht entmuthiget wurde, auf den Falklands sogleich eine neue Sammlung anzulegen. Spätere Sammlungen wurden gemacht von Admiral D'Urville auf der Duperrey'schen Expedition, von Darwin, Wright, Sullivan, Chartres und zuletzt auf der Reise des Erebus von Hooker und Lyall, da die Schiffe die fünf Wintermonate des Jahres 1842 in Berkeley-Sund verweilten.

Gerade südwärts vom Kap Horn liegen Inseln und vielleicht ein größeres Festland (Grahams Land), dessen Nordküsten, noch 3° ausserhalb des Polarkreises, nur mehr spärliche Reste von Vegetation zeigen.

Die Südshetlands sind von einem wissenschaftlich gebildeten Amerikaner Dr. Eights besucht worden, der daselbst ein einziges kleines Gras, Aira

antarctica, die südlichste bisher bekannte Pflanze fand. Eine Insel der Gruppe, Deception Island (63°, 30′ s. Br.) wurde von Kapt. Foster untersucht und Webster, der Wundarzt der Expedition berichtet, daß nur wenige Flechten und Tange, aber kein phanerogamisches Gewächs das traurige Eiland bewohne, obgleich dessen Bodenwärme durch vulkanischen Einfluß erhöht ist. So sehen wir hier unter $63\frac{1}{2}^{\circ}$ s. Br. die antarktische Vegetation bereits mit einem einzigen Gräse erlöschen, während unter 80° 30′ nördlicher Breite auf Walden-Island noch 10 Phanerogamen vorkommen.

Im Januar 1843 landete Hooker auf einer kleinen Insel dicht an Palmers-Land unter 64°, 12′ s. Br. und 57 westl. L. Der hartgefrorne Boden war nur an der Oberfläche aufgethaut und nur 18 Flechten, Moose und Algen, aber kein Blüthengewächs wurde gefunden. Weiter südwärts fand sich von terrestrischer Vegetation keine Spur mehr.

Die Inselgruppe von Südgeorgien liegt ungefähr 1000 Meilen östlich von Kap Horn (53—54° s. Br.), bietet aber einen viel traurigeren Anblick. Cook schildert das Land als fast ganz mit ewigem Schnee bedeckt und die Hafen mit Gletschern umfaßt. Einzelne Büschel steifen Grases, wilde Pimpernelle (vielleicht Acaena) und eine moosartige Felsenpflanze waren die einzigen Spuren von Vegetation.

Sandwichland, südlicher als Südgeorgien ist gleich diesem von ewigem Eis umhüllt. Der Entdecker Cook sah indessen zwey schneefreye Hügel scheinbar mit grünem Rasen bedeckt. Weiter ist aber von der Vegetation nichts bekannt.

Noch westlicher vom antarktischen Amerika ist Tristan d'Acunha die nächste Insel mit polarer Vegetation. Obgleich nur 1000 Meilen vom Kap der guten Hoffnung und 3000 von der Magellan-Strasse hat es rücksichtlich seines Pflanzenwuchses doch viel mehr Aehnlichkeit mit dem Feuerlande als mit Afrika. Kapt. Carmichael's Verzeichniß in den Linnean Transactions führt 28 Blüthenpflanzen auf, von welchen nur eine Phylica und ein Pelargonium an das Kap erinnern, während 7 mit Südamerika übereinstimmen und auch die Farn und Lycopodien große Verwandtschaft zeigen. Bey Gelegenheit einer Vergleichung der Flora von Tristan d'Acunha, Ascension und St. Helena *), die wir hier nicht weiter verfolgen, giebt der Verfasser interessante Notizen über das rasche Verschwinden der ursprünglichen Vegetation auf letzterer Insel seit Menschengedenken. Zur Zeit seiner Entdeckung war St. Helena ganz mit Wald bekleidet. Muthwillige Holzverschwendung, übermäßige Nutzung der Rinden als Gerbestoff und die Einführung von Ziegen und Schweinen haben nicht allein diese Waldungen fast gänzlich zerstört, sondern auch durch Mangel an Schatten und zunehmende Dürre viele krautartige Pflanzen ausgerottet. Zwischen dem ersten und zweyten Besuche der Expedition verschwand die charakterische Acalypha rubra, bald darauf auch zwey schönblühende strauchartige Melhanien; mehrere von den eigenthümlichen baumartigen Compositis, einige Wahlenbergien und eine Physalis sind bereits sehr gefährdet. Andre durch Kultur absichtlich oder zufällig angesiedelte Gewächse treten an die Stelle der aussterbenden Aborigines.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hooker vermuthet, daß die drey Inseln die Gipfel alter sehr hohen Vulkane seyen, um so mehr da gerade unter diesem Meridian die See sonst sehr tief ist, so daß Kapt. Roß unter 33° 21′ s. Br. 9° 4′ westl. L. erst bey 16,062 Fuß Grund fand.

Die chemischen Forschungen auf dem Gebiete der Agricultur und Pflanzenphysiologie.

(Schluß.)

V. Abschnitt. Die Wechselwirthschaft und die Erschöpfung des Bodens durch die Cultur.

In diesem letzten Abschnitte werden die in dem Vorhergehenden mitgetheilten Beobachtungen und Erfahrungen in ihrer Bedeutung zur praktischen Landwirthschaft auseinandergesetzt. Der Verf. konnte sich hier ganz kurz halten, da im Verlaufe des vorliegenden Werkes die Principien, welche einer rationellen Landwirthschaft zu Grunde gelegt werden müssen, sehr ausführlich mitgetheilt worden sind. Die durch tägliche Erfahrung schon seit uralter Zeit festgesetzte Thatsache, daß der Boden durch Fortführung der auf ihm gewachsenen Pflanzen sehr bald an Fruchtbarkeit verliert und endlich der Vegetation fast ganz unzugänglich wird, wenn man ihm durch Dünger nicht das Geraubte wieder ersetzt oder ihn Jahre lang in dem Zustande der Ruhe sich selber überläßt, ist durch die chemischen Forschungen vollständig erklärt. Aus den chemischen Untersuchungen in dieser Beziehung ergiebt sich auch eine sichere Beurtheilung der Fruchtfolge, der Wechselwirthschaft, der Dreyfelderwirthschaft und der Brache. Die Erschöpfung des Bodens durch die Cultur wurde früher der Verminderung und dem allmähligen Verschwinden des Humus-Gehaltes zugeschrieben; später gelangte man zur Annahme, daß durch die Wurzeln der Culturpflanzen eine eigenthümliche organische Substanz abgesondert werde, welche auf eine spätere Vegetation derselben Pflanze schädlich einwirke. Diese Verhältnisse haben jetzt durch Liebig eine andere Gestaltung und Erklärungsweise gefunden. Liebig hat auf das Unzweifelhafteste gezeigt, daß die Erschöpfung des Bodens durch die Cultur vorzüglich nur in der Abnahme der unorganischen Bestandtheile, welche die Pflanzen zu ihrer Ernährung nöthig haben, beruhe. Da nun die verschiedenen Pflanzen auch verschiedene Salze aus dem Boden aufnehmen, wie in den früheren Abschnitten dieses Werkes gezeigt wurde, so ist es sehr begreiflich, daß auf einem Boden, welcher durch mehrere Ernten derselben Pflanze unfruchtbar geworden ist, doch noch eine andere Pflanzengattung, die nicht die nämlichen unorganischen Salze bedarf, mit Vortheil gezogen werden könne. Es ergiebt sich hieraus auch die Bedeutung der Brache, da bekanntlich durch die längere Einwirkung des Wassers und der Atmosphäre ursprünglich unlösliche Verbindungen in eine assimilirbare Form umgewandelt werden. Wenn es daher möglich wird, durch den Dünger stets die Quantität unorganischer Salze dem Boden zu ersetzen, welche ihm durch eine mehrmalige Ernte entzogen ist, so wird in Zukunft weder ein Wechsel in der Fruchtfolge, noch eine Brache mehr nöthig seyn.

Wir besitzen in dem vorliegenden Werke die erste vollständige Zusammenstellung aller Beobachtungen und Erfahrungen, welche von chemischer Seite seit den frühesten Zeiten bis jetzt in landwirthschaftlicher Beziehung gemacht worden sind. Die Ausführlichkeit und Genauigkeit der Citate macht dieses Werk zu einem unentbehrlichen Hülfsmittel für Alle, die sich mit landwirthschaftlicher Chemie beschäftigen. Die Unpartheylichkeit der Citate ist um so erfreulicher, da es in jetziger Zeit nicht selten zur beliebten Methode geworden ist, alle älteren Untersuchungen und auch neuere, wenn sie nicht ganz in die vorgesteckten Theorien passen, geradehin zu ignoriren. Der Verf. hat durch sein Werk einen wesentlichen Beytrag zur Einführung chemischer Betrachtungsweise in die Landwirthschaft geliefert, und es ist nicht zu zweifeln, daß seiner mühevollen Arbeit der Beyfall und die Anerkennung des gelehrten Publikums zu Theil werde, welche sie in so hohem Grade verdient.

Vogel jun.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 etc.

(Fortsetzung.)

Die übrigen Inseln, welche Hooker der amerikanischen Halbscheid der antarktischen Flora zuzählt, würden ihrer geographischen Lage nach eigentlich zu den Kontinenten von Afrika und Australien gehören. Es sind die Prinz Edwards- und Marions-Insel, die Crozets, Kerguelens Land, endlich Amsterdam- und St. Paulsinsel. Die ersteren beyden sind kleine dicht an einander gelegne Eilande unter 47° s. Br. und 38° östl. Länge, mit welligen Umrissen und von offenbar vulkanischer Formation. In der Nähe erscheinen sie mit Gras bedeckt. Die Crozets sind eine Gruppe viel größerer Inseln unter 48° s. Br., 47—49° östl. L. von London. Sie erscheinen als kühne Felsenmassen bis zu 6000′ Höhe aufsteigend und manche wiewohl von beträchtlichem Umfang, völlig unzugänglich, andre in ewige Nebel gehüllt, weßhalb auch eine der größten den Namen Nebelinsel (Hazy Island) führt, deren Felsengipfel allein in keckem Umriß über eine fast nie verschwindende Nebelbank hervorragt. Kapt. Roß versuchte wegen heftigen Stürmen vergeblich zuerst auf Marion, dann auf einer der Crozets zu landen. Die östlichste der letzteren erschien während achttägigem Kreuzen an der Küste im höchsten Grade unwirthsam und traurig. Schwarze Basaltklippen steil aus der See aufsteigend bilden wie ein eiserner Ring die Küste und sind mit einem schmalen Gürtel von Kräuterwuchs gekrönt, über welchem dürre kraterähnliche Gipfel von blaugrauen oder ziegelrothen Felsen gänzlich von Pflanzenwuchs entblößt sich weiter erheben, und dem Beobachter, der von Tropenländern ansegelnd hier zum erstenmale in die antarktische Region eintritt, die düstersten Gefühle erregen. Nach der Aussage einiger Robbenschläger soll die Vegetation nur wenige Arten zählen, darunter eine Art Löffelkraut, nicht aber der berühmte Kohl von Kerguelensland. Ihre nähere Kenntniß wäre zur Ermittelung des Zusammenhanges der anderweitig doch schon ziemlich bekannten antarktischen Flora höchst wichtig. Hooker zweifelt nicht an ihrer Verwandtschaft mit der des südlichsten Amerika's bey der Lage der Gruppe zwischen Fuegien und Kerguelensland.

Kerguelensland ist die östlichste Gränze, bis wohin die Flora des Feuerlandes sich ausdehnt, und obwohl unter dem 50° s. Br. gelegen ist die trostlose Beschaffenheit des Landes zum Sprichwort geworden. Die Roß'sche Expedition landete hier am 12. Mai 1840 und blieb bis zum 20. Juli. Die Insel erscheint als eine schwarze schroffe Masse unfruchtbarer Berge, welche stufenweise als steile Hänge und senkrechte Wände sich über einander erheben und an der Küste als schauerlich nackte Klippen ebenso in die See abstürzen. Weiße Schneestreifen, die in den Rissen der Abhänge zwischen schwarzen Klippen herab laufen, bezeichnen den Weg alter Lavaströme und gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Allenthalben sieht man Krater, deren Mündungen Ströme über Ströme geschmolzener Massen ergossen haben. Diese endigen an den Küsten in so steile Abstürze, daß nur im Inneren der verschlungenen Buchten ge-

landet werden kann. Am nördlichen Ende der Insel ragt in dieser Weise ein düstres Vorgebirg, dessen senkrechter 700 Fuß tiefer Absturz aus so vielen abwechselnden roth, schwarz und grauen Schichten besteht, daß man dieselben trotz ihrer vollkommen horizontalen Lage und regelmäßigen Folge kaum zu zählen vermag. Indessen war Kerguelens Land sicher nicht immer so wüste als jetzt, sondern zu verschiednen Zeiten mit Waldwuchs bedeckt. Mächtige Kohlenlager liegen auf einem blauen Porphyr nicht viel über dem Seespiegel und sind selbst wieder zum Theil bis zu 1000′ Höhe von hunderten von Schichten vulkanischen Ursprunges bedeckt. Aber auch in diesen Lavaströmen finden sich fossile Baumstämme von beträchtlicher Stärke eingelagert und zwischen ihnen erkennt man die Höhlungen und Aschenreste von Bäumen neuerer Zeit, welche vielleicht gleichzeitig mit den älteren versteinerten von dem feurigen Flusse umhüllt wurden. Zugleich zeigt die Schichtung, daß solche Umwälzungen sich oft wiederholt und successiv viele Generationen von Wäldern vernichtet haben müssen. Wir übergehen hier die Schlüsse, welche der Verfasser daraus rücksichtlich der Zeiträume zieht, die verlaufen mußten, um eine so oft wiederholte Zerstörung und Wiedererweckung des organischen Lebens zu gestatten. Er betrachtet übrigens die Insel in ihrem jetzigen Umfange nur als den Ueberrest einer früher viel größeren Landmasse, von deren nördlicher Ausdehnung vielleicht nur noch St. Pauls- und Amsterdams-Insel übrig geblieben. Gegenwärtig hat Kerguelens Land durchaus keinen Holzwuchs mehr und die ganze Phanerogamen-Flora besteht nur aus 18 Arten, unter welchen der sogenannte Kerguelens-Kohl die wichtigste und hervorstechendste ist.

Die Inseln Amsterdam und St. Paul nordwestlich von Kerguelens Land unter 38° und 39° s. Br. und 78° L. gelegen sind bisher überhaupt nur selten besucht worden, obgleich die Indien- und Australienfahrer sie auf dem Hinwege gewöhnlich zu Gesicht bekommen. Die Namen werden häufig zwischen beyden Inseln verwechselt; am üblichsten heißt jedoch die südliche Insel Amsterdam, welche aber nicht, wie gewöhnlich die Karten angeben, die größere, sondern die kleinere von beyden ist. Beyde sind unzweifelhaft vulkanischen Ursprunges, aber nur auf Amsterdam zeigt sich noch gegenwärtig vulkanische Thätigkeit. Sir Georg Staunton und Lieutn. Smith, die einzigen wissenschaftlichen Männer, welche, ersterer bey Gelegenheit von Lord Macartney's Ambassade, letzterer auf der Reise des Erebus und Terror diese Insel besuchten, schildern ihr Ansehen als von der größten Aehnlichkeit mit Deception-Island auf den Südshetlands. Beyde sind von gleicher Gestalt, ringförmige, nach Osten geöffnete Krater, welche eine tiefe an beyden Seiten des Einganges mit einem kegelförmigen Hügel flankirte Lagune umfassen. Diese Hügel sind nur mit einer dünnen Erdschichte bedeckt, im Innern noch heiß, und lassen häufige warme ja heiße Quellen ausfließen. Smith schildert die Vegetation in Allgemeinen als kurzen buschigen Graswuchs, der aus einem schwarzen von zerstörten vegetabilischen Fasern gebildeten Moorboden sproßt, wobey die Hitze der unterliegenden Schichten den Wurzeln nur auf wenige Zolle einzudringen gestattet. Man kennt an Arten bisher nur eine Azorella (oder Ranunculus?), einen Colobanthus (eine für die antarktische Zone typische Gattung), einen Plantago, zwey Gräser, ein Lycopodium, Marchantia, mehrere Moose und eine Cenomyce. Die Gräser scheinen auf eine wärmere Vegetation hinzuweisen, über die eigentliche Stellung der Flora werden wir aber wohl erst Aufschluß erhalten, wenn die reichere Vegetation von St. Paul untersucht seyn wird. Das Niveau des Landes scheint noch im Schwanken und neuerlich wieder im Sinken begriffen, weil, als i. J. 1697 der Holländer Van Vlaming die Insel besuchte, die Lagune von der See abgeschlossen war, jetzt aber wieder durch einen Kanal von 6—8′ Tiefe damit zusammenhängt. Die Temperatur der heißen Quellen fand Smith an einigen 67 an andern 80° Reaum. In einer derselben dicht am Ocean wurden Fische und Reis in 12 Minuten weich gekocht, und damit Stauntons bezweifelte Erzählung bestätigt, daß man aus der kalten Lagune Fische fangen und mit einer leichten Handbewegung in eine heiße Quelle werfen könne, in welcher sie in 15 Minuten gar gesotten werden.

St. Paul, nur 50 Meilen nördlicher gelegen, ist noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden be-

sucht worden. Anderweitige Nachrichten schildern das Land als niedrig, wellenförmig, mit Baum- und Strauchwuchs bedeckt und ohne Spur innerer Erwärmung. Als Labillardiere i. J. 1792 die Insel passirte, sah er dieselbe in vollem Brande. Ohne Zweifel waren dieses große vielleicht von Schiffern zufällig veranlaßte Waldbrände, denn nach den sorgfältigen Nachrichten, welche Lieutn. Smith eingezogen, bedecket jetzt wieder ein mannigfaltiger und sehr üppiger Pflanzenwuchs mit Bäumen von mehreren Zoll Dicke das Land. Heiße Quellen werden nirgens bemerkt, auch ist der Boden nicht vulkanisch erwärmt und manche Pflanzenkultur möchte nicht ohne Erfolg betrieben werden können. Doch ist der Zugang zu der Insel allenthalben sehr schwierig.

Der Holzwuchs in der amerikanischen Hälfte der antarktischen Flora, welcher sich übrigens lediglich auf das südliche Amerika mit Fuegien beschränkt, ist viel mannigfaltiger als auf den Aucklands. An Bäumen finden sich: Drimys Winteri Forst., Metrosideros stipularis Hook. (auf den Chonos), Fagus antarctica Forst., obliqua Mirb., betuloides Mirb., Thuja tetragona Hook. (Südchili bis zur Magellansstrasse). Die Sträucher sind: Berberideae. Berberis ilicifolia, buxifolia, empetrifolia. Bixineae. Azara lanceolata Hook. Südchili. Celastrinae. Maytenus magellanicus Hook. Myginda disticha Hook. Rhamneae. Colletia discolor Hook. Rosaceae Rubes geoides Smith. Onagrarieae. Fuchsia coccinea Ait. Myrtaceae. Myrtus Ugni Molin. Chonos, Nummularia Poir. Eugenia apiculata DC., Darwinii Hook. Alle außer M. Nummularia nördlich von der Magellansstrasse. Grossularieae. Ribes magellanicum Poir. Saxifrageae. Escallonia serrata Smith, macrantha Hook. et Arnott, letztere auf den Chonos und in Südchili, Cornidia integerrima Hook. et Arnott ebendaselbst. Umbelliferae. Bolax glebaria Commers. Loranthaceae parasitisch auf den südlichen Buchen Mysodendron punctatum Banks et Soland., brachystachyum DC., oblongifolium DC., quadriflorum DC.. Ericeae. Pernettia mucronata Gaud., pumila Hook., Gaultheria microphylla Hook. Epacrideae. Lebetanthus americanus Endl. Scrophularineae. Veronica elliptica Forst. Proteaceae. Embothryum coccineum Forst., Lomatia ferruginea R. Br., Chonos. Empetraceae. Empetrum rubrum.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir auch der genießbaren oder sonst dem Menschen bedeutsamen Pflanzen in der antarktischen Region erwähnen. Ihre Anzahl ist verhältnißmäßig gering. Die Kartoffel berührt diese Zone nur auf dem Chonos-Archipel. Einige antiskorbutische Gemüse sind Pringlea antiscorbutica auf Kerguelensland, Cardamine hirsuta, Oxalis enneaphylla, dann Chenopod. macrospermum und Apium graveolens. Eßbare Früchte liefern Rubus geoides, Myrtus Ugni, Nummularia und Ribes magellanicum. Die chilesische Erdbeere reicht nur auf die Chonos. Als Arzneygewächse können nur Drimys Winteri und Bolax glebaria erwähnt werden. Holznutzung im Großen ist nur von den südlichen Buchen zu erwarten. Endlich verspricht Dactylis cespitosa, das Tussakgras, als Futterpflanze wichtig zu werden.

Uebersicht der Pflanzenfamilien und Gattungen.

Ranunculaceae. 15. Anemone 1. A. decapetala L. In Nordamerika häufig, vom Polarkreise bis zum Columbia westlich und New-York östlich. In Südamerika erscheint sie wieder westlich in Peru und Chili, östlich in Südbrasilien und reicht von diesen Standorten bis zur Magellansstrasse. Ranunculus 8. Hamadryas 3. Caltha 3. Unter diesen besonders C. dioneaefolia Hook. durch die Blattform merkwürdig. — Magnoliaceae 1. Drimys Winteri Forst. Der Verfasser hält sich nach sorgfältiger Untersuchung überzeugt, daß die verschiednen Arten von Drimys, welche man nach den mannigfaltigen Standorten in Chili, Juan Fernandez, Brasilien, Neu Granada, Columbia und Mexiko aufstellen wollte, alle zu einer Species gehören. Unter dieser Voraussetzung hat die Pflanze eine Verbreitungssphäre von mehr als 86 Breitengraden, und da sie noch auf der Eremiteninsel bis 1000′ über dem Meer an den Bergen emporsteigt, so müßte sie bey weiterer Ausdehnung des Landes nach Süden wenigstens bis zum 61° sich fortsetzen. Eine so große Ausdehnung des Vorkommens ist übrigens vielleicht nur in Amerika durch die ununterbrochen

fortlaufende Kordillerenkette möglich. — Berberideae 3. Berberis 3. Cruciferae 11. Arabis 1. Cardamine 2. Draba 3. (Eine Synopsis der südamerikanischen Draben zählt 22 Arten.) Pringlea Anders. *) 1. Die einzige Art, Pr. antiscorbutica R. M. wurde bisher nur auf Kerguelensland gefunden und dort auf Cooks erster Reise entdeckt. Außer ihr besitzt die trostlose Insel nur noch 17 Phanerogamen. Die Art ihres Wachsthumes hat ihr den Namen Kohl von Kerguelens Land verschafft; ihr Werth besteht aber vorzüglich darin, daß sie eine wohlschmeckende und durch antiskorbutische Heilkräfte für die Schiffsmannschaften höchst wohlthätige Speise liefert. Der ausdauernde Wurzelstock hat Aehnlichkeit, auch im Geschmacke, mit unserm Meerrettig, ist 2—3′ lang und 1—2″ dick, über den Grund gestreckt und wurzelnd, der Quere nach von abgefallnen Blättern geringelt, und trägt an der Spitze den großen Blattkopf an Gestalt und Größe ganz wie bey dem Weißkohl, unterhalb welchem, aus den Achseln früher abgefallener Blätter, mehrere Blüthenstengel aufsteigen. Die dicht dachziegelig und fest über einander schliessenden Blätter des Kopfes sind breit gestielt, 3—6″ lang und sehr breit verkehrt eiförmig-spatelförmig, ganzrandig, gewimpert, im Innern der Länge nach strahlig mit großen mit den Blattadern parallel laufenden Gefäßen durchzogen, welche ein blaßgelbes sehr stechendes ätherisches Oel in großer Menge enthalten. Diesem Oele, welches im Uebrigen den scharfen Oelen andrer Cruciferen analog, nur in viel reichlicherer Quantität vorhanden ist, verdankt die Pflanze ihre antiskorbutischen Heilkräfte. Die Blumenstengel sind 2—3′ lang, am Grunde beblättert, nach oben in eine lange einfache Blüthentraube endigend. Blumenblätter fehlen; Staubgef. klein, nach unten erweitert. Schötchen 1″ lang, länglich lanzettlich, aufrecht, weichhaarig. Samen zahlreich. Vom gemeinen Kohle unterscheidet sich der Blattkopf von Pringlea wesentlich dadurch, daß er perennirend den Gipfel des Rhizomes bildet und die jährigen Blumenstengel unter demselben hervorkommen, wie bey mehrern Draba-Arten. In ihrer Heimath ist die Pflanze außerordentlich häufig und steigt an den Hügeln bis 1400′ empor, aber ihre volle Größe erreicht sie nur an der Seeküste, wo sie, wie im Norden die Cochlearien die erste Pflanze ist, die den Ankömmling grüßt. Die Köpfe haben hier oft bis 18″ Durchmesser. Während des ganzen Aufenthaltes der Schiffe wurde die Pflanze täglich zur Speise benützt, wobey keine der Belästigungen des gewöhnlichen Kohles fühlbar wurde. Nur das ätherische Oel gab einen eignen aber nicht unangenehmen Geschmack. So wohlthätig sie übrigens dem Seefahrer in ihrer Heimath ist, so dürfte sie sich doch schwerlich zur Kultur eignen, weil sie äußerst langsam wächst, und nach einmaligem Abschneiden des perennirenden Kopfes schwerlich einen zweyten nachtreiben würde. — Thlaspi 1. Senebiera 1. Sisymbrium 2. — Bixinae 1. Azara 1. Violarieae 4. Viola 4. Droseraceae. 1. Drosera 1. Caryophyllaceae 13. Lychnis 1. Sagina 1. Colobanthus 4. Stellaria 4. Arenaria 1. Cerastium 2. Geraniaceae 4. Geranium 4. Oxalideae 2. Oxalis 2. Unter ihnen ist O. enneaphylla Cav. auf den Falklands nicht allein sehr häufig, sondern auch durch ihre weißen oder rosenrothen Blumen eine vorzügliche Zierde und zugleich ein treffliches antiskorbutisches Mittel und angenehme Speise. Celastrineae 2. Maytenus 1. Myginda 1. Rhamneae 1. Colletia 1. Leguminosae 8. Adesmia 2. (in einer Note sind 12 Arten aus Patagonien definirt) Vicia 3. Die Gattung endigt an der Magellansstrasse. Lathyrus 3. Unter diesen ist L. maritimus oder Pisum maritimum durch die weite Verbreitung in der nördlichen Hemisphäre ausgezeichnet, während die Pflanze in Süden bisher nur auf der Westküste von Patagonien am Kap Tres Montes auf der Halbinsel gleichen Namens unter 47° gefunden worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Gattung wurde von Anderson, dem Begleiter Cooks, zu Ehren Sir John Pringle's benannt, der ein Werk über den Skorbut schrieb.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 7. December.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 etc.

(Fortsetzung.)

In Europa findet sie sich an allen nördlichen Seeküsten des atlantischen Oceans bis Island und Grönland, an der Nord- und Ostsee, in Norwegen bis 70°, durch Lappland und den finnischen Meerbusen und bis zum Ural. Von da fehlt sie durch ganz Sibirien oder wird vielmehr von dem verwandten L. pisiformis ersetzt. Erst im östlichsten Asien um Ochozk und in Kamtschatka erscheint sie wieder, findet sich im westlichen Amerika am Oregon unter 46° und nördlich im Kotzebuesund und setzt längs den großen Flüssen im Innern des Kontinentes bis zu ihren Quellen in den Binnenseen fort. An der Ostküste reicht sie von New-York bis Labrador unter 55°. Hooker meint, daß New-York ihr südlichster Standort in der nördlichen Hemisphäre sey, wir besitzen sie aber auch aus Japan und zwar kaum nördlicher als zwischen 35—36°. Der isolirte südliche Standort auf Tres Montes scheint unzweifelhaft ursprünglich, denn die Halbinsel ist eines der unwirthsamsten traurigsten Sumpfländer, beständig von Regen und Sturm gepeischt und ohne Spur von Bevölkerung, welche eine Einwanderung der Pflanze hätte veranlassen können.

Bey dieser Gelegenheit folgen einige Bemerkungen über die Verbreitung der Leguminosen. In der nördlichen Hemisphäre hören zwar Mimoseen, Swartzieen und Caesalpinieen in Allgemeinen unter 40° n. Br. auf, aber die Papilionaceen schreiten verhältnißmäßig zu den andern Phanerogamen in bedeutender Anzahl bis zur Eispolargränze vor. Im Süden sind dagegen in Südaustralien und Tasmannien die Mimoseen und Papilionaceen noch gleich zahlreich, während sich in Neu-Seeland in der ganzen Ausdehnung der Inselgruppe von 36—40° s. Br. nur mehr 5 Papilionaceen und auf dem Aucklands gar keine mehr finden. Ebenso fehlen sie völlig im eigentlichen Feuerlande südlich der Magellans-Strasse. Nördlich von dieser kommen aber mit ihnen bald auch Mimoseen vor. In beyden Hemisphären mindert sich die Familie in der kalten Zone gleichmäßig mit den Compositis und Gräsern; welche sie im Norden bis 75°, also 6° innerhalb der Phanerogamengränze begleitet. Im Süden verschwindet sie in der alten Welt bey 46°, in der neuen bey 52°, also 12° innerhalb der Vegetationsgränze. Rosaceae 14. Geum 2, darunter G. magellanicum Commers., welches Hooker für identisch erklärt mit G. coccineum Ser. und chiloense Balb. und ihm demnach eine weite Verbreitung auch in Südeuropa beylegt. Ueberhaupt gehört Geum zu den Gattungen, welche, ohne irgendwo reich an Arten zu seyn, wie Drosera fast in allen Floren der Welt vorkommen. Rubus 1. R. geoides Smith vertritt an der Magellansstrasse und auf den Falklands die Stelle des nördl. R. saxatilis. Die Früchte sind so groß wie Himbeeren und von angenehmem Geschmack. Die Gattung Rubus ist auch von kosmopolitischer Verbreitung, tritt aber in manchen Ländern, wie z. B. auf Japan, viel artenreicher auf als Geum. Fragaria 1. auf den Chonos. Potentilla 1, unsre P. Anserina, ebendaselbst. Acaena 10. Dieses Ueber-

wiegen der Sanguisorbeen in der südlichen Hemisphäre ist auffallend. — Onagrarieae 2. Fuchsia 1. Unsre F. coccinea ist es, welche häufig durch Südchili und im Feuerlande vorkömmt, aber hauptsächlich die ebenfalls in Gärten sehr bekannte Varietät, welche Ruiz und Pavon F. macrostemma nennen. Diese reicht von Valparaiso bis ins Feuerland. Die gewöhnliche F. coccinea soll sich dagegen nur in Bergwaldungen der Magellansstrasse finden. Ihr Fortkommen in so rauhen Lagen erklärt sich durch die Milde des Winters. Epilobium 1. E. tetragonum L. durch Europa, Asien und Nordamerika verbreitet. Halorageae 5. Myriophyllum Vahl 1. Hippuris 1. Callitriche 1. C. verna auf Feuerland, den Falklands und Kerguelensland häufig. In allen gemäßigten Breiten beyder Hemisphären (in Europa, Asien und Amerika häufig bis in den Polarkreis streifend), unter den Tropen in Ostindien; im Süden auch noch in Neu-Seeland und Tasmannien. Gunnera 2. G. chilensis Lam. auf den Chonos; sie reicht auf der Westseite von Amerika von Caraccas unter 10° n. Br. bis 46° südl., und ist eine der großartigsten Erscheinungen unter den krautartigen Gewächsen. Die 4—5′ hohen Stengel tragen ebenso viele nierenförmige gelappte Blätter von staunenswerther Größe. Darwin maaß mehrere derselben von 8 Fuß Durchmesser, also 24′ Umfang. Die sehr kleinen grünen Blüthen stehen in großen dichtgedrängten Rispen. Stengel und Wurzeln dienen den Eingebornen zum Gerben und Schwarzfärben. — Myrtaceae 5. Metrosideros 1. M. stipularis Hook. auf den Chonos, der einzige ächte Repräsentant der Leptospermeen in Amerika, die sonst vorzüglich in Australien, weniger auf den ostindischen Inseln zu Hause sind. Indessen findet sich in ähnlicher Weise isolirt aus derselben Familie Barkia frutescens in China und Metrosid. angustifolia am Kap. — Bey dieser Gelegenheit bemerkt der Verfasser, daß die wenigen Repräsentanten der australischen Flora, welche Südamerika besitzt, sich alle auf die Westküste und auf die Südspitze des Kontinentes beschränken. Er führt ausser den obengenannten als Beyspiele an Lebetanthus americana Endl. in Westchili und Feuerland, die einzige Epacridea in Amerika, Goodenia radicans in Chili, Forstera uliginosa auf den Bergen des Feuerlandes, Astelia pumila und Veronica decussata ebendaselbst. In wärmeren Breiten erstreckt sich übrigens eine auf solche Weise vermittelte Annäherung ausserdem sehr differenter Floren nicht leicht bis zur Identität von Arten, sondern nur auf die Repräsentation von Familien und Gattungen, während in kalten Lagen, wie im Feuerlande, mehrere Species mit Tasmannien und Neuseeland identisch sind. — Myrtus 2. Unter diesen kriecht M. Nummularia Poir. in Südchili und dem Feuerlande au dem Boden wie unsre Preißelbeere und ihre rothen fleischigen Beeren sind wohlschmeckend. Die Blätter dienen den Seeleuten als Thee und werden von den Gauchos sogar dem chinesischen Thee vorgezogen. Die Pflanze trägt viel zur Torfbildung bey. So hat sie, obgleich mit einigen peruanischen Arten die unscheinbarste ihrer Gattung, nicht unwesentliche Nutzungen. — Eugenia 2. Es ist auffallend, daß an der chilesischen Küste zwischen Chiloe und Conception noch 14 Myrtaceen vorkommen, aber südlich von Tres Montes plötzlich aufhören, obgleich Klima und Boden eigentlich bis zur Magellans-Strasse dieselben bleiben, und andre mit ihnen vorkommende Familien auch wirklich weiter fortsetzen. Auch scheint es nicht, daß sie trotz der zahlreichen Arten z. B. auf Chiloe wesentlich zum Charakter der Vegetation beytragen, weil in den besten Reiseberichten ihrer keine besondere Erwähnung geschieht. Ueberhaupt ist es nicht immer der Fall, daß eine Familie oder Gattung da, wo sie am artenreichsten ist, auch auf die Gesammt-Vegetation den größten Einfluß übt und den bedeutendsten Eindruck macht. Im Gegentheil ist dieses gewöhnlich die Aufgabe einzelner sehr gesellig lebender Arten. So nehmen im Verhältniß zu den andern Familien die Gräser vom Aequator nach den Polen an Artenzahl zu, aber nirgends machen sie doch einen mächtigeren Eindruck als in den großen Savannen an den Gränzen der warmen Zone, die sich nur aus wenigen Arten zusammensetzen. Ebenso müßten Neu-Seeland, Tasmannien und Kalifornien, wollte man die Zahl der Arten gelten lassen, die Region der Coniferen heißen, aber alle diese Arten nehmen mit einander nicht so viel Raum ein, als allein Pinus sylvestris in Europa. Im Gegentheil ist die Individuenzahl in dieser Familie gerade da am größten, wo nur mehr wenige Arten vorkommen,

wie z. B. im mittleren und nördlichen Europa. Gleiches ließe sich auch noch von andern Familien, z. B. von den Ericeen in Beziehung auf Erica carnea, Calluna vulgaris, auf die Vaccinien und Andromeda sagen. Im Ganzen geht aber daraus hervor, daß die numerische Zusammensetzung einer Flora nach Arten sehr häufig nicht mit ihrem physiognomischen Charakter übereinstimmt, indem oft eine gesellige Species diesen viel bestimmter bezeichnet als hundert andre von sporadischem Vorkommen. So sind von mehr als 80 Carices in Deutschland vielleicht nur 10 — 12 physiognomisch wichtig auf den Torfmooren. — Portulaceae 1. Montia fontana Falklands, Kerguelensland. — Crassulaceae 1. Bulliarda 1. Grossularieae 1. Ribes magellanicum Poir. Allein auf dem Feuerlande und nicht nördlich von der Magellanstrasse! Die Beeren wohlschmeckend. — Saxifrageae 7. Escallonia 2. Aber nur E. serrata bis zum Kap Horn, die andern in Südchili und auf den Chonos. Cornidia 1. Saxifraga 2. Chrysosplenium 1. Donatia 1. — Umbelliferae 13. Azorella 6. Bolax 1. B. glebaria Commers. auf Fuegien bis zur Eremiteninsel, sehr häufig auf den Falklands. Der eigenthümliche Wachsthum der Pflanze und der besondere Charakter, den sie der Landschaft verleiht, muß auch den flüchtigsten Beobachter überraschen, der, wo er immer landet, entweder am Strande in die Tussak-Büsche geräth, deren Graskronen über seinem Haupte zusammenschlagen, oder landeinwärts über den Grund zerstreut eine Menge kleiner vollkommen halbkugeliger Hügel erblickt, die blaß- und schmutzig gelbgrün von Farbe aus den storrigen dicht verflochtenen Kronen des Bolax oder Sumpfbalsams (balsam-bog) bestehen. An warmen Tagen verbreiten sie in ihrer Nähe einen feinen aromatischen Geruch und Tropfen eines zähen weißen Harzes fließen aus den Zweigen. Diese Hügel stehen getrennt von einander; jeder ist 2 — 4′ hoch und manche haben 8 — 10′ Durchmesser. Im Alter sterben sie am untern Rande herum ab. Der ganze Hügel besteht nun aus einer unzählbaren Menge gleich langer Triebe, welche mit dachziegeligen dreylappigen Blättern bedeckt, eine so dichte und gleichmäßige Oberfläche bilden, daß man nur mit großer Mühe ein Stück herausschneiden kann, und selbst Flechten und an abgestorbenen Stellen auch andre Pflanzen sich darauf festsetzen. Der Wachsthum der Pflanze selbst ist aber so langsam, daß jeder Hügel, der immer nur aus einem einzigen Stocke besteht, einige hundert Jahre alt seyn muß. Die Wurzel der jungen Pflanze ist sehr lang, dünn und senkrecht wie ein Peitschenstiel, und die Krone besteht nur aus 2 — 3 dünnen ästigen und dicht beblätterten Zweigen. Mit der Zeit verästeln sich diese Zweige immer mehr strahlig nach allen Richtungen, verlängern sich aber wegen der Masse von Seitentrieben, die sie entwickeln, nur sehr langsam und verdichten sich demnach immer mehr an der Peripherie der Pflanze. Bey weiterem Wachsthum kann dann auch die Hauptwurzel nicht mehr allein die ganze Pflanze ernähren und es entwickeln sich aus den Blattachseln der Aeste Haarwurzeln, die aus dem Laubfalle des Stockes selbst Nahrung aufnehmen. Das beym Ausfließen weiße Harz wird an der Luft bald rothbraun. Man hat es gegen Schnittwunden und andre Verletzungen mit gutem Erfolg angewendet. — Huanaca 1. Apium 1. A. graveolens in Südchili, auf Fuegien, den Falklands, Tristan d'Acunha, und nicht minder am Kap und auf Tasmannien. Der Selleri kömmt im hohen Süden fast häufiger vor als in Europa und unterscheidet sich im Habitus nur dadurch, daß der Stengel oft niederliegt. Aber er hat dort auch im wilden Zustande keinerley schädliche Eigenschaften, sondern ist mild und gesund, so daß die Mannschaft ihn ohne allen Nachtheil zur Speise verwendete. — Crantzia 1. Oreomyrrhis 1. O. andicola Endl. Die Falklandspflanze scheint identisch mit der auf dem Orizaba, in Neu-Granada und Peru in einer Höhe von 14 — 15000′ über dem Meere gefundenen Art. Osmorhiza 1. — Loranthaceae 4. Misodendron 4. Der Verfasser behandelt diese interessante dem Süden von Amerika eigenthümliche Schmarotzergattung, die auf den antarktischen Buchen lebt, sehr ausführlich (S. 289 — 306. Tab. 102 — 107) sowohl in descriptiver als anatomischer und physiologischer Beziehung und wir verweisen auf diese sehr genaue Arbeit, welche keinen Auszug zuläßt. — Rubiaceae 7. Galium 6. G. Aparine scheint in Fuegien so wie an der Magellansstraße wirklich wild. Ebenso kömmt es auf Chiloe und am Kap

vor. In Nordamerika wächst es in den Breiten zwischen Fort Vancouver und dem Missisippi. — Nertera 1. Valerianeae 4. Valeriana 4. Compositae 60. Chiliotrichum 2. Aster 1. Erigeron 3. Lagenophora 1. Baccharis 2. Madia 1. M. sativa wächst noch an der Magellansstrasse wild. Abrotanella 2. Leptinella 2. Gnaphalium 5. Gn. spicatum Lam. betrachtet der Verfasser als synonym mit mehreren nordamerikanischen Arten, wohin er G. americanum, purpureum, pennsylvanicum u. s. w. zählt. Er glaubt überhaupt, daß in der Gruppe von De Candolle's Gnaphaliis spicatis beyläufig 16 Arten sich auf 2 zurückführen lassen, wovon die eine, Gn. sylvaticum der alten und Gn. spicatum der neuen Welt angehört. Melalema 1. Culcitium 1. Senecio 21. Chevreulia 1. Nassauia 4. Panargyrum 2. Chabraea 2. Macrachaenium 1. Clarionea 1. Homoianthus 2. Achyrophorus 2. Taraxacum 1. Macrorhynchus 1. Sonchus 1, S. oleraceus vermuthlich eingewandert auf den Chonos. Hieracium 1. — Stylidieae 1. Forstera 1. Lobeliaceae 2. Pratia 2. Gesneriaceae 1. Mitraria 1. Ericeae 3. Pernettia 2. Gaultheria 1. Epacrideae 1. Lebetanthus 1. Gentianeae 3. Gentiana 3. Darunter G. prostrata Haenke (nicht H. B. K.) an der Magellanstrasse. Der Verfasser erwähnt dabey der ausgedehnten Verbreitung dieser Art. Sie findet sich in den Alpen von Kärnthen und Tirol bey 6 — 9000′ Höhe, in Asien am Altai unter 52°. In Amerika kömmt sie auf den Rocky Mountains 15000 — 16000′? (schwerlich reicht die Schneelinie so hoch!), dann in Südamerika an der Ostseite der Anden unter 35° s. Br. vor. Bis zum Seespiegel steigt sie im Süden erst herab am Kap Negro und an der Magellansstrasse (53 — 54°), im Norden am Kap der guten Hoffnung in der Behringsstrasse (68½° n. Br.). Rücksichtlich der Gattung im Allgemeinen wird bemerkt, daß wenige andere eine so große Mannigfaltigkeit in der Farbe der Blüthen zeigen. Schon die europäischen Arten sind roth, gelb, violett oder blau, jedoch mit stark vorherrschendem Blau, bey den amerikanischen dagegen ändert sich das Verhältniß so, daß z. B. Dr. Jameson in seinen botan. Bemerkungen zur Anden-Flora von Peru und Columbien sagt, daß von 16 Gentiana-Arten die Hälfte roth, 4 purpurfarben, 2 blau, eine gelb und eine weiß waren. Die untere Gränze ihres Vorkommens unter dem Aequator ist 7850′, von da aus steigen sie aber z. B. am Cotopari bis fast zur ewigen Schneegränze 15646′*). Zum Seespiegel gehen sie in Südamerika erst unter 54° herab, aber hier giebt es dann keine alpinen Arten mehr, obgleich die Schneelinie erst bey 4000 — 3500′ ü. d. M. streicht. Im Himalaya, wo nur blau blühende Arten vorkommen, fand Edgeworth eine Art bey Ratha Kama am Mana-Paß bey 16,000′ nahe am ewigen Schnee, eine andre reicht nach Royle unter 31° bis 12,689.′ In Ceylon wurde eine Art zwischen 6 — 8000′ gefunden. Die Gattung ist demnach vorzugsweise den Hochgebirgen eigen und zwar artenreicher in der neuen als in der alten Welt; aber darin können wir dem Verfasser nicht beypflichten, daß sie in der arktischen Region nur spärlich vertreten seyen, indem doch mehr als 15 Arten noch innerhalb des Polarkreises vorkommen, wenn sie auch nicht die äußerste Gränze der Vegetation erreichen. — Convolvulaceae 1. Calystegia sepium auf den Chonos. Die Pflanze ist im Süden in gemäßigten Gegenden überhaupt fast so häufig als im Norden. Sie findet sich in Neuholland, Neu-Seeland und auf Java. — Borragineae 1. Myosotis 1. Solanaceae 1. Solanum 1. S. tuberosum L. Durch Darwins Entdeckung der Kartoffel auf den Chonos in unzweifelhaft wildem Zustande ist die Frage nach ihrer Heimath nun wenigstens zum Theil gelöst, in so fern mehrere andre früher angegebene Standorte allerdings noch Zweifel zulassen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach v. Humboldt wäre die Schneegränze in den Anden am Aequator 15,748′, nach Jameson als Mittel aus den Beobachtungen an sechs Bergen 15,496′.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 244. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 etc.

(Fortsetzung.)

Dem Verfasser gemäß zerfällt die Stammpflanze der Kartoffel in zwey oder drey Arten oder Hauptspielarten, von denen er zwey näher beschreibt. Sie sind: 1) S. tuberosum L., welches immer viel größere Blumen hat. Davon zählt er 5 Spielarten auf. a) S. tub. vulgare auf den Chonos, auf Hügeln um Lima und auf Juan Fernandez. b) S. tub. macranthum in der Serra von Amancaes, Peru. c) S. tub. puberulum Puruchuca in Peru. d) S. tub. multijugum mit der vorigen. e) S. tub. polemonifolium auf den Alpen von Chili und Mendoza. Das wahrscheinliche Vaterland der eigentlichen Kartoffel erstreckte sich also von den Gebirgen von Quito südwärts herab bis zum Seespiegel auf den Chonos und landeinwärts in Chili nach den Andes von Mendoza, durchaus auf dem Westabhange der Anden. 2) Die zweyte Art S. Commersonii Poir. mit kleineren Blumen hat 4 Spielarten. a) S. Comm. glabriusculum, bey Buenos Ayres. b) S. Comm. pilosiusculum auf den Bergen von Mendoza. c) S. Comm. glanduloso-pubescens, ebendaselbst. d) S. Comm. glabratum bey Buenos Ayres in Hecken. Sie fände sich also zwischen 30 — 40° s. Br. quer durch den Kontinent von den Alpen von Mendoza bis zum atlantischen Ocean. Sie ist es auch, mit welcher die Kulturversuche im Garten der Horticultural Society in London angestellt wurden und ist die Maglia der Chilesen mit in trocknen Gegenden bittern Knollen. Die dritte Art, welche in mehreren Gegenden des aussertropischen Amerika's wächst, unterscheidet der Verfasser, ohne sie zu benennen, von dem sehr ähnlichen S. Commersonii durch kleine Früchte und kurzen schüsselförmigen oder halbkugeligen Kelch mit kurzen breiten abrundeten Lappen. An Gestalt und Behaarung variirt sie wie die vorige. Hooker sah Exemplare von Antuco, Valdivia, Valparaiso und Uruguay. Sie soll viele, aber weiche und wässerige Knollen von bitterem Geschmack, Papas amaras, tragen. Ob die Knollen des ächten S. tuberosum, Papas, in Chili immer süß d. h. nicht bitter seyen, giebt der Verf. nicht an, nur von den Aquinas auf Chiloë und den Chonos sagt er es mit Gewißheit. Mehrere Erfahrungen scheinen auch zu beweisen, daß die Knollenbildung nicht immer an der Kartoffel vorkommen müsse. Cruikshanks versichert, daß die Papas amarillas oder gelben Kartoffel von Peru an der Seeküste weder in Peru noch um Valparaiso Knollen ansetzen, sondern nur in hochgelegenen Gegenden, daß sie aber noch weiter südlich bey Valdivia (40° s. Br.) auch in der Ebene reichlichen Ertrag gewähren. Die Knollenbildung scheint demnach abhängig von einem feuchten kühlen Klima oder wie die Peruaner sagen, von dem tiemperamento de la Sierra. — Desfontainia 1. Diese in Beziehung auf ihre Verwandtschaft noch räthselhafte Gattung, deren beyde Arten Hooker in eine zusammenzieht, erstreckt sich von den Anden unter dem Aequator in Peru auf einer Höhe von 12,000′ bis zum Seespiegel auf Staatenland. — Scrophularineae 11. Calceolaria 5. An der Magellansstrasse und auf den Falklands, alle zur Ab-

theilung scaposae gehörig. Limosella 1. L. aquatica var. tenuifolia, die nordamerikanische Form. Häufig auf den Falklands und Kerguelensland. Auf letzterer Insel wächst sie in einem See und blüht 2′ unter Wasser, wobey die nur wenig geöffneten Blumenlappen eine kleine Luftblase festhalten, in welcher die Befruchtung vor sich geht. Veronica 2, darunter V. serpyllifolia auf den Falklands. Ourisia 2. Euphrasia 1. — Labiatae 2. Scutellaria 1. Stachys 1. — Primulaceae 4. Primula 1. Pr. farinosa var. magellanica. Magellansstrasse bis Kap Horn, Falklands, immer weißblühend. Anagallis 1. Samolus 2. — Lentibularieae 1. Pinguicula 1. Plumbagineae 1. Statice Armeria, die gewöhnliche Form an der Magellansstrasse, auf den Falklands sehr häufig am Strande; var. β alpina auf den Bergen des Feuerlandes. — Plantagineae 4. Plantago 4. Darunter Pl. maritima an der Magellansstrasse bey Port Famine und Port Gregory. Ausserdem in der südl. Hemisphäre nur am Kap. — Polygoneae 4. Polygonum 1. P. maritimum in Südchili, Tres Montes, Magellanstrasse. Auch am Kap. Rumex 3. Darunter R. crispus und Acetosella auf den Falklands, vermuthlich eingeführt. Chenopodeae 2. Chenopodium 2. Darunter Ch. glaucum auf den Chonos. Proteaceae 2. Embothrium 1. Magellansstrasse und Fuegien. Lomatia 1, Chonos. Santalaceae 3. Nanodea 1. Arjona 2. Thymeleae Drapetes 1. Urticeae 3. Urtica 2. Pilea 1. Empetreae 1. Empetrum 1. Hooker will übrigens zwischen E. rubrum, das von Conception bis zum Kap Horn und auf den Falklands vorkommt, und unserem E. nigrum keinen andern Unterschied kennen als die Farbe der Beeren. Cupuliferae 4. Fagus 4. Von den 7 Buchenarten, welche Südamerika bewohnen, bleiben 4, F. Pumilio Pöpp., procera Pöpp., Dombeyi Mirb. und alpina Pöpp. schon in Chili zurück, eine, F. obliqua geht bis zur Magellanstrasse, die übrigen beyden, F. antarctica mit abfallenden und betuloides mit immergrünen Blättern erstrecken sich durch das Feuerland bis zum Kap Horn und hören selbst da noch auf den Bergen als Bäume auf. Ueberhaupt ist man sehr im Irrthum, wenn man die Gattung Fagus als vorzugsweise der nördlichen Hemisphäre angehörig betrachtet. Allerdings nimmt unsre F. sylvatica im mittleren Europa und in Nordamerika als geselliger Waldbaum eine sehr bedeutende Stelle ein und zu ihm kommt in letzterem Kontinente noch F. ferruginea. Dagegen besitzt aber die südliche Hemisphäre nicht weniger als 14 Arten, von welchen 2 auf den Gebirgen von Java, eine auf den Alpen von Tasmannien, 4 auf den Hochgebirgen der mittleren und südlichen Insel von Neu-Seeland und nicht weniger als 7 in Chili und dem Feuerlande wachsen und zum Theil ebenfalls sehr ausgedehnte Waldungen bilden.

F. antarctica geht noch am Kap Horn viel höher als F. betuloides (ungefähr bis 1500′), fast bis auf die Gipfel der Berge, die ungefähr um 1000′ niedriger sind, als in diesen Breiten die Schneelinie streicht. An der Seeküste ist sie hier bey weitem der größere Baum von beyden. Wenn der Kontinent sich weiter südlich erstreckte, so würde sie in der Ebene erst bey 62°, F. betuloides aber unter 60° aufhören.

F. betuloides, obgleich auf dem ganzen Feuerlande bis zur Eremiteninsel an Zahl überwiegend, gedeiht doch am besten erst an der Magellanstrasse, wo sie ein sehr großer Baum wird. Sie ist vorzüglich charakteristisch für die landschaftliche Scenerie des Feuerlandes, besonders im Winter, wo ihr immergrünes Laub scharf absticht gegen die höhere beschneite Region der entblätterten F. antarctica. Am Kap Horn reicht sie noch bis 800′, im Norden von Fuegien bis 1400′, und wenn, wie Hooker vermuthet, F. alpina Pöpp. nur eine Form von ihr ist, so kömmt sie in Chili bey 36° in einer Höhe von 5 — 8000′ ü. d. M. vor. An der Magellanstrasse bey Port Famine erreicht sie häufig 3 — 4′ Durchmesser und ein Stamm wurde gemessen, der 17′ über der Wurzel 7′ Durchmesser hatte und sich dann in drey große Aeste theilte, deren jeder 3′ dick war. Er schien noch völlig gesund, doch sind die meisten alten Stämme kernfaul. Das Holz ist zu Masten und Segelstangen zu schwer und zu brüchig, läßt sich aber zu Schiffsplanken ziemlich gut verwenden. Das von F. betuloides soll etwas besser seyn. Von beyden verpflanzte Ka-

pitän Roß mehrere tausend junge Stämme nach den Falklands und brachte sie auch nach Europa.

Die dritte Art F. obliqua ersetzt F. antarctica in Südchili, wo sie an den Andesabhängen zwischen 1000′ und 5000′ der herrschende Waldbaum ist. An der Magellanstrasse hört sie in der Niederung auf.

Von den übrigen chilesischen Arten vermuthet Hooker, daß sie nur Standortsverschiedenheiten und zwar F. alpina von betuloides und Pumilio von antarctica seyen, zumal da sie auch die bedeutende Höhe über dem Meere einhalten, welche der Breite nach den Stammarten zukäme. Aber auch zwey andre große Arten, welche unter 41° am Seespiegel vorkommen, wären nach ihm nur wüchsige großblättrige Formen und zwar F. procera von F. obliqua, und F. Dombeyi von betuloides. Mit dem 35°, der fast plötzlichen klimatischen Gränze zwischen Nord- und Südchili scheint übrigens die Verbreitung der Buchen gegen Norden völlig aufzuhören. Als Bäume der kälteren Zone erheben sie sich an den Gränzen der warmen ohnedieß auf die Gebirge, aber da sie zugleich Feuchtigkeit und gleichmäßiges Klima verlangen, so meiden sie die Wandelbarkeit und Trockniß, welche nördlich von 37° eintreten, wo der Einfluß der Südwinde aufhört, welche vom Feuerlande bis dahin das südwestliche Amerika auf Höhen und in Niederungen beständig feucht erhalten. Nach einer graphischen Darstellung Hookers reicht unter 36° 40′ F. Pumilio bis 8000′ (als Zwergholz mit verkrüppeltem 8—12′ langem Stamm), F. alpina bis 6000′, F. obliqua bis 4000′, unter 41° treten zu ihnen in der Niederung F. Dombeyi und procera, unter 54° hört F. obliqua am Seespiegel auf und schon von 47° an erscheinen statt F. Pumilio und alpina ihre Polarformen F. antarctica und betuloides, die sich bis zum Kap Horn erstrecken.

Eine der wenigen Erscheinungen, welche im antarktischen Amerika an den europäischen Frühling erinnern, ist das Aufbrechen der Laub- und Blüthenknospen von F. antarctica aus ihren harzreichen Knospenhüllen, wobey lieblicher Wohlgeruch die Wälder durchduftet. Mit Freude begrüßte man den Wachsthum der gefältelten Blätter und gedachte dabey der enthusiastischen Beschreibung, welche Linné von dem Ausschlagen der Birke in Lappland macht.

Coniferae 1. Thuja tetragona Hook. von Südchili bis zur Magellansstrasse, wo sie aber schon selten und zum Theil verkümmert ist. Sie heißt nach Kapt. King in Chili Alerse. Außerdem soll auf Chiloe noch ein zweyter Nadelbaum unter dem Namen Cypress vorkommen, dessen Verschiedenheit von dem vorigen indessen zweifelhaft ist. Orchideae 6, alle epigäisch. Chloraea 2. Asarca 3. Codonorchis 1. Irideae 5. Sisyrinchium 3. Symphyostemon 1. Thunberg beschreibt die Pflanze ursprünglich als Gladiolus biflorus von der Magellansstrasse, von den späteren Autoren mit Ausnahme Vahls und Willdenows wurde sie willkürlich nach dem Kap versetzt. Tapeinia 1. Smilaceae 3. Callixene 2. Philesia 1. Astelieae 1. Astelia 1. Junceae 7. Rostkovia 2. Die armseligen Feuerländer flechten aus den Stengeln der R. grandiflora Körbe, die einzige Probe technischer Fertigkeit, welche sie neben der Verfertigung ihrer beweglichen Lanzenspitzen kundgeben. Juncus 3. J. scheuchzerioides auf Kerguelensland. Luzula 2. Eine nicht bestimmte Art reicht noch um Kap Horn auf die Gipfel der Berge, 1600′ hoch. Alismaceae 2. Tetroncium 1. Triglochin 1. Restiacea 1. Gaimardia 1. Cyperaceae 22. Oreobolus 1. Eleocharis 1. Isolepis 1. Chaetospora 2. Carpha 1. Carex 12. Unter diesen ist C. trifida eine der stattlichsten Arten, die auf den Falklands gesellig mit dem Tussak wachsend, den jungen Stöcken desselben an Größe gleichkömmt. Merkwürdig ist aber, daß an der Südspitze des Feuerlandes, wo das Tussak auch wächst, C. trifida nicht vorkömmt und erst mehrere hundert Meilen weiter nördlich auf Tres Montes gefunden wird. Gramineae 44. Alopecurus 1. A. alpinus Sm. von der Magellanstrasse bis Kap Horn und auf den Falklands häufig. Er ist sicher nicht von der Pflanze im Norden von Europa und Amerika verschieden. Phleum alpinum durch Amerika sehr weit verbreitet, auf dem Pik von Orizaba bey 10—12000′ und auf der Ostseite der chilesischen Anden bey 6—7000′, Magellanstrasse. Mühlenbergia 1. Agrostis 6. Po-

lypogon 1. Arundo 1. A. pilosa nächst dem Tussak das beste Futtergras der Falklands. Hierochloe 1. Aira 6. Unter diesen A. flexuosa und caryophyllea auf den Falklands, erstere sehr häufig, letztere vermuthlich eingeführt. A. antarctica auf der Eremiteninsel, den Falklands, Kerguelensland (ihrer Nordgränze) und die einzige, also überhaupt die südlichste Pflanze, welche Dr. Eights auf den Südshetlands gefunden. Trisetum 1. Avena 1. Poa 3, P. nemoralis und pratensis an der Magellanstrasse und auf den Falklands. Triodia 2. Festuca 11. darunter F. duriuscula an der Magellanstrasse und bromoides auf den Falklands, wo aber vermuthlich eingeführt. Dactylis 1. D. caespitosa Forst., Festuca caespitosa R. et S., F. flabellata Lam.. Dieses in neuerer Zeit als Futterpflanze soviel besprochene Gras kömmt nicht allein auf den Falklands, sondern ebenso an der Magellanstrasse, im Feuerland, Staatenland bis Eremiteninsel und Kap Horn häufig vor. Sein Namen Tussak oder Tussok ist keineswegs ein Landesnamen, sondern bekanntlich eine englische Bezeichnung für alle Gräser, welche in dichten großen Büschen wachsen, caespes, Rasenbüschel. In deutschen Blättern wurde es indessen häufig französisirt als Tussac aufgeführt.

Entdeckt wurde die Pflanze unzweifelhaft auf der Bougainvilleschen Expedition von Commerson an der Magellanstrasse i. J. 1767 und später auch von andern Reisenden im Feuerlande öfters gefunden, aber da sie hier keine so ergiebigen Rasen bildet, als auf den Falklands, so geschah auch keine Erwähnung ihrer ökonomischen Bedeutung. Als dagegen Admiral Bougainville i. J. 1766 die französische Kolonie auf den Falklands gründete, welche Hornvieh und Pferde mit sich brachte, bemerkte man hier ohne Zweifel bald seine Vorzüge als Futtergras. Pernetty, der Berichterstatter der Expedition, bezeichnet es unter dem Namen Glayeul (Schwertel). Ausführliche Nachrichten darüber haben wir erst der späteren brittischen Kolonisirung durch Berichte des Gouverneur Moody an das Colonial Office und der Roßschen Expedition an die Admiralität zu verdanken.

In seiner Heimath wächst das Tussakgras in reinem Sande nahe an der See. Die Atmosphäre reich mit Seefeuchtigkeit geschwängert und der Boden, mit verwestem Seetang und noch mehr mit den Exkrementen zahlreicher Seevögel gedüngt, welche zwischen den Büschen nisten, mögen hier viel zu seinem riesenhaften Wachsthum beytragen. Sein Hauptstandort sind die Ränder der Torfmoore an der Küste, wo es selbst viel zur Torfbildung beyträgt. Doch ist es nicht rings um die Inseln gleich häufig, sondern nur stellenweise, aber dann auf große Strecken ausgedehnt, doch selten an Orten, wo nicht die Seeluft ihren Einfluß ausübt. Es kann zwar wohl auch z. B. von Vögeln verschleppt, im Innern des Landes gedeihen, aber dann verschwindet es mehr unter der Masse der übrigen Vegetation. Befremdend muß der Anblick eines Tussakmoores für Jeden seyn, der den Maaßstab europäischen Graswuchses mit sich bringt. Es hat nämlich gar nichts mit unsern Torfwiesen gemein, sondern die größte Aehnlichkeit mit einem kleinen niedrigen Palmenhain. Diese Aehnlichkeit entsteht dadurch, daß der dichte schwarze Wurzelstock sich als eine cylindrische Säule von 6—8′ Höhe und 3—4′ Durchmesser erhebt, und indem jeder Stock vom andern bis zum Grunde getrennt ist, sich als ein massiger Stamm darstellt, auf dessen Gipfel erst die reiche Graskrone sich ausbreitet *). Da nun diese Stöcke oder Stämme nahe an einander stehen, so wandert man zwischen ihnen, wie in einem niedrigen Haine durch die engen labyrinthischen Zwischenräume. Ober sich sieht man nichts als Graswuchs und Himmel, um sich nur die sonderbaren Wurzelstämme, wenn nicht hie und da ein Pinguin aus seinem Verstecke hervorkömmt oder ein ungeheurer Seelöwe in träger Ruhe hingestreckt den Pfad versperrt.

(Schluß folgt.)

*) In den europäischen Torfmooren bilden einige Carices im Kleinen ähnliche stammartige Rhizome wie z. B. Carex paniculata und stricta.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9. December.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Winckelmann und die Archäologie. Eine Rede am 9. December 1844 in der kleineren akademischen Aula zu Greifswald gehalten von G. F. Schömann. Greifswald 1845.

Die Hellenische Kunst. Eine Rede gehalten zur Feyer des 9. Dec. 1845 in der akademischen Aula zu Greifswald von Otto Jahn. Greifswald 1846.

Peitho die Göttin der Ueberredung. Von Otto Jahn. Einladungsschrift zu einem am Geburtstage Winkelmanns von Prof. G. F. Schömann zu haltenden Vortrag. Greifswald 1846.

Das Ideal der Hera. Eine Rede am 9. December 1846 in der kleineren akademischen Aula zu Greifswald gehalten von G. F. Schömann. Greifswald 1847.

Die Aufforderung, welche Göthe im Anfange dieses Jahrhunderts an das deutsche Volk richtete, eine vollständige, mit den nöthigen Berichtigungen und Zusätzen versehene Sammlung der Schriften Winkelmanns im Sinne eines Nationaldenkmals zu veranstalten, hat nicht nur gleich in der nächsten Zeit die gemäße Erfüllung gefunden, sondern auch ohne Zweifel viel beygetragen, die Verehrung des Mannes und die dankbare Anerkennung seiner großen Verdienste in fast ungewöhnlichem Grade für die Dauer lebendig zu erhalten. In Rom, dem Orte seines Wirkens, entstand, wie natürlich, zuerst unter den zahlreichen Genossen, Forschern und Freunden der Kunst aus verschiedenen Nationen, unter denen die Deutschen nicht am schwächsten vertreten sind, der Gedanke, das Andenken Winkelmanns durch die alljährlich wiederkehrende Feyer seines Geburtstages zu ehren, und verbreitete sich von da auch in mehrere Städte Deutschlands, unter denen sich Greifswald durch eine besonders rege Theilnahme hervorthut, wie es überhaupt bemerkenswerth, daß diese kleine Universität den archäologischen Studien einen so eifrigen Betrieb widmet und unter ihren Lehrern auch jetzt noch, nach Jahns Abgang, mehr als einen thätigen Vertreter derselben besitzt.

Das Winckelmannsfest, welches in dieser Stadt seit dem Jahre 1843 gefeyert wird und durch die Stiftung einer Sammlung von Abformungen antiker Bildwerke, worüber Hr. Schömann in den beyden Reden Bericht erstattet, eine dankenswerthe Frucht getragen hat, bildet denn auch den gemeinsamen Mittelpunkt der vier oben verzeichneten Schriften. Am Stiftungstage selbst hatte der Redner, wie aus einer Andeutung der erstgenannten Schrift zu ersehen ist, Winckelmanns Persönlichkeit, seine Lebensschicksale, Bestrebungen und Verdienste, zum Gegenstand der Festrede gewählt. Diesem schließt sich die im Druck vorliegende Rede des darauf folgenden Jahres an, welche uns zur näheren Betrachtung der von Winckelmann begründeten Wissenschaft, der Archäologie, in dem Sinne, wie das Wort jetzt gebraucht wird, anleitet. Hr. Schömann beginnt mit einem Ueberblick über die wichtigsten Schriften Winckelmanns, und hebt mit gutem Grunde die Bedeutung derjenigen, mit welchen W. zuerst öffentlich

auftrat, „der Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerey und Bildhauerkunst," hervor. Diese Schrift enthält in der That nicht nur bereits den Grundgedanken der ganzen Anschauung und Richtung Winckelmanns in Betrachtung der Kunst, sondern bildet zugleich nach den Spuren des Alterthums die erste glückliche und folgenreiche Behandlung der Frage, an deren Lösung sich seitdem jeder Fortschritt der Theorie von Neuem zu versuchen für nöthig findet, der Frage über das Verhältniß der Kunst zur Natur. Stimmen wir im Wesentlichen der Auffassung Winckelmanns bey und erkennen wir mit ihm an, daß von den Alten zu lernen ist, wie man die Natur in idealem Sinne nachzuahmen hat, so ist damit zugleich auch der Maaßstab gegeben, nach welchem ein in neuerer Zeit viel besprochener und zum Gegenstande ausführlicher Erörterungen gemachter Ausspruch des Aristoteles, daß das Wesen der Kunst in der Nachahmung bestehe, zu beurtheilen ist. Wohl war es Späteren gelungen, in das Geheimniß jenes Verhältnisses tiefer einzudringen, allein man kann doch sagen, daß sie auf Winckelmanns Spuren wandelten und nur den richtigeren und vollgültigeren Ausdruck fanden für das, was Winckelmanns genialer Blick vorahnend in den Kunstwerken erschaut hatte. Mit Recht führt daher unser Verf. das schöne Wort Göthes an, in welchem dieser in Bezug auf die eben erwähnte Schrift Winckelmann dem Kolumbus vergleicht, „als er die neue Welt noch nicht entdeckt hatte, aber sie doch schon ahnungsvoll im Sinne trug," bis es ihm vergönnt war, das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen in dem ihm längst nicht mehr fremden Lande, wo er, von reicheren Anschauungen genährt, das Werk verfaßte, welches seinen dauernden Ruhm vorzugsweise begründet hat. Außer diesem, der Geschichte der Kunst, bespricht der Verf. noch mit Wenigem das ursprünglich in italienischer Sprache geschriebene und von dem Herausgeber der Donaueschinger Ausgabe in deutscher Uebersetzung aufgenommene Werk über „neu bekannt gemachte Denkmale des Alterthums" mit der als Einleituug vorausgeschickten Abhandlung „von der Kunst der Zeichnung der alten Völker," welche wegen ihres besonderen Werthes als einer kürzer gefaßten und nach später gewonnenen Einsichten von W. berichtigten Darstellung der Kunstgeschichte auch der Dresdner Ausgabe einverleibt worden ist. Was nun das Hauptwerk Winckelmanns, die Geschichte der Kunst, betrifft, so sieht Hr. Sch. darin ein wohlgeordnetes System der Archäologie und bestätigt somit die Absicht Winckelmanns mit seinem Werke, wie er sie in der Vorrede zu demselben ausdrückt, nämlich „keine bloße Erzählung der Zeitfolge und der Veränderungen in derselben," sondern „einen Versuch eines Lehrgebäudes zu liefern," als eine wirklich erreichte. Daß W. den vor ihm schon gebrauchten und in neuerer Zeit allgemein üblich gewordenen Namen nicht gewählt, bedarf keiner Entschuldigung und beurkundet vielmehr schon in der Wahl des Titels jene dem Alterthum verwandte edle Einfachheit der Gesinnung und Ausdrucksweise, welche W. allgemein zugeschrieben wird.

Unser Verf. bleibt in der Würdigung des von W. Geleisteten nicht zurück hinter der jetzt wohl durchgängig verbreiteten Schätzung seiner Verdienste, und wenn man darüber auch nicht die vorhandenen Mängel und Irrthümer übersehen hat, wie die Anmerkungen der Herausgeber seiner Schriften beweisen, so wird man sich wohl schwerlich besser und genügender aussprechen können, als dieß W. selbst in der auch sonst lesenswerthen und lehrreichen Vorrede zu den von ihm nachträglich herausgegebenen „Anmerkungen über die Geschichte der Kunst des Alterthums" mit der edelsten Unbefangenheit thut. „Ich entsehe mich nicht," sagt er, „die Mängel der Geschichte der Kunst zu bekennen; so wie es aber keine Schande ist, auf der Jagd in einem Walde nicht alles Wild zu fangen, oder Fehlschüsse zu thun, so hoffe ich Entschuldigung zu verdienen über das, was von mir übergangen oder nicht bemerket worden, und wenn ich nicht allezeit den rechten Fleck getroffen habe."

Es ist eine dem besonderen Zweck der Rede ganz angemessene Frage, die sich Hr. Sch. zur Beantwortung vornimmt: welcher Werth der von W. begründeten Wissenschaft nicht nur für die Zwecke der Gelehrsamkeit, sondern auch der höheren Bildung überhaupt zukommt? und wenn er sofort den Gegenstand der Archäologie, die Kunst des Alterthums, auf die griechische Kunst beschränkt, so folgt er auch

hierin nur dem Vorgange Winckelmanns, der im vierten Buche der Geschichte der Kunst das Verhältniß der Griechen zu den anderen Völkern des Alterthums mit folgenden Worten bezeichnet: „die Abhandlung von der Kunst der Aegypter, der Hetrurier und anderer Völker, kann unsere Begriffe erweitern, und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber soll suchen, dieselben auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.“ Hr. Sch. unterscheidet ein zweyfaches Interesse an der griechischen Kunst, erstlich das des Gelehrten und Alterthumsforschers, für den ein Werk schon deßwegen Werth hat, weil es ein griechisches ist, und das des Gebildeten, der es nur insoweit schätzt, als es ein schönes ist.

(Fortsetzung folgt.)

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43 etc.

(Schluß.)

Die Blätter der Krone sind vollkommen glatt, steif und bis 7 Fuß lang, die unteren fächerförmig zweyzeilig gestellt, die Zahl der Halme auf großen Stöcken beträgt bis 400. In der Jugend ausgezogen sind dieselben am unteren Ende 1—2 Zoll lang weiß, saftig weich von nußartigem süssem Geschmack und so nahrhaft, daß zwey Deserteurs von einem amerikanischen Robbenschläger 14 Monate lang fast ausschließlich davon lebten. Die Rispen sind länglich, dicht gedrängt, die Aehrchen 5 blüthig, die äussern Spelze zugespitzt, fast gegrannt.

Unstreitig liefert kein andres Gras die Masse von Nahrungsstoff, welche das Tussak bietet und keines wird vom Vieh so gierig gefressen. Man sieht auf den Falklands die Pfade der verwilderten Rinder und Pferde auf Meilenweite von einem Tussakfelde zum andern sich erstrecken und trifft daselbst immer weidende Heerden. Aber auch getrocknet wird es ebenso vom Vieh gesucht, und Dächer, die man damit deckt, sind in wenigen Tagen wieder abgeräumt. Ein Bündel Tussakgras, hinter dem Gouvernements-Gebäude auf eine Segelstange gesteckt, wurde bald von der Dorfheerde ausfindig gemacht, deren allnächtliche Bemühungen dazu zu gelangen, die Schildwachen öfters in Alarm brachten.

Das Abweiden der Tussakmoore hat übrigens große Nachtheile. Das Vieh beißt nicht allein die Blätter bis tief auf die Wurzeln aus, wodurch Hölungen entstehen, in denen sich Wasser sammelt und die Stöcke faulen macht, sondern greift auch die Wurzeln selbst an. Wenigstens im kultivirten Zustande muß es deßhalb durchaus gemäht und nicht zur Weide betrieben werden. Nach dem Schnitte schießt es sogleich üppig wieder auf.

Im botan. Garten zu Kew gedeiht die Pflanze seit drey Jahren sehr gut und verspricht mit der Zeit schöne Rasen zu bilden. Indessen haben die Wurzelstöcke jetzt erst ungefähr 6″ Durchmesser und 2″ Höhe. Es wird also wohl noch sehr geraume Zeit währen, bis sie, wenn auch nicht 7′, doch wenigstens 2—3′ hoch sind und damit der volle Ertrag beginnt. Diese Langsamkeit des Wachsthumes scheint überhaupt die größte Schwierigkeit bey der Kultur der Pflanze, da hier der Landmann in den Fall kommt, einem Futtergras ungefähr denselben Turnus einzuräumen, den man sonst nur bey Waldungen zu beobachten hat, und die Nutzung jedenfalls erst mehrere Jahre nach der Aussaat beginnen kann. Ausserdem dürfte indessen doch auch das feuchte Inselklima und der milde Winter ihrer Heimath den Anbau der Pflanze in Europa außer den Küstenländern und Inseln (Großbritanien) unsicher machen. Leichter feuchter Torfboden ist ihr am Gedeihlichsten. Seetang würde ihr vermuthlich, Guano jedenfalls als Düngung zuträglich seyn. Die Saat muß sehr weitschichtig und fleckweise, ungefähr 2′ von einander geführt und später noch durchzogen werden, weil immer jeder Samen für sich einen Tussak bildet, also großen Raum, zuletzt bis zwey Quadrat-Ellen (Yards) Raum bedarf.

Merkwürdig ist, daß dieses in entsprechenden Gegenden für die Viehzucht so große Vortheile verheißende Gras in seiner Heimath gleichsam nutzlos sproßt und keinerley Thier zur Nahrung dient. Seine Bedeutung für die Landwirthschaft wurde erst gleich-

sam zufällig dadurch entdeckt, daß die aus Europa eingeführten Hausthiere, Rindvieh und Pferde, dasselbe so gierig aufsuchten und jedem andern Futter vorzogen. — Catabrosa 1. Bromus 1. Elymus 1. Hordeum 2. Triticum 1. Tr. repens im antarktischen Amerika und auf den Falklands häufig. Lolium 1. L. perenne Falklands.

Filices 21. Hymenophyllum 8. Trichomanes 2. Cistopteris 1. C. fragilis an der Magellanstrasse, auf den Falklands. Eine der verbreitetsten Pflanzen. In Amerika erstreckt sie sich vom arktischen Meere bis zur Magellanstrasse, in Europa von Island und Lappland zum Mittelmeere, in Asien von Kamtschatka bis zum Himalaya. Nur in Afrika scheint sie auf die Kanarien und das Kap reducirt und fehlt überhaupt in den eigentlichen Tropenländern. Aspidium 3. Asplenium 1. Lomaria 1. Grammitis 1. Gleichenia 2. Schizaea 1. — Lycopodiaceae 2. Lycopodium 2. Marsileaceae 1. Azolla 1. Characeae 1. Ch. flexilis auf Kerguelensland. Musci 119. Andreaea 8. Sphagnum 3. Schistidium 1. Gymnostomum 2. Leptostomum 1. Splachnum 1. Grimmia 4. Dryptodon 2. Racomitrium 4. Orthotrichum 3. Macromitrium 1. Weissia 5. Dieranum 9. Campylopus 2. Didymodon 3. Ceratodon 1. Tortula 6. Polytrichum 7. Conostomum 1. Bartramia 3. Brachymenium 1. Orthodontium 1. Bryum 12. Mnium 1. Funaria 1. Anoectangium 1. Leucodon 1. Leskia 1. Hypnum 25. Hookeria 6. Hypopterygium 2.

Leider brechen hier die bisher uns zugekommenen Hefte ab und lassen die noch fehlenden Kryptogamen-Familien erst in der Fortsetzung erwarten. Wir bedauern dieses um so mehr, da der Verfasser (S. 178.) verspricht, die Verbreitung und anderweitigen Eigenthümlichkeiten der riesenhaften südlichen Tanggattungen D'Urvillea und Macrocystis in dieser Abtheilung ausführlich zu erörtern, hoffen aber später darauf zurückzukommen.

Ebenso sind wir dadurch verhindert, die Summe aller Gewächse anzugeben, welche in der antarktischen Zone ihre Heimath haben. An Phanerogamen finden sich in der australischen Abtheilung 101, in der eben dargestellten amerikanischen 339 (248 Di- und 91 Monokotyledonen) im Ganzen also 440 Arten, eine Anzahl die gegen die arktische Zone gehalten, unverhältnißmäßig klein erscheint, wenn man bedenkt, daß das Areal, welches sie einnehmen, rings um die Erde von 50° s. Br. sich bis zum Pol erstreckt.

Die Pflanzen, welche die amerikanisch-antarktische Region mit Europa gemein hat, sind: Cardamine hirsuta, Draba incana, Sisymbrium Sophia. Sagina procumbens, Stellaria media, Arenaria media, Cerastium arvense, vulgatum. Lathyrus (Pisum) maritimus. Potentilla Anserina. Epilobium tetragonum. Hippuris vulgaris. Callitriche verna. Montia fontana. Saxifraga exarata. Apium graveolens. Galium Aparine. Erigeron alpinus, Taraxacum Dens Leonis, Sonchus oleraceus (eingewandert). Gentiana prostrata. Primula farinosa. Statice Armeria u. β. alpina. Plantago maritima. Rumex crispus, Acetosella. Eleocharis palustris. Carex ovalis, curta. Alopecurus alpinus, Phleum alpinum, Agrostis tenuifolia, alba, Aira caryophyllea, flexuosa, Trisetum subspicatum, Poa nemoralis, pratensis, Triticum repens, Lolium perenne. 40 Phanerogamen, im Verhältniß zur Gesammtzahl ungefähr $\frac{1}{8}$.

Hymenophyllum Wilsoni. Cistopteris fragilis. Lycop. Selago, clavatum. Chara flexilis. Andreaea alpina. Sphagnum cymbifolium, cuspidatum. Gymnostomum Heimii. Grimmia (Schistost.) maritima, apocarpa. Racomitrium protensum, fasciculare, heterostichum, lanuginosum. Weissia crispula, acuta, Dicranum Starkii. Didymodon capillaceus. Tortula (Barb.) Müllerі, brevipila, gracilis. Polytrichum juniperinum, alpestre, piliferum. Bartramia pomiformis. Bryum nutans, lacustre, bimum, argenteum, cespititium, pallescens, Wahlenbergii. Mnium rostratum. Funaria hygrometrica. Hypnum rutabulum, riparium, albicans, serpens, filicinum, fluitans, aduncum, falcatum, uncinatum, micans, amoenum.

Z.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. December.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Winckelmann und die Archäologie.
Die Hellenische Kunst.
Peitho die Göttin der Ueberredung.
Das Ideal der Hera.

(Fortsetzung.)

Offenbar aber beruht dieß scheinbar verschiedene Interesse auf ein und demselben Grunde. Denn auch der Archäolog legt auf Werke, in denen die Schönheit nicht zu Tage kommt, nur deßwegen einen Werth, weil sie zu jenen höheren Offenbarungen der Schönheit, wie sie die griechische Kunst bietet, in einem näheren oder ferneren Zusammenhange stehen, in einem Zusammenhange, um dessen Erkenntniß es der Wissenschaft eben zu thun ist, weil es ihr obliegt, den ganzen Entwicklungsgang der griechischen Kunst zu begreifen, in welchem jenen minder schönen Werken eine ähnliche Stelle zukommt, wie dem Kunstbestreben anderer minder kunstbegabter Völker im Verhältnisse zu der gesammten Kunstentwicklung des Alterthums, deren höchste Vollendung sich in den Griechen offenbart. Es ist also immer und überall das Gesetz der Schönheit, welches den Werth eines Kunstwerkes bestimmt eben so wohl für den Archäologen wie für den gebildeten Betrachter. Dieses wird um so einleuchtender, wenn wir dem weiteren Fortgange der Rede folgen, worin der Verf. seinen Zuhörern die Bedeutung der Archäologie dadurch zur lebendigeren Anschauung zu bringen sucht, daß er ihre Stellung zu dem Ganzen der Alterthumswissenschaft bestimmt und diese letztere in Grundzügen sowohl ihrer historischen Entwickelung als ihrer principiellen Entfaltung vorführt. Es liegt nahe, dieser Auseinandersetzung eine apologetische Tendenz unterzulegen, wozu der gegenwärtige Kampf der Meinungen hinlängliche Veranlassung bietet. Doch schließt der Vf. ausdrücklich die Seite von seiner Betrachtung aus, welche den Angriffen der Gegner am meisten ausgesetzt ist, nämlich die pädagogische.

„Davon," sagt er S. 16, „daß die Einsichtsvolleren, auch bey aller Emancipation der neuen Wissenschaft und Kunst von der alten, dennoch das Studium der Alten immer noch als unentbehrlich für die eigene, höhere Ausbildung angesehen, in dem Geist, der ihre Werke beseelt, in der Form, die sie schmückt, immer noch eine reiche Quelle gefunden haben, aus welcher der Geist der Neueren Belebung und Erweckung zu schöpfen habe, und eine sichere Norm, nach welcher er sich bilden nicht bloß könne, sondern müsse: daß jene Einsichtsvolleren deßwegen namentlich der heranwachsenden Jugend das Studium der Alten als eine unentbehrliche, durch nichts anderes zu ersetzende Vorschule empfohlen haben zur freyeren und edleren Menschlichkeit und zu der höheren, idealeren Haltung und Richtung des Lebens, davon schweige ich hier absichtlich, nicht weil ich selber jene Ansichten für unwahr hielte, sondern nur um Nichts zu sagen, wofür ich nicht auf Aller Zustimmung rechnen darf."

Es ist also lediglich die theoretische Seite, welche Hr. Sch. in's Auge faßt, diejenige, um derenwillen man eben von einer Alterthumswissenschaft spricht. Aber auch damit betritt der Verf. ein sehr bestrittenes Gebiet, und zwar nicht sowohl zwischen denen, welche diesen Studien überhaupt abhold sind, und ihren Vertheidigern, als vielmehr innerhalb der eigenen Fachgenossenschaft, welche sich nach verschiedenen Ansichten und Zwecken in divergirende Richtungen spaltet. Ist es nun weder un-

seres Willens noch dieses Ortes, den bis in die jüngste Zeit fortgesetzten oder vielmehr neuerdings wieder angefachten Sektenstreit zu berühren, so würden wir uns doch dem Vorwurf aussetzen, gerade den wichtigsten Theil der Rede wie geflissentlich übergangen zu haben, wenn wir es vermieden, der von jeder polemischen Färbung ohnedieß frey gehaltenen Darlegung des Verf. zu folgen.

H. Sch. läßt die Alterthumswissenschaft aus jenem höheren und allgemeineren Interesse hervorgehen, das nicht bloß auf die Anfänge einer einzelnen Wissenschaft ausgeht, sondern sich nur befriedigt in der „wissenschaftlichen, d. h. historisch-philosophischen Erkenntniß des klassischen Alterthums in seinem ganzen Umfange und in allen den Richtungen, in denen es sich entwickelt hat, so weit wir sie in den Ueberresten seiner Werke erkennen und verfolgen können.“ Hr. Sch. bleibt somit im Wesentlichen der Auffassung Wolfs getreu, welcher den Namen der Alterthumswissenschaft zuerst in Anwendung und Aufnahme brachte. Es wird Niemanden, der Wolfs Verdienste um Belebung und Verbesserung der philologischen Studien kennt und zu würdigen versteht, beykommen, seine Lehrthätigkeit überhaupt und namentlich auch jene Vorträge, welche ihn zuerst zu der später ausgeführten „Darstellung der Alterthumswissenschaft“ veranlaßten, gering anzuschlagen. Allein die Frage ist, ob es nicht das Interesse der Wahrheit und jener Studien selbst fordert, die durch Wolf eingeführte Bezeichnung aufzugeben und die ursprüngliche, durchaus genügende und wahrheitsgemäßere, wieder anzunehmen. Wolfs Absicht bey der Wahl jener Bezeichnung war bekanntlich, den philologischen Studien, welche zu der Zeit, als er in Halle den Lehrstuhl der Philologie übernahm, ziemlich vernachläßigt und herabgekommen waren, ihre Bedeutung zu sichern und sie dadurch, daß er sie als wissenschaftliche geltend machte, auch vor den Augen der Welt in Ansehen und Achtung zu bringen. Dieser äußere Zweck nun sollte zu unserer Zeit billiger Weise außer Berechnung bleiben. Denn jetzt, wo man so weit gekommen ist, Alles, selbst Kochkunst und Branntweinbrennerey, wissenschaftlich zu betreiben, dürfte es der Würde der Philologie weit zuträglicher seyn, ihrer Seits, selbst mit dem Opfer freywilliger Entsagung, zu einer richtigeren Einsicht in das Wesen der Wissenschaft, zu welcher die Philologie allerdings in einem sehr nahen Verhältnisse steht, mitzuwirken. Da gilt es denn vor Allem einzusehen, daß der Charakter der Wissenschaftlichkeit noch nicht identisch ist mit dem der Wissenschaft; daß also ein Studium dadurch, daß es wissenschaftlich, d. h. in wissenschaftlichem Sinne, betrieben wird, darum noch keineswegs eine Wissenschaft ist oder ergibt. Fragen wir nun nach dem Gegenstande der sogenannten Alterthumswissenschaft und berücksichtigen dabey die Bedeutung des Namens, so müssen wir uns gleich von vornherein die Beschränkung auf die beyden klassischen Völker, die Griechen und Römer, gefallen lassen, und werden sodann hingewiesen auf die Erkenntniß des Gesammtlebens dieser beyden Völker in allen seinen Offenbarungen, so weit die übrig gebliebenen Denkmäler uns Kunde davon geben. Augenscheinlich wird die Alterthumswissenschaft durch diese Begriffsbestimmung in das Gebiet der Geschichte gezogen und als ein Theil der gesammten Geschichtsforschung anerkannt, wie dieß auch in der That aus mehrfachen Aeußerungen Wolfs und derer, die nach ihm die Alterthumswissenschaft als solche vertreten, ausdrücklich hervorgeht. Dabey ist aber nicht zu übersehen, daß es der Analogie des Namens offenbar zusagender wäre, von einer Alterthumsforschung als von einer Alterthumswissenschaft zu sprechen. Denn der Name einer Geschichtswissenschaft, obgleich zur Zeit nicht mehr ein unerhörter, hat doch noch keineswegs den Anspruch der Allgemeingültigkeit und müßte sich erst über seine Berechtigung gründlicher ausweisen. So lange dieß nicht geschehen, ist es billig und angemessen, dem überlieferten und mit ursprünglicher Wahrheit ausgeprägten Namen treu zu bleiben und an dem Begriff der ἱστορία festzuhalten, wornach ihr eigenthümlicher Charakter in der Erforschung dessen, was wirklich ist oder gewesen ist, besteht. Ihr weiteres Geschäft ist die Darlegung des Erforschten, wozu sie der Kunst geschichtlicher Darstellung bedarf, der es aber keineswegs zukommt, ihren Stoff in ein wissenschaftliches System zu bringen. Diese Aufgabe würde ja auch geradezu ein Unmögliches verlangen, schon aus dem Grunde, weil sie eine Vollständigkeit der Thatsachen voraussetzte,

dem das Wesen der Geschichte selbst widerspricht. Dieß ist übrigens ein Punkt, von dem aus man gerade die Vertheidigung der Alterthumswissenschaft versuchen könnte, indem man sagte, das Alterthum sey ja eben ein solcher abgeschlossener Kreis der Geschichte, der darum die Verarbeitung zu einer Wissenschaft, d. h. einem wissenschaftlichen Ganzen, wohl zulasse. Allein auch diese Annahme würde theils unerwiesene, theils faktisch unrichtige Voraussetzungen in sich schließen. Denn erstens wäre zu erweisen, daß das Alterthum wirklich ein dermassen in sich abgeschlossenes Ganzes ausmache, welches von seinem eigenen, für sich erkennbaren Principe aus vollständig begriffen werden könnte und also dem sonst herrschenden Gesetze der geschichtlichen Auffassung nicht mehr anheimfiele. Dann aber wäre diese selbstgesetzte Beschränkung auf zwey Völker des Alterthums, mit Ausschluß aller übrigen, auch derer, die wirklich eine geschichtlich bedeutungsvolle Existenz gewonnen haben, eine willkührliche und durchaus unzuläßliche. Gibt man eine solche Beschränkung zu, so verwandelt sich die Abgeschlossenheit des Alterthums in die von Völkerindividuen, zu der die geschichtliche Betrachtung das Verhältniß der Biographie einnimmt. Dieß ist denn auch wirklich die Meinung Wolfs, und muß als nothwendige Modification betrachtet werden zu dem, was er als das letzte Ziel der Alterthumswissenschaft hinstellt, nämlich „die Kenntniß der alterthümlichen Menschheit selbst.“ Denn bald darauf äußert er sich weiter folgendermassen: „Um die Zwecke einer solchen Kenntniß (des Menschen und der menschlichen Natur) in möglichster Vollständigkeit zu erreichen, muß unser Blick anhaltend auf eine große Nation und auf deren Bildungsgang in den wichtigsten Verhältnissen und Beziehungen gerichtet seyn. Völker treten hier an die Stelle von Individuen; und was bey letztern die Darstellung eines merkwürdigen Lebens leistet, eben das gewährt bey den erstern ein aus unzähligen zerstreuten Zügen erwachsendes Gemälde von ihrem ganzen National-Seyn, ein Gemälde, welches eifrige Beschäftigung mit allen Werken der Litteratur und Kunst einer Nation von dem Zustande derselben nach seinen interessantesten Seiten und in den gehaltreichsten Zeitpunkten zu entwerfen sucht.“ Allein ein solches, wenn auch noch so ausgeführtes Gemälde, durch welches uns eine Volks-Individualität vor Augen geführt wird, ist eben so wenig eine Wissenschaft als die genaueste, alle charakteristischen Züge befassende, biographische Kenntniß eines Menschen jemals dessen Wissenschaft genannt worden ist oder werden wird. Schön und ergreifend ist die weitere Ausführung dieses Gesichtspunktes in der erwähnten Darstellung Wolfs und manche seiner Worte sind wahrhaft herrlich und golden, wie auch die zur Begleitung genommenen brieflichen Aeußerungen seines Freundes Wilhelm von Humboldt (*συμφιλολογοῦντός τινός ποθ' ἡμῖν καλοῦ κἀγαθοῦ*, wie sich Wolf über ihn ausdrückt) edel und tiefgedacht sind. Dennoch stellt auch diese Betrachtung das charakteristische Element des philologischen Studiums weniger in den Vordergrund als sie dasselbe nur mehr durchschimmern läßt durch die minder wesentlichen Umkleidungen, die in der gewählten Darstellung aber den Charakter der Hauptsache annehmen. Wolf selbst scheint dieß gefühlt zu haben und nur durch den genommenen Standpunkt seiner Theorie fast unfreywillig dahin getrieben worden zu seyn. Denn an einigen anderen Stellen, die jener letzten, der eleusinischen Epoptie verglichenen, Steigerung des Begriffes vorangehen, tritt dieses angedeutete Element viel nachdrücklicher als die Hauptsache hervor. Wir begnügen uns, diejenige anzuführen, welche als eine Art Definition der Alterthumswissenschaft betrachtet werden kann, als welche er den Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten bezeichnet, „die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Cultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen und Nationalcharakteren und Denkarten bekannt machen, *dergestalt daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns gekommenen Werke gründlich zu verstehen* und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des alterthümlichen Lebens und Vergleichung des späteren und des heutigen, zu genießen.“ Offenbar betrachtet hier Wolf als den Zweck der in ihren einzelnen Verzweigungen nachgewiesenen Alterthumsstudien das Verständniß der von den Griechen und Römern auf uns gekommenen Werke, wofür auch der Umstand spricht, daß er vor der Ausarbeitung seiner „Dar-

stellung der Alterthumswissenschaft" die von ihm über diesen Gegenstand gehaltenen Vorlesungen in Ein Werk zu ordnen beabsichtigt hatte unter dem Titel: „Grundriß einer Encyklopädie der Alterthumswissenschaft, oder allgemeine Einleitung in das Studium der griechischen und lateinischen alten Litteratur." S. Körte, Leben Wolfs I. S. 192. Diese Auffassung, welche mit der geschichtlichen Entstehung und Weiterbildung der Philologie vollkommen übereinstimmt, darf somit wohl auch als die richtige angesehen werden. Das philologische Studium gewinnt dadurch einen Charakter, welcher dasselbe von dem rein geschichtlichen genügend unterscheidet, und mancherley Kenntnisse, die auf den Namen wissenschaftlicher schwerlich einen legitimen Anspruch haben und meist nur künstlich zu dieser Höhe hinaufgeschraubt werden, behaupten, als subsidiarische betrachtet, ihren unzweifelhaften Werth. Zugleich tritt die Sprache, welche auch die Vertreter der historischen Richtung nicht bloß als geschichtliches Object, sondern als das Organon des gesammten Studiums gelten lassen, in ihr richtiges Verhältniß zum Ganzen und vermittelt die wissenschaftliche mit der praktischen Seite, welche letztere in der pädagogischen Anwendung des philologischen Studiums zu den Zwecken der höheren Bildung besteht, während nach der ersteren dasselbe als die Grundlage aller Gelehrsamkeit mit sämmtlichen Wissenschaften verzweigt ist und durch seine ideale Richtung und Bedeutung einen direkten Bezug zu der Philosophie als der idealen Wissenschaft, behauptet. Mit vollem Rechte haben somit nicht nur die eigentlichen Gegner der historischen Richtung, sondern auch Männer wie Thiersch, Bernhardy u. a. sich für Beybehaltung des Namens der Philologie erklärt, dem nach Form und Bedeutung und geschichtlicher Entstehung der Vorzug vor jedem anderen gebührt, ebenso wie der Name der Philosophie vermöge seiner originalen Vortrefflichkeit unersetzbar ist und bleibt. Auf eine charakteristische Verwandtschaft beyder weiset auch Wolf in seiner Darstellung der Alterthumswissenschaft (S. 129) mit der schönen und wahren Bemerkung: „Mittheilbar ist allerdings eine Kenntniß dieser Art weniger als die meisten andern; sie ist darin aller Philosophie ähnlich, daß sie nur diejenigen fördert und belohnt, die sich ein Studium daraus machen, und mit ihrer fortgesetzten Erwerbung beschäftigt sind."

In der weiteren Ausführung und Anordnung der Theile stimmt Hr. Schömann nicht mehr mit Wolf überein und scheint überhaupt einen eigenen, vor ihm nicht eingeschlagenen, Weg zu gehen. Er erkennt in dem Leben eines Volkes ein dreyfaches Element höherer geistiger Thätigkeit wirksam, das er als intellectuelles, ethisches und ästhetisches unterscheidet, entsprechend den drey Kategorien der Wahrheit, Güte und Schönheit. Darnach gestalten sich ihm auch für die Alterthumswissenschaft drey Hauptfächer, so zwar, daß dem ersten „die Sprache und die sprachlichen Erzeugnisse, also die Mythologie und die gesammte Literatur," dem zweyten „das gesellschaftliche Leben, der Staat mit seinen Formen und Schicksalen, das Recht und die Religion," endlich dem dritten „das ästhetische Gebiet und die Kunst" zufallen. Diese Eintheilung, welche in den Hauptzügen mit der auch sonst üblichen Unterscheidung von Literatur, Kunst und Antiquitäten übereinstimmt, gibt, so schön sie sich an festbestehende philosophische Kategorien anschließt, doch sowohl an sich als in der Anordnung der darunter begriffenen Gegenstände zu gerechten Bedenken Anlaß. Der Verf. hat es zwar selbst von vornherein anerkannt, daß keines dieser von ihm unterschiedenen Elemente in dem Leben der Menschheit wirklich von dem andern scharf und stetig gesondert ist; daß sie vielmehr meist gemeinschaftlich wirksam sind, wie denn auch Wahrheit, Güte und Schönheit in der That nur die verschiedenen Seiten Eines Wesens, die anders gebrochenen Strahlen Eines Lichtes seyen. Allein der historische Gesichtspunkt, welcher bey der von dem Verf. aufgestellten Wissenschaft des Alterthums gerade der maaßgebende seyn müßte, scheint uns bey dieser Anordnung zu sehr außer Acht gelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Winckelmann und die Archäologie.
Die Hellenische Kunst.
Peitho die Göttin der Ueberredung.
Das Ideal der Hera.

(Fortsetzung.)

Sonst müßte das ethische Gebiet, in welchem das gesammte höhere Daseyn eines Volkes wurzelt, offenbar vorangestellt seyn, wodurch auch der Mythologie eine naturgemäßere Stellung zu der Religion gesichert würde. Denn so gegründet es ist, beyde zu unterscheiden, so nothwendig ist es auch, die nahe Beziehung, in welcher beyde zu einander stehen, anzuerkennen. Um so mehr befremdet es, in der Darstellung des Verfs. beyde so weit auseinander gerückt zu sehen. Wir fragen uns, mit welchem Rechte die Mythologie dem intellectuellen Gebiete zugewiesen und mit der Literatur zusammen als sprachliches Erzeugniß betrachtet wird. Denn entweder ist die Mythologie eine Form der Religion, welche jede andere Form derselben in ein und demselben religiösen Bewußtseyn ausschließt, oder, wenn man beyde als unterschieden und doch coexistirend festhalten will, so muß man die Mythologie als eine Aeußerung der Religion betrachten, an der die künstlerisch schaffende und gestaltende Thätigkeit offenbar näher betheiligt ist, als die intellectuell begreifende. Steht ja doch die bildende Kunst in der innigsten Verbindung mit der Mythologie, und wo diese auch die Sprache zu ihrem Darstellungsmittel erwählt, tritt sie als Poesie, also in der Form der Kunst hervor. Die Sprache selbst aber verbreitet ihre Wirksamkeit durch alle Zweige des geistig-sittlichen Lebens und dient nicht minder dem gesellschaftlichen Bedürfnisse und dem künstlerischen Vermögen als der intellectuellen Thätigkeit, in der sie sich allerdings zu ihrer höchsten Energie erhebt.

In die Bearbeitung dieser drey Gebiete, deren zusammenfassende Erkenntniß der Alterthumswissenschaft obliegt, theilt sich die Philologie und Archäologie dermaßen, daß letztere die Betrachtung derjenigen Denkmale des Alterthums, welche dem ästhetischen Gebiete oder der Kunst angehören, sich als ihr specielles Geschäft erwählt. Kunst ist dem Verf. gleichbedeutend mit Darstellung der Schönheit. Die Arten der Kunst ergeben sich nach der Verschiedenheit der Darstellungsmittel, deren sich die Kunst bedient. Diese sind entweder der Begriff und das Wort, welche die Poesie als Träger ihrer Ideen gebraucht, oder die sinnlich wahrnehmbare Form, und zwar diese entweder für das Ohr als Ton in der Tonkunst, oder für das Auge, dem ein mannigfaltigerer Stoff dient, sey es der menschliche Leib selbst durch Stellung, Haltung und Gebärdung in der Orchestik, oder mit der Rede verbunden in der Mimik, oder endlich ein lebloser Stoff, Holz, Stein, Metall, Farbe, in der bildenden Kunst. Die Archäologie umfaßt nun auch nicht dieses ganze Gebiet. Diejenige Kunst, welche den Begriff und das Wort als Darstellungsmittel gebraucht, fällt dem Theil der Alterthumswissenschaft zu, dessen specieller Gegenstand die Sprache und Literatur ist; Tonkunst, Orchestik und Mimik dagegen lassen wegen der momentanen Natur ihrer Productionen und der unzu-

reichenden Nachrichten, die uns von ihrer Art und Wirksamkeit Kunde geben, nur eine höchst beschränkte und ungenügende Kenntniß zu, obwohl es in neuester Zeit einem Forscher gelungen seyn soll, der griechischen Tonkunst näher auf die Spur zu kommen. So bleibt also der Archäologie nur die bildende Kunst als unbestrittener Besitz übrig.

Das hier zu Grund gelegte Eintheilungsprincip behauptet seine Berechtigung neben anderen möglichen, die in alter und neuer Zeit zu verschiedenen Eintheilungen geführt haben. Was die Art der Durchführung betrifft, so haben wir nur gegen die in Anwendung gebrachte Unterscheidung von Mimik und Orchestik eine Erinnerung zu machen. Wir halten dieselbe sowohl an sich als auch in Bezug auf das aufgestellte Unterscheidungsmerkmal für unbegründet. Denn wenn die Mimik in Verbindung mit der „Darstellung durch die Rede und einer in Wort und That sich entfaltenden Handlung" erscheint, so ist sie offenbar nicht mehr selbständig oder der hauptsächlichste Theil, sondern dient vielmehr der sprachlichen Darstellung, sey es prosaischer oder poetischer, als untergeordnete und begleitende Kunst, wenn sie nicht gar dem Gebiet der γοητεία oder Gaukelkunst anheimfallen will. Wir wissen nicht, ob Hr. Sch. die Mimen des Sophron und Xenarchus, von denen die alten Schriftsteller besonders rühmende Erwähnung thun, im Auge hat. Diese rechnet aber Aristoteles in der Poetik, obwohl sie der metrischen Form entbehren, doch ausdrücklich zur Poesie, und sicherlich war das Hauptsächliche, dem Platon nach den Berichten der Alten einen so hohen Werth zuerkannte, die sprachliche Darstellung und fällt also nicht in das Gebiet der Mimik in dem Sinne, wie dieß Wort jetzt und auch von Hr. Sch. in der angeführten Eintheilung der Künste gebraucht wird. Neuere Aesthetiker pflegen sonst wohl die Mimik von der Orchestik so zu unterscheiden, daß sie erstere auf den Ausdruck durch Gebärden, letztere durch kunstreiche Stellung und Bewegung des Körpers beschränken. Dieser Auffassung tritt Hr. Sch., wie wir sehen, nicht bey; und zwar mit bestem Rechte. Denn eine selbständige Bedeutung hatte die Mimik bey den Griechen gewiß nur in und mit der Orchestik, wo sie als mimischer Tanz erscheint, unterstützt durch die Musik, welche sich zu ihr als begleitende Kunst gesellt. Als Schauspielkunst aber tritt sie in ein offenbar dienendes Verhältniß zur Poesie; denn dieser, nicht der Mimik Werk ist das, was zur Darstellung gebracht wird, und der Dichter ist der διδάσκων, dem der Schauspieler seine Kunst zur Verfügung stellt. Welchem Namen man nun den Vorzug geben mag, dem der Mimik als dem umfassenderen, oder dem der Orchestik als dem sprachlich besser beglaubigten, das Wesen dieser Kunst werden wir am richtigsten wahrnehmen, wenn man sie mit der plastischen Kunst vergleicht, deren Werke, sey es Einzelstatuen oder Gruppen, durch die Darstellung des mimischen Künstlers über den in der Auffassung des plastischen Künstlers festgehaltenen Moment hinausgeführt und in die successive Entfaltung eines ganzen Verlaufes übersetzt werden könnten.

Wir halten es für bemerkenswerth, daß in der Unterscheidung von Philologie und Archäologie, welcher eine gewiße Allgemeingültigkeit zukommt, jene Sphäre, welche der Verf. oben als das ethische Gebiet bezeichnet, und der Alterthumswissenschaft als integrirenden Theil vindicirt hat, hier von ihm ganz übergangen wird. Wenn nun dasselbe aber als eigenthümliche Aufgabe weder in den Bereich der Philologie noch der Archäologie gehört, so möchte ihm wohl überhaupt schwerlich eine andere Stätte zu ermitteln seyn als innerhalb der eigentlichen Geschichtsforschung, welche auch von jeher diese Gegenstände, soweit sie in der That würdige Objecte der Erkenntniß sind, in den Kreis ihrer Aufgabe gezogen hat. Uebrigens kann man daraus, daß der Verf. der auf die bildende Kunst beschränkten Archäologie eine so umfassende, ja kaum zu erschöpfende Aufgabe zuerkennt, ermessen, was es mit der prätendirten Alterthumswissenschaft, die noch zwey andere gewiß nicht minder ausgedehnte Gebiete umfassen soll, für eine Bewandtniß haben mag. Jedenfalls wird es gerne zugestanden werden, daß dieselbe zur Zeit noch unerreicht, ja kaum versucht und begonnen ist. Die Differenz der Ansichten wird demnach auf die allerdings nicht unwichtige Verschiedenheit hinausgehen; daß Hr. Sch. der fraglichen Wissenschaft des Alterthums eine noch nicht wirkliche sondern ideale, wir

eine imaginäre, weil aus inneren Gründen unmögliche, Existenz zuschreiben. Darin aber stimmen wir vollkommen mit Hr. Sch. überein, daß Winckelmann, welcher den Weg zur Archäologie durch die Philologie genommen, für beyde Studien als Vorbild voranleuchtet, wie das Kleine und Geringe, das der Forscher nicht von seiner Kenntnißnahme ausschließt, weil es zum Ganzen gehört, durch das Alles beseelende Interesse für das Wesentliche und Höchste zu adeln ist. Der Verf. beschließt seine schöne und würdige Darstellung mit der begeisterungsvollen Schilderung des Vatikanischen Apollo, welche Winckelmann in der ersten Zeit seines römischen Aufenthaltes seinem Freunde Stosch als Probe seiner Behandlung der Kunstgeschichte vorgelegt hat.

Die zweyte der oben verzeichneten Festreden schließt sich dem Inhalte nach vortrefflich an die erste an. Denn während diese Begriff und Bedeutung der Archäologie und ihr Verhältniß zu verwandten Studien feststellt, führt uns Herr Jahn, als einer der thätigsten Forscher auf diesem Gebiete bekannt, den Gegenstand dieser Studien zur näheren Betrachtung vor, indem er es versucht, „den Entwickelungsgang der Hellenischen Kunst, insbesondere der Sculptur, wie ihn Winckelmann zuerst erkannte, und neuere Untersuchungen und Entdeckungen ihn schärfer zu bestimmen gestattet haben, in kurzen Umrissen darzustellen.“

Der eigenthümliche Reiz und die belohnende Fruchtbarkeit dieser Betrachtung beruht auf der naturgemäßen Originalität, welche die griechische Kunst in ihrem Fortschritte von den ersten Anfängen zu den höchsten Forderungen vollendeter Kunstleistung bewahrt hat. Es ist eine ursprüngliche Begabung, durch welche das griechische Volk unter allen Nationen alter und neuer Zeit ausersehen scheint, die höhere Geistescultur zur freyen Entfaltung in der Menschheit zu bringen. Winckelmann spricht mit wahrer Ehrfurcht und Begeisterung von den Naturvorzügen des griechischen Volkes, aus denen er die Blüthe der Kunst ableitet. Hr. Jahn zeigt, wie sie auf dem Boden der Religion erwuchs in langsamem aber sicherem Fortschritte, so daß sie zu einer Zeit, wo die epische Poesie bereits in der höchsten Vollendung stand, noch in der Wiege des Handwerks beflissen war. „Das ist eine der großen Eigenschaften der Hellenischen Kunst, daß sie nie in thörichter Selbstverblendung sich vom Handwerk abgewendet und losgesagt, sondern stets anerkannt und daran festgehalten hat, daß die Meisterschaft in dem, was handwerksmäßig in der Kunstübung, die nothwendige Bedingung ist, um das höchste geistige Ziel zu erreichen.“ Von dem siebenten Jahrhundert an begann in Griechenland eine Periode des Ringens und Kampfes, welche zunächst eine durchgängige Umgestaltung des politischen Lebens zur Folge hatte und die Verschiedenheit im Charakter der hellenischen Stämme zur Entfaltung brachte. Diese Gährung und Bewegung erstreckte sich auch auf das geistige Leben und rief in der Dichtkunst die Blüthe der lyrischen Poesie hervor, in deren Formen sich ebenfalls die Verschiedenheit der Stammescharaktere deutlich ausgeprägt hat. Auch in der bildenden Kunst geben sich die ersten Regungen einer freyeren Entfaltung kund, gefördert durch das Institut der Festspiele und die Sitte, den Siegern Statuen zu errichten, welche „es zur Hauptaufgabe für die bildende Kunst machte, den menschlichen Körper auf allen Stufen seiner Entwickelung, durch die Gymnastik zur höchsten Kraft und Schönheit ausgebildet, im mannigfaltigsten Wechsel der Stellung und Haltung, lebendig und wahr darzustellen.“ Beyläufige Erwähnung verdient eine Bemerkung A. W. Schlegels, welche in Bezug auf das Verhältniß der bildenden Kunst zur Gymnastik ein meistentheils minder beachtetes Moment hervorhebt. Derselbe sagt in einer zu Berlin i. J. 1802 gehaltenen Vorlesung (Sämtl. W. IX. S. 319): „Man hat gewöhnlich die Gymnastik als eine Hauptursache von dem Flor der bildenden Künste bey den Griechen angesehen; mir scheinen vielmehr beyde aus derselben Quelle hergeflossene Wirkungen zu seyn. Aus eben dem Grunde, warum die Griechen die Vollkommenheit der Plastik erfanden, mußten sie auch die Gymnastik erfinden, welche allen ihren Bewegungen die höchste Freyheit und Harmonie gab; sie halfen dadurch den stark angedeuteten Absichten der Natur nur nach.“ — Zunächst waren es geschlossene Kunstschulen, in welchen sich meist einseitige Richtungen

jedoch zu einem hohen Grad der Tüchtigkeit in der überlieferten Praxis ausbildeten und der zu erreichenden Meisterschaft die Wege trefflich vorbahnten. „Auch hier macht der Unterschied der Stämme sich geltend. Die Kunst der Dorier, welche auf die Gymnastik den höchsten Werth legten, wendete sich mit besonderer Vorliebe der Bildung des nackten Körpers zu, und prägte den frischen thatkräftigen, durch harte Zucht gebändigten Charakter der athletischen Bildung aus, aber den Ausdruck des geistigen Lebens drängte sie zurück. Die Jonier, welche der Anmuth und Weichheit zugethan, der Dorischen Nacktheit abhold waren, liebten zierliche Bekleidung und gemäßigte Bewegung, sie bildeten vorzugsweise die Kunst sorgfältiger Gewandung aus, und zeigen auch in dem steifen, in symmetrischer Zierlichkeit geordneten Faltenwurfe den feinen Sinn für die eigenthümliche Bedeutung des Gewandes in der Kunst. Eine natürliche Folge war, daß man hier auch der Bildung des Kopfes besondere Sorgfalt zuwandte und demselben mehr und mehr den Ausdruck eines bewegten geistigen und gemüthlichen Lebens zu verleihen bemüht war, welcher als etwas dem Individuum angehöriges von den strengen Doriern verschmäht wurde. Auch wählten diese vorwiegend das dunkle, ernste Erz, während jene sich lieber des leuchtenden, weichen Marmors bedienten, der noch mit glänzenden Farben geschmückt wurde.“

Den herrlichsten Aufschwung aller geistigen Kräfte und Strebungen erfuhr Hellas durch die Perserkriege. Der glänzende Erfolg derselben, und der besonders ruhmreiche Antheil, den Athen daran hatte, stellte diesen Staat an die Spitze von Hellas und gewährte ihm den Beruf, „alle Elemente des Hellenischen Lebens, so weit sie von den einzelnen Stämmen ausgebildet waren, in sich aufzunehmen, und von den Schlacken der Einseitigkeit geläutert zur reinsten Blüthe zu entfalten.“ So reifte die Sprache zur höchsten Vollendung in der Ausbildung aller ihrer Fähigkeiten und Schönheiten, gleich geschickt für Poesie und Prosa, welche letztere, kaum erst entstanden, unter dem Einfluß des sich immer freyer entwickelnden Staatslebens und eines mächtig angeregten Forschungs- und Wissenstriebes, in einem kurzen Zeitraume zu allseitiger, naturgemäßer Entfaltung ihrer Formen gedieh. Den Preis unter allen Schöpfungen des attischen Geistes erhält das Drama, das aus einer nicht bloß äußerlichen Verbindung, sondern innigen und wesentlichen Verschmelzung von Epos und Lyrik hervorging. „Mit Recht,“ sagt Hr. J., „setzten die Athener auf das Drama ihren höchsten Stolz, denn es war das schönste Bild ihres im Ganzen wie im Einzelnen zu vollendeter Harmonie ausgebildeten Staates.“ Mit dieser letzten Wendung scheint uns der Verf. aus dem Gebiete der historischen Würdigung einigermaßen in das der rednerischen Lobpreisung übergegangen zu seyn. Oder wäre es wirklich denkbar, daß ein Staat, der die höchste Stufe der Vollendung in dem harmonischen Gleichgewicht der Kräfte erreicht hat, solchen Wandlungen und Umgestaltungen ausgesetzt war, wie sie der atheniſche Staat und zwar nicht unter Einwirkung äußerer Gewalt, in der kurzen Zeit seines Bestehens von der festeren Begründung desselben durch Solon an gerechnet, erfahren hat? Das allerdings gewahren wir, was seine Geschichtschreiber lehren und die erhaltenen Reden zum Theil lebendig beweisen, daß derselbe allen Kräften den freyesten Spielraum gewährte und die größte Regsamkeit des Lebens begünstigte; nicht aber, daß er der Bewegung Meister zu bleiben, gefährliche Auswüchse zu beschränken, und das treibende Leben in der Richtung zu einem wohlgeordneten Ganzen zu bewahren wußte. Eine Aufgabe, die wohl die Menschheit überhaupt noch nicht gelöst hat! Aber die Frage ist, ob der atheniſche Staat es sey, der diesem Ziele vielleicht am nächsten gekommen, oder ob nicht vielmehr derselbe von Anfang an die Elemente der Entartung und endlichen Auflösung in sich getragen? Da möchte es wohl einige Wahrheit haben und auch auf das griechische Volk seine Anwendung finden, was unser deutscher E. M. Arndt irgendwo sagt, daß jedes Volk seine eigenste besonderste Anlage und Art von Gott erhalten und keines einen durchgängigen, absoluten Vorzug vor allen übrigen anzusprechen habe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. December.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Winckelmann und die Archäologie.
Die Hellenische Kunst.
Peitho die Göttin der Ueberredung.
Das Ideal der Hera.

(Fortsetzung.)

Des griechischen und namentlich des atheniſchen Volkes eigenſte Anlage erkennt nun jeder leicht in dem Aufſchwunge zur höheren Geiſtescultur in Kunſt und Wiſſenſchaft, worin wohl kein Volk alter und neuer Zeit ſich mit ihm vergleichen läßt. Dagegen ſcheint es weniger in ſeiner Art geweſen zu ſeyn, das höchſte Maaß bürgerlicher Tugend und Ordnung, zu dem die Menſchheit fähig iſt, zu erreichen, und das Muſterbild des Staates in ſeinem politiſchen Leben darzuſtellen. Es iſt eine richtige Bemerkung Fr. A. Wolfs, daß man ſich von der bürgerlichen Policirung des griechiſchen Volkes einen viel zu vortheilhaften Begriff machen würde, wenn man deſſen Geiſteswerke und Denkmäler der Kunſt zum Maaßſtabe von jener nehmen wollte.

Dieſelbe Zeit, die Glanzperiode Athens, in welcher die Poeſie ihre vollendetſte Form durch die Schöpfung des Drama's gewann, brachte auch die bildende Kunſt auf die Stufe ihrer Vollendung. Kalamis, Polykletus, Myron, und der ſie alle übertreffende Phidias, waren die Meiſter dieſer Periode, und Athen bot ihnen unter der Leitung ſeines großſinnigen Perikles den reichſten Stoff zur Entfaltung ihrer Kunſt. Die bewunderungswürdigſte Schöpfung des Phidias war der Parthenon, das Meiſterwerk der Architektur und Plaſtik, ausgezeichnet durch die großartige Schönheit der Verhältniße und den Reichthum des bildlichen Schmuckes im Innern und Aeußern, an Giebel, Fries und Metopen. Beſonders herrlich und bewundernswerth ſind die Reliefbilder des langen Frieſes der Cella, den feyerlichen Feſtzug der Panathenäen darſtellend. „Aus dieſer unendlichen Mannigfaltigkeit von edlen, ſchönen Geſtalten, dieſem unerſchöpflichen Reichthum von einfachen und anziehenden Motiven, leuchtet glänzend der überlegene Geiſt hervor, welcher nicht nur die einzelne Geſtalt zu beleben und zu beſeelen, ſondern die bunte Fülle dergeſtalt zu durchdringen vermochte, daß alle einzelnen Theile, unter einander in der freyeſten Mannigfaltigkeit verbunden, in eine geiſtige und künſtleriſche Einheit aufgehen.“ Der Charakter der Compoſition in dieſen Werken iſt wie in denen des gleichzeitigen Malers Polygnotos ein epiſcher. „Denn wie eng auch die Beziehung der einzelnen Theile auf den gemeinſamen Mittelpunkt, dem Gedanken wie der künſtleriſchen Gruppirung nach, ſeyn mag, ſo iſt doch nicht eine Alles beſeelende Empfindung oder Leidenſchaft, eben ſo wenig der Conflict einer eigentlich dramatiſchen Handlung der eigentliche Mittelpunkt, ſondern es iſt vielmehr eine Begebenheit, an welcher die Einzelnen näher oder entfernter Theil nehmen. Daher iſt die Verbindung der einzelnen Geſtalten auch eine freyere, weniger ſtreng nothwendige, und eben dieſes gewährt der ſchaffenden Phantaſie den weiteſten Spielraum, welche die reiche Fülle der Erſcheinungen ergreift und in ſinnlicher Klarheit und Heiterkeit ausprägt, ohne ſpielend oder überladen zu werden. Denn vor allen Dingen bewundern

wir an jenen Meisterwerken die durch keinen Mißton gestörte Harmonie, von welcher sie wie von ihrem Lebenselemente getragen werden, den klaren und ruhigen, durch keinen Widerspruch getrübten Frieden, der aus ihnen spricht. Sie konnten nur aus einer tiefen Sehnsucht nach dem Wahren und Schönen, aus einer heiligen Begeisterung für die Kunst entspringen, deren schöne Frucht die Selbstverleugnung ist, welche allein ihr hohes Ziel zu erreichen bestrebt ist.“ Das gemeinsame Band, welches zur Zeit des Phidias und unter dessen Leitung alle bildenden Künste umschlang, fing allmählig an lockerer zu werden, wozu unter Mitwirkung begleitender Umstände der Entwickelungsgang der Kunst selbst führte. Es trat auch auf diesem Gebiete ein Verhältniß ein, welches dem Hervortreten der Lyrik in der Poesie entspricht; eine Periode, wo die Individualität des Künstlers freyschaltend wirkte und durch selbstgewählte Stoffe die höchste Wirkung in der besonderen Kunst zu erreichen bestrebt war. Die hervorragendsten Namen in dieser Periode der plastischen Kunst sind Praxiteles und Skopas, deren hohe Virtuosität sich besonders in Gestalten der Aphrodite, des Eros, des Apollon und Dionysos hervorthat und in ihren höchsten Leistungen sich vielleicht bemessen läßt nach den erhaltenen Ueberresten einer Niobegruppe, deren ursprüngliches Original auf einen der genannten Künstler zurückgeführt wird. So bewunderungswürdig in diesem Werke die Meisterschaft über die Form ist, und bey der Lebhaftigkeit des Ausdruckes das edle Maaß, welches den Schmerz verklärt, so glaubt Hr. J. es doch anerkennen zu müssen, daß die Kunst ihre schönste Blüthe bereits überschritten hatte, wenn auch gleich an einen eigentlichen Verfall weder in der nächsten noch der darauffolgenden Zeit zu denken ist. Vielmehr überdauerte die bildende Kunst nicht nur die politische Freyheit des griechischen Volkes, sondern auch in Betracht der bewahrten Tüchtigkeit die Poesie und Redekunst, welche mit wenigen hervorstechenden Ausnahmen früher an Gehalt verlor als die bildende Kunst, die nicht nur zu Zeiten des Alexander durch Lysippos vortreffliche Meisterwerke hervorbrachte, sondern sogar, nach Rom verpflanzt, sich als hellenische Kunst in einer gewissen Blüthe zu behaupten wußte, wie dieß in Uebereinstimmung mit Visconti Thiersch nachgewiesen hat; während in das Erbe der Poesie und Redekunst, wenn auch als Schüler der Griechen, die Römer eintraten. Die Plastik, welche in diesem Zeitraume ihre Stoffe am liebsten aus der Tragödie wählte, strebte vorzugsweise nach der Darstellung der Leidenschaft, sey es in einzelnen Figuren oder in Gruppen, in denen sich der entscheidende Augenblick einer Handlung aussprach. „Allein auch der festeste Bau wird endlich aufgelöst; bey dem immer äußerlicher werdenden Betriebe der Kunst erlosch der Sinn für die Naturwahrheit immer mehr, die selbständige Schöpferkraft erstarb, Uebertragung und Nachahmung fremder Motive und Gestalten, manierirte und seelenlose Darstellung nahmen über Hand, während eine beachtenswerthe Fertigkeit und Tüchtigkeit im Technischen sich noch lange erhielten, und in ihren Erzeugnissen die ehemalige Größe ahnen lassen. Vergebens waren die Bemühungen des Kaisers Hadrianus durch zahlreiche Unternehmungen und freygebige Unterstützung der Kunst einen neuen Schwung zu geben, von denen schon die zahlreichen Bilder des Antinous ein ehrenvolles Zeugniß ablegen: sie ging ihrem Untergang entgegen, welchen handwerksmäßige Copieen in immer größerer Unbeholfenheit und Rohheit, in welcher am Ende jeder Funke Hellenischen Geistes erstickt, uns bezeichnen.“ Von dem außerordentlichen Reichthum an Bildwerken, den das Alterthum besaß, haben wiederholte Zerstörungen solcher Gegenden und Städte, die die zahlreichsten Schätze bewahrten, nur geringe Reste übrig gelassen; und das Wichtigste und Schönste, was die neuesten Zeiten zu Tage gefördert, hatte Winckelmann nicht mehr gesehen. Ihm mußte innere Geisteskraft so manche Lücke ersetzen, als er es unternahm, den Entwicklungsgang der hellenischen Kunst zu erforschen und darzustellen. Welchen Gewinn würde er aus solchen Entdeckungen geschöpft haben, wie die auf der Akropolis in Athen, in Phigalia und Aegina, deren letztere, welche in Münchens Glyptothek eine würdige Stätte gefunden haben, für die Geschichte der Kunst vielleicht die allerwichtigsten sind. Und nun lenkt bereits wieder ein neuer Fund der großartigsten Denkmäler aus einer Gegend, wohin bisher kaum eine Ahnung solcher Schätze gedrungen war,

aus Lykien in Kleinasien, durch englische Forscher entdeckt und seitdem in englischen Besitz übergegangen, den Blick der Archäologen, neue Aufschlüsse versprechend, auf sich.

Die beyden anderen der oben verzeichneten Schriften gehören dem Gebiete der Kunstmythologie an. Peitho und Hera, beyde Göttinnen der griechischen Mythologie, beyde sogar in einer gewissen Beziehung demselben Vorstellungskreise angehörend, und beyde doch wie durchaus verschieden gerade in ihrer mythologischen Existenz! Denn das fühlt jeder auch bey oberflächlicher Betrachtung, daß sie einem durchaus verschiedenen mythologischen Bewußtseyn angehören. Peitho kündigt durch ihren Namen sogleich auch ihr Wesen und ihre Bedeutung an; sie kann ohne Schwierigkeit vollständig von einer Sprache in die andere übertragen werden; der Name der Hera ist gleich räthselhaft im Griechischen wie im Lateinischen; weder Mythologen noch Etymologen sind über die Abstammung und Bedeutung desselben einig und im Klaren; keiner Etymologie wird es gelingen, das Wesen der Göttin erschöpfend auszudrücken; eine wirkliche Uebersetzung in eine andere Sprache ist ohne eigentlich mythologische Verpflanzung unmöglich. Je klarer und verständlicher aber der Begriff der ersteren ist, um so weniger Individualität hat ihr Wesen; dagegen der dunkle, unerforschliche Name der anderen uns eine volle, ausgeprägte mythologische Persönlichkeit vorführt. Diese verdankt ihren Ursprung einem theogonischen Processe, dessen wirksame Thätigkeit nicht nur über alle historische, sondern auch über die sogenannte mythische Zeit zurückgeht; dagegen jene, die Göttin Peitho, ihrem Ursprunge nach jünger als Homer, ganz offenbar das Erzeugniß einer dichterisch schaffenden Phantasie ist, wenn ihr auch, wie den Gestalten der griechischen Poesie überhaupt, eine gewisse innere Nothwendigkeit und Naturgemäßheit wohl zugeschrieben werden darf. Wie lebendig und frey gestaltend diese poetische Kraft in dem griechischen Volke wirksam war, dieses zeiget in sehr anmuthiger Weise eine von Herodot erzählte Geschichte, welche auch Hr. J. anführt, aber leider nur zur Hälfte, da sie gerade in ihrer Ganzheit über das Wesen dieser Gottheiten belehrend ist. Herodot erzählt nämlich (VIII. 111), die Andrier seyen die ersten unter den Insulanern gewesen, welche die von Themistokles geforderten Geldleistungen verweigert hätten; und zwar hätten sie auf die Vorstellung des Themistokles, daß die Athener im Geleite zweyer mächtiger Gottheiten, der Ueberredung und Gewalt, kämen und sie so gewißlich das Geld hergeben müßten, geantwortet, Athen sey allerdings groß und glücklich und mit guten Göttern versehen, dahingegen die Andrier ein überaus armes Land hätten, das sich zwey schlimme Gottheiten zur Wohnstätte ersehen hätten, Armuth und Noth; und unter dem Schutze dieser Gottheiten würden sie kein Geld geben; denn niemals würde der Athener Macht ihrer Ohnmacht überlegen seyn.

Dieser Auffassung von dem Wesen der Peitho thut es keinen Eintrag, daß ihr wirklich ein stellenweiser Cultus erwiesen worden seyn soll. Die von Hrn. J. angeführten wenigen Beyspiele zeigen nur, wie die poetische Anlage der Griechen ihr ganzes Leben durchdrang und sich sogar in politischen Veranstaltungen bethätigte. Sehr bemerkenswerth ist die Erzählung, daß Theseus nach Vereinigung der getrennten Gemeinden in Eine Stadt der Aphrodite Pandemos, als der von allen Demen gemeinsam verehrten, nebst der Peitho ein Heiligthum gestiftet habe, wodurch jener Beyname der Aphrodite eine viel zusagendere Erklärung findet als durch die aus dem platonischen Symposion bekannte Entgegensetzung mit A. Urania, welche den vollen Anspruch einer philosophischen Dichtung hat. Am häufigsten kommt die Göttin der Ueberredung in Verbindung mit den Liebes- und Ehegottheiten vor sowohl bey Dichtern als in bildlichen Darstellungen, deren merkwürdigste z. B. an dem Fußgestell des Thrones des olympischen Zeus und in einer Statue des Prariteles aus Nachrichten des Pausanias bekannt sind, einige aber auf Reliefs und Vasengemälden erhalten sind, die von Hrn. J. näher beschrieben werden. Nicht unrichtig ist die Bemerkung, mit welcher Hr. J. seine Abhandlung beschließt, die Darstellung dieser und anderer allegorischer Wesen betreffend. „Obgleich wir uns nämlich bey den Vorstellungen, wo die Gegenwart der Peitho durch Inschriften verbürgt ist,

sehr wohl die sinnige und bedeutsame Darstellung derselben klar machen können, so entdecken wir doch keine Attribute, welche uns auch bey mangelnder Inschrift mit Sicherheit Peitho erkennen ließen. Was man an Kennzeichen hat geltend machen wollen, ist höchst unzuverläßig, nur selten kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit diesen Namen in Anspruch nehmen, und wenn er dessenungeachtet häufig angewandt wird, so ist dieß mehr Folge einer gewissen Bequemlichkeit in der Nomenclatur, als einer auf bestimmte Gründe gestützten Ueberzeugung."

Nach dieser Wahrnehmung würden die alten Künstler in der Darstellung der Peitho den Forderungen, welche Winckelmann an eine gute Allegorie stellt, daß sie einfach und durch sich selbst ohne die Hülfe einer Beyschrift verständlich sey, nicht entsprochen haben. Doppelt Schade also, daß uns von den Darstellungen der berühmtesten Künstler, eines Phidias und Praxiteles, Nichts erhalten ist und nicht einmal bestimmte Nachbildungen sichere Kunde geben!

Das Ideal der Hera verdankten die Hellenen dem Sicyonier Polykletos, welcher das Bild der Göttin für die ihrem Cultus besonders ergebene Stadt Argos aus Gold und Elfenbein verfertigte. Dieses Bild ist eben so wenig wie die kunstverwandten des Zeus und der Athene von Phidias auf die Nachwelt gekommen, und es ist begreiflich, wie gerade solche Werke nicht nur der bewunderungswürdigsten Kunst, sondern auch der höchsten Pracht eben wegen der Kostbarkeit des Stoffes habsüchtiger Zerstörungslust am meisten anheimfielen. Erhalten hat sich nur der allgemeine Ruf, daß es diesen Künstlern gelungen, das Höchste der Kunst in Hervorbringung von Götterbildern zu erreichen, nämlich solche Bilder zu schaffen, in denen das gemeinsame Bewußtseyn der Hellenen die dargestellte Gottheit wirklich erkannte. Solche Bilder erhielten den Rang von Musterbildern, denen auch die größten Künstler für alle Folgezeit sich mit freyer Hingebung anzuschließen pflegten. Es ist daher eine wohlbegründete Annahme, daß uns in der Mehrzahl der erhaltenen Herabilder die charakteristischen Züge des Polykletischen Urbildes aufbewahrt sind. Als das vorzüglichste derselben wird die herrliche Colossalbüste der villa Ludovisi anerkannt. Hr. Schömann tritt der Ansicht Meyers und anderer Kunstkenner bey, welche vermuthen, daß diese Büste nicht bloß hinsichtlich der Form und des Ausdruckes, sondern auch hinsichtlich der Zeit dem Werke des Polykletos sehr nahe stehe und nach dem Style zu urtheilen vielleicht der unmittelbar darauf folgenden Kunstperiode, als deren vorzüglichste Meister Praxiteles und Skopas genannt werden, angehöre. Es war das Auszeichnende dieser Periode, dem Ausdruck der Hoheit und Würde den der Anmuth beyzugesellen. Solches findet man denn auch in dieser Büste der Hera, so weit es der Charakter der dargestellten Göttin erlaubt. „Das anmuthig Liebliche," sagt Hr. Sch., „und das streng Feyerliche sind in diesem Angesichte auf das bewundernswürdigste in einander gemischt und verschmolzen. Die erhabene Stirne der Göttin deutet auf einen Sitz hoher Gedanken, die edle, kräftige Form der Nase auf Festigkeit und klaren Verstand, das großgewölbte Auge spricht gebietenden Sinn aus, der ernste Mund zeugt von selbstbewußter Würde, das vollgerundete Kinn von kräftigem Willen: aber alles dieses ist von einem bezaubernden Schimmer der Anmuth umflossen, ein zartes jungfräuliches Wesen durchdringt und mildert alle diese Züge. Man sieht, es ist keine Göttin der Liebe, die vor uns erscheint; aber sie vermag doch auch wohl zu lieben: es ist keine heitere, mildherzige Spenderin von Freuden; aber das Wohlwollen ist ihr doch auch nicht fremd: sie ist strenge, aber sie kann auch erweicht werden: sie ist stolz, aber sie kann auch huldreich seyn: sie kann strafen, aber auch segnen: mit Einem Worte, es ist ein königliches Wesen und ein Weib, ein Weib, das lieben, Gattin, Mutter seyn, aber nicht minder auch als Herrscherin das Scepter führen kann."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Moses Kalkantuni Padmuthiun Achuaniz. (Geschichte der Albanier von Moses dem Kalkantunier).
2. Padmuthiun Arisdageai Wartapedi Lasdiwerdzwoi. I Venedig i dparani srboin Lazarou. Hami 1845. (Geschichte des Doktor Arisdages oder Aristakes aus Lasdiwerd. Zu Venedig in der Druckerey des heiligen Lazarus im Jahre 1845).

Die Jahrbücher des armenischen Volkes sind, abgesehen von ihrem nationalen einheimischen Werthe, unentbehrlich für die Geschichte der barbarischen Nachbarländer, die zum Theil gar keine Literatur haben; sie sind unentbehrlich zu einer umfassenden Darstellung der Zustände des byzantinischen und arabischen Reiches. Die Armenier erzählen nämlich nicht bloß ihre eigene Geschichte; auch die Begebenheiten und Ereignisse der umwohnenden Völker, der Syrer und Perser, der Albanier und Iberer so wie die Wirren innerhalb des Kaukasus sind von ihnen beachtet und bald in eigenen Büchern bald gelegentlich dargestellt worden. Mit den Byzantinern und Arabern, mit den Persern und Türken standen und stehen sie ja in fortwährenden bald freundlichen bald feindlichen Berührungen. Die Geschichte aller dieser Völker und Staaten wird von den armenischen Annalisten vielfach berichtigt und ergänzt. Man ersieht dieß aus den Zusätzen und Anmerkungen des verstorbenen St. Martin zur neuen, durch den Tod dieses kenntnißreichen Mannes unterbrochenen Ausgabe des Lebeau.

Bey der Darlegung des Inhaltes der ungeordneten und unzusammenhängenden Aufzeichnungen der Moses Kalkantuni und des Arisdages aus Lasdiwerd, so wie der andern nachfolgenden armenischen Annalisten, wird man Gelegenheit haben, neben der Erzählung der einheimischen Begebenheiten, auf solche Ergänzungen und Zusätze zu den bekannten Quellen der Staats- und Kirchengeschichte hinzuweisen.

1. Die Nachrichten der Alten über Albanien sind sehr mangelhaft. Mannert, der sie im vierten Bande seiner Geographie der Griechen und Römer zusammenstellte, hält die Albanier für stammverwandt mit den europäischen Alanen und den heutigen Afghanen. Der deutsche Forscher hätte sich diesen argen Mißgriff erspart, würde er hier wie in den andern Theilen seines umfassenden Werkes die neuern Forschungen zu Rathe gezogen und gewußt haben, daß Alane, Albane, wie meine Darstellung der Völker des südlichen Rußlands im Einzelnen nachweist, allgemeine Benennungen sind für Bergbewohner. Die Landschaft Albanien oder die jetzt unter Rußland stehende ehemalige persische Provinz Schirwan, wozu auch ein Theil Daghestans d. h. des Gebirglandes gehört, wird im Norden und Osten von dem Kaukasus, dem Kurflusse und dem Kaspisee umgeben; gegen Süden und Westen, gegen Armenien und Georgien blieben die Gränzen immerdar unbestimmt; sie waren, je nachdem die Albanier in den häufigen Kämpfen gegen ihre Nachbarn Sieger blieben oder unterlagen, weiter oder enger gezogen.

Die Geschichte Albaniens ist äußerst dunkel und lückenhaft. Moses von Chorene leitet die Bewohner des Landes in seiner mythischen alles geschichtlichen Grundes entbehrenden Völkertafel, von Sisag her, einem Nachkommen Haigs im vierten Gliede, welcher wegen seiner Güte Achu d. h. der Sanfte genannt worden sey, woher der Name Achuan, Albanier. Dieses einzige Beyspiel wird hinreichen, um den Werth der etymologischen Forschungen des Armeniers zu bestimmen.

Man wußte seit langer Zeit, daß ein armenischer Schriftsteller im achten Jahrhundert, Moses Kalkantuni geheißen, eine Geschichte der Albanier geschrieben habe. Die Fragmente, welche man davon besitzt und die in meiner Geschichte der armenischen Literatur nachgewiesen sind, erregten den Wunsch, das Werk möchte vollständig auf uns gekommen seyn [1]). Moses ward endlich in der Klosterbibliothek zu Etschmiadsin, dem Sitze des Patriarchen oder Katholikos der Armenier, aufgefunden und der Bibliothekar, ein Mann von tiefer Gelehrsamkeit, der den Werth dieser Documente wohl zu schätzen wußte, war bereit eine Abschrift davon nehmen zu lassen, deren Inhalt Herr E. Boré, welcher vor Kurzem eine so ehrenvolle Sendung nach Syrien erhielt, in der Zeitschrift Université catholique mitgetheilt hat.

Moses Kalkantuni einen Geschichtschreiber nennen, hieße ihm eine unverdiente Ehre erweisen; denn er ist in der That nur, gleichwie die andern armenischen Historiker, ein ganz gewöhnlicher Annalist. Er durchdringt seinen Stoff nicht mit ordnendem Geiste; die Thatsachen sind bloß äußerlich zusammengestellt, wie die Quellen sie gerade darbieten und so liefert er meistens bloß Abschrift und Uebersetzung. Nur wo er von Persien und der Regierung der Sassaniden handelt, erhält seine Sprache einen höhern Flug. An den glänzenden Figuren, an den Gegensätzen und Wendungen der poetischen Prosa erkennt man die Weise jenes Landes, wo die üppige Phantasie durch den Pomp des Ausdruckes das Einfachste zu erhöhen sucht. Aber selbst da, wo er uns in die angeblich blutigen Mysterien des Zoroasterkultus einweiht, zeigt sich der Kompilator; denn diese Nachrichten, welche der Verfasser aus den örtlichen Ueberlieferungen geschöpft, sind nur gesammelt und neben einander gestellt, nicht wissenschaftlich geordnet. Man sollte glauben, je näher der Berichterstatter seiner eignen Zeit rücke, desto klarer, desto genauer würde er seyn; dem ist aber leider nicht so. Es wächst vielmehr die Nachläßigkeit und Verwirrung, je mehr er sich seiner Zeit nähert.

Das Werk ist in drey Bücher getheilt. Im ersten ist das Alterthum des albanischen Volkes in allzu kurzem Abriß behandelt, und wir gelangen bis zur Thronbesteigung der Sassaniden in Persien. Der zweyte Theil endet mit dem Erscheinen der Bilderstürmer in Armenien, und wir werden so bis zum Beginn des achten Jahrhunderts geführt, bis zur Zeit, wo Moses lebte. Dieß hindert ihn indeß nicht, die letzte Abtheilung wieder mit der Hedschra anzufangen.

Moses Kalkantuni giebt uns im ersten Buche ein kurzes flüchtiges Bild des Landes, seiner Lage und seiner Erzeugnisse. „Albanien“ — dieß sind seine Worte — „ist ein schönes anmuthiges Land, das alle Vorzüge in sich vereinigt. Es wird von den hohen Bergen des Kaukasus durchzogen und der fischreiche Kur, der ins Kaspimeer sich ergießt, bewässert dasselbe. An den Küsten breiten sich Ebenen aus, wo Getraide, Naphtha, Salz und sehr viel Wein, wo Seide, Baumwolle und zahllose Oliven gedeihen. In den Bergen sind Gold, Silber und Kupferminen. Letzteres ist von sehr gelber Farbe. Löwe und Leopard, Panther und Unze leben in den Wäldern; es giebt Adler und Falken und noch andere Vögel dieser Gattung. Hauptstadt ist das große Bardah.“

Die ältesten historischen Ueberlieferungen, die der Verfasser gesammelt, gehen bis zum Beginne des Christenthums zurück, das dort, der Sage nach, von den Aposteln gepredigt wurde. In der Ebene Ardaz oder Ardoz, am östlichen Fuße des Ararat,

1) Tschamtschean glaubte, das Werk sey im Laufe der Zeiten verloren gegangen. Padmuthiun Haiotz, Geschichte der Armenier I. 1046.

wurde, der Sage nach, der heilige Thaddäus auf Befehl des grausamen armenischen Königs Sanadrug — dessen Reich sich nach Mesopotamien bis Nisibis, seiner von ihm selbst erbauten Hauptstadt erstreckte, — getödtet. Nach einer andern Erzählung wäre der Apostel Bartholomäus ebenfalls dort umgekommen, und dieß stimmt mit jener Ueberlieferung der westlichen Kirche überein, nach welcher Bartholomäus lebendig geschunden und gekreuzigt worden in Albanopolis d. i. dem Lande oder der Stadt der Albanier [2]). Aber es bedurfte noch einer langen Zeit, bis die Barbarey der Bewohner sich legte. Die nachfolgenden Sendboten, welche hier das Evangelium predigten, konnten ihnen nur schwer begreiflich machen, daß man auch leben könne ohne zu plündern. Es waren diese Sendboten Armenier. Der Verdacht wurde in den Albaniern rege, sie möchten Spione des Königs und ihr Zweck Unterjochung des Landes seyn. Dieß ist, wie wir aus Goriun wissen, der Grund, daß Gregor, Sohn des Werthanes, Enkel des hl. Gregor des Erleuchters, den Märtyrertod erleiden mußte. Jene unbezähmbaren Völker waren nämlich häufig in Armenien eingefallen und König Tiridat in die Nothwendigkeit versetzt, sie zurückzutreiben und in ihrem eignen Lande anzugreifen. Er sah ein, welche politischen Vortheile ihm ihre Bekehrung zum Christenthume gewähren würde, und gab ihnen darum den zum Patriarchen, dessen Großvater in Armenien dieselbe geistliche Würde bekleidet hatte. So suchte er die Albanier durch religiöse Bande zu zähmen und sich zu unterwerfen. Gregor wurde aber an den Schweif eines Pferdes gebunden und zu Tode geschleift. Aus demselben Grunde wurde damals auch ein syrischer Missionär getödtet. König Vatschagan hat endlich das Christenthum allgemein im Lande eingeführt, und suchte nun Ordnung in die gegenseitigen Beziehungen der verschiedenen Stände zu bringen. Zu diesem Behufe versammelte er ein Concilium unter seinem Vorsitze, und die von ihm ertheilten Verordnungen lassen uns einen tiefen Blick werfen in die im vierten Jahrhundert herrschenden Sitten jenes Landes. Die Freyen oder Adeligen (Asad im Armenischen) hatten mit dem Klerus Sitz und Stimme in der Versammlung.

Um jene Zeit wurde die auf die geistige Entwicklung jener Länder vielleicht einflußreichste Erfindung gemacht. Man hatte bis dahin noch keine selbstständige Schrift und war nur auf das griechische und syrische Alphabet hingewiesen, in welchen viele sogar sehr gebräuchliche Laute des Armenischen, Georgischen und Albanischen gar nicht gegeben werden können. Da trat Mesrob auf, seines Wissens und seiner Tugend wegen von den Armeniern der Große genannt. Bewandert in griechischer und syrischer Literatur, hatte er sich während seines Aufenthaltes am Hofe Chosro III. auch die Kenntniß der persischen Sprache und Literatur erworben und sein Augenmerk auf Bekehrung der Anhänger Zoroasters gerichtet. Er gründete Schulen und suchte überall Liebe zur Wissenschaft und Religion zu verbreiten. Während er in der Provinz Udi den Glauben auszubreiten suchte, sah er ein, welche Vortheile ein neues Alphabet dem geistigen Fortschritt Armeniens, Georgiens und Albaniens gewähren würde. Er zog sich — wie die Sage geht — in die Länder Mesopotamiens zurück und trat dann zum allgemeinen Erstaunen mit seiner neuen Erfindung hervor, die jedem dieser Länder seine eigene Schrift gab. Die früher ganz unbekannten Schriftzeichen der Albanier wurden erst vor wenigen Jahren in einer Handschrift zu Edschmiadsin aufgefunden. Mesrob hat mit Isaac oder Sahag — beyde waren Schüler des Patriarchen Nerses — unter Beyhülfe mehrerer Zöglinge die ganze heilige Schrift ins Armenische übersetzt, wie bekannt ein Meisterstück durch Schönheit der Sprache und Genauigkeit des Sinnes.

Den Schluß des ersten Buches der Geschichte der Albanier bildet der Einfall der Hunnen in Armenieu; die Bekehrung und der Märtyrertod des Theophilus und seiner Gefährten ist dort weitläufig erzählt.

(Fortsetzung folgt.)

2) Venit in majorem Armeniam, et Astyages, Polymii regis frater, eo vivo pellem crudeliter detrahi jussit. Breviarum romanum 25. Aug.

Winckelmann und die Archäologie.
Die Hellenische Kunst.
Peitho die Göttin der Ueberredung.
Das Ideal der Hera.

(Schluß.)

In diesen Worten sucht Hr. Sch. nicht nur den Eindruck, den das Bild auf den empfänglichen Beschauer macht, sondern auch die Ansicht, welche er sich von dem Wesen der Göttin gebildet, auszudrücken. Doch ist er überzeugt, daß diese Idee der Göttin nicht ursprünglich gleich in ihrer vollen Ausbildung vorhanden gewesen sey, sondern als das Resultat einer Entwickelung erscheine, welche der gesammte Götterglaube der Griechen durchgemacht habe. Hr. Sch. huldigt der Ansicht, daß die Götter bey den Griechen, „so lange diese noch ganz in den Banden des Naturlebens befangen waren," ursprünglich nichts anderes gewesen seyen als die Kräfte der Natur, „von der Phantasie an gewisse Persönlichkeiten geknüpft, durch die sie in Thätigkeit gesetzt wurden." In der darauf folgenden Periode, die aus dem Munde des Homer unmittelbar zu uns spricht, sind die Götter bereits über die bloße Personification von Naturkräften zu dem Range denkender und sittlicher Persönlichkeiten erhoben, als welche sie jedoch, abgesehen von ihrer Macht, von den Menschen nicht wesentlich, sondern nur dem Grade nach verschieden sind. Aber selbst innerhalb dieser Periode findet eine Fortbildung statt, die sich sogar in den beyden Homerischen Gedichten wahrnehmen lasse, indem die Odyssee sichtbar auf einem anderen und höheren Standpunkte des Götterglaubens stehe als die Ilias. Allen diesen Göttern, deren keiner den vollen Begriff der Gottheit an sich trägt, liegt ein unerkanntes Urwesen zu Grunde, von dem sie, selbst gewordene Wesen, ihre Natur haben. Je mehr sich aber das Bewußtseyn zur Erkenntniß des wahren Begriffs der Göttlichkeit erhob, um so mehr mußte es sich von dem anthropomorphistischen Standpunkte lossagen, dessen zum Theil der Sittlichkeit anstößige Vorstellungen sich im Cultus und der Mythologie fortwährend behaupteten. Diese Lossagung nahm nun theils die Form einer veredelnden Umgestaltung, theils aber auch einer förmlichen Bekämpfung und Verwerfung an. Es ist dieß die Periode, deren Vertreter Pindar mit den Tragikern und die Philosophen von Pythagoras und Heraklitus bis Platon sind. Denselben Stufengang der Entwickelung weist nun der Verf. an der Hera nach. Auch sie sey zuerst Naturgöttin gewesen, Luft- oder Erd- oder vielleicht sogar Mondgöttin nach verschiedenen, später vereinigten Localsagen, deren Gemeinsames darin bestand, daß sie Gemahlin des Zeus war. Die noch außer ihr in demselben Verhältniß zu Zeus stehenden, seyen es Natur- oder höhere, geistige und sittliche Gottheiten, treten doch alle gegen Hera als die eigentliche Ehegattin zurück, vielleicht unter Einwirkung der Homerischen Gedichte, in denen das achäische Element vorwaltet, wie ja auch Hera eine vorzugsweise achäische Göttin ist und ihre Lieblingssitze in jener Gegend des alten Achaias hat. In dieser Würde als der Ehegattin des Zeus ist das ursprüngliche Naturelement ganz hinter das ethische zurückgetreten, aus dessen Bedeutung und Wirksamkeit sich alle theils unholden und den Menschen feindlichen, theils wohlwollenden und das Glück der Menschen wahrenden Eigenschaften herleiten lassen. Die der Hera zugeschriebenen Kinder: Hephästos, Ares und Hebe gehören ursprünglich nicht zu dem Vorstellungskreise, auf dessen Boden die Hera des Polykletos erwachsen ist. Dieser umgab ihr Haupt mit den Charitinen und Horen, die beyde ebenfalls wie Hera selbst aus dem Kreise von Naturgottheiten in den von sittlichen Mächten erhoben sind, erstere sogar von Einigen als Töchter der Hera genannt.

Diese Andeutungen werden genügen, die angezeigten Schriften, wie sie es sowohl wegen des gediegenen Inhaltes als der würdigen und ansprechenden Form verdienen, einer theilnehmenden Beachtung zu empfehlen.

Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 16. December.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Moses Kalkantuni Padmuthiun Achuaniz.
2. Padmuthiun Arisdageai Wartapedi Lasdiwerdzwoi.

(Fortsetzung.)

Am Anfange des zweyten Buches handelt Moses ausführlich ven der Geschichte Persiens und seine Sprache zeigt, daß er hier nicht sowohl eine selbstständige Erzählung als eine Uebersetzung einheimischer Chroniken liefert. Bey einem Feste — so erzählt der Verfasser unter andern — das Schapur, König der Ari oder Perser gab, hat er Antog oder Antiochus, dem Prinzen von Siun, d. h. der armenischen Provinz Sünik, nur den vierzehnten Platz angewiesen. Antog faßte einen heftigen Groll; er aß nicht und sein ganzes Sinnen war auf Rache wegen dieser Schmach gerichtet. Ein Einfall der Chaziren oder Chazaren bot ihm die beste Gelegenheit. Während der König mit seinen aus Assyrien, Chorassan, Chuaresm und Aderbaidschan zusammenberufenen Truppen dem Feinde entgegenzog, überfiel Antog Dispon oder Ctesiphon; er machte eine ungeheuere Beute und zieht sich in eine Festung zurück. Vergebens belagert ihn Schapur; Antog wußte zu den Griechen zu entfliehen und starb in ihrem Dienste, wie Moses von Chorene und Stephanus von Byzanz berichten, überhäuft mit Ehren.

Tschewantscher, ein berühmter Fürst der Albanier, hat den Verf. besonders angezogen und mit Liebe verweilt er bey der Schilderung seines Lebens. Es war dieß der Sohn Varaz I.; sein Vater stammte von Mihr, einem Verwandten des Sassaniden Chosro Perviz her, der in Udi, in der Nähe Bardah's seinen Sitz hatte. Frühe schon erkannte Varaz in seinem Sohne den zukünftigen Helden und schickte ihn nach Dispon an den Hof des Königs von Persien. Bald schwaug er sich bis zum Sbarabed oder General der Reiterey empor und als er bey Gadschan einen Sieg über die Araber davon trug, erhielt er von seinem Fürsten zwey goldene Lanzen, einen Schild und einen Gürtel als Preis seiner Tapferkeit. Aber das Herrscherhaus der Sassaniden war mit Jesdegerd erloschen und Tschewantscher beschloß in sein Vaterland zurückzukehrend.

Damals fielen die Araber nochmals in Persien ein. Tschewantscher benützte diese Gelegenheit, um sein Vaterland von den Fesseln einer lästigen Oberherrschaft zu befreyen. Albanien erstreckte sich damals von den Gränzen Georgiens und dem Hunnen- oder Alanenthore bis an die Ufer des Araxes. Nun verband er sich mit den Armeniern und sie beschlossen vereint ihre Lande unter den Schutz des griechischen Kaisers zu stellen. Auf dem Throne zu Byzanz saß Constantin, Enkel des Heraclius. Er kam, im Jahre 647, an der Spitze eines Heeres nach Armenien und ließ alsbald den Fürsten Tschewantscher vor sich rufen. Mit Auszeichnung wurde dieser von ihm empfangen; der Albanier wurde an seine Tafel gezogen und selbst den geheimen Berathungen des Kaisers wohnte er bey. Auch der König Turkestan's suchte, wie Moses berichtet, die Freundschaft des Häuptlings, und sein Ruhm verbreitete sich, wenn wir der albanischen Sage Glauben schenken wollen, so sehr, daß man von allen Seiten, nicht nur von Assyrien, Aderbaidschan, Geor-

gien, sondern auch von Indien kam, um ihn zu sehen und sich mit ihm zu berathen. Er war sanft, zugänglich und gerecht gegen Alle.

In jener Zeit zeigten sich die Chazaren, wie so häufig an der Gränze. Tschewantscher zog ihnen entgegen. Am Kur kam es zur Schlacht; die Feinde wurden geschlagen und zum Danke erbaute Tschewantscher die herrliche Kirche zu Orhnap. Auch ein Hunnenkönig war wieder in Armenien eingefallen; Tschewantscher führte in gläubigem Muthe sein Heer gegen den Feind, schloß aber ein Bündniß mit ihm. Da seine erste Gemahlin, eine Tochter des Fürsten von Sisag, gestorben war, heirathete er nun eine Tochter des Hunnenkönigs und bewog ihn, die den Christen abgenommene Beute wieder zurückzuerstatten. Um 661 zog er durch Armenien zu dem Führer der Araber; Moses nennt ihn König des Südens. Er wurde von Gregor, einem Prinzen aus dem berühmten Hause der Mamigonier, mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen; ebenso vom Patriarchen Anastasius. Aber das Bündniß, welches er geschlossen, hatte ihm Feinde zugezogen; viele blickten auch mit Neid auf seine immer wachsende Größe. Als er eines Tages in Bardah, der Hauptstadt Albaniens, zu einer religiösen Feyer sich begeben wollte, wurde er am Thore seines Palastes von Verschworenen getödtet; er verschied unter Thränen und Jammer des Volkes.

Bey dieser Gelegenheit hat uns Moses ein Bruchstück der Volkslieder, welchen diese ganze Heldensage entnommen seyn mag, aufbewahrt, das uns eine vortheilhafte Meinung von der albanischen Poesie einflößt. Energie des Ausdrucks und glühende Vaterlandsliebe herrschen in diesem Liede:

„Ein fürchterlicher Schlag hat die Länder des Ostens erschüttert; von seinem Falle erbebt die ganze Erde; Völker und Nationen werden meine Stimme hören und mit mir weinen."

„Tschewantscher hatte die Majestät des Löwen, der in seiner Höhle ruht; schweigend zitterten seine Feinde; seine Vasallen gehorchten ihm, sie fürchteten und liebten ihn zugleich."

Der Bruder des Tschewantscher, Varag Tiridat geheißen, wurde vom Rath der Großen zu dessen Nachfolger gewählt und der Patriarch heiligte die Wahl.

Nun folgt die Schilderung einer Gesandtschaft an den König der Hunnen, reich an interessanten Einzelheiten für den Geographen wie für den Historiker. Am 18. Mehegan (December) verließ Israel — dieß ist der Name des durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Gesandten — die königliche Winterresidenz Beroz-Gavad. Er gieng über den Kur, und durchzog dann in zwölf Tagen das eigentliche Albanien. An den Gränzen der Paghasagan, zwischen Georgien und dem Wohnsitz der Alanen, fand er die Stadt Lipan. Von dort zog er in das Land Djghep [3]), eines tapfern kriegerischen Bergvolkes. Nach mannigfachen Hindernissen kam er an den Ort, wo der Sendbote Gregor getödtet worden. Von dort gelangte er an die Tschoghathore bey Derbend und am vierzigsten Tag endlich erreichte er Waratschan, die Hauptstadt des Hunnenkönigs. Auf dem Throne saß damals Lithuer. Die Hunnen waren noch Heiden und dem krassesten Aberglauben ergeben. Blitz und Donner waren nach ihnen die unmittelbare Aeußerung des göttlichen Willens und gewissermassen dessen Offenbarungen. Sonne, Mond und Sterne waren ihnen eben so viele Gottheiten mit besondern Priestern versehen, welche Zaubereyen in den öffentlichen Gottesdienst mischten. Die Todten begrub man unter dem Lärm kriegerischer Musik und war Jemand durch eine berühmte That hervorragend, so führten seine Genossen während des Leichenbegängnisses turnierähnliche Waffenspiele auf; es rangen die einen wie Athleten, die andern kämpften zu Pferd und rings umgab sie Sang und Tanz und das Geheul der Klagenden. Vielweiberey war üblich und die Sitten waren äußerst verdorben. Israel wohnte auch dem Feste bey, das dem Riesen Rbanteat zu Ehren gefeyert wurde. Dieser, eine Art Herkules oder Mars, scheint als Schutzgeist betrachtet worden zu seyn. Berge und Wälder waren ihm besonders geweiht; Baumblätter wurden von den Priestern zubereitet und als eine Art Schutzmittel gegen alle Krankheiten und besonders als Mittel der Fruchtbarkeit unter dem

3) Zu sprechen Diep.

Volk verbreitet. Männer und Frauen trugen auch goldene und silberne Amulette in der Gestalt eines Drachen [4]).

Das dritte Buch steht sowohl was die Form als das historische Interesse betrifft, weit hinter den beyden vorigen zurück. Die Albanier nehmen nur noch einen untergeordneten Platz ein und der Verfasser läßt die religiösen und politischen Angelegenheiten des eignen Vaterlandes in den Vordergrund treten. Die Armenier hatten sich von der griechischen Kirche getrennt. Sie verwarfen das ökumenische Concil von Chalcedon und blieben, wie sie sagen, der Kirche treu, welche Gregorius der Erleuchter gegründet hatte. Sie ermangelten dadurch der Hülfe der Byzantiner gegen die Perser, und wenn sie auch zuweilen mit dem Hof von Constantinopel sich verbanden, so blieben dieß nur vorübergehende Verträge, die von dem Parthey- und Stammhaß bald zerrissen wurden.

Die Araber machten bald nach ihrer Bekehrung zum Islam — wir werden später nochmals, bey der Anzeige der Geschichte Darons von Johannes dem Mamigonier, auf diese Thatsache zurückkommen, — Einfälle in Armenien. Die Armenier konnten den heftigen Angriffen der feindlichen Reiterey nicht widerstehen und mußten die Oberherrlichkeit der Chalifen anerkennen. Ihr Haß gegen die Anhänger des Concils von Chalcedon war überdieß weit stärker als der gegen die Unterdrücker ihrer Selbstständigkeit. Albanien war der griechischen Kirche treu geblieben oder wollte sich nach andern Berichten wiederum zu ihr bekennen. Der Katholikos Armeniens, welcher den Patriarchen von Albanien nur als einen Untergebenen betrachtete, wollte diesen von seiner Stelle entfernen und einen Anhänger der armenischen Nationalkirche einsetzen. Er verschmäht es nicht, bey dem Emir der Gläubigen — so nennt er ihn in dem Briefe, den uns Moses aufbewahrt hat — Klage einzulegen; die Entscheidung konnte natürlich nicht zweifelhaft seyn. Der Katholikos Johannes VI., ein berühmter armenischer Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts, berichtet dieses Ereigniß in folgenden Worten. „Elias war damals Patriarch in Armenien (700 — 718 u. Z.); Nerses Bischof der Albanier. Dieser hatte sich an das Concil von Chalcedon angeschlossen und vereint mit der unverheiratheten Fürstin von Albanien bot er alles Mögliche auf, das ganze Land zu seinem Glauben zu bekehren. Als die Großen Albaniens dieß sahen, schickten sie Gesandte an Elias, damit er zur rechten Zeit diesem Treiben Einhalt thue. Zu wiederholten Malen ermahnte der Katholikos die Königin und den Bischof; alle liebevollen Zurechtweisungen waren jedoch vergebens. Es blieb ihm nur noch ein Weg übrig. Elias wandte sich in einem Briefe an Omar, den Amirabed, das Haupt der Fürsten, so nennen die Armenier die Chalifen. „In unserm Lande," schrieb er, „lebt ein Bischof; eine unverheirathete Fürstin hat sich mit ihm verbunden und sie versagen Eurem Reiche den Gehorsam. Sie trennen sich los von mir, der ich Euren Namen immer segnend in mein Gebet einschloß, und verbinden sich mit dem Kaiser von Rom. Dadurch beunruhigen sie unser Land und Ihr müßt eilen, mich von ihnen zu befreyen; denn Rom unterstützt sie aus allen Kräften, sowohl mit Geld als mit andern Hülfsmitteln." Der Amirabed freute sich der Treue des Patriarchen und erwies ihm große Ehren. Er sandte den Obersten der Eunuchen nach Albanien, um jene Angelegenheit zu ordnen und Nerses und die Fürstin vor ihn zu bringen. Der Eunuche bemächtigte sich der Angeklagten; er belud sie mit Ketten und führte sie auf Kameelen zum Amirabed. Elias setzte sodann einen andern Bischof an die Stelle des Nerses [5]).

Die Erzählung Moses des Kalkantunier wird nun immer unklarer und verliert an Interesse; kaum

4) Diese ganze Schilderung der Religions- und bürgerlichen Gebräuche lehrt, daß die angeblichen Hunnen zum Volke der Tscherkessen gehörten. Neumann, Rußland und die Tscherkessen. Stuttgart 1840. 104 ffg.

5) Histoire d'Arménie, par le Patriarche Jean VI. Traduit de l'arménien en français par St. Martin. Paris 1841 87. Der Chalife Omar aus dem Hause der Ommjaden regierte von 717 — 720. Das Ereigniß mußte sich also in diesen Jahren zugetragen haben.

sind die Haupteinfälle der Araber in Albanien angegeben. Bloß aus einigen Einzelheiten können wir errathen, daß die Albanier ihre ehemalige Tapferkeit noch nicht verloren. Dreyzehn Jahre lang halten sie in Bardah die Belagerung der Muselman aus. Das Ansehen der Geistlichkeit sinkt immer mehr; hier wie in Armenien müssen sich die Bischöfe durch große Summen den Schutz oder die Duldung von Seiten der Statthalter der Chalifen erkaufen. Von nun an liefern die arabischen Historiker die Quellen zur Geschichte Albaniens; ein Bruchstück aus der neuern Geschichte der Schirwanschahe (1533 — 1820) verdanken wir dem einsichtsvollen Fleiße des Akademikers Dorn [6]).

2. Lasdiwerd ist eine Burg der Mark Garin des Landes Hocharmenien. Sie lag unfern Arbsen's, der berühmten alten Stadt, welcher höchst wahrscheinlich das jetzige Erzerum oder richtiger Arbsen-Rum, das römische Arbsen (um den Ort von andern gleichen Namens zu unterscheiden) seine Entstehung und Benennung verdankt. Hier zu Lasdiwerd ward Aristakes, der armenische Geschichtschreiber geboren, welcher uns die Ereignisse seines Vaterlandes, unter denen die Zerstörung der Hauptstadt Ani durch Alparslan (1064) eines der vorzüglichsten und traurigsten ist, und einige Begebenheiten der benachbarten Reiche vom Jahre 989 bis 1071 erzählt. Wann und unter welchen Umständen er das Licht der Welt erblickte, wird uns nirgendwo berichtet. Auch über seine Lebensverhältnisse konnten wir keine Kunde erhalten; wir wissen nur, daß er in der zweyten Hälfte des eilften Jahrhunders blühte und daß er von seinem Geburtsorte, um ihn von andern Schriftstellern gleichen Namens zu unterscheiden, der Lasdiwerdier genannt wurde. Die Schreibweise des Mannes zeichnet sich, im Verhältniß zu vielen andern haikanischen Schriftstellern, durch Klarheit und Einfachheit aus; sie wird von den Mechitaristen sogar als Muster eines rein armenischen Styles gepriesen. Die wenigen Verstöße gegen den ächten Genius der Sprache, wie er glänzend hervortritt in den klassischen Werken des Moses und Elisä, des Lazar und Goriun müssen, nach ihrer Ansicht, den modernen unkundigen Kopisten zugeschrieben werden. Durch die zahlreichen mit der Erzählung verflochtenen Betrachtungen, in seiner Lebens- und Weltansicht schildert sich Aristakes, wie so viele andere Schriftsteller der Nation, als ein beschränkter Geistlicher und zwar als ein eifriger Feind des Conciliums von Chalcedon, worüber die Herausgeber, welche bekanntlich zur unirten Kirche gehören, sehr ungehalten sind. Die vier Handschriften, welche die Mechitaristen zum Drucke dieser ersten Ausgabe der Geschichte des Doktors Aristakes benutzen konnten, stammen sämmtlich, wie dieß die Form der Charaktere zeigt, — sie sind nicht mit Jahrzahlen versehen — theils aus dem achtzehnten, theils sogar aus dem neunzehnten Jahrhundert. Während des Druckes erhielten die gelehrten Herren auf St. Lazaro, mit der Nachricht, daß die vollständige Geschichte des Stephan Orpelean aufgefunden sey [7]), eine fünfte Abschrift vom Jahre 1825, die nur äußerst selten selbstständige von den bereits vorhandenen Texten abweichende Lesarten dargeboten hat.

Die von Aristakes erzählten Begebenheiten der acht bis neun Jahrzehnte aus der Geschichte Armeniens und Vorderasiens haben das Schicksal dieser herrlichen Länder bestimmt bis auf den heutigen Tag. In jene Zeiten fallen die letzten bedeutenden Anstrengungen der Gebieter von Byzanz, Basilius II., Konstantin VIII., Romanus II., Konstantin IX., Monomachus, Isaak I. Komnenus und Romanus III. Diogenes, um diese ehemaligen Besitzungen aus der Blüthezeit des römischen Reiches, Kleinasien und Armenien, gegen das Verlangen der Eingebornen nach Unabhängigkeit, wie gegen den Eroberungsdrang der zahllosen Reiterschaaren Turkestans zu behaupten.

(Fortsetzung folgt.)

6) Gelehrte Anzeigen 1845. No. 84 ff.

7) Dieses wichtige Werk wird jetzt von den Mechitaristen zum Drucke vorbereit; P. Leon ist damit beschäftigt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. December.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Moses Kalkantuni Padmuthiun Achuaniz.
2. Padmuthiun Arisdageai Wartapedi Lasdiwerdzwoi.

(Fortsetzung.)

Umsonst waren aber alle diese Anstrengungen; vergebens waren alle die Feldzüge der östlichen Imperatoren. Die zum Islam bekehrten Türken blieben die Gebieter dieser Gegenden und die ganze Macht des Abendlandes, in den Kreuzzügen aufgeboten, war nicht im Stande sie daraus zu verdrängen. Die Denkwürdigkeiten des Armeniers erhalten dadurch einen eigenthümlichen Werth, einen besondern Reiz.

In einem kurzen Vorworte beklagt Aristakes das Unglück seines Volkes und der ganzen Christenheit. Wer ist aber Schuld daran, fragt sich der fromme Mann? Niemand als wir selbst sind die Ursache alles dieses Unheils, lautet seine Antwort. Das Maß unserer Sünden war übervoll und die Gottheit schüttete sie wieder herab zu unserem Verderben. Auch ihm ist die Weltgeschichte, freylich in einem anderen Sinne als der Dichter es verstand, das Weltgericht.

Kaiser Basilius II. kam im 25. Jahre seiner Regierung (1001 u. Z.) nach Georgien, um die Länder des am Gifte verstorbenen Curopalat David in Besitz zu nehmen, eine Begebenheit, mit welcher der Lasdiwerdier sein in fünfundzwanzig Abschnitte eingetheiltes Werk eröffnet. David, ein tapferer mächtiger Fürst in den südwestlichen Theilen Georgiens, in der Landschaft Taik (Achaltsik oder Neustadt heutigen Tages genannt), hatte dem Kaiser beym Anfange seiner Regierung große Dienste geleistet; durch die Hülfe dieses Fürsten der Georgier ward nämlich Basilius in den Stand gesetzt, den gefährlichen Aufstand des Sclerus niederzuschlagen (976) und sich auf dem Throne von Byzanz zu behaupten. Der Kaiser belohnte den Krieger mit ansehnlichen Lehen, die er nun sammt den andern Besitzungen des Curopalat, dessen Testamente gemäß, in Besitz nehmen wollte. Die Freyen [8]), die Fürsten Georgiens, welche hier wie in Armenien und Albanien, in der Weise des römischen Reiches deutscher Nation, eine herrschende Feudalaristokratie bildeten, suchten ihre Selbstständigkeit zu behaupten. Es kam zwischen ihnen und, wie Aristakes ausdrücklich meldet, dem russischen Heere des Kaisers zur Schlacht und die Georgier mußten sich unterwerfen. Bagarad, König der Apchasier (die Abasgi der Griechen), erhielt die Stelle eines Curopalat und der Vater des Königs Gurgen oder Georg den in den Rangklassen des byzantinischen Hofes hochstehenden Titel Magistros. Basilius ordnet nun über die Län-

---

8) Asad im Armenischen. Cambesis (Hist. Haer. Monothelit. 311) hält die Asad irrthümlich für eine Art frommer Genossenschaft, für Asceten. Alle Namen des hier abgedruckten griechischen Berichtes über Armenien sind bis zur Unkenntlichkeit verdorben; dieser Bericht verdiente aber von neuem aufgelegt und nach haikanischen Quellen verbessert zu werden.

der Armeniens, welche die Oberherrlichkeit des Reiches anerkannten, byzantinische Beamte und kehrt nach Konstantinopel zurück. Die Ruhe dauert aber niemals lange in diesen Gegenden. Bagarad, von den Griechen Pankration genannt, starb (1011); sein Sohn und Nachfolger Georg verweigert die Herausgabe der Länder, welche sein Vater als Curopalat besessen hatte. Auch nicht das geringste Haus, antwortete Georg dem Kaiser, werde ich von dem Erbe meines Vaters lassen. Deßhalb erhob sich von neuem ein Krieg zwischen den Georgiern und den Griechen, in welchen bald, wie gewöhnlich, die Armenier verwickelt wurden.

Zu der Zeit, sagt Aristakes im Beginne des zweyten Abschnittes, herrschte König Kakig aus dem Hause der Bagraditen, welche sich, wie Moses von Chorene berichtet, der Abstammung von einem gefangenen Israeliten Schampad rühmen, von Nebuchadnosar dem König Armeniens geschenkt, über die Armenier. Es war dieß ein tapferer einsichtsvoller Fürst, der es verstand, während seiner dreyßigjährigen Regierung (989 — 1020) Ruhe und Frieden einigermaßen im Lande zu erhalten. An Ruhe und Frieden in unserem Sinne des Wortes darf man freylich nicht denken in einem halbbarbarischen, durch herrschsüchtige Klanhäuptlinge geplagten Lande. Ani [9]), in der Mark Schiraz der Provinz Ararat gelegen, war damals die Hauptstadt des Reiches und (von 992 — 1064) auch der Sitz des Katholikos. Hier wurden eine Menge herrlicher Gebäude und namentlich viele Kirchen aufgeführt, deßhalb die Stadt der 1001 Kirchen genannt, wovon jetzt nur noch großartige Ruinen übrig sind. Es herrschte hier große literarische Thätigkeit; Aristakes berichtet von mehreren Gelehrten, die um diese Zeit blühten, worunter der Annalist Stephanus von Daron, gemeinhin Asolnik genannt, hervorragt. Kakig starb (1021) im hohen Alter; zwischen seinen Söhnen Sempad, gemeinhin Johannes genannt, und Aschod entstehen alsbald Zwistigkeiten. Johannes, der Erstgeborne, welchem die Nachfolge gebührte, war ein schwacher, dem Wohlleben ergebener Fürst; er hatte mehr die Weise eines guten friedliebenden Bürgers, welche immer zu Unruhen führt in halbbarbarischen Ländern. Aschod, das Gegentheil seines Bruders, wußte sich eine Partey zu machen. In die Wirren, die sich jetzt in Armenien erhoben, mischte sich bald König Georg vom Abchasenlande. Aschod, aus dem Lande gejagt, flüchtet nach Byzanz, unterwirft sich Basilius und kehrt mit einer griechischen Hülfsmacht in sein Vaterland zurück. Die Byzantiner litten anfangs herbe Verluste; am Ende mußten sich jedoch die Armenier wie die Iberer unterwerfen. König Georg übergab seinen Sohn und andere des Volkes dem Kaiser als Geiseln und versprach, in Zukunft ein Freund der Römer zu bleiben. Cedrenus und Zonaras [10]) berichten diese Vorfälle kurz unter dem Jahre 1023. Der Armenier ist natürlich viel ausführlicher und genauer, namentlich in Betreff der traurigen Rolle, die sein Vaterland bey dieser Gelegenheit spielte. Manche dunkle Andeutungen der Byzantiner erhalten dadurch erst ein sicheres Verständniß. Anderseits dienen sie uns wieder zur Berichtigung vieler Namen von Personen und Oertlichkeiten, so wie der zahlreichen irrigen chronologischen Angaben des armenischen Annalisten. Die Mechitaristen haben nämlich Aristakes in der Weise dem Drucke übergeben, wie sie ihn in den Handschriften vorfanden, ohne Noten und Erläuterungen; nur die Varianten der Handschriften sind unter dem Texte angegeben. Selbst die Verbesserungen, welche sich bereits in Indschidscheans gelehrtem Werk über Altarmenien (vgl. z. B. S. 375 dieses Werkes) vorfinden, blieben unbeachtet.

Constantin, der Bruder und Nachfolger des Basilius (1026) wird von Aristakes als ein friedliebender wohlwollender Fürst geschildert. Die Absetzung und Blendung des Nicephorus Comnenus, —

9) Ἀνίον bey den Byzantinern. Cedren. II. 761. Die georgischen Fürsten Bagradion, welche jetzt bloß zum russischen Adel gehören, stammen von dem armenischen Bagraditen. Der Name Bagarad wörtlich übersetzt bedeutet Gotteszeichen. Wacharschag, der Bruder Arschags, von den Griechen Arsaces genannt, soll einem Nachkommen Schampads diesen Titel beygelegt haben.

10) Stritter, IV. 188.

hier Coniganos, in einer Handschrift auch Comenos genannt, — des Statthalters der armenischen Provinz Waspuragan, welche die ardsrunischen Fürsten des Landes [11]) für große Lehen in Kleinasien (gegen 1021), namentlich für Sebastia, dem byzantinischen Reiche überlassen hatten, wird ein beklagenswerthes Ereigniß genannt. Nicephorus sey ein tapferer trefflicher Mann gewesen; das Land schützte er vor den Verwüstungen der Turkman [12]), die von Aristakes und andern Armeniern, weil sie über Persien herrschten, Perser genannt werden. Constantin regierte nur kurze Zeit und hatte keine männliche Erben. Deßhalb ward seine älteste Tochter Zoe, ein sehr ausschweifendes Weib, kurz vor dem Tode des Kaisers, mit einem Häuptling des Heeres, Romanos geheißen, verheirathet und dieser nun zu seinem Nachfolger (1027) ernannt. Gleich im ersten Jahre seiner Regierung, sagt Aristakes, was, wie man aus den byzantinischen Quellen sieht, ungegründet ist, unternahm der König den unglücklichen Zug gegen Halp oder Aleppo. In Cilicien ließ er die armenischen Einsiedler und Mönche des sogenannten schwarzen Berges, ein Kloster an dem Seitenabhange des Taurus, als Ketzer aufgreifen und unter die Truppen stecken; „denn der Kaiser war ein treuer Anhänger des Conciliums von Chalcedon und verfolgte die Rechtgläubigen.“ Auch gegen die andern Rechtgläubigen erlaubte sich der Kaiser allerley Verfolgungen. Diese Bemerkung des Annalisten erregte die Mißbilligung seiner Herausgeber, der Mechitaristen. Aristakes, sagen sie in einer Note, sey im Irrthum; alle kundigen und regelrechten Geister erkennen im Gegentheile die Richtigkeit der heiligen Synode von Chalcedon.

(Schluß folgt.)

11) Bey den Byzantinern, wie bey Constantinus Porphyrogenita Ἀσπουρακάν und Βασβαρακάν genannt.

12) Vgl. Lebeau XIV. 233.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. VIII. Bd. II. und III. Heft. Würzburg, 1845. 8.

Geschichte

der k. schwedischen und herzogl. sachsen-weimarischen Zwischenregierung im eroberten Fürstbisthume Würzburg, in besonderer Beziehung auf das reformirte Religions-, Kirchen- und Schulwesen.

Vom

k. Legationsrath, Herrn Dr. C. G. Scharold.

(Schluß.)

Haben wir mit wahrem Vergnügen die früheren drey Abschnitte dieser interessanten und gründlich gearbeiteten Geschichte in diesen Blättern angezeigt, so mag es uns nun auch vergönnt seyn, den Hrn. Verf. bis an das Ende seiner Arbeit zu begleiten. Das erste Heft des achten Bandes schloß mit der am 27. Juli 1633 erfolgten Ankunft des Fürsten (Herzog Bernhard) zu Würzburg, mit der Anberaumung des Tages der feyerlichen Besitznahme und der Huldigung auf den 29. desselben Monats, mit einem Potpourri aus den Würzburger Magistrats-Protokollen (Gel. Anz. 1844. 3. Decemb. Nro. 241, S. 895, 896).

Vierter Abschnitt.

Jahr 1633 und 1634.

1) Einweisung des Herzogs Bernhard zu Sachsen in den Besitz des Herzogthums zu Franken und der Bisthümer Würzburg und Bamberg. Erbhuldigung. Hierbey vom Magistrate der Stadt Würzburg übergebene Petition. Bescheidung derselben. Verlangte urkundliche Nachweisung der Privilegien Würzburgs.

Burgermeister und Rath der Stadt Würzburg erhielten Namens der Krone Schweden und des Reichskanzlers Oxenstierna den Befehl, am 29. Juli (1633) zwischen 8 — 9 Uhr auf dem Marienberg unfehlbar sich einzufinden, um daselbst „ferneren Bescheid“ zu vernehmen. Auf dem Schlosse beym Springbrunnen versammelt, harrten sie voll wehmüthiger Empfindungen der kommenden Dinge. Erst gegen 11 Uhr kamen Herzog Bernhard und sein Bruder mit Gefolge, ihnen zur rechten Hand der schwedische Generalschatzmeister Graf von Brandenstein als k. Einweisungs-Commissär. Im Kaisersaal des Schlosses erklärte derselbe vor allen An-

wesenden den Herzog Bernhard von Weimar im Namen der Krone Schweden zum „Herzog zu Franken und Landesfürsten und Herrn der beyden Bisthümer Würzburg und Bamberg," mit allen Rechten ꝛc., wie sie die vorigen Bischöfe immer gehabt und wie solche der König von Schweden jure belli an sich gebracht. Er wies sämmtliche adeliche Vasallen, Regierungsräthe, Bürgermeister und Schultheißen, Prälaten, geistliche Personen der beyden Fürstenthümer an den gegenwärtigen Herrn Herzog als ihren rechtmäßigen Erbherrn und Landesfürsten, dem sie treu und unterthänig seyn sollten.

Nach Verlesung der Eidesformel überreichte der Magistrat, als er zum Handgelöbnisse an den Herzog gewiesen wurde, diesem eine schriftliche Petition (Beylage II. 170 — 172) Namens der Stadt und bat um gnädigste Gewährung. „Es soll geschehen," antwortete der Herzog, „so viel thunlich," und jetzt erst legten sie den verlangten Eid ab.

Des andern Tages, 30. Juli, überbrachten 8 Glieder des Magistrates dem Herzog einen vergoldeten 8 Mark schweren silbernen Becher nebst 2 dreyeimerigen Fäßchen voll des besten Weines von 1629 und 1631, und baten um Gewähr ihrer gestern überreichten Bittschrift. Das Geschenk ward wohlgefällig vom Herzoge entgegengenommen und ihres Bittgesuches halber der Deputation die Antwort ertheilt: Er, der Herzog, gedenke Niemanden von seinem Rechte etwas zu entziehen, wenn dieß nicht gegen ihn gerichtet sey. Religionsbeschwerden werde er abhelfen, nur möge sich der Magistrat nicht zu viel mit den Geistlichen einlassen, mit ihnen keine heimliche Anschläge machen helfen und namentlich den Grundsatz aufgeben: Ketzern dürfe man Wort und Treue brechen. Die Gewissen wolle er nicht beängstigen, weil er sich hierin keine Verantwortlichkeit bey Gott aufladen wolle. Die Kirchen bleiben zwar der Stadt überlassen, aber der Klöster solle sich der Magistrat nicht annehmen, denn sie gehörten ihm als alleiniger Obrigkeit zu.

Nachdem der Herzog in Eile die dringendsten Anordnungen in Bezug auf die künftige Landesverwaltung in seiner Abwesenheit getroffen, betraute er, welchem hochwichtige auswärtige Geschäfte kein längeres Verweilen in seiner Hauptstadt erlaubten, mit der Leitung der Regierung seinen Bruder Ernst, genannt der Fromme, als Oberstatthalter. Bernhard hatte die zeitherigen Mitglieder der schwedischen Regierung und Kammer bestätigt, und begab sich über Schweinfurt zum Heere nach Donauwörth. Herzog Ernst, der auf kurze Zeit bald nach der Ueberweisung Würzburg verlassen hatte, begann seine Verwaltung damit, daß er der Regierung zu Würzburg befahl, nach und nach an gewissen Tagen und Orten die Leistung der allgemeinen Erbhuldigung durch besondere Commissäre vollziehen zu lassen, wobey im Allgemeinen

bestimmt wurde, daß bey jeder Huldigung der Städte und Ortschaften ein Verzeichniß ihrer durch das bisherige Kriegswesen verursachten Beschwerden und Wünsche für die Verbesserung des Nothstandes zu übergeben wäre. (Beylage III. 173).

Schon am 23. August war Herzog Bernhard nach Würzburg zurückgekommen, ohne sich jedoch einen Tag daselbst aufzuhalten. Des andern Tags am Abend langte auch Herzog Ernst mit seinem zahlreichen Hofpersonale dort an.

Die Rückkehr der herzogl. Brüder belebte die Hoffnung des Magistrats und der Bürgerschaft, daß noch vor der Huldigung am 25. August eine willfährige landesherrliche Entschließung auf die am 29. Juni überreichte Bittschrift erfolgen werde.

Der Huldigungsact begann mit einer Rede des Kanzlers, worin der Herzog Ernst als seines Bruders Statthalter vorgestellt wurde, der von sämmtlichen Unterthanen die Erbhuldigung für den regierenden Herzog einnehmen werde; die Anwesenden hätten sich zu erklären, daß sie den Herzog Bernhard für ihren rechten Landesfürsten anerkennten. Die Versammlung bejahte dieß, worauf der Kanzler fortfuhr: Herzog Ernst danke für diesen Ausdruck ihrer Gesinnung und erkläre, daß Er und sein Bruder männiglich bey Freyheiten, Rechten und Gewohnheiten belassen und so viel möglich vor Unrecht und Gewalt väterlich schützen und alle Gerichte nunmehr wieder eröffnen und von denselben Recht ertheilen lassen werden, worauf der Huldigungseid verlesen, allen Beamten der Stifte, Klöster, Städte, Flecken, Dorfschaften ꝛc. das Handgelöbniß abgenommen, sofort die Eidesformel vorgetragen und von den sämmtlichen Anwesenden nachgesprochen wurde. Die Mitglieder des Magistrats beschied der Herzog ihrer Petition halber auf Nachmittag zu sich.

Hier drückte der Herzog jedem Rathsdeputirten die Hand und empfieng unbedeckten Hauptes die Glückwünsche zu seiner Ankunft. Die Deputirten überreichten, wie beschlossen, die Petition vom 29. Juli in Abschrift nebst einem neuen Schreiben, worin sie um Bestätigung der vor Kurzem gewählten und seitdem schon eingeführten Rathsherrn, vorzüglich aber um ungehindertes Verbleiben der Bürgerschaft bey ihrer uralten katholischen Religion und deren freyen Uebung baten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

1. Moses Kalkantuni Padmuthiun Achuaniz.
2. Padmuthiun Arisdageai Wartapedi Lasdiwerdzwoi.

(Schluß.)

In dem Unglück, welches Romanus auf diesem Zuge verfolgte, sieht unser Annalist im Gegentheile ein Strafgericht Gottes. Gott der Herr züchtigt die Feinde der Kirche, d. h. in seinem Sinne, die Anhänger der Synode von Chalcedon. Solch eine religiöse, wohl großentheils aus nationalen und staatlichen Verhältnissen, die weit über das Christenthum hinaufreichen, hervorgegangene Feindseligkeit gegen die Griechen zieht sich durch die ganze Literatur der Armenier. Die Mechitaristen haben nicht selten, wie das namentlich Tschamtschean gethan hat in seiner Geschichte Haiasdans, die gehässigen Stellen gegen die irrgläubigen Griechen gemildert oder ganz unterdrückt. Sie möchten gerne den Wahn verbreiten, daß ihre hervorragenden Patriarchen sich den Beschlüssen des Conciliums von Chalcedon unterworfen hätten. Daß dieß aber keineswegs der Fall ist, wird meine Geschichte des armenischen Landes und Volkes zeigen, wozu ich seit vielen Jahren einen reichen Stoff gesammelt habe.

Eine Darlegung des ganzen Inhaltes der Geschichte des Aristakes bis zum Untergange der Bagraditenherrschaft in Armenien (1045) und der Uebermacht der Seldschucken würde hier zu viel Raum einnehmen. Man muß sich deßhalb auf die Mittheilung einiger Bruchstücke beschränken. Im 22. Abschnitte kommt der Verf. auf die so wenig bekannte Sekte der Thontrakier. Die Ueberschrift dieses Kapitels lautet: Von der bösen Sekte der Thontrakier, die in der Landschaft Hark sich zeigte und von vielen andern Wirren. Dieses Kapitel beginnt mit folgenden Worten:

„Ein gewisser Bischof Jakobus, der den Kirchen des Hauses Hark [13]) vorgesetzt war, gab sich im Beginne seiner Verwaltung den Schein trefflicher Bestrebungen. Er war in grobem Zeug gekleidet, fastete, ging barfuß und lebte mit Geistlichen schmucklosen und einfachen Wesens, die sich der feinen Speisen enthielten und beständig Psalmen sangen. Jakobus lehrte, daß demjenigen, der seine Sünden nicht bereut und das begangene Unrecht nicht selbst wieder gut macht, weder Gebete noch Meßopfer etwas helfen.“ Der geistliche Annalist ist über solch eine ketzerische Lehre sehr aufgebracht; er überschüttet den armen Jacobus mit zahllosen Schmähworten. Jakobus wurde endlich, nachdem alle Mahnungen vergeblich waren, vom Katholikos Sarkis seiner priesterlichen Würde entkleidet, worauf er nach Konstantinopel ging und später sich zu den Thontrakiern bekannte, so genannt von dem Städtchen Thontraks in der Mark Apahunik der Landschaft Duruperan. Dieser Ort ist unter dem Namen Thuntras jetzt noch vorhanden in der Nähe von Manaskerd [14]).

---

13) Es ist dieß eine Landschaft der Provinz Duruperan, die vom Euphrat durchzogen wird. Das Paschalik Van umfaßt den größten Theil dieses, in der armenischen Geschichte so häufig genannten Landes.

14) Indschidschean Altarmenien, 130. Neuarmenien, 112.

Die Thontrakier führten auch nach andern Orten, wo sie zahlreich waren, andere Namen; die bekanntesten darunter sind Mananalier nach der Mark gleichen Namens in Hocharmenien und Sonnensöhne, weil sie der Sonne eine besondere Verehrung erwiesen. Sie hängen einerseits mit den gnostischen aus dem Feuercultus hervorgegangenen Sekten zusammen und anderseits mit den sogenannten Paulicianern oder Neumanichäern und Albigensern. Es ward in Armenien mit diesen armen Leuten nicht weniger blutig und grausam verfahren als mit ihren Genossen im südlichen Frankreich. Wie Simon, Graf von Montfort, gegen die Albigenser, so wüthete, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, der General Gregor, mit dem Beynamen des byzantinischen Titels Magistros, der seine Abstammung bis auf die Arsaciden zurückführt, gegen die Thontrakier. Magistros ist, wie in meiner Geschichte der armenischen Literatur nachgewiesen wurde, auch als Schriftsteller bekannt. Er starb im Jahre 1058.

Der letzte Abschnitt der Geschichte des Aristakes handelt von dem Schicksale Romanus III. Diogenes und lautet seinem wesentlichen Inhalte nach folgendermaßen. Als nun der König Diogenes, der sechzigste in der Reihenfolge seit dem großen Konstantin, sah, daß der König der Perser (Turkman) die Statthalter geschlagen und viele Länder des Reiches an sich gerissen hatte, so versammelte er (1071) ein zahlloses Heer in dem Lande der Bithynier [15]). Aber siehe ein unglückseliger Gedanke kam ihm in den Geist. Der König übergab viele Truppen in die Hände einiger Hauptleute, die andern Weges gingen. Hierauf zog er mit dem übrigen zwar noch großen Heere weiter vorwärts und kam nach der großen Stadt Theodosiopolis, wo Heerschau gehalten wurde. Hier wartete er nicht, um die andern Truppen an sich zu ziehen, sondern eilte rasch vorwärts und kam in die Landschaft Manaskerd [16]), wo er sich der gesammten Macht des Perserkönigs entgegenstellte. Der König der Perser wünschte ebenfalls, daß es schnell zum Treffen käme; er wollte lieber mit zwey Dritteln als dem ganzen Heere kämpfen. Ueberdieß wüßte Alparslan oder der kühne Löwe, dieß bedeutet sein Name, daß die getheilte griechische Macht wenig Lust zum Kampfe habe. Gleich am Anfange der Schlacht ging ein Theil der Truppen, „die keine Gottesverehrung kennen," zum Feinde über; es war dieß, wie wir von anderer Seite her wissen, ein Theil der Usen, ebenfalls türkischen Stammes. Die andern, Armenier und Griechen schwuren, daß sie bey dem Kaiser ausharren wollen und sie haben ihr Wort getreulich gehalten. Die Beschreibung der Schlacht und der Gefangenschaft des Kaisers stimmt vollkommen mit den Nachrichten der Byzantiner und den andern östlichen Quellen überein. Aristakes weiß aber nichts davon, daß, wie hie und da erzählt wird, Diogenes die Erde geküßt und der Seldschukenfürst ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt habe. Alparslan, Alphaslan im armenischen Annalisten, wird uns hier im Gegentheile erzählt, habe schon vor der Schlacht einen Eid geschworen, daß er, wenn seine Truppen siegen, den geschlagenen Feind mit Liebe und Freundschaft behandeln wolle. Und er hat seinem Eide nichts vergeben. Diogenes wurde wie ein lieber Freund aufgenommen und behandelt. In dem Frieden, welchen der Sultan mit ihm schloß, versprach der hochherzige Türke, daß von nun an keine Zwistigkeiten mehr statt finden sollen zwischen Persien und dem byzantinischen Reiche; Diogenes verbleibe Herr seiner Länder und Alparslan Herr der seinigen. Der König kehrte jetzt mit großen Ehren in sein Reich zurück, wo er von Elend und Jammer überschüttet wurde. Die Großen haben ihn verrathen; er wurde gefangen genommen, des Augenlichtes beraubt und starb unter den fürchterlichsten Schmerzen.

15) Bithanaz im Armenischen ist ohne Zweifel ein Schreibfehler.

16) Der Name wird von Manawas, einem Sohne Haiks, abgeleitet; er würde also Stadt des Manawas bedeuten. Der bedeutende Ort, von Constantinus Porphyrogeneta und andern Byzantinern, Mantzikiert (Μαντζικίερτ) genannt, lag in der Mark Hark der Provinz Duruperan und hat sich, freylich in einem sehr verfallenen Zustande, bis auf den heutigen Tag erhalten.

Der unserem haikanischen Annalisten gleichzeitige syrische Patriarch Michael, dessen Geschichte uns bloß in einer armenischen Uebersetzung erhalten wurde, schildert in anziehender Weise die Sitten der von Toghrul Beg und Alparslan beherrschten seldschukischen Türken, wovon wir hier zum Schlusse ein Bruchstück mittheilen wollen.

Moses, der erste der Propheten, so schreibt Michael, erzählt in seinen Büchern: Japhet war der Vater des Thiras, Thiras der des Gomer, Gomer des Torkom und Torkom war Vater des Gog und hatte mehrere andere Kinder. Unstreitig sind die Türken vom Stamme Turkoms, daher auch ihr Name Turk. Jene Völker, die wir unter dem Namen Gog und Magog kennen und die von Turkom herstammen, sind sehr zahlreich. Als die Sprache sich verwirrte, zogen sie sich zurück aus dem Innern des Orients und ließen in den Landen des Nordens sich nieder jenseits der hohen großen Berge, die den Namen Brüste des Nordens führen. Sie verbreiteten sich weit nach Nordosten und Südwesten. Aus ihren Landen führen zwey Wege in das unsere; der eine durch Persien, der andere durch die Gegenden im Norden der Alanensitze. Der letztere Weg wurde von Alexander dem Großen gesperrt. Die Türken sind sanft, nüchtern und mäßig in sinnlichen Genüssen. Sie erkennen nur einen Gott, den sie Kok Tängri d. h. den blauen Gott nennen, da sie nämlich den Himmel als die Gottheit selbst betrachten. Sie genießen das Fleisch unreiner und todtgefundener Thiere. Ihre Kleider sind aus Wolle und Fellen, da ihnen jeder andere Stoff zur Kleidung fehlt. Man findet bey ihnen keine geschriebenen Gesetze und Verordnungen, denn nie kam ein Gesetzgeber in ihr Land, weder Prophet noch Apostel.

Die Geschichte des Michael wurde niemals im Drucke ausgegeben; handschriftlich ist sie in der Bibliothek zu Etschmiadsin und zu Paris vorhanden. Das vorstehende Bruchstück fand ich unter einer Masse auf Armenien bezüglicher Papiere, welche ich der Güte des bekannten Reisenden im Kaukasus, Herrn Doktor Bodenstädt verdanke.

Neumann.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Der Herzog antwortete: Er so wenig als sein Bruder, der seine Erklärung hierüber schon früher auf dem Schlosse gegeben, würden Jemanden in seinem Gewissen beschweren, sondern Jeder solle bey seiner Religion geschützt werden. Dieser Punkt ihrer Petition sey also erledigt. Allein er wisse zur Zeit noch nicht, was sein Bruder mit der ihm heimgefallenen Domkirche verordnen werde. Er wünsche für sich und seine Glaubensgenossen auch eine eigene Kirche zu besitzen, während für das katholische Religions-Exercitium noch so viele andere Kirchen in Würzburg vorhanden seyen. Die übrigen Punkte der Petition wolle er erst lesen, und dann darauf Bescheid ertheilen; die Herren Deputirten möchten ihn nun allein lassen. Den nach kurzer Weile wieder Vorgerufenen erklärte er, die Punkte seyen alle so wichtig, daß er ohne Einvernehmen mit seinem Bruder, — der erwartet werde, — selbe nicht erledigen könne. Er bat die Deputirten, in allen städtischen Angelegenheiten vertrauensvoll sich an ihn zu wenden, auch möchte man auf Mittel und Wege denken, der Stadt wieder aufzuhelfen z. B. durch Errichtung einer Salzniederlage (wahrscheinlich aus den thüringisch-sächsischen Salinen). — Die Punkte jener Petition besprach übrigens Herzog Ernst bey jeder fernen Gelegenheit, wo städtische Deputirte zu ihm kamen; so sagte er z. B. am 28. August: „Eure Petition greift zu weit aus. Man nehme sich doch der Pfaffen, Klöster und Schulen nicht so sehr an, denn diese stehen lediglich dem Landesherrn zu und es wird darüber bey meines Bruders Wiederkunft eine umfassende Verordnung ergehen.“ — Die Deputirten entgegneten: die Petition beziehe sich lediglich auf freye Religionsübung, sowie auf Ungestörtheit der pfarrlichen Verrichtungen; worauf der Herzog die merkwürdige Antwort ertheilte: „In Eurer Religion wird Euch keine Störung widerfahren. Habt Ihr Herrn des Raths und der Bürgerschaft den rechten, wahren Glauben, so werdet Ihr gut damit fahren. Gott gebe aber nur, daß ein Jeder die Wahrheit suche und erkenne und so in seinem Gewissen zum rechten, wahren Glauben hingeführt werde“ ꝛc. — Die Privilegien, Statuten und Documente des Magistrats angebend, begehrte der Herzog die Mittheilung glaubwürdiger Abschriften derselben zur Einsicht und Prüfung. Schon zu Bischof Julius Zeiten, so erklärten hierauf die Deputirten, seyen alle Orginal-Urkunden des Rathes sowohl als der Stifte und Klöster ꝛc. in das

fürstliche Archiv abgeliefert worden, so daß sie jetzt nicht erhoben, sondern dafür lediglich Nachweise aus Rechnungen und Beschreibungen des alten Herkommens vorgelegt werden könnten.

Eine solche nicht documentirte, aus 13 §§en bestehende Darstellung (Beylage IV. p. 176 seqq.) der städtischen Privilegien wurde dem Herzoge Ernst am 9. September zugestellt. Am selben Tage jedoch wurde der Stadt eine ihrer wichtigsten Gerechtsame ohne weiters entrissen.

2) Ausschließende Besitznahme der Domkirche zu Würzburg für den protestantischen Gottesdienst. Die Privilegien der Stadt W. Erinnerungen des Herzogs Ernst, Erklärungen und Debatten hinsichtlich derselben. Wiedereinführung des alten Kalenders.

An diesem Tag wurde der Magistrat auf 2 Uhr Nachmittags zum Herzog Ernst beschieden. Von dem Magistrat waren einige protestantische Pastoren, später alle Vorstände und Räthe der Regierung, der Kriegskanzley ꝛc. dort eingetroffen, mit welchen sich der Herzog insgeheim unterredete. In der größeren Tafelstube, wohin nebst dem Magistrate alle diese gerufen worden waren, eröffnete ihnen der Kanzler Fabritius: daß der Herzog ihre Bitte um Belassung bey ihrer katholischen Religion aus besonderer Gnade gewährt habe. Dagegen liege dem Herzog höchlich daran, seine der Augsburger Confession gemäße Religion aufrecht zu erhalten und mehr und mehr auszubreiten. Das hohe Domstift sey durch die Entfernung der Domherrn und durch den Tod des einzigen dahier verbliebenen v. Lichtenstein dem Herzog Bernhard sowohl durch Kriegsrecht, als durch die neulich erfolgte Einweisung ganz und gar heimgefallen. Der seither alternativ stattgefundene Gottesdienst beyder Konfessionen habe allerley Mißstände, Unordnungen und Hindernisse verursacht; auch sey es sehr unangemessen, daß der Herzog als Landesfürst und Herr in seiner Hauptstadt keine eigene Kirche besitzen sollte. Deßhalb zeige er hiermit dem Magistrate an, „daß der Dom auf das Förderlichste geräumt und dem evangelischen Glaubens-Exercitium allein überlassen werden müsse.“ — Doch ist es den Katholischen nicht versagt, auch fernerhin ihre Andacht im Dome zu verrichten und darin den Predigten und andern evangelischen Religions-Ceremonien beyzuwohnen. Der Magistrat möge nun alle Anstalten zur ungesäumten Abtretung des Domes treffen.

Die über einen so unerwarteten Vorschlag bestürzten Magistratspersonen baten um Erlaubniß, über diese so wichtige Angelegenheit vorerst mit der Bürgerschaft berathschlagen zu dürfen. Diese Bitte schlug der Kriegskanzley-Präsident v. Berlichingen ihnen barsch ab; sie sollten bloß in den Vorsaal abtreten. Nach kurzer Berathung erklärten sie sich dahin: der Herzog möge sich ihrer Bitten um Belassung bey ihrer uralten Religion und um Schutz ihrer Rechte und Gewohnheiten erinnern. Unter diesen Gerechtsamen sey die seit so vielen Jahrhunderten bestandene freye Ausübung des katholischen Pfarrgottesdienstes in der Domkirche begriffen u. s. w. Der Kanzler jedoch bestand darauf, daß dem Beschlusse des Herzogs sofort und zwar heute noch Folge geleistet werde.

Vergeblich baten die Rathsherrn um Verzug der Räumung der Domkirche und um schriftliche Mittheilung der heutigen Proposition und Discussion, damit sie, mit letzteren versehen, den Verdacht ihrer Mitbürger abwenden könnten, als hätten sie nicht zur Wahrung ihrer alten Gerechtsame gesprochen; denn Fabritius eröffnete ihnen, der Herzog weiche von dem gegebenen Befehle nicht ab, sondern beharre fest auf seinem Vorhaben, „das alleinseligmachende augsburgische Glaubensbekenntniß“ zu vertheidigen und auszubreiten. Indessen die Protestation und Bitte der Bürger trug der Kanzler doch dem Herzog Ernst vor, der aber auf der ungesäumten Räumung des Doms bestand und die Gerechtsame der Bürger auf den Dom unbegründet nannte. — Die letzte Mahnung des Kanzlers erging an den Magistrat, heute noch, oder spätestens morgen, die Domkirche zu räumen und die Schlüssel dem Herzog abzuliefern. „Ihr Herrn Katholische,“ sagte zum Schlusse Berlichingen,“ füget Euch in die Zeit und Umstände, denn bald, so Gott will, bald wird ein Hirt und eine Heerde seyn, jedoch nicht, wie Ihr gehofft, eine katholische.“ — Einige Prädicanten fügten noch bey: wenn die Herrn so gar ungern die Domkirche verlassen, so sey es ihnen unverwehrt, in den dortigen Gottesdienst zu gehen, die Hochzeiten dort einzuleiten und die Kinder, — denn es sey auch ein Taufstein dort, — taufen zu lassen.

Mit der Abforderung der Kirchenschlüssel verlangte der Magistrat aus dem Grunde verschont zu werden, weil er nunmehr kein Recht dazu habe. Am 10. September ging die Räumung des Domes vor sich.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 31

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 21. December.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philologisch-philosophischen Classe am 7. August 1847.

Hr. Professor und Bibliothekar Schmeller las über eine in der k. Hof- und Staatsbibliothek aufgefundene Epistola Roscelini ad Petrum Abaelardum.

Daß in der allgemeinen Literargeschichte nicht minder als in der besondern französischen des XI — XII. Jahrhunderts, namentlich in der philosophisch-theologischen oder scholastischen Partie derselben, der Name Roscelinus (Ruscelinus, Rucelinus, Rozelinus) nicht unerwähnt bleiben dürfe, ist von Allen, die bisher in diesem Fache gearbeitet haben, ausdrücklich anerkannt worden. Wie dieser Name in dem damaligen scholastischen Kriege zwischen Realisten und Nominalisten als der eines Vorkämpfers der letztern erscheint, so steht er mit einigen der gefeiertsten seiner Zeit in mehrfacher Wechselbeziehung.

Demohngeachtet hat sich, nach dem Vorgange der Histoire littéraire de la France tome IX. p. 359, 364, der Verfasser einer eigenen im J. 1756 zu Erlangen erschienenen akademischen Schrift „De vita et haeresi Roscelini" J. Th. Künneth veranlaßt gesehen zu dem Ausspruch (S. XXXI): „De scriptis Roscelini nil certi constat quod quidquam illorum nobis supersit, nec magis quidquam aliud eum scripsisse scimus praeter epistolam quam Roscelinus contra insignem illum praeconem Christi, ut ab Abaelardo vocatur, Robertum Arbrisello contumaciter confingere ausus est." Dieses Scimus selbst aber ist blos auf ein Schreiben gegründet, das in der Pariser Ausgabe der Werke Abälard's von 1616 4. *) als der 21ste unter den Briefen desselben abgedruckt steht, und als eine der Grundlagen nicht nur zu Dem, was wir überhaupt von Roscelin wissen, sondern auch insbesondere zu Dem, was hier folgen soll, nothwendig vorangestellt werden muß.

G. dei gratia Parisiacae sedis Episcopo unâque venerabili ejusdem Ecclesiae clero P. debitae reverentiae subjectionem sempiternam.

Relatum est nobis a quibusdam discipulorum nostrorum supervenientibus, quod elatus ille et semper inflatus catholicae fidei hostis antiquus, cuius haeresis detestabilis tres Deos confiteri, immo et praedicare Suessoniensi Concilio à Patribus convicta est, atque insuper exilio punita, multas in me contumelias et minas evomuerit, viso opusculo quodam nostro de fide Sanctae Trinitatis maxime adversus haeresim praefatam, qua ipse infamis est, conscripto.

Nuntiatum insuper nobis est a quodam discipulo nostro, cui inde locutus est, quod Vos tunc absentem expectaret, ut Vobis in illo opus-

*) Petri Abaelardi abbatis Ruyensis et Heloisae conjugis ejus primae Paracletensis abbatissae opera nunc primum edita ex Mss. v. illustr. Francisci Amboesii.

culo quasdam haereses me inseruisse monstraret: et Vos quoque contra me, sicut ot omnes quos nititur, commoveret. Quod si ita est, ut in hoc quoque nunc ille persistat, precamur Vos athletas Domini et fidei sacrae defensores, ut statuto loco et tempore convenienti me et illum convocetis et coram catholicis et discretis viris quos Vobiscum provideatis, quid ille adversum me absentem mussitet, audiantur, et debitae correctioni subjaceant vel ille de tanti criminis impositione, vel ego de tanta scribendi praesumptione.

Interea autem Deo gratias refero, quod summum Dei inimicum et fidei labefactorem in fide contrarium si perfero et pro fide qua stamus dimicare compellor, et quod numero bonorum hominum jam esse videor ex ejus infestatione quem solis bonis semper constat esse infestum, cuius tam vita quam disciplina omnibus est manifesta. Hic contra egregium illum praeconem Christi Robertum Arbrosello contumacem ausus est epistolam confingere, et contra illum magnificum Ecclesiae doctorem Anselmum Cantuariensem archiepiscopum adeo per contumelias exarsit, ut ad Regis Anglici imperium ab Anglia turpiter impudens eius contumacia sit ejecta et vix tum cum vita evaserit. Vult eum infamiae habere participem, ut per infamiam bonorum suam consoletur infamiam: nec nisi bonum odit qui bonus esse non sustinet: qui ob intemperantiam arrogantiae suae ab utroque regno in quo conversatus est, tam Anglorum scilicet quam Francorum, cum summo dedecore expulsus est, et in ipsa, cuius pudore Canonicus dicitur, beati Martini ecclesia numquam, ut aiunt, a canonicis verberatus, morem solitum servaverit. Nomine designare quis iste sit supervacaneum duxi, quem singularis infamia infidelitatis et vitae eius singulariter notabilem facit. Hic sicut pseudodialecticus ita et pseudo-christianus, cum in dialectica sua nullam rem partes habere aestimat, ita divinam paginam impudenter pervertit, ut eo loco quo dicitur Dominus partem piscis assi comedisse, partem huius vocis, quae est „piscis assi," non partem rei intelligere cogatur. Ne quid igitur mireris, si is qui in coelum os ponere consuevit, in terris insaniat, et qui Dominum persequitur, membris eius deroget, et nemini parcit qui nec sibi parcere potest. Valete.

In diesem Briefe sind sowohl der Schreiber als auch der Pariser Bischof nur durch den Anfangsbuchstaben ihres Namens, der Ketzer aber, über welchen so bitter geklagt wird, nicht einmal also angedeutet. Daß dieser kein Anderer als eben Roscelin seyn könne, wird weder von Mabillon (Annal. Benedict. libr. LXIX. §. LXXI) noch von den Verfassern der Hist. lit. de Fr. (VIII. 464. IX. 360) bezweifelt, während das G. des Bischofs von jenem auf Gerricus (1116 —), von diesen auf Guillelmus (— 1101) bezogen, das Datum in die Jahre 1097 — 1098 gesetzt, und der Brief überhaupt nicht dem Petrus Abaelardus, der zu solcher Zeit noch zu jung gewesen sey, sondern einem ganz andern nicht näher bekannten Theologen P. zugeschrieben wird. Was die darin angedeutete contumax epistola betrifft, so geben die Verfasser der Hist. lit. dieselbe für verloren und beweisen (IX. 365 — 368) hinreichend, daß sie nicht, wie Einige geglaubt, in den famosen Briefen, die unter dem Namen des Bischofs Marbod von Rennes und des Abtes Gotfrid von Vendôme bekannt sind, zu suchen seyen, auf den bloßen Grund hin, daß auch in diesen Briefen einige das Andenken des seligen Robert von Arbriselles verunglimpfende Stellen enthalten sind.

Daß aber, trotz obiger verneinenden Behauptung, das Schreiben an den Bischof G. von Niemand anders als eben von Abälard ausgegangen sey, auf diese frühere Meinung kommt bereits Abälard's neuester Biograph Karl Remusat (I. p. 81) wieder zurück, indem er dasselbe in das J. 1117 oder in die nächstfolgenden und somit in die Zeit des Bischofs Girbert (1117 — 1124) setzt. Einen Beweis, daß dieß das Richtige sey, soll eben die gegenwärtige Mittheilung mit gewähren.

Die wenigen uns übrigen Zeugnisse über Roscelin bestehen in einem Briefe des heil. Anselm (früher Abtes zu Bec in der Normandie, dann Erz-

bischof von Canterbury an Fulco, Bischof von Beauvais *), in einem des Bischofs Ivo von Chartres **) an Roscelin und einem des Thibaud von Estampes ***) an denselben aus Oxford. Nehmen wir dazu, was in der einen oder andern Streitschrift der genannten Anselm und Abälard gelegentlich wider R. vorkommt, und das, was Otto von Freising I. cap. 47, was das Fragmentum Historiae Franciae a Roberto ad Philippum I. regem, endlich was Aventin (Annal. Boior. libr. VI. cap. 3. p. 595) über ihn zu sagen wissen, so haben wir ziemlich Alles, woraus man bisher gesucht hat die Geschichte eines Mannes zu ermitteln, der auf die Lehrmeinungen seiner Zeit einen bedeutenden Einfluß geübt haben muß, und von welchem schon darum schwer zu glauben ist, daß er, wie die Histoire littéraire p. 364 vermuthet, seine Ansichten nur mündlich vorgetragen und nie etwas von denselben niedergeschrieben habe.

Es wird angenommen, Roscelin sey aus der Bretagne gebürtig gewesen, habe dann ein Canonicat zu Compiegne erlangt, wovon ihm der Beyname Compendiensis geworden, sey auf den Grund seiner Erklärung der Trinität vor das Concil von Soissons, 1092 oder 1093, gefordert und zum Widerruf gezwungen worden, nach der Hand aber dennoch wieder auf dieselbe zurückgekommen, und habe sich dann nach England flüchten müssen. Hier sey er mit Thibaldus Stampensis und neuerdings mit dem Erzbischof Anselm in Streit gerathen, und endlich, auch aus England verbannt, im Jahre 1098 wieder nach Frankreich zurückgekehrt, wo er denn jenen von Abälard als so gottlos und verläumderisch bezeichneten Brief an den Bischof G. zu Paris erlassen habe. Später finde man ihn als Canonicus bey St. Martin zu Tours, nach Einigen nicht ohne das Lob eines wohlthätigen und heiligen Wandels, während Andre vom Gegentheile wissen wollen. Wann er gestorben, ist Allen unbekannt.

So hatte sich denn bis heute das Bild des bretonnischen jedenfalls selbständigen Denkers bloß im Wiederschein des Eindrucks, den er auf Andre gemacht, und was er gedacht und geglaubt blos in Worten dieser Andern erhalten.

Wohl mit Recht freuen wir uns daher über einen kleinen Fund, der, spät genug, das Audiatur et altera pars einigermaßen möglich macht. Dieser Fund besteht in der Abschrift eines Briefes, die sich, wo sie schwerlich jemand vermuthet hätte, in einem Münchner, ehmals Benedictbeurer Codex des XIII. Jahrh. mitten unter Materien ganz anderer Art hat entdecken lassen. An wen der Brief gerichtet, ward schneller erkannt als von wem er ausgegangen sey. Indessen bald zeigte die Vergleichung mit dem hier vorangestellten Schreiben (eines P. an einen Pariser Bischof G.), daß das neu entdeckte gerade zu diesem am längsten bekannten in unmittelbarer Wechselbeziehung stehe, daß beyde Schreiben sich gegenseitig erklären und ergänzen, daß jenes in der That von Abälard, dieses von seinem Gegner Roscelin herrühre.

Roscelin's Brief ist an Abälard erlassen zur Zeit, da dieser nach der an ihm verübten Gewaltthat bereits in's Kloster St. Dionys bey Paris getreten war, also um die 20 Jahre später, als, wie oben gesagt, die Verfasser der Hist. lit. de Fr. voraussetzen, nemlich innerhalb der Jahre 1116 und 1119, wo derselbe allerdings seinen Tractat „De fide sanctae Trinitatis," auf den hier angespielt wird (in der Pariser Ausgabe der Opera Abaelardi von 1616 p. 971 — 1136 betitelt „Introductio ad Theologiam") geschrieben haben konnte.

Nicht gerade und allein das an den Pariser Bischof gerichtete Schreiben, sondern ein anderes ähnlichen und nicht weniger ehrenrührigen Inhalts, das Abälard, um den Gegner noch unmittelbarer und empfindlicher zu treffen, auch dem Capitel zu St. Martin in Tours, wie vielleicht noch andern geistlichen Körperschaften, zugesendet, hat Roscelin im Auge. Wir lernen aus dieser seiner Zuschrift, in welchem Verhältnisse früherhin Abälard zu ihm gestanden, ein Verhältniß, welches dieser nach der Hand so sorgfältig unerwähnt ließ, daß Abälards Biographen zum Theil in Abrede stellen zu müssen geglaubt haben, er sey je Roscelin's Schüler ge-

*) Anselmi epistolarum libri secundi XLIa.

**) Ivonis Carnotensis epistola septima.

***) D' Acherii spicilegium III. 142.

wesen *). Wir sehen daraus, daß Roscelin, was wohl selbst Abälards Brief an den Bischof zu Paris beweist, nicht so mißachtet war, wie ihn Abälard darzustellen bemüht ist, ja sich einen Canonicus nicht bloß von Tours, sondern auch von Loc und Bisanz (Besançon) nennen darf. Compiegne muß um diese Zeit aufgegeben gewesen seyn.

Roscelin vertheidigt sich zunächst gegen den Vorwurf, den Erzbischof Anselm und den damals im Geruch außergewöhnlicher Frömmigkeit und Heiligkeit stehenden, um 1116 verstorbenen Prediger oder Missionär Robert von Arbrisel angegriffen und verfolgt zu haben, indem er gleichwohl Punkte angibt, in welchen, nach seiner Ueberzeugung, so jener wie dieser ausnahmsweise nicht ganz richtig gelehrt oder gehandelt habe. Sodann kommt er zur Hauptsache, zu Abälard's Tractat über die Trinität. Er zeigt, was er darin für unhaltbar erkenne, indem er auf eine für den Stand der theologischen Philosophie jener Zeit bezeichnende, reichlich mit Stellen der Kirchenväter versetzte Entwicklung seiner eignen Ansicht eingeht.

Zum Schlusse wendet sich der Briefsteller an seines Gegners Person auf eine Weise, die so unzart ist, daß sie sich vielleicht eher aus dem Schmerz des selber und zuerst empfindlichst Angegriffenen als aus der auch unter Gottes- und andern Gelehrten noch rohern Sitte damaliger Zeit begreifen läßt.

Jedenfalls scheint in diesem Funde nicht allein über den bisher wenig oder übel bekannten Bretonnen Roscelin, sondern auch über seinen vielfach gefeierten Landsmann Abaelard ein neues kleines Licht aufzugehen, das in der Literargeschichte nicht unbeachtet bleiben darf.

*) Während noch im XIII. Jahrh. die Meinung gelten konnte, Abälard selber habe der philosophischen Secte der Nominalisten angehört, ja sie gestiftet. Hanc doctorum variat multiplex opinio, Sed cunctos praeradiat nova constitutio In qua rebus derogat Abailard(i) sacratio Attributo vocibus rerum privilegio. Th. Wright anecdota literaria. p. 46.

Der Text dieses Sendschreibens wird demnächst in den Denkschriften der Akademie abgedruckt werden.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Juny 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. IV. 4. 5 livraison. Avril. May 1847. Paris 1847. 8.

Von dem historischen Vereine der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug in Luzern:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen. 4. Lieferung. Einsiedeln 1846. 8.

Von dem historischen Vereine für Niedersachsen in Hannover:

Archiv. Neue Folge. Jahrgang 1846. 1. u. 2. Doppelheft. Hannover 1846. 8.

Urkunden-Buch des historischen Vereins für Niedersachsen. Heft 1. Urkunden der Bischöfe von Hildesheim. Hannover 1846. 8.

Leibnizens Ermahnung an die Deutschen. Herausgegeben von Dr. Grotefend. Hannover 1846. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 4. Avril 1847. Paris 1847. 8.

Von dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Jahresbericht für das Jahr 1846. Augsburg 1847. 4.

Von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. Bd. IV. Heft 3. u. 4. Kassel 1847. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. IV. Band. Zürich 1847. 4.

Von der Société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental etc. dirigé par M. de Caumont. 13 Vol. No. 5. Caen, Paris 1847. 8.

Bullerin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Ferner las in dieser Sitzung Hr. Rector Fröhlich:

Bemerkungen über einige Gedichte des Catullus.

Vor ungefähr einem Jahre versuchte ich in kleiner Abhandlung zu zeigen, wie eines von den auf uns gekommenen Gedichten Catullus', das in iambischen Senarien geschriebene Carmen XXIX, zeither und namentlich in neuerer Zeit nach meiner Ueberzeugung ungehörig behandelt und, anstatt von einigen ihm anklebenden Flecken gereinigt zu werden, mehr und mehr entstellt worden sey. Aehnlicher Weise möchte ich jetzt an einigen im elegischen Versmaße verfaßten Epigrammen desselben Dichters darzuthun versuchen, wie sie anders, als bisher geschehen ist, behandelt seyn wollen, um endlich, von den Mängeln oder Verderbnissen der Ueberlieferung gereinigt, in einer ihres Urhebers würdigen Gestalt, ohne Anstand lesbar und verständlich, zu erscheinen.

1. Der Anfang werde gemacht mit Carm. 102. — Es lautet (bey Lachmann) nach den Handschriften:

Si quicquam tacito commissum est fido ab amico,
Cuius sit penitus nota fides animi,
Meque esse invenies illorum iure sacratum,
Corneli *), et factum me esse puta Harpocratem.

Diese Worte, in dieser Gestalt uns unverständlich, müssen auch Aldus und Avantius nicht zu deuten gewußt haben, da sie in ihrer Ausgabe des Catullus (Venedig 1502) wenigstens im dritten Verse mit Abweichung von den Handschriften drucken ließen:

Me unum esse invenies illorum iure sacratum,
Corneli, et factum etc.

Diesen Text hat in der neuesten Zeit Fr. W. Döring in seiner zweyten Ausgabe des Catullus (Altona, 1834) mit etwas modificirter Orthographie angenommen und dazu die Erläuterungen gegeben:

V. 1. tacito, non temere, quod eius taciturnitati creditum est, effutienti.

V. 3. illorum iure sacratum, eleganter pro: receptum esse in sacrum ordinem illorum, qui ius taciturnitatis exercent.

Zugegeben (wiewohl es nicht möglich ist), daß der Relativsatz „cuius (quoius) sit penitus etc." als nähere Bestimmung zu tacito gezogen werde, wie Döring scheint gewollt zu haben, indem er sagt „Poeta . . . se profitetur hominem, in quo sita sit sancta fides et alta taciturnitas," und die andern von D. gegebenen Erklärungen vor der Hand als richtig angenommen: was gewinnen

*) Die von einer mir vorliegenden Handschrift dargebotene Variante „Cornelium et factum etc." ist wohl kaum der Erwähnung werth.

wir im Ganzen anders als ein Gedicht, das sich in einem Kreise von unerträglichen Tautologien umtreibt? „Wenn mir Verschwiegenen (und durch und durch redlich gesinnten) etwas anvertraut worden ist von einem treuen Freunde, wirst du finden, Cornelius, daß ich in die Genossenschaft der Verschwiegenen eingeweiht bin, und nimm an, daß ich Harpokrates (d. h. stumm und verschwiegen wie Harpokrates) geworden sey.“ — Aber die angenommenen Textworte gewähren nicht einmal diesen Sinn. Denn abgesehen von dem müssigen, ja störenden unum der Aldina, wie mag man sich für befugt halten, „illorum iure sacratum“ ohne nähere Bestimmung des demonstrativen illorum durch einen Relativsatz, dergleichen der Text keinen enthält, so zu fassen wie Döring thut: „receptum in ordinem illorum, qui ius taciturnitatis exercent“? — Gleiche und ähnliche Bedenklichkeiten, wie bey dem Texte der Aldina, finden auch bey dem der Handschriften statt.

Das kleine Gedicht ist demnach in verdorbener Gestalt auf uns gekommen. Hergestellt kann es unsers Erachtens dadurch werden, daß man die beyden Pentameter ihre Plätze wechseln läßt und mit kleinen Aenderungen eines und des andern Wörtchens das Ganze schreibt wie folgt:

Si quicquam taciti commissum est fido ab amico,
Corneli, factum me esse puta Harpocratem,
Meque esse invenies illorum iure sacratum,
Quorum sit penitus nota fides animi.

„Wenn mir irgend etwas geheimes von einem treuen Freund' ist anvertraut worden, Cornelius, so nimm an, daß ich Harpokrates geworden (d. h. daß ich strenges Stillschweigen beobachte); und du wirst finden, daß ich zur Genossenschaft derer geschworen habe, deren treue Gesinnung völlig bekannt ist.“

Auf diese Weise sind die in den einzelnen Versen enthaltenen Gedanken des Dichters aus der Unordnung, in welcher sie uns von den Handschriften vorgeführt werden, wieder in eine verständige Ordnung gebracht und geben dadurch den Beweis dafür, daß unsre Herstellung des Gedichtleins in der Hauptsache gewiß richtig sey.

Die Worte „illorum iure sacratum, quorum etc.“ sind allerdings ungefähr in dem Sinne zu nehmen, wie Döring sie nahm „in die Gemeinschaft derer, die wahrhaft treue (echte) Freunde sind, aufgenommen, eingeweiht dgl.,“ sey es, daß in dieser (unsers Wissens sonst nicht vorkommenden) Redeformel ius als Rechts- und Pflichtverhältniß einer Person zu andern in gewöhnlichem Sinne zu verstehen, oder bey „iure.... sacratus“ an das ius iurandum oder das sacramentum zu denken sey, wodurch z. B. die Röm. Bürger namentlich zum Heerdienste verpflichtet wurden (Diensteid); so daß „iure penitus fidorum amicorum sacratus“ gleichsam wäre „einer, der den Eid treuer Freundschaft geschworen,“ sich wie durch heiligen Schwur an die Gemeinschaft derer angeschlossen hat, die im vollsten Sinne echte Freunde sind.

Ueber die von uns vorgenommenen kleinen Aenderungen im überlieferten Texte (taciti *) st. tacito; Corneli, factum st. Corneli, et factum; quorum st. quoius oder cuius) wollen wir der Kürze wegen schweigen, da, wie wir meinen, von selbst einleuchtet, wie die nach unsrer Behauptung verdorbenen Lesarten durch die Umstellung der beyden Pentameter herbey geführt worden seyen. Nächsten Anlaß aber zur Entstellung des Gedichtleins könnte der Umstand gegeben haben, daß man quorum sit (quorũ sit) für quoiusit d. h. für quoius sit ansah und die Sache recht gut zu machen glaubte, wenn man die Worte „quoius sit penitus nota fides animi“ gleich hinter die Worte „fido ab amico,“ d. h. den zweyten Pentameter an die Stelle des ersten versetzte u. s. w.

2. Ich gehe zu kritischer Betrachtung des 71. Gedichtes über. — Lachmann gibt es in folgender Gestalt:

Si quoi, Virro, bono sacrorum obstitit hircus,
Aut si quem merito tarda podagra secat,
Aemulus iste tuus, qui vestrum exercet amorem,
Mirifice est a te nactus utrunque malum.
Nam quotiens etc.

*) Dieß gibt, wie ich sehe, auch schon Achilles Statius (1566) als mögliche Verbesserung an.

Die Handschriften geben in

V. 1. D. qua; L. qua; DL. viro; D. obstit.
V. 2. DL. quam; (st. secat) L. secum.
V. 4. D. morfice.

Mit Lachmann's Texte kann man, was wenigstens den ersten Vers anbelangt, durchaus nicht zufrieden seyn. Was soll es auch helfen ein Paar Worte des urkundlichen Textes zu ändern, wenn man mit den übrigen, deren eines und das andre gewiß verdorben ist, noch nicht in's Reine zu kommen weiß? Wer einmal z. B. den Eigennamen Virro (statt viro der Codd.) auf Gerathewohl in den Text genommen hat, dem sind dadurch für Behandlung des übrigen die Hände schon gebunden.

Palladius, Avantius, Statius u. aa. schreiben V. 1:

Si quoi iure bono sacer alarum obstitit hircus etc.

Ihnen stimmt noch in der jüngsten Zeit Hr. Haupt bey (Quaestiones Catullianae etc. 1837). Ueber iure bono sagt er (pag. 93): „Non possum equidem alium producere scriptorem, qui dixerit iure bono: verum aliquoties legimus iure optimo, et cur superlativo gradu Catullus uti non potuerit sponte intellegitur.“ — Wenn nur iure, summo iure, optimo iure giltige Formel war, so durfte und konnte Catullus deßwegen, weil ihm diese Formeln nicht in's Metrum paßten, keineswegs eine neue sonst ungangbare in die Sprache einführen; und somit sollen, mein' ich, auch wir es nicht wagen die wenn gleich unserm „mit gutem (vollem) Rechte“ genau entsprechende Phrasis „bono iure,“ ehe wir wenigstens ein diplomatisch sicheres Beyspiel dafür gefunden haben, aus bloßer Conjectur in einen Schriftsteller der guten alten Römerzeit hinein zu corrigiren. Als Rechtfertigungsgrund eines solchen Wagnisses möchte allein die Nachweisung gelten, daß dadurch — ohne alle anderweite Aenderung im überlieferten Texte — ursprünglicher Sinn und Ausdruck desselben unverkennbar richtig hergestellt werden. Dieß ist aber bey dieser Stelle unsers Gedichtes so sehr nicht der Fall, daß vielmehr an die Correction iure bono sich sogleich eine zweyte zur Stützung der ersten anschließen muß, nämlich die Verwandlung des Wortes sacrorum in das wahrlich weit davon abliegende „sacer alarum.“ — Ueber dieses von ihm ebenfalls in Schutz genommene sacer alarum hircus beruft sich Hr. Haupt (pag. 91 sq.), um den Ausdruck als richtig zu bestätigen, auf eine Stelle in Isidorus Hispal. (de differentiis sermonis) worin gesagt wird: „Sacrum duo significat, et bonum et malum,“ dann als Beyspiele der letztern Bedeutung angeführt werden: auri sacra fames, sacrae panduntur portae, leno sacer und sacer hircus. „Ultimum hoc sacer hircus (fährt H. fort) Breulius . . . Ovidii esse significavit. Sed non reperitur apud Ovidium . . . . Quare cum sacer hircus vix dubitari possit quin teter axillarum odor dicatur, Isidorum autem Catullum legisse constet, sumpsisse eum puto illud exemplum ex hoc ipso Catulli carmine.“ Ein leider nicht giltiger Schluß! — Viel eher würden wir nicht ohne Wahrscheinlichkeit behaupten dürfen, daß Isidorus bey diesem Beyspiele den Vers des Virgilius *)

Et ductus cornu stabit sacer hircus ad aram

im Sinne gehabt habe. Denn Virgilius war, wie wir mit voller Sicherheit wissen, dem Isidorus wohl bekannt; und von den drey andern oben angeführten Beyspielen der bösen Bedeutung des Wortes sacer sind zwey ganz entschieden eben aus Virgilius genommen, und zwar „auri sacra fames“ aus Aen. III, 56; „(horrisono stridentes cardine) sacrae Panduntur portae“ aus Aen. VI, 573 f. Das Wort sacer aber in sacer hircus des Virgil'schen Verses konnte Isidorus ganz füglich in bösem Sinne fassen, wenn er daran dachte, daß der Bock, als ein den Reben schädliches Thier, dem göttlichen Erfinder des Weinbaus und den Weinbautreibenden Menschen verhaßt, gleichsam verflucht dem Opfertode dahin gegeben ward. — Auch ist wohl zu bedenken, daß Isidorus nur einen „sacer hircus,“ nicht einen „sacer alarum hircus“ anführt; wie denn auch durch nichts erwiesen ist

*) Georgg. lib. II. Vers. 395.

noch erwiesen werden kann, daß je ein Römer sich des Ausdrucks „alarum hircus“ bedient habe.

Der vierte Vers unsers Catull'schen Gedichtes „mirifice est a te nactus utrumque malum“ ist nach Haupt auf keine Weise zu erklären, man möge annehmen, daß die Worte „a te“ nach den einen Ansteckung (contagionem) oder nach andern Verwünschungen (vota et preces) bedeuten. Auch die dafür in Vorschlag gebrachten Aenderungen astu (von Muretus), ac tu (von Vossius), tactu (von Turnebus), adeo und im folgenden Verse iam (von Hand) können nicht helfen; und „mirifice aliquid nancisci“ sey schwerlich lateinisch. „Quare (schließt er ab) indagandum mihi aliquid videtur quo quasi coniungantur inter se meriti significatio et ulciscendi verbum. Scripsisse igitur Catullum existimo

Mirificast Ate nactus utrumque malum.

Mirifica Ate, h. e. mirifico Poenae supplicio, mirifica deorum iustitia.“ Nachdem er dann (pag. 94 seqq.) zumal durch eine Stelle des Alexandrinischen Poeten Rhianus zu zeigen gesucht hat, daß dieser der Ate und der Poena ungefähr gleiches Geschäft zugetheilt habe, beruft er sich zur Bestätigung seiner Ansicht auch noch auf eine Campanische Inschrift (Camill. Peregrin. histor. Camp. diss. 4.; N. Ignarra comm. de phratriis p. 200), welche lautet:

ΔΕΣΠΟΙΝΗ ΝΕΜΕΣΕΙ
ΚΑΙ ΣΥΝΝΑΟΙΣΙ ΘΕΟΙΣΙΝ
ΑΡΡΙΑΝΟΣ ΚΑΘΕΙΔΡΥΣΑΤΟ
JUSTITIAE NEMESI
ATIS QUAM VOVERAT *) ARAM
NUMINA SANCTA COLENS
CAMMARIUS POSUIT.

Wir, in der Behauptung, daß die überlieferten Worte „mirifice est a te nactus utrumque malum“ auf keine Weise zu erklären seyen, auch in der Verwerfung aller andern bereits versuchten Vorschläge mit Hr. Haupt völlig einverstanden, können seinem eigenen Vorschlage mirifica Ate nicht beystimmen. Es bleibt bey allem, was er vorgebracht hat, noch ganz und gar unsicher, ob Catullus von einer Ate als Strafgöttinn habe sprechen können. Rhianus sagt: „*Ἦ ἄρα δὴ μάλα πάντες ἀμαρτίνοοι πελόμεσθα ἄνθρωποι, φέρομεν δὲ θεῶν ἑτερόῤῥοπα δῶρα ἀφραδέϊ κραδίῃ*,“ führt aus, wie dieß gelte vom Armen, wie vom Reichen; und fügt dann abschließend bey: „*ἡ δ' Ἄτη ἀπαλοῖσι μετατρωχῶσα πόδεσσιν ἄκρης ἐν κεφαλῆσιν, ἀνώιστος καὶ ἀφαντος .... ἐφίσταται . . ., Ζηνὶ θεῶν κρείοντι Δίκῃ τ' ἐπίῤῥα φέρουσα*,“ d. h. diese Thorheit aber führt den Menschen unvermerkt ins Verderben nach Willen und Ordnung Zeus des allwaltenden und der ewigen Dike; nur daß dieß nach Dichterweise in der Wendung ausgesprochen ist: „das Verderben aber schleicht den Verblendeten leisen Trittes nach, schwebt ungeahnt und ungesehen über ihren Häuptern, Zeus dem Herrn der Götter und der göttlichen Dike willfahrend.“ Darnach sind es Zeus und Dike, welche den thörichten Menschen strafen durch Verblendung und durch Verderben, worein die Verblendung ihn führt. Für eine Strafgöttin Ate aber, oder gar für Aten, Strafgöttinnen in mehrfacher Zahl, scheint aus Rhianos nichts hervorzugehen. — Eben so wenig kann die Campanische Inschrift für die Annahme einer oder mehrer Atae als Strafgöttinnen beweisen. Die lateinische Inschrift, offenbar in einem elegischen Distichon ausgedrückt, erscheint als freye Uebersetzung der griechischen. Diese lautete ursprünglich nach dem Sinne ihres Verfassers sicherlich, ebenfalls als elegisches Distichon, folgendermaßen:

Δεσποίνῃ Νεμέσει καὶ συννάοισι θεοῖσιν
Ἀρρίανος βῶμον τόνδε καθιδρύσατο.

Ihr entsprechend, denken wir, die lateinische:

Justitiae, Nemesi, Fatis quam voverat aram,
Numina sancta colens Cammarius posuit.

(Schluß folgt.)

*) Bey Haupt FOVERAT, ohne Zweifel Druckfehler.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.
Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über einige Gedichte des Catullus.

(Schluß.)

Ist diese unsre Correction Fatis (st. Atis) richtig — und dieß scheint sie uns zu seyn nicht nur, weil durch sie der Hiatus zwischen Nemesi Atis (ī — ā) wegfällt, sondern hauptsächlich darum, weil nach unserer Ueberzeugung wohl die Fata (die Parcae), nicht aber die Ate oder gar die Atae in mehrfacher Zahl, als mit Justitia und Nemesis zusammen wohnende, in gemeinschaftlichen Heiligthümern verehrte Göttinnen (σύνναοι θεοί) zu betrachten seyn möchten; wie denn die Fata, als Gottheiten, auf Steininschriften und Münzen erscheinen z. B. (bey Gruter) „Fatis Q. Fabius Nysus ex voto," auf einer Münze Diocletian's: „Fatis victricibus" u. s. w.; auch die Zusammenstellung der Fata mit der Nemesis sich dadurch als richtig bewährt, daß sie auf den beyden angeführten Denkmalen, jede mit einem Cornu copiae und einem Gubernaculum in der Hand, abgebildet erscheinen, Symbole, welche gleicher Weise auch der Nemesis (und der Fortuna) beygelegt wurden. — Ist also unsre Correction Fatis (st. Atis) richtig, so fällt natürlich mit dem Verschwinden der Atae aus der Campan. Inschrift auch der Beweis hinweg, welchen daraus Hr. H. für seine mirifica Ate hat entnehmen wollen.

Nachdem wir im Bisherigen geäußert haben, daß und warum wir mit den zeitherigen (uns bekannt gewordenen) Versuchen das uns vorliegende Gedichtlein zu erklären oder zu emendiren nicht zufrieden seyn können, haben wir jetzt noch unsre eigne Erklärung oder Berichtigung des Textes anzugeben. Und wir glauben — um sogleich die Sache selbst mit einem Male ganz zu geben — daß man um mit aller Wahrscheinlichkeit den ursprünglichen Text des Gedichtes herzustellen schreiben müsse:

Si quoi iure Bonae sacratorum obstitit *) hircus,
Aut si quem merito tarda podagra secat,
Aemulus iste tuus, qui vestrum exercet amorem,
Mirifico est fato nactus utrumque malum.
Nam quotiens f. etc.

So gestaltet gewinnt das Ganze erst einen sichern und klar ausgesprochenen Sinn. — Jure Bonae (bonae Deae, bonae Veneris, wie in Carm. 61, 202) sacrati sind nämlich nach uns Männer, welche unziemlicher Weise sich dem Dienste der Bona Dea ergeben, sich, wie der berüchtigte Clodius, (den Cicero deßwegen einen Priester der Bona Dea nannte,) in das Männern untersagte Heiligthum der Göttin eingeweiht, eingedrängt haben, d. h. mocchi, adulteri.

Dieß vorausgesetzt sagt unser Gedicht: „Wenn je einem der dem Dienste der Bona Dea ergebenen Männer der Bocksgestank aus den Achselhöhlen hinderlich gewesen ist, oder wenn je einen derselben verdientermaßen die Fußgicht durch schneidende Schmerzen

*) Oder vielleicht officit(?).

quält: so hat jener dein Nebenbuhler, der deine Geliebte besucht, durch wundersame Fügung des Geschicks beyderley Uebel erlangt. Nämlich so oft er sein Unwesen treibt, so oft züchtigt (bestraft) er alle zwey: sie schlägt er durch seinen Gestank darnieder; er vergeht vor Schmerzen der Fußgicht."

Ueber den Ausdruck „iure Bonae sacratus" (welchen wir dadurch in den Text brachten, daß wir das urkundliche viro (uiro, iuro) in iure, das ebenfalls urkundliche bono (bone) in bonae (Bonae) und sacrorum durch Einschiebung der Sylbe at in sacratorum verwandelten) vergleiche man, was wir vorher (No. 1.) zu Carm. 102 gesagt haben, wo der ganz ähnliche Ausdruck „illorum iure sacratus, quorum etc." im Urtexte selbst gegeben ist. — Zu hircus in dem hier nothwendigen Sinne sehe man Carm. 69, wo statt hircus das ihm synonyme Wort caper (Laedit te quaedam mala fabula, qua tibi fertur Valle sub alarum trux habitare caper) gebraucht und dieser eine crudelis nasorum pestis genannt wird; etwa auch Horatius Sat. I, 2. V. 27: Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum und Epod. 12, 5: Polypus, an gravis hirsutis cubet hircus in alis. — Mirifico est fato n. etc. hat eben so, wie wir, Gottfr. Hermann (in einer Anzeige der Haupt'schen Quaest. Catull.) vorgeschlagen; was wir darum ausdrücklich erwähnen, damit es nicht scheine, als ob wir, obgleich von selbst und lang vor dem Erscheinen jener Anzeige zu unserer Emendation gekommen, G. Hermann irgend etwas von der ihm gebührenden Ehre entziehen wollten.

3. Auch über Carm. 73 wollen wir einige Betrachtungen anzustellen uns erlauben.

Das Gedichtchen besteht aus drey Distichen, wovon das mittlere nach unserm Urtheile noch nachbessernder Hilfe bedarf. Es lautet in den Handschriften D und L:

Omnia sunt ingrata nihil fecisse benigne
Immo etiam taedet stetque magisque magis.

Zu stetque gibt L am Rande obestque.

Dieß ward in den Druckausgaben: — — nihil fecisse benigne est; Immo etiam taedet statque magisque magis; seit Avantius gewöhnlich: Immo etiam taedet, taedet obestque magis. Lachmann gab (im Texte): — nihil fecisse benigne; Immo etiam taedet, si fit, obestque magis.

Dieß alles will uns nicht genügen. Erstens: „nihil fecisse benigne" erklären sie (z. B. Döring, welcher am Ende est anhängt) „benigne aliquid fecisse, id (nihil est) pro nihilo habetur." Allein die Urkunden geben kein est, was allerdings gegeben seyn würde, wenn die Worte „nihil fecisse benigne" für sich allein einen vollen Satz ausmachen sollten; dann ist es eine verfehlte oder keine Steigerung zu sagen: benigne fecisse nihil est, immo etiam . . . obest magis; ferner ist taedet ein in den gegebenen Zusammenhang nicht passender Begriff; endlich das wiederholte taedet von Avantius so wie das von Lachmann eingeschobene si fit sind, für den Sinn müßig, bloße Lückenbüßer zur Ausfüllung des Verses.

Nach unserm Dafürhalten muß das unvollständige „nihil fecisse benigne" durch Hinzufügung eines geeigneten Verbum zu einem vollständigen Satze ausgebildet werden; das hiezu geeignete Verbum kann aber, wie die folgende Steigerung „immo etiam obest magis" offenbar genug zu erkennen gibt, kein anderes seyn, als das Gegentheil von obest, nämlich prodest; endlich muß das ungehörige taedet dadurch entfernt werden, daß man es in das mit obest ungefähr synonyme laedit umändert. So bekommen wir, denk' ich, ein kleines Gedicht, wie es Catullus geschrieben haben kann:

Desine de quoquam quicquam bene velle mereri
Aut aliquem fieri posse putare pium.
Omnia sunt ingrata: nihil fecisse benigne
Prodest, immo etiam laedit obestque magis,
Ut mihi, quem nemo gravius nec acerbius urget,
Quam modo qui me unum atque unicum amicum habuit.

4. Eine gar artige Kleinigkeit ist Carmen 84, worin Catullus über die Affectation eines gewissen Arrius, welcher Wörter, die mit gelinden Lauten beginnen, mit Aspiration zu sprechen liebte, sich lustig macht. Auch dieses Gedichtlein möchten wir

darum von einem Paar Flecken, die ihm noch ankleben, zu reinigen versuchen.

Das erste Distichon schreibt Lachmann:

Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
Dicere, et insidias Arrius hinsidias,
Et tum mirifice etc.

Die Handschriften DL u. aa. geben beyde Male commoda und insidias ohne Aspiration (so auch am Ende des Gedichtes dreymal Ionios ohne h), was als offenbar unrichtig corrigirt werden muß. — Im ersten Pentameter am Ende hat D ein leeres Spatium zwischen Arrius und insidias (arrius . . . insidias).

Was nun den ersten Vers betrifft, so findet sich in allen Druckausgaben, wie durchaus nothwendig ist, Chommoda dicebat etc.; im zweyten Verse geben die einen „et hinsidias Arr. insidias," die andern wie Lachmann: „— et insidias Arrius hinsidias." Nach unserm Urtheile keines von beyden völlig genügend. Wenn der erste Vers lautet: Chommoda dicebat (Arrius), si quando commoda vellet dicere, so muß darnach folgerecht fortgefahren werden: et hinsidias (dicebat) Arrius, si insidias (vellet dicere). Dieß erhalten wir auch wirklich, wenn wir die in Klammern gesetzten Wörter (im ersten Verse Arrius, im andern dicebat und vellet dicere) weg lassen; dieß können und dürfen wir aber, weil sie sich aus Folgendem oder Vorhergehendem von selbst zur Ergänzung in Gedanken darbieten; und selbst das Metrum wird genau eingehalten seyn, wenn wir statt Arrius (im Pentameter), mit Abstoßung des s am Ende, Arriu', das ganze Distichon aber so schreiben:

Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
Dicere, et hinsidias Arriu', si insidias.

Abstoßung des Schlußconsonanten s findet sich bey Catullus im letzten Verse des Carmen 116:

At fixus nostris tu dabi' supplicium —

denn so muß man hier trotz des urkundlichen dabis schreiben oder doch sprechen, weil ohne dieß, bey offenbarer Unzulässigkeit jeder anderweiten Aenderung, der Vers nicht bestehen könnte. Zudem würden wir uns, wenn hier der Ort dazu wäre, nachzuweisen getrauen, daß auch anderwärts bey Catullus die Abstoßung des Final-s alleiniges Heilmittel einer verdorbenen Stelle ist.

Das dritte Distichon unsers Gedichtes (vorausgesetzt, daß die zwey Verse „Et tum mirifice — hinsidias" als zweytes Distichon, wie durchaus nöthig, vorangestellt sind) lautet nach Handschriften und gedruckten Ausgaben:

Credo, sic mater, sic Liber avunculus eius,
Sic maternus avus dixerat atque avia.

mit den unbedeutenden Abweichungen, daß in Handschriften und alten Ausgaben liber, statt eius aber in D ei est, in L eius est geschrieben steht.

Ueber Liber avunculus geht Döring mit der allerdings leicht fertigen aber auch ganz nutzlosen Anmerkung hinweg: „Quis fuerit Liber avunculus, quaerant, quos de rebus abstrusis quaerere iuvat." Es handelt sich aber hier keineswegs um ein müßiges Grübeln über abstruse Dinge, sondern darum die Worte unsers Dichters ganz zu verstehen und, wenn vielleicht irgend ein Fehler im überlieferten Texte dem rechten Verständnisse hindernd im Wege stehen sollte, diesen Fehler zu verbessern und einen verständlichen Text herzustellen; was in unserm Falle etwa so geschehen könnte.

Der Dichter will die Aspirationssucht des Arrius als ein von Mutter und mütterlichen Verwandten ihm angeerbtes Uebel darstellen; denn er sagt: sic (hinsidias etc.) dixerat mater (Arrii), sic avunculus eius, sic maternus avus atque avia. Bey der daraus sichtbar hervorleuchtenden Absicht des Dichters die ganze mütterliche Sippschaft des Arrius zur Erklärung der Erscheinung herbey zu ziehen, fragen wir mit Recht, warum er denn doch, nachdem er von den Verwandten der Mutter in aufsteigender Linie — den nächsten Ascendenten — Vater und Mutter derselben, von den nächsten Seitenverwandten aber den Bruder derselben (avunculus des Arrius) angeführt hat, nicht auch die Schwester derselben noch ausdrücklich angegeben habe. Auf diese Frage werden wir uns keine das Versäumniß rechtfertigende Antwort zu geben im Stande seyn, eben dadurch aber, denk' ich,

zu der Annahme getrieben werden, daß wir das jedenfalls unverständliche und störende liber (oder Liber) als eingeschwärztes Wort aus seinem angemaßten Besitze werfen und dafür die Benennung der Mutterschwester unsers Arrius wieder an dessen Stelle setzen müssen. Der ursprüngliche Text unsers Epigramms wird sicherlich rein hergestellt seyn, wenn wir das Distichon so schreiben:

Credo, sic mater, matertera, avunculus eius,
Sic maternus avus dixerat atque avia.

Diesen Text als ursprünglich angenommen begreifen wir auch gar leicht, wie das in unsern alten Büchern vorhandene Verderbniß in dieselben habe kommen können. Las nämlich Jemand „sic matermater teraavunculus," so glaubte er natürlich das zweyte „mater" als bloße Wiederholung desselben Wortes aus dem Texte lassen zu müssen. Da aber der hiedurch übrig bleibende Rest von Worten „sic mater tera avunculus (ter' avunculus) eius" unverständlich und zugleich das Versmaß verletzt war, so meinte jener Leser wohl gar dem Dichter einen guten Dienst zu erweisen, wenn er durch Einschiebung der Worte „sic liber" (statt des sinnlosen, vielleicht auch für Dittographie genommenen tera) wenigstens das Metrum des Verses in Ordnung brachte. — So liegt in den uns noch übrigen Handschriften alter Schriftsteller ganz gewiß, außer den unwillkührlichen Schreibfehlern und andern Versehen, noch manches Verderbniß des ursprünglichen Textes, das durch wohlgemeinte aber übel gelungene Nachbesserung absichtlich darein gebracht worden ist. Der Philolog hat Befugniß und Pflicht Fälschungen jeder Art nachzuspüren und sie aus einem Besitze zu treiben, den auf diesem Felde keine wie immer lange Verjährung rechtmäßig machen kann.

Das ganze Gedicht (nobile epigramma, wie es Quintilian institutt. oratt. I, 5 nennt,) wird somit in folgender Art zu schreiben seyn:

Chommoda dicebat, si quando commoda vellet
Dicere, et hinsidias Arriu', si insidias.
Et tum mirifice sperabat se esse locutum,
Cum quantum poterat dixerat hinsidias.
Credo, sic mater, matertera, avunculus eius,
Sic maternus avus dixerat atque avia.
Hoc misso in Syriam requierant omnibus aures,
Audibant eadem haec leniter et leviter,
Nec sibi post illa metuebant talia verba,
Cum subito affertur nuntius horribilis,
Ionios fluctus, postquam illuc Arrius isset,
Iam non Ionios esse sed Hionios.

Verzeichniß
der in der Sitzung der historischen Classe im Monat November 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. May — Août 1847. Paris 1847. 8.

Von dem historischen Verein zu Bamberg in Oberfranken:

Zehnter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1847. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. IV. 7 — 10. livr. Juillet—October 1847. Paris 1847. 8.

Von der historischen Gesellschaft in Basel:

Beyträge zur vaterländischen Geschichte. 3. Band. Basel 1846. 8.

Von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. 12. Jahrg. 2. Heft. 13. Jahrg. 1. Heft. Stettin 1846. 47. 8.

Geordnetes Inhalts-Verzeichniß der baltischen Studien Jahrg. I—XII. von Dr. Zober. Stettin 1847. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 24. December.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 13. November 1847.

Hr. Professor v. Kobell erstattete Bericht über eine von Sr. Kaiserl. Hoheit dem Herrn Herzog von Leuchtenberg an die k. Akademie als Geschenk eingesendete höchst werthvolle Sammlung russischer Mineralien.

Seine Kaiserl. Hoheit der Herr Herzog von Leuchtenberg haben mir in einem gnädigen Handschreiben vom 9. d. M. den angenehmen Auftrag ertheilt, eine mitfolgende Suite russischer Mineralien als Geschenk für die Sammlung des Staates in seinem Namen der k. Akademie vorzulegen und zugleich diesem gelehrten Institute die Versicherung seiner hohen Achtung auszusprechen. Indem ich hiemit diesem ehrenvollen Auftrage nachkomme, erlaube ich mir über die zugesendeten Mineralien selbst zu bemerken, daß sie die schönsten und seltensten Vorkommnisse des Ilmengebirges, der Schischimskyschen Berge, der Distrikte von Slatoust und anderer Fundorte des Urals enthalten und daß sie der Sammlung als eine wahre Zierde dienen werden. Es finden sich darunter ausgezeichnete Stufen von Zirkon, Smaragd, Korund, Chlorospinell, Ilmenit, Granat, Vesuvian ꝛc. und die ebenso interessanten als seltenen neueren Entdeckungen des Uranotantals, Perowskit, Xanthophyllit, Leuchtenbergit, Uwarovit u. a. Von besonderer Schönheit ist auch eine Stufe Dioptas aus der Kirgisensteppe. Diese Mineralien sind durch den hohen Geber selbst aus dessen großer Sammlung in Eichstädt ausgewählt worden, welche Sammlung namentlich durch ihren Reichthum an russischen Mineralien bereits eine allgemeine Berühmtheit erlangt hat.

Hr. Professor Wagner las über die systematische Stellung der Dronte (Didus ineptus).

In den verflossenen Herbstferien hat unsere Sammlung von der Direktion des k. naturhistorischen Museums in Kopenhagen ein interessantes Geschenk an dem Gipsabgusse eines Dronten-Schädels erhalten. Indem ich hiemit dieses merkwürdige Stück der hochverehrlichen Klasse zur Betrachtung vorlege, erlaube ich mir einige Bemerkungen über die systematische Stellung des Vogels, von dem wir hier einen einzelnen Theil repräsentirt sehen, beyzufügen.

Die Dronte oder der Dudu (Didus ineptus) hat nicht bloß wegen ihrer sonderbaren Gestalt schon seit längerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, sondern noch weit mehr deßhalb, weil wir bald nach ihrer ersten Entdeckung auch alsogleich wieder die Spuren ihrer Existenz verloren haben und nunmehr annehmen müssen, daß sie jetzt wirklich aus dem Bereiche der lebenden Schöpfung ausgerottet und verschwunden ist. Es ist dieß, wie schon Blumenbach bemerkt, manchen Naturforschern so undenkbar vorgekommen, daß sie lieber gar die jemalige Existenz dieses Vogels haben bezweifeln wollen, al-

lein die noch in europäischen Sammlungen aufbewahrten einzelnen Ueberreste von ihm beweisen dieselbe aufs unwidersprechlichste.

Ich werde hier nicht ausführlich wiederholen wollen, was schon anderwärts, namentlich durch Blainville *) und Owen **), über das Historische unserer Kenntniß von diesem seltsamen Thiere beygebracht worden ist, sondern begnüge mich nur in Kurzem die Hauptpunkte daraus hervorzuheben, und reihe daran die Aufzählung der in den Sammlungen noch existirenden Ueberreste von der Dronte, um zuletzt mit einigen Bemerkungen über die Stellung, die ihr im Systeme zukommen dürfte, zu schließen.

Blainville ist der Meinung, daß Vasco de Gama auf seiner im Jahre 1497 unternommenen Seefahrt nach Indien zuerst diesen Vogel entdeckt habe. Dieser berühmte Seefahrer sey nach Umschiffung des Kaps an eine Bucht, Angra de San Blaz an einer Insel gekommen, wo man eine Menge Vögel von der Größe einer Gans, aber mit Fledermaus-Flügeln angetroffen habe; die Matrosen hätten ihnen den Namen der Solitaires gegeben. Blainville ist nun der Meinung, daß diese Vögel Dronten und die Insel die jetzige Insel Mauritius (Ile-de-France) gewesen sey. In dieser auf unrichtige Angaben gestützten Vermuthung irrt sich jedoch Blainville, wie dieß Hamel ***) mit Evidenz nachgewiesen hat. Jene Bucht befindet sich nämlich überhaupt nicht an einer Insel, sondern am Festlande Afrikas und zwar östlich vom Kap. Ferner wurden die Vögel von den Portugiesen nicht Solitarios (Solitaires), sondern Sotilicayros genannt, woraus erst in spätern Uebersetzungen durch Verstümmelung die Solitaires hervorgiengen, die dann der gleichnamigen Benennung wegen für Blainville die Veranlassung gaben, in ihnen die eigentlichen Solitaires zu erkennen und die Blasius-Bay vom Festland auf eine Insel zu verlegen. Jene Sotilicayros mit Fledermaus-Flügeln waren meines Bedünkens nichts anders als Penguine.

Die Dronte wurde nicht eher als im Jahre 1598 entdeckt, wo die Holländer Besitz von der Insel Mauritus nahmen. Schon im Jahre 1605 gab der berühmte Clusius eine ausführliche Beschreibung von diesem Vogel nebst einer Abbildung, theils nach Mittheilungen, die er von einem Augenzeugen erhalten, theils nach Ansicht eines Fußes, der von diesem Thiere mitgebracht worden war. Man weiß, daß später auch ein lebendes Exemplar nach Holland gelangte, von dem noch die Abbildung in Lebensgröße existirt; ein ausgestopftes war in England zu sehen. Nicht lange aber dauerte es, so hörte der Zufluß an neuen Materialien für die europäischen Sammlungen auf, indem nicht allzulang nach der Entdeckung die Dronten auf Mauritius ausgerottet wurden, da sie als schwerfällige, zum Fluge untüchtige Vögel ihren Verfolgern, den europäischen Matrosen, eine leichte Beute wurden. Alle neueren Nachforschungen auf Mauritius und den benachbarten Inseln haben es nur bestätigen können, daß die Dronte dermalen vollständig in ihrer Heimathsstätte verschwunden ist. Auch die Hoffnung, daß man sie etwa auf der noch wenig untersuchten Insel Madagaskar ausfindig machen könnte, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich, da der große unbehülfliche Vogel, wenn er überhaupt je dort sich aufgehalten hätte, den Nachstellungen der Eingebornen wohl so gut als auf Mauritius unterlegen wäre. Wir werden also immerhin die Dronte als eine erst in neuerer Zeit aus dem Bereiche des Lebens entschwundene Thierform anzusehen haben, in ähnlicher Art, wie uns ein anderes Beyspiel an der Rhytina Stelleri gegeben ist.

Vielleicht ist aber mit der Dronte noch eine oder die andere ihr verwandte Art ausgerottet worden. Bekanntlich hat Leguat, der von 1691 bis 1693 auf der Insel Rodriguez unweit Mauritius sich aufhielt, daselbst einen ähnlichen Vogel wie die Dronte beschrieben, dessen auch Carré von dorther gedenkt. Beyde haben ihn Solitaire genannt, woraus der systematische Name Didus solitarius gebildet wurde; dieser Vogel ist seitdem auch nicht wieder gesehen worden. Dasselbe gilt von dem Oiseau

*) Nouv. annal. du Mus. d'hist. nat. IV. p. 1.

**) Ann. of nat. hist. XVIII. p. 276.

***) Bullet. de la classe physico-mathém. de l'Acad. de Pétersb. IV. p. 49.

de Nazare (dem Didus Nazarenus), den Fr. Cauche von der Insel Nazar, die höher als Mauritius liegt, beschreibt. Ja wie neuerdings Strickland *) aus einer alten handschriftlichen Reisebeschreibung dargethan hat, hätten auch auf der Insel Bourbon 2 große Vogel-Arten, die Solitaires und Oiseaux bleus gelebt, von denen die ersteren verschieden seyen von den Solitaires auf Rodriguez. Alle diese Arten sind nunmehr auf gedachten Inseln verschwunden, und wir hätten also eine ganze Reihe von Species, die erst in den letzten Jahrhunderten ihre Existenz eingebüßt hätten. Ein solcher Schluß wäre jedoch sehr voreilig, da alle vorliegenden Angaben so ungenau und unsicher sind, daß, da zugleich nirgends Ueberreste von diesen genannten Vögeln aufgewiesen werden können, der Naturforscher keinen festen Anhaltspunkt zu irgend einer zulässigen Schlußfolgerung hat, so daß er weder das rechte Verhältniß derselben unter einander, noch zu der Dronte bestimmen kann.

Etwas Anderes ist es mit der Dronte. Von ihr haben wir nicht nur genaue Beschreibungen und Abbildungen, sondern ihre Existenz ist uns durch einzelne, bey uns aufbewahrte Ueberreste in der sichersten Weise verbürgt. Diese bestehen in einem Kopf und Fuß in der ashmoleyischen Sammlung zu Oxford, als den einzigen Ueberbleibseln von dem vorhin schon erwähnten ausgestopften Exemplare; außerdem besitzt das brittische Museum noch einen wohlerhaltenen Fuß. Dieß war bisher Alles, was man von der Dronte besaß, als vor Kurzem ein zweyter Schädel derselben im Museum zu Kopenhagen aufgefunden wurde, worüber der Conferenzrath Lehmann folgende Auskunft giebt.

Im Jahre 1651 hatte der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein die damals berühmte Enkhusische Kunstkammer durch Adam Olearius ankaufen und nach seinem Schlosse Gottorf bringen lassen. Olearius gab im Jahre 1666 „eine Beschreibung der Gottorfischen Kunstkammer“ heraus und unter den dort genannten seltenen Naturalien wird auch aufgeführt: „der Kopf von einem fremden Vogel, welchen Clusius Gallum peregrinum, Nierenbergius Cygnum cucullatum, die Holländer aber Walghvogel nennen.“ Die Gottorfische Kunstkammer ward von dem dänischen Könige Friedrich IV. in dem Kriege mit Schweden, woran der Herzog von Schleswig-Holstein Theil genommen, von dem herzoglichen Schlosse weggeführt und der Kunstkammer in Kopenhagen einverleibt. Hier hatte diese große naturhistorische Seltenheit über hundert Jahre unbeachtet zwischen ausgezeichneten Schätzen und mancherley Schnurrpfeifereien gelegen, als sie durch den kenntnißreichen Assistenten Reinhardt aufs Neue entdeckt und als ein Drontenschädel erkannt wurde. Nach diesem Schädel nun ist der vorliegende Gipsabguß gefertigt, den uns die Direktion des k. naturhistorischen Museums in Kopenhagen als ein werthvolles Geschenk übersendet hat, wofür ich ihr den lebhaftesten Dank auszusprechen, hier gerne die Gelegenheit ergreife.

Die hier genannten Materialien sind Alles, was uns von der Dronte übrig geblieben ist. Zwar hat Cuvier noch kurz vor seinem Tode inkrustirte Knochen aus Ile-de-France erhalten, die der Dronte zugeschrieben wurden; es hat sich jedoch später aus den Aussagen von Quoy ergeben, daß sie nicht von dieser Insel, sondern von Rodriguez abstammten, daher sie nicht der Dronte, sondern vielleicht dem Solitaire angehören konnten. Auf diese Ueberreste haben wir demnach hier keine weitere Rücksicht zu nehmen, wenn wir der Dronte ihren systematischen Platz anweisen wollen.

In letzterer Beziehung ist das Urtheil der Naturforscher sehr verschieden ausgefallen, indem die Dronte bald den Schwimmvögeln, bald den Hühnervögeln, bald den Kurzflüglern und bald den Raubvögeln angereiht wurde. Man könnte sich über diese große Verschiedenheit der Meinungen wundern, weil es scheinen möchte, als habe man an dem Schädel und an den Füssen allein Vorlage genug, um doch wenigstens über die Ordnung auf der Stelle im Reinen zu seyn. Bey der Mehrzahl der Vögel würden diese Vorlagen allerdings zu ihrer Bestimmung ausreichend seyn, bey der seltsamen Dronte aber ist dieß nicht der Fall. Ihr Schädel ist so eigenthümlich gebildet, daß wir zwar mit Blainville und Owen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem der

*) Ann. of nat. hist. XIV. p. 324.

Geier nicht wegläugnen können, gleichwohl sind die Differenzen, unter denen die durch die Gaumenbeine gegebenen nicht die unwichtigsten sind, so überwiegend, daß wir denn doch Anstand nehmen müssen, die Dronte den Geiern einzureihen, so wenig als wir andrerseits sie den Albatrossen beygesellen könnten, weil auch mit diesen ihr Schnabel eine gewisse Aehnlichkeit darbietet. Owen hat die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeit des Drontenschädels mit dem der Geier und Albatrosse so vollständig auseinander gesetzt, daß ich nichts weiter beyzusetzen habe. Er glaubt übrigens in der Beschaffenheit der Fußknochen ein weit gewichtigeres Zeugniß zu Gunsten des Geier-Charakters als an dem Schädel selbst zu finden. Allein auch in diesem Falle fehlt die Hinweisung auf eine andere Ordnung, nämlich die der Hühner und der vierzehigen Kurzflügler nicht, und zugleich zeigen sich wieder Eigenthümlichkeiten, die der Dronte nur allein zukommen. Daher kann ich die Ansicht nicht theilen, daß dieser Vogel ein Raubvogel gewesen sey, der sich von Aas, Reptilien, Küstenfischen, Krustenthieren u. dgl. genährt hätte. Ich glaube nämlich, daß bey der so eigenthümlichen Gestaltung des Schädes, und zum Theil auch des Fußes, diese Theile uns gar keinen Aufschluß über die richtige Stelle der Dronte im Systeme gewähren können, und daher bey Ermittelung der Ordnung, unter die wir dieselbe zu bringen haben, ganz ausser Acht gelassen werden müssen. Es geht uns hier in diesem Falle völlig so, wie es uns mit dem Apteryx ergangen wäre, wenn wir ihm seinen Platz lediglich nach dem Schnabel und den Füssen hätten anweisen müssen. Ohne Bedenken würden ihn alle Ornithologen zu den Sumpfvögeln und zwar in die Nachbarschaft von Ibis und Numenius gestellt haben. Gleichwohl würden sie damit einen ungeheuern Mißgriff gemacht haben, denn wie wir aus der genauen Kenntniß seines anatomischen Baues wissen, ja wie schon das Brustbein dieß unwidersprechlich anzeigt, so gehört der Apteryx der Ordnung der Kurzflügler an und zwar als ein abnormes Glied derselben, da er im Fuß- und Schädelbaue nicht mit den ächten Gliedern dieser Gruppe übereinstimmt.

Meiner Meinung nach befinden wir uns mit der Dronte in einem ähnlichen Falle wie mit dem Apteryx. Um ihr sicher ihren Platz anzuweisen, müßten wir wenigstens noch die Beschaffenheit ihres Brustbeins und Schultergerüstes kennen, was uns aber Beydes unbekannt ist. In Ermangelung dieser und anderer anatomischer Haltpunkte bleibt uns nichts übrig, als diese fehlenden Elemente einigermassen aus den vorliegenden Beschreibungen und Abbildungen zu ersetzen. Denselben gemäß ist aber die Dronte nur mit rudimentären Flügeln versehen, ganz verschieden von denen der Alca impennis oder der Pinguine, im Gegentheil von der Beschaffenheit der der Kurzflügler und zwar, wie es scheint, etwas vollkommener als bey Apteryx oder den Kasuaren, jedoch minder als bey den eigentlichen straußartigen Vögeln. Diese Flügelähnlichkeit mit den Brevipennen dürfte wohl auch auf eine Uebereinstimmung in der Beschaffenheit des Brustbeines und Schultergerüstes schließen lassen und sonach würden wir für die Dronte ihren Platz unter den Kurzflüglern zu suchen haben.

Daß die Dronte den Raubvögeln nicht untergeordnet werden dürfe, scheint mir besonders aus zwey Umständen hervorzugehen. Clusius berichtet nämlich, daß nur die Brust und der Magen dieses Vogels einen nicht unangenehmen Geschmack hätte und daß man in letzterem Steine von einem Zoll Durchmesser finde. Diese beyden Thatsachen sprechen entschieden gegen die Raubvogel-Natur der Dronte, da Raubvögel bloß einen häutigen, also ungenießbaren Magen haben und von ihnen keine Steine verschluckt werden. Dagegen weist der eßbare, also muskulöse Magen, so wie das Verschlucken von Steinen auf körnerfressende Vögel hin, unter denen man nur zwischen den Hühnern und Kurzflüglern zu wählen hätte, wobey der Flügelbeschaffenheit wegen wohl bloß zu Gunsten der letztern entschieden werden dürfte.

Aus den vorstehenden Gründen bin ich demnach der Meinung, daß die Dronte den Kurzflüglern eingeordnet werden dürfte, und zwar als ein Glied, das sich seiner sonderbaren Kopf- und Fußbildung wegen vom normalen Typus noch weiter als der Apteryx entfernt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.
Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Hr. Prof. L. Buchner las: Ueber die Menge von Arsenik, Kupfer und andern Metalleu in den Mineralquellen zu Kissingen und Brückenau.

Ich habe vor einigen Monaten die Ehre gehabt, der k. Akademie das Resultat von Versuchen mitzutheilen, welche auf meine Veranlassung im chemisch-pharmaceutischen Laboratorium der k. Universität von Hrn. Dr. Keller aus Würzburg über den Arsenik-, Kupfer- und Zinn-Gehalt bayerischer Mineralwasser angestellt worden sind. Das hauptsächliche Ergebniß dieser Versuche war, daß der ocherige Absatz aus den Quellen Ragoczy und Pandur zu Kissingen eine leicht nachweisbare Menge Arseniks und nur eine zweifelhafte Spur Kupfers enthält, daß im Ocher aus dem Wasser der Eisenquelle zu Brückenau nur eine Spur Arseniks, aber eine ziemliche Menge Kupfers vorhanden ist, endlich daß in den Ochern von Kissingen und Brückenau auch Zinn entdeckt werden konnte.

Gegenwärtig habe ich von weiteren Versuchen zu berichten, welche ebenfalls unter meiner Leitung von Hrn. Dr. Keller über diesen Gegenstand unternommen worden sind und welche dießmal außer der ferneren Entdeckung von Antimon und Bley namentlich die quantitative Bestimmung des Gehaltes der genannten Metalle in den Mineralquellen zu Kissingen und Brückenau zum Zwecke gehabt haben.

Zur Bestimmung der Quantität der Metalle im Kissinger Ragoczy konnte der Rückstand benützt werden, welcher beym Verdampfen eines ganzen Eimers dieses Wassers zurückblieb den ich der Güte des Hrn. Akademikers Fuchs zu verdanken hatte. In dem in Wasser nicht mehr auflöslichen Theil dieses Rückstandes, welcher von isabellgelber Farbe war und größtentheils aus Eisenoxyd, schwefelsaurem Kalke, kohlensaurem Kalke, kohlensaurer Magnesia, Kieselsäure und eingemengtem feinem Sande bestand, waren die früher bloß im ocherigen Absatze aufgefundenen Metalle ebenfalls zu entdecken und dadurch wurde der direkte Beweis von der Gegenwart solcher Metalle im Wasser selbst geliefert.

Beym Kissinger Pandur und bey der Stahlquelle von Brückenau aber mußten zu dieser Bestimmung die aus diesen Wassern sich ablagernden ocherigen Niederschläge verwendet werden. Nachdem aus einer bestimmten Menge derselben die Quantität des darin vorhandenen Eisenoxydes ermittelt war, konnte die Menge Wassers berechnet werden, welche einer dem gefundenen Eisenoxyde äquivalenten Menge kohlensauren Eisenoxyduls nach den Analysen bayerischer Mineralquellen von Hrn. Akademiker Vogel sen. entspricht, und auf diese Art war ein Anhaltspunkt zur Berechnung der in den Ochern gefundenen Metall-Mengen für eine bestimmte Menge dieser Wasser selbst gegeben. Diese Berechnung aber ist nur unter der Voraussetzung als richtig anzunehmen, daß das Eisen und die übrigen Metalle als Oxyde sich auch in dem nämlichen Verhältnisse aus dem Wasser ablagern, in dem sie darin vorhanden sind; denn wäre dieses nicht der Fall, würde z. B. schon ein Theil des bey Luftzutritt sich bildenden und niederfallenden Eisenoxydes die ganze Menge der übri-

gen Metalloxyde mit niederreissen, so müßte natürlich der Gehalt an letzteren, wenn er auf obige Weise auf das Wasser zurückberechnet wird, größer ausfallen, als er wirklich ist.

Ueber die Art und Weise, nach welcher die Scheidung und quantitative Bestimmung der genannten Metalloxyde bewerkstelliget werden, will ich nur folgende Andeutungen geben:

Der in Wasser unlösliche Theil des Verdampfungsrückstandes vom Ragoczy und die ocherigen Absätze wurden, und zwar letztere unter Zusatz von etwas chlorsaurem Kali behufs Zerstörung beygemengter organischer Stoffe, welche das Filtriren erschwerten, mit Salzsäure behandelt. Nachdem in die filtrirte Flüssigkeit zur Desoxydation des Eisenoxydes schwefligsaures Gas geleitet und der Ueberschuß des letzteren durch Erwärmen verflüchtiget war, präcipitirte man die Metalle durch Schwefelwasserstoff. Zur Abscheidung beygemengten Schwefels wurde der Niederschlag wieder in Salzsäure unter Zusatz von chlorsaurem Kali gelöst, das überschüssige Chlor durch Kochen verjagt, das Metallgemisch neuerdings durch Schwefelwasserstoff gefällt, dann das Gewicht der getrockneten Schwefelmetalle bestimmt und daraus Schwefelarsenik, Schwefelantimon und Schwefelzinn durch Schwefelkalium aufgelöst. Das darin unlösliche Gemeng von Schwefelbley und Schwefelkupfer wurde, nachdem dessen Gewicht bestimmt war, in Salpetersäure gelöst und die Lösung mit etwas Schwefelsäure fast zur Trockne verdampft, dann wieder mit Wasser verdünnt, das gebildete und gesammelte schwefelsaure Bleyoxyd dem Gewichte nach bestimmt, während die Menge des Kupfers aus der Differenz der in Schwefelkalium unlöslichen Schwefelmetalle berechnet wurde.

Aus der Lösung in Schwefelkalium wurden die übrigen Schwefelmetalle durch Essigsäure wieder gefällt und hierauf zur Verflüchtigung des Arseniks mit einem Gemenge von Cyankalium und Soda in einer Glasröhre geglüht. Die Schlacke löste man in Königswasser und präcipitirte aus dieser Auflösung, nachdem daraus die überschüssige Säure durch Eindampfen verflüchtiget war, Zinn und Antimon mittelst Schwefelwasserstoff als Schwefelmetalle. Nachdem das Gewicht dieser bestimmt worden, wurden sie von Neuem in Chlormetalle verwandelt, endlich das Antimon durch ein Zinnstäbchen metallisch gefällt, gewogen und aus dem Verluste die Menge des Zinnes berechnet.

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß zur möglichst genauen Bestimmung der Metalle als Schwefelmetalle von diesen jedesmal ein bestimmter Theil auch zur Bestimmung des darin vorhandenen Schwefels durch Verwandlung dieses in Schwefelsäure mittelst rauchender Salpetersäure und Fällung als schwefelsaurer Baryt verwendet wurde, so oft man Ursache hatte, darin mit niedergerissenen freyen Schwefel zu vermuthen.

Ich will nun in folgenden Tabellen die Mengen der Oxyde genannter Metalle, auf eine gewisse Menge Wassers berechnet, mittheilen und bemerke hier nur noch, daß herkömmlicher Weise das Arsenik als arsenige Säure berechnet wurde, obwohl es wahrscheinlicher ist, daß wenigstens in den Ochern Arsenik als Arsensäure und diese an Eisenoxyd gebunden, vorhanden sey, da meines Wissens in der Mineralogie keine arsenigsauren Verbindungen aufgeführt werden.

I. Kissinger Quellen.

1. Ragoczy.

Es enthält der Ragoczy:	In 1 Eimer: Gran:	In 1 Kruge: Gran:
Arsenige Säure	0,8123	0,0144
Antimonoxyd	0,1579	0,0028
Zinnoxydul	0,1749	0,0031
Bleyoxyd	0,1410	0,0025
Kupferoxyd	?	?
Summe der Metalloxyde	1,2861	0,0228

Sonach sind erforderlich für:

1	Gran arseniger Säure	69½	Krüge;
1	„ Antimonoxyd	357	„
1	„ Zinnoxydul	322½	„
1	„ Bleyoxyd	400	„
1	„ Summe der Metalloxyde	44	„

In 10,000,000 Theilen Ragoczy sind 7,6 Theile arseniger Säure enthalten, und bey der Annahme, daß ein Individuum täglich einen Krug voll von diesem Wasser tränke, würde er innerhalb 10 Wochen ungefähr 1 Gran arseniger Säure mit seinem Organismus in Berührung bringen.

2. Pandur.

Es enthält der Pandur:	In 1 Eimer:	In 1 Kruge:
	Gran:	
Arsenige Säure	1,2182	0,0216
Antimonoxyd	0,1354	0,0024
Zinnoxydul	0,1411	0,0025
Bleyoxyd	0,1128	0,0020
Kupferoxyd	?	?
Summe der Metalloxyde	1,6075	0,0285

Sonach sind erforderlich für:

1	Gran	arseniger Säure	46 Krüge;
1	„	Antimonoxyd	416½ „
1	„	Zinnoxydul	400 „
1	„	Bleyoxyd	500 „
1	„	Summe der Metalloxyde	35 „

Man ersieht aus Obigem, daß der Pandur reicher an Arsenik ist als der Ragoczy; in 10,000,000 Theilen desselben sind 11,5 Theile arseniger Säure enthalten, und wenn ein Individuum täglich davon eine Flasche voll trinkt, so bekommt er binnen 7 Wochen beyläufig 1 Gran arseniger Säure.

II. Brückenauer Stahlquelle.

Es enthält die Brückenauer Stahlquelle:	In 1 Eimer:	In 1 Maaß:
	Gran:	
Arsenige Säure	0,0060	0,00010
Antimonoxyd	0,0066	0,00011
Zinnoxydul	0,0084	0,00014
Bleyoxyd	?	?
Kupferoxyd	0,1260	0,00210
Summe der Metalloxyde	0,1470	0,00245

Sonach sind erforderlich für:

1	Gran	arseniger Säure	10,000 Maaß;
1	„	Antimonoxyd	9091 „
1	„	Zinnoxydul	7143 „
1	„	Kupferoxyd	476 „
1	„	Säure der Metalloxyde	408 „

In 10,000,000 Theilen Brückenauer Stahlwassers sind nur 0,059 Theile arseniger Säure, aber 1,2 Theil Kupferoxydes vorhanden.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten Juli und August 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Royal Asiatic Society of London:

Journal. Vol. IX. No. XVII. Part 2. und Vol. X. Part II. London 1847. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIV. No. 13 — 24. Mars — Juin 1847. Paris 1847. 4.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Annales des universités de Belgique. Année 1845. Bruxelles 1846. gr. 8.

Ferdinand Rapélius de Berg. Mémoires et documents pour servir a l'histoire de la révolution Brabançonne, par P. A. T. Gérard. Tom. I. II. Brux. 1842. 1843. 8.

Traité de droit public, ou exposition méthodique des principes du droit public de la Belgique. Par M. F. G. Thimus, avocat. T. I. II. Liège 1844. 1846. 8.

Suite de la notice des manuscrits conservés soit dans des dépôts publics, soint dans des bibliothèques particulières, et qui ont rapport aux travaux de la Commission. Par le Baron de Reiffenberg. 8.

Chanoinisses de Denain par le Baron de Reiffenberg. 8.

Chronique inédite de Hollande et de Hainaut. Von demſelben. 8.

Don Charles-Antoine de la Serna y Santander. 8.

Déduction et narration de l'estat et conduicte de la ville de Malines, durant les derniers troubles de ces pays; publiée par le Baron de Reiffenberg. 8.

M. J. F. Willems, à ses anciens amis. Von demſelben. 8.

Deuxième mémoires sur l'induction par le prof. E. Wartmann de Lausanne. 8.

Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale, en livres imprimés, en cartes, estampes et en manuscrits. Sept. partie. Année 1845. Bruxelles 1846. 8.

Von der Accademia r. di scienze, lettere ed arti di Modena:

Alla Memoria di Francesco IV. Modena 1846. 4.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Bern:

Mittheilungen aus dem Jahre 1846. Nro. 57 — 86. Bern 1846. 8.

Conrad Gyger. Ein Beytrag zur Zürcheriſchen Culturgeſchichte von R. Wolf. Bern 1846. 8.

Von der Société Vaudoise des sciences naturelles à Lausanne:

Bulletins. Tom. I. Années 1842—1845. No. 1—15. Lausanne 1846. 8.

Analyse de l'eau minérale de Weissenburg (Canton de Bern) par M. le Dr. L. R. de Fellenberg, prof. Lausanne 1846. 8.

Ueber die bey der Conſolidation des Faſerſtoffes ſtattfindenden Veränderungen der elementaranalytiſchen Beſtandtheile deſſelben von L. R. Fellenberg und G. Valentin. Lauſanne. 8.

Fragmens de recherches comparées sur la nature constitutive de différentes sortes de fibrine du cheval dans l'état normal et pathologique von Fellenberg. Bern 1841. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Vereine von Bayern in München:

Centralblatt, Juni 1847. München 1847. 8.

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsbericht. Mai, Juni 1847. Berlin 1847. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. No. 1—27. 1826—1832. Vol. I. No. 29—32. Vol. II. No. 33—58. Vol. III. No. 59—64. Vol. III. part II. No. 72—76. 1840. 1841. Vol. III. No. 66—71. 1839. 40. Vol. IV. No. 65. London 8.

Quarterly Journal. No. 10. May 1. 1847. London 1847. 8.

Von der Geſellſchaft der Freunde der Naturwiſſenſchaften in Wien:

Berichte über die Mittheilungen, geſammelt und herausgegeben von Wilhelm Haidinger. I. Bd. No. 1—6. Mai — Oktober 1846. No. 7. November 1846. Wien 1847. 8.

Von Pietro Caldara in Palermo:

Delle Rocce e terreni del globo. Palermo 1847. 8.

Rapporto del viaggio scientifico. Palermo 1846. 12.

Von Hrn. Prof. Grunnert zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Phyſik. 9. Thl. 3. Heft. Greifswald 1847. 8.

Von Hrn. Flourens, secr. perpet. de l'institut royal de France:

Eloge historique de Jean Frédéric Blumenbach, un des huit associés étrangers de l'académie. Paris 1847. 4.

Von der k. bayer. Geſandtſchaft in Paris:

Observations météorologiques faites a Nijné-Taguilsk (Monts Oural) Gouvernement de Perm. Année 1845. Paris 1846. 8.

Von Hrn. Jomard:

Extrait d'un Mémoire sur l'uniformité à introduire dans les notation géographiques.

Instruction pour le voyage de Mr. Prax dans le Sahara septentrional. (Aus dem Bulletin de la Société de Géographie, März und April 1847.)

Carte de l'Arabie et des pays circonvoisins, par Jomard. Paris 1847.

Von Hrn. Obermed. Rath Jäger zu Stuttgart:

Grundbeſtimmungen der Heilanſtalt (für Kretinen) zu Mariaberg in Württemberg. 1847. Reutlingen. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. December.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Storia di Bonifacio VIII. e de'suoi tempi per D. Luigi Tosti Monaco della badia Cassinese. Pe' tipi di Monte Cassino. 1846. Vol. I. 316 S. II. 319 S.

Der Verfasser dieser Geschichte P. Bonifacius VIII. ist kein Neuling in dem Felde der Geschichte oder der Literatur überhaupt. Aus einer guten neapolitanischen Familie stammend wurde er von seinen Aeltern im Knabenalter nach der uralten Abtey von Monte Cassino gebracht; wo er in dem Knabenseminar wie nachher in dem Kloster, das sich vorzüglich aus Männern von guter Herkunft ergänzt, seine Erziehung fand. Er machte die geistlichen Uebungen, wie sie zur Vorbereitung für das Klosterleben dienen, mit, ohne daß sie in ihm einen Entschluß, der Welt gänzlich zu entsagen, hätten zur Reife bringen können. Erst der Tod eines höchst wackeren Mönches, welcher die trübseligen Zeiten französischer Verfolgung, wo mit Mühe die Abtey und ihr herrlicher Urkundenschatz den Flammen entrissen wurde, mit Gefahr des Lebens überstanden, und eine angenehme Existenz dem inneren Drange, Gott allein zu dienen, aufgeopfert hatte, brachte eine für Don Luigi wohlthätige Krise hervor. Er war dem alten Manne als Pflegling übergeben worden, sah ihn mit außerordentlicher Ruhe leiden, endlich nahte der Tod. Da begann er mit zitternden Lippen die Worte des Psalmisten zu recitiren: laetatus sum in his quae dicta sunt mihi, in domum Domini ibimus, und wie er den letzten Vers des Psalmes vollendet, hauchte er seine Seele aus. Am anderen Tage trat Don Luigi in das Noviziat; er wurde Mönch und nun dem als Vorstand des Archivs von Monte Cassino berühmt gewordenen Frangipane zugetheilt, dessen Nachfolger er gegenwärtig ist. Außer einer Jugendarbeit, einem mit anerkennungswerthem dichterischen Talente verfaßten Epos: Maria Egiziaca, liegt von Don Luigi bereits vor als Frucht ernster Studien, die Geschichte der Abtey Monte Cassino in 3 Bänden, ein gründliches Werk, welches viele interessante Notizen aus handschriftlichen Quellen enthält und durch seine Fortsetzung bis auf die neueste Zeit auch für die Geschichte unserer Tage vielfachen Werth besitzt. Zu der Geschichte P. Bonifacius erfolgten nicht minder ernste Vorstudien. Der Verfasser hat die päpstlichen Regesten vor sich gehabt und wenigstens in Bezug auf die wichtigsten Controversen sie benützt. Für die frühere und gleichzeitige Epoche bietet Amari's un periodo della storia siciliana durch seine Documente wie durch den Text vielfache Aushülfe. Allein wer sollte es glauben? So groß ist der Eifer der neapolitanischen Regierung, keine anderen als dem Systeme angemessenen Ideen in das Land dringen zu lassen, daß wir bey einem so streng wissenschaftlichen Werke als dem vorliegenden nirgends einem Citate aus Amari begegnen, wenn gleich der Text nirgends verräth, daß dem Verf. die Resultate des sicilianischen Forschers unbekannt geblieben seyen.

Die Geschichte P. Bonifacius ist nicht die eines Papstes allein, sie ist die eines großartigen Wendepunktes des Mittelalters, in welchem, was in 200 höchst ereignißvollen Jahren geschaffen worden und herangewachsen war, einer neuen Gestaltung Platz macht, die von nun an die Blätter der Geschichte füllt. Von Gregor VII. bis 1303, dem

Todesjahre Bonifacius VIII. zieht sich Eine fortlaufende Richtung, Ein System der großartigsten geistlich weltlichen Herrschaft, welche die Geschichte kennt. In dieser Periode stand das deutsche Reich auf dem Punkte, ein Lehen des römischen Stuhles zu werden; Neapel und Sicilien wurden es, zinsbar aber Dalmatien und Croatien, Polen und die Insel Man, Castilien, Aragonien und Portugal, Ungarn und das Königreich der Balearen. Ein dreyfacher Streit, wie die Geschichte keinen ähnlichen kennt, unter den beyden Heinrichen (IV. und V.), unter Friedrich Barbarossa, endlich der grimmigste auf Leben und Tod, unter Friedrich II. wurde siegreich beendet, das von Leo III. und Johann XII. geschaffene deutsche Kaiserthum, als es seine Aufgabe in den Kampf mit dem Priesterthum legte, zu Boden geschmettert, 53 Jahre allein die christliche Welt ohne einen kaiserlichen Beschützer beherrscht, endlich an der Wiederherstellung des Kaiserthums gearbeitet, aber in dem Momente auch der Zügel der Herrschaft verloren, als der römische Stuhl ohne Beschützer einen neuen Kampf mit dem französischen Könige zu bestehen hatte. Tritt mit dem Tode Bonifacius VIII. die Epoche ein, in welcher die einzelnen Völker und Staaten ihre Abgeschlossenheit auf Kosten der bisher vorwaltenden inneren Einheit geltend machen und die respublica christiana, wie sie in der Blüthezeit des Mittelalters unter zwey Schwertern vereinigt gedacht wurde, dem Andrange der Nationalitäten zu Liebe aufgelöst und zerrissen wurde, so stellt der Verfasser die universalgeschichtliche Bedeutung derselben noch viel höher. Er erblickt darin nicht bloß ein für die Geschichte des Mittelalters entscheidendes Moment, sondern selbst eine der wichtigsten Katastrophen, welcher nur der Einbruch fremder (germanischer) Völker in das Römerreich und der Ausbruch der französischen Revolution im achtzehnten Jahrhunderte gleich kommen (S. 9). Erwägt man, welche Masse wichtiger Ereignisse von dem Jahre 1303 an über Italien einbrachen, welche tiefeingreifende Veränderungen die Verlegung des römischen Stuhls nach Avignon und das darauffolgende Schisma herbeyführten, und wie das Bedürfniß einer allgemeinen Reformation sich unmittelbar an diese Vorgänge anreihte, der Ruf darnach lauter und lauter und zuletzt unabweislich wurde, so fühlt jeder, daß diese Anschauungsweise nicht einer faktischen Begründung entbehre. Allein der Verfasser führt noch andere Gründe an, deren Gewicht um so mehr erörtert zu werden verdient, als Ref. sich nicht entsinnt, daß in einem deutschen Werke ihnen jener Nachdruck beygelegt worden wäre, welcher ihnen wirklich zukömmt. Die Gedankenreihe ist, wenn wir den Verf. recht verstanden haben, folgende: Friedrich II. war der Vorkämpfer unkirchlicher Staatsideen, der christliche Staat aber wurde ihm gegenüber durch die Päpste vertreten. In diesem Kampfe siegte zwar die Kirche (eigentlich das sacerdotium, welches für das, was es negotium ecclesiasticae libertatis nannte, Alles daran setzte); allein was Friedrich nicht gelang, versuchten nach ihm die übrigen Fürsten, wurde das Gesammtstreben Aller, und die Kirche hatte jetzt statt des Einen zwanzig, statt Einer überwältigten Dynastie alle noch aufrecht stehenden zu bekämpfen. Gleich derjenige, welcher von dem römischen Stuhle berufen worden war, Sicilien für die Kirche gegen die Hohenstaufen zu vertheidigen, ging in der Zertretung der kirchlichen Gerechtsame weiter, oder doch mindestens ebenso weit als die Hohenstaufen. Als sich durch die sicilianische Vesper Sicilien von Neapel losriß, behauptete sich die Revolution zugleich gegen das Königthum wie gegen den römischen Stuhl und anstatt von jenem einen Dank zu haben, suchte der zweyte Anjou, Carl II., den römischen Stuhl geradezu von sich abhängig zu machen. Auf seinen Antrieb verlegte P. Cölestin die päpstliche Residenz von Rom nach Aquila, endlich nach Neapel, verfügte mit der Kirche ganz nach Gutdünken Carls, kurz die avignonesische Gefangenschaft hatte an der neapolitanischen ihr Vorspiel gefunden — als Cölestin abdankte und Bonifacius VIII. Papst wurde.

Als dieser von Neapel nach Rom zurückkehrte, war der drohenden Knechtschaft schnell ein Ende gemacht; als er aber mit dem Enkel Ludwig des Heiligen in Kampf gerieth und in diesem unterging, war dadurch eine allgemeine Umwälzung erfolgt, der Sieg nicht bloß auf Seite Frankreichs, sondern der Fürsten überhaupt, deren Sache Philipp der Schöne vertreten hatte. Die Trennung des Priesterthums vom Königthume erfolgte; nicht mehr der Papst war die Quelle des Rechtes weltlicher Monarchen, sondern

diese schritten eine Stufe höher, leiteten ihr Recht unmittelbar von Gott ab, und die vermittelnde Hülfe des römischen Stuhles, an welchem die Völker so oft einen Schutz gegen Willkühr und unrechtliche Gewalt gefunden, hörte in dem Maße auf, als die Juristen es über sich nahmen, die königlichen Rechte zu erweitern, sie auf Kosten der Volksfreyheiten geltend zu machen. Dadurch entstand nun ein neuer Proceß, welcher durch auswärtige Verwicklungen aufgehalten, zuletzt dennoch zu jenem Ende kam, welches die natürliche Folge seiner Anfänge war. Es entstand statt eines Streites zwischen dem Priesterthum und dem Königthum ein Kampf dieses mit den Volksgewalten, mit dem Adel, mit den Communen. War die Geistlichkeit aus dem Felde geschlagen, seit sie sich im Kampfe ihres Königs mit dem römischen Stuhle an ersteren angeschlossen, so waren es noch nicht die anderen Stände. Der englisch-französische Krieg, die großen italienischen Kriege, die Hugenottenkämpfe und die Eroberungskriege Ludwigs XIV. konnten zwar die natürliche Entwicklung aufhalten, aber nicht hindern. Die Saat des vierzehnten Jahrhunderts ging im achtzehnten auf. „Frankreich, welches die Revolution der Scheidung des Priesterthums von dem Staate durchführte, mußte auch die bestehen, welche aus dem Kampfe der Monarchie mit der Demokratie hervorging."

Schon daraus geht hervor, daß der Plan des Verfassers nicht bloß auf die Bonifacius VIII. selbst berührenden Ereignisse gerichtet war, sondern ein weit aussehender ist, dessen Kern und Mittelpunkt Bonifacius seyn sollte.

Folgen wir nun der Ausführung in das Einzelne, um sowohl die Anschauungsweise des Verfassers geschichtlich zu würdigen, als auch zu sehen, welche Bereicherung an neuem historischen Material wir dem Verfasser zu danken haben.

Wie Tausende vor und nach ihm verdankte es Benedetto Gaetani, Sohn eines Unterbefehlshabers in dem Heere Manfreds, der Verfassung der Kirche, seinen tüchtigen juristischen Kenntnissen und dem Ernste seines Charakters, über die unteren Stufen hinweg zu denjenigen emporzuschreiten, welche den Akt besonderen Vertrauens voraussetzen. Man findet ihn unter Alexander IV. einer Gesandtschaft nach England beygegeben, unter Nicolaus III. vollzieht er den schwierigen Auftrag, Carl'n von Anjou und K. Rudolf von Deutschland in Bezug auf die Provence zu versöhnen; ein anderes Mal sollte er Carln von Anjou von dem Zweykampfe mit Don Pedro von Aragonien abwendig machen. Man liest seinen Namen unter den sogenannten Capiteln des P. Honorius IV., organische Bestimmungen, durch welche dieser den durch die Anjou's verletzten Volksfreyheiten Neapels zu Hülfe kam. Später trifft man ihn als Legaten bey K. Dionys von Portugal und bey Philipp dem Schönen von Frankreich, so daß er eine selbst in jenen Zeiten seltene Kenntniß von Personen und Zuständen zu erlangen vermochte. Allein von allen Würden, die er bekleidete, und von allen wichtigen Lagen, in denen er sich befand, war keine entscheidender, als die bey dem Conclave zu Perugia nach dem Tode Nicolaus IV., 1293, wo K. Carl II. von Neapel in die Mitte der Cardinäle trat und sie zur augenblicklichen Wahl aufforderte, Benedict Gaetani aber allein die Wahlfreyheit der Cardinäle verfocht und nach hartem Wortwechsel den König zwang, ohne der Christenheit einen Papst nach seinem Ermessen aufgedrungen zu haben, von dannen zu ziehen.

Im dreyzehnten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung war es dahin gekommen, daß die Christenheit einen heiligen Papst so wenig ertrug als einen unheiligen. In einem Momente der Reue und Zerknirschung war der Einsiedler Peter von Morrone, welcher der Welt ganz abgestorben war, zum Papste gewählt worden. Hätte er es verstanden, mit gleicher Energie, mit welcher er die Welt floh, sie zu durchdringen, mit seinem Geiste zu beseelen und umzugestalten, sie ihrem höheren Endzwecke zuzuführen, er wäre der Abgott seines Jahrhunderts geworden. Als er es nicht verstand, wurde gerade seine Einfalt, deren sich Carl II. zur Erfüllung seiner ehrgeizigen Zwecke bediente, während eine Schaar Unwürdiger sich in seine Nähe drängte, um ihn zur Verschleuderung aller kirchlichen Gnadenbezeugungen, Privilegien, Aemter und Würden zu mißbrauchen, der nächste Grund einer gesteigerten Verwirrung. Diese Thatsache steht fest und dann erst kann die andere ermittelt werden, ob seine Abdankung eine

freywillige oder unfreywillige war. Der Verf. stützt sich bey den vielen und großen Beschuldigungen, welche von französischer Seite deßhalb wider Bonifacius VIII. erhoben wurden, nicht bloß auf das Benehmen der Colonnesen, welche, später so grimmige Gegner des Papstes, zuerst Jahre lang ihm auf das wärmste anhingen, sondern auch ganz besonders auf die vatikanische Lebensbeschreibung Cölestins V., die bereits Mons. Wiseman in dem in unserm Rückblick auf P. Bonifacius VIII. mehrfach erwähnten Lebensabrisse des Papstes benützt hat. Die Anordnungen Cölestins gaben die künftige Papstwahl ganz in die Hände Carls und erregten in den Cardinälen eine gerechte Besorgniß. Doch war schon bey dieser Gelegenheit das Wort Abdankung ausgesprochen worden, das zur That zu machen merkwürdiger Weise jener Jacopone von Todi berufen war, welcher, nachher so grimmiger Gegner Bonifacius des Achten, damals Cölestin ermahnte, sein Seelenheil zu bedenken, welches durch seine Erhebung gefährdet werde. Von dieser Zeit an erholte sich Cölestin, wo er konnte, Rath über die Rechtmäßigkeit einer Abdankung und als er in diesem Betreff mit sich in's Reine gekommen war, wurde der Entschluß in feyerlicher Sitzung den Cardinälen verkündet. Damit stimmt denn auch die Canonisationsbulle Cölestins durch P. Clemens V. überein, welcher, wenn die Sache sich nicht so verhalten haben würde, gerade bey dieser Gelegenheit am ehesten den Wunsch K. Philipps hätte vollziehen können, Bonifacius für einen Eindringling und unrechtmäßigen Papst zu erklären. In Bezug auf die Erhebung des Bonifacius selbst macht der Verf. auf die innere Unwahrscheinlichkeit der Angabe Johann Villani's über simonistische Unterhandlungen Gaetani's und auf die Zuverläßigkeit des Ptolemäus von Lucca und des Card. Stefaneschi aufmerksam, welche sich damals am Orte des Conclave, zu Neapel, befanden. Das bis dahin unbefleckte Leben des neuen Papstes, seine Encyklica (S. 238) und der schwere und ausführliche Eid, welchen er nach seiner Wahl ablegte, dürften von nicht minderem Gewichte seyn, als die unglaubliche Angabe, Carl II. werde sich durch bloße Versprechungen Gaetani's zu dessen Erhebung haben gewinnen lassen. Mit der Darlegung der ersten Schreiben des neuen Papstes, insbesondere seines freundlichen und wohlwollenden Briefes an K. Philipp den Schönen, schließt übrigens von den sechs Büchern dieser Geschichte das erste. —

Das zweyte Buch giebt eine Umschau der politischen Verhältnisse gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhundertes und damit einen Ueberblick der Schwierigkeiten, welche sich einem Papste darstellten, der seine Mission begriff. Italien, durch den Streit der Welfen und Gibellinen in vollster Auflösung begriffen, die durch die sicilianische Revolution ein beständiges Foment erhalten hatte, bot allein einem thätigen Manne einen außerordentlichen Spielraum dar. Man darf hiebey nicht außer Acht lassen, daß Sicilien durch seine Vesper bereits der Mittelpunkt der größten politischen Speculationen geworden war, wo die Politik Frankreichs, Neapels, Aragoniens, des Königreichs der Balearen, Englands und des Papstes, der Seestaaten und der moslemischen Königreiche in Nordafrika sich begegnete. Viel zu gering wird gewöhnlich der Impuls angeschlagen, den die europäischen Verhältnisse von da aus erhielten. Es bildete sich im Süden ein neues Staatensystem aus. Der Gedanke an eine Wiedereroberung der christlichen Besitzungen im Oriente, an eine Wiederherstellung des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel mußte seitdem aufgegeben werden. Der Einheit der respublica christiana war eine unheilbare Wunde geschlagen worden; ja noch mehr, die ungeschickte Hand eines zu ihrer Heilung Berufenen, P. Martin's IV., hatte die Wunde eitern gemacht und jenen Trotz der Sicilianer hervorgerufen, der sich in den derben Worten des Seehelden Loria's an Bonifacius VIII. zu erkennen gab, der auf seine Frage an Loria, bist du der Mann, durch den so viele Getreue der Kirche ihren Tod fanden, die Antwort erhielt: „daran sind nur deine Vorgänger Schuld.“

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29 December.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Storia di Bonifacio VIII. e de' suoi tempi par D. Luigi Tosti, Monaco della badia Cassinese.

(Schluß.)

Zu diesem einen Ableiter gemeinsamer Thätigkeit christlicher Völker, zu diesem einen und gewaltigen Zankapfel gesellte sich aber gerade damals der Keim zu einem zweyten, welcher für den Westen Europas das wurde, was Sicilien bereits für den Süden geworden war. Dieses war der große französisch-englische Krieg, der Schotten und Deutsche, Flandrer und Navarresen, Engländer und Franzosen, ja selbst die Skandinavier in seinen Strudel mit hineinzog und zur Ausbildung der Territorialhoheit und der Nationalitäten auf Kosten der von den Päpsten so sorgsam gepflegten innern Einheit der christlichen Staaten das Seinige mächtig beytrug. Dazu kam noch eine gewichtige Anzahl zu tiefst eingreifender Verwirrungen. Man hat sich die auffallende Thatsache noch viel zu wenig zu Gemüthe gezogen, daß die italienischen Republiken, welche Friedrich I. und Friedrich II. so gewaltig entgegen traten und den Sieg der Kirche entscheiden halfen, etwa 50 Jahre später der fürstlichen oder vielmehr der Tyrannenherrschaft sich beugten. Allein die Umkehrung des Charakters und der Grundsätze, welche dieser Umwandlung vorausgingen, wird klar, wenn man sich die natürliche Folge des unter ihnen herrschenden Parteykampfes vergegenwärtigt, welcher wie immer und überall, dem Rechte keine Stätte, der Billigkeit keinen Vorschub, der Vaterlandsliebe keinen Spielraum gewährte und alles nur für seine Zwecke ausbeutete. Auch hier stand Bonifacius in der Mitte, in der Krise der Ereignisse, als sich entscheiden mußte, ob das republikanische Element auch noch fernerhin, oder ob das fürstliche die Herrschaft führen sollte. Wurde diese Frage an der Schwelle des 13. und 14. Jahrhunderts in Italien entschieden, so bewegte eine nicht minder wichtige Deutschland, eine andere fast alle Staaten ohne Ausnahme. Seitdem die deutschen Fürsten nach dem Tode Heinrichs VI. die Wahl des Knaben Friedrichs (II.) durch die Erhebung seines Oheims Philipp von Schwaben vernichtet hatten, war das Signal zu fast ununterbrochenen Thronstreitigkeiten vom dreyzehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert gegeben worden. Erst stritten sich Philipp und Otto, dann wurde Otto von Friedrich II. entthront; dieser setzte seinen Sohn Heinrich ab und erhob an dessen Stelle Conrad. Conrad fand an Heinrich von Thüringen, nachher an Wilhelm von Holland siegreiche Gegner. Wilhelm ward von den Friesen erschlagen. Dann erfolgte der Streit Alfonsens und Richards, Rudolfs und Ottokars, jetzt Adolfs und Albrechts, später Ludwigs von Bayern und Friedrich des Schönen, Carls IV. mit Ludwig und nach dessen Tode mit Günther von Schwarzburg, endlich Wenzels Absetzung und die Erhebung Ruperts, bis zuletzt das deutsche Reich fast zu gleicher Zeit drey Häupter hatte (Wenzel, Sigmund, Jobst), wie Rom drey Päpste. Es schien System im deutschen Reiche zu werden, daß Gewalt das Königsrecht verleihe. Aber auch hier war zu hoffen, daß, wenn das geistliche Ansehen dazwischen trete, die Nation aus einem Zu-

stande herausgerissen werden würde, welcher den Bürgerkrieg zur Tagesordnung machte, das alte Kaiserreich mit jedem Jahrzehnte tiefer auf den Rang anderer Staaten herabdrängte, endlich das Kaiserthum zum Spielballe des dynastischen Interesses machen mußte. Hieran reihte sich nun als fünfte Thatsache der allgemeine Angriff der Laien auf die Priester, der Könige auf die Bischöfe an. Der Kampf Friedrichs II. mit den Päpsten hatte die ganze christliche Welt in Aufregung gebracht. Der französische Adel, wie Mathäus Paris berichtet, von dem Kaiser angetrieben, hatte einen Bund gegen den Clerus geschlossen; in England war die Opposition gegen Rom und römische Präbendare besonders heftig geworden. Das allgemeine Aufgebot, welches Innocenz IV. an alle Gläubigen zur Rettung desjenigen erlassen, was er negotium ecclesiasticae libertatis nannte, brachte von selbst mit sich, daß denjenigen, welche sich zu außerordentlichen Leistungen hergaben, auch außerordentliche Privilegien bewilligt wurden, und dieß ward ebenso, wie die Feindschaft gegen den Clerus, Anlaß und Ursache ein und derselben Wirkung, daß die Weltlichen bey Besetzung kirchlicher Aemter und Pfründen größere Macht erlangten, die großen Immunitäten des Clerus geschmälert, seine Einkünfte zu anderen Zwecken verwendet wurden. Das Bestreben dieses mit erlaubten und unerlaubten Mitteln durchzusetzen, hat auf die damals eingeleitete Umwandlung des Lehenstaates in einen Beamtenstaat wesentlichen Einfluß ausgeübt, wurde aber damals mit solcher Rücksichtslosigkeit verfolgt, daß der römische Stuhl von den eingekerkerten, verjagten und sonst noch in jeder Art und Weise verfolgten Bischöfen zu Hülfe gerufen, beynahe allen Königen zu gleicher Zeit gegenüber zu treten hatte. Portugal und Dänemark, England und Frankreich wetteiferten in diesem Stücke mit einander. Bedenkt man nun, daß diese verschiedenen Richtungen und Bestrebungen einander durchkreuzten, sich umschlangen und wenn man der einen abhelfen wollte, diese eine Unterstützung bey den andern fand, so kann man sich eine Vorstellung von den Verwicklungen machen, welche ihre Lösung alle von Einem allein, von dem Papste verlangten, und von dem Aufwande an Kraft und Umsicht, von Energie des Geistes, welcher dazu gehörte, vor einer so riesenhaften Mission nicht zurückzubeben, nicht zu ermüden und nicht zu verzagen, von der Schwierigkeit, überall Mäßigung zu beobachten, von der ungeheuern Ueberwindung, die es kostete, da eine nicht zu besiegende Geduld, dort die das Maß nicht überschreitende Energie des Ernstes zu handhaben. Kaum war, als das Papstthum der Welt einsam gegenüber trat, ein anderes Dilemma möglich, als, wie Cölestin abzudanken, oder wie Bonifacius im Riesenkampfe unterzugehen. —

Wir müssen das Weitere dem Studium des vorliegenden Werkes überlassen, und können das Benehmen des Papstes in den einzelnen Fallen, sowenig verfolgen, als auch nur die Grundsätze hervorheben, welche ihn in dieser leiteten. Es genügt die drey hauptsächlichsten Controverspunkte, Sicilien, die Colonnesen, Philipp den Schönen, hervorzuheben, um die Hauptresultate der Schrift zu gewinnen und ihren Gegenstand unparteiisch zu würdigen. —

1. Man hat Bonifacius den Vorwurf gemacht, er habe Sicilien mit kirchlichen Censuren überhäuft und dadurch eine Rückkehr der Sicilianer unmöglich gemacht. Die Sache gestaltet sich jedoch bey näherer Ansicht anders. Die Stellung des römischen Stuhles, der sicilianischen Revolution gegenüber, konnte nur eine conservative seyn. Derselbe hatte dem Hause Anjou das neapolitanisch-sicilianische Lehen feyerlich zuerkannt und dafür die Huldigung empfangen; er hatte bey dem blutigen Abfalle der Unterthanen Karls I. nicht als Politiker sondern als Lehensherr und Richter zu handeln, somit nicht Vortheile für sich zu gewinnen, sondern mußte dem Rechte allein Vorschub leisten. Bonifacius begann mit einer Friedensvermittlung zwischen Aragonien, das die Sicilianer im Kampfe beschützt hatte, dem zunächst betheiligten Neapel und dem durch die aragonesische Einmischung betheiligten Frankreich. Diese Bemühungen führten auch wirklich zum Frieden; allein dieser war unvollständig so lange ihm nicht auch der aragonesische Friedrich, Statthalter Jacobs von Aragonien in Sicilien, beytrat. Diesen herüberzuziehen mißlang; die kriegerische Partey unter den Sicilianern gewann den Prinzen für sich und Bonifacius sah bald keinen

andren Ausweg, Sicilien zum Frieden zu bringen und dadurch in Südeuropa Ruhe zu stiften, als die eben befriedigten drey Könige zum Kriege gegen Sicilien zu vermögen. In diesem Kriege ließ aber K. Jakob von Aragonien seinen Bruder aus der Niederlage der Sicilianer entkommen und bald nachher schloß K. Carl von Neapel (eigentlich sein Sohn Robert und Carl von Valois) mit Friedrich hinter dem Rücken des Papstes den Vertrag von Caltabelotto ab, durch den Friedrich die Krone und somit das aragonesische Königthum in Sicilien seinen Bestand erhielt. Bonifacius, welcher auf einem viel kürzern Wege zum Ziele hätte kommen können, würde ihn nicht die Rücksicht auf das Recht davon abgehalten haben, mußte sich damit begnügen, daß Friedrich, bereits von seinen Gegnern als König von Sicilien anerkannt, ihm die Huldigung leistete. Bis dahin war es der römische Stuhl gewesen, an den sich die Fürsten um den Königstitel wandten; jetzt blieb demselben nichts anderes übrig, als, die vollendete Thatsache anzuerkennen und die Ehre so gut wie es möglich war, hintennach zu retten. Hat man Unrecht zu sagen, daß mit Bonifacius der Wendepunkt einer neuen Zeit eingetreten ist? —

2. Würde der Verfasser den Proceß gekannt haben, welcher unter Clemens V. über die Gesinnung K. Philipps in seinem Auftreten gegen Bonifacius eingeleitet wurde, und der nebst Mons. Wiseman's Abhandlung unseres Wissens das einzige ist, was in neueren Zeiten über Bonifacius veröffentlicht wurde, so hätte er in Bezug auf die Verbindung der Colonnesen mit K. Philipp und in Betreff ihres Verhältnisses zu Bonifacius seine Forschungen mit den interessantesten Belegen bereichern können, wie anderseits jene beyden Abhandlungen durch Tosti's davon unabhängige Forschungen bestätigt werden. Jakob Colonna ist derselbe, welcher dem Papste vorwarf, er habe Dämonen angerufen und einen in einem Ringe verschlossenen Dämon besessen! Peter Colonna aber sagte damals aus, K. Karl von Neapel habe ihn bey Lebzeiten Cölestins gefragt, ob er des Beystandes der Colonnesen sicher seyn könne, da er den P. Cölestin V. gegen Bonifacius (Benedikt Gaetani) zu Gewaltschritten zu bewegen und ihn des Cardinalates zu berauben hoffe. Damals weigerten sich die Colonnesen in den Plan des neapolitanischen Königs einzugehen; allein in Betreff ihres späteren Auftreten gegen Bonifacius, verhehlte der Card. Peter nicht, er und die Seinen würden nie bis zur offenen Erklärung gegen den Papst geschritten seyn, wäre ihnen nicht die Gunst des französischen Königs sicher gewesen *). Dieses Geständniß einer nicht sehr edlen Seele giebt über Vieles erst den wahren Aufschluß. Unbegreiflich wäre sonst, daß die Colonnesen den Streit damit anfingen, den Schatz des Papstes aufzufangen, wäre ihnen nicht ihr Rücken sicher gewesen; unbegreiflich ihre Erklärung gegen die Rechtmäßigkeit der Abdankung Cölestin's und die Wahl des Bonifacius, der auf seiner Reise von Neapel nach Rom längere Zeit auf ihren Gütern verweilt hatte. Doch würde der Abfall der Colonnesen von der Sache des Papstes schwerlich je eine so große geschichtliche Bedeutung erlangt haben, hätte nicht Dante, der sieben oder gar neunmal seinen ghibellinischen Zorn über Bonifacius ausschüttet, durch die bekannte Erzählung von Guido von Montefeltro's Rathe, die Colonnesen durch Versprechungen zur Uebergabe des uneinnehmbaren Palestrina's zu bewegen und dann die Versprechungen nicht zu halten, ein neues Gewicht in die Wagschale gelegt. Nun beweist aber der Verfasser, daß Guido in Assisi in demselben Monate starb (September 1298), in welchem Palestrina sich dem Papste ergab, und sein Biograph ausdrücklich von ihm rühmte, wie er, einst ein so großer Kriegsheld, seit seinem Eintritte in den Franciskanerorden 1296 in unabläßigem Gebet und Bußübung gelebt habe, zuletzt aber des Ablasses wegen nach Assisi (nicht aber nach Palestrina) gezogen sey, wo er starb. Ferner hat bereits Petrini in seinen höchst schätzenswerthen Denkwürdigkeiten von Palestrina theils aus einer Chronik von Orvieto, theils aus der Denkschrift des Card. Gaetani, Neffen Bonifacius VIII., gegen die Colonnesen bewiesen, daß die Capitulation von Palestrina durchaus freywillig geschah, freywillig die Unterwerfung der Colonnesen erfolgte, Fereto von Vicenza aber, welcher hievon berichtete und mit wel-

*) Höfler, Rückblicke auf P. Bonifacius VIII. und die Literatur seiner Geschichte. S. 36 ꝛc.

chem man Dante's Darstellung zu begründen suchte, nur einen Theil der Begebenheit erzählte und den anderen verschwieg. Der Papst begnügte sich, die Colonnesen zu entwaffnen und sie unschädlich zu machen, sonst aber, als sie mit dem Stricke um den Hals ihn um Vergebung anflehten, ihnen kein Leid anzuthun. Daß er ihnen, nachdem sie wider alles Recht und die ihm geschworenen Eide mit den schmählichsten Verläumdungen aufgetreten waren, ihre frühern Würden nicht — wenigstens nicht sogleich wieder gab, mag zwar Ursache geworden seyn, daß sie ein Jahr nach ihrer Unterwerfung auf Neue rebellirten; aber gerade daß sie des letzteren fähig waren und dann solche elende Motive, so niedrige Ausflüchte angeben konnten, als der Verf. II. S. 278 berichtet, und noch mehr aus der von Ref. veröffentlichten Urkunde hervorgeht, beweist doch unwiderleglich, daß wenn ein Fehler von Seite des Papstes stattgefunden hatte, er darin bestand, daß er nicht gleich anfänglich wirksame Maßregeln traf, sich gegen Personen dieser Art nicht blos vorübergehend, sondern ein für alle Mal sicher zu stellen. So schön auch die Worte Dante's sind, in denen er den Tod Guido's beschreibt und wie die Argumentation des Fürsten der Hölle stärker war, als die Absolution des „Fürsten der neuen Pharisäer," so muß doch die ganze Erzählung den Fabeln zugezählt werden, mit welchen ghibellinischer Parteyeifer diejenigen schon in jenen Zeiten verfolgte, welche sich aus dem Toben menschlicher Leidenschaften in den Gottesfrieden flüchteten. Alles wird ja in Zeiten großer Parteyaufregung eher verziehen, als, wenn auch aus vollster Ueberzeugung, die Fahne zu verlassen, zu welcher man anfanglich geschworen. Da aber sowohl bey Gelegenheit des Streites mit den Colonnesen, als insbesondere bey den Zerwürfnissen mit Philipp dem Schönen über den Glauben des Papstes die irrigsten Beschuldigungen laut wurden, er nothwendig nach diesen nicht blos ein moralisches Ungeheuer, sondern auch zugleich Heuchler wie offener Religionsspötter gewesen seyn müßte, so ist es von Wichtigkeit, aus den Ineditis des Verf. ein Zeugniß über das innere Leben des Papstes anzuführen, worüber wir bis jetzt so viel wie gar nichts wußten. Einem handschriftlichen Berichte eines Ungenannten zufolge, welcher noch dazu den Feinden des Bonifacius zuzuzählen ist, brachte derselbe jeden Tag, sey es in der Kirche des Lateran, sey es in der nicht zu weit von dieser entfernten von Santa Croce di Gerusalemme zwey volle Stunden im Gebete zu. Ein anderes Manuscript enthält ein von Bonifacius verfaßtes Gebet, welches obwohl nur kurz, eine tief empfundene Betrachtung der gesammten Leidensgeschichte zum Inhalte hat. Ein drittes Zeugniß gewährt ein vaticanischer Codex, und da Bonifacius von den zwey vorzüglichsten Dichtern seiner Zeit, Dante Alighieri und Fra Jacopone von Todi so hart mitgenommen wurde, möge er hier zu seiner eigenen Rechtfertigung zugleich als Dichter wie als Christ aus voller Ueberzeugung dargestellt werden. Folgendes Gedicht, das die Beschuldigungen der Colonnesen und der Knechte des neuen Pilatus, wie Dante den französischen König nennt, siegreich widerlegt, trägt seinen Namen und möge als in Deutschland unbekannt hier Aufnahme finden.

Stava la vergin sotto della croce,
Vedea patir Jesu la vera luce
Madre del Ré di tutto l' universo,
Vedeva il capo che stava inchinato
E tutto il corpo che era tormentato
Per riscattar questo mondo perverso.
Vede lo figlio che la garda e dice:
Oh! donna afflitta, amara et infelice,
Ecco il tuo figlio: e Joan le mostrava.
Vedea l'aceto che era col fiel misto
Dato a bevere al dolce Gesu Christo
E un gran coltello il cor le trapassava.
Vede lo figlio tutto passionato
Dicer colla scrittura: E consumato,
Fiume di pianto dagli occhi diserra.
E Christo pate e muor tra le flagella
Piange la Madre Vergine pululla
Il redentor del cielo e della terra.
Grandissimo dolore al core avesti,
Vergine Madre, come tu vedesti
Il caro figlio quando era spirato.
Questo dolor fu di tanta possanza,
Che mille volte ogni martire avanza
Che fusse mai per te martorizzato.

Madre di misericordia, umile e pia,
Sola speranza dell' anima mia,
Contra l'nemico donami vittoria,

Unserem Gefühle nach reiht sich dieses Gedicht, dem Zeitalter entsprossen, welches das dies irae, das stabat mater und so viele ähnliche herrliche Hymnen entstehen sah, an Dante's: Vergine madre, würdig an.

3. Ist man schon nach diesem genöthigt, sich von Bonifacius VIII. eine andere Vorstellung zu machen, als man durch die einseitige Lectüre eines Fereto oder auch des sonst viel besser unterrichteten J. Villani, — von Sismondi und dergleichen, nicht zu reden, erlangt; zeigt sich hier wieder der große Unterschied in der Auffassung und Darstellung historischer Persönlichkeiten, wenn man bloß Schriftstellern folgt, die nothwendig einem mehr oder minder subjectiven Standpunkte zugethan waren, oder Originalurkunden, welche die Personen zeigen, nicht wie sie scheinen, sondern wie sie sind, so wird dieses in noch höherem Grade sich darstellen, wenn man auf den Streit des Papstes mit Philipp dem Schönen eingeht. Außer dem Verf. der vorliegenden Schrift hat sich auch in Deutschland ein durch gründliche historische Studien bekannter Gelehrter mit der Specialgeschichte Bonifacius VIII. beschäftigt, und so viel Referent weiß, vorzüglich die Untersuchung der Aechtheit oder Unächtheit der im Streite angeführten Schriften sich zur Aufgabe gestellt. Leider dürften diese für die Geschichte höchst interessanten Untersuchungen wohl noch längere Zeit dem größern Publicum entzogen werden. Was jedoch Ref. von ihnen bekannt wurde, bezieht sich nicht blos auf ganze Kisten von verfälschten Urkunden, sondern auch auf den Beweis, daß Bonifacius in dem ganzen Streite sich streng an die durch frühere Concilien vorgezeichnete Linie des Rechtes gehalten und dadurch sein Benehmen gerade jenes Gepräge wirklich trug, das ihm von den französischen Schriftstellern am meisten abgeläugnet wird, der Mäßigung und der Selbstverläugnung. Dieses von dem Verfasser der Bullen clericis laicos und Unam sanctam zu sagen, mag vielen unangemessen erscheinen; allein mit Recht macht Don Luigi aufmerksam, daß, wenn in der einen Bulle die alterthümliche Doctrin des römischen Stuhles dargelegt werde, dieses nicht eine päpstliche Erfindung, sondern katholische Lehre sey, die zuletzt darauf hinausläuft, daß ratione peccati jeder katholische Fürst als solcher dem Papste als vicarius Christi jenen Gehorsam schuldig sey, welcher sich nach dem katholischen Glauben geziemt; daß ferner willkührliche Besteurung des Clerus den Laien nicht zukomme, daß aber damit nicht gemeint sey, wie wenn den Geistlichen in dringenden Fällen des Staates, wo Bitten und Vorstellungen, nicht aber Gewalt gebraucht würden, freywillige Gaben verboten seyen. Daß ferner wo die Kirchengüter Lehen seyen, der Clerus zur Erfüllung der Lehensverpflichtungen gehalten sey, daß in dringenden Fällen der Fürst auch ohne specielle Erlaubniß des Papstes von den Prälaten Subsidien verlangen, diese sie ihm gewähren könnten; ja daß die Bestimmung über den Fall, ob ein solches dringendes Bedürfniß eingetreten sey, dem Gewissen des Königs überlassen seyn solle, wenn er bereits 20 Jahre alt, wenn aber minderjährig, seinen Ministern anheimgestellt sey. Ueberlegt man, daß selbst unter Ludwig dem Heiligen der französische Clerus sich über willkührliche Exactionen beschwerte, diese aber unter seinem Enkel alles Maß überschritten, so bleibt kein andres Urtheil übrig, als daß es sich hier päpstlicherseits um Festhaltung des Rechtsgrundsatzes gegen Willkühr handelte und weit entfernt, daß von Seiten der Kirche eine arbiträre Gewalt in Anspruch genommen wurde, vielmehr von ihrer Seite alles aufgeboten worden ist, das bisher geltende Recht festzustellen und dasjenige, welches sich dagegen geltend zu machen suchte, in bestimmte Gränzen zu beschränken. Schwer mußte es die Zeit büßen, daß sie die rechtliche Lösung der Frage verschmähte. Denn daß Bonifacius hiebey nicht durchdrang, sondern erst von dem französischen Clerus und Volke verlassen, dann von Clemens V. Preis gegeben wurde, war der Grund zu den größten Zerrüttungen der nachfolgenden Zeit. Die Rechtsfrage wurde von Philipp dem Schönen mit dem Schwerte gelöst, oder vielmehr durchhauen. Gewandt genug stellte der König die Sache so hin, als wolle ihn der Papst in Ausübung seiner weltlichen Gerechtsame beschränken und als gelte es, die von der römischen Curie bedrohten

Freyheiten der französischen Nation gegen ungebührliche Anmassungen zu retten. Allein auch diese Anschauungsweise drang nicht eher durch, als bis das Lügengewebe auf den ganzen Charakter des Papstes ausgedehnt wurde, er von den Colonnesen zum Eindringlinge, von den Fratricellen, welche kein Christenthum und keine Ordnung der Dinge annahmen als die Ordensregel des hl. Franciscus, wie sie sie auslegten, zum Ketzer gestempelt war, wo dann der Vorwurf Sodomit, und dergleichen zu seyn, welcher von Philipps vertrauten Räthen gegen den 86 jährigen Papst erhoben wurde, nur Variationen eines Thema's waren, das in Paris zuerst angegeben worden war. Mit Recht weist Don Luigi Tosti als Schlüssel zur Beurtheilung der französischen Verhältnisse auf die gleichzeitigen Vorgänge in England hin. Auch hier suchte Eduard I. — im Texte heißt es irrig Eduard III. — mit Aufwand aller Gewalt den Clerus zu den Beysteuern zu zwingen, welche er zur Führung seiner Kriege in Schottland und Frankreich bedurfte und deren rechtlicher Grund zuletzt doch nur wie in Frankreich der Vorwand war, sie zur Befreyung des hl. Grabes verwenden zu wollen. Weit entfernt aber, daß er gleich Philipp IV. hierin Unterstützung von Seite des englischen Clerus gefunden hätte, stützte sich vielmehr derselbe mit solchem Nachdrucke auf die päpstliche Constitution Clericis laicos, daß Eduard zuletzt nichts Anderes übrig blieb, als die durch die Magna charta behaupteten, durch jene Bulle geschützten Freyheiten des Clerus aufs Neue zu bekräftigen. Als unter Ludwig XIV. die Geschichte der Zwistigkeiten Philipps und Bonifacius VIII. von dem Standpunkte der gallicanischen Kirche aus geschrieben wurde, blieb den Hofbischöfen freylich nichts anderes übrig, als den Papst als jähzornig, zu keiner Mäßigung und Billigkeit geneigt hinzustellen, weil das Verfahren Ludwigs durch das Philipps gerechtfertigt werden, der eine gleichsam durch den andern gedeckt werden sollte. Als aber Bossuet sah, welcher Knechtschaft durch die Aufrichtung einer Staatskirche in Frankreich der Clerus und zumal das Episcopat verfiel, bereute er bitter, die Geschichte hiezu zu construiren geholfen zu haben. Ist aber durch die obligate Darstellungsweise jener Differenzen von Seiten französischer Schriftsteller ein objectives Studium derselben vielfach erschwert und es allen denen außerordentlich leicht gemacht worden, welche aus einer neuen, wenn gleich objectiven Darstellung verdächtigende Consequenzen gegen den ruhigen Forscher zu ziehen suchen, so ist das Verdienst des Verfassers dieser Geschichte um so größer, daß er sich in der ruhigen und gemessenen Untersuchung dieses Gegenstandes auch durch bisher anerkannte Autoritäten nicht irre machen ließ, sondern von Anfang an auf Documente gestützt, das begonnene Werk durch alle Klippen hindurch zu einem guten Ende führte. Dazu gehörte aber nicht blos zu zeigen, daß sich Philipp in dem eigenen Gewebe zuletzt dermassen verstrickte, daß kein andrer Schritt mehr übrig blieb, als den Versuch zu wagen, den Papst überfallen und wenn möglich als Gefangenen nach Frankreich schleppen zu lassen, somit dem vorzuarbeiten, was die französische Republik und das französische Kaiserthum an Pius VII. und Pius VIII. verübten. Es genügte wie gesagt hiezu nicht, die ruhige Größe zu zeigen, welche Bonifacius in dem schmerzlichsten Augenblicke seines Lebens, als ihn alles verließ und er den Mißhandlungen seiner grimmigsten Feinde drey Tage lang ausgesetzt war, bewies; nicht, sein Ende zu erzählen, welches einem Leben voll Kraft und Besonnenheit angemessen war, und die Fabeln zu zerstreuen, welche der Parteygeist auch über dieses ausgestreut hat. Sondern es mußten auch das Ende des Streites selbst, die schmachvolle Nachgiebigkeit Clemens V. in die Wünsche Philipps und die Verstrickungen hinzugefügt werden, in die jener verfiel, als er, um wenigstens das Andenken seines Vorgängers als Papst zu retten und seine Gebeine vor Profanation zu schützen, Concessionen auf Concessionen machte, in der Meynung Philipp dadurch zu beschwichtigen, während jede erlangte Concession für diesen nur Anlaß wurde, noch Schmählicheres zu begehren. Es mußte hinzugefügt werden, in welches Elend der römische Stuhl und mit ihm die Christenheit gestürzt wurden, als kein Bonifacius der Herrschsucht, dem Geize, der Tyranney Philipps entgegen trat; wie bitter es bald die italienischen Cardinäle in der französischen Gefangenschaft bereuten, den Einflüsterungen Philipps Gehör geschenkt zu haben; endlich welch' schaudervolles Gericht über den An-

stifter so großer Verwirrung erging, über den Henker der Tempelherren, den Verfolger der Päpste, den Zerstörer des Glückes und des Wohlstandes seiner Unterthanen, dessen Geschlecht, als der Mannesstamm tragisch erloschen war, noch in seinen weiblichen Gliedern hinreichte, den englischen Thron in Zerrüttung zu bringen. Nachdem Clemens noch seinem geliebten Sohne, dem König Philipp, die Tempelherren Preis gegeben hatte, starb er selbst 40 Tage nach der Hinrichtung Jakobs von Molay und seiner Unglücksgenossen. Etwa sechs Monate darauf erkrankte Philipp. Vergeblich erschöpften die Aerzte ihre Kunst. Er wußte allein, wo der Sitz der Krankheit sey, er fühlte auch den Tod und ließ sich deshalb nach Fontainebleau bringen, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Dort starb er, 8 Monate, nachdem ihn der Großmeister vor das Gericht Gottes gerufen, Nov. 1314. Vierzehn Jahre vergingen und obwohl durch drey Söhne befestigt, die schnell nach einander den französischen Thron bestiegen, war sein Geschlecht auch schon erloschen.

Höfler.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Am 15. Sept. ließ der Herzog den Deputirten durch seinen Kanzler seine endliche Erklärung auf die magistratische Petitionsschrift einhändigen und begehrte heute noch vor seiner Abreise schriftliche Antwort, worauf die Deputation um Aufschub bis zum 16. September bat. Der Herzog wolle, hieß es in der obigen Erklärung, die Wirzburger in ihrer Religion und deren öffentlichen Uebung, Kirchengebräuchen, Ordnungen und Ceremonien nicht irren noch bedrängen, begehre aber:

1) Abstellung der feyerlichen öffentlichen Processionen.

2) Durchgängige Einführung des alten Kalenders in der Stadt und auf dem Lande.

3) In den vom Herzoge zu stiftenden Schulen für den Jugendunterricht in der Religion könnten auch die Wirzburger ihre Kinder schicken und sie später von katholischen Theologen lehren lassen.

4) Rath und Bürger sollen den Besuch der evangelischen Religionsübung im Dome gänzlich ungehindert lassen.

5) Der Herzog übt, wie vormals die Bischöfe, die Episcopal-Rechte als Landesfürst bey Anstellungen und Präsentationen der Pfarrer und andrer Kirchendiener, soviel die Bestätigung, Direction und Inspection betrifft.

6) Der Herzog begehrt die Annahme eines gemeinen Kirchengebets und dessen Verkündung von der Kanzel herab (Beylage V. p. 179, 180), worin Gott für die Offenbarung seines Wortes und zwar zu Wirzburg deßhalb gedankt wird, daß sich auch die Ungläubigen aus der Finsterniß zum Licht bekehren mögen und worin für den Herzog und seine Brüder gebetet wird.

7) Die Bruderschaften, Gebete ꝛc. um Ausrottung der Evangelischen sollen gänzlich abgestellt werden.

8 u. 9) Der Herzog wird die vorgelegten und nicht beglaubigten Privilegien bestätigen und vermehren.

10) Die neugewählten Rathsherrn müssen der fürstlichen Regierung zur Bestätigung vorgelegt werden: ins künftige sollen evangelische Religionsverwandte auf ihr Ersuchen nicht nur zum Bürgerrecht gelassen, sondern bey gehöriger Qualification auch in den Rathsstand in gleicher Zahl aufgenommen werden ꝛc. Der Magistrat, der die übel verdeckte Absicht des Herzogs ungeachtet der glatten Worte erkannte, machte starke Opposition gegen diese Assimilirung der Katholiken mit den Protestanten. Die Gegenerklärung desselben vom 16. September 1633 beantwortete nach ausgesprochenem Danke für die neuerliche Zusicherung der Religionsfreyheit die Herzogliche Declaration Punkt für Punkt. Insbesondere bat der Magistrat, den neuen Kalender, nach welchem alle kirchlichen und profanen Akte seit seiner Einführung vorgenommen würden, beybehalten zu dürfen, wogegen er versprach, die Handels- und Handwerksleute anweisen zu wollen, daß sie ihre evangelischen Gesellen und Dienstboten an den Feyertagen des alten Kalenders vom Besuche der Predigten und des Gottesdienstes nicht abhalten durften. Auch sollten an Feyertagen des alten Kalenders von Seite der Katholiken alle Handelsgeschäfte und Störungen unterbleiben. Zum vierten Punkt baten sie, alle Störer des katholischen Gottesdienstes ohne Unterschied der Confession exemplarisch zu bestrafen, auch den Predigern jeder Confession das Schimpfen und Schmähen gegen die andern streng zu untersagen. Die leitende Aufsicht über den katholischen Klerus in allen ihren Beziehungen sollte dem Prälaten zu den Schotten übertragen werden. Die Bruderschaften (siehe No. 7), welche seit undenklichen Zeiten her bestünden, nahm der Magistrat gegen die Anschuldigungen in Schutz und trug auf deren Fortbestand an. Alle übrigen Punkte wurden angenommen.

Nach Gutheißung dieser Antwort durch alle Viertelsmeister und einen Bürgerausschuß auf dem Rathhause brachte dieselbe eine Deputation Nachmittags an den Oberschultheißen zur Uebergabe an den Herzog. Eilends beschied dieser den ganzen Rath zur Regierungskanzley und ließ dort in seiner Gegenwart durch den Kanzler die Magistratische Gegenerklärung Punkt für Punkt durchgehen und laute Bemerkungen darüber machen. Da nun der Kanzler öfters hierbey stecken blieb, nahm ihm der Herzog das Papier aus der Hand und bezeichnete die überreichte Gegenerklärung als zu oberflächlich motivirt und begehrte freye und offene Mittheilung ihrer Bedenklichkeiten, die er gern anhören und beantworten wolle. Wegen des Kalenders bemerkte er: Sollten die Feyertage beyder Kalender gehalten werden, so müßte ein Theil daran verhindert und das Gewissen beschwert werden, was Er, der Herzog, nicht verantworten könne, denn Gerichte und Frohnden dürften nicht zurückgestellt werden; besorgliche Nullitäten würden entstehen, wenn an Feyertagen gerichtliche Erkenntnisse publicirt werden sollten; doppelte Feyertage würden Handels- und Handwerksleute in ihrer Nahrung benachtheiligen. Räthlich sey die Errichtung von nur einer Schule, an welcher der Herzog Lehrer von beyden Religionen zulasse. Man möge sich um tüchtige katholische Professoren bewerben. Wer diese Schule nicht besucht, erhält kein Stipendium. Es sey nicht genug, daß die Rathsherrn Niemanden von Anhörung der evangelischen Predigten abhielten, sondern sie selbst müßten sie besuchen und durch ihr Beyspiel und besondere Verfügung dahin wirken, daß die Bürger ein Gleiches thun, indem es nothwendig sey, daß ein Christ die Predigten verschiedener Confessionen anhöre und dadurch erfahre, welcher Glaube auf den rechten Weg zur Seligkeit führe. In Untersuchung, Bestätigung, Bestrafung und Verpflichtung der Weltgeistlichen und Ordenspersonen haben sich die Rathsherrn nicht zu mischen, da dies Sache des Landesherrn ist, in dessen Händen die Episcopal-Rechte liegen. Der Herzog begehrte die Ursache zu wissen, warum das von ihm übergebene Kirchengebet (siehe Pkt. 6) nicht auch von den Katholiken verrichtet werde; und forderte Vorlage der Statuten aller in Wirzburg bestehenden Fraternitäten zur Einsicht. Verläumder und Störer beyder Religionen wird der Herzog ernstlich bestrafen und deßhalb ein öffentliches Verbot erlassen; die Glaubens-Controverse aber, welche die eigentlichen Lehren der Katholischen und Evangelischen erklären, könne er nicht verwehren, sondern wolle selbe zur Aufklärung der Wahrheit den Predigern beyder Confessionen gern erlauben. Dagegen bestand die Bürgerschaft auf Beybehaltung des neuen Kalenders, bat um Fortbestand der Pfarr- und Klosterschulen, um Schutz für ihre armen Seelsorger gegen Gewaltthätigkeiten und Unbilden und um Milderung der öffentlichen schweren Lasten und Abgaben. Der Herzog beauftragte dagegen den Oberschultheiß mit dem letzten Versuch, des Magistrats Hartnäckigkeit zu brechen. Doch blieben dessen Bemühungen ebenso erfolglos als desselben Herrn Erklärung: Das Benehmen des Magistrats könne als eine Beleidigung des Fürsten und als Grund zur Ungnade angesehen werden. Des Herzogs Final-Entschließung lautete: „Daß von der begehrten Annahme des alten Kalenders nicht abgewichen werde." Deßungeachtet verharrte der Magistrat beym Gebrauch des neuen Kalenders.

3) Beschreibung alles Vermögens der Bürger nebst jenem der Ausgewanderten und der vom Magistrate verwalteten Spitäler und Armenhäuser zu Würzburg. Dem Magistrate angesonnene Verpflegung des herzoglichen Hofes. Nachgesuchte Minderung der Contribution. Unfug der schwedischen Garnison in Würzburg. Verbot geheimer Conspiration mit dem Feinde. Zurückberufung der Bamberger und Würzburger Unterthanssöhne aus kaiserlichen Kriegsdiensten. Besetzung des Magistrats zu Würzburg mit Evangelischen. Armenwesen.

Herzog Ernst als Administrator des Fürstenthums Namens seines Bruders war ernstlich darauf bedacht, die möglichst genaue Kenntniß von dessen Zuständen sich zu verschaffen. Eine eigene Regierungs-Commission sollte mit magistratischer Beyhilfe alle Höfe, Häuser, Wein- und Getreidvorräthe und Einkünfte der Bürgerschaft untersuchen und verzeichnen. Dieß erstreckte sich bald auch auf das vorhandene Besitzthum der beym schwedischen Einfall aus Wirzburg entwichenen Geistlichen, Beamten und Bürgern. Der Herzog begehrte ferner die Zahl der unter magistratischer Verwaltnng gestandenen Spitäler oder Armen-Versorgungshäuser u. s. w.

Der Entwichenen eingezogenes Vermögen entsprach des Herzogs Erwartungen keineswegs. Die Schweden hatten nicht einmal eine Aehrenlese übrig gelassen, wovon die leer getroffene Landeskasse mit einiger Baarschaft versehen und der herzogliche Hof hätte unterhalten werden können. Zu letzterem Behufe ward unterm 19. August vom Kanzler dem Magistrate die Beyschaffung der Victualien aus der Stadt für den Herzog angesonnen. Hinzeigend auf die große Noth, wieß der Magistrat diese Anmuthung schon aus dem Grunde ab, weil niemals ein ähnliches Begehren an ihn gekommen, sondern immer die Kammer die Unterhaltung des Hofs zu besorgen gehabt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Drittes Quartal. Juli — September.

Dr. E. Zoller, Die Bibliothekwissenschaft im Umrisse. Stuttg. 1846.

Dr. N. Scarabello, Memoria della biblioteca del rev. Capitolo di Padova. Pad. 1839.

Lor. Ilari, Indice per materie della biblioteca communale di Siena. Disp. 52 — 70. Siena 1847.

Guil. Engelmann, Index librorum historiam naturalem spectantium ab anno 1700 ad 1846 in Germania, Scandinavia, Anglia, Gallia, Belgio, Italia atque Hispania impressorum. P. I. Lips. 1846.

Dr. R. Krebel, Rußlands naturhistorische und medizinische Literatur. Schriften und Abhandlungen in nicht russischer Sprache. Jena 1847.

C. Schnabel, Abrégé de l'histoire de la littérature française depuis le XIII. siècle jusqu'à la fin du XVIII. siècle. Lips. 1847.

Rebitté, Guillaume Budé, restaurateur des études grecques en France. Par. 1846.

Ch. Labitte, Etudes littéraires. Vol. 1. 2. Paris 1846.

Dr. K. A. Espe, Bericht vom Jahre 1846 an die Mitglieder der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Leipzig 1846.

Archaeologia: or miscellaneous tracts relating to Antiquity. Vol. 31. p. 1. 2. Lond. 1846.

Actes de l'académie royale des sciences, belles-lettres et arts de Bordeaux. III — VII. Année. Bordeaux 1841 — 1845.

Časopis českého museum. Ročnik 21. W Praze 1847.

G. H. v. Berenhorst, Aus dem Nachlasse von — Herausgegeben von Ed. von Bülow. Abth. 2. Dessau 1847.

Al. Felinski, Dziela. Polnische Gedichte. Th. 1. 2. Breslau 1840.

Vito d'Ondes Reggio, Memorie legislative ed economiche. Palermo 1844.

A. Emperius, Opuscula philologica et historica ed. F. G. Schneidewin. Goetting. 1847.

Oct. Delepierre, Examen de ce que renferme la bibliothèque du Musée Britannique. Bruxelles 1846.

Fr. Bopp, Glossarium Sanscritum. Fasc. 3. Schluß. Berol. 1847.

Dr. Sal. Frensdorff, Fragmente aus der Punctations = und Accentlehre der hebräischen Sprache. Hannover 1847.

K. W. Krüger, Kritische Briefe über Buttmanns griechische Grammatik. Berlin 1846.

W. Bäumlein, Untersuchungen über die griechischen Modi. Heilbronn 1846.

Mittelhochdeutsches Wörterbuch, aus dem Nachlasse von G. F. Benecke, herausg. von Dr. Wilh. Müller. Bd. I. Lief. 1. Leipzig 1847.

H. Leo, Ferienschriften. Vermischte Abhandlungen zur Geschichte der deutschen und keltischen Sprache. Heft 1. Halle 1847.

J. Kehrein, Onomatisches Wörterbuch. Heft 1. Wiesbaden 1847.

G. J. Meyer, Oude nederlandsche spreuken en spreekwoorden. Groning. 1836.

Dr. W. G. Brill, Hollandsche Spraakleer. Leiden 1846.

H. F. Talbot, English Etymologies. Lond. 1847.

Hlasowé o potrebě jednoty spisowného jazyka pro Čechy, Morawany a Slowáky. Spisů Musejnich číslo XXII. W Praze 1846.

A. v. Királnföldy, Lexikon der neuen ungarischen Wörter. Pesth 1846.

Ojikassa Kannehuma. Bas. 1845.

Ojikassa kannehuma Yankupong Asem. Bas. 1846.

Frz. X. Hillardt, Stigmographie. Wien 1846.

Verhandelingen over de stenographie op de Nederlandsche taal toegepast, door het koninklijk genootschap Concordia de Brussel. Brussel 1829.

Dr. A. Gräfenhan, Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum. Bd. 2. 3. Bonn 1846.

The classical Museum. Lond. 1846.

Choricii Gazaei orationes, declamationes, fragmenta; insunt ineditae orationes duae, curante Jo. Fr. Boissonade. Par. 1846.

Dr. A. Schwegler, Die Metaphysik des Aristoteles. Bd. 1. Tübingen 1847.

Bar. Walckenaer, Les Caractères de Théophraste avec les caractères ou les moeurs de ce siècle par Labruyère. P. 1. 2. Par. 1845.

Fel. Ravaisson, Essai sur la métaphysique d'Aristote. Ouvrage couronné. Tom. I. II. Paris 1837 — 1846.

Procli Commentarius in Platonis Timaeum graece rec. C. E. Chr. Schneider. Vratislaviae 1847.

A. L. Döllen, Beyträge zur Kritik und Erklärung der Satyren des D. J. Juvenalis. Leipzig 1847.

A. F. Persius Satyren, berichtigt und erklärt von C. Fr. Heinrich. Leipzig 1844.

Dr. M. Letteris, Sagen aus dem Oriente. Karlsruhe 1846.

Ismael Abou'l Fédâ Géographie d'en Arabe, publiée par Charl. Schier. Livr. IV. Dresd. 1846.

Beidhawii commentarius in Coranum ex codd. Paris. Dresdens . . . instruxit H. O. Fleischer. Fasc. IV. V. Lips. 1847.

H. Th. Colebrooke, Abhandlungen über die heiligen Schriften der Indier. Aus d. Engl. übers. von L. Poley. Leipzig 1847.

De Rossi, Carmina Orientalia. Aug-Taur. 1768.

Le San-Koué-tchy-ilan Kouronn-i pithé. Histoire des trois royaumes. Trad. par Theod. Pavie. Vol. I. Par. 1845.

Maamar ha-Jichud. (Abhandlung über die Einheit.) A. d. Arab. des R. Moses ben Maimon. Herausgegeben von M. Steinschneider. Berlin 1846.

H. Martyn, Controversial tracts on christianity and Mohammedanism. Cambridge 1824.

A. Schaubach, Die deutschen Alpen. Th. 5. u. letzter. Jena 1847.

M. Jomard, Observations sur le voyage au Darfour suivies d'un vocabulaire de la langue des habitants et de remarques sur la Nil-Blanc Supérieur. Par. 1845.

L. Estancelin, Recherches sur les voyages et découvertes des navigateurs Normands en Afrique. . . . Par. 1832.

Andr. Couchaud, Notes et croquis. Voyage en Grèce 1843 — 1844. 1. livr. Itineraire d'Athènes à Eleusis. Par. 1847.

Campagne dans les mers de l'Inde et de la Chine à bord de la frégate l'Erigone, commandée en 1841, 1842 et 1843 par Cécile et Roy. T. I. Météorologie par Delamarche et Dupré. Par. 1847.

Agassiz' und seiner Freunde geologische Alpenreisen in der Schweiz, Savoyen und Piemont. Herausgeg. von Dr. C. Vogt. Frankf. 1847.

Dr. K. Koch, Wanderungen im Oriente während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 3. Reise in Grusien und im Kaukasus. Weimar 1847.

F. A. Strauß, Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. Berlin 1847.

E. Robinson, Neue Untersuchungen über die Topographie Jerusalems. Halle 1847.

G. Gardner, Travels in the interior of Brazil, principally through the Northern provinces and the Gold and Diamond districts during the years 1836 — 1841. Lond. 1847.

J. F. Danneil, Das Geschlecht der von Schulenburg. Bd. 1. Salzwedel 1847.

Cenni storici sulle famiglie di Padova e sui monumenti dell' universitá. Fasc. 1 — 21. Padova 1842.

A. Witzschel, Die tragische Bühne in Athen. Jena 1847.

G. F. Schömann, Das Ideal der Hera. Greifswald 1847.

Dr. L. J. F. Janssen, Nederlandsch-Romeinsche Daktyliotheek. I. Supplement. Leyden 1846.

Fr. Salvolini, Traduction et analyse grammaticale des inscriptions sculptées sur l'obélisque égyptien de Paris. Par. 1837.

Th. Panofka, Antikenkranz zum Berliner Winkelmannsfest. Berlin 1845.

Dr. F. Wieseler, Ueber die Thymele des griechischen Theaters. Göttingen 1847.

O. Jahn, Archäologische Beyträge. Berlin 1847.

H. Wöhler, Das Münzwesen in Meklenburg-Schwerin. Schwerin 1847.

J. H. Pohlmann, Nachtrag zu den Münz-Zuständen der Stadt Lübeck. Lübeck 1847.

Dr. O. Abel, Makedonien vor König Philipp. Leipzig 1847.

J. J. Reiskii primae lineae historiae regnorum Arabicorum et rerum ab Arabibus medio inter Christum et Muhammedem tempore gestarum ed. F. Wüstenfeld. Götting. 1847.

Fr. v. Raumer, Vorlesungen über die alte Geschichte. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1847.

K. W. Nitzsch, Die Gracchen und ihre nächsten Vorgänger. Berlin 1847.

Gabr. Rosa, Genti stabilite fra l'Adda ed il Mincio prima dell' imperio Romano. Milano 1844.

Dav. Urquhart, Europe at the opening of the session of 1847. Lond. 1847.

L. Viardot, Historia de los Arabes y de los Moros de España. Barcelona 1846.

Archivio storico italiano. Disp. 21. Lettere di Pasquale de' Paoli con note e proemio di N. Tommaseo. Firenze 1846.

G. Checchetti, Memorie della storia d'Italia considerata nei suoi monumenti. Disp. 53 — 61. Roma 1847.

Gius. Bianchi, Documenti per la storia del Friuli dal 1317 al 1332. Disp. 3—17. Udine 1846.

P. Garzilli, Cronica di Napoli di Notar Giacomo. Neap. 1845.

Giac. Durando, Della nazionalita italiana. Losanna 1846.

V. Cordaro Clarenza, Osservazioni sopra la storia di Catania. T. I — IV. Catania 1833.

Napoli e luoghi celebri delle sue vicinanze. Vol. 1. 2. Napoli 1845.

Studi intorno alla storia della Lombardia negli ultimi trent' anni e delle cagioni del difetto d'energia dei Lombardi. Parigi 1847.

G. Rossetti, Roma verso la meta del secolo decimo nono. Considerazioni. Parigi 1846.

C. Recco, Narrazione dell' origine e unione delle 28 famiglie nobili Genovesi. Genua 1845.

Ed. Napier, Florentine history from the earliest authentic records to the accession of Ferdinand III. Vol. 3 — 6. Ende des Werkes. London 1847.

A. Guilbert, Histoire des villes de France. Livr. 193 — 294.

Ed. Thomas, Histoire de l'antique cité d'Autun. Par. 1846.

J. J. Monlezun, Histoire de la Gascogne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Vol. 1. 2. Auch 1846.

Prouzet, Histoire du Gévaudan. T. I. Montauban 1846.

Ad. de Troyes, La franche-comté de Bourgogne sous les princes Espagnols de la maison d'Autriche. Série I. Les recés des étas. T. I — IV. Par. 1847.

Alph. Esquiros, Paris ou les sciences, les instituts et les moeurs au 19. siècle. T. I. II. Par. 1847.

Boudin et Mouttet, Histoire de Louis Philippe I., Roi des Francois. Livr. 55 — 92. Paris 1846.

Guerre d'Orient. Campagnes d'Egypte et de Syrie 1798 — 1799. Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon dictés par lui-même à Saint-Hélène et publiés par le Général Bertrand. Vol. I. II. Par. 1847.

A. de Lamartine, Histoire des Girondins. Vol. 1 — 8. Par. 1847.

G. H. Pertz, Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammt-Ausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichte des Mittelalters. Bd. 9. Hannover 1847.

M. S. P. Ernst, Histoire du Limbourg suivie de celle des comtés de Daelhem et de Fauquemont, des annales de l'abbaye de Rolduc. Vol. IV. Liège 1847.

Dr. W. F. Volger, Der 30jährige Krieg im Fürstenthum Lüneburg. Abth. 1. Lüneburg 1847.

C. Venturini, Das Herzogthum Braunschweig in seiner vormaligen und gegenwärtigen Beschaffenheit. Helmstedt 1847.

Dr. L. A. Haßler, Chronik der Stadt Rottenburg und Ehingen am Neckar von 1200 — 1819. Rottenburg 1819.

Fr. Fenner von Fenneberg, Oesterreich und seine Armee. Leipzig 1847.

W. Coxe, History of the house of Austria from the foundation of the Monarchy by Rod. of Habsburgh, to the death of Leopold the Second 1218 to 1792. Vol. I. II. Lond. 1847.

Der Sprachkampf und seine Bedeutung in Siebenbürgen. Leipzig 1847.

G. Fejer, Genus, incunabula et virtus Jo. Corvini de Hunyad, Regni Hungariae Gubernatoris. Budae 1844.

E. Helwing, Ueber Friedrich Wilhelms des großen Kurfürsten von Brandenburg religiöse Ansichten und kirchliche Politik. Lemgo 1847.

Dr. H. Sybel, Die politischen Parteyen der Rheinprovinz in ihrem Verhältniß zur preußischen Verfassung. Düsseldorf 1847.

Th. Schelz, Gesammtgeschichte der Ober- und Niederlausitz. Lief. 1. 2. Halle 1847.

W. Dieterici, Ueber Auswanderung und Einwanderung, letztere in Beziehung auf den preußischen Staat vom statistischen Standpunkte. Berlin 1847.

v. Bülow-Cumerow, Preußen im Jahre 1847 und das Patent vom 3. Februar. Berlin 1847.

C. F. Heintz, Annalen der Rechtspflege in der k. bay. Pfalz. 1847. Zweybrücken.

Urkundenbuch des Klosters Otterberg in der Rheinpfalz. Herausg. von M. Frey und Fr. X. Remling. Mainz 1845.

K. Wild, Auszüge und handschriftliche Chroniken der Stadt St. Gallen. I. Abth. vom Jahre 1551 an. St. Gallen 1847.

J. M. Rudolf, Geschichte der Feldzüge und des Kriegsdienstes der Schweizer im Auslande. Lief. 3 — 8. Schluß. Schaffhausen 1847.

Gerold Edlibach's Chronik mit Sorgfalt nach dem Original copirt und mit einer gleichzeitig verfertigten Abschrift genau verglichen und aus derselben vermehrt und ergänzt von J. M. Ustery. Zürich 1847.

J. J. Dodt, Archief voor kerkelijke en wereldsche geschiedenissen inzonderheit van Utrecht. Deel VI. Utrecht 1846.

Kervyn van Lettenhove, Histoire de Flandre. T. I. II. Bruxelles 1847.

H. M. A. J. van Asch van Wyck, Geschiedkundige Beschouwing van het oude Handelsverker der Stad Utrecht. Utrecht 1838.

Gysb. K. van Hogendorp, Bijdragen tot de huishouding van Staat in het koningrijk der Nederlanden. Deel 1 — 5. 'SGravenhage 1818 — 1820.

J. P. Sprenger van Eyck, Handleiding tot de kennis van onze vaderlandsche spreekwoorden en spreekwordelijke zegswijzen, bijzonder aan het Landleven ontleend. Rotterd. 1841.

L. C. Johnston, History of Drogheda. Drog. 1826.

Dr. G. Cohen, Grundzüge der parlamentarischen Verfassung Englands. Leipzig 1847.

M. Audin, Histoire de Henri VIII. et du schisme d'Angleterre. V. I. II. Par. 1847.

N. Harris Nicolas, A history of the royal Navy from the earliest times to the wars of the french revolution. Vol. I. Lond. 1847.

J. Logan, The Clans of Scottland. P. 20 — 24. Schluß. Lond. 1847.

The Dispatches of Field Marshal the Duke of Wellington during his various campaigns in India, Denmark, Portugal, Spain, the Low countries and France. Compiled from official documents by Col. Gurwood. An enlarged edition. Vol. 1 — 8. Lond. 1844 — 47.

Th. Wright, The political songs of England from the reign of John to that of Edward II. London 1839.

J. Orch. Halliwell, The chronicle of William de Rishanger of the Baron's Wars. The miracles of Simon de Montfort. Lond. 1840.

Dr. H. F. J. Estrup, Die dänischen Majorate. Uebersetzt von Th. Schorn. 2. Ausg. Kopenhagen 1846.

Statistisches Tabellenwerk, herausg. von der Allerhöchst ernannten Commission. Heft 1. 2. Kopenhagen 1847.

De la succession dans la monarchie Danoise, considérée principalement sous le point de vue du droit public. Par. 1847.

C. C. Rafn, Americas arctiske landes gamle geographie. Kjobenhavn 1845.

C. Fr. von Pidoll, Ueber russische Militärkolonien im Vergleich mit den k. k. österreich. Militärgränzen. Wien 1847.

N. Tourgueneff, La Russie et les Russes. Vol. 1 — 3. Par. 1847.

U. Bäck, Die Provinz oder das Großherzogthum Posen. Berlin 1847.

V. Th. Du Moncel, Athènes monumentale et pittoresque. Mit Panorama. Par. 1846.

Dr. W. Hoffmeister, Briefe aus Indien. Braunschweig 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. December.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. July — September 1847.

(Schluß.)

Projet d'une Société des médiaevistes ou des amis de la littérature du moyen âge. — Bull. du Bibliophile 1847. Sept.

Tenca (C.), Della letteratura slava. — Riv. europ. 1847. Luglio.

Limayrac (P.), Simples essais d'histoire littéraire. De l'esprit critique en France. — Rev. des deux Mond. 1847. Livr. 17.

Fox Talbot (H.), English etymologies. Lond. 1846. — Quart. Rev. 1847. Sept.

Sur la langue des Muyscas ou la langue Chibcha. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Août.

Fragments d'écriture Libyenne. — Ebendaſ.

Lachmann's Essays on Homer. — Quart. Rev. 1847. Sept.

Ramayana, poema indiano di Valmici, pubblicato per G. Gorresio. — Rev. des deux Mond. 1847. Livr. 18.

Chaix (P.), Lettres écrites des bords du Nil. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Sept.

Delegorgue (Ad.), Voyage dans l'Afrique australe, notamment dans le territoire de Natal etc. 2 vols. Par. 1847. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Août.

Coulter (J.), Adventures on the western coast of South America. Lond. 1847. — Blackw. Mag. 1847. Sept.

Tschudi, Travels in Peru. Translated by Th. Ross. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1847. Sept.

Beeta Jukes (J.), Narrative of the surveying voyage of H. M. S. „Fly," commanded by Capt. F. P. Blackwood, in Torres Strait, New Guinea and other islands of the Eastern Archipelago during the years 1842—1846. 2 vols. 1847. — Ebendaſ.

Dezobry, Rome au siècle d'Auguste. Nouv. éd. Par. 1846—47. T. 1—4. (2 art.) — Journ. des Sav. 1847. Sept.

Sainte-Marie, Antiquités de la régence de Tunis. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Août.

Riccio, Le monete attribuite alla zecca dell' antica città di Luceria. Nap. 1846. fol. (2 art.) — Journ. des Sav. 1847. Sept.

Revere (Guis.), La caduta di Siena. — Riv. europ. 1847. Lugl.

Cibrario, (L.), Storia di Torino. Tor. 1846. — Riv. europ. 1847. Agosto.

Ranke (L.), A history of Servia. By A. Kerr. Lond. 1847. — Engl. Rev. 1847. Sept.

Hawkins (Edw.), An account of coins and treasure found in Cuerdale. — Archaeolog. Journ. 1847. Sept.

Worsaae (J. J. A.), A few remarks upon the antiquities of silver found at Cuerdale. — Ebendaſelbſt.

Hussey (A.), On the city of Anderida or Andredesceaster. — Ebendaſelbſt.

Way (A.), Illustrations of medieval manners and costume from original documents. Jousts of peace, tournaments and judicial combats. — Ebendaſ.

Hudson Turner, Original document of Ilbert de Laci, founder of the castle and honour of Pontefract. (XI. Cent.) — Ebendaſ.

Stapleton (Th.), Chronicle of the Mayors and Sheriffs of London, from 1188 to 1274. Liber de antiquis legibus etc. Lond., Sumptibus Societatis Camdenensis 1846. — Archaeol. Journ. 1847. Sept.

Bianchi, Notice sur le premier annuaire impérial de l'empire ottoman publié à Constantinople pour l'année 1847. — Journ. asiat. 1847. Sept.

Basevi (A. G.), Della filosofia, delle religioni, delle leggi e della letteratura dell' India. — Riv. europ. 1847. Giugno.

Note sur le „public domain" des Etats-Unis. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Août.

Religions aux Etats-Unis. — Rev. de Brux. 1847. Juillet.

Notice sur les antiquités de la Nouvelle-Grenade. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Août.

Prescott (H.), History of the conquest of Peru. 2 vols. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1847. Sept.

De Candolle (Alph.), Notice sur Benjamin Delessert. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Sept.

Evelyn (J.), The life of Mrs. Godolphin. Now first published by Samuel, Lord Bishop of Oxford. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1847. Sept.

Britz (J.), Curtius Brugensis, jurisconsulte belge du XVI siècle. — Rev. de droit franç. et étrang. 1847. Sept.

Bianchi-Giovini (A.), Concino Concini. Memoria inedita. (Contin.) — Riv. europ. 1847. Giugno. Luglio.

Sylvester (J. J.) An account of a discovery in the theory of numbers etc. — Philos. Mag. 1847. Sept.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions, or on a new system of imaginaries in Algebra. — Ebendaſ.

Burr (E. F.), Theory of transit corrections. — Amer. Journ. of. sc. and arts. 1847. Sept.

St. Mary's church, Iffley, Oxfordshire. — Archaeol. Journ. 1847. Sept.

The churches of the Archdeaconry of Northampton, published by the Architectural Society of that Archdeaconry. Nos. II. to VIII. — Ebendaſ.

Struve (F. G. W.), Déscription de l'observatoire astronomique de Poulkova. 2 Vol. Pétersb. 1845. fol. — Journ. des Sav. 1847. Sept.

Sédillot, Prolégoménes des tables astronomiques d'Oloug-Beg. Par. 1847. — Ebendaſ.

Melloni, Lettre adressée à M. F. Gera de Conegliano sur la cause de la lumière bleue qui éclaire la Grotte d'azur de l'île de Capri. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Sept.

Serres (Marc. de), De la création de la terre et des corps célestes. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Sept.

Loomis (E.), Notice of some recent additions to our knowledge of the magnetism of the United States and its vicinity. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Sept.

Norton (W. A.), On terrestrial magnetism. (Conclud.) — Ebendaſ.

Joule (J. P.), On the mechanical equivalent of heat, as determined by the heat evolved by the friction of fluids. — Philos. Mag. 1847. Sept.

Ronalds, Experiment made at the Kew Observatory on a new kite-apparatus for meteorological observations or other purposes. — Ebendaſelbſt.

Forster (T. J. M.), Notice of a memoir on meteors of various sorts. Bruges 1846. — Ebendaſ.

Klee (F.), Del diluvio biblico. — Riv. europ. 1847. Lugl.

Il cosmos inglese. — Riv. europ. 1847. Agosto.

Donny (F.), Recherches sur les sophistications de la farine. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Sept.

Cailliot (A.), Etudes sur l'essence de Térébenthine. — Ebendaſ.

Doveri (L.), Observations sur les propriétés de la silice. — Ebendaſ.

Laurent (A.), Recherches sur les tungstates. — Ebendaſ.

Delbos (J.), Mémoire sur les amides de la naphtalidame. — Ebendaſ.

Poiseuille, Recherches expérimentales sur le mouvement des liquides de nature différente dans les tubes de très-petits diamètres. — Ebendaſ.

Jacquelain, Etudes sur les acides du soufre. — Ebendaſ.

Bouis (Jul.), Nouvelles combinaisons obtenues par l'action du chlore sur l'esprit-de-bois. — Ebendaſelbſt.

Saco (F), Note sur l'équivalent du sélénium et de l'acide sélénieux. — Ebendaſ.

Review of the organic chemistry of Charles Gerhardt. (Conclud.) — Amer. Journal of science and arts 1847. Sept.

Thirault (C. J.), Sur la formation de l'acide valérianique. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Sept.

Lembert, Purification de l'acide sulfurique. Distillation des liquides en général. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Sept.

Laroque (A.), Procédé pour reconnaitre la présence de l'acide sulfureux dans les acides acetique et chlorhydrique du commerce. — Ebendaſelbſt.

Anderson (Th.), On certain products of decomposition of the fixed oils in contact with sulphur. — Philos. Mag. 1847. Sept.

Schönbein, Letter to Faraday, on a new test for ozone — Ebendaſ.

Wilson (G.), On the decomposition of water by platinum and the black oxide of iron at a white heat, with some observations on the theorie of Grove's experiments. — Ebendaſ.

Playfair (L.), On transformations produced by catalytic bodies. — Ebendaſ.

Milne Edwards, Observations sur la circulation chez les Mollusques. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1847. Août.

Derbès, Observations sur le mécanisme et les phénomènes qui accompagnent la formation de l'embryon chez l'Oursin comestible. — Ebendaſ.

Quatrefages (A. de), Note sur les Annélides saxicaves et sur l'embryogénie des Annélides. — Ebendaſ.

Ecker (Al.), Recherches sur la structure intime des corps surrénaux chez l'homme et dans les quatre classes d'animaux vertébrés. — Ebendaſ.

Blanchard (E.), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) — Ebendaſ.

Thompson (W.), Note on the Teredo norvegica, Xylophaga dorsalis, Limnoria terebrans and Chelura terebrans. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Sept.

Thompson (W.), Additions to the Fauna of Ireland. (Contin.) — Ebendaſ.

Verreaux (J.), Observations sur les moeurs d'un grand nombre d'oiseaux; suivies de quelques réflexions par F. de Lafresnaye. — Rev. zool. 1847. Août.

Lafresnaye (F. de), Sur la réunion peu naturelle, dans un même groupe, du genre Huppe (Upupa) avec les genres Promérops et Epimaque. — Ebendaſelbſt.

Bourgier (Jul.), Description de quinze espèces de Trochilidées du cabinet de M. Loddiges. — Ebendaſ.

Tyzenhauz, Notice sur la coloration accidentelle rose des Canards sauvages. — Rev. zool. 1847. Sept.

Lafresnaye, Sur les Tanagras gyrola Gmel. (Rouverdin Vieillot.) et Zona Gmel (Bahamensis Brisson) et quelques nouvelles espèces voisines faciles à confondre avec elles. — Ebendaſ.

Guichenot (Alph.) Description de deux nouvelles espèces de Cossyphes. — Ebendaſ.

Brisout de Barneville (L.), Note sur l'Acrydium smilaceum. — Ebendaſ.

Trécul (Aug.), Mémoire sur la famille des Artocarpées. (Suite.) — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1847. Août.

Dawson (J. W.), On the destruction and partial reproduction of forests in British North America. — Amer. Journ. of science and arts 1847. Sept.

M' Coy, (F.), On the fossil botany and zoology of the rocks associated with the coal of Australia. — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. Sept.

Cotton (Rich. Payne), On the pliocene deposits of the valley of the Thames at Ilford. — Ebendaſelbſt.

Toulmin Smith (J), On the ventriculidae of the chalk. (Contin.) — Ebendaſ.

Delesse (A.) Mémoire sur la constitution minéralogique et chimique des roches des Vosges. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Sept.

Lyell (C), On the relative age and position of the so-called Nummulite Limestone of Alabama. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Sept.

Hitchock (Edw.), On the trap tuff or volcanic grit of the Connecticut valley, with the bearings of its history upon the age of the Trap Rock and Sandstone generally in that valley. — Ebendaſ.

Mantell, (G. A.), Geological excursions round the isle of Wight. — Ebendaſ.

Darwin (Ch.), Structure and distribution of coral reefs, being the first part of the geology of the voyage of the „Beagle under" the command of Capt. Fitzroy, during the years 1832—1836. Lond. 1842. — Quart. Rev. 1847. Sept.

Cherubini (Franc.), Superstizioni popolari dell' alto contado Milanese. — Riv. europ. 1847. Agosto.

Gatti (Stan.), Della filosofia in Italia. — Riv. europ. 1847. Luglio. Agosto.

Ravizza (C.), Origini della certezza e dell' errore. — Riv. europ. 1847. Giugno.

Picci (G.), Della letteratura Dantesca contemporanea. — Ebendaſ. Lugl.

Le Mireour du Monde, manuscrit du quatorzième siècle, — reproduit p. Félix Chavannes. (Mémoires et documents publiés par la Société de la Suisse Romande. T. IV.) Lausanne 1846. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Sept.

Anthologia Oxoniensis, decerpsit Guil. Linwood. Lond. (1847.) — Christ. Remembr. 1847. July.

Sagette, Le moyen âge et la renaissance. — Annal. archéol. 1847. Juillet.

Didron, Une piscine du moyen âge. — Ebendaſ.

Moutié, Tardif et Poisson, Orfévrerie religieuse et vêtements sacerdotaux. — Ebendaſelbſt. Aôut.

Montalembert et Didron, Du vandalisme dans les travaux d'arts. — Ebendaſ. Sept.

Ayzac (Fél. d'), Symbolique de l'iconographie chrétienne. (Le tétramorphe et les attributs des évangélistes.) — Ebendaſ.

Toilliez, Resumé d'un mémoire sur les pierres tailleés, monuments de l'industrie primitive. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1847. L. 2.

Eastlake (Ch. Lock) Materials for a history of oil painting. Lond. 1847. — Edinb. Rev. 1847. Jul. Blackw. Mag. 1847. Sept.

Michiels (A.), Histoire de la peinture flamande et hollandaise. 3 Vol. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. T. IV. 1847. Juillet.

Clement (Fel.) La prose de l'âne, paroles et chant du XIII siècle. — Annal. archéol. 1847. Juillet.

Lestiboudois (Th.), Economie pratique des nations etc. Par. 1847. — Journ. des Econom. 1847. Sept.

Stirling (P. J.), The philosophy of trade, or outlines of a theory of profits and prices. Lond. 1846. — Engl. Rev. 1847. Sept.

Notices of ancient ornaments and appliances of sacred use. — Archaeol. Journ. 1847. Sept.

Ecclesiastical history of Scotland. — Engl. Rev. 1847. Sept.

Mit dieſem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des vierundzwanzigſten und fünfundzwanzigſten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1847, Band XXIV. und XXV.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.

Albéri, Eugenio, *Relazioni* degli *ambasciatori Veneti* al Senato. Serie II. Vol. III. Firenze, 1846. XXIV. 817.

Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt, nebst einer Abhandlung über den epischen Vers von Friedrich Diez. Bonn, 1846. XXIV. 705.

Apelt, Dr. E. F., die Epochen der Geschichte der Menschheit. Eine historisch-philosophische Skizze. Zwey Bände. 1845 u. 46. XXIV. 385.

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg. Bd. 8. H. 2. u. 3. Würzburg, 1845. XXV. 982.

Aristotelis Organon graece. Novis codicum auxiliis adiutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit *Theodorus Waitz*. Pars posterior. Analytica posteriora, Topica. XXIV. 217.

Barrow, Sir John, Voyages of discovery and research within the arctic regions from the year 1818 to the present time. London 1846. XXIV. 945.

Beyträge zur Landeskunde für Oesterreich ob der Enns und Salzburg; herausgegeben vom Verwaltungsausschuß des Museum Francisco-Carolinum. V. Lieferung; Linz, 1846. XXV. 73.

Bell, Rob., the life of the Right Honourable *George Canning*. Lond. 1846. XXIV. 166.

Bergk, Theod., Beiträge zur *griechischen Monatskunde*. Giessen, 1845. XXIV. 233.

Berzelius, Jacob, Jahresbericht über die Fortschritte der Chemie und Mineralogie, Jahrg. XXVI. Tübingen, 1846. XXIV. 865.

Bibliotheca historico-naturalis. Verzeichniß der Bücher über Naturgeschichte, welche in Deutschland, Skandinavien, Holland, England, Frankreich, Italien und Spanien in den Jahren 1700 — 1846 erschienen sind. Von W. Engelmann. Erster Band. Leipzig, 1846. XXIV. 229.

Böttticher, C., der Hypaethraltempel auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses gegen Prof. Dr. L. Roß erwiesen. Potsdam, 1847. XXV. 785.

Campbell, John Lord, the lives of the *Lord Chancellors* and *Keepers* of the *Great Seal* of *England*. First series. 3 Bde. Lond. 1845. XXV. 161.

Carus, C. G., Psyche; zur Entwicklungsgeschichte der Seele. Pforzheim, 1846. XXIV. 713.

Censorini de die natali liber. Recensuit et emendavit *Otto Jahn*. Berol. 1845. XXV. 193.

Combes, E., Voyage en *Egypte*, en *Nubie*, dans les *déserts* de Beyouda, des Bicharys, et sur les côtes de la mer rouge. 2 Vol. Paris, 1846. XXIV. 465.

Ciceronis, M. Tullii, orationes. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carol. *Halm*. Vol. 1. p. II. III. Lips. 1845. XXV. 409.

Dalton Hooker, Joseph, the *Botany of the Antarctic Voyage* of H. M. discovery ships Erebus and Terror etc. London, 1844 — 47. XXV. 825, 897.

Dönniges, W., das System des freyen Handels und der Schutzzölle, mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein. Berlin, 1847. XXV. 497.

Ecker, Alex., der feinere Bau der Nebennieren beym Menschen und den vier Wirbelthierklassen. Braunschweig, 1846. XXV. 385.

EK ΤΩΝ ΗΡΑΚΛΕΙΔΟΥ ΠΕΡΙ ΠΟΛΙΤΕΙΩΝ. Heraclidis Politiarum quae exstant, ed. F. G. *Schneidewin*. Gotting. 1847. XXV. 313.

Ewald, Heinrich, Geschichte des Volkes Israel bis Christus. Band 1. 2. Göttingen 1843. 1845. XXIV. 353.

J. H. Fichte's Grundzüge der Philosophie. Dritte Abtheilung. Die speculative Theologie oder allgemeine Religionslehre. 1. u. 2. Theil. Heidelberg, 1846. XXIV. 401.

Forbes, Dr. James, *Travels* through the *Alps of Savoy* and other Parts of the *Pennine Chain*. Edinburgh, 1845. XXIV. 89.

Fortlage, C., das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt. Jena, 1847. XXV. 49.

Fuchs, Dr. W., Beyträge zur Lehre von den Erzlagerstätten mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Berg-Reviere der k. k. österreichischen Monarchie. Wien, 1846. XXIV. 473.

Gaupp, F. Th., die germanischen Ansiedlungen und Ländertheilungen in den Provinzen des römischen Westreiches. Breslau, 1845. XXIV. 497.

Geschichtsfreund, der, Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Zweyte, dritte und vierte Lieferung. Einsiedeln, 1844 bis 1846. XXIV. 1009

Graells, M. P., Catalogo de los *Moluscos* terrestres y de aqua dulce observandos en España. Madrid, 1849. XXV. 585.

Gruber, Bernhard, und Müller, Adalbert, der bayerische Wald (Böhmerwald) illustrirt und beschrieben. Regensburg, 1846. XXIV. 257.

Guhrauer, G. E., Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz. Eine Biographie. Zwey Theile. Breslau, 1846. XXIV. 769.

Gutermann, Friedr., Aufstand Steyermarks im Jahre 1292. Episode aus der Geschichte des Herzogs Albrecht I. Frankf. a/M. 1846. XXV. 481.

Haggenmüller, J. B., Geschichte der Stadt und der gefürsteten Grafschaft Kempten von den ältesten Zeiten bis zu ihrer Vereinigung mit dem bayerischen Staat. Band 1. 2. Kempten 1840 und 1847. XXIV. 433.

Halm, Karl, Beyträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus. Speyer, 1846. XXIV. 369.

Hartung, J. A., Lehren der Alten über die Dicht-

Kunst durch Zusammenstellung mit denen der besten Neueren erklärt. Hamburg und Gotha, 1845. XXIV. 97.

Hauer, Franz v., die Cephalopoden des Salzkammerguts. Wien, 1846. XXIV. 877.

Henckel von Donnersmark, Graf, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst, 1846. XXIV. 752.

Hermann, K. F., Ueber *griechische Monatskunde* und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Göttingen, 1844. XXIV. 233.

— —, die Hypaethraltempel des Alterthums. Einladungsschrift zur Eröffnung des akademischen Kunstmuseums am Winckelmannstage ꝛc. Göttingen, 1844. XXV. 785.

Historia dos principaes actos e procedimentos da Inquisição em Portugal. Lisboa, 1845. XXIV. 633.

Hoffmeister, Dr. W., Briefe aus Indien, herausgegeben von Dr. A. Hoffmeister. Braunschweig, 1847. XXV. 633.

Jahn, Otto, die Hellenische Kunst. Greifsw. 1846. XXV. 929.

— —, Peitho, die Göttin der Ueberredung. Greifsw. 1846. XXV. 929.

Jaffé, Phil., Geschichte des deutschen Reiches unter Conrad III. Hannover, 1845. XXIV. 697.

Index librorum historiam naturalem spectantium ab anno MDCC ad MDCCCXLVI in Germania, Scandinavia, Anglia, Belgio, Italia atque Hispania impressorum. Edidit G. *Engelmann*. XXIV. 229.

Junghun, Fr., die Battaländer auf Sumatra. In Auftrag des k. niederländischen Gouvernements von Niederländisch-Indien in den Jahren 1840 und 41 untersucht und beschrieben. Berlin, 1847. XXV. 841.

Keithley, Thomas, Geschichte von England. Deutsch von K. F. Demmler. Bd. 1. 2. Hamburg, 1847. XXV. 303.

Kiene, Dr. Ad., der Bundesgenossenkrieg. Leipzig, 1845. XXV. 97.

Koch, Dr. Carl, Wanderungen im Orient 1843 und 1844. Jena, 1846. XXV. 593.

Köchly, Herm., zur Gymnasialreform. Theoretisches und Praktisches. Dresden, 1846. XXV. 449.

Kopp, Dr. Hermann, Geschichte der Chemie. 4. Theil. Braunschweig, 1847. XXV. 561.

Leonhard, K. C. v. und H. G. Bronn, neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde. Stuttg. 1846. XXIV. 865.

Livi, Titi, rerum romanarum ab urbe condita libri ad codicum manu scriptorum fidem emendati ab Car. Frid. Sig. *Alschefski*. Volumen III. libros Livianos XXI. XXII. XXIII. continens. Berolini, 1846. XXIV. 177.

Löher, Franz, Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen, dargestellt an den Reichsgesetzen K. Friedrich II. Halle, 1846. XXV. 465.

Loewenstern, Isidore, exposé des Elements constitutifs du *Système da la troisième écriture cunéiforme* de Persépolis. Paris, 1847. XXV. 457.

Lopes de Lima, José Joaquim, ensaios sobre a *statistica das possessões portuguezas na Africa occidental e oriental, na China e na Oceania*. Livro II. Ensaio sobre a statistica das ilhas de S. Thomé e Principe etc. Th. I. Lisboa 1845. XXV. 809.

Lucilii, C., *Saturarum* Reliquiae, auxit, emendavit Fr. Dor. *Gerlach*. Turici, 1846. XXV. 401.

Macrobe, *Oeuvres* de, Traduction nouvelle par *M. M. Henri Descamps, N. A. Dubois, Lass d'Aguen, A. Ubicini Martelli*. Tome I. et II. Paris, 1845. 46. XXV. 193.

Marshall, Henry, *Ceylon*: a general description of the Island and its Inhabitants with an hi-

storical sketch of the conquest of the colony by the English. London, 1846. XXV. 217.

Mohan Lal, Life of the Amir *Dost Mohammed* Chan of Cabul . . . including the victory and disasters of the British Army in Afghanistan. London, 1847. 2 Bde. XXIV. 751.

Morelet, Arthur, description des *Mollusques* terrestres et fluviatiles du Portugal. Paris, 1845. XXV. 585.

Morton, George, *Hybridity in Animals.* 1847. XXV. 369.

Moses Kalkantuni Padmuthiun Achuaniz. XXV. 961.

Müller, J., u. J. H. Troſchel, Horae ichthyologicae. Heft 1. 2. XXV. 117.

Niebuhr, B. G., hiſtoriſche und philologiſche Vorträge. Erſte Abtheilung: Römiſche Geſchichte bis zum Untergang des abendländiſchen Reichs. XXIV. 25.

— —, Vorträge über alte Geſchichte. — Herausg. von M. Niebuhr. 1. Bd. XXIV. 889.

— —, Zweyte Abtheilung: Vorträge über römiſche Geſchichte an der Univerſität zu Bonn. Herausgegeben von M. Isler, Dr. Erſter Band: von der Entſtehung Roms bis zum Ausbruch des erſten puniſchen Krieges. Berlin, 1846. XXIV. 25.

Oeynhauſen, C. von, geognoſtiſch-orographiſche Karte der Umgegend des Laacher-Sees. Berlin, 1847. XXV. 33.

Orbigny, d', die foſſilen Foraminiferen des tertiären Beckens von Wien, entdeckt von Sr. Exc. Ritter Joſ. v. Hauer. Paris, 1846. XXIV. 209.

Padmuthiun Arisdageai Wartapedi Lasdiwerdzwoi. I Venedig, 1845. XXV. 961.

ΠΑΥΣΑΝΙΟΥ ΕΛΛΑΔΟΣ ΠΕΡΙΗΓΗΣΙΣ. Pausaniae Descriptio *Graeciae.* Recognovit et praefatus est Ludovicus *Dindorfius.* Parisiis, MDCCCXLV. XXIV. 313.

Φλαουιου Φιλοστρατου τὰ σωζόμενα. Philostrati quae supersunt, Philostrati junioris imagines, Callistrati descriptiones edidit C. L. *Kayser.* Turici, 1844 — 46. XXV. 393.

Pollucis, Julii, *Onomasticon.* Ex recensione *Immanuelis Bekkeri.* Berolini A. 1846. XXIV. 753.

Polybii historiarum excerpta gnomica in Palimpsesto Vaticano LXXIII. Ang. Maii curis resignato retractavit Theodorus *Heyse.* Berolini MDCCCXLVI. Typis academicis. XXIV. 113.

Poſſelt, Dr. E., die analytiſche Chemie. Heidelberg, 1846. XXV. 13.

Programmenrevue oder Schularchiv. Eine Zeitſchrift für Schule und Wiſſenſchaft. Jahrg. 1843. H. 1 u. 2. Dresden, 1845. XXV. 115.

Pruner, Dr., die Ueberbleibſel der altägyptiſchen Raçe. München, 1846. XXV. 829.

— —, topographie médicale du *Caire.* Munich, 1847. XXV. 329.

Raffenel, *Voyage dans l'Afrique occidentale* en 1843 et 1844 par MM. *Huard, Jamin, Raffenel, Peyre-Ferry* et *Pottin,* redigée par R. Paris, 1846. XXV. 233.

Rawlinson, H. C., the *Persian Cuneiform Inscription* at Behistun, decyphered and translated by Major H. C. R. London, 1846. XXIV. 241.

Relazioni della corte di Roma nel secolo XVI. raccolte ed annotate da *Tommaso Gar.* XXIV. 817.

Rettig, G. F., über Platons Phädon. Bern und St. Gallen, 1846. XXV. 321.

Rochet d'Héricourt, second *voyage* sur les deux rives de la *mer Rouge* dans les pays des *Adels* et le *Royaume de Choa.* Paris, 1846. XXV. 753.

Roß, Ludwig, Hellenika. Archiv archäologischer, philologischer, historischer und epigraphischer Abhandlungen. Band 1. Heft 1. Halle, 1846. XXV. 785.

Röth, Dr. E., die *ägyptische* und die *zoroastrische Glaubenslehre*, als die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen. Auch unter dem Titel: *Geschichte unsrer abendländischen Philosophie* etc. Erster Band: die ältesten Quellen unsrer speculativen Ideen. Mannheim, 1846. XXIV. 129.

Rückert, Emil, Troja's Ursprung, Blüthe, Untergang und Wiedergeburt in Latium. Hamburg und Gotha, 1846. XXV. 65.

Schillers Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Erster Theil 1784 bis 1788. Berlin, 1847. XXV. 769.

Schömann, G. F., Winckelmann und die Archäologie. Greifsw. 1845. XXV. 929.

— —, das Ideal der Hera. Greifsw. 1847. XXV. 929.

Schnitzler, J. H., *statistique générale* méthodique et complète de la *France*. Paris, 1846. XXIV. 745.

Schrötter, A., die Chemie nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit besonderer Berücksichtigung ihres technischen und analytischen Theiles. 2 Thle. Wien, 1846. XXIV. 489.

Staffler, Jacob, Tirol und Vorarlberg; statistisch, topographisch und mit geschichtlichen Bemerkungen. 4 Bände. 1839 — 1846. Innsbruck. XXIV. 657.

Steffens, Henrich, nachgelassene Schriften. Mit einem Vorworte von Schelling. Berlin, 1846. XXV. 265.

Tams, G., die portugiesischen Besitzungen in Südwest-Afrika. Hamburg, 1845. XXIV. 449.

Taylor Meadows, Thomas, Desultory Notes on the *Government* and *People* of *China*. London, 1847. XXV. 737.

Temminck, C. J., Coup-d'oeil général sur les *possessions Néerlandaises* dans l'Inde Archipélagique. T. I. Leide, 1846. XXIV. 977.

Thornton, Edw., the *History of the British Empire in India*. Vol. VI. London, 1845. XXIV. 41.

Θουκυδίδου περὶ τοῦ Πελοποννησιακοῦ πολέμου βιβλία ὀκτώ. Thucydidis de bello peloponnesiaco libri octo. Recensuit et explicavit Frid. Henr. *Bothe*. Tom. I. Lips. 1848. XXV. 816.

Tosti, Luigi, Storia di *Bonifacio* VIII. e de *suoi tempi*. Monte Cassino, 1846. XXV. 1033.

Townsend, Will. C., the lives of twelve *eminent Judges* of the last and of the present century. London, 1846. 2 Bde. XXIV. 745.

Trendelenburg, Adolf, Niobe. Einige Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. Berlin, 1846. XXIV. 417.

Tschudi, J. J., Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838 — 1842. 2 Bände. St. Gallen, 1846. XXIV. 153.

Ullrich, F. W., Beyträge zur Erklärung des Thukydides. Hamburg, 1846. XXV. 289.

Ulrici, Hermann, das Grundprincip der Philosophie, kritisch und speculativ entwickelt. Erster Theil. Geschichte und Kritik der Principien der neueren Philosophie. Leipzig, 1845. XXIV. 121.

Verhandlungen des historischen Vereins für Niederbayern. Landshut, 1846. XXV. 689.

Versuch einer urkundlichen Darstellung des reichsfreyen Stiftes Engelberg, St. Benedikten-Ordens in der Schweiz. Zwölftes und dreyzehntes Jahrhundert. Lucern, 1846. XXV. 105.

Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée; exécuté par ordre du roi pendant les années 1837,

1838, 1839, 1840 sous le commandement de M. J. *Dumont d'Urville*. — Zoologie par M. *Hombron* et *Jacquinot*. T. 1. 2. Paris, 1846. XXV. 9

Wagner, Jos., das Herzogthum Kärnthen, geographisch-historisch dargestellt nach allen seinen Beziehungen und Merkwürdigkeiten. Mit einer Karte von Kärnthen. XXV. 494.

Wagner, Rud., neue Untersuchungen über den Bau und die Endigung der Nerven und die Structur der Ganglien. Leipzig, 1847. XXV. 119.

Wolff, Emil Th., die chemischen Forschungen auf dem Gebiet der Agricultur und Pflanzenphysiologie. Leipzig, 1847. XXV. 881.

Zorn, Johann, Aristophanes in seinem Verhältniß zu Sokrates. Ein Beytrag zur Würdigung des Dichters. Beyreuth, 1845. XXIV. 537.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des 88. Jahrestages am 29. März 1847.

Rede des Vorstandes Herrn Staatsraths Frhrn. v. Frenberg-Eisenberg XXIV. 545

Oeffentliche Sitzung zu Ehren des Namensfestes Sr. Majestät des Königs am 25. August 1847.

Einleitungsrede des derzeitigen Vorstandes der k. Akademie Herrn Staatsrathes Frhrn. v. Frenberg-Eisenberg XXV. 729.

Sitzungen der Klassen:

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung vom 8. Dezember 1846:

Schmeller, über einen in Nordamerika in einem Grabhügel am Ohio gefundenen Stein mit eingegrabenen Charakteren XXIV. 9.

Sitzung vom 2. Januar 1847:

Thiersch, über zwey zur Aufhellung von Gebräuchen und Geschichten alter Völker wichtige Inschriften. XXIV. 273.

Sitzung vom 7. August 1847:

Schmeller, über eine in der k. Hof- und Staatsbibliothek aufgefundene Epistola Roscellini ad Petrum Abelardum. XXV. 993.

Fröhlich: Bemerkungen über einige Gedichte des Catullus. XXV. 1001.

1838, 1839, 1840 sous le commendement de M. J. *Dumont d'Urville.* — Zoologie par M. *Hombron* et *Jacquinot.* T. 1. 2. Paris, 1846. XXV. 9

Wagner, Joſ., das Herzogthum Kärnthen, geographiſch-hiſtoriſch dargeſtellt nach allen ſeinen Beziehungen und Merkwürdigkeiten. Mit einer Karte von Kärnthen. XXV. 494.

Wagner, Rud., neue Unterſuchungen über den Bau und die Endigung der Nieren und die Structur der Ganglien. Leipzig, 1847. XXV. 119.

Wolff, Emil Th., die chemiſchen Forſchungen auf dem Gebiet der Agricultur und Pflanzenphyſiologie. Leipzig, 1847. XXV. 881.

Zorn, Johann, Ariſtophanes in ſeinem Verhältniß zu Sokrates. Ein Beytrag zur Würdigung des Dichters. Beyreuth, 1845. XXIV. 537.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung zur Feyer des 88. Jahrestages am 29. März 1847.

Rede des Vorstandes Herrn Staatsraths Frhrn. v. Freyberg-Eisenberg XXIV. 545

Oeffentliche Sitzung zu Ehren des Namensfestes Sr. Majestät des Königs am 25. August 1847.

Einleitungsrede des derzeitigen Vorstandes der k. Akademie Herrn Staatsrathes Frhrn. v. Freyberg-Eisenberg XXV. 729.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung vom 8. Dezember 1846:

Schmeller, über einen in Nordamerika in einem Grabhügel am Ohio gefundenen Stein mit eingegrabenen Charakteren XXIV. 9.

Sitzung vom 2. Januar 1847:

Thiersch, über zwey zur Aufhellung von Gebräuchen und Geschichten alter Völker wichtige Inschriften. XXIV. 273.

Sitzung vom 7. August 1847:

Schmeller, über eine in der k. Hof- und Staatsbibliothek aufgefundene Epistola Roscellini ad Petrum Abelardum. XXV. 993.

Fröhlich: Bemerkungen über einige Gedichte des Catullus. XXV. 1001.

Historische Klasse:

Sitzung vom 23. Januar 1847:

Koch-Sternfeld, v., über die ehemalige Cistercienser-Abtey Victring in Kärnthen und den Geschichtschreiber Johannes de Victoria. XXIV. 289.

Sitzung vom 27. Februar 1847:

Koch-Sternfeld, v., über die Carvancas in Kärnthen, den Cirvancus bey Salzburg, und die Karwendel in Oberbayern. XXIV. 617.
Phillips, über den Antheil des heil. Bonifacius an dem Sturze der Merovinger. XXIV. 623.

Sitzung vom 21. April 1847:

Höfler, über vier bisher noch nicht untersuchte Weltkarten angeblich aus dem 16. Jahrhundert. XXIV. 932.
Roth, v., über die Stelle des Tacitus Hist. I, 4. XXIV. 942.

Sitzung vom 19. Juny 1847:

Phillips, der Abt Servatus Lupus von Ferrières. XXV. 145.

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung vom 12. December 1846:

Martius, v., Auszüge aus Briefen:
1. Von Herrn General Baron v. Eschwege in Lissabon. XXIV. 19.
2. Von Herrn Prof. Dr. Gustav Bischof in Bonn. XXIV. 20.

Sitzung vom 9. Januar 1847:

Erdl, über die physiologische Bedeutung der Schilddrüse. XXIV. 276.

Sitzung vom 13. Februar 1847:

Schafhäutl, über den bey Schönenberg, Landgerichts Burgau, gefallenen Meteorstein. XXIV. 553.
Erdl, über eine neue Form elektrischen Apparates bey Gymnarchus niloticus. XXIV. 585.
Pettenkofer, über die Affinirung des Goldes und über die große Verbreitung des Platin. XXIV. 589.
Bischof, Gustav, über den Ursprung der phosphorsauren Salze im organischen Reiche. XXIV. 909.

Sitzung vom 13. März 1847:

Buchner, jun., über den Arsenik-, Kupfer- und Zinngehalt bayerischer Mineralwasser XXIV. 601.
Bischof, Gust., über die Frage: ob das vegetabilische Leben früher als das animalische auf der Erde erwacht sey. XXIV. 607.

Sitzung vom 17. April 1847:

Martius, v., Auszug aus einer Reise des Hrn. Dr. Guyon über eine Vergiftung durch die Wurzel der Atractylis gummifera. XXIV. 897.
Kobell, v., über den Hydrargillit von Villa ricca in Brasilien. XXIV. 899.
— —, über den Disterrit. XXIV. 902.
— —, über die Bestimmung des Arseniks mittelst Kupfer. XXIV. 905.
— —, über die Bildung eines Molibdän-Sesquioxyds. XXIV. 907.

Sitzung vom 15. Mai 1847:

Vogel, jun., über das Vorkommen der Kieselerde und Thonerde in Pflanzenaschen. XXV. 121.
Bischof, Dr. Gust., über den Kohlenstoff in der Atmosphäre, auf und in der Erde, und über einen bis jetzt unbeachtet gebliebenen großartigen Oxydationsproceß auf der Erde. XXV. 126.

Sitzung vom 13. November 1847:

Kobell, v., Bericht über eine von Sr. Kaiserl. Hoheit dem Herrn Herzog von Leuchtenberg an die k. Akademie als Geschenk eingesendete höchst werthvolle Sammlung russischer Mineralien. XXV. 1017.
Wagner, über die systematische Stellung der Dronte (Didus ineptus). XXV. 1017.
Buchner, über die Menge von Arsenik, Kupfer und andern Metallen in den Mineralquellen zu Kissingen und Brückenau. XXV. 1025.

Verzeichniß der der philosophisch-philologischen Classe vorgelegten Büchergeschenke XXV. 733.
Verzeichniß der der historischen Classe vorgelegten Büchergeschenke. XXIV. 295. 936. XXV. 1000.
Verzeichniß der der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Büchergeschenke. XXIV. 24. 287. 311. 599. 920. XXV. 135. 1030.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs
im Jahre 1846, October bis December XXIV. 169. 329. 505. 681.
im Jahre 1847, Januar bis März XXIV. 849. 1025. XXV. 177.
April bis Juny XXV. 345. 521. 697. 865.
Juny bis October XXV. 1068.

Uebersicht der ausländischen Journale
im Jahre 1846, October bis December XXIV. 177. 337. 512.
im Jahre 1847, Januar bis März XXIV. 689. 857. 1033.
April bis Juny XXV. 185. 353. 529.
July bis October XXV. 705. 872. 1057.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Sechsundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny

1848.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Zweyter Band. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'scher Verlag. 1847.

Den Inhalt des ersten Bandes des eben genannten, mit so lebhafter Theilnahme aufgenommenen Werkes, von welchem wir bereits im Jahrgang 1845 Nr. 122 u. f. dieser Anzeigen einen übersichtlichen Bericht gaben, vergleicht der berühmte Verfasser des Kosmos mit einem Naturgemälde, das seinen Stoff aus den Hauptresultaten der Beobachtung, aus der wissenschaftlichen Naturbeschreibung entnahm. Wie uns jedoch irgend ein ausländischer Baum oder ein andrer Naturgegenstand, dessen treue künstlerische Abbildung unser Auge an sich zog, doppelt interessant wird, wenn wir seine Eigenschaften und Kräfte, in denen er zunächst auf die menschliche, gesunde oder kranke Natur wirkt, erfahren; so empfängt auch das Naturgemälde der uns umgebenden Sichtbarkeit für den betrachtenden Verstand eine höhere Bedeutung, wenn wir sein bald stilleres, bald offenkundigeres Wirken auf den erkennenden Geist, auf das Gemüth und die Thatkraft des Menschen erwägen. Wie dieses Wirken in verschiedenen Zeitepochen und bey verschiedenen Völkern in mehrfacher Weise sich geäußert, wie es durch das beschreibende Wort und die nachbildende Hand des Beherrschers der irdischen Sichtbarkeit sich kund gegeben habe, was in der Entwicklungsgeschichte unsers Geschlechtes seine höchste Aufgabe, sein endliches Ziel sey? Dieß zu erörtern ist der Verfasser des Kosmos in dem vor uns liegenden zweyten Bande seines Werkes bemüht gewesen.

Er unterscheidet zuvörderst in der Geschichte des Verkehres des erkennenden Menschengeistes mit der äußeren Sichtbarkeit schon in älterer Zeit drey Epochen. Die älteste und erste ist nach seiner Ansicht die der bloßen Naturbeschauung, die der Beobachtung der Erscheinungen, welche sich in den irdischen und himmlischen Räumen zufällig dem Auge darbieten. Die zweyte Epoche, als deren Gipfelpunkt und Meister er uns Aristoteles und seine Schule nennt, ist die des Erforschens, des Aufsuchens des Vorhandenen, des Messens von Größe und Dauer der Bewegungen. Als die dritte und höhere Stufe in der fortschreitenden Kenntniß der physischen Erscheinungen folgt hierauf die Epoche der Ergründung der Naturkräfte, der Wahrnehmung und Beachtung des Werdens, bey dem diese Kräfte wirken; der Stoffe selber, welche entfesselt werden, um neue Verbindungen einzugehen. Das Mittel, welches zu dieser Entfesselung und durch scheinbare Vernichtung zum neuen Werden führt, ist das Experimentiren: das willkührliche Hervorrufen der Erscheinungen. Auf diese letzte, von dem frühern Alterthum fast ganz unbetretene Stufe, haben sich, so weit man weiß, zuerst und vorzugsweise die Araber erhoben; sie waren namentlich die Vorgänger auf der Bahn der chemischen Handhabung der irdischen Körperlichkeit für die ganze neuere Zeit.

Vor allen andren ist es die erste Epoche, die der Naturbeschauung, in welcher sich an unsrem Geschlecht der wahrnehmende Sinn für die große leben-

dige Einheit der Sichtbarkeit als Naturgefühl in seiner höchsten Schärfe und im weitesten Umfange kund gegeben hat. Die Naturpoesie der Hebräer erfaßt das Ganze des Weltalls in seiner Einheit: sowohl das Wohnhaus der Erde als die einzelnen Himmelsräume. Der hebräische Sänger erkennt die Natur stets in ihrer Beziehung auf eine höher waltende, geistige Macht. Die Natur ist ihm ein Geschaffenes, Angeordnetes, der lebendige Ausdruck der Allgegenwart Gottes in den Werken der Sinnenwelt. Dieses ists, was der lyrischen Dichtung der Hebräer ihren großartigen Ausdruck, ihren feyerlichen Ernst verleihet: das Erkennen des einen Gottes, Schöpfers Himmels und der Erde strahlet wie die Tageshelle einer aufgehenden Sonne weithin über den ganzen Kreis der Naturanschauung und giebt dem Erkennen wie dem Ausdruck der Sprache bey aller Sinnbildlichkeit des letzteren eine Klarheit und Einfachheit, davon wir bey keinem andern Volke des Alterthums etwas Aehnliches finden. Was uns in den Naturschilderungen der Araber, wie dieselben etwa in dem Gedicht von Antars Thaten gefunden werden, am meisten entzückt, das ist doch nur ein schwacher Abglanz der großartigen Naturanschauung, welche dem semitischen Stamme in ungleich höherem Aufschwunge schon mehrere Jahrtausende früher eigen gewesen.

Auch die frühesten Regungen des Triebes zum Erforschen, Messen und Ergründen der äußern Sichtbarkeit, worin das Wesen der zweyten Epoche der Naturkenntniß besteht, lassen sich bey den Völkern des semitischen Stammes nachweisen. Namentlich waren es die Phönicier, welche zum Erforschen des Gebietes der Länderkunde den ersten großartigen Anlauf nahmen. Sie sind als die frühesten Vermittler der Völkerverbindung vom indischen Meere an bis in den Westen und Norden des alten Continents zu betrachten. Es war der eigenthümliche Beruf jenes merkwürdigen Volkes, welches übrigens in manchen Sphären der geistigen Bildung sehr beschränkt, in den schönen Künsten jeder großartig schöpferischen Kraft fast beraubt gewesen scheint, die ersten Faden eines äußern und selbst eines innern geistigen Verkehres der Völker des fernen Ostens wie des Westens, des Nordens wie des Südens über Länder und Meere hinüberzuspinnen. Der phönicische Volksstamm hatte ein geregeltes (babylonisches) Maaß und Gewicht, er führte früher als selbst die hochgebildeten Aegypter geprägte metallische Münzen als Mittel des Handelsverkehres mit sich, vor allem aber brachte er den Völkern, mit welchen er in nähere Berührung kam, das Mittel eines geistigen Verkehres der weit von einander geschiedenen Zeiten und Länder: die Buchstabenschrift, welche die Hellenen lange nachher noch phönicische Zeichen nannten. Es waren nicht allein technische Fertigkeiten, wie die der Glasbereitung, der Gewebe und der Purpurfärbereyen, worin die Phönicier sich auszeichneten, sondern jener Trieb des Forschens, der dieselben über die Länder und Meere führte, brach dem Wissen auch nach andern Richtungen hin eine Bahn, vornämlich in die Erforschung des Sternenhimmels, dessen Lichter dem Schiffer auf seinen nächtlichen Fahrten zu Anhaltspunkten dienen, und, was auch mit ihrem Handelsgeschäft in Beziehung stand, in das Gebiet der Zahlenlehre und Rechenkunst.

Wir finden schon im Thierreich jene beyden Gaben an einem und demselben Wesen vereint: die Gabe des sinnlichen Erkennens so wie des Blickes in die Ferne und die Kraft der Fortbewegung nach dieser Ferne hin. Während in der Schnecke der Gesichtssinn eben so stumpf und beschränkt als die Bewegung langsam ist, hat der Vogel mit seinem fernsichtigen Auge zugleich die Kraft eines schnellen über weite Räume hingehenden Bewegens erhalten. Er führt seine junge Brut, wenn diese zum Aufschwung kräftig geworden ist, von einem Land, von einem Welttheil zum andren. In ähnlicher Weise war auch den Phöniciern zugleich mit dem Forscherblick und dem Triebe des Erkennens der Erdenräume die Kraft zum Durchmessen, zum Durchwandeln dieser Räume verliehen. Die Schiffahrten der Phönicier erstreckten sich von den nördlichen und nordwestlichen Fundorten des Zinnes und Bernsteines (England und die Ostseeküsten) bis über die Tropengegenden der westafrikanischen Küste hinab; tyrische Wimpel wehten zugleich in Britannien und im indischen Ocean. Die Phönicier hatten Handelsniederlassungen in dem nördlichsten Theile des arabischen Meerbusens: in den Häfen von Elath und Ezion-Geber, wie im persischen Meerbusen, zu Aradus und Tylas, wo nach

Strabo Tempel standen, im Styl ihrer Architectur denen am Mittelmeere ähnlich. Auch der Karawanenhandel, welchen die Phönicier trieben, um Gewürze und Weihrauch zu holen, war über Palmyra nach dem glücklichen Arabien und dem chaldäischen oder nabathäischen Gerrha, am westlichen oder arabischen Gestade des persischen Meerbusens gerichtet.

Es ist ein höchst bedeutungsvolles Moment in der Geschichte unsres Geschlechtes, welches hier unsre Aufmerksamkeit an sich zieht. Wie der Kunsttrieb, wenn der Frühling anbricht, zu gleicher Zeit alle bauende Insekten einer und derselben Art, in der Nähe wie in der Ferne ergreift, wie der Trieb zum Wandern im Herbste alle Zugvögel derselben Art im Westen wie im Osten unsres Welttheiles erfaßt und sie hinüberführt über das Meer, in ein nie gesehenes Land; so ist auch öfters eine und dieselbe geistige Regung, eine und dieselbe Hoffnung und Erwartung zu gleicher Zeit in den verschiedensten Völkern, in den Ländern des östlichen Asiens wie in Europa erwacht. In derselben Zeit, wo im christlichen Europa die Baukunst ihre erhabensten Meisterwerke: die Tempel von vollkommen sogenannt gothischer Form errichtete, sind auch Indiens schönste Tempel entstanden; die Erwartung einer neuen, Alles umgestaltenden Zeit hat sich vor dem Aufgang des Christenthumes in den entferntesten Völkern der Erde in Osten wie in Westen, in Norden wie in Süden zugleich kund gegeben. Man darf die zweyte Epoche des Verkehres des Menschengeistes mit der ihm zunächst stehenden irdischen Sichtbarkeit, die des Erforschens der Länder und Meere als eine solche bezeichnen, wo sich in mehreren Völkern zugleich auch der kräftige Drang des Ausziehens und Wanderns, über Länder und Meere hinüber, in eine neue Heimath geregt hat. Das Volk der Phönicier und die von ihm begründete, später an Macht das Mutterland überbietende Colonie an der nordafrikanischen Küste, die der Karthaginenser, liegen in jener Hinsicht unsrer Beachtung am nächsten. Von Karthago, und wahrscheinlich von den um zwey Jahrhunderte älteren Ansiedlungen Tartessus und Gades (im südlichen Spanien) aus haben die Phönicier einen bedeutenden Theil der Westküste von Afrika erforscht und mit neuen Colonien besetzt. Dort lagen die vielen Städte der Tyrier, deren Zahl Strabo bis zu 300 angiebt, und welche von den Pharusiern und Nigriten zerstört wurden. Cerne bildete vor ihnen allen den Hauptstapelplatz der Schiffe. Die canarischen Inseln und die Azoren konnten von dort aus gegen Westen und Südwest, eben so wie in späterer Zeit die Orcaden, die Färoë-Inseln und Island gegen Norden hin vermittelnde Stationen werden für den Uebergang aus dem östlichen nach dem westlichen Continent. Von Indien aus mag aber wahrscheinlich zu gleicher Zeit ein Weg der Inseln nach der Westküste des südlichen Amerikas betreten worden seyn. Um zwey volle Jahrtausende später brach sich Erich Rauda die Bahn durch das nördliche Meer nach Grönland; dritthalb Jahrtausende vergiengen bis zum Anfang einer neuen Epoche des erwachenden Forschungs- und Wandertriebes: bis zu den Entdeckungsreisen des Christoph Columbus und des Vasco de Gama.

Wie das Nachtwandeln oder der Traum neben dem gewöhnlichen, alltäglichen Wachen, so steht neben der praktischen Richtung, namentlich der Phönicier in der Epoche des Erforschens eine andre da, welche vorzugsweise am tuskischen Stamme erkannt wird. Ein eigenthümlicher Charakterzug dieses Stammes war die Neigung zum Erforschen jenes geheimnißvollen Zusammenhanges, in welchem gewisse Naturerscheinungen mit allgemeineren Ereignissen und selbst mit den Schicksalen des Menschen stehen. Ungleich näher lag dieses Bestreben dem wissenschaftlichen Erkennen des Einflusses gewisser Naturkräfte — der sogenannt unwägbaren Principien — auf die irdische Körperwelt; ungleich näher jenem Wissen, welches die Grundlage unsrer neuern physikalischen Disciplin bildet, als die Sterndeuterey der Chaldäer. Die Divination der Tusker, ein Geschäft der ritterlichen Priesterkaste, veranlaßte eine tägliche Beobachtung der meteorologischen Vorgänge des Luftkreises.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Die Soldaten erlaubten sich alle Arten von Unfug, z. B. die Fuhrleute und Holzkärner unter den Thoren zu „ranzioniren," Bürger und Bauern in und außer der Stadt zu berauben ꝛc. Alle seine Beschwerden wider die Soldaten beschloß der Magistrat in einer Vorstellung dem Herzog Ernst zu überreichen, da gerade der Landesfürst, Herzog Bernhard, selbst in der Stadt anwesend war. Nur noch einen Monat, so vertröstete dieser in der Audienz die Magistrats-Deputirten, möchten sie Contribution zahlen, alsdann hoffe er durch seine getroffenen Anordnungen seine Hauptstadt zu erleichtern. Die gesteigerten Ausbrüche von Aufgeregtheit und unbestrafter Ausgelassenheit des schwedischen Militairs sollten von oben herab als Einschüchterung und von unten als Bestrafung einer Bevölkerung gelten, die sich so wenig zum Schwedischen oder Sächsischen oder Evangelischen hinneigen mochte. Häufig kehrten die Beschuldigungen letzterer wieder, als hielten Magistrat und Bürger heimliche Zusammenkünfte und als ließen sie sich in Verschwörungen ein. Vergeblich behauptete die Bürgerbehörde das Grundlose solcher Beschuldigungen. Um den, wie sie meinten, in den Köpfen der Bamberger und Würzburger Unterthanen spuckenden Geist der Unzufriedenheit, Unruhe und Aufwiegelung in etwas zu dämpfen, erließ der schwedische Kriegsrath am 26. Septemb. a. St. ein strenges Verbot gegen feindliche Conspiration (Beylage VI, p. 181) und am selben Datum eine Verordnung, daß alle Obrigkeiten, Aeltern und Vormünder die Bamberger und Würzburger Unterthanensöhne aus kaiserlichen Kriegsdiensten zurückberufen sollten bey Strafe der Vermögens-Confiscation und des Heimathsverlustes (Beylage VII, p. 183); auch wurde dem Magistrate befohlen, nach allen Jenen, die sich verlauten lassen, daß sie bey Annäherung des Feindes in hellen Haufen zu demselben überlaufen würden, fleißig zu forschen und die entdeckten Uebertreter der Regierung anzuzeigen (Beylage VIII, p. 185).

Zur bessern Ueberwachung der loyalen Gesinnungen des Magistrats beschloß Herzog Ernst, zwey evangelische Bürger zu Rathsgliedern desselben zu ernennen, wogegen 2 von den 9 neugewählten katholischen Rathsfreunden austreten sollten. Aller Vorstellungen des Magistrats ungeachtet wurde wenigstens ein Evangelischer zu den 9 katholischen Räthen vom Herzog präsentirt und mit den andern vereidigt.

An die Stelle der vom Magistrate erwarteten Erledigung seiner vielen Beschwerden und Bitten traten neue Forderungen, Beschuldigungen, Drohungen und Verweise. Gar manche dieser Verweise würden unterblieben seyn, hätte der Magistrat die öftere Anregung von „leeren Händen" gehörig verstehen wollen. Der Kanzler Fabritius legte ihm, was seine Person anlangte, die Sache schon näher und redete von einem auch unter sächsischer (wie vorher unter schwedischer) Regierung zu empfangenden Geschenke, welches er gewiß, wie früher, wiederum zu verdienen suchen werde. Der Magistrat sandte ihm sogleich 6 Eimer des besten Weines.

4. Schwedische Administration der Abtey Ebrach. Abtretung der Stadt Kitzingen an Brandenburg-Onolzbach. Vergabung der Abtey Neustadt a/M. Neue Eintheilung der Landämter-Bezirke. Aufforderung zur Anzeige verheimlichter an die Stifte ꝛc. zu entrichtender Zinsen ꝛc. Neue Würzburgische Regiments-Verfassung. Polizeyverfügung gegen die Gastwirthe. Herzog Ernst eröffnet der Stadt Würzburg Aussichten zu vortheilhaften Einrichtungen. Beschwerden dieser Stadt. Beeidigung des Klerus. Ernennung und Instruirung einiger Repräsentanten des Klerus. Bestimmung der Sustentations-Bezüge der Stiftsgeistlichen. Dank- und Gedächtnißfest für weil. den König Gustav Adolph von Schweden.

Gustav Adolphs Schenkungen an seine Glaubens- und Kampfgenossen aus dem fränkischen Adel zur Belohnung geleisteter und ferner noch zu leistender Dienste hatten das alte schöne Fürstenthum Würzburg überall zersplittert. Und noch war manches zur Verfügung der Krone Schweden vorbehalten. So wurde die Abtey Ebrach im Namen Schwedens durch den schwedischen Rath und Hauptmann Hanns Heinr. von Königsberg administrirt; Stadt und Amt Kitzingen an Brandenburg Onolzbach als vormalige Pfandschaft am 20. September durch von Seckendorf von Ulstadt an den brandenburgischen Vicekanzler Dr. Eyselin übergeben. Am 21. October nahmen die Schweden die Abtey Neustadt a/M. sammt allen Zugehörungen in Besitz für den Geheimschreiber Gustav Adolphs, Lorenz Gruber de Nabben, zum Lohn für geleistete Dienste. In Folge dieser Gebietsveränderung wurde nun eine neue Eintheilung der äußern Amtsbezirke vorgenommen und 8 sogenannte Hauptmannschaften gebildet. Als Civilbehörde ward in jeder Hauptmannschaft ein Adeliger als Hauptmann (Oberamtmann) und in jedem der Hauptmannschaft einverleibten Amte ein Justiz- und ein Kameralbeamter angestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Die Blitzschauer oder Fulguratoren beschäftigten sich mit der Beobachtung der Blitze, sogar (angeblich wenigstens) mit dem Herabziehen und Abwenden derselben. Sie unterschieden sorgfältig Blitze aus der hohen Wolkenregion von denen, welche Saturn, ein Erdgott, von unten aufsteigen läßt und die sie saturnische Erdblitze nannten; ein Unterschied, dessen Wirklichkeit auch unsere neuere Physik anerkannt hat. So entstanden officielle Verzeichnisse täglicher Gewitter-Beobachtungen. Die Kunst des Wasserspürens, wie die des Hervorlockens der Quellen läßt bey den Aquilegen ein aufmerksames Erforschen natürlicher Merkmale von der Schichtung des Gesteins und den Unebenheiten des Bodens voraussetzen. Mit Recht preiset deßhalb Diodor die Tusker als forschende Naturkundige.

Fast eben so hoch als das selbstbewußte Handeln über dem Walten des Instinktes steht das, was die Griechen, und ihrer Bahn folgend zum Theil auch die Römer in dieser Epoche des Forschens der Natur geleistet, über dem, was wir so eben als das Werk andrer Völker des Alterthums in diesem Gebiet des Erkennens bezeichneten. Die Tempelweisheit der Priester, ein Eigenthum fast nur der einzelnen Kaste, ist bey den Griechen zur eigentlichen klar ausgesprochenen Wissenschaft und zu einem Gemeingut Aller durch Wort und Schrift geworden. Was die Flotten und Caravanen der Tyrer auf ihrem Wege über Meer und Land erforscht und geschaut hatten, das ist nur zum kleinsten Theil zur Kunde der damals lebenden Völker und noch weniger der Nachwelt gekommen; das aber, was auf dem Wege der Heereszüge Alexanders des Macedoniers vor Augen lag, das wurde alsbald eine für immer gesicherte Beute der Wissenschaft. Männer aus der Schule des Aristoteles, vor allen der redliche Antisthenes, waren Theilnehmer an dem Heereszuge des großen Eroberers der Länder; überhaupt waren es Aristoteles und seine Schüler, durch deren vereintes Wirken die Naturforschung einen Gipfel der Meisterschaft erreichte, den sie erst in einer fast um zwey Jahrtausende späteren Epoche von neuem wieder erstieg.

Die Araber waren es, nach der schon vorhin erwähnten Ansicht des Verfassers des Kosmos, welche durch ihre Arbeiten im Gebiete der Naturwissenschaft eine dritte Epoche der Entwicklungsgeschichte derselben herbeyführten: die Epoche des Experimentirens, des Zerlegens und Wiedervereinens der Elemente des irdischen Bestehens, des Hervorrufens eines neuen Werdens aus der Auflösung eines schon Dagewesenen. Wenn man so sagen will, schon die Religion der moslemitischen Araber war in monstroser Weise das Erzeugniß eines solchen experimentirenden Bestrebens, eines Vorganges der Zerlegung und neuen Zusammenfügung, ähnlich allerdings nur dem Zerstossen kostbarer Perlen und der Zusammenkittung des Staubes derselben zu einer andren Form. Die Araber gehörten einem Lande an, welches ganz des Palmen- und zum großen Theil des Tropen-Klimas genießt; einer Weltgegend mithin, in der

bey erhöhter Lebenskraft der Organe das Pflanzenreich eine Fülle der Gewürze, der balsamischen Säfte so wie der mannigfaltigsten für die Natur des Menschen zuträglichen und heilsamen, oder auch gefahrbringenden Stoffe hervorbringt. In diesen Gegenden der heißen Zone „individualisiren" sich die organischen Gestalten in den kleinsten Erdräumen; es lag hierin eine Veranlassung zur vielseitigen Entwicklung einer sinnlich scharfen Unterscheidungsgabe, einer Prüfung der inwohnenden Kräfte und Benutzbarkeit des reichen natürlichen Apparates durch unmittelbare experimentirende Anwendung auf lebende, gesunde wie kranke Körper. Die Arzneymittellehre, allerdings schon durch Dioskorides gegründet, ist ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nach zunächst ein Werk der Araber. Sie waren es, welche die eigentliche chemische Apothekerkunst erfanden; die ersten obrigkeitlichen Vorschriften über Bereitung der Arzneymittel, die jetzt sogenannten Dispensatorien, sind von ihnen ausgegangen. Diese wurden später von der salernitanischen Schule durch das südliche Europa verbreitet. Pharmazie und Materia medica, die ersten Bedürfnisse der praktischen Heilkunst, leiteten nach zwey Richtungen gleichmäßig zum Studium der Botanik und der Chemie. Nicht die Nützlichkeit und einseitige Anwendung allein wurde jetzt an der Pflanze beachtet, sondern die Beschaffenheit der organischen Zusammenfügung und die Beziehung, in welcher die Gestaltung mit den inwohnenden Kräften steht. Eine solche physiognomische Betrachtungsweise mußte den Grund legen zur Erkenntniß der Familien und natürlichen Ordnungen, zunächst des Pflanzenreiches, zu einer Systemkunde, welche auch nach andern Seiten hin ihre Anwendbarkeit bewährte.

Der Kreis des Erkennens hatte schon in der zweyten Epoche des Forschens in auffallender Weise über die Meere und Länder der Erde sich erweitert, aber die Beleuchtung jenes Kreises war öfters nur eine blitzartig schnell vorübergehende gewesen; die länger fortgesetzte ruhige Anschauung, die Sicherheit der eignen Erfahrung war bey gewerbtreibenden Seefahrern und bey den Begleitern einer eilenden Heeresmacht nicht vorauszusetzen. Dagegen dehnte sich die Herrschaft der Araber nicht nur vom Quadalquivir bis zum Euphrat, sondern schon am Ende des siebenten Jahrhunderts bis nach Kaschgar, Kabul und dem Pendschab aus, und die fast beyspiellose weltgeschichtliche Beweglichkeit jenes Volkes gab demselben zugleich mit der durch die Schärfe des Schwertes oder durch friedlichen Verkehr weit vordringenden Macht auch den tiefer gründenden, weiter reichenden Forscherblick. Aus Reinauds scharfsinnigen Forschungen lernen wir, welche gründliche Bekanntschaft die arabischen Schriftsteller mit Indien und, selbst nach dem Einfall der Mongolen in China, durch Vermittlung dieser Eroberer, mit den fernsten Länderstrichen des östlichsten Asiens besaßen. Die Geographie des Ptolemäus wurde nach Frähn schon auf Befehl des Chalifen Mamun, zwischen 813 und 833, ins Arabische übersetzt und es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß bey dieser Uebersetzung einige nicht auf uns gekommene Fragmente des Maximus Tyrius benutzt werden konnten. Auf diese fremde Basis gründeten jedoch die Araber durch eigne Anschauung und mühsames Forschen ihre Erdbeschreibungen, welche den weiten Kreis von den Küsten des stillen Meeres bis zu denen von Westafrika, von den Pyrenäen bis zu dem Sumpflande Wangarah in Innerafrika umfaßten. Und nicht nur auf die Darstellung räumlicher Verhältnisse, auf Breiten- und Längenbestimmungen, auf Beschreibung von Flußgebieten und Bergketten blieb die Erdkunde jetzt beschränkt, sondern die Naturkräfte des Bodens, die Gaben, vor allem des Pflanzenreiches wurden ein wesentliches Element derselben. Ein wechselseitiger Austausch der Güter des einen von jenem Volksstamm bewohnten Landes mit dem andren wurde hierdurch vorbereitet und begründet; es war dieß ein Experimentiren nach größerem Maaßstab mit den Erzeugnissen und Völkern ganzer Länder und Erdstriche.

Auffallend muß es erscheinen, daß die Araber, während sie in der Pflanzenkunde so bedeutende Fortschritte machten, in der Thierkunde so wenig leisteten. Der Abscheu vor anatomischen Untersuchungen so wie vor der Menge jener Thierarten, welche nach den Vorschriften des Islam als unrein geachtet sind, mag der Grund dieses Zurückbleibens der naturgeschichtlichen Forschungen gewesen seyn. Man begnügte sich in der Zoologie mit jenem Stoffe, den die Ue-

versetzungen des Aristoteles und Galenus darboten; doch ist die Thiergeschichte des Avicenna, die sich in der königlichen Bibliothek zu Paris befindet, von der des Aristoteles verschieden.

Ungleich beachtenswerther erscheint das Forschen der Araber im Gebiet der Mineralogie, vor allem in der Naturgeschichte der Metalle. Ueberhaupt war das Wichtigste, was dieselben für die Erkenntniß der Natur geleistet haben, ihre Bearbeitung der Elemente der Körperwelt, ihr Verdienst um die Begründung der Metallurgie und Chemie. Die Bedürfnisse der Pharmazie und die gleich dringenden der technischen Künste leiteten zu Entdeckungen, welche von den alchymistisch metallurgischen Bestrebungen bald absichtlich, bald durch glückliche Zufälle begünstigt wurden. Die Arbeiten von Geber (Dschafar) und die viel späteren von Razes (Arrasi) sind von den wichtigsten Folgen gewesen. Die Bereitung von Salpetersäure und Schwefelsäure, von Königswasser, Queckfilberpräparaten so wie von andern Oxyden und Schwefelverbindungen der Metalle, die Erkenntniß des alkoholischen Gährungsprozesses gehören zu diesen Folgen. Bey dieser Gelegenheit wurde die Heterogeneität der Stoffe und die Natur von Kräften erkannt, die sich nicht durch Bewegung sichtbar verkündigen, und neben der pythagoreisch-platonischen Vollkommenheit der Form auch der Mischung ihre Geltung verschafften. Unterschiede der Form und Mischung bilden aber die Elemente unsers ganzen Wissens von der Materie, die Abstractionen, unter denen wir glauben das allbewegte Weltganze zu erfassen, messend und zersetzend zugleich. Unter den Fortschritten, welche die Physik den Arabern verdankt, darf man nur Alhazens Arbeit über die Strahlenbrechung, die doch gewiß nur zum Theil aus der Optik des Ptolemäus entlehnt ist, so wie die Kenntniß und Anwendung des Pendels zum Abmessen der Zeit, mit voller Sicherheit erwähnen, denn des Sanctorius Behauptung, daß Avicenna eine Art Luftthermometer erfunden habe, läßt sich keineswegs erweisen. Vieles, was später das christliche Europa von den Arabern als Element der Naturkenntniß empfieng, hatten diese selber von auswärts her empfangen. So die Anwendung der Magnetnadel zur

Fertigung des Compasses mittelbar von den Chinesen; die höhere Mathematik und Astronomie nicht allein von den Griechen, sondern fast mehr noch von den Indern. Denn indische Planetentabellen kamen schon am Ende des achten Jahrhunderts zugleich mit dem sanskritanischen Buche Susruta, dem uralten Inbegriff aller medizinischen Kenntnisse der Inder, an den Hof des Chalifen Almansor; das Compendium der Algebra, welches auf Befehl des Chalifen Al Mamun der arabische Mathematiker Mohamed Ben Musa verfaßte, gründet sich seinem Inhalte nach auf Vorarbeiten der Inder, hat sich jedoch seiner Form nach die mathematischen Werke der Alexandriner zum Vorbild genommen. Johannes Hispalensis und Gerhard von Cremona machten im 12. Jahrhundert diesen Schatz des arabischen Wissens auch dem christlichen Europa zugänglich, obgleich es durch Chasles erwiesen worden ist, daß die Christen im Abendlande schon vor ihrem Verkehr mit den Arabern mit den indischen Zahlen vertraut waren, und daß sie unter dem Namen des Systems des Abacus den Gebrauch der neuen Ziffern nach ihrem Stellenwerthe kannten. Man pflegte diese Erfindung, wie wir auch noch aus der Geometrie des Boethius ersehen, dem Pythagoras zuzuschreiben, sie scheint jedoch das Erbstück einer andern Vorzeit zu seyn als die der Pythagoräer war.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Weil seit der schwedischen Occupation die Urbar-, Saal- und Zinsbücher theils absichtlich versteckt, theils von den Soldaten muthwillig zerstreut oder vernichtet und von den Abgabenpflichtigen ihre schuldigen Beyträge verschwiegen worden waren, konnten die von Klöstern, Stiften ꝛc. zu erhebenden Einkünfte, nicht flüssig erhalten werden; es gerieth mithin die auf diese Revenuen angewiesene Sustentation der Geistlichen ins Stocken. Deßhalb gebot ein allgemeines Mandat vom 22/31. October allen Unterthanen, daß Jeder, der an das Domstift,

St. Burkard, Haug, Neumünster, an das Jesuiten-Collegium oder an andere flüchtig gewordene Geistliche oder weltliche Personen Zinsen, Gülten und andere Gefälle schuldig sey, binnen vier Wochen der eigens hiezu niedergesetzten Commission bey Vermeidung der schwersten Strafe hievon Anzeige mache (Beylg. IX. p. 186). Nach geschehener Landämtereintheilung und der am 26. October publicirten sogenannten „Würzburger Regimentsverfassung" entwickelten der Herzog Ernst und die Regierung größere Wirksamkeit zur Einführung einer bessern Ordnung in den verschiedenen Zweigen der Landesverwaltung; wobey ein vorzügliches Augenmerk auf die Hauptstadt Würzburg gerichtet ward.

Herzog Ernst reiste nach Weimar, um seinen Lieblingsplan, die protestantische Religion im Herzogthum Franken zu generalisiren, ins Werk zu richten. Vorderfamst holte er das Gutachten protestant. Theologen und Schulmänner ein, wie man erfolgreich bey Verbreitung der evangelischen Lehre im Herzogthum zu Werke gehen solle, um durch Gottes Gnade die verführten Leute allgemach zur Erkenntniß der Wahrheit zu bringen. Der Herzog fürchtete hierbey die Opposition der katholischen Geistlichkeit. Er suchte diese durch die ihr auferlegte Leistung des Treueides zu brechen. Schon am 17. September war derselbe von ihr begehrt und eine Eidesformel (Beylage XI. p. 191) ihr vorgelegt worden, worüber sie sich Bedenkzeit ausbat.

Am 19/29. September überreichte sie dem Herzoge eine Erklärung, wodurch die in der vorgelegten Eidesformel gestellten Bedingungen des Herzogs also modificirt wurden, wie es mit den Grundsätzen der katholischen Religion übereinstimmte; auf eine solche modificirte Eidesformel erklärte sie sich zur Eidesleistung bereit. Hierauf erfolgte am 21/31. October auf der Kanzley die wirkliche Eidesleistung der Würzburger Stifts- und Klostergeistlichkeit mit ausdrücklicher Wahrung ihrer Gewissens- und Glaubensfreyheit. Wiederholt versprach ihr die Regierung ungestörte Religionsübung, ein eigenes Consistorium und ein Regulativ der Sustentations-Beyträge für die Stiftsgeistlichen. Zu Inspectoren über das katholische Kirchenwesen ernannte der Herzog vier aus der Geistlichkeit der Stadt Würzburg und bestimmte in einer eigenen Instruction den künftigen Wirkungskreis derselben. Auch die Bezüge der Kanoniker und Vicarien wurden festgesetzt und verabreicht. Minder zufrieden als die Stiftsgeistlichen war die Gesammtheit des Clerus zu Würzburg mit der obigen Instruction ihrer vier Directoren. Hatte doch der Herzog es absichtlich vermieden, für das verwaiste katholische Religions- und Kirchenwesen gegenüber dem protestant. Consistorium eine besondere geistliche Behörde einzusetzen. Denn die gegebene Instruction beschränkte sich blos auf den Klerus der Stadt Würzburg. Die katholischen Pfarrer auf dem Lande schien man der Regierung unmittelbar unterstellen zu wollen, um so leichte Gelegenheit zu haben, durch Besetzung erledigter katholischer Pfarrstellen mit protestantischen Predigern das Land dem alleinseligmachenden Protestantismus zuzuführen. Deßhalb bat der gesammte Klerus zu Würzburg den abwesenden Herzog Ernst um Ausdehnung der Instruction auf die ganze Corporation des Klerus im Stifte Würzburg, und um fernere Gestattung, die Ehe- und Criminalsachen nach kanonischen Rechten und Gewohnheiten zu verhandeln und zu entscheiden. Die Regierung, an welche sich die Bittsteller gewandt hatten, ertheilte jedoch den Bescheid, daß sie es bey der vom Herzoge eigenhändig unterzeichneten Verordnung bewenden lassen müsse ꝛc.

Im Sinne seiner propagandistischen Grundsätze befahl der Herzog Ernst den Todestag seines „vielgeliebten Vetters," des Königs Gustav Adolph feyerlich zu begehen. Das Festpatent mit seinem dazu gehörigen Programm erzeugte aber eine allgemeine Entrüstung der katholischen Bevölkerung. — Sogleich nach Empfang der Mandate (11. November früh) versammelte sich der Würzburger Klerus im Predigerkloster und faßte den Beschluß, dem Befehle, als ihrem Gewissen und Glauben entgegen, nicht nachzukommen und reichte Tags darauf einen schriftlichen Protest ein. Drey Tage währten zwischen beyden Parteyen die Debatten. Endlich erklärten die Regierungsräthe: Sie hätten vom Herzoge den gemessensten Befehl, auf Vollzug der fraglichen Festmandate fest zu bestehen. Der Klerus antwortete: Von den Kanzeln der katholischen Kirchen in der Stadt und auf dem Lande würde kurz verkündet werden, daß vermöge herzoglichen Befehls eine Todtenfeyer für weil. den König von Schweden so und so begangen werden sollte, hernach werde ein öffentliches Gebet fürs Wohl der Landesobrigkeit und aller deutschen Fürsten sowie um den öffentlichen Frieden im Reiche verrichtet werden. — Eine polizeiliche Verordnung, die Minderung der Fisch- und Fleischtaxen betreffend (Beylage XIII et XIV p. 201, 202) sollte die Volksstimmung für das große Dank- und Erinnerungsfest und die dabey zu erwartenden Ovationen wegen des neuen Gideon's (unter dem der Herzog Bernhard von Weimar, Herzog von Franken, augurirt ward) heben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Unberechenbar und unschätzbar in der ganzen Weite seines Umfanges und in der Tiefe seines Eingreifens ist allerdings der Einfluß, den die arabische Literatur und Bildung noch vor dem Wiedererwachen des Studiums der altgriechischen Sprache und Literatur auf die wissenschaftliche Neugestaltung des christlichen Europas hatte. Selbst durch sinnige Kunstwerke, welche wissenschaftlichen Zwecken dienten, wenn sie aus dem Morgenland zu den Abendländern kamen, mußten in diesen die schlafenden Kräfte zur Nacheiferung geweckt werden. So durch jene hydraulische Uhr mit Räderwerk, welche nicht sowohl Harun Al Raschid als der Chalif Abdallah aus Persien dem Kaiser Karl dem Großen nach Aachen sendete und deren Construction Leibnitz der Beachtung werth findet, noch mehr aber durch jenes merkwürdige Werk, welches der Sultan von Aegypten im Jahre 1232 dem Kaiser Friedrich II. zum Geschenk machte: ein großes Zelt, in welchem Sonne und Mond, durch künstliche Vorrichtung bewegt, auf- und untergiengen und in richtigen Zwischenräumen die Stunden des Tages und der Nacht zeigten. Aber die christlichen Völker des Westens mochten immerhin einen Theil der wissenschaftlichen Erforschung so wie der technischen Künste und Fertigkeiten der Araber als etwas hoch über den Kreis ihres Könnens und Vermögens Erhabenes betrachten, dennoch trugen sie schon damals, da sie als Schüler zu den Füssen der hochgebildeten Araber saßen, den Keim einer ungleich weiter ragenden, tiefer gründenden Erkenntniß und einer ungleich kräftigeren Entwicklung der selber schaffenden Kunst in sich, als dieß ihre orientalischen Lehrmeister jemals besaßen. Schon der geistige Elementarstoff jenes Keimes: das Christenthum gab ihnen diese unverkennbare Ueberlegenheit.

Es hat sich, namentlich in der Entwicklungsgeschichte der Naturkenntniß, im neueren Europa dieselbe Aufeinanderfolge der Epochen der kindlich sich hingebenden Naturanschauung, dann der Erforschung und endlich die der experimentirenden Ergründung kund gegeben, die wir in der Geschichte des Alterthums hervortreten sahen. Derselbe Quell, aus dem die Begeisterung der hebräischen Dichtung geflossen, wenn sie die sichtbaren Werke ihres Gottes besang, blieb der christlichen Kirche und mit besonderer Liebe hebt der Verfasser des Kosmos Stellen aus den Werken des großen, für die Herrlichkeit der Natur hoch empfänglichen Kirchenvaters Basilius hervor, welche dieses bezeugen. Aber auch den Weg des Forschens betraten die christlichen Völker, namentlich Europas schon sehr frühe, obgleich die ersten Fortschritte auf dieser Bahn nur ein unvollkommenes Vorbild dessen waren, was das Zeitalter des Columbus, des Basco de Gama in vollendeter Weise ausführte. Zu derselben Zeit, als das Chalifat unter den Abassiden in Bagdad blühte und in Persien das der Poesie so günstige Reich der Abassiden, um das Jahr 1000 n. Chr. wurde Amerika bis zum 41° der Breite von dem Sohne Eriks des Rothen aus Norden her entdeckt. Ein Unfall, der einem auf dem

Meere herumschiffenden Abentheurer zustieß, hatte anderthalb Jahrhunderte vorher die erste Anregung zu der Entdeckung gegeben. Denn damals, in der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts ward Naddod auf seiner Fahrt nach den Färöer Inseln durch einen Sturm nach Island verschlagen, auf welcher Insel bald nachher (um 875) Ingolf die erste normännische Ansiedlung begründete. Im Jahre 986 (14 Jahre vor Leif Erikson) hatte Bjarne Herjulfsson auf einer Schiffahrt von Grönland her bereits das Land der Insel Nantucket, einen Grad südlich von Boston, dann von Neu-Schottland und zuletzt das von Neufundland gesehen, ohne dasselbe zu betreten. Aber obgleich diese Küstengegenden und nicht nur sie allein, sondern auch die zwischen Boston und Newyork gelegne, welche den Namen Winland (Weinland) erhielt, später von den Normannen öfter besucht und zu Niederlassungen benutzt wurden, welche nur im beständigen Kampfe mit den damals bis weit nach Süden verbreiteten Erquimaux (Skrälinger) erhalten werden konnten, hatten dennoch diese Entdeckungen auf die Erweiterung der Natur- und Länderkunde nur wenig oder keinen Einfluß; denn die Thier- und Pflanzenwelt der kalten und temperirten Zone der westlichen Halbkugel schien im Ganzen von jener des nördlichen Europas so wenig verschieden, namentlich gehörten die meisten Robben- und Wallfischarten noch so gleichmäßig beyden Meeren an, daß die unvollkommnen Beschreibungen der kriegerischen Seefahrer eben so wenig Reizendes und Neues für die Wißbegierde darboten, als ihre sich immer gleich lautenden Berichte von den blutigen, siegreichen Kämpfen mit den Bewohnern der heimgesuchten Länder. Schon von aufregenderer Art waren jene Elemente der Weltbeschauung, welche im 13. Jahrhundert durch mehrere Reisende, welche tief in das Innere und zum Theil bis in den fernen Osten von Asien eindrangen, nach Europa kamen. Die Heereszüge der Mongolen, die sich mit vernichtender Gewalt in 26 Jahren von Pecking und von der chinesischen Mauer bis nach Krakau und Liegnitz ausbreiteten, hatte unter den christlichen Völkern des Westens solchen Schrecken verbreitet, daß diese als vermittelnde Sendboten des Friedens mehrere Mönche und Diplomaten an die Höfe des großen Chans und seiner mächtigen Statthalter ausschickten. Neben dem Johann de Plano Carpini und Nicolas Ascelin verdient vor allen der Brabanter Mönch Ruisbroek (Rubruquis) Beachtung, dessen Reisenachrichten der berühmte, um die Wissenschaft hochverdiente Roger Bacon aufbehalten hat. Er erkannte an den Hunnen, Baschkiren (Bewohnern von Baschgird oder Paskatir) und den Ungarn die gemeinsame finnische (uralische) Abstammung an; er fand noch gothische Stämme, welche ihre Sprache beybehalten, in den festen Schlössern der Krim; er weiß wie Marco Polo, schon 25 Jahre vor diesem von den silbernen Mauern und goldnen Thürmen von Quinsay: dem heutigen Hangtscheufu, und erzählt freylich neben diesen wahrhafteren Dingen auch von einem glücklichen Lande bey Khatai, in welchem fremde Männer und Frauen, sobald sie dahin einwandern, zu altern aufhören. Mehr als ein poetischer Stoff für die Dichtkunst jener Zeiten, denn als ein solcher, der zur Bereicherung der Wissenschaft dienen konnte, traten selbst noch im vierzehnten Jahrhundert die abentheuerlichen Reisebeschreibungen des englischen Ritters John Mandeville auf.

Mit diesem ersten Auslauf der Naturerkenntniß von der bloßen Beschauung erhob sich im christlichen Mittelalter gleichzeitig ein andrer zur Forschung, ja selbst zur Ergründung der Kräfte der Natur. Im Vergleich mit dem, was wir hierüber bey den Völkern des Morgenlandes bemerkten, ergab sich dabey gleich von vorn herein ein wesentlicher Unterschied. Unter den gelehrten Arabern war das Naturwissen eng an Arzneykunde und Philosophie, im christlichen Mittelalter neben der Philosophie an die theologische Dogmatik geknüpft. Hieraus entspann sich ein Verhältniß, welches in seinen Folgen auf die Freyheit des Forschens scheinbar eben so hemmend, als auf der andern Seite fördernd wirkte.

Unter den gelehrten Abendländern, welche die Bahn des Forschens nach langem Stillstand von neuem betraten und die ersten rüstigen Schritte auf derselben thaten, nennen wir zuerst unsern Albert den Großen, welcher nach vielen Seiten zugleich das Gebiet der Naturkenntniß umfaßte und erweiterte. Bey seinen freylich vergeblichen Versuchen, das eine Metall in ein andres umzuwandeln, vervollkommnete er die praktischen Handgriffe in Behand-

lung der Erze und vermehrte die Einsicht in die allgemeine Wirkungsart der chemischen Naturkräfte. Ueber den organischen Bau und die Physiologie der Pflanzen enthalten seine Werke mehrere scharfsinnige Bemerkungen; er kannte den Schlaf der Pflanzen, das periodische sich Oeffnen und Schließen der Blumen, die Verminderung des Saftes durch Verdunstung aus der Oberhaut der Blätter, den Einfluß der Theilung der Gefäßbündel auf die Ausschnitte des Blattrandes. Er giebt einen Commentar über alle physikalischen Schriften des Aristoteles, dessen Thiergeschichte er übrigens nur aus einer lateinischen Uebertragung der arabischen Uebersetzung nach Michael Scotus kannte. Sein Liber cosmographicus de natura locorum ist eine Art physischer Geographie, darin in einer für jene Zeit auffallenden Weise Betrachtungen vorkommen über die gleichzeitige Abhängigkeit der Klimate von der Breite und der Höhe des Ortes, wie über die Wirkung der verschiedenen Einfallswinkel der Sonnenstrahlen auf die Erwärmung des Bodens. In andrer Weise fördernd, wirkte auf das Naturstudium der Zeitgenosse Alberts des Großen: Roger Bacon. Zum Selbstdenken erweckend rügt dieser streng den Autoritätsglauben der sogenannten aristotelischen Schule, empfiehlt aber zugleich das gründliche Studium der Sprachen des klassischen Alterthumes, die Anwendung der Mathemathik und die Scientia experimentalis. Er wurde unter Papst Clemens IV. geschätzt und begünstigt, von Nicolaus III. und IV. aber der Magie beschuldigt und eingekerkert. Weniger seine Arbeiten über die Perspektive und die Experimente über die Lage des Brennpunktes an den Hohlspiegeln, als seine Versuche mit brennbaren explodirenden Mischungen mögen dergleichen Verdächtigungen erregt haben. Sein Opus majus mit den Vorschlägen und Entwürfen zu möglicher Ausführung optischer Erfindungen und vielen andern Andeutungen, ist wahrhaft gedankenvoll zu nennen, obgleich dasselbe nicht von einer Tiefe des mathematischen Wissens, sondern mehr nur von einer lebenskräftigen, der Erfahrung in ahnender Weise voraneilenden Phantasie ein Zeugniß giebt.

Encyklopädische Werke, das kostspielige Anlegen einer Sammlung der handschriftlichen Bücher erspa-

rend, erhielten in dieser Zeit eine große Geltung. Unter ihnen namentlich die 20 Bücher de rerum natura von Thomas Cantipratensis (Professor in Löwen um 1230), das Speculum naturae des Vincenz von Beauvais (Bellovacensis) um 1250; das Buch der Natur von Conrad von Meygenberg, Priesters zu Regensburg (1349), und das Imago mundi des Cardinals Petrus de Alliaco, Bischofs zu Cambray um 1410. Das zuletzt genannte Werk hat auf die Entdeckung von Amerika einen ganz besondern Einfluß ausgeübt. Columbus scheint es, wie dieß der Verfasser des Kosmos wahrscheinlich macht, auf seiner Entdeckungsreise bey sich geführt zu haben, denn in einem Briefe an die spanischen Monarchen, den er im Monat October 1498 von Hayti aus schrieb, übersetzt er wörtlich eine Stelle aus des Alliacus (Pierre d'Ailly) Abhandlung de quantitate terrae habitabilis, deren Inhalt übrigens wie jener mancher andrer Arbeiten des berühmten Cardinals auch ihrerseits wörtlich aus dem Opus majus des Roger Bacon ausgeschrieben war. Auf die eben genannten encyklopädischen Werke folgte im Jahre 1486 die Margarita philosophica des Pater Reisch; ein Buch, das ein halbes Jahrhundert lang seinen ungemeinen Einfluß auf die gelehrte Bildung der Zeitgenossen sich erhielt.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Dies Novemberfest war blos die Einleitung zur allgemeinen Einführung und Organisation des protestantischen Kirchen- und Schulwesens im Fürstenthume Würzburg, welche der fanatische Katholikenhaß der beyden Herzoge Bernhard und Ernst bezweckte. Die amtlichen Berichte, die man von den Vorstehern der Landeshauptmannschaften über protestantische und katholische Pfarrer und Schulmeister, über Pfarreinkünfte, Patronatrechte ꝛc. gefordert, ergaben, daß seit der schwedischen Besitznahme bis zum Herbst 1633 in katholischen Städten und Ortschaften 26 protestantische Pfarrer nebst einigen protestantischen Schulmeistern angestellt worden waren (Beylage XV, p. 204). Und selbst diese Zahl war nicht voll-

ständig, weil von Ebern, Gerolzhofen und Ochsenfurt noch keine Berichte eingelaufen waren. Schwedischer Seits war man bey Anstellung lutherischer Prediger in katholischen Ortschaften nach bloser Willkühr verfahren. Mit fieberhafter Eile suchte man das protestantisch-kirchliche Leben über das alte katholische zu erheben. — Auf verläumderische Beschuldigungen von irgend einer Seite her angebracht: daß der oder jener katholische Pfarrer seine Gemeinde zum Haß gegen die Obrigkeit aufreitze, gegen die Ketzer predige, wurde dieser sofort seiner Stelle entsetzt und sie Einem der vielen sogenannten Exulanten nach gethaner Probepredigt verliehen. Bey einer erledigten katholischen Pfarrstelle suchte man häufig die Gemeinde dahin zu bewegen, daß sie einen protestantischen Prediger von der Regierung begehrten und, war nur von einigen wenigen Gemeindegliedern ein solches Verlangen geäußert worden, so wurde sogleich gewillfahrt. Nach dem Vorbilde der schwedischen Regierung, welche, wie Hr. Sch. früher gezeigt, neben dem katholischen Seelsorger auch einen protestantischen ohne Noth und Recht einzuschieben bemüht war, z. B. im Juliusspital, zu Seßlach, welche Bemühungen Oxenstierna kräftig unterstützte, richtete sich auch die sächsische; bis endlich Herzog Ernst im Namen seines Bruders ein festeres und vermeintlich rechtlicheres System zur Ausbreitung des protestantischen Glaubens einzuführen anfing. Schon vor seiner Reise nach Thüringen (um in dieser Sache die dortigen Theologen zu befragen) kam den Magistraten der Städte Ochsenfurt und Röttingen der Befehl zu, neben dem Katholischen auch noch einen der unveränderten augsburgischen Confession zugethanen Pfarrer aufzunehmen, und für dessen und des Schulmeisters Wohnungen und Besoldungen zu sorgen; und zwar auf den Grund hin, damit auch des Herzogs evangelische Glaubensgenossen sich ihres Religions-Exercitiums neben den Katholischen bedienen könnten. Doch verzog sich die Sache. — Nach seiner am 23. November erfolgten Rückkunft befahl der Herzog allen Civilhauptleuten des Fürstenthums, daß sie sämmtliche katholische Pfarrer ihrer Districte persönlich vernehmen sollten, wie lange sie im Predigtamte, ob sie immer bey ihrer Pfarrey geblieben oder wo sie sich sonst aufgehalten. Die Hauptleute hätten sich genau nach dem Wandel der Pfarrer zu erkundigen und diese zur Abschaffung von Concubinen ernstlich zu ermahnen; was sie eidlich zu versprechen hätten. Und nur auf solche Bedingungen hin könnten sie ferner in ihren Aemtern belassen werden. Offenbar bezweckte der herzogliche Befehl, etwa solche schuldige Pfarrer zu erforschen, um sie wegen ihres mehr oder minder tadelhaften Verhaltens von ihren Stellen zu entfernen, welche dann von protestantischen Predigern besetzt worden wären, deren eine Menge aus Sachsen schon darauf harrten.

5) Ausrüstung der Propaganda. Hierauf bezügliche

Vorschläge der theologischen Facultät zu Jena und andrer sächsischen Theologen. Herzog Ernst und die Kapuziner. Contributionsminderung. Aufgebot zur bessern Befestigung Marienbergs. Belehnung der Vasallen. Anstellung von Rechtsanwälten. Geschäftsruhe der Katholischen an den Feyertagen der Evangelischen.

Während seines Aufenthalts zu Weimar hatte sich Herzog Ernst im Punkte der Verbreitung des protestantischen Glaubens und der damit im Einklange stehenden Reformation des Kirchen- und Schulwesens an die dortigen Theologen um Rath gewandt und viele Gutachten hierüber erhalten, unter denen sich Jenes der theologischen Facultät zu Jena vom 16. November und das Bedenken des Dr. Georgius Calixtus von der Helmstädter Hochschule als die umfassendsten und gründlichsten auszeichneten. Auf die vom Herzog Ernst zur Beantwortung vorgelegten sechs Fragepunkte legte die Jenaer Facultät, den ersten Punkt anlangend, eine stattliche Liste von Männern vor, welche zu den höheren und niederen Kirchendiensten qualificirt wären; 13 sächsische Schulmeister, die sich im Predigen geübt und die nöthigen Eigenschaften zu Dorfpfarrern in Franken hätten, befanden sich nebst 15 gleichfalls im Predigen geübten Jenaer Studenten auch mit auf obiger Liste. Den dritten Punkt anlangend, erachtete die Facultät für recht, daß ungeachtet der versprochenen Freyheit der katholischen Religion die fürstlich-evangelische Obrigkeit nicht nur befugt, sondern auch Gewissenshalber schuldig sey, evangelische Prediger anzustellen. Wenn irgend einer katholischen Gemeinde, worin dem Herzoge das Patronatrecht zustehe, ein evangelischer Prediger präsentirt werde, so sey diese schuldig, dessen Probepredigt anzuhören; weigere sie sich dessen, so könne sie von Obrigkeitswegen dazu angehalten werden. Hat aber die Gemeinde die Probepredigt angehört; dann soll sie der Districts-Superintendent vernehmen, ob sie mit der Lehre und der Person des ihr vorgestellten Predigers zufrieden und bereit sey, selben als ihren ordentlichen Prediger anzunehmen. Giebt entweder die ganze Gemeinde oder doch der größte Theil derselben dem Superintendenten das Jawort; dann ist der Vorgestellte zu dem fraglichen Kirchendienst nach Vorschrift der Kirchenordnung zu berufen und zu investiren. Will jedoch die Gemeinde mit Berufung auf die Religionsfreyheit durchaus einen katholischen Pfarrer; so sey sie zu belehren, daß der Patronats-Herr das Recht habe, ihr eine Person von seiner Religion, die er für die allein seligmachende halte, zu präsentiren u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 6. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

In all den bisher erwähnten Richtungen des Forschens und wissenschaftlichen Erkennens des christlichen Europas zeigt sich vorwaltend der Einfluß eines geistigen Verkehres mit den Arabern und mit ihrer Literatur. Auf diesem Umwege war bey den Abendländern allerdings auch eine Bekanntschaft mit den Arbeiten der Griechen möglich geworden, zu denen ihnen der unmittelbare Zutritt durch den Mangel der Sprachkenntniß noch verschlossen blieb. Aber jene Bekanntschaft war nur eine höchst einseitige. Eben so wie in der äußeren Natur das Propfreis irgend eines edlen Baumes nur auf Stämme von einer gewissen Naturbeschaffenheit aufgesetzt werden und nur in diesen gedeihen kann, so sind auch gewisse Volksstämme der Weiterentwicklung einiger geistiger Saamenkörner, die ihnen von außen kommen, günstig, andere aber nicht. Die Araber hatten bey ihrer entschiedenen Vorliebe für das Naturstudium aus den Werken der Griechen nur solche in den Kreis ihrer Literatur aufgenommen, welche jener Vorliebe entsprachen, für den eigentlichen Geist des klassischen Griechenlandes fehlte ihnen der aufnehmende Sinn; das Gebiet seiner dichterischen Schöpfungen, seine Werke der Redekunst und der Geschichte waren ihnen fremd geblieben. Ganz anders verhielt es sich bey den abendländischen Völkern, deren Stammverwandtschaft mit den Völkern des klassischen Alterthums, deren wenigstens theilweise Bekanntschaft mit der römischen Litteratur jene Empfänglichkeit begründete, welche der Entwicklung des Propfreises des hellenischen Genius in so hohem Grade günstig war. Zwey Dichter, Petrarca und Bocaccio waren es, welche das neue Element einer klassischen Bildung zuerst in sich aufnahmen und so lebenskräftig entwickelten, daß aus dem Funken bald jene Flamme wurde, deren Licht im Verlauf weniger Jahrhunderte das ganze christliche Europa durchdrang. Ihr gemeinschaftlicher Lehrer, der Mönch Barlaam aus Calabrien, welcher längere Zeit in Griechenland in der Gunst des Kaisers Andronikus gewesen, leitete beyde zum Studium der altgriechischen Sprache und klassischen Litteratur an. Die Namen des Emanuel Chrysoloros, des Cardinal Bessarion, des Gemistus Pletho und des Demetrius Chalkondylas, dem man die erste gedruckte Ausgabe des Homer (1483) verdankt, braucht man nur zu nennen, um an ihre wesentlichen Verdienste um die Wiedererweckung der klassischen Studien erinnert zu werden. Erst jetzt konnte denn auch das naturwissenschaftliche Forschen jene höhere Weihe empfangen, in welcher es bald nicht nur zur Ebenbürtigkeit mit der ihm gleichen Richtung in den Zeiten des klassischen Alterthumes gelangte, sondern an weitem Umfang wie an Klarheit der Erkenntniß über alle früher erreichte Stufen sich erhob.

Nach zwey Richtungen hin nahmen die Völker des christlichen Europas den abgerissenen Faden des selbstthätigen Forschens und des Fortschreitens von dem schon empfangenen und vorhandenen Alten zur Entdeckung des Neuen auf: nach den beyden verwandten Gebieten der Astronomie und der Länder-

kunde. Fast gleichzeitig lebten und wirkten in Deutschland und Italien die Begründer einer neuen Epoche, der selbstthätig beobachtenden und forschenden Sternkunde, und auf der pyrenäischen Halbinsel die Urheber so wie Unternehmer der Reisen zur Entdeckung neuer Erdtheile und der Wege des Verkehres der Völker. Johann Bianchini in Florenz, der Berichtiger der Alphonsinischen Himmelstafeln, Peurbach und Regiomontan in Deutschland waren Zeitgenossen Heinrichs des Seefahrers in Portugal, der durch seinen anregenden Einfluß und durch seine Unterstützungen für die Erweiterung der Erdkunde dasselbe leistete, was jener für die Sternkunde gethan. So ward das 15. Jahrhundert ein Jahrhundert der Vorbereitung und Begründung des großen Aufbaues der Weltanschauung und Naturkenntniß, welcher ein wesentlicher Bestandtheil der geistigen Bildung der neueren Zeit geworden ist. Namentlich zeigte sich in der Aufeinanderfolge der Entdeckungen des westlichen Continentes, an welchen bald die verschiedensten Nationen Theil nahmen, mitten in dem, was eine consequente Folge der vorsätzlichen Bemühungen war, das Eingreifen eines „Zufalles," dessen Folgen für die neuere Geschichte der Völker und Staaten von höchster Wichtigkeit erscheinen. Hätte Columbus dem Rathe des Martin Alonzo Pinzon widerstanden und wäre in der von ihm schon eingeschlagenen Richtung weiter nach Westen gesegelt, dann würde er bald in den warmen Golfstrom gerathen und nach Florida, ja nach Virginien geführt worden seyn; ein Umstand, welcher den jetzigen vereinigten Staaten statt einer später angelangten germanischen (englischen) Bevölkerung eine romanische (spanische) würde gegebn haben. Eben so wurde, ganz gegen seinen Vorsatz und Willen, Pedro Alvarez Cabral auf seiner Fahrt nach Ostindien durch Stürme (am 22. April 1500) an die Küste von Brasilien verschlagen und dieser Zufall gewährte den Zeitgenossen die Bekanntschaft mit dem südlichen Theil des westlichen Continents und der portugiesischen Krone den Besitz eines unermeßlich reichen Landes.

Wie Cabral und vor ihm manche andre Seefahrer durch Stürme zu neuen Entdeckungen hingerissen wurden, so sah sich die damalige Erdkunde durch eben dergleichen neue Entdeckungen gegen ihr Erwarten über die Gränzen hinaus verschlagen, welche sie sich selber gesteckt hatte. Ptolemäus in seinem Almagest hatte die Erstreckung des gesammten östlichen Continents von der westlichen Küste der iberischen Halbinsel bis zu den östlichsten Gränzen des Reiches der Sinen zu 180 Aequatorialgraden angegeben. Columbus, durch falsche Schlüsse verleitet, erweiterte diesen Raum auf 240°; die erwünschte asiatische Ostküste schien ihm bis in den Meridian von San Diego in Neu-Californien vorzutreten. Dahin versetzte er auch nach seiner Annahme die reiche chinesische Handelsstadt Quinsay, bis zu welcher er dann nur 120 Meridiangrade (statt der wirklichen 231) würde zu durchschiffen gehabt haben. Aber um noch mehr hatte Toscanelli, der Arzt und Astronom, dessen Correspondenz auf des Columbus Unternehmen von großem Einfluß war, in seiner Berechnung die Ausdehnung des Meeres zwischen Portugal und China vermindert, nämlich bis auf nur 52° Meridian-Unterschied. Wie sehr weit wurden diese selbst gemachten Schranken der menschlichen Vermuthungen durchbrochen, als endlich von 1520 bis 1522 durch Magellan und nach seiner Ermordung durch Sebastian de Elcano das stille Meer bis nach Asien wirklich durchmessen und von dort an der ganze Umfang der Erde umschifft war.

Es war dieß eine Zeit, welche durch ihre geistige Empfänglichkeit solcher Gaben der neuen Erkenntnisse, solcher großer Entdeckungen werth war. Jener geistreiche Staatsmann und Geschichtsschreiber Peter Martyr von Anghiera, der einen großen Theil der langen Laufbahn seines Lebens am spanischen Hofe zugebracht und die persönliche Freundschaft von Columbus, Amerigo Vespucci, Sebastian Cabot und Cortes sich erworben hatte, wollte Spanien nicht wieder verlassen, weil er hier an der Quelle der Nachrichten über die neuen Entdeckungen der Erdkunde sich befand, welche ihm selber das höchste Interesse seines Lebens und den wichtigsten Stoff für seine schriftstellerischen Arbeiten gewährten, deren eine, die Oceanica genannt, solch allgemeine Theilnahme bey den Zeitgenossen fand, daß Papst Leo X. daraus seiner Schwester und den Cardinälen bis in die tiefe Nacht vorlas. Es gab schwerlich ein Land im christlichen Europa, da man nicht mit gespann-

tester Erwartung jeder neuen Nachricht von dem Fortgang der Entdeckungen der damaligen großen Seefahrer entgegen gesehen und nachgeschaut hätte.

Bald nachher wendete sich der erweiterte Blick des Forschers von der Erde so wie ihren Meeren und Ländern wieder auf den Himmel. Fast um dieselbe Zeit, in welcher man über die wahre Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche zur richtigen Ansicht gelangt war, fand der große Kopernikus den Schlüssel zur wahren, rechten Erkenntniß der Gestalt des Himmels, und der Bewegung seiner Welten. Mit einem eben so lebendigen Interesse als das vorhergehende Jahrhundert, vernahm das angehende siebzehnte die großen Entdeckungen, welche seit Erfindung des Fernrohres am Himmel gemacht wurden. Durch jene herrliche Erfindung, wie durch die Entdeckung des einen Gesetzes alles leiblichen Seyns und Bestehens durch Keppler, Galilei und Newton hat sich die Sternkunde zu einer Stufe erhoben, welche über ihrer früheren eben so weit erhaben dasteht, als der Zustand des geflügelten Insektes über den seiner am Boden kriechenden Larve.

Ungleich mehr noch als die Ansicht von dem Umfang der Erde und der Ausdehnung ihrer Meere, von Columbus bis auf Magellan, erlitt die Ansicht der früheren Sternkunde über die Entfernungen der Weltkörper, über die Größe und räumliche Ausdehnung des Sternenhimmels eine Erweiterung, seitdem man durch das Fernrohr in das stille Meer, in den großen Ocean jener Welträume einzudringen vermochte, welche jenseits der Gränzen unsrer natürlichen Sehekraft liegen. Die alexandrinischen Astronomen hatten den Abstand der Sonne von der Erde, freylich nur vermuthungsweise, 20mal größer geschätzt als den des Mondes. Keppler, die Unzulänglichkeit dieser Annahme erkennend, nahm den Zwischenraum, der uns von der Sonne trennt, 60mal so groß an als den Abstand des Mondes; als aber in den Jahren 1761 und 1769 der Vorübergang der Venus vor der Sonnenscheibe durch Fernröhre an verschiedenen, weit von einander abgelegenen Punkten der Erde beobachtet werden konnte, da ergab die Berechnung, daß die Entfernung der Sonne wirklich 400mal größer sey als die des Mondes, und diese Entfernung wurde jetzt die Einheit für die Abmessungen der andren Weltenbahnen unsers Planetensystemes. Ein noch riesenhafterer Maßstab für den Weltenraum ward der Sternkunde in ihre Hände gegeben durch ihre mühselige Erforschung der Parallare der Fixsterne, aus welcher sich ergab, daß der Abstand der nächsten Fixsterne von uns im Mittel 800,000 mal größer sey als der der Sonne; die Ausdehnung der Milchstraßen-Ebene 1500 solche Sternenweiten betrage. Der Lichtstrahl, der in der Zeit von wenig Pulsschlägen den Raum zwischen Mond und Erde durchmisset, würde erst in Hunderten von Jahrtausenden die Gränzen des Gesichtsfeldes unsrer Fernröhre erreichen.

Der Kreis der Natur-Erkenntniß hat sich aber gleichzeitig mit den Forschungen der Sternkunde in den oberen Räumen, auch nach unten, nach der Tiefe hin erweitert. Die Welt des Kleinen, welche das Mikroskop sichtbar macht, erscheint eben so unermeßbar an Zahl und Verbreitung als die der Sterne des Himmels; die Zeiträume der Bildungsperioden der Erdveste haben sich in unerwarteter Weise erweitert. Zwar hatte schon der zu seiner Zeit berühmte Anatom, Felix Plater, die Unähnlichkeit der fossilen Elephantenreste mit dem Bau der jetzt in unsern Klimaten lebenden Thierwelt so auffallend gefunden, daß er sie für Knochen der gefallenen Engel hielt; wer aber würde noch vor wenig Jahrzehnten das Vorhandenseyn jener ganzen, großen untergegangenen Thier- und Pflanzenwelt einer unbekannten Vorzeit geahnet haben, welche uns die neuere Petrefaktenkunde aufgeschlossen hat? Das aber, wodurch die Naturkenntniß unserer Tage am meisten über die früheren Zeiten sich erhebt, ist die Ergründung der Naturkräfte; die experimentirende Bewältigung und Anwendung dieser Naturkräfte zum Nutz und Dienste unsres Geschlechtes. Wenn man in dieser letzteren Beziehung nur die Erfindungen weniger eben vergangener Jahrzehnte betrachtet, dann fühlt man sich geneigt jener Hoffnung beyzustimmen, mit deren Aeußerung der Verfasser des Kosmos sein Werk schließt: daß „Kräfte, deren stilles Treiben in der elementarischen Natur, wie in den zarten Zellen organischer Gewebe, jetzt

noch unsern Sinnen entgeht, einst noch erkannt, benutzt und zu höherer Thätigkeit erweckt in die unabsehbare Reihe der Mittel treten werden, welche der Beherrschung einzelner Naturgebiete und der lebendigeren Erkenntniß des Weltganzen näher führen."

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

In einem andern theologischen Gutachten über die Frage von Abstellung der päpstlichen Religion in Franken und allgemeiner Einführung der Religion der augsburger Confession überwogen die Gründe, welche für die Vornahme der Reformation waren, diejenigen, welche eine solche widerriethen, um Vieles.

Sofort wurde das Consistorium organisirt. (S. 92) Diese Centralstelle hatte die obere allgemeine Aufsicht über das protestantische Kirchen- und Schulwesen im ganzen Herzogthum. Den Superintendenten, Pastoren und Beamten stand die Annahme der Schulmeister zu. In Bezug auf die ihnen obliegende Verbreitung der protestantischen Lehre galt als Vorschrift, daß in Städten, Flecken und größeren Ortschaften jedesmal die Hauptkirche den Evangelischen eingeräumt und soviel wie möglich der Gottesdienst beyder Confessionen in einer und derselben Kirche nicht zugestanden werden, übrigens an die Katholischen die öftere Ermahnung geschehen solle, den evangelischen Predigten und Betstunden beyzuwohnen. Durch diese Erhebung des protestantischen Kirchen- und Schulwesens über das katholische durch Bedachtnahme auf Vermehrung der evangelischen und möglichste Minderung der katholischen Pfarrer hoffte der eifrige Herzog Ernst die ihm von so vielen Seiten ans Herz gelegte Pflicht, die katholische „abergläubische" Religion aus seines Bruders Land in wenigen Jahren gänzlich zu verdrängen. Die Lösung dieser vermeintlichen Aufgabe der Nothwendigkeit und Regentenpflicht nahm seine ganze Aufmerksamkeit dergestalt in Anspruch, daß selbst die kleinsten Umstände, die hierin als Hindernisse erscheinen konnten, ängstlich beachtet wurden (S. 95). Auch eine Minderung der Contribution ward in Aussicht gestellt und vom Herzoge versprochen, die Entschädigungsforderung der Stadt an die schwedische Armee bey dem Reichskanzler dringend zu sollicitiren.

Aber besser wurde es in der Stadt und auf dem Lande schon darum nicht, weil Herzog Ernst die stärkere Befestigung des Marienberges angeordnet und deßhalb das ganze Land zur Leistung von Fuhr- und Handfrohnen aufgeboten hatte S. 98. Der Mangel an Menschen, Vieh, Geräthschaften und Lebensmitteln ließ das Werk bald in Stocken gerathen S. 99.

6) Religions- und Schulwesen. Soldatenunfug. Fränkischer Kreistag in Würzburg. Bischof Albert von Regensburg in Gefangenschaft zu Würzburg. Fortsetzung der Befestigungsarbeiten auf Marienberg. Statthalter von Ponnica. Allgemeiner Nothstand.

Zu Anfang des Jahres 1634 genehmigte Herzog Ernst die liturgischen Vorschläge seines Consistoriums bezüglich der gottesdienstlichen Ordnung im Dome zu Würzburg. S. 106. Mehrere Prediger und Schulmeister kamen aus Thüringen auf gut Glück in Würzburg an; allein bey der Unmöglichkeit, sie sogleich anzustellen, geriethen Manche in große Verlegenheit. Der Zustand der evangelischen Schulen zu Würzburg war nichts weniger als erfreulich. Kurz vor dem Wechsel der schwedischen Regierung fand man bey der Hauptschule im Jesuiten-Colleg allerley auffallende Unordnungen in Bezug auf den Unterhalt der dort befindlichen Alumnen und Musikanten. Stolz auf den Vorrang, den die Protestanten bey der Regierung genossen, machte sich dieser Uebermuth auch an der protestantischen Schuljugend bemerklich. Die Garnison betrug sich ebenmäßig gewaltthätig. (Beylage XVI, p. 209.) Um nichts besser ging es auf dem Lande her. Herzog Ernst begab sich nach dem am 4/14. Nov. 1633 von seinem Bruder Bernhard eingenommenen Regensburg am 29. Januar und besprach daselbst mit diesem jene Propositionen, welche auf dem fränkischen Kreistag zu Würzburg am 10/20. Februar verhandelt werden sollten. Am 22. Februar wurde der Kreistag eröffnet. — Tobias von Ponnica traf von Regensburg als des Herzogs Bernhard Statthalter ein, ging aber gleich des andern Tages mit Herzog Ernst, wie man glaubte, nach Schweinfurt und Königshofen. Der bayerische Regierungspräsident von Spiring und der P. Rector des Neuburger Jesuitencollegiums, — die seit 1632 von den Schweden gefangen gehalten worden waren, wurden auf freyen Fuß gesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839—43 by Joseph Dalton Hooker M. D. rel. 25tes Heft. S. 429—574. Tab. 190—198.

Wir beeilen uns, den Schluß dieses wichtigen Werkes ebenso zur Anzeige zu bringen, wie solches in Bd. 25. No. 232 u. ff. dieser Blätter bereits mit den vorhergehenden Heften geschehen ist. Das 25. und letzte Heft enthält die noch fehlenden Kryptogamen-Familien des antarktischen Amerika's, einige Nachträge und Berichtigungen und den General-Index über die beyden Bände. Die Familien sind:

65. Hepaticae 94. Jungermannia 92; darunter sehr wenige europäische Arten. Marchantia 1. Anthoceros 1. — 66. Fungi 25. Agaricus 5. Coprinus 1. Polyporus 1. Corticium 1. Tremella 1. Exilia 1. Crucibulum 1. Lycoperdon 1. Leptothyrium 1. Sphaeronema 1. Sporidesmium 1. Aecidium 1. Uredo 1. Morchella 1. Peziza 1. Bulgaria 1. Cyttaria 1. Letztere Gattung ist der südlichen Hemisphäre eigen und alle bekannten Arten wachsen auf den lebenden Stämmen der antarktischen Buchen. Asterina 3. Eurotium 1 (herbariorum auf dem Schiffszwieback an Bord). — 67. Algae 140. D'Urvillaea 2. D'Urv. utilis Bory ist an Masse eines der mächtigsten Seegewächse und in dieser Hinsicht nur auf den Lessonien und mit Ecklonia buccinalis vom Kap zu vergleichen. Die oft bis 10 Fuß langen Blätter sind so schwer, daß ein Mann sie kaum heben kann. An der Westküste von Südamerika, besonders in Chili, dienen sie den armen Leuten zur Speise und sollen in Suppen süß, schleimig und nicht unangenehm zu genieſſen seyn. Das Zellgewebe der frischen Pflanze ist von bewundernswerther Regelmäßigkeit und Größe, indem es ganz zwey über einander gelegten Schichten von Bienenzellen gleicht. Die Heimath der Pflanze erstreckt sich in der antarktischen See über die Küsten von Terra del Fuego, die Falklands und Kerguelensland. Im offnen Ocean treibend wurde sie zwischen 45 und 55° s. Br., im Meridian von Neu-Seeland sogar einmal unter 65° gefunden, was wohl ihre südlichste Breite seyn mag, die sich wie bey Macrocystis nach der Ausdehnung des Polareises zu richten scheint. Nördlich geht sie an der Westküste von Amerika wohl nicht über die Breite von Valparaiso (33°), an der Ostküste nicht über den 50°. An der Küste von Neu-Seeland erreicht sie die 40. Parallele. In den Ocean südlich vom Kap wird sie zwar von Strömungen geführt (Hooker fand sie unter 51°), wächst sich aber nicht an der afrikanischen Küste. Endlich im indischen Ocean geht sie wohl nicht nördlicher als Prinz Edwards-Insel, die Crozets und Kerguelens-Land. Ueberall wird sie von Macrocystis begleitet. — Scytothalia 1. Sc. Jacquinotii Mont., zuerst von Webster entdeckt und im Anhang zu Kapt. Fosters Reise beschrieben. Ihre bisher bekannten Standorte sind die eisigen Küsten südlich von Kap Horn, schwimmend im Ocean bey Grahams-Land unter 63° (Lyall), und bey Deception Island (Neu-Süd-Shetlands, Webster). Bemerkt wird, daß diese Art so wie die massenhafteste und schönste aus der ganzen Gruppe der Cystoseiren, so auch die einzige sey, welche so weit süd-

wärts in kalten Breiten reiche. Dann wird die Verbreitung der Fucoideen und Cystoseireen, welche beyde Gruppen man hauptsächlich mit dem Namen Tange bezeichnet, in beyden Hemisphären verglichen. In den kälteren Gegenden des Nordens entsprechen unter den Fucoideen die Gattungen Fucus und Himanthalia den in ähnlichen südlichen Breiten vorkommenden D'Urvillea- und Sarcophycus-Arten; unter den Cystoseireen stellen sich ebenso Cystoseira und Halidrys im Norden gegen Blossevillea und Seytothalia im Süden. Nirgends nähern sich aber die Fucoideen dem Aequator. So zahlreich und massenhaft gegen die Pole hin vermindern sie sich sehr schnell gegen die Linie und hören einige Grade zuvor völlig auf, während die mächtige Gattung Sargassum gerade in diesen heißen Gegenden ihr Maximum erreicht. — Lessonia 3. Zu den merkwürdigsten See-Algen gehören L. fuscescens und nigrescens, welche an den Küsten der Eremiten-Insel, des Kap Horn, der Falklands, an Kerguelens-Land u. s. vorkommen. Sie finden sich gewöhnlich um versunkene Felsen her im seichteren Wasser, so daß zur Ebbezeit die oberen Zweige auf dem Seespiegel schwimmen. Die Stämme sind 5 — 10 Fuß hoch, von der Stärke eines Mannsschenkels, an beyden Enden etwas verdünnt und oben in eine vielgabliche Krone verzweigt, deren hängende Aeste sich abermals in Zweige theilen, von welchen linealische 1 — 3 Fuß lange Blätter herabhängen. So haben sie ganz das Ansehen submariner Bäume, sind gruppenweise oder einzeln auf Felsstücken befestigt, wachsen aber gleichsam wie Föhren oder Eichen, immer gesellig und über bedeutende Strecken ausgebreitet. Dem Naturforscher gewährt es einen wundervollen Anblick, bey Windstille im Boot über diese Lusthaine hinzugleiten, welche in der antarktischen Zone eine ebenso lebensvolle Scene darbieten, als die Korallenriffe der Tropen. Die Blätter der Lessonien sind nämlich mit Sertularien und Molusken dicht bedeckt oder mit Flustren incrustirt, an den Stämmen wimmeln parasitische Algen, Chitons, Patellen und andre Schalthiere, um die verflochtenen Wurzeln schwärmen unzählige Crustaceen und Radiaten, während mannigfache Fische pfeilschnell zwischen Blättern und Zweigen hinschiessen.

Aber diese Haine sind beständiger Zerstörung unterworfen. Tausende von den Stämmen werden durch Wellenschlag an die Gestade geschleudert und bilden längs derselben mit gleicherweise gescheiterten Macrocysten und D'Urvilleen oft meilengroße Bänke von mehreren Ellen Breite und 2 — 3 Fuß Höhe. Bei mildem Wetter verbreiten diese gährenden vegetabilischen Massen einen unerträglichen Gestank nach faulem Kohl. Die allmälig eintrocknenden Stämme der Lessonien werden von unwissenden Seeleuten nicht selten für Treibholz angesehen und der Kapitän einer Brigg plagte seine Mannschaft zwey bitterkalte Tage hindurch damit, diese zum Brennen ganz untauglichen Ueberreste als Feurungsmaterial an Bord zu bringen. Frisch sind die Stämme vollkommen glatt und knorpelig, beym Trocknen schrumpfen sie auf $\frac{1}{4}$ ihrer Dicke zusammen und bekommen tiefe Furchen. Die Gauchos (Bewohner der amerikanischen Ostküste) benutzen sie zu Messergriffen, indem sie nur das Heft der Klinge in ein roh bearbeitetes Stück von dem Stamme einlassen, welches dann zu einer Masse härter als Horn eintrocknet. Die gablige Verzweigung der Krone bildet sich nicht durch Zuwachs neuer Aeste, sondern durch Theilung. Die junge Pflanze hat nur wenige Wurzelfasern und der ganz einfache Stengel verlauft in eine eben so einfache Blattfläche. Mit zunehmendem Wachsthum spaltet sich letztere zuerst am Grunde, dann immer weiter bis sie endlich gablig geworden, zwey ganz getrennte Blätter darstellt, die sich in gleicher Weise immer wieder fort zertheilen. Daher erklärt sich der rasche Wachsthum dieser Pflanzen, von welchen Hooker vermuthet, daß wenige Monate genügen, um sie zu ihrer vollen Größe zu bringen; eine Ansicht, welche auch durch die Schnelligkeit bestätiget wird, mit welcher die täglich an die Küsten geschleuderten Massen auf dem Seegrunde ersetzt werden müssen. Im Innern der Stämme bemerkt man auf dem Querschnitte elliptisch-concentrische Ringe, welche zwar nicht mit den Jahrringen der Exogenen näher verglichen werden können, aber doch in ähnlicher Weise von der Theilung der Blätter (soweit bey Algen von solchen gesprochen werden kann) abhängig erscheinen, wie die Jahrringe von der Blattbildung. Sie bestehen lediglich aus Zellenschichten, welche von einer klein- und dichtzelligen Rinde umgeben, eine Art Markröhre einschliessen. Less. nigrescens beschlägt ge-

trocknet mit einer weißen Efflorescenz, welche sehr reinen Mannazucker enthält. Auch der Gehalt an Jodin ist bey allen großen antarktischen Algen sehr beträchtlich. — Macrocystis 1. Der Verfasser ist der Meynung daß alle die von verschiedene Schriftstellern unterschiedenen Arten der Gattung sich auf eine Species zurückführen lassen, und daß demnach M. communis Bory, planicaulis Ag., integrifrons Bory, angustifrons Bory, zosteraefolia Bory, Humboldtii auct., pomifera Bory, Orbignyana Mont., tenuifolia Post. et Ruppr. sämmtlich als Varietäten mit M. pyrifera vereiniget werden müssen. Er meint, daß bey einer Pflanze von so ausgedehnter Verbreitung, welche sich an der amerikanischen Westküste über 120 Breitengrade von einem Polarkreise zum andern ausdehnt, erhebliche Formenverschiedenheiten nicht ausbleiben können, zumal wenn man dabey die Mannigfaltigkeit der Standorte und die Unvollständigkeit der in den europäischen Museen befindlichen Exemplare in Rechnung zieht. Rücksichtlich der Standorte bemerkt er, daß Macrocystis auf dem Grunde befestiget oder frey im Ocean schwimmend, in geschützten Buchten und Hafen wie ferne vom Lande in offner See, an den ruhigsten und stürmischsten Stellen, in stehendem Wasser oder heftigen Strömungen, bey wechselnder oder constanter Tiefe fast gleich gut gedeihe und daß die Verschiedenheiten in Größe, Form und Umriß der Blätter und Blasen, wie sie sich oft längs eines und desselben weit über 300 Fuß langen Stammes zeigen, nur an Ort und Stelle gewürdiget werden können.

Ohne unmittelbar zu den Nutzgewächsen zu gehören, hat dieser Tang schon seit seiner Entdeckung die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Zunächst mag dieses durch seine riesenhaften Dimensionen, dann aber auch wegen einer Eigenschaft geschehen seyn, welche ihn mittelbar dem Seefahrer wichtig macht und von welcher weiter unten die Rede seyn wird. Die Dicke des Stammes ist zwar sehr unbedeutend; sie beträgt selbst nahe an der Wurzel nicht viel über die Stärke eines Mannsfingers und die Aeste sind kaum so stark als gewöhnlicher Bindfaden. Dafür ist aber die Länge der ganzen Pflanze und die Masse des Oberwuchses um so beträchtlicher und erstere läßt sich unter den Landpflanzen nur mit einigen Calamus-Arten und Lianen in Parallele ziehen. Die Wurzel besteht aus groben an der Spitze etwas verdickten und unter sich verflochtenen Fasern, welche sich fest an Steintrümmer und Felsstücke anklammern. Der Stengel, auf dem Querschnitte rund oder elliptisch, verzweigt sich nur am untern Theile, nach oben ist er durchaus einfach, trägt aber bis zur Spitze oft bis 1000 ein- oder zweyzeilige schmal-lineallische schwertförmige Blätter von 2—6 Fuß Länge, die flach oder der Länge nach gerunzelt oder gefaltet und am Rande häufig gewimpert sind. Ihre Farbe ist im frischen Zustande braungrün, im trockenen braun. Am Grunde sitzt jedes dieser Blätter auf einer gestielten mit Luft gefüllten Blase von verschiedner Gestalt und Größe, welche das Schwimmen erleichtert. Die Entstehung dieser Seitenblätter ist dadurch sehr sonderbar, daß sie alle sich allmälig durch Spaltung des Endblattes zu bilden scheinen. Anfangs ist nämlich der Stengel ähnlich wie bey Lessonia völlig einfach und trägt ein einziges schwertförmiges Endblättchen. Dieses spaltet sich von der Basis an allmälig völlig und giebt so nach unten das erste Seitenblatt ab, indem es selbst auf der Spitze des rasch wachsenden Stengels weiter hinauf getragen wird und durch immer wiederholte Spaltung nach und nach weiter ein zweytes, drittes u. s. w. Seitenblatt hinter sich zurückläßt. Diese Seitenblätter bleiben einfach und sind keiner solchen Theilung wie das Endblatt fähig, wenigstens die nicht, welche am Grunde Blasen bilden, was erst nach der Ablösung vom Endblättchen aber am ganzen oberen Theile des Stammes geschieht. Nur am unteren Theile des Stammes scheinen einige wenige und immer blasenlose Blätter ebenfalls zu Theilungen befähigt und entwickeln die wenigen Aeste, welche überhaupt wahrgenommen werden. Auch sind die mit Blasen versehenen Blätter immer unfruchtbar, und die Fructification entwickelt sich in unregelmäßigen Flecken stets nur auf den untersten jungen und blasenlosen schmalen Blättern, welche wenige Zolle über der Wurzel stehen. Man möchte nun wohl fragen, wozu dient der obere oft mehrere hundert Fuß lange Theil der Pflanze mit seinen Tausenden von kolossalen Blättern, gegen welchen die fructificirenden Organe fast verschwinden? Bey Phanerogamen würde man annehmen, zur Respiration und Ernährung, hier aber läßt sich

nur vermuthen, daß so wie bey Lessonia die Entwickelung und Verdickung des Stammes mit der fortgesetzten Vermehrung der Blätter durch Theilung zusammenhängt, so bey Macrocystis die Bildung fruchtbarer Blätter durch die vorausgehenden an Masse weit überwiegenden unfruchtbaren bedingt wird.

Die Größe der Pflanze scheint früher beträchtlich übertrieben worden zu seyn, indem man ihr eine Stengellänge von 1000 — 1500 Fuß zuschrieb. Exemplare von 100—200′ Länge werden häufig in der See frey schwimmend angetroffen und sind dann meistens nach unten abgebrochen. D'Urville, einer der sorgfältigsten Beobachter sagt, daß er die Pflanze meistens in einer Wassertiefe von 8, 10—15 Klaftern angetroffen habe, aus welcher sie schräg aufsteige und mit dem obersten Theile des Stammes gewöhnlich noch hundert Fuß lang auf dem Wasser schwimme, was für 15 Klafter Wassertiefe ungefähr 220′ ergiebt. Dasselbe fand Hooker an den Falklands, am Kap Horn und Kerguelensland, wo alle Hafen so dicht mit diesen Tangmassen umgürtet sind, daß ein Boot kaum durchdringen kann. Auf der Küste lassen sich aber fast nie ganze Exemplare erhalten und messen, so ungeheure Mengen auch ausgeworfen werden, weil die Stämme durch die Brandung immer zu Tausenden in mehr als mannsdicke Stränge wie Ankertaue zusammengedreht und verflochten werden, aus denen man höchstens 70—80′ lange Stücke loswickeln kann. Bey Kerguelensland wurde die Länge einiger Stämme mitten im Hafen auf mehr als 300′ geschätzt. Unstreitig die längsten Individuen wurden aber gleich am Anfang der Reise zwischen zwey von den Crozets beobachtet. Sie stiegen aus einer Wassertiefe von beyläufig 40 Klaftern schräg unter 45° in die Höhe und erstreckten sich noch mehrere Schiffslängen weit über die Oberfläche der See, eine Ausdehnung, die auf 700 Fuß geschätzt werden konnte.

In einem gewissen Alter nimmt der untere Theil des Stammes nicht mehr an Stärke und Zähigkeit zu. Weil aber dagegen der obere einer gleichsam unbegränzten Verlängerung an der Spitze fähig ist, so muß eine Zeit kommen, wo seine Masse verbunden mit dem Zuge des Wassers die Cohaerenz des Untertheiles überwältigt, er also in einer gewissen Tiefe abreißt und frey fortschwimmt. Ob indessen solche abgerissene Theile fortwachsen, ist nicht bemerkt.

Für den Seefahrer ist die Pflanze dadurch wichtig, daß ihr Vorkommen jedesmal Felsen unter Wasser bezeichnet. Ueber solche gefährliche Stellen breitet sie immer ihre grünen Zweigenden in dichtern Rasen gleichsam wie eine Warntonne aus und macht dadurch viele Hafen in den südlichen Breiten allein zugänglich, welche außerdem der verborgenen Klippen wegen ganz gemieden werden müßten. Deßhalb haben auch die Wachen auf den Masten den strengen Auftrag, bey der Anfahrt an die Strassen und Buchten des Feuerlandes und an ähnliche Küsten genau auf die Tangbänke zu achten und ihre Nähe sogleich anzuzeigen. Ja diese nautische Erfahrung reicht schon bis zur Hälfte des 16. Jahrhunderts bald nach der Entdeckung der Südspitze von Amerika zurück, wo es in alten Schiffsjournalen heißt: Wenn ihr Tangbänke seht, so seyd auf eurer Hut und meidet sie!

Die erste wissenschaftliche Notiz, die wir von dieser Alge besitzen, ist eine rohe Abbildung und Beschreibung in Joh. Bauhins Historia plantarum (1651) unter dem Namen Fucus maximus crinitus. Im J. 1764 fand sie Bougainville unter 42° s. Br. 57° w. L. und Pernetty gab in seinem Bericht der Reise eine lange Beschreibung davon. Gleichzeitig wurde sie von König auf seiner Reise nach Indien, vermuthlich in der Nähe des Kaps gesammelt, und an Linné geschickt, der sie in der Mantissa als Fucus pyriferus aufführt. Banks auf Cooks erster Reise fand sie in der Strasse Le Maire und nannte sie Fucus giganteus. Neuerlich ist sie vielfach von Algologen beschrieben und wie schon erwähnt, in mehrere Arten zerspalten worden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 8 Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839 — 43.

(Fortsetzung.)

Die Verbreitung der Pflanze ist sehr ausführlich erörtert. Wir begnügen uns hervorzuheben, daß sie in den gemäßigten südlichen Breiten einen Gürtel um die ganze Erde her bildet, dessen Südgränze aber ungleich und hauptsächlich durch die Ausdehnung des Polareises bedingt erscheint. So geht Macrocystis in der Länge von Neu-Seeland bis zu 64° weil bis zu 65° offnes Wasser ist. In der Länge von Kap Horn reicht sie dagegen nur zu 58—60° und findet sich nicht mehr an den Südshetlands. Unter dem Meridian vom Kap hört sie 40° vom Pol unter 50°, 30 auf. Die Nordgränze des Gürtels wird sowohl von der Temperatur als von den Strömungen des Meeres bedingt. Deßhalb fehlt Macrocystis an den tropischen Küsten des atlantischen Oceans, Afrika's und des indischen Meeres, während sie überall im stillen Ocean und an der ganzen Westküste von Amerika gefunden wird. Der Südpolarstrom theilt sich am Kap Horn in zwey Richtungen; die eine folgt der amerikanischen Westküste bis Cap Blanco, zu den Galapagos und über den Aequator hinaus und allenthalben wird die Pflanze bis hinauf nach Neu-Kalifornien, Kamtschatka und den Aleuten, vom antarktischen bis zum arktischen Polarkreise gefunden. Der östliche Strom dagegen geht vom Kap Horn zwischen den Falklands und Fuegien durch und führt große Massen des Tanges von da noch auf 200 Meilen nördlich bis zum 44°, ja manchmal bis zum La Plate-Fluß unter 35° s. Br., aber nicht weiter, so daß derselbe in der ganzen Nordhälfte des atlantischen Meeres fehlt. Am Kap hört er auf bey 34, im indischen Ocean reicht er nicht über die Westküste von Australien. An die chinesischen Gestade ist er wahrscheinlich von Kamtschatka herabgewandert. — Laminaria 1. Capia 1. Desmarestia 6. Dictyosiphon 1. Stereocladon 1. Chorda 1. Asperococcus 1. Adenocystis 2. Sphacellaria 2. Cladostephus 1. Ectocarpus 3. Mesogloia 1. Delesseria 6. Nitophyllum 6. Plocamium 3. Rhodymenia 7. Acanthococcus 1. Gracilaria 2. Polysiphonia 9. Rhodomela 3. Melobesia 1. Dasya 1. Stictosiphonia 3. Laurencia 1. Delisea 1. Iridaea 2. Phyllophora 2. Nothogenia 1. Dumontia 1. Gigartina 1. Ptilota 1. Ceramium 1. Griffithsia 2. Ballia 1. Callithamnion 7. Codium 1. Cladothele 1. Bryopsis 2. Vancheria 2. Batrachospermum 1. Draparnaldia 2. Conferva 7. Cladophora 8. Oscillatoria 2. Calothrix 2. Lingbya 3. Microcoleus 1. Ulva 6. Mastodia 1. Enteromorpha 2. Porphyra 2. Tryptothallus 1. Protococcus 1. Nostoc 2. Anabaina 1. Chroolepus 2. Beyde vermuthlich abnorme Zustände einer Flechte. — 68. Diatomaceae 120. Bekanntlich hat diese wunderbare mikroskopische Familie den Naturforschern Veranlassung zu einem langen Streit über die Stellung gegeben, welche ihr in der organischen Natur anzuweisen sey. Während einige Stimmen sie unbedingt dem Pflanzenreiche zuwiesen, behaupteten andre mit nicht minderer Bestimmtheit ihre animalische Natur, und letztere Ansicht war in der jüngstvergangnen Zeit unstreitig die vorherrschende.

Auch Hooker theilte dieselbe während seiner Reise und wurde dadurch rücksichtlich der Lebensverhältnisse und besonders rücksichtlich der Ernährung der organischen Wesen in den höheren antarktischen Breiten in mancherley Zweifel verwickelt. Zählt man nämlich die Diatomaceen zu dem Thierreiche, so setzt man damit auch die Gränze alles vegetabilischen Daseyns gegen den Südpol hin auf höchstens den 65° s. Br. Das animalische Reich kennt aber hier noch keine Gränze, sondern erstreckt sich, so weit nur ein Schiefkiel dringen kann, bis zum 80° und darüber in unendlichen Massen von Individuen jeder Größe. Der Ocean wimmelt ebenso von Mollusken und besonders Crustaceen, wie von kleineren Wallfischen und Delphinen, die Oberfläche des Wassers ist mit Pinguinen und Seehunden nicht minder übersäet, wie die Luft von Seevögeln erfüllt. Aber diese ganze Masse thierischen Lebens wäre dann in ihrer Ernährung nur auf sich selbst angewiesen; die größern Arten müßten von den kleineren und diese wieder von den kleinsten sich nähren. Es fehlte alles vegetabilische Substrat, welches sonst allenthalben auf der Erde der Thierwelt unentbehrlich ist und die Existenz der Fleischfresser einleitet. Daß hier die mikroskopischen Diatomaceen das Substrat seyen, von welchem alle kleineren Seethiere und besonders die Mollusken sich fast ausschließlich nähren, war aus dem Inhalt der Magen leicht zu erkennen und ihre Masse schien auch dem Nahrungsbedürfniß vollkommen zu entsprechen. Aber ihre vegetabilische Natur war beanstandet und damit eine schwer zu erklärende Ausnahme in einem sonst allgemein gültigen Gesetz des organischen Lebens begründet. Seit seiner Rückkehr hat sich Hooker jedoch besonders durch die Beobachtungen von Thwaites in Bristol überzeugt, daß die Diatomaceen Pflanzen seyen und glaubt demgemäß mit Enverricht annehmen zu dürfen, daß wo gegen den Südpol hin die größeren Pflanzen aufhören den Thieren Nahrung zu bieten, ihre Stelle durch eine unendlich reiche mikroskopische Vegetation ersetzt wird. Scoresby's *) Beobachtungen an den grönländischen Küsten über die Färbung des Seewassers, welche an sehr vielen Stellen in großer Ausdehnung vom

*) Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang. Aus dem Engl. übers. v. Kries. S. 34—39.

Gelb- bis zum Braungrünen wechselt und von einer unendlichen Menge mikroskopischer Körperchen veranlaßt wird, endlich seine Angaben über die orangegelbe oder bräunliche Farbe des Eises besonders unter Wasser scheinen für das nördliche Polarmeer ganz dasselbe Verhältniß zwischen beyden organischen Reichen geltend zu machen, zumal da er solche Gegenden auch als besonders reich an Thieren und für den Wallfischfang ergiebig schildert *). Damit ist indessen keineswegs gesagt, daß diese mikroskopischen Vegetabilien erst da in hohen Breiten beginnen, wo der übrige Pflanzenwuchs aufhört; im Gegentheil kommen sie wohl über die ganze Erde verbreitet vor, wo nur einige Feuchtigkeit ihre Existenz zuläßt. Aber zahlreicher mögen sie gegen die Pole allerdings werden und deutlicher tritt ihre Masse jedenfalls gegen die lichte Färbung des Schnees und Eises hervor, während sie auf dem dunkeln Boden wärmerer Breiten verschwindet. Auch ist die Artenzahl in der antarktischen Zone sehr bedeutend, denn Ehrenberg, welchem Hooker seine Ausbeute mittheilte, unterscheidet 120 Arten in 46 Gattungen.

Im Ocean schwimmend erscheinen die Diatomaceen theils in Faden zusammenhängend, theils in ihre einfachen Glieder zerbröckelt. Im ungetheilten Zustande äußern sie kein Zeichen von Bewegung oder Reizbarkeit. Der körnige Inhalt der einzelnen Zellen ist unter dem Mikroskop gelb; größere Massen von einerley Art aber erscheinen orangebraun oder braun und die Tiefe der Farbe hängt von der Dichtigkeit der Masse ab. Die Häufigkeit ihres Vorkommens übertrifft jede Vorstellung. Dem schwim-

*) Scoresby giebt an, daß das grüne und trübe Ansehen des Meeres am häufigsten zwischen 74 und 80° n. Br. oft in Streifen einige Grade lang und 10—15 Stunden breit vorkomme. Oft seyen diese Streifen auch nur schmal, so daß ein Schiff in 10 Minuten durch grünes und blaues Wasser kommen könne und der Wechsel zwischen diesen Farben sey bald allmälig bald plötzlich. Die Ursache der grünen Färbung schreibt er selbst mikroskopischen Mollusken, nach seiner Ansicht hauptsächlich Medusen zu; nach der oberflächlichen Beschreibung dürften es aber wenigstens dem größten Theile nach Diatomaceen seyn.

menden Eis, in welches sie einfrieren, theilen sie eine blaß ockergelbe Färbung mit, ebenso den Eisfeldern, auf welche der Wellenschlag sie wirft. Noch beträchtlicher ist aber ihre Masse in dem Eisgürtel, welcher zwischen 50—70° s. Br. die Erde umgiebt und in dem offnen Wasser zwischen diesem Gürtel und den höchsten bisher erreichten Breiten. Bis zum 80° erscheinen nicht allein das schwimmende Eis, sondern auch die Seiten aller Eisberge und der ganze untere Theil der großen Victoria-Barre, so weit der Wellenschlag hinaufreicht, so braun gefärbt, als ob das Wasser mit Eisenoxyd gesättiget wäre.

Noch massenhafter erscheinen die Niederschläge aus den nach dem Tode der kleinen Organismen rückbleibenden Kieselpanzern, welche im Leben die vegetabilische Zelle umschließen. Die Größe und Mächtigkeit der Schichten, ja Gebirgsformationen, welche sie in andern Gegenden der Erde aus den ältesten Zeiten her bilden, hat uns Ehrenberg kennen gelehrt. In den hohen Südbreiten sieht man aber diese Formationen großartiger als irgend anderswo sich noch fortbilden und neu entstehen. Längs allen mit Eis bedeckten Küsten und deren Eisbänken selbst ist der Seegrund in einer Tiefe von 80—400 Klaftern mit weit ausgedehnten Niederschlagsschichten bedeckt, welche mehr oder minder ausschließlich aus solchen Panzern bestehen. Längs der Victoria-Barre, einem senkrechten Eiswall von 100—200′ über dem Meere, dann längs Victoria- und Grahams-Land, so wie an den Südshetlands, wo der Ocean überall eine große Tiefe zeigt, ist der Grund ein feiner weißer oder grüner Mulm, fast nur aus Kieselpanzern zusammengesetzt. Sie sind die Ueberreste von Myriaden am Eise gestrandeter Pflänzchen, welche endlich in die Meerestiefe versenkt sich hier zu mächtigen Schichten anhäufen und vielleicht später bey einer neuen Umgestaltung der Erdoberfläche ebenso als Felsformationen an das Licht treten werden, als in früheren Zeiten mit dem Klingsteine und Tripel der Fall war. Ihre Ausdehnung richtet sich nach der Erstreckung des gegenstehenden Landes oder Eises und so wurde eine solche Schichte längs der Victoria-Barre bey einer Seetiefe von durchschnittlich 300 Faden (1800′) auf 400 Meilen weit verfolgt.

Ihre Mächtigkeit hängt zum Theil auch von Strömungen und Wellenschlag ab. Je tiefer aber die See, desto größer und fast ausschließlich ist die Masse der Panzer. An seichten Küsten sind sie vielmehr mit Sand und Steinchen vermischt, so daß sie oft unter diesen unorganischen Bestandtheilen des Bodens fast verschwinden.

Die Verbreitung dieser mikroskopischen Organismen ist nicht minder merkwürdig. Viele Arten reichen von Pol zu Pol, so daß in jeder Breite zwischen Spitzbergen und Victoria-Land Species dieser äußersten Gränzländer vorkommen. Irland, Großbritannien, das Mittelmeer, Nord- und Südamerika so wie die Südseeinseln besitzen antarktische Arten. Von mancher Species, die man jetzt nur in der Südpolarsee lebend antrifft, finden sich anderwärts die Panzer in alten Gesteinformationen. So kommen im Klingsteine am Rhein und im Tripel mehrere vor, welche noch jetzt die Niederschläge an der Victoria-Barre bilden helfen, also schon mehrere Erdperioden überlebt haben. Nahe an den Kap Verdschen Inseln in dem weiten Ocean zwischen Afrika und Amerika sammelte Kapitän Fitzroy einen äußerst feinen Staub, der auf sein Schiff niederfiel und sich unter dem Mikroskop aus Kieselpanzern amerikanischer und besonders antarktischer Diatomaceen zusammengesetzt zeigte. Das Vorkommen der Ueberreste vieler Arten in vulkanischen Aschen, Schlacken und Bimssteinen noch thätiger und erloschener Vulkane erklärt sich aus dem Zusammenhange der letzteren mit der See. So steigt Mount Erebus (an Victoria-Land unter 78° s. Br.), der sicher seiner Masse und Kraftentwicklung nach zu den mächtigsten Vulkanen gehört, 12400′ hoch unmittelbar vom Seespiegel auf, dicht an der Diatomaceen-Bank, die um seinen Fuß den Seegrund bildet und mag von da wie andre Küsten-Vulkane solche organische Reste zugeführt erhalten.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Der Kreistag endete seine Sitzungen am 11. März 1634, seine Beschlüsse blieben geheim. Seine Hauptfrage war wohl die Geldbeyschaffung. Neue Geldforderungen wurden an die Stadt unter dem Titel: „eilende Contribution" gemacht. — Der Bischof Albert von Regensburg, der bey Uebergabe dieser Stadt vom Herzog Bernhard, ungeachtet seiner Bitte, in den Akkord mitbegriffen zu werden, als Gefangener behandelt wurde, sollte für seine Person 40.000 fl. oder die Festung Hohburg geben. Er wurde nebst drey andern Domherrn auf den Marienberg gebracht.

Im Frühjahre wurden die Befestigungsarbeiten wieder aufgenommen, da sie dem Herzoge „hochnothdürftig" erschienen. Den Klagen der „armen Jüdenschaft" gab Herzog Ernst kein Gehör, ja er drohte mit militärischer Execution. Das „Wohlfahrtsschanzen" wurde mit geringem Erfolg bis zum August fortgesetzt. Der Herzog Ernst begab sich, nachdem er den Amtsantritt des neuen Statthalters des Herzogthums Franken, Tob. v. Ponnica, schriftlich bekannt gemacht, nach Frankfurt zum Reichskanzler, später nach der Oberpfalz; aufmerksam beobachtete er die Bewegungen der Kaiserlichen.

Die Noth im Würzburger Lande hatte einen unbeschreiblichen Höhepunkt erreicht. Zur Erleichterung der Stadt W. traf der Magistrat nach Berathung mit den Pfarrern und Predigern der Stifte die nöthigen Vorkehrungen.

In dieser allgemeinen Calamität begingen die Würzburger in zahlreicherer Theilnahme und Andacht als je vorher am 15. Juli das Frohnleichnamsfest und flehten um Befreyung von den unerträglichen Kriegsübeln zu Gott. Dahin war es mit der sonst so reichen und blühenden Stadt gekommen, daß das aus 8 Stadtvierteln gesammelte Almosen nicht mehr als 3 fl. 19 Schill. und 4 Pfennige nebst 15 Stücklein Brod betrug! Geriethen doch selbst die Regierer des Landes hinsichtlich ihrer Besoldung in Verlegenheit; selbst das Kanzleypersonale erhielt trotz mehrfacher Bitten schon seit Bernhards Regierungsantritt keine Besoldung, sondern eitel Versprechungen und am Ende etwas Wein, Getreide und Winterholz aus den schwed. Proviant-Magazinen.

7) Proviantzufuhr an das Belagerungscorps zu Forchheim. Aufhebung der Belagerung Forchheims. Operationen Bernhards und Horns in Schwaben und Bayern. Nachgeholte Beeidigung der fränkischen Klostergeistlichen. Verbot ungebührlichen Geschreyes über die Kriegsereignisse. Verbot der Anschaffung neuer Waffen. Lästige Einquartirung in W. Truppenbewegungen. Vorgänge bey Nördlingen. Verdacht der schwedisch-sächsischen Oberbehörden zu W. gegen den Rath und die Bürgerschaft. Streifzüge der Kroaten nach Franken. Seuche und Noth.

Vor Forchheim, welches Bernhard vergeblich belagerte, erfuhr er die Noth Regensburgs und eilte mit dem Entschlusse herbey, diese wichtige Stadt zu entsetzen; allein da er sich erst mit Horn vereinigen mußte und bey Hinwegnahme von Freising und der Belagerung Landshuts zu lange verweilte, so fiel Regensburg am 26. Juli. Lars Kagge zog aus derselben mit allen kriegerischen Ehren ab und wandte sich auf Nürnberg und Würzburg. Der Zwiespalt zwischen Bernhard und Horn, die geschwächten Heere, der Mangel an Lebensmitteln, die sorglose Unthätigkeit der Heilbronner Bundesgenossen zu Frankfurt a/M., der erwachte Neid auf Schwedens Glück und die Mißgunst auf Oxenstierna, dieß Alles waren Gegenstände der allgemeinen Besprechung in fränkischen Landen und zwar auf eine Weise, die den Evangelischen anstößig wurde. Herzog Ernst behielt die katholische Geistlichkeit, deren Einfluß er fürchtete, unverrückt im Auge. Alle noch unbeeidigten Klostergeistlichen im Lande sollten den Eid der Treue leisten. Bey Leib- und Lebensstrafe war den Burgern von Haus zu Haus durch die Viertelmeister geboten, sich aller vorlauten und ungebührlichen Reden über politische Tagsneuigkeiten zu enthalten, ihre Gewehre abzuliefern und zu gewärtigen, daß man Haussuchung darnach vornehmen würde ꝛc. Die Freude der Würzburger über die mißglückte Belagerung von Forchheim, über das Herannahen der Kaiserlichen von Bamberg und von Schwaben her, wurde schnell gedämpft durch neuen Einzug ausgehungerter Kriegsvölker mit ihren exorbitanten Forderungen und furchtbaren Excessen, und die Befehlshaber so gut wie die Regierung ließen dieß Alles als eine Art von Züchtigung für die Freudensäußerungen der unglücklichen Bewohner geschehen.

Hr. Sch. erzählt nun in Kürze die Operationen der Kaiserlichen und Schweden nach dem Falle Regensburgs bis zur Entscheidungsschlacht von Nördlingen und kehrt dann wieder zum grenzenlosen Elend nach W. zurück. S. 133.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Ueber die bisher unbekannten typischen Verschiedenheiten der Stimmorgane der Passerinen. Von J. Müller. Berlin 1847. 71 S. 4. mit 6 Kupfertafeln.

Ornithologische Notizen. Von J. Cabanis (Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte. 1847 S. 186 — 256).

Obwohl die Ornithologie nächst der Entomologie unter allen Thierklassen der größten Gunst der Zoologen sich zu erfreuen hatte, so wollte es doch bisher mit ihrer schematischen Eintheilung, selbst bezüglich der höchsten Gruppen, der Ordnungen, nicht recht gelingen und keiner der vorgelegten Versuche konnte es zu einer vollständigen Anerkennung bringen. Zwar war hinsichtlich der Mehrzahl der Ordnungen eine große Einhelligkeit gewonnen worden: die Schwimmvögel, Sumpfvögel, Kurzflügler, Hühner, Tauben und Raubvögel wurden einstimmig als gutbegründete Ordnungen anerkannt, und nur über den Punkt, ob Hühner und Tauben auseinander gehalten oder miteinander gruppirt werden sollten, war noch keine Einigkeit herbeygeführt worden. Dagegen war bisher durchaus keine Uebereinstimmung unter den Zoologen zu erzielen gewesen in Bezug auf die systematische Anordnung der großen Zwischenreihe, die zwischen den Raubvögeln und den Tauben den Raum ausfüllte und die nichts weniger als fast die Hälfte aller Arten umfaßte. An Versuchen, dieselbe in Ordnungen und Familien zu vertheilen, fehlte es allerdings nicht; diese Versuche gaben aber so höchst verschiedenartige Resultate, daß man schon daraus entnehmen konnte, daß die Ornithologen noch nicht über ein leitendes Princip sich verständigt hatten. Die Mehrzahl der Versuche war nichts weiter als ein ungewisses Umhertappen im Nebel.

Erst Nitzsch war es, der von einem festen Princip sich leiten ließ, indem er die Anwesenheit oder den Mangel des Singmuskelapparates zum Kriterium nahm, wornach er die Vögel, die zwischen den Raubvögeln und Tauben ihren Platz erhalten hatten und von englischen Ornithologen als Insessores bezeichnet wurden, in Passerinae (mit Singmuskelapparat) und Picariae (ohne Singmuskelapparat) abtheilte. Da er nur in sehr beschränktem Maaße Gelegenheit hatte, an ausländischen Gattungen Untersuchungen über die Beschaffenheit des Stimmorgans anzustellen, so konnte er der Mehrzahl derselben bloß nach Analogie mit den untersuchten, meist inländischen Formen, ihren Platz im Systeme anweisen. Ein anderes Merkmal von absoluter Gültigkeit zur Unterscheidung dieser beyden Gruppen konnte Nitzsch, so sehr er sich auch deßhalb abmühte, nicht ausfindig machen. In Deutschland fand er übrigens mit seiner Unterscheidung der Passerinae und Picariae fast allgemeine Anerkennung, während die französischen und englischen Ornithologen, meist aus Unkenntniß mit der deutschen Literatur, nach wie vor die Glieder dieser beyden Ordnungen principienlos durcheinander warfen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wird man es wohl nicht bestreiten können, daß Nitzsch an dem Stimmorgane ein in der Klasse der Vögel höchst

bedeutendes Organ für seine Systematik aufgegriffen hatte. Denn wie in der Modulation der Stimme die Klasse der Vögel es zur höchsten Mannigfaltigkeit und Abstufung gebracht hat, so muß auch dieser eine erhebliche Verschiedenheit in der Beschaffenheit des Stimmorgans entsprechen, wodurch ein sicherer Anhaltspunkt für den Systematiker gewonnen wird. Es war nur der Uebelstand, daß dieser Anhaltspunkt der Art war, daß man, um im zweifelhaften Fall mit Sicherheit auf ihn fußen zu können, des ganzen Vogels, und nicht bloß seines Balges benöthigt war, so wie man denn auch den Dilettanten nicht anatomische Kenntniß und Uebung genug zutrauen konnte, um über diesen Punkt eine zweifellose Auskunft zu geben. Es lag daher der Wunsch sehr nahe, daß man irgend einen äußern Theil zu bezeichnen vermöchte, an dem man jedem Vogel die Beschaffenheit seines Stimmapparates abfragen könnte. In der That glaubte Sundevall ein solches in der Befiederung der Flügel, Blasius und Keyserling in der Hornbekleidung des Laufes ausgemittelt zu haben.

Was das erstere, hauptsächlich von der Beschaffenheit der Deckfedern des Flügels hergenommene Merkmal anbelangt, so hat Sundevall allerdings eine große Gleichförmigkeit derselben bey allen Singvögeln nachgewiesen. Allein abgesehen davon, daß an präparirten Bälgen genanntes Merkmal nicht immer leicht und sicher zu verfolgen ist, so hat es sich aus Müller's Untersuchungen ergeben, daß in dieser Beziehung auch noch gewisse, den Singvögeln nah verwandte, daher bisher zu ihnen gezählte, gleichwohl in der Beschaffenheit des Stimmorgans ganz davon verschiedne Vögel dieselbe Anordnung der Deckfedern aufzuweisen haben. Es giebt demnach selbige kein durchgreifendes Merkmal zur Trennung der Vögel mit und ohne Singsmuskelapparat ab.

Beyfälliger, schon als leichter auffindbar, wurde das von Blasius und Keyserling von der Hornbekleidung der Läufe hergenommene Merkmal zur Unterscheidung der Vögel mit und ohne Singmuskelapparat aufgenommen. Ihrer Angabe zufolge ist bey den Scansores, unter denen sie auch die Picarii von Nitzsch mit begreifen, „die hornige oder weichhäutige Bedeckung auf der Hinterseite der Läufe der ganzen Länge nach vielfach zertheilt, maschig genetzt, zuweilen mit einer Reihe kleiner Täfelchen, deren Anzahl dann weit größer ist als die der Täfelchen auf der Vorderseite.“ Von den Oscines heißt es dagegen: „die Hinterseite der Läufe dem größten Theil ihrer Länge nach von einer der Quere nach unterbrochenen Horndecke bekleidet, oder selten durch schwache Quereindrücke in Schilder zertheilt, die dann den Tafeln der Vorderseite in Zahl und Länge ungefähr entsprechen.“

Gegen die absolute Gültigkeit dieses Merkmals machte zuerst Burmeister Einwendungen, indem er sich darauf berief, daß insbesondere den südamerikanischen Ampeliden, Tamnophilinen und Tyranniden, die allgemein den Passerinen zugewiesen würden, gleichwohl die nämliche Laufbekleidung wie den von Blasius und Keyserling definirten Scansores zukäme. Dagegen erwiederte Blasius, daß diese angeblichen Ausnahmsfälle ihm bey seinen Untersuchungen ebenfalls zum Theil schon aufgestossen seyen, daß er ihrer aber nicht weiter gedacht hätte, weil er eben diese Vögel nicht für Passerinen, sondern für Picarien gehalten hätte; wenigstens hätte bisher noch Niemand an selbigen das Vorkommen des Singmuskelapparates nachgewiesen. Hiemit war also an die letzte und höchste Instanz, an die anatomische Untersuchung, appellirt.

Zu höchst gelegener Zeit hatte deßhalb Johannes Müller seine Aufmerksamkeit der Anatomie der Vögel, und insbesondere der Verbreitung der Singmuskeln bey denselben zugewendet. Seit vielen Jahren bemüht ein großes Material von Vögeln in Weingeist zusammen zu bringen, gelang es ihm nicht bloß die alten Angaben zu bestätigen, sondern ganz neue Thatsachen hinzuzufügen, die von dem wesentlichsten Einfluß auf die Systematik seyn müssen. Zwar haben sich für die Passerinen der alten Welt die von Nitzsch aufgestellten Bestimmungen im Wesentlichen nicht verändert, indem unter ihnen auch J. Müller keine andern Kehlkopfformen als den Singmuskelapparat und den Kehlkopf der sogenannten Picarien mit nur einem Muskel antraf, während er ebenfalls die Zahl der Passerinen ohne

Singmuskeln (Cypselus, Caprimulgus, Podargus, Coracias, Eurystomus, Eurylaimus, Colius, Alcedo, Merops, Upupa, Buceros, wahrscheinlich auch Calyptomene) in ihrer frühern Geringfügigkeit belassen mußte. Dagegen haben sich durch Müller's Untersuchungen die Gesichtspunkte über die Singvögel und Picarien der neuen Welt, insbesondere Südamerikas, gänzlich verändert. Nach der Section von mehr als 100 Gattungen aus Amerika hat er gefunden, daß der Kehlkopf ohne Singmuskelapparat, wie er den Picarien eigen seyn sollte, sich bey vielen, bisher unter den Singvögeln figurirenden Gattungen einstellt, so daß die Hälfte aller von ihm untersuchten Gattungen amerikanischer Passerinen keine Singvögel mit Singmuskelapparat sind. Die meisten von ihnen haben, wie er zeigt, nur den einfachen Kehlkopf der Picarien; es giebt aber unter ihnen eigenthümliche zusammengesetztere Kehlköpfe mit einem oder mehr als einem Muskel, vom sogenannten Singmuskel-Kehlkopf gänzlich abweichend und nach einem andern Typus gebildet. Endlich erkennt Müller zwar als die zusammengesetzteste Muskulatur, was die Zahl der Muskeln betrifft, den sogenannten Singmuskelapparat an; doch hat er eine bey weitem muskulösere Form der Stimmorgane (bey Chasmarhynchus) entdeckt, welche zu höchst klangreichen und auch der Modulation fähigen Tönen benützt wird und doch mit dem Bau des Singmuskelapparats nicht die geringste Aehnlichkeit hat.

Nach dem Typus der Picarien mit einem einzigen Kehlkopfmuskel, also keine Singvögel, fand Müller die meisten sogenannten Ampeliden (Cephalopterus, Gymnocephalus, Ampelis, Rupicola, Phibalura). Ihnen sind bisher mit Unrecht 2 Gattungen beygesellt worden mit der höchsten Entwicklung des Kehlkopfs, jede jedoch nach einem sehr verschiedenen Typus: Bombycilla mit dem gewöhnlichen Singmuskelapparat, und Chasmarhynchus mit einer ganz davon verschiedenen Einrichtung.

(Fortsetzung folgt.)

The Botany of the Antarctic Voyage of H. M. discovery ships Erebus and Terror in the years 1839—43

(Schluß.)

Wie fleißig übrigens der Reisende seine Zeit auch für solche mikroskopische Gegenstände verwendete, mag sich aus den verschiednen Fangmethoden ergeben, deren er sich bediente. 1) Seewasser wurde filtrirt und der Rückstand (Diatomaceen) auf dem Filtrum sorgfältig getrocknet. Bediente man sich dabey immer genau derselben Wassermenge, so konnte man aus der wechselnden Masse des Rückstandes auf die verschiedne Häufigkeit der Pflänzchen und ihrer Arten in differenten Seegegenden schließen. 2) Der Schaum des Meeres, der immer viele Arten enthält, wurde in Fläschchen aufbewahrt. 3) Ein Netz von feinem Musselin wurde, wenn das Schiff langsam gieng, hinter demselben nachgezogen. 4) Die Magen der Salpen und andrer, besonders nackter Mollusken enthielten immer Diatomaceen, oft in vielen Arten *). 5) Die Erde und besonders der Guano auf den Pinguin-Felsen wimmelten von Panzern, welche ursprünglich in der Nahrung der Salpen und Tintenfische mit letzteren von den Vögeln verschluckt werden. 6) Das Eis enthält Diatomaceen, die theils durch Wellenschlag darauf geworfen, theils bey ruhigem Wetter, wenn die oberste Wasserschichte schnell gefriert, eingeschlossen werden. So gebildetes Eis wird durch den Wellenschlag bald wieder in anfangs eckige Massen zerbrochen, die sich an einander abrunden und dann Pfannkuchen-Eis (Pancake-ice) heißen. Es erscheint im Wasser immer von der Pflanzenmasse braun gefärbt, beym Herausnehmen dagegen farblos und hell, giebt aber beym Schmelzen einen blaßrothen wolkigen Niederschlag, der nicht allein die meisten, sondern auch die besterhaltenen Arten von Diatomaceen liefert. Dasselbe gilt von dem

*) Hooker sagt, daß er vom Wendekreise bis zum 80° s. Br. in dem Mageninhalte der Salpen immer Diatomaceen und z. B. an der Victoria-Barre immer Dictyocha aculeata gefunden habe.

Schnee, welcher oft nicht gleich auf dem Wasser schmilzt, sondern als eine Masse von der Konsistenz des Honigs (brace-ice) schwimmt. 7) Bodenproben aus der Tiefe des Oceans mit dem Loth *) geholt enthielten reichliche Kieselpanzer, besonders ein grünlicher Lehm, in welchen das Bley oft 2′ einsank. 8) Schlammige Buchten an den Falklands lieferten Diatomaceen in gleicher Weise wie in Europa. — Eubrotia 4. Fragilaria 11. Meloseira 1. Pixidicula 4. Hemizoster 1. Gallionella 5. Campylodiscus 1. Surirella 1. Synedra 1. Dicladia 2. Schizonema 1. Exilaria 1. Cocconeis 2. Achnanthus 3. Lichnophora 1. Diatoma 1. Cocconema 1. Gomphonema 2. Pinnularia 2. P. borealis Ehrenb. Die Fundorte sind merkwürdig. Im Süden im Pinguin-Guano und in einem Pigment der Feuerländer; außerdem in peruvianischem Guano, in der Mastodon-Erde am la Plata-Fluß, im atmosphärischen Staub am Kap Verd, in vulkanischen Aschen von Ascension und Patagonien, in vulkanischem Tuff vom Rhein und im Klingstein. Navicula 5. Stauroptera 2. Amphora 2. Asteromphalos 7. Haliomyx 2. Hemiaulus 2. Symbulophora 4. Chaetoceros 2. Ananbus 1. Raphoneis 2. Podosphenia 1. Grammatophora 5. Coscinodiscus 12. Flustrella 1. Actinocyclus 1. Actinoptychus 1. Discophea 2. Lithobotrys 1. Lithocampe 2. Trianlacias 1. Biddulphia 1. Zygoceros 1. Denticella 1. Mesocena 1. Actiniscus 1. Dictyocha 8. Rhizolenia 2. — 69. Desmidieae 1. Arthrodesmus 1. — 70. Lichenes. 110. Usnea 5. Unter ihnen die auch im hohen Norden vorkommende U. melaxantha, die schönste und ansehnlichste aller Flechten mit bis 4 Zoll hohem baumartigen $\frac{1}{4}$ Zoll dicken Stämmchen von schwarzer oder gelblicher, im Alter lohbrauner Farbe. Das Innere des Stammes zeigt wie die Lessonien eine Art von Jahrringen. Die gelben, grauen oder tiefschwarzen Apothecien wechseln zwischen 3 und 6 Linien Durchmesser. Merkwürdig ist, daß die Pflanze im Norden nie Apothecien trägt und im Süden in denselben bisher keine Sporen gefunden wurden. Evernia 1. Ramalina 1. Cetraria 4. C. islandica nur auf den Berggipfeln der Eremiteninsel und des Kap Horn auf 15—1700′ Höhe, sonst nirgens bisher in der südl. Hemisphäre. Im Norden von Kohl-Insel 81° n. Br. und Melville-Eiland (76°) bis zu den Schweitzeralpen und Pyrenäen, in Nord-Asien und Amerika. Nephroma 2. Peltidea 2. Sticta 10. Stereocaulon 4. Sphaerophoron 5. Cenomyce 14. Parmelia 6. Lecanora 22. Urceolaria 5. Biatora 2. Lecidea 18. Gyrophora 1. Opeygrapha 1. Arthonia 1. Pertusaria 2. Thelotrema 1. Verrucaria 1. Collema 3. Isidium 2. Lepraria 1.

In den Nachträgen finden sich der Flora des Aucklands beyzufügen: Erechtites prenanthoides DC., Veronica salicifolia Forst.? Juncus planifolius Br., dann 6 Laubmoose, 8 Lebermoose, 2 Algen und 6 Flechten, im Ganzen 3 Phanerogamen, 16 Kryptogamen. Außerdem wird Epilob. confertiflorum für eine große Form von E. alpinum erklärt. Coprusma repens ist von der Pflanze auf Van Diemensland verschieden und wird C. pumila genannt. Die beyden unbestimmten Compositae sind Gnaphal. luteo-album L. und Eurybia Lyallii Hook. fil. Die unbestimmte Orchidee N. 8.: Lyperanthus antarctica.

Der amerikanischen Abtheilung sind zuzufügen: Hamadryas paniculata Hook. fil., Lyallia kerguelensis Hook fil., eine neue Gattung von Portulacaceen aus Kerguelens-Land, Blitum antarcticum Hook. fil., Luzula antarctica Hook. fil., Botrychium Lunaria Siv., Exidia flammea Berk., 4 Phanerogamen, 2 Kryptogamen. Gunnera magellanica wird für verschieden von der columbischen G. pilosa erklärt.

Die Flora der Auklands enthält demnach mit den Nachträgen 104 Phanerogamen und 291 Kryptogamen. Die des antarktischen Amerika's 343 Phanerogamen und mit Ausschluß der Diatomaceen (welche bey der australischen Abtheilung auch nicht aufgeführt sind) 484 Kryptogamen. Mit den Diatomen beläuft sich also die Gesammtzahl der antarktischen Vegetation bisher auf 1342 Arten, wovon 447 Phanerogamen und 895 (fast genau die doppelte Zahl) Kryptogamen. Z.

*) Bekanntlich hat das Senkbley am untern Ende eine Hölung, die mit Talg ausgeschmiert wird, an welchem Schlamm, Erde u. s. w. hängen bleiben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Ueber die bisher unbekannten typischen Verschiedenheiten der Stimmorgane der Passerinen.

Ornithologische Notizen.

(Fortsetzung.)

Weiter fand Müller, daß in der Familie der Würger (Lanius Linn.) Singvögel und Picarien durch einander gemengt sind. Vögel mit Singmuskeln sind die europäischen, afrikanischen und amerikanischen Lanius und die australische Gattung Barita oder bestimmter Gymnorhina Gray. Dagegen fand er die Gattungen Psaris, Pachyramphus und Thamnophilus ohne Singmuskelapparat, indem sie nur einen Kehlkopfmuskel haben, aber einen ganz eigenthümlichen Kehlkopf an der Luftröhre selbst besitzen. Eben so verhalten sich Myiothera, Conopophaga und Chamaeza.

Bey Furnarius, Cinclodes, Synallaxis, Xenops, Anabates, Tinactor und Dendrocolaptes nahm Müller jederseits 2 Kehlkopfmuskeln wahr, während ihr eigenthümlicher, an der Luftröhre selbst befindlicher Kehlkopf sich an den der Thamnophilinen anschließt.

Unter den Fliegenfängern (Muscicapa Linn.) entdeckte der Verf. eben so große Verschiedenheit als unter den Würgern. Den ächten Singmuskelapparat haben nur die Muscicapiden der alten Welt, während die amerikanischen oder Tyranniden nichts von demselben, sondern nur einen Muskel darbieten. Auch die Pipriden haben keinen zusammengesetzten Muskelapparat, sondern einen einfachen Stimmmuskel.

Indem der Verf. in solcher Weise eine Menge bisher zu den Singvögeln gerechneten Gattungen von selbigen ausschied, gelangte er zu dem interessanten Resultate, daß in Amerika die Picariae im Sinne von Nitzsch (also mit Zuziehung der Kletternvögel) mehr als die Hälfte aller Gattungen der sogenannten Insessores ausmachen, während umgekehrt in der alten Welt die Singvögel weit die Picarien überwiegen. Mit Recht erklärt daraus der Verf. die Erfahrung, daß im tropischen Amerika die Wälder vielmehr von Geschrey als von Gesang wiederhallen.

Aus Australien und Polynesien kennt der Verf. bis jetzt nur 5 untersuchte Gattungen von Passerinen, wovon Psophodes, Gymnorhina und Drepanis ächte Singvögel sind, denen er, zufolge Egton's Angaben, noch Menura und Grallina anschließen möchte. Nach eigner Untersuchung der ostindischen Gattung Phyllornis rechnet er auch die Meliphagidae Australiens zu den eigentlichen Singvögeln.

Der Verf. geht hierauf über zur ausführlichen Beschreibung der von ihm beobachteten Kehlkopfformen, in deren reiches Detail wir ihm hier nicht nachfolgen können, sondern uns mit einer allgemeinen Uebersicht über die von ihm ermittelten Hauptformen der Stimmorgane der Insessoren begnügen müssen. Als solche bezeichnet er uns aber drey Hauptformen.

Die erste Hauptform ist der vielmuskelige Kehlkopf mit vordern und hintern Muskeln der Sänger, die er deßhalb Passerini polymodi (die mit vielen Muskeln singen) nennt. Wie Cuvier zuerst dargethan hat, besteht der sogenannte Singmuskelapparat aus 5 Muskeln auf jeder Seite des untern Kehl-

kopfs, welche von der Luftröhre und dem untern Kehlkopf entspringend, schief theils auf den vordern, theils auf den hintern Umfang der beweglichsten Halbringe der Bronchen herabfallen, den zweyten und dritten Halbring vom vordern und hintern Umfang ausheben und ihre Stellung, so wie die Stellung des Stimmbandes zum Luftstrome, ändern. Das Charakteristische liegt darin, daß die Wirkung der Muskeln nicht auf den mittlern convexen Theil der Halbringe, sondern auf ihre Enden geschieht, daher sie, von den Seiten der Luftröhre ausgehend, nach vorn und hinten divergiren.

Die zweyte Hauptform bezeichnet der Verf. als Luftröhrenstimmorgan der Luftröhrenkehler (Tracheophones) mit 1—2 Muskeln an den Seiten. Während bey den meisten Vögeln das Stimmorgan von dem Ende der Luftröhre und dem Anfang der Bronchen hervorgebracht wird, ist es dagegen hier, ohne Antheil der Bronchen, allein von dem untern Theil der Luftröhre gebildet, welche eine ganz abweichende, für diesen Zweck berechnete Struktur annimmt, indem die Wände ganz dünnhäutig sind und äußerst zarte vordere und hintere Halbringe enthalten, deren Stellung durch an den Seiten angebrachte Muskeln verändert wird. Hieher Thamnophilus, Myiothera, Conopophaga, Chamaeza, Scytalopus, Tinactor. Furnarius, Cinclodes, Anabates, Synallaxis, Xenops, Dendrocolaptes nebst ihren Verwandten.

Die dritte Gattung ist der Kehlkopf der Picarii mit einem oder mehreren Seitenmuskeln. Das Wesentliche des Unterschieds der Polymodi und Picarii setzt hiebey der Verf. nicht in die verschiedne Zahl der Muskeln des Kehlkopfs, sondern darein, daß sich bey den Polymodi die wirkenden Kräfte auf die vordern und hintern Enden der beweglichen Halbringe der Bronchen vertheilen, während sie bey den Picarii nur auf einen Theil des Ringes wirken, der kleiner oder größer seyn kann. Der Kehlkopf der Picarii ist nicht nothwendig auf einen Kehlkopfmuskel beschränkt, es können ihrer mehrere vorhanden seyn wie bey den Trochilinae, Psittacinae, aber sie liegen dann in demselben Plan, übereinander oder hintereinander, und sind nicht wie bey den Sängern auf die vordere und hintere Seite des Kehlkopfs vertheilt. Hieher die Ampelidae, Tyrannidae, nebst allen sonst schon zu den Wied- und Klettervögeln gerechneten Gattungen.

Eine strenge Unterscheidung jener drey Hauptformen will indeß dem Verf. bey Hinblick auf Chasmarhynchus sehr bedenklich und fast unmöglich bedünken. Denn obgleich diese Vögel eine unverkennbare große Verwandtschaft mit den Ampeliden haben und ihnen in der Bildung des Laufs völlig gleichen, so bietet doch ihr Kehlkopf eine Verschmelzung der Eigenschaften der Sänger und der Picarien dar. Indem nämlich seine Muskulatur einestheils vielmal mehr entwickelt ist als bey allen Sängern, anderntheils in verschiedene Muskeln für die Halbringe nicht getheilt ist, so bewegt er doch mehrere Halbringe, umfaßt den ersten Halbring in ganzer Breite, vom zweyten aber nur das vordere und hintere Ende, und wirkt auf letztern so wie es die Muskeln der Sänger thun. Der Verf. ist deßhalb der Meinung, daß Chasmarhynchus eben so leicht zu den Sängern als zu den Wiedvögeln gerechnet werden könnte.

Bis zu diesem Punkte in seinen Untersuchungen gelangt, wendet sich der Verf. nun der von uns schon vorhin berührten Frage zu, ob es noch andere Charaktere, namentlich in dem äußern Bau der Vögel gebe, welche als sicherer Ausdruck für die innern Unterschiede dienen könnten. Er knüpft zunächst an die Discussion an, die sich zwischen Burmeister und Blasius hinsichtlich der Eigenthümlichkeit der Laufbekleidung der Singvögel ergeben und bestätigt durch seine Untersuchung die von Letzterem ausgesprochene Vermuthung, daß nämlich die in der Laufbekleidung von den ächten Sängern abweichenden Ampeliden, Tyranniden, Tamnophilinen, Pipriden in der That auch nicht den Singmuskelapparat besäßen.

In so weit giebt der Verf. Blasius Recht, kommt aber gleich darauf auf andere Ausnahmen von der durch Letzteren für die Singvögel aufgestellten Norm der Laufbekleidung zu sprechen; als wichtigste Ausnahme erscheint darunter die gewisser Tracheophones (Myiothera), wo die Seitenbekleidung des Laufs (die Sohle) ebenfalls ungetheilt (gestiefelt) gefunden wird. Aus seinen Untersuchungen leitet Müller folgende praktische Regeln ab, welche zur Orientirung über die bis jetzt nicht untersuchten Vögel dienen können.

1) Es giebt keine äußern Charaktere, aus welchen sich für alle Fälle mit Sicherheit auf den innern Bau der Passerinen und namentlich auf den Bau der Stimmorgane schließen ließe, und sind die Charaktere von der Bekleidung des Laufs im Einzelnen unzuverlässig.

2) Gleichwohl ist die körnige oder nackte Beschaffenheit der Sohle für jetzt ein sicheres Kennzeichen für den Mangel des Singmuskelapparates, wenn nämlich die vordern Tafeln, ohne Dazwischenkunft von Stiefelschienen, bis an die körnige hintere Bekleidung oder bis an das nackte Feld reichen.

3) Unter den Vögeln der alten Welt ist bis jetzt kein Beyspiel bekannt, daß Stiefelschienen ohne Singmuskelapparat vorkommen. Daher können diejenigen Vögel Ostindiens und Australiens, deren Kehlkopf noch nicht untersucht ist, die aber mit Stiefelschienen versehen sind, mit einiger Wahrscheinlichkeit unter die Singvögel eingerechnet werden.

4) Bey den Vögeln der neuen Welt ist der Schluß aus der Gegenwart der Stiefelschienen auf die Gegenwart des Singmuskelapparats nicht zuverlässig. Wenigstens kommt eine den Stiefelschienen sehr verwandte Bekleidung, wo die äußere hintere und die innere hintere Seite der Läufe weder Körner noch Tafeln trägt, ohne vielmuskeligen Kehlkopf vor.

5) Bey den Vögeln, deren Lauf an der Hinterseite 2 Reihen großer Tafeln trägt, läßt sich aus ihrer Gegenwart kein sicherer Schluß auf die innere Struktur machen und kann dieser Bau des Laufs mit der verschiedensten innern Struktur verbunden seyn.

6) Doch kömmt diese Struktur in Südamerika nur bey Vögeln ohne Singmuskelapparat, insbesondere bey mehreren Tracheophones vor. Die europäische Form von Singvögeln mit 2 hintern Tafelreihen, nämlich die Lerchen, erscheint in Südamerika gar nicht. Daher sind südamerikanische Passerinen mit 2 Reihen großer Tafeln an der Hinterseite des Laufs, welche an dessen hinterer Kante aneinander stossen, auch wenn man ihre Stimmorgane nicht kennt, zu den Tracheophones zu rechnen.

7) Wo die vordern Tafeln des Laufs auf beyden Seiten bis nach hinten umgreifen, kann mit Sicherheit angenommen werden, daß der vielmuskelige Singkehlkopf fehle, denn dieß ist nie mit demselben, wohl aber ohne denselben beobachtet.

8) Unter den auf den Kehlkopf untersuchten Tracheophones giebt es einander verwandte Gattungen, wovon die eine die Hinterseite des Laufs mit 2 Reihen Tafeln besetzt, die andere dieselbe, an der äußern wie an der innern hintern Seite, ohne Hornbekleidung und wie gestiefelt hat. Die letztern lassen sich an ihren untersuchten Verwandten erkennen.

9) Unter den Tracheophones giebt es bey einzelnen Gattungen eine Laufbekleidung, welche von derjenigen der Picarii, in andern Gattungen von derjenigen eigentlicher Singvögel nicht zu unterscheiden ist.

Aus den darauf folgenden allgemeinen Bemerkungen des Verf. über die Systematik der Passerinen heben wir Nachstehendes hervor. Zunächst spricht er sich dahin aus, daß jede Familie der Passerinen nur Vögel von übereinstimmender Kehlkopfbildung einschließen dürfe. Dann hält er die Unterscheidung der Oscines und Picarii als Ordnungen der Vögel auf gleichem Range wie die andern Ordnungen und in dem Sinne von Nitzsch für unstatthaft, da es weder äußere noch innere Merkmale gebe, welche constant mit der einen und andern Form des Kehlkopfs coincidirten. Aber auch die Unterscheidung der Kehlköpfe in 2 Hauptformen findet der Verf. nicht für sicher ausführbar, weil unter den Vögeln ohne den ächten Singmuskelapparat es theils Annäherungen an denselben giebt, theils unter ihnen eigenthümliche Abweichungen vom allgemeinen Typus vorkommen. Endlich weist er auf einige Passerinen hin, die ungeachtet der Verschiedenheit ihres Kehlkopfs einander erstaunlich ähnlich sind. Dahin rechnet er insbesondere Setophaga und Sylvicola, die sich im Flügelbau und im Lauf gleichen, auch sonst sich auffallend ähnlich sind, und sich doch nach Audubon dadurch unterscheiden, daß Setophaga den Kehlkopf der Picarien (Tyranniden), Sylvicola dagegen den der Sänger hat. Er besteht daher darauf, daß Abtheilungen unnatürlich sind, welche Setophaga

und Sylvicola, oder auch Cypselus und Hirundo in verschiedne Ordnungen bringen.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Fortsetzung.)

Worte, welche die Verzweiflung einzelnen Bürgern ausgepreßt, wurden als rebellische Gesinnungen der ganzen Bürgerschaft ausgelegt und dieser mit der Strenge kriegerischer Maßregeln, wie z. B. die Stadt vom Marienberg aus anzuzünden, gedroht. Aehnliches Mißtrauen hegen die Glieder der Regierung; sie alle schwebten in dieser Zeit offenbarer Krisis in großer Angst vor einer bösen Zukunft. Ungünstige Nachrichten über die Lage der Schweden in Schwaben, die Streifzüge der Croaten und Ungarn bis in die Maingegend, wo sie sich durch Grausamkeit bey Ueberfällen protestantischer Orte auszeichneten, erhöhten diese ihre Befürchtungen. Sie zogen Kunde über des Feindes Nähe ein. Herzog Bernhard befahl dem schwed. Oberst Freytag, den Marienberg vor einem feindlichen Ueberfall zu bewahren. Zu den vielen Leiden der Stadt kamen nun auch bösartige, ansteckende Krankheiten. Maßregeln, die auf den Gassen liegenden Kranken unterzubringen und der Seuche durch zweckmäßige Mittel entgegen zu treten, ergriffen Regierung, Magistrat und sämmtliche Aerzte in Würzburg. Dessenungeachtet nahm die Sterblichkeit auf beunruhigende Weise zu. Eingebrachte kaiserliche Gefangene theilten, bey den Bürgern einquartiert, diesen vertraulich die Nachricht vom Nördlinger Sieg mit.

8) Schlacht bey Nördlingen. Herzog Bernhards Flucht nach Würzburg. Desselben Unterredung mit dem dortigen Magistrate. Ankunft schwed.- und kaiserlichen Volks. Kriegerischer Wirrwarr in Würzburg. Schutzmaßregeln für die Stadt und Festung. Annäherung der Kaiserlichen unter Piccolomini, Sperrung der Stadt und Eroberung derselben durch die Kaiserlichen.

Auf der Flucht von der Nördlinger Schlacht verlor Bernhard bey Neresheim und Bopfingen sein reiches Gepäck mit vielen Kostbarkeiten und baarem Gelde an die verfolgenden Kroaten; am 11. September begab er sich von Kanstadt nach seinem Herzogthum Franken heraus; am 12. traf er in Würzburg ein und meldete in einem Schreiben vom 2/12. September vom Marienberg (Beylage XVIII, p. 213.) dem Magistrate seine Ankunft mit dem Befehle, daß er sich am 4/14. September bey ihm anmelden und ferneren Bescheid vernehmen solle. Mittlerweile erhielt der Bürgermeister Maternstein am 13. früh den Befehl des Herzogs, noch heute um 12 Uhr Mittags 250 Fröhner aufs Schloß unfehlbar zu stellen, widrigenfalls die Herrn des Raths nebst ihren Weibern und Mägden selbst würden frohnen müssen ꝛc. Der Magistrat berieth sich Nachmittags, was dem Herzoge auf seine morgen anzuhörenden Propositionen wohl zu antworten sey. Unheilvolle Gerüchte von Ausplünderung, Niederbrennen der Stadt, falls selbe die geforderten Summen nicht zahle oder die Vertheidigung weigere, wurden von einzelnen Räthen vorgetragen. — Am 14. September begaben sich sämmtliche Rathsherrn zum Herzog aufs Schloß. In das Kaiserzimmer gerufen, sprach ihnen Bernhard offen von seiner „erlittenen Einbuß.“ Für den Fall feindlichen Vordringens in dieß Land mahnte er die Bürger an die erbgehuldigte Pflicht, u. s. w. Und nachdem er hierauf noch ein Darlehen von 10,000 fl. verlangt, 7000 erhalten hatte, reiste er noch an demselben Tag mit einer Bedeckung von 95 Reitern von Würzburg nach Ochsenfurt ab, kaum ahnend, daß er seine fränkische Hauptstadt niemals wieder sehen würde.

Piccolomini, Götz und Isolan waren den bey Nördlingen geschlagenen Schwedischen auf dem Fuße gefolgt; Mergentheim und Rothenburg wurden genommen. Am 21. September erschien Piccolomini vor Kitzingen, welches sich ergab, und lagerte vor dieser Stadt. Auch Ochsenfurt hatte sich den Kaiserlichen ergeben und erbot sich neben der Garnison durch die Bürgerschaft diesen wichtigen Paß nach Kräften zu vertheidigen, wenn man den umherliegenden lutherischen Ortschaften ihre vielen Gewehre wegnehmen und sie ihnen geben wolle. Dieß geschah. Zur Cernirung der Festung Marienberg hatten die Kaiserlichen ein Feldlager bey Kleinrinderfeld errichtet: die sächsischen Beamten zu Ochsenfurt wurden ihrer Stellen entsetzt und diese an die ehemaligen fürstbischöflichen Diener übergeben.

Die Stadt Würzburg indessen war seit dem 14. September angefüllt mit Soldaten, die der Burger ernähren mußte. In dem Maße, in welchem die Kaiserlichen sich der Stadt näherten wuchsen auf Seite des schwedischen Militairs ernste Befürchtungen, auf Seite der Stadt die Bedrängniße. Immer größer ward die Noth, unmöglich konnten die Soldaten länger unterhalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Zur Orientirung in der Frage von den Ersatzmitteln des Getreidemehls, besonders in der Brodbereitung, nebst einigen analytischen Belegen zur Würdigung derselben. Von Julius Schlossberger, Dr. Med. u. Chir., außerordentlichem Professor der Chemie an der Universität Tübingen. Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert. 1847.

In der vorliegenden Schrift stellt der Verf., welcher durch seine ausgezeichneten Arbeiten als Schüler Liebig's dem gelehrten Publikum schon rühmlichst bekannt geworden, alle Vorschläge zusammen, welche zur Erzielung eines brauchbaren Mehlsurrogats gemacht worden sind. Die große Menge derartiger wohlgemeinter Vorschläge und Versuche erweist hinreichend die Schwierigkeit, solche von wahrhaft brauchbarer Beschaffenheit aufzufinden und anzustellen; nicht minder erklärt sich aus ihrer großen Zahl die vielleicht nicht geringere Schwierigkeit, eine umsichtige Auswahl darin zu treffen. Die Mehrzahl der Anempfehlungen, wie sie fast jede Woche auftauchen, um oft ebenso schnell wieder vergessen zu werden, sind unzweckmäßig und unbrauchbar und daraus ergibt sich genügend das Mißtrauen, welches über die ganze Sache hereinzubrechen droht. Bey der Prüfung von Brodsurrogaten sind es vorzüglich drey wesentliche Gesichtspunkte, welche man nicht aus den Augen lassen darf, nämlich

1. den physiologisch-chemischen,
2. den technisch-chemischen,
3. den ökonomischen.

1. Der physiologisch-chemische Gesichtspunkt in der Kritik der Brodsurrogate.

In diesem Abschnitte zeigt der Verf., daß von einem totalen, wirklich zweckmäßigen Ersatzmittel des Getreidemehls vorderhand nicht die Rede seyn kann, indem wir bis jetzt keine Substanz kennen, die wie die Cerealien ein Brod liefert, das die wesentlichen Nahrungsbestandtheile in so glücklicher Mischung enthält, den plastischen Nährstoff in innigem Gemische mit den Respirationsmitteln und mit den dem thierischen Körper nothwendigen anorganischen Salzen in so vollkommen nährender und verdaulicher Form vereinigt darstellt. Alle Vorschläge, welche mit Ansprüchen auf ein vollkommenes Ersatzmittel bisher gemacht wurden, sind haltlos, sanguinisch und darum durchaus aufzugeben. Die einzige mit auch nur einigem Erfolge zu stellende, ja fast die jetzt allein noch mögliche Frage ist die nach einem partiellen Ersatzmittel des Getreidemehls, und hierin dürfte wieder auszusprechen seyn, daß dasjenige Surrogat zu diesem Zwecke am geeignetsten sich herausstellen müsse, welches in seiner ganzen chemischen Mischung und nach seiner physikalischen Beschaffenheit dem Cerealienmehl am nächsten steht. Die Erfahrung bestätigt täglich diesen Ausspruch.

(Schluß folgt.)

Ueber die bisher unbekannten typischen Verschiedenheiten der Stimmorgane der Passerinen.

Ornithologische Notizen.

(Schluß.)

Nach Vorstehendem sieht es der Verf. als ausgemacht an, daß die Singvögel von den andern Passerinen nicht als Ordnungen getrennt werden können. Er erkennt nur eine große Abtheilung Insessores oder Passerinen an, welche auch die Scansores mit umfassen muß. Diese Ordnung würde Vögel enthalten mit dem größten Aufwand von Singmuskeln, so wie Vögel, die nichts mehr von Singmuskeln besitzen. Das Eine geht unmerklich in das Andere über.

Auch die Benützung der Kehlformen zu Unterabtheilungen der großen Ordnung der Insessores, nämlich als Polymodi, Tracheophones und Picarii, erklärt der Verf. als nicht von Einwendungen frey, da zum Theil dasselbe dagegen gelte, was gegen die Ordnung der Oscines und Picarii erinnert wurde, indem denn doch die Setophaga und Sylvicola immer noch unter sich verwandter als die Setophaga und Psittacus, und eben so die Hirundo und Cypselus unter sich verwandter als die Cypselus und Papageyen seyen. In weiterer Erwägung, daß es keine durchgreifenden äußern Kennzeichen gebe, welche dem innern Bau entsprechen, sieht der Verf. diejenige Anordnung als die natürlichste an, welche einfach die Familien der Insessores aufeinander folgen läßt, in der Art, daß die Sänger den Anfang und die Papageyen das Ende der Reihe bilden.

Schon aus der kurzen Uebersicht, die wir hier über Joh. Müller's Untersuchungen der Stimmorgane der Insessores gegeben haben, wird zur Genüge ihre große Bedeutsamkeit ersehen worden seyn. Diese kommt ihr nicht bloß zu, weil sie uns in zahlreichen Beyspielen ganz neue Formen des Stimmorgans der Vögel kennen gelehrt hat, sondern auch — und dieß ist für den Zoologen die Hauptbedeutung — weil sie uns die festen Anhaltspunkte zur Festsetzung der bisher wirr sich durchkreuzenden Familien der Sing- und Wiedvögel an die Hand gegeben hat. Seit den Arbeiten von Nitzsch ist keine erschienen, welche so gewichtige Aufschlüsse über den Bau eines der bedeutsamsten Organe in der Vogelwelt gewährt und zugleich der Systematik eine so fest und tief gründende Unterlage dargeboten hätte. Hat sie gleich das bisherige Schema, nach dem die Sing- und Wiedvögel in Familien gruppirt wurden, über den Haufen geworfen, so hat sie sich doch nicht bloß mit der Zersetzung der hergebrachten Anordnung begnügt, sondern hat aus deren Trümmern, auf haltbareren Fundamenten ein neues Gebäude aufgeführt, dessen Solidität mit Staunen und Freude erfüllt. An den Ornithologen ist es nun, die Fachabtheilungen des großen Gebäudes, das ihnen Müller aufgeführt hat, im Detail auszuarbeiten, zu begränzen und mit den einschlägigen Arten auszufüllen.

An solche Arbeit hat sich bereits J. Cabanis in seinen ornithologischen Notizen gemacht. Zwar lag demselben die ausführliche Abhandlung von Müller noch nicht vor, sondern nur der Auszug, den davon Letzterer in den Berichten der Berliner Akademie vom Jahre 1845 gegeben hatte, dafür hatte aber Cabanis den Vortheil gehabt, alle Vögel, die Müller zu seinen Untersuchungen benützte, unter die Hände bekommen zu haben. Da nämlich die Bestimmung der zu zergliedernden Vögel für den Zweck der Arbeit eine zuverläßig sichere seyn mußte, sowohl in Beziehung auf Art, als Untergattung und Synonymik, so übergab Müller die Weingeisterexemplare an Cabanis, den Gehülfen am zoologischen Museum in Berlin, um sie durch diesen gründlichen Ornithologen mit den in der Sammlung aufgestellten trockenen Vögeln vergleichen und bestimmen zu lassen. Dadurch in die Arbeiten Müllers eingeführt, unternahm nun Cabanis, mit Zugrundelegung derselben, den Versuch, in den vorliegenden Notizen einige neue Gesichtspunkte zur Anbahnung eines natürlicheren Systems nach äußern Kennzeichen zu gewinnen und einige Familien, Beyspiels halber, natürlicher als bisher abzugränzen. Es ist dieß also ein Versuch, wie ihn bereits Blasius und Sundevall

unternommen hatten, nur mit dem großen Vortheil, den Cabanis vor diesen voraus hatte, daß ihm durch die umfassenden und resultatreichen Untersuchungen Müllers eine feste Unterlage begründet worden war und er demnach sichereren Schrittes seinem Ziele entgegen gehen konnte. Daß er dieß mit großer Umsicht und Selbstständigkeit gethan hat, zeigt sowohl der Gang seiner Untersuchungen als die Resultate, zu denen er gelangt ist.

Mit uns ist er einverstanden, daß unter den Insessores 3 Ordnungen zu unterscheiden seyen: Oscines (Singvögel), Clamatores (Schrey- oder Wiedvögel) und Scansores (Klettervögel oder Paarzeher). Der Charakter der letztern ist durch die Stellung der Zehen sattsam bezeichnet; zur Unterscheidung der beyden andern Ordnungen aber nimmt er die Bekleidung des Laufs und die Zahl der Schwungfedern zur Hülfe. Als Ergebniß seiner Untersuchungen spricht er folgendes aus.

Alle Singvögel (Oscines) haben entweder nur 9 Schwingen an der Hand, indem die erste Schwinge gänzlich fehlt, oder sie haben 10, alsdann ist sie aber (im Gegensatze zu den analogen Formen der Clamatores, bey welchen die erste Schwinge lang ist) sehr kurz. Armschwingen sind (in der Regel) gleichfalls nur 9 vorhanden. Die Läufe sind entweder gänzlich oder doch an den Seiten mit einer ungetheilten Schiene (Stiefelschiene) versehen. In den wenigen Fällen, wo das eine Kennzeichen versagt, tritt das andere um so entschiedener hervor; so z. B. bey den Alaudidae, wo die Laufseiten keine Stiefelschienen, sondern getheilte Schilder haben, fehlt dafür die erste Schwinge entweder gänzlich oder ist doch merklich kurz; oder bey den Corvidae, wo die erste Handschwinge ausnahmsweise lang ist, auch mehr als 9 Armschwingen sich zeigen, sind doch stets deutliche Stiefelschienen an den Laufseiten vorhanden.

Cabanis hat also, hinsichtlich der äußerlichen Unterscheidung der Vögel mit ächtem Singmuskelapparat, dem von Blasius und Keyserling aufgestellten, von der Laufbekleidung hergenommenen Merkmale noch ein zweytes, auf die Handschwingen begründetes hinzugefügt, auf dessen Bedeutsamkeit auch schon Sundevall hingewiesen hatte. Gewiß ist damit die Sicherheit, den Vögeln die Beschaffenheit ihres Stimmorgans an äußerlichen Kennzeichen abzusehen, erheblich gesteigert worden. Ob damit in allen Fällen ausgereicht wird, wird sich zunächst bey Bekanntwerdung mit der Beschaffenheit des Kehlkopfs der Pitta erproben, indem bey dieser Gattung die Laufsohle ungetheilt ist und 10 vollständige Handschwingen vorhanden sind. Wirklich hat sie Cabanis bereits bey den Wiedvögeln eingereiht und wir selbst können nicht anders als mit ihm diesen Versuch wagen.

Trotz der uns wohl bekannten und nachher weiter zu besprechenden Beschränkung legen wir gleichwohl, nach eignen Untersuchungen, dem von Blasius und Keyserling für die Singvögel aufgestellten Merkmal eine größere Ausdehnung bey als dieß Müller und Cabanis zu thun scheinen. Wir können nämlich die Schilderreihen, die sich an den Sohlen gewisser südamerikanischer Tracheophonen zeigen, nicht für gleichartig mit denen der Lerchen gelten lassen, da sie bey letzteren an Zahl ziemlich mit denen der Vorderseite übereinstimmen, während bey ersteren die zwey Schilderreihen auf der Hinterseite an Zahl weit die vordern Tafeln übertreffen. So weit meine eignen Untersuchungen reichen, die ich allerdings aus Mangel an Muße nicht für erschöpfend ausgeben kann, sind es unter allen Insessoren nur gewisse südamerikanische Myiotheren, wie z. B. Myiothera domicella, bey denen der Schluß von der Laufbekleidung auf die Beschaffenheit des Stimmorgans irrig ausfällt, indem jene auf Singmuskelapparat hinweist, während die anatomische Untersuchung den Mangel desselben dargethan hat.

Indeß wäre es denn doch noch möglich, daß diese Ausnahme in gewisser Hinsicht eliminirt werden könnte. Cabanis nämlich, der diese Vögel in seine Untergattung der Hypocnemidinae gebracht hat, charakterisirt sie in folgender Weise. „Besonders charakteristisch für diese Gruppe ist die Bekleidung der Laufsohle, welche der Stiefelbildung äußerst nahe kommt und zuweilen täuschend ähnlich sieht. Hierdurch treten die Hypocnemidinen nicht nur an die Spitze ihrer Familie, sondern werden auch als die

den Singvögeln zunächst stehende Gruppe der Clamatores betrachtet werden müssen. Die äußere Seite des Hinterlaufs fanden wir bey derselben stets gestiefelt, die innere hingegen nackt und ohne Hornbekleidung. Zuweilen gewinnt die innere Laufseite indeß das Ansehen, als wäre sie gleichfalls mit einer Stiefelschiene bekleidet, doch bleibt umfassenderen Untersuchungen der Nachweis vorbehalten, in wie fern diese Bildung mit der bey den Singvögeln wirklich übereinstimmt, oder ob hier nur eine, etwa auf Altersverschiedenheit beruhende, individuelle Verwachsung der einzelnen Schilder stattfindet. Letzteres wäre immer noch ein bedeutender Unterschied, da die Singvögel schon als Nestvögel die Stiefelschienen haben, also mit denselben geboren werden."

So wäre es denn in Ansicht ausgestellt, daß selbst die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel sich auf die Norm, wenn gleich nur auf eine vorübergehende des Jugendstandes, zurückführen ließe. Wenn aber auch dieß nicht thunlich wäre, wenn die Ausnahme in ihrer ganzen Kraft sich gültig erhielte, so würde sie doch nur auf eine kleine Gruppe südamerikanischer Myiotheriden beschränkt bleiben, und weit in den allermeisten Fällen würde immerhin die Regel einen sichern Führer abgeben. Als solchen hat sie sich schon irrigen anatomischen Angaben gegenüber bewährt. So z. B. hatte Müller auf Audubon's Angabe von der Beschaffenheit des Stimmorgans hin die Setophaga unter den Picarien eingereiht; Cabanis dagegen sie zu den Singvögeln gestellt, weil sie nur 9 Handschwingen und Stiefelschienen an den Läufen hat. Neuerdings nun hat Müller (Arch. für Anatom. 1847 S. 397) Gelegenheit gehabt, an einem frischen Exemplar von Setophaga nachzuweisen, daß Audubon's Angabe unrichtig und bey dieser Gattung der ächte Singmuskelapparat vorhanden ist.

Noch hat es den Anschein, als ob Menura ebenfalls eine Ausnahme von der Regel machen dürfte. Müller rechnet sie des Stimmorgans wegen zu den Singvögeln, Cabanis dagegen zu den Picarien, weil sie sowohl Schilder an den Laufseiten, als auch 21 Schwingen am Flügel und 16 Schwanzfedern hat, während bey Singvögeln die Zahl der letztern nie 12 überschreitet, daher alle, gegen die Einreihung unter die letztern sprechenden, äußern Kennzeichen vereinigt. Wahrscheinlich wird sich der Widerspruch zu Gunsten der letztern Meinung entscheiden, denn es ist wohl zu bemerken, daß Müller nicht selbst den Kehlkopf der Menura untersucht, sondern nur auf Eyton's Angaben sich bezogen hat. Da nun letztere nicht immer ganz genau sind, auch nach dessen Aussage zwar vordere und hintere Kehlkopfmuskeln, jedoch nicht in 5, sondern nur in 2 Paaren vorhanden sind, so halten wir uns in Berücksichtigung der äußern Kennzeichen für berechtigt, diesen Stimmapparat nicht dem der Singvögel, sondern dem unserer Wiedvögel zuzuweisen.

Indem nunmehr Setophaga und Menura ihren rechten Platz im Systeme gefunden, und an der Laufbekleidung in Verbindung mit der Beschaffenheit der Handschwingen ein äußerliches Abzeichen für die Erkennung des Stimmorgans gegeben ist, glauben wir wie früher zur Trennung der Oscines und Picarii in gesonderte Ordnungen berechtigt zu seyn. Die Scheidung ruht in höchster und allgemein durchgreifender Instanz auf der Beschaffenheit des Stimmorgans, indem wir alle Insessoren mit dem fünfpaarigen, in eine vordere und hintere Gruppe geschiedenen Singmuskelapparat als Singvögel zu einer Ordnung zusammenstellen; alle andern Insessoren dagegen, deren Kehlkopf eine andere Beschaffenheit hat, also auch schon Menura und Chasmarhynchus, davon ausschließen und sie nach der Gruppirung der Zehen in 2 Ordnungen: Clamatores (Wied- oder Schreyvögel) und Zygodactyli oder Scansores (Paarzeher oder Klettervögel) vertheilen. Dabey gestehen wir allerdings gerne zu, daß wir zur Trennung der Wiedvögel und Paarzeher nicht solche gewichtige Gründe wie zu ihrer Absonderung von den Singvögeln vorbringen können; ein durchgreifendes Merkmal ist lediglich die paarige oder unpaarige Gruppirung der Zehen. Da diese indeß ein leicht auffindbares und entschiedenes Merkmal abgiebt, so dürfte immerhin die Sonderung der Paarzeher von den Wiedvögeln sich rechtfertigen lassen.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 14 Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1847.

Zur Orientirung in der Frage von den Ersatzmitteln des Getreidmehls, besonders in der Brodbereitung, nebst einigen analytischen Belegen zur Würdigung derselben. Von Julius Schlossberger.

(Schluß.)

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Ernährung überhaupt geht der Verf. zur speciellen Aufzählung der Brodsurrogate über. Die in den Jahren 1771, 1804 u. 1817 hervorgerufenen Vorschläge zu Ersatzmitteln des Getreidemehls werden mit vollem Rechte von dem Verf. als durchaus unhaltbar vor einer wissenschaftlichen Kritik bezeichnet. Wir erwähnen nur das von Ritschkow vorgeschlagene Pulver aus gedörrten Ochsenhäuten, Ploucquet's gemahlene Kalbs- und Hammelsknochen und die bekannten Vorschläge des Herzogs von Norfolk (Curriepulver) oder des Dr. Buckland (Kohlstrünke). Von der Idee geleitet, daß es bey der überraschenden Aehnlichkeit zwischen Holzfaser und Amylon möglich seyn müsse die erstere künstlich in das letztere überzuführen, schlug 1817 der berühmte Kanzler Autenrieth das Holz von Buchen und Birken ꝛc. nach einer Reihe von Vorbereitungen zur Verwendung als Mehlsurrogat vor. 17 Jahre später wurde dieser Irrthum durch Hartig's Versuche aufgeklärt, welcher durch das Mikroskop mit etwas Jodtinktur auf das unzweifelhafteste eine unerwartet große Menge Amylon in vielen unserer Bäume während des Winters nachwies. Das Stärkmehl ist demzufolge als ein Edukt, nicht aber als ein durch die Autenrieth'schen Operationen erlangtes Produkt zu betrachten. Auch bey der Voraussetzung des größtmöglichen Amylongehaltes in dem zum Brodbacken verwendeten Holzmehles würde doch stets eine so große Menge durchaus unverdaulicher Substanz in der Form von Holzfaser dem Magen zugeführt, daß eine solche Nahrung sicherlich nicht ohne bedeutende Schwächung der Verdauungswerkzeuge auf die Dauer ertragen werden könnte. Da in dem Holze sich nur eine sehr geringe Menge stickstoffhaltiger Substanzen befindet, so hat Autenrieth seinem Holzmehlbrode eine bedeutende Menge Milch, Getreidemehl und Getreidemehlhefe beyzumischen empfohlen (auf 15 ℔ Holzmehl werden 3 ℔ Getreidesauerteig, 2 ℔ Getreidemehl und nicht weniger als 8 ℔ Milch angerathen). Ungeachtet des Reichthums der Kuhmilch an stickstoffhaltigen Substanzen wird nach des Verf's. Analysen doch durch diese Zusätze kaum der Stickstoffgehalt des reinen Getreidemehlbrodes erreicht, abgesehen davon, daß das Autenrieth'sche Brod nicht einmal sehr billig seyn kann.

In dieselbe Categorie gehören die Beymengungen von Papiermasse und Baumrinden zum Getreidemehl. Letztere wird häufig zu Zeiten der Noth in Lappland und Norwegen verbacken, und Menander, Quellmatz u. A. haben es vielfach gerühmt. Allein dieselbe enthält so mannichfache und widrige Beymengungen, daß Leopold v. Buch in seiner Reise in Skandinavien die Meynung ausspricht, Gegenden, wo solches Brod zur Kost dienen müsse, sollten gar nicht bewohnt werden.

Ferner erwähnt hier der Verf. die Beymengungen von Hülsen der Cerealien, der Kleien, des gemahlenen Roggenstrohs, einiger Flechtenarten (z. B. Lichen rangiferinus, Lichen prunastri), der Treber und endlich der Malzkeime. Alle diese angeführten Substanzen sind aber entweder durch bedeutende Armuth an Nährstoff überhaupt, oder durch die große Menge unverdaulicher Beymengungen mehr oder weniger unzweckmäßig als Mehlsurrogate.

Eine zweyte Reihe, die sich übrigens nicht strenge von den erstgenannten Mehlsurrogaten abgränzen läßt, bilden diejenigen partiellen Ersatzmittel des Getreidemehls, die ebenfalls den Zweck haben, das Volumen und nicht gleichzeitig den Preis des Brodes zu erhöhen, also wenigstens scheinbar das Brod zu verwohlfeilen, aber nicht durch unverdauliche Beygaben, wie die vorher berührten, sondern durch andere vegetabilische Stoffe, die schon für sich gewöhnlich zur menschlichen Nahrung verwendet werden, nur nicht in der Form von Brod. Ja diese zweyte Reihe gehören die meisten unserer Feldfrüchte und ein Theil der Baumfrüchte; sie zerfallen in zwey wesentlich verschiedene Abtheilungen, nämlich in solche, welche bedeutend ärmer an plastischem Nährstoffe sind, als die Cerealien und in solche, welche letztere daran übertreffen. Zu der ersten Unterabtheilung rechnet der Verf. die essbaren Wurzel-, Zwiebel- und Knollen-Früchte und eine Reihe von Samen, wie Eicheln, Kastanien ꝛc.; zu der zweyten Unterabtheilung (mit überwiegendem Stickstoff) die Hülsenfrüchte und die essbaren Schwämme.

Ganz besondere Aufmerksamkeit widmet der Verf. der Anwendung der Kartoffel als Mehlsurrogat, so wie ihrer Beymengung zum Brode. Die Beurtheilung des Werthes der Kartoffeln in dieser Beziehung ergibt sich ganz einfach aus den Resultaten der Analyse derselben, welche zeigen, daß die Kartoffel eine absolut und relativ bedeutend geringere Menge von plastischem Nährstoff als das Getreidemehl enthält, ferner an Stärkmehl eine absolut weit geringere, dagegen relativ eine sehr variirende Quantität. Durch diese ihre vergleichungsweise bedeutende Armuth an stickstoffhaltigen Materien wird daher auch das mit größeren Kartoffelmengen versetzte Brod

weniger tauglich zum Wiedererſatze des Blutes und der Gewebe, in demselben Verhältniße als die Menge des Zusatzes vergrößert wird und als die Kartoffelmasse ärmer an jenen Materien ist, als das Getreidemehl. Noch auf einen Umstand in der Bereitung des Kartoffelbrodes macht der Verf. aufmerksam, welcher bisher nicht genügend berücksichtigt wurde. Mischt man nämlich die geschälte Kartoffel geradezu zum Brodteige, so erhält das Brod von den im Safte der Kartoffel enthaltenen Extraktivstoffen und Spuren eines aetherischen Oeles meistens einen sehr unangenehmen Geschmack. Werden durch Auspressen und Auswaschen jene unangenehmen Beymengungen entfernt, so geht zugleich mit dieser Behandlung vollends die stickstoffhaltige Substanz verloren und es wird dadurch der Nachtheil der Kartoffel als Brodsurrogat unendlich gesteigert. Wenn es auch Uebertreibung ist, den fast ausschließlichen Kartoffelbau als die unmittelbare und mittelbare Haupturſache des physischen und geistigen Herunterkommens ganzer Nationen oder wenigstens ganzer Klassen der Gesellschaft zu beschuldigen, so bleibt doch die Armuth der Kartoffel am wichtigsten Nährmaterial die immerwährende Veranlassung jener ungünstigen Einflüße, welche sich in dem Umsichgreifen der Scrofeln, so wie der welcken oder sogenannten schwammigen, gedunsenen Konstitution äußern, wenn nicht diese Armuth der Kartoffel durch gleichzeitigen Genuß von Milch, Käse, Fleisch ꝛc. aufgewogen werden kann.

In der weiteren Musterung derjenigen Mehlsurrogate, die sich dadurch an die Kartoffel anschließen, daß sie wie die letztere durch ihre Armuth an Proteinsubstanz und einen relativen Reichthum an Respirationsmitteln sich auszeichnen, erwähnt der Verf. die Apios tuberosa, die Claytonia, die Topinambur, die einheimischen stärkmehlhaltigen Knollenpflanzen, Lathyrus tuberosus etc.; ihre Zahl ist groß, ihr Werth, wenigstens als Brodsurrogate, ein sehr beschränkter.

Ganz wie die eben genannten Knollen wurden eine ziemliche Anzahl von Wurzeln als Mehlsurrogate in den verschiedenen Hungerjahren angepriesen. Die Runkelrübe hat vor anderen den Vorzug, daß

sie in großen Quantitäten zu haben ist, was mit der Queckenwurzel, die als Brodsurrogat so sehr gerühmt wurde, nicht einmal der Fall ist. Da übrigens alle diese Wurzeln sehr zuckerreich und stickstoffarm sind, so scheint es zweckmäßiger aus denselben Zucker darzustellen, als sie dem Brode beyzumengen.

Die Armuth des Reises an stickstoffhaltiger Materie ist bekannt, weßhalb er zur Darstellung eines lockeren wirklich guten Brodes nicht verwendet werden kann. Dasselbe gilt von allen im Handel vorkommenden Stärkmehlarten, Sago, Arowroot, Tapiocca ꝛc. In einem Cassavabrod aus Brasilien fand der Verf. nur ein halbes Procent Stickstoff. Der Verf. bespricht hierauf noch die Anwendung des türkischen Mais, der Hirse, des Buchweizens und des Hafers. Obgleich diese Vegetabilien in ihrem Stickstoffgehalte dem Getreidemehl sehr nahe stehen, so sind sie dessen ungeachtet nicht sehr geeignet zu Mehlsurrogaten, da sie durch einen mehr oder weniger großen Gehalt an Fett, leider demselben einen ranzigen Geschmack und Geruch ertheilen. Dagegen empfiehlt der Verf. die Anwendung des Kleien Wassers, welches man entweder durch Auskochen und Auspressen oder blosse Digestion von Kleie mit Wasser erhält. Indem man von 5 ℔ Kleie auf diese Weise eine Gewichtsvermehrung des Brodes um 1 ℔ 24 Loth erhalten kann, und das so bereitete Brod sich länger frisch erhält und einen kräftigeren Geschmack hat, als das mit bloßem Wasser bereitete, so dürfte dieß eine sehr empfehlenswerthe Methode seyn, die auch in fruchtbaren Jahren ihren bestimmten Werth behalten würde.

Die letzte Abtheilung der Ersatz- oder Zusatz-Mittel für das Mehl des Weizens und Roggens bilden die Samen der Hülsenfrüchte, also die Erbsen, Linsen, die gemeinen Bohnen, die Ackerbohnen, endlich die Wicken. Diese alle enthalten entschieden mehr Stickstoff, als die Cerealien und vermitteln gleichsam den Uebergang zur Fleischnahrung. Während sie in der gewöhnlichen Zubereitung, als Gemüse, meist angenehm und sehr nahrhaft sind, so eignen sie sich doch nur wenig zur Brodbereitung. Sie enthalten nämlich vergleichungsweise nur sehr wenig Kleber, dagegen ist ihre stickstoffhaltige Substanz zum größten Theil in der Form von Pflanzenkasein, Legumin vorhanden, eine Materie, die in Wasser auflöslich ist, nicht blos wie der Kleber damit aufquillt, die also weder das Wasser so kräftig bindet, noch durch eine eigenthümliche Elasticität so die Porosität des Brodes zu vermitteln fähig ist, wie dieß mit dem Kleber der Fall ist. Die mit größeren Zusätzen von Leguminosenmehl versetzten Brode sind deßhalb schwer, wenig porös und schwer verdaulich.

Zum Schluße dieses Abschnittes macht der Verf. auf das wichtigste der Brodsurrogate, den Malzteig, aufmerksam. Diese bisher zu den Abfällen gerechnete Substanz ist nicht nur fähig, in der Brodbäckerey eine nützliche Verwendung zu finden und dabey einen sehr namhaften Antheil an Getreidemehl zu ersparen, sondern das aus ihm mit etwa einer gleichen Menge Getteidemehl dargestellte Brod besitzt vollständig das Aussehen, die Porosität, die Farbe, den Wohlgeschmack unseres Schwarzbrodes, so daß es fast unmöglich erscheint, die Beymengung von Malzteig in einem solchen Brode überhaupt zu erkennen. Aus den vom Verf. angegebenen chemischen Analysen ist zu entnehmen, daß durch den Zusatz des Malzteiges zum Brode der Stickstoffgehalt desselben erhöht würde. Endlich ist noch als ein sehr vortheilhafter Umstand zu betrachten, daß das gut zubereitete Malzteigbrod selbst nach 14tägiger Aufbewahrung sich noch feucht und sehr schmackhaft erhält, ohne auch nur eine Spur von Schimmelbildung oder von dem Beginne eines Uebergangs in die faule oder saure Gährung zu zeigen.

2. Der technisch-chemische Gesichtspunkt.

In diesem Abschnitte behandelt der Verf. die Frage, in wie weit die vorgeschlagenen Ersatzmittel des Getreidemehls nicht nur fähig sind, verdaut zu werden und sowohl der Respiration und Wärmeerzeugung, als der Reproduktion und Blutbildung zu dienen, sondern auch in wie weit ihre physikalisch-chemischen Eigenschaften sie geeignet erscheinen lassen, ein wahrhaft brodähnliches Gebäcke zu liefern, ebenso wohlschmeckend, ebenso porös, ebenso verdaulich

und zur täglichen vorzugsweisen Nahrung geeignet. Unter allen vorgeschlagenen Substanzen ist es nach den angestellten zahlreichen Versuchen nur der Malzteig, welcher allen Bedingungen in diesen Beziehungen entspricht. Der Verf. behandelt daher auch die Anwendung des Malzteiges zum Brodbacken besonders ausführlich, indem die bey der Operation des Knetens, Backens u. s. w. nothwendigen Vorsichtsmaaßregeln näher bezeichnet werden. Wir müssen in dieser Beziehung indeß auf die sehr interessante Abhandlung selbst verweisen. Nach der Angabe des Herrn Prof. Zuccarini sind mit dem Malzteig als Brodsurrogat auch in Bayern schon seit einem Jahre die gelungensten Versuche angestellt worden.

Schließlich empfiehlt der Verf. die in England gebräuchliche künstliche Panifikation nach Colghoun's Verfahren, welche darin besteht, daß man dem Teige kohlensaures Ammoniak und doppelt kohlensaures Natron zusetzt. Es wird dadurch eine sehr bedeutende Entwicklung von Kohlensäure erzeugt und somit dem Brode die nöthige Porosität verliehen bey gleichzeitiger Ersparniß an plastischem Nährstoff und Zucker.

3. Der ökonomische Gesichtspunkt.

So einfach und einleuchtend der Satz ist, daß ein Surrogat wohlfeiler seyn müsse, als die Materie, für deren Ersatz es in Anwendung gebracht, so ist doch gegen denselben schon mannichfach gesündigt worden. Man hat durch nährstoffarme oder gar durch geradezu unverdauliche Beymengungen zu vergleichungsweise sehr geringen Getreidemehlmengen sogenannte Brodlaibe von mächtigem Umfange und großem Gewichte bereitet und alsbald daran eine Reihe philantropischer Illusionen angeknüpft, deßhalb weil jetzt der Arme einen großen Laib für dasselbe Geld erhalte, für das er sonst in den theuren Zeiten nur ganz kleine Mengen gewöhnlichen Brodes erkaufen könnte. Dieß kömmt uns gerade so vor, als wenn man zur Vertheidigung des Lotto in scheinbarer Humanität den Vorschlag macht, es zur Hoffnung und zum Troste des Armen beyzubehalten. Diesen sentimentalen Vorspiegelungen, diesen Selbsttäuschungen und lächerlichen Hoffnungen kann stets nur bittere Enttäuschung folgen.

Für einen ebenso großen Irrthum bezeichnet der Verf. mit vollem Rechte die Methode, Substanzen als Ersatzmittel des Getreidemehls zu gebrauchen, die in der landesüblichen, meist höchst einfachen und herkömmlichen Zubereitungsweise sehr oft viel wohlschmeckender, entschieden aber viel wohlfeiler zur menschlichen Nahrung verwendet werden, als wenn man sie gleichsam mit Gewalt, zu Brod verbäckt. Payen nennt ganz richtig die Kartoffel un pain tout fait; warum sie daher noch auf umständliche Weise in Brod zu verwandeln suchen? Offenbar ist es angenehmer, ein kleines Stückchen Brod zu dem Erbsen- oder Bohnengerichte zu nehmen, als das ganze Gemüse in die kleine Portion von Brod mit Geldaufwand und mit Nachtheilen für die Verdaulichkeit zu verbacken.

Der Verf. gelangt endlich zu dem Resultat, daß auch in ökonomischer Beziehung der Malzteig das einzige empfehlenswerthe Surrogat des Getreidemehls sey. In Beziehung der detaillirten Berechnungen, welche der Verf. zur Unterstützung seiner Ansicht angibt, verweisen wir auf die Abhandlung selbst. Wir zweifeln nicht, daß der Verf. in dem vorliegenden Werke seine dankenswerthe Absicht erreicht habe, auf wissenschaftlichem Wege die Aufmerksamkeit auf dieses dauernde Ersatz- und Ersparnißmittel eines Theils Getreidemehls gelenkt zu haben, und wünschen mit ihm, es möge nicht unzeitige Vorsicht und instinktartiges Hängen am Althergebrachten der Einführung wahrhaft nützlicher Neuerungen hindernd in den Weg treten. —

Vogel jun.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 15. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 20. Nov. 1847 las

1.

Hr. Hofrath Buchinger über die hohenstaufischen Herzoge in Franken.

Die Karolinger hatten zwar die alten deutschen National-Herzoge allenthalben, wo sie zu ihrer Zeit noch bestanden, unterdrückt, aber nicht auch deren Herzogthümer aufgelöset und zertheilt. Jedes derselben sollte vielmehr bey seinen Gesetzen und Gewohnheiten in Einheit verbleiben, welche nur nicht mehr durch erbliche Stammherzoge regiert, sondern allein durch temporäre und absetzbare, aus dem höhern geistlichen und weltlichen Stand ernannte k. Kommissäre und Kammerboten zusammengehalten und beaufsichtet, und gegen den auswärtigen Feind ebenfalls nur durch zeitliche absetzbare Markgrafen und Heeresführer geschützt werden sollte. Allein, so berechnet diese Einrichtungen auch scheinen mochten, die Herrlichkeit und Macht bey den Königen ungetheilt zu erhalten, konnte doch nicht vermieden werden, zu den bezeichneten Functionen, durch Reichthum und Stand ausgezeichnete Personen, also Bischöfe, Grafen und wohlbegüterte Dynasten zu ernennen, um ihrem amtlichen Wirken auch den nöthigen Nachdruck zu verschaffen; hiemit legten sie aber unbeabsichtet den Keim zum neuen Erblühen herzoglicher Gewalt, denn diejenigen, welche zu Missis regiis, Markgrafen oder Heersführern, wenn gleich nur temporär erhoben worden waren, erhielten hiedurch gleichwohl Gelegenheit, die ihnen also anvertraute Gewalt zur Verstärkung ihrer eigenen Hausmacht und Erwerb von Privilegien zu benützen, und, wenn sie öfters zu denselben Functionen gewählt wurden, sich über alle andern bisherigen Standesgenossen zu erheben; so kam es, daß gegen Ende der Karolinger-Herrschaft in Deutschland fast in jedem Herzogthum einzelne Häuser und Geschlechter zu überwiegender Macht und Gewalt gelangten. In Franken nun glückte es vorzüglichst nebst dem Erzbisthum Mainz und Bisthum Würzburg, dessen erster Bischof Burkhard schon ansehnliche Schenkungen an Zehenden, Strafgeldern und andern Einkünften in mehrern östlichen Gauen und schätzbare Gerichts-Immunitäten von König Pipin und seinem Nachfolger erhalten hatte [1]), einem von weiblicher Seite her den Karolingern verwandten gräflichen Hause zwischen der Lahn und dem Rhein in Hessen und der Wetterau, woraus das nachmalige salische Kaiserhaus hervorging [2]), und dem gleichfalls reich be-

1) Nach den Urkunden des Kaisers Ludwig I. 823, des Kaisers Arnulf 889 und der Ottonen ꝛc. M. s. Joh. ab Eckhart Commentarii de rebus Franciae orientalis. Tomi II. Würzburgi, MDCCXXIX. — Regesta Boica T. I., wo vom K. Arnulf vier Urkunden v. J. 885 bemerkt sind.

2) Joh. Fried. Pfeffinger Corpus juris publici ad ductum Phil. Reinh. Vitriarii instit. jur. publ. IV. Tom. Goth. 1731. Tom. I Tit. V. pag. 478.

güterten gräflichen Hause der Babenberger im Nordosten Frankens sich über alle andern Häuser im herzoglichen Sprengel emporzuschwingen; es bedurfte bey zunehmender Schwäche und Kraftlosigkeit der königlichen Regierung nur eines Kampfes zwischen beyden Häusern, um dem einen herzogliche Macht und Würde zu gewinnen, und dieser Kampf hieb auch nicht aus; denn die Eifersucht erregte um das Jahr 905 unter König Ludwig dem Kinde jene bekannten, langwierigen und blutigen Fehden, welche ganz Frankenland erschütterten, den babenbergischen Grafen Adalbert, einen Enkel des Herzogs Otto von Sachsen von dessen Tochter Baba [3]), auf das Blutgerüst brachten, und seine großen Besitzungen dem königlichen Fiscus anfällig machten, dem Sohne aber des in den Fehden umgekommenen Grafen Conrad [4]) vom erwähnten salischen Hause, auch Conrad genannt, Gelegenheit gaben, nunmehr frey von Nebenbuhlerschaft sich von bisheriger gräflicher und missatischer Beamtung zur herzoglichen [5]) aufzuschwingen, von welcher er nach des Königs Ludwig Tode im J. 911 sogar zum Könige und Ludwigs Nachfolger erhoben ward, und in welcher er seinen Bruder Eberhard zum ersten Nachfolger hatte.

Eberhard wurde bey den alten Geschichtschreibern bald Graf, bald Pfalzgraf, Markgraf oder Herzog zugenannt [6]), wahrscheinlich nach den verschiedenen amtlichen Funktionen, die er zeitweise bekleidete. Conradus Urspergensis nennt ihn in Vita Conradi I. Regis pag. 144 einen Grafen, „Sub quo (Conrado I.) — heißt es — potentissimi erant Principes Arnoldus in Baioaria, Burchardus in Suevia, Heberhardus comes potentissimus in Francia, Giselbertus dux in Lotharingia, inter quos Henricus Saxonum et Thuringorum Dux praepotens clarebat.“ Der Chronographus Saxo ad annum 914 nennt ihn auch einen Grafen, Sigebertus gemblacensis nennt ihn Pfalzgrafen, Comitem palatinum [7]), das Chronicon Laurisheimense aber Markgrafen, „Conradus vero frater Eberhardi Marchionis“ — heißt es bey diesem — „Orientalis Regni partem circa Rhenum tenuit.“ Er rebellirte gegen seinen Bruder, nachdem Letzterer König geworden war, mit dem mächtigsten Fürsten Deutschlands, wie eben bemerkter Chronograph zum Jahre 914 bereits anführte, unterwarf sich aber wieder, und fügte sich sogar aufopfernd in des sterbenden königlichen Bruders Empfehlung des Herzogs Heinrich von Sachsen, Ottos Sohn zum Nachfolger auf dem deutschen Throne, der ihn deßhalb nach Conrads erfolgtem Tode als wirklichen Herzog in Franken erkannte, und als Herzog wird er nun auch von mehrgedachtem Chronographen bey Gelegenheit seiner Rebellion gegen König Otto I. und von dem Chronicon Quedlinburgense in den Jahren 937 bis 939 bezeichnet.

Eberhards Nachfolger im Herzogthume wurde ein Sohn seines Bruders Wernher, Conrad der

3) Ottonis Frisingens. Chronicon. „Albertus nobilissimus Francorum Comes Ottonis Saxonum Ducis ex Baba filia nepos.“

4) Reginonis Chronicorum libri duo: „Corradus senior (anno 905) - - - - - exstinctus est. — Nach Pfeffinger in Vitriario illustrato soll ein Theil der eingezogenen Besitzungen Alberts nachhin an des Erschlagenen gleichnamigen Sohn zu seiner herzoglichen Würde gegeben worden, und als Letzterer König wurde, seinem Bruder Eberhard zugekommen seyn.

5) Die herzogliche Gewalt bestand damals in der Militär-Gewalt des Missus, verbunden mit dem Rechte, Landtage (Placita) zu halten, und über den Landfrieden zu wachen, die Justiz- und Cameralgeschäfte des Missus oder Sendgrafen fielen hingegen an den Pfalzgrafen, der ohnehin mit jenem mehrern Falls concurrirt hatte.

6) Pfeffinger ad Vitriarium. T. II. Lib. XVI. —

7) Von der pfalzgräflichen Würde Eberhards und seiner Verwandtschaft an der K. Pfalz zu Aachen, welche der Karolinger vorzüglichste Residenz war, leitet C. L. Tollner Hist. palat. ad Rhenum (Francof. ad Moenum 1700) Cap. VII. pag. 174 den Namen Salier her, indem er ihn von dem Worte Saal entnimmt, und terra salica mit terra palatina gleichbedeutend hält. Andere leiten den Namen von der thüringischen Saale her und unterscheiden zwey Hauptlinien der Salier um das zehnte Jahrhundert.

Weise, Herzog von Lotharingen und auch von Worms zugenannt. Er war Gemahl der Luitgarda, einer Tochter des Kaisers Otto I. und hinterließ nach seinem i. J. 955 erfolgten Tode einen Sohn Otto, der Herzog von Franken wurde, und vier Söhne hatte, wovon der eine, Heinrich, nach ihm Herzog in Franken wurde, und ein anderer, Cuno oder Conrad mit Namen, Kärnthen überkam, dessen Sohn Cuno oder Conrad der jüngere nach seines Oheims, des eben gedachten Heinrichs Tode ihm in Franken folgte, Heinrichs Sohn aber, Cuno oder Conrad der ältere, König von Deutschland wurde [8]), bekannt unter dem Namen Conrad der Salier, und römischer Kaiser seit 1027. Beyde starben i. J. 1139 und des letztern Sohn Heinrich, der schon bey des Vaters Lebenszeit zu seinem Nachfolger im Reiche gewählt worden war, wurde jetzt König, und sollte nun über das erledigte Herzogthum von Franken verfügen, er ließ es aber unbesetzt und sein Sohn und Nachfolger als König und Kaiser hielt es ebenso [9]).

Es erachten hienach mehrere neuere deutsche Historiker, wie schon Mascov, Pütter, Ignatz Schmid, Stumpf ꝛc., das Herzogthum Franken seit des Kaisers Heinrich III. resp. II. Regierung auf immer für eingegangen, und namentlich Eichhorn in seiner deutschen Staats- und Rechtsgeschichte II. Theil erklärt es für immer erloschen, mit dem salischen Kaiserhause vertheilt unter die fränkischen geistlichen und weltlichen Herrschaften. Gleichwohl aber kommen noch fränkische Herzoge aus dem hohenstaufischen Hause geschichtlich vor, und mit diesem Hause gleichzeitige alte Schriftsteller bezeichnen viele Glieder desselben als fränkische Herzoge. Es scheint sonach ein Widerspruch hier obzuwalten, der gelöset werden muß, und es frägt sich in welcher Weise? Die Beantwortung ergibt sich nun allein nur durch Unterscheidung zwischen dem salischen und dem hohenstaufischen Herzogthume. Die Salier waren Herzoge von oder über das ganze Landgebiet, welches unter dem Namen Herzogthum Franken, vom mittlern Rhein bis in den Nordgau mit einigen Exemtionen sich erstreckte, die Hohenstaufen aber waren nur Herzoge in Franken, nämlich nur in einem Theile desselben. Die herzogliche Gewalt der Salier war hervorgegangen aus der vorhin geübten gräflichen und missatischen, sohin reine Amtsgewalt, ein oberstes Reichsamt über eine ganze Provinz, die herzogliche Gewalt der Hohenstaufen aber war eine verliehene Zuthat zur territorialen oder grundherrlichen Gewalt auf ihren Erb- und Patrimonial-Landen und Besitzungen, und erstreckte sich also auch nur so weit als diese reichten, und dieses Ergebniß war Folge des vorgedrungenen Territorial-Systems oder des allmählig auf den Umfang mehrerer Gauen angewachsenen Hausguts glücklicher und vorsichtiger Grafen- und Dynasten-Geschlechter und des Patrimonialguts geistlicher Stifte [10]). Die Hohenstaufen

8) Sein und seines Sohnes Caplan hat in seiner Lebensbeschreibung auch seine Königswahl umständlich beschrieben. M. s. Wippo de vita Conradi salici bey Pistorius Tom. III. —

9) Eccehardus Monachus († 1071) libro de Casibus Monasterii S. Galli in Alemania bey Goldast äußert sich, wie zu seiner Zeit Franken dem k. Fiscus peculiariter untergeben und ohne Herzog war, gleich der Provinz Schwaben unter K. Arnulfs Zeit. Friedrich von Raumer in seiner Geschichte der Hohenstaufen I. Band, II. Buch 3. Hauptstück äußert zwar nach Feßmayers Geschichte von Bayern, daß seit 1047 das Herzogthum Franken mit dem Bisthum Würzburg verbunden gewesen sey, allein es wurde hier nicht unterschieden zwischen dem alten Herzogthum, welches K. Heinrich III. und K. Heinrich IV. unbesetzt ließ, und dem Patrimonial-Herzogthum der Würzburger Bischöfe. Dieses wurde zwar sehr gefördert durch die unterlassene Wiederbesetzung des andern, beschränkte sich aber immer nur auf seine Unterthanen und Eingesessenen, wenn gleich in einem mehrere Grafschaften umfassenden Territorium, daher es eben zu eignem Ducat sich erhob. —

10) Auch in Bayern muß unterschieden werden zwischen den alten ämtlichen Herzogen von Bayern und den wittelsbachischen Herzogen, nachdem sie einen großen Theil des alten Herzogthums-Sprengels durch Erbschaft, Kauf und andere Privatrechtstitel als Patrimonial-Territorium erworben und Landesherrn hierin geworden waren. Man findet auch diese Herzoge bis in die neuesten Zeiten immer als Herzoge in, nicht von, Bayern bezeichnet, weil nämlich nebst den herzoglich-wittelsbachischen Territorien noch mehrere Hochstifte und Reichsgrafschaf-

waren nun zwar ein schwäbisches Adels- und Dynasten-Geschlecht (v. Büren), aber sie kamen in Schwägerschaft mit dem fränkischen Geschlecht der Salier, namentlich dem salischen Kaiserhaus und zur Erbschaft von dessen Hausmacht oder Patrimonial-Gebiet in Franken, das sich über viele Gauen hierin und südlich namentlich über den Kochergau und den Mulachgau erstreckte, wo sich ein großer Theil der Grafschaft Rothenburg befand [11]).

Der erste hohenstaufische Herzog in Franken wurde Conrad, der Sohn des hohenstaufischen Herzogs, Friedrich von Schwaben und der Prinzessin Agnes, einer Tochter des Kaisers Heinrich IV., der den gedachten Friedrich von Hohenstaufen zum Herzog erhoben hatte. Er erhielt zuerst von seinem Oheim, (Mutters-Bruder) dem Kaiser Heinrich V., mehrere fränkische Grafschaften mit dem Kochergau in Verwaltung, was aus einer spätern Urkunde von ihm selbst hervorgeht, und nach einer Stelle in der Wernitzer Chronik wurde er i. J. 1116 namentlich mit der Stadt Rothenburg und zugehöriger Herrschaft belehnt [12]). Gleichzeitig wurde ihm sogar nach der Chronik Conrads von Ursberg das Herzogthum Ostfrankens, das den Würzburger Bischöfen aus alter Concession zugestanden habe, anvertrauet [13]). Nur war er darum noch weder ein Herzog von Franken, noch ein Herzog in Franken; denn es kann hier nur an eine zeitliche Verwesung der herzoglichen Rechte der Würzburger Bischöfe gedacht werden, da sie nicht diesen, sondern ihrer Kirche verliehen worden waren, und daher letzterer nicht entzogen wohl aber zeitlich einem andern Subjecte, als dem eben bestehenden Bischofe in besondern Fällen zur Administration anvertraut werden konnten. Auch hatte gedachtes Hochstift eben selbst die herzogliche Gewalt nicht über das ganze Herzogthum Franken [14]), sondern nur über einen östlichen Theil desselben, nämlich im Umfange seines weltlichen Territoriums oder Kirchenguts (Patrimonium S. Kiliani).

(Fortsetzung folgt.)

---

ten ꝛc. ohnerachtet ihrer eigenen Landesherrlichkeit zu Bayern gerechnet, und als die Reichskreise gebildet wurden, unter den bayerischen Kreis kamen.

11) Rothenburg an der Tauber, die Grafschaft im Mulachgau mit Zugehörungen im Kocher- und Murachgau, kam erst nach Aussterbung der eigenen Grafen im Anfange des XI. Jahrhunderts an die Salier, deren Sitz ursprünglich an der Lahn und Umgegend war, so wie denn auch König Conrad I. Weilburg zur Hauptstadt hatte. Im XII. Jahrhundert findet man sie schon verbreitet in Hessen, am Mittelrhein und selbst links des Rheins in Worms, wie sie aber zur Grafschaft Rothenburg kamen, wenn nicht die dortigen Grafen selbst ein Zweig der Salier waren, ist ungewiß. Nach Pefinger ad Vitriarium illustratum mochte die Grafschaft ein Theil der Besitzungen des enthaupteten babenbergischen Grafens Adalbert gewesen seyn, den König Conrad I. seinem Bruder Eberhard gegeben.

12) Dr. H. W. Bensen histor'sche Untersuchung über die ehemalige Reichsstadt Rothenburg. Nürnberg 1837.

13) Qua commotione succensus Imperator Ducatum orientalis Franciae, qui Wirceburgensi Episcopo antiqua Regum successione competebat, Chunrado sororis suae filio commisit. M. s. auch den Annalista Saxo ad annum 1116. und Pfeffinger ad Vitriarium illustratum. —

14) Unter den Merovingern zur Zeit ihres gespalteten Reichs unterschied man bekanntlich Neustrien und Austrasien, welches auch Francia orientalis hieß, und die den Allemannen am rechten Rheinufer entrissenen und vom thüringischen Reich bis nördlich zur Unstrut entzogenen Distrikte, worin die Hetane einige Zeit als Herzoge bestanden, inbegriff. Als aber die Reichsspaltung aufhörte und Neustrien und Austrasien oder Francia orientalis zusammenfielen, wurde der Name Francia orientalis zwar noch beybehalten, aber namentlich unter Karl dem Großen auf das Territorium innerhalb dem Sachsenland, der sächsischen Saale, der Donau und dem Rhein beschränkt, also ohngefähr auf die obgedachten, von den Allemannen und Thüringern gewonnenen Lande. Dieses Territorium nun war ein Herzogthum. Es bildeten sich aber mit der Zeit hierin die mainzischen und rheinpfälzischen ꝛc. Lande zur Selbstständigkeit, so daß man ein Rheinfranken zwischen der Lahn und dem Nekar von Ostfranken unterscheiden konnte.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die hohenstaufischen Herzoge in Franken.

(Fortsetzung.)

Was Würzburg besaß, war selbst nur ein Herzogthum in Franken, nicht von Franken. Die Sache hing also zusammen. Als nämlich der Kaiser Heinrich V. in Folge des bekannten Streits mit den Päbsten über die Investitur der geistlichen Reichsfürsten und Prälaten sammt seinem Anhang excommunicirt worden war, wurde auch Bischof Erlong zu Würzburg von der übrigen hohen Geistlichkeit gezwungen, die Gemeinschaft mit dem Kaiser aufzugeben [15]), und dieser entzog ihm deßhalb die oberstrichterliche oder herzogliche Gewalt in seinem hochstiftlichen Territorium, und übertrug sie interimistisch seinem Neffen, Conrad von Hohenstaufen. Als sich aber der Investitur-Streit seinem Ende näherte, gab der Kaiser dem Bischof die ihm entzogene Gewalt wieder zurück in einer eigenen Urkunde v. J. 1120 [16]). Indeß wurde Konrad späterhin doch noch ein Herzog in Franken, als ihm sein Onkel, der Kaiser, die salischen Erblande in Franken überließ, und zwar noch bey seines (des Kaisers) Lebenszeiten, was sich aus der gleichzeitigen Chronik von Halberstadt bestätigt, wo vorkommt, daß Kaiser Heinrich V. bey Herannäherung seines Todes seine Schwester-Söhne, Conrad den Franken-Herzog und Friedrich den Herzog von Schwaben, behufs einer Unterredung über den Zustand des Reiches zu sich berufen hatte [17]). Nur konnte er nicht über ganz Franken Herzog seyn, eben weil das Hochstift Würzburg auch herzogliche Gewalt in Franken hatte, sowie auch von andern Hochstiftern darin Exemtionen errungen waren. Er strebte, als sein Oheim, der Kaiser Heinrich V., ohne männliche Succession verschieden war, nach der Nachfolge im Reiche, sah aber im Streit hierum die in seinem überkommenen Territorium entlegene Stadt Nürnberg von seinem mit ihm in zwistiger Wahl [18]) gewählten, aber glücklichern Gegen-Kaiser Lothar i. J. 1127 belagert

15) Ussermann Episcopatus wirceburgens. ad 1106—1121.

16) Data Wirceburc. Indictione XIII. die I. Mai, Regesta Boica T. I. „Dignitas judiciaria in tota orientali Francia — — qualiter a praedecessoribus nostris Regibus et Imperatoribus ad domum S. Salvatoris — — Stique. Chiliani in urbe Würzburg dono data, nostris temporibus inde est alienata — — —“

abgedr. in Lenkfeldi antiquitatibus Poeldens. p. 253. — Von dieser Restituirung kömmt bey v. Raumer nichts vor.

17) Chron. Halberstadense apud Dnum. de Leibnitz Tom. II. rerum brunswicens. p. 134. „Henricus hujus vocabuli V. Imperator, sentiens imminere sibi diem mortis suae, advocatis consobrinis, Conrado duce Francorum et Friderico duce Sueviae, de statu Regni cum eis prout potuit, tractavit, communicansque (sacro viatico) defunctus est anno Regni X. Imperii vero XIV. X. Cal. Jun. — — — et sepultus est Spirae.“ —

18) Chronicon. Halberstadens. l. c. —

und i. J. 1130 nebst Speyer auch erobert [19]), und mußte sich mit seinem Bruder durch Demüthigung Versöhnung erwirken (1135). Da indeß Kaiser Lothar schon i. J. 1137 kinderlos verstarb, so glückte es dem hochherzigen Herzog Conrad doch noch zur römischen Königswürde zu gelangen, in welcher er als Conrad der III. bekannt ist.

Des Königs Conrad Nachfolger, zwar nicht in der Königswürde, aber in den vom salischen Kaiserhause ererbten Graf- und Herrschaften zu Franken wurde nun sein Sohn Friedrich, der von seiner Hauptbesitzung oder von seiner Residenzstadt, Herzog von Rothenburg geheißen wurde [20]), was allein schon dafür spricht, daß er nicht Herzog vom ganzen Franken, sondern nur in Franken war, und auf einen ererbten Landestheil, der früherhin nur die Bezeichnung einer Grafschaft hatte, seinen herzoglichen Titel auf Lebenszeit übertrug. Dieser Fürst verdiente sich ewiges Andenken in der deutschen Geschichte. Denn obgleich sein eigner Vater, der König Conrad III., bey herannahendem Lebens-Ende, nicht ihn, seinen damals noch unmündigen Sohn, sondern seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, den Reichsständen zur Nachfolge in der Königswürde empfohlen hatte, so diente er diesem seinem Vetter doch mit ungemeiner Treue, war fast stets mit ihm in den italienischen Feldzügen, und bewährte fortwährend die ausgezeichnetste Unerschrockenheit und Tapferkeit, bis er endlich i. J. 1167 nicht dem Feinde, sondern nachdem er noch zu Rom wider die in Aufruhr sich erhobenen Römer angestürmt hatte, mit gar vielen Deutschen von hohem Adel und hohem Range einer plötzlich eingetretenen tödtlichen Pest erlag [21]).

Dem kinderlos verstorbenen Herzog Friedrich von Rothenburg folgte als Erbe sein vorgedachter Vetter, Kaiser Friedrich I. der Rothbart. Dieser hochsinnige Fürst, welcher die großen Herzogthümer im Reiche als bedenklich für seine Machtvollkommenheit vielmehr verkleinern als zerfallene wieder herstellen wollte, wie die von ihm zertheilten großen Herzogthümer von Bayern und Sachsen erweisen, hatte wahrscheinlich nie in Absicht, das vormalige unter den letztern Saliern eingegangene ämtliche Herzogthum Franken wieder herzustellen und zu erneuern, wohl aber beabsichtigte er, aus der Grafschaft Rothenburg und andern ererbten Gräfschaften und Herrschaften in Franken ein stattliches fränkisches Patrimonial-Herzogthum für sein Haus und zunächst für einen seiner Söhne zu bilden. Hienach wird Karl Theodor Gemeiners in seiner Geschichte des Herzogthums Bayern unter dem Kaiser Friedrich I. gemachte Aeußerung, nach welcher der Kaiser das zerrissene Herzogthum Franken durch Ankauf bambergischer und anderer Lehen wieder erneuern wollte [22],) zu berichtigen seyn. Denn nicht das alte ämtliche Herzogthum Franken, das er nur mit unbefugter Einziehung der Immunitäten und kaiserlichen Privilegien der fränkischen Bisthümer und der eigenen Exemtionen auf seinen fränkischen Erblanden hätte herstellen können, sondern die Errichtung eines ansehnlichen fränkischen Patrimonial-Herzogthums zur Stärkung seiner Hausmacht war sein Augenmerk [23]).

19) Otto Frisingens. de gestis Fried. I. Imp. Cap. XVI. p. m. 1415. und 416. „Nondum odio Lotharius in haeredib. Imp. Heinrici IV. sociatus Fridericum ducem fratremque suum Conradum persequitur, cujus rei gratia Castrum Noricum, ubi ipsi praesidia posuerunt et tanquam jure hereditario possidebant — — — obsidione clausit.“ M. s. auch Joh. Steph. Pütters Reichshistorie — Göttingen 1762, und v. Raumer Geschichte der Hohenstaufen, Th. I. 2. B. 4. Hauptstück.

20) Otto und Acerbus Morena in Hist. Rer. Laudens. bey Muratori Scriptores. Rer. italicarum und Otto de S. Blasio in appendice ad Ottonem Frisingensem in mehrern Stellen.

21) Ottonis et Acerbi Morenae Hist. Rer. Laudens. und mehrere andere Schriftsteller. Zu Würzburg war er i. J. 1156. zum Ritter geschlagen worden. (Radewici Continuatio Ottonis Frising. in Hist. de rebus gestis Friedrici I. Imp.).

22) Nürnberg 1790. Noten 667. 1295. und 1457. —

23) Was Kaiser Friedrich vom Bischof von Bamberg (1174) erkaufte, war eine Lehenanwartschaft auf ein beträchtliches Lehen (wahrscheinlich Amberg), um hiedurch seine Besitzungen im Nordgau zu erweitern. M. s. Gesch. von Bayern vom zeitl. geistl. Rath und Prof. Dr. Andreas Buchner IV. Buch. S. 246. Nach Pfeffel erstreckte sich das Hohenstaufische Besitzthum oder Herzogthum in Fran-

Dieses beweiset auch vorzüglich seine dem Bischof Herold von Würzburg i. J. 1168 auf dessen Bitte und Vorlage ertheilte Bestätigung der Privilegien seines Hochstifts. Dieses Hochstift Würzburg hatte auf dem Grunde vieler kaiserlichen Privilegien-Briefe Immunitäten und Eximirung seiner Besitzungen in Ostfranken (vom Spessart östlich) von der herzoglichen Gewalt selbst eine solche errungen, und besonders vom Kaiser Heinrich II. i. J. 1017, als er das Hochstift Bamberg errichtete, und hiezu einen ansehnlichen Theil vom Hochstift Würzburg zu verwenden nöthig fand, einen sehr wichtigen Privilegien-Brief erhalten, wornach des Hochstifts Gerichtsbarkeit im ganzen Herzogthum Ostfranken und seinen Grafschaften sich nicht nur auf die eigenen Grundunterthanen und Hintersassen, sondern auch auf andere Anwohner (accolas), welche sich dem Hochstift auf irgend eine Weise noch in der Folge untergeben würden, erstrecken durfte, und nur die Bargilden, oder freyen Gemeinde-Genossen unter der Jurisdiction der Grafen und andern kaiserlichen Beamten verbleiben sollten [24]). Unter diesen großen Zugeständnissen mochte es nun dem Kaiser Friedrich besonders bedenklich und zweydeutig erscheinen, daß es in der Bischöfe Gewalt lag, ihr herrschaftliches Gebiet und Jurisdiction oder Territorialgewalt immer weiter zu erstrecken, jemehr sie unter irgend einer Schutzanerbietung freye Unterthanen in Ostfranken sich gewinnen würden, und da er hierin selbst für sein Haus ein Patrimonial-Herzogthum errichten wollte, gleichwie er schon am Rhein für seinen Bruder Conrad gesorgt hatte [25]), bestätigte er zwar die vorgelegten hochstiftlich würzburg'schen Freyheitsbriefe, gebrauchte aber hiebey, um aller räumlichen Erweiterung des hochstiftlichen Territoriums und hienach aller Zweydeutigkeit, welche in der erlaubten Erwerbung neuer Gerichtsunterthanen sowohl, als in dem Ausdrucke: „in toto Ducatu vel cometiis orientalis franciae" lag, eine mehr beschränkende Bezeichnung, und bezeichnete hienach die hochstiftlich würzburgischen Lande und ihre Gerechtsame als ein Herzogthum Würzburg [26]), welcher Ausdruck in den kaiserlichen Privilegien-Briefen früherhin nie gebraucht worden ist, und nachhin nicht mehr gebraucht wurde, wohl aber beabsichtet und dienlich war, das hochstiftliche Herzogthum innerhalb bestimmter Gränzen zu erhalten.

Dem Kaiser Friedrich folgte noch während sei-

---

ken über den größern Theil der Oberpfalz und der Burggrafschaft Nürnberg und alle nachhin unmittelbar gewordenen Herrschaften und fränkischen Kreise. (Abrégé chronologique de l'Histoire et de droit public de l'Allemagne par Monsieur Pfeffel etc. à Paris 1754). Mehrere Theile dieser Besitzungen waren ehemals im Besitze der Markgrafen von Schweinfurt; da nach des letzten Markgrafen Otto i. J. 1057. erfolgtem Tod nicht aller Nachlaß an seine Töchter Judith, Bertha und Beatrix überging, so konnte ein Rest hievon an die Salier und von diesen an die Hohenstaufen gelangen. —

24) Nec quisquam Comes vel aliquis judex publicus in ulla penitus re praefatae Ecclesiae homines vel res audeat ullo unquam tempore aut loco distringere vel aliquam potestatem aut jurisdictionem in toto Ducatu vel Comitiis orientalis Franciae, nisi super Barochos, quos Bargilden vocant, exercere. — — — Actum Aquisgrani Palatio Indict. I. Regni ao. XVI. Imp. V. Regesta Boica T. I. Leukfeld Antiquitates Poeldens. p. 251. — M. s. auch über des Hochstifts Immunitäten die Recension in den Gelehrten Anzeigen der Akademie der Wissenschaften v. J. 1840. No. 115. ꝛc. ꝛc. zur Abhandlung des Bibliothekar Huscher über St. Gumbert als Stifter des Benediktiner-Klosters in Ansbach im IX. Jahrg. des historischen Vereins von Mittelfranken.

25) Dieser Bruder K. Friedrichs wurde schon i. J. 1156. mit der Rheinpfalz belehnt, und in Erweiterung der zugehörigen Lande unterstützt. Er brachte nach Tollner Hist. Palat. an die Rheinpfalz, Heidelberg und die Cometie Stahlbüchl, Neustadt, Ogersheim, Lambsheim, Fremsheim, Germersheim, Durlach und Besitzungen in Elsaß, wo er Landvogt war. Er residirte früherhin zu Heidelberg und als er Pfalzgraf wurde, vielmal zu Stahleck bey Bacharach am Rhein.

26) Damus et concedimus et confirmamus plenariam faciendi iustitiam per totum Ducatum et Episcopatum wirceburgensem de rapinis, de incendiis, de allodiis et beneficiis, de hominibus et vindicta sanguinis — — — (Dat. Wirceburge 1168. VI. Id. Julii. Indict. I.) Regest. Boic. T. I. Leukfeld Antiquitates Poeldens. p. 254). —

nes Lebens sein Sohn Conrad in den fränkischen Landen der Hohenstaufen, und wahrscheinlich schon bey des Letztern Majorennität [27]). Eine spätere Vertheilung der hohenstaufischen Territorien erfolgte aber i. J. 1189, als der Kaiser sich zu seinem Feldzuge nach Asien vorbereitete und für die Zeit seiner Abwesenheit vom Reiche Vorsorge traf. Er übertrug nach dem Chronographen von Weingarten [28]) die Reichsverwaltung seinem schon früherhin zum römischen König gesalbten, ältesten Sohn Heinrich, dem Friedrich mit dem Herzogthum Schwaben alles Patrimonialgut sowohl der Altdorfer (der Welfen in Schwaben und Oberbayern) als des Grafen von Pfullendorf, dem Conrad mit Eger das Patrimonium des Herzogs Friedrich, des K. Konrad Sohn, in Weissenburg und Rotenburg, und dem Otto mit dem Erbgut seiner Mutter Beatrix, d. i. mit ihrer arelatischen und burgundischen Erbschaft auch einige Beneficien, den jüngsten Sohn Philipp aber empfahl er dem Scolasticus zu Cölln, um ihn für den Clerikalstand zu erziehen; nach Otto von St. Blasius wurden ihm aber doch einige Lehen von Bisthümern und Abteyen zugetheilt [29]). Im Jahre 1191 starb

27 Von Raumer bemerkt schon zum Jahr 1169. eine Vertheilung, bemerkt aber selbst, daß Friedrich wohl erst später zu seinem Herzogthum kam und noch eine reichstagliche Bestätigung nachkam.

28) Chronographus Weingartens. in Hessi Monum. guelphicis p. 6. 7. „Heinrico jam pridem in Regem inuncto procurationem Imperii comendavit, Friderico cum Ducatu Suevorum omne Patrimonium tam Altorfensium quam Rudolfi Comitis de Phulendorf concessit. Conrado cum Egire Patrimonium Friderici ducis, filii Conradi Regis, in Wizimburg et Rotimburc tradidit. Philippum minimum Scolastico Coloniensi in Clericum educandum committit. — Voraus steht, daß diese Vertheilung des Kaisers instante expeditione transmarina also kurz vor seinem Kreuzzug geschah. — Des Grafen Rudolph von Pfullendorf Gemahlin war eine Schwester von des Kaisers Mutter.

29) Nach J. St. Pütters Reichshistorie wurden ihm die markgräflich Mathildischen Güter überlassen, die jedoch dem K. Heinrich werden zugefallen seyn, da er sonst kein Patrimonialgut erhalten hätte. Erst nach Heinrichs Tod konnten die Mathildischen Güter an Philipp kommen.

Herzog Friedrich, dem Schwaben zugewiesen worden und der seinen kaiserlichen Vater nach Asien begleitet hatte, daselbst unverehlicht, und Conrad erhielt nun zu seinem Herzogthum in Franken auch das Herzogthum Schwaben. Er selbst starb aber schon um das Jahr 1197, als er im Begriff stand, wider den Herzog Berthold von Zähringen zu kriegen [30]), worauf die fränkischen Besitzungen an seinen jüngern Bruder Philipp kamen, der wegen der Kosten, die ihm die Erhaltung seiner in zwistiger Wahl überkommenen Königswürde verursachte, vieles Patrimonialgut verkaufen mußte. Auch nachdem er i. J. 1208 ermordet worden war, kam durch den König Otto IV. den Welfen, der eine seiner Töchter gehlicht und mit ihr fränkische Besitzungen erhalten hatte, Vieles aus Hohenstaufischem Besitz. Aber Kaiser Friedrich II., des großen Kaisers Friedrich I. Enkel und Erbe seiner Oheime, Friedrich, Conrad und Philipp brachte ansehnliches fränkisches Besitzthum wieder an das hohenstaufische Haus; nur mochte er an die Hohenlohe, welche ihn auf seinen Feldzügen nach Italien begleitet hatten, wie dort selbst die Herrschaften Romaniola und Molise auch in Deutschland, namentlich in Franken Vergabungen gemacht haben. Ihm folgte, als er im Jahre 1250 starb, sein Sohn, König Conrad IV. im fränkischen Patrimonial-Herzogthum, der ebenfalls dem gräflich hohenlohischen Hause sehr geneigt war und besonders die Anhänglichkeit und Treue Gottfrieds von Hohenlohe würdigte, dem er auch i. J. 1251 die Stadt Rothenburg und die Herrschaft Gebsattel mit Zugehörungen für dreytausend Mark Silbers verpfändet hatte, welches Besitzthum aber der unglückliche Prinz Conradin, der letzte männliche Sprosse der Hohenstaufen nicht wieder einlösen konnte [31]).

(Schluß folgt.)

30) Pfeffinger ad Vitriarium illustratum T. II.

31) M. s. Bensen Geschichte der Stadt Rothenburg.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.
Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die hohenstaufischen Herzoge in Franken.

(Schluß.)

Bis zur Regierungszeit des Königs Rudolf, womit sich das sogenannte große Interregnum endete, währten nun die Länder-Zersplitterungen in Franken fort, wodurch neue gräfliche und adeliche Dynasten-Häuser empor kamen und reichsunmittelbar wurden, wie solches auch vielen fränkischen Städten, Rothenburg, Nürnberg, Weissenburg ꝛc. ꝛc. gelang, ohne je mehr unter einem Herzogthum oder sonst wie vereinigt zu werden, bis die Reichskreise angeordnet wurden, in deren Abgränzung sich zeigte, wie sehr das alte Franken (seit der Karolinger-Zeit) gegen Westen allmählig an Land verloren hatte, da es ehemals an den Mittel-Rhein und selbst über den Rhein hinaus sich erstreckt hatte, nun aber erst östlich des Spessarts mit dem Territorium des Hochstifts Würzburg begann. Auch bewahrte nur noch dieses Hochstift den Titel eines Herzogthums in Franken, selbst als die mächtig gewordenen Markgrafen von Ansbach und Bayreuth und andere geistliche und weltliche Fürsten Frankens im XVI. Jahrhundert dawider stritten, und vor dem Kaiser Karl V. auf dem Reichstag zu Worms i. J. 1521 die Belehnung des Bischofs Conrad von Würzburg mit dem Herzogthum und Landgericht in Franken vereiteln wollten, indem der Kaiser mit der Aeußerung, er wolle nur verleihen was seine kaiserliche Vorfahren schon verliehen hatten, am 5. März des genannten Jahres nach geschehener Belehnung der rheinpfälzischen Gesandten, auch den Bischof von Würzburg feyerlich mit des Stifts Würzburg und dessen Herzogthums in Franken Regalien belehnte. Es wurden, nachdem der Bischof persönlich den Lehenseid geleistet hatte, die drey großen würzburgischen Fahnen, eine rothe seidene Blutfahne, welche Graf Wolf von Castel trug, des Hochstifts Würzburg seidene Wappenfahne in einem blauen Felde, welche Graf Jörg von Wertheim trug, und eine gleichfalls seidene Fahne, die des Herzogthums in Franken Fahne war, und der Graf Wilhelm von Heneberg trug, vor dem Kaiser gesenkt, und der Kaiser nahm eine jede insbesondere in die Hand, und reichte sie dem Bischof zur Berührung, welches dieser auch that; und in solcher Weise belieh der Kaiser den Bischof mit des Hochstifts Würzburg und Herzogthums zu Franken Regalien und Lehen [32]). Ein förmlicher Lehenbrief folgte bald, und auch eine allgemeine Anerkennung des herzoglichen Titels der

32) M. s. die Schrift über das k. Landgericht und die Centgerichte des Herzogthums Franken vom Verfasser vorstehenden Aufsatzes, abgedruckt in den bayerischen Blättern für Geschichte, Literatur ꝛc. ꝛc. Jahrgang 1832 No. 30—35, fortgesetzt in den bayerischen Annalen für Vaterlandskunde, Geschichte und Litteratur Jahrgang 1832 No. 1—6. — Auch eine quadrirte Rennfahne, roth und weiß, welche Herr Friedrich zu Schwarzenburg führte, wird in der Beschreibung der Belehnungs-Feierlichkeiten in Erwähnung gebracht, jedoch ohne Angabe ihrer Bedeutung. —

Würzburger Bischöfe von Seite der Reichsstände, mit Ausnahme von Mainz, und den Markgrafen von Anspach und Bayreuth, für welche letztere noch in neuern Zeiten eine Schrift wider das Würzburger Hochstift wegen des Ducats in Franken erschien, aber bald eine Gegenschrift zur Folge hatte [33]).

2.

Hr. Custos Föringer: Ueber die Handschriften und Ausgaben der ehemaligen bayerischen Landtafel, und über deren Benutzung für Geschichte und Topographie.

Mit Aufhebung der früheren ständischen Verfassung Bayerns ist der Gegenstand, welchen ich in unserer heutigen Versammlung einer kurzen Erörterung zu unterstellen mir erlaube, ein rein historischer geworden; seine Benennung gehört bereits zu den verschollenen, ja, sie war dieß beynahe schon, hatte sich wenigstens bereits überlebt, als (— es ist inzwischen nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen —) in den Handbüchern des ältern bayerischen Staatsrechts der gelegenheitlichen Andeutung seines Begriffes als eines noch geltenden und bestehenden Instituts, und zwar in nächster Bezugnahme auf das b. Standschafts-Recht zum letztenmale einige Worte gewidmet wurden. „Das Recht der bayerischen Landstandschaft," so äußert sich das letzte Lehrbuch des b. Staatsrechts der ältern Ordnung [1]), „genießen alle Landeigenthümer und bürgerliche Gemeinheiten, wenn erstere ein der Landtafel immatriculirtes Gut besitzen, und letztere selbst immatriculirt sind. Die älteste Landtafel oder Matrikel ist vom Jahre 1557. Sie wurde aber öfters seither erneuert." Bündiger und bestimmter, wie allenthalben, spricht sich deßfalls Feßmaier's Vorgänger, der hochverdiente Freyherr von Kreittmayr aus: „Der Prälaten-, Adel- und Bürgerstand sind die drey unterschiedliche Classen sämmtlich bayrischer Landstände. Von dem Adel- und Ritterstand wird keiner für einen Landstand geachtet, der nicht zugleich ein adeliches und der Landsmatricul einverleibtes Gut besitzt; der Bürgerschaft aber kommt jus status provincialis nicht viritim, sondern nur curiatim, das ist, einer jeden Stadt oder Bannmark in corpore zu. — Die Landsmatricul von An. 1557 ist die älteste und findet sich auch bey Lang in den bayr. hist. Nachr. T. I. P. I. p. 2." [2]).

Konnte einerseits die Wichtigkeit und officielle Autorität der Landtafel wohl nicht klarer und entschiedener bezeichnet werden, als es durch die vorstehenden Aussprüche der genannten zwey Rechtslehrer geschehen, so muß man sich andererseits um so mehr wundern, wie es diesen erfahrnen Kennern unserer Landes- und Rechtsgeschichte möglich war, jenen Aussprüchen die Angabe beyfügen zu können: „die älteste Landtafel sey vom Jahre 1557," da doch die von ihnen citirte Ausgabe dieser letzteren sie keineswegs als solche bezeichnet, die Editoren vielmehr die Vermuthung aufstellen, die erste Landtafel sey bereits im XIV. Jahrhundert verfaßt worden [3]). Die Irrthümlichkeit der fraglichen Angabe

---

33) Johann Ludwig Gonne, Hofrath und Professor zu Erlangen, war Verfasser der erstern Schrift unter dem Titel: de Ducatu Franciae orientalis, Erlangae 1756. und Verfasser der Gegenschrift war Johann Heinrich Drumel. Sie wurde zu Erfurt 1758 anonym gedruckt unter dem Titel: Demonstratio historico — diplomatica, in qua partim novis partim selectioribus argumentis ostenditur, Ducatum et judicium provinciale Franconiae a multis jam seculis pertinere ad Episcopatum Wirceburgensem. —

1) Feßmaier's Grundriß des b. Staatsrechtes. Ingolstadt 1801. § 142. S. 160.

2) Frhrn. v. Kreittmayr Grundriß des allg. Deutsch- und Bayrischen Staatsrechtes. Münch. und Lpz. 1769. §. 181. S. 411.

3) Jo. Lang u. F. A. M. Blondeau, Auserlesne Historisch-Bayrische Alt und Neue Nachrichten. München 1751. Tom. I. Relation 1. Seite 2. In der Anmerkung (d) heißt es noch überdieß: „dem sicheren Bericht nach sollen noch Fragmenta

wurde jedoch binnen kurzer Frist thatsächlich genug widerlegt, indem Franz v. Krenner in den von ihm ans Licht beförderten Landtags-Verhandlungen die Landtafeln Ober- und Niederbayerns aus dem fünfzehnten Jahrhunderte veröffentlichte und hiebey den geschichtlichen Werth der bayerischen Landtafel im Allgemeinen kurz und treffend darstellte [4]).

Trotz dieser höchst schätzenswerthen Mittheilungen Franz v. Krenner's und trotz der gediegenen Forschungen, welche sowohl früher als in der Zwischenzeit der Aufhellung und gründlichen Bearbeitung der Geschichte der bayerischen Landstände durch Seyfried, Panzer, Joh. Nep. v. Krenner, Rudhart und Frhr. v. Freyberg zugewendet worden, möchte es übrigens keineswegs eine zwecklos vergeudete Mühe seyn, Wesen und Beschaffenheit, Entstehung, Fortbildung und Erlöschen jener, mit der jeweiligen Lebensthätigkeit unserer ehemaligen Landstände in so engem Zusammenhange stehenden Documente vom Standpunkte des historischen Rückblickes näher zu untersuchen, auf die Quellen zurückzugehen, aus welchen die oben erwähnten Ausgaben derselben geflossen, und insbesondere die Frage nicht länger mehr zu umgehen, ob denn das betreffende, in unsern Archiven und Bibliotheken hinterlegte handschriftliche Material zu Nutz und Frommen unserer vaterländischen Geschichte schon zur Genüge ausgebeutet worden.

Widmen wir vorerst dem Werthe und Bestande der vorbemerkten gedruckten Ausgaben eine nähere Prüfung. Was zunächst die von J. Lang und Blondeau im Jahre 1751 herausgegebene „Land-Tafel des Fürstenthums Ober- und Nider-Bayrn De Anno 1557." anbelangt, so überzeugt uns auch nur ein flüchtiger Blick in deren Inhalt, daß wir da ein Werk vor uns haben, das an äußerer und innerer Unzulänglichkeit, Fehlerhaftigkeit und Unverlässigkeit seines Gleichen sucht. Die Editoren gaben nicht an, woher sie die ihrer Ausgabe zum Grunde gelegte Handschrift bekommen [5]); es läßt sich daher nicht bestimmen, was von den zahllosen und handgreiflichen Unrichtigkeiten des vorliegenden Druckes mittelbar oder unmittelbar auf Rechnung der Handschrift, der Herausgeber oder des Correctors komme. Daß die fragliche Handschrift kein officielles Exemplar, sondern wahrscheinlich nur ein zum Privatgebrauche angefertigtes und daher auch um so nachlässiger redigirtes gewesen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die Inhaber der standschaftsberechtigten Güter nirgends persönlich und speciell nach Vor- und Geschlechtsnamen, sondern nur nach den Familien im Allgemeinen aufgeführt sind. Die Handschrift war daher nicht so fast eine Landtafel im engern Sinne, d. h. eine Ständematrikel, als vielmehr nur eine ständische Güterbeschreibung überhaupt.

Das Augenfälligste unter den die Lang- und Blondeau'sche Ausgabe charakterisirenden Unrichtigkeiten sind zunächst die Schreib- und Druckfehler. Das Uebel derselben ist um so empfindlicher und heilloser, als sie nicht etwa blos sinnstörend sind, sondern in der Regel die vorgetragenen Orts- und Familien-Namen betreffen und diese bis zur völligen Unkenntlichkeit entstellen. Es geht wahrhaft ins Lustige, wenn man schon gleich auf den ersten Blättern dieser bayerischen Landes-Matrikel solche Undinge aufgetischt sieht, wie ich hier beyspielsweise einige mitzutheilen mir erlaube:

S. 4 Kierſperg statt Hirschberg, Aeuling st. Assling, Layitzer st. Lauginger, Affing st. Offling, Gembach st. Bambach (Baumbach), Neuenkirning st. Neuen-Chieming; S. 5 Kres st. Kren, Brugghauſen st. Guggshausen, Ordorff statt Rohrdorf, Irzöll statt Jarzöd; S. 6

---

von einer ältern Land-Tafel in den Bayrischen Archiven verhanden seyn, dise, wann sie herauß gegeben, wurden der Genealogie deß Bayrischen Adels ein mercklichs beytragen und entdecken."

4) B. Landtags-Handlungen Bd. XII. (München 1804) S. 425—471. Bd. XV. München 1805. S. 423—438.

5) Sie bemerken in dieser Beziehung bloß: „Wir wollen also dem Publico eine, nicht in jedermanns Handen sich befindliche Bayrische alte Land-Tafel, welche im Jahr 1557 verfasset worden, mittheilen." L. c. p. 2.

Thann st. Thal, Wagen st. Vagen, Veldeling und Oedeling statt Felddolling und Holzzolling, Pantz st. Pänng (Paing, Pang), Walckhenstain st. Falkenstein, Pergkirchen st. Diepertskirchen; S. 7 Langrins st. Lengries, Mehrbrunn st. Wernbrunn, Sepenkhaind st. Sachsenkam, Kornstain statt Hornstein, Kaumbach statt Humbach, Haptkirchen st. Hartkirchen; S. 9 Assech st. Asee, Bayrs Erben st. Raiden's Erben, Egling st. Eglfing, den Rosischen st. den Raspischen Erben, Grossen Weilhamb st. Großenweil, Vietsch st. Riegsee.

Die vorstehenden Beyspiele sind mit Umgangnahme von minder gräßlichen Namensentstellungen nur aus dem Vortrage der ersten zwölf Landgerichte des Rentamts München entnommen; in gleicher Weise geht es aber auch durch alle folgenden hindurch. Ein dergestalt monströses Erraten-Heer dürfte demnach wohl allein schon hinreichen, die fragliche Landtafel-Ausgabe völlig zu discreditiren. Allein es ist dieß nicht das Aergste, woran sie leidet; ein weit empfindlicheres Gebrechen sind die innern Unrichtigkeiten, mit welchen sie behaftet ist, und zwar vor allen andern der chronologische Widerspruch, in welchem die einzelnen Vorträge derselben unter sich und zu der dem vorliegenden Abdrucke beygelegten Jahrzahl „1557" stehen, infolge dessen hier Landsassen-Güter und Inhaber von solchen als gleichzeitig zusammengestellt sind, die es in der Wirklichkeit durchaus nicht waren. Eine kleine Probe wird dieß anschaulicher machen. Ich wähle hiezu den Vortrag des Landgerichts Starnberg. Dieser lautet in der Lang- und Blondeau'schen Ausgabe S. 8 so:

„Land-Gericht Starnberg."

„Planeckh, Schloß und Hofmarch den Lungischen zu Adlzhausen.

Seeholtzen, ein Sitz und Sedlhof den Ramingischen.

Päsing, ein Sitz und Hofmarch den Reittnerischen.

Fuesberg, ein Sitz den Ligsaltzischen.

Passenhofen (sic), sambt Pöckhing Schloß und Hofmarch den Hörwartischen.

Leittstetten, Schloß und Hofmarch den Pemlerischen.

Nachfolgende werden nicht beschriben in die Landschafft.

* Zu Hochenpfaffenhofen [6]), ein Sedlhof deß Closters Beyrn.

* Zu Hochstatt ein Sedlhof deß Closters Beyrn.

* Zu Purckhaim ein Sedlhof deß Closters Fürstenfeld.

* Zu Pfäffing zwey Sedlhöf und zu Wöbm ein Gefreyter, dem Closter Polling."

Hinsichtlich der ersteren drey Vorträge (Planeck, Seeholzen und Pasing) ist, bey ihrer allgemeinen Fassung, in der fraglichen Beziehung nichts zu bemerken; (die Schreibweise Raming statt Roming und Reittner statt Reitmor gehört in die Klasse der oben erwähnten äußern Unrichtigkeiten.) Ob Fußberg im J. 1557 noch im Besitze der Ligsalz gewesen, muß in Ermangelung eines urkundlichen Nachweises dahin gestellt bleiben. Nach den von mir bisher eingesehenen Landtafel-Manuscripten dieser Zeit war zwar allerdings bis zum Jahre 1556 Hans Ligsalz noch Inhaber dieses Edelsitzes, während in officiellen Handschriften der Landtafel von 1560 bereits Ludwig Dichtl als Besitzer desselben erscheint; es geht übrigens daraus hervor, daß der Lang- und Blondeau'schen Ausgabe allerdings eine innerhalb der eben bezeichneten Jahre (1556 — 1560) ursprünglich redigirte Handschrift zu Grunde lag. Anders verhält es sich aber mit den zunächst folgenden zwey Vorträgen. Possenhofen und Pöcking gelangten erst in den Neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts in den Besitz der Hörwart von Hohenburg, während von den Jahren 1542 bis 1576 die Rosenbusch (unter welchen beyde Orte zur Hofmark erhoben worden), und von da bis 1591 die Schöll als deren Inhaber beurkundet sind.

(Fortsetzung folgt.)

6) Mit einem Asterisk bezeichneten die Herausgeber jene Güter, welche geistliches Besitzthum waren.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Januar.
Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften und Ausgaben der ehemaligen bayerischen Landtafel, und über deren Benutzung für Geschichte und Topographie.

(Fortsetzung.)

Die Angabe in der Lang- und Blondeau'schen Ausgabe, als hätten die Hörwart schon im Jahre 1557 Possenhofen besessen, beruht daher offenbar auf einer spätern Interpolation der ursprünglichen Handschrift. Einen noch ärgeren Anachronismus enthält der darauf folgende Vortrag: „Leittstetten Schloß und Hofmarch den Pemlerischen." Leutstetten wurde erst um das Jahr 1565 (nachdem das mittelalterliche Adelsgeschlecht, das es ursprünglich besessen, längst abgestorben und dessen ganzes Besitzthum daselbst bereits im XIV. Jahrhundert an das Kloster Scheftlarn übergegangen war,) unter dem Erbauer des jetzt noch stehenden Schlosses, Hans Urmüller, zur Hofmark erhoben, konnte daher nicht schon im J. 1557 der Landtafel einverleibt seyn. Die Familie Pemler aber gelangte erst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in den Besitz dieses Gutes, das von den Urmüller'schen die Offenheim und von diesen die Zeller von Leubersdorf überkommen hatten. Interpolationen dieser und ähnlicher Art finden sich denn in der Lang- und Blondeau'schen Ausgabe allenthalben. Allein, noch nicht genug! Die für den Druck der fraglichen Ausgabe benutzte Handschrift war auch noch ausserdem mit einer Menge anderer materieller Unrichtigkeiten, Verwechslungen und Auslassungen behaftet, welche letztere sich übrigens größtentheils als bloße Copisten-Versehen darstellen. Dahin gehört z. B. die Angabe im obigen Vortrage des Landgerichts Starnberg, als habe das Kloster Polling zu Pfaffing zwey Sedelhöfe besessen, während diese doch, gleich dem unmittelbar vorausgehenden Sedelhof zu Puchheim (nicht zu Purckhaim, wie es in der Ausgabe heißt), dem Kloster Fürstenfeld zustanden, und nur aus Schreibverstoß mit dem darauf folgenden gefreyten Hofe des Klosters Polling zu Nebel (nicht zu Wöbm, wie dieser Name wieder in der Ausgabe entstellt ist) in Verbindung gesetzt wurden. Ein ähnlicher, nur noch derberer Schreibverstoß ist der auf der nemlichen Seite beym Landgerichte Weilheim vorkommende Vortrag: „Iffldorf, Schloß, Hofmarch, doch auf Widerrufen den Tiechtlischen." Es sind hier die Vorträge zweyer Landsassen-Güter in der Art zu einem verschmolzen, daß die Ortsangabe des erstern mit der Besitzer-Bezeichnung des zweyten verbunden wurde, sohin die wirklichen Besitzer Iffldorfs, die Höhenkircher nemlich, und die wirkliche Besitzung der Tichtl, Tutzing am Würmsee, in der Feder blieben. Nur wenige Zeilen später (S. 9) ist wieder derselbe Verstoß begangen, wo den Hundsbergern ein Sitz zu Eglfing eingeräumt wird, während diese nicht hier, sondern zu Herssching einen solchen besaßen, letzterer Sitz hingegen, so wie die Angabe, daß das Kloster Polling zu Eglfing einen ständischen Sedelhof inne hatte, vom Copisten übersehen worden sind.

Ohne diese unerquickliche Blumenlese aus dem

Sündenregister der Lang- und Blondeau'schen Ausgabe weiter fortzusetzen, sind wir wohl schon nach dem bisher Mitgetheilten berechtigt, jenes Opus aus dem Kreise archivalischer Documente und geschichtlicher Quellen für immer fortzuweisen, hiebey aber leider unser Bedauern auszusprechen, daß, wie wir weiter unten sehen werden, sehr viele Irrthümer dieser Ausgabe von einem bayerischen Geschichtsforscher ersten Ranges als baare Münze angenommen und weiter verbreitet worden sind.

Ein ganz anderes und erfreulicheres Resultat gewährt eine nähere Untersuchung der von Franz v. Krenner herausgegebenen Landtafeln des Herzogthums Bayern-München und Straubing, und des Herzogthums Bayern-Landshut und Ingolstadt aus dem XV. Jahrhunderte. Ich konnte mich zwar zum Behufe dieser Prüfung weder der von Krenner selbst benutzten, noch einer andern gleichzeitigen Handschrift, sondern nur einer, beziehungsweise zweyer, im k. Reichsarchiv dahier liegender spätern Aufzeichnungen eben dieser beyden Landtafeln bedienen[7]); allein letztere reichten hin mich zu überzeugen, daß die Krenner'sche Ausgabe derselben ganz mit der Sorgfalt und Sachkenntniß und mit jenem sichern Tacte redigirt und im Drucke überwacht wurde, wodurch sich die von Franz v. Krenner herausgegebenen Landtagshandlungen überhaupt auszeichnen; beyde sind daher höchst schätzbare Documente der landschaftlichen Statistik für den von ihnen umfaßten Zeitraum, welchen letzteren sie zwar leider mit ausdrücklicher Jahres-Angabe nicht bezeichnen, der aber durch Franz v. Krenner nach innern Anhaltspunkten ermittelt und für die oberbayerische Landtafel auf das Jahr 1470, für die niederbayerische auf die Jahre 1486 bis 1492 angesetzt wurde. Es kann das Lob des Krenner'schen Druckes dieser zwey Stände-Matrikeln gewiß nur erhöhen, wenn wir hier, gegenüber dem oben mitgetheilten Ergebnisse einer nur stellenweise versuchten Prüfung der von Lang und Blondeau edirten Landtafel, sämmtliche Unrichtigkeiten zur Anzeige bringen, welchen wir, von einigen unbedeutenden sich selbst berichtigenden Druckfehlern abgesehen, bey einer durchgängigen Vergleichung der fraglichen Krennerschen Ausgaben begegneten. Es sind dieß bezüglich der München-Straubinger Landtafel der einzige Schreib- oder Druckverstoß im Vortrage des Landgerichts Tölz (Landtagshandlungen Bd. XV. S. 427 Z. 3): Hohenburg statt Hohenberg (offenbar nur durch das unmittelbar vorausgehende, damals noch Marlrhainische Hohenburg an der Isar veranlaßt); bezüglich der Landshut-Ingolstädter aber die Angaben:

S. 428 Haimeran Trainer st. Tanner zu Pühlhofen;
S. 434 Ramberg st. Samberg;
S. 435 Alderſperg st. Alderſpeck;
S. 438 Eitzing st. Eitting;
S. 448 Oberhaun st. Oberham (Oberheim.)

und der Ausfall von vier Landsassen des Landgerichts Erding:

Wiguläus Ahaimer zu Frauenberg,
Sigmund, Wolfgang, Seiz } Frauenberger zu Frauenberg,

welche (Landtagsh. XII. 430. nach Z. 4) zwischen den Preysingern zu Kopfsberg und Thesarus Frauenhofer zu Frauenhofen hätten zu stehen kommen sollen. Daß diese vier Landsassen nicht etwa schon im Originalmanuscripte der Krenner'schen Ausgabe fehlten, sondern erst infolge eines Redactionsversehens weggelassen wurden, erhellt daraus, daß S. 474 im Vorworte des Herausgebers der Umstand, daß Wiguläus Ahaimer in der vorliegenden Landtafel noch als Besitzer eines Antheils an Frauenberg vorgetragen ist, als Anhaltspunkt zur Altersbestimmung der Landtafel d. h. zur Ausmittlung ihrer Abfassungszeit benützt und die Schlußfolgerung daraus gezogen wird, die Landtafel könne nicht vor dem Jahre 1492 angefertigt seyn, da Wig. Ahaimer seinen Theil an Frauenberg erst im J. 1491 von Thesarus von Frauenhofen erkauft habe.

Einige andere Abweichungen, welche zwischen dem Krenner'schen Drucke dieser beyden Landtafeln und den vorerwähnten im k. Reichsarchive befindlichen jüngern Aufzeichnungen obwalten, beruhen offenbar nicht auf einem Versehen einer- oder andererseits, sondern auf der Verschiedenheit der ihnen

7) Cod. 1. (43.) fol. und Cod. 2. (45.) 4.

zu Grunde liegenden Originalien. Daß übrigens das von Krenner edirte Manuscript der oberbayerischen (München-Straubing'schen) Landtafel nur als eine für eine spätere Epoche adaptirte ältere Landtafel zu betrachten sey, wird weiter unten dargethan werden.

Wir wenden uns jetzt zu einer nähern Untersuchung des vorhandenen und uns bekannt gegebenen handschriftlichen Materials der bayerischen Landtafel.

Die Gesammtmasse dieses Betreffs, soweit sich deren Bestand blos aus den auf der k. Hof- und Staatsbibliothek und im k. allgemeinen Reichsarchiv dahier befindlichen deßfallsigen Manuscripten überschauen läßt, sohin von den zahlreichen Privat-Bibliotheken und Registraturen Altbayerns zuvörderst ganz abgesehen, ist an und für sich von sehr beträchtlichem Umfange. Die Handschriften-Sammlung der k. Hof- und Staatsbibliothek zählt bey dreyßig, das k. allgemeine Reichsarchiv gegen sechzig in diesen Bereich einschlägige Codices. Schade nur, daß dieser so reiche Vorrath den Wünschen des geschichtlichen Forschers namentlich in zwey Beziehungen so dürftig zu entsprechen im Stande ist; erstens in Hinsicht auf das Alter und auf die Abfassungszeit der fraglichen Handschriften, und dann, wenigstens was die Mehrzahl von ihnen anbelangt, rücksichtlich ihrer innern Beschaffenheit und des Grades ihrer Authenticität und Verläßigkeit.

Bezüglich des Alters der bayerischen Landtafel-Manuscripte wäre es nemlich gewiß von hohem Interesse und von vielfacher Wichtigkeit, wenn uns bis zu jenen Zeitpunkten des XIV. Jahrhunderts hinauf, in welchen das in der bayerischen wie in jeder germanischen Staatsverfassung von jeher vorhandene ständische Element zuerst theilweise und vorübergehend, dann aber bleibend zur förmlichen und allgemeinen Landschaft sich ausprägte, eine genaue, officielle Uebersicht der sämmtlichen bayerischen Landstände und ständischen Güter vorläge. Ein lückenlos continuirtes Verzeichniß dieser Art — welche erwünschte Aufschlüsse müßte es bieten zur Geschichte der bayerischen Landschaft selbst, dann über die fortschreitende Entwicklung und Organisation der bayerischen Staatsverwaltung, über die einem steten Wechsel unterworfen gewesenen Gebiets- und Gerichtseintheilungen des Landes, über die Entstehung und Ausbreitung der Hofmarken und Edelsitze, über die Reihenfolge ihrer Besitzer, über deren Eintreten in die Geschichte, (in die Ausübung des höchsten staatsbürgerlichen Rechtes, der Standschaftswürde und ihrer Befugnisse), über ihr Erlöschen und Ausscheiden aus derselben? Welche schätzbare Beyträge würden in letzterer Beziehung namentlich für die Geschichte und Genealogie unsers Landadels zu gewinnen seyn?

Die lückenlose Continuität eines solchen mit Hülfe und auf den Grund der Landtafel-Manuscripte allein herzustellenden Ueberblicks wird aber wohl für immer ein frommer Wunsch bleiben. Denn obschon man glauben sollte, es sey von selbst im gegenseitigen Interesse der jeweiligen Betheiligten, namentlich der Landesfürsten gelegen gewesen, auf sorgfältige Prüfung und Herstellung der Stände-Matrikeln, als der Grundlisten derjenigen Landes-Unterthanen, die sich beziehungsweise ein Concurrenzrecht bey mehreren Landeshoheitsrechten aneigneten, und die Eingränzung der fürstlichen Machtvollkommenheit zum gemeinsam beschwornen Ziele setzten, ununterbrochen bedacht zu seyn, so geben dennoch die in diesem Betreffe auf uns gekommenen handschriftlichen Aufzeichnungen hiefür, insbesondere hinsichtlich der deßfallsigen Thätigkeit und Pünktlichkeit der herzoglichen Kanzleyen kein befriedigendes Zeugniß. Aus dem ganzen vierzehnten Jahrhunderte ist uns kein Document der bezeichneten Kategorie erhalten. Die Bundbriefe der einzelnen Landstände müssen für dieses Jahrhundert die Stelle förmlicher Stände-Matrikeln sowie auch, von spärlichen Fragmenten abgesehen, jene der Landtags-Verhandlungen ersetzen. Unter den in Urschrift noch vorhandenen und mit vollständigen Unterschriften (Siegelungen) der Bundesglieder versehenen Bundbriefe ist der vom Jahre 1347 der älteste; es kann jedoch das durch Aventin uns erhaltene Verzeichniß der niederbayerischen Ritter und Städte, welche die Ottonische Handveste v. J. 1311 als Gerichtskäufer ausgebracht haben, füglich hieher gezählt und als der erste

Grundstein der bayerischen Stände-Listen betrachtet werden [8]).

Mit der Straubinger Theilung (1429) beginnen in unsern Archiven die geordneten schriftlichen Aufzeichnungen der ständischen Verhandlungen d. h. die förmlichen Landtagsacten, und nur wenig später scheint es auch der herzoglichen Kanzley zur Aufgabe gesetzt worden zu seyn, vollständige amtliche Listen der Standschaftsberechtigten des Landes, — Landtafeln — herzustellen.

Verzeichnisse solchen Betreffes und Umfanges anzufertigen und zur durchgängigen Richtigkeit, Vollständigkeit und Evidenz zu bringen, ist bey der unausgesetzt fluctuirenden Beschaffenheit der hier in Frage kommenden Personal- und Besitzstands-Verhältnisse an und für sich schon eine schwierige Sache; es mußte dieß daher bey dem mangelhaften Zustande der statistischen Hülfsmittel und bey der Ungelenkigkeit des schriftlichen Geschäftsverkehrs der früheren Jahrhunderte in erhöhtem Maaße der Fall seyn. Und hierin ist denn wohl auch zunächst der Grund zu suchen, warum die betreffenden handschriftlichen Documente überhaupt nicht in ununterbrochener chronologischer Folge, sondern nur mit mehr oder minder großen Zwischenräumen ihrer jedesmaligen Aufzeichnung auf uns gekommen. Eine weitere Ursache dieser Erscheinung, abgesehen von dem möglichen Verborgenliegen von sehr vielen die Reihenfolge ergänzenden Denkmalen, ist ohne Zweifel auch die heute noch wie zu allen Zeiten löblichermassen beliebte Gewohnheit gewisser Practiker, Papiere, die auf keinen practischen, sondern nur auf historischen Werth Anspruch machen können, als werthlos zu ächten und der Vernichtung zu überliefern. So erklärt sich denn die ebenso befremdende als bedauerliche Wahrnehmung, daß weder das k. Reichsarchiv noch die k. Hof- und Staatsbibliothek, — diese beyden Haupt- und Centralbewahrungsorte des handschriftlichen Rücklasses unserer vaterländischen Vorzeit und die Erbinnen der ehemaligen bayerischen Landschafts-Registratur und Bibliothek, — ein hieher gehöriges Original-Document des an Landtagen so überreichen fünfzehnten Jahrhunderts aufzuweisen haben, und daß die Handschriften-Sammlung der k. Hof- und Staatsbibliothek nur infolge eines Zufalls im Stande ist, die von Franz von Krenner herausgegebenen zwey Landtafeln des besagten XV. Jahrhunderts durch ein einziges neues, bisher unbenutzt gebliebenes Denkmal zu überbieten.

Reichlicher wird die Ausbeute mit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts, und nach der Wiedervereinigung Ober- und Niederbayerns zu einem ungetheilten Gesamtstaate. Die Stellung der Landschaft zum Regenten war nach dem Abfluß eines Jahrhunderts und schon während desselben in vielfacher Beziehung eine andere geworden.

(Fortsetzung folgt.)

8) Daß sich Aventin keine Verwechslung dieses von Augustin Köllner aus dem Münchner Archive ihm mitgetheilten Documents mit dem Bundbriefe von 1347 habe zu Schulden kommen lassen, hat Rudhart gegen Krenner mit schlagenden Gründen dargethan. Eine andere Frage ist es aber, ob dasselbe seinem Inhalte nach dem Jahre 1311 durchgängig gleichzeitig, und nicht vielmehr eine jüngere, den ursprünglichen Inhalt alterirende, d. h. ihn einem späteren, dem Jahre 1347 näher liegenden Stande des niederbayerischen Adels anpassende Aufzeichnung (— Abschrift aus einem verloren gegangenen oder noch unaufgefundenen Bundbriefe? —) sey.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.
Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften und Ausgaben der ehemaligen bayerischen Landtafel, und über deren Benutzung für Geschichte und Topographie.

(Fortsetzung.)

Das Standschafts- und Stimmrecht der bayer. Landstände, obschon zunächst aus der Unbesteuerbarkeit des freyen Eigenthums hervorgewachsen, konnte infolge der Erb-Einigungen, d. h. infolge der Erblichkeit der ständischen Bündnisse ursprünglich nur den Mitgliedern dieser Bünde zukommen, — („so viel Verbündete, so viel Stimmen"); es pflanzte sich sohin die ständische Berechtigung wie die ständische Verpflichtung auf die ganze männliche Nachkommenschaft der ersten Bundesgenossen fort, ging aber nach der Hand allmählig auf die Besitzungen derselben, und von den ständischen Besitzungen endlich auf deren spätere dritte Erwerber über; die bayerische Standschaft war auf diese Weise eine am Gute haftende Bevorzugung, ein Realrecht geworden [9]). Demgemäß theilte sich denn aber den Landtafeln des sechzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Aenderung ihres Gepräges und Zweckes mit. Die Landtafeln des fünfzehnten Jahrhunderts tragen unverkennbar noch den föderalistischen Charakter, den des ursprünglich persönlichen Verhältnisses der ständischen Bündnisse an sich [10]), und sind gewissermassen nur nach den herzoglichen Gerichtsbezirken vertheilte Listen der Bundesglieder mit beygefügter Angabe ihrer Güter, ja, mehrere Landstände finden sich sogar ohne diese Beyfügung vorgetragen; die Landtafeln des sechzehnten Jahrhunderts hingegen erscheinen zunächst als Verzeichnisse der ständischen Güter, die Namen ihrer Inhaber gleichsam nur als wandelbaren Beysatz mit sich führend, von einem Eintrage der letzteren ohne Angabe ihrer Besitzungen findet sich keine Spur mehr, und es ist wohl nur als eine vom XV. auf das XVI. Jahrhundert vererbte Kanzley-Gewohnheit zu betrachten, wenn auch noch in den Landtafeln der drey ersten Decennien dieses letzteren die Namen der Landstände voran stehen, und jene ihrer Besitzungen mit dem bequemen und mundgerechten Bindungsmittel „zu," „zum" &c. angefügt sind.

Erwägt man nun, daß die Landtafeln bey der fortschreitenden formellen Ausbildung der Landschaftseinrichtung nicht blos als die Grundmatrikeln der drey privilegirten Stände und als die officiellen Anhaltspunkte der Landtags-Einberufungen, sondern insbesondere auch als die Documente zur Ueberwachung der Präsenz-Controle hinsichtlich der auf den Landtagen in eigener Person oder durch Stellvertreter erschienenen Stände zu dienen hatten, und zu diesem Behufe bey der Eröffnung jedes Landtags öffentlich verlesen werden mußten [11]),

9) Rudhart, Gesch. der Landstände in B. Bd. I. S. 108.

10) Krenner, Anleit. z. Kennt. d. b. Landtge. S. 8. Note *). Hellersberg, Auszug aus den Jahrb. des b. V. S. 83.

11) Herzog Albrecht's V. Ausschreiben und Erforderung

so sollte man meynen, daß sich die Landtafeln dieses Zeitraums wenn auch nicht in ununterbrochen fortgeführter, evidentgehaltener Folge, so doch von jenen Jahrgängen, in welchen wirkliche Landtage abgehalten worden, in unsern Archiven noch vorfinden müßten. Allein dem ist leider nicht also. Das vorhandene handschriftliche Material entspricht solcher Erwartung nur in sehr mangelhafter Weise. Ein Ueberblick dessen, was das k. allgemeine Reichsarchiv und die k. Hof- und Staatsbibliothek zufolge der deßfalls angestellten Nachforschungen und nach dem Ausweis und Wortlaut der Cataloge an datirten, d. h. mit der ausdrücklichen Angabe ihrer Abfassungszeit versehenen Landtafelhandschriften besitzen, wird obige Behauptung rechtfertigen und anschaulicher machen.

Im k. Reichsarchive befinden sich — theils von einzelnen Bestandtheilen, theils von den Gesammtlanden des Herzogthums die Landtafeln mit folgenden Jahresangaben: 1470, 1500 1500—1610, 1500—1640, 1508, 1514, 1521, 1524 1548, 1554, 1556, 1560, 1570—1606, 1578, 1580, 1588, 1594, 1606, 1625, 1628, 1660, 1662, 1669, 1752, 1754, 1788.

Die k. Hof- und Staatsbibliothek hingegen enthält Landtafel-Codices mit den Jahresangaben: 1436, 1514, 1552, 1556, 1560, 1568, 1590, 1595, 1602, 1606, 1616, 1623, 1625, 1640, 1642, 1647, 1652.

Einige Jahrgänge finden sich in mehreren Exemplaren vor; die k. Bibliothek besitzt z. B. sechs Handschriften der Landtafel vom J. 1625. Außerdem besitzen beyde Institute noch eine namhafte Anzahl undatirter Landtafel-Manuscripte aus dem XVI. und XVII. Jahrhunderte, deren Anfertigungsalter erst durch nähere Untersuchung ihrer innern Criterien ermittelt und festgestellt werden müssen. Hält man nun vom XV. und XVII. Jahrhundert hier ganz abgesehen, obige Landtafel-Liste mit jener der im Laufe des XVI. Jahrhunderts stattgefundenen Landtage zusammen, so gelangt man zu dem befremdlichen Resultate, daß nach der eignen äußern Bezeichnung (Datirung) der Manuscripte selbst das k. Reichsarchiv nur vier, und die k. Bibliothek gleichfalls nur vier Landtafeln von wirklichen Landtags-Jahren, ersteres nemlich von den Jahren 1514, 1556, 1570, 1588, letztere von 1514, 1552, 1556, 1568 besitzen, während hingegen, (die Krenner'sche Zählung als erschöpfend angenommen) nicht weniger als acht und zwanzig Landtagsjahre des besagten Jahrhunderts als unvertreten erscheinen [12]).

Es muß auf eine andere Gelegenheit verspart werden, die Ursache obigen Ergebnisses näher zu erörtern, und die erwähntermassen vorliegenden Landtafel-Handschriften nach ihrem speciellen Bestande durchzugehen; hier soll vor der Hand nur das gegenseitige Verhältniß von einigen der ältesten und wichtigsten aus ihnen, kurz besprochen werden.

Eine der auffälligsten Eigenthümlichkeiten bezüglich der innern Charakteristik des fraglichen handschriftlichen Materials im Allgemeinen ist es, daß bey weitem die meisten Landtafel-Manuscripte mit der Zeitangabe ihrer Abfassung, wenn sie deren überhaupt nicht völlig entbehren, nicht von gleichzeitiger sondern erst nachträglich von jüngerer Hand und zwar in der Regel erst bey Gelegenheit späterer Abschriftnahmen von älteren (uns nicht mehr erhaltenen) Originalien versehen worden sind. Die auf

aller Landsassen zum Landtag des Jahres 1557 enthält deßfalls die scharfe Weisung: „. . . im Fall du ungehorsam außenbleiben werdest, werden wir nicht allein mit den andern uns gehorsamen Landleuten, wie sichs gebühret, und die hoch Nothdurft erfodert, fortfahren, sondern solchen deinen Ungehorsam und Außenbleiben, auf Verlesung der Landtafl, gegen dir und andere mit mehreren Ungnaden ꝛc. dann bisher beschehen senn möchte ꝛc. ahnden ꝛc.“ Der Landtag v. J. 1557. S. 4—5.

12) Daß der obenstehenden Aufzählung der in der k. Bibliothek und im k. Archiv aufbewahrten Landtafelmanuscripte durch Bekanntgabe der zahlreichen im Privatbesitz befindlichen Exemplare eine wesentliche Umgestaltung und Vervollständigung zugeben würde, mag aus dem einzigen Beyspiele hervorgehen, daß die kleine Handschriftensammlung des Referenten allein schon drey datirte Landtafeln enthält, deren Jahrgänge, (1557, 1563 und 1665,) in obigen Listen vermißt werden.

solche Weise beygefügten Jahresangaben beruhen denn auch meistens nur auf individuellem Dafürhalten und nicht auf officieller Bestimmtheit; sie stehen demzufolge mit dem Inhalte der Handschriften selbst nur zu häufig in keinem Einklange. Dieß ist denn leider auch der Fall mit der ältesten unter den bisher aufgefundenen Landtafeln des fünfzehnten Jahrhunderts, nemlich hinsichtlich der oben erwähnten bisher unbekannt gebliebenen Handschrift mit der Jahresangabe 1436. Sie ist uns in einem aus dem Kloster Tegernsee in die k. Hof- und Staatsbibliothek gelangten Convolut-Codex (Cod. bav. 2497) erhalten, stammt aber ursprünglich nicht aus der Bibliothek des genannten Klosters selbst, sondern wurde laut einer von der Hand des verdienstvollen Klosterbibliothekars Leonhard Buchberger auf das Titelblatt eingeschriebenen Bemerkung erst im J. 1792 in einer Augsburger Bücherauction für die Tegernseer Bibliothek acquirirt. Den Schriftzügen nach ist sie keine gleichzeitige Aufzeichnung, sondern eine erst dem sechzehnten Jahrhunderte angehörende Abschrift der fraglichen Landtafel. Ihr Titel lautet so:

> Hertzog Albrechts in Bayrn Grauens zue Voburg Lanndtdafel dess Ober- vnnd Vndter Lanndts alls Ir. gn: verheürat worden mit Frau Anna Hörtzogin zu Praunschweig im Jar alls mann zelt hat. 1. 4. 3. 6.

Wer möchte auf den ersten Blick an der Authenticität und Richtigkeit dieser so umständlich abgefaßten Ueberschrift zweifeln? Und doch liegt sie in den beyden Beziehungen gar sehr im Argen. Die Mehrzahl der bayerischen Geschichtsschreiber und Genealogen setzen die Vermählung Herzog Albrechts III. mit Anna, Herzog Erich's von Braunschweig Tochter, in das Jahr 1437; dieß wäre also schon die erste Unrichtigkeit der vorliegenden Titel-Ueberschrift. Es ist jedoch hinlänglicher Nachweis vorhanden, daß diese Vermählung schon im Monate October des Jahres 1436 vor sich gegangen [13]). Nicht so leicht zu beseitigen hingegen ist der Widerspruch, in welchem diese Jahrzahl mit dem übrigen Wortlaut der Ueberschrift steht, indem dieser offenbar Herzog Albrecht III. als alleinigen Landesregenten des Herzogthums München-Straubing hinstellt. Zu dieser Würde gelangte jedoch Albrecht erst nach dem Tode seines Vaters Ernst (1. July 1438) und nach jenem seines Vetters und Mündels Adolph († nach dem 30. Nov. 1439 [14]); die vorliegende Landtafel kann sohin schon aus diesem Grunde keinenfalls vor dem Jahre 1439 abgefaßt seyn. Die Annahme eines früheren Abfassungsjahres wird denn auch durch die dieser Landtafel zu Grunde gelegte Gerichtseintheilung unstatthaft gemacht. Sie enthält nemlich als Bestandtheile des aus der Straubinger Erbschaft gebildeten oberbayerischen Niederlandes nicht blos die bey der Verloosung vom Jahre 1429 dem Herzoge Ernst zugefallenen ehemals Straubingischen Gerichte Haidau, Mitterfels und Straubing, sondern auch die dem Herzoge Wilhelm III. (Adolph's Vater) zugekommenen Gerichte Falkenstein, Kelheim und Viechtach, sohin bereits des unmündig gestorbenen Adolph vollen Nachlaß. An der Spitze des Oberlandes steht ferner das Landgericht Schwaben; dieses gehörte aber früherhin zum Herzogthume Bayern-Ingolstadt, und kam erst im Kriege Herzog Ludwig's des Gebarteten mit seinem Sohne Ludwig dem Höckerichten durch Verschreibung des letzteren ddo. Dachau, Samstag vor Catharina

13) Lipowsky, Agnes Bernauerin. S. 50 u. S. 120 Note 101. Buchner, Gesch. v. B. VI. 292.

14) Diesen Prinzen lassen einige Schriftsteller schon im Jahr 1437, andere im J. 1438 mit Tod abgehen; er starb aber frühestens erst im J. 1439, da es in einem Schreiben Herzog Albrechts III. an Heinrich den Reichen dd. 29 Juni 1445 in Betreff von Adolph's Erbschaft heißt: „..... unser lieber Vetter, — — der dann wohl vor sechs Jahren abgegangen ist," (Krenner, Landtagsh. I. 179.) und da er am 30. November des Jahres 1439 noch am Leben gewesen seyn muß, wie sich aus einer andern Stelle der Krenner'schen Landtagshandlungen (V. 47) ergiebt, zufolge deren Albrecht III. in seinem und Adolph's Namen „am sankt Andreastag Anno ꝛc. 1439" die Erbhuldigung des Marktes Dachau einnahm. Aus dem weitern Zusammenhange dieser Stelle ließe sich übrigens mit gleichem Grunde annehmen, daß Adolph auch noch bey der Huldigung Landsbergs 1440 „Sonntag vor Laurenti" (7. August) gelebt habe.

(21. Nov.) 1439 pfandweise an Herzog Albrecht III. [15]). Der mitgetheilte Titel des Manuscripts steht demnach mit sich selbst in entschiedenem Widerspruche und überläßt uns die richtige Altersbestimmung der fraglichen Landtafel selbst. Es stünde gut, wenn es sich hiebey im Hinblick auf die so eben dargelegten Thatsachen nur um eine Zurückdatirung von 1436 auf 1439 handelte; allein die nähere Prüfung des eigentlichen Inhalts dieser Handschrift führt zu einem ganz andern Resultate, namentlich aber zu einem Bezugsverhältniß mit der von Krenner herausgegebenen oberbayerischen Landtafel, angeblich vom Jahre 1470, wodurch die Ermittlung des wahren Alters beyder Documente in die Klemme geräth. Beyde stehen nemlich, was die in ihnen vorgetragenen Landstände, d. h. deren Namen, Besitzungen und Reihenfolge anbelangt, in so auffallender Uebereinstimmung, daß man sich zur Annahme eines zwischen ihrer beyderseitigen Abfassung in Mitte liegenden Zeitraums von c. 30 Jahren, ohne gegen alle Wahrscheinlichkeit zu verstossen, schon im Allgemeinen nicht verstehen kann. Bey einer speciellen Vergleichung beyder Documente zeigt sich aber, daß es in materieller Beziehung nur folgende wenige Punkte sind, in welchen dieselben von einander abweichen [16]):

Die Landtafel von angeblich 1436 enthält die Einträge von drey Landsassen resp. deren Sitzen, welche in der Krenner'schen Landtafel nicht vorkommen. In letzterer hingegen findet sich nur ein standschaftsberechtigter Ort, welcher in ersterer gänzlich fehlt; es ist dieß der, wohl auch hier nur aus Versehen weggebliebene, Markt Regenstauf. Außerdem unterscheiden sie sich nur noch bey sechs ständischen Gütern in der Anzahl und dem Namen ihrer Inhaber und endlich sind in der v. Krenner'schen Ausgabe eilf Landstände mit dem Beysatze „todt," und drey mit der Bemerkung „nimmer da" versehen, welche Beyfügungen in der Handschrift von angeblich 1436 nicht vorkommen. Demzufolge waltet also unter den 260 ständischen Individuen, welche die Krenner'sche Landtafel, — (die Klöster, Städte und Märkte hiebey nicht mitgerechnet, —) nur in Bezug auf zwanzig derselben eine wirkliche Verschiedenheit ob, in Bezug auf alle übrigen sind sie völlig gleichlautend; ein gemeinsames Nebeneinander-Fortleben von 240 Individuen unter 260 möchte aber wohl kaum für die Dauer von zehn, geschweige denn für dreyßig Jahre zugestanden werden. Es muß sohin entweder die bis jetzt mit der Jahrzahl 1436 ausgestattete Landtafel um geringstens zwanzig Jahre jünger, oder die Krenner'sche um einen ähnlichen Betrag älter angesetzt werden, je nachdem der deßfalls zu erholende nähere Nachweis für die eine oder andere Reduction ausschlägt. Diesen Nachweis im gegenwärtigen Momente mit durchgreifender Bestimmtheit liefern zu können, fehlt es leider an paraten Hülfsmitteln. Es müßten unsere Nekrologien und Epitaphien, es müßten unsere genealogischen und historisch-topographischen Monographien, es müßten die, ihrem bey weitem größten Theile nach, noch in unsern Archiven schlummernden Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts auf den nöthigen Grad von Zugänglichkeit und übersichtlicher Bearbeitung gebracht seyn, wenn eine solche Recherche anders als mit unabsehbarer Mühseligkeit sollte gepflogen werden können. Wir müssen uns daher vor der Hand mit einer annäherungsweise zum Ziele führenden Argumentation begnügen. Anhaltspunkte hiezu geben uns zunächst die gedruckt vorliegenden, partiellen Verzeichnisse oberbayerischer, d. h. München-Straubingischer Landstände des in Frage stehenden Zeitraums.

(Fortsetzung folgt.)

15) Krenner I. 190. Lang, Gesch. Ludwig des Bärt. S. 190.

16) Einige spätere, durch ihre Schrift aber vom ursprünglichen Texte sehr leicht unterscheidbare Zusätze, welche sich in das Tegernseer Manuscript eingeschoben finden, waren bey dieser Vergleichung begreiflicherweise gar nicht in Anschlag zu bringen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 6

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.
Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften und Ausgaben der ehemaligen bayerischen Landtafel, und über deren Benutzung für Geschichte und Topographie.

(Fortsetzung.)

Dahin gehören an erster Stelle diejenigen Mitglieder der oberbayerischen Landschaft vom Ritterstand, welche auf dem Regensburger Landtage v. J. 1436 den dort abgeschlossenen vierjährigen Waffenstillstand zwischen Ludwig dem Gebarteten und seinen Gegnern Namens der Herzoge Ernst, Albrecht III. und Adolph verbürgten [17]), und dann die Liste der Straubingischen Landstände, welche bey der auf dem dortigen Special-Landtage v. J. 1438 stattgefundenen Erbhuldigung Herzog Albrechts III. zugegen waren [18]). Mit Umgangnahme von den stabil bleibenden Klöstern, Städten und Märkten und nach Abgleichung jener Mitglieder des Ritterstandes, welche auf den beyden eben angegebenen Versammlungen anwesend waren, sohin nur einfach gezählt werden dürfen, beläuft sich die Anzahl der auf diese für das Jahr 1436 und beziehungsweise 1438 beurkundeten München-Straubing'schen Landstände auf achtzig Individuen; unter diesen 80 kommen in Tauf- und Familien-Namen übereinstimmend nur zwölf auch in den Landtafeln von vermeintlich 1436 und 1470 vor; aber selbst bey diesem Dutzend [19]) ist die Identität der Personen wegen des bekannten Forterbens der Tauf-Namen vom Vater auf den Sohn und insbesondere auf den Enkel in hohem Grade zweifelhaft; es liegt sohin in diesem einfachen numerischen Ergebniß bezüglich der ersteren Landtafel der Beweis, daß sie den erwähnten zwey Landtags-Versammlungen (v. 1436 und 1438) auf keinen Fall gleichzeitig seyn kann, weil sie sonst sämmtliche durch die beyden Verzeichnisse nachgewiesenen Landstände in sich begreifen müßte, sondern daß sie vielmehr einem beträchtlich jüngeren Zeitraume angehören müsse, weil sonst wenigstens die Mehrzahl jener 80 Landschafts-Mitglieder in ihr sich wieder finden würden.

Zu gleichem Ermittelungsbehufe dienen uns die in den Krenner'schen Landtagshandlungen [20]) aufbewahrten Listen München-Straubing'scher Landstände aus den Jahren 1460, 1461 und 1467. Das Ergebniß einer ähnlichen Vergleichung derselben mit den zu prüfenden zwey Landtafeln ist folgendes: Von den 129 Landständen aus der Ritterschaft des

17) Gemeiner, Regensburger Chronik III. 75.
18) Krenner II. 78—79.

19) Es sind dieß folgende: Hans v. Degenberg, Hans Frauenberger, Hermann Haibeck, Albrecht Rothaft, Hans Poxauer, Peter Rainer, (für 1436 und 1438;) Jacob Pütrich, Hans v. Thor, Hans Wildecker, (für 1436 allein;) Jörg Closner, Sigmund Puchberger, Peter Ursenbeck (für 1438 allein beurkundet).

20) Krenner V. 52—55. VI. 9—11. und 118—119.

Oberlandes (Bayern-München), welche den Söhnen Albrechts III., den Herzogen Johann und Sigmund bey deren gemeinschaftlichem Regierungsantritte auf dem Münchner Landtage des Jahres 1460 die Erbhuldigung darbrachten, erscheinen 75; von den 67 niederländischen Edelleuten, welche zu gleichem Zwecke im J. 1461 zu Straubing versammelt waren, erscheinen 38, und von den zum Straubinger Speciallandtag des Jahres 1467 einberufenen 35 Ständen erscheinen 26 auch in den beyden Landtafeln. Die hieraus zu ziehende Schlußfolgerung für die muthmaßliche Altersbestimmung dieser letzteren kann demnach nach unbefangenem Urtheile keine andere seyn, als daß sie dem siebenten Decennium des XV. Jahrhunderts (1460 — 1470) nicht angehören können, da sie ja nur etwas mehr als die Hälfte und resp. zwey Drittheile der für das genannte Jahrzehend mit Sicherheit beurkundeten Landstände aufweisen, daß demnach die Abfassung von beyden nach den Gründen der Wahrscheinlichkeit ungefähr in die Mitte des XV. Jahrhunderts angesetzt werden müsse. Franz v. Krenner fühlte es wohl selbst, daß die Altersangabe der von ihm edirten Landtafel der wirklichen Begründung entbehre. Er behielt sie eben nur bey, weil das Manuscript, welches seiner Ausgabe zum Grunde liegt, dieselbe an der Stirne führte (freylich mit dem Beysatze „ungefährlich um das Jahr 1470"), und weil dieser Landtafel Herzog Albrecht's mit dem nemlichen Jahres-Beysatze in Hund's b. Stammbuch öfter erwähnt ist, bemerkte jedoch in dem einleitenden Vorworte deßfalls, [21]) „die . . . Jahrzahl 1470 scheine ziemlich genau einzutreffen; denn mehrere in dieser Landtafel erwähnte Landsassen seyen alle im Jahre 1472 schon todt gewesen. Die Landtafel könne daher nicht jünger seyn. Eher sey sie noch um ein paar Jahre älter als 1470, weil darin Heinrich Paulstorfer vorkomme, welcher im Jahre 1468, dann Wilhelm Paulstorfer und Georg Sattelboger, welche gar schon im Jahre 1467 starben." Was man von den in den eignen Titelüberschriften der Landtafelmanuscripte erscheinenden Jahresangaben zu halten habe, ist in Vorstehendem genugsam dargelegt, und das von Krenner benutzte Manuscript war eben auch nur eine Abschrift aus den ersten zwey Decennien des sechzehnten Jahrhunderts. Was die Allegationen dieses Documents in Hund's b. Stammbuche anbelangt, so enthalten sie sämmtlich nur die muthmaßliche Altersbestimmung desselben; daß aber schon der gründliche Forscher Hund selbst Ursache fand, diese Landtafel in einen früheren Zeitraum hinaufzurücken, erhellt unter anderm aus einer Stelle im dritten Bande seines genannten Werkes [22]), wo es heißt: „Hilpold und Heinrich die Schambeck zu Buchersriedt in H. Albrechten Landtafel 1470 oder 60." Die Gleichnamigkeit der hier in Frage kommenden zwey Landesregenten, Herzog Albrecht's III. (1438 resp. 1439 — 1460) und Herzog Albrecht's IV. (1463 — 1508) hat wohl übrigens zu der — durch mehr als drey Jahrhunderte fortgeführten Verwechslung und Unrichtigkeit bezüglich der Altersbezeichnung dieses an sich so schätzbaren Denkmals unserer vaterländischen Stände-Chronik wesentlich beygetragen. Daß aber dasselbe nur der Regierungsperiode des ersteren Fürsten zugeeignet werden müsse, möchte auch schon durch diese vorläufige Darlegung zur Genüge nachgewiesen seyn.

Im Zwecke der gegenwärtigen Erörterung läge es, nunmehr auch noch auf nähere Untersuchung der zwischen der neu aufgefundenen (bisher mit dem Jahre 1436 bezeichnet gewesenen) und der von Krenner herausgegebenen Landtafel angedeutetermassen obwaltenden Verschiedenheit, sowie auch auf Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses einzugehen, in welchem die oben (Anm. 7) gleichfalls vorläufig bereits erwähnte jüngere, im k. Reichsarchiv aufbewahrte Handschrift dieses letzteren Denkmals zu der besagten Krenner'schen Ausgabe desselben stehe; allein die trockne Umständlichkeit und unvermeidliche Minutiosität, mit welcher derley Nachweisungen behandelt werden müssen, wenn sie anschaulich und überzeugend seyn sollen, sind wohl, ohne die Geduld des Zuhörerkreises zu mißbrauchen, für den heutigen Vortrag nicht geeignet, können jedoch bey

21) Ldtagsh. XV. 422.

22) Frhr. v. Freyberg, Samml. hist. Schr. Bd. III. S. 613.

einer andern Gelegenheit eine besser gewählte Stätte finden.

Bündiger mittheilbar und dabey belangreicher ist das Ergebniß einer Vergleichung der beyden im k. Reichsarchiv befindlichen Handschriften von der Landtafel Niederbayern's (Landshut-Ingolstadt) unter Herzog Georg dem Reichen mit der Krenner'schen Ausgabe derselben [23]). In so ferne dieselben Stoff bieten, diese Ausgabe in Ermangelung des ihr selbst zu Grunde liegenden Manuscripts bezüglich der Texteskritik zu berichtigen, wurde dieses Ergebniß bereits oben bey Erörterung des fraglichen Druckes dargethan. Gegen die Zeitgränzen, welche Krenner der Abfassung dieser Landtafel infolge synchronistischer Prüfung ihres Inhals beylegte, nemlich den Zeitraum von 1486 bis 1492, der zugleich mit jenem zusammentrifft, während dessen die in der vorliegenden Landtafel vorkommende Markgrafschaft Burgau pfandschaftsweise in niederbayerischem Besitze stand, ist im Allgemeinen nichts einzuwenden; zu bemerken ist hiebey nur, daß diese Altersbestimmung auf das ursprüngliche, jetzt leider nicht mehr vorhandene oder noch unaufgefundene Original der fraglichen Landtafel bezogen werden müsse, da ja sowohl das von Krenner zu seiner Ausgabe benutzte Exemplar, als auch die beyden zu gegenwärtiger Vergleichung verwendeten Manuscripte des k. Reichsarchives übereinstimmend in ihrer Titelrubrik als bloße „Abschrift aus weiland Herzog Georgens löblicher Gedächtniß Landtafel," sich bekunden, durch den weitern Beysatz jedoch, „daß die Flecken, so Herzog Ott-Heinrich und Herzog Philipp jetzt inne haben, hierin ausgeschlossen seyen," das Geständniß liefern, daß sie ihrerseits erst nach der Entstehung der jungen Pfalz (1505) angefertigt worden, dessenungeachtet aber den Zustand der niederbayerischen Landschaft während der zwey letzten Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts, mit alleiniger Ausnahme der erwähnten Weglassung des an das Herzogthum Neuburg abgetretenen niederbayerischen Antheils, unverändert in ihre Zeit (XVI. Jahrh.) übertrugen, namentlich denn auch die Markgrafschaft Burgau, obschon

23) Ldtagsh. XII. 425 — 471.

diese bereits im Jahre 1492 durch Kaiser Maximilian I. als Reichslehen für immer eingelöst worden war. Gerade hinsichtlich dieser historisch so interessanten Grafschaft, über deren Schicksale und Besitzer wir dem hochverdienten Veteranen unserer vaterländischen Geschichts- und Alterthumsforschung, Herrn Regierungsdirector v. Raiser in Augsburg so lichtvolle und urkundlich neue Aufschlüsse verdanken [24]), bieten die genannten zwey Handschriften obiger Landtafel im k. Reichsarchiv dahier, im Gegenhalte zur Krenner'schen Ausgabe, eine sehr erwünschte und namhafte Variante. Während nemlich bey Krenner nach dem Schluße vom Rentmeisteramt des Landshut-Ingolstädter Oberlandes (die Gerichte Rhain, Gerolfing, Kösching, Schrobenhausen, Aichach, Friedberg, Schmiehen, Obenhausen, Wartstein, Heidenheim, Kirchberg und Weissenhorn umfassend), lediglich nur die leere Rubrik „Markgrafschaft Burgau" figurirt, enthalten die fraglichen zwey Handschriften die Namen und Güter des gesammten Burgauischen ständischen Adels, welcher zufolge der vorliegenden Landtafel, so lange Herzog Georg Pfandherr der Grafschaft war, den niederbayerischen Landtagen beyzuwohnen hatte [25]). Als willkommener Ersatz für den Ausfall der Neuburgisch gewordenen Gebietstheile (welche jedoch der sorgfältige Krenner aus dem ihm zu Gebote gestandenen unvollendet gebliebenen Neuburger Exemplar von Herzog Georg's Landtafel im Anhange

24) Guntia (Denkwürdigkeiten des Oberdonaukreises 1823) Abth. II. u. III. Die Wappen der Städte und Märkte ꝛc. im O. D. K. S. 85 — 87. Dritter Jahrs-Bericht des histor. V. im vorig. O. D. K. S. 53 — 76. Vgl. Uebersicht der bis zu Ende des J. 1840 bey d. hist. V. des Reg. Bez. von Schwaben und Neuburg eingelaufenen Ortsgeschichten S. 6 — 7. (Fünfter und sechster Jahresbericht des genannten hist. Vereins S. 112 — 113.)

25) Diese Landtafel der Markgrafschaft Burgau umfaßt 39 im obigen Sinne ständischer Güter und deren Besitzer (— „Insassen und Begüterte" werden letztere in gleichzeitigen Burgauischen Urkunden und Staatsschriften genannt, —) und eignet sich vielleicht gleichfalls zu einer späteren Mittheilung.

(a. a. O. S. 467—471) mittheilte), ist ferner die „Landtafel über das Fürstenthumb Neuburg“ zu betrachten, welche in der jüngern von den mehrerwähnten Handschriften des k. Reichsarchivs [26]) unmittelbar auf die Landshut-Ingolstädtische folgt. Ihrer Titelüberschrift gemäß, welche den Herzog Ott-Heinrich als alleinigen Regenten benennt, sohin den bereits erfolgten Tod seines Bruders Philipp voraussetzt, fällt sie in die Jahre 1548 — 1559, und bildet daher in der Geschichte der Neuburger Landschaft ein sehr brauchbares Mittelglied zwischen dem oben bemerkten früheren Bestande und der bis jetzt allein bekannt gewesenen Neuburger Landtafel vom J. 1652.

Aus der großen Anzahl von Landtafel-Manuscripten des XVI. und XVII. Jahrhunderts erlaube ich mir hier nur noch ein paar derselben speciell hervorzuheben. Das eine ist der im k. Reichsarchiv befindliche Convolut-Coder 6 b) (51.), welcher nicht weniger als vier, beziehungsweise sieben verschiedene Landtafeln in sich faßt, nemlich zuerst (f. 1—50) jene vom J. 1514 mit Interlinear-Abänderungen der Vorträge nach dem Stande des Jahres 1538; f. 54 — 149 Landtafel von 1524 mit derley Correctionen nach dem Stande des Jahres 1535; f. 152 — 182 Landtafel (eines auf dem Titelblatte eingeschriebenen Datums zufolge) v. J. 1554; f. 187 — 313 Landtafel von 1542 mit Correctionen des ursprünglichen Textes nach dem Landschaftsstande des Jahres 1556. Die drey mit den bezeichneten Adaptirungen des ältern Textes für eine spätere Landtafel-Anfertigung versehenen Handschriften waren offenbar amtliche Exemplare, und die betreffenden Correctoren die mit der Herstellung und Expedition der Stände-Einberufungsbriefe beauftragten Individuen der herzoglichen s. g. Geheimen Hof-Kanzley, wie dieß namentlich aus den an den Marginal-Räumen angebrachten Vormerkungen über die Anzahl der auszufertigenden „Briefe,“ über die Titulaturen der Adressen u. dgl. mit vollster Bestimmtheit hervorgeht. Es führt uns demnach der vorliegende Coder unmittelbar in die innerste Werkstätte, aus welcher die uns hier beschäftigenden

26) Cod. 1. (43.) f. 49 — 55.

Documente hervorgegangen, und belehrt uns über die Art und Weise ihrer Herstellung, insbesondere auch über die befremdend großen Zwischenräume, binnen deren man für gut fand, zur Redaction einer neuen Landtafel zu schreiten. Das Titelblatt der Landtafel von 1524 giebt namentlich über die in letzterer Beziehung beobachteten Grundsätze in seinem Schlußtheile folgenden ausdrücklichen Bescheid:

— — vnd yedes vitzdomb oder rentmeimeisterambt hat seine besonnderte landgericht den fürsten zugehörig; demnach so werden in diser landtafel bei yedem landgericht anfencklich mit namen angezeigt vnd beschriben die herrn ritterschaft vom adl vnd burger mit irn slössern, sitzen vnd hofmarchen dauon sy in ain landschaft erfordert werden, vnd erst zu enndt so steen verzaichent di stift, closter, stet vnd märckt so in ydem fürstlichen landgericht ligen. Doch sol allweg vber sex oder zehen jar solh landtafel wider verneut werden der nämen halben die sich veränndern.“

Von dem Bedürfnisse einer ununterbrochenen Fortführung und Evident-Haltung dieser Verzeichnisse, wie wir uns dasselbe vorstellen, hatte man folglich amtlicherseits gar keine Ahnung.

Eine vorzügliche Rolle unter den Landtafeln aus der zweyten Hälfte des XVI. Jahrhunderts nimmt in den Allegationen der Landtafeln sowohl dieses als auch noch des XVII. Jahrhunderts „die alte Hundische Landtafel de anno 1560“ ein. Dieselbe wurde allenthalben in der landschaftlichen Kanzleywelt als ein ganz legales, mit besonderer Autorität betrautes Normal-Exemplar betrachtet. Es war sohin eine der angelegentlichsten Bestrebungen des Referenten, dieser Hundischen Landtafel in Original oder verlässiger Copie habhaft zu werden.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25 Januar.
Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Handschriften und Ausgaben der ehemaligen bayerischen Landtafel, und über deren Benutzung für Geschichte und Topographie.

(Schluß.)

Die k. Hof- und Staatsbibliothek besitzt solche nicht. Ihre mit dem Jahre 1560 bezeichnete Landtafel-Handschrift (Cod. bav. $\frac{2407}{2}$) weist sich als ein Erzeugniß etwas späterer Zeit aus. Im k. Reichsarchive aber sind zwey Manuscripte der Landtafel des genannten Jahres aufbewahrt, welche beyde einen directen Hinweis auf unsern berühmten Kanzler Dr. Wiguläus Hund als ihren ehemaligen Veranstalter, Ordner oder Besitzer enthalten. Das eine Manuscript, aus Weltenburg stammend und von dem dortigen Conventual P. Ildephons Hefele im J. 1791 geschrieben, trägt nemlich auf dem Titelblatte die ausdrückliche Bemerkung: „NB. Ist die bekannte Hundische Landtafel.“ Allein in Wirklichkeit ist dieß durchaus nicht der Fall. Aus der Prüfung ihrer einzelnen Vorträge ergiebt sich ein weit jüngeres Datum ihrer Abfassung. Sie trägt z. B. Ludwig von Thor als Besitzer von Eurasburg vor, der doch erst nach dem am 3. April 1571 erfolgten Tode seines Vaters Georg von Thor zu dem Besitze dieser Hofmark gelangte; sie benennt „Christoffen von Pienzenau's nachgelassene Wittib“ als Inhaberin von Reichersbeuern; während Christoph v. Pienzenau erst im J. 1578 gestorben u. s. f. Besser verhält es sich zum Glücke mit der zweyten Handschrift. Sie findet sich in dem mehrerwähnten Codex 1 (43), — demselben, der auch die oben erörterten Aufzeichnungen der ober- und niederbayerischen Landtafel des XV. Jahrhunderts (und zwar auch diese dem Titelblatte zufolge „durch Herrn Dr. Wiguleum Hundt gebessert und ersetzt. Zusammengetragen aõ 1560“) enthält —, und ist wenigstens die unbezweifelbare Copie eines von Hund selbst gehandhabten und eigenhändig von ihm mit spätern Einträgen und Notizen versehenen Exemplars der Landtafel v. J. 1560. Es geht dieses namentlich aus der in dieser Handschrift vorkommenden Angabe der Inhaber des adelichen Sitzes Finding [jetzt Ober-Finning [27])] Landg. Landsberg hervor, welche so lautet:

„Hanns Jacoben Hundts zu Kaltenberg, iezt mein Doctor Hundts [28]).“

27) Nicht zu verwechseln mit Finningen, Pfarrdorf im Ldg. Günzburg, Kapitel Weissenhorn, oder mit (Ober- und Unter-) Finningen im Landg. Höchstädt, Kapitel Höchstädt.

28) Die Notiz über obiges Besitzthum Hund's ist ein Novum in dessen Lebensgeschichte. Er scheint übrigens erst kurz vor seinem Tode (1588) zu diesem Besitze gelangt zu seyn und die fragliche Notiz niedergeschrieben zu haben, da er in seiner Autobiographie dieser Erwerbung nicht erwähnt und seinen oben — im Texte der Landtafel von 1560 genannten Besitz-Vorgänger, nemlich seinen, mit väterlicher Sorgfalt von ihm erzogenen Neffen Hans Jacob Hund als im Jahre 1585 noch lebend aufführt.

Daß die vorliegende Abschrift auch noch mehrere spätere, bis nahe zum Todesjahre Hund's (1588) herab reichende Notizen und Zusatze enthält, benimmt ihr nichts an Brauchbarkeit und an ihrer Eigenschaft einer durchgreifend revidirten und den Status der ständischen Güter um das Jahr 1560 in möglichster Reinheit darstellenden (NB. abschriftlichen) — Matrikel. Wir sagen um nicht von 1560; denn zur Anfertigung dieser Landtafel ist zwar, zufolge des Titelblatts [29]) von Herzog Albrecht V. eine eigene Commission fürstlicher Räthe im Jahr 1560 angeordnet worden; daß dieselben aber das ihnen übertragene Geschäft nicht im Stande waren noch im Laufe des genannten Jahres zum vollen Abschluß zu bringen, war wohl nicht anders zu erwarten; nach einigen Vorträgen scheint die völlige Erledigung bis ins Jahr 1564 sich verzögert zu haben. Eigenthümlich ist in Hinsicht auf den Umfang dieser Landtafel, daß sich dieser auch rückwärts bis zur Vereinigung Bayerns zum Gesammtlande (1505) und zur sofortigen Abtheilung desselben in vier Vicedom- oder Rentmeisterämter erstreckt, sohin auch den Inhalt der früheren Landtafeln innerhalb dieses Zeitraums namentlich jener von 1508 und 1520 in sich aufnimmt. Sie eröffnet infolge dessen die Reihe der in drey Columnen geschriebenen Landtafel-Manuscripte, im Mittelraume die ständischen Güter, dann links gegenüber die Reihe der „vorigen" und rechts die Namen der „jetzigen Inhaber" aufführend, wie sie von da an bis zur Mitte des XVII. Jahrhunderts in zahlreichen Exemplaren vorkommen, leider aber bezüglich der Vollständigkeit und Richtigkeit der bemerkten Besitzer-Reihen nur zu viel vermissen lassen. Eine mit dem Jahre 1560 beginnende Zuthat der Landtafel-Handschriften ist ferner die den eigentlichen Vorträgen vorangestellte Angabe der herzoglichen Beamten (Pfleger, Castner, Gerichtsschreiber, Ungelter) jedes Landgerichts, anfangs, und so auch in dem Hundischen Exemplare, ohne Beyfügung, dann aber mit Beyfügung der Namen dieser Beamten, hie und da auch mit Angabe der von den Pflegern für den Kriegsdienst zu stellenden Pferde. Als eine weitere sehr erwünschte Zugabe, deren erste Begründung wir wahrscheinlich dem historischen Sinne des trefflichen Hund verdanken, erscheinen von da an die der trocknen Nomenclatur häufig beygefügten geschichtlichen und archivalischen Bemerkungen und Notizen über frühere oder über die zuletzt eingetragenen Besitzstandsveränderungen, über Erhebungen der Güter zu Sitz und Sedel, zur Hofmark, über Jurisdictionsverleihungen u. dgl., meist urkundliche Daten aus amtlichen Quellen [30]).

29) Dasselbe lautet so: „Anno 1560. Als der durchleichtig hochgeborne fürst vnd herr, herr Albrecht, pfalczgraue bey Rhein, herczog in Obern vnd Nidern Bayrn etc. etlichen irer fürstlichen genaden sonder verordneten räthen beuolchen ain neue landtafl ze machen, haben sye die räth dasselb in vndertheniger gehorsamb anno 1560. für handt genommen vnd wie hernach volgen würdet, die schlösser, hofmarchen, edlmansücz vnd sedlhöf sambt derselben innhabern benent, wafs aber für andere dörffer, weiler oder güeter in die hofmarchen gehören sollen, derowegen sich fürtt begeben möchten, da mag in den alten büechern vnd landtaflen hinter sich gesuecht vnd die gebürlich ausfierung in dem iederczeit zugelassen werden. — Die innhaber der hofmarchen schlofs vnd sücz von anno. 1508. bis auf das 20iste jahr vnd was sich zwischen der zeit für enderung darmit zugetragen, ist aus den elitsten landttaflen nemblich von gemelten .8. vnd. 20isten jahr geczogen vnd hieneben allenthalben ad marginem verczaichnet. — Mit dem .†. beczaichnet, ist in die summa ausgeczogen."

30) Es muß ein von dem verdienstvollen Archivar Lieb mit derley Anmerkungen oder vielmehr mit förmlichen Urkunden-Regesten reichlich ausgestattetes Landtafel-Exemplar existiren oder existirt haben; in Lipowsky's „Ungrund der Domainen in Bayern" wird wenigstens eine solche „Liebische Landtafel" häufig citirt; (z. B. §. IV Note e), (§. V N. h), §. XIX Not. i, k, l, m). Das k. Reichsarchiv besitzt zwar eine Handschrift mit der gedruckten Aufschrift auf dem Rückenschilde: „Land Tafl von Archivar: Lieb zusam getragen;" allein die von Lipowsky benützte ist sie nicht, indem sie auf den ersten 12 Blättern nur den von

Fassen wir nun den Eindruck zusammen, welchen die Durchforschung und Erprobung des in Vorstehendem erörterten handschriftlichen Materials im Allgemeinen gewährt, so — müssen wir offen gestehen, es ist dieß eben kein freudiger; der hohe Begriff, den man von der officiellen Bedeutsamkeit und dem urkundlichen Charakter der betreffenden Documente zu schöpfen sich veranlaßt sieht, wenn man da liest, welch ein wichtiges staatsbürgerliches Vorrecht durch den Eintrag in deren Spalten bedungen gewesen, droht uns zumal völlig abhanden zu kommen; denn fürwahr, vielleicht keine Gattung von Archivalien setzt uns auf einen so schwanken, mit Irrsalen aller Art so überwucherten Boden und macht ihre Ausbeutung so verfänglich, als jene unserer bayerischen Landtafel. Dessenungeachtet kann dem unbefangenen Blicke die gediegene Goldader nicht entgehen, welche dieses schuttige Gestein durchzieht, und die Mühe ihrer schwierigen Gewinnung und Läuterung reichlich zu belohnen im Stande ist. Es ist denn daher auch die eingangs gestellte Frage: ob dieser massenhafte Quellenvorrath für die Zwecke der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, für die historische Statistik und Topographie unseres Landes, und für die Kunde und Ehre seiner angestammten Adelsgeschlechter in erschöpfender Weise bereits ausgebeutet sey, in vollster Ueberzeugung mit Nein zu beantworten. Von den aufgezählten drey Ausgaben können nur die Krennerischen als wirkliche Leistungen betrachtet werden; denn die Lang- und Blondeau'sche darf wohl auf einen solchen Namen keinen Anspruch machen; die Handschriften selbst aber blieben außerdem, bisher wenigstens, beynahe völlig unberührt, und nur von den erwähnten gedruckten Ausgaben wurde — trotz der — in vorstehenden Zeilen nachgewiesenen Berichtigungsfähigkeit und Hülfsbedürftigkeit ihres Zustandes — von zwey unserer verdientesten vaterländischen Geschichtsforscher für die oben genannten Zwecke, und zwar an und für sich in sehr dankenswerther Weise Gebrauch gemacht. Es sind dieß die nach Gerichten geordneten alphabetischen Verzeichnisse der bayerischen Landstande, welche das hochverehrliche Mitglied unserer Klasse, der k. Universitätsprofessor und geistliche Rath Buchner, die erwähnten Krenner'schen Landtafel-Abdrücke zur Grundlage nehmend, den verdienstlichen „statistischen Uebersichten" der einschlägigen Zeiträume im sechsten Bande seiner „Geschichte von Bayern" [31]) einverleibte, und dadurch die Brauchbarkeit dieses schätzbaren Nationalwerkes wesentlich erhöhte; und dann der in lexicalischer Form (nach dem Alphabete der Adelsfamilien) bearbeitete „Allgemeine Altbaierische Länderbestand," welchen der selige Ritter v. Lang in seinem so barok betitelten Werkchen: „Acta apostolorum" [32]) mittheilte, und hiezu nicht nur die Krenner'schen Landtagshandlungen und Landtafelausgaben, sondern insbesondere auch die Lang- und Blondeau'sche Landtafel von angeblich 1557 benutzte, diese letztere aber leider so vertrauensvoll, daß nur zu viele der groben Unrichtigkeiten, wovon dieselbe, wie oben gezeigt worden, auf allen

Lieb's eigener Hand in höchst flüchtigem Concepte geschriebenen Entwurf einer nach alphabetischer Ordnung der Gerichte geordneten Landtafel des Rentamts München enthält, mit ganz kurzen Excerpten aus datirten amtlichen Berichten über die Besitzer der Landsassengüter von c. 1599 bis 1605, worauf sodann eine — nach der gewöhnlichen Reihenfolge der Gerichte geordnete Reinschrift einer Landtafel der drey Rentämter München, Burghausen und Landshut folgt, welcher gleichfalls einige wenige archivalische Notizen von Lieb's Hand beygefügt sind.

31) Sechstes Buch, zweyte Abtheilung, die Geschichte Bayerns vom J. 1147—1506 enthaltend. S. 321—361. Eine ähnliche Bearbeitung der Stände-Verzeichnisse stellt der Hr. Vf. in der neuesten, so eben erschienenen Lieferung seines Werkes (Buch VII. Abth. 1. Die Zeiten der Reformation von 1508—1598) auch für die folgenden Zeiträume in Aussicht. In der, dieser jüngsten Lieferung vorausgehenden „statistischen Uebersicht" S. VII ist zugleich, obschon nur in wenigen Zeilen, über die b. Landtafel das Ausführlichste und Richtigste enthalten, was in neuerer Zeit über diesen Gegenstand gesagt worden.

32) . . . Ein Hilfs- und Lesebüchlein aus den Landtags Verhandlungen einer älteren Zeit. Nürnberg 1834. S. 5—88.

Seiten wimmelt, in diese, außerdem recht brauchbare neue Bearbeitung übergegangen sind, sohin die Verlässigkeit des Ganzen auf empfindliche Weise schwächen. Es werden hier nemlich demzufolge Geschlechter aufgeführt und zum Theil durch mühsame Conjecturen aufrecht zu erhalten gesucht, die nie existirten, und jenen Güter beygelegt, die sie nie besassen oder welche gleichfalls gar nie bestanden. Dahin gehören z. B. „die Brommer, Prummer zu Ebersberg und Aichbühl anstatt der Pronner zu Aichpichel, Rieden, Thalhausen; der Gembach zu Triechtling Ger. Traunstein anstatt der Bambach (Baumbach) zu Truchtlaching; die „Layitzer, etwa Layritzer? oder Losnitzer?“ zu Wolfering, anstatt der Lauginger (Lauinger) zu Wolfesing (Wolfässing) Ldg. Schwaben; die Trainer anstatt der Tanner zu Pühlhofen Ldg. Moosburg, die Marzoller zu „Bergkirchen, Aiblinger Ger.“ anstatt zu Dieperskirchen, welches letztere aber den Marzollern nie zugehörte u. dgl.

Unter solchen Umständen kann wohl von einer bereits vorliegenden befriedigenden und erschöpfenden Benützung des fraglichen Quellen-Materials nicht die Rede seyn. Gegenüber seinem Gesammt-Bestande kann es sich übrigens auch nicht um bloßes Abdruckenlassen der einen oder andern Handschrift oder um Bearbeitung einzelner Zeiträume handeln, sondern um Aufstellung eines Gesammtbildes von dem hieher bezüglichen Theile unserer Staatsverfassungs-Geschichte, der nun, volle vier Jahrhunderte umfassend, als eine abgeschlossene Thatsache hinter uns liegt. Die Ausführung eines solchen Bildes hätte offenbar drey verschiedene Darstellungsrichtungen zu verfolgen:

1) die synoptisch-chronologische, (Ueberblick der sämmtlichen mit dem bayerischen Standschaftsrechte bekleidet gewesenen Individuen, Corporationen und Orte nach ihrem zeitweisen und successiven Eintreten in diese Bevorzugung);

2) die personale oder genealogische, (Ueberblick sämmtlicher bayerischen Landstände nach ihren Familien-Namen, mit dem Hinweis auf deren Stammsitze und anderweitige von denselben innegehabten ständischen Güter);

3) die locale oder statistisch-topographische, (Ueberblick sämmtlicher von bayer. Landsassen innegehabter Orte mit der Angabe ihrer wechselnden Gerichtsbelegenheit und mit Darlegung der vollständigen Reihenfolge ihrer Besitzer). —

Es wäre dieß wohl eine würdige, freylich aber auch eine ebenso umfangreiche als schwierige Aufgabe, deren — würdige Lösung übrigens jedenfalls durch das frühere oder spätere Heranreifen einer großen Anzahl von Vorarbeiten bedingt ist. Die wesentlichsten dieser letzteren sind in einem specielleren Betreffe oben bereits erwähnt worden, deren vollendete Herstellung aber wird wohl nur durch ein rüstiges Zusammenwirken mehrerer, freundlich vereinigter Kräfte zu erzielen seyn [33]).

33) Von dem Zustandekommen der nöthigsten hieher gehörigen Vorarbeiten wird es auch großentheils abhängen, wie lange der von dem Ref. versuchsweise, zunächst für den historisch-topographischen Zweck (mittels Uebertragung der bedeutenderen und vollständigeren Handschriften, namentlich jener v. J. 1652, auf einzelne Folien,) angelegte und bereits zu ziemlicher Voluminosität angewachsene Apparat zur Herstellung einer oben angedeuteten Gesammtausgabe der b. Landtafel vor der Hand zu ruhen habe, ob „nonum in annum“ oder für immer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer gymnasii regii Gallici Director. Volumen II. Berolini prostat in libraria Friderici Nicolai MDCCCXLVII. IV. 611.

Die gel. Anzeigen haben, da eine neue Bearbeitung des griechischen Geographen eine wesentliche Lücke in der philologischen Litteratur ausfüllte, von dem ersten Bande dieser Ausgabe Strabos näheres mitgetheilt (1845. Band XX. 79 — 83). Es wurden die Vorzüge hervorgehoben, das mangelhafte jedoch nicht verschwiegen. Die Einleitung über die Handschriften Strabos ist als ein Muster für ähnliche Arbeiten angerühmt, die Auffindung der Epitome Vaticana und dadurch die theilweise Ergänzung des siebenten Buches gebührend gepriesen, hoch anerkannt die neue Vergleichung des ältesten Codex, welcher für die ersten neun Bücher Strabos von entscheidendem Werthe ist, und es wurden zugleich die gelungensten Aenderungen, welche der erste Band enthält, namentlich aufgeführt. Dagegen mußte erinnert werden, daß der kritische Apparat nicht über die Collation des Parisinus hinausgehe und viele, keineswegs verächtliche, Abweichungen in Falconers Ausgabe bey Kramer vergebens gesucht werden, daß die Critik des Herausgebers nicht durchdringend und in dem gegebenen vielfach unsicher sey, daß aus Koraes gar manches gewonnen werden konnte, was zu benutzen unbeachtet geblieben ist. Diese Mängel aber wurden zugleich entschuldigt, da das Zusammentragen und Ordnen des Materials die Aufmerksamkeit zu sehr auf das äußere wende und von dem Gegenstande abziehe, so daß Leser, welche das Material gehörig geordnet überschauen und benutzen können, dadurch in den Stand gesetzt sind gar manches zu sehen, was dem Herausgeber entgangen ist. Es wurde in dieser Beziehung selbst auf Immanuel Bekkers Bearbeitungen hingewiesen, und Referent glaubte gerade dadurch dem Herausgeber thatsächlich zu beweisen, welch hohen Werth er der neuen Ausgabe beylege (die als feste Grundlage anerkannt ist, auf welcher mit größerer Sicherheit als bis jetzt geschehen, fortgeschritten werden könne), daß er eine nicht unbedeutende Anzahl von Stellen wählte, an welchen er sein eigenes Urtheil auszusprechen suchte, wie eine philologische Anzeige ja nur dann einen Werth hat, wenn sie selbst gültige Beyträge zu liefern im Stande ist.

Hr. Kramer dagegen sieht durch unsere Anzeige seine Verdienste verkannt, er glaubt, Zweck dieser sey nur gewesen zu zeigen, wie fast nichts geleistet sey, und äußert sich in der kurzen Vorrede des zweyten Bandes, in welcher er lehrt, wie jetzt erst eine sichere Basis gewonnen sey (was wir ja selbst von dem ersten Bande ausgesprochen haben), über den anonymen Recensenten auf folgende äußerst schmeichelhafte Weise: quae pace dixerim censoris Monacensis nescio cuius, qui in censura voluminis prioris id unice egit, ut ostenderet, quam paene nihil praestitum sit opera a nobis in edendo hoc nobilissimo literarum monumento collocata; quamquam ipse aliter, ut opinor, sensisset, si diligenter examinare, quam cupide atque arroganter iudicare maluisset. Sed mittamus inanes

has censorum acrimonias, quarum pudet non minus quam taedet honestos homines.

Die gel. Anzeigen sprechen Lob und Tadel nach Ueberzeugung aus, und wenn es Ref. bey aller Anerkennung und Schonung, mit der er zu Werk gegangen, darin versehen, daß er den ersten Band zu wenig gelobt hat, so ist es des Herausgebers eigene Schuld, der diesen nicht besser ausgestattet hatte; kann er gegründeten Widerspruch nicht ertragen und will er nur Weihrauch gestreut haben, so möge er Herz und Sinn erquicken an den kraft- und saftlosen Berichten eines frühern philologischen Collegen des Ref. in den Heidelb. Jahrbüchern, welche zur Freude manches eitlen und schwachsinnigen Autors, zum Gelächter aller Verständigen überall die höchste Potenz von Bewunderung und Lobeserhebung anstimmen, zur Sache selbst aber nie und nirgends etwas beyzutragen wissen.

Versteht H. Kramer unter den honesti homines einsichtsvolle Männer wie Bekker, Böckh, Meineke u. a., so ist Ref. bereit, seine Anzeige dem Inhalte wie dem Tone nach vor diesen zu vertheidigen und glaubt deren Zustimmung im Voraus sicher zu seyn; meint er aber andere treffliche Männer, welchen die Untersuchung solcher Gegenstände ferne liegt, so kann deren Urtheil ziemlich gleichgültig erscheinen. Einen vir honestus glaubt er jedoch nicht umgehen zu dürfen, Herrn Kramer selbst. Es wurden zwey Stellen nachgewiesen, in welchen Zahlen ausgefallen sind; H. Kr. hat auf den Rath des Ref. beyde Blätter umdrucken lassen; die Aenderung des προστίθησι in den Imperativ προστίθητι wurde als ungrammatisch bezeichnet; H. Kr. hat auch hier den Besitzern des ersten Bandes einen Carton zugeschickt und Sorge getragen, daß künftige Käufer seiner Ausgabe keine Spur mehr von jenem Monstrum finden. In dem Repertorium der klassischen Philologie II, 1, p. 56 lesen wir als Mittheilung des Hrn. Dir. Kramer: „Als Druckfehler in dieser Ausgabe sind zu bezeichnen p. 54, 17 προστίθητι statt προστίθει. p. 146, 22 τίμνης statt τέμνοις. p. 365, 8 ἐκεῖνον statt ἐκείνου. p. 376, 16 ist das zweyte ἡ zu streichen," also gerade das, was unsere Anzeige hervorgehoben hat und was H. Kr. jetzt nur als Druckfehler zu bezeichnen beliebt, gleich als könnte Jemand glauben, daß die Aenderung der Worte in letzter Stelle ἡ μὲν οὖν πόλις ἐφ' ὕψους κεῖται in das, was H. Kr. gegeben, ἡ μὲν οὖν ἡ πόλις, welches zweyte ἡ er nur aus Aldus aufgenommen hat, nichts als ein Druckversehen sey. Man sieht, das pudet, wie das taedet über das, was Ref. vorgebracht hat, will wenigstens bey Hrn. Kr., den wir auch zu den viri honesti rechnen, nicht viel sagen. Von mehr als zwanzig Stellen, welche unsere Anzeige behandelte, hat H. Kr. in den Addendis nur eine berührt, seine Aenderung von Αἴσιον in Ἄσισιον. Strabo führt p. 359 die Orte namentlich auf, welche rechts und links an der Straße von Rom nach Ariminum liegen; unter den erstern steht Αἴσιον, wir bemerkten, daß die Aenderung Ἄσισιον der Angabe des Geographen schnurstracks entgegen sey; denn Assisi liegt nicht rechts, sondern links, und wunderten uns, daß der Herausgeber, der lange in Italien lebte und diese Orte aus eigner Anschauung kennen müsse, einen solchen Mißgriff machen konnte. Er gesteht die Richtigkeit unserer Bemerkung zu und wundert sich selbst über seinen Irrthum: inconsideratius a me receptum esse Ἄσισιον pro Αἴσιον recte monuit censor Monacensis, cum Asisium non a dextra situm fuerit viae Occiculis Ariminum ducentis, quod fugisse me, locorum horum satis peritum, ipse miror. Aber man glaube ja nicht, daß Hr. Kr. sich durch dieses Selbstbekenntniß für widerlegt halte; er fährt fort: vellem tamen idem vir doctus dixisset, ubinam gentium situm fuerit illud Aesium. Quod cum haud facile unquam dicturum esse neque istum neque alium credam, latere sub illo nomine Asisium oppidum etiam nunc existimo; quae coniectura si vera est, error Strabonis erit confitendus, multo levior certe quam permulti alii ab eo admissi. Jenes Aesium liegt rechts am Wege, nicht links, mag der Name unbekannt, oder mag er verschrieben seyn. Wenn H. Kr. alle unbekannten Orte in den Itineraria und der tabula Peutingeriana in bekannte verwandeln will, wird er viel unnöthige Mühe haben; aber Strabo muß einen kindischen Fehler begehen, damit die Conjectur des Hrn. Kr. ihre Richtigkeit haben könne, und H. Kr. hat geirrt, um selbst in diesem Irrthume wieder recht zu behalten. In der That

eine eigene philologische Kritik, den Autor etwas dummes sagen zu lassen, damit sein Herausgeber etwas geistreiches vorbringen könne!

Da die übrigen Bemerkungen des Referenten von Hrn. Kramer mit Stillschweigen übergangen sind, so wenden wir uns zum zweyten Bande, der bey dem Zustande des siebenten, achten und neunten Buches eine besondere Sorgfalt von Seite des Herausgebers erforderte.

Die Pariserhandschrift A, anerkannt die älteste, welche die ersten neun Bücher enthält, war einst vollständig; jetzt fehlen ganze Blätter, und das vorhandene ist der Art verstümmelt, daß die Blätter am Rande weit hinein angefressen sind; wir müßten auf das Vergnügen, den Strabo zu lesen, Verzicht leisten, hätte nicht eine spätere Hand sich die Mühe genommen, das fehlende möglichst zu ergänzen. Du Theil glaubte diese Ergänzungen aus Stephanus Byzantinus, Eustathius u. a. zusammengetragen, daher ohne alle Autorität, und dieser seiner Ueberzeugung verdanken wir, daß er im dritten Bande der französischen Uebersetzung Strabos p. 293—354 das neunte Buch ganz nach dem Codex A vollständig abdrucken ließ und dadurch eine genaue Ansicht von dem Zustande des Textes vor Augen stellte. Wir halten es jedoch für unmöglich, daß Jemand von selbst oder nur auf obige Hülfsmittel gestützt ganze Blätter wie p. 234, 18 — 237, 19. und p. 263, 8 — 266, 10 oder auch nur einzelne lückenhafte Stellen ergänzte, wie sie die zweyte Hand im Pariser Codex hergestellt hat, und man wird nach allen Regeln der Kritik diese Zusätze mit Hrn. Kramer gegen du Theil als ächt anerkennen, mögen sie nun aus diesem Codex selbst zu einer Zeit, als er noch vollständig war, geflossen seyn, oder ihren Ursprung einer andern jetzt verloren gegangenen Quelle verdanken; denn auch dieses ist für die Handhabung der Kritik nicht gleich.

(Schluß folgt.)

Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg.

(Schluß.)

Ein offenes Mandat des Grafen von Thurn und des Kriegsrathes vom 3. October (Beylage XIX 214.) befahl eine allgemeine Visitation der in Würzburg noch vorhandenen Vorräthe an Getreid, Vieh, Brennholz und Salz. Höchst aufmerksam waren die schwedisch-sächsischen Behörden auf die Verbindungen der Würzburger mit den ganz in der Nähe stehenden Kaiserlichen. Auf die Klagen des Magistrats über zu starke Einquartierung erwiederte der Graf v. Thurn, daß die Würzburger wissen sollten, man habe sie darum so stark belegt, weil man ihnen nicht traue. Die Bürgerschaft solle sich in Verpflegung der Soldaten williger erzeigen, sonst werde es schlimm hergehen und der Stadt völliges Verderben erfolgen.

Jeder Tag steigerte die Verwirrung und Angst in der Stadt, die nicht nur beym Magistrate, sondern auch bey den dortigen schwedisch-sächsischen Militair-, Civil- und geistlichen Behörden herrschte. Die Letzteren machten sich nach erhaltener Erlaubniß nach Königshofen davon und sandten klägliche Berichte (Beylage XXI, 218) von da an den Herzog Ernst. Dahin hatten sich Adam Hermann von Rotenhan und die in schwedisch-sächsischen Diensten gestandenen fränkischen Edlen begeben; der Kriegsrath aber ging auf den Marienberg. „Auch die Regierungs- und Kammerräthe entfernten sich theils nach Königshofen, theils anders wohin, nachdem die letzteren noch ein Patent (Beylage XXII, 222), die Erhebung der herrschaftlichen Zehent-, Zins- und Gültgefälle bey bevorstehender Weinlese betreffend im Namen des weit entfernten Herzogs Bernhard erlassen. Es ist das letzte aller unter bernhardinischer Regierung erschienenen Plakate! — Immer näher drängten die Kaiserlichen auf beyden Mainufern: die Stadtgarnison zog sich auf den Marienberg.

Am 14. October begannen die Feindseligkeiten, sprengten die Kaiserlichen die Mainpforte mit einer Pedarte und bemächtigten sich der Stadt, tödeten 12 oder 14 Mann und fingen die übrigen. Freytag und Schwarz retteten sich durch die Flucht. Alsbald fanden sich von hohen kaiserlichen Offizieren in der Stadt ein: Melchior von Hatzfeld, des Fürstbischofs Bruder, Generalfeldmarschallieutenant, Feldmarschall Götz u. A., die alsbald den Rath versammeln ließen; allein wegen der allgemeinen Verwirrung und Furcht hat nichts Sonderliches vor-

genommen werden können. Alle bey Gropp III, 480 ff. und Andern gegebenen Erzählungen von einer Art sicilianischen Vesper, welche bey Eroberung der Stadt vorgefallen sey, gehören in das Reich fabelhafter Erdichtungen. Das Regiment des Marchese de Gran bildete nun die Besatzung. Nach diesen Vorgängen erlosch die Herrschaft des Herzogs Bernhard und nur noch der Marienberg ob Würzburg und Königshofen im Grabfelde blieben auf kurze Zeit im Besitze der Schweden.

9) Begebenheiten nach Eroberung der Stadt Würzburg. Belagerung der Festung Marienberg. Wiedereinführung des katholischen Pfarr-Gottesdienstes in der Domkirche. Rückkehr des Fürstbischofs Franz.

Von Köln her hatte sich der Würzburger Bischof Franz zu dem von Sommerhausen, Rothenburg, Heilbronn nach Stuttgart gezogenen Könige Ferdinand begeben, ihm für Befreyung seiner Hauptstadt zu danken und zugleich zu bitten, es möchten Anstalten getroffen werden, auch den Marienberg bald vom Feinde zu säubern. Von dieser Festung aber warfen die Schweden Granaten und Feuerkugeln auf die Stadt herab. — Der Klerus setzte sich wieder in den Besitz seiner verlornen Gerechtsame und am Sonntag den 29. October ward die Pfarre aus der Liebfrauenkapelle unter großer Feyerlichkeit und Theilnahme des Volks in die Domkirche zurückverpflanzt. Der Bitte des Bischofs Franz zu entsprechen, befahl der König dem General Götz, das Schloß mit Nachdruck anzugreifen, was sofort auch geschah. Die Uebergabe desselben hatte aber erst im Januar 1635 statt; Königshofen ergab sich noch später, im December desselben Jahres. Den Einladungen des Magistrats zu Folge begab sich endlich der Fürstbischof, der alle Feyerlichkeiten zu unterlassen befohlen, am 23. December mit geringem Gefolge zu Pferde in die Stadt und nahm mit der größten Freundlichkeit und Dankesäußerung die Glückwünsche des Domdechants und andrer geistlicher und weltlicher Beamten, sowie des Magistrats nebst dessen Weingeschenk entgegen. Seit dem 11. October 1631 war er aus seiner Hauptstadt und von seinem Lande entfernt gewesen. Mit dem sorgfältigsten Eifer war Fürstbischof Franz fortan für das Wohl seiner Unterthanen thätig.

II. Angebliche Vision wegen eines Mordanschlages auf das Leben Friedrichs II., Königs von Preußen.

Mittheilung nach Original-Papieren aus dem 7jährigen Kriege, vom Hrn. Legationsrath Dr. K. G. Scharold.

Die mit der angeblichen Vision in Verbindung stehenden Vorschläge zum Mord des großen Friedrich sind vom März 1758 datirt; ohne Zweifel hatte es der Gauner auf eine originelle Geldpreller ey abgesehen, die am rechtlichen und religiösen Sinn des Fürsten scheiterte.

III. Auffindung römischer Denksteine bey Miltenberg.

Mitgetheilt von Hrn. C. Becker, k. preuß. Steuerinspektor u. Zollvereinskontrolleur.

Nachrichten über römische dem Merkur geweihte Votivsteine mit beschädigten, und zum Theil noch nicht völlig entzifferten Aufschriften aus der Römer-Occupation in den Jahren 189 bis 212 p. Ch.

Als Anhang folgt hierauf die: Biographie des großen Tonkünstlers Abt Georg Joseph Vogler (mit dessen Bildniß), bey Gelegenheit der Inauguration des an seinem Geburtshause (geb. zu Würzburg 15. Juni 1749, gest. 6. Mai 1814 zu Darmstadt) vom histor. Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg am 5. August gesetzten Denksteines, verfaßt vom Hrn. Dr. J. Fröhlich, kgl. Professor an der dahiesigen Universität, Mitglied des histor. Vereines. Würzburg im August 1845. 8. 63 S.

Dieser Lebensbeschreibung ist der 14. und 15. Jahresbericht des histor. Vereins von Unterfranken ꝛc. für das Jahr 1843/44/45 mit II Beylagen beygefügt. Beyde vom zeitlichen Director des Vereines, Hrn. Dr. Scharold verfaßt.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer gymnasii regii Gallici Director.

(Schluß.)

Diese Frage wird durch p. 228, 12 entschieden; dort finden wir in A. ἐνταῦθα] δέ που καὶ τὸν Ἀμφιάρεων ὥς φησι Σοφοκλῆς, dieses ist unverständlich, durch Gleichklang sind mehrere Worte ausgefallen, welche die zweyte Hand erhalten hat: ἐνταῦθα δέ που καὶ τὸ Ἀμφιαράειόν ἐστι τετιμημένον ποτὲ μαντεῖον, ὅπου φυγόντα τὸν Ἀμφιάρεων, ὥς φησι Σοφοκλῆς ἐδέξατο. Dieses ist keine Ergänzung, die ein späterer Kritiker machte, sondern offenbar aus einer vollständigern Handschrift genommen; damit ist aber auch der entscheidende Beweis geführt, daß alle diese Supplemente nicht aus einer frühern Abschrift von A selbst stammen, sondern eine andere jetzt verschollene Quelle ihnen zu Grunde liegt. Wären nur diese Ergänzungen überall vollständig, aber auch diese zweyte Hand hat vieles übrig gelassen, sey es zufällig, oder daß das Exemplar, aus welchem jene Ergänzungen stammen, selbst schon lückenhaft war. Eine kritische Ausgabe hat demnach genau anzugeben, was in A erhalten ist, welches die Zusätze zweyter Hand sind, und vorzüglich bey den Lücken nachzuweisen, wie viele Buchstaben fehlen, was bey der symmetrischen Schrift alter Codices nicht schwer zu bestimmen ist. Wir haben hier einen ähnlichen Fall, wie bey Festus, wo nur die Einsicht in den Zustand des Manuscripts, wie Fulvius Ursinus zuerst, und nach ihm endlich in unsern Tagen wieder Ottfr. Müller es gegeben, nicht aber ein beliebiger Abdruck, wie wir ihn noch bey Lindemann finden, die Möglichkeit einer sichern Ergänzung liefert.

Eine Vergleichung mit dem Abdrucke des neunten Buches bey du Theil lehrt, daß H. Kr. den eigentlichen Zustand der alten Handschrift nicht angibt, und nur da, wo die Ergänzungen der zweyten Hand fehlen, die Größe der Lücken bestimmt; es mochte zu mühsam scheinen, überall den Unterschied erster und zweyter Hand hervorzuheben; wir wenigstens wünschten sehr, daß diesem Uebelstande, als solchen müssen wir es betrachten, in der neuen Ausgabe, die nicht sobald eine Nachfolgerin finden wird und darum auch das mögliche leisten soll, durch einen genauen Abdruck des achten und neunten Buches, nach der Art du Theils, als Nachtrag im letzten Bande abgeholfen würde.

Daß die Varianten der übrigen Handschriften aus Falconer und Tzschucke genommen seyen, gesteht die Vorrede selbst und sucht es naiv genug zu rechtfertigen, vergl. p. 234; um so mehr ist demnach zu wünschen, daß die Angaben aus dem vom Herausgeber selbst verglichenen A überall sicher und zuverlässig seyen; wir finden jedoch manches mit dem Abdrucke bey du Theil nicht übereinstimmend, z. B. p. 228, 3 heißt der attische Demos πρασία, und nach Herrn Kr. hat A πρασσία, dagegen steht bey du Theil Πρασιαί und dieses ist das richtige, sollte das zufällig seyn? Ebendaselbst v. 10 ist ὅπου eingeschloßen, mit der Bemerkung ὅπου om. codd. Tzsch. rec. ex Pleth. nec cur exciderit, obscurum est, vergleicht man den französischen Abdruck, so zeigt sich, daß in A eine Lücke ist, wovon Kr. schweigt, und in welcher jenes Wort oder ein ähnliches wie οὗ recht gut gestanden haben kann; hier ist also mangelhafte Angabe; eben daselbst v. 2 hat

Kramer Θόρικος, du Theil Θορικός, also nicht zu zweifeln, daß diese richtige Accentuation im Coder steht. Wenn ebendaselbst im Verse des Sophocles v. 15 zu τετραορίστῳ die Bemerkung zu lesen ist τετραρίστῳ hi τετρωρίστῳ Beglkno edd, so muß jeder glauben, die alte Handschrift A habe τετραορίστῳ, was Kr. in den Text genommen hat; ein Blick in du Theils Abdruck lehrt, daß dort nur τετρω erhalten, das übrige abgerissen ist, wovon der Herausgeber nichts sagt. Erwägt man, daß diese gewiß nicht unbedeutenden Abweichungen auf einer einzigen Seite der Kramerschen Ausgabe sich finden, so wird man leicht erkennen, daß der Abdruck des neunten Buches von du Theil auch jetzt noch von Bedeutung und Werth ist; für das achte Buch fehlt jede ähnliche Controlle; wir verkennen keineswegs die geleisteten Verdienste des Herausgebers, aber wir wiederholen es, nur ein genaues Wiedergeben dieser Bücher nach dem Coder A wird zufrieden stellen; die Verlagshandlung, welche das Werk so schön ausstattet, wird diese Zugabe von wenigen Bogen, welche den Werth der Ausgabe bedeutend erhöhen, gerne bewilligen.

In der Berichtigung des Textes finden wir in diesem zweyten Bande zwar keine so sichere und schöne Verbesserung, wie das Γελῶων im ersten p. 432, 19, aber auch keine ähnlichen Mißgriffe; auffallend ist 9, 8 ἐξελασθεῖεν, noch mehr daß 451, 13 οὐκ ἂν ὠμολόγητο geschrieben werden könnte. Wenn der Herausgeber sich auf Buttmann I, 440 beruft, so hätte er dort finden können, wie diese Form in jenem Worte bey den Alten nicht vorkommt und nur von den neuern Grammatikern fingirt sey; wir wünschten ein Beyspiel dieses Optativs ὠμολόγητο auch ist nicht abzusehen, welche Bedeutung diesem gegeben werden soll; der Gedanke der Worte: καὶ τὰ πρὸς τὸ ἔνδοξον θρυληθέντα κἂν ὠμολόγηται παρὰ πάντων ist klar, es ist Beziehung auf das §. 3 vorgetragene: auch die Sagen auf den Ruhm sind allgemein anerkannt, also ὠμολόγηται ohne κἄν, oder ἀνωμολόγηται. Den schlimmsten Streich hat dem Herausgeber seine grammatische Kenntniß p. 539, 8 gespielt; dort wird gesagt, Homer habe die Scythen, Maeotis, Istros nicht gekannt, sonst hätte er gewiß nicht die Γαλακτοφάγοι, Ἄβιοι und Ἱππημολγοὶ genannt, von Scythen aber Sauromaten oder Sarmaten geschwiegen, hätten diese damals schon diesen Namen geführt. Dieses gibt die neue Ausgabe in folgender Form: οὐ γὰρ [ἂν] διὰ σημείων μὲν τοὺς νομάδας εἴρηκε Γαλακτοφάγους Ἀβίους τε δικαιοτάτους ἀνθρώπους, καὶ ἔτι ἀγαυοὺς Ἱππημολγούς, Σκύθας δὲ οὐκ * ἂν * εἶπεν ἢ Σαυρομάτας ἢ Σαρμάτας, εἰ δὴ οὕτως ὠνομάζοντο ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων. Hr. Kr. hat an erster Stelle ἂν (welches in keiner Handschrift steht), für unentbehrlich gehalten und dieses mit εἴρηκε verbunden, so daß wir hier ein Exempel mehr haben, in welchem ἂν mit dem Perfectum des Indicativ steht, freylich nur durch die grammatische Unwissenheit des Hrn. Kr., dagegen streicht er das zweyte ἂν aus dem Grunde: ἂν ab hoc loco plane alienum a Strabone certissime non est additum, wir sprechen mit derselben Zuversicht das Gegentheil aus, alles ist richtig und gar nicht auffallend, sondern ganz im Geiste der griechischen Sprache, wenn die Lebendigkeit der Rede das erste was wirklich ist, nicht hypothetisch, sondern als bestehend auffaßt, weßwegen ἂν erst bey dem entgegengesetzten Gliede steht, aber natürlich hier stehen muß, damit nicht der Herausgeber durch eine dritte Aenderung in εἰρήκει sich entschuldige; wir rathen ihm nur schnell durch einen Karton diese Sünde zu büssen, auf daß sie nicht der Mit- und Nachwelt überliefert bleibe, und zum Danke dafür wieder mit vornehmer Miene seine Verachtung gegen den Censor Monacensis auszusprechen.

Die in den Text aufgenommenen Aenderungen des Herausgebers sind mit Vorsicht zu betrachten; 94, 1 hat H. Kr. geschrieben [τῆς] Ἑλλάδος μὲν οὖν πολλὰ ἔθνη γεγένηται, die Handschrift hat etwas ganz anderes: ἐπιδουομὲν οὖν, aus der Epitome ist Ἑλλάδος μὲν οὖν geschöpft: quod unice verum esse atque in scriptura A latere apparet; articulum tamen quem nusquam non adjungit huic nomini Strabo, h. l. sive ob proximae syllabae similitudinem sive aliam ob causam neglectum addendum censui *). Es gehören wirklich scharfe Augen dazu in jenem verdorbenen Worte sicher Ἑλλάδος zu erkennen; der Zusammenhang konnte lehren, daß dieses Wort wenig geeignet sey,

*) Dasselbe hat schon die Vorrede des ersten Bandes, LXIV vorgebracht.

der Sprachgebrauch, daß wir dann τῆς μὲν οὖν Ἑλλάδος lesen würden. Bedenklich wird besonders die Ergänzung der Lücken, welche so zahlreich in diesen Büchern sind. Hier hat H. Kramer das Verdienst, daß die Größe und der Umfang, welche vordem willkührlich angegeben waren, genau nach A bestimmt und damit ein sicherer Haltpunct gegeben ist. 229, 12 ergänzen einige Handschriften μετ' ὀλίγον λέξομεν, andere εἰρήσεται ὕστερον. Ist der Gedanke auch klar, so kann man doch die Worte nicht verbürgen, und das eine von diesen ist, obschon es den Sinn trifft, doch nur ein willkürliches Supplement, vielmehr aber beydes, da nur die zweyte Hand, welche A ergänzt hat, hier aber fehlt, aus einer vollständigern Handschrift geflossen und Autorität hat, die andern alle aber nichts als gelegentliche Ergänzungen der Leser bieten. Oft hält es schwer selbst die kleinsten Lücken richtig zu decken, p. 158, 11 lesen wir jetzt: τῶν δ' ὑφ' Ὁμήρου καταλεγομένων τὴν μὲν Μέσσην οὐδαμοῦ δείκνυσθαί φασι. Μεσσόαν δ' οὐ τῆς χώρας εἶναι μέρος, [ἀλλὰ] τῆς Σπάρτης, καθάπερ καὶ τὸ Λιμναῖον κατὰ τὸν [Θρᾷ] κα. Das letzte Wort ist ein Supplement des Herausgebers: quatuor fere litterae inter τὸν et κα cum margine perierunt, neque restitutae sunt in A; inde lacuna h. l. est in C g h n o, quam explere non dubitavi; saepius enim grammaticus clarissimus appellatur ὁ Θρᾷξ. Daß spätere Grammatiker den in ihrem Fache ausgezeichneten Dionysius mit dem einfachen Beynamen ὁ Θρᾷξ bezeichnen, ist erklärlich; daß ihn Strabo so genannt habe, unwahrscheinlich, anders ist es mit ὁ Σκήψιος. Aber was soll hier überhaupt die Anführung dieses Mannes oder eines Nomen proprium? es geht die Ansicht mehrerer voraus, φασὶ, und so kann nicht der einzelne folgen, sie sagen auf die Autorität des Thrax. das λιμναῖον in Sparta ist ja allbekannt, und soll Dionysius zuerst gesagt haben, μεσσόα sey ein Platz jener Stadt? ich halte daher jene Ergänzung für völlig verunglückt.

Es finden sich in dem Werke mehrere falsche Zusätze, auf welche H. Kramer zuerst aufmerksam gemacht hat; sind wir ihm hierin zum Danke verpflichtet, so ist er in manchen nach unser Ueberzeugung zu weit gegangen, und hat ächt straboniſche Gedanken als unächt ausgeschieden. Strabos Alter, Stoicismus, seine Manie für Homer erklärt vieles, was sonst unnütz und überflüßig erscheint. Die Erklärung p. 121, 18 — 122, 20 ist ganz richtig; es muß die Begründung und der Beweis der letzten Worte folgen: οὐ σώζεται ὁ λόγος τῷ ποιητῇ, ihm dem eifrigen Vertheidiger Homers kann die ausführliche Darstellung nicht verargt werden. Der Einwurf, daß Strabo sein Werk nie χωρογραφία nennt, trifft nicht, er nennt es auch hier nicht so, und sagt nur, wenn wir in der Ortsbeschreibung, der geographischen Darstellung auf Pylos kommen und versteht, was p. 132 u. w. folgt. Ebenso wenig will uns einleuchten, daß p. 137, 20 — 138, 9 ein späterer Zusatz seyn und nicht von Strabo ausgehen soll; es wird angeführt, was Phidias zur Verherrlichung Homers gesagt hat; das zweyte Bonmot des Künstlers beginnt 138, 8. Und so wagen wir auch den Excursus 262, 26 — 264, 4. mit einer geringen Aenderung für Strabo in Anspruch zu nehmen.

Von Koraes würden wir manches ohne Bedenken aufgenommen haben, da es durch die Sprache oder die Sache vollkommen gesichert ist, wie 225, 11 τοσαῦτ' οὖν ἀπόχρη προσθήσειν, ὅτι φησὶ Φιλόχορος. Hier ist das Futurum ganz ungriechisch, das richtige hat Koraes προσθεῖσιν. nicht minder sicher ist von demselben 75, 27 παραλληλογράμμου. 95, 13. τοσαῦτα statt τοιαῦτα, vergl. 94, 2 das ganze ist nur τοσαῦτα καὶ τοιαῦτα. Anderes konnte auf eigene Autorität gewagt werden, wie 92, 13 πάντα τὰ, dagegen scheint τὰ nach καὶ 21, 14 zu streichen. 97, 7 τὴν μὲν Βοιωτίαν fordert die Sache τὴν μὲν Ἀττικὴν καὶ τὴν Βοιωτίαν vergl. 211, 12. 40, 17 καθίσταιντο statt καθίσταντο. 67, 1 τῷ für τοῦ. 195, 6 ἀφῖκται, für ἀφῖχθαι, da es Worte Strabos, nicht des Polybius sind, ganz ungewöhnlich ist 467, 14 δισχίλιοι δισμύριοι ἑξακόσιοι, immer steht die größere Zahl voraus δισμύριοι δισχίλιοι, und vieles ähnliche, was eine aufmerksame Lectüre leicht von selbst bemerkt und verbessert.

Die Vorrede rühmt mit Grund das Verdienst der Auffindung der Fragmenta Vaticana für das siebente Buch, sie sind mit denen der Epitome Palatina, (beyde ergänzen sich oft wechselseitig) wie sie schon Professor Tafel in einem Programme 1844

gegeben hatte, an den ihnen gebührenden Ort gestellt, und die Berechnung des Herausgebers nach den Quaternionen des Cod. A p. 73, daß der vorhandene Umfang so ziemlich das fehlende ersetze, kann nicht trügen. Professor Tafel hat diese Bruchstücke, welche Macedonien und Thessalien betreffen, mit der ihm eigenen Kenntniß geographisch erläutert, wie wir den Strabo überhaupt erläutert wünschten, und dabey manche wesentliche Verbesserungen vorgebracht, am schönsten ist die Aenderung des thrazischen Königs Θησεὺς in Σεύθης. Alle diese Auszüge sind jedoch mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da oft merkwürdige Fehler vorkommen; so §. 20 im Vatikanischen Fragmente: Μετὰ δὲ τὸ Δῖον αἱ τοῦ Ἀλιάκμονος ἐκβολαί. εἶτα Πύδνα, Μέθωνη, Ἄλωρος κτλ. Hätte nicht die Epitome Palatina §. 22 das richtige erhalten, so könnte leicht jemand diese ganz falsche Vorstellung dem Autor selbst zu Last legen. Man hat hier ein deutliches Beyspiel, wie wenig zuverlässig solche Excerpte sind. Auch die Sprache mag nicht unbedeutend dadurch gelitten haben. 73, 1 μετηνέχθη . . ἐν Δωδώνῃ für εἰς Δωδώνην, oder v. 4 παρατηρούμεναι statt παρατηροῦσαι ist schwerlich Strabonisch. Anderes ist wohl verdorben, 74, 1 κρατοῦντα μάστιγα ist mir unverständlich, vielleicht κροτοῦντα, 75, 4 ὑπὸ πολέμων τινῶν, von manchen Kriegen? vielmehr δεινῶν. 76, 10 ἐπῆλθον γὰρ statt δὲ. 77, 9 ἐν ἀριστερᾷ μὲν ἔχων τὸν Ὄλυμπον Μακεδονικὸν ὄρος μετεωρότατον τῶν ἐκβολῶν τοῦ ποταμοῦ. hier eine ist Lücke, wie schon μὲν andeutet: links aber den Ossa. 78, 13 εἴτ' ἤδη καὶ μείζονα ἀξιοῦντα ἑαυτὸν schwerlich richtig für μειζόνων. 85, 9 hat §. Kr. richtig verbunden, was vordem falsch getrennt war. 80, 26 vielmehr so: οὐ γὰρ τὸ τοῦ Ἀξιοῦ ὕδωρ κάλλιστον τῇ ὄψει ἐπικίδναται, ἀλλὰ τὸ τῆς Ἄϊης τῷ Ἀξιῷ. 85, 28 καὶ γὰρ αὐτοὺς vergl. 86, 2.

Was wir oben von dem Zustande des Textes gesprochen haben, gilt nur von den ersten neun Büchern, für welche A die Grundlage bildet; von der zweyten Hälfte hat sich kein ähnlicher werthvoller Codex erhalten, aber sie ist auch nicht so verstümmelt. Da für diese nur die Pariser Handschrift C von Weiland und die Venetianer D von Hrn. Kr. verglichen ist, (eine dritte des Vatikan F beginnt erst mit dem Ende des XII. Buches p. 376, 24) so ist uns ihr Werth so wie ihr Verhältniß zu einander aus den drey erstern Büchern der zweyten Hälfte zu bestimmen noch nicht gelungen (vergl. Kramer p. 402, 12) — der zweyte Band enthält VII — XII — und wir wollen lieber das Erscheinen des dritten Bandes abwarten, als vorschnell darüber urtheilen.

Nach neuer Sitte sind bey Wörtern mit ῥῥ die Spiritus, so wie die puncta diaereseos consequent gestrichen; für wichtiger aber hätten wir es gehalten, wenn die offenbaren Fehler, welche sich in Strabos Ausgaben fortgepflanzt haben, nicht auch in die neueste übergegangen wären, wie z. B. 293, 9 ἡ πλευρὰ τῆς Θετταλίας ἑῷα λεγέσθω, du Theil hat richtig aus A ἑῴα. 451, 16 ἑῴαν θάλατταν. 332, 11 Θράκας. 76, 8 Σιθῶνες. 368, 15 ἐφ' ἑξῆς. 424, 10 ὑπερβάτως u. a.

Noch einen Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß der Ausgabe ein vollständiger Index Graecitatis oder Lexicon Strabonianum beygegeben werde; der Herausgeber eines Autors ist wie zumeist dazu berechtigt, so auch zumeist befähigt, einen solchen zu geben, in welchem außer dem gewöhnlichen auch das, was dem Autor individuell und von dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abweichend ist, genau hervorgehoben wird; ohne solche vollständige Indices werden wir nie zu einem Verständniß der Graecität der einzelnen Autoren — jeder griechische Schriftsteller hat seine besondere Individualität der Sprache — oder auch nur zu einem vollständigen Thesaurus linguae graecae gelangen. Strabo ist eine so bedeutende Erscheinung, daß er auch in dieser Beziehung eine sorgfältige Bearbeitung verdient, und wir wünschen, daß Herr Kramer, der mit seinem Autor jahrelange Studien wie kein anderer gemacht hat, mit dem letzten Bande des Textes, dessen baldiger Erscheinung wir sehnlichst entgegensehen, auch diesem allgemein gefühlten Bedürfniße gründlichst abhelfen möge.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1847.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

H. Guys, Relation d'un séjour de plusieurs années à Beyrout et dans le Liban. Vol. 1. 2. Par. 1847.

H. A. Graef, Santo Thomas de Guatemala oder Beyträge zu dessen Kolonisationsgeschichte. Aachen 1847.

C. Rollo Burslem, A Peep into Toorkisthān. Lond. 1846.

C. Alex. Bonacossi, La Chine et les Chinois. Par. 1847.

Fr. Wyse, Die vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutsch bearbeitet von Dr. E. Amthor. Leipzig 1846.

Andr. Sterling, Orissa; its geography, statistics, history, religion and antiquities. Lond. 1847.

C. v. Sommer, Bericht über meine Reise nach Texas im J. 1846. Bremen 1847.

A. N. Brandin, Considérations politiques, historiques, statistiques et hygiéniques sur le royaume de Tunis. Par. 1846.

B. P. Aydelott, Our country's evils and their remedy. Cincinnati 1843.

Anklagen der Juden in Rußland wegen Kindermordes, Gebrauchs von Christenblut und Gotteslästerung. Aus den Kriminalakten. Leipzig 1846.

M. Gaet. Capponi, Saggio sulla causa finora ignota delle sventure di Torquato Tasso. Vol. I. Disp. 2. Firenze 1846.

E. A. Cicogna, Cenni biografici intorno monsignor canonico Pietro Bettio, bibliotecario della Marciana. Venezia 1846.

Memoir of the Rev. Henry Franc. Cary, with his literary journal and letters. By his son the R. H. Cary. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Girol. Baruffaldi, Vite de pittori e scultori Ferraresi. Vol. I. Ferrara 1844.

Memorie della vita e delle peregrinazioni del Fiorentino Filippo Mazzei, con documenti storici sulle sue missioni politiche come agente degli stati uniti D'America e del re Stanislao di Polonia. Vol. 1. 2. Lugano 1845.

R. A. Willmott, Bishop Jeremy Tailor. A Biography. Lond. 1847.

H. Viehoff, Göthe's Leben. Th. 1. Stuttg. 1847.

J. Sheppard, The Life and correspondence of John Foster. Ed. by J. E. Ryland. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

M. R. Abajo, Notice biographique sur le curé Mérino. Caen 1846.

Al. Oulibicheff, Mozart's Leben, nebst einer Uebersicht der allg. Geschichte der Musik und einer Analyse der Hauptwerke Mozart's. Th. 1. Stuttgart 1847.

Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's. Th. 1. 2. Braunschweig 1847.

Hill. Burton, Lives of Lord Simon Lovat and Duncan Forbes of Culloden. Lond. 1847.

Uriel Acosta's Selbstbiographie. Leipzig 1847.

Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes. Bd. 3. 4. Jena 1847.

C. Adams, Das Malfattische Problem neu gelöst. Winterthur 1846.

C. Fr. Gauß, Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie. 2. Abth. Göttingen 1847.

Dr. Ph. Fischer, Lehrbuch der höheren Geodäsie. Darmstadt 1847.

L. Starklof, Moorkanäle und Moorcolonien zwischen Hunte und Ems. Oldenb. 1847.

H. Scheffler, Die Principien der Hydrostatik und Hydraulik. Bd. 1. Braunschweig 1847.

P. Targé, Ueber Schneeverwehungen auf Eisenbahnen. Leipzig 1847.

J. Glynn, Ueber die Abwässerung der Marschen durch Dampfkraft. Hamb. 1846.

The Nautical Almanac and astronomical Ephemeris. For the year 1850. Lond. 1846.

H. Karsten, Die Fortschritte der Physik im Jahre 1845. I. Jahrg. 2. Abth. Optik, Wärmelehre, Electricitätslehre, angewandte Physik. Berlin 1847.

Dr. J. Bögner, Das Erdbeben und seine Erscheinungen. Frankf. 1847.

H. Burmeister, Geschichte der Schöpfung. 2. verm. Aufl. Leipzig 1845.

G. L. Mulder, Liebig's Frage sittlich und wissenschaftlich geprüft. Frankf. 1847.

E. Kayser, Das Schießpulver und die Schießbaumwolle. Berlin 1847.

Dr. R. F. Marchand, Ueber die Alchemie. Halle 1847.

G. Rob. Gray, The genera of birds. Part 32—37. Lond. 1847.

A. N. Herrmannsen, Indicis generum Malacozoorum Primordia. Vol. I. fasc. 2 — 5. Cassel. 1847.

O. des Murs, Iconographie ornithologique. Livr. 7. 8. Par. 1847.

L. Agassiz, Nomenclator Zoologicus. Fasc. 12. Continens indicem universalem. Schluß des Werkes. Soloduri 1847.

Dr. H. Burmeister, Handbuch der Entomologie. Bd. 5. Coleoptera Lamellicornia Xylophila et Pectinicornia. Berlin 1847.

Dr. H. Stannius, Beyträge zur Kenntniß der Amerikanischen Manati's. Rostock 1845.

C. Giebel, Fauna der Urwelt. Bd. I. Wirbelthiere. 1. Abth. Säugethiere. Leipzig 1847.

Jos. Dalton Hooker, The botany of the Antarctic Voyage of H. M. Discovery Ships Erebus and Terror in the years 1839 — 1843. Vol. I. Lond. 1844.

Dr. C. H. Schultz Schultzenstein, Neues System der Morphologie der Pflanzen nach den organischen Bildungsgesetzen. Berlin 1847.

A. von Pfaundler, Versuch über die mineralog. geognost. Arbeiten, Nachrichten und Entdeckungen von Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1847.

Ed. Collomb, Preuves de l'existence d'anciens glaciers dans les vallées des Vosges. Par. 1847.

Heitzung und Lüftung. Ueber Häberl's Lufterneuerung und Meißner's Heitzung mit erwärmter Luft. Leipzig 1847.

Dr. H. Schober, Die Voranschlagung der Landgüter. Greifswald 1846.

Dr. J. Schloßberger, Zur Orientirung in der Frage von den Ersatzmitteln des Getreidemehls besonders in der Brodbereitung. Stuttg. 1847.

Th. Mögling, Die Seidenzucht und deren Einführung in Deutschland. Stuttg. 1847.

C. Fauvety, Der freye Handel in staatswirthschaftlicher und industrieller Beziehung. Leipzig 1847.

Borchardt, Das Preußische Wechselrecht. Berl. 1847.

Das jetzige Zollsystem des deutschen Zollvereins. Berl. 1847.

R. F. Wiborg, Die Mythologie des Nordens. Aus dem Dänischen von A. v. Etzel. Berlin 1847.

M. de Brière, Essai sur le symbolisme antique d'Orient. Par. 1847.

Ph. Chasles, Etudes sur les premiers temps du Christianisme et sur le moyen âge. Par. 1847.

Dr. J. N. Ehrlich, Die neuesten Vorschläge zur Reform der philosophischen Ethik und empirischen Psychologie. Bonn 1847.

Dr. J. Schaller, Darstellung der Kritik der Philosophie Feuerbachs. Leipzig 1847.

Dr. F. Röse, Die Ideen von den göttlichen Dingen und unsere Zeit. Berlin 1847.

G. Hartenstein, De materiae apud Leibnitium notione et ad monadas relatione. Lips. 1846.

Dr. J. N. Jäger, Seelenheilkunde gestützt auf psychologische Grundsätze. Leipzig 1846.

Dr. W. Herrmann, Die speculative Theologie in ihrer Entwickelung durch Daub dargestellt und gewürdigt. Hamb. 1847.

A. E. Umbreit, Psychologie als Wissenschaft. Heidelb. 1831.

A. J. Ozanam, Etudes sur les sources poétiques de la divine Comédie. Par. 1845.

Dr. H. Kletke, Deutsche Geschichte in Liedern.. Berl. 1847.

J. Tittmann, Kleine Schriften zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte. Th. 1. Die Nürnberger Dichterschule. Göttingen 1847.

K. Simrock, der gute Gerhard von Köln. Frankfurt 1847.

J. L. Runeberg, Das Grab zu Perrho. Aus dem Schwed. übersetzt von C. E. Elfström. Helsingf. 1845.

Letters of royal and illustrious ladies of Great Britain from the commencement of the 12th century to the close of the reign of Queen Mary. Edit. by M. A. E. Wood. Vol. 1 — 3. Lond. 1846.

Lettres inédites des Feuquières tirées des papiers de famille de Mad. la Duchesse Decazes et publiées par Et. Gallois. T. V. Par. 1847.

Schillers und Fichte's Briefwechsel aus dem Nachlasse des Ersteren mit einem Vorworte herausg. von J. H. Fichte. Berl. 1847.

The Stuart Papers printed from the originals in the possession of her Majesty the Queen. Correspondence. Vol. I. Letters of Fr. Atterbury. Bishop of Rochester to the chevalier de St. George. Vol. I. ed. by J. H. Glover. London 1847.

W. von Waldbrühl, Düsseldorfer Xenien. Elberfeld 1847.

Dr. K. Zell, Die römischen Elogien und König Ludwig's Walhallagenossen. Stuttg. 1847.

Galerie de Florence par Alex. Dumas. Livr. 65 — 72. Flor. 1846.

Galleria dell' I. e Reale Accademia delle belle arti di Firenze pubblicata . . . Fasc. 6 — 14. Firenze 1846 — 47.

Pietr. Selvatico, Intorno alla simbolica figurativa ornamentale nelle chiese cristiane del medio evo e specialmente in quelle del X. XI. e XII secolo. Venezia 1846.

F. Quilliet, Dictionnaire des peintres Espagnols. Par. 1816.

Dr. Fr. Bellermann, Die Tonleitern und Musiknoten der Griechen. Berlin 1847.

F. C. Dahlmann, Die Politik auf den Grund und das Maaß der gegeben Zustände zurückgeführt. Bd. I. 2. verb. Aufl. Leipzig 1847.

M. A. Piron, Du service des postes. Par. 1838.

Verhandlungen der ersten Versammlung für Gefängnißreform, zusammengetreten im September 1846 in Frankfurt a/M. Frankf. 1847.

A. Fr. v. Pratobevera, Einige Worte über die Gefängnißfrage. Wien 1845.

C. N. Bruhn, Die Zwangsarbeits-Anstalten in Schleswig-Holstein. Eine gekrönte Preisschrift. Altona 1846.

Dr. C. H. Schultz, Die Gestaltung der Medizinalreform aus den Quellen der Wissenschaft. Berlin 1846.

Dr. H. Neumann, Die analytische Medizin. Breslau 1847.

Dr. F. W. Assmann, Quellenkunde der vergleichenden Anatomie. Braunschweig 1847.

The cyclopaedia of anatomy and physiology. Ed. by Rob. B. Told. Part 28. Lond. 1847.

Dr. E. Zschokke, Ueber eine bisher unbekannte, krankhafte Veränderung an Menschenknochen aus Peru. Aarau 1845.

E. Fr. v. Gorup-Besanez, Untersuchungen über Galle. Erlangen 1846.

Dr. J. Henle, Handbuch der rationellen Pathologie. Bd. 1. Braunschweig 1846.

M. H. Romberg, Klinische Ergebnisse. Berl. 1846.

Dr. E. Schmalz, Erfahrungen über die Krankheiten des Gehöres und ihre Heilung. Leipzig 1846.

J. H. Bennet, Praktische Abhandlung über Entzündung, Schwärung und Verhärtung des Gebärmutterhalses. Winterthur 1840.

Dr. Ch. Ch. Steinbrenner, Traité sur la Vaccine. Par. 1846.

J. Elliotson, Numerous cases of surgical operations without pain in the mesmeric state. London 1843.

Dr. Chr. Fr. Harleß, Die sämmtlichen Heilquellen und Kurbäder des südlichen und mittleren Europa's, Westasiens und Nordafrika's. Bd. I. Abth. 1. Berlin 1846.

Dr. A. Wiggers, Grundriß der Pharmacognosie. 2. verm. Aufl. Göttingen 1847.

Dr. E. Romershausen, Die magneto-electrische Rotationsmaschine und der Stahlmagnet. Halle 1847.

Pharmakopöe für das Königreich Württemberg. Stuttg. 1847.

H. Selmer, Alm indelige grundsaetninger for daarevaesnets Indretning. Kjobnhavn 1846.

Jos. Roques, Phytographie médicale, histoire des substances héroiques et des poisons tirés du règne végétal. Vol. 1 — 3. Avec Atlas. Par. 1835.

Dr. E. C. J. v. Siebold, Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe. Bd. 2. Berlin 1845.

Dr. M. J. Tilgen, Der gerichtlich-medizinische Fundbericht bey Verletzungen für den richterlichen Zweck. Neuwied 1845.

Dr. E. C. J. v. Siebold, Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. Berlin 1846.

Dr. L. Choulant, Gutachten und Aufsätze im Gebiete der Staatsarneykunde. Leipzig 1847.

Dr. C. H. Hertwig, Praktische Arzneymittellehre für Thierärzte. 3. verm. Aufl. Berl. 1847.

G. E. Heimbach, Novellarum constitutionum Justiniani versio vulgata. Sect. II. Lips. 1847.

Dr. C. F. Mühlenbruch, Lehrbuch der Institutionen des Römischen Rechts. 2. verb. Aufl. Herausg. von Dr. E. Wippermann. Halle 1847.

Castrucci, Historischer Hinblick auf die römischen Gesetze. Aus dem Ital. übers. von J. Lykos. Dresden 1846.

Dr. E. Hase, De manu juris romani antiquioris commentatio. Halis 1847.

Dr. G. L. Funke, Die Polizeygesetze und Verordnungen des Königreiches Sachsen mit Inbegriff der organischen und formellen Bestimmungen. Bd. II. Leipzig 1847.

Dr. R. T. Heyne, Erörterungen aus dem Grundeigenthums- und Hypothekenrechte nach gemeinem und partikularem besonders Sächsischem Rechte. Leipzig 1847.

W. G. v. d. Heyde, Repertorium von den Gesetzen und Ministerial-Rescripten über die Aufbringung der Kommunal-Bedürfnisse durch Einführung von Kommunalsteuern. Magdeburg 1846.

Entwurf eines Gesetzes für das Königreich Sachsen, die Benützung der fließenden Wasser betreffend, sammt Motiven. Dresden 1846.

Dr. E. Zober, Urkundliche Beyträge aus den Jahren 1585, 1595 und 1618 zur Geschichte der Stralsunder Verfassung. Stralsund 1846.

Dr. A. L. Reyscher, Das gemeine und württembergische Privatrecht. 2. Aufl. Bd. 1. 2. Tübingen 1846.

Fr. Purgold, Die deutsche Codificationsfrage mit Bezugnahme auf die Verhandlungen der Germanistenversammlung zu Frankfurt a/M. Darmstadt 1847.

K. Pfeifer, Die Lehre von den juristischen Personen nach gemeinem und württembergischen Rechte. Tübingen 1847.

J. E. Gräff, Chronologische Sammlung der Rhein-

preußischen Rechtsquellen mit Ausschluß der fünf Gesetzbücher. Trier 1847.

J. P. Kaltenbäck, Das Wiener Münzrecht vom Jahre 1450. Wien 1846.

J. C. Hofrichter, Quellen des steierischen Staats- und Privatrechts. Graz 1846.

F. J. Schopf, Die organische Verwaltung der Provinz Böhmen und die landesverfassungsmäßigen Verhältnisse der Bewohner als Einleitung zur politischen Gesetzkunde. Prag 1847.

F. A. H. Schneider, Die eheliche Gütergemeinschaft nach französ. Rechte. Mannh. 1846.

C. B. M. Toullier, Le droit civil français, suivant l'ordre du Code. Continué et complété par J. B. Duvergier. T. I. VI. Par. 1846.

J. B. Bivort, Ancien droit Belgique. Gekrönte Preisschrift. Bruxelles 1846.

Rocco, Dell' uso e autorità delle leggi del regno delle due Sicilie considerate nelle relazioni con le persone e col territorio degli stranieri ossia trattato di Diritto civile internazionale. Vol. I. II. Palermo 1844.

G. L. Jansma van der Ploeg, Studien van Wetten en Regtspraak in Nederland. No. 1. Gravenhage 1846.

Fr. G. Leue, Das deutsche Schöffen-Gericht. Leipzig 1847.

Dr. C. F. W. J. Häberlin, Grundsätze des Criminalrechts nach den neuen deutschen Strafgesetzbüchern. Bd. 1. 2. Leipzig 1845 — 47.

Th. Wright, A contemporary narrative of the proceedings against Dame Alice Kyteler prosecuted for sorcery in 1324 by Richard de Ledrede, Bishop of Ossory. London 1843.

Strafgesetzbuch des Russischen Reiches promulgirt im Jahre 1845. Karlsruhe 1847.

G. D. Romagnosi, Genesi del diritto penale. Vol. 1 — 3. Milano 1840.

C. v. Stemann, Die Jury in Strafsachen. Eine Monographie. Hamb. 1847.

J. Rüttimann, Ueber die englische Strafrechtspflege. Zürich 1847.

Dr. Fr. Noellner, Das Verhältniß der Strafgesetzgebung zur Ehre der Staatsbürger. Frankf. 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1847.

Heron (D. Cauldfield), The constitutional history of the University of Dublin. — Dubl. Rev. 1847. Oct.

Benloew (L.), De l'accentuation dans les langues indo-europ ennes tant anciennes que modernes. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Oct.

Redhouse (J. W.), Grammaire raisonnée de la langue ottomane. Par. 1846. — Journ. as. 1847. Oct.

Newman (F. W.), On the relation of the classical to the Syro-Arabian languages. — Class. Mus. 1847. Oct.

C. Lucilii saturarum reliquiae. Ed. Gerlach. Zürich 1846. — Ebendaſ.

Morin (Eug.), Disquisitio chronologica de dimidia altera quarti saeculi parte juxta Symmachum. — Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept.

Julien (St.), Renseignements bibliographiques sur les relations de voyages dans l'Inde et les descriptions du Si-yu, qui ont été composées en chinois entre le V et le XVIII siècle de notre ère. — Journ. as. 1847. Oct.

The history of the Almohades, preceded by a sketch of the history of Spain etc. Now first edited by R. P. A. Dozy. Leyden 1847. — Ebendaſ.

Garcin de Tassy, Specimen d'une collection de lettres hindoustani originales. — Ebendaſ.

Das Buch des Sudan oder Reisen des Scheich Zaïn-el-Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von G. Rosen. Lpz. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Oct.

Chaix (P.), Lettres écrites des bords du Nil. (2 art.) — Biblioth. univ. (Litt.) 1847. Octob.

Fortune (R.), Three years' wanderings in the Northern provinces of China. Lond. 1847. — Dubl. Rev. 1847. Oct.

Dunlop (R. Glasgow), Travels in Central America etc. Lond. 1847. — Ebendaſ.

Texier (Ch.), Description de l'Asie Mineure. 2 vols. Par. 1839—1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept.

Stadler (Eug. de), Musée sigillographique des archives du royaume (de la France.) — Ebendaſ. Oct.

Letronne, Note sur une dédicace au dieu-soleil Mithra, trouvée à Lambaesa, dans la province de Constantine. — Journ. des Sav. 1847. Oct.

Museum Disneianum: being a description of a collection of ancient marbles in the possession of John Disney, Esq. Lond. 1846. — Class. Mus. 1847. Oct.

Noel des Vergers (A.), Sur les divers projets d'un recueil général des inscriptions latines de l'antiquité. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept.

Monnier (M.), Etudes hist. sur la conquête de la Sicile par les Musulmans. — Biblioth. univ. (Litt.) 1847. Octob.

Napier (H. E.), Florentine history, from the earliest records to the accession of Ferdinand III., Grand-Duke of Tuskany. 6 vols. Lond. 1846 47. — Edinb. Rev. 1847. Oct.

Guilhermy, Iconographie des familles royales de France. I. Fausses statues de Saint-Louis et de Marguérite de Provence. — Annal. archéol. 1847. Oct.

Jurien de la Gravière, Guerres maritimes sous

la république et l'empire. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept.

Bonnechose (E. de), Géographie physique, hist. et polit. de la France. Par. 1847. — Ebendaſ.

Thierry, Histoire de la Gaule sous l'administration romaine. III vol. Par. 1847. — Ebendaſ. Oct.

Laborde, Le palais Mazarin et les grandes habitations de ville et de campagne au XVII siècle. Par. 1846. — Ebendaſ. Sept.

Campagnes d'Egypte et de Syrie, 1798—1799. Mémoires pour servir à l'histoire de Napoléon, publ. p. Bertrand. Par. 1847. — Ebendaſ. Oct.

Germany — from the congress of Rastadt to the battle of Jena. — Edinb. Rev. 1847. Oct.

Ellesmere (Earl of), The sieges of Vienna by the Turks. From the German of K. A. Schimmer and other sources. Lond. 1847. — Dubl. Rev. 1847. Oct.

Holland — its rural industry and its drainage. — Edinb. Rev. 1847. Oct.

Schaepkens (Al.), Excursion dans le Limbourg. Quelques pierres sépulcrales. — Rev. de Brux. 1847. Sept.

On the history and prospects of antiquarianism in England. — Edinb. Rev 1847. Oct.

Bonacossi (Al.), La Chine et les Chinois. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Oct.

Macgregor (J.), The progress of America, from the discovery by Columbus to the year 1846. 2 vols. Lond. 1847. — Edinb. Rev. 1847. Oct.

Notes statistiques et financières sur l'Etat d'Ohio. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Octob.

Burnet (Jac.), Notes on the early settlement of the Northwestern territory. Cincinnati 1847. — North Amer. Rev. 1847 Oct.

Prescott (W. H.), History of the conquest of Peru. New York. 1847. 2 vols. — Ebendaſ.

Clément, Controleurs généraux et ministres des finances. IV. Claude de Peletier. — Correspond. T. XX. Livr. 8.

Campbell, The lives of the Lord Chancellors etc. Second series. Vol. 4. Life of Somers. — Westminst. and foreign quart. Rev. Vol. 48. 1847. Oct.

Valery, Correspondance inédite de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie. Paris. 3 vol. 8. — Correspond. T. XIX. Livr. 6.

Daniélo, Vie de François de Chasteuil, gentilhomme de Provence et solitaire au Liban. — Correspond. T. XX. Livr. 8.

Stuart (Marie), Lettres, instructions et mémoires, publ. p. Labanoff etc. (2 art.) — Jurn. des Sav. 1847. Oct.

Johnson, his contemporaries and biographers. — Dubl. Rev. 1847. Oct.

The life and letters of John Huss. — North Amer. Rev. 1847 Oct.

Reminiscences of Coleridge. — Ebendaſ.

W. Reed's life of President Reed. Philad. 1847. 2 vols. — Ebendaſ.

Perrin, De Jacobo Sadoleto cardinali, episcopo Carpentoractensi, disquisitio historica. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept.

Meikle (H.) On the theory of parallel lines. — — Edinb. new philos. Journ. 1847. Octob.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions, or on a new system of imaginaries in Algebra. — Philos. Mag. 1847. Oct.

Milne (D.), On the parallel roads of Lochaber, with remarks on the change of relative levels of sea and land in Scotland. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Oct.

Viollet-Leduc, Modèles d'églises ogivales et cintrées. Eglise de Montreal. — Annal. archéol. 1847. Oct.

Roisin, Les cathédrales de Cologne et d'Amiens. — Ebendaſ.

Verdier (Aymard), Architecture militaire du moyen âge. — Ebendaſ.

Struve (F. G. W.), Description de l'observatoire astronomique central de Poulkova. 2 vol. fol. Petersb. 1845. — Journ. des Sav. 1847. Oct.

Drach, On eliminating the signs in star-reductions. — Philos. Mag. 1847. Oct.

Becquerel, Eléments de physique terrestre et de météorologie. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept. Oct.

Melloni, Sur la théorie de la rosée. (Prem. lettre.) — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Oct.

Matteucci (Ch.), Considérations générales sur la fonction des poissons électriques. — Ebendaſ.

Dana (J. D.), On the origin of continents. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Oct.

Bischof (G.), On the foundation of a new geology. — Ebendaſ.

Martins (M. Ch.), On the motion of glaciers. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Oct.

Collomb (M. Ed.), On the colour of the water of glaciers. — Ebendaſ.

Lawson (R.), Remarks on the trade-winds and other currents in the atmosphere, at Barbadoes etc. (Contin.) — Ebendaſ.

Wartmann (El.) Fourth memoir on induction. (Contin.) — Philos. Mag. 1847. Oct.

Natural history of creation. — Westminst. and foreign. Quart. Rev. Vol. 48. 1847. Oct.

Grove (W. R.) Recherches sur certains phénomènes d'incandescence déterminés par l'électricité, et sur la décomposition de l'eau en ses éléments gazeux sous l'influence de la chaleur. Trad. par Saint-Evre. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Oct.

Dubrunfaut, Note sur une propriété analytique des fermentations alcolique et lactique, et sur leur application à l'étude des sucres. — Ebendaſelbſt.

Dubrunfaut, Note sur le glucose. — Ebendaſ.

Leconte, Action des hydracides sur les acides oxygénés. — Ebendaſ.

Bineau (A.) Sur les biformiates de potasse et de soude. — Ebendaſ.

Filhol, Sur les matières azotées de la farine. — Ebendaſelbſt.

Bonnet (A.), Sur le sang. — Ebendaſelbſt.

Baudrimont et Martin-Saint-Ange, Recherches sur les phénomènes chimiques de l'évolution embryonnaire des oiseaux et des batraciens. — Ebendaſ.

Davy (John), On the precipitation of one earth or metallic oxide by another from saline solutions. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Oct.

Wilson (G.) On the decomposition of water by platinum and the black oxide of iron at a white heat etc. — Ebendaſ.

Henry (O.), Analyse d'une nouvelle eau ferrugineuse arsenicale découverte à Casséjouls (Aveyron). — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Octob.

Blondeau (C.), Des fermentations. — Ebendaſ.

Frankland (E.), Upon the chemical constitution of metacetonic acid, and some other bodies related to it. — Philos. Mag. 1847. Oct.

Rowney (Th. H.) and H. How, Analysis of the ashes of the orange-tree (Citrus aurantium). — Ebendaſ.

Barry (M.), On the nucleus of the animal and vegetable „cell.“ — Edinb. new philos. Journ. 1847. Oct.

Sacc, Recherches sur les modifications qui s'opérent dans l'oeuf de la poule pendant l'incubation. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1847. Sept.

Owen, Descriptions of the Atlas, Axis, and subvertebral wedge bones in the Plesiosaurus etc. — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. Oct.

Thompson (W.), Additions to the Fauna of Ireland. — Ebendaſ.

Davidson (J.), Descriptions of some species of Brachiopoda. — Ebendaſ.

Hewiston (W. C.) Descriptions of new species of Butterflies. — Ebendaſ.

White (A.), Remarks on some Cetoniadae, with the description of a new Australian species. — Ebendaſ.

Leach (W. E.), The classification of the British Mollusca. — Annals and Magaz. of nat. hist. 1847. Octob.

Pictet (F. J.), Encore quelques mots sur la succession des êtres organisés à la surface de la terre. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Oct.

Selys Longchamps (E.), Distribution géographique des Campagnols (Arvicola) en Europe. — Rev. zool. 1847. Oct.

Des Murs, Notice sur le Falco (Spizaetus) ornatus Daudin et l'Harpya braccata de Spix. — Ebendaſ.

Lafresnaye (F. de), Mélanges ornithologiques sur le Todier vert, Todus viridis des auteurs. — Ebendaſ.

Guichenot (A.), Aperçu géographique sur les poissons du Chili. — Ebendaſ.

Récluz, Description de plusieurs animaux mollusques bivalves, soit nouveaux, soit imparfaitement connus. — Ebendaſ.

Lory (Ch.), Observations sur la respiration et la structure des orobanches et autres plantes vasculaires dépourvues de parties vertes. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) 1847. Sept.

Desmazières, Quatorzième notice sur les plantes cryptogames récemment découvertes en France. — Ebendaſ.

Binney (E. W.), On fossil Calamites found standing in an erect position in the carboniferous strata near Wigan, Lancashire. — Philos. Mag. 1847. Oct.

M'Coy (Fred), On the fossil botany and zoology of the rocks associated with the coal of Australia. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Oct.

Diday, Recherches sur les altérations des roches qui renferment les lignites tertiaires de la Provence. — Annal. du Mines 1847. L. 2.

Connell (A.), On sulphato-chloride of copper, a new mineral. — Edinb. new. philos. Journ. 1847. Oct.

Stokes (Ch.), Remarks on some corals obtained from great depths in the Antarctic Ocean. — Ebendaſelbſt.

Brown (J.), On the molybdate of lead. — Philos. Mag. 1847. Oct.

Davy (John), Agricultural discourse. Read at the third half-yearly meeting of the General Agricultural Society of Barbadoes. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Oct.

Tracy (V. de), Lettres sur l'agriculture. — Journ. des Econom. 1847. Oct.

Congrès des économistes de tous les pays. — Ebendaſelbſt.

Boussingault (J. B.), Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. T. 1—3. Par. 1845. — Journ. des Sav. 1847. Oct.

Morton (S. G.), Hybridity in animals and plants, considered in reference to the question of the unity of the human species. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Octob.

Prichard (J. C.), On the relations of ethnology to other branches of knowledge. — Ebendaſ.

Dabas, De la déchéance de la femme et de sa réhabilitation par le christianisme. (8 art.) — Univ. cath. 1847. Oct.

Coup d'oeil sur l'instruction publique en Angleterre. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Octob.

Lahaye, Cours de la méthode philosophique. Ch. 19. De l'histoire. — Univ. cath. 1847. Octobr.

Azaïs (H.), Des compensations dans les destinées humaines. Cinquième éd. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Oct.

Anthologia Oxoniensis and the critic in the Christian Remembrancer. — Class. Mus. 1847. Octob.

Wolf (Ferd.), Ueber die Romanzen-Poesie der Spanier. Wien. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Sept. Oct.

Proverbes basques, recueillis par Arnauld Oihenart, suivis des poésies basques du même auteur. Seconde éd. Bordeaux 1847. — Ebendaſelbſt.

Horn et Rimenhild. Recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à leurs aventures etc.; publié pour le Bannatyne Club d'Edimbourg par F. Michel. Par. 1847. 4. — Ebendaſelbſt.

Leigh Hunt, Wit and humour, selected from the english poets, with an illustrative essay and critical comments. Lond. 1846. — Westminst. and foreign quart. Rev. Vol. 48. 1847. Oct.

Ayzac (Fel. d'), Symbolique de l'iconographie chrétienne. Le tétramorphe. (Contin.) — Annal. archéol. 1847. Oct.

Les fresques des loges et des chambres de Raphaël; copies de MM. Balze. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Octob.

Töpfer (R.), Réflexions et menus-propos d'un peintre Genevois, ou essai sur le beau dans les arts. Précédés d'une notice sur la vie et les ouvrages de l'auteur par A. Aubert. Par. 1848. 2 vol. — Ebendaſ.

Garnier (J.), Etude sur la répartition de la richesse. Profits et salaires. — Journ. des Econom. 1847. Oct.

Improvement of landed property. — Westminst. and foreign quart. Rev. Vol. 48. 1847. Oct.

Stirling (P. J.), The philosophy of trade etc. Lond. 1846. — Ebendaſ.

Rowell (G. A.), On the beneficent distribution of the sense of pain. — Edinb. new philos. Journ. 1847. Octob.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Plotini de Virtutibus et Adversus Gnosticos libellos Specimen Editionis Novae Opp. Plotinianorum. Edidit A. Kirchhoff Phil. Dr. 1847. Berolini apud. Guil. Besser. XXII und 48 S. kl. 4.
2. Procli Commentarius in Platonis Timaeum Graece recensebat C. E. Chr. Schneider. Vratislaviae, Eduardus Trewendt, Parisiis Klinsiek, Londini Williams et Norgate 1847. S. VI. u. 876. mit Index gr. 8.
3. Olympiodori Philosophi Scholia in Platonis Phaedonem. Ex libris Scriptis edidit Christoph. Eberh. Finckh, Philos. D. AA. LL. M. Heilbronnae sumptibus Joh. Ulr. Landherr 1847. S. XVI u. 228 mit den Indicc. 8.

Nr. 1 nöthigt mich von mir selbst ein Vorwort vorauszuschicken, welches, wie billig, sehr kurz werden soll. Von frühen Studien über Plato wurde ich durch Cicero's philosophische Schriften in Verfolgung des Ganges der griechischen Philosophie bis zu den späteren Platonikern geführt. Meine Vorarbeiten über Plotin, Proclus u. A. wurden von Heyne, Fr. A. Wolf, Schelling günstig aufgenommen und von Morelli, Wyttenbach, Boissonade und ihren Schülern aufs kräftigste gefördert, und mein Specimen einer Ausgabe der plotinischen Werke hatte den Erfolg, daß auf Wyttenbachs Empfehlung die Universität zu Oxford diese Gesammtausgabe übernommen und aufs beste ausgestattet hat; welche denn auch 1835 in drey ansehnlichen Quartbänden ebendaselbst erschienen ist [1]). Bey allen diesen Begünstigungen ist mir nie der stolze Gedanke gekommen, durch meine mehr als zehnjährigen Arbeiten und Opfer aller Art einen, nur einmal aus vier Handschriften gedruckten und Jahrhunderte lang vernachläßigten schweren Autor in der Art kritisch zu verbessern und exegetisch zu erläutern, daß er in relativer Vollkommenheit der Mit- und Nachwelt übergeben werden könne. Im Gegentheil war mir jede Hilfe willkommen, die mir vor, während und nach Bearbeitung meiner Ausgabe von Philosophen und Philologen geleistet worden [2]); und sie haben hinwieder das Verdienstliche meiner Bemühungen sämmtlich und öffentlich anerkannt.

Nun aber tritt auf einmal Herr Kirchhoff mit der Entdeckung hervor, — denn οἷος πίπνυται — daß meine Ausgabe werthlos und er berufen sey, erst die rechte zu liefern. Wir müssen ihn hö-

---

1) Der Kürze wegen verweise ich über alles hier Berührte auf Wyttenbachii Philomath. III. p. 294 sqq. Phil. Guil. van Heusde Epistola ad Frid. Creuzer. ed. alter. Lugd. Bat. 1842, und jetzt auf den neuesten Theil meiner deutschen Schriften, fünfte Abth. 1. S. 112. 121 ff. — 129.

2) S. die Prolegomena literaria zur Oxforder Ausgabe der Werke des Plotinus und jetzt meine deutsche Schriften zur griech. und römischen Literatur III. u. S. 363 ff., wo die Arbeiten Engelharts, Heigl's, Alb. Jahn's, Steinharts u. A. über den Plotin besprochen werden.

ren [3]): „Quorum (Platonicorum) si quis dignus, qui prae ceteris philologorum ceterorumque(?) sibi deposcat operam, certe is est Plotinus, Neoplatonicorum sectae facile princeps; cuius libri quum ab uno Petro Perna Basileensi editi abhinc annos fere trecentos circum ferrentur, factum est et ipsius voluminis raritate, et textus, quem exhibebat, pravitate, ut legi paene desiisset Plotinus. Cui incommodo non medicatus est qui nuper Oxoniae edidit libros Plotinianos tribus voluminibus, Creuzerus. Is enim, quamquam librorum mss. apparatu copiosissimo plurimis in locis editionis principis correxit menda, tamen nec ita rem gessisse judicandus est, ut non plurima futuri editoris curis reservaverit, et mole voluminum effecit librum inutilem, pretio paucissimis parabilem. Itaque cuius thesauri claustra erat reseraturus, eius aditum novis omnino impedimentis obiectis obstruxisse iure videtur. Operae igitur pretium facturus mihi esse videbar si editionem novam librorum Plotinianorum parassem, quae verba scriptoris exhiberet e codd. mss. fide, quantum fieri potuit, castigatam subiectis simul eorum lectionibus, quaeque et legi posset facile et parvo pretio esset parabilis etc.“ — Darauf wird berichtet, daß er dem Verlangen des Verlegers nachgegeben, und den zwey Büchern dieses Specimen eine deutsche Uebersetzung beygefügt habe, dem ehrwürdigen Dr. Neander aber in der Auswahl der Probebücher gefolgt sey.

Möchte er diesem eben so bescheidenen als gelehrten Theologen auch im Uebrigen gefolgt seyn. Dies würde ihn bewahrt haben vor jener Anmaßung, Scheelsucht, Unwahrhaftigkeit und vor jenen Verdrehungskünsten, womit er nun auftritt. — Denn, um vom Aeußeren anzufangen, so stellt, oder vielmehr entstellt, er die Sache so, als hätte ich es darauf angelegt, den kaum der Vergessenheit entrissenen Plotinus aufs neue in Vergessenheit zu bringen. Daß diese Schriften bey ihrer Erneuerung mit ihrem ganzen kritischen Thatbestand an's Licht gegeben werden mußten, damit die Gelehrten, über den ganzen Sachverhalt unterrichtet, die Freyheit eignen Urtheils und die Möglichkeit der Fortbildung des Textes gewönnen, scheint er stillschweigend zuzugeben, fragt aber nicht, ob ich mich in Deutschland vergebens nach einem Verleger umgesehen, der diese Bedürfnisse durch eine Ausgabe von zwey Bänden engeren Druckes und sparsamerer Ausstattung jedem Deutschen zugänglich, befriedigt haben würde, und daß ich mich, weil nur sie die Mittel darbot, den glänzendern aber freylich auch theuereren Einrichtungen einer Britischen Universitätspresse gegen die Wünsche meines deutschen Herzens habe fügen müssen. — So ist aber die Sache, die er nicht gewußt, oder nicht hat wissen wollen.

Was nun sein Urtheil über meine Leistungen betrifft, so kann man es nicht bloß ein befangenes nennen, sondern es muß als ein offenbar ungerechtes bezeichnet werden. Man sieht diesem Kritiker den Aerger an, den er über die Fülle des von mir Dargebotenen empfindet, dem er in seiner Probeschrift nichts nur entfernt Aehnliches an die Seite stellen kann, und während er an meinem Mahle schwelgt heuchelt er Widerwillen gegen die Speisen. — Meine Arbeit muß herabgesetzt werden, damit die seinige Platz gewinne. Aber, Gottlob! — *πάρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι, οἵ κέ με τιμήσουσι.* Denn seit meine Ausgabe erschienen ist, hat K. Fr. Hermann, in der Widmung seiner Geschichte der platonischen Philosophie an mich, ganz anders über meine Studien auf diesem Gebiete sich ausgesprochen, hat Albert Jahn eine vertraute Bekanntschaft nicht nur mit Plotin sondern auch mit den Kirchenvätern in meinem Specimen und in dieser meiner Ausgabe erkannt [4]), und damit ich der obigen absprechenden Thesis des Tadlers eine entschiedene Antithesis gegenüberstelle, so erklärt sich K. Steinhart [5]) über meine Ausgabe wörtlich so: „Jam enim curis Creuzeri, viri clarissimi, cuius nescio utrum magis admirandum sit ingenii acumen atque elegantia, an ingens scientiae reconditarum maxime rerum copia, qua in latissimo antiquitatis campo dominatur, Plotini Enneades, turpi per tot saecula

3) Praefatio p. V.

4) Basilius Magnus plotinizans pag. 6.

5) Meletemata Plotiniana pag. 2.

oblivione obliteratae, et diligentissime et splendidissime restitutae sunt, ut nova et larga inde materies philologorum suppetat exercitationibus, quibus scriptores quidam multo ignobiliores obrui solent.“ — Aber diese, meine Leistungen freundschaftlich überschätzenden Anerkennungen haben diese Ehrenmänner nicht abgehalten, meiner Ausgabe wesentliche Dienste zu leisten. Jahn dadurch, daß er in den Schriften Basilius des Gr. und anderer Kirchenväter weit mehrere Nachahmungen ja wörtliche Uebertragungen plotinischer Ideen und Lehrsätze nachgewiesen, als ich selber, und dadurch dem wichtigen Satz von der Herrschaft der platonischen Philosophie über die Kirchenlehre der ersten Jahrhunderte eine festere Grundlage gegeben; Steinhart dadurch, daß er jener meiner Ausgabe eine ansehnliche Zugabe kritischer Textesverbesserungen nachgeliefert hat. Für solche Nachhilfe kann niemand dankbarer seyn als ich selber, der ich ja auf diesem so lange vernachlässigten Felde die erste Bahn hatte brechen müssen.

Solche Mitarbeiter begrüße ich, nicht aber den Herausgeber jenes Specimen, der allenthalben darauf ausgeht meine Bemühungen in Schatten zu stellen, damit nämlich seine Ausgabe in desto hellerem Glanze hervortreten könne. Ich werde also die weitere Epikrise Andern und Unpartheyischen überlassen, und mich nur auf eine Anzahl einzelner Bemerkungen beschränken.

Der Geschichte der Werke des Plotin, die er nun p. VI zu skizziren beginnt, legt er natürlich zunächst des Porphyrius Schrift über dieses seines Lehrers Leben zu Grunde, macht es sich aber dabey so bequem, daß er die Nummern der untergelegten Belegstellen nirgends angiebt, und somit den Leser nöthigt, in der 26 Kapitel enthaltenden und also ziemlich großen Schrift mühsam herum zu suchen. Da ich diese Mühe nicht gescheut, so will ich die Capitelstellen, so wie sie der Reihe nach folgen mit den Seitenzahlen der Oxforder Ausgabe in kleinen Ziffern hier nachtragen. Also not. 1. Porphyr. de vit. Plotini s. cap. 4. p. 53 ed. Oxon. — not. 2. s. cap. 26. p. 81 u. 82. item not. 2. fin. s. cap. 5. p. 56. — not. 5. s. cap. 24. p. 78. — not. 7. s. cap. 24. p. 78. — not. 8. s. cap. 16. p. 66. — not. 9. s. cap. 4. p. 53. — not. 10. s. cap. 26. p. 82. — not. 11. s. cap. 26. p. 82; cap. 8. p. 59; cap. 13. p. 63. — not. 12 ist ein falsches Citat. — not. 16. s. cap. 2. pag. 51. cap. 11. p. 63. — not. 22. s. cap. 11. p. 62. — not. 25 s. cap. 24. pag. 78. — not. 27. s. cap. 25. p. 80. — not. 28. s. cap. 6. p. 57.

Dadurch wird der Leser zugleich in den Stand gesetzt werden in der Oxforder Ausgabe vergleichen zu können was die Ausleger und ich selbst zu diesen mitunter so schwierigen Stellen bemerkt haben, und unsern Verfasser, was so nöthig ist, zu controliren. Zu den schwierigsten gehört der Schlußbericht, worin Porphyrius sich über seine Redaction der plotinischen Bücher erklärt. Ich will ihn deutsch nach Engelhardt mit Einschaltung einiger griechischen Hauptworte mittheilen, und dazu nachträgliche Bemerkungen machen.

Cap. 26. „So habe ich diese vier und funfzig Bücher in sechs Enneaden vertheilt. Auch habe ich zu einigen derselben, ohne bestimmte Ordnung, Erklärungen (ὑπομνήματα) beygefügt, auf die dringende Bitte der Freunde, besonders das zu schreiben, worüber sie selbst Gewißheit und Klarheit zu erlangen wünschten. Auch habe ich alle Capitel (καὶ τὰ κεφάλαια τῶν πάντων), die in der Abhandlung über das Schöne ausgenommen, weil ich da in Unwissenheit war, so gestellt, wie sie der Zeit nach herausgegeben wurden. Auch Inhaltsangaben nach der Zahl der Capitel habe ich dazu gesetzt (ἀλλὰ καὶ ἐπιχειρήματα, ἃ ὡς κεφάλαια συναριθμεῖται). Nun will ich versuchen, die einzelnen Bücher mit Interpunctionen (στιγμὰς) zu versehen, was etwa im Styl (in der Rechtschreibung, λέξιν) gefehlt ist zu verbessern; und was sonst noch Hülfe bedürfen wird (unsere Thätigkeit in Anspruch nehmen möchte) das wird das Werk selbst zeigen (das bekundet das Werk selber).“

Bey dieser Stelle hatte H. Ritter (Gesch. der Philos. IV S. 547.) über manche Dunkelheiten geklagt und war unter Anderm bey den ἐπιχειρή-

ματα angeſtoßen. Unſer Verf. verweiſet zuerſt auf die Stelle cap. 5 p. 56, wo von προβλήματα und ὑποθέσεις, von aufgeworfenen Fragen und von den Gegenſtänden plotiniſcher Bücher die Rede iſt, beſchreibt ſodann das Redactionsverfahren des Porphyrius [6]) und ſagt unter Andern (p. VIII): „Titulos quos nullos posuerat Plotinus, singulis (libris) praefixit aut ipse aut vulgari iam usu recepta adoptavit (Porph. vit. Plotin. c. 16. p. 66. cap. 4. p. 53.); argumenta quae jam antea confecerat, auxit epichirematis ubique additis (nam commentarios illos, de quibus ante dictum est, non videtur huic quidem editioni adjunxisse). Bey dieſen Worten des Porphyrius hätte ich mich nicht begnügen ſollen, auf Ernesti's Lex. techn. Graec. rhetor. p. 133. 179 zu verweiſen. Denn wenn zuvörderſt Herr Kirchhoff a. a. argumenta und epichiremata unterſcheidet, ohne doch den Unterſchied zu bezeichnen, ſo kann man Quintilian. J. Or. V. 10. init. entgegenhalten: „Nunc de argumentis; hoc enim nomine complectimur omnia quae Graeci ἐνθυμήματα, ἐπιχειρήματα, ἐπιδείξεις vocant etc. Bey Plato kommt es vom Zweck und Vorhaben der Tragödie vor, und wird mit σπουδή verbunden (Gorg. p. 502 mit Heindf.); häufig beym Plutarch (ſ. Wyttenb. Ind. in Morall. p. 677). In unſrer Stelle nimmt es Engelhardt blos für Inhaltsangaben. Da aber dieſe a. a. O. cap. 5. ſchon durch ὑποθέσεις bezeichnet zu ſeyn ſcheinen, ſo hielt ſich H. K. hier für berechtigt zu ſagen: „argumenta auxit epichirematis ubique additis;“ er hätte aber auch ſagen ſollen, was mit letzteren gemeint ſey. Es werden damit bezeichnet Darlegungen, Ausführungen, Beweisführungen, Syllogismen. Dies zeigt ſich deutlich beym Olympiodorus in Platonis Phaedon. gleich zu Anfang und weiter (p. 1 sqq. ed. Finckh.) wo das δείκνυσι διὰ ἐπιχειρημάτων wiederholt vorkommt, das ἐπιχείρημα μυθικόν, auch μῦθος genannt, die mythiſche Ausführung, die mythiſche Erzählung, und das ἐπιχ. διαλεκτικὸν καὶ φιλόσοφον, die dialektiſche und philoſophiſche Beweisführung; wie ſie denn der Reihe nach aufgeführt werden: δεύτερον ἐπιχείρημα, τρίτον ἐπιχ. u. ſ. w., wofür (p. 15) auch ſteht: ἔδειξεν ὁ Σωκράτης διὰ δύο λόγων. Hiernach ergäbe ſich: Porphyrius berichte, er habe neben dem Inhalt der plotiniſchen Bücher auch den Gang und die dialektiſche Bewegung der Erörterungen nachgewieſen.

Es folgen nun die weiteren Erörterungen gegen mehrere meiner Annahmen (ſ. Plotin. Vol. III. p. 79 sqq. vergl. Vol. II. p. 786. ed. Oxon.), die der Verf. mit den Worten beginnt (p. IX. infr.): „Quo in loco commemoranda mihi est nuperi editoris, Creuzeri V. C. — (So werde ich, abwechſelnd mit V. doct., bezeichnet, da ich doch eigentlich Vir obscurus und Vir indoctissimus heißen ſollte —) opinio; qui mixtum esse textum, quem nunc habemus ac conflatum e Porphyriana et alia quadam diversa, quam Eustochianam dictitat, editione certis sibi visus est deprehendisse indiciis.“ —

(Fortſetzung folgt.)

6) Wenn dort eine Note (VIII. 6) gegen mich mit den Worten ſchließt: „Equidem Porphyrius magistri librum ante quam ipse Romam venisset, conscriptum aut ignorasse aut exemplum eius sibi comparare non potuisse cur credi non possit, fateor me non intelligere, ſo muß ich einen Schreib- oder Druckfehler vermuthen, wovon ſich in dieſer Schrift mehrere finden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Plotini de Virtutibus et Adversus Gnosticos libellus. Specimen Editionis Novae Opp. Plotinianorum.
2. Procli Commentarius in Platonis Timaeum.
3. Olympiodori Philosophi Scholia in Platonis Phaedonem.

(Fortsetzung.)

Ich kann und will ihm hier nicht in seine verschiedenen Gegensätze folgen, sondern ihm nur Folgendes ganz einfach entgegenhalten: 1) Kaum hatte Plotinus zu schreiben angefangen, so wurden auch von seinen verschiedenen Schülern Abschriften umhergegeben, zumal die angesehnsten Männer, wie Longinus, danach Verlangen bezeigten, und dieser letztere erhielt eine solche von einem der Schüler Gentilianus Amelius. 2) Daß Porphyrius, ehe er mit der Redaction der sämmtlichen Bücher Plotin's beauftragt wurde, einzelne Mittheilungen derselben erhielt ist bezeugt; daß er also auch noch in den letzten Jahren seines Lehrers eine Zusendung desselben erhalten haben kann, nicht unmöglich. Auf jeden Fall scheint die Nachricht des Eunapius p. 8 sq. Boiss. noch auf eigenen Quellen zu beruhen, nicht eine bloße Erweiterung und Ausschmückung von der Erzählung des Porphyrius cap. 11 zu seyn, wie p. XII. von K. behauptet wird. — Dies hat auch M. v. Baumhauer, Vett. Philosophorum doctrina de Morte Voluntaria pag. 306 eingesehen. 3) Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß Porphyrius bey der reichen Fülle plotinischer Schriften, die er besaß, genöthigt gewesen sey, über eine Hauptlehre der Platoniker und Plotin's selbst, sich mit einem dürftigen aus wenigen Sätzen bestehenden Bruchstück zu begnügen und es in auffallendem Contrast mit den ausgeführten Büchern aufzunehmen; obschon unser Verfasser in seiner verdrehenden Weise und in seinem sonderbaren Latein p. XI sagt: „Ergo nonnisi ampullares(?) libros et sesquipedales dignos putemus judicatos a Porphyrio, quae(?) in syllogen suam reciperentur, parvulos neglectos ac contemtos.“ — Wem also neben den ordentlich ausgeführten Büchern eine dürftige Skizze nicht behagt, der will bombastische massige Bücher haben! — So argumentirt unser Verfasser, dem ich jedoch unten in dem Bericht über No. 3. schlagend beweisen werde, daß außer dem kurzen Capitel I. 9 über den freywilligen Tod, das wir jetzt in unsern Enneaden allein noch übrig haben, in einer andern Ausgabe der plotinischen Werke, noch ein ganzes gehaltreiches Buch über denselben Gegenstand enthalten war. — Mithin möge er sich einstweilen gefaßt machen, von dem stolzen Pferd seiner höhern Kritik herabsteigen zu müßen. 4) Da ein Scholion (Plotin. IV. 4. 30. p. 786 ed. Oxon.) ausdrücklich bezeugt, daß neben der Recension des Porphyrius noch eine des Eustochius vorhanden war, und sich noch andere Spuren dieser Doppelausgabe bis in's Mittelalter herab zeigen (Fabric. B. Gr. V. p. 696 Harles vergl. H. Ritter Gesch. d. Philos. IV. S. 548) und da neben der vorherrschenden porphyrionischen Recension sich auch noch andere späterhin eben sowohl als jene des Eustochius erhalten haben kön-

nen, so ist es ja gar nicht undenkbar, daß in unsern plotinischen Enneaden neben dem vorwaltenden porphyrionischen Texte auch noch Elemente anderer Abschriften, wie sie z. B. Amelius und Andere hatten, verborgen liegen, wovon wir mehr wissen würden, wenn die Commentare des Porphyrius und Proclus über Plotin's Schriften erhalten worden wären, obschon ich Mischlingsausgabe nur in sehr eingeschränktem Sinne verstanden wissen wollte, und noch will.

Pag. XIII. sqq. handelt unser Verf. nur von der Aufgabe, die der künftige Kritiker der plotinischen Werke zu lösen habe; wo zuerst gesagt wird: „non tam id agendum, — ut quid scripserit Plotinus ernatur, quam quid legerit Porphyrius inquirendum.“ „Verstehe ich dieses recht, so wäre, da wir bloß die Recension des Porphyrius haben, einzig und allein auszumitteln, was Porphyrius in seinen Handschriften gelesen habe. — Die Schreibart des Plotinus hatte nach drey Lebensperioden, wie wir wissen, drey verschiedene Gepräge, ward aber im Allgemeinen vom seinen Kritiker Longinus als großartig bewundert. — Davon können wir uns noch überzeugen, und den Styl des Plotinus mit dem des Porphyrius, von welchem letzteren wir ebenfalls mehrere Werke besitzen, sattsam vergleichen. — Porphyrius habe die 54 Bücher (denn lin. 11 muß quinquaginta quatuor statt quadraginta geschrieben werden) des Plotin nach einer mystischen Zahlentheorie von der sechsmal wiederholten Neunzahl, in sechs Enneaden eingetheilt. Plotin hingegen habe seine Bücher in fortlaufender Reihe geschrieben, daß sie auch in diesem Zusammenhang gelesen würden. Diese von Porphyr zerstörte natürliche Ordnung müsse vom Herausgeber nach der porphyrianischen Angabe der Zeitfolge, wie sie geschrieben worden, wieder hergestellt werden. — (So wird denn freylich diese Ausgabe ein ganz neues Ansehen erhalten und Effect machen. Aber ich dächte, der geneigte Leser könnte doch auch bey der alten Anordnung die plotinischen Bücher nach der Zeitfolge, wie sie geschrieben worden, lesen, und habe deßwegen in der Einleitung zu jedem Buche am Schlusse gesagt, das wievielste dasselbe in der chronologischen Folge sey.)

P. XIV. infr. „Restat, ut de codicum, quibus traditum nobis est textus Porphyriani exemplum, indole dicatur accuratius.“ und dazu denn die freundliche Anmerkung: „Dixit ea de re obiter Creuzerus Praef. p. XLVI; verum et falsa posuit plurima, nec distincte satis et accurate disputavit de singulis.“ — Aber Creuzer hat hier gar nichts gesagt, sondern Moser Alles. Denn es war doch wohl natürlich, daß diesem Gehilfen, da er aus allen Handschriften und Excerpten die sämmtlichen Varianten in zwey durchschossenen Folianten neben dem Basler Text columnenweise geordnet, und mehr Detailkenntniß und lebendigere Anschauung der Handschriften als ich selber hatte, die Würdigung ihres relativen Werthes von mir überlassen wurde; — ein Geschäft, wobey er sich keinen hochkritischen Hypothesen hingegeben hat. — Es folgt nun der Ueberblick der Schicksale der neuplatonischen Literatur. Die Stelle über die platonische Akademie zu Florenz ist mir dunkel (p. XV.): „Quo quum tempore et Platonis libri legerentur studiosius et novitiorum Platonicorum, genuinorum videlicet magistri interpretum, quidquid superaverat antiquitatis ruinam, libri isti coepti sunt describi divulgarique frequentius“ (?) Auf harte Constructionen sind wir auch sonst einigemal gestoßen. — Um von den Familien und Classen der plotinischen Handschriften und der Verwandtschaft einzelner untereinander Proben zu geben, werden aus den zwey hier abgedruckten Büchern (pag. XVI — XXII. — vgl. p. XV. not. 32.) Lesarten mit der Vulgata in Columnen nebeneinandergestellt; welche allerdings einen lehrreichen Ueberblick geben, aber in diesem Specimen selbst eingesehen seyn wollen.

Das Ergebniß dieser kritischen Untersuchung ist (p. XXII): Bey der Feststellung der Worte des Plotinus sey höchstens den Lesarten zweyer Urschriften nachzuspüren, welche wieder eine so genaue Verwandtschaft verrathen, daß sie sich als Abschriften Eines Codex erweisen. Mithin ruhe das kritische Geschäft bey diesem Schriftsteller auf sehr schwachen Grundlagen; dasselbe mit Vermuthungen zu überbauen sey anderwärts unsicher, beym Plotinus durchaus verwegen. Deßwegen habe er rathsam gefunden, sich vor Conjecturen höchlich zu hüten. Desto

größeres Gewicht zu legen sey auf das Zeugniß alter Schriftsteller, wo sie Worte Plotin's anführen.

Mit der Warnung vor der Sucht zum Conjecturiren kann doch ich wohl nicht gemeint seyn, von dem Hr. Steinhart (Meletemata Plotiniana p. 3) sagt: „Accedit quod Creuzerus pro moderatione sua, quae haud scio an nimia interdum fuerit, vel certissimas et lectiones et emendationes in textum suum recipere dubitavit" und dieser Gelehrte möchte wohl mit mir unsers Verfassers kritische Grundsätze übertrieben finden.

Die Probeschriften selbst muß ich hier übergehen. Was (p. 3) bey dem Buche περὶ ἀρετῶν über dessen Quellen nachgewiesen wird, ist aus meiner Introductio (Vol. III. p. 6 sq. ed. Oxon.) genommen; was jedoch nicht gesagt wird. Jetzt will ich nur noch bemerken, daß über diese Lehre auch Jamblichos geschrieben hatte (s. Olympiod. ad Phaedon p. 90 ed. Finckh). — In dem Buche gegen die Gnostiker, welches Hr. Heigl zu Regensburg 1832 herausgegeben hatte, nimmt er auf diesen Vorgänger oft Rücksicht, und mit Recht, wenn ich dabey auch selbst zur Ungebühr mit Stillschweigen übergangen werde, z. B. p. 39 bey einer der Lücken, deren er in diesem Buche mehrere nachweist, die ich aber dort früher nachgewiesen hatte (s. p. 385 Var. Lect. not. 13.). — Am auffallendsten ist das Stillschweigen über die ausführliche Epikrise der Heigl'schen Ausgabe, die ich in Ullmann's und Umbreit's theologische Studien und Kritiken 1834. 1. eingerückt hatte, und jetzt mit einigen Zusätzen in meine Deutsche Schriften zur gr. u. röm. Liter. 1847. S. 361 ff. aufgenommen hatte.

Zum Schluß hätte ich noch einen Wunsch. Nach der jetzigen Lage der Dinge wäre eine griechisch-deutsche Ausgabe, der für Philosophie und Theologie und ihrer Geschichte so wichtigen Werke des Plotinus allerdings zu wünschen. Möchten sich vielleicht dazu vereinigen Männer wie L. Spengel, mein College, wie ich ihn noch immer gerne nenne, der mir noch im vorigen Jahre aus den Auslegern des Aristoteles wichtige Beyträge zum Plotin mitgetheilt hat, Steinhart, Jahn, deren erfolgreicher Arbeiten über diesen Schriftsteller oben gedacht wurde, Moser mit den Handschriften und der Schreibart Plotin's so wohl bekannt, L. Kayser, der Herausgeber der Philostrate? Ich selbst, so lange ich kann, würde gerne das Meinige beytragen, und von solchen Männern würde wohl auch der Herausgeber dieses Specimen noch gar Viel lernen können. Von dem großen Apparat, der in der Oxforder Ausgabe, weil zum erstenmal, ganz mitgetheilt werden mußte, müßte in dieser deutschen Ausgabe Alles entfernt bleiben, was nicht unmittelbar jenen Zwecken dienen könnte. —

Nr. 2. Während der Hr. Cardinal A. Mai des Proclus Commentar über die Republik, dessen Bruchstücke sich im Basler Druck unmittelbar an den über den Timäus anschließen, zum erstenmal ganz zu geben noch immer zaudert, beschenkt uns der um Platon's Schriften hochverdiente Hr. C. E. Chr. Schneider mit einer neuen kritischen Ausgabe des zweyten Werkes jenes gelehrten Platoniker's. Wir sind ihm dafür zu großem Danke verbunden.

In der Vorrede pag. III. sqq. schildert der Herausgeber die Schwierigkeiten, die er zu überwinden gehabt. Außer der einzigen gedruckten Basler Ausgabe, von Grynäus 1534, mit Plato's Werken aus einer britischen Handschrift sehr fehlerhaft abgedruckt, hat Hr. S. nur den Codex Augustanus, jetzt Monacensis nr. 382 aus dem 15. Jahrh. zu seinem Gebrauch gehabt; sodann aus der Rehdiger-Breslauer Bibliothek ein Stück einer lateinischen Uebersetzung, etwas wortreich aber nicht ungeschickt von Nicolaus Thomäus abgefaßt; ferner die englische Uebersetzung des Thomas Taylor, dem er eine gute Divinationsgabe aber keine große griechische Sprachkunde zuerkennt. — Beym Namen des Commentators habe Hr. S. gegen Lobecks Art, die griechische Namensform Proclus (Πρόκλος) der lateinischen Proculus vorgezogen, um den durch und durch griechischen Mann nach dem Vorgang der Philologen [wozu auch Referent gehört [7])] zu bezeichnen.

7) s. dessen Prooemium ad Proclum in Alcibid. pr. p. XIV. sqq., wo über des Proclus Person und Schriften gesprochen ist, vergl. jetzt Daunou

P. V. Bey so unzulänglichen Hülfsmitteln habe man des Herausgebers Arbeit nur als einen Anfang zu betrachten, der aber doch einmal habe gemacht werden müssen. In der kritischen Behandlung werde man ihn, den Herausgeber, einer Ungleichheit bezüchtigen, weil er im Text manche Fehler corrigirt habe, andere eben so offenbare bloß bemerklich gemacht und mit Conjecturen begleitet habe. Das habe er aber gethan, weil einige mit Gewißheit, andere dagegen mit größerem oder geringerem Zweifel hätten verbessert werden können. — In den Lemmatis habe er keinen Fehler durch bloße Conjectur verbessert, weil diese Lemmata nicht vom Verfasser des Commentars, sondern von einem Leser des Plato aus einem Codex dieses Timäus selbst eingeschaltet worden; und die Lesarten dieser vielleicht verderbten Handschrift nicht ohne neue kritische Autoritäten geändert werden dürften, es also besser war das Wahrscheinlichste, was diese Lemmata darbieten, beyzubehalten. In andern Dingen habe er auch gegen den Münchner Codex die platonische Schreibart, welcher Proclus zu folgen pflegte, wiederhergestellt, dagegen das Jota subscriptum, das im Zeitalter des Proclus in den Infinitivis auf ᾶν schon längst verschwunden war, weggeworfen, und andere Puncte auch gegen denselben Cod. Monac. nach den Gesetzen der Grammatik verbessert. Im Index habe er nach der heut zu Tag üblichen Terminologie Alles aufgenommen, was zur Geschichte, besonders zur Literaturgeschichte, verzeichnet werden mußte.

Da das Maaß eines Berichts, wie der vorliegende ist, keine ausführliche Erörterungen zuläßt, so beschränke ich mich auf eine Anzahl von Andeutungen über einzelne Stellen: Pag. 28 A. ed. Basil. p. 63 Schneider. Der Herausgeber hat jetzt εὐθημοσύνην statt des fehlerhaften εὐθυμοσύνην in den Text genommen, wie ich schon lange vorgeschlagen, aber das vorhergehende ἐξισταμένοις statt — μένης behalten; vergl. Annott. in Plotin. IV 4. 6. Vol, III. p. 224 sq. ed. Oxon. —

P. 85. A. Basil. p. 199 Schn. Die hier zusammengestellten Lehren des Krantor und anderer Ausleger des Plato über Entstehung und Untergang der Welt und die entgegengesetzten des Plotin, Porphyrius, Jamblichus hat aus diesem Commentar Friedr. Kayser, de Crantore Academico p. 16 sq., hervorgehoben.

P. 93 sq. Bas. p. 219 sq. Schn. Sätze, über den doppelten Weltbaumeister und die zweyfache Weltseele, von Plotin, Amelius, Porphyrius, welchen letzteren Proclus hier einer unerwiesenen Auslegung des Plotinus beschuldigt. — Bemerkungswerth zur Beurtheilung des Verhältnisses zwischen Plotin und seinem Schüler Porphyrius.

P. 126 D. p. 298 Schn. wird in der Anmerk. über den Namen Vorsehung als wahrscheinlichste Lesart die des Lennep bezeichnet: ὡς Πλάτωνος οὕτω προμήθειαν καλίσαντος, da doch Wyttenbach ad Plutarch. Mor. V. 2. p. 892 mit Berufung auf Bentley und Lennep giebt: ὡς Πλάτωνος οὕτω πρώτου τὴν θείαν καλίσαντος. Wyttenbachs Anmerkung ist dem Hrn. Schn. entgangen. — P. 130 B. p. 307 Schn. vergl. Annot. in Plotin. p. 199, wo ich vermuthe: εἶτα τὸν νοῦν. — P. 141. P. 335 Schn., wo meine Vermuthung: ἔκγονα statt ἔγγονα (Annott. in Plotin. p. 243) nicht erwähnt, aber auch durch die Handschriften des Proclus nicht bestätigt wird. — P. 187 B. u. 444 Schn., wo μεριστῆς, st. μεριστοὶς aufgenommen ist, wie ich ad Plotin. p. 266 vorgeschlagen hatte; vergl. jetzt Fr. Kayser de Crantore p. 20. Ibid. p. 187 lin. 17 ist jetzt ὁ Ἀσιναῖος Θεόδωρος st. Ἀθηναῖος (s. ad Porphyr. de vita Plotini IV. p. 95) von Schn. in den Text aufgenommen worden.

(Fortsetzung folgt.)

in der Biographie universelle XXXVI. p. 122 — 131, und Angelo Mai ad Cic. de Republ. und im Spicilegio Romano T. VIII. nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Plotini de Virtutibus et Adversus Gnosticos libellos Specimen Editionis Novae Opp. Plotinianorum.
2. Procli Commentarius in Platonis Timaeum.
3. Olympiodori Philosophi Scholia in Platonis Phaedonem.

(Fortsetzung.)

P. 205. C. p. 493 Schn. führt Amelius eine Lehre aus Plotin an als überliefert ἐν ἀγράφοις συνουσίαις, nämlich Πλάτωνος, wie im Index zu bemerken gewesen wäre (vergl. jetzt meine deutschen Schriften zur gr. und röm. Liter. S. 373). — P. 338 D. p. 823 Schn. hat dieser Herausgeber nun περὶ αὐτῶν geschrieben, wie ich ad Plotin. p. 259 vorgeschlagen hatte. — P. 344 A. p. 837 Schn. Aus dieser Stelle und aus Platon (Republ. I. p. 348) selbst habe ich im Commentar in Alcib. pr. 99 p. 323 δικαιοσύνην οὐκ εὐηθείαν statt δ. ο. ἀληθειαν verbessert. Beyde Stellen des Proclus sind zu vergleichen.

Zu den platonischen Dialogen, welche Plotinus so häufig berührt, daß er sie so zu sagen beynahe commentirt, gehört vorzüglich auch Timäus. Ich denke daher, man werde es nicht unpassend, sondern für den künftigen Bearbeiter vorgearbeitet finden, wenn ich zu diesem Werke des Plato selbst aus den Büchern des Plotinus solche Stellen nachweise, und mir dabey noch einige andere Nachweisungen erlaube. Ich werde mich dabey möglichst kurz fassen und die Citate nur nach Imm. Bekker's Text des Plato und nach der Basler Ausgabe des Plotinus geben, deren Seitenzahlen auch in der Oxforder angegeben sind.

Pag. 22 infr. Bekker. τί τὸ ὄν — ἀεί. S. Plotin. p. 397 D. Basil. und p. 558 sq. Vergl. Procli. Commentar. in Tim. p. 74 sp. ed. Basil.

P. 23. τὸν μὲν οὐ ποιητὴν — τοῦ παντός κ. τ. λ. Vergl. Sophist. p. 239 a. b. Steph. und Plotin. 175 sqq. 260 B. 406 E. p. 559 A.

P. 24 supr. S. Plotin. pag. 542, D. pag. 700. B.

P. 25. ἀγαθὸς ἦν. Vergl. Phaedrus p. 247 A. Republ. VI. p. 320. ed. Bekker. und Plotin. p. 729, A. — Ibid. lin. penult. giebt Proclus in Alcib. pr. pag. 125 ed. Cr. als platonischen Text: ἀπὸ τῆς ἀταξίας st. ἐκ τ. α. Zur Sache ist zu bemerken, daß Plotinus den scheinbaren Widerspruch Plato's mit sich selbst in der Lobpreisung und in der Herabsetzung dieser Welt der Erscheinungen, der sich im Timäus, im Staat und im Phädon darstellt, allenthalben aufzulösen und zu versöhnen sucht (vergl. Steinhart, Meletemm. Plotiniana p. 17 sqq.

P. 26. — τοῦ θεοῦ γενέσθαι πρόνοιαν. S. Plotin. p. 372. B. C. 397. D. p. 469. D. vergl. Procl. in Tim. p. 127 und dessen Institutio theol. cap. 120.

P. 29 supr. ζῶον — ἐν τῷ παντελεῖ ζώῳ s. ferner p. 40 Bekker, und vergl. Plotin. p. 203

sq. 362. 427. A. 614, A. 690, B. und Procl. in Alcib. pr. cap 72.

P. 28 — 29 supr. S. Plotin. p. 276 E. 716, E. vgl. Eubulus advers. Aristotel. in Collect. Vatican. II, p. 674.

P. 30 *ὀμμάτων κ. τ. λ.* Vgl. Lindau ad h. l. p. 39 und die Erklärung des Plotinus pag. 417, D.

P. 32 supr. *τῆς ἀμερίστου* S. Plotin. p. 364, D. 385 sq. 475, A. B. 648, A. und vgl. Procl. in Tim. p. 186. sq.

P. 34. med. S. Plotin. p. 388, C. 452. 491.

P. 36 — *ζῶον ἀΐδιον κ. τ. λ.* vgl. Platon. Critia. p. 349 Bekker u. f. Plotin. p. 329. D. 502, B. 644, B.C. vergl. Juliani Orat. IV. p. 152 u. Procl. in Platon. Theol. III. 16.

P. 41. *γῆν — εἰλλομένην κ. τ. λ.* S. Plotin. p. 414 B. 423, C. Ueber die Sache muß man Ideler in Wolf's u. Buttmanns Mus. d. A. II. S. 418 und Boeckh de Plat. syst. glob. coel. p. VII. sqq. nachlesen. — Uebrigens muß die Stelle Plotin's der kritischen Erörterung des Ruhnken ad Timaei Lex. Platon. p. 69 — 72 ed. secund. beygefügt werden.

P. 43 — 51. S. Plotin. p. 686. A. 376, C. D. 470 sqq. 482 sqq. 686. A — C. 682, A. 686, A — C. vgl. Aristotel. de Sensu cap. 2 und Silvestre de Sacy Notes sur Pend-Nameh pag. 73.

P. 55 supr. Valckenaer de Aristobulo p. 101: „Plato scripsisse videtur: *ἐπὶ ταυτὰ παρὰ θεῶν διδωρῆσθαι*, in eosdem fines, alius interpretamentum adjecisse: *τῶν αὐτῶν ἕνεκα*.“ — Das nachher p. 56 supr. Folgende hat Proclus in Alcibiad. pr. cap. 47 berührt.

P. 60 infr. *τὰ εἰσιόντα καὶ ἐξιόντα.* S. Plotin. p. 313, C, D.

P. 62 supr. *ἀνόρατον εἶδος κ. τ.* S. Plotin. p. 719 B.

P. 64. *τρίτον γένος τὸ τῆς χώρας κ. τ. λ.* S. Plotin. p. 164, E. 175, C. 307, G. 316, A. B.

P. 70 sqq. *πῦρ, γῆ, ὕδωρ, ἀήρ* S. Plotin. p. 690 — 704.

P. 89 infr. *δοκιμεῖα.* S. die Varr. Lectt. Die Verbesserung wird bestätigt durch die Inschriften; s. Osann Syllog. V. 1. p. 218. vgl. Boeckh Corp. Inscr. p. 75.

P. 97 sqq. *τὸ θνητὸν σῶμα κ. τ. λ.* Diese Beschreibung des Körpers erläutert Plotin. p. 389 sqq. — 420 sqq. und die Dreytheiligkeit der Seele p. 467 B. sq. vergl. p. 615 C. 702, C.

P. 109. *τὸ δὲ λόγων νᾶμα κ. τ. λ.* vergl. Valckenaer Diatrib. Euripid. p. 288, A.

P. 112 supr. — *ζῶον* — S. Plotin. p. 703 B. und Proclus in Theolog. Platon. III. 1. p. 128 sq.

P. 119. *αἷμα.* S. Plotin. p. 704, D.

P. 130 supr. *τὸ δὲ σπέρμα κ. τ. λ.* S. Plotin. p. 284, B.

Nr. 3. Wie Nr. 2 ist auch diese Bereicherung der griechischen Literatur hauptsächlich aus den Handschriften der k. bayerischen Bibliothek in München gewonnen worden. Hr. Finckh erzählt (Praef. p. III.), wie er bereits 1827 sich diese Scholien aus dem Münchner, ehemals Augsburger, Cod. nr. 426 abgeschrieben, damit einen zweyten Münchner und die Excerpte aus andern. Codd. verglichen habe. Darauf habe er schon 1830 sein Manuscript einem andern Verleger übergeben gehabt, der es aber mehrere Jahre in seinem Pulte liegen gelassen, bis es endlich der jetzige Heilbronner übernommen und bis zum Schluß des Jahres 1846 im Druck beendigt habe (p. V. vergl. p. VIII.). Hieran knüpfe ich folgende Bemerkungen: Erstens, wenn also ein so kleines Büchlein in einer deutschen, vielleicht vornehmen, Druckerey Jahre lang ungedruckt liegen blieb, so wird man mir wohl glauben, daß ich für die drey starken Quartanten des Plotinus in Deutschland keinen Verleger finden konnte; zweytens daß es dem Herrn Landherr in Heilbronn um so mehr zur Ehre gereicht, sich dieses andern Neuplatonikers angenommen, und ihn so anständig ausgestattet endlich in's Publicum gegeben zu haben; drittens, daß es demnach sehr natürlich ist, wenn der gelehrte und gewissenhafte Herausgeber nach siebenzehn Jahren

eine so ansehnliche Zahl von Addenda et Corrigenda zu machen hatte, als wir von p. IX. bis XVI. dem Texte vorgesetzt finden. Derselbe berichtet sodann von den übrigen Handschriften, die ihm theilweise zu Gebote gestanden, von der guten Zeizer, der Hamburger, der Venetianer (wovon den 20 Seiten enthaltenden Anfang, von Mustoxydes und Schinas herausgegeben, der sel. Morelli mir 1817 übersendete) und von den Excerpten aus diesen Scholien bey Fischer, Forster, Wyttenbach, Taylor und Cousin. Er hätte auch noch Baumhauer zu Rath ziehen und hier nennen können; denn in dem gelehrten Buche: „Veterum philosophorum praecipue Stoicorum doctrina de Morte Voluntaria scripsit M. M. von Baumhauer Traj. ad Rhenum 1842." sind aus dem von Wyttenbach excerpirten Leydner Codex des Vossius theils einige Auszüge mehr gegeben, theils andere revidirt und mit einem Cod. Parisinus verglichen. Da indessen die Abweichungen von dem Fickler'schen Text im Ganzen nicht zahlreich noch erheblich sind, so werde ich mich begnügen, im Verfolg nur einige Proben daraus mitzutheilen.

Da ich in meiner Ausgabe der Scholien des Olympiodorus über Plato's ersten Alcibiades Francf. ad M. 1821 veranlaßt war, über sämmtliche Handschriften dieses Neuplatoniker's (Prooem. p. XVI. sqq.) zu sprechen, worauf Hr. Finckh selbst verweiset, so verweise ich hinwiederum auf seine Vorrede (p. III.). — Die Person betreffend, so unterschied man nicht weniger als sieben Individuen dieses Namens *Ὀλυμπιόδωρος*, worüber ich ebendaselbst (p. IX 5.) genauere Untersuchungen anstellen mußte, darunter drey Peripatetiker, worunter wir von einem noch einen Commentar über des Aristoteles Meteorologica besitzen [8]), und zwey Platoniker. Uns geht hier der jüngere dieser letztern an. Er, aus Alexandria gebürtig, Zeitgenosse des Kaisers Justinian (527 — 565), jünger als der Philosoph Damascius (dessen Werk über die Principien der sel. Joseph Kopp Francof. ad M. 1826 herausgegeben), war gleich andern dieser Platoniker im Heidenthum verblieben, und hatte über verschiedene Dialogen des Plato, den ersten Alcibiades, Gorgias, Philebus und Phädon Vorträge gehalten, die deßwegen in den Abschriften als *πράξεις ἀπὸ Φωνῆς Ὀλυμπιοδώρου* betitelt werden, und mehr oder minder vollständig, in verschiedenen Bibliotheken noch vorhanden sind; woraus uns Herr Cousin zu einer vollständigen Ausgabe dieser Commentare Hoffnung macht. (S. mein Prooem. §. 2. p. XI. sq. vgl. Finckh Praef. p. VI. und Steinhart in Ersch und Gruber Encyclop. III. 3. S. 249 ff.). — Diese Scholien über den Phädon sind ungleich; vom Anfang an bis p. 66 (ed. Finckh) schließen sie sich an die vollständigern Abhandlungen (*πράξεις*) an, wie wir sie über den ersten Alcibiades und Gorgias besitzen; die übrigen Theile sind von Mehrern zusammengetragen, und gehören wohl kaum dem Olympiodorus selber an. Unser Herausgeber giebt nun Rechenschaft von seinem Verfahren, der Aufnahme der Lesarten aus den Handschriften, den beygefügten dreyfachen (sehr nützlichen) Indices, und gedenkt zuletzt dankbar der Beförderer seines Unternehmens, der Herren Thiersch, Krabinger, Stallbaum, Krafft und Lehmann (p. VI — VIII.)

Ehe ich zum Commentar übergehe, — ein Wort über den Mann, von dem dieser Dialog *Φαίδων* den Namen führt, und zwar um nur gelegentlich zu berichten. In der Pariser Biographie universelle Tom. XXX. p. 15 werden wir nämlich belehrt: „Phedon, philosophe Grec, etait né dans la ville d'Elée d'une famille illustre. — Son école, qui a donné naissance à la secte Eleatique — Ménédeme — la transporta depuis à Erythrès, d'ou elle prit le nom d'Erythréenne" etc. — wo also der *Ἠλεῖος* oder *Ἠλίδειος* in einen *Ἐλεάτης* und die *Ἐρετρικοὶ* (Diog. L. I. 17. II. 105 und 126. mit Menage) in *Ἐρυθραῖοι* verwandelt werden; welche letztern sich verwundern würden, auf einmal in die Geschichte der Philosophie sich eingeführt zu sehen.

Den Dialog wollte noch Wyttenbach (ad Phaedon. p. 298) für eine jugendliche Arbeit des Pla-

8) Welchen Olympiodoros, nachträglich zu bemerken, Wyttenbach ad Plutarch. de S. N. V. p. 108. p. 438 ed. Oxon. mit unserm Platoniker verwechselt hat.

ton halten — eine Ansicht, die nach Allem, was Schleiermacher (Einleitung. S. 19) und neuerlich K. Fr. Hermann (Gesch. der platonischen Philosophie S. 684) beygebracht haben, sich schwerlich mehr vertheidigen läßt. Letzterer reihet vielmehr dieses Werk in Platon's dritte und also letzte Schriftstellerperiode ein, und überhebt mich überhaupt durch seine Erörterungen und Nachweisungen (S. 526 ff., 683 ff.) der Mühe, der vielen Theorien zu gedenken, welche die neuern Philosophen und Theologen auf dieses inhaltschwere Werk dieses Philosophen gebaut haben.

Dagegen der alten Erklärer dieses Dialogen muß kürzlich gedacht werden, weil das, was Wyttenbach darüber nachgewiesen (ad Phaedon. p. 110), sich jetzt etwas vervollständigen läßt. Zuvörderst werden ältere und namentlich Attische Ausleger genannt, wobey Cousin an Speusippus, Xenokrates und etwa auch an Krantor denkt [9]). Zu den neueren Erklärern des Phädo werden ausdrücklich gezählt: Jamblichus, Syrianus, Proclus, Harpokration, Paterius, Democritus des Longinus Zeitgenosse und Longinus selbst; denen sich dann unser Olympiodorus [10]) anschließt. — Aber neben diesen heidnischen Auslegern sind Platons Lehren von der Seele und vom Menschen auch von christlichen Schriftstellern erläutert, ausgebildet und im Sinne der neuen Religion

9) Olympiodor. in Phaedon. Addend. p. XIII, über Krantor verweise ich auf Fr. Kayser de Crantore p. 42 sqq.; über Speusippus auf M. A. Fischer De Speusippi vita pag. 43.

10) S. Ruhnken. de Longino §. 4. Tom. I. p. 493 ed. Bergman. vergl. meine Anmerk. zum Porphyrius de vita Plotini cap. 20 —, zum Proclus über Plato's Alcibiades pr. p. XIV. not., zum Olympiodor. in Alcibiad. pr. pag. 105. vergl. auch Finkh ad Olympiodor. in Phaedon. pag. 83. pag. 159 und Addenda pag. XV. infra. Die neuesten Herausgeber, wovon ich Wyttenbach, Heindorf, Stallbaum, Baiter, Orelli und Winckelmann nenne, haben diesen Dialogen theils blos kritisch theils auch exegetisch behandelt.

auch wohl eingeschränkt und selbst bekämpft worden, und namentlich liegt in den griechischen Schriften des Aeneas von Gaza, des Zacharias von Mytilene, der beyden Gregore, des von Nyssa und des von Nazianz eine platonisch-christliche Psychologie und Anthropologie vor, welche von jenen ethnischen Commentatoren Licht empfängt, und ihnen hinwieder verleihet. Eben deßwegen muß ich hier auf meine Abhandlung verweisen, worin ich einige jener Schriften besprochen habe: „Schriften christlicher Philosophen über die Seele," [11]) zumal da sie unserm Herausgeber unbekannt geblieben zu seyn scheint, und ich hier der Kürze wegen übergehen muß, was dorten über Platon's Ausleger und Olympiodor bemerkt worden.

In dem Ueberblick einzelner Stellen werde ich mich noch mehr der äußersten Kürze befleißigen müssen. Die Scholien beginnen mit Platon's Worten Phaedon. p. 61, C. (mit Andeutung in einigen Codd., daß im Anfang einiges fehle, s. p. 1. not. 1 Finckh.). — Lin. 10. hat Finckh meinen Vorschlag μυστικοῦ, statt μυθικοῦ mit Recht abgewiesen, und ich nehme ihn selbst zurück, denn letzteres haben alle Codd. hier und p. 15 lin. 3, und dafür steht auch wohl διὰ μύθου. Es ist nämlich von einer mythischen Erzählung die Rede. —

(Schluß folgt.)

11) In den Heidelbb. Jahrbb. d. Liter. 1838. No. 16 und 17. und jetzt mit einigen Zusätzen in meinen deutschen Schriften zur griech. und röm. Literatur. S. 449—480.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von Dr. A. F. C. Vilmar, Director des kurfürstlichen Gymnasiums zu Marburg. Zweyte, mit Anmerkungen und einem Register vermehrte Auflage. Marburg und Leipzig, Elwertsche Buchhandlung, 1847. S. X. 714.

Bey allen den Vorzügen, die dem berühmten Werke von Gervinus über die deutsche National-Literatur eigen sind, wird die Beschäftigung mit demselben für Viele unter uns doch immer mit einem gewissen Mißbehagen verbunden seyn, nicht allein wegen des unaufhörlich wiederkehrenden Zurückblickens auf die griechische Literatur, sondern weil wir den Maßstab, mit welchem jener Historiker an die Werke unserer Literatur herantritt, nicht billigen können. Kaum hat die Untersuchung in jenem Werke unsere Theilnahme gewonnen, so sehen wir uns durch Urtheile, die nicht aus der Sache selbst, sondern aus eigenthümlichen Antipathien, häufig aus einer gereizten Stimmung hervorgehen, wieder eben so weit zurückgestossen. Hiedurch wurde der Wunsch, ein Werk zu besitzen, welches mit wahrer Liebe namentlich den großen Schätzen des deutschen Alterthums sich zuwendete, und dessen Urtheile auf der Anerkennung der durch das Christenthum gegebenen Grundlagen unseres Volkslebens ruheten, mächtig hervorgerufen. Zugleich erschien es wünschenswerth, daß ein solches Werk auf der einen Seite nicht in die Kürze und Trockenheit eines Lehrbuchs verfallen, auf der anderen aber auch sich von jener Ausführlichkeit und Breite, die nur für Wenige genießbar ist, sich entfernt halten und auf diese Weise geeignet seyn möchte, die Bekanntschaft mit dem Gange unserer Literatur, vornehmlich der poetischen, in weiteren Kreisen zu fördern.

Diesem Wunsche, wir dürfen sagen, diesem Bedürfniß kommt das oben bezeichnete Werk auf das Erfreulichste entgegen. Es enthält Vorträge, welche Director Vilmar im Jahre 1844 vor einem gemischten Publicum in Marburg über die deutsche National-Literatur mit so großem Beyfall gehalten hat, daß man in ihn drang, dieselben durch den Druck allgemein zugänglich zu machen, was denn auch im J. 1844 zum ersten Mal geschah. Die freudige Aufnahme, die dem Buche sogleich zu Theil wurde, machte es möglich, daß dasselbe nun schon in einer zweyten Auflage hat erscheinen können, von welcher wir jedoch zu bemerken haben, daß die Darstellung selbst ganz unverändert geblieben ist und daß nur am Schluß Anmerkungen beygegeben sind, in welchen der Verf. die nöthigen literarischen Nachweisungen, die man in der ersten Auflage ungern vermißt hatte, von S. 665 bis S. 702 beybringt, worauf noch ein brauchbares alphabetisches Register folgt.

Sehr zweckmäßig beginnt der Verf., nachdem er den Begriff der National-Literatur bestimmt hat, wobey übrigens eine gewisse Willkührlichkeit nicht zu verkennen ist, mit der Hindeutung auf den allerdings höchst merkwürdigen Umstand, daß die deutsche Poesie, deren classische Periode wir von Klopstock

an zu datiren pflegen, schon in sehr früher Zeit ein herrliches Blüthenalter gehabt hat, wodurch die Theilnahme des Lesers für die alte, von nur Wenigen gekannte Zeit, die der Verf. mit ganz besonderer Neigung und unseres Dafürhaltens mit ganz besonderem Glück behandelt hat, sogleich gewonnen wird.

(Fortsetzung folgt.)

1. Plotini de Virtutibus et Adversus Gnosticos libellus. Specimen Editionis Novae Opp. Plotinianorum.
2. Procli Commentarius in Platonis Timaeum.
3. Olympiodori Philosophi Scholia in Platonis Phaedonem.

(Schluß.)

Lin. 13. 14. *εἰ — μὴ ἐμποδίζονται* Cod. Voss. bey Baumhauer de Morte Volunt. p. 307.: — *ἐμποδίζωνται*, und *εἰ* kommt bey diesen Schriftstellern mit dem Conjunctiv vor (s. Annott. in Plotin. I. 4. 2. I. 8. 13. vergl. Stallbaum ad Olympiodor. in Phileb. p. 245, wo jedoch Boissonade ad Philostrati Epistoll. p. 205 aus dem cod. Paris. den Indicativ hergestellt hat). — Lin. 15. *κατ' ἄμφω* Cod. Venet. ap. Mustoxyd. *κατὰ ἄμφω* Pag. 2. lin. 2. 3. *προνοητικῶς — καθαρτικῶς* Codd. Voss. ap. Bmh. *προνοητικῶν — καθαρτικῶν*. Lin. 11—13. Die Worte: *οὕτω — ἐν σώματι ὄντα* fehlen im cod. Voss. bey Baumh. P. 4. lin. 24 *καὶ ἢ κτήματα* hat auch cod. Voss. *καὶ εἰ κτ.* und lin. 26 hat derselbe *δ'ἄμφω* statt *δι ἄμφω*. — Pag. 5. lin. 12. *ἐν Πολιτείᾳ*. Cod. Voss. ap. Bmh. *ἐν τῇ Πολ.* — Lin. 14. *ἄχρηστον*. Voss. *ἀχρεῖον*. Lin. 18. *ἱεροσυλίας*. Voss. *ἱεροσυλίᾳ*. — Lin. 21. *εἰ οἱ Σωϊκοὶ*. cod. Voss. hat *εἰ* nicht. — Lin. 25. *ἐπισχᾶσαν* Cod. Voss. *ἐπιστῶσαν*. — L. 28. hat cod. Voss. in den Worten *καὶ διὰ τὰ παρατιθέμενα* den Artikel nicht. Lin. 32. *οὕτω δεῖ λύειν* cod. Voss. *οὕτω οὖν δεῖ λύειν*.

Hier muß ich nun wegen Herrn Kirchhoffs (s. oben No. 1. zu pag. XI) nothwendig etwas verweilen: Herr Finckh verweiset hier Not. 2. unter Anmerkung ad Plotin. I. 9. pag. 83 und auf den von mir angeführten David den Armenier. — Aber hier muß ich des Folgenden wegen eine vorhergehende Stelle desselben Autors anführen: „Die Stoiker, sagt er, sind so eine Art Menschen, wie Kleombrotos [12]), weil sie die Philosophie als eine Vorbereitung zum physischen Tode genommen. Daher haben sie auch fünf Arten eines vernünftigen Austritts aus dem Leben (*εὐλόγου ἐξαγωγῆς*) schriftlich aufgezeichnet," welche fünf Arten sodann aufgezählt werden (s. S. 467 f.) — Darauf fährt er weiterhin fort (und hierdurch erhält erst unser Olympiodor p. 5. lin. 20 sqq. Finckh sein volles Licht). „Jedoch Plotinos, wo er von dem vernünftig begründeten Austritt schreibt (*περὶ εὐλόγου ἐξαγωγῆς γράφων*) nimmt keine der (fünf von ihnen angegebenen) Weisen (des Austritt's) an „worauf die eigne Ansicht dieses Philosophen angegeben, auf ein römisches Rechtsverfahren gegen die Selbstmörder hingewiesen, und zuletzt mit einer Anspielung auf Hektors Leichnam (Il. ω. 54.) geschlossen wird. Mit geringer Verschiedenheit finden sich dieselben Worte bey einem anonymen Ausleger des Porphyrius (bey Cramer, Anecd. Paris. IV. p. 405.): — *Πλωτῖνον ἐν μονοβίβλῳ περὶ εὐλόγου ἐξαγωγῆς οὐδένα τῶν πέντε τρόπων ἀποδέχεσθαι. Δηλοῦσι δὲ καὶ οἱ Ρωμαίων νόμοι μὴ πρότερον ταφῇ παραδιδόντες τὰ τῶν ἐξα-*

12) S. meine deutsch. Schriften zur griech. und röm. Liter. S. 456. 467 f. Hier bemerke ich nachträglich, daß der letzte Vers des Kallimachischen Gedichts beym David lautet: — — — *ἀλλὰ Πλάτωνος*
ἐν (*ἓν* cod. Paris.) *τῷ* (*τὸ* Paris.) *περὶ ψυχῆς γράμματι* (*γράμμ'* Par.) *ἀναμαξάμενος*. — Jetzt ersehe ich aus Baumhauer de Morte Voluntar. p. 301. daß Valkenaer das letzte Wort in *ἐνελιξάμενος* umänderte.

γαγόντων (ἐξαγόντων David) ἑαυτοὺς σώματα πρὶν ἂν αἰκίσωνται κατὰ τῶν ποδῶν.

Und hier ist nun der Punct, wo ich unsern Hyperkritiker (Kirchhoff) festhalte, und frage: 1) Würde unser griechischer Commentator die Schrift Plotin's περὶ εὐλόγου ἐξαγωγῆς, wenn sie ein „liber parvulus," ein Schriftchen gewesen, wohl citirt haben: μονόβιβλος, oder nicht vielmehr βιβλιάριον, βιβλάριον? und soll jener Name nicht andeuten, daß wir an ein ordentliches Buch zu denken haben, aber nur an Eins, nicht an mehrere, wie andere plotinische Abhandlungen, z. B. von der Seele, von der Vorsehung, von der Schönheit mehrere Bücher enthielten? 2) Wo sind doch die Stoiker, die er in diesem Buch widerlegt hatte, die er doch anderwärts nennt, wie die Epicureer u. A.? 3) — Wo bleibt doch die durchgeführte Allegorie des Gastmahls mit dem Leben und die Fünfzahl der Fälle, in welchen, nach der stoischen Parallele, beyde aufgehoben werden?; und wenn beym Plotin, wie beym David und Olympiodor von drohendem Wahnsinn die Rede ist, wo bleibt denn beym erstern die Vergleichung mit der Trunkenheit der berauschten Gäste? Vielmehr sieht man aus dieser Weglassung, daß wir im plotinischen Capitel (denn mehr als ein Capitel ist es nicht) nur eine flüchtige farblose Skizze haben. — Wo bleibt der Komos und der Tyrann; wo der sich für das Vaterland selbst tödtende Menökeus, da Plotin die mythologischen Beyspiele doch sonst nicht verschmäht; wo die sich dem Tode weihende Pythagoreerin? Wo die Armuth, die uns die Möglichkeit des Lebens entzieht? Wo die langwierige Krankheit, welche die Seele am Gebrauch des Körpers hindert? Wo endlich die Erinnerung an das römische Gesetz, die Selbstmörder vor dem Begräbniß an den Füßen zu verstümmeln? [13]) — Alle diese Puncte der unter den Römern so viel geltenden stoischen Moral, neben vielen andern ohne Zweifel, waren aber nach David's Zeugniß in des Plotinus Buche von dem vernunftgemäßen Austritt aus dem Leben besprochen worden, wovon sich in der vorhandenen Skizze kaum eine leise Spur findet. Sie waren also der Inhalt einer größeren Schrift gewesen. Da ferner ein Erklärer des Porphyrius dasselbe von dieses Buches Inhalt meldet, so wird Porphyrius selbst in seine Recension plotinischer Schriften doch wohl nicht diese magere Skizze, sondern das gehalt-

13) Es konnte dem Plotinus, der in Rom mit Senatoren, Rechtsgelehrten und mit dem Kaiser selbst umgieng, sehr wohl bekannt seyn. — Uebrigens verdient diese Notiz des Armeniers David und des andern Commentator's demjenigen beygefügt zu werden, was Fabrotus in Ever. Otto. Thesaur. Jur. Romani, Tom. III pag. 1187 sqq. über diesen Gegenstand zusammengestellt hat. Den ähnlichen altbritischen Rechtsgebrauch suchen bekanntlich heut zu Tag die Coroners durch ihre Aussprüche zu beseitigen. — In der Ausführung der erwähnten Fälle ist der Armenier David ausführlicher und gelehrter als Olympiodor, der Manches gar nicht hat. Ich will daher noch einige Nachweisungen geben. Den Menökeus (Μενοικεύς) führt letzterer auch ad Alcibiad. pr. init. an, wo ich auf Euripid. Phoeniss. 841 sqq. 1017., Apollodor. III. 6. 8. und Pausan. IX. 25. 1 verwiesen habe, welchem letzteren hier David folgt. — Die Pythagoreerin ist Timycha (Τιμύχα); die Begebenheit erzählen aber David und Olympiodor etwas anders als Porphyrius (Vit. Pyth. §. 61 und Jamblichus §. 31. p. 398 Kiessl.) Bey der Krankheit führt David die Ansicht des Plato von der Heilkunst an, verweiset auf Sophokles (im Ajax vs. 581 sqq.) und auf den Arzt Archigenes (s. Eudocia p. 65 und Sprengel Gesch. der Medicin II. S. 75). — Bey der Armuth endlich citirt David den bekannten Spruch des Theognis: χρὴ πενίην φεύγοντα κτλ. — Was übrigens Marsilius Ficinus in der Einleitung zu dieser plotinischen Skizze über den freywilligen Tod bündig zusammengestellt (s. Vol. I. p. 160—162 ed. Oxon.) und was daher Engelhardt in seiner Uebersetzung zweckmäßig deutsch wiedergegeben hat (I. S. 376—382.), ist größestentheils vom Macrobius und Olympiodorus entlehnt.

vollere Buch aufgenommen haben. Da aber in der vorliegenden Enneadensammlung gerade der Gegenfall statt findet, so berechtigt dieß doch wohl, neben andern urkundlichen Spuren verschiedener Recensionen, zu der Annahme, daß jene Skizze aus einer andern Sammlung plotinischer Schriften, wie z. B. die des Eustochius war, sich unter die Enneaden verirrt haben, oder, absichtlich eingeschoben, jenes gehaltreichere Buch verdrängt haben möge. — Auf jeden Fall müssen wir nach solchen thatsächlichen Erweisen gegen die mit solcher Anmaßung auftretende höhere Kritik des Herrn Kirchhoff sehr mißtrauisch seyn.

Um meine Gränzen nicht zu überschreiten, kann ich nur noch Weniges probeweis anführen:

P. 8. lin. 2 supr. ἦν δὲ ὁ Φιλόλαος εἰπὼν Cod. Voss. ap. Bmh. p. 293. ἦν δὲ Φιλόλαος ὁ εἰπών. — Lin. 5. μὴ — τέμνε τὸν βίον Cod. Voss. ohne Artikel. Lin. 6. διὰ τοῦ Voss. διὰ τό. — Lin. 10. Πυθαγόριον Voss. Πυθαγόρειον, und so immer. — Lin. 12. οὐκ ἀντιπράττειν. Voss. οὐκ ἀντιπράττειν δέ. — Lin. τὸ ὁμακόϊον. S. meine Anmerkung zum Olympiodor. in Platon. Alcib. pr. p. 132, wo ich über die verschiedne Form dieses Namens des pythagoreischen Hörsaales bemerkt habe, daß Salmasius die andere Form ὁμάϊον als die ältere vorgezogen hatte. Jetzt bemerke ich nachträglich aus Eustathius in Iliad. λ. vs. 463. p. 45. ed. Lips., daß beyde Formen üblich waren, die eine von ἀκούω gebildet, die andere von ἀΐω. Zu welcher Parallelstelle über den pythagoreischen Bund bey Olympiodorus in Alcib. pr. ich mir in meinem Exemplar die Worte Plato. Republ. II. p. 360, A. p. 62 Bekker längst nachgetragen hatte.

Pag. 22. und pag. 39 Δαμάσκιος — Δαμασκίου. Diese zwey Anführungen dieses Philosophen beweisen für das Zeitalter unseres jüngern Olympiodoros, und sind zur Koppischen Ausgabe nachzutragen.

P. 28. lin. 6—9. Καλυψὼ — Κίρκην muß not. 2. de pulcritudine hinzugefügt werden, denn diese Excurse stehen nicht in der Oxforder Ausgabe des Plotinus, sondern im Heidelberger Specimen.

P. 64. lin. 28. ὁ Ἀυγκεὺς und in der Note 9: „Codd. Ἀυγγεὺς.“ Ich habe im Text des Plotinus V. 8. 4. p. 1008 Oxon. die Form Ἀυγγεὺς stehen lassen, und in den Annott. p. 305. von beyden Ἀυγκεὺς und Ἀυγγεὺς ausführlich gehandelt, wäre daher auch bey einem Autor, wie Olympiodor, in der durch alle Handschriften beglaubigten letzteren Form geblieben. —

P. 125. l. 23. Μύρωνος vergl. not. 8. Dieser Myron muß jetzt in Pauly's Real-Encyclopädie V. 2. S. 300. nachgetragen werden.

P. 140. lin. 24. Τί δὲ δὴ τὰ Κάδμου πῶς ἱλασόμεθα; Worte des Sokrates in Platos Phädon p. 95. a., zu welchen Olympiodor hier eine mythisch-kosmologische Erklärung beybringt, welche aber bey Neuern eben so wenig Anklang gefunden als die von Dacier und Forster (p. 167 sq. ed Heindf.). Mich erinnert der Sinn der Vorstellung des Kebes, wonach die Seele, nachdem sie so viele Leiber gleichsam als Kleider abgenutzt, am Ende doch selbst abgenutzt werde und sterben müsse, an das griechische Sprichwort Καδμεία νίκη, womit ein solcher Sieg bezeichnet wurde, der dem Sieger über viele Feinde am Ende selbst des Verderben bringe (s. Herodot. I. 166. vergl. Annot. in Procl. et Olympiodor. in Alcib. pr. pag. 221 u. p. 74.) und auf diese nur zeitweilige und nicht sehr tröstliche Unsterblichkeitslehre des Thebaner's Kebes bezöge sich diese „Rede des Kadmos, ὁ τοῦ Κάδμου λόγος,“ wie es im Verfolg bey Plato heißt.

Ich kann vom Herausgeber nicht scheiden, ohne noch den richtigen Tact und das rechte Maaß zu loben, womit er in dieser Ausgabe sowohl die Kritik als die Auslegung gehandhabt hat.

Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von Dr. A. F. C. Vilmar.

(Fortsetzung.)

Die Geschichte der deutschen National-Literatur zerfällt nach dem Verf. in drey Abtheilungen: die älteste Zeit, die alte Zeit und die neue Zeit. Der Ausdruck Mittelalter ist hiebey absichtlich vermieden worden, da die älteste Zeit unserer Literatur einen großen Theil des sogenannten Mittelalters begreift, und die alte Zeit nicht zugleich mit dem Ende des Mittelalters auch ihr Ende erreicht. Die älteste Zeit begreift die Anfänge der Literatur von der Mitte des 4. Jahrhunderts nach Chr. an bis gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts, oder in runder Zahl bis zum Jahre 1150. Es ist die Zeit des Ringens des deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste. Die alte Zeit reicht von der Mitte des 12. Jahrhunderts oder von 1150 bis zu dem Jahre 1624. Ihr Charakter ist die Verschmelzung des Deutschen mit dem Christenthume, und sie zerfällt in 4 Perioden; 1) die Vorbereitungszeit von 1150 — 1190; 2) die erste classische Periode unserer Literatur selbst, in welcher die Harmonie des Deutschen und des Christlichen zur vollen Entfaltung kommt, die Zeit unseres nationalen Epos und des Minnegesangs, von 1190 — 1300; 3) die Zeit des Sinkens der Poesie vom Jahre 1300 bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts; 4) die Periode des Ringens einer neu hereinbrechenden Zeit mit der alten, die Periode der Vorzeichen einer eindringenden und das Vaterländische vernichtenden fremdländischen Cultur, von 1517 — 1624. Die neue Zeit beginnt mit dem Jahre 1624; ihr Charakter ist die Verschmelzung des Deutsch-christlichen mit dem Fremdländischen zu einem in sich harmonischen Ganzen. Sie zerfällt in folgende Perioden: 1) die Zeit der Herrschaft des Fremdländischen über das Einheimische, das Zeitalter der gelehrten Poesie von 1624 bis um das Jahr 1720; von Martin Opitz bis auf J. J. Bodmer; 2) die Zeit der Vorbereitung einer neuen Selbständigkeit, von 1720 bis gegen 1760; 3) die zweyte classische Periode, die mit Klopstock beginnt und nach dem Urtheil des Verf. mit dem 22. März 1832 geschlossen werden kann. Eine vierte Periode, die der Epigonen, wird nur genannt, aber ausgeschlossen, da sie noch nicht abgeschlossen sey. — Diese Zeiteintheilung, so sehr sie in bedeutenden Puncten das Rechte trifft, wird sich doch schwerlich durchgängige Anerkennung verschaffen. Die älteste Zeit geht unseres Erachtens, indem sie sich von den ersten Anfängen bis zum J. 1150 erstrecken soll, zu weit.. Auch wird es sich nicht rechtfertigen lassen, daß die zweyte große Abtheilung, deren Charakter die innige Verschmelzung des Deutsch-Nationalen mit dem Christenthume zu einer harmonischen Einheit seyn soll, dennoch auch die Periode „der Vorzeichen einer eindringenden und das Vaterländische vernichtenden fremdländischen Cultur, von 1517 — 1624, umschließen soll; so wie sich auch die Charakterisirung dieser Periode beanstanden läßt. Doch da dergleichen Eintheilungen immer etwas Mißliches haben werden, weil die Erscheinungen auf dem Gebiete des Geistes, also der Freyheit, häufig aller Classificirung spotten, so legen wir auf die ausgesprochenen Bedenken keinen großen

Werth. Wichtiger ist, daß sich bey der zuletzt bezeichneten Periode die Bemerkung aufdringt, daß wir erst dann die Entwicklung unserer Literatur recht verstehen werden, wenn wir sie in der Einheit mit der Entwicklung unserer Geschichte fassen. Von dieser Ansicht der Sache aus wird dann gar Manches, was der Verf. ausgeschlossen hat, zur Sprache kommen müssen.

Verhältnißmäßig sehr kurz behandelt der Verf. die älteste Zeit, denn, so viele Jahrhunderte sie auch umfaßt, so sind derselben doch nicht mehr als sechs und zwanzig Seiten gewidmet (S. 17 — 42). Hier tritt der Verf. zunächst mit Hinweisung auf die Bibelübersetzung des Ulfilas, der immer noch nicht ganz überwundenen Ansicht von der ursprünglichen Rohheit der deutschen Sprache und Poesie mit großer Entschiedenheit und Wärme entgegen. Das sicherste, seiner selbst gewisseste Selbstbewußtseyn liege bey allen Völkern, selbst die roheren nicht ausgeschlossen, geschweige denn bey Völkern edlen Stammes, welche zu einer welthistorischen Bedeutung bestimmt sind, eben im Anfange des Lebens derselben, mithin auch die edelsten, lebendigsten Stoffe, die reinsten, edelsten Formen. Die Gefahr des Verfalles des geistigen und insbesondere poetischen Lebens eines Volkes liege erst im Verlaufe seines Lebens, wenn es anfange seiner selbst müde zu werden und unsicher nach Neuem zu tasten. So seyen auch die frischesten, lebendigsten Stoffe deutscher Poesie „in dem tiefen, grünen Waldesdunkel der ersten Zeiten unserer Geschichte," und eben so die schönsten, ergreifendsten Formen dieser Stoffe in jener Zeit zu finden, „in welcher noch das Schwert der freyen Deutschen auf den hallenden Schild schlug und mit seinem weithin schallenden Schlage den fröhlichen Kriegsgesang begleitete, der zum Kampfe gegen den welschen Unterdrücker rief." Es ist allerdings höchst merkwürdig, daß die Wahrnehmung, nach welcher auf dem Gebiete der Sprache, überhaupt des Geistes, das Alte verhältnißmäßig das Vollkommnere ist und daß die späteren Zeiten sich erst an dem Alten erbauen müssen, um ihrerseits etwas Dauerndes hervorzubringen, sich auch in der Geschichte unserer Sprache und Poesie bewährt, und wir können es nicht hoch genug schätzen, daß die Zeit, welche in eitler Selbstbespiegelung verloren, nur das Neueste für gut hielt und in dem deutschen Alterthum nichts als Finsterniß und Rohheit zu sehen glaubte, so ziemlich verschwunden ist, was wir den stillen, aber unabläßigen Bemühungen der trefflichen Männer, an deren Spitze Jakob Grimm steht, verdanken. Mit Recht weist der Verf. auf die hohe Bedeutung zweyer von Schmeller herausgegebenen Werke dieser Periode hin, nämlich zuerst des Muspilli, einer althochdeutschen alliterirenden Dichtung vom Ende der Welt, dann des Heliand, oder der sogenannten altsächsischen Evangelienharmonie. Namentlich im Lobe des letzteren Werkes, eines von einem Sachsen kurz nach der Bekehrung dieses Volkes zum Christenthum verfaßten Gedichtes, welches das Leben Jesu Christi nach den vereinten Berichten der vier Evangelien erzählt, kann der Verf. sich selbst nicht genug thun. Es sey das Trefflichste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eines der herrlichsten Gedichte überhaupt; es sey das einzige wirkliche christliche Epos. Wir haben hiegegen einige Bedenken; denn wenn der Verfasser des Heliand allerdings viel einfacher zu Werke geht, als Klopstock, wenn er keineswegs gleich diesem etwas herbeyzieht, was man eine christliche Mythologie nennen könnte, so ist es doch bey ihm nicht jener in niedriger Gestalt einhergehende Gottessohn, der gefeyert wird, sondern „ein gewaltiger Völkerfürst, der umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Schaaren daher zieht, um die reichen Gaben des Himmels auszutheilen." Doch sind wir weit entfernt, dem Lobe des Heliand irgend einen Eintrag thun zu wollen, und wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. gerade aus diesem, wegen der Schwierigkeit der Sprache nur sehr Wenigen zugänglichen Werke mehr mitgetheilt haben möchte, was der Verf. vielleicht bey einer neuen Auflage seines Werkes, zu der es zuverläßig bald kommen muß, nachholen wird. Mit Freuden würden wir ihm dagegen das Nähere über ganz unbedeutende Werke erlassen. Der Verf. hat seiner Darstellung gerade dadurch, daß er auf die wichtigsten Erscheinungen in der Regel sehr genau eingeht, das Unwichtigere dagegen kürzer abthut, viele Freunde gewonnen; dennoch enthält das Buch immer noch manche Partien, die, der Sache

unbeschadet, sehr abgekürzt werden könnten, wodurch dann mehr Raum für das wahrhaft Bedeutende gewonnen und der ansprechende Charakter der Darstellung noch mehr ausgebildet werden könnte. So wollen wir nicht übergehen, daß wir sogleich über Otfried gern etwas Ausführlicheres gefunden hätten, denn es ist doch verhältnißmäßig viel zu wenig, was der Verf., der ihm nur eine Seite des Buches gewidmet hat, über ihn und seine Evangelienharmonie sagt, die doch ohne Streit zu den allerbedeutsamsten Erscheinungen auf dem Gebiete unserer alten Sprache und Poesie zu zählen ist.

Mit großer Vorliebe wendet der Verf. sich dem Zeitraum vom J. 1150 — 1624, und besonders der Glanzperiode der altdeutschen Poesie vom Jahre 1150 — bis 1300 zu, und diesen Theil seines Werkes halten wir, ohne der Trefflichkeit der übrigen Theile zu nahe treten zu wollen, für den ansprechendsten, weil die Darstellung hier ein so frisches, fröhliches Leben hat, daß sie den Eindruck jener unvergleichlichen Dichterwerke, von denen sie spricht, mit großer Reinheit wiedergiebt und zugleich in ein tieferes Verständniß derselben einführt. Wir sind überzeugt, daß der Verf. durch diesen Theil seines Werkes die Liebe zu den poetischen Schätzen unseres Alterthums mächtig gefördert hat und noch weiter fördern wird, wovon Niemand in Abrede stellen wird, daß es eine Leistung von hoher Bedeutsamkeit sey.

Zweyerley tritt unter den Eigenthümlichkeiten der Poesien jener glänzenden Periode besonders hervor. Einmal das völlige Durchdrungenseyn von dem christlich-kirchlichen Elemente der damaligen Zeit, dann, was besonders vom Epos, als der Darstellung der Heldensage gilt, die Treue, welche zwischen den Fürsten und ihren Mannen besteht. Für den Fürsten wird treulich gekämpft und freudig in den Tod gegangen; und wiederum von dem treuen Dienstmann lassen die Fürsten nicht bis in den Tod, bis zu ihrem und des ganzen Stammes furchtbaren Untergange. Hagen erschlägt den Siegfried aus Mannentreue gegen seine Königin Brunhild; Hagen widerräth den Zug in das Hunnenland, da aber die Könige, seine Herren, die Fahrt dennoch beschlossen haben, so gehet er fest und muthig mit, wiewohl er sicher voraus weiß, daß diese Fahrt seinen Tod, den Tod seiner Herren und den Untergang des Burgundergeschlechtes herbeyführen wird, und im Kampfe stehet er bey seinen Herren bis an das Ende. Als dagegen die Feinde von den Burgundenkönigen nur ihn allein wollen ausgeliefert haben und für die Auslieferung Hagen's den Königen freyen Abzug versprechen, da ringt sich ein Schrey des Entsetzens aus den Herzen der Könige hervor: fahr hin, o Vaterland, fahr hin o Gattin, fahr hin blühende Braut, fahr hin junges Leben, fahr hin du edler Stamm der Burgunden, dessen allerletzte wir sind — Hagen wird nicht ausgeliefert. Sehr treffend weist der Verf. auf diesen Zug hin, den er das eigentliche Lebenselement des deutschen Volkes, und das schlagende Herz des deutschen Epos nennt, für welches man selbst ein Herz haben müsse, um unsere alten Heldengedichte begreifen zu können. Und allerdings ist dieß ein höchst bedeutender Zug, für den das griechische Epos merkwürdiger Weise keine Analogie darbietet.

Nachdem der Verf. die Sagenkreise, auf welchen die deutsche Heldendichtung beruhet, kurz und treffend bezeichnet hat, geht er zur Darstellung der Siegfried- und Dietrichssage, wie sie im Nibelungenliede enthalten sind, über, die wir für völlig gelungen erklären müssen. Man wird diese Darstellung, die sich ausführlich über alle Gesänge des Nibelungenliedes verbreitet, nicht lesen können, ohne sich angeregt zu fühlen, zu jenem Epos sogleich einmal wiederzukehren. Ueber die Entstehung desselben erklärt sich der Verf. dahin, daß sie, was die Vereinigung der einzelnen Lieder betrifft, in die zweyte Hälfte des zwölften Jahrhunderts, was aber die Aufzeichnung des ganzen Liedes betrifft, in den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts fallen möge. Bekanntlich hat Lachmann es unternommen, die einzelnen Lieder nachzuweisen, aus deren Vereinigung das Nibelungenlied entstanden sey, und er nimmt zwanzig solcher Lieder an. Sodann hat Karl Simrock aus seiner Uebersetzung, der auch wir den Preis vor den übrigen zugestehen, diese zwanzig Lieder ausgezogen und besonders herausgegeben. Der Verf.

stimmt diesem Unternehmen, worüber wir nicht wenig erstaunen, bey; doch entschlüpft ihm die Aeußerung, zuweilen sey man doch überrascht, ganze, lange Stellen durch die kritische Hand ausgemerzt zu finden, und man kehre wohl einmal nicht ohne Behagen zu der breiteren, behaglichen Darstellung des letzten Ordners zurück. Es möchte aber gut seyn, der kritischen Hand bis auf Weiteres dieses große Vertrauen gar nicht zu schenken. Mögen die Sagen von Siegfried, von Dietrich, von Etzel anderweitig und in ihrer Einzelnheit besungen worden seyn: daß die Gesänge des Nibelungenliedes, wie sie vorliegen, ursprünglich zu einander gehören, für einander verfaßt, nicht erst durch einen Ordner zusammengeleimt sind, das drängt sich wohl dem Gefühle eines jeden Lesers auf, und die Kritik wird für die Dauer nicht glaublich machen können, daß dieses Gefühl auf Täuschung beruhe, so wie man ja auch bey Homer, trotz der großen Autorität Friedrich August Wolf's, vielfältig wieder eingelenkt hat. Die kleinen Unebenheiten, die bey Werken so hohen Alters und so großen Umfangs nicht einmal befremden können, werden auf andere Weise, als durch Zerstückelung dieser Werke, zu erklären seyn. Es ist wahrhaft bedauernswerth, daß man auch bey diesem Werke schon mit der Zerstückelung beschäftigt ist; denn obwohl König Friedrich des Zweyten Urtheil, daß das Ganze nicht einen Schuß Pulver werth sey und daß er es daher in seiner Bibliothek nicht dulden, sondern herausschmeißen werde, gegenwärtig wohl als beseitigt gelten kann, so ist unser Epos doch noch viel zu wenig unter uns gekannt und geliebt, und jenes Zerstückeln ist ganz dazu gemacht, die Theilnahme dafür abzukühlen. Die Sache ist um so bedenklicher, da diese Zerstückelungsmethode sich nun schon unserem zweyten Epos, der Gudrun, zugewendet hat. Und zwar sind in der neuesten Zeit bereits zwey Versuche gemacht worden, die angeblich ächten, auf alter Volkssage beruhenden Theile der Gudrun von Zuthaten späterer Poesie zu trennen; zuerst von Ettmüller, der das Ganze in drey Gedichte: 1) Hagene, 2) Hagene und Hettel, 3) Gudrun zerlegen zu müssen meint und die größere Hälfte für unächt erklärt; sodann von Müllenhoff, der die Sache etwas anders angreift, aber von den 1705 Strophen, welche das Ganze enthält, nur 415, also nicht einmal den vierten Theil, übrig läßt. Wir scheuen uns nicht zu erklären, daß wir diese Art von Kritik, mit wie viel Scharfsinnn und Gelehrsamkeit sie sich auch ausstatten möge, geradezu für verderblich und für ganz verfehlt halten.

Viel weniger, als das Nibelungenlied, ist unter uns der Parcival, dieses wahrhaft große Werk Wolfram's von Eschenbach, zu der ihm gebührenden Anerkennung durchgedrungen. Daß dieß mehr und mehr geschehe, dazu wird, wie wir nicht zweifeln, die schöne, sinnvolle Art, mit welcher der Verf. dieses Werk sammt der Gral- und Artussage, auf denen es ruhet, behandelt hat, nicht wenig beytragen, zumal da es nun auch durch San Marte (Schulz) und K. Simrock allgemein zugänglich gemacht ist. Uebrigens liegt jenes Eschenbach, von dem der edle Dichter sich nennt, nicht bey Ansbach, wie der Verf. sagt, sondern in dem schönen Pegnitzthale oberhalb der in dem ehemals Nürnbergischen Gebiete gelegenen kleinen Stadt Hersbruck. Bey diesem Gedichte hat jene Zerstückelungsmethode glücklicher Weise noch keine Anwendung gefunden, obwohl Partien darin sind, durch die sie sich reizen lassen könnte. Aber der Verf. hat auf sehr schöne Weise, als wollte er solchen Versuchen, denen er seiner ganzen Richtung nach innerlich gewiß nicht hold ist, zuvorkommen, den Zusammenhang auch der scheinbar störenden Theile nachgewiesen. Uebrigens bemerkt der Verf. sehr treffend, ein leicht abzuschöpfender Genuß werde uns in Wolfram's Parcival nicht dargeboten, das Gedicht wolle mehrere Male gelesen seyn, um im Ganzen — denn viele einzelne Theile sprechen auf den ersten Anblick theils durch ihre Zartheit, theils durch ihre Kraft und Tiefe an, — geliebt und bewundert werden zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von Dr. A. F. C. Vilmar.

(Fortsetzung.)

Unter dem vielen Trefflichen, was der Verf. hierauf folgen läßt, wobey sich überall seine genaue Kenntniß der Sache und sein gesundes Urtheil bewährt, ragt die Behandlung des Minnesangs, dann auch des Meistergesangs, hervor. Aus der großen Zahl der Minnesänger ist Walther von der Vogelweide unter uns am allgemeinsten bekannt, was wir, abgesehen von der wiederholt erschienenen Lachmann'schen Ausgabe, der diesem Dichter gewidmeten Monographie von Uhland und besonders der Uebersetzung von Karl Simrock, die mit sehr schätzbaren Erläuterungen versehen ist, verdanken. Der Verf. stellt diesen Minnesänger mit Recht sehr hoch; ob ihm aber die berühmte Sammlung von Sprüchen, die unter dem Namen Bescheidenheit des Freidank auf uns gekommen ist, zugeschrieben werden dürfe, wie der Verf. mit Wilhelm Grimm anzunehmen geneigt ist, wird wenigstens sehr zweifelhaft bleiben. Bey Walther, so wie bey dem zunächst folgenden Ulrich von Lichtenstein giebt der Verf., was er sonst nur selten thut, anziehende biographische Notizen. Bey dem zuletzt genannten Minnesänger, der durch Tieck ziemlich bekannt geworden ist, war dieß freylich etwas Unerläßliches. Der Verf. zeichnet ihn mit wenigen Strichen so treu und charakteristisch, daß wohl jeder Leser beystimmen wird, wenn wir diesen Ulrich geradezu den Don Quixote des Minnethums nennen. Hinsichtlich des berühmten Sängerkrieges auf der Wartburg erklärt sich der Verf. für die jetzt so ziemlich durchgedrungene Ansicht, daß er der Zeit, in die man ihn früher zu setzen pflegte, nicht angehöre und ein späterer halb wehmüthiger Nachklang einer dichterisch großen Zeit sey. Möglich sey es, daß der erste Theil des Sängerkrieges, welcher das Lob des Herzogs Leopold von Oesterreich und des Landgrafen Hermann von Thüringen besingt, eine ächte Reminiscenz an den im J. 1207 auf der Wartburg wirklich vorgekommenen Sängerkrieg enthalte; aber auch dieser Theil des Gedichtes sey sicher erst aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts. Noch weit später sey der zweyte Theil, in welchem Klingsohr aus Ungarland auftritt und mit Wolfram von Eschenbach in künstlichen Räthseln seinen Scharfsinn oder vielmehr seine Spitzfindigkeit mißt; dieser zweyte Theil enthalte auch nicht einen Anklang aus jener glänzenden, in gleicher Frische und Herrlichkeit nur einmal vorhandenen Dichterzeit, an die es erinnern wolle.

Zwar nicht sehr ausführlich, aber doch in belehrender und ansprechender Weise handelt der Verf. vom Meistersang. Wer bisher gewohnt war, nur mit Verachtung auf denselben herabzublicken, wird sich hier mit angenehmer Ueberraschung eines Besseren belehrt sehen. Jene Uebungen des Gesanges seyen die Feyerabend- und Feyertagsbeschäftigungen der Handwerker der Vorzeit, es seyen die Erholungen und Freuden der alten Väter des bescheidenen Handwerks, deren strenge Züchtigkeit und bescheidene Ehrbarkeit, gegenüber den Verirrungen des höheren Bürger- und des Ritterstandes ihrer Zeit, vielleicht aber noch mehr gegenüber den Verirrungen unseres

gegenwärtigen Handwerkerstandes, allerdings aller Ehre werth sind. Daß Hans Sachs bey einem Literarhistoriker dieser Gesinnung die ihm gebührende Anerkennung finden werde, konnten wir erwarten. In der That schreibt er ihm ein sehr glückliches begabtes Talent zu, das sich besonders in seinen weltlichen Erzählungen hervorthue und alle künstlichen Producte des siebzehnten, und die ganze Schaar der Dichterlinge im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, so hochmüthig diese auch auf den Nürnberger Schuster herabsahen, weit übertreffe, ja dessen gesundem Gefühl und natürlichem, treffendem Ausdrucke in unserer von Neuem der Künstlichkeit und Absichtlichkeit zugewendeten Zeit nicht leicht Jemand gleichkomme. Vielen wird die Notiz, daß sich der Meistergesang bis in die neueste Zeit fortgepflanzt hat, ganz neu seyn. Nachdem der Verf. die bekannte Angabe, daß in Nürnberg um das Jahr 1770 die letzte Singschule gehalten wurde, mitgetheilt hat, fügt er Folgendes hinzu:

„Nur in Ulm überdauerte der Meistergesang sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege; noch waren daselbst im J. 1830 zwölf alte Singmeister übrig, welche zuweilen noch, nachdem sie erst vom Rathhause aus ihrer „„Schaustube,““ dann auch aus einem andern städtischen Locale ausgetrieben worden waren, in den Handwerkerherbergen ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnisse, so daß es unbegreiflich erschien, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlichern Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 waren nur noch vier dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, der Schlüsselmeister, der Merkmeister und der Kronmeister, und diese haben am 21. October 1839 den alten Meistergesang feyerlich beschlossen und bestattet, ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden, ihre Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „„daß gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen.““

Auch über die alten Volkslieder spricht der Verf. in sehr anerkennender und belehrender Weise, und bey dieser Gelegenheit möge es erlaubt seyn auszusprechen, was sich uns immer von Neuem aufgedrängt hat, nämlich daß der Verf. in seiner großartig anerkennenden Weise, die mit Liebe auf das wahrhaft Gute, wo es sich auch finde, eingeht, durchaus an Herder erinnert, womit wir ein großes Lob ausgesprochen haben wollen. Da er übrigens, auch nachdem L. Uhlands „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder“ bereits erschienen sind, und überdieß das „Ambraser Liederbuch“ vom J. 1582 nun auch zum Druck gekommen ist, mit den Leistungen auf diesem Gebiete, dem er besondere Forschungen gewidmet zu haben scheint, keineswegs seine volle Zufriedenheit äußert, so möchte vielleicht von ihm selbst etwas Vollendeteres zu erwarten seyn.

Eine eigenthümliche Ansicht äußert der Verf. da, wo er die dramatischen Versuche des sechzehnten Jahrhunderts bespricht. Wenn unser Volksbewußtseyn theils an sich stark genug geblieben wäre, theils nicht durch das übermächtige Eindringen fremder Stoffe und durch die hitzigen religiösen Kämpfe geschwächt worden wäre, so hätten wir nach seiner Meinung im 16. Jahrhundert die Sage von Siegfried, Dietrich und Hildebrand in ähnlicher Weise auf unserer Bühne erblicken und zu Meisterstücken der dramatischen Kunst sich gestalten sehen müssen, wie einst durch Sophokles und Euripides die Helden der Sage vom Trojanerkrieg und der Sage von Oedipus auf die Bühne getreten seyen. Dieß sey der den poetischen Naturgesetzen entsprechende Fortschritt von den schon früher vorhandenen religiösen Dramen, der im sechzehnten Jahrhundert eigentlich hätte eintreten sollen. Aber die Zeit, in welcher es möglich gewesen sey, eine nationale Bühne zu schaffen, sey ungenutzt vorübergegangen und nun seyen wir nach unzähligen Versuchen, nach unaufhörlich wiederholtem Springen und Tasten bald nach diesem, bald nach jenem Stoffe bis auf den heutigen Tag noch zu keiner nationalen Bühne gelangt; selbst Schiller's und Göthe's Vorgang scheine beynahe umsonst gewesen zu seyn. Ja, der Verf. schreitet zu der merkwürdigen Aeußerung fort, wenn die beyden größten lateinischen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, Eobanus Hessus und Euricius Cordus, oder noch Frischlin, der ja lateinische Dramen gedichtet, ihre bedeutenden dichterischen Talente, statt auf elegante lateinische Verse, die heute doch Niemand mehr lese, auf die deutsche Dichtkunst, und zwar,

wohin damals Alles gedrängt habe, auf das deutsche Drama gewandt, wenn sie uns den Tod Siegfrieds oder den Markgraf Rüdiger, oder den Tod der Söhne Etzel's, oder den alten Hildebrand mit seinem Sohne, oder auch nur Otnit und Hugdietrich, oder selbst nur den Herzog Ernst auf die deutsche Bühne gebracht hätten, so würde uns wohl das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wie damals den Engländern einen Shakespeare gebracht haben. — Es ergiebt sich an diesem Beyspiele aufs Neue, wie viel Mißliches es hat, historische Parallelen zu ziehen. Deutschland im sechzehnten Jahrhundert und Griechenland unmittelbar nach den Perserkriegen, welch' ein unermeßlicher Unterschied! In Griechenland der herrlichste Aufschwung, nach einem Siege, wie er vielleicht nie wiedergekehrt ist; und in Deutschland? — — Was konnte da Siegfried und Dietrich und Hildebrand frommen? Und wo wäre nur das Volk gewesen, das Ruhe genug gehabt hätte, sich an jenen schon damals längst aus dem Gesichtskreis der Deutschen entschwundenen Heldengestalten — zu ergötzen. Damals gab es, der Literarhistoriker möge uns diese Offenheit verzeihen, — es gab ernstere Dinge zu thun, als einen Fortschritt in der Poesie zu machen, und gerade die bedeutendsten Talente mußten damals am weitesten von dieser Bahn entfernt seyn. Was der Verf. poetisches Naturgesetz nennt, wird sofort zu einer Illusion werden, sobald es nicht im genauesten Zusammenhang mit der Entwicklung dieses bestimmten Volkes betrachtet wird. So hängt ja auch Shakespeare's Größe unläugbar mit der Größe Englands, die zu seiner Zeit so mächtig hervortrat und noch Größeres verkündigte, auf das Innigste zusammen.

Doch wir haben nun noch auf Einiges von dem vielen Trefflichen hinzudeuten, welches sich in dem Abschnitt über die neue Zeit findet. Nicht leicht wird jemand die Darstellung der ersten und zweyten Periode (1624 — 1720, 1720 — 1760) ohne Belehrung und vielfache Zustimmung lesen; doch hat der Verf. der dritten Periode (1760 — 1832) mit Recht die größte Sorgfalt zugewendet. Zuerst behandelt er die Heroen dieser Zeit: Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe, Schiller (S. 480—596). Die große Anzahl der übrigen Dichter stellt er sodann in sieben Gruppen zusammen: 1) Klopstocks Nachfolger, unter denen wir sehr verschiedene Männer, wie Lavater, Matthison, Salis, Bürger, Stolberg, Kosegarten und Claudius finden; 2) Lessings Nachfolger [Nicolai, Engel, Iffland, Kotzebue (!)]; 3) Wielands Nachfolger (Blumauer, Heinse, Thümmel u. A.); 4) Herder's Nachfolger (v. Hippel, Lichtenberg, Jean Paul u. A.); 5) Göthe's und Schiller's Nachfolger (die Schlegel, Novalis, Tieck u. s. w.; 6) Vaterlandsdichter (Arndt, Körner, Schenkendorf); 7) Rückert, Platen, Immermann. Diese Zusammenstellung wird sich schwerlich allgemeinen Beyfall erwerben; doch der Verf. legt, wie es scheint, selbst keinen großen Werth auf diesen überhaupt nur skizzenhaft gegebenen Theil seines Werkes. Das eigentlich Verdienstliche bey dieser letzten Periode liegt in der Art, wie er die oben genannten hervorragenden Männer behandelt. Als den ersten derselben, „den ersten Träger der neuen Zeit," wie er ihn nennt, bezeichnet er Klopstock. Gegen die Schwächen desselben ist er keineswegs blind; über die dramatischen Stücke Klopstock's, auch die Hermannsschlacht, urtheilt er mit großer Strenge; das Verfehlte, namentlich in der zweyten Hälfte der Messiade und in den Oden der späteren Zeit deckt er schonungslos auf; die Weichheit und Ueberschwenglichkeit der Empfindung, die stets in den höchsten Höhen zu schweben sucht und durch eine Berührung des festen Bodens sich zu erniedrigen fürchtet, gefällt ihm keineswegs. Aber in richtiger Würdigung dessen, was Klopstock für seine Zeit gewesen, spricht er mit der größten Bewunderung von ihm, und da viele unserer Zeitgenossen von dieser hohen Bedeutung Klopstock's keine Ahnung zu haben scheinen, so wollen wir eine hieher gehörige Stelle aus unserem Werke beyfügen.

„Klopstock war durch einen Reichthum an Gaben, welcher fast wunderbar erscheinen könnte, da die ganze vorangegangene Zeit, da eine Reihe von Jahrhunderten nichts ihm Vergleichbares, ja nur Aehnliches erzeugt hatte, unter seinen Zeitgenossen so ausgezeichnet, so einzig, daß die Besten ihn als ihr Ideal, vom Anfange seines Auftretens an begrüßten, seine Superiorität willig und unbedingt anerkannten, und ihm mit einer Allgemeinheit und Feurigkeit huldigten, wie es seitdem nicht wieder geschehen ist und nicht wieder geschehen konnte. Denn er war wirklich der Morgenstern, der plötzlich aus dem tiefen Dunkel, kaum durch

eine leise Dämmerung angekündigt, sich erhob, um den Tag heraufzuführen; und erst muß es wieder Nacht werden und abermals dichte Finsterniß unsere Dichteraauen bedecken, ehe ein zweyter Morgenstern aufgehen und mit gleichem, allgemeinem freudigem Jubel begrüßt werden kann. Er war wirklich ein neues, mit den bisherigen Erscheinungen nicht vergleichbares und aus ihnen nicht zu erklärendes Phänomen; denn wenn es gleich offenbar ist, daß Klopstock die Bodmersche Richtung verfolgte, vollendete und abschloß, daß er mit seinem Epos auf Miltonschem Grund und Boden stand, daß er mit seinen Freunden, den Verfassern der bremischen Beyträge, zu denen er selbst gehörte, in Bestrebungen, Anschauungen und Empfindungen, sogar im Styl und in der Sprache sehr Vieles gemein hat und dieß durch seine ganze Laufbahn festhält, so ist er dennach wieder ein ganz Anderer, unvergleichbar Höherer, als alle die, nach denen und mit denen er sich bildete. Wir dürfen nur zehn Zeilen Gärtnerscher, Gellertscher und Schlegelscher Poesie neben zehn Zeilen Klopstockscher Poesie halten, um augenblicklich mitzufühlen, was alle Gleichzeitigen fühlten und was, wie ein Blitz, alle Nerven und Herzen durchzuckte, daß es mit jenen für einmal und allemal vorbey, daß sie matt und schlaff und ohnmächtig zur alten Zeit zurückgeworfen seyen und jetzt ein neues Jahrhundert der Dichtkunst beginne."

Sehr schön hebt der Verf. im Verlauf seiner Darstellung ein Dreyfaches hervor; zuerst daß Klopstock seinem innersten Wesen nach deutsch war, deutsch an Ernst und Tiefe, deutsch in Familiensinn und Vaterlandsliebe, deutsch in Einfachheit und Wahrheit; deutsch in der Stärke des Naturgefühls und der elegischen Stimmung; zweytens daß er einen christlichgläubigen Sinn hatte, in welchem er fast in eben dem Grade neu und schöpferisch gewesen, wie in seiner deutschen Gesinnung; drittens daß durch ihn die Maße und Formen des classischen Alterthums zuerst mit deutschem Stoffe und Geiste erfüllt wurden, wodurch der neuen Zeit der Stempel edler Eigenthümlichkeit und Größe und einer wahren Classicität aufgedrückt worden ist.

Erkennt nun der Verf. die Größe Klopstock's mit solcher Bewunderung an, wie wird er sich gegen Lessing verhalten, den wir in seiner nüchternen Verständigkeit und klarsten Besonnenheit als einen fast vollständigen Gegensatz gegen die Klopstocksche Weise betrachten können? Er läßt ihm vollkommene Gerechtigkeit widerfahren; ja er stellt ihn so hoch, daß er ihn den zweyten Erwecker unserer neuen poetischen Selbständigkeit nennt. Mit dieser Ueberlegenheit, gegen die kein Widerspruch aufkam, mit dieser Scharfsichtigkeit, der nichts verborgen blieb, mit dieser Aufrichtigkeit und Offenheit, die nichts verschweigt, nichts beschönigt, mußte — das ist des Verf. Urtheil — der in Gottschedscher Ueberklugheit, in Bodmerscher Unklarheit, in Klopstockscher Gutmüthigkeit und Ueberschwenglichkeit theils noch feststehenden, theils auf's Neue sich verlierenden Zeit ihre Aufgabe und ihr Ziel vorgehalten werden. Was die Werke Lessings betrifft, so geht der Verf. besonders auf die dramatischen mit treffendem Urtheil ein.

Streng, aber sehr treffend, ist die Characteristik Wielands, bey dem der Verf. sich auch, was er sonst viel zu selten thut, auf Biographisches einläßt. Dieser einst so gefeyerte Dichter gilt ihm als der poetische Repräsentant jenes praktischen Materialismus, wie er aus Frankreich durch Voltaire und die Encyclopädisten zu uns herüber kam, jener Popularphilosophie der Genußmenschen, die alle Weisheit in der möglichst klugen und möglichst vollständigen Ausbeutung des sinnlichen Vermögens, alle Sittlichkeit in dem Leben und Lebenlassen, in dem möglichst verfeinerten Egoismus findet, als der Repräsentant des Zeitalters Ludwigs XV. in Deutschland. Eben darum war Wieland der Mann seiner Zeit für diejenigen Kreise, welchen Klopstock als Christ widerwärtig, als Dichter erhabener Ideen unausstehlich, Lessing durch die Klarheit seines Denkens lästig, durch die strenge Consequenz seiner Kritik unerträglich war. In diese Kreise, die sich bis dahin bloß von französischer Literatur genährt hatten, führte Wieland die deutsche Literatur ein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9. Februar.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Voyage dans l'Afrique australe notamment dans le territoire de Natal, dans celui des Cafres Amazoulous et Makatisses et jusqu'au tropique du Capricorne, exécuté durant les années 1838, 1839, 1840, 1841, 1842, 1843 et 1844, accompagné de dessins et cartes. Par M. Adulphe Delegorgue. Avec une introduction par M. Albert-Montémont. Paris 1847. Vol. I. XVI u. 575 S.; Vol. II. 616 S. 8.

Nur wenige Theile des großen afrikanischen Kontinentes sind seit geraumer Zeit von so vielen wohlunterrichteten, gebildeten Reisenden durchforscht worden als es gerade mit der Südspitze dieses Welttheiles der Fall ist. Ihre geographischen und naturhistorischen Verhältnisse, so wie die Eigenthümlichkeiten ihrer Ureinwohner sind uns bereits aus so vielen gründlichen Schilderungen bekannt, daß ein Reisender, wenn es ihm nicht gelingt in noch ganz unbekannte Gegenden nordwärts des Wendekreises weithin vorzudringen, nicht darauf zählen kann, mit großen neuen Entdeckungen zu überraschen, sondern er muß sich bescheiden, nur da und dort Beyträge zu dem bereits Bekannten zuzufügen. Selbst der Sammler naturhistorischer Gegenstände, so überaus zahlreich sich ihm auch diese darbieten und so viele neue Arten er unter ihnen auffinden wird, darf wenigstens keine sonderliche Hoffnung hegen, mit der Entdeckung großer augenfälliger, bisher unbekannter Formen prunken zu können, so lange er nicht neue unbetretene Bahnen zu verfolgen vermag. Der Naturforscher hat allerdings auf der Südspitze von Afrika noch immerhin ein reiches Feld zu Entdeckungen vor sich, nur wird es meist der Art seyn, daß er davon zur Ausschmückung einer für das große Publikum bestimmten Reisebeschreibung wenig Gebrauch machen kann, wenn er nicht längst Gesagtes nochmals breit treten will.

Die vorliegende Reisebeschreibung ist für das große Publikum bestimmt und schon hierdurch, so wie durch ihren Umfang giebt sie gleich von vorn herein zu erkennen, daß sie sich nicht allein auf Mittheilung des Neuen beschränkt, sondern daß sie sich auf eine ausführliche Schilderung alles des von ihrem Verfasser auf der Reise Erlebten und Gesehenen ausdehnen will. Sie setzt also zunächst Leser voraus, die noch gar nicht oder doch nur wenig mit den Verhältnissen Südafrika's bekannt sind und die überdieß an den Schicksalen und Abentheuern des Reisenden ein besonderes Interesse nehmen. Es wird sich also zuvörderst darnach fragen, welche Persönlichkeit uns hier in diesem Herrn A. Delegorgue entgegentritt und zu welchen Erwartungen sie berechtigt.

Betrachten wir das Titelkupfer, so stellt sich uns der Autor gleich im leibhaftigen Conterfey vor. Wir sehen einen jungen stattlichen Mann mit langem Barte; der Krempenhut ist mit einem reichen Büschel von Straußenfedern geschmückt, die linke Hand stützt sich auf eine Flinte und die rechte hält einen Pfeifenstummel; die Bekleidung besteht in einer kurzen Blouse und langen Hosen, am Gürtel ist vorn eine Patrontasche und auf der einen Seite ein

Pulverhorn befestigt. So giebt sich uns der Verfasser gleich auf den ersten Anblick als afrikanischen Jäger zu erkennen und da denn doch vorauszusetzen ist, daß er bey der öffentlichen Einführung vor dem Publikum sich von seiner besten Seite zeigen wird, so werden wir hier in seiner Reisebeschreibung nicht sowohl die Schilderungen des wissenschaftlichen Forschers nach Art eines Forsters und Lichtensteins, als vielmehr die des Jagdfreundes nach der Weise eines Harris und anderer Sportsmen zu erwarten haben.

In dieser Erwartung wird man bestätigt, wenn man gleich im Anfange des ersten Kapitels die kurzen Notizen liest, die der Verf. über seine Lebensgeschichte in einer flüchtigen Skizze beybringt. Wie er berichtet, hätte er im zarten Alter seine Aeltern verloren und sey dann zu seinem Großvater, einem königlichen Rathe in Douai gekommen, der ihn immer, so oft er mit ihm zufrieden gewesen wäre, mit naturhistorischen Gegenständen aus seiner Sammlung beschenkt hätte. Dieß sowohl als die Lektüre von Levaillant's Reisen hätten in ihm den sehnsüchtigsten Wunsch, eine Reise nach Afrika zu machen, erregt; aber wider seinen Willen sey er für die Gerichtsstube bestimmt worden. Da seyen Umstände, die der Verf. auseinander zu setzen unterläßt, gekommen, die ihm gestatteten, diesen aufgenöthigten Beruf zu verlassen und so sey er voll Freude zu dem Gewerbe eines Seemannes übergegangen. Fünf Jahre habe er in dieser Weise zugebracht und Seereisen ins nördlichste Europa, nach dem Senegal und den Antillen gemacht, als er des eingeschränkten Lebens auf dem Schiffe überdrüssig geworden wäre, und zur Reise nach dem südlichen Afrika sich entschlossen hätte. Am 10. Mai 1838 sey er deßhalb von Douai aufgebrochen und hätte sich nach Paris begeben, um hier die Vorbereitungen zu einer langen Reise zu treffen. Als dieß beendigt, sey er nach Bordeaux gereist und von dort mit einem Schiff nach dem Kap abgefahren.

Mehr, als hier angegeben, sagt uns der Verf. nicht über den Zweck seiner Reise. Wir erfahren auch nicht von ihm, ob er sie mit eignen Mitteln ausführte oder ob ihm dazu eine Unterstützung von der französischen Regierung mit bestimmten Aufträgen zum Sammeln naturhistorischer Gegenstände zukam. Er scheint uns geflissentlich über diesen Punkt im Unklaren lassen zu wollen, da er außerdem ungemein redselig und offenherzig sich zeigt. Daß nicht eigentlicher wissenschaftlicher Drang, dem es ohnedieß an der gründlichen Vorbildung dürfte gemangelt haben, es war, der ihn hinaus in die Ferne trieb, geht wohl schon zur Genüge aus dem bisher Gesagten hervor; es war vielmehr der Drang nach einem abentheuerlichen Jagdleben, der den jungen Mann nach Südafrika zog und dem er um so leichter sich hingeben konnte, als ihn die Aussicht auf reiche Jagdbeute und auf sonstiges Sammeln zoologischer Gegenstände aller Art zu der Hoffnung berechtigte, dadurch die Mittel zu erwerben, mit denen er die Reisekosten würde decken können.

Betrachten wir unseren Reisenden bloß vom letzteren Standpunkt aus, erwarten wir nicht von ihm, daß sein sechsjähriger Aufenthalt in Südafrika der wissenschaftlichen Kenntniß des Landes und seiner Bewohner eine der Zeitlänge entsprechende Bereicherung müßte erwachsen lassen; nehmen wir ihn im Gegentheil gerade so, wie er sich uns in seiner Reise zeigt, als einen heiteren, sorglosen, verständigen, unverzagten, muthigen Jäger, der allen Thieren des Waldes und der Wüste den Krieg erklärt hat, unter Hottentotten, Kaffern, holländischen Bauern und englischen Soldaten mit Gewandtheit und Kühnheit sich herumtreibt, so werden wir doch an dem jungen Abentheurer, trotz seiner überfließenden Redseligkeit und der breiten Wiederholung des längst Bekannten, ein gewisses Interesse gewinnen und ihm unsere Theilnahme an seinen Jagdzügen nicht versagen können. Zudem kann es auch nicht fehlen, daß nicht neben dem Bekannten oder Ueberflüssigen, sich viele neue Bemerkungen vorfinden, die Beachtung verdienen.

Drey Punkte sind es, auf die der Verf. hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet hat. Der erste ist der, der seine eigentliche Aufgabe ausmachte, nämlich die Jagd. Um dieser nachzugehen, war er zuerst in der Kapkolonie umhergewandert und hatte sich dann nach der Natal-Bay eingeschifft. Von hier aus machte er weite Excursionen, namentlich im Lande der Amazulahs, bis er zuletzt den Vaal-Fluß überschritt, um gerade nordwärts vorzudringen, wo

es ihm, wenigstens seiner Angabe nach, gelang, nicht bloß den Wendekreis zu erreichen, sondern sogar noch etwas über ihn hinaus zu kommen, als er aus wohl begründeter Furcht vor dem gewaltthätigen Kaffernfürsten Massilikatzi zur Rückkehr sich entschloß, um auf demselben Wege, den er gekommen, nach der Natalsbay zurückzukehren. Eine reiche Ausbeute von Thieren aller Art war die Folge seiner sechsjährigen Streifzüge. Alle die gewaltigen Gestalten, wie Elephanten, Nashörner, Flußpferde, Büffel, Zebras, Giraffen, Antilopen, Löwen, Leoparden, Hyänen u. a. wurden ihm in Menge zu Theil und von ihrer Jagd und Lebensweise giebt er bey allen umständliche, wenn gleich meist schon bekannte Nachrichten, die aber immerhin dem mit diesen Gegenständen noch nicht sonderlich vertrauten Leser in hohem Grade anziehend erscheinen werden. Das Dankenswertheste, was er dem Zoologen darbietet, ist seine Jagdkarte, auf der er von 48 Arten Säugthieren die Standorte angiebt, was zur Kenntniß ihrer geographischen Verbreitungsverhältnisse von großem Werthe ist. Sonst ist der eigentlich wissenschaftliche Anhang aus dem zoologischen Gebiete sehr knapp gehalten. Er besteht erstlich aus einem Katalog der von dem Verf. gesammelten Schmetterlinge, im Ganzen 163 Arten, wovon die neuen, wahrscheinlich von Boisduval, kurz beschrieben werden. Dann folgt ein Verzeichniß der Käfer, die zu 1408 Arten angegeben sind; der Verfasser dieses Kataloges ist nicht genannt. Daran reiht sich die Aufzählung von 37 Arten Dipteren, die Macquart vorgenommen hat, und zuletzt kommt eine Beschreibung zweyer Arten Vögel, die von einem „Gelehrten, dessen Werke noch nicht herausgegeben sind," dem Reisenden zu Ehren Columba Delegorguei und Coturnix Delegorguei benannt wurden. Der übrige Theil der Sammlung ist noch nicht so weit geordnet, daß von ihm Verzeichnisse herausgegeben werden können.

Nächst den Jagdthieren sind es hauptsächlich die Kaffern, mit deren Schilderung sich der Verf. beschäftigt, und insbesondere sind es die Amazulahs, unter denen er am längsten verweilte. Bey den vielen genauen Beschreibungen, die uns bereits über die Kaffern vorliegen, kann das Meiste, was er über sie, wenn gleich aus eigner Erfahrung beybringt, doch nur in Wiederholungen bestehen.

Endlich als dritte Hauptsache erscheint die Erzählung, welche der Verf. von der Auswanderung der holländischen Bauern nach der Natalsbay und von ihren Kämpfen mit den Engländern und Kaffern mittheilt. Er tritt hier entschieden zu Gunsten der Bauern auf, wie denn selbst die Engländer allmählig zur Einsicht kommen, daß sie gegen dieselben mit einer nicht zu rechtfertigenden Härte und Rücksichtslosigkeit sich benommen haben.

Die beygefügten Abbildungen liefern theils Darstellungen von Landschaften und Jagdabentheuern, theils von einigen Jagdthieren aus der Klasse der Säugethiere, die sich freylich mit den von Harris in seinen Portraits of game and wild animals in Southern Africa gegebenen in keiner Weise messen können und überdieß fast nichts Neues enthalten. Im Ganzen sind es nur 3 zoologische Tafeln; die erste stellt dar einen Foetus des Flußpferdes nebst dem Kopf der Antilope Lalandii und A. natalensis; die andere giebt eine Abbildung vom Kopf des Emgalo (Phacochoerus aethiopicus) und vom gewöhnlichen afrikanischen Nashorn (Rhinoceros africanus bicornis); die letzte stellt die Antilope melampus dar. Außer der schon erwähnten Jagdkarte ist noch eine spezielle Karte mit Bezeichnung der Reiserouten des Verf. beygefügt.

Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur von Dr. A. F. C. Vilmar.

(Schluß.)

Daß der Verf. für Herder die größte Theilnahme zeigen werde, ließ sich erwarten. Er stellt ihn denn auch, ohne seine Mängel zu verkennen, sehr hoch. Als anregender, Bahn brechender, das Verständniß eröffnender Geist, nicht als eigentlicher Schöpfer bedeutender dichterischer Werke, stehe er unvergleichbar da. Seine großartige angeborene, durch Hamann geförderte, durch das Lesen von Shakespeare und Homer genährte Fähigkeit, die er seiner Mitwelt eingeflößt und auf die Nachwelt vererbt habe, sey die, sich an das eigenthümliche Leben aller Nationen anzuschließen, das eigene Innere diesen fremden Elementen liebend zu eröffnen, sie zu erfassen und in das eigne Herz, in das eigene Blut und Leben aufzunehmen; seine Fähigkeit sey der Universalismus in der großartigsten, damals noch von keinem Menschen auf Erden erreichten oder auch nur gedachten Weise.

Bey Göthe und Schiller verweilt der Verf. am Längsten; dieß ist dasjenige Gebiet, auf welchem der Verf. sich mit großer Befriedigung und — Meisterschaft bewegt. Die späteren Dichter behandelt er zum Theil sehr kurz. Aber die Weltschmerzdichter? Und die politischen Tendenzpoeten? Von jenen sagt er sehr gelind, vor zehn Jahren habe es geschienen, als würden sie eine Schule von nicht geringem Umfange und vielleicht ansehnlicher Wirkung begründen, während sie sich gegenwärtig als eine vorübergehende Erscheinung darstellen; von diesen aber sagt er, ohne sich näher auf sie einzulassen, das nächste Jahrzehend werde schwerlich anders über sie richten, als das jetzige über die Dichter des Weltschmerzes, womit wir vollkommen übereinstimmen. In mehrfacher Hinsicht bezeichnend ist der Schluß des Werkes, der deßhalb hier noch eine Stelle finden möge.

„Daß wir in einem Epigonen-Zeitalter, in einer Periode der Abnahme der poetischen Schöpferkraft leben, wird nur der bestreiten, dessen Blick an die Gegenwart festgebannt ist; es kann dem nicht zweifelhaft seyn, welcher mit freyem und sicherem, an den literarischen Erzeugnissen der Vorzeit geübtem Blicke den Verlauf des poetischen Lebens der alten wie der neuen Zeit verfolgt hat. Daß aber ein gänzlicher Verfall unserer Dichtkunst drohend bevorstehe, und ob derselbe nur dadurch verhütet werden könne, daß die Jugend unserer Zeit aller Poesie entsage und sich den Thaten zuwende, wie Gervinus gerathen hat, wage ich nicht zu behaupten. Das jedoch weiß ich gewiß: ein gänzlicher Verfall der deutschen Dichtkunst ist nur dann möglich, wenn die Nation sich selbst, ihre Kraft und ihre Thaten, ihren Beruf und ihre Geschichte vergißt; er ist unmöglich, so lange ein starkes Bewußtseyn von der großen Vergangenheit und eine volle, hingebende Liebe für die Gesänge der Väter und Altväter in den Herzen der Jugend lebendig seyn wird. Vielleicht daß, wenn dieses Bewußtseyn erhalten, diese Liebe gepflegt wird, früher oder später, im nächsten Menschenalter oder nach einer Reihe von Generationen — denn wer will die Zeiten der Zukunft ausmessen? — vielleicht, daß dann ein drittes Blüthenalter unserer Poesie eintritt, in welchem die tiefe Glaubensbefriedigung und das starke Nationalgefühl der älteren mit dem vollendeten Weltbewußtseyn der jüngeren Zeit sich zur leuchtenden Sternenkrone über den Häuptern einer glücklichen Nachwelt vereinigt."

Bulletin der königl. Akademie d. W
1847 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10 Februar.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 22. Jänner d. J. las

1.

Hr. Prof. Dr. Friedrich Kunstmann: Ueber die Rechtsverhältnisse der Juden in Spanien und Portugal und die Ursachen ihrer Vertreibung aus beyden Ländern.

In den christlichen Reichen, welche sich nach dem Untergange des westgothischen Reiches in der pyrenäischen Halbinsel gebildet hatten, haben die Juden schon im Mittelalter Vorrechte und Begünstigungen erhalten, deren sie sich in den übrigen Staaten des Abendlandes mit Ausnahme von Polen nicht zu erfreuen hatten. Die harten Verfügungen des westgothischen Gesetzes wurden durch spätere Bestimmungen theils gemildert, theils ganz abgeändert und die spätere Gesetzgebung gestattete den Juden aus politischen Gründen, nach ihren eignen Rechten zu leben. Von den Juden in Portugal bemerkt ein portugiesischer Schriftsteller hinsichtlich ihrer Rechtsverhältnisse: die Juden lebten in Portugal als eine fremde, tributpflichtige und von den Portugiesen durch Gebräuche und Religion gänzlich getrennte Nation, und hatten ausser dem gemeinen Rechte auch ein besonderes eigenthümliches Recht, nach welchem sie sich regierten.

Dasselbe Verhältniß fand nach dem Zeugnisse der bewährtesten Quellen auch in Spanien Statt. In beyden Ländern weisen auch vielfache Spuren auf das Vorhandenseyn eigner Rechtsbücher hin, deren sich die Juden bedienten. Doch ist es bis jetzt wenigstens nicht gelungen, sie aufzufinden.

Mit der Pflege dieses Rechtes hieng die jüdische Gemeindeverfassung in beyden Ländern auf das Innigste zusammen.

Schon in der älteren Zeit war es den Juden gestattet, Grundeigenthum zu erwerben; immer aber hatte man darauf gedrungen, daß sie überall an abgesonderten Plätzen, Juderias oder Aljamas genannt, wohnen und eigne Gemeinden bilden mußten. An der Spitze dieser Gemeindeverfassung stand in Portugal ein Oberrabbiner (rabbi mor), ein Amt, welches die Könige Portugals denjenigen Juden zu verleihen pflegten, welche ihnen besondere Dienste erwiesen hatten oder sich ihrer Gunst in hohem Grade erfreuten. Ihm war die Ueberwachung der Rechtspflege in allen Gemeinden und die Oberaufsicht über alle zur Verwaltung derselben gehörigen Gegenstände übertragen.

Als erster Beamter dieser Gemeinden führte er ein Siegel mit dem königlichen Wappen und der Ueberschrift: Siegel des Oberrabbiners von Portugal.

Beygegeben war ihm eine Kanzley, die ihn auf seinen Reisen begleitete. Sie bestand aus einem Gehilfen für die Handhabung der Rechtspflege und der Polizey, der den Titel eines Auditors (ouvidor) führte, Jude und Rechtsgelehrter seyn mußte; ferner aus einem Kanzler, der zugleich Siegelbewahrer war, und einem Schreiber für die Besorgung der

Kanzleygeschäfte; endlich aus einem Amtsdiener als Organ der vollziehenden Gewalt.

Kanzler und Schreiber konnten Juden oder Christen seyn. Mit diesem Personal bildete der Oberrabbiner, wenn er in einem Gerichtsbezirke anwesend war, die höchste richterliche Instanz der portugiesischen Juden, von der jedoch noch an den König appellirt werden konnte. Ausserdem hatte er für die Rechtspflege in jedem der 7 Gerichtsbezirke, in welche das Reich damals getheilt war, einen eignen Auditor, der von ihm erwählt wurde und in seinem Namen Recht sprach, unter dem die Rabbinen der einzelnen Flecken und Städte als Richter erster Instanz standen, für die Finanzverwaltung aber in jeder Gemeinde eigne untergeordnete Beamten. Diese Organisation der jüdischen Gemeinden, die hier nur im Umrisse gegeben wurde, ist in der Gesetzessammlung König Alphons II. von Portugal ausführlich entwickelt [1]).

Weniger organisch ausgebildet war die Gemeindeverfassung der Juden in Spanien. Hier fehlte das Amt des Oberrabbiners, der in Portugal mit seiner Kanzley die Centralstelle der ganzen Geschäftsführung bildete; auch sind es nach der Versicherung der beyden Rechtsgelehrten D. Ignacio Jordan de Asso y del Rio und D. Miguel de Manuel y Rodriguez nur wenige Stellen einer am Ausgange des dreyzehnten oder Beginne des vierzehnten Jahrhunderts verfaßten Gesetzessammlung, Estilo genannt, welche über Rechtspflege und Instanzenzug der jüdischen Gerichte Licht verbreiten. In erster Instanz entschied der Atelantado, in der zweyten der Rabbiner, von diesem gieng die Berufung an den König [2]).

In einem späteren Gesetze König Johann's I. [3]) wurden neben den Atelantados auch noch die Aeltesten (viejos) als Rechtsprechende genannt.

Bey Streitigkeiten zwischen Juden und Christen war das Verfahren in den beyden Ländern verschieden.

In Portugal galt das Zeugniß eines Juden gegen einen Christen nur dann, wenn es von dem Zeugnisse eines andren Christen unterstützt wurde; das Zeugniß des Christen gegen den Juden hatte aber immer Giltigkeit.

In Spanien galt bey dem Beweisverfahren über Verträge und Verschreibungen das Zeugniß des Christen gegen den Juden nur dann, wenn eine günstige Aussage eines Juden hinzukam, weil das Gesetz annahm, daß Christen gegen Juden kein getreues Zeugniß ablegen würden. Auch reichte der Eid eines Juden hin, um bey Forderungen gegen einen Christen die Größe derselben zu beweisen. Handelte es sich jedoch um die Beschaffenheit der Forderung und um die Frage, ob Zinsen mit derselben verknüpft waren, so gieng das Recht der Eidesleistung an den Christen über.

Auffallende Vorrechte gewährte die spanische Gesetzgebung den Juden darin, daß sie nicht wegen gewöhnlicher Schulden, sondern nur wegen Rückstände an die Krone verhaftet werden konnten und bey verpfändeten Sachen besonders begünstigt waren. Die letztere Begünstigung bestand darin, daß sie die verpfändete Sache, auch wenn sie gestohlen war, nur gegen den Erlag des Pfandgeldes herauszugeben brauchten (was ihnen auch in Deutschland an ein-

---

1) Ordenaçõens do Senhor rey D. Affonso V. im zweyten Buche.

2) Discurso sobre el estado de los Judios en España. pag. 153. El segundo privilegio que distinguia notablemento á los Judios, y que en algun modo los igualaba con la clase mas noble de el estado, era el que todo pleyto civil, y criminal, que se suscitase entre ellos, se hubiese de librar por sus leges particulares, quedando reservado el conocimiento de ellos á sus Adelantados y Rabis, de manera que del Atelantado habia apelacion para ante el Rabi, y de este para ante el Rey: bien entendido que en los juicios criminales tenia el Rey facultad para mandar pesquisa, y que sus Alcaldes acompañasen la decision á los Alcaldes de lo Judios. l. 87, 88, 89 y 90 del Estilo. Estas son las unicas luces que descubrimos acerca de este privelegio. Die Sammlung selbst stand Referenten nicht zu Gebote.

3) Ordenanças reales de Castilla. Alcala de Henares 1565. fol. lib. 8. tit. 3. l. 35.

zelnen Orten zugestanden war) und daß sie niemals verpflichtet waren, den Verpfänder anzuzeigen.

War bey Prozessen zwischen Christen und Juden der Letztere der Beklagte, so konnte er nach den gesetzlichen Bestimmungen beyder Länder in den meisten Fällen der bürgerlichen Rechtspflege nur vor seinem Richter belangt werden.

Man hat es als ein Vorrecht der Juden betrachtet, daß sie unter dem besondern Schutze der spanischen und portugiesischen Könige standen, allein dieß Verhältniß gründete sich darauf, daß man sie als Hörige der Könige betrachtete, weßhalb sie auch ihnen einen jährlichen bedeutenden Tribut bezahlen mußten.

In der pyrenäischen Halbinsel wurden sie durch den Beschluß des siebzehnten Concils von Toledo ausdrücklich als solche erklärt; einheimische Schriftsteller versichern, daß die Juden durch päpstliche Bullen den Königen als königliches Erbgut (patrimonio real) geschenkt worden seyen. In beyden Fällen läßt sich ihre Stellung zur königlichen Macht nicht als eine bevorzugte betrachten.

Eben so wenig kann endlich die ausgezeichnete Stellung, welche Einzelnen aus ihnen von diesen Königen eingeräumt wurde, als ein Privilegium betrachtet werden, welches die Juden in der Halbinsel genossen hätten.

Einige Juden erfreuten sich nämlich in so hohem Grade der königlichen Gunst, daß ihnen wichtige Staats- und Hofämter wie die der Schatzmeister, Finanzminister und Leibärzte anvertraut wurden. Beyspiele dieser Art sind von den Geschichtschreibern beyder Nationen mehrere aufgeführt, die bis zum fünfzehnten Jahrhunderte herabgehen. Von Heinrich IV. von Castilien, dem Vorfahrer Isabella's, wurden jüdische Aerzte im Palaste zugelassen und der König bediente sich eines derselben zu Unterhandlungen über seine Vermählung. Auch Johann I. von Portugal (1384 — 1433) hatte noch einen jüdischen Leibarzt, auf dessen Bitte er den genauen Vollzug zweyer päpstlicher Bullen befahl, in denen die Päpste Clemens VI. und Bonifaz IX. sich für ungestörte Religionsübung der Juden ausgesprochen hatten.

Diese Fälle können jedoch nur als ausnahmsweise besondere Begünstigung einzelner Juden, keineswegs aber als allgemeine Privilegien derselben betrachtet werden, denn dem Rechte nach konnten sie kein öffentliches Amt bekleiden.

Das kanonische Recht, das als Grundlage aller kirchenstaatsrechtlichen Verhältnisse des Mittelalters auch in die Gesetzgebungen der pyrenäischen Halbinsel übergegangen war, verbot die Zulassung der Juden zu öffentlichen Aemtern ausdrücklich. In der Decretalensammlung Gregor's IX. finden sich zwey päpstliche Entscheidungen, in denen eine solche Begünstigung der Juden ausdrücklich gemißbilligt und für die Zukunft verboten wird [4]). Gregor IX. hat an den König von Portugal hierüber abmahnende Schreiben erlassen und befohlen, den Juden alle talmudischen Bücher wegzunehmen.

Innocenz III. hat die Beschlüsse einer Synode von Toledo über die Ausschließung der Juden von öffentlichen Aemtern bestätigt und die Diöcesansynoden beauftragt, bey ihren jährlich Statt findenden Berathungen über den Vollzug derselben zu wachen und gegen die Uebertreter einzuschreiten. Viele von diesen Normen des gemeinen kanonischen Rechtes und Decreten der einheimischen Synoden sind in die Gesetzgebungen beyder Länder übergegangen und wurden von den Cortes als Landesgesetze anerkannt.

Die beyden erwähnten spanischen Rechtsgelehrten haben auch eine Reihe von Beschlüssen einer bis dahin unbekannten Synode von Zamora vom Jahre 1313 mitgetheilt, welche gegen die Zulassung zu Staatsämtern, ihren häufigen Verkehr mit Christen und ihren schädlichen Einfluß auf dieselben gerichtet sind [5]).

Die schon erwähnten Vorrechte, welche die Juden in den Staaten der pyrenäischen Halbinsel durch gesetzliche Bestimmungen erhalten hatten sind bey der

4) Cap. 16. u. 18. X. de Judaeis (V, 6.)

5) Discurso sobre el estado de los Judios en España pag. 144. Die Verfasser haben 12 Synodaldecrete in spanischer Sprache mitgetheilt, die Synode fand am 11. Januar 1313 im Kloster des hl. Alphons Statt.

Untersuchung über die Ursachen ihrer Vertreibung ein Gegenstand wiederholter Forschung geworden, weil man die Verbannung der Juden aus beyden Ländern durch den Mißbrauch ihrer Vorrechte rechtfertigen und als wohlverdient erklären wollte.

Spanische Schriftsteller haben diese Ansicht öfter aufgestellt, in der zweyten Hälfte des verflossnen Jahrhundertes wurde sie von den beyden schon öfter erwähnten Rechtsgelehrten im Anhange zu ihrer Ausgabe der Gesetze Alphons XI. vom Jahre 1348 näher erörtert [6]).

Unter diesen Gesetzen, die Alphons XI. auf der Versammlung der Cortes zu Alcala de Henares erlassen hatte, gaben diejenigen, welche den Christen wie den Juden verboten auf Zinsen zu leihen und selbst ältere Verträge dieser Art mit rückwirkender Kraft für nichtig erklärten, den Verfassern Veranlassung, ein Bild von der Lebensweise der Juden in Spanien, ihrem Einflusse auf öffentliche Geschäfte und dem Verfalle ihrer Macht zur besseren Kenntniß der Sitten der Vorfahren und der staatlichen Einrichtungen Spaniens aufzustellen. Ihre Abhandlung weist in gedrängter Kürze auf die Rechte der Juden hin, zeigt den Gebrauch, welchen sie von denselben machten und schließt mit dem Resultate, der Geiz der Juden, ihr Haß und ihre Treulosigkeit gegen die Christen so wie der Druck, den sie auf dieselben geübt hätten, seyen die Ursachen gewesen, welche den Verlust ihrer Privilegien herbey geführt und den Ruin der Nation bewirkt hätten [7]).

6) El Ordenamiento de leyes que D. Affonso XI. hizo en las cortes de Alcalà de Henares el anno de mil trescientos y quarenta y ocho. Publicanlo con notas, y un discurso sobre el estado y condicion de los Judios en España, los doctores D. Ignacio Jordan de Asso y del Rio, y D. Miguel de Manuel y Rodriguez. Madrid 1774. fol.

7) En vista de los documentos produzidos, parece que la avaricia de los Judios, su odio, y mala fé para con los christianos, y los rigores que exercieron con ellos fueron las causas que les hicieron perder en parte ó en todo sus privilegios, y los eucaminaron à su ruina loc. cit. pag. 157.

Die Verhältnisse der Juden in Portugal hat der Akademiker José Ferreira Gordo in einer eignen Abhandlung bearbeitet, in welcher er sich mehr mit ihren Rechtsverhältnissen als mit den Ursachen ihrer Vertreibung beschäftigte [8]).

Unter den deutschen Schriftstellern ist Rühs in seiner Geschichte des Mittelalters ganz der Ansicht der beyden genannten spanischen Rechtsgelehrten beygetreten. Die spanischen Juden, sagt Rühs S. 566, zeichneten sich eben so sehr durch Reichthum als wissenschaftliche Bildung aus; auch in den christlichen Reichen (Spaniens) erhielten sie Begünstigungen, wie sie wohl, etwa Polen ausgenommen, nirgends gehabt haben, sie durften selbst Grundeigenthum besitzen, aber dessen ungeachtet blieben sie nach wie vor — Juden.

Rühs hat nicht berücksichtigt, daß sie Juden bleiben mußten, weil es in der Politik der christlichen Reiche Spaniens lag, sie als Fremde zu behandeln, denn eben deßhalb durften sie nach eignen Rechten leben, sich einer eignen Sprache bedienen und eigne Gemeindeverfassung haben, weil weltliche und kirchliche Gesetze sie von dem christlichem Theile der Nation getrennt wissen wollten.

Man hat die Befugniß der eignen Rechte und ihrer Ausübung durch eigne Richter, welche die Juden hatten so hoch geschätzt, daß man ihre Stellung im Staate der des ersten Standes gleichstellte, allein bey näherer Erwägung der Verhältnisse zeigt sich, daß eben in diesem Vorrechte der Grund zu ihrer Abgeschlossenheit lag und daß dasselbe weit mehr dazu beytrug, sie in ihrer Erniedrigung festzuhalten als sie zu heben.

(Fortsetzung folgt.)

8) Memoria sobre os Judeos em Portugal. Por Joaquim José Ferreira Gordo im zweyten Theile des achten Bandes der historia e memorias da academia real das sciencias de Lisboa. Lisboa 1823 fol.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.
Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Rechtsverhältnisse der Juden in Spanien und Portugal und die Ursachen ihrer Vertreibung aus beyden Ländern.

(Fortsetzung.)

Auch in der weiteren Ausführung, welche Rühs diesem Satze nachfolgen läßt giebt er kein richtig und vollständig gezeichnetes Bild von dem Zustande der Juden in Spanien. Die Bestellung des Ackers, fährt Rühs fort, überliessen sie christlichen Taglöhnern und maurischen Sklaven, während sie selbst nur den Schacher trieben, und durch ihre Wucherkünste den ganzen Geldvorrath des Reiches an sich zogen: sie standen unter unmittelbarem Schutz der Könige, die sie zu ihren Finanziers machten; selbst die Großen gebrauchten sie zu ihren Agenten, übertrugen ihnen die Verwaltung ihrer Einkünfte: der entsetzlichste Druck war die Folge; es entstand in dem Volk ein wahrer Ingrimm gegen die Blutsauger: auf allen Reichstagen wurden Klagen gegen sie erhoben. Auch von diesen Anklagen spricht sie eine genauere Durchsicht der spanischen Gesetzgebung theils frey, theils fallen sie dieser Gesetzgebung selbst zur Last, welche häufig wechselnd bald die Juden auf das Aeußerste beschränkte, bald wieder sie auf eine für den übrigen Theil der Nation drückende Weise begünstigte.

Der Betrieb des Ackerbaues konnte in großer Ausdehnung von den Juden nicht gefodert werden, denn der in der älteren Zeit ihnen gestattete freye Erwerb von Grundeigenthum wurde auf den Cortes zu Valladolid (1293) und Madrid (1329) fast ganz aufgehoben, später auf eine bestimmte Ankaufssumme beschränkt [9]).

Von den Gewerben waren ihnen besonders diejenigen, welche sie in häufige Berührung mit Christen bringen konnten, wie die der Weinschenken, Specereyhändler, Wirthe und Apotheker durch gesetzliche Bestimmungen untersagt, andre Gewerbe betrieben sie und waren wegen ihrer gewerbsamen Thätigkeit sehr gesucht [10]).

Von dem Vorwurfe der Geldgierde können sie nicht freygesprochen werden, wohl aber kann zu ihrer Entschuldigung angeführt werden, daß die Gesetze des Landes durch das Privilegium, den Dieb, der ihnen eine gestohlne Sache verpfändet hatte, nicht anzeigen zu dürfen, sie hierin unterstützten, und die Willkühr, die gegen sie durch außerordentliche Besteuerung geübt wurde, so groß war, daß die angeführten päpstlichen Bullen verbieten, sie mit größeren Auflagen als die christlichen Unterthanen zu belasten.

Wie in Deutschland gab man ihnen auch in Spanien drückende Privilegien, wenn man ihrer Hilfe

9) Discurso sobre el estado de los Judios p. 154.

10) Ordenancas reales de Castilla Alcala de Henares 1565 lib. 8 tit. 3 ley. 11. 15. 18. Ihre gewerbsame Thätigkeit hebt besonders hervor Damião de Goes Chronica do rei D. Manoel. P. I. Cap. 18.

bedurfte und übte andrerseits die größte Willkühr gegen sie durch Niederschlagung der Summen, welche ihnen Christen schuldeten, durch eine überaus kurze Verjährungszeit und andre drückende Maaßregeln, wenn man sie nicht benöthigte.

Zur Zeit ihrer Vertreibung aus Spanien können auch jene Klagen über Wucher nicht mehr in so großer Zahl wie früher vorgekommen seyn, denn Ferdinand und Isabella haben selbst eine früher gegen die Juden erlassne gesetzliche Bestimmung zu ihren Gunsten abgeändert.

Ein älteres öfter wiederholtes Gesetz hatte alle Verschreibungen, Schuldscheine und Verträge zwischen Christen und Juden, in welchen Fristenzahlungen festgesetzt waren, verboten. Eine Urkunde, in der Fristenzahlungen enthalten waren, sollte weder gerichtlich aufgenommen noch von Privaten errichtet werden können, geschah es dennoch so verlor der Notar, der sie ausgestellt hatte den Dienst und der Richter durfte sie nicht beachten. Bey Kaufverträgen sollte der Verkäufer die Waare ausliefern und der Käufer ihm den Preis hiefür behändigen, nur diese beyden Handlungen durfte ein Notar beglaubigen [11]).

Dieses Gesetz sollte, wie im Tenor desselben ausdrücklich gesagt ist, den Wucher verhüten, der unter dem Vorwande von Darlehen u. s. w. verborgen lag.

Ferdinand und Isabella beschränkten dieses Gesetz zu Madrigal im Jahre 1476 dahin, daß die wirkliche Ueberlieferung des vertragsmäßigen Gegenstandes von Seite des Juden bewiesen werden mußte und die Verjährungszeit von zwey Jahren ihm nicht hinderlich war. Der Jude mußte schwören, daß er den Vertrag ohne Gefährde errichtet habe, Fristenzahlungen aber konnten geschehen, wenn die wirkliche Ueberlieferung des Vertragsobjektes hergestellt war. Den Christen schützten sie dagegen, daß er mehr Waare oder Geld verschreiben mußte als er empfangen hatte, weit weniger als das ältere Gesetz, denn sie bestimmten zu seinem Schutze nur, daß er sich niemals gegen den Juden eidlich zu irgend einer Zahlung verpflichten dürfe.

Die Begünstigung, daß Juden in den Dienst des königlichen Hauses treten und die Agenten der Edelleute seyn konnten, hatte geraume Zeit vor ihrer Vertreibung schon aufgehört [12]).

Der Mißbrauch der früher den Juden gesetzlich ertheilten Privilegien endlich kann in keinem Falle als Ursache ihrer Vertreibung aus Spanien betrachtet werden, denn dort waren dieselben gleichfalls bereits vor der Vertreibung dem größeren Theile nach zurück genommen. Die jüdischen Gemeinden bestanden zwar noch, aber das wichtigste Recht, das mit dieser Gemeindeverfassung zusammenhieng, das der Rechtspflege, war ihnen nur in geringem Umfange belassen. Schon am Ende des dreyzehnten Jahrhundertes hatte man im Reiche Leon den Juden verboten, eigne Richter zu haben, ein Verbot, das sich indessen damals nur auf Leon allein beschränkte, und mit den Bestimmungen der schon erwähnten in Castilien eingeführten Gesetzessammlung den leyes del Estilo in Widerspruch stand. In Castilien verloren sie die Handhabung der peinlichen Rechtspflege durch ein Gesetz Johann's I., erlassen auf der Versammlung der Cortes zu Soria 1380. Civilsachen sollten sie nach derselben Bestimmung nur mit Zuziehung eines königlichen Alcalden entscheiden können. Johann II. entzog im ersten Jahre seiner Regierung (1406) den jüdischen Richtern auch diese, wies jedoch die Alcalden der Städte an, sich in ihren Urtheilen nach den Rechtsgebräuchen der Juden zu richten. Johann's Verordnung scheint indessen nicht überall durchgedrungen zu seyn, denn Ferdinand und Isabella erlaubten durch eine in Madrigal im Jahre 1476 getroffne Verfügung, in welcher sie nicht die spätere Verordnung Johann's II., sondern die ältere Johann's I. wiederholen, den Richtern der Juden und der Mauren in Civilsachen an denjenigen Orten zu erkennen, wo dieß Gebrauch und Herkommen sey (puedan conoscer solamente en las cosas civiles en los lugares donde lo han de uso y de cos-

11) Tomo segundo de las leyes de recopilacion. Madrid 1775. fol. lib. 8. tit. 6. l. pag. 347.

12) Discurso sobre el estado de los Julios. pag. 149. Ferreira Gordo memoria pag. 22.

tumbre). Ferdinand und Isabella scheinen selbst nicht für nöthig gefunden zu haben die genauere Beschränkung, die Johann I. getroffen hatte, aufrecht halten zu wollen [13]).

Dagegen nahmen Ferdinand und Isabella in Madrigal das Privilegium, daß Juden wegen gewöhnlicher Schulden nicht sollten verhaftet werden können zurück. Früher schon hatte Johann II. in Burgos (1417) verordnet, daß das Zeugniß eines jeden Christen von gutem Rufe auch gegen den Juden gelten solle, und Heinrich II. in Toro (1460) das Vorrecht aufgehoben, welches die Juden als Besitzer verpfändeter Sachen ausgeübt hatten [14]).

In dem Vertreibungsedikte der Könige selbst werden auch ganz andre Gründe für diese Maaßregel angegeben als der Mißbrauch der früher erhaltnen Privelegien.

Ferdinand und Isabella führen gewissermassen zur Rechtfertigung einer so allgemeinen und ohne Unterscheidung des Schuldigen vom Unschuldigen erlassnen Strafe die Verfügungen an, die sie schon früher hinsichtlich der Juden getroffen hatten. Die Erfahrung, daß es Christen gebe, welche sich zum Judenthume hinneigten (judaizabant) und durch den Umgang mit Juden verführt vom Glauben abfielen, sagen die Könige im Eingange dieses Ediktes, habe sie bewogen, auf den Cortes zu Toledo 1480 zu befehlen, daß die Juden überall abgesondert in eignen Quartieren wohnen sollten, und die Inquisition eingeführt werde, welche bereits seit zwölf Jahren bestehe.

Durch dieses Tribunal seyen sie erst über die Gefahren zum Abfalle, welche den Christen von dem Umgange mit den Juden drohten, gehörig belehrt geworden und hätten erkannt, daß das einzige Heilmittel zu ihrer Abwendung nur in der Vertreibung der Juden enthalten sey.

Zuerst hätten sie sich begnügt, dieses Mittel nur da anzuwenden, wo der größte Schaden vorhanden gewesen sey, nämlich in Andalusien und dabey gehofft, daß dieses Verfahren genügen werde, die jüdischen Unterthanen in den übrigen Provinzen von einem so schweren Verbrechen wie Verleitung zur Apostasie sey abzuhalten, nun aber hätten sie nach dem Rathe und mit der Zustimmung einiger Prälaten, Edelleute und andrer gewissenhafter Mitglieder des königlichen Rathes beschlossen, alle Juden und Jüdinnen so zu vertreiben, daß sie niemals wiederkehren dürften.

Als Gründe dieser späteren allgemeinen Vertreibung führen die Könige an, daß weder die theilweise Vertreibung aus Andalusien, noch die Prozesse gegen die Urheber der Apostasie als radikales Heilmittel gedient hätten, um eine solche Schmach der christlichen Religion zu beendigen, die Gläubigen vom Abfalle zu schützen und die reuig Zurückgekehrten zu erhalten, sondern die Quelle dieses Uebels vertilgt werden müsse. Wenn in einer Corporation, heißt es weiter, Einige ein schweres und verabscheuungswürdiges Verbrechen begangen haben, so sey es dem Rechte gemäß, eine solche Gemeinschaft aufzulösen und zu vernichten und alle Mitglieder derselben die Einen mit den Anderen zu strafen. Schon bey geringeren Verbrechen werde dieses Recht angewendet, um so mehr müsse man es bey solchen in Anwendung bringen, die zum Schaden des Staates gereichen könnten und als ansteckendes Uebel zu betrachten seyen, insbesondre aber bey dem größten und am Meisten gefährlichem und ansteckendem Verbrechen, dem der Verführung zum Abfalle vom Glauben [15]).

13) Ordenanças reales de Castilla lib. 8 tit. 3 ley. 16 u. 35.

14) Ordenanças reales de Castilla loc. cit. ley. 25. 32. u. 33.

15) Das Vertreibungsedikt der Juden aus Spanien ist datirt Granada den 30. März 1492 und abgedruckt im tomo segundo de las leyes de recopilacion que contiene los libros sexto, septimo, octavo i nono. Madrid 1775 fol. lib. 8 tit. I. pag. 118 und in den pragmaticas y leyes hechas y recopiladas por mandado de los muy altos catholicos y poderosos principes, y señores el rey don Fernando y la reyna doña Ysabel etc. Medina del Campo 1549 fol. 2 leg. 5.

Andere Gründe, als das Edikt aufzählt, werden von spanischen Schriftstellern angeführt. Anklagen, welche gegen die Juden über einzelne gegen die Christen begangene Verbrechen vorgebracht wurden, ähnlich denjenigen Anklagen, die schon früher häufig vorkommen, sollen auf die Erlassung dieses Ediktes eingewirkt haben. König Ferdinand soll vor der Einnahme von Granada gelobt haben, einen entscheidenden Sieg über die Mauren mit der Verbannung der Juden zu feyern; endlich wird auch von andern Schriftstellern der Begierde der Christen, in den Besitz der Güter der Juden zu gelangen, kein geringer Antheil an dem Strafedikte beygelegt.

In einer erst vor wenigen Jahren erschienenen Biographie des Cardinal Ximenes wird angenommen, daß verschiedene Gründe zu jenem Verdammungsurtheile zusammengewirkt hätten, die der Verfasser sowohl dem Vertreibungsedikte selbst wie den Angaben der einzelnen Schriftsteller entnimmt.

Die Inquisitoren und andere Eiferer, sagt Hefele S. 289, bemerkten, daß der Kryptojudaismus so lange nicht aufhören werde, als das Judenthum selbst in Spanien bestehe, und es gehörte in der That wenig Scharfsinn dazu, um die unermüdete Proselytenmacherey der spanischen Juden bemerken zu können, welche nicht nur die getauften Juden wieder zu sich zurückführen, sondern selbst die alten Christen gewinnen und ganz Spanien jüdisch machen wollten.

Darum fanden die Reden und Warnungen der Inquisitoren auch bey den Staatsmännern Anklang, die es schon lange her nur ungerne sahen, daß der Nationalreichthum sich bey den Juden aufhäufe und die besten Gewerbe in ihre Hände kämen. Das allgemeine Staatswohl, ein Wort, dessen Zauberkraft auch im neunzehnten Jahrhundert noch manche Beugung des Rechtes und der Religionsfreyheit decken muß, schien darum eine Austreibung der Juden um so mehr zu verlangen, als man, vielleicht durch Schuld der eignen Bedrückung, an der Hoffnung verzweifelte, die Juden je zu ruhigen Staatsbürgern umschaffen und von ihrer Proselytenmacherey abhalten zu können [16]).

16) Hefele, der Kardinal Ximenes. Tübingen 1844.

Referent ist der Ansicht, daß der eigentliche Grund, welcher die Abfassung des Vertreibungsedikte veranlaßte, in demselben nicht ausdrücklich ausgesprochen sey, und daß es nicht die Vertreibung selbst war, die man durch das Edikt beabsichtigte, sondern daß die Androhung derselben nur als Mittel zu einer schnellen und allgemeinen Bekehrung der Juden in Spanien dienen sollte.

Zu dieser Ansicht haben ihn die nähere Erwägung des Vertreibungsedikte und die Bemerkung eines spanischen Schriftstellers geführt. Vom Vertreibungsedikte läßt sich, wenn man nicht Ferdinand und Isabella mit dem Vorwurfe einer empörenden Geldgierde belasten will, die nicht in ihren Charakteren liegt, nur behaupten, daß die in demselben von den Königen angegebenen Gründe mehr Scheingründe, die auf ein verborgenes Motiv schließen lassen, als wahre Gründe sind. Ferdinand und Isabella hatten noch im Jahre 1480 ein älteres Gesetz erneuert und die Strafe des Feuertodes gegen diejenigen ausgesprochen, welche zum Judenthum oder zum Islam abfallen würden. Zur Verhinderung dieses Abfalls und zum Vollzuge dieser Strafe stand ihnen die Inquisition mit allen ihren Schrecken zur Seite. Auf gesetzliche Strafen und auf die Thätigkeit der Inquisition ist zwar auch im Vertreibungsedikte hingewiesen, aber die Behauptung des Ediktes, die Inquisition sey wegen der häufigen Apostasie zum Judenthume eingeführt worden, reiche aber nicht hin, sie zu verhindern, ist unrichtig, denn dieß war weder, wie neuere Forschungen gezeigt haben, der vorzüglichste Zweck bey ihrer Einführung, noch konnte ihr damals nur zwölfjähriger Bestand für ihre Unzulänglichkeit entscheidende Beweise liefern.

(Schluß folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Rechtsverhältnisse der Juden in Spanien und Portugal und die Ursachen ihrer Vertreibung aus beyden Ländern.

(Schluß.)

Durch die Schlußbestimmung des Ediktes, daß die Juden alles Gold und Silber im Lande lassen und ihr Eigenthum nur in Wechseln oder Waaren, deren Ausfuhr nicht verboten war, mit sich nehmen durften, war ihnen die Auswanderung nur dann möglich gemacht, wenn sie auf die Mitnahme ihres Vermögens verzichteten, denn für die Verwerthung des unbeweglichen Eigenthums reichte die gegebene Frist von vier Monaten nicht hin, wie der Erfolg zeigte. Für den Umsatz des beweglichen Eigenthums in Wechsel aber war der damalige Zustand des Handels viel zu beschränkt und unvollkommen [17]).

Daß man in Spanien selbst nicht überall an eine allgemeine Auswanderung der Juden in Folge des Ediktes glaubte, sondern im Gegentheile Besorgnisse gegen die Folgen hegte, welche aus der Bekehrung der Juden entstehen würden, zeigt die leicht hingeworfene Bemerkung eines spanischen Schriftstellers: Einigen habe das Edikt der Könige nicht gefallen, sie hätten Mißtrauen gehegt, besonders wegen der bedeutenden Vermischung, die durch Heirathen mit dem spanischen Adel entstehen würden; doch sey dieß in Anbetracht der Vermehrung des katholischen Glaubens nur ein geringeres Uebel [18]).

Wenige Juden blieben indessen in Spanien zurück, der größte Theil derselben, ihre Zahl wird auf 400,000 angegeben, verließ das Land und zerstreute sich nach allen Richtungen.

Eine große Zahl der Vertriebenen kam nach Portugal, wo sie König Johann II. gegen Erlegung eines Kopfgeldes und unter der Bedingung aufnahm, daß sie das Land in acht Monaten verlassen, oder in Knechtschaft fallen sollten. Viele, die das Land in der bestimmten Frist nicht verlassen konnten, wurden dadurch zu Sklaven gemacht und vom Könige verschenkt, ihre Kinder aber ließ ihnen Johann II. nehmen, taufen und im Jahre 1493 nach der Insel

17) Prescott history of the reign of Ferdinand and Isabella, the catholic, of Spain. Vol. II. London 1838 pag. 226 sagt von dieser Bestimmung des Ediktes: as they (die Juden) were excluded from the use of gold and silver, the only remedium for representing their proprety was bills of exchange. But commerce was too limited and imperfect to allow of these being promptly obtained to any very considerable, much less to the enormous amount required in the present instance.

18) Garibay compendio historial lib. 19. cap. I.: no agradó a algunos este mandato de los reyes, por lo que ellos sospechavan, y especialmente por la mucha mezcla que a la nobleza d'España avian de causar con sus casamientos, aunque esto es del mal lo menos, considerando la importancia del augmento de la fe catholica.

St. Thomas in Westafrika senden, theils um sie, wie ein portugiesischer Chronist sagt, durch die Entfernung von ihren Eltern zu besseren Christen zu machen, theils um die Insel durch sie zu bevölkern.

An den Rechten der einheimischen Juden änderte jedoch Johann II. Nichts.

Sein Nachfolger Emmanuel schenkte gleich nach seinem Regierungsantritte (1495 im Oktober) den zu Sklaven gemachten spanischen Juden die Freyheit, erließ aber schon im December des folgenden Jahres gleichfalls ein Edikt, in welchem er auch die einheimischen Juden aus seinen Staaten verbannte und ihnen auftrug, binnen acht Monaten dieselben zu verlassen.

Emmanuels Verbannungsedikt beginnt mit der Verpflichtung des Christen, Alles zu thun, was zum Dienste Gottes gereiche und die Zunahme des Glaubens fördere, und hebt hervor, daß dieß vor Allem die Pflicht der Könige sey, weil diese im Namen des Erlösers regieren und von ihm größere Gnaden als andre Personen empfangen. Da nun Juden und Mauren von hartnäckigem Hasse gegen das Christenthum erfüllt seyen und fortwährend Verbrechen und Blasphemien gegen Christus begiengen, die ihnen nur noch größere Verdammniß bereiteten, so werde ihnen aus diesen und andren wichtigen Gründen, die jedem Christen bekannt seyen, und nach reiflicher Berathung befohlen, bis zu Ende des October (1497) bey Vermeidung der Todesstrafe und der Einziehung ihrer Güter das Land zu verlassen.

Emmanuel's Verbannungsedikt begriff nicht bloß die Juden, sondern auch die Mauren. Hinsichtlich des Vermögens der zu Verbannenden ahmte der König die erschwerenden Bestimmungen des spanischen Verbannungsediktes nicht nach, allein er griff zu einer andren Maaßregel, welche offenbar darauf berechnet war, den größeren Theil seiner jüdischen Unterthanen mit Gewalt zu Christen zu machen.

Viele Juden hatten nach der Veröffentlichung des Ediktes die Taufe der Vertreibung vorgezogen, andere aber hatten lieber die Verbannung gewählt. Während die Letzteren damit umgingen, für ihre Einschiffung zu sorgen, ließ der König an einem Tage ihnen alle Kinder von vierzehn Jahren abwärts wegnehmen, sie im Reiche vertheilen, auf seine Kosten erziehen und im christlichen Glauben unterrichten. Den Eindruck und die Wirkungen, welche diese Maaßregel hervorbrachte, beschreibt der gleichzeitige Osorius mit folgenden Worten:

Erat enim res visu mirabilis, a complexu matrum filios avelli, patres liberis affixos raptari, et fustibus etiam contundi, clamores ingentes ubique tolli, omniaque mulierum plangore et ejulatu compleri. Fuere, qui rei indignitate perturbati, filios in puteos abjicerent. Multi etiam eo progressi sunt amentiae, ut sibi mortem propria manu consciscerent.

Da auch diese Maaßregel nicht zu einer allgemeinen Bekehrung der Juden geführt hatte, so wählte der König noch eine andre, welche ihn sicherer zum erwünschten Ziele führen sollte. Es war den Juden vertragsmäßig zugesichert, sie bis zum Ablaufe des Oktobers 1497 nach Afrika überschiffen zu lassen; die Ausführung dieses Versprechens wurde von Tag zu Tag verzögert, um eine Sinnesänderung der Auswanderer zu bewirken.

Anstatt der drey Seehäfen, welche ihnen am Anfange zur Einschiffung bezeichnet waren, wurde ihnen jetzt nur einer (der von Lissabon) bewilligt. Als aber endlich die große Zahl der Juden, die das Reich verlassen wollten, sich in der Hauptstadt versammelt hatten, war die Frist für die Auswanderung bereits abgelaufen und sie geriethen sämmtlich in den Stand der Sklaven. Da zogen es die meisten vor, lieber Christen zu werden, als ihr Leben in solchen Verhältnissen hinzubringen. Sie wandten sich an den König um Zurückgabe ihrer Kinder, und erklärten sich zur Taufe bereit, wenn man in den nächsten zwanzig Jahren keine Untersuchung des Glaubens wegen gegen sie einleiten wolle. Emmanuel bewilligte ihre Bitten und ertheilte ihnen einige Privilegien; den Juden aber, die ihrem Glauben getreu geblieben waren, schenkte er die Freyheit und ließ sie nach Afrika überführen. Den Mauren hatte man die Auswanderung frey gegeben und ihre Kinder gelassen, weil man Repressalien für die Christen fürchtete, welche in den Ländern des Islam wohnten.

Osorius hat sich über die Motive, welche den König zur letzten Maaßregel veranlaßten, klar aus-

gesprochen; er schildert den ganzen Vorgang mit den wenigen Worten: rex enim adeo flagrabat cupiditate gentis illius ad Christi religionem perducendae, ut partim praemiis alliciendam, partim malo cogendam esse judicaret. Weniger offen ist er hinsichtlich der Gründe, welche den König, der sich ein Jahr zuvor so gnädig gegen die aus Spanien eingewanderten Juden gezeigt hatte, zu einer so schnellen Sinnesänderung nicht nur gegen diese, sondern auch gegen seine eignen jüdischen Unterthanen bewogen hatten. Osorius sagt über diesen Punkt nur, Spaniens Könige hätten den König durch Briefe ermahnt, er möge ein so lasterhaftes, Gott und den Menschen verhaßtes Volk nicht in Portugal dulden. Damiaõ de Goes, der von den Verhältnissen gut unterrichtet war und in einzelnen Wendungen oft die wahre Sachlage, wenn er sie nicht ganz darstellen kann, wenigstens durchblicken läßt, geht gleichfalls über die Veranlassung dieser Maaßregel mit den Worten hinweg: Spaniens Könige hätten Don Emmanuel angegangen, dasselbe zu thun, was sie gethan hätten.

Ferreira Gordo dagegen behauptet, man habe dem Könige bey seiner Bewerbung um die Hand der spanischen Infantin Isabella, der Wittwe des Infanten Alphons von Portugal, zwey Bedingungen gestellt, ein Bündniß mit Spanien gegen Frankreich einzugehen und alle Juden sowohl einheimische wie fremde aus seinen Staaten zu vertreiben. In den Berathungen, welche über diese Bedingungen in Portugal Statt fanden, machten einige Räthe den König aufmerksam, daß die Vertreibung der Juden dem Staatswohl und den königlichen Privilegien zuwiderlaufe. Man verliere an ihnen nicht nur begüterte, sondern auch thätige und gewandte Unterthanen, die in allen mechanischen Gewerben wohl unterrichtet, besonders als Waffenschmiede bekannt seyen und dem Lande Schaden zufügen würden, wenn sie diese Kunst in die Länder des Islam verbreiteten; auch seyen sie in andern Ländern und insbesondere in allen Provinzen des Kirchenstaates geduldet. Andre Räthe dagegen hoben die Gefahren für die christliche Religion und die Rücksichten hervor, welche man für Spanien nehmen müsse. Der König entschied aus Neigung zur gewählten Braut oder aus der Rücksicht, daß sie die Erbin der spanischen Krone seyn werde, für die Meinung der Letzteren und ließ das Vertreibungsedikt ausfertigen. Unbekannt ist, warum er die Vertreibung auch auf die Mauren ausdehnte, deren Verbannung Spanien nicht bedungen hatte. Die Gründe, welche das spanische Kabinet veranlaßten, den Juden auch in Portugal keine Heimath zu gestatten, lassen sich mit Bestimmtheit nicht angeben. Unter den Portugiesen herrscht die Meinung, die alte zwischen beyden Nationen bestehende Eifersucht habe die Könige Spaniens dazu angetrieben, um Portugal's Wohl zu gefährden.

Auf die Colonien Portugal's ließ Don Manuel schon einige Jahre nachher das Verbannungsedikt nicht mehr ohne Ausnahme anwenden, denn er gestattete den Juden in der Stadt Saffi, die im Jahre 1508 in den Besitz Portugal's gekommen war, dort wohnen bleiben zu dürfen, und ließ ihnen am 4. Mai 1509 eine förmliche Urkunde ausstellen, in welcher er sowohl den Juden, welche bis dahin in Saffi gewohnt hatten, wie denjenigen, welche sich später dort ansiedeln würden, versprach, daß sie nicht aus der Stadt vertrieben, noch gewaltsam zum Christenthume bekehrt werden sollten. Sollte aber das Interesse des Königs es erfordern, daß die Juden Saffi räumen müßten, so wird ihnen versprochen, ihnen zwey Jahre zum Abzuge mit allem ihrem Eigenthume nach einem Orte ihrer Wahl zu vergönnen. Emmanuel's Nachfolger erlaubte den Juden von Saffi nach Arzilla überzusiedeln (2. Aug. 1533). Als Johann III. im Jahre 1550 diese Besitzungen aufgab, verlor der portugiesische Staat mit ihnen die letzten seiner einst an Zahl so bedeutenden jüdischen Unterthanen [19]).

19) Das Verbannungsedikt der Juden aus Portugal ist enthalten in der auf Befehl Emmanuels veranstalteten Gesetzessammlung, den Ordenações do Senhor rey D. Manoel livro II. tit. 41. ed. Coimbra 1797. pag. 212. Die Einwanderung der spanischen Juden und die Befehle, welche Johann II. hinsichtlich ihrer ertheilte, erzählen Emmanuel Telles de Silva de rebus gestis Joannis II. Ulyssipone 1689 pag. 256 u. 380, Rui de Pina Chronica do Senhor rei D. João II. in der collecçao de livros ineditos de historia

Verzeichniß
der in der Sitzung der historischen Classe im Monat November 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Archiv für hessische Geschichte und Alterthumskunde. V. Bandes II. Heft. Darmstadt 1847. 8.

Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Orts-Geschichte des Großherzogthums Hessen. Gesammelt und bearbeitet von Dr. Scriba. Erste Abth. Die Regesten der Provinz Starkenburg enthaltend. Darmstadt 1847. 4.

Durch Herrn Baron v. Reiffenberg in Brüssel:

Collection de chroniques Belges inedites, publiée par ordre du gouvernement. Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg. Tom. VII. Bruxelles 1847. gr. 4.

Von der Imprimerie Royal à Paris:

Specimen typographique. Paris 1845. gr. fol.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher IX. X. Bonn 1846. 8.

Von der westphälischen Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Cultur in Minden:

Westphälische Provinzial-Blätter. III. Bd. 3. u. 4. Heft. Minden 1845. 46. 8.

Historische Skizze über Entstehen und Entwickelung der westph. Gesellschaft. Minden 1846. 4.

Von dem historischen Vereine von Oberfranken in Bayreuth:

Jahresbericht für das Jahr 1846/47. Bayreuth 1847. 4.

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. Herausgegeben von C. v. Hagen. III. Bd. 3. Heft. Bayreuth 1847. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Siebenzehnter Jahresbericht für das Jahr 1846/47. Würzburg 1847. 8.

Johann I. von Egloffstein, Bischof von Würzburg und Herzog zu Franken, Stifter der ersten Hochschule in Würzburg. Historische Monographie von Prof. Dr. Reuß. Würzburg 1847. 8.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol von Jakob Frhrn. v. Brandis, Landeshauptmann in Tirol in den Jahren 1610 — 1628. 1. Heft. Innsbruck 1847. 8.

Von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift. Bd. IV. Heft 4. 3. Suppl. Abth. I. 1. u. 2. Heft. Kassel 1847. 8.

Von dem historischen Filial-Verein in Neuburg a/D.:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. D. und deren Umgegend XII. Jahrg. 1846. III. Heft des IV. Bandes. Neuburg. 8.

Von Herrn Minister v. Savigny in Berlin:

System des heutigen römischen Rechts. 6. Bd. Berlin 1847. 8.

Von dem voigtländischen Alterthums-Verein in Hohenleiten:

20. u. 21. Jahresbericht. Von Alberti. Gera 1847. 8.

Von Frhrn. v. Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnthen bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. IV. Heft. 8.

---

portugueza cap. 65 und 68, und Garcia de Resende chronica etc. cap. 163. Ueber die Anordnungen König Emanuel's hinsichtlich der Juden handeln Osorius de rebus Emanuelis Lusitaniae regis im ersten Buche und Damião de Goes chronica do serenissimo rei D. Manoel cap. 18 u. 20. P. I. Im neunzehnten Capitel spricht Goes zwar von den Bedingungen, welche Spanien mit der Heirath der Prinzessin Isabelle verknüpfte, erwähnt aber nur des Bündnisses gegen Frankreich ausdrücklich, indem er sagt, diese Bedingung sey entre outras cousas que de sua parte reguereo e apontou die vorzüglichste gewesen. Jost hat in seiner Geschichte der Israeliten Th. VII. S. 93 die Befehle Emmanuel's und Johann's II. miteinander vermengt und die Zeit unrichtig angegeben. Die Urkunden über die Privilegien der Juden in Saffi und Arzilla befinden sich im königlichen Archive zu Lissabon.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2.

Herr Custos Föringer machte der Classe folgende Mittheilung:

Ueber die Benutzung der lex Wisigothorum bey Abfassung der lex Baiuvariorum.

Von dem Herrn Rechtspraktikanten Paul Roth dahier, (dem jüngern Sohne unsers hochverehrten Herrn Klassensekretärs), ist mir eine schriftliche Mittheilung in obigem Betreffe zugekommen, welche, an eine der interessantesten Entdeckungen auf dem Quellengebiete des germanischen Rechtes anknüpfend und aus dieser sofort ein specielles Forschungsergebniß erzielend, über einen sehr belangreichen Punkt unserer vaterländischen Rechtsgeschichte ein so erwünschtes neues Licht verbreitet, daß ich unsere heutige Versammlung nicht vorbeygehen lassen kann, ohne hievon, mit Zustimmung des genannten Herrn Verfassers, den verehrlichen Anwesenden Kunde zu geben und die Veröffentlichung der fraglichen Notiz durch das Sitzungsbulletin unmaßgeblich zu beantragen.

Veranlaßt wurde diese letztere zunächst durch das zu Ende des abgeflossenen Jahres erfolgte Erscheinen der von Blume herausgegebenen, in einem codex rescriptus der Pariser Bibliothek vorfindlichen Fragmente der ältern, für verloren gegoltenen lex Wisigothorum [1]) nach der von Knust hinterlassenen Entzifferung dieser Handschrift [2]); an und für sich aber ist die vorliegende Mittheilung des Herrn Rechtspraktikanten Roth die der Hauptsache nach lang schon vor der Blume'schen Bekanntmachung gewonnene Frucht gründlicher rechtshistorischer Studien (namentlich über die Entstehung der lex Bajuvariorum und ihr Verhältniß zu den übrigen germanischen Volksrechten), von deren bisherigen Resultaten er demnächst durch anderweitige umfassendere Proben öffentliches Zeugniß ablegen wird.

Die bis jetzt noch schwebende Streitfrage, ob die der lex Bajuvariorum und lex Wisigothorum in theils wörtlicher, theils ähnlicher Fassung gemeinsamen Stellen, auf welche zuerst v. Savigny die Aufmerksamkeit lenkte [3]), aus ersterer Gesetzsamm-

1) Die westgothische antiqua oder das gesezbuch Reccared des ersten. Bruchstücke eines Pariser palimpsesten herausgegeben von Friedrich Blume. Halle, Eduard Anton. 1847. (Bonn, gedruckt bey Carl Georgi). 47 Seiten. 8. Dem Texte der Bruchstücke selbst ist der Specialtitel vorgesetzt: Reccaredi Wisigothorum regis antiqua legum collectio. Ex membranis deletitiis regiae Parisiensis bibliothecae restitutam adiecta vulgata legum Wisigothorum lectione edidit Fridericus Blume. A. D. MDCCCXLVII.

2) Vgl. Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde. VII. 719. VIII. 113—116. Münch. Gel. Anz. 1845. No. 56.

3) Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter. Bd. II. Erste Aufl. S. 69—89. Zweyte Aufl. S. 84—94.

lung in die letztere übergegangen oder umgekehrt, kann nunmehr wohl als ihrem endlichen Abschluße zugeführt, und die Ansicht derjenigen ohnehin bereits die Mehrzahl bildenden Forscher, welche sich für die Benutzung (Excerpirung) des westgothischen Volksrechts bey Abfassung des bayerischen aussprachen, als die entschieden richtigere betrachtet werden.

Ohne übrigens der deßfallsigen eigenen Darlegung des Herrn P. Roth weiter vorzugreifen, erlaube ich mir meinerseits hier nur die Bemerkung beyzufügen, daß die eben erwähnte Streitfrage auch bereits an dieser Stätte, und zwar schon vor fast zwey Decennien durch einen Klassensitzungsvortrag des (im J. 1838 verstorbenen) Appellationsraths v. Delling im Sinne der letztbezeichneten Ansicht erörtert wurde, also zu einer Zeit, wo außer Aschbach [4]) noch Niemand unternommen hatte, dem größten Rechtshistoriker des Jahrhunderts in der erwähnten Beziehung widerlegend entgegen zu treten [5]).

Die von Herrn Roth mir behändigte Mittheilung ist denn folgende:

Der Zusammenhang, der sich zwischen einzelnen Theilen der lex Wisigothorum und Bajuvariorum findet, ist bis jetzt noch nicht vollständig erklärt. Während sich v. Savigny, Eichhorn und Türk dahin aussprachen, daß die gleichlautenden Bestimmungen aus der letzteren in die erstere übergegangen, hat die entgegengesetzte Ansicht in Wilda, Gaupp, Aschbach und Zöpfl Vertheidiger gefunden. Diese letztere Meynung, die durch die von Wilda und Gaupp angeführten Gründe sehr wahrscheinlich gemacht ist, wird beynahe zur Gewißheit erhoben durch die neuerdings durch Blume bewerkstelligte Veröffentlichung einer allem Anschein nach älteren, bis jetzt unbekannten Recension der lex Wisigothorum. In der dem Text vorausgehenden Einleitung hat Blume durch mehrere Gründe sehr wahrscheinlich gemacht, daß dasselbe ein Fragment einer dem Text der letzten Ueberarbeitung der lex Wisigothorum zu Grund liegenden früheren westgothischen Gesetzsammlung sey, welche kaum später als unter Reccared I. (586—601) verfaßt seyn könne. Es ist diese schöne Entdeckung von gleicher Wichtigkeit für das westgothische wie für unser bayerisches Gesetzbuch. Nach Vergleichung beyder hatte ich bisher außer den bey v. Savigny, Türk und Wilda angeführten noch folgende Stellen gefunden, welche beynahe wörtlich übereinstimmen:

Lex Wisigothorum nach der Madrider Ausgabe			Lex Bajuvariorum bey Walter
II.	1. 19	(Walter 20)	II. 18. 19.
II.	1. 21	(Walter 22)	VIII. 16.
IV.	2. 14	—	XIV. 6 u. 7. §. 1.
V.	2. 5	—	XIV. 9 §. 3.
VI.	1. 4	(Walter 5)	VIII. 18.
VI.	1. 5	(Walter 6)	VIII. 17.
VI.	3. 4	—	VII. 21. 2.
VII.	2. 23	—	VIII. 9.
VIII.	3. 13	—	XIII. 12.

Obgleich die betreffenden Stellen des westgothischen Gesetzbuchs meistens ausführlicher sind, so konnte doch bey der wörtlichen Uebereinstimmung einzelner Sätze mit den entsprechenden Bestimmungen der lex Bajuvarior. über den Zusammenhang kein Zweifel obwalten. Aus der neuentdeckten Antiqua ergiebt sich nun die Bestätigung einer schon von

4) Geschichte der Westgothen. Frkf. a. M. 1827. S. 274.

5) Jahresberichte der k. b. Akad. der Wiss. II Bericht. Vom 1. Oct. 1829 bis 27. März 1831, S. 100., wo Delling's Vortrag auszugsweise abgedruckt ist. Da hievon in den seither erschienenen, den fraglichen Gegenstand behandelnden Schriften keine Notiz genommen worden, so schien es mir eine dem Andenken unseres verlebten Mitgliedes abzutragende Schuld zu seyn, auf jenes sein Elaborat aufmerksam zu machen und dadurch vielleicht die nachträgliche Veröffentlichung des vollständigen Vortrages zu veranlassen, falls sich derselbe bey den Sitzungsakten oder in v. Delling's handschriftlichem Nachlaß, der von dessen Erben theils an die k. Hof- und Staatsbibliothek, theils an das k. Reichsarchiv schenkungsweise abgegeben worden, sich vorfinden, und nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Forschung Erhebliches enthalten sollte. Unter den zur k. Hof- und Staatsbibliothek gelangten, sehr umfangreichen Delling'schen Papieren blieben meine deßfalls angestellten Nachforschungen bisher erfolglos.

Gaupp [6]) ausgesprochenen Vermuthung, daß nämlich bey Abfassung eines Theils der lex Baj. eine ältere Form der lex Wis. in der Gestalt, die sie vor der Verbesserung durch Chindasuinth und Receswinth hatte, zu Grund lag, und zwar ist dieß eben die neuentdeckte Antiqua. Es sind zwar im ganzen nur 16 Stellen derselben, die sich in der lex Baj. wiederfinden. Diese sind aber nicht nur beynahe wörtlich, sondern zum Theil auch in der Reihenfolge aufgenommen, die sie in der Antiqua einnehmen. Das Verhältniß sämmtlicher Stellen ist nämlich folgendes:

Lex Wisigoth. nach der Madrider Ausgabe.	Lex Bajuvar. bey Walter.	Antiqua bey Blume.
II. 1. 19 (Walt. 20)	II. 18, 19	—
VI. 3, 1 u. 2.	VII. 18, 19 1—3.	—
VI. 3. 4.	VII. 21. 2	—
VII. 2. 16.	VIII. 5.	—
VII. 2. 6.	VIII. 6.	—
VII. 2. 8.	VIII. 7.	—
VII. 2. 23.	VIII. 9.	—
VII. 2. 11.	VIII. 11.	—
II. 1. 21 (Walt. 22)	VIII. 16.	—
VI. 1. 5.	VIII. 17.	—
VI. 1. 4.	VIII. 18.	—
X. 3. 2.	XI. 1. u. 2.	—
X. 3, 3 u. 4.	XI. 3.	—
X. 3. 5.	XI. 4.	No. 276. S. 2.
VIII. 3. 15.	XIII. 12.	—
V. 5. 1.	XIV. 1.	No. 278. S. 4.
V. 5. 3.	XIV. 2—4	„ 280. „ 8.
V. 4. 9.	XIV. 5.	„ 298. „ 20.
IV. 2. 14.	XIV. 6 u. 7 §. 1.	„ 322. „ 36.
V. 2. 5.	XIV. 9 §. 3.	„ 319. „ 32.
—	XIV. 9 §. 4.	„ 339. „ 44.
V. 4. 3.	XV. 2 §. 2.	„ 286. „ 16.
—	XV. 3.	„ 287. „ —
V. 4. 8.	XV. 4.	„ 289. „ —
V. 4. 11.	XV. 5.	„ 290. „ 18.
V. 4. 15.	XV. 6.	„ 291. „ —
V. 4. 16.	XV. 7.	„ 292. „ —
V. 4. 1.	XV. 8.	„ 293. „ —
V. 4. 7.	XV. 9 §. 1.	„ 294. „ —
V. 4. 4.	XV. 10.	„ 297. „ —
II. 5. 3 (Walt. 2)	XV. 13.	„ — „ —

6) Lex Frisionum. Breslau 1832. S. XIV. Note 1.

Schon aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß nicht die spätere Form der lex Wis., das forum judicum, sondern die Antiqua es war, die den Bestimmungen der lex Baj. zu Grund gelegt wurde. Beynahe der ganze XV. Titel der letztern findet sich in der Antiqua No. 286—294 in derselben Reihenfolge. Noch bestimmter ergiebt sich dieß aus Vergleichung der einzelnen Stellen selbst. So sagt zum Beyspiel:

L. Wisig. V. 4. 9.
Rem in contentione positam id est, quam alter aut repetere coepit, aut recipere rationabiliter non poterat, non liceat donare, nec vendere nec in aliquo loco transferre.

Baj. XIV. 5.
Rem in contentione positam non liceat donare nec vendere.

Antiqua No. 298. S. 20.
Rem in contemptione positam non liceat donare nec vendere.

Wisig. X. 3. 5.
— — et tamen nullus novum terminum sine consortis praesentia aut sine inspectore constituat. Quod si forsitan liber hoc fecerit, damnum pervasionis accipiat (al. incurrat), quod legibus continetur. Si vero id servus admiserit domino nesciente, ducenta flagella publice extensus accipiat, et nullum ex hoc praejudicium domino computetur.

Baj. XI. 4.
1. Nemo novum terminum sine consensu partis alterius aut sine insputore constituat.
2. Quod si forte liber hoc fecerit, damnum pervasionis excipat quod legibus continetur, i. e. sex solidos.
3. Si vero servus hoc admiserit, domino nesciente, ducenta flagella publice extensus accipiat, et nullum ex hoc praejudicium domino comparetur.

Antiqua No. 276. S. 2.
Nullus novum terminum sine consorte partis alterius aut sine inspectore constituat.
Quod si forsitam liber hoc fecerit, damnum peruasoris excipiat quod legibus continetur.
Si vero hoc servus dimiserit, domino nesciente CC, flagella publice extensus accipiat, et nullum ex hoc praejudicium domino comparetur.

Dasselbe Verhältniß findet sich in den meisten übrigen Stellen, namentlich Ant. 299. vgl. mit Baj. XV. 4. und Wis. V. 4. 8.; Ant. 294. vgl. mit Baj. XV. 9. u. Wis. V. 4. 7.; Ant. 297. vergl. mit Baj. XV. 10. und Wis. V. 4. 4. etc. Es erklärt sich dieß daraus, daß, wie man schon jetzt sieht, die in das forum judicum aufgenommenen Theile des ältern Gesetzbuchs nicht nur in den Stellen abgeändert oder mit Zusätzen versehen sind, welche einem späteren König zugeschrieben sind, oder bey denen der Beysatz „noviter emendata“ die Aenderung andeutet, sondern auch in jenen Stellen, die man wegen des Beysatzes „Antiqua“ bisher meist für unveränderte Theile der früheren Gesetzsammlung hielt. Merkwürdigerweise finden sich in dem bayr. Gesetzbuch ein paar Bestimmungen der Antiqua, die wenigstens in dieser Gestalt in das forum judicum nicht aufgenommen wurden. So kann man Antiqua No. 290. S. 18., das in Baj. XV. 5. beynahe wörtlich enthalten ist, in Wisig. V. 4. 11 kaum wieder erkennen. Die Bestimmung Antiqua No. 287., die sich Baj. XV. 3. wörtlich findet, ist durch Wisig. V. 4. 13. ausdrücklich aufgehoben, und im forum judicum daher nicht mehr zu finden.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Benutzung der lex Wisigothorum bey Abfassung der lex Bajuvariorum.

(Schluß.)

Bey der engen Verbindung, in welcher beyde stehen, kann in ein paar Fällen die lex Bajuvariorum sogar zur Herstellung des verstümmelten Textes der Antiqua dienen. So kann z. B. Ant. No. 339 S. 44., die folgendermassen lautet:

— — — parentibus res si — — — nullus usq — ad septimum gradum de propinquis aut qu — — — uitur . . . . n. aus Baj. IX. 4. in folgender Art hergestellt werden: nullus usque ad septimum gradum de propinquis et quibuscumque parentibus invenitur, tunc (illas res fiscus adquirat). Hiemit scheint es wenigstens mehr übereinzustimmen, als mit der von Blume cit. Wis. IV. 2. 11. Ebenso ergänzt sich Ant. 286. S. 16 venditio si fuerit violenter extorta, res per metum illi a quo . . . . . q . . . . odiat, nulla valeat ratione aus Baj. XV. 2. 2. si venditio fuit violenter extorta, metu mortis aut per custodiam nulla ratione firma sit.

Endlich wird durch diese Antiqua noch ein neues Licht auf das Verhältniß der römischen Rechtsquellen zum westgothischen Volksrecht geworfen. Der Einfluß der ersteren auf einzelne Bestimmungen der Antiqua ist unverkennbar. So läßt sich beyspielshalber Ant. No. 335. auf Int. l. un C. Th. V. 3., Ant. No. 321 auf Int. l. 6 u. 9 C. Th. VIII. 18. Int. Nov. Theod. VII. u. Valent. XII., aus der sie zum Theil wörtliche Sätze hat; Ant. No. 283 auf Int. l. un Cod. Th. II. 31. zurückführen. Solcher Stellen habe ich bis jetzt im Ganzen neun bemerkt. — Es ergiebt sich hieraus daß die Westgothen schon vor ihrer völligen Verschmelzung mit den Römern Sätze des römischen Rechts in ihr Gesetzbuch aufnahmen. Schon dieß in Verbindung mit dem Umstand, daß sich Kenntniß und selbstständige Benutzung des eigentlich justinianischen Rechts, d. h. der Novellen, durch die Westgothen aus dem forum judicum nachweisen läßt, was v. Savigny bekanntlich läugnet, würde für die Priorität der lex Wisigothorum als Beweis angeführt werden können, wenn nicht zu anderen Gründen, deren Erörterung hier zu weit führen würde, durch Knust's glückliche Entdeckung nunmehr ein chronologisches Argument gefügt wäre, dessen Widerlegung den Vertheidigern der entgegengesetzten Ansicht kaum möglich seyn wird.

3.

Hr. Archiv-Secretär Dr. Wittmann las Ueber den Verfasser der unter Adelzreiter's Namen herausgekommenen Annales gentis Boicae.

Fast allgemein wird angenommen, daß der Jesuit Johann Vervaux der Verfasser der unter Adelz-

reiters Namen herausgekommenen Annales gentis Boicae sey; allein diese Annahme stützt sich nur auf sehr unverbürgte Aussagen eines Balbinus, Boineburg und Anderer, welche zudem ihrer Sache so wenig gewiß waren, daß die Einen nicht einmal den Namen des muthmaßlichen Verfassers richtig angeben konnten, indem sie ihn Warfusaeus nannten, andere aber behaupteten, Vervaux habe dem Kanzler Adlzreiter bey Ausarbeitung dieser Annalen bloß Hülfe geleistet. Auch die inneren Gründe, auf welche der Ritter von Lang *) hinweist, nämlich daß Adlzreiters noch vorhandene amtlichen Arbeiten in einer sehr rohen Sprache abgefaßt, und daß des Kaisers Ludwigs Geschichte auf eine Hildebrandinische Weise geschrieben sey, entscheiden Nichts, wenn es sich auch wirklich also verhielte, wie Lang sagt, jedenfalls beweisen sie nicht, daß Vervaux der Verfasser sey. Gemäß einiger Aktenstücke, die im k. Reichsarchiv hinterlegt sind, ist es gewiß, daß Vervaux eine bayerische Geschichte geschrieben und sie zu Ende des Jahres 1653 vollendet hat. Er legte sie in diesem oder zu Anfang des nächsten Jahres den Ordens-Statuten gemäß seinem Provinzial vor, und dieser übergab sie dreyen mit der Geschichte vertrauten Jesuiten, wie herkömmlich, zur Censur d. h. zum Gutachten, ob oder in wie ferne sie durch den Druck veröffentlicht werden könne. Diese drey Censuren, welche sich erhalten haben, sind besonders darum von Werth, weil sich, wie wir später sehen werden, mittels ihrer nachweisen läßt, daß die in Rede stehenden Annalen mit Ausnahme etwa des ersten Theiles, der die Geschichte von den frühesten Zeiten bis zu Kaiser Ludwig umfaßt, in der That von dem Jesuiten Vervaux abgefaßt wurden, und zwar aus Auftrag der Churfürstin Maria Anna, wie aus einer dieser Censuren hervorgeht, wo sich folgende Aeußerung findet: Curandum omnino, res praeclare gestas a gloriosae memoriae electore Maximiliano sic descriptas prodire iuxta laudabilem intentionem Serenissimae viduae electricis et Dominae nostrae Clementissimae, ut et serenitatis eius dignitati satisfiat etc. Und aus der gleich darauf folgenden Bemerkung: scriptione praesenti praestitam esse insignem operam, et maxime commendandam, quod res tam nastas tam celeriter expediverit, laßt sich entnehmen, daß Vervaux nicht schon früher Hand an dieses Werk gelegt, sondern es erst in Folge des ihm gewordenen Auftrages begonnen, also innerhalb dreyer Jahre vollendet hat, was des Verfassers immensen Fleiß beurkundet, indem er nicht bloß die damals schon gedruckten Quellen, sondern auch die Archivalien sorgfältig benützte.

Dieses Geschichtswerk war von Seite seines Verfassers auf sechs Bände berechnet, wie wir aus den nämlichen Censuren ersehen, umfaßte jedoch, wie ich schon erwähnt habe, nicht die frühere bayerische Geschichte, sondern hob mit der Geschichte des Kaisers Ludwig an, also bey dem Zeitpunkt, wo Brunners bayerische Geschichte schließt. Dieß erfahren wir gleichfalls aus den Censuren, wo es heißt: primus tomus continet Ludovicum IV imperatorem. Zugleich ersehen wir, wie ich gelegenheitlich bemerken will, daß Brunners Geschichtswerk sich auch bereits über die Zeiten Ludwigs erstreckte, der Druck desselben aber, so weit es nämlich die Geschichte dieses Kaisers umfaßte, von der Censur nicht gestattet wurde, wie Brunner selbst schon am Schluße seiner Arbeit ziemlich deutlich zu verstehen gegeben hat.

Gleiches Loos drohte auch aus den nämlichen Gründen und um so mehr dem Vervaux'schen Werke, als dieses außerdem daß es die Geschichte des Kaisers Ludwig umfaßte — lubricum in omnem partem thema, wie sich einer der Censoren ausdrückt — die Darstellung des viel klippenreicheren dreyßigjährigen Krieges sich zur vorzüglichsten Aufgabe gemacht hatte. In der That ging auch die Ansicht der drey Censoren dahin, daß diese Geschichte, so wie sie ist, nicht publicirt werden könne, wenigstens nicht unter dem Namen eines der Ordensmitglieder; denn, sagen sie, multa esse loca huius historiae, quae ut absque detrimento integritatis praeteriri non possunt, sic ab homine Societatis exire non sinat bonum commune nostri Ordinis et obligatio, qua Summis Europae principibus omni iure deninctissimi sumus, ac proinde non vulgandam nostro nomine. Die Churfürstin war indessen schon damit nicht einverstanden, noch weniger aber konnte

*) Gesch. der Jesuiten in Bayern. 1819. S. 74.

und wollte sie der Ansicht eines anderen Censors beystimmen, welcher meinte: hanc operam dignam esse, quae eleganter et emendate descripta reponatur in cimeliis Seren. Domus, ut ad manum sit rerum tantarum Synopsis. Zu ersterem nämlich, daß der Name des Verfassers verschwiegen werde, verstand sie sich, und versprach dieß auch dem Jesuiten-General Nickel, der bereits von diesem Werk in Kenntniß gesetzt war, jedoch weder das Werk selbst, noch die darüber abgefaßten Censuren zu Gesicht bekommen hatte, indessen mittlerweile in Erfahrung brachte, daß man zu München trotz des von Seite der Churfürstin abgegebenen Versprechens, damit umgehe, dieses Geschichtswerk unter des Verfassers Namen zu veröffentlichen. Daher schrieb derselbe unter dem 5. Nov. 1654 an den Provincial: iustis et magnis de causis id (die Veröffentlichung des Namens des Verfassers) nullo modo expedit, et litteras habeo a Serenissima, quibus mihi scribit, id non futurum. Velim, ut Reverentia Vestra solicite caveat, ne id fiat, et meo, si opus fuerit, nomine mandet Patri Veruaux, ne id fieri curet, aut permittat. Wenige Tage nachher, als der General dieses Schreiben erlassen, erhielt derselbe die Censuren, wie wir aus seinem Schreiben vom 14. Nov. desselben Jahres ersehen, worin er den Provincial neuerdings beauftragte, dafür zu sorgen, daß, wenn nicht der Druck des ganzen Werkes selbst unterbleibe, was er jetzt, nachdem er die Censuren eingesehen, sehr wünschte, jedenfalls doch der Name des Verfassers nicht veröffentlichet werde.

Der Churfürst Ferdinand Maria, welcher nun die Regierung angetreten, nahm sich des Vervaux'schen Geschichtswerkes mit großem Eifer an. Es scheint sogar, daß er die Veröffentlichung des Namens des Verfassers verlangte und außerdem darauf antrug, daß dieses Werk neuerdings, jedoch von anderen Jesuiten censirt werden sollte. So zog sich die Sache hin bis zum 11. März 1656, unter welchem Datum ein Schreiben des Generals ausgefertigt ist, worin er dem Provincial neuerdings den Auftrag ertheilt, dahin zu wirken, daß der Churfürst von jenem Vorhaben abstehen möge. Dieß Schreiben ist das letzte Aktenstück in dieser Angelegenheit. Das Weitere ergibt sich von selbst. Der Churfürst nämlich gab nach, und ließ die von Vervaux ausgearbeitete Geschichte unter Adlzreiters Namen erscheinen. Hierüber findet sich, da, wie es scheint, diese Angelegenheit sehr geheim gehalten wurde, in den Akten freylich nichts vor, und das zuletzt angeführte Schreiben des Generals, wo es heißt: opto, ut sequatur Seren. Elector consilium eorum, qui censent ad tempus supprimendam (historiam Bavaricam) könnte es zuletzt noch zweifelhaft machen, ob nicht wirklich der Druck des von Vervaux verfertigten Geschichtswerkes unterblieb, und am Ende die von Adelzreiter herausgegebenen Annalen ein von jenem verschiedenes Werk seyen. In diesem Zweifel kommen uns die schon öfter angeführten Censuren zu Hülfe, aus welchen sich nachweisen läßt, daß diese Annales wirklich Vervaux's Werk seyen.

Hauptaufgabe war diesem die Darstellung der Geschichte des großen Churfürsten Maximilian, und darum gab er dem Ganzen den Titel Historia Bavarica vel Idea boni principis. Gegen diesen Titel bemerkte ein Censor: etiam titulus castigandus, qui vel est historia Bavarica, et tunc scriptio titulo conformanda, et quae ad Bavariam non spectant, omittenda, quae eam ornant, addenda sunt. Vel est Idea boni principis, tunc restringendus ad nostros Serenissimos. Und ein anderer Censor meinte, dieses Werk sey mehr ein Diarium, als eine eigentliche Geschichte, wenn man die Geschichtswerke eines Salust, Livius, Tacitus u. a. zum Maßstabe der Beurtheilung nimmt. Diese Ausstellungen, welche als gegründet erscheinen, gaben ohne Zweifel Veranlassung, daß man diesem Werke den Titel Annales gab, und den Nebentitel: Idea boni Principis zwar beybehielt, jedoch viel zweckmäßiger auf die Geschichte des Churfürsten Maximilian beschränkte, und auch für diese nur als Nebentitel verwendete, wie man aus dem Drucke erkennt. Jedenfalls wird dieser wenn gleich abgeänderte Titel als ein Beweis gelten können für die Identität des Vervaux'schen Werkes und der Adelzreiter'schen Annalen; ich kann aber diesen Beweis

auch noch durch andere verstärken, nämlich durch folgende Stellen, welche von den Censoren aus dem Manuscripte ausgehoben und glossirt wurden. a) „Pontifex eius modi illecebra ad pelliciendos in suas partes Germaniae episcopos etc. bis transferret.“ Schlägt man die gedruckten Annalen nach, so findet man dort wörtlich diese Stelle: (ed. Leibnitz. P. II. p. 55. n. XXIV.) b) Satis tandem apparere, id tantum quaeri, ut misso sub iugum imperatore, inducatur insueta forma novi dominatus. Auch diese Stelle blieb trotz der Einwendungen der Censoren stehen. (l. c. p. 56. n. XXXVII). c) Aegre sibi esse, quod Ludovico bene velle, non item benefacere posset. Constrictum se esse regis Franciae minis etc. Auch diese Stelle finden wir wörtlich im Drucke (l. c.). d) Imperator — septemviros epulo exhibuit. Der Censor schlug statt exhibuit vor excepit, der Druck aber hat dafür besser adhibuit. (P. III. p. 107. n. XV.). Diese Stellen, welche sich noch vermehren ließen, werden, wie ich dafür halte, hinlänglich beweisen, daß die Adelzreiter'schen Annalen und Vervaux's Werk identisch seyen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Januar 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nordalbinische Studien. Neues Archiv. III. Bds. I. II. u. IV. Bds. I. Heft. Kiel 1846. 47. 8.

Von der Société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental. 13. Vol. No. 7. 8. Dirigé par de Caumont. Caen, Paris 1847. 8.

Von dem Museum Francisco - Carolinum in Linz:

Neunter Bericht. Linz 1847. 8.

Von Frhrn. v. Stillfried und Dr. Märcker in Berlin:

Hohenzollerische Forschungen. Thl. I. Schwäbische Forschung. Berlin 1847. 4.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Die Geschichte der Landeshauptleute von Tirol von Jakob Andrä Frhrn. von Brandis, Landeshauptmann von Tirol in den Jahren 1610 — 1628. II. Heft. Innsbruck 1847. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin, No. 9. 10. Sept. — Novbr. 1847. Paris 1847. 8.

Von der westphälischen Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Cultur in Minden:

Westphälische Provinzial - Blätter. Verhandlungen. IV. Bd. 1. Heft. Minden 1847. 8.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher XI. Sechster Jahrgang 1. Bonn 1847. 8.

Von dem historischen Vereine für Niedersachsen in Hannover:

Archiv. Neue Folge. Jahrgang 1847. 1. Doppelheft. Hannover 1847. 8.

Von den historischen Vereine des Großherzogthums und des Kurfürstenthums Hessen in Cassel:

Periodische Blätter. Ausgegeben im Oktober 1847. No. 7. Cassel 1847. 8.

Von Hrn. Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. IV. 11. u. 12. livrais. Nov. Decbr. 1847. Paris 1847. 8.

Von dem Wetzlar'schen Verein für Geschichte und Alterthumskunde:

Wetzlar'sche Beyträge von Dr. P. Wigand. 3. Bd. 1. Heft. Wetzlar 1847. 8.

Von dem Vereine für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. Von Lisch und Beyer. 12. Jahrg. Schwerin 1847. 8.

Quartalbericht. XIII. 1. Okt. 1847. Schwerin 1847. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 17. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Verfasser der unter Adelzreiter's Namen herausgekommenen Annales gentis boicae.

(Schluß.)

Indessen bleibt noch für das Bedenken Raum, daß Vervaux's Geschichtswerk abgeändert und theilweise wohl auch zugeschnitten worden sey — ein Bedenken, das seinen guten Grund hat, besonders wenn man erwägt, daß die Censoren starke Aenderungen und Striche beantragt haben. So meinten dieselben es sey Alles wegzulassen, was zunächst nicht in diese, sondern mehr in die allgemeine Geschichte gehöre und setzt einer hinzu: talia quidem narrantur hic plurima. Dann: ea facta, quae sunt ancipitis interpretationis, melius vindicanda sunt a calumnia; ferner: nonnulla splendide producit — quae nimio in Societatem affectu scripta dicentur; endlich: aliqua etiam de verbo ad verbum per viginti et plura folia inserit sine necessitate, cum sint iam publicata. Derley Einschaltungen von so großem Volumen finden sich meines Wissen nicht in den Annalen, und glaube daher, daß bezüglich dieser dem Rathe der Censoren gebührend entsprochen wurde, weniger aber hinsichtlich anderer Stellen, gegen welche sich die Censoren nachdrücklich erklärt hatten. Dahin gehören z. B. die oben unter litt. a — c aufgeführten, und eben diese enthalten, wie ich glaube, den Beweis, daß im Wesentlichen wenige Aenderungen vorgenommen wurden, wofür auch folgende Stellen Zeugniß geben. So trug einer der Censoren darauf an, daß die Stelle, wo von eines Truchseß's Mordversuch auf den König Ludwig weitläufig erzählt wird, aus Rücksicht auf die illustre Familie weggelassen werde; allein sie blieb stehen und findet sich P. II. p. 759. Ein anderer Censor meinte, es sollte die Erzählung, wie der Erzherzog Leopold von Oesterreich mittels eines Schwarzkünstlers seinen Bruder Friedrich aus der Gefangenschaft befreyen wollte, aus dem Grunde wegbleiben, weil sie fabelhaft sey; allein auch sie ging in den Druck über. (P. II. p. 24. nr. LVIII sq.) Ich könnte noch mehrere Stellen beybringen, welche, obwohl beanstandet von den Censoren, stehen geblieben sind; es werden jedoch die bezeichneten hinreichend darthun, daß keine bedeutenden Aenderungen vorgenommen worden, da selbst solche unverändert in den Druck aufgenommen wurden, gegen welche, wie die oben unter litt. a — c aufgeführten, die Censoren so entschieden mißbilligend sich ausgesprochen haben. Nur eine einzige von denselben beanstandete Stelle blieb weg, nämlich folgende, die sich gleich im Eingang des Werkes fand: „asseri Ludovicum IV a Brunnero scriptum, censum et non approbatum fuisse.“ Der Umstand, daß Vervaux sein Werk auf sechs Bände angelegt hatte, während es im Drucke nur zwey umfaßt, nämlich den zweyten und dritten, spricht nicht dagegen. Daß am zweyten und dritten Theil des Manuscripts, welche die Geschichte von Ludwigs Tod bis zu Maximilian umfaßten, und im Drucke mit dem zweyten

Theil vereinigt wurden, nichts geändert, auch nichts davon hinweggenommen wurde, ist um so mehr glaublich, als von den Censoren dagegen gar keine Einwendung erhoben, sondern kurzweg erklärt wurde, daß diese beyden Theile unbedenklich, so wie sie seyen, dem Drucke übergeben werden können.

Noch ist die Frage übrig: wer hat den ersten Theil der Annalen, so wie sie nun gedruckt sind, abgefaßt? — eine Frage, welche sich mit Sicherheit nicht beantworten läßt. So viel ist gewiß, daß das Vervaux'sche Manuscript zur Zeit, als es der Censur übergeben wurde, die ältere Geschichte Bayerns, welche den ersten Theil der Annalen einnimmt, nicht enthielt, da die Censoren, wie oben schon beygebracht wurde, ausdrücklich bemerken, daß der erste Band die Geschichte des Kaisers Ludwig umfasse. Möglich ist indessen immerhin, daß Vervaux später erst diesen Theil der bayerischen Geschichte bearbeitet habe. In Ermanglung der erforderlichen Beweise hiefür wird eine Vergleichung der Darstellungsweise und des Styls allein die nöthigen Anhaltspunkte wenigstens darüber geben können, ob Vervaux ebenfalls denselben verfaßt habe, was nach meiner Ansicht der Fall ist. Daß man sich erst später dazu entschlossen habe, auch die älteste bayerische Geschichte zu bearbeiten, dürfte wohl aus dem Umstande hervorgehen, daß diese Annalen erst im Jahre 1664 die Presse verlassen haben. Zwar trägt das Titelblatt die Jahrzahl 1662, allein da erst in jenem Jahre, wie aus den Rechnungen hervorgeht, Freyexemplare ausgegeben und versendet wurden, so scheint, daß im J. 1662 der Druck des Werkes noch keineswegs geendet, sondern etwa nur begonnen war, indem außerdem nicht erklärlich, warum die Hinausgabe desselben so lange verzögert worden, besonders da dem Churfürsten an der Publication dieses Werkes so viel gelegen war.

Vervaux erlebte die Vollendung des Druckes nicht, denn er starb schon am 15. Septbr. 1661, und ist die oben ausgesprochene Vermuthung richtig, auch Adelzreiter nicht, da er gerade ein Jahr nach Vervaux Tode starb; ja! es dringt sich selbst der Verdacht auf, daß Adelzreiter gar nicht erfahren hat, daß man die Annalen unter seinem Namen herausgeben wolle, daß man vielmehr erst nach seinem Tode, der eben zur rechten Zeit erfolgte, seinen Namen benützte, ebendarum aber genöthiget war, die Vollendung des Druckes in das Jahr 1662, wo er noch lebte, derselbe aber noch kaum begonnen war, zu setzen. Die Dedication ist zwar von Adelzreiter unterzeichnet, kann aber nicht als Gegenbeweis geltend gemacht werden, und der Umstand, daß sie eben so wenig als die Vorrede ein Datum hat, ist kaum zufällig und ohne Bedeutung.

Von Vervaux äußeren Lebensverhältnissen ist wenig bekannt. Was hievon die Todesanzeige enthält, die wie herkömmlich an den General erstattet wurde, füge ich zum Schlusse wörtlich hier bey:

Pater Johannes Vervaux, natione Lotharingus, Patria Sinerio-francus, dioecesis Trevirensis. Hic societatem iam sacerdos ingressus post explicatam in provincia Rheni inferiore philosophiam ac theologiam moralem, Trevirensi collegio rector praefectus est: inde Monachium evocatus primum Serenissimae Elisabetae, tunc Seren. Maximiliano electori ac demum filiis istius Ferdinando ibidem electori ac Maximiliano a confessionibus fuit per annos omnino 30. Vir litteris plerisque ac multo insuper usu ad publicam utilitatem excultus, nec virtute minus pietateque cum Deo conjunctus. Mortuus denique est 15 Septembris 1661 cum vixisset annos 75, in societate 43 quatuor vota professus.

4.

Herr Professor Dr. Phillips las:

Einige Bemerkungen über den Eid der Treue, welchen Hermann von Luxemburg bey seiner Wahl zum Könige der Deutschen, Papst Gregor VII. geleistet hat.

Als die deutschen Fürsten auf ihrer Versammlung, die sie im Jahre 1077 zu Pforchheim hielten, den König Heinrich IV. des Thrones verlustig erklärten und an seine Stelle Rudolf von Rheinfelden, den Herzog von Schwaben erwählten, haben

sie sich dabey eben so sehr gegen die Verfassung des Reiches, als gegen die Ordnung der Kirche verfehlt. Das deutsche Staatsrecht erkannte allerdings gewisse Fälle an, in welchen, wie andre Mitglieder des Reiches, so auch das Haupt, der König, von der Gemeinschaft des Reiches ausgeschlossen werden durfte; zu diesen Fällen gehörte namentlich der, daß ihn die Acht und in Folge derselben der Verlust der Krone traf, wenn er Jahr und Tag in dem Banne der Kirche verharrt hatte. Die Fürsten hätten daher ein Recht gehabt, Heinrich IV. abzusetzen, wenn diese Voraussetzung hier zugetroffen hätte. Dieß war aber nicht der Fall, denn der von dem Papste gebannte König hatte vor dem Ablauf jenes Termines, nach Uebernahme der bekannten Kirchenbusse zu Canossa, die Absolution von der Excommunication erhalten; wiederaufgenommen in die Gemeinschaft der Kirche, konnte fortan von seiner Ausschließung aus der Gemeinschaft des Reiches nicht mehr die Rede seyn. In wie weit Heinrich IV. es hiebey mit seinem Verhalten gegen den Papst aufrichtig gemeint hatte oder nicht, bleibt formell ganz außer Betracht; bis hieher war die Sache abgethan und erst sein späteres Benehmen konnte eine neue Ursache werden, warum die Kirche wider ihn einschritt. Der Papst fuhr daher auch fort, zum großen Verdrusse der deutschen Fürsten, denen jene Absolution sehr unerwünscht gekommen war, Heinrich als König anzuerkennen und erst nachdem dieser ganz offenkundig wiederum mit dem simonistischen Clerus Italiens in Bündniß getreten war und durch seine Tergiversationen eine friedliche Lösung völlig unmöglich gemacht hatte, schritt Gregor VII. nach Ablauf von drey vollen Jahren von Neuem zur Excommunication und erkannte Rudolf von Rheinfelden als König der Deutschen an. Nachdem dieser in der Schlacht an der Elster seinen Tod gefunden hatte, Heinrich aber, wie nach der Bewältigung der Sachsen, so auch damals in dem Siegesübermuthe keine Schranken kannte, sondern, abgesehen von andern Handlungen der Willkühr, durch die ununterbrochene Uebung der Investituren mit Ring und Stab in der Opposition gegen die Kirche verharrte, so mußte es Gregor VII. allerdings darauf ankommen, daß nunmehr ein solches Reichsoberhaupt gewählt würde, auf dessen Anhänglichkeit und Ergebenheit an den päpstlichen Stuhl er zählen konnte. Indem wir es uns für eine andere Gelegenheit vorbehalten, den Versuch zu machen, die innere Bedeutung des Investiturstreites, der, was die Principien anbetrifft, uns noch nicht hinlänglich aufgehellt zu seyn scheint, zu entwickeln, möge hier nur auf das Verhältniß hingewiesen werden, in welches der Papst den neuen König der Deutschen zu dem apostolischen Stuhle zu stellen sich bemühte.

Zu diesem Zwecke sendete der Papst im Jahre 1085 seinen Legaten in Deutschland eine Eidesformel, welche sie dem neu gewählten Könige der Deutschen zum Beschwören vorlegen sollten; doch wurde ihnen dabey gestattet, in dem einen oder andern Punkte jene Formel zu modificiren, nur sollten sie bey der Treue, die sie dem heil. Petrus schuldeten, ja nicht das Versprechen der Treue und des Gehorsams auslassen (non tamen praetermisso integro fidelitatis modo et obedientiae promissione). Es unterliegt daher keinem Zweifel, daß Hermann von Luxemburg, auf welchen die Wahl der Heinrich IV. feindlichen Parthey der Fürsten fiel, jenen Eid der Treue geleistet hat. Man hat diesen Schwur häufig als einen unter den mehreren Beweisen dafür vorgebracht, daß Gregor VII. darnach gestrebt habe, die Königreiche des Abendlandes, insbesondere das deutsche Reich, in eine Lehensabhängigkeit zum päpstlichen Stuhle zu stellen. Diese Ansicht hat unseres Erachtens Bianchi in seinem Werke della potestà e della politia della chiesa in Betreff anderer Reiche vollständig widerlegt; was aber Deutschland anbetrifft, so möchte hiebey wohl noch nicht völlig genügt seyn. Wir denken hier nicht an jene Erzählung, die auch von dem bedeutendsten Biographen Gregors VII., von Voigt, für eine Fabel erklärt wird, daß der Papst dem Könige Rudolf eine Krone mit der Umschrift:

Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo

sondern vielmehr an den oben erwähnten Eid. Von diesem darf man sich keinen Augenblick verhehlen, daß er nach der in einem Briefe Gregors vorliegenden Formel sehr leicht zur Unterstützung der Annahme, hier handle es sich um einen eigentlichen

Lehnseid, gebraucht werden könne. Wir wissen nicht, ob Bianchi die große Schwierigkeit, welche die Eidesformel bietet, etwa nicht gefühlt hat oder ob ihm die Mittel zum Gegenbeweise gemangelt haben; die Ursache, warum seine Darstellung uns nicht befriedigt, sey nun die eine oder die andre, so möge jeden Falles der Versuch eine Entschuldigung finden, eine offen gebliebene Lücke ausfüllen zu wollen.

Die Eidesformel lautet, wie folgt:

Ab hac hora et deinceps fidelis ero per rectam fidem beato Petro Apostolo ejusque vicario Papae Gregorio, qui nunc in carne vivit: et quodcunque ipse Papa praeceperit, sub his videlicet verbis: Per veram obedientiam, fideliter, sicut oportet Christianum, observabo. De ordinatione vero Ecclesiarum et de terris vel censu, quae Constantinus Imperator, vel Carolus, sancto Petro dederunt, et de omnibus ecclesiis vel praediis, quae Apostolicae sedi ab aliquibus viris vel mulieribus aliquo tempore sunt oblata vel concessa et in mea sunt vel fuerint potestate, ita conveniam cum Papa, ut periculum sacrilegii et perditionem animae meae non incurram: et Deo sanctoque Petro, adjuvante Christo, dignum honorem et utilitatem impendam: et ea die, quando illum primitus videro, fideliter per manus meas miles S. Petri et illius efficiar.

Die Schwierigkeiten liegen in den Eingangs-, mehr noch in den Schlußworten der Formel, der übrige Theil derselben berührt unsre Frage nicht. Mit jenen verspricht der König: er wolle von der Stunde des abgelegten Eides und fortan treu seyn nach rechter Treue dem Apostel Petrus und seinem gegenwärtigen Stellvertreter und wolle Alles, wie es einem Christen geziemt, getreulich erfüllen, was ihm der Papst unter dem wahren Gehorsam vorschreiben werde; am Schlusse sagt er zu: er wolle an dem Tage, an welchem er des Papstes zuerst ansichtig werde, durch sein Handgelübde des heiligen Petrus und sein — wir lassen das Wort einstweilen unübersetzt — Miles werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gelübde, bey welchem der Schwörende seine Hände in die

Hände eines Andern legte, gerade vorzugsweise bey der Eingehung eines Lehensverhältnisses üblich war, eben so wenig, daß das Wort Miles sehr häufig in der Bedeutung eines eigentlichen Vasallen vorkommt. Für diesen Sinn von Miles haben wir selbst in einer in den Münchner gelehrten Anzeigen abgedruckten Kritik des Buches von v. Fürth, über die Ministerialen, eine Sammlung von Stellen, die schon der sächsischen Kaiserzeit angehören, geliefert. Die Möglichkeit, daß es sich auch hier um einen eigentlichen Vasalleneid handle, kann nicht in Abrede gestellt werden; es ist möglich, daß nachdem fast die Gesammtheit der Hierarchie, den Papst ausgeschlossen, durch die weltliche Gewalt in den Lehnsnexus hineingezogen war und gerade hierauf die Gefahren, welche die Layen-Investituren der Krone drohten, beruhten — es ist möglich, sagen wir, daß der Papst auf den Gedanken gekommen sey, daß in dem alle Verhältnisse der damaligen Zeit durchdringenden Lehnswesen, auch wiederum eine Abhülfe und ein Schutz gegen jene Gefahr gefunden werden könne und daß dieses das Mittel sey, um aus der Verwirrung und aus der Störung, welche die Eintracht zwischen Kirche und Staat erlitten, herauszukommen. Mit dem vom Standpunkte der Gegenwart möglichen Rückblicke auf die seitdem verflossenen acht Jahrhunderte würden wir einen solchen Ausweg nicht billigen können, denn die römische Kirche ist durch derartige Lehnsverhältnisse, wie sie mit Neapel und, wenn auch auf kurze Zeit, mit England bestanden haben, nur noch immer tiefer in die weltlichen Angelegenheiten verstrickt worden. Sollte nun auch Gregor VII. diese Absicht vorgeschwebt seyn, so würde demnach die den Legaten gegebene Anweisung den Sinn gehabt haben: sie sollten auf dem am Schlusse der Eidesformel ausgedrückten Lehnsnexus nicht bestehen, dagegen um so gewisser auf dem Versprechen der Treue und des Gehorsams beharren, wie es den Eingangsworten gemäß zu leisten sey.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Einige Bemerkungen über den Eid der Treue, welchen Hermann von Luxemburg bey seiner Wahl zum Könige der Deutschen Papst Gregor VII. geleistet hat.

(Schluß.)

Nimmt man also den Schluß in obigem Sinne, so ist um so sicherer in den zu Eingang des Gelöbnisses erwähnten Worten an kein vasallitisches Verhältniß zu denken. Dagegen läßt sich nicht einwenden, daß hier die Ausdrücke fidelis, recta fides und vera obedientia gebraucht werden. Die Eingangsworte: „Ab hac hora et deinceps fidelis ero“ finden sich, mit der geringen Modification, daß für deinceps: in antea gebraucht ist, in dem Eide der canonischen Obedienz, welchen die Bischöfe dem Papste zu leisten haben (S. Cap. Ego N. Episcopus. 4. X. d. jurej. II. 24), so wie in dem Eide wieder, den damals gerade Gregor VII. dem abtrünnigen Patriarchen Heinrich von Aquileja zu beschwören vorlegte (Siehe mein Kirchenrecht Bd. 2. S. 190). Wenn man nun auch nicht sagen kann, es sey noch Niemanden eingefallen, in diesen bischöflichen Eiden wahre Homagialeide zu erkennen, so ist doch eine solche Meinung mit der größten Bestimmtheit als unrichtig zurückzuweisen. Dazu kommt, daß in dem von Hermann von Luxemburg abzulegenden Eide Nichts mehr als eine Obedienz gefordert wird: **sicut oportet Christianum**; es kann also hiemit keine Lehnsobedienz gemeint seyn, denn die Behauptung, daß alle Christen seine Vasallen seyen, ist noch von keinem Papste aufgestellt worden. Jene, das vasallitische Verhältniß gänzlich ausschließende Bedeutung, welche das Wort fidelis in den von der Kirche vorgeschriebenen Eiden hat, gehört aber nicht bloß dem canonischen Rechte an, sondern ist vielmehr aus dem Lehnrechte auf dasselbe übertragen worden. Jeder Vasall ist freylich immer fidelis, nicht aber jeder fidelis ein Vasall. Wer nämlich das Homagium wegen des Empfanges eines Grundstückes leistet, wird Vasall oder „Mann“ eines Andern, und muß sich begreiflicherweise auch dazu verpflichten, seinem Lehnsherrn alle persönliche Ehrerbietung zu erweisen; wer aber als fidelis nur die Hulde (fidelitas) schwört, verpflichtet sich auch nur zu dieser sogenannten Reverenz.

Es bleibt demnach nur noch die Frage übrig: muß denn der Ausdruck: „per manus miles S. Petri effici“ durchaus auf ein wirkliches Lehnsverhältniß bezogen werden? Dieß kann zunächst aus dem Handgelübde nicht gefolgert werden, denn dasselbe war bey der Begründung des bloß persönlichen Verhältnisses der Hulde, ebenfalls nicht nur üblich, sondern schreibt sich daraus her, während die Investitur die feudalistische Zuthat ist, wodurch sich das Homagium von der Hulde unterscheidet. Wir haben daher nunmehr den Ausdruck Miles, oder lieber Miles S. Petri zu berücksichtigen. Derselbe kommt gerade in jener Zeit außerordentlich oft und zwar namentlich bey Bernold von Constanz, demjenigen Schriftsteller vor, dem wir die ausführlichsten Nachrichten über jene spätere Periode Heinrichs IV. ver-

danken. In seinem Necrologium bezeichnet er (Necrolog. Id. Octbr. bey Pertz, Tom. VII. p. 392) Rudolf von Rheinfelden mit jenem Ausdrucke; hätte dieser also nur den oben bemerkten speciellen Sinn und würde er hier in demselben gebraucht seyn, so müßte man annehmen, schon Rudolf habe dem Papste einen wirklichen Lehnseid geleistet. Wenn ferner der Präfect der Stadt Rom ebenfalls so genannt wird (Bernold. Chron. ann. 1077. pag. 434), so könnte man freylich hiebey leicht auf die Annahme des Lehnsnexus geführt werden, allein die nähere Charakteristik jenes Beamten: indefessus miles S. Petri contra schismaticos läßt schon vermuthen, daß dieser Ausdruck miles S. Petri doch noch die allgemeinere Bedeutung eines „Streiters für den heiligen Petrus" habe. Die bey dem Präfecten von Rom zulässige Annahme eines Lehnsnexus kann aber füglich bey dem Grafen Berthold von Thurgau nicht gelten, der beym Jahre 1087 ebenfalls als Miles S. Petri erscheint (p. 466). Auch ist Jedermann die Ergebenheit und Treue der Markgräfin Mathildis von Canossa gegen den heiligen Stuhl bekannt, nicht aber ist sie jemals in das vasallitische Verhältniß zu demselben getreten; aus jenem Grunde wurde sie aber nicht bloß als eine fidelis, sondern sogar als eine fidelissima Miles S. Petri bezeichnet (ann. 1080 p. 433). Rechnen wir dazu, daß beym Jahre 1085 (pag. 438) und an mehreren andren Stellen (ann. 1086. p. 443. p. 445. ann. 1087. p. 446) ganze Schaaren von fideles S. Petri auftreten, ja daß der Ausdruck fidelitas S. Petri (ann. 1086. p. 445) schlechthin für die Anhänglichkeit an das von Heinrich IV. bekämpfte Oberhaupt der Kirche gebraucht wird, so dürfte wohl mit Recht behauptet werden, der Ausdruck Miles S. Petri sey in jener Zeit wenigstens auch in einem ganz andern Sinne als in einer Beziehung auf das Lehnswesen gebräuchlich gewesen.

Wenn es nun erwiesen ist, daß Gregor VII. die Lehnsabhängigkeit andrer Reiche von dem päpstlichen Stuhle nicht beabsichtigt hat, so kann aus der Hermann von Luxemburg vorgelegten Eidesformel nach der obigen Ausführung durchaus mit gar keiner Sicherheit auf eine solche Absicht in Betreff Deutschlands geschlossen werden. Demgemäß scheint die Anweisung, welche Gregor VII. seinen Legaten gab, dahin zu verstehen zu seyn: sie sollten auf jenen Schlußworten der Eidesformel deßhalb nicht beharren, weil ihr Doppelsinn Anstoß geben könne, doch aber darüber nicht unterlassen, darauf zu halten, daß die Huldе und Obedienz gelobt würden.

Hiegegen ließe sich aber noch eine andere Einrede erheben: es sey gar kein Grund vorhanden, warum man jenen Eid nicht für ein Homagium halten wolle, auch würde, wenn dieß der Fall wäre, dadurch nichts geändert, und zwar deßhalb, weil Gregor VII. nicht der erste Papst gewesen sey, durch welchen die deutschen Könige in den Lehnsnexus hätten gezogen werden sollen. Habe doch schon Heinrich II., als er Kaiser wurde, dem Papst Benedict VIII. den Lehnseid geleistet, ja, wenn anders ächt, weise doch bereits die Eidesformel „Tibi Domino" etc., nach welcher Otto der Große Johann XII. Treue gelobte, auf einen solchen hin. Hier langen wir auf dem Gebiete einer andern Controverse an, welche zu behandeln nicht in der Absicht dieser Zeilen lag, in Betreff deren jedoch bereits anderweitig ausgeführt ist (Deutsche Geschichte Bd. 2. S. 49. und in dem bald erscheinenden dritten Bande meines Kirchenrechts §. 123. u. §. 132.), daß alle Eide, welche die deutschen Könige vor ihrer Kaiserkrönung dem Papste schwuren, außer wo sie eigentliche Lehen, wie die Mathildische Erbschaft oder Neapel und Sicilien, empfingen, keine Homagien, sondern nur Eide der Huldе waren.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung vom 8. Januar d. J. wurde

1) durch Hrn. Prof. Spengel nachfolgender Bericht über den Garatonischen Nachlaß zu den Ciceronischen Reden von dem Correspondenten der Akademie, Hrn. Prof. Carl Halm,

vorgelegt.

Da das empfehlende Fürwort, welches mir die k. Akademie ertheilt hat, ohne Zweifel den besten Vorschub leistete, daß die Erlaubniß einer Abschriftnahme der Garatonischen Papiere mit der größten Zuvorkommenheit ertheilt wurde, so erachte ich es für meine Pflicht, nachdem sich jetzt die Abschriften aus dem Garaton. Nachlasse vollständig in meinen Händen befinden, der philosophisch-philologischen Classe über den Umfang und Gehalt dieser Inedita Bericht zu erstatten. Die Beschaffenheit des Nachlasses erheischt es von selbst, eine kurze Geschichte der Garatonischen Bearbeitung der Ciceronischen Rede vorauszuschicken.

In der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unternahm es ein Buchhändler zu Neapel, Maria Porcelli, die umfassende sogenannte Variorum-Ausgabe der Ciceronischen Werke von Grävius neu herauszugeben, welcher Wiederabdruck alles, was seit Grävius für die Kritik und Interpretation des Cicero geschehen war, in Einer Ausgabe vereinen sollte. Das umfangreiche Werk war auf 36 starke Bände berechnet, von denen jedoch bloß 17 erschienen sind. Für die Bearbeitung der Reden war der Verleger so glücklich, den damaligen Vorstand der Barberina zu Rom, Caspar Garatoni, zu gewinnen, der in der kurzen Zeit von drey Jahren sechs Bände der Reden besorgte, und unerachtet der später von ihm selbst so lebhaft beklagten Eilfertigkeit, zu der ihn das Drängen des Verlegers vermochte, sich ganz unbestreitbare Verdienste um seinen Autor besonders auf dem Gebiete der Erklärung erworben hat [1]). Allein schon mit dem 7ten Bande begann das Unternehmen in Stocken zu gerathen. Der Druck wurde mitten im Bande ausgesetzt, und dessen Vollendung erfolgte erst im 7. Jahre nach Erscheinen des 6. Bandes. Es folgten dann noch zwey Bände, die 1787 und 1788 an's Licht traten, als ein doppelter Unfall die von Band zu Band an Gediegenheit gewinnende Ausgabe betroffen und für immer unterbrochen hat. Wie nämlich Garatoni selbst in der Vorrede zu seinen Curae secundae in orationem pro Plancio berichtet, so wurde von dem 10. Bande bereits an der Miloniana gedruckt; er selbst hatte die drey Reden, welche diesen Band noch füllen sollten, schon abgeschickt „orationem pro Rabirio Postumo ex duobus Mureti codicibus emendatiorem, pro Marcello ex Faerniano et insigni altero Mediceo, pro Ligario ex praestanti codice Fulvii Ursini," als ihm von seinem Verleger mit der Nachricht, das Manuscript sey auf dem Wege verloren gegangen, die Aufforderung zukam, die genannten drey Reden von Neuem auszuarbeiten. Aber kaum hatte er die mühselige Arbeit mit schwerem Herzen wieder aufgenommen, als ein neuer Schlag, der Bankerott des Buchhändlers Porcelli, die verdienstvolle Thätigkeit des für seinen Cicero rastlosen Mannes auf längere Zeit gänzlich lähmte. Daß ihm jedoch sein begeisterter Eifer nicht erlaubte, die so lange Jahre mit treuer Liebe gepflegte Arbeit völlig aufzugeben, erzählt der bescheidene Mann selbst mit rührenden Worten in der Vorrede zur zweyten Bearbeitung der Planciana. Man darf annehmen, daß er besonders vom J. 1800 an, wo er sich von Rom nach Bologna zurückzog, „cum infirma valetudo ad honestum otium vocaret, unausgesetzt mit seinen Ciceronischen Studien und Arbeiten beschäftigt war. Von ihm selbst erschienen bekanntlich noch bey seinen Lebzeiten die Curae secundae in Plancianam (Bologna 1815. kl. 4.), deren Vorwort die Jahreszahl 1813 trägt; ohne Vorrede erschien kurz nach Garatoni's Tode sein berühmter Commentar zur Rede pro Milone, indem Gar. die Vollendung des Druckes nicht mehr erlebt hatte, eben so wenig als das Erscheinen seines reichen Commentars zu den für den 11. u. 12. Band bestimmten Philippicae, den er 1816 auf F. A. Wolf's Fürwort an Wernsdorf, ohne eine Entschädigung anzusprechen, gesendet hatte. Da ich die

1) Man vgl. besonders das ehrenvolle und treffende Urtheil Zumpts zu den Verrinen pag. XXVI.

Absicht habe, den jetzt seit mehr als 30 Jahren unbeachtet gelegenen Nachlaß Garatonis in geeigneter Weise zu veröffentlichen, so erlaube ich mir einzuschalten, was in Betreff dieser Sendung an Wernsdorf ein berühmter Freund und Zeitgenosse Garatonis, der Bibliothekar an der Marcusbibliothek zu Venedig, Jac. Morelli an denselben geschrieben hat: „Va bene che li Tedeschi vogliano stampare gli studii vostri Ciceroniani: lo facciano poi per stima di essi o per guadagno loro [2]); basta, che vengano in luce. Certo che meglio sarebbe e più onorifico all' Italia, che il Cicerone vostro fosse stato tutto stampato in Italia: ma per gravissime e luttuose cagioni la Critica dei Classici e lo studio Filologico sopra essi è passato all' estere nazioni, dopo che l'Italia aveva dato l'origine e coltivato quella provincia per più anni. Dico con Geremia: Hereditas nostra versa est ad alienos, e mi vergogno, che siamo tanto ricchi di codici Mss. anche ricuperati, senza avere nazionali che ne facciano uso.“ Daß diese drey zuletzt erschienenen Ausgaben Garatoni's nicht die einzigen Arbeiten waren, die der gelehrte Mann in seiner Muße zu Bologna vollendete, geht aus der erwähnten Vorrede zur Planciana deutlich hervor; was aber der Nachlaß außer den noch fehlenden Commentaren zu den vier Reden, die zwischen der Miloniana und den Philippicae liegen, etwa noch Weiteres enthalte, darüber ist meines Wissens nach Deutschland keine Nachricht gekommen außer der allgemeinen Notiz, die Dionysio Strocchi in einem Aufsatz über das Leben und die Schriften Garatoni's (Opuscoli Letterarii Tom I. p. 147 — 153. Bologna 1818. 8.) mittheilt, daß sich der Nachlaß des gefeyerten Mannes auf alle Reden des Cicero erstrecke. Ja man wußte in Deutschland nicht einmal sicher, wo sich der Nachlaß befinde, da man nach den Mittheilungen Strocchi's zu der Vermuthung berechtigt war, daß derselbe in Bologna, wo Garatoni die letzte Zeit seines Lebens vollbracht hat, hinterlegt sey, wie z. B. Orelli in seiner Literatura Ciceroniana p. 212. irrthümlich angenommen hat. Hierüber erhielt ich zuerst von dem umfassenden Kenner der alten Literatur, dem Hrn. Bibliothekar Dr. Bardili in Stuttgard sichere Auskunft, der mir auf Erkundigungen, die er aus Italien selbst eingezogen hatte, mittheilte, daß sich derselbe auf der öffentlichen Bibliothek (Bibliotheca Classensis) von Ravenna, der Geburtsstadt Garatoni's befinde. Allein nähere Aufschlüsse über den Umfang des Nachlasses zu erhalten, gelang mir erst nach mehreren fruchtlosen Versuchen, die fast meine Beharrlichkeit erschüttert hätten. Endlich verhalf mir zu meinen Wünschen ein eben in Rom anwesender gelehrter Freund von mir, dessen Bescheidenheit nicht erlaubt seinen Namen zu nennen. Dieser veranlaßte den Dr. Theodor Mommsen, der selbst einer der ausgezeichnetsten Kenner des großen römischen Redners ist, auf seiner Rückreise nach Deutschland Ravenna zu berühren und dort den Garatonischen Nachlaß einzusehen. Durch die zuvorkommende Güte des Herrn Dr. Mommsen, die ich mit dem wärmsten Danke erkenne, wurde mir nicht bloß ein genaues Verzeichniß des noch Vorhandenen zu Theil, sondern er machte mir auch nach seiner Rückkehr in die Heimath die Abschriften der wichtigen handschriftlichen Collationen, die er selbst aus dem Nachlasse genommen hatte, zum Geschenke. Da derselbe ferner die erfreuliche Nachricht mittheilte, daß die Erlaubniß einer Abschriftnahme der Papiere, wenn sie in Ravenna selbst gemacht würde, von den dortigen Behörden unschwer zu erreichen sey, und mir dazu die nöthigen Mittel und Wege an die Hand gab, so trug ich um so weniger Bedenken, ein derartiges Gesuch nach Ravenna zu richten, als auch die k. b. Akademie mich mit ihrer gewichtvollen Empfehlung zu diesem Behufe beglückte.

(Fortsetzung folgt.)

2) Daran ist heutigen Tages auch in Deutschland mit philologischen Arbeiten nicht mehr zu denken; ich werde froh seyn, wenn ich in den Stand gesetzt werde, die noch jetzt brauchbaren Inedita Garatoni's zu veröffentlichen, und will gerne auf jeden Gewinn, ja selbst auf einen Ersatz meiner Unkosten verzichten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.
Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht über den Garatonischen Nachlaß zu den Ciceronischen Reden von dem Correspondenten der Akademie, Hrn. Prof. Carl Halm.

(Fortsetzung.)

Die liebevolle Theilnahme, welche mein oben erwähnter Freund meiner Angelegenheit widmete, verschaffte mir auch an dem Herrn Dr. Tycho Mommsen einen sachkundigen Philologen, der sich entschloß, die Arbeit in Ravenna vorzunehmen. Es wäre nicht möglich gewesen, einen Mann zu gewinnen, der mit größerer Ausdauer, Sachkenntniß und Uneigennützigkeit das unerquickliche Geschäft der Abschriftnahme so umfangreicher Papiere geleitet hätte; seiner unermüdeten Thätigkeit gelang es, in der kurzen Zeit von fünf Wochen die mühsame Arbeit zu vollenden, wofür er mich für immer zu dem größten Danke verpflichtet hat.

Ich erlaube mir nun nach dem Befunde der in meinen Händen befindlichen Copien und nach den von Hrn. Dr. Mommsen mitgetheilten einzelnen Notizen zunächst ein Verzeichniß des unedirten Garatonischen Nachlasses, so weit er sich auf die Ciceronischen Reden erstreckt, mitzutheilen.

I. Neue Commentare zu folgenden Reden:

1) zur Rede pro Rege Deiotaro, von Garatoni selbst als absoluta bezeichnet.
2) p. Rabirio Postumo. Bloßer Entwurf und Wiederherstellung des Verlorenen von §. 1—6 med.
3) p. Marcello. Entwurf.
4) p. Ligario. Entwurf.
5) p. Quinctio.
6) p. Sext. Roscio Amerino.
7) p. Archia poeta, mit einer im Institut 1816 gelesenen Einleitung, welche die Ueberschrift trägt: Lectio Academica de indicio publico Archiae Graeci poetae Gasparis Garatoni Patricii Ravennatis.
8) p. Sulla cap. 1 — 14.

II. Randbemerkungen und Zusätze zu den übrigen Reden. Diese sind zu den letzten Bänden, in denen die Arbeit Garatonis immer selbstständiger wurde, sehr dürftig; um so reichhaltiger sind sie zu den früheren Reden. Größere Zusätze sind auf einzelnen Blättern ausgeführt und in die Bände eingelegt; die „Accessiones und Emendationes" zu den drey letzten Verrinischen Reden befinden sich in einem besondern Convolut, und umfassen nach meiner Abschrift 70 Blätter in gr. 4. Außer zu den Verrinen [3]) sind die Nachträge am reichsten zu den Reden pro Cluentio (33 Blätter in 8.), den Catilinarien, pro Flacco, pro domo und den zwey Reden post reditum.

III. Ein sehr großer Fascikel überschrieben:

3) Was zu diesen Reden vorhanden ist, habe ich dem künftigen Herausgeber der Verrinen, Hrn. Prof. Dr. Jordan in Halberstadt, abgetreten.

Reiectanea adnotationum editarum. Dieser sey hier bloß deßwegen Erwähnung gethan, damit nicht etwa ein Gelehrter, der später den Garat. Nachlaß in Ravenna einsehen sollte, in diesem Theile seiner Papiere brauchbare Inedita vermuthen möge. Wie mir nämlich Hr. Dr. Mommsen mittheilt, so zeugt die ganze Beschaffenheit dieser Papiere davon, daß sie sämmtlich in die frühere Zeit Garatonis gehören, und die Kladden zu seinen gedruckten oder später noch in zusammenhängender Darstellung ausgeführten Commentaren sind. Es sind über tausend lose Blätter, für welche später Besseres eingesetzt wurde, oft nur, wie die Vergleichung einzelner lehrt, eines bloßen Citates willen. Aber der sorgfältige Mann hob auch die früheren Ausführungen auf und legte sie zurück; daher die Bezeichnung: Reiectanea adnotationum editarum.

IV. Ein vollkommen zum Druck ausgearbeitetes Manuscript mit der Aufschrift: Locorum ex orationibus Ciceronis apud Rhetores, Grammaticos aliosque antiquos exstantium accurata recensio. Dieselbe ist nach den Reden und in diesen nach den Quellen geordnet, mit Anmerkungen Garatoni's, die sich fast durchweg auf handschriftliche Kritiken beziehen, indem derselbe dazu unbenützte Codices, besonders Barberini, einsah, wie zu Priscianus, Quinctilianus, Plinius, Servius, Isidorus etc. Dazu gehört noch die Abschrift der Ciceronischen Stellen bey Arusianus Messius aus einem Cod. chartac. der Theatiner-Bibliothek zu Neapel.

V. Collationen von Handschriften.

1) Die Collation des berühmten cod. Tegernseensis zu den Reden p. Caecina, p. Sulla, p. Plancio, p. Milone (die beyden letztern von Garat. bereits benützt und edirt), p. Marcello c. 1 — 5 und p. lege Manilia c. 16 — 24, von dem Professor Joh. Christ. Harles in Erlangen im J. 1789 an Garat. gesendet, aber nicht von ihm selbst gefertigt, wie aus Harles Handschrift und den in seinen Briefen gebrauchten Ausdrücken hervorgeht. Die Collation schließt sich an die erste Ernestische Ausgabe von 1756 an.

2) Codex Mediceus XLV. Plutei L. von der or. p. Marcello aus dem XI. Jahrh. in vollständiger Abschrift. Von dem in der Vorrede zur Nanc. erwähnten cod. Faernianus hat sich keine Collation vorgefunden; er wird bloß im Commentare, aber ziemlich häufig erwähnt.

3) Codex Fulvii Ursini zur or. pr. Ligario, aus Murets Vergleichung abgeschrieben, der nur leider keine vollständige Collation dieser vorzüglichen Handschrift, aus der sich noch jetzt Einiges verbessern läßt, gegeben ist.

4) Varianten zur or. p. Rege Deiotaro, gleichfalls aus einem Handexemplare Murets.

5) Cod. Mureti zur or. p. Rabirio Postumo, früher im Besitze von Alexander Glorierius, jetzt in der Bibliothek des Collegii Romani, in der ihn Garatoni selbst neu verglichen hat [4]), nebst Auszügen aus einer zweyten Handschrift, in Murets Handexemplar.

6) Cod. Morellianus saec. XII. zur or. I. Catilinaria.

7) Cod. Tegernseensis zu den Catilinarien, nach der Ausgabe von Cellarius und Westerhovius (Amstelod. 1735), wie es scheint, von Harles selbst verglichen. Nach einer doppelten Probe, die ich von dieser Collation erhielt, muß ich schließen, daß dieß dieselbe Handschrift ist, die sich noch in München befindet, jetzt cod. Lat. Mon. Nro. 19472, von der mir erst kürzlich Hr. Prof. Prantl eine ganz genaue Collation geliefert hat, weßhalb ich keine weitere Abschrift von der Collation in Ravenna nehmen ließ.

8) Cod. Tegernseensis zu den Philippicae, von Harles nach der Ausgabe von Cellarius verglichen. Ueber diesen ertheilen die von Hrn. Dr. Tycho Mommsen eingesehenen Briefe keinen Aufschluß; auch ist meines Wissens nach München keine derartige Handschrift aus dem Kloster Tegernsee gekommen. Allein nach den von Hrn. Dr. Theod.

4) Gar. bemerkt: Est hic codex sane recens et chartaceus, verum ex Poggiano illo transscriptus, de quo post alios egit Ernestus in Opusc. Philol. p. 159, cum eadem Poggii adscriptione, quae in Mediceo reperta est. Vergl. Bandini Catal. Bibl. Laurent. II. p. 431 sqq. u. Fabricii Bibl. Lat. II. p. 261 sq.

Mommsen erhaltenen Proben ist die Handschrift ohne Werth, weßhalb ich keine Copie der Collation nehmen ließ. Garatoni scheint sie ebenfalls ganz bey Seite gelegt zu haben, indem er, wenn ich mich recht entsinne, nirgends von derselben in seinem ein Jahr vor seinem Tode nach Deutschland abgesendeten Commentare Erwähnung macht.

Außerdem enthält der Nachlaß noch die bereits bekannten Collationen des Vaticanus, der Philippicae, eines Vaticanus zu den Reden pro Fonteio und p. Flacco, dessen Lesarten inzwischen Niebuhr (Cic. or. p. Fonteio et p. Rabirio fragm. pag. 112 sqq.) veröffentlicht hat, endlich des trefflichen Nannianus zu den Verrinen (s. Zumpt p. XI sq.), was aber nicht, wie ich sogleich vermuthet habe, als ich das erste Verzeichniß des Nachlasses erhielt, eine neue Collation, sondern bloß eine Zusammenstellung der von P. Nannius in den Castigationes ad Accusat. lib. II. et III. (Lovaniae 1548. 4.) aus seiner Handschrift mitgetheilten Lesarten ist.

Ich erlaube mir noch einige Bemerkungen über die Beschaffenheit der neuen Commentare und über den Werth der handschriftlichen Collationen mitzutheilen. Von den Commentaren sind Nro. 4—8 in der Art, wie die Curae secundae zur Rede pro Plancio, nur etwas kürzer ausgeführt. Sie enthalten, was sich nicht anders erwarten läßt, Vieles, was nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft als unhaltbar oder entbehrlich erscheinen muß, oder durch die Auffindung besserer handschriftlicher Mittel seine Erledigung gefunden hat; allein einen wie mächtigen Fortschritt auch die Kritik und Interpretation der Ciceronischen Reden in diesem Jahrhunderte gemacht hat, so ist doch, wenn mein Urtheil nach einer ersten Durchsicht der Papiere nicht trügt, die Ausbeute an neuen treffenden Erörterungen und Berichtigungen noch immer sehr ansehnlich, und eine mit umsichtiger Auswahl verfahrende Publication gewiß ein verdienstliches Unternehmen. Die letzte Arbeit Garatoni's waren ohne Zweifel die vollendet vorliegenden Curae secundae zur Rede p. Roscio Amerino, deren Reinschrift, wie sich aus einer Aeußerung in den Prolegomena zur Archiana (s. oben I, Nro. 7.) und aus einer Note des Commentars sicher schließen läßt, in das letzte Lebensjahr des rastlosen Gelehrten fällt. Von den Reden, zu welchen der Commentar Garatoni's noch gänzlich fehlt, ist leider nur der zur Rede p. Deiotaro in einer abgeschlossenen Gestalt vorhanden, da dieß die einzige der noch fehlenden Reden ist, welche der unglücklichen Sendung nach Neapel nicht beygegeben war. Der Zustand, in welchem die Commentare zu den drey übrigen Reden vorhanden sind, zeigt deutlich, daß Garatoni in der Wiederausarbeitung der abhanden gekommenen Commentare kaum erst begonnen hatte, als er die Nachricht von dem Porcellischen Fallimente erhielt und nun die undankbare Arbeit völlig bey Seite legte. Das Convolut, welches die erste von diesen drey Reden enthält, trägt folgende Aufschrift: pro Rabirio Postumo. Subreptis, dum Neapolin edendae mittebantur, adnotationibus limatissimis, hae supersunt ex inchoatis, partim etiam reiectaneis. Tentamen reficiendarum interruptum. Aus dieser Aufschrift und aus der Verschiedenheit der vorliegenden Brouillons geht, wie Hr. Dr. Mommsen bemerkt, hervor, daß drey verschiedene Theile in dem Commentare zu unterscheiden sind:

a) Neu ausgearbeitete Anmerkungen bis pag. 22 ed. Graev., wie der ganze Commentar zur Rede p. Deiotaro ist, in Quartblättern, mit denen das Exemplar der Grävе'schen Ausgabe durchschossen ist. (Tentamen reficiendarum.)

b) Der erste offenbar viel ältere Entwurf zum Commentar in 8. (inchoatae, anderswo notae primigeniae genannt).

c) Lose Blätter gewiß ausgeschnitten aus dem nach Neapel gesendeten Exemplar, an deren Stelle neue eingereiht waren, die nun verloren sind. (Notae reiectaneae.)

Der Commentar zur or. p. Ligario ist überschrieben: „Notae affectae, perfectis furto sublatis," der zur Marcelliana: Notae primigeniae. Der größte Theil beyder Commentare ist erster Entwurf, nur Weniges aus den sogenannten Reiectanea eingefügt. Beyde Entwürfe fallen in eine Zeit, in der Garat. die oben unter V. Nro. 2. u. 3. bezeichneten Handschriften, die er in der Vorrede zur Planciana so sehr rühmt, noch nicht gehabt zu haben scheint. Demnach ist die Erwartung, alle

fehlenden Commentare aus Garatoni's letzter Hand zu erhalten, nicht in Erfüllung gegangen; um so reicher ist die Ausbeute an andern Ausarbeitungen und Sammlungen, die man in dem Nachlaß nicht erwarten durfte.

Die handschriftlichen Collectionen sind sämmtlich werthvoll, am werthvollsten außer Nr. 1. die Nummern 2, 3 und 6. Zu bedauern ist, daß von der vortrefflichen Morelli'schen Handschrift (Nr. 6.) bloß die Collation zu der I. Catilinarischen Rede vorliegt. Daß nicht auch die drey übrigen Reden verglichen wurden, hinderte wahrscheinlich der Tod Garatoni's, da Morelli erst am 10. Jan. 1817 demselben die Collation der ersten Rede übersendet hat. In einem zweyten Briefe am 18. Jan. theilt Morelli folgende Stelle mit, die in seiner Handschrift zwischen der ersten und zweyten Rede mit denselben Charakteren wie die Textes-Worte eingetheilt ist:

„Superiore libro Catilina circumventus eloquentia Ciceronis spontaneum elegit exilium; unde Oratori maxima venisse videbatur invidia. Sed postero die timore dissimulato processit ad populum, fingens se timere quod emiserit Catilinam, ut minus sit invidiosum, quod eum in exilium expulerit. Praemium (verb. prooemium) sumptum ab exultatione dicentis verbis pene triumphantibus, quod sine damno rei publicae superare bellum potuerit."

Hr. Dr. Tycho Mommsen bemerkt mit Recht, dieß könne kein Mönch des Mittelalters geschrieben haben; ich zweifle nicht, daß wir hier ein unedirtes Argumentum eines alten Scholiasten haben, der den Standpunkt der Rede ganz richtig zu beurtheilen gewußt hat.

Von den Collationen des Tegernseensis ist am wichtigsten die zur Rede p. Sulla; es ist dieß zweifelsohne das bedeutendste Stück des Nachlasses. Zwar sind auch die Collationen zu der Rede pro Caecina, die Hr. Prof. Jordan in dem nächsten Osterprogramm des Halberstadter-Gymnasiums bekannt machen wird, wie die beyden Fragmente zur Pompeiana und Marcellina von vorzüglicher Güte, aber zur Textesverbesserung aus dem Grunde nicht so erheblich, weil zu diesen Reden die aus derselben Quelle stammende Erfurdter-Handschrift vorliegt. Als Grävius den Erfurdter-Codex benützte, war die Sullana noch ganz in demselben vorhanden. Vandalische Hände haben bekanntlich die Handschrift an mehreren Stellen verstümmelt, so daß jetzt nebst andrem der Schluß der Rede p. Caecina und die Blätter, welche den größten Theil der Sullana (bis zu §. 81.) enthielten, fehlen. Die von Harles besorgte Collation ist geradezu als eine Ergänzung der Lücke im Erf. zu betrachten, indem schon die äußere Gestalt lehrt, daß beyde Handschriften aus gleicher Quelle geflossen sind. Es ist nämlich gewiß kein Zufall, daß die Reden, welche der Tegerns. enthält, in dem Erfurt. unmittelbar beyeinanderstehen; ja sie sind in dem betreffenden Fascikel des Garat. Nachlasses ganz in derselben Reihefolge (p. Caecina, p. Sulla, p. Plancio, p. Milone) aufgeführt, wie sie im Erf. stehen (s. Wunderi Var. Lect. pag. X.); besonders liegt die Collation des Fragmentes der Rede p. lege Manilia, welche Rede im Erf. vor der Caeciniana steht. Es ist zu vermuthen, daß sie auch im Tegerns. dieselbe Stelle eingenommen, aber Harles, da er ein bloßes Fragment vorfand, erst später die Collation nachgetragen hat. Ich kann mir nicht versagen, wenigstens einige von den vielen Verbesserungen, welche der Tegerns. an die Hand gibt, zur Probe mitzutheilen; eine neue Recension und kritische Bearbeitung der Rede gedenke ich, wenn ich dazu einen Verleger finden werde, im Laufe des nächsten Jahres erscheinen zu lassen; wo nicht, so soll diese kritische Ausgabe 1849 als Osterprogramm des Gymnasiums zu Hadamar erscheinen [5]).

(Schluß folgt).

5) Ich möchte es eine Gerechtigkeit des Schicksals nennen, daß es wenigstens einem Bayer vergönnt seyn sollte, die Collation einer der kostbarsten früher in Bayern befindlichen Handschriften, die in den Stürmen der Klösteraufhebung zu Grunde gegangen ist, wieder ans Licht zu ziehen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.
Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht über den Garatonischen Nachlaß zu den Ciceronischen Reden von dem Correspondenten der Akademie, Hrn. Prof. Carl Halm.

(Schluß.)

§. 2. si nostram in accusatione sua necessitudinem familiaritatemque violasset, für necessitatem familiaritatemque. §. 18. quibus ego rebus, iudices, ita flectebar animo atque frangebar, ut iam ex memoria, quas mihi ipsi fecerat insidias, deponerem, ut iam immissum esse ab eo C. Cornelium non obliviscerer, für ut etiam ex memoria. §. 24. qui iam ex tota Italia delecti tecum de honore et de omni dignitate contendent, für contendunt. §. 35. cum, ut initio dixi, defensionem meam auctoritate spoliare voluisset, für cum initio, ut dixi [6]). §. 41. patrimonii naufragus für patrimonio naufr., wie Ernesti vermuthet hat. §. 42. cuius generis erat in senatu facultas maxima, wo die übrigen Handschriften das unentbehrliche erat auslassen. §. 51. Sed quid est tandem, quod indicat per istum puerum Cornelius? Si vetera mihi ignota, cum Hortensio communicata, respondit Hortensius (nämlich in der vor Cicero gehaltenen Rede) für: si est causa mihi ignota . . . respondeat Hortensius. §. 60. ut hoc discidio . . . oppidum in sua potestate posset per Pompeianos habere für posset et Pompeianos. §. 63. Neque ego tantum fraterno amori dandum arbitror, ut quisquam, dum saluti suorum consulat, communem relinquat. Nihil de indicio ferebat, sed poenam ambitus eam referebat, quae fuerat nuper superioribus legibus constituta. Für quisquam de salute und ambitus eam ferebat. Dieß ist nur eine kleine Probe von den schlagendsten Emendationen einer Rede, die, wie man erst jetzt sieht, in ganz interpolirter Gestalt bis jetzt vorlag.

Ich erlaube mir an diesen Bericht noch eine Mittheilung über eine andere deutsche Handschrift von gleichem Werthe anzuschließen, die ebenfalls nach Italien gewandert ist und dort noch ihre einstige Ausbeutung erwartet. Wie ich nämlich aus einer sorgfältigen Prüfung des Cod. Tegerns. ersah, daß auf denselben eine ganz neue Recension der Sullana begründet werden muß, so stieg in mir der Wunsch auf, auch eine Collation des berühmten Palatinus nonus, der von Heidelberg nach dem Vatikan gewandert ist, zu erhalten; denn wenn auch diese Handschrift nur §. 1 — 42 der Rede enthält, so schien es doch lohnend, die vollständige Collation eines Codex zu gewinnen, aus welchem Gruter einige so herrliche Varianten gerade von dieser Rede mitgetheilt hatte. Ich wendete mich deßhalb an H. Director Wunder in Grimma, von dem ich wußte,

6) Sowohl diese Emendation als die zu §. 18. erwähnte hat Hr. Professor Spengel mir sogleich nach dem Erscheinen meiner Ausgabe aus eigener Conjectur mitgetheilt.

daß ihm Niebuhr seine Collation des Pal. IX. zur Sullana abgetreten hatte, und war so glücklich, die eigenhändige Collation Niebuhrs von diesem für Cicero so hochverdienten Gelehrten zu erhalten. Ich bin dem H. Director Wunder um so mehr zum größten Danke verpflichtet, als aus der interessanten Notiz, welche Niebuhr seiner Collation vorausschickt, zu schließen ist, daß man vielleicht in Rom, wohin ich Auftrag ertheilen wollte, die Handschrift nicht aufgefunden hätte. Niebuhr theilt nämlich Folgendes mit:

„Ich hatte wiederholt unter den Heidelb. Handschriften der Vaticana nach dem Cod. IX. Gruters gesucht, woraus die herrlichen Varianten zur Rede pro Sulla genommen sind: da Gruter in seiner Dummheit sagt: „er übergehe viele andere, weil ihrer zu viele wären“ [7]). Unter den Handschriften der Reden fand er sich nicht: Mai gestattete mir den Catalogus einzusehen und suchte selbst bey verschiedenen Gelegenheiten, wann er mir Verpflichtungen hatte — wir fanden nichts und waren gewiß nicht zu irren, da Gruter in jedem Coder eingeschrieben hat, unter welcher Nummer er ihn anführe. — Endlich ganz kurz vor meiner Abreise erbat ich mir die Erlaubniß, auch die übrigen Ciceronischen Handschriften der Vaticana durchsehen zu dürfen, ob der Coder nicht irgendwo versteckt sey. Ich dachte ihn mir als ein sehr altes Fragment. Ich fand — einen sehr dicken Band Cod. 1525, worin die Officia, einige andere philosophische Schriften, und manche Reden standen — auf Papier, frühestens um 1450 geschrieben, von einer deutlichen Hand; und Gruter hatte hineingeschrieben, er bezeichne diesen Coder in den Reden bald als Pal. III., bald als Pal. IX.“

Wie vorauszusehen war, so bestätigt der Palat. IX. fast alle namhaften Verbesserungen, die der Tegerns. an die Hand gibt; er liefert aber außerdem noch eine beträchtliche Anzahl von neuen trefflichen Lesarten, sey es, daß der Collator des Tegerns. manches übersehen, oder daß der Palat. die ächte Quelle noch ungetrübter erhalten hat. Als Probe theile ich bloß eine Verbesserung zu §. 3. mit, wo der Palatinus liest: Nam si est initum a P. Sulla consilium huius urbis inflammandae, exstinguendi imperii, delendae civitatis, mihine maiorem hae res dolorem quam Q. Hortensio . . . afferre debent? während die Ausgaben lesen: consilium civitatis huius inflammandae . . . delendae urbis. Auch diesen Fehler der bisherigen Ausgaben hat der Scharfsinn des Hrn. Prof. Spengel richtig entdeckt, und jetzt dafür die sicherste urkundliche Bestätigung gefunden. Es ist zu bedauern, daß Niebuhr, wahrscheinlich durch seinen nahe bevorstehenden Abgang von Rom verhindert, nicht auch die übrigen in dieser Handschrift vorfindlichen Ciceroniana näher untersucht hat. Da Gruter, abgesehen davon, daß er seine Handschriften gewöhnlich in Bausch und Bogen citirt, einfältiger Weise die Handschrift mit doppelter Nummer bezeichnet hat, und sogar zu einigen Reden einen Palatinus tertius und nonus anführt, so kennt man nicht einmal genau den Inhalt dieser so wichtigen Handschrift. Ich habe daher meinen Freund, den Hrn. Dr. Tycho Mommsen, der sich eben in Rom befindet und mit treuer Liebe meine Interessen im Auge behält [8]), ersucht, mir zunächst ein Verzeichniß des ganzen Inhalts des Coder zu besorgen, und aus den einzelnen Reden ausreichende Proben zu liefern, um den Werth ihrer Recension beurtheilen zu können. Leider erlauben meine Mittel nicht, mir in nächster Zeit die ganze Handschrift collationiren zu lassen; vielleicht aber vermag diese Notiz einen andren Philologen zu bestimmen, diesen noch unbenützten Schatz zum Besten der römischen Literatur auszubeuten.

---

2. Hr. Dr. Lorenz Tutscheck: Ueber die Tumale-Sprache,

folgt später.

---

7) s. Gruter zu cap. 2. gegen Ende, pag. 214. ed. Graev.

8) Ich verdanke ihm unter Andrem die Collation zweyer Handschriften zur Rede pro Marcello, eines Perusinus von vorzüglicher Recension und eines codex Casanatensis aus Rom.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 11. December 1847.

Hr. Conservator Steinheil und Professor Seidel legten nachstehende Arbeit über Reduction der Wägungen vor:

Tafeln zur Reduction der Wägungen.

Unter allen Messungsmitteln ist wohl keines verbreiteter als die Wage. Im bürgerlichen Leben, in allen Gewerben und in einem großen Theil der Wissenschaft, ist sie gleich unentbehrlich; denn sie sagt uns das Wieviel der allgemeinsten Körpereigenschaft, der Schwere. Aber nicht immer wollen wir das Wieviel mit gleicher Genauigkeit beantwortet haben. Dieß richtet sich nach dem, was im betreffenden Falle noch Werth hat. Daher sehen wir auch dieses Instrument in den mannigfaltigsten Gestalten und in den contrastirendsten Graden der Vollendung ausgeführt, und doch immer seinem Zwecke entsprechend. Es könnte überraschen, daß wir an Vollkommenheit so verschiedene Mittel gleich zweckmäßig nennen: der wahre Grund liegt aber darin, daß wir an sie auch nur verschiedene Anforderungen machen; jede soll nur einen bestimmten Theil von dem, was gewogen wird, noch sicher geben; wenn sie dieses leistet, kann sie gut genannt werden und um so besser, je einfacher und rascher sie dieses Resultat herbeyführt. Ja, es wäre offenbar Verschwendung an Zeit und Mitteln, wollten wir ein Instrument anwenden, was mehr gibt als wir verlangen, aber mit größerer Mühe und mit größerem Zeitaufwand.

Daher ist die Feststellung dessen, was man durch die Wage noch sicher erhalten will, in jedem Falle ihrer Anwendung, von der größten Wichtigkeit. Denn es sind dadurch bestimmt die geeignetste Wage und die geeignetste Beobachtungsart. Will man z. B. durch die Wage, wie es in den rohesten Fällen ihrer Anwendung vorkömmt, nur etwa ein Hundertel des Ganzen noch richtig haben, so kann hiezu wohl jede Krämerwage dienen: auf einer Seite Gewicht, auf der andern der zu wägende Gegenstand, gibt die verlangte Genauigkeit, denn die beyden Arme des Wagebalkens sind wohl immer bis auf $\frac{1}{100}$ gleich. Man wählt also ganz geeignet die einfachste Wage und die bequemste Gebrauchsart. Sollte uns aber die Wage noch den tausendsten Theil des zu wägenden richtig geben, was natürlich nur unter der Voraussetzung erfolgen kann, daß sie dafür noch empfindlich genug sey, so treten schon mehrfache Rücksichten ein, ohne deren Beachtung diese Genauigkeit nicht erreicht wird. Bis auf ein Tausendtel sind nämlich die Arme einer solchen Wage nicht als gleich vorauszusetzen. Daher müßte man, den Fehler zu vermeiden, Sache und Gewicht nach einander auf derselben Schale gegen eine Tara auf der andern Seite nach der bekannten Borda'schen Methode abwägen. Dieß wäre zwar nicht nöthig gewesen bey Anwendung einer völlig berichtigten Wage, allein auch diese würde uns nur sagen, daß der Gegenstand, gegen die Gewichte, auf ein Tausendtel in der Luft gleich viel wiegt. Aber deßhalb sind noch nicht die Massen von beyden gleich, was wir eigentlich, und besonders bey allen chemischen und physikalischen Untersuchungen, verlangen. Denn jeder Körper verliert an dem Gewicht, mit welchem er auf die Wage drückt, so viel als die Luft wiegt, welche er verdrängt; wäre nun der zu wägende Körper etwa Alkohol, die Gewichte Messing, so ist der Raum, welchen jener einnimmt, mehr als 10mal größer als das Volumen der Gewichte. Dieser Volumenunterschied an Luft wiegt aber schon mehr als $\frac{1}{1000}$. Wir können also nicht auf so viel richtig wägen, ohne besondere Rücksicht auf das Luftgewicht zu nehmen. Im bürgerlichen Leben wird diese Rücksicht wohl nie nöthig werden, weil es hier einmal üblich ist, unter einem Pfunde des Stoffes so viel zu verstehen, als mit einem Pfund der Gewichte auf der Wage im Gleichgewicht steht, weßhalb der Unterschied dieser Masse von einem wahren Pfunde schon in den Preis eingerechnet wird. Dieser durch seine Einfachheit empfohlene Gebrauch ist zwar nicht streng richtig, wenn man, wie es oft vorkommt, Gewichte von verschiedener specifischer Schwere, also verschiedenem Volumen, anwendet und auch deßhalb nicht, weil das Luftgewicht mit Barometer- und Thermometerstand ändert. Indessen sind diese Aenderungen, als aliquoter Theil des Ganzen, so gering, daß sie in allen vorkommenden Fällen füg-

lich unberücksichtigt bleiben können. Nehmen wir z. B. an, man habe mit Messinggewichten ein Kilogramm Gold bey 336‴ Barometerstand und 0° Temperatur abgewogen, dann aber wäge man dieselbe Quantität Gold an anderem Orte bey 300‴ Barometer und bey 30 C. Temp. wieder ab, so wird im zweyten Falle das Gold um 17 Milligr., d. h. um seinen 60,000ten Theil, leichter erscheinen. Man sieht, daß selbst in dem von uns gewählten extremen Falle auch für die theuersten Stoffe und die größte im bürgerlichen Leben geforderte Genauigkeit die Vernachläßigung dieser Aenderung völlig erlaubt ist.

Ganz anders aber verhält es sich bey chemischen und physikalischen Abwägungen. Hier muß durch die Wage die Masse bestimmt werden, weil man Procente derselben für Bestandtheile von verschiedener specifischer Schwere haben will. Bey der Bestimmung der Masse aber kömmt das ganze Luftgewicht, und nicht bloß die Aenderung desselben, in Betracht. Beträgt nun dieses mehr, als die Wage noch angibt, so wird offenbar ein Theil der Genauigkeit der Beobachtung geopfert durch seine Vernachläßigung. Wenn dessenungeachtet sehr häufig Untersuchungen ohne diese Rücksichten geführt werden, so mag wohl der Grund darin liegen, daß die Reduction z. B. nach den von Bessel gegebenen Formeln mehr Zeit in Anspruch nimmt, als oft dem Gegenstand gewidmet werden soll. Indessen können diese Reductionen für die hier berührten Fälle auf eine sehr bequeme Form gebracht werden.

Die beygefügte Tafel enthält diese Reductionen für Stoffe von verschiedener specifischer Schwere, zunächst für den Fall, wenn man bey den Wägungen Gewichte von Messing gebraucht hat, und gibt sie direkt in Milligrammen auf ein abgewogenes Kilogramm. Man sucht unter den von 0,3 bis 23,6 fortgehenden Zahlen der ersten Columne das als bekannt vorausgesetzte specifische Gewicht des abgewogenen Körpers, und findet in der zweyten entsprechend die Reduction, d. h. die Zahl von Milligrammen, welche den aufgelegten Gewichten per Kilogramm mit dem Zeichen der Tafel beygerechnet werden müssen, um die wahre Masse des abgewogenen Körpers zu finden. Diese Zahl ist eigentlich der Gewichtsunterschied der vom Körper und von den Messinggewichten verdrängten Luft bey 1 Kilogr. Masse. Es versteht sich aber von selbst, daß sie ebenso für jede andere Last gilt, wenn man unter der Reductionszahl immer millionste Theile dieser Last versteht. Die Tafel gilt also nicht bloß für das französische Gewicht und das Kilogramm, sondern für jedes andere und jede Last.

Wäre nun der Barometerstand bey allen vorzunehmenden Abwägungen 336 Pariser Linien und die Temperatur + 16° C., für welche Angaben die Tafel direct berechnet ist, so wäre, mit Anbringung dieser Zahl, die ganze Reduction abgemacht. Ist aber der Barometerstand von 336‴ verschieden, so muß man für jede Linie Unterschied die Reduction um so viel verändern, als die dritte Columne angibt, und zwar verkleinern, wenn der Barometerstand unter 336‴ ist. Ist auch die Temperatur nicht die vorausgesetzte von 16° C., so muß ebenso für jeden Grad C. die Reduction um so viel corrigirt werden, als die vierte Columne angibt; wobey auf die Regel zu achten ist, daß eine höhere Temperatur die Reductionszahl verkleinert. Diese Berücksichtigung des Barometers und Thermometers bey Wägungen wird indeß nur in denjenigen Fällen erforderlich werden, wo man mit bedeutenden Lasten zu thun hat und also noch sehr kleine Theile des Ganzen z. B. $\frac{1}{100000}$ sicher haben will. Für die meisten vorkommenden Fälle aber wird die Beyfügung der Zahl der zweyten Columne genügen, was so einfach ist, daß es wohl jedem Beobachter zugemuthet werden kann. Wir glauben daher durch die Bekanntmachung dieser Tafel den Wünschen mancher Beobachter zu entsprechen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 23. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Tafeln zur Reduction der Wägungen.

(Schluß.)

Uebrigens kann unsere Tafel auch angewendet werden, wenn die Gewichte, deren man sich bedient hat, nicht von Messing (vom specifischen Gewicht 8,4), sondern von irgend einem andern Stoff waren. Nur hat man in diesem Fall zweymal in die Tafel einzugehen, erstens, wie zuvor, mit dem specifischen Gewichte des abgewogenen Körpers, und dann auch mit dem der angewandten Gewichte. Die beyden Reductionen, welche man auf solche Art erhält, müssen zusammen addirt werden, wenn sie verschiedene algebraische Zeichen haben, und von einander subtrahirt, im Falle sie gleiches Zeichen haben. Um das, was so herauskommt, muß man die Summe der abgelesenen Gewichte in Milligrammen per Kilogramm vergrößern, wenn der gewogene Körper specifisch leichter ist als die Gewichte, mit denen er verglichen wurde, im entgegengesetzten Fall aber verkleinern, und erhält auf solche Art die wahre Masse des Körpers, der den aufgelegten Gewichten die Wage hält. — Die Entwicklung der Formeln, auf welche sich unsere Tafel gründet, findet man im IV. Bd. Abth. I. der Denkschriften der mathematisch-physikalischen Classe der k. b. Akademie, wo sie in der Abhandlung „über das Bergkrystallkilogramm ꝛc.“ von Einem von uns entwickelt sind.

Um das Gesagte anschaulich zu machen, wollen wir die verschiedenen Fälle in Beyspielen erörtern.

Beyspiel I.

Man habe eine Masse Platina, deren specifisches Gewicht bey 0°, auf Wasser der größten Dichtigkeit bezogen, = 21,0 sey, ins Gleichgewicht gebracht mit 10,000 Gran Messinggewichten: welches ist die wahre Masse dieser Platina?

Man sucht 21,0 in der ersten Columne der Tafel, und findet in der zweyten daneben die Zahl — 87, — d. h. 87 Milliontel des Ganzen (hier 10,000 Gran), also 0,87 Gran, müssen von den Gewichten abgezogen werden, um die gesuchte Masse Platina zu erhalten; dieselbe ist daher

10000 — 0,87 = 9999, 13 Gran.

Wenn der Barometer selbst um 10 Linien anders gestanden wäre, als die Tafel voraussetzt, so würde dieß die Reduction doch nur um 0,03 Gran verändern; denn neben — 87 der zweyten Spalte steht 0,3 in der dritten, d. h. eine Linie Barometerstand macht 3 Zehnmilliontel, folglich 10 Linien 3 Milliontel oder für uns 0,03 Gran Unterschied; es werden daher selten Fälle vorkommen, wo noch Rücksicht hierauf und ebenso auf den Temperaturunterschied zu nehmen wäre. Hätten wir statt 10000 Gran Platina nur 1000 Gran abzuwägen gehabt, so wäre natürlich die ganze Reduction 10mal kleiner geworden; sie würde dann nur noch 0,087 oder 0,09 Gran betragen, was schon in vielen Fällen vernachläßigt werden kann.

Beyspiel II.

Man wolle genau ein Kilogramm Schwefel (vom specifischen Gewicht 1,98) abwägen: der Barometerstand sey 316‴0, die Temperatur 30° C., es fragt sich, wie viel Messinggewicht muß aufgelegt werden?

Die Tafel gibt in der zweyten Columne für das specifische Gewicht 1,98 die Zahl + 472, daneben in der dritten 1,5; in der vierten 1,7. Wegen des Barometerstandes, der 20 Linien tiefer, als in der Tafel vorausgesetzt ist, vermindert sich also die Reductionszahl 472 um 20 . 1,5 = 30; wegen des Thermometerstandes, der 14° höher ist als in der Tafel, vermindert sie sich gleichfalls um 14 . 1,7 = 24. Man hat also

Correction = 472 — 30 — 24
= 418 Milliontel des Ganzen oder Milligrammen auf das Kilogramm.

Hätte man also eine Masse Schwefel auf der Wage mit 1 Kilogramm Messing in's Gleichgewicht gebracht, so würde jene, da das Zeichen der Tafel + ist, betragen haben

1 Kilogr. + 418 Milligr. = 1000418 Milligr.

Wir wollen aber nur der Masse nach 1 Kilogramm Schwefel haben, daher müssen wir um obige 418 Milligr. weniger Gewichte auflegen, d. h.

1000000 — 418 = 999582 Milligr.

Messinggewichte halten genau Einem Kilogr. Schwefel das Gleichgewicht unter den angenommenen Verhältnissen.

Beyspiel III.

Mit Bergkrystallgewichten (specifisches Gewicht = 2,65) solle genau ein Pfund = 5760 Gran Platina (von 21,0) abgewogen werden: der Barometerstand sey 320 Linien, die Temperatur + 6° C.: wie viel Gran Krystall müssen aufgelegt werden?

Die Tafel gibt für 21,0 die Zahlen — 87; 0,3; 0,3, da der Barometerstand hier 16 Linien niedriger ist als 336‴, so vermindert sich die Zahl 87 um 16 . 0,3 = 5, ferner, da der Thermometer 10 Grad tiefer ist als in der Tafel, vergrößert sie sich um 10 . 0,3 = 3. Man erhält also für Platina

87 — 5 + 3 = 85

und zwar hat diese Reduction das Zeichen —.

Ebenso gibt die Tafel bey 2,65 die Zahlen + 316; 0,9; 1,1; die Reductionszahl für den Krystall (316) muß also wegen des Barometers vermindert werden um 16 . 0,9 = 14, wegen des Thermometers aber vergrößert um 10 . 1,1 = 11; sie wird daher

316 — 14 + 11 = 313

Diese Reductionszahl für den Krystall hat das Zeichen +, also das entgegengesetzte von derjenigen für Platina (85), weßhalb sie, nach der oben aufgestellten Regel, zusammen addirt werden müssen:

85 + 313 = 398

Diese 398 sind millionste Theile der ganzen Last von 1 Pfund oder 5760 Gran; in Gran verwandelt betragen sie also

$\frac{398}{1000000}$. 5760 = 2,29

Hätte man demnach eine Masse Platina mit 5760 Gran Bergkrystall in's Gleichgewicht gebracht, so würde man, um ihre wahre Masse zu erhalten, die Ablesung 5760 der Gewichte, weil Platina schwerer ist als Krystall, verkleinern müssen um 2,29 Gran, d. h. man hätte nur 5760 — 2,29 = 5757 , 71 Gran Platina gehabt. Umgekehrt wird man daher, um genau 5760 Gran oder ein Pfund Platina auszuwägen, um 2,29 Gran mehr Bergkrystallgewichte, also

5762,29 Gran

auflegen müssen.

Für die Fälle, wo noch größere Genauigkeit, als die von $\frac{1}{100000}$ des Ganzen, verlangt wird, behalten wir uns vor in einer weiteren Abhandlung die geeigneten Vorschriften und Tafeln mitzutheilen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. Januar 1848.

I.

Se. Erlaucht der Herr Graf Wilhelm von Württemberg zeigte die von ihm bearbeitete Terrainkarte vom südwestlichen Deutschland (Maaßstab $\frac{1}{325000}$) vor, welche das Land von den Vogesen bis gegen Regensburg, also auch das bayerische Hochgebirg und den bayerischen Jura umfaßt, und als Grundlage für eine Reihe von Karten geognostischen, physikalischen, pflanzengeographischen, historischen, antiquarischen und militärischen Inhalts dienen soll; — und erläuterte diese Vorzeigung durch einen höchst interessanten mündlichen Vortrag.

II.

Hr. Dr. A. Vogel jun. hielt folgenden Vortrag über die Gutta Percha.

Die Eigenschaft der seit zwey Jahren unter dem Namen Gutta Percha im Handel vorkommenden Substanz, sich im warmen Wasser zu erweichen und dehnbar zu werden, hat zu mannigfaltigen technischen Anwendungen als Surrogat des Leders, wie auch zur Fabrication von Luxusgegenständen Veranlassung gegeben. Um dem Gutta Percha noch eine verbreitetere Anwendung zu geben, hat man sich vielfach damit beschäftigt, dafür ein geeignetes Lösungsmittel aufzufinden. Es war schon länger bekannt, daß sich Gutta Percha in kochendem Terpentinöl löse. Diese Terpentinöl-Lösung konnte aber nur eine geringe Anwendung finden, da sie auf feste Gegenstände, wie z. B. Glas, Marmor ꝛc. gestrichen stets eine klebrige Oberfläche hinterläßt, sehr schwer trocknet, auf Papier gebracht meistens Flecken hervorbringt und den damit bestrichenen Gegenständen den eigenthümlichen Terpentinöl-Geruch mittheilt. Die vollkommene Unlöslichkeit des Gutta Percha in Weingeist, Aether, Säuren, ätherischen Oelen ꝛc. veranlaßte mich, den Schwefelkohlenstoff zur Auflösung von Gutta Percha zu versuchen und es zeigte sich, daß es hierin vollkommen und in allen Verhältnissen schon in der Kälte nach kurzer Zeit löslich ist. Da ich die ersten Versuche über diesen Gegenstand schon in einem wissenschaftlichen Journale mitgetheilt habe, so beschränke ich mich darauf, hier die fortgesetzten Arbeiten und namentlich die Anwendungen, welche die Lösung von Gutta Percha in Schwefelkohlenstoff seit dieser Zeit gefunden, der k. Akademie vorzulegen.

Da die Auflösung von Gutta Percha in Schwefelkohlenstoff auf eine Fläche ausgegossen sehr schnell verdampft und dann eine vor dem Einfluß des Wassers und der Luft schützende dünne Schicht von Gutta Percha zurückläßt, so habe ich versucht, diese Lösung zur Deckung von Schnittwunden zu benützen. Da der Schwefelkohlenstoff wegen seiner großen Flüchtigkeit beym Verdampfen auf der Haut Kälte erzeugt, so wirkt diese Lösung außer der schnellen Vereinigung der Wundränder noch als antiphlogistisches Mittel. Der im Handel vorkommende Schwefelkohlenstoff enthält gewöhnlich Schwefelwasserstoff und verbreitet dadurch einen unangenehmen Geruch; es ist deßhalb nothwendig, den Schwefelkohlenstoff, bevor er zur Lösung des Gutta Percha verwendet wird, mit etwas Bleyweiß oder Bleyglätte zu schütteln, wodurch er von dieser Beymengung befreyt wird. Die bisher damit angestellten Versuche haben sehr günstige Resultate geliefert.

Herr Prof. Zuccarini hatte die Güte, mich zu veranlassen, diese Gutta Percha Lösung zum Ueberzug von Früchten zu benützen. Bekanntlich werden Früchte, wenn sie versendet oder in wissenschaftlichem Interesse aufbewahrt werden sollen, mit Wachs überzogen. Neben der Unsicherheit der Conservirung auf diese Weise ergibt sich noch der Nachtheil, daß es nicht leicht ist, das Wachs ohne Verletzung der Frucht vollkommen zu entfernen. Ueberstreicht man dagegen eine Frucht mit der Gutta Percha Lösung, so wird sie durch die dünne Schicht von Gutta Percha vor Luft und Wasser geschützt und somit auch das Eintrocknen verhindert, abgesehen davon, daß der Ueberzug von Gutta Percha sehr leicht auf mechanischem Wege oder auch durch heißes Wasser abgenommen werden kann.

Da durch Benetzen mit der Gutta Percha Lösung in Schwefelkohlenstoff Druckpapier augenblicklich in Schreibpapier umgewandelt wird, so kann diese Flüssigkeit sehr zweckmäßig auf radirte Stellen statt des Sandaraks gebraucht werden.

Wie hermetisch auch die dünnste Schicht von Gutta Percha die darunter liegende Stelle schützt, ergibt sich daraus, daß dicke Striche mit weißer Kreide auf Papier, wenn sie mit der Lösung benetzt sind, durchaus mit Säuren nicht mehr aufbrausen. Wenn es sich durch fortgesetzte Versuche mit der Zeit herausstellt, daß dieser Ueberzug für die Dauer haltbar ist, so wird das Gutta Percha in künstlerischer Beziehung als Deckungsmittel für Kohlen- und Kreidezeichnungen eine große Anwendung finden, indem es vor dem bisher gebräuchlichen Leimwasser den Vorzug gewährt, daß zufällige Verunreinigungen durch Abwaschen mit Wasser entfernt werden können, was bey der Auflöslichkeit des Leims in Wasser natürlich nicht möglich ist.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten November und December 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Herrn Fil. Parlatore, Prof. in Florenz:

Giornale botanico italiano. T. II. Anno 2. Fasc. 5. 6. 7. 8. Firenze 1847. 8.

Von der Geological Society of London:

Quarterly Journal. No. 11. 12. August. Nov. 1847. London 1847. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. August, September, October, November, December 1847. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXIV. No. 25. 26. Tom. XXV. No. 1 — 6. Juillet — Août. No. 17 — 19. Sept. Oct. Nov. 1847. Paris 1847. 4.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Oversigt over det kgl. danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeider. Aaret 1846. af Selskabets Secretair H. C. Oersted. Kjöbenhavn 1847. 8.

Det kongelige danske Videnskabernes selskabs naturvidenskabelige og mathematiske afhandlinger. Tolvte Deel. Kjöbenhavn 1846. 4.

Von der Société roy. des sciences de Liège:

Mémoires. Tom. IV. Prem. partie. Liège 1847. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1845. Berlin 1847. 4.

Monats-Berichte Juli, August, September, Oktober 1847. Berlin 1847. 8.

Von dem Ferdinandeum in Insbruck:

23. Jahresbericht 1846. Insbruck 1847. 8.

Neue Zeitschrift. 9. Bdch. 1843. 8.

Von Herrn Dr. Gust. Bischof, Bergrath in Bonn:

Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie. I. Bd. II. Abth. Bonn 1847. 8.

Von der Société ethnologique de Paris:

Bulletin. Année 1846. 1847. Paris. 8.

Mémoires. Tom. premier 1841, second. 1845. Paris. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres et des beaux-arts de Belgique:

Bulletin. Tom. XIII. II. partie 1846. Tom. XIV. I. partie 1847. Bruxelles 1846. 47. 8.

Mémoires. Tom. XX. Bruxelles 1847. 4.

Mémoires couronnés et mémoires des savants étrangers. Tom. XIX. 1845 et 1846. Tom. XX. I. u. II. partie 1846. Tom. XXI. 1846. Bruxelles 1847. 4.

Annuaire. Treizième année. Bruxelles 1847. 8.

Adresse à M. le Ministre de l'intérieur sur l'état et les travaux de l'observatoire royal, pendant l'année 1846 par M. Quetelet. 8.

Notice sur la vie et les travaux scientifiques de J. C. A. Peltier, prof. etc. Paris 1847. 8.

(Fortsetzung folgt.)

(Mit einer Beylage.)

(Beylage zu den gelehrten Anzeigen Nro. 38.)

Tafeln zur Reduction der Wägungen.

Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch		Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch	
		Barom.	Thermom.			Barom.	Thermom.
0,30	+ 3943	11,8	13,8	0,61	+ 1861	5,5	6,5
0,31	3810	11,4	13,4	0,62	1829	5,4	6,3
0,32	3686	11,0	12,9	0,63	1798	5,3	6,3
0,33	3570	10,7	12,5	0,64	1767	5,3	6,2
0,34	3460	10,3	12,1	0,65	1737	5,2	6,1
0,35	3357	10,0	11,8	0,66	1708	5,1	6,0
0,36	3259	9,7	11,4	0,67	1680	5,0	5,9
0,37	3167	9,5	11,1	0,68	1653	4,9	5,8
0,38	3079	9,2	10,8	0,69	1628	4,8	5,7
0,39	2996	8,9	10,5	0,70	1603	4,8	5,6
0,40	2918	8,7	10,2	0,71	1579	4,7	5,5
0,41	2843	8,5	10,0	0,72	1555	4,6	5,4
0,42	2772	8,3	9,7	0,73	1531	4,6	5,3
0,43	2703	8,1	9,5	0,74	1508	4,5	5,3
0,44	2638	7,9	9,2	0,75	1486	4,5	5,2
0,45	2576	7,7	9,0	0,76	1465	4,4	5,1
0,46	2517	7,5	8,8	0,77	1444	4,3	5,1
0,47	2460	7,3	8,6	0,78	1424	4,2	5,0
0,48	2405	7,2	8,4	0,79	1404	4,2	4,9
0,49	2353	7,1	8,2	0,80	1384	4,1	4,8
0,50	2303	6,9	8,1	0,81	1365	4,1	4,8
0,51	2255	6,8	7,9	0,82	1347	4,1	4,7
0,52	2209	6,6	7,7	0,83	1329	4,0	4,6
0,53	2165	6,5	7,6	0,84	1311	4,0	4,6
0,54	2122	6,3	7,4	0,85	1294	3,9	4,5
0,55	2081	6,2	7,3	0,86	1277	3,9	4,5
0,56	2041	6,1	7,1	0,87	1261	3,8	4,4
0,57	2002	6,0	7,0	0,88	1245	3,8	4,3
0,58	1965	5,9	6,9	0,89	1229	3,7	4,2
0,59	1930	5,8	6,7	0,90	1214	3,6	4,2
0,60	1895	5,6	6,6	0,91	1199	3,6	4,2

Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch		Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch	
		Barom.	Thermom.			Barom.	Thermom.
0,91	+ 1199	3,6	4,2	1,21	+ 865	2,6	3,0
0,92	1184	3,5	4,2	1,22	858	2,6	3,0
0,93	1170	3,5	4,1	1,23	850	2,5	3,0
0,94	1156	3,5	4,1	1,24	841	2,5	2,9
0,95	1142	3,4	4,0	1,25	833	2,5	2,9
0,96	1128	3,4	4,0	1,26	825	2,5	2,9
0,97	1114	3,3	3,9	1,27	817	2,5	2,9
0,98	1101	3,3	3,9	1,28	810	2,4	2,9
0,99	1089	3,3	3,8	1,29	802	2,4	2,9
1,00	1077	3,2	3,8	1,30	795	2,4	2,8
1,01	1065	3,2	3,7	1,31	788	2,4	2,8
1,02	1053	3,1	3,7	1,32	781	2,4	2,8
1,03	1042	3,1	3,6	1,33	774	2,3	2,8
1,04	1030	3,1	3,6	1,34	767	2,3	2,8
1,05	1019	3,0	3,6	1,35	760	2,3	2,7
1,06	1008	3,0	3,5	1,36	754	2,3	2,7
1,07	997	3,0	3,5	1,37	747	2,3	2,6
1,08	987	2,9	3,5	1,38	740	2,3	2,6
1,09	976	2,9	3,4	1,39	734	2,3	2,6
1,10	966	2,9	3,4	1,40	728	2,2	2,5
1,11	956	2,8	3,3	1,41	722	2,2	2,5
1,12	946	2,8	3,3	1,42	715	2,2	2,5
1,13	937	2,8	3,3	1,43	709	2,2	2,5
1,14	927	2,8	3,2	1,44	703	2,2	2,5
1,15	918	2,7	3,2	1,45	698	2,1	2,4
1,16	909	2,7	3,2	1,46	692	2,1	2,4
1,17	900	2,7	3,2	1,47	686	2,1	2,4
1,18	891	2,6	3,1	1,48	680	2,1	2,4
1,19	882	2,6	3,1	1,49	675	2,1	2,4
1,20	873	2,6	3,1	1,50	670	2,0	2,3
1,21	865	2,6	3,0	1,51	665	2,0	2,3

Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch		Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch	
		Barom.	Thermom.			Barom.	Thermom.
1,52	+ 659	2,0	2,3	2,12	+ 431	1,3	1,5
1,54	648	2,0	2,3	2,14	426	1,3	1,5
1,56	638	1,9	2,3	2,16	421	1,3	1,5
1,58	628	1,9	2,2	2,18	416	1,3	1,5
1,60	618	1,8	2,2	2,20	410	1,2	1,4
1,62	608	1,8	2,2	2,22	405	1,2	1,4
1,64	599	1,8	2,2	2,24	400	1,2	1,4
1,66	591	1,8	2,1	2,26	395	1,2	1,4
1,68	582	1,7	2,1	2,28	391	1,2	1,4
1,70	574	1,7	2,0	2,30	386	1,1	1,3
1,72	565	1,7	2,0	2,32	381	1,1	1,3
1,74	557	1,7	2,0	2,34	377	1,1	1,3
1,76	549	1,7	2,0	2,36	373	1,1	1,3
1,78	541	1,6	1,9	2,38	368	1,1	1,3
1,80	534	1,6	1,9	2,40	364	1,1	1,3
1,82	526	1,6	1,9	2,42	360	1,1	1,3
1,84	519	1,6	1,8	2,44	355	1,0	1,2
1,86	512	1,6	1,8	2,46	351	1,0	1,2
1,88	505	1,6	1,8	2,48	347	1,0	1,2
1,90	498	1,5	1,7	2,50	343	1,0	1,2
1,92	491	1,5	1,7	2,52	339	1,0	1,2
1,94	484	1,5	1,7	2,54	336	1,0	1,1
1,96	478	1,5	1,7	2,56	332	1,0	1,1
1,98	472	1,5	1,7	2,58	328	1,0	1,1
2,00	466	1,4	1,6	2,60	325	1,0	1,1
2,02	460	1,4	1,6	2,65	316	0,9	1,1
2,04	454	1,4	1,6	2,70	307	0,9	1,1
2,06	448	14,	1,6	2,75	299	0,9	1,0
2,08	442	1,4	1,6	2,80	291	0,9	1,0
2,10	437	1,3	1,5	2,85	283	0,8	1,0
2,12	431	1,3	1,5	2,90	276	0,8	1,0

Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch		Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch	
		Barom.	Thermom.			Barom.	Thermom.
2,90	+ 276	0,8	1,0	4,8	+ 109	0,3	0,4
2,95	269	0,8	0,9	4,9	104	0,3	0,4
3,00	262	0,8	0,9	5,0	99	0,3	0,3
3,05	255	0,8	0,9	5,1	94	0,3	0,3
3,10	249	0,7	0,9	5,2	90	0,3	0,3
3,15	242	0,7	0,8	5,3	85	0,3	0,3
3,20	236	0,7	0,8	5,4	81	0,2	0,3
3,25	231	0,7	0,8	5,5	77	0,2	0,3
3,30	225	0,7	0,8	5,6	73	0,2	0,3
3,35	219	0,7	0,8	5,7	69	0,2	0,2
3,40	214	0,6	0,7	5,8	65	0,2	0,2
3,45	209	0,6	0,7	5,9	62	0,2	0,2
3,50	204	0,6	0,7	6,0	58	0,2	0,2
3,55	199	0,6	0,7	6,1	55	0,2	0,2
3,60	194	0,6	0,7	6,2	52	0,2	0,2
3,65	189	0,6	0,7	6,3	48	0,1	0,2
3,70	185	0,6	0,6	6,4	45	0,1	0,2
3,75	180	0,5	0,6	6,5	42	0,1	0,1
3,80	176	0,5	0,6	6,6	40	0,1	0,1
3,85	172	0,5	0,6	6,7	37	0,1	0,1
3,90	168	0,5	0,6	6,8	34	0,1	0,1
3,95	164	0,5	0,6	6,9	32	0,1	0,1
4,00	160	0,5	0,6	7,0	29	0,1	0,1
4,1	153	0,5	0,5	7,1	27	0,1	0,1
4,2	146	0,4	0,5	7,2	24	0,1	0,1
4,3	139	0,4	0,5	7,3	22	0,1	0,1
4,4	132	0,4	0,5	7,4	20	0,1	0,1
4,5	126	0,4	0,5	7,5	17	0,1	0,1
4,6	120	0,4	0,4	7,6	15	0,0	0,1
4,7	114	0,3	0,4	7,7	13	0,0	0,0
4,8	109	0,3	0,4	7,8	11	0,0	0,0

Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch Barom.	Aenderung durch Thermom.	Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch Barom.	Aenderung durch Thermom.
7,8	+ 11	0,0	0,0	10,8	— 32	0,1	0,1
7,9	9	0,0	0,0	10,9	33	0,1	0,1
8,0	7	0,0	0,0	11,0	34	0,1	0,1
8,1	5	0,0	0,0	11,1	35	0,1	0,1
8,2	4	0,0	0,0	11,2	36	0,1	0,1
8,3	+ 2	0,0	0,0	11,3	37	0,1	0,1
8,4	0	0,0	0,0	11,4	38	0,1	0,1
8,5	— 2	0,0	0,0	11,5	39	0,1	0,1
8,6	3	0,0	0,0	11,6	40	0,1	0,1
8,7	5	0,0	0,0	11,7	41	0,1	0,1
8,8	7	0,0	0,0	11,8	42	0,1	0,1
8,9	8	0,0	0,0	11,9	43	0,1	0,1
9,0	10	0,0	0,0	12,0	44	0,1	0,2
9,1	11	0,0	0,0	12,1	44	0,1	0,2
9,2	13	0,0	0,0	12,2	45	0,1	0,2
9,3	14	0,0	0,0	12,3	46	0,1	0,2
9,4	15	0,0	0,1	12,4	47	0,1	0,2
9,5	17	0,0	0,1	12,5	48	0,1	0,2
9,6	18	0,1	0,1	12,6	48	0,1	0,2
9,7	19	0,1	0,1	12,7	49	0,1	0,2
9,8	20	0,1	0,1	12,8	50	0,1	0,2
9,9	22	0,1	0,1	12,9	51	0,2	0,2
10,0	23	0,1	0,1	13,0	51	0,2	0,2
10,1	24	0,1	0,1	13,1	52	0,2	0,2
10,2	26	0,1	0,1	13,2	53	0,2	0,2
10,3	27	0,1	0,1	13,3	54	0,2	0,2
10,4	28	0,1	0,1	13,4	54	0,2	0,2
10,5	29	0,1	0,1	13,5	55	0,2	0,2
10,6	30	0,1	0,1	13,6	56	0,2	0,2
10,7	31	0,1	0,1	13,7	56	0,2	0,2
10,8	32	0,1	0,1	13,8	57	0,2	0,2

Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch		Specif. Gewicht.	Reduction.	Aenderung durch	
		Barom.	Thermom.			Barom.	Thermom.
13,8	— 57	0,2	0,2	18,6	— 80	0,2	0,3
13,9	58	0,2	0,2	18,8	80	0,2	0,3
14,0	58	0,2	0,2	19,0	81	0,2	0,3
14,2	59	0,2	0,2	19,2	82	0,2	0,3
14,4	61	0,2	0,2	19,4	82	0,2	0,3
14,6	62	0,2	0,2	19,6	83	0,2	0,3
14,8	63	0,2	0,2	19,8	84	0,2	0,3
15,0	64	0,2	0,2	20,0	84	0,3	0,3
15,2	65	0,2	0,2	20,2	85	0,3	0,3
15,4	66	0,2	0,2	20,4	86	0,3	0,3
15,6	67	0,2	0,2	20,6	86	0,3	0,3
15,8	68	0,2	0,2	20,8	87	0,3	0,3
16,0	69	0,2	0,2	21,0	87	0,3	0,3
16,2	70	0,2	0,2	21,2	88	0,3	0,3
16,4	71	0,2	0,2	21,4	88	0,3	0,3
16,6	72	0,2	0,2	21,6	89	0,3	0,3
16,8	73	0,2	0,3	21,8	89	0,3	0,3
17,0	74	0,2	0,3	22,0	90	0,3	0,3
17,2	74	0,2	0,3	22,2	90	0,3	0,3
17,4	75	0,2	0,3	22,4	91	0,3	0,3
17,6	76	0,2	0,3	22,6	91	0,3	0,3
17,8	77	0,2	0,3	22,8	92	0,3	0,3
18,0	78	0,2	0,3	23,0	92	0,3	0,3
18,2	78	0,2	0,3	23,2	93	0,3	0,3
18,4	79	0,2	0,3	23,4	93	0,3	0,3
18,6	80	0,2	0,3	23,6	94	0,3	0,3

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 24. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

III.

Herr Dr. J. R. Roth las folgende Notizen über die Halbinsel Aden.

Die Südwestspitze des glücklichen Arabien vereinzelt sich in drey bemerkenswerthe Vorgebirge, von Ost nach West also aufeinander folgend: Cap Aden, Cap Antonio und Cap Bab-el-Mandeb; Cap Antonio ist, indem die Küste einen geringen Bogen auswärts beschreibt, das südlichste. Jenseits der Meerenge erhebt sich der Dschebel Sedschan als Fortsetzung des dießseitigen Dschebel Manhali, vermittelt durch die Insel Perim und einige kleinere Eilande. Diese Vorgebirge bilden die Ausläufer und zugleich die höchsten Punkte eines Höhenzuges, welcher, ein Theil der großen Küsten-Terrasse von Hadramaut, dieselbe mit den Gebirgen von Jemen und Assyr verbindet, und gerade von Ost nach West verlaufend vom Cap Aden und Cap Bab-el-Mandeb begränzt wird; wie südlich die erwähnten Vorberge sendet er auch nördlich einige Ausläufer und Verbindungsketten aus. Zwischen den Vorgebirgen sind tiefe Buchten, von deren niederem Ufersaume der Gebirgszug nach 5 — 6 Stunden entfernt ist; zahlreiche Felseninseln, Sandbänke und Untiefen beengen sie, wie auch die Vorgebirge selbst, mannigfach zerrissen und zerklüftet, hie und da abgetrennte Klippen vor sich liegen haben. Die Umrisse des Gebirgszuges sind im Ganzen wenig abwechselnd; er scheint von der Meeresniederung terrassenförmig aufzusteigen, und in eine breite Hochebene überzugehen, an welche sich nordwärts das fruchtbare Bergland von Jemen, das eigentliche glückliche Arabien, anschließt. Flußthäler fehlen; nur tiefe Einschnitte von Gießbächen, welche in den wenigen Regentagen der kühlen Jahreszeit Wasser und Gerölle zur Küste führen, durchbrechen die Kette und öffnen einen Zugang zu der Hochebene.

Das östlichste Vorgebirge, Aden, bildet eine Halbinsel von herzförmiger Gestalt, deren größter Durchmesser von Ost nach West anderthalb Stunden beträgt. Die Verbindung mit dem festen Lande wird durch eine schmale niedere Sanddüne hergestellt, über welche Springfluthen sich ergießen können. Im Westen von dieser Landzunge dehnt sich zwischen der niedrigen Küste des festen Landes und den Klippen der Halbinsel eine geräumige Bucht aus, der Haupthafen, welcher zu allen Jahreszeiten und bey jeglichem Winde den Schiffen Schutz und Sicherheit gewährt. Ostwärts ist eine weniger tiefe Bucht mit einer offenen unsicheren Rhede gerade vor der Stadt Aden, welcher ein kleines Felsen-Eiland vorliegt. Die ganze Küste der Halbinsel ist vielfach eingeschnitten und eingebuchtet, besonders auf der Südseite, wo die Brandung beständig theils auswühlt uud abwäscht, theils anschwemmt.

Mittelpunkt der Halbinsel ist der 1660 Fuß hohe Dschebel Schamschan, ein erloschener Vulkan, welcher mit Laven und andern Auswürflingen seine Basis bis zu dem jetzigen Umfange der Insel vergrößert hat. Er umschließt mit seinem hufeisenförmigen, gegen Osten offenen Gipfel-Kranze eine tiefe

fast kreisrunde Fläche, ein Kesselthal, welches wohl mit Recht für den ehemaligen Krater gehalten wird; die Wände sind nach dem inneren Bogen außerordentlich steil, fast senkrecht, nach außen vielgezackt, zerrissen und mit mächtigen Ausläufern versehen. Trachyt ist hier, wie auch in den Gebirgen von Jemen und am afrikanischen Gegengestade, die Hauptfelsart; er geht häufig in Phonolith und Amygdaloide über, und schließt Zeolithen, Feldspathe und Chalcedone ein. In dem Phonolithe finden sich Höhlungen, deren Wände mit einer schmelzähnlichen Rinde überkleidet sind. Lava von verschiedener Dichtheit bis zu wirklichen Schlacken ist allenthalben umhergestreut, jedoch erscheint sie selten in zusammenhängenden gangförmigen oder gußartigen Massen an der Oberfläche, sondern ist meistens von vulkanischem Tuffe und Trasse bedeckt, welcher zahlreiche Muschelschaalen einschließt. Bey Bohrversuchen nach Wasser ist man in beträchtlicher Tiefe unter der bröckligen Lava auf einen so harten Trapp gestossen, daß die Arbeit eingestellt werden mußte. Die wenigen Brunnen in dem Kesselthale haben erst in einer Tiefe von 103 Fuß gutes, nachhaltiges Wasser.

Die Gesteinart des Gebirgszuges, dessen spät entstandener Ausläufer Cap Aden ist, konnte nicht mit Sicherheit ermittelt werden, doch spricht Vieles dafür, daß auch hier der Trapp vorherrsche. Man will auch einen Kalkstein gefunden haben, ähnlich dem, von welchem die großen Pyramiden von Ghiseh erbaut sind, also Nummuliten-Kalk; und einige der Küstenfelsen westlich von der Halbinsel Aden werden für granitisch ausgegeben. Cap Bab-el-Mandeb gehört hinwiederum ganz zu der Trapp-Formation, und zeigt an der Insel Perim deutliche Laven. Die vulkanische Thätigkeit ist hier zwar erloschen, aber nicht weit davon, innerhalb des rothen Meeres auf der Insel Tar noch in vollem Gange. Der arabische Geschichtschreiber Masudi aus dem zehnten Jahrhundert spricht von einem thätigen Vulkane, Barahut, das ist: Höllenschlund, welcher wahrscheinlich der heutige Dschebel Schamschan von Aden. Die vielen Sagen von verschütteten Städten und Landschaften, von plötzlicher Vertilgung mächtiger Stämme, und von anderen göttlichen Strafgerichten, deren Schauplatz immer das südliche Arabien ist, deuten offenbar darauf hin, daß die letzte Katastrophe, wenn auch in vorhistorischer Zeit, doch erst seit der Erschaffung des Menschengeschlechtes und seiner Ausbreitung Statt gefunden habe.

Das Klima dieses ganzen Küstenstriches und vorzüglich Adens ist, was die Temperatur betrifft, ganz tropisch, seiner Lage entsprechend; allein die Wohlthat der Sommer- und Winter-Regen ist ihm fast ganz vorenthalten. In der heißen Jahreszeit, von April bis Oktober, weht während des Tages ein trockener Südwestwind, welcher aus den afrikanischen Wüsten kommend oft eine Temperatur von 33° R. zeigt, und Staub und selbst Sand mit sich führt. Die Nächte werden durch einen sanften Seewind aus Nordosten abgekühlt. Während der anderen Hälfte des Jahres, von Oktober bis März, bringt der Nordost-Monsun einige Feuchtigkeit als Thau und Regen, und kühlere Witterung. Der niederste Thermometerstand, welcher während einiger Jahre in einem Landhause außerhalb des Kesselthales an dem großen Hafen beobachtet wurde, war 12° R., der höchste 35°. Das Gestein, welches während des Tages unerträglich heiß wird, strahlt auch in der Nacht so viele Wärme aus, daß in der halb eingeschlossenen Stadt Aden der Thermometer immer um einige Grade höher steht, obgleich sie gerade für den abendlichen Seewind offen ist.

Die große Trockenheit des Bodens und der Luft beschränkt die Zahl der einheimischen Gewächse auf wenige Wüstenpflanzen; an Cultur ist gar nicht zu denken, weil Bewässerung unausführbar. Der größte Baum, welcher aber nur in tiefen Einschnitten des westlichen Gestades, und dort sehr sparsam, sich findet, ist Sterculia urens; Poinciana elata und Acacia planifrons zeigen auch einige größere Stämme in schwerer zugänglichen Buchten; die meisten werden schon frühzeitig geschlagen. Balsamum Opobalsamum, Euphorbia triaculeata, Capparis carnosa, Cadaba glandulosa bleiben strauchartig und bedecken den Boden der Gießbachbetten; Cassia lanceolata und angustifolia, Gynandropsis pentaphylla, Cleome angustifolia, Anastatica hierochuntica, Psoralea bituminosa, Indigofera spec., Statice spec. sind einige der wenigen Kräuter, welche an geschützteren Stellen kümmerlich fortkommen,

und dem Boden einigen Schein von Grün während eines halben Jahres verleihen. Alles Getreide, Gemüse, Futter muß theils zur See von der afrikanischen Küste, theils in ruhigen Zeiten von dem festen Lande herbeygeschafft werden. Weniger unfruchtbar als Aden ist die Küste gegen Westen; man sieht Palmengruppen und Buschwerk, wahrscheinlich aus Rhamnus Napeca und Acacia planifrons bestehend. Der Stamm der Akrabbi-Beduinen hat selbst etwas Feldbau nicht weit landeinwärts, aus dessen Ertrage sie Korn und Stengel des Durrha nach Aden bringen. Trauben von vorzüglicher Güte, welche im Mai reifen, Orangen, Limonen, Feigen, Bananen, Datteln kommen aus geringer Entfernung von dem Dorfe Lahadsch, nordwestlich von Aden, dessen Markt von Jahr zu Jahr besser versehen wird; sein großer Bedarf und der gewinnreiche Absatz hat schon den wohlthätigsten Einfluß auf die nächsten Beduinen-Stämme geäußert.

Noch beschränkter als der Pflanzenwuchs von Aden ist die Zahl der Landthiere und Vögel, mit Ausnahme der höchst lästigen Ratten und Mäuse, und der Möven. Inuus ecaudatus und eine Fuchs-Art bewohnen die Felsenklüfte; daselbst nisten auch zahlreiche Turteltauben, Eulen und Falken. Gazellen, Hasen, Springmäuse, Mangusten, Schakale und Hyänen sind auf dem benachbarten Festlande nicht selten. Das sogenannte Hedschas-Lamm, welches aber vorzugsweise afrikanisch ist, wird von den Somaulis in großen Heerden als Schlachtvieh gebracht, auch einige buckelnasige Ziegen und Zebu-Ochsen. Die Fischerey ist, wie sich erwarten läßt, sehr ergiebig; neben den buntfarbigen Fischen der indischen See, den Chätodonten und Labriden, deren Genuß ganz unschädlich, finden sich auch einige giftige, z. B. Ostracion, Tetrodon; andere sind kurz vor und während der Laichzeit schädlich. Das Meer ist auch reich an Mollusken aller Art, während Korallenthiere gar nicht gesehen werden, für welche die Brandung zu stark ist.

Die Bevölkerung von Aden wechselt beständig, bis auf eine zahlreiche Judengemeinde, von welcher die Sage geht, daß sie schon zur Zeit der ersten Wegführung der Israeliten sich dort angesiedelt habe.

Der geringste Theil der Einwohner sind Araber; da sie zu schwerer Arbeit zu träge, hat sich eine Colonie des rührigen, kräftigen Stammes der Somauli von der Berbera-Küste und einige Negerfamilien von Zanguebar zeitweise in Aden niedergelassen, welche, nachdem sie als Lastträger, Schanzarbeiter und Wegmacher sich eine gewisse Summe verdient haben, zurückkehren. Der Handel ist in den Händen der Banianen, wie vordem; die Juden sind geschickte Handwerker, Esel-Verleiher und Mäkler.

Die meisten Fremden finden das Clima sehr zuträglich. Die Besatzung, welche aus der Präsidentschaft Madras genommen wird, hat weit weniger Kranke als in ihren indischen Standquartieren. Nur die vielen Entbehrungen, welchen sich die Europäer auf diesem heißen schattenlosen Felsen-Eilande ausgesetzt sehen, sind die Ursache, daß sie ihren Aufenthalt daselbst möglichst abkürzen; doch wird die Zeit nicht mehr ferne seyn, wo sie auf dem festen Lande Gärten und Landhäuser sich werden anlegen können, und selbst die heiße Stadt wird wohnlich gemacht werden wie eine Stadt Hindostans.

IV.

Herr Prof. Dr. Pettenkofer zeigte ein Stück Platin vor mit Zufügung folgender Bemerkungen.

In einem früheren Vortrage hatte ich die Ehre, über meine Entdeckung zu berichten, daß das Platin ein constanter Begleiter des in der Natur vorkommenden Silbers sey, daß mithin alles cursirende Silber platinhaltig sey. — Ich habe nun die Ehre, hier ein Stück Platin, über 500 Grammen schwer, vorzuzeigen, welches ich aus den Schlacken, die in der hiesigen k. Goldscheidung beym Schmelzen des Scheidegoldes mit Salpeter während eines Jahres erhalten wurden, gewonnen habe. — Es freut mich, bey dieser Gelegenheit bemerken zu können, daß die

rein wissenschaftlichen Untersuchungen, die ich über das räthselhafte Phänomen bey der Goldscheidung, nämlich das Unlöslichwerden gewisser Silberantheile in kochender concentrirter Schwefelsäure und Salpetersäure, sowie über die Wirkung des schmelzenden Salpeters auf das pulverige Scheidegold zu einem Resultate geführt haben, wodurch ich der Praxis nicht nur einen bedeutenden Gewinn an Zeit erreichen und einen großen Abgang an Gold vermeiden lehrte, sondern wodurch auch noch, ganz nebenbey, ohne Mühe und Kosten ein so nutzbares Nebenprodukt, wie das Platin, gewonnen wird. —

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten November und December 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der American philosophical Society of Philadelphia:

Proceedings. Vol. IV. January — Juni 1846. No. 35. 8.

Transactions. Vol. IX. Part III. Philad. 1846. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen I — III. Band auf das Jahr 1846. Göttingen. 8.

Ordnungen der Wedekindischen Preisstiftung für deutsche Geschichte. Göttingen 1847. 8.

Nachrichten von der Georg-Augusts-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, vom Jahre 1846. Göttingen. 8.

Von der Reale Accademia delle scienze di Torino:

Memorie. Serie seconda. Tom. IV — VIII. incl. 1842 — 1846. Torino. 4.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. III. No. 6 — 8. Novbr. 1846 — April 1847. Philad. 8.

Von Herrn Jomard, membre de l'institut de France:

Sur la publication des monuments de la géographie. Paris 1847. 8.

Von der Gesellschaft der Wissenschaften in Finnland:

Acta societatis scientiarum Fennicae. Tom. II. Fasc. III. Helsingforsiae 1846. 4.

Von Herrn A. Grunnert, Professor in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. IX. Thl. IV. Heft. X. Thl. I. u. II. Heft. Greifswald 1847. 8.

Von Hrn. Prof. Naumann in Leipzig:

Ueber die Spiralen der Conchylien.

Von Hrn. Obermedicinalrath Jäger in Stuttgart:

Ueber die Bildung der Gerölle.

Von Hrn. Zantedeschi in Venedig:

Dei movimenti che presenta la fiamma sottoposta all' influenza elettro-magnetica.

Von dem statistisch-topographischen Bureau, Namens des Vereins für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Jahrgang 1845. I. II. Heft. Stuttgart und Tübingen 1847. 8.

Von Hrn. C. L. v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 28. Thl. Neue Folge. 8. Bd. Wien 1847. 4.

Von Hrn. A. T. Kupfer, directeur des observatoires magnétiques des mines à St. Pétersbourg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie etc. Année 1844. No. 1. u. 2. St. Pétersb. 1846. 4.

Von Hrn. Philipp Pacini in Pistoja:

Sopra un nuovo meccanismo di microscopio specialmente destinato alle ricerche anatomiche e fisiologiche. Bologna. 8.

Nuove ricerche microscop. sulla tessitura intima della retina. Bologna. 8.

Von der Universität in Pisa:

Annali delle università Toscane. Tom. I. Pisa 1846. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Jubilaeum semisaecularem Doctoris medicinae et philosophiae Gotthelf Fischer de Waldheim celebrant sodales societatis caesareae naturae scrutatorum mosquensis. Moskau 1847. 103 S. mit 8 Taf. Fol.

Die k. Gesellschaft der Naturforscher zu Moskau hat das fünfzigjährige Doctor-Jubiläum ihres Präsidenten G. Fischer von Waldheim in der würdigsten Weise damit gefeyert, daß sie ihm und dem Publikum einen splendid gedruckten und mit schönen Abbildungen ausgestatteten Band mit naturhistorischen, von ihren Mitgliedern gearbeiteten Abhandlungen vorlegte. In solcher Weise wird sich das Andenken an diese Feyer länger im Gedächtniße erhalten als wenn sie blos mit einem Zweckessen abgemacht worden wäre, und wir wollen unsern Antheil an dieser Feyer dadurch bethätigen, daß wir hier in Kurzem eine Anzeige von den in jener Jubelschrift enthaltenen Abhandlungen vorlegen.

I. Ueber den Zustand der Entomologie in Rußland, vom Grafen Mannerheim. (S. 1—13). Eine Aufzählung der in Rußland erfolgten Leistungen in der Entomologie, wobey rühmlichst der des Jubilars gedacht wird.

II. Auszug aus dem Tagebuch einer in der Djungarey oder Sungarey von G. Karelin im Jahre 1841 unternommenen Reise. (S. 1—17). Karelin hat sich als ein kühner Reisender und eifriger Sammler von Naturalien schon seit längerer Zeit bekannt gemacht. Er theilt hier ein Bruchstück seiner Reise mit, die er im Jahre 1841 im südöstlichen Theil der altaischen Alpen und auf der nordwestlichen Gränze von China unternommen hatte. Eine reiche Ausbeute an Pflanzen war davon die Folge, von denen zwey neuentdeckte, die Waldheimia tridactylites und Aplotaxis involucrata, auf zwey Tafeln in vortrefflichen kolorirten Abbildungen hier vorgelegt werden. Auch die zoologische Ausbeute an Säugthieren, Vögeln und Insekten war nicht unbeträchtlich, darunter hier nur angeführt werden mögen: Lupus alpinus, Felis Irbis und F. Manul, Lepus Tolai, Lagostomus Ogotona, Tamias striata, Spermophilus Eversmanni, Spalax talpinus, Cervus pygargus, Moschus moschiferus, Ovis Ammon, Capra altaica, Turdus saxatilis, Corvus pyrrhocorax und Graculus, Tichodroma muraria, Cathartes percnopterus, Vultur fulvus u. a. Von den Hörnern des Hirsches erfahren wir hier, daß sie, so lange sie weich sind, einen der lucrativsten Handelsgegenstände der Gränz-Kosaken und der Landleute, die den Tribut in Pelzwaaren zahlen, ausmachen, indem die Chinesen für ein Paar dieser präparirten Hörner, je nach der Größe, 80 bis 600 Zolotniks in Silber zahlen. Nach der famosen Gen-Sing-Wurzel und dem Moschus ist dieß der Gegenstand, auf welchen die Chinesen den meisten Werth legen.

Interessant sind Karelin's Bemerkungen über die Verbreitung der ächten Honigbiene. Vor dem Jahre 1795 fand man dieselbe nicht jenseits des

Uralgebirges, daher auch ihr Name den jenseitigen asiatischen Völkerschaften nicht bekannt ist. Die Biene konnte weder die Weite der Wüste, noch die Höhen des Uralgebirges überfliegen. Der Oberst Archenevsky, Chef eines im Jahre 1795 an den Ufern des Irtysch kantonnirenden Kavallerie-Regimentes, ließ aus dem Innern Rußlands vier Stöcke mit Bienen kommen, die im Fort Peschtchanoy aufgestellt wurden, aber zu Grunde giengen. Dadurch nicht abgeschreckt, ließ Archenevsky abermals vier Stöcke kommen und besorgte sie selbst. Diese Bemühungen wurden mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt, so daß jetzt Honig und Wachs einen wichtigen Gegenstand der sibirischen Industrie ausmachen. Die Schwärme haben sich so gut acclimatisirt, daß selbst im wilden Stande, in dem sie sich jetzt in großer Menge finden, ein einzelner, in einem hohlen Baum eingenisteter Schwarm bis an 9 Pfund Honig liefern kann. Im Jahre 1845 zählte man allein in zwey Bezirken des Gouvernements von Tomsk 72,000 Stöcke. Wenn man den Inhalt eines Stocks im Durchschnitt zu 20 Pfund Honig schätzt, und wenn man auf 16 Pud Produkt ein Pfund Wachs rechnet, so folgt daraus, daß diese beyden Bezirke im Jahre 1845 gegen 30,000 Pud Honig und 2000 Pud Wachs lieferten.

III. Additamenta quaedam levia ad Fischeri de Waldheim celeberrimi Orthoptera rossica. Auct. Ed. Eversmann (S. 1—15 mit einer col. Tafel Abbildungen). Es werden hier 14 neue oder doch sehr seltne Arten russischer Orthopteren beschrieben, nämlich: Gryllus aqueus Fabr., Locusta longicauda, Decticus dilutus Charp., Oedipoda salina Pall., Oed. gracilis, Oed. albicornis, Oed. Fischeri, Oed. carbonaria, Oed. vagans, Oed. discoidalis, Oed. montana Charp., Oed. moderata, Oed. homoptera.

IV. Ueber die Entdeckung reichhaltiger Lagerstätten von fossilen Knochen in Süd-Rußland; von A. v. Nordmann (S. 1—11). Die südlichen Provinzen Rußland's scheinen ungemein reich an Resten vorweltlicher Thiere zu seyn und A. v. Nordmann ist so glücklich gewesen über 4500 Stück fossiler Knochen, und diese größtentheils im Sommer 1846 zusammen zu bringen. Als Lagerstätten derselben bezeichnet er folgende fünf Lokalitäten.

1. Eine Diluviallehm-Grube in der Stadt Odessa. Diese Stadt, auf einer etwa 39½ Metres über dem Meeresspiegel erhöhten Steppenfläche liegend, wird in ihrem östlichen Theil von einem breiten Hohlweg durchschnitten. In ihm wurde behufs eines anzulegenden Abzugskanals ausgegraben, wo man gleich nach Wegräumung einiger Schichten von Schutt und Humus auf den odessaer Muschelkalk stieß, der über 2 Faden mächtig und auf einer Fläche von 6 Quadratfaden abgetragen wurde, worauf ein gelber, mit Sand untermischter Lehm folgte, wie er häufig um Odessa vorkommt. Diese mit Lehm angefüllte Grube steckte voll von fossilen Thierknochen, die in größter Unordnung durch einander lagen und größtentheils zerbrochen waren. Dieser knochenführende Lehm hatte nur ½ Faden Tiefe und lagerte auf Sand, der aus zertrümmerten Muschelschalen bestand und kleine Knochen führte. Die Ausgrabungen lieferten Knochen von Bären, Hyänen, Löwen, Wolf, Fuchs, Marder, Elephanten, Nashorn, Lophiodon, Büffel, Ochs, Hirschen, Pferd und Biber, in Allem 18 Arten, darunter vorherrschend Bären, Wiederkäuer und Elephanten.

2. Die Lagerstätte Nerubai. Letzterer Name ist der eines Dorfes, das 12 Werst von Odessa entfernt ist und auf der linken Seite des Limans Kujalnik liegt. In diesem See gab es bey der Ankunft des Verf. in Odessa (1832) noch Fische und Krebse: Pleuronectes spec., Gobius virescens, Astacus leptodactylus; seitdem sind aber diese in Folge des zugenommenen Salzgehaltes vollständig verschwunden. Bey diesem Dorfe ist der odessaer Muschelkalk durch Steinbrüche vielfach aufgeschlossen und hier ist auch ein überaus reiches Lager von fossilen Knochen, die theils in den häufigen Spalten, theils im offenen Diluvium gefunden werden. Es wiederholen sich hier die nämlichen Arten wie in No. 1, dazu kommen aber noch Antilopen, Schaf, 2 neue Hirscharten, nebst Ratten- und Vogelknochen.

3. Der odessaer Muschelkalk, gewöhnlich zur obern Tertiär-Formation gerechnet und gleich unter

der Bodenoberfläche liegend. Eingebettet in der compakten Masse desselben fand der Verf. Knochen von Mastodon, Elephant?, ein Fersenbein eines Lophiodonartigen Thieres, 3 größere Stücke von Hirschgeweihen, 2 Hirschzähne und noch mehrere andere Bruchstücke. Früher hatte er von da schon Wirbel großer Fische erhalten. Er sieht die Arten für spezifisch verschieden von denen des Diluviums an, wie er auch überzeugt ist, daß die wenigen Conchylien, welche den odessaer Muschelkalk zusammen setzen, von den im schwarzen Meer lebenden spezifisch verschieden sind.

4) Der Muschelkalk bey Kertsch. Außer den vielen Conchylienarten, die hier vorkommen und deren Inneres mit den schönsten Vivianit-Krystallen geziert ist, sind von da Reste vom Cetotherium priscum schon durch Rathke, Eichwald und Brandt bekannt geworden. Davon abgesehen hat nun auch der Verf. vollkommen versteinerte und mit Eisentheilen imprägnirte Knochen von Thieren erhalten, die den Gattungen Lutra und Phoca am nächsten stehen.

5) Der Muschelkalk in und um Kischinew, der Hauptstadt von Bessarabien. In den Steinbrüchen daselbst erhielt der Verf. über 100, vollkommen petrifizirte Knochen, an denen er die Gattung Viverra in 2 Arten erkannte, außerdem Wassersäugthiere, 2—3 robbenartige Gattungen, ein Manati und vielleicht das Wallroß. — Außer diesen 5 Lokalitäten besitzt der Verf. noch eine bedeutende Sammlung von andern Punkten Südrußlands, worunter Ueberreste von Mastodon, Nashorn, Lophiodon, Elephanten und Pferden vorkommen.

V. Palaeontologische Studien über die Umgegend von Moskau, von K. Rouillier. (S. 1—35 mit 5 Tafeln). Sie betreffen 5 verschiedene Rubriken, die wir in gleicher Ordnung auf einander folgen lassen.

1. Moderne Gebilde. Zehn Werste von der Hauptstadt wurde vom Verf. im Distrikt Bronnitsi ein lockeres, zerreibliches, kieseliges Gebilde entdeckt, in welchem er deutlich Infusoren-Schalen von den Gattungen Navicula und Bacillaria erkannte. In Ermangelung des großen Werkes von Ehrenberg konnte er die Arten zwar nicht bestimmen, dagegen versichert er mit Bestimmtheit sich überzeugt zu haben, daß die nämlichen Arten noch jetzt in Menge in den Gewässern leben.

2. Diluvialgebilde. Der Verf. hält sich für berechtigt in der Untergattung der Hirsche Alces oder Macrorhynchi, wie er sie nennt, 3 Arten unterscheiden zu dürfen, nämlich Alces antiquorum Auct. (Cervus Alces Linn.), A. resupinatus Rouill. und A. sabinus Fisch. Die Art: Alces resupinatus beruht auf einem Schädel, der in einem See des Gouvernements Kostroma, im Distrikt Nerechta gefunden wurde, eine röthlichbraune Farbe zeigt und dessen Knochen nichts von ihrer Cohäsion verloren haben. Der Schädel von A. sabinus wurde 60 Werst von Moskau auf den Gehängen eines kleinen Flusses Ruta, der in die Protwa fällt, aufgefunden. Der Verf. theilt von den drey angeführten Arten ausführliche Vergleichungen, höchst detaillirte Ausmessungen und von den beyden letztern auch schöne Abbildungen mit und gelangt zu folgenden Resultaten. A. antiquorum, resupinatus und sabinus bilden drey verschiedene Arten. Bey A. resupinatus ist der Kopf gestreckter, die Formen schmächtiger und zierlicher. Obschon seine Geweihe kein größeres Alter als bey dem durch Goldfuß charakterisirten Schädel von einem vierjährigen A. antiquorum anzeigen, so ist doch der Schädel beym ersteren weit länger als beym zweyten. Es scheint auch, daß A. resupinatus im erwachsenen Zustande sehr große Geweihe getragen haben dürfte. — A. sabinus (sehr altes Individuum) stellt eine Mittelform zwischen den beyden andern dar, doch hinlänglich vom lebenden Elenn unterschieden durch breitere Schnautze, abgeplattete und erweiterte Stirne, die Form der hintern Nasenlöcher und des Gaumenausschnitts, der Zahnbögen u. s. w. Diese riesenhafte Art übertrifft an Größe weit Alles, was man vom lebenden Elenn kennt, denn während bey dem größten Individuum, das von diesem letzteren bekannt ist und aus Amerika abstammt, die Enden der Geweihe 34 engl. Zoll abstanden, beträgt bey der fossilen Art dieselbe Distanz 64 engl. Zoll.

3) Tertiäre Bildungen. Mammuth-Knochen

sind in ganz Rußland etwas Gewöhnliches, aber keine Ausgrabung ist so geeignet gewesen über die Einlagerungsverhältnisse dieses Thieres Auskunft zu geben als die, welche der Verf. vor Kurzem mit einem fast vollständigen Mammuth-Skelete bey Troitskoë hatte vornehmen lassen. Dasselbe lag in einem Tertiärgebilde vergraben, das Infusorien, Fische und Pflanzen enthält, auf jurassischem Sandsteine aufruht und von Diluvialsand bedeckt ist. Es besteht aus drey Lagen, wovon die obere durch Eisen roth gefärbt ist, die mittlere grünlich und sehr reich an organischen Ueberresten und die dritte grünlichschwarz ist. Das Gebilde erfüllt eine Schlucht, die sich unter einem fast rechten Winkel der Moskwa zuneigt. Das Skelet war in die zweyte Lage senkrecht versenkt und berührte mit den Fußsohlen die dritte; die Knochen, obwohl getrennt, hatten dennoch ihre normale Lage gegen einander behalten und sind nicht abgerundet. Der Verf. schließt aus diesen Verhältnissen, daß das Mammuth lebend in das Tertiärgebilde einsank, als letzteres zwar bereits abgelagert, aber noch nicht erhärtet war.

(Schluß folgt.)

Årsberättelse om Zoologiens framsteg under åren 1843 och 1844. Till Kongl. Vetenskaps-Akademien afgifven af Zoologiae Intendenterna vid Rikets naturhistoriska Museum. Första Delen (Anim. vertebrata) af C. J. Sundevall. Stockholm 1847. 222 S. 8.

Von allen Akademien ist bisher die schwedische die einzige geblieben, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, von Zeit zu Zeit Berichte über die Fortschritte in den Naturwissenschaften zu erstatten. Daß die Aufgabe keine leichte ist, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß keine andere Akademie ihr hierin nachgefolgt ist. Um so dankenswerther ist es, daß die schwedische diese große Mühe übernommen hat und es wäre nur zu wünschen, daß ihre sämmtlichen Berichte, wie es bereits mit denen von Berzelius der Fall ist, durch Uebersetzung in die gangbareren Sprachen zu einer größeren Verbreitung gelangten.

Von Sundevall ist dieß der dritte Bericht, der uns zu Handen gekommen ist. Er befaßt sich mit dem Referate über die Leistungen, welche in den Jahren 1843 und 1844 im Bereiche der Anthropologie und der vier Klassen der Wirbelthiere bekannt gemacht worden sind. Dieser Bericht zeugt von einer großen Kenntniß der Literatur und ist mit eben so viel Fleiß als Gründlichkeit behandelt. Es würde eine undankbare Mühe seyn, wenn wir hier weiter ins Einzelne desselben eingehen wollten; nur einige Worte über die Vertheilung seines Inhaltes sollen noch beygefügt werden.

S. 1 — 32 befaßt sich mit den Schriften allgemeineren Inhaltes, wie z. B. Reiseliteratur, Arbeiten über geographische Verbreitung u. s. w. S. 33 — 84 handelt von den Schriften anthropologischen Inhaltes, unter denen mit großer Ausführlichkeit der vierte Band von Prichard's Naturgeschichte des Menschengeschlechts besprochen wird. Die Literatur in der Therologie, (hier unpassend als Mastologie bezeichnet, da sie nicht die Lehre von den Brüsten, sondern von den mit Brüsten versehenen Thieren ist) und in der Ornithologie nimmt sehr viel Raum ein; erstere von S. 85 bis 128, letztere von 129 bis 194. Wie gewöhnlich ist in der Herpetologie am wenigsten erschienen, daher ihre Literatur von S. 195 bis 202 abgemacht werden konnte. Etwas zahlreicher ist die Ichthyologie mit Arbeiten bedacht, daher das Referat über sie bis zu S. 220 reicht.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

A. Miruß, Das europäische Gesandtschaftsrecht. Abth. 1. 2. Leipzig 1847.

Dr. G. Gärtner, Ueber die wissenschaftliche Behandlung des deutschen Staatsrechtes. Bonn 1839.

Dänemark und die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Hamburg 1846.

Rob. v. Mohl, Erörterungen über die Würtembergische Staatsschuld. Tübingen 1847.

Die Verhandlungen der Bundesversammlungen von den revolutionären Bewegungen des Jahres 1830 bis zu den geheimen Wiener Ministerial-Conferenzen. Heidelberg 1846.

Fr. Schneider, Ueber Kammergüter und Civilliſten deutscher Fürſten. Leipzig 1831.

K. Samwer, Die Vorgänge des Jahres 1721 im Herzogthum Schleswig. Hamburg 1846.

B. J. G. Reinwald, Ueber populäre Geſetzkunde. Frankf. 1846.

Dr. A. L. J. Michelsen, Die 4 wichtigsten Aktenstücke der Schleswigischen Ständeversammlung von 1846. Jena 1847.

G. F. Hüttner, Beyträge zur Kenntniß des deutschen Postwesens. Heft 1. 2. Leipzig 1847.

Zwanglose Hefte über die Schleswig Holstein = und Lauenburgische Erbfolgefrage. Heft 1. Göttingen 1847.

K. Samwer, Das Commissionsbedenken über die Erbfolge des Großherzogthumes Schleswig. Hamburg 1847.

J. F. W. Höppe, Die Rechtsmittel der Reviſion und der Nichtigkeitsbeſchwerde des preußiſchen Prozeſſes. Berlin 1847.

von Soiron, Entwurf einer Anwaltsordnung für das Großherzogthum Baden Mannheim 1847.

J. Schüßler, Ueber Injurien und Injurienklagen, insbesondere über die äſtimatoriſche Injurienklage. Kaſſel 1847.

Dr R. Ihering, Civilrechtsfälle ohne Entſcheidungen. Heft 1. Leipzig 1847.

A. W. Götze, Das neueſte preußiſche Civilprozeßgeſetz vom 21. Juli 1846. Berlin 1846.

M. Agresti, Decisioni delle gran corti civili in materia di diritto. Vol. 1 — 9. Neap. 1846.

H. Tattam, The ancient Coptic version of the book of Job the Just. Transl. into the English, Lond. 1847.

The proverbs of Solomon in Sanscrit. Translated from the original hebrew by the Calcutta Baptist Missionaries. Calcutta 1842.

H. Ewald, Geſchichte des Volkes Israel bis Chriſtus. Bd. 3. Erſte Hälfte. Göttingen 1847.

Dr. A. Heiligstedt, Commentarius grammaticus historicus criticus in Jobum. Lips. 1847.

J. Wichelhaus, De Jeremiae versione Alexandrina. Halle 1847.

Dr. K. Credner, Zur Geſchichte des Kanons. Halle 1847.

Dr. J. L. S. Lutz, Bibliſche Dogmatik. Pforzheim 1847.

S. R. Hill, Daubenism confuted and Martin Luther vindicated. Lond. 1800.

C. F. Frhr. v. Gans, Religion und Kirche. Perleberg 1847.

The Round-Preacher or Reminiscences of Methodist circuit life by an Ex-Wesleyan. London 1846.

A. Kunert, Beyträge zur Reformation. Breslau 1847.

Dr. E. Ranke, Das kirchliche Pericopensystem aus den ältesten Urkunden der römischen Liturgie dargelegt und erläutert. Berlin 1847.

Ph. Heber, Die Kirchenordnung für die Kirchen in dem Fürstenthum Hessen. Gedruckt zu Marburg 1566. Frankfurt 1847.

Dr. H. E. F. Guericke, Lehrbuch der christlichen kirchlichen Archäologie. Leipzig 1847.

Söltl, Gregor VII. Leipzig 1847.

G. Lawton, Collectio rerum ecclesiasticarum de dioecesi Eboracensi. Lond. 1842.

J. Bousquet, Histoire du clergé de France depuis l'introduction du christianisme dans les Gaules jusqu'à nos jours. T. I. Par. 1847.

A. Bianchi-Giovini, Pontificato di San Gregorio il Grande. Milano 1844.

Ed. Hall, The Puritans and their principles. New-York 1846.

G. Gillespie, Notes of Debates and Proceedings of the Assembly of Divines at Westminster. Edinb. 1846.

J. Macfarlane, The late Secession from the church of Scotland. Edinb. 1846.

C. P. Leupoldt, Recollections of an Indian Missionary. Lond. 1846.

W. F. Hook, The three reformations: Lutheran-Roman-Anglican. Lond. 1847.

H. Heugh, Notices of the state of religion in Geneva and Belgium. Glasgow 1844.

J. Oliv. Will. Haweis, Sketches of the Reformation and Elisabethan age taken from the contemporary pulpit. Lond. 1846.

Alex. Martin, Histoire de la vie et de l'épiscopat de S. Charles Borromée. Par. 1847.

Constitutions and Canons of the Synod at Dublin 1634. Dublin 1669.

E. M. Klee, Die allg. christliche Kirche oder das Princip der Reformation. Berlin 1847.

Dr. J. T. B. von Linde, Ueber religiöse Kindererziehung in gemischten Ehen und über Ehen zwischen Juden und Christen. Gießen 1847.

M. du Perray, Traité historique et chronol. des dixmes suivant les conciles, constitutions canoniques etc. Nouv. édit. augm. par Brunet. Vol. 1. 2. Par. 1748.

A catalogue of the law library of Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Cambridge 1846.

A catalogue of the library of Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Vol. 1 — 4. Cambridge 1830 — 34.

J. Quincy, The history of Harvard University. Vol. 1. 2. Cambridge 1840.

Regulativ für die Gelehrtenschulen im Königreiche Sachsen. Leipzig 1847.

R. F. Prutz, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Theaters. Berlin 1847.

Lor. Crosta, Origine progressi e vicende delle lettere e delle scienze in Italia. Vol. 1. 2. Milano 1846.

Phil. Chasles, Etudes sur l'Espagne et sur les influences de la littérature espagnole en France et en Italie. Par. 1847.

Reports of the council and auditors of the zoological society of London, read at the annual general meeting. April 29. 1846. Lond. 1846.

Fr. Schleiermacher, Sämmtliche Werke. II. Abth. Predigten Th. 9. Berlin 1847.

J. E. Erdmann, Vermischte Aufsätze. Leipzig 1847.

J. S. Vater, Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde. 2. völl. umgearb. Aufl. von B. Jülg. Berlin 1847.

Jac. Schmidt, Mongolsko-nemezko-rossiiskii slowar. Petersb. 1835.

Dr. K. E. Prüfer, Kritik der hebräischen Grammatologie. Leipzig 1847.

A. C. Judas, Etude démonstrative de la langue phénicienne et de la langue libyque. Paris 1847.

Fort. Panzavecchia, Grammatica della lingua Maltese spiegata secondo i principj delle lingue orientali e della lingua italiana. Malta 1845.

Alex. Kasembeck, Grammatica turezko-tatarskago jasika. Kasan 1839.

Os. Jos. Kowalewski, Kratkaja grammatica mongolskago knischnago jasika. Kasan 1835.

— — —, Mongolskaja chrestomatija. Kasan 1836.

Alex. Popow, Kratkii rossiisko-armjanskii Slowar. Moskwa 1841.

— —, Mongolskaja christomatija. Kasan 1836.

G. Rhasis, Vocabulaire français-turc. P. 1. 2. Petersb. 1828 — 29.

Greg. Sukijassow, Utschitel russkago i armjanskago jassikow. T. I. Moskwa 1839.

Hyacinth, Kitaiskaja grammatika Petersb. 1835.

Dr. J. N. Madvig, Syntax der griechischen Sprache. Braunschweig 1847.

Jos. de Malvin-Cazal, Prononciation de la langue française au 19. siècle. Par. 1847.

Goyer-Linguet, Le génie de la langue française ou dictionnaire du langage choisi. Par. 1847.

C. Loritza, Neues Idioticon Viennense. Wien 1847.

J. F. Castelli, Wörterbuch der Mundart in Oesterreich unter der Enns. Wien 1847.

J. K. Trojanski, Deutsch-polnisches Handwörterbuch. Heft 8 — 10. Schluß. Berlin 1847.

J. G. Zwahr, Niederlausitz-wendisches Handwörterbuch. Spremberg 1847.

H. Kellgren, Die Grundzüge der Finnischen Sprache mit Rücksicht auf den Ural-Altaischen Sprachstamm. Berlin 1847.

Rabbi Benjamin of Tudela, The itinerary, transl. and edit. by A. Asher. Vol. I. II. Lond. 1841.

Zakarija Ben Muhammed, Ben Mahmud el-Cazwini's Kosmographie, herausg. von Ferd. Wüstenfeld. Th. II. Die Denkmäler der Länder, erste Hälfte. Göttingen 1847.

Garcin de Tassy, Histoire de la littérature hindoui et hindoustani. T. II. Extraits et analyses. Par. 1847.

Dr. J. Landsberger, Fabulae aliquot Aramaeae. Berol. 1846.

Dr. Fr. Dieterici, Mutanabbi und Seifuddaula aus der Edelperle des Tsaalibi nach Gothaer und Pariser Handschriften. Leipzig 1847.

T. Benfey, Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzung und Glossar. Leipzig 1847.

Fil. De Bardi, Storia della letteratura araba sotto il Califfato. Vol. 1. 2. Firenze 1846.

Léon de Laborde, Voyage en Orient. Livr. 30. — 36. Par. 1846.

Pierre de Tchihatcheff, Voyage scientifique dans l'Altaï oriental et les parties adjacentes de la frontière de Chine. Par. 1845.

Fr. Schroeder, Shores of the Mediterranean, with sketches of travel. 1843 — 1845. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

Eug. Delessert, Souvenirs d'un voyage à Sydney (Nouvelle-Hollande) fait pendant l'année 1845. Par. 1847.

C. Keilius, Sylloge inscriptionum Boeoticarum. Lips. 1847.

J. Rupp, Numi Hungariae hactenus cogniti. P. 1. 2. Budae 1847.

A. Fr. v. Berstett, Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses und der unter seinem Scepter vereinigten Städte und Landschaften. Freiburg 1847.

J. Collin de Plancy, La chronique de Godefroid de Bouillon et du royaume de Jérusalem, première et deuxième croisades (1080 — 1187) avec l'histoire de Charles-le Bon, récit contemporain 1119 — 1154. 3. Edit. Par. 1846.

L. C. F. Petit-Radel, Examen analytique et tableau comparatif des synchronismes de l'histoire des temps héroïques de la Grèce. Par. 1827.

W. Schott, Aelteste Nachrichten von Mongolen und Tartaren. Berlin 1846.

D. Tomacelli, Storia del Reame di Napoli dal 1458 — 1464. Neapel 1840.

Dom Mar. Pistoja, Delle cose di Sibari, ricerche storiche. Neapel 1845.

Ferd. Mozzi de' Capitani, Sulla contessa Matilde i suoi contemporanei e l'usanze nostre d'allora. Venezia 1845.

L. Grimaldi, Studi archeologici sulla Calabria ultra seconda. Neap. 1845.

Cronaca fiorentina di Dino Compagni dall' anno 1280 — fino al 1312; aggiuntavi la diceria a Papa Giovanni XXII del medesimo autore. Nuova ediz. Napoletana con annotazione di Alf. Folinea. Napoli 1845.

V. Capialbi, Documenti inediti circa la voluta ribellione di F. Tommaso Campanella. Neapel 1845.

Dr. E. G. Jacob, Beyträge zur französischen Geschichte. Leipzig 1846.

M. Dupont-White, La ligue à Beauvais. Ouvrage couronné. Par. 1846.

de Caumont, Statistique monumentale du Calvados. Vol. I. Par. 1847.

M. Capefigue, Histoire authentique et secrète des traités de 1815 dans leurs rapports avec la restauration et la révolution de Juillet. Paris 1847

M. A. Leymarie, Histoire du Limousin; la Bourgeoisie. Gekrönte Preisschrift. Par. 1846.

P. H. Dorgan, Histoire politique, religieuse et littéraire des Landes. Auch 1846.

Fr. Stephan, Neue Stofflieferungen für die deutsche Geschichte. Heft 2. Mühlhausen 1847.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. T. IX. Scriptorum T. VII. Hannoverae 1847.

G. W. Leibniz, Gesammelte Werke, herausg. von G. H. Pertz. I. Folge. Geschichte Bd. 4. Hannover 1847.

J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Bd. II. 1. Zürich, Lucern, Unterwalden, Uri, Glarus und Schwiz bis zum Jahre 1291. Leipzig 1847.

J. G. A. Wirth, Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage. Lief. 1. Karlsruhe 1847.

M. v. Geismar, Die politische Literatur der Deutschen im 18. Jahrhundert. Heft 1. 2. Leipzig 1847.

C. W. Pauli, Lübeckische Zustände zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Nebst einem Urkundenbuch. Lübeck 1847.

N. Müller, Die sieben letzten Kurfürsten von Mainz und ihre Zeit. Darmstadt 1847.

W. Köhler, Zur Geschichte des dessauischen Hoftheaters. Leipzig 1847.

A. Falkmann, Beyträge zur Geschichte des Fürstenthums Lippe aus archivalischen Quellen. Heft 1. Lemgo 1847.

A. J. Groß-Hoffinger, Geschichte Josephs des Zweyten. Leipzig 1847.

Dr. F. Werther, Sieben Bücher der Chronik der Stadt Suhl in der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Th. 1. 2. Erfurt 1847.

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zustand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des franzöſ. Krieges im Oktober 1806. Leipzig 1847.

E. Geiß, Relation der Aebtissin Ursula der Pfäffingerin von Frauenchiemsee über den pfälzisch bayerischen Erbfolgkrieg. München 1846.

L. A. Fr. v. Gumppenberg, Regesten ungedruckter Urkunden zur bayerischen Orts-, Familien- und Landesgeschichte. München 1846.

E. Geiß, Regesten ungedruckter Urkunden zur Geschichte des Klosters Raitenhaslach. München 1847.

M. Schuler, Die Geschichte des letzten Jahrhunderts der alten Eidgenossenschaft. Bd. 2. Zürich 1847.

J. H. Hottinger, Der Staatshaushalt der schweizerischen Eidgenossenschaft und ihrer einzelnen Republiken. Zürich 1847.

A. J. van der Aa, Aardrijkskundig Woordenboek der Nederlanden. Deel IX. Gorinchem 1847.

C. van der Vijver, Geschiedkundige Beschrijving der Stad Amsterdam. Aflevering 24 — 31. Amsterd. 1847.

C. A. Warnkoenig, Histoire constitutionelle et administrative de la ville de Gand et de la Chatellenie du Vieux - Bourg jusqu'à l'année 1305. Bruxelles 1846.

A. Lacroix, Guerre de Jean D'Avesnes contre la ville de Valenciennes et mémoires sur l'histoire, la juridiction civile et le droit public du Hainaut. Bruxelles 1846.

J. P. Sprenger van Eyck, Nalezingen en vervolg op mijne handleiding tot de kennis van onze vaderlandsche spreekwoorden en spreekwoordelijke zegswijzen, bizonder van de Scheepvaarten het Scheepsleven ontleend. Rott. 1836.

A. Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 10. Lond. 1847.

Letters on the state of education in Ireland. Dublin 1821.

Dr. H. Wimmer, Die Deutschen in Rußland. Leipzig 1847.

Jo. Golovine, Types et caractères Russes. Vol. 1. 2. Par. 1847.

Fil. de Boni, Raccolta degli atti officiali e d'altri scritti risguardanti la distruzione della repubblica di Cracovia. Losanna 1847.

Buchon, Recherches historiques sur la principauté française de Morée et ses Hautes baronies. I. Epoque. Conquête et établissement féodal de l'an 1205 — 1333. T. 1. 2. Par. 1845.

Tagebuch des Senates der Republik Pennsylvanien: eröffnet zu Harrisburg am 6. Jan. 1846, der Republik im 70. Bd. 1. 2. Harrisburg 1846.

Report of the commissioner of patents for the year 1845. Washingt. 1846.

E. B. O'Callaghan, History of New Netherland or New York under the Dutch. New York 1846.

Dr. E. L. Brauns, Neudeutschland in Westamerika. Lemgo 1847.

Cl. Lamping, Erinnerungen aus Algerien. Oldenb. 1844.

F. Junghuhn, Die Battaländer auf Sumatra. Th. 1. 2. Berlin 1847.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1847.

(Fortsetzung.)

Bourassé, Congrès scientifique de Tours. — Annal. archéol. 1847. Dec.

Coup d'oeil sur l'instruction publique en Angleterre. (2 art.) Bibl. univ. (Litt.) 1847. Nov.

Saint-Julien (Ch. de), Pouchkine et le mouvement littéraire en Russie depuis quarante ans. — Rev. des deux Mondes 1847. Livr. 19.

Louandre (Ch.), Statistique littéraire. De la production intellectuelle en France depuis quinze ans. — Ebendaſ. Livr. 20. 21.

Notice sur l'ouvrage de M. l'Abbé Rive, intitulé: Essai sur l'art de vérifier les miniatures peintes dans les manuscrits depuis le XIV siècle jusqu'au XVII siècle. — Bulletin du Bibliophile 1847. Nov.

Lévêque (Ch.), L'université d'Athènes et l'instruction publique en Grèce. — Rev. des deux Mond. 1847. Livr. 21.

Arriani anabasis et indica; emend. Fr. Dübner. Reliqua Arriani; edidit Car. Müller. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Nov.

Saint-Marc Girardin, Du banquet de Platon et de l'amour platonique jusqu'à la fin du quinzième siècle. — Rev. des deux Mond. 1847. T. IV. Livr. 20.

Osterwald, Note sur un recueil des hauteurs au-dessus de la mer. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Sept.

D'Avezac, Fragments d'une notice sur un atlas manuscrit de la bibliothèque Walckenaer. — Ebendaſ.

Chaix (P.), Lettres écrites des bords du Nil. (3 art). — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Nov. Déc.

Einsiedlen. — Ebendaſ. Déc.

The navigation of the antipodes. — Blackw. Mag. 1847. Nov.

Leichhardt (L.), Journal of an overland expedition in Australia, from Moreton Bay to Port Essington. Lond. 1847. — Ebendaſ.

Edwards (W.), Voyage dans la province de Para au Brésil. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. Livr. 2.

Strantz, Geschichte des deutschen Adels. T. 1. — 3. Bresl. 1845 — 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Nov.

Köhne, Monuments inédits de Marcellus, neveu et gendre d'Auguste. — Mémoires de la Soc. d'archéol. et de numismat. de St. Pétersb. No. II.

Saulcy (F. de), Le Musée assyrien du Louvre. Rev. des deux Mond. 1847. Livr. 21.

Reichel, Beiträge zur russ. Münzkunde des Mittelalters. — Mém. de la Soc. d'archéol. et de num. de St. Pétersb. No. I. II.

Münzen der fürstlichen Abtei Fulda aus dem XI. Jahrhundert. — Ebendaſ. No. II.

Vossberg, Die Münzsammlung der Stadt Danzig. — Ebendaſ.

Giraud (Charl.), Le traité d'Utrecht. Par. 1847. Nouv. rev. encycl. 1847. Nov.

Scarabelli (Luc.), Paralipomeni di storia Piemontese. Firenze 1847. — Archivio stor. ital. T. XIII.

Monnier (Marc), Etudes historiques sur la conquête de la Sicile par les Musulmans. (2 art.) — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Nov.

Amari (M.), La guerra del Vespro Siciliano, 2. ed. Par. 1843. — Journ. des Sav. 1847. Nov.

Guilhermy, Iconographie des familles de France. II. Philippe, frère de Saint-Louis. — Louis, fils de Saint-Louis. — Annal. archéol. 1847. Nov.

Fléchier, Mémoires sur les Grands Jours tenus en Auvergne en 1665 — 1666, publ. par Gonod. Par. 1844. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Nov.

Marion (Jul.), Notes d'un voyage archéologique dans le Sud-Ouest de la France (Périgueux-Bordeaux.) — Bibl. de l'Ecole des chart. 1847. Sept. Oct.

Dumast (P. G.), Nancy, histoire et tableaux. Par. 1847. — Correspond. T. XX. Livr. 12.

Carné, De l'ancien régime et de la révolution française. — Ebendaſ. Livr. 9.

Vaulabelle (Ach. de), Histoire des deux restaurations. T. 1 — 4. Par. 1847. — Ebendaſ.

Rafn, Notice sur les anciennes Sagas de l'Islande. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1847. Sept.

Achik (A.), Antiquités de Kertsch: Catacombe de Panticapée, compte-rendu de Köhne. — Mém. de la Soc. d'archéol. et de num. de St. Pétersb. No. II.

D'Avezac, Observations sur la nomenclature et le classement des îles et archipels de la mer de Madagascar. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1847. Sept.

Barchou de Penhoën, L'Inde sous la domination anglaise. 2 vols. Par. 1847. — Corresp. T. XX. Livr. 11.

Captain Macpherson and the Khonds. — Calcutta Rev. 1847. Sept.

The Tenasserim provinces, statistics and gouvernment. — Ebendaſ.

New Zealand, colonization, Otago settlement. — Ebendaſelbſt.

Hoffmeister (W.), Briefe aus Indien. Herausgeg. von A. Hoffmeister. Braunschweig 1847. — Ebendaſelbſt.

The Lahore blue book. — Ebendaſ.

The Journal of the Indian Archipelago and Eastern Asia. Singapore 1847. — Ebendaſ. (Misc. Not.)

Varin (Pierre), La vérité sur les Arnauld, complétée à l'aide de leur correspondance inédite. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Nov.

Cartier (E.), Esthétique de Savonarole. — Annal. archéol. 1847. Nov.

Boucheporn, Notice nécrologique sur M. D'Aubuisson de Voisins, ingénieur en chef directeur des Mines. — Annal. des Min. 1847. Livr. III.

Aubineau (L.), Fragments de mémoires inédits de Dubois, gentilhomme servant du roi, valet de chambre de Louis XIV. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1847. Sept. Oct.

La jeunesse de Benjamin Constant (d'après de nouvelles lettres inédites). — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Nov. Dec.

Notices biographiques et littéraires. Jacques Peletier. — Bullet. du Bibliophile. 1847. Oct.

Falloux, Biographie de Galilée. — Correspond. T. XX. Livr. 10.

Marie-Béatrice de Modène, femme de Jacques II. et reine d'Angleterre. — Ebendaſ. Livr. 12.

Lettres etc. de Marie Stuart, publ. p. Labanoff. (3 art.). Journ. des Sav. 1847. Nov.

Lettres de Gui Patin etc. publ. p. J. H. Reveillé-Parise. 3 vols. Par. 1846. — Ebendaſ. Nov. Déc.

Le duc d'Anjou en Belgique. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. Livr. 2.

Littérature allemande. Louis Boerne. — Ebendaſ.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Vol. 1. Berl. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Nov.

Le Nain de Tillemont, Vie de Saint-Louis, publ. p. J. de Gaulle. 2 vol. Par. 1847. — Ebendaſ.

Sainte-Beuve, Ecrivains critiques de la France. XVI. M. de Rémusat. — Rev. des deux Mondes. 1847. Livr. 19.

Verneilh (Fel. de), La cathédrale de Cologne. Etude archéologique. II. — Annal. archéol. 1847. Nov.

Didron, Dégradation de la cathédrale d'Amiens. — Ebendaſ. Déc.

Guilhermy et Fichot, Monographie de l'église royale de Saint Denis. Tombeaux et figures historiques. — Ebendaſ.

Matthiessen (A.), Observation du spectre optique pendant l'éclipse du 9 Octobre 1847. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Nov.

Person (C. C.), Recherches sur la chaleur latente de fusion. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Nov.

Bravais (A.), Sur le phénomène de l'arc-en-ciel blanc. — Ebendaſ.

— —, Sur l'indice de réfraction et la dispersion de la glace. — Ebendaſ.

Filhol, Études sur le rapport qui existe entre le poids atomique, la forme cristalline et la densité des corps. Premier mémoire. — Ebendaſ. Déc.

Senarmont (H. de), Mémoire sur la conductibilité des substances cristallisées pour la chaleur. — Ebendaſ.

Durocher (J.), Sur la couleur de la glace des glaciers et des eaux qui s'en écoulent. — Ebendaſelbſt.

On the Indian Archipelago. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Dec.

Mossotti (F. O.), Recherches théoriques sur l'induction électro-statique, envisagée d'après les idées de Faraday. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Déc.

Collomb (Ed.), Sur les anciens glaciers des Vosges. Resultats sommaires d'une exploration faite avec la Société géologique de France. — Ebendaſelbſt.

De La Rive (Aug.), Researches on the voltaic arc, and on the influence which magnetism exerts both, on this arc and on bodies transmitting interrupted electric currents. — Philos. Mag. 1847. Nov.

Glaisher (J.), On the Aurora borealis, as it was seen on Sunday evening Oct. 24, 1847 at Blackheath. — Ebendaſelbſt.

Storms and hurricanes. — Calcutta Rev. 1847. Sept.

Pierre (J. Isid.), Recherches sur la dilatation et sur quelques autres propriétés physiques de l'acide sulfureux anhydre et du sulfite d'oxyde d'éthyle. — Annal de Chim. et de Phys. 1847. Nov.

Kuhlmann (F.), De l'intervention de la potasse ou de la soude dans la formation des chaux hydrauliques, des ciments, et en général des espèces minérales naturelles produites par la voie humide. — Ebendaſelbſt.

Damour et Salvétat, Notice et analyses sur un hydrosilicate d'alumine trouvé à Montmorillon (Vienne.) — Ebendaſ.

Saint-Evre, Recherches chimiques sur les acides gras du beurre de coco. — Ebendaſ. Déc.

Braconnot (H.), Examen d'une matière grasse et d'une mèche trouvées dans une lampe antique. — Ebendaſ.

Jacquelain (V. A.), Procédé de fabrication économique du bichromate de potasse, des chromates de plomb et du bichromate de chaux. — Ebendaſ.

Anderson (Th.), Sur quelques produits de la distillation des huiles fixes avec le soufre. — Ebendaſ.

Taupenot, Note sur un siphon propre à transvaser les liquides malfaisants, et sur une nouvelle disposition de l'appareil de Woolf — Ebendaſ.

Bussy, Nouvelles observations sur les deux variétés d'acide arsénieux. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1847. Nov.

Blondeau, Des fermentations. — Ebendaſ.

Figuier, Observations sur la préparation de l'oxyde d'or. — Ebendaſ. Déc.

Nicklès, Sur les monohydrates cristallisés de zinc et de cadmium. — Ebendaſ.

Abbène, Analyse des eaux minérales de Pré-Saint-Dizier. — Ebendaſ.

Griffith (J. W.), On the composition of the bile of the sheep. — Philos. Mag. 1847. Nov.

Richardson (Th.), Analyses of the ashes of rough brown sugar and molasses. — Ebendaſ.

Kolbe (H.), On the decomposition of Valerianic acid by the voltaic current. — Ebendaſ.

Adie (Rich.), An account of experiments with galvanic couples immersed in pure water and in oxygenated water. — Ebendaſ.

Hare (R.), On certain improvements in the construction and supply of the hydro-oxygen blowpipe, by which platinum may be fused in the large way. — Ebendaſ.

Jacquelain (V. A.), Reflexions touchant les expériences que M. Persoz a présentées à l'Académie des Sciences, sur l'engraissement des oies. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Déc.

Adams (Arthur), Notes on the habits of certain exotic spiders. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Nov.

Blyth (Ed.), Critical remarks upon Mr. J. E. Gray's published catalogue of the specimens of mammalia and birds presented by B. H. Hodgson to the British Museum. — Ebend.

Owen, Note on Dr. Meig's memoir on the reproduction of the Opossum. — Ebendaſ.

Jardine (W.), Horae zoologicae. (Contin.) Birds of Tobago. — Ebendaſ. Nov. Dec.

White (Ad.), Description of Clinteria Hoffmeisteri, a new species of the family Cetoniadae, from North India. — Ebendaſ. Nov.

Blyth (Ed.), A few critical remarks on M. Carl J. Sundevall's paper on the birds of Calcutta, as republished by H. E. Strickland. — Ebendaſ.

Smith (Fred.), Description of a new species of Hymenopterous insect belonging to the family Sphegidae. — Ebendaſ.

White (Ad.), Note on Petasida ephippigera, a grasshopper found in the interieur of the Northern part of Australia by D. Dring and Leichhardt. — Ebendaſ.

The rose Caddice Saw-fly. — Ebendaſ.

Orbigny (A.), Sur les mollusques vivants et fossiles. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Nov.

Coup d'oeil général sur la faune du terrain paléozoique de Russie. — Géologie de la Russie d'Europe et des montagnes de l'Oural par Murchison, Verneil et Keyserling. — Ebendaſ. Déc.

Lafresnaye, Sur le Saurothera vetula (Tacco Vieillard) de Vieillot. — Rev. zool. 1847. Nov.

Cornay (J. E.), Considérations générales sur la classification des oiseaux, fondée sur la considération de l'os palatin antérieur. T. II. — Ebendaſelbſt.

Wilson (W.), Description of two new mosses from Jamaica. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1847. Dec.

Taylor (Th.), Diagnostic characters of five new species of cryptogamic plants from Jamaica. — Ebendaſ.

Schomburgk (Rob.), Description of some grasses and sedges from the East coast of Demerara. — Ebendaſ.

Sénarmont (H. de), Sur un groupement remarquable de certains cristaux de spath calcaire. — Annal. de Mines 1847. Livr. III.

M'Coy (Fred.), On the fossil botany and zoology of the rocks associated with the Coal of Australia. — Annals and Mag. of nat. hist. 1847. Nov.

Toulmin Smith (J.), On the different beds of the white chalk, and on the faults and dislocations which they exhibit. — Ebendaſ.

Delesse (A.), Etude de quelques phénomènes présentés par les roches lorsqu'elles sont amenées à l'état de fusion. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. Nov.

— —, Procédé mécanique pour déterminer la composition des roches. — Ebendaſ.

Annales de la société séricicole. 10 vol. Par. 1847. Nouv. Rev. 1847. Nov.

Dunoyer (Ch.), Mémoire pour la liberté du commerce internationale. — Journ. des Econom. 1847. Déc.

Goldenberg (G.), Libre échange et protection. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Nov.

The institutions of Manu. — Calcutta Rev. 1847. Sept.

Hirzel, Notice sur deux jeunes aveugles-sourds-muets. — Bibl. univ. (Litt.) 1847. Déc.

Flourens (P.), Fontenelle, ou de la philosophie moderne. Par. 1847. — Rev. nat. de Belg. T. XVII. Livr. 2.

Saintes (Am.), Histoire critique du rationalisme en Allemagne depuis son origine jusqu'à nos jours. Par. et Hambourg. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Nov.

Clément (F.), Liturgie, musique et drame du moyen âge. — Annal. archéol. 1847. Déc.

Trianon (Henri), Etudes sur l'art religieux. — Correspond. T. XX. Livr. 12.

Coussemaker (E. de), Essai sur les instruments de musique au moyen âge. (La Rote.) — Annal. archéol. 1847. Nov.

Wertheim (G.), Mémoire sur l'élasticité et la cohésion des principaux tissus du corps humain. — Annal. de Chim. et de Phys. 1847. Déc.

Courson (A. de), Mémoire sur l'origine des institutions féodales chez les Bretons et les Germains. — Rev. de législation et de jurisprud. 1847. Juill. Août.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Narrative of the surveying Voyage of H. M. S. Fly, commanded by Captain F. P. Blackwood, in Torres Strait, New Guinea and other islands of the eastern Archipelago, during the years 1842 — 1846; together with an excursion into the interior of the eastern part of Java. By J. Beete Jukes, M. A. F. G. S. Naturalist to the expedition, author of „Excursions in Newfoundland.“ Published by permission of the Lords Commissioners of the Admiralty. In two volumes. London 1847. 8. Vol. I. XII und 423 S. mit 10 Taf. u. 1 Karte; Vol. II. 362 S. mit 9 Taf. u. 1 Karte.

Zu den Gewässern, welche die Schiffahrt mit den größten Gefahren bedrohen, gehören in der Südsee diejenigen, welche die nordöstlichen Gestade Neuhollands und die südöstlichen Küsten Neuguineas bespülen. Es zieht sich nämlich längs der Ostküste Neuhollands vom 24° 30′ südlicher Breite an bis hinauf zu der Südostküste von Neuguinea unter 9° 5′, also in einer Ausdehnung von ohngefähr 1100 geographischen Meilen, ein Korallenriff hin, dessen mittlere Entfernung von der Küste zu 30 Meilen angenommen werden kann. Das ganze Meer, welches außerhalb dieser großen Barriere zwischen Neucaledonien und der Torres-Straße liegt, ist gleichfalls mit einzelnen Riffen von größerer oder geringerer Ausdehnung versehen und das Ganze wird daher das Korallenmeer genannt. Die Torresstraße, welche Neuholland und Neuguinea voneinander scheidet, ist ohnedieß mit Riffen und Klippen angefüllt. So gefährlich auch dieses Meer ist, so ist doch, der Windrichtung wegen, der ganze Handel, der von den östlichen Kolonien Neuhollands und dem südlichen Theil des stillen Meers nach Indien und dem indischen Archipel geht, gezwungen, diese See und die Torresstraße zu passiren. Dazu giebt es zwey Wege, die unter dem Namen der innern und äußern Straße bekannt sind. Will das Schiff die innere Straße passiren, so segelt es in dieselbe am südlichen Ende des großen Riffes ein, und hält sich zwischen diesem und dem Lande. Diese Straße ist von King aufgenommen worden und ist verhältnißmäßig sicher zu passiren, da das Riff vor dem Ungestümm der See schützt und überall gute Ankerplätze zu finden sind. Auf der äußern Straße ist dagegen die See unergründlich und das Schiff muß also unter Segel bleiben, bis es ihm gelingt, durch eine Oeffnung des großen Riffs in das innere Wasser, das verhältnißmäßig seicht und sicher ist, zu gelangen. Diese äußere Straße ist bisher nicht regelmäßig aufgenommen worden und die Schiffahrt in derselben und durch die Oeffnungen des großen Riffs war daher äußerst unsicher, so daß sowohl hier als in der Torresstraße jährlich viele Schiffe in große Noth geriethen oder ganz zu Grunde giengen.

Nachdem in neueren Zeiten die Schiffahrt in diesen Gewässern immer mehr an Bedeutung gewonnen hat, so beschloß die englische Admiralität eine Expedition auszurüsten, welche das große Riff genau aufnehmen, die günstigsten Passagen durch das-

selbe mit Signalen, die schon aus der Ferne erkennbar wären, versehen und zuletzt noch mit der speziellsten Aufnahme der Endeavour-Straße sich befassen sollte. Zum Kommandanten dieser Expedition wurde der Kapitän Blackwood ernannt und ihm die Schiffe Bramble und Fly zur Verfügung gestellt. Als Naturforscher waren Macgillivray und J. Beete Jukes beygegeben. Die Expedition segelte am 11. April 1842 ab und kehrte am 19. Juni 1846, also nach einer Abwesenheit von 4 Jahren und 11 Wochen, wieder zurück.

Die Berichterstattung über diese Reise hat B. Jukes, unter Zustimmung des Admiralitäts-Collegiums und des Kapitäns Blackwood, übernommen und er hat dieselbe in einer so zweckmäßigen, verständigen Weise ausgeführt, daß wir nur wünschen können, daß sie in Zukunft in allen ähnlichen Fällen zum Muster dienen möchte. Wie er nämlich selbst in der Vorrede bemerkt, wäre er anfänglich nach herkömmlicher Weise Willens gewesen, ein vollständiges Reise-Journal von der Abfahrt aus England an bis zur Rückkehr zum Druck zu geben. Von diesem Plane aber sey er bald ganz abgegangen, da er keine Lust gehabt hätte, Bekanntes nochmals zu wiederholen und so habe er aus seinem Tagebuch für den Leser nur das hervorgehoben, was entweder ganz unbekannte Gegenstände oder doch wenigstens solche betrifft, von welchen keine neueren Berichte ins Publikum gekommen sind. Seine Beschreibung sey deßhalb auf die Räumlichkeiten beschränkt, welche zwischen dem Sandkap an der Nordostküste von Neuholland, und der Straße von Malakka liegen. In der That beginnt sein erstes Kapitel mit der Nachricht, daß er am 7. Januar 1843 zum erstenmal seinen Fuß auf eine Koralleninsel an der nordöstlichen Küste Australiens gesetzt habe, und er belästigt uns nun nicht mit der breiten Erzählung aller der Kreuz- und Querfahrten, welche sein Schiff zur Ausführung der gegebenen Aufträge zu machen hatte, sondern er rückt in geographischer Ordnung mit seinem Berichte vor, bis er mit der Erzählung eines Streifzuges durch den östlichen Theil Javas abschließt. Erst im zweyten Theil giebt er im zweyten Anhang auf S. 263 — 271 einen summarischen Reisebericht, um den Leser von den unternommenen Fahrten wie von den Resultaten, die zur Lösung der von der Admiralität gestellten Aufgabe erlangt wurden, in aller Kürze in Kenntniß zu setzen.

Indem sich der Verf. in solcher Weise selbst sehr enge Gränzen zur Bewegung gesteckt hat, ist es ihm allerdings nicht möglich geworden, ein dickleibiges Reisewerk nach neuerer französischer Manier zu Tage zu fördern; um so dankbarer ist ihm aber der mit der Reise-Literatur einigermassen vertraute Leser, daß ihm das Gewöhnliche oder Bekannte nicht noch einmal vorgelegt, sondern daß ihm nur Neues oder doch nur Interessantes dargeboten wird. In einer Zeit, wo die Masse des Wissenswerthen sich von allen Seiten anhäuft, muß man es jedem Autor Dank wissen, der in seiner Darstellung Ziel und Maaß zu halten versteht.

Um eine Uebersicht über die Reihenfolge der Darstellungen des Verf. voranzuschicken, so soll nur kürzlich bemerkt werden, daß der ganze erste Band und vom zweyten die größere Hälfte (bis S. 231) der Schilderung der besuchten Lokalitäten und des Verkehrs mit den Völkerschaften, so wie der Erörterung ihrer Eigenthümlichkeiten, Lebensweise und gesellschaftlichen Verhältnisse gewidmet ist. Am Schluße dieser Abtheilung folgt eine ziemlich ausführlich gehaltene „Ethnologie des indischen und stillen Ozeans," daran reiht sich dann ein besonderer Anhang, der die Instruktion für die Expedition, die schon erwähnte kurze Reiseübersicht und eine Höhenangabe verschiedener Punkte längs der Nordostküste von Neuholland in der Torresstraße, so wie verschiedene linguistische und naturhistorische Aufsätze enthält. In unserer Anzeige werden wir uns am ausführlichsten mit der letzten Abtheilung befassen, da sie die wichtigste ist.

I. Ethnologie des indischen und stillen Ozeans (II. S. 232). Wir haben erst vor Kurzem die Schilderungen besprochen, welche uns einerseits Hombron und Jacquinot (vgl. Nro. 130 — 133 d. v. Bandes), andrerseits Junghuhn (234 — 236 ebendaselbst) von den Völkern des indischen und stillen Ozeans geliefert haben. Es wird daher interessant seyn zu hören, wie der Verf. denselben Gegenstand aufgefaßt hat. Es sind aber dreyerley

Völkergruppen, die ihm zu Gesicht gekommen sind: die Malayen, die Papuas und die Neuholländer.

Mit den Malayen wurde der Verf. auf Cupang', Lombok, Java und Malakka bekannt, auch sah er einige Individuen von den Bughesen auf Celebes und von andern Theilen des indischen Archipels. Er fand unter ihnen eine große Verschiedenheit in der Größe und Schönheit. „Einige der vornehmsten Männer auf Lombok und Java waren groß und stattlich, mit offenen und verständigen Gesichtszügen, was auch bey vielen Bughesen der Fall war, während andere Malayen mittlerer Statur und zurückstoßenden Ansehens waren. Die Kinder und die jungen Leute von beyden Geschlechtern zeigten oft hübsche Gesichter und anmuthige Formen. Bey den Erwachsenen war, wie auch ihre Größe seyn mochte, die Gestalt gewöhnlich vierschrötig und athletisch, die Gliedmassen stark und die Schultern breit. Die Haut war gemeiniglich glatt und fast ganz haarlos, die Umrisse der Gliedmassen runder und die Muskeln nicht so vorspringend als bey den Europäern. Das Gesicht war in der Regel breit und sehr flach; die Haare waren harsch, lang, schwarz und fast unveränderlich straff. Die Hautfarbe verlief sich aus dem Gelben fast bis zur Negerschwärze, doch am gewöhnlichsten war sie dunkel gelblichbraun."

Von Papuas (S. 236) bekam der Verf. zu Gesicht die Bewohner der Inseln der Torresstraße, ferner die von einem Theil der Südostküste Neuguinea's und einige als Sklaven auf Java lebende Individuen, die von der West- oder Nordwestküste Neuguinea's abstammen sollten. Die Mehrzahl dieses Volkes fand er hinsichtlich der Größe und der Verhältnisse ihres Körpers nicht sonderlich erheblich von den Europäern abweichend.

„Ihre Gliedmassen waren gewöhnlich runder im Umriß und nicht von so kräftigem Ansehen, wie es bey unserer einheimischen arbeitenden Klasse gefunden wird; auch hatten sie nicht den vierschrötigen Bau, der bey der malayischen Rasse bemerklich ist. Ihre Gesichtszüge waren, im Vergleich mit den Neuholländern, häufig gut, die Stirne breit, aber nicht hoch, der Kopf meist ziemlich viereckig, die Nase schwach habichtsartig, aber breit an der Wurzel und mit offenen Nasenlöchern, und die Lippen ziemlich dick. Ihre Physiognomien erinnerten uns nicht selten an die der Juden. Die Augen waren hinlänglich groß und gut geformt, nicht zu tief liegend, noch mit den überhängenden Augenbrauen der Neuholländer. Die Hautfarbe ist gewöhnlich dunkel röthlichbraun, doch sahen wir auf Neuguinea einige Individuen von einer froschähnlichen (frog-like) gelben Farbe. Das Haar dieses Volks ist sehr eigenthümlich und kann beym ersten Anblick mit der Negerwolle verwechselt werden. Seine Anordnung kann man sehr leicht an dem Leib und den Gliedmassen beobachten, wo man es in kleinen, von einander getrennten Büscheln oder Pinseln aufgewachsen sieht, so daß die Haut ein fleckiges oder wolliges Ansehen erlangt. Die Kopfhaare wachsen ohne Zweifel in derselben Weise, aber hier stehen die Büschel gedrängt aneinander und jeder bildet eine besondere kleine, sehr steife Locke, die, wenn man sie wachsen läßt, als eine schmale, röhrenartige Flechte herabhängt. Diese Locken gleichen denen von Strickzipfeln (thrum mop). Die Art des Haarputzes ist ohne Zweifel an verschiedenen Orten verschieden, wie dieß aus den publicirten Beschreibungen und Abbildungen von diesem Volk ersehen wird. Die Haare werden auch oft mit rothem Ocker und Salben geschmiert, daher die Berichte von einem rothhaarigen Volke auf den von dieser Rasse bewohnten Inseln. Wegen dieses Umstandes ist die kurze Behaarung auf dem Körper mehr zu beachten als die des Kopfes, wenn man Bemerkungen über die physische Beschaffenheit wilder Stämme machen will."

Die Neuholländer (S. 237) wurden dem Verf. bekannt durch die Bewohner von Neu-Südwallis, durch mehrere Stämme an der Nordostküste, dann durch die von Port Essington, so wie durch die von Westaustralien, Südaustralien und Port Phillip. Allenthalben hat er sie evident von derselben Rasse gefunden. Da ihre physischen Merkmale jetzt hinlänglich bekannt sind, so beschränkt sich der Verf. hinsichtlich ihrer nur auf folgende Charakteristik. „Ihre Gestalt ist merkwürdig wegen der Magerkeit und Schlankheit um die untern Extremitäten,

die Hüften und Schenkel, so wie der Waden, was bey den Frauen eben so wie bey den Männern zu beobachten ist. Der Kopf ist gewöhnlich groß, mit sehr vorspringenden Augenbrauen und tief liegenden Augen, die Nase ist breit, der Mund weit und das Aussehen oft trotzig, was nicht in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Individuums steht. Das Haar ist verschieden und oft verfilzt und zusammengeflochten durch Schmutz und Fett in verschiedener Weise; wenn es jedoch rein ist, so ist es häufig so fein und glänzend als das der Europäer, mit Hinneigung zur Bildung breiter offener Locken in derselben Weise. Seine Farbe ist bey manchen Kindern wie ein vom Sonnenbrande gefärbtes Braun; bey den Erwachsenen aber sah ich nie andere als schwarze Haare. Die Behaarung des Leibes ist nicht von der eines Europäers verschieden. Die Hautfarbe verläuft aus einem dunkeln Chocoladebraun bis in ein fast vollkommnes Schwarz. Hände und Füsse sind gewöhnlich klein und wohlgebildet. Schultern und Brust der Männer sind meist breit und hinlänglich muskulös." Der Verf. erklärt den Gesammtausdruck, den der Neuholländer in seiner körperlichen Bildung und Haltung zeigt, für so eigenthümlich, daß es dem, der damit bekannt ist, nicht schwer fallen dürfte, ein Individuum dieser Rasse selbst unter den Bewohnern der nächst gelegenen Inseln herauszufinden.

Wir können hier übergehen, als ohnedieß bekannt, was der Verf. über den intellektuellen und moralischen Charakter der Malayen und Neuholländer beybringt, um länger zu verweilen bey dem, was er noch über die Papuas zu sagen hat, da diese unter den drey in Rede stehenden Rassen diejenige bilden, von der wir noch die wenigsten Nachrichten besitzen. So weit sie der Verf. kennen lernte, hat er sie allenthalben auf einer geringern Bildungsstufe als die Polynesier gefunden. Rangunterschiede oder erbliche Häuptlingswürden unter ihnen sind ihm nicht bekannt geworden. Sie scheinen in kleinen Stämmen zu leben, die einander feindlich behandeln.

(Schluß folgt.)

Jubilaeum semisaecularem Doctoris medicinae et philosophiae Gotthelf Fischer de Waldheim celebrant sodales societatis caesareae naturae scrutatorum mosquensis.

(Schluß.)

4) Jurassische Bildungen. Diese haben bey dem Dorfe Talitzi, was auf der Straße von Moskau nach dem Kloster Serge-Troitzi liegt, sehr merkwürdige Versteinerungen geliefert. Zuerst unterscheidet der Verf. 2 Ammoniten-Arten als Ammonites engersianus und talitzianus; dann Stücke fossilen Holzes, die er als Pinites jurensis beschreibt. Von einem Zahn, einem Wirbel, einem Sprungbein und mehreren Stücken, die Coproliten ähnlich sehen, nimmt er an, daß sie von einer und derselben Thierart abstammen möchten, die er den Labyrinthodonten unter den Amphibien zuweist und mit dem Namen Ichthyoterus Fischeri bezeichnet. Noch erwähnt der Verf. eines Abdrucks, den er für das äußere Nachbild eines Schildes von Bothriolepis (Glyptosteus Ag.) ansieht und ihm vorläufig den Namen Bothriolepis jurensis beylegt.

VI. Trogontherium Cuvieri Fisch. Der Schädel dieses urweltlichen Nagers ist schon im Jahre 1809 von Fischer beschrieben worden. Der Verf. wiederholt nicht bloß diese Beschreibung, sondern giebt auch sehr schöne Abbildungen, die den durch seine Größe ausgezeichneten Schädel von allen Seiten darstellen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Narrative of the surveying Voyage of H. M. S. Fly, commanded by Captain F. P. Blackwood, in Torres Strait, New Guinea and other islands of the eastern Archipelago, during the years 1842 — 1846; together with an excursion into the interior of the eastern part of Java.

(Schluß.)

In der Schiffkunst haben sie es zu keiner großen Geschicklichkeit gebracht. Ihre Kähne sind gemeiniglich klein, roh gearbeitet und nicht im Stande, den Wellenschlag der offenen See auszuhalten. Der Ackerbau ist sehr roh und sie scheinen nirgends zur Reiskultur oder zum Anbau irgend einer Getreidart gelangt zu seyn; ebenso wenig wissen sie irgend eine Sorte von Geweben zu verfertigen. Die größten Kunstwerke, die dem Verf. bekannt wurden, waren die ungeheuern Häuser, die er an der Südostküste von Neuguinea antraf. Ein solches wurde von ihm untersucht, als die Einwohner, nach vorausgegangenen Feindseligkeiten, es geräumt hatten. Es war ohngefähr sechs Fuß über der Erde erhaben, indem sein Boden auf Balken aufruhte. Das Dach war gebildet aus einem Bambusgerüste, und dieses war überlegt mit einer wasserdichten Decke von den Wedeln der Sagopalme. Es hatte eine Höhe von 16 bis 18 Fuß in der Mitte, von der es sich zu beyden Seiten bogenförmig bis zur Hausflur herabsenkte. Das Haus hatte eine Länge von mehr als 300 Fuß, und eine Breite von ohngefähr 30; es glich inwendig einem großen Tunnel. Längs jeder Seite befand sich eine Reihe von Wohnstellen, die ohngefähr 10 Fuß Länge hatten und mit Schlaf- und Feuerstätten und allerley Geräthschaften versehen waren. Zwischen je zwey Wohnstellen war ein schmaler Gang mit einer Thüre, durch die man vermittelst einer kleinen Leiter außen auf den Erdboden herabsteigen konnte.

Ueber den moralischen Charakter der Papuas giebt der Verf. nicht so ungünstige Berichte als die meisten seiner Vorgänger. Zwar wurde die Expedition an der Südostküste Neuguinea's fast allenthalben feindlich behandelt, aber der Verf. kann es ihnen selbst nicht verargen, daß sie fremde Eindringlinge von ihrem Grund abhalten wollen. In der Torresstraße, wo sie nun schon mehr an die Europäer gewöhnt sind, meint er, daß letztere allenthalben eine gute Behandlung antreffen würden. Die Frauen sind weit besser als auf Neuholland gehalten und die harten Arbeiten sind ihnen nicht allein aufgebürdet.

Die Papuas besitzen ausschließlich die Inseln im Nordosten von Neuholland, nämlich Neuguinea mit Neubritannien und Neuirland, die Salomons-Inseln, die Inseln genannt Tierra austral del Espiritu Santo, und die Neuhebriden nebst Neucaledonien. Sie verbreiteten sich auch bis zu den Fidschi-Inseln, wo sie mehr oder weniger mit der polynesischen Rasse gemischt sind, und der Verf. sieht es für wahrscheinlich an, daß sie von Neucaledonien aus nach Vandiemensland übergiengen und sich hier mit der australischen Rasse vermischten. Auch noch

im Westen von Neuguinea sollen hie und da auf den Inseln Papuas-Stämme vorkommen, worüber uns erst letzthin Junghuhn und S. Müller berichtigende Aufschlüsse gebracht haben.

Nicht uninteressant ist die Bemerkung, die der Verf. hier nach der schriftlichen Mittheilung des Kapitäns Blarland, der öfters des Wallfischfanges wegen die Inseln des westlichen Theils des stillen Ozeans besuchte, beybringt. Diesem erfahrnen Seemanne zufolge fällt die geographische Verbreitung der Papuas genau mit der des Nordwest-Monsun zusammen. Dieser Wind ist vom November bis März der vorherrschende über den ganzen Raum, der sich vom Aequator bis zum 10 oder 15° Breite und in der Länge von Sumatra bis zu den Fidschi-Inseln erstreckt. Bisweilen verspürt man ihn auch im Westen Sumatras bis zum nördlichen Theil von Madagaskar, und bisweilen dehnt er sich ostwärts bis zu den Fidschi Inseln aus, aber diese Ausdehnungen sind unregelmäßig und seine gewöhnliche Ostgränze ist genau die, welche eben für die Papuas-Rasse angegeben wurde. Aus dieser Thatsache, in Verbindung mit der geringen Geschicklichkeit der erwähnten Rasse in der Schiffahrt, schließt Blarland, und wir stimmen ihm hierin völlig bey, daß die Papuas aus dem Westen in den stillen Ozean eingewandert sind und daß sie ihre Wanderungen nur so weit ausdehnten, als sie vom Monsun begünstigt waren. Aus der Aehnlichkeit in den Sitten der amerikanischen Ureinwohner und der Polynesier, so wie aus der Analogie in dem Baue der doppelten amerikanischen Balsas und der Doppelkähne der Polynesier, hat der erwähnte Kapitän ferner geschlossen, daß die letzteren von Amerika abstammten und daß ihre Wanderung nach Osten dadurch aufgehalten wurde, daß sie die Papuasinseln bereits im Besitz einer zahlreichen, feindseligen und wilden Rasse fanden. Was aber auch immer der Ursprung der Polynesier seyn möge, so werden wir wohl mit dem Verf. annehmen dürfen, daß der Grund, warum sie um die Papuasinseln (sey es von Osten oder Westen) herumgiengen und nicht Besitz von ihnen nahmen, kein anderer war, als daß sie selbige bereits von den Papuas eingenommen fanden.

II. Ueber die allgemeinen Verwandtschaften der Sprachen der ozeanischen Schwarzen, von R. G. Latham (S. 313). Der Verf. hatte seine, in der Torresstraße angelegten Vocabularien dem gründlichen Kenner der orientalischen Sprachen, R. G. Latham, mitgetheilt, und von demselben eine kleine Abhandlung erhalten, die Ref. hier ihres hohen Interesses wegen ausführlicher besprechen will.

Zum Behufe philologischer Untersuchungen hält es Latham am angemessensten, die Schwarzen, welche den indischen und stillen Ozean bewohnen, in 5 Abtheilungen zu bringen. 1) Die Schwarzen der Andaman-Inseln. 2) Die Schwarzen des malayischen Gebietes, worunter er diejenigen Stämme auf Malakka und den malayischen Inseln rechnet, die zufolge der über sie vorliegenden Nachrichten von den Malayen verschieden seyn und sich dem Negertypus annähern sollen. 3) Die Papuas-Schwarzen auf Neuguinea, Neuirland, Neuhebriden, Tanna, Erromango, Annatom, Neucaledonien u. s. w. 4) Die Schwarzen von Neuholland. 5) Die Schwarzen von Vandiemensland.

Mit Uebergehung der Andaman-Schwarzen macht Latham zuerst hinsichtlich der Sprachen der sogenannten Schwarzen des malayischen Gebietes bemerklich, daß die Dialekte eines jeden Stammes, von dem ein Wortverzeichniß untersucht wurde, malayisch sind. Solches ist der Fall: a) mit den Samang-, Jooroo- und Jokong-Vocabularien der Halbinsel Malakka; b) mit jedem Wortverzeichniß, das von Sumatra gebracht wurde; c) mit den 8 durch Brooke von Borneo gebrachten Wortverzeichnissen; d) mit jedem Vocabularium, das von irgend einer der molukkischen Inseln, Key, Arru oder Timor-Insel kam; e) mit den sogenannten Harafura-Vocabularien, die Dumont Durville von Celebes, Roorda van Eysengen von Amboina und Ceram lieferte; f) mit den Sprachen der Philippinen. Wir dürfen daher behaupten, daß wir, bevor wir Neuguinea oder Australien erreichen, keine Beweise haben von der Existenz einer Sprache, die fundamental von der malayischen verschieden wäre, wie groß auch immer die Differenz in der körperlichen Beschaffen-

heit derer, von denen sie gesprochen wird, seyn möge. Wir können noch hinzusetzen, daß die neuesten Untersuchungen auf den malayischen Inseln immer mehr es herausgestellt haben, daß die angeblich schwarzen Stämme im Innern fast durchgängig, auch ihrer physischen Beschaffenheit nach, als Glieder der weitverbreiteten Malayenrasse sich ausgewiesen haben.

Von Neuguinea und den Inseln Waigioo und Guebe hat Latham nur 10 kurze Vocabularien gefunden und diese allein aus den nordwestlichen Distrikten. Eines von diesen, das von Guebe, obschon von Durville als papuanisch mitgetheilt, ist malayisch. Der Rest hat, ohne Ausnahme, einen hinreichenden Theil malayischer Worte, um die Vermuthung, als ob sie einer neuen Sprachenklasse angehörten, abzuweisen. Andrerseits läßt auch der Handelsverkehr zwischen Papuas und Malayen keine positive Feststellung der Existenz einer wirklichen Sprachenverwandtschaft zu. Was die Vocabularien der andern Papuasinseln anbelangt, so haben alle diese Sprachen, obschon gegenseitig unverständlich, Worte aufzuzeigen, die sie unter einander gemein haben, ferner die ihnen und dem Neuguineischen, so wie ihnen und dem Malayischen gemeinschaftlich sind.

Ueber die Sprache der Schwarzen auf Neuholland hat Marsden folgendes Urtheil gefällt. „Wir sind selten auf eine Negriten-Sprache gestoßen, in der nicht manche corrupte polynesische Worte entdeckt worden wären. Eine solche Vermischung wird in der Neuholländischen Sprache nicht gefunden. In ihr können keine fremden Ausdrücke, welche sie auch nur mit andern Papuas- oder Negriten-Sprachen in Verbindung brächte, ausgemittelt werden.“ Latham macht hiebey die Bemerkung, daß obwohl in neuerer Zeit keine Data zur Bestätigung oder Widerlegung dieser Ansicht beygebracht worden seyen und die Isolation der neuholländischen Sprachen als currente Doctrin gelte, er gleichwohl sie für unrichtig halte und daß er überzeugt sey, daß sie in manchen Fällen auf unrichtigen Principien beruhe. Er hat nämlich in drey ächt malayischen Lokalitäten und in drey ächt malayischen Vocabularien neuholländische, tasmanische und papuanische Worte gefunden; gedachte Verzeichnisse rühren aus dem Timboran-Dialekt auf Sumbawan, aus dem Mangerei-Dialekt auf Flores und aus dem Dialekt von Ombay her. Latham schließt daraus, daß Marsden's Behauptung mit Beschränkung müsse hingenommen werden.

Hinsichtlich der Sprache von Vandiemensland stellt Latham, in Folge seiner Untersuchungen, nachstehende Behauptungen auf. Die Sprache ist erstlich im Wesentlichen dieselbe über die ganze Insel, obwohl sie in nicht weniger als vier, gegenseitig unverständlichen, Dialekten gesprochen wird. Sie steht ferner in Verwandtschaft mit der australischen, so wie auch mit der neucaledonischen. Endlich hat es den Anschein, als ob die Verwandtschaft der tasmanischen Sprache mit der neucaledonischen größer sey als mit der neuholländischen. Wenn diese Vermuthung sich durch künftige Untersuchungen bestätigen sollte, so würde sie sowohl die Differenz in der physischen Bildung zwischen den tasmanischen und neuholländischen Stämmen erklärlich machen, als auch darauf hinweisen, daß der Strom der Einwanderung nach Vandiemensland eher um Neuholland als darüber hin sich bewegt habe.

Schließlich erklärt Latham, daß die Evidenz seiner Ansicht von der fundamentalen Einheit der drey Gruppen der malayischen, papuanischen und neuholländischen Sprachen vor der Hand nur cumulativer Art sey, als der einzigen, welche nach den den jetzt vorliegenden Daten für zulässig erklärt werden könne.

III. Bemerkungen über die Charaktere des Skelets eines Dujongs (Halicore australis) von der Nordküste Neuhollands, von R. Owen (S. 323). Die Knochen, welche Owen zur Untersuchung erhielt, waren von Jukes an der neuholländischen Nordküste in der Endeavour-

Strasse gesammelt worden. Owen fand mehrere Unterschiede auf, nach welchen er sich für berechtigt ansah, den neuholländischen Dujong von dem indischen specifisch zu trennen. Als Hauptdifferenz erklärt er, daß sich bey jenem 24 Backenzähne, bey letzterem nur 20 entwickeln, obwohl die 24 Zähne der neuholländischen Art zuletzt sich wie bey der indischen auf 8, d. h. 2 auf jeder Seite des Ober- und Unterkiefers, reduciren. Es findet sich nämlich bey jüngern Individuen von Halicore australis in beyden Kiefern vor den 5 Backenzähnen, wie sie bey H. indica vorkommen, noch ein besonderer kleiner Zahn, der letzterer Art in allen Altersstufen abgeht. Ferner bildet im Oberkiefer der neuholländischen Species die Zahnreihe einen stärkern Bogen als bey der indischen, der herabgekrümmte Theil des Oberkiefers ist bey jener im Verhältniß zur Breite länger, was auch von der abwärts gebognen Symphyse des Unterkiefers gilt. Einen auffallenden Unterschied giebt ferner das Schulterblatt zu erkennen, das bey der neuholländischen Art weit schmäler als bey der indischen ist, was hauptsächlich davon herrührt, daß bey jener der Vorderrand mehr gerade verläuft, während er bey dieser einen starken Bogen bildet.

Owen vergleicht auch noch den neuholländischen Dujong mit dem des rothen Meeres, in so weit dieser durch Rüppell's und Sömmerring's Schilderungen bekannt geworden ist. Das Schulterblatt ist bey beyden verschieden, indem das von letzterem mit dem des indischen übereinkommt. Wie es sich mit den Modificationen des Zahnsystemes nach den verschiedenen Altersstufen bey dem Dujong des rothen Meeres verhält, ist noch unerörtert, daher auch Owen die Berechtigung des letzteren, als eigne Art anerkannt zu werden, für problematisch erklärt.

IV. Beschreibung einer neuen Schlangengattung von J. E. Gray (S. 323). Es ist dieß eine Seeschlange, welche Jukes an der Darnley-Insel entdeckte und aus der Gray nicht bloß eine neue Art, sondern auch eine neue Gattung unter dem Namen Hypotrophis Jukesii bildete.

V. Beschreibung einer neuen Gattung und fünf neuer Arten Krustenthiere, von A. White (S. 335). Sie heißen Xenocarcinus tuberculatus, Carpilius cinctimanus, Xantho deplonatus, Grapsus latifrons und Cymopolia Jukesii. Die neue Gattung Xenocarcinus gehört der Familie der Majaden an.

VI. Beschreibung einiger neuen Arten Seesterne, von J. E. Gray (S. 339). Es werden hier 20 neue Arten unterschieden und überdieß 5 neue Gattungen: Randasia, Asterodiscus, Calliderma, Tosia und Petricia aufgestellt.

VII. Beschreibung einiger neuen Arten von Seeconchylien, von J. E. Gray (S. 355). Im Ganzen 13 Arten, die hier beschrieben werden.

Die beygegebenen und gut gearbeiteten Abbildungen stellen theils zoologische Gegenstände, theils Figuren von Papuas, Neuholländern und Malayen, theils Landschaften dar. Von den beyden Karten ist die eine der Darstellung des nördlichen Theils des großen Korallenriffs, der Torresstraße und der zunächst liegenden Westküste von Neuguinea, die andere der Ansicht des Ostendes von Java bestimmt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Franz Baaders kleine Schriften. Aus Zeitschriften zum erstenmale gesammelt und herausgegeben von Dr. Franz Hoffmann, ordentlichem Professor der Philosophie an der k. bayer. Universität zu Würzburg. Würzburg 1847. In Commission bey Voigt und Mocker.

Die Worte: „Dieser Haupt- und Grundphilosoph und Gnostiker," mit welchen Varnhagen von Ense vor einigen Jahren Baaders Nekrolog eröffnete, gaben den Haupteindruck, welchen die geniale Persönlichkeit und Wirksamkeit dieses Forschers auf alle ihm näher oder entfernter verwandte Geister machte, in treffender Weise wieder.

Verkannt von dem literarischen Pöbel seiner Zeit, genoß er die Achtung aller tiefer Gebildeten, und selbst die Häupter der Philosophie unsers Jahrhunderts: Schelling und Hegel, ehrten seinen speculativen Geist durch die auszeichnende Anerkennung seiner Tendenz und seiner Ansichten, in welchen sie die genialsten Aufschlüsse über die tiefsten Probleme erkannten. Und wenn irgend ein Forscher neben Schelling eine Zukunft hat, so ist es Baader, dessen Schriften, — um ein Gleichniß aus einem Gebiete, dem er sich als Oberbergrath widmete, zu gebrauchen, — ein Schacht voll der merkwürdigsten zum Theil edelsten Erze und Gesteine sind, die aber noch wenig gesammelt, geprüft, gereinigt und von Schlacken gesondert und noch am wenigsten systematisch charakterisirt und geordnet sind.

Desto größer ist das Verdienst des Herausgebers des vorliegenden Bandes, der seine Pietät und Dankbarkeit gegen seinen verehrten Lehrer durch die edle Gesinnung bewährt, mit welcher er denselben auf eigene Kosten drucken ließ und dieses Opfer dem Verewigten nur zu dem Zwecke brachte, damit nach seiner ausdrücklichen Erklärung (S. IX) „der Gewinn, welcher aus dem günstigen Absatz dieser Schrift sich ergeben sollte, vollständig der Ermöglichung der Gesammtausgabe der Schriften Baaders gewidmet werde, der allenfallsige Mehrgewinn aber seiner Wittwe zufallen solle." Der hiemit dargebotene Band der kleinen Schriften Baaders aus Zeitschriften gesammelt, bestehe ganz selbständig für sich, könne aber auch für den Besitzer der bey Theissing zu Münster 1831 — 32 erschienenen 2 Bände philosophischer Schriften und Aufsätze als dritter Band dieser Sammlung gelten.

Den wissenschaftlichen Zweck der Gesammtausgabe von Baaders Schriften, welchem sich der Herausgeber im Verein mit vier andern Freunden des Verewigten: mit den Professoren und Doktoren Hamberger, von Schaden, Lutterbeck und Schlüter widmet, bestimmt der Erstere S. X. dahin: durch Sammlung alles Zerstreuten in ein Ganzes, durch Vereinigung des Textes, durch Ergänzung aus dem Nachlasse und Sammlung des Briefwechsels die reichen Schätze dieses tiefen Geistes erst recht zugänglich und eine umfassende Kenntniß und Würdigung seiner Leistungen allererst möglich zu machen.

„Die sämmtlichen Werke Baaders werden (S. XI) in zwey Hauptabtheilungen zerfallen, deren erste die bereits gedruckten Schriften, jedoch unter Hinzuziehung der reichen Erläuterungen aus dem Nachlaß enthalten wird, während die zweyte den eigent-

lichen Nachlaß sammt dem Briefwechsel und der Biographie zu umfassen bestimmt ist. Es handelt sich also in der ersten Hauptabtheilung keineswegs um einen bloß zusammenstellenden Abdruck der bereits bekannten Schriften, sondern sie wird um mehr als um ein Drittheil umfangreicher erscheinen als eine bloße Zusammenstellung des Bekannten ausfallen würde. In die Erläuterungen wird jedoch nur Solches aufgenommen werden, was wesentlich als Aufhellung oder Erweiterung der Lehre gelten darf. Zugleich soll die Anordnung dieser Abtheilung nicht chronologisch, was doch nicht ganz streng und genau ausgeführt werden könnte, sondern systematisch sich gestalten, d. h. sämmtliche Schriften sollen in eine der systematischen Gliederung der philosophischen Wissenschaften möglichst angenäherte Ordnung gestellt werden, welche die Uebersichtlichkeit des Ganzen und die Erfassung der Verbindung des Einzelnen wesentlich zu erleichtern dienen wird.

Die zweyte Abtheilung, welche der wissenschaftliche Nachlaß bildet, wird enthalten:

1) eine lange Reihenfolge von Tag- und Studienbüchern vom Jahre 1786 — 1841. 2) Eine große Anzahl von Entwürfen zu einem Commentar der sämmtlichen Werke Jakob Böhme's und zu einer wissenschaftlichen Darstellung der Lehre desselben. 3) Erläuterungen zu den Werken des Marquis de St. Martin. 4) Erläuterungen zu den Werken einer Reihe bedeutender Schriftsteller. 5) Eine Reihe Entwürfe zu Vorlesungen über Theorie der Zeit, des Staats und der Natur. 6) Studien zur Staatswirthschaftslehre. 7) Der Briefwechsel Baaders und 8) seine Biographie.

Nach der S. XVI hinzugefügten Gesammtübersicht wird die erste Hauptabtheilung, welche Baaders schon gedruckte Schriften durch Erläuterungen vermehrt enthalten wird, 10 Bände, und die zweyte Hauptabtheilung, welche den Nachlaß bildet, 4 Bände à 30 Bogen umfassen, so daß die Gesammtausgabe 14 Bände stark wird.

Sehr erwünscht wird jedem unpartheylichen Wahrheitsfreund das Versprechen des Herausgebers seyn: die bemerkenswerthesten Aussprüche, Urtheile und Kritiken über Baader in einer eigenen Schrift zu sammeln und zu beleuchten, „nicht um Baader unbedingt und gegen alle und jegliche Angriffe zu vertheidigen, sondern hauptsächlich um, wie sich der Herausgeber im Namen der Mitredactoren der Baader'schen Schriften erklärt, die zahllosen faktischen Irrthümer der Kritiker nachzuweisen und dem tieferen Verständnisse der Lehre „unsers Denkers" nach Kräften Bahn zu brechen, welches auch das letzte Urtheil der philosophischen Kritik, die der Herausgeber selbst zu versuchen gedenkt, seyn möge.

In der That hat Niemand mehr Fähigkeit und Beruf zu einer solchen Kritik und Charakteristik Baaders als der Herausgeber, welchen Referent schon seit vielen Jahren als einen durch Gesinnung und Wissenschaft ausgezeichneten Schüler und Verehrer Baaders kennt und hochschätzt.

Mit Recht bestreitet der Herausgeber mit Berufung auf viele Kenner der Entwicklungsgeschichte der neueren Philosophie die vielfach geäußerte Meinung: Baader sey ein Schüler Schellings gewesen, und er beweist durch Mittheilung von zwey Abhandlungen, daß er die Grundsätze der dynamischen Naturphilosophie im Gegensatze gegen die atomistische um ein halbes Jahrzehend vor Schelling ausgesprochen habe oder vielmehr den Vorgänger von Schellings Naturphilosophie, Kant, studirt und seinen Dynamismus eigenthümlich aufgefaßt und fortgebildet habe. Wie wenig jedoch Baader Schellings Einfluß auf seine Denkweise geläugnet habe, beweisen die Anfangsworte seiner Einleitung zu der Abhandlung über das pythagoräische Quadrat: „Diese kleine Schrift (zuerst in Tübingen 1798 erschienen und 1809 in die Beyträge zur dynamischen Philosophie aufgenommen), entstand bey Durchlesung des neulich erschienenen Werkes von Schelling über die Weltseele, welches ich als den ersten Boten eines nahenden Frühlings d. h. als die erste erfreuliche Aeußerung der von dem Todesschlaf der Atomistik wieder aufwachenden Physik dankbar bewillkommte." Ebenso bedarf des Herausgebers Bemerkung: Baader habe sich vor, während und nach der Herrschaft des Schelling'schen Systems aufs entschiedenste gegen den Pantheismus erklärt, jedenfalls der Berichtigung, daß der erstere sich nicht nur auf Hauptpunkte von Schellings Untersuchungen über die Freyheit zustim-

mend berief *), sondern auch sein Denkmal der Schrift Jakobi's von den göttlichen Dingen freudig begrüßte und gut hieß. Da Schelling seit dieser Zeit nichts Größeres drucken ließ und Baaders Aeußerungen über das, was er von seinen Vorträgen vernahm, das Gepräge der trübsten Leidenschaftlichkeit an sich tragen, so läßt sich das Verhältniß des letztern zu dem erstern wohl am ehesten dahin bestimmen, daß er in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts sein selbständiger Mitforscher war, aber später ein partheylicher Bekämpfer seiner Lehre wurde, ohne in den Zusammenhang seiner „Einleitung in die Philosophie" und seiner „Philosophie der Mythologie und der Offenbarung" einzugehen.

Mit welchem tiefen Ernste Baader nicht nur die Productionen der Mystik, sondern auch die Werke wissenschaftlicher Meister studirte, beweisen außer seinen erschienenen Schriften, auch seine Tagbücher, in deren „über hundert Bände und Hefte betragendem Nachlasse der umfassende Studienkreis Baaders nach allen Richtungen sich offenbare."

Hieraus erhellt, daß Baader die unübersehbare Fülle tiefer und genialer Gedanken über Gegenstände der verschiedensten Wissenschaften nicht nur aus seiner eigenthümlichen Natur schöpfte, sondern seinen Genius durch die vielseitigste Auffassung, Bearbeitung und Kritik bereicherte, bildete und erprobte. Zu welchem Umfang er seine tiefen Forschungen ausbreitete, davon geben die von dem Herausgeber mitgetheilten nationalökonomischen Entwürfe, in welchen der Herausgeber alle Hauptgrundsätze des später von List ausgebildeten Systems der Staatswirthschaft anticipirt findet, und seine gründliche Kritik von Fichte's geschlossenem Handelsstaate eclatante Proben. So sehr Baader dadurch in der Achtung des die materiellen Interessen überschätzenden Zeitgeistes steigen wird, so bilden doch derartige Untersuchungen die äußerste Sphäre seiner Forschung, deren Grundcharakter und Tendenz Hegel mit Recht als „Gnosis" bezeichnet.

*) In der Abhandlung über die Vierzahl des Lebens. Berlin 1816.

Ein Gnostiker, oder, wenn man lieber will, ein mystischer Philosoph war Baader allerdings aus allen Kräften seines Gemüthes und Geistes und deßhalb waren ihm die Schriften Böhmes und seines geistreichen Auslegers Saint Martins das heiligste Kleinod seiner Forschung, das mysterium magnum, in dessen Offenbarung er das höchste Ziel alles Lebens und Wissens setzte.

(Schluß folgt.)

Codices orientales bibliothecae Regiae Havniensis. Jussu et auspiciis Regis Daniae Augustissimi Christiani VIII. enumerati et descripti. Pars prior, codices Indicos continens. Auch unter dem Titel: Codices Indici etc. enumerati et descripti a N. L. Westergaard. Havniae 1846. IX u. 122 S. 4.

Bey dem Reichthume der meisten orientalischen Literaturen ist es bis jetzt den verhältnißmäßig noch geringen Kräften der orientalischen Philologen nicht gelungen, auch nur die Hauptwerke der einzelnen Literaturen zu ediren, besonders den schweren wissenschaftlichen und religiösen Werken der Orientalen fängt man erst jetzt an Aufmerksamkeit zu widmen, da sie der Natur der Sache nach größere Sprachkenntnisse und tieferes Eingehen in den Geist eines Volkes voraussetzen als das Verständniß eines Werkes aus der schönen Literatur. Vieles, ja vielleicht das Meiste von dem, was unsere Bibliotheken besitzen, ist aber entschieden nicht werth, der Oeffentlichkeit ganz übergeben zu werden, ein kurzer Auszug mag bey vielen Werken genügen. Um aber zu verhüten, daß nicht das Wichtige übersehen, das Unwichtige gedruckt werde, dazu ist vor Allem nöthig, daß wir die Schätze unserer Bibliotheken genauer kennen, als dieß bis jetzt der Fall ist, und diese Kenntniß kann am besten erlangt werden durch Anfertigung von Catalogen, welche eine genaue Beschreibung der einzelnen Handschriften und kurze Angabe ihres Inhaltes geben. Für arabische und persische, auch für türkische Literatur existiren schon mehrere solche Werke, besonders sind die Arbeiten Fleischers über die Handschriften der Leipziger und Dresdner Bibliotheken wahre Musterwerke dieser Gattung; auch die Arbeiten Kraft's, Uri's, Pusey's, Stewart's,

Cureton's u. A. verdienen alle Anerkennung. Weniger ist noch auf dem Felde der indischen Literatur geleistet; hier ist vor allem Wilson's reichhaltiger, aber auch sehr kurzer Catalog über die Mackenzie Collection zu nennen; außerdem ist die kurze Arbeit von Lenz über die Petersburger Sanskrithandschriften und die von Ewald über die Tübinger Sammlung fast das Einzige, was auf diesem Wege für die indische Literatur geleistet worden ist.

Zu diesen Arbeiten kommt nun die oben genannte Arbeit noch hinzu, welche Hr. Westergaard im Auftrag der dänischen Regierung ausgeführt hat und an der auch Ref. einigen Antheil gehabt zu haben sich rühmen darf (cf. pp. VI. VIII und IX). Ein Verzeichniß über die Handschriften der copenhagener Bibliotheken ist aber sehr dankenswerth, weniger weil die dort befindlichen Handschriften für die Sanskritliteratur sehr bedeutend sind, als weil in diesen Bibliotheken Literaturen verschlossen sind wie die buddhistische von Ceylon ꝛc., welche bis jetzt nur im Allgemeinen dem Namen nach, im Einzelnen aber fast gar nicht bekannt waren.

Die orientalische Handschriftensammlung der beyden größeren Bibliotheken zu Copenhagen, der großen k. Bibliothek und der Universitätsbibliothek hat sich erst neuerdings zu ihrer jetzigen Bedeutung emporgeschwungen. Die tamulischen Handschriften wurden der k. Bibliothek zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem Geistlichen Namens Fuglsang geschenkt, der sie selbst in Trankebar gesammelt hatte. Später kamen noch einige Sanskrithandschriften dazu, welche Beamte in den früheren dänischen Besitzungen in Indien gesammelt hatten. Die hauptsächlichste Sammlung ist aber die des bekannten dänischen Sprachforschers Rask, welche theils bey dessen Rückkehr aus Indien im Jahre 1825, theils nach seinem Tode (1833) in den beyden oben genannten Bibliotheken niedergelegt wurden, und zwar so, daß die k. Bibliothek die indischen, die Universitätsbibliothek aber die altpersischen Handschriften erhielt. Die Sanskrithandschriften der Universitätsbibliothek stammen von dem berühmten Vorsteher des botanischen Gartens in Calcutta, N. Wallich, bekanntlich einem gebornen Dänen.

Wir gehen nun die einzelnen Literaturen, die in den copenhagener Bibliotheken vertreten sind, in Kürze durch und geben die Hauptwerke an. Wir beginnen hierbey natürlich mit der ältesten und wichtigsten aller indischen Literaturen, der Sanskritliteratur. Diese ist, wie bereits gesagt, weniger reich. Die Handschriften aus Rasks Sammlung sind mit Telingaschrift geschrieben, verrathen also schon dadurch ihren südindischen Ursprung. Unter den religiösen Büchern sind besonders die Mahatmyas zu erwähnen, es sind dieß Erzählungen von Wundern, die mit dem Besuche gewisser Tempel verknüpft waren.

Eines dieser Bücher, das Halasya-mahatmya, ist wohl das wichtigste derselben, da es auch historische Notizen über die Regierung der Pandyakönige enthält, und historische Nachrichten in Indien bekanntlich zu den Seltenheiten gehören. Von den philosophischen Büchern ist das Sankara-vijaya für religiöse und philosophische Sektengeschichte der Inder das bedeutendste, es ist dieses Buch auch schon von Wilson in seiner Darstellung der indischen Sekten (Asiatic Research. T. XV.) benützt worden. Die poetische Literatur weist nur kleinere Gedichte wie Megha-duta, Sringâra-tilaka auf, welche entweder schon bekannt oder unbedeutend sind. Unter Wallichs' Schenkungen befinden sich viele medicinische Werke, von denen bis jetzt bloß Suçruta bekannt ist, die übrigen erwarten erst das Urtheil eines Sachverständigen. Von größerer Bedeutung ist aber die zweyte Abtheilung, die Pali-Literatur, der wir eine etwas ausführlichere Besprechung widmen müssen. Seit dem 1826 erschienenen Essai sur le Pali, in dem einige Handschriften der pariser Bibliothek beschrieben werden, sind keine weiteren Berichte über diese Literatur erfolgt, denn die Aufzählung der Namen verschiedener Schriften ohne Angabe ihres Inhaltes im dritten Bande von Uphams sacred et historical books of Ceylon kann kaum hieher gezogen werden. — Die Literatur der Palisprache ist bey weitem dem größten Theile nach eine religiöse, sie enthält die Literatur der Buddhisten und zwar der südlich und östlich von Indien wohnenden, in Ceylon, Barma und Siam. Die Palisprache selbst, die älteste Tochter des Sanskrit, so wie die Paliliteratur sind mit der buddhistischen Religion aus Indien vertrieben worden, ihre ganze Entwicklung aber ist rein indisch, sie füllen beyde eine wichtige Lücke in der Sprach- und Entwicklungsgeschichte Indiens aus. Die erste Stelle nehmen mit Recht die heiligen Bücher mit ihren Commentaren ein. Die Entstehung dieser Bücher wird nach Indien gesetzt und dem Religionsstifter selbst zugeschrieben, die Redaction fällt eingestandener Maßen erst lange nach Einführung der buddhistischen Religion in Ceylon und ist in Ceylon selbst vorgenommen worden; bis dahin sollen die heiligen Schriften durch mündliche Tradition fortgepflanzt worden seyn — eine in Indien gar nicht unmögliche Thatsache. Die heiligen Schriften theilen sich in drey Theile; von jedem derselben befinden sich Werke in Copenhagen, kein Theil jedoch vollständig.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Franz Baaders kleine Schriften.

(Schluß.)

Die ahnungsvolle Anschauung des Wesens der Gottheit und der Sphären ihrer Offenbarung oder ihres Reiches, welche die Mystik charakterisirt, ist die Seele seiner Forschung, deren Bedeutsamkeit man vollkommen anerkennen kann, ohne ihn für einen wissenschaftlichen Denker d. h. für einen Philosophen im eigentlichen Sinne des Wortes zu halten. War er doch selbst so weit entfernt, sich für einen systematischen Denker auszugeben, daß er sich vielmehr in der Vorrede zum dritten Hefte seiner fermenta cognitionis, mit welchem Namen er eine Anzahl religionsphilosophischer Abhandlungen sehr charakteristisch bezeichnet, mit einem Saamenhändler vergleicht. So wahr und beherzigenswerth jedoch seine Erklärung ist: „Nichts würde unbilliger und unverständiger seyn, als einem Saamenhändler es zum Vorwurfe zu machen, daß er nur Saamen und nicht vollendete Gewächse darbietet," so ist es gleichwohl sehr zu bedauern, daß er namentlich in den Schriften seines spätern Alters eher improvisirt, „als Versuche" einer organischen Entwicklung und Gestaltung des Wissens macht, Versuche, welche wenigstens als Uebergänge zu vollendeter Organisation der Erkenntniß in seinen frühern Schriften sich zeigen. Noch bedauernswerther ist die Thatsache, die keinem unpartheylichen Kenner entgehen kann, daß Baaders freyer Geistesblick nicht selten durch Leidenschaftlichkeit getrübt ist, und daß sich seine Forschung mitunter in eine trübe Tiefe verliert, indem er durch den der Mystik eigenthümlichen Hang Alles und selbst die tiefsten Mysterien zu versinnlichen, die Selbstverläugnung und Resignation oder die ächte Demuth und Klarheit des reinen Wahrheitssinnes, welche sich, wie er selbst vortrefflich bemerkt, mit dem Muthe des Erkennens verbinden muß, in gewissen Beziehungen hintansetzt und dadurch das heilige Gebot des πνευματικῶς ἀνακρίνειν (1 Cor. 2, 14) verletzt. Doch thut man ihm das größte Unrecht, wenn man über den erklärbaren und verzeihlichen Verirrungen und Ausschweifungen seines Forschungstriebes den religiös sittlichen Grundcharakter desselben verkennt, und ihn für einen Phantasten oder Schwärmer hält.

Was vielmehr Baader nicht nur vor Phantasten, sondern selbst vor ächten Mystikern wie vor bloßen Schulphilosophen einzig auszeichnet und ihn zum mystischen *) Philosophen und zum geist- und einsichtsvollen Forscher des göttlichen Systems der Natur und des Geistes in eminenter Weise befähigte, ist seine in unserer Zeit fast beyspiellose Vereinigung großer und namentlich im Gebiete der Naturwissenschaften sogar ungemein gründlicher Kenntnisse mit der ihm eignen von den ersten Geistern seiner Zeit anerkannten Tiefe und Genialität seiner Forschung. Daraus ist es zu erklären, daß er einerseits im Gewöhnlichsten Reflexe oder Analogien höherer Vorgänge oder Sphären erkannte, andererseits von den

*) Wer Mystik und Philosophie für unvereinbare Gegensätze hält, müßte selbst einem Plato die Philosophie absprechen, da eine gewisse Mystik neben seiner classischen Dialektik ein Hauptelement seiner Schriften bildet.

tieferen Erscheinungen des Seelen- oder Geisteslebens Rückblicke auf seine ewigen Principien und Hinblicke auf seine künftigen Krisen und auf seine Vollendung wagt, die eben so sehr durch ihre innere Wahrheit wie durch ihre Kühnheit überraschen.

Wie Hamann durch die ungeheure Concentration seines Geistes, die er zuweilen sogar durch eine bewundernswürdige Schärfe der Untersuchung bewies, zu Einsichten kam, in welchen er die wunderbarsten Aufschlüsse über die Räthsel des Daseyns gab, wenn er sich auch der Vermittlung, durch die er zu seiner begründeten Erkenntniß kam, selten bewußt war, so erhob sich Baader nur dadurch zu der ihm eigenen Höhe der Erkenntniß, daß er sich in den Gehalt der äußern und innern Erfahrung durch eine Intensität des Denkens und eine Gründlichkeit der empirischen Forschung vertiefte, deren nur wenige fähig sind. Daher kommt es, daß er so zu sagen, nie ohne Text predigt und daß seine Untersuchungen (im Unterschiede von phantastischen Versuchen die Gränzen einer möglichen Erkenntniß zu überfliegen) auf die begründetsten Lebenserfahrungen zurückgehen, wenn auch die Form, in welcher er seine Ahnungen oder Anschauungen der reellsten Wahrheiten ausspricht, mehr oder weniger symbolisch und in so fern dem Wesen oder Geist der Sache, welcher nur durch das wissenschaftliche Denken wahrhaft begriffen wird, inadäquat sind. Doch wurde Baader selbst in formeller Hinsicht durch das ernste redliche Studium der Philosophie und namentlich der Hegel'schen Logik, deren speculativen Werth er eher zu hoch als zu niedrig schätzt, bedeutend gefördert, so daß er in der Bestimmung der Principien und wesentlichen Vorgänge oder Thatsachen der Natur und des Geistes in gewissen Beziehungen einen genialen Scharfsinn beweist, der an Schellings, Hegels und Schleiermachers Gedankenbestimmungen erinnert.

Obwohl Baader an der in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts herrschend gewordenen pantheistischen Richtung in seiner Weise Theil nahm, so bewies er doch selbst in jener Durchgangsperiode die religiöse Grundtendenz seines geistigen Lebens, daher er eben so sehr die „welttrunkene" Speculation einiger Naturphilosophen, wie die „selbsttrunkene" Ichheitslehre Fichte's bekämpfte, und die Speculation mit dem Christenthum zu versöhnen suchte. Man kann daher mit vollem Rechte behaupten, daß er niemals dem gemeinen, das Weltwesen oder den Weltgeist vergötternden Pantheismus gehuldigt habe, wenn er gleich erst in der spätern Periode seiner Forschung die absolute ewige Persönlichkeit Gottes und seine freye Offenbarung durch die Schöpfung, Erlösung und Vollendung der Welt mit der Entschiedenheit und Bestimmtheit erkannte, durch welche er die speculative Theologie und theokratische Weltanschauung von Leibnitz in der ihm eigenthümlichen mystischen Betrachtungsweise selbständig erneuerte. Aus diesem Grunde wurde er von dem Referenten und von dem jüngeren Fichte wie von dem Herausgeber als der wahrhafte Begründer und Repräsentant des lebendigen und geistigen Theismus gepriesen, dem sich alle tiefer fühlenden und denkenden Forscher der Gegenwart zuwenden.

Mit der seltenen Innigkeit der religiösen Forschung Baaders verband sich ein sittlicher Ernst, dessen Früchte ethische Einsichten von so ächtem Gehalte sind, daß sie die innersten Lebenserfahrungen voraussetzen. Dieser sittliche Ernst zeigt sich in seinen frühesten wie in seinen spätesten Schriften, und diese ethische Entschiedenheit und Begeisterung seines Gemüthes hatte den wesentlichsten Antheil an seiner Theorie des Bösen, welches er, weit entfernt, es auf bloße Beschränktheit oder Unvollkommenheit zurückzuführen, nach Kants Vorgang aus der Selbstverkehrung des intelligenten Willens deducirte, indem er durch den Begriff der moralischen Perversion und Perversität die moralische Schuld und das moralische Uebel selbst nach Schellings Zugeständnisse treffend erklärte. Bewies er somit tiefere Blicke in das Unwesen und die Unnatur des Gott und seiner Ordnung widerstrebenden egoistischen Willens als irgend ein anderer Forscher, so wurden ihm auch höhere Aufschlüsse über das Wesen und die Wahrheit des Gott geweihten Lebens zu Theil, und diese Seherblicke in die Oekonomie Gottes oder in die Mysterien seines Reiches sind so zu sagen das Allerheiligste seiner Gnosis.

Wie die Natur selbst die Außenwelt und das Organ des sich durch sie selbst entwickelnden und bestimmenden Geistes ist, so ist Baader die Natur-

philosophie die Basis der Philosophie des Geistes und die Geschichte ist ihm die Offenbarung des göttlichen Erziehungs- und Erlösungswerkes der Menschheit, daher er wohl mit Hamann sagen konnte: Physik und Geschichte seyen die Grundpfeiler der wahrhaften Religion. Ueberhaupt verhält sich die Gnosis dieses seltnen Geistes, in welchem Göthe „den Altvater der deutschen Literatur," Herder „den Propheten seines Jahrhunderts" verehrte, zu der des ihm verwandten Gnostikers oder Mystikers unsers Jahrhunderts (wir sind mit diesem Namen nicht so freygebig wie manche Andre, die damit jeden verwirrten Kopf bezeichnen) in gewissem Sinne wie die Knospe zur Blüthe. Und wie jener nach Schellings Urtheile „urkräftige Geist" die mannigfaltigsten Manifestationen oder Erscheinungen zu sich gegenseitig beleuchtenden und erklärenden Gebieten zusammenschaute und in Allem Einen und Eines erkannte, so waren auch für Baader Religion, Wissenschaft, Kunst und Natur nicht geschiedene oder sogar widersprechende Sphären, sondern unentschiedene Reiche Eines göttlichen Ganzen oder Systems. Steht er doch immer im Mittelpunkte der Intuition, um aus demselben bald in dieser bald in jener Richtung die genialsten weitaussehendsten Perspektiven zu eröffnen. Dieß, daß Baader immer mitten aus der Sache oder aus ihrem innersten Wesen spricht, ist der Grund, warum er für Gebildete so unendlich interessant ist, während diejenigen, welche die philosophischen Systeme, die er voraussetzte, nicht kennen oder nicht wissenschaftlich verstehen, entweder in Gefahr sind in eine chaotische Gährung und Verwirrung zu gerathen oder in den Fall kommen, seine im tiefsten vielseitigsten Zusammenhange fremder und eigner Forschung begründeten Productionen mit den Ausgeburten oder Träumen der willkührlichsten, bodenlosesten Einbildung zu verwechseln.

Wie sehr verbindet deßhalb der verehrte Herausgeber die Freunde höherer Wahrheit durch die projectirte Herausgabe der umfassenden Studien Baaders zum Danke, wodurch die vielfachen Beziehungen zur Wissenschaft der Vorwelt und Mitwelt erkannt werden, in welchen Baader das wundervolle System concipirte, durch dessen Denkmale er den großen Zusammenhang des Lebens von den verschiedensten Seiten beleuchtete!

Die vorliegenden Aufsätze sind ganz geeignet, dem wißbegierigen Leser Proben von Baaders Speculation zu geben und wenigsters höher Gebildete (denn populär kann die Mystik so wenig werden wie die Philosophie) zu überzeugen, daß Baader schon bey der ersten Lectüre in so weit verstanden werden kann, um die Sehnsucht und die Hoffnung eines tieferen umfassenderen Verständnisses seiner Schriften zu erwecken. Kein mit der Wissenschaft Vertrauter wird nicht wenigstens einige Aufsätze finden, die ihn interessiren, und ohne die Mängel des Entwurfs und der Ausführung zu verkennen wird doch Mancher im Urtheile über das noch nicht Gekannte oder noch nicht Verstandene so billig seyn wie Sokrates im Urtheil über Heraklit. Theilen Baaders Schriften nach dem Urtheile Aller, die sie studirten, jenen Reiz der Unergründlichkeit, — sofern sie, je mehr sie verstanden werden, desto mehr Aufschlüsse für erneuerte Studien versprechen, — in seltenem Grade mit den Werken aller ächten Genien, so verdient andererseits hervorgehoben zu werden, daß durch die Gesammterscheinung seiner Schriften das Verständniß seines Systems unvergleichlich leichter werden wird als es gegenwärtig ist. Nichts kann zu diesem Zwecke förderlicher werden als die Charakteristik, welche der Verfasser mit Rücksicht auf die bisherigen großentheils falschen oder schiefen Urtheile über seinen verewigten Lehrer verspricht, ein Unternehmen, durch das er sich ein großes philosophisches Verdienst und den Dank des wahrheitsliebenden Publikums in vollstem Maaße erwerben wird.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß alle unpartheyliche wissenschaftlich gebildete Forscher an dem Studium von Baaders Schriften Theil nehmen mögen, damit durch die wissenschaftliche Entwicklung ihrer Grundgedanken der tiefe und reiche Gehalt derselben in immer weiteren Kreisen erkannt und anerkannt werde.

K. F.

Codices orientales bibliothecae Regiae Havniensis.

(Fortsetzung.)

Der erste Theil, Vinaya-pitaka enthält die Ceremonien. Eine der wichtigsten Abtheilungen dieses Theiles ist das Pâtimokkha, das sich jedoch in Copenhagen nicht vorfindet; die pariser Bibliothek besitzt ein aus Siam gekommenes Exemplar, dagegen findet sich in Copenhagen der bisher unbekannte Commentar zu demselben. Das kleine Buch über Priesterordination, Kammavâchâ, das Ref. im Jahre 1841 in Bonn herausgab, findet sich auch in Copenhagen mehrmals vor, überhaupt sind Handschriften dieses Werkes, welche meistens mit großer Pracht ausgestattet werden, außerordentlich häufig; auch in Deutschland sind wenigstens sechs Handschriften desselben. Den Parivâra, der eine Erweiterung des Pâtimokkha ist, besitzt auch die berliner Bibliothek, so wie einen andern Theil des Vinaya-pitaka, den Chûla-vagga, den letzteren mit barmanischer Schrift geschrieben. — Der zweyte Theil, Sutta-pitaka enthält die Sutras oder Predigten, und zwar nach ihrer Größe geordnet, eine Eintheilung, die wahrscheinlich einer ähnlichen der Vedas nachgeahmt ist. In diesem Theile ist auch das eben so weitläufige als langweilige Werk über die 550 Incarnationen Buddhas mitbegriffen. Der dritte Theil endlich, Abhidhamma-pitaka, enthält die Metaphysik. Dieser Theil ist in der copenhagener Sammlung wieder schwächer. Die heiligen Schriften dieser drey Theile, welche schon an sich einen bedeutenden Umfang haben, sind nun auch noch commentirt und zwar, wie die Tradition sagt und die Handschriften auch bis jetzt bestätigen, von einem einzigen Manne mit Namen Buddhaghosa. Er soll nach dem Berichte des Mahâvansa aus Indien gebürtig und nach Ceylon gekommen seyn, um den dort singhalesisch verfaßten Commentar zu studiren, den er dann der weiteren Verbreitung wegen in Pali umarbeitete und der nun dieselbe Achtung genießt, wie die heiligen Schriften selbst. Auch von diesem großen Commentare liegen viele einzelne Theile in Copenhagen und daß Buddhaghosa nicht der erste Commentator war, geht deutlich daraus hervor, daß er Vorgänger citirt. Zu den in Copenhagen befindlichen Theilen dieses Commentars mag noch die Sumañggala-vilâsinî hinzugerechnet werden, welche den Dîgha-nikâya commentirt und sich im British Museum befindet. Buddhaghosa spielt übrigens noch dadurch eine wichtige Rolle in der Geschichte des Buddhismus, daß ihm die Bekehrung Barmas und Siams zugeschrieben wird. Diese Nachricht bietet freylich Schwierigkeiten, denn es ist merkwürdig, daß die singhalesische Tradition eine für den Buddhismus so wichtige That gar nicht erzählt, ja ihr zum Theil sogar widerspricht, indem sie wenigstens Barma von Indien aus bekehrt werden läßt. Auf der andern Seite läßt aber doch der Umstand, daß Barmanen und Siamesen die heiligen Schriften und ihre Commentare ganz in derselben Ordnung wie die Singhalesen besitzen, auf genauen Verkehr mit Ceylon schließen.

Gehen wir weiter fort zu der nicht geheiligten religiösen Literatur der Buddhisten in Pali, so tritt uns hier eine Art Werke entgegen, welche Sangrahas heißen und die buddhistischen Hauptlehren darstellen mit Belegen aus den heiligen Schriften. Auch hier scheint Buddhaghosa die Bahn gebrochen zu haben und sein Werk Visuddhimagga, das sich zwar in Copenhagen nicht findet, von dem aber Ref. im British Museum ein sehr schönes Exemplar gesehen hat, scheint das Muster zu seyn, nach dem alle diese Sangrahas verfaßt sind. Außerdem ist hier noch zu erwähnen der Upâsaka janâlamkâra, ein Werk über die Pflichten der Laien, Rasavâhini, moralische Erzählungen, darunter auch einige historische; aus diesem Buche hat Ref. bereits einige Proben abdrucken lassen. Zu dieser Rubrik zieht Hr. W. auch den Mahâ-vansa, die politische und Kirchengeschichte Ceylons. Ref. enthält sich jeder weitläufigeren Urtheile über dieses Buch, da der erste Theil desselben bereits gedruckt und auch in Deutschland häufiger besprochen worden ist. Da die zu Colombo angefangene Herausgabe des Werkes durch den Tod Turnour's unvollendet geblieben ist, so wäre eine Fortsetzung desselben durch einen andern Gelehrten sehr wünschenswerth und hiezu würde die copenhagener Handschrift gute Dienste leisten. Doch wäre die Vergleichung wenigstens noch einer Handschrift unerläßlich; Ref. hat selbst mehrere Theile aus der copenhagener Handschrift abgeschrieben und sich hinlänglich von der Unmöglichkeit überzeugt, aus ihr allein einen lesbaren Text herzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Stammtafel des Zollern-Nürnberg-Brandenburgischen Hauses, dem die Monarchen Preußens entsprossen. Aus archivalischen Quellen zusammengestellt von Rudolph Freiherrn von Stillfried-Rattonitz. Berlin, 1847.

Auf einem einzeln stehenden, schroffen Bergkegel der schwäbischen Alb ragt 3000 Fuß über der Meeresfläche die Burg Hohenzollern majestätisch empor und schaut in ihren Trümmern immer noch stolz auf das weite Schwabenland hernieder *). Diese Burg ist die Wiege des Geschlechtes der Zollern, das Stammhaus der Könige Preußens, deren Geschlechtsreihe Hr. Fr. v. St. unter obigem Titel in einer typographisch prachtvoll ausgestatteten, über 7 Fuß langen und 2 Fuß breiten Tafel dem Publikum übergeben hat. Hr. Fr. v. St. hat sich durch seine früheren kritischen Leistungen auf dem Gebiete der Hohenzollerischen Hausgeschichte z. B. durch seine Alterthümer und Kunstdenkmale des Hauses Hohenzollern, durch die Monumenta Zollerana, durch seine Burggrafen von Nürnberg im 12. und 13. Jahrhundert und endlich durch den im Vereine mit dem rühmlichst bekannten Hrn. Dr. Traugott Märcker in diesem Jahre herausgegebenen ersten Theil der „Hohenzollerischen Forschungen“ als einen tüchtigen Geschichtsforscher bewährt. In der That, nur einem so tief in die Familiengeschichte seines Herrscherhauses eingeweihten Manne stand es zu, die Ausarbeitung einer solchen Geschlechtstafel zum allgemeinsten Gebrauche zu unternehmen. Von einem solchen Manne war zu erwarten, daß er allen Fabeleyen der früheren Hausschriftsteller ein Ende machen werde, und wirklich finden wir auch beym ersten Blick auf den Beginn der Stammtafel keine fränkisch-merowingischen Hausmejer mehr vor, wie z. B. den Aega oder dessen Sohn Erkenbald und dessen Enkel Leudesius und dessen Urenkel Erkenbald; verschwunden sind die Welfen Warin und Ruothard sammt des Letztern Sohn Isenbart, verschwunden sind gleich ihnen die Thassilone und Danko's; kein Zollerischer Otto ist mehr Greißwärtel vom schwäbischen Kreis im ersten Turniere zu Magdeburg Rüxnerischer Erfindung! Alle genealogischen Herleitungen solchen Schlages, welche bezweckten, die Ahnen der Burggrafen von Nürnberg, der Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen zum Theile nach dem Vorgang österreichischer Hausschriftsteller bis in die Zeiten Dagoberts I. hinaufzurücken, zeigten sich dem kritischen Auge des Frhrn. v. St. in ihrer völligen Haltlosigkeit. Wozu auch bedürfte das Regentenhaus einer der fünf europäischen Großmächte solchen Flitterglanz, den niedere Schmeicheley zusammengerafft und unwissende Eitelkeit lange Zeit beybehalten hatte? In diesem Sinne sagen die Hrn. Verfasser im ersten Bande der Hohenzollerischen Forschungen S. 79, 80: „Es ist zwar ein kleiner, aber gewiß ein schöner, ehrenvoller Anfang, wenn ein Geschlecht, welches sich auf einen

*) Siehe: das Stammschloß Hohenzollern ꝛc. von Paul Theodor Marck (Hr. Dr. Traug. Märcker), Hechingen, 1846. 8. p. 7.

der erhabensten Throne Europas emporgeschwungen, in einer historisch noch sehr dunklen Zeit, unter solchen Auspicien wie das Zollerische auf den Schauplatz der Geschichte tritt. Wir sehen da bey Aufgang des Vorhanges zwey im Kampfe gefallene Helden über die Bühne tragen; weiterhin einen edlen Herrn, der eitlen Welt entsagend, in den Einöden des Schwarzwaldes ein großes Kloster gründen und daselbst im Mönchshabit seine Tage beschließen; sodann erblicken wir die Anherrn der Zollern bald im Morgen-, bald im Abendlande, bald kämpfend, bald berathend, im Gefolge des Kaisers, wo sie fast immer in den vordersten Reihen ihrer fürstenmäßigen Standesgenossen vorleuchten: — Tapferkeit, Frömmigkeit, Klugheit und Rechtlichkeit, Tugenden, welche von jeher dieses erlauchte Geschlecht geziert haben, sie treten uns gleich auf den ersten Blättern seiner Geschichte in allegorischer Darstellung entgegen. — Ein solcher Herrscherstamm darf es wahrhaftig verschmähen, mit Phantomen fabelhafter Ahnen zu prunken und von dem geborgten Ruhme fremder Geschlechter zu zehren, welchen die Laune des Zufalls den so unwesentlichen Vorzug verlieh, einige Jahre früher aus dem Dunkel der Vorzeit herauszutreten." —

Und so eröffnen denn bey Fr. v. St. die Zollerische Ahnenreihe die beyden Burchardus et Wezil de Zolorin im J. 1061, — beyde in einer Fehde (zur Zeit der Minderjährigkeit K. Heinrichs IV.) getödtet, wie uns Berthold (Pertz VII, 272), der Zeitgenosse und Fortsetzer der Annales Hermanni Contracti erzählt. Ob sie Brüder gewesen, ist nicht zu bestimmen. (Stälin, Gesch. Wirtemb. Bd. II. p. 507, Not. 3, macht auf einen schwäbischen Grafen Friederich zum J. 1027 aufmerksam, bey welchem man, da er im besagten Jahr mit einem Grafen Anselm, einem muthmaßlichen Nagoldgaugrafen vorkommt, an einen Ahnherrn der Grafen von Zollern denken könne, da der Zollerische Besitz an den Nagoldgau gränzte.) Auf solche beglaubigte Weise treten die Zollern zuerst in der Geschichte auf! — Es bedarf für alle in dieser Tafel nach obigen Beyden aufgeführte Glieder der Zollerschen Familie nicht erst noch der besondern Erwähnung, daß Frhr. v. St. nur auf den Grund von Documenten dieselben mit ihren genealogischen Momenten aufgeführt habe; dieß besagt uns überdem schon die dem Titel hinzugefügte Erklärung: „aus archivalischen Quellen" ꝛc. Kommen nun Fälle vor, in welchen sich der unmittelbare genealogische Zusammenhang vom Vater auf den Sohn aus den Quellen nicht streng erweisen läßt; so ist hierfür die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß punktirte Linien andeuten, wie die Abstammung bloß auf Gründen der Wahrscheinlichkeit, nicht aber auf bestimmten Beweisstellen beruhe. Das gewahren wir gleich aus der, ich möchte sagen, einleitenden Tabelle, an deren Spitze die obigen Burchard und Wezil stehen. So ist Letzterem (Wezil) durch eine punktirte Vertikal-Linie der Mitstifter des Kl. Alpirsbach, 1095, und 1099 Adelbertus de Zolro als Sohn angefügt, während für Burchard, eben auch nur muthmaßlich, Friederich, genannt Maute († c. 1120) in gleicher Eigenschaft als Sohn angesetzt ist. Dieser Friedrich war Vater von 6 Söhnen und 2 Töchtern. Von den Söhnen hatte der gleichnamige Friedrich, zweyter Klostervogt von Alpirsbach († nach 1142), zum muthmaßlichen Sohn wiederum einen Friedrich, der seit 1192 die Würde eines Burggrafen von Nürnberg überkam und dieser ist der Stammvater des Hauses Zollern-Nürnberg. Friedrich Maute's zweyter Sohn, Burchard, hatte muthmaßlich 2 Söhne, Burchard und Friedrich geheißen, beyde Grafen von Zolre und Hohenberg. Letzterer (Friedrich) ist wahrscheinlich nach 1195 erblos gestorben; aber der Erstere (Burchard) ist der Stammvater des im J. 1387 in der Hauptlinie, und 1486 in den Nebenlinien erloschenen Hauses Zollern-Hohenberg. Adelberts von Zolro Descendenz, die jedoch schon in dessen Enkel Adelbert um die Mitte des 12. Jahrhunderts erlischt, bildet die Haigerlochische Linie.

Vom Stammvater des Hauses Zollern-Nürnberg, der, wie erwähnt, seit 1192 die burggräfliche Würde von Nürnberg besaß, folgen sich diese Burggrafen in ununterbrochener Reihe bis auf jenen Friedrich (I, † 1140), welcher am 30. April 1415

die Kurwürde erhielt (die Belehnung erfolgte zu Kostnitz 18. April 1417) und selbe mit dem Nürnberger Burggrafthum vereinte. Dieses ersten Friedrich 4 Söhne theilten sich in 3 Hauptlinien *): 1) oberhalb Gebirgs (Johann der Alchymist), 2) Kurlinie (Friedrich) und 3) unterhalb Gebirgs (Albrecht Achilles). Dieses Letzteren Söhne theilten sich nach ihres Vaters Disposition vom J. 1473 wieder in der Art, daß der Erstgeborne, Johann, Cicero, die Kurwürde, der zweyte Friedrich, Ansbach, der dritte Sigmund, Culmbach überkam.

Die Prinzen aus der Linie der Erstgeburt blieben im Besitze der Kurwürde, bis Kurfürst Friedrich III. am 18. Januar 1701 zu Königsberg die preußische Königskrone sich selbst auf das Haupt setzte und bis sein Enkel, Friedrich der Große, den preußischen Staat zum Range einer europäischen Großmacht erhob. Dem Kinderlosen folgte seines Bruders August Wilhelm Sohn, Friedrich Wilhelm II., dessen Enkel, Friedrich Wilhelm IV. seit 1840 König von Preußen ist.

Des Albrecht Achilles zweyter und dritter Sohn erhielten die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, und nach Sigmunds Tode 1495 gingen die vereinten Fürstenthümer auf seinen ältern Bruder, Friedrich den Alten von Ansbach über. Es brachte seinen Söhnen Casimir nnd Georg kaum einen vorübergehenden Gewinn, wohl aber desto größere Schmach bey Mit- und Nachwelt, den alten, angeblich blödsinnig gewordenen Vater 12 Jahre lang in einen finstern Thurm der Plassenburg gesperrt zu haben; auch starb beyder Descendenz zeitig aus; die von Bayreuth 1557 im Januar mit Albrecht Alcibiad, jene von Ansbach mit Georg Friedrich

*) Friedrich der Fette, gest. 1463 ohne männliche Erben, erhielt bloß einige Länder und Städte in der alten Mark und Priegnitz.

1603; und auch der Linie des jüngeren Bruders Albrecht, der als Hochmeister des Deutsch-Ordens dessen Gebiet 1525 als Herzogthum säcularisirt hatte, war kein dauernder Bestand gegönnt, da 2 Töchter des seit 1573 in Schwermuth versunkenen Albrecht Friedrichs (des Sohnes Albrechts des Hochmeisters) durch Heirath das Herzogthum Preußen den Prinzen der Kurlinie zubrachten. Anna ehelichte den Johann Sigmund, Prinz von Brandenburg, und Eleonora den Kurfürsten Joachim Friedrich, welche Linie, wie gesagt, seit 1701 den Königstitel annahm.

Derselben Kurlinie waren noch vor Annahme der königlichen Würde die fränkischen Fürstenthümer wiederum zugefallen. Der zweyte und dritte Sohn des Kurfürsten Johann Georg († 1598) traten dort als selbständige Fürsten auf, woselbst die Bayreuther Linie mit dem Tode Friedrich Christians, der ohne männliche Descendenz 1769 verstarb, erlosch; das Land fiel an den Stammvetter von Ansbach, Christian Friedr. Karl Alexander. Dieser letzte aller Markgrafen von Bayreuth und Ansbach entsagte seiner Herrschaft im December 1791 zu Gunsten seines königlichen Vetters Friedrich Wilh. II. (der Anfangs die Regierung im Namen des auf Reisen befindlichen Markgrafen durch Hardenberg führen, aber schon 1792 durch förmliches Patent die Fürstenthümer in Besitz nehmen ließ), und starb kinderlos am 5. Januar 1806 zu London.

Auf solche Weise beerbte die überlebende Kur- und königliche Linie alle übrigen Linien des Zollerischen Hauses in Franken! Diese kürzlich hier geschilderten genealogischen Verzweigungen sind in vorliegender Tafel dem Auge gefällig und gleich bey dem ersten Ueberblick kenntlich dargelegt, was nicht wenig beytragen dürfte, diese Tafel in den weitesten Kreisen zu verbreiten.

Es ist hier nicht unsre Absicht, die in der Tafel angegebenen genealogischen Momente einzelner, in der Geschichte des Hauses Zollern wichtiger Personen näher zu untersuchen. Wir haben indeß schon oben bemerkt, daß fast alle mitgetheilten Momente auf quellenmäßigem Grunde ruhen; denn schwerlich möchte sich irgend Jemand rühmen können, so tiefe, umfassende und gründliche Studien in der Geschichte des Zollerischen Hauses gemacht zu haben, als Frhr. v. St. Auch zweifeln wir nicht, daß der zweyte Theil der Hohenzollerischen Forschungen, welcher vornehmlich die fränkische Forschung zum Gegenstand hat (wie der erste Theil die schwäbische), die näheren Belege zu den genealogischen Momenten bringen werde. Indem der Unterzeichnete wiederholt sein Vergnügen über die vorstehende, höchst gelungene Stammtafel ausdrückt, fügt er zum Schlusse den Wunsch bey, daß es ihm erlaubt sey, in der untenstehenden Anmerkung *) auf einige Personen des Zollerischen Geschlechtes hinzuzeigen, welche er bey Frhr. v. St. entweder schwer einreihen oder auch nicht auffinden konnte, in der sichern Erwartung, Hr. v. St. werde ihn, wenn und wo er geirrt, eines Besseren belehren.

Dr. G. Th. Rudhart.

---

*) Wer ist die im Langheimer Kalendar (VII. Bericht des Bamberger Vereins p. 197) unterm 18. Juni eingetragene: „Anna Marchionissa Brandenburg. donavit pratum prope Hectridt, quod pro sua dote habuit. Eadem etiam obtulit mio (monasterio) parochiam in Merkershausen 1308?“ —

Dasselbe Kalendar a. a. O. p. 102 sagt von Friedrich V. zum 22. Januar: Friderici Burggravii in Nurnberg senioris servitium.

Das Kalendar von St. Martin zu Forcheim a. a. O. p. 243 hat zum 29 August aufgeführt:

(Anni (versarium) des hochgeboren Fürsten und Burckgrafen Friderich des eltern (etwa der zu Ansbach 4. April 1536 verstorbene Markgraf?) —

Im dritten Hefte des achten Bandes des Archivs für Unterfranken führt Hr. Prof. Reuß unter der Rubrik: „Prinzessinen aus dem Hause Hohenzollern,“ ein Investitur-Instrument des Bischofs Johann von Brunn vom J. 1416 im Wirzburger Archiv befindlich an, in welchem Instrumente 2 Gräfinen von Zollern, Agnes de Zolre, Custos et Senior und Elisabeth de Zolre, Monialis vorkommen. Siehe Gel. Anz. 1841, 15. Sept. p. 447.

Spieß, archival. Nebenarbeiten, II, 47, führt den diplomatischen Beweis, daß derjenige Burggraf Friedrich zu Nürnberg (IV.), welcher mit der Herzogin Margareth von Cärnthen vermählet war, eine Tochter Namens Helena gehabt habe, die den Graf Ott von Orlamünde heirathete (die Urkunde des Grafen Friedrichs von Orlamünde, in welcher sich der betreffende Passus befindet, ist vom 6. Februar 1337). Diese Helena ist in der Tafel am geeigneten Platze nicht aufgeführt. — Ueber Burggraf Conrad von Nürnberg, den Sohn Friedrichs IV., wäre zu vergleichen Spieß archiv. Nebenarb. I. 129. ff.

Johanns II. Todesjahr 1375 ist zuverläßig ein Fehler des Setzers anstatt 1357, denn nach Rentsch, Groß ꝛc. ist er in diesem letztern Jahre, und zwar am 7. October gestorben; seine Gemahlin Elisabeth dagegen, des Grafen Berthold von Henneberg Tochter, starb am 21. April 1375.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 8. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die Idee Gottes. Von Dr. J. Sengler, ord. Prof. der Philosophie an der Universität zu Freiburg. Zweyter Theil*). Heidelberg 1847.

Der zweyte Theil dieses theosophischen Werkes enthält die „speculative Theologie“ oder die Lehre vom Wesen, von der Natur, vom Leben Gottes.

In dem Abschnitt vom Wesen Gottes betrachtet der Verfasser 1) das Wesen im Allgemeinen oder die metaphysische Bestimmung des Wesens als logisches und reales Wesen; 2) das Wesen der Natur und das Wesen des menschlichen Geistes oder der Persönlichkeit als Wesen des Geistes; 3) das Wesen Gottes als Persönlichkeit und zwar das Wesen der göttlichen Persönlichkeit im Allgemeinen, die wesentliche Selbstproducirung Gottes, die Trinitätslehre als Bestimmung des Wesens im Unterschiede von der Natur Gottes.

Wie aber der Verfasser der positiven Darstellung der Idee Gottes bereits einen historisch-kritischen Theil vorausgeschickt und, nach unserem Dafürhalten, bey diesen geschichtlichen Monographien das billige Maß überschritten hat, so leitet er auch in diesem positiven Theile seines Buches den Abschnitt über den Begriff des Wesens im Allgemeinen durch eine 82 Seiten umfassende, historisch-kritische Entwicklung dieses Begriffs ein. Statt des Resultats seiner Studien theilt der Verfasser diese selbst mit, vergessend, daß ein Jeder nur aus dem eigenen Quellenstudium wahre Anregung und Förderung schöpft. So wie die Blume nur dem, der sie an ihrem natürlichen Standorte sucht, in der Fülle des Lebens und der Schönheit erscheint, so bringen auch die großen Gedanken genialer Denker nur an der Stelle, an der sie ursprünglich hervorgetreten sind, eine den Geist ergreifende Wirkung hervor.

Gegen die Richtigkeit der geschichtlichen Auffassung und Darstellung in diesem kritischen Theil erheben sich manche Bedenken. Was der Verf. von J. G. Fichte sagt, hat dieser Denker in seiner speculativen Theologie als unrichtig bezeichnet und widerlegt. Auch die Darstellung der platonischen Ideenlehre können wir als geschichtlich nicht anerkennen. Der Verfasser sagt, die Ideen Platons seyen Definitionen von Begriffen; in diesem und in keinem andern Sinne seyen sie οὐσίαι. Als Vielheit von Inhaltsbestimmungen sey die platonische Idee keine unbestimmte Einheit, wie die der Eleaten, sondern eine bestimmte, die unbestimmte Vielheit bestimmende Einheit; sie sey die Bestimmung und Vereinigung des abstracten Eins und abstracten Vielen der frühern Philosophie. Aber nach diesem gegebenen Begriffe von der Idee sey sie nur die unmittelbare Einheit des begrifflichen Vielen; nicht die an sich bestimmte Einheit ihrer selbst, nicht wirkliches Princip der bestimmten Vielheit, sondern nur die sich auf einander beziehende Vielheit u. s. f. So seyen also die platonischen Ideen keine Wesenheiten, keine ursprünglichen Einheiten, sondern nur secundäre, nur abgeleitete, nicht Ideen im wahren Sinn, sondern nur Begriffe. Denn Begriff sey Einheit einer Viel-

*) Ueber den ersten Theil s. Gel. Anz. 1846. pag. 70 — 72.

heit, Wesenheit als gegensatzfreye Einheit sey die Idee.

Was nun diese Erklärung vom Wesen der Ideen und der Begriffe und ihren Unterschied von einander betrifft, so hält Ref. dieselbe für unhaltbar. Fürwahr! selbstständige und fruchtbare Einheiten sind die Ideen; aber der Begriff ihres Wesens ist durch diese Bestimmung keineswegs erschöpft: wir müssen sie in der göttlichen Einheit anschauen und begreifen. Und allerdings sind die Begriffe den Ideen untergeordnete Gedanken; aber mit dieser Bestimmung ist noch Nichts zu ihrer Erkenntniß gethan, es kommt darauf an, sie als in den Ideen begriffene und durch sie als fruchtbare Principien, als lebensvolle Einheiten zu erkennen. Für die Ideenlehre kommt Alles darauf an, einzusehen, daß die Ideen und Begriffe in ihrer Vereinzelung, außerhalb ihres Zusammenhangs mit dem göttlichlebendigen Princip alles Denkens und Seyns, immer nur abstracte, formelle, unfruchtbare Gedanken sind. Die wahren inhaltsvollen lebendigen Begriffe und die ewigen Ideen des denkenden und des sittlichen Geistes sind Verhältnißbestimmungen des Geistes der Vollkommenheit, Formen und Kräfte allschöpferischer Urvollkommenheit. Durch ihre Abstammung aus dem Geiste Gottes sind die Ideen ursprüngliche und selbstständige, durch sich selbst gewisse und wahrhafte Gedanken, die wahren Probleme und Principien ächter Wissenschaft, die Quellen wahrer Erkenntniß.

Dieß ist der Ideen und Begriffe gemeinschaftliches Wesen: Formen und Kräfte selbstständiger Vollkommenheit und durch diese Selbstständigkeit fruchtbare Einheiten für die Mannigfaltigkeit und Fülle des Lebens zu seyn. Wodurch aber unterscheiden sich die Begriffe von den Ideen? Die Ideen sind die Acte der Verhältnißbestimmungen des Geistes der Vollkommenheit, als eines Verhältnisses seiner in sich selbst; die Begriffe sind die Ideen in ihrer Bestimmtheit, in ihrer Selbstbestimmung zur Mannichfaltigkeit: die Idee ist der Inbegriff der Begriffe, der Begriff Inbegriff der Lebendigkeit. In diesem Sinne ist die Freyheit als ursprünglicher Act der Selbstthätigkeit des Geistes eine Idee, und als solche ein Inbegriff mannichfaltiger Thätigkeitsformen, mannichfacher Selbstbethätigungsweisen, mannichfacher Freyheitsbegriffe, der Aseität, der Autonomie, der Selbstbestimmung, des Selbstzweckes, des Selbstbewußtseyns. So ist also der Wille ein Moment, ein Begriff in der allgemeinen Freyheitsidee, ein besonderes und bestimmtes Verhältniß der Freyheit als allgemeiner Selbstthätigkeit des Geistes. In gleichem Sinne ist der Gedanke eine Form der Freyheit, die höchste Form geistiger Selbstbethätigung. Auch die Begriffe sind in sich bestimmbar und der Selbstbestimmung fähig: der Wille ist ein Inbegriff mannichfaltiger Kräfte und Energien, der Gedanke ist die Einheit aller Formen der Anschauung und des Bewußtseyns, aller Thätigkeitsformen des denkenden Geistes.

Solche Fruchtbarkeit und Selbstständigkeit haben die Ideen und Begriffe nur sofern sie aus der göttlichen Idee abgeleitet, im Geiste der Vollkommenheit begriffen sind: die lebendige Einheit aller Ideen, durch die allein sie sind und gedacht werden können, ist die Idee des Guten, die Idee der Heiligkeit, Leben und Realität, Kraft und Genuß der Wirklichkeit quillt nur aus dieser allein wahrhaft selbstgenugsamen Idee. Auf der sittlichen Anschauung der Welt, auf dem Glauben an die Heiligkeit Gottes beruht wie die Religion, so die Wissenschaft. Zu den wahren Weisen, d. i. zu den ethischen Philosophen gehört Platon. Die ethische Begründung, den tieferen Sinn der platonischen Ideenlehre hat der Verfasser völlig verkannt. Im Allgemeinen zwar nennt Platon jede Einheit das Mannichfaltige, jeden Art- und Gattungsbegriff eine Idee und der Verf. kann sich zur Unterstützung seiner Behauptung, daß die platonische Idee eine äußerliche Vereinigung des abstracten Gegensatzes des Eins und der Vielen sey, auf viele Stellen berufen, in denen Platon das Wort Idee in diesem äußerlichen Sinne gebraucht. Fassen wir aber Alles zusammen, was sich über die Ideen in den platonischen Dialogen zerstreut findet, so erkennen wir in den platonischen Ideen innerliche Einheitsbegriffe und fruchtbare Principien, und zwar eben so wohl Principien der subjectiven Erkenntniß, als der objectiven Wirklichkeit. Als subjective Principien faßt Platon die Ideen vorzugsweise im Theätet, als objective Principien im Sophistes. Hat Platon auch nirgends seine Ideenlehre im Zusam-

menhang dargestellt, so hat er doch genug gethan, um eine wahre Ideenlehre möglich zu machen, ja er hat sie zu begründen gesucht; und mit Recht sagt Brandis vom Parmenides, er scheine bestimmt zu seyn, einerseits die Widersprüche zu entwickeln, die den Versuch vereiteln, die abgezogenen Begriffe des Eins an sich und in Beziehung auf ein anderes denkbar zu machen, möge man das Eins als seyend oder als nichtseyend denken, andrerseits die Nothwendigkeit hervorzuheben, die an die Stelle abstracter Denkbestimmungen zu setzenden realen Ideen in ihrem Verhältniß zu einander und zu dem durch sie Bedingten vollständig aufzufassen, und ihre Causalität an sich, wie in Bezug auf den Stoff denkbar zu machen. Wodurch aber hat Platon die Ideen in ihrer Einheit und in ihrer Zusammengehörigkeit zu begreifen, aus welchem Principe hat er die realen abzuleiten gesucht? Aus dem Principe, welches allein unbedingter Grund der Erkenntniß und des Seyns, allein selbstständigen und positiven Werth hat, allein selbstständiges und positives Prädicat der Gottheit bey Platon ist, — aus der Idee des Guten. Die Idee des Guten ist nach Platon einzig denkbarer Grund aller Wahrheit und Wirklichkeit, der sowohl dem Geiste die Erkenntniß möglich macht, als auch den Gegenständen der Erkenntniß Wirklichkeit verleiht: wie das Licht dem Auge die Kraft zu sehen und der sichtbaren Welt die Möglichkeit gesehen zu werden verleiht, so ist die Idee des Guten der voraussetzungslose, unbedingte, selbstständige Grund alles Denkens und Seyns, — ἡ ἀρχὴ τοῦ παντός (Repbl. VI, 511, B), τὸ ἱκανόν (Phileb. 20, B). Die Darstellung und der Preis der Idee des Guten im sechsten, siebenten, zehnten Buche der Republik, im Philebus und im Timäus ist von höchster und entzückender Schönheit, unerschöpflich an Gehalt und unübertrefflich durch die innerliche Wahrheit der Darstellung, durch ächte, speculative Begeisterung. Wahre Begeisterung entzündet sich nur aus diesem Gedanken, auf den das Streben jeder edlen Seele gerichtet ist, der für eine jede der Bestimmungsgrund aller ihrer Handlungen, das Ziel alles Wissens und Erkennens ist: ἡ τοῦ ἀγαθοῦ ἰδέα μέγιστον μάθημα. Statt der platonischen Idee des Guten suchen wir die Idee der göttlichen Heiligkeit und sind wir uns in diesem Streben eines höheren Zieles bewußt, als Platon konnte, so müssen wir doch anerkennen, daß Platon den wahren Impuls alles Lebens und aller Thätigkeit richtig erkannt und die tiefere Wissenschaft der Vollkommenheit möglich gemacht hat. Fürwahr! nicht nur die Ethik ist auf dieses Princip der Idee des Guten zurückzuführen, sondern auch die Metaphysik, die Logik, die Psychologie sind nur aus diesem Grunde abzuleiten: alle Triebe und Kräfte des Geistes und des Lebens sind Aeußerungen des allbelebenden und allbegeistenden Triebs nach Erkenntniß und Genuß der Vollkommenheit.

Aus diesen Anführungen und Nachweisungen erhellt, daß der Verf. Unrecht hat, wenn er von der platonischen Idee, ja von der ganzen Philosophie des Alterthums behauptet, daß sie nur ein relativ Ideelles, ein Ideelles nur in Bezug auf die Natur, welche die Materie desselben ist, erkenne. Das Ideelle, behauptet der Verf., sey in der Philosophie des Alterthums nur die Form der Natur, habe an sich keinen substantiellen Inhalt, daher keine dialektische Vermittlung der Ideen, kein concret Allgemeines, aus dem die inviduellen Bestimmungen abgeleitet werden könnten, daher auch Gott als die höchste Einheit nicht an sich bestimmt und vermittelt, ohne Bewegung und Bethätigung gedacht werde. „Aber wie, fährt er fort, wie kann man aus einer ununterschiedenen Einheit, einem unbestimmten Wesen die Welt ableiten? Wie kann Gott alsdann die Macht besitzen, etwas Anderes aus sich frey zu produciren und so auch über es zu herrschen? Dieses ist nur möglich, wenn Gott ein bestimmtes Wesen ist, welches durch seine eigenen Selbstbestimmungen frey ist und durch die Freyheit in seinen eignen Ideen die Macht über das, was in ihr und durch sie möglich und wirklich ist, besitzt, es mithin setzen und beherrschen kann.“ Platon hatte aber in seinem ethischen Weltanschauungsprincip ein concret allgemeines Princip und das Alterthum überhaupt kannte dieses Postulat eines concreten Gottesbegriffes. Bey Platon und Aristoteles, bey Cicero und Seneca findet sich dieser Begriff klar und prägnant ausgedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Codices orientales bibliothecae Regiae Havniensis.

(Fortsetzung.)

Die grammatische Bearbeitung der heiligen Sprache ist von den Buddhisten nicht vernachläßigt worden, sie haben sich dabey eben auch, wie in ihren übrigen Schriften, an rein indische Muster gehalten, ohne irgend etwas zu vervollkommnen. Das geschätzteste Lehrbuch der Palisprache ist der Bâlâvatâra, eine Sammlung von Sutren nach der Art Pâninis, die bald einzeln, bald mit einem Palicommentare gefunden werden. Ein aus Barma gebrachter Codex enthält einen Supercommentar über diesen Commentar; singhalesische Commentare über das Werk giebt es mehrere. Die übrigen in Copenhagen befindlichen Lehrbücher der Grammatik sind an Werth dem Bâlâvatâra weit untergeordnet. Aus dem Gebiete der Lexikographie findet sich nur ein einziges Werk vor, die Abhidhâna-ppadîpikâ und es hat fast den Anschein, als ob keines weiter existirte. Ref. hat an mehreren Bibliotheken vergeblich nach einer anderen lexikalischen Arbeit gesucht und auch der auf Ceylon selbst lebende Turnour hat keines weiter gekannt. Verzeichnisse der Verbalwurzeln des Pali, die bey den Indern bekanntlich als ein Theil der Grammatik betrachtet werden, sind zwey in Copenhagen, eines giebt eine reine Aufzählung der Wurzeln, das andere bringt sie in Verse, der leichteren Erlernung wegen.

Gehen wir zu dem nun folgenden Theile des Catalogs fort, so kommen wir zur singhalesischen Literatur, über die bisher in Deutschland so gut wie gar nichts bekannt geworden ist. Auch die singhalesische Literatur hat einen nicht unbedeutenden Vorrath an religiösen Schriften und die religiöse Literatur ist natürlich ganz von den Palischriften abhängig und enthält theils Uebersetzungen von Paliwerken, theils Commentare zu solchen. Selbstständige Werke von Interesse sind die Pujâvali, ein Werk über buddhistische Ceremonien von großem Umfange, und die Dalada-pujâvali, eine Anweisung zur Verehrung des bekannten heiligen Zahnes. Unter den historischen Werken ist die Rajâvali, da dieses Werk schon durch Upham ins Englische übertragen wurde, auch bey uns bekannt. Der Thûpavansa beschreibt die Stupas oder Reliquienschreine Ceylons. Auch die poetische Literatur Ceylons tritt hier auf. Manche unter diesen poetischen Ergüssen sind gleichfalls religiöser Natur, Lobeshymnen an Buddha ꝛc., doch findet sich auch einiges andere. Merkwürdig ist die Structur dieser Gedichte, die eine viel genauere Erforschung verdienten. Unter den grammatischen Büchern findet sich Manches für die Sprache Ceylons Wichtige. Die singhalesische Grammatik Siddhat-sanggrâva ist, wenn wir nicht sehr irren, schon von Chater in seiner singhalesischen Grammatik benützt worden. Die lexikalischen Werke sind wohl alle schon zu Cloughs trefflichem, aber sehr seltenen singhalesischen Wörterbuche benützt worden. Ein Werk über die singhalesische Metrik kann wahrscheinlich interessante Aufschlüsse gewähren. Dagegen scheinen die medicinischen Werke, welche sich in dieser Sammlung finden, ganz von indischen Vorbildern abhängig und man thut wohl besser, sich gleich an die sanskritischen Hauptquellen zu halten.

Noch sind zwey südindische Literaturen in der königlichen Bibliothek zu Copenhagen vertreten, das Tamulische und Telinga. Beyde Völker sind nicht Buddhisten, ihre Literatur ist daher von der singhalesischen gänzlich verschieden. Ihre Bildung haben sie aber, wie die Südindier überhaupt, ganz von den Hindus empfangen; wir finden daher bey ihnen meist Uebertragungen oder höchstens Nachahmungen brahmanischer Vorbilder. Uebersetzt sind besonders die Purânas, so wie die bekannten Mährchensammlungen der Indier, Vetâla-pañcha-viṁçati, Siṁhâsana-dvâtriṁçati und Andere. Die Episode des Mahâ-bhârata, Nal und Damayanti, die auch durch Rückerts Uebertragung bey uns so vielfach angesprochen hat, scheint ein Lieblingsthema auch der Tamulen zu seyn; es finden sich mehrfache Bearbeitungen desselben; ein anderer sehr beliebter Stoff ist die Geschichte Hariçchandras, der sich auch in den Mahatmyas erwähnt findet. Am thätigsten scheinen die Tamulen auf dem Gebiete der Moral gewesen zu seyn; wir finden moralische Sentenzensammlungen in ziemlicher Anzahl, darunter auch eigene Werke. Ihre eigene Sprache grammatisch und lexikalisch zu bearbeiten, haben sie nach dem Vorbilde ihrer indischen Lehrer gleichfalls nicht vernachläßigt; die copenhagener Bibliothek liefert schöne Belege ihres Fleißes in dieser Hinsicht. Die zahlreichen Uebersetzungen biblischer Bücher und anderer christlicher Werke dagegen, die von dänischen Missionären des vorigen Jahrhunderts herrühren, haben wohl in diesem Augenblicke keinen Werth mehr.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die Idee Gottes. Von Dr. J. Sengler, ord. Prof. der Philosophie an der Universität zu Freiburg.

(Fortsetzung.)

Wir haben diese Verkennung der platonischen Ideenlehre ausführlicher besprochen, weil der tiefere Grund dieses Mißverständnisses darin liegt, daß der Verf. selbst einen abstracten Gottesbegriff hat. Der Verf. würde Platon richtiger interpretirt haben, wenn er selbst der Metaphysik die wahrhafte, die ethische Grundlage gäbe, wenn er den lebendigen Zusammenhang der Metaphysik mit der Ethik in seine Darstellung aufnähme. Außerhalb dieses Zusammenhangs ist der metaphysische Begriff immer abstract und formell.

Auch in dem Trinitätsbegriffe erkennt er nur eine Dialektik des göttlichen Wesens, nur „das sich selbst producirende und explicirende göttliche Wesen oder die Selbstunterscheidung des persönlichen Wesens als solchen.“ „Nur aus diesem Standpunkt ist die Trinitätslehre verständlich und der speculative Gehalt derselben erscheint in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung (im Begriff der Selbstunterscheidung des persönlichen Wesens als solchen?); und nur von ihm aus heben sich die Schwierigkeiten, welche diese Lehre durch alle Jahrhunderte bis jetzt noch nicht hat beseitigen können. Es ist diese Lehre nichts anderes, als die erste reale Bestimmung, Vermittlung des Geistes, der Persönlichkeit Gottes sowohl als des Menschen. Die persönliche Einheit oder Einheit des persönlichen Wesens als solchen unterscheidet sich und ihr Unterschied ist sie selbst, das ganze Wesen oder die Persönlichkeit selbst, und diese erfaßt sich aber in dieser Unterscheidung als sich selbst, als Persönlichkeit, als persönliches Wesen und hebt so den Unterschied in dieser Unterscheidung auf.“

Wie der Verf. Platon mißkennt, den Begriff der Trinität auf die dialektische Selbstunterscheidung und Selbstbejahung des göttlichen Wesens reducirt, so sehen wir ihn selbst, weil er den metaphysischen Begriff des Wesens nicht im Zusammenhang mit der ethischen Idee begreift, nicht aus dieser ihn ableitet, von einem nur abstracten und formellen Begriff beherrscht. Das Wesen sey „nicht bloß das beharrende und ruhende, sondern in sich selbst und durch sich selbst beharrende und ruhende oder bestehende Seyn.“ „Es ist das, was in sich selbst Bestand hat, Bestehen in sich selbst ist und durch sein Bestehen in und durch sich selbst allem Andern Bestand verleiht. Es ist also das ursprüngliche, aus, durch und in sich bestehende Seyn, von dem deßwegen allein gesagt werden kann: es ist.“ — „Es ist sich selbst producirende Einheit seiner selbst, im positiven Sinn einfach, in dem deßwegen alle Theilvorstellungen ausgeschlossen sind, weil seine Bestimmung nur es unmittelbar selbst als Selbst ganz und ungetheilt ist.“ — „Es ist Urseyn — absolut einfache Position — unveränderliche Grundlage, unaufhebbare Monas — Real- und Idealprincip — Subject und Object — Allgemeines und Individuelles“ u. s. f.

Mit all diesen Bezeichnungen erreicht der Ver-

fasser nicht, was er will, ein wahrhaft selbstständiges und fruchtbares Princip des Denkens und Seyns. Die Unterschiede, die er zwischen diesem Princip und dem andern System hervorhebt, sind zum Theil nicht vorhanden, zum Theil geringfügig, unerheblich, kleinlich. Es kommt nicht darauf an, die Prädicate der Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit einem Begriff zu vindiciren, sondern den Begriff zu finden, der wirklich diese Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit in sich hat. Solche Selbstgenugsamkeit kommt aber nicht dem Begriff dieses metaphysischen Wesens zu, sondern ursprüngliches Leben, selbstständige Kraft, selbstgenugsame Seligkeit — in der allein wahrhafter Bestand ist und die allein wahrhaften Bestand gibt — hat nur der Geist der Heiligkeit; wahrhaft in sich seyend ist nur der Geist der Vollkommenheit.

Einen sittlich hohen Standpunkt im Leben und in der Wissenschaft gewinnen wir nur, wenn man aufhört, die Moral als eine trockene Disciplin zu verschmähen, wenn man fähig ist, die Bedeutung der Ethik als höchster Wissenschaft zu erkennen. Der Begriff des Sollens ist dem Begriffe des höchsten Seyns, der Begriff des sittlichen Gesetzes und sittlichen Zweckes ist dem Begriff des selbstständigen, in sich genugsamen Ideals untergeordnet, aber Sittengesetz und sittlicher Zweck sind selbst Kräfte des höchsten Seyns und des göttlichen Ideals und eben deßhalb für die geschichtliche Wirklichkeit allgemein giltige Normen. So ist auch jeder metaphysische Begriff nur in seiner ursprünglichen Einheit mit der ethischen Idee zu fassen, jede Kraft der Lebendigkeit nur als Energie der sittlichen Welt zu begreifen. Die Ethik zur Grundlage aller Wissenschaften zu machen, ist die Aufgabe unserer Zeit, — wir müssen das innerliche, geheimnißvolle Wesen, das Mysterium der Tugend erkennen, die Mystik der Religion und der Naturphilosophie durch die Mystik des ethischen Ideales ergänzen.

Die Verschiedenheit des Wesens begründet der Verf. durch den Begriff der wesentlichen Form. Diese Form ist die „Art und Weise, wie sich das Wesen als Einheit seiner selbst auf sich bezieht oder wie es Einheit seiner selbst ist. Je tiefer und deßhalb umfassender dieselbe ist, d. h. je mehr sich das Wesen in sich vertieft, und durch diese Vertiefung in sich erweitert, desto vollkommener ist dasselbe. Der Inhalt und Umfang, die Intensität und Extensität des Wesens besteht also in der Vertiefung und Erweiterung durch diese und in der sich so vermittelnden Selbstbejahung „und Erfassung. Dieß ist die wesentliche Selbstbegränzung, Selbstdefinition, die Selbstbestimmung des Wesens."

Rec. verweist in Beziehung auf diese Entwicklung auf seine frühere Darstellung dieser Begriffe und Verhältnisse in seiner Schrift: „Idee der Freyheit und Begriff des Gedankens" (1837), besonders auf den Abschnitt: „das metaphysische Verhältniß als Wesenheit, Lebendigkeit und Geistigkeit" (S. 49 — 53).

Nach diesem Principe unterscheidet der Verf. das Wesen der unorganischen, der lebendigen und der beseelten Natur, das Wesen des menschlichen Geistes als Persönlichkeit und das Wesen Gottes als göttliche Persönlichkeit. In dieser Darstellung sind die leitenden Gedanken:

„Das Wesen der persönlichen Individualität muß gleich anfangs in sich selbst bewußtes und in sich selbst wollendes seyn. Dieses reine Selbstbewußtseyn und Selbstwollen ist gleich anfangs die Thätigkeit desselben, durch welche erst das Wissen und Wollen und die Erzeugung der Organisation bedingt ist."

„Wie der Geist in Bezug auf die Natur bestimmt ist, so ist er auch in Bezug auf die Seele bestimmt, also immer ein relativer Begriff. — Geist und Natur als durch einander bestimmt, sind nur relative Begriffe, haben kein selbstständiges Wesen und Bestehen. — Dieses ist nur bey dem Begriff der Persönlichkeit nicht der Fall. Er steht nur im Gegensatze zu dem Unpersönlichen, steht mithin sowohl der materiellen Natur als auch der Organisation oder Natur des Wesens entgegen. — Das Innerste des persönlichen Wesens ist das Sichselbstwollen, Sichselbstwirken, Sichselbstwissen." — „So ist die Persönlichkeit die wahre Einheit und das volle freye Band der Eigenschaften, Thätigkeiten und Zustände."

„So wenig ist der Begriff der Persönlichkeit eine Beschränkung des absoluten Wesens, daß er es nur allein ist, welcher alle Beschränkung des Wesens aufhebt und es wahrhaft in Freyheit setzt nach Innen und nach Außen und es wahrhaft zum schrankenfreyen Herrn

des Seyns macht. — — Das Wesen der Persönlichkeit ist die Befreyung von aller Beschränkung, die freye Macht über das Wesen, die unendliche Macht der Selbstbestimmung."

„Die absolute Vollkommenheit Gottes besteht also nicht darin, daß Gott der Inbegriff aller Vollkommenheiten ist, sondern es kommt Alles darauf an, wie er sie besitzt, oder auf die Form, in welcher er diese Vollkommenheiten besitzt. Die absolute Persönlichkeit ist daher der Inbegriff aller Realitäten und Vollkommenheiten, die sie absolut, durch absolut freye Selbstbestimmung und lediglich aus, durch und für sich selbst besitzt und genießt und durch diesen freyen Besitz und Genuß Quelle und Grund aller Vollkommenheiten außer sich ist, mithin so erst Alles außer sich bedingt."

„Gott producirt sich auf absolut freye Weise. Gott existirt immer in der absoluten Form: er will, wirkt und weiß sich immer in der absoluten Form, er reproducirt die vermittelnde Wollens-, Wirkens- und Wissens-Form in dieser absoluten Form. — Dem Inhalte nach bringt die wesentliche Selbstproducirung Gottes das Wesen in seinem realen Unterschiede oder als im Subject, Object und der Einheit beyder real unterschiedene Einheit seiner selbst hervor."

„Die Trinitätslehre ist die Bestimmung des Wesens im Unterschiede von der Natur Gottes."

Diesen Unterschied des Wesens von der Natur Gottes hebt der Verf. ganz besonders als seiner Lehre eigenthümlich und als entscheidend für die Idee Gottes hervor. Er handelt im zweyten Abschnitt von der Natur Gottes in ihrer bisherigen Bestimmung, von den Principien des göttlichen Wesens als Real- und Formalprincipien der Natur Gottes, von der Natur Gottes in ihrer allgemeinen Bestimmung durch ihr Wesen, von der Natur Gottes in ihrer besondern Bestimmung durch ihr Wesen. So lange das Wesen der Persönlichkeit nicht an und für sich bestimmt sey, so lange es nicht aus, durch und in sich selbst durch seine eigne Bestimmung bestehe, so lange sey der Geist immer nur Naturgeist, nur die höchste Form, nicht das Princip der Natur u. s. f.

„Das Wesen entwickelt sich nicht sowohl in und mit der Organisation, sondern umgekehrt, diese in und mit jenem: — „die Entwicklung des Wesens ist der Grund der Entwicklung der Organisation." Gott producirt als an und für sich seyendes Wesen die natürlichen und geistigen Realitäten als seine eignen, sein eignes Wesen an sich constituirenden Bestimmungen, als seine eigene Natur oder Organisation als wirkliche und durch sie die der Welt der Möglichkeit nach."

Bey Jakob Böhme, bey Schelling u. A. hat dieser Begriff der Natur Gottes einen großen, kühnen, erhabenen Sinn, weil sie mit der Natur in Gott die Natur außer Gott nicht in dialektischem, sondern in lebendigem Zusammenhang denken: die Natur Gottes ist bey diesen Denkern eine wirklich lebendige Natur und die Natur Gottes ist eben dadurch mit der Kraft und Würde göttlichen Lebens erfüllt. Bey dem Verf. erscheint dieser Begriff einer „überzeitlichen und überräumlichen" Natur Gottes als ein bloßes Postulat der Theorie, als eine unfruchtbare Abstraction, ein bloßes Bild der wirklichen Natur.

Im letzten Abschnitt vom „Leben Gottes im Allgemeinen und vom Leben Gottes im Besonderen" (!) enthüllt sich die Natur des Buches am offensten.

„Durch das Wesen und die Organisation oder Natur Gottes ist das Leben Gottes vermittelt und wirklich, oder Gott ist durch diese Producirung seines Wesens und seiner Natur ein lebendiger Gott, welcher sich lediglich aus, durch und in und für sich selbst bewegt oder seine ewige Selbstbewegung nur in seinem Wesen und seiner Organisation, und nur so seine absolute Wirksamkeit, Wirklichkeit und Befriedigung hat." „Gottes Leben ist die Bewegung aus, durch und in sich selbst, aus, durch und in seinem Wesen und in seiner Natur. Diese Wirklichkeit und absolute Wirksamkeit oder dieses Leben bedingt erst Alles außer ihm und macht es möglich" u. s. f.

(Schluß folgt.)

Codices orientales bibliothecae Regiae Haviensis.

(Schluß.)

Ganz ähnlicher Art wie die tamulische ist auch die Telingaliteratur; diese ist jedoch in Copenhagen weit schwächer als die erstgenannte. Auch hier läßt sich eine

doppelte Abtheilung machen in Bücher, welche von Einheimischen nach dem Muster indischer Werke verfertigt wurden und in solche, die der Thätigkeit der Missionäre angehören. — Auch aus anderen indischen und zum Theil auch außerindischen Literaturen finden sich Werke in Copenhagen, doch sind dieß vereinzelte Beyspiele.

Was Ref. aber von den orientalischen Literaturen im Allgemeinen gesagt hat, das gilt von den eben abgehandelten insbesondere. Von den buddhistischen Werken ist kaum eines, wenn wir den Mahâ-vansa ausnehmen, würdig ganz gedruckt zu werden; bey den meisten wäre es unter den gegenwärtigen Verhältnissen der orientalischen Literatur ihres allzugroßen Umfanges wegen geradezu unmöglich. Dagegen verdienen die meisten im Auszuge bekannt zu werden. Die buddhistische Literatur ist im Ganzen wichtig und auch interessant, im Einzelnen aber unerträglich langweilig und abschreckend. Eine interessante Arbeit würde es seyn, einzelne übereinstimmende Sûtras der südlichen Schule mit denen der nördlichen zu vergleichen, um auf diese Art die Gleichheiten und Verschiedenheiten derselben kennen zu lernen.

Wir würden unsere Anzeige nur halb vollendet haben, wollten wir nicht auch noch über eine werthvolle Sammlung von altpersischen Handschriften sprechen, welche die Universitätsbibliothek zu Copenhagen besitzt. Sie stammen gleichfalls von Rask her und sind von ihm im Auftrage der genannten Bibliothek zu Bombay gekauft worden. Es ist diesem Gelehrten gelungen, Handschriften zu erwerben, welche theils durch ihr Alter vorzüglich Anspruch auf Beachtung haben, theils solche, welche Anquetil seiner Zeit nicht kaufen konnte und die daher in Europa unbekannt geblieben waren. Besonders werthvoll sind die alten Handschriften des Zendavesta, welche Mihrvân-ben-kai-Chosru zu Kambayet in Indien in den Jahren 690—700 der jezdegertischen Aera (1320—30 nach Christus) geschrieben hat. Copenhagen besitzt drey solcher Handschriften, welche sich alle durch musterhafte Correctheit auszeichnen, durch das Alter aber in einem mehr oder weniger aufgelösten Zustande sich befinden, weßhalb eine schleunige Benützung derselben dringend nöthig wird. Die älteste dieser Handschriften ist die des Vendidad, sie ist im Jahre 690 n. J. geschrieben, wie eine Pehleviunterschrift am Ende der Handschrift sagt. Wenn H. W. nach Rask's Vorgange sagt, es sey exemplar sine dubio vetustissimum in orbe terrarum, so möchten wir diese so bestimmte Angabe doch etwas in Zweifel ziehen; ein Codex des East India house (nr. 5. in de Guises Sammlung) ist unzweifelhaft von derselben Hand geschrieben, also von ganz gleichem Alter, für die Critik des Vendidad aber bey weitem wichtiger als der copenhagener, wie Ref. dieß in den Prolegomenen zu seiner Ausgabe des Vendidad nachzuweisen gedenkt. Ein wahrer Schatz aber ist die alte Handschrift des Yaçna mit Pehleviübersetzung; die genannte Uebersetzung hat sich sonst noch nirgends vollständig gefunden, bloß in Persien hat Hr. W. noch ein Exemplar derselben gesehen und doch ist sie für das Verständniß des Yaçna von außerordentlicher Wichtigkeit, und auch die Sanskritübersetzung des Nerioseugh, durch die unser ganzes Verständniß des Zend angebahnt worden ist, läßt sich vielfach aus ihr berichtigen. Beyde Uebersetzungen weichen übrigens auch nicht unbedeutend von einander ab. Die dritte und späteste der drey alten Handschriften enthält den Bundehesch, so wie mehrere kleine Zend- und Pehlevitexte. Außer diesen alten Handschriften enthält diese Sammlung auch mehrere werthvolle neue z. B. einen in Persien geschriebenen Yaçna untermischt mit dem bisher noch gänzlich unbekannten Vistâçp-yesht. Der Codex Nro. 12. ist zwar neu, enthält aber gleichfalls noch mehrere unbekannte Yeshts. Auch für die Schriften der späteren Periode des Parsismus ist diese Sammlung werthvoll. Hier allein finden wir den Minokhired in seiner Ursprache, dem Pehlevi, während sowohl in Paris als London bloß die Parsiübertragung desselben liegt. Weniger bedeutend ist das Sifat-i-Siroza, welches Anquetil nicht haben konnte, das aber nun von J. Wilson ins Englische übertragen worden ist. Das Pend-nâme in Pehlevi, von welchem die copenhagener Handschrift bis jetzt die einzige bekannte ist, wird von H. W. unter nr. XXIX. nicht ganz genügend beschrieben; eine ausführlichere Notiz hat Hr. Prof. Müller nach einer Abschrift des Ref. bey Gelegenheit einer akademischen Vorlesung gegeben. Die Handschrift nr. XXX. Revaiets enthaltend ist unbedeutend gegen das, was Paris und Oxford in dieser Hinsicht besitzen.

Aus dem bisher Gesagten wird der reiche Inhalt der copenhagener Sammlungen genügend hervorgehen und wir zweifeln nicht, daß das vorliegende Buch seinen Nutzen stiften und zu fleißiger Benützung der Bibliotheken anregen werde, deren Schätze es beschreibt. Angefügt ist ein sehr genauer Index, welcher den Gebrauch des Buches nicht unbedeutend erleichtert.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Titi Livii Patavini historiarum libri I—IV. Mit erklärenden Anmerkungen von Gottl. Christ. Crusius, Rector in Hannover. Erstes bis viertes Heft. Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1846 und 1847. 8.
2. Epistola critica ad virum doctissimum C. F. S. Alschefski, professorem Berolinensem. Particula I. Scripsit C. F. Ingerslev, art. Mag. (Indbydelsesskrift til den offentlige Examen i Kolding laerde Skole. Kjöbenhavn 1845.) 8. XXII.
3. Emendationes Livianae. Dissertatio, quam auctoritate amplissimi philosophorum ordinis pro summis in philosophia honoribus rite obtinendis die XI mens. Dec. A. MDCCCXXXXIIII. publice defendet auctor Eduardus Welz, Cervimontanus. Neostadii S/S. typis Caroli Gross. 8. p. 72.

Indem wir bey der Anzeige vorstehender Schriften, durch welche in neuester Zeit die Liv. Litteratur bereichert worden ist, die Ausgabe der vier ersten Bücher des Livius von G. Ch. Crusius an die Spitze stellten, leitete uns zunächst nur die lebendige Ueberzeugung, wie sehr eine zeitgemäße, für das Bedürfniß der Schule berechnete Bearbeitung gerade dieser Partieen des Liv. Geschichtwerkes ein eben so verdienstliches als schwieriges Unternehmen sey. Wer heutzutage mit den Commentaren von Ruperti oder Stroth und Döring in der Hand sich an die Lectüre des Livius macht, wird, ohne deßhalb gerade auf die an sich und zu ihrer Zeit verdienstlichen Leistungen dieser Gelehrten einen Stein werfen zu wollen, dennoch gar bald gewahr werden, daß man inzwischen auf dem Gebiete der Sprachforschung nicht träge gewesen, daß man für Kritik und Interpretation neue Wege angebahnt und durch dieselben Aufschlüsse erzielt habe, gegen welche sich nur Ignoranz und Schlendrian verschließen können. Wenn man nun vollends hinzunimmt, mit welcher Regsamkeit seit Niebuhr die ältere römische Geschichte durchforscht, die alte, sonst gläubig hingenommene Ueberlieferung unterhöhlt, und namentlich in Bezug auf die innere Geschichte des Römervolks, seine Verfassung und deren Entwicklung ganz neue Standpunkte gewonnen worden sind; so wird es begreiflich, daß man, um auf diesem Felde nicht Schritt für Schritt sich in Irrthümer und Mißverständnisse zu verwickeln, jene Commentatoren bey Seite legen und sich selbst durch gewissenhaftes Studium der neueren Forschungen den Weg aus diesem Labyrinthe suchen muß. Allein gerade hier häufen sich für den Bearbeiter einer Schulausgabe die Schwierigkeiten, indem einerseits für so viele Fragen der röm. Antiquitäten eine Ausgleichung der divergirendsten Ansichten noch zu erwarten steht, andrerseits ein besonders glücklicher Takt dazu gehört, um die von den Gelehrten sicher gestellten Resultate in so bestimmter und klarer Fassung vorzuführen, daß sie auch einem jüngeren Leser zu Begriffe kommen. Denn so wenig

wir es für zweckmäßig erachten würden, wenn ein Lehrer bey der Erklärung des Livius seine Schüler durch alle Tiefen und Gänge Niebuhrischer Combination hindurchzuführen unternähme und etwa bey der Lectüre der Thaten des Numa Pompilius angelangt den Abschnitt über den Säcular = Cyklus ausführlichst zu erörtern gedächte; so wenig darf doch der lernenden Jugend das, was die Wissenschaft innerhalb eines halben Jahrhunderts erarbeitet hat, vorenthalten werden; ja es ist vielmehr eine heilige Pflicht derjenigen, denen die Bildung des jüngeren Geschlechts anvertraut ist, bey jeder Gelegenheit darauf hinzuweisen, welchen Fortschritt man neuerer Forschung verdankt; damit schon der Jüngling die Männer der Wissenschaft achten und ehren lerne, deren Gedanken und Untersuchungen nachzugehen ihn bey gereifterem Urtheil mit Freude und Bewunderung erfüllen soll.

Glücklicherweise fehlt es der neueren philologischen Litteratur keineswegs an Erscheinungen, welche bezüglich der hiebey zu beachtenden Methode als Muster und Vorbild dienen können. Wir erwähnen beyspielsweise nur die vortrefflichen Bearbeitungen Ciceronianischer Reden von C. L. Halm, welcher neben einer Masse der scharfsinnigsten und gründlichsten eigenen Bemerkungen auch die belehrendsten Fingerzeige gibt, wie man angehäuftes und zerstreut liegendes Material zu bewältigen und welchen Standpunkt der Herausgeber eines Autors gegenüber den älteren Commentatoren einzunehmen habe. Was insbesondere die Benützung der neu gewonnenen Resultate auf dem Gebiete der röm. Geschichte und deren Einverleibung in Werke, die für den Schulgebrauch bestimmt sind, anlangt, so verweisen wir auf die höchst gelungene Darstellung, welche die hieher gehörigen Gegenstände in dem auch übrigens sehr empfehlenswerthen Lehrbuch der Geographie und Geschichte von W. Pütz *) gefunden haben.

*) Grundriß der Geographie und Geschichte der alten, mittlern und neuen Zeit für die obern Klassen eines Gymnasiums. Erster Bd. Das Alterthum. Dritte Auflage. Cöln, Verlag von E. Welter. 1843.

In wie weit Hr. Crusius solchen Erwartungen und Forderungen, wie man sie billigerweise an eine Ausgabe stellen muß, welche sich mit der Versicherung ankündigt, „das Bedürfniß der Schule zu berücksichtigen," zu genügen gesonnen war, wissen wir nicht; wir halten uns lediglich an das Gegebene und versichern nach gewissenhafter Prüfung, daß durch die Noten, mit welchen Hr. Cr. die vier ersten Bücher des L. versehen hat, weder der Jugend, noch vollends der Wissenschaft ein Dienst geleistet worden ist. Daß diese Bemerkungen größtentheils fremdes Eigenthum sind, nicht bloß da, wo der Name des treffenden Gelehrten beygesetzt ist, sondern an eben so viel andern Stellen, wo dieser verschwiegen oder eine im Original lateinisch abgefaßte Note nur übersetzt wiedergegeben wird, wollen wir nicht einmal als einen Vorwurf geltend machen; wer sollte die Arbeiten gelehrter Vorgänger nicht da mit Dank benützen, wo eigne Mittel nichts Besseres an die Hand geben! — Allein unverzeihlich ist es, wenn Jemand, der bey der Herausgabe eines Autors darauf angewiesen ist, zunächst von fremdem Gute zu zehren, die vorhandenen Hülfsmittel ihrem ganzen Umfang nach entweder nicht kennt oder sie gewissenhaft zu benützen zu bequem ist. Wer sich dem unerquicklichen Geschäfte unterzieht, in den vorliegenden vier Heften nachzusehen, woher der bey weitem größte Theil der Bemerkungen geholt ist, wird sich überzeugen, daß Hr. Cr. bey Drakenborch, Stroth, Döring, Ruperti, Raschig u. A. aufgelesen hat, was am Wege lag, während der verdienstvollen Arbeiten Fabri's, welche, wie jeder Gymnasialschüler weiß, die reichste Ausbeute für die Livian. Diction gewähren, nicht mit einer Sylbe Erwähnung geschieht — natürlich, weil diese Schätze nicht an Ort und Stelle, sondern in der dritten Decade zu heben waren. Ja selbst die schätzbare Schulausgabe des Livius von Crevier (Paris 1768), die bey der Art und Weise, wie Hr. Cr. das Geschäft betreibt, eine höchst ergiebige Fundgrube für die Noten = Verfertigung abgeben konnte, scheint derselbe nicht gekannt zu haben, denn wenn auch Crevier in den Bemerkungen hin und wieder genannt ist, so erhält man eben dessen Ansichten immer aus zweyter oder dritter Hand. Wer möchte unter diesen

Umständen erwarten, daß vollends ferner liegende Quellen der Erklärung, wie zerstreute Aufsätze in Zeitschriften, Programme und Gelegenheitsschriften bey einer solchen Arbeit Berücksichtigung gefunden haben! —

Es wäre ein Leichtes, zu jedem einzelnen Capitel dieser vier Bücher den Nachweis zu liefern über die Materialien, welche ein sorgfältiger Bearbeiter für seinen Zweck nothwendig benutzen mußte, über die Schwierigkeiten, welche zu erledigen, über die Fragen, welche zu beantworten waren; wir unterlassen dieß inzwischen und wenden uns füglicher zu dem, was als eigentliches und nächstes Substrat der Beurtheilung vorliegt.

Die flacheste und widerwärtigste Gattung sogenannter „erklärenden" Anmerkungen, mit welchen ein Autor heimgesucht werden kann, ist zweifelsohne diejenige, welche lediglich darauf ausgeht, die Arbeit des Uebersetzers in der Art zu erleichtern, daß statt minder bekannter Wörter des Textes geläufige an die Stelle gesetzt und durch Umschreibungen, an welchen bisweilen nicht viel mehr als die Buchstaben lateinisch sind, dem Anfänger Alles ja recht mundgerecht gemacht werde. Weil dann dieses Verfahren vorzugsweise bey den Wendungen und Ausdrucksarten in Ausführung kommt, bey welchen die fremde Sprache einer ihr eigenthümlichen Anschauung folgt und nur von dieser aus begriffen werden kann; so gewöhnt sich der Schüler, der sich es im Durchschnitt gerne leicht macht, gar bald daran, statt der Worte seines Schriftstellers nur die verwässerte Paraphrase in den Noten zu lesen. Es ist klar, wie ein solcher Unfug nur der Trägheit im Denken bey dem jungen Leser Vorschub leistet, ihm den Weg zu einer gründlichen Einsicht in den Organismus der fremden Sprache versperrt und häufig geradezu zu den gröbsten und heillosesten Irrthümern führt. An solchen Bemerkungen bietet die gegenwärtige Ausgabe eine so reiche Lese dar, daß eine Aufzählung von Beyspielen fast überflüssig erscheint, da jede beliebige Seite des Buchs Belege hiezu liefert. Zur Probe daher nur einiges Wenige: bey I, 4, 6 finden sich folgende Erläuterungen: „destituisset i. e. reliquisset. — summissas i. e. praebitas." Weiß jetzt etwa der Lernende, was destituere, was summittere wirklich bedeutet? — Gewiß nicht; an der zweyten Stelle wird er nicht einmal für die Uebersetzung etwas gewonnen haben, weil ja Livius selbst praebuisse folgen läßt, und praebitas infantibus praebuisse mammas auch dem beschränktesten Kopfe sonderbar vorkommen wird. c. 5, 3 „ultro accusantes i. e. insuper vel potius adeo" (ebenso zu III, 11, 13). Etwas höher schwingt sich die Erklärung desselben Wortes bey IV, 27, 10, wo wenigstens von der örtlichen Bedeutung ausgegangen, diese selbst aber oberflächlich genug als „jenseits, drüben" angegeben wird. I, 5, 6 „comparando pro comparanti" (vergl. dagegen Fabri zu XXIII, 15, 3); c. 6, 4 „intervenit i. e. supervenit, accessit;" c. 7, 5 „aversos boves i. e. pulcherrimos quosque (anstatt für den Gebrauch des Plural in dieser Wendung Vorsicht anzuempfehlen vergl. Reisigs Vorl. von Haase A. 362) totius armenti caudis aversosque adeo (?) in speluncam traxit;" c. 8, 2 „ita sancta i. e. tum demum sancta" (vgl. Krebs Antib. unter tum und Weissenborn Gr. § 458 A. 2); c. 9, 5 „ecquod asylum i. e. num sive an aliquod asylum;" c. 10, 1 „tum maxime, hoc potissimum tempore, nunc maxime;" c. 32, 2 „longe antiquissimum i. e. optimum factu, quod maxime curae cordique" (vgl. Seyffert zu Cic. Lael. p. 85) u. A. Wir wissen recht gut, daß das hier Angeführte größtentheils bey Andern entlehnt ist; allein Noten zu compiliren, welche ihre Verfasser, wenn sie heutzutage schrieben, zuverlässig ganz anders gestalten würden, ist eine sehr überflüssige Arbeit. So darf man sich denn auch nicht wundern, hie und da Bemerkungen älterer Erklärer ausgeschrieben zu sehen, die wegen ihrer nichtssagenden Allgemeinheit keine Belehrung verschaffen und mit denen sich daher heutzutage der Schüler nicht mehr abspeisen läßt, z. B. IV, 3, 12 „Passim autem Livius abjectis copulis loqui amavit;" II, 35, 3 „adeo infensa i. e. infense. Saepissime adjectiva pro adverbiis ponuntur" (Zumpt Gr. § 682 konnte eines Besseren belehren). Wir erwähnen hier zugleich des Mißgriffes, Dinge, über die man bey der Lectüre aus pädagogischen Gründen leicht

hinweggehen wird, in den Noten breit zu treten, z. B. I, 4, 7 vulgato corpore und lupam; c. 5, 2 die Etymologie von Innus; oder wenn III, 13, 2 erzählt wird, in der Subura hätten die öffentlichen Dirnen gewohnt u. A. Höchst seltsam nimmt sich auch die Bemerkung zu IV, 4, 8 (patriciorum ista libido est) aus; nachdem nämlich dort die Belehrung ertheilt wird: „Ista, mit besonderem Nachdruck (?): das sind Lüste des Adels;“ fährt. Hr. Cr. mit Rupertis Worten fort: „Tota oratio plena est acerbarum quidem, sed et gravium verarumque sententiarum, quae omnibus inculcandae sunt nobilibus.“

Ein weiterer Mißstand, welcher diese Bemerkungen charakterisirt, besteht darin, daß nicht selten die verschiedensten Ansichten und Erklärungsweisen neben einander gestellt werden, ohne daß eine belehrende Entscheidung gegeben wird. Denn mit den leeren Floskeln: „es scheine Etwas richtiger oder dem Zusammenhange angemessener,“ ist bey einer Schulausgabe, für welche möglichste Bestimmtheit erstes Erforderniß ist, nichts gedient. Der Schüler will nicht wissen, was dieser und jener von einer Stelle gedacht hat, sondern welches die richtige Auffassung ist; und divergirende Urtheile zu vernehmen, wird für ihn nur dann einen Nutzen gewähren, wenn ihm zugleich der Schlüssel an die Hand gegeben wird, um zu ermitteln, auf welcher Seite die Wahrheit sey. Hieher gehören zum größten Theile die in den Bemerkungen eingestreuten Notizen über verschiedene Lesarten, die sich bey Becker, Alschefski u. A. vorfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Idee Gottes. Von Dr. J. Sengler, ord. Prof. der Philosophie an der Universität zu Freiburg.

(Schluß.)

Des Verfassers Tendenz ist, den Theismus mit dem Pantheismus zu versöhnen, einen höhern Standpunkt zu gewinnen, auf dem beyde in ihrer relativen Wahrheit und in ihrer Unwahrheit zugleich erkannt werden. Wenn er indessen einerseits zwar Gott als raum- und zeitfreyes Wesen darstellt, andrerseits aber als das Wesen, in welchem Zeit und Raum in ihrer absoluten Form bestehen, das Nichts außer sich hat, sondern Alles in ihm selbst u. s. f., wenn er den Begriff des Lebens auf ein dialektisches Verhältniß zurückführt und aus diesem auch die sittlichen Eigenschaften Gottes ableiten, anstatt aus diesen jene abzuleiten, so ist nicht zu verkennen, daß auch des Verf. Lösung des schwierigen Problems nur eine scheinbare ist. Er selbst sagt, die Standpunkte des Theismus und Pantheismus als einseitige und in ihrer Einseitigkeit als unhaltbare zu bezeichnen, sey leicht, aber ungenügend. Etwas Anderes sey es, ein neues Princip zu finden und auszuführen, über die bereits als ungenügend erkannten philosophischen Entwicklungen namentlich in Bezug auf die Idee Gottes hinauszuführen. Aber auch dem Verf. ist es nicht gelungen, dieses Problem zu lösen; es wird diese Erfahrung uns zum Heile gereichen, wenn wir noch einmal die Frage prüfen, ob sie richtig gestellt ist, ob sie ein denkbares Problem, ein wahres Postulat enthält. Der wahre Theismus wird einen erhabenen, einfältigen und zugleich kühnen Anthropomorphismus nicht vermeiden, wird von Gott vertrauensvoll reden, wie der Sohn vom Vater redet: aber bey der Methode und Darstellung des Verfassers und bey jedem ähnlichen Versuch, Pantheismus und Theismus zu versöhnen, tönt in Ohr und Geist des Lehrers das heilige Wort: „wo warst du, als ich die Erde gründete?“ — — zur Warnung und zum Troste.

Bayer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

1. Titi Livii Patavini historiarum libri I—IV.
2. Epistola critica ad virum doctissimum C. F. S. Alschefski.
3. Emendationes Livianae.

(Fortsetzung.)

So wird gleich auf der ersten Seite des ersten Heftes zu praef. § 3 bemerkt: „in obscuro sit, Alsch. est nach codd. — meo qui nom. officient, me consoler, wofür Alsch. nach bewährten codd. liest: me, qui nomini off. meo, consoler.“ Da Hr. Cr. trotz dieser bewährten Handschriften im Texte die Vulgata beybehält und hoffentlich dazu seine Gründe gehabt hat, so versteht man nicht, was hier und an unzähligen andern Stellen dergleichen kahle Angaben für einen Zweck haben sollen. Unerträglich vollends wird ein so unentschiedenes und unsicheres Umhertasten da, wo es sich um die Erklärung einer schwierigen Stelle handelt. Auch in dieser Beziehung liefern gleich die ersten Paragraphen der praefatio Belege. Ueber den Begriff des Wortes res (§ 2 vulgatam esse rem) werden Strothś, Dörings und Rupertis verschiedene Ansichten angeführt, aber keine Entscheidung gegeben; ebenso werden zu § 4 (res est praeterea immensi operis) Strothś und Heusingers Erklärungen zu beliebiger Auswahl neben einander gestellt. Zu II, 30, 1 wird folgende Belehrung gegeben: „moderatum utroque i. e. in utramque partem s. sententiam, d. i. am meisten schien der Vorschlag des Virginius die Mittelstrasse und zwischen beyden das Maß zu treffen; denn u. s. w. So erklären die Stelle Gronov, Heusinger und B. Crusius (temperatum, mixtum ex utroque). Stroth erklärt dagegen utroque durch: ita ut nec omnia creditoribus, nec omnia debitoribus concederetur (sic!); und Döring vermuthete, Livius habe geschrieben: moderatum prae utroque sc. Appii et Virginii (sic!) consilio.“ Wenn man es methodisch darauf anlegen wollte, den Schüler über das Verständniß dieser Stelle zu verwirren, so könnte man nichts Besseres thun, als ihn auf obige Note verweisen. Die Zahl ähnlicher Beyspiele ließe sich leicht vermehren; wir wählen statt vieler nur noch eines, welches freylich in seiner Art merkwürdig genug ist: II, 36, 6 „minas irasque coelestes repraesentatas casibus suis d. i. „die Drohungen des Himmels, die durch seine Unfälle in Erfüllung gegangen wären.“ Heus., womit Drakenb. übereinstimmt. Letzterer sagt: Repraesentare pretium dicuntur, qui praesenti pecunia, non in diem solvunt („pränumeriren“). Hinc ad alia locutio transfertur, quae non differuntur, sed mox in opus et effectum adducuntur (verwirklichen). Stroth erklärt h. l. einen Vorschmack geben. Andere übersetzen repraesentatas, „die ihm vor Augen gestellt worden wären.“ Wir möchten wissen, ob diese Wort-Erklärung als praktischer Beleg gelten soll zu einer Aeußerung Hrn. Cr.s in der Vorrede p. VII, die folgendermassen lautet: „Soviel dürfte jedoch gewiß seyn, daß in manchen Fällen auch die Erklärung der Bedeutung einzelner Wörter um so nöthiger erscheine, je weniger der Schüler in den Wörterbüchern über jedes seltene Wort die

gewünschte Auskunft findet.“ Wir unsrerseits glauben, daß der Schüler seinen Scheller in der Hand sich über die wahre Bedeutung von repraesentare (vgl. übrigens Mutzell zu Curtius p. 594) weit gründlicher Aufklärung verschaffen wird, als durch jene farrago überall zusammengeborgten Notenkrams.

Daß aber die Compilation des Hrn. Cr. überhaupt ohne selbstständiges Urtheil zusammengeschrieben ist, indem theils offenbar Falsches aufgenommen, theils ganz widersprechende Angaben unter einander gemengt, fremde Bemerkungen verstümmelt, aus dem Zusammenhang gerissen und unvollständig wiedergegeben werden, wollen wir an einer Anzahl von Stellen darthun. Praefat. § 7. „ea est belli gloria cet. h. e. certe populo Rom. licere, nam illi ea belli gloria est.“ So gefaßt kann die an sich ganz richtige Bemerkung Bauers dem Schüler wenig Aufklärung verschaffen; ja dieser wird, da unbegreiflicher Weise bey licere das regierende Verbum oportet weggelassen ist, gar Nichts damit anzufangen wissen. — § 10 „Hoc illud,“ mit Nachdruck, nicht pleonast. statt hoc, „und gerade dieß.“ Mit dieser Bemerkung wird Ruperti gehofmeistert, der allerdings unrichtig in hoc illud einen Pleonasmus findet; allein was Hr. Cr. gibt, ist eben so falsch und daß er hiezu Heusingers Uebersetzung (ohne diesen zu nennen) ausschreibt, führt den Schüler auf den Irrthum, als wenn sich „und gerade dieß“ mit hoc illud wiedergeben lasse. Reisig sagt in seinen Vorles. § 217: „Unsinnig ist die Verbindung von hic is und hic ille zur Bezeichnung desselben Objects; natürlich ist es ausgenommen, wenn Liv. in der Vorrede sagt: hoc illud est, das ist jenes; denn hier ist das eine Object, das andre Prädicat.“ — In demselben Paragraphen wird zu den Worten inde tibi — quod imitere capias ganz zwecklos die längst beseitigte Bemerkung Bauers aufgetischt, „Liv. hätte eigentlich (?) mit dem Inf. capere fortfahren sollen, indeß zur Vermeidung des Uebelklangs hätte er den Conjunct. capias gesetzt.“ Diese Annahme wird nun freylich weiterhin für unbegründet erklärt; „denn (fährt Hr. Cr. fort) capias st. cape oder capias velim paßt trefflich, wie Ruperti bemerkt.“ Man begreift indessen, welche Befriedigung es dem nachdenkenden Schüler, der bey der Präparation auf diese Bemerkung stößt, gewähren muß, zu vernehmen, daß capias, wie Ruperti bemerkt, trefflich passe. — I, 1, 4 „ad Laurentem agrum tenuisse st. der Vulgat. Laur. ag. tenuisse lesen nach den besten und meisten Codd. Ruperti, Alschefski u. A. Tenere ist ein Schifferausdruck und heißt wohin steuern, vergl. XXXI, 45 Cassandream petentes ad Mendin tenuerunt.“ Was lernt nun der Schüler durch diese Note? — er erfährt Nichts davon, daß tenere locum (ohne die Präp. ad) ein dem Livius sonst sehr geläufiger Ausdruck ist; daß tenere ad locum (außer unsrer Stelle nur noch bey XXI, 49, 2 und XXXI, 45, 14) offenbar einen ganz verschiedenen Sinn hat (man vergl. das griechische κατέχειν Soph. Phil. v. 221, Herodot. VII, 188); und wenn er nun vollends mit dem ihm an die Hand gegebenen deutschen Ausdruck „wohin steuern“ an die beygefügte Belegstelle geht, so findet er ohne übermäßigen Aufwand von Scharfsinn, daß hier eigentlich in petentes der Begriff „steuern“ liege (wie auch Klaiber übersetzt), folglich ad Mendin tenuerunt etwas Anderes bedeuten müsse. — c. 4, 4 „quamvis languida, wenn es auch noch so seicht wäre. Languida aqua dicitur, quae lentius fluit et stagnat. Sic Hor. od. II, 14, 77.“ Wir bemerken nur beyläufig, daß die Uebersetzung „seicht“ von Heusinger, der übrige Theil der Bemerkung einschlüssig der Horazischen Stelle stillschweigend von Raschig entlehnt ist. Schlimmer aber ist der Umstand, daß Heusingers Uebersetzung und Raschig's Note in offenbarem Widerspruche zu einander stehen und dennoch als sich ergänzend hier zusammengestellt werden. Jedes Kind weiß, daß ebensowohl ein seichtes Wasser rasch fließen, als ein stillestehendes sehr tief seyn kann. Languida findet seine Erklärung in dem kurz vorhergehenden Gegensatze profluentem aquam und hat daher nur die von Raschig angegebene Bedeutung. — Wir fügen hier gleich noch einige merkwürdige Fälle bey, wo aus den sich widersprechenden Notizen verschiedener Commentatoren eine Bemerkung zusammengestoppelt wird. I, 6, 2 „agmine ingressi, uterque conjunctim

cf. Virg. Aen. II. 212. Dör. „mit ihrem Gefolge. Heus.“ Abgesehen davon, daß von diesen Erklärungen jede etwas Anderes besagt, sind beyde ungenau. Agmine ist abl. modi (vgl. Fabri zu XXII, 30, 1) und heißt „in geordnetem Zuge;“ daß diesen Zug nicht die beyden Brüder, sondern diese mit ihrem Gefolge bildeten, versteht sich aus dem Zusammenhange; nur ist deßwegen agmine nicht eben so viel als cum agmine. — c. 10, 1 wird bey den Worten nec domi tantum indignationes continebant erst Heumanns Vorschlag tantum indignationis erwähnt, dann folgendermassen fortgefahren: „Indeß die Vulgata gibt einen guten Sinn, wenn man mit Raschig erklärt: servabant, continuabant, „sie schränkten ihren Unwillen nicht bloß auf ihre Heimath ein.“ Die von Raschig substituirten Verba sind offenbar unpassend; gleichwohl wird hiezu Heusingers Uebersetzung ausgeschrieben, so daß der Schüler auf die Meinung kommen muß, continuare könne „einschränken“ bedeuten. — In der Rede des Tribunen Canulejus IV, 3, 10 wird zu den Worten „En unquam creditis fando auditum esse,“ welche dem jungen Leser allerdings Schwierigkeit machen, bemerkt: „En unquam i. e. unquamne, „glaubt ihr wohl, es sey je erhört.“ Kl. En wird nämlich in Fragen u. s. w. Alsch. liest en nunquam nach einigen codd. — fando auditum esse i. e. fama tantum nobis innotuisse.“ Ob sich der Schüler viel gefördert sehen wird, wenn er hört, en unquam sey so viel, als unquamne, lassen wir einstweilen dahingestellt; wenigstens fanden Crevier und Döring für gut, zu sagen, es bedeute nunquamne. Die nackte Notiz, Alschefski lese en nunquam, ist höchst überflüssig und verwirrt bloß, wenn man es unterläßt, die Beweggründe beyzufügen, welche diesen Gelehrten für diese Lesart bestimmten. Wie endlich Klaibers Uebersetzung „es sey je erhört“ mit der aus Ruperti abgeschriebenen Note „fama tantum nobis innotuisse“ sich zusammen reimen lasse, gestehen wir nicht zu begreifen. Klaibers Uebersetzung ist ohne Zweifel unrichtig; nach dieser läge der Frage der Gedanke zu Grunde: „Nein, es ist nicht erhört,“ gerade das Gegentheil von dem, was der Tribun sagen will. Nach unsrer Ansicht bekömmt diese, so viel wir wissen, nirgends genügend erklärte Stelle, erst ihre Erledigung, wenn man den negativen Begriff, welcher gewöhnlich dem Worte unquam (gleichwie ullus und quisquam) untergelegt wird, als einen secundären betrachtet (vgl. Madvig Gr. § 494 a, Seyffert zu Cic. Lael. p. 41). Mit unquam abstrahirt der Sprechende zunächst nur von jeder positiven Zeitangabe und versetzt die ganze Sache in das Gebiet der allgemeinen Möglichkeit. Canulejus sagt: „Glaubt ihr, daß möglicherweise einmal das Gerücht verlautet habe? u. s. w.“ Die Ironie liegt am Tage, da für keinen Römer die Geschichte seiner Könige ein Geheimniß war. Ebenso ist en unquam X, 8, 10 zu erklären. — IV, 4, 9 „cur enim non confertis i. e. simul, eodem tempore fertis. Conferre ist also h. l. zugleich den Antrag machen, oder: sich zu einem Gesetze vereinigen.“ Der nachdenkende Leser, der freylich nicht ahnt, daß der lat. Theil der Bemerkung Drakenborch angehört, der deutsche aber zur einen Hälfte bey Klaiber, zur andern bey Heusinger zu finden ist, wird nothwendig stutzig werden, wenn er des Letzteren Uebersetzung mit Drkb.'s Note in Einklang bringen will. Wie viel besser war es, einfach Creviers Note abzuschreiben: „id quoque lege lata sciscendum curatis.“ — II, 34, 10 wird zu den Worten Coriolans: „Tarquinium regem qui non tulerim“ die Note gegeben: „Haec a Marcio non tam suo, quam totius ordinis patriciorum nomine dicta fuisse Doujatius recte existimat. Dukeri tamen expositionem veriorem puto, ut tulerim ponatur pro feram vel ferre possim, si nunc Romae regnet. Drakenb. Diese Erklärung billigt auch Döring und Heus., welcher übersetzt: „In Tarquinius würde ich den König nicht geduldet haben, und sollte ihn in Sicinius dulden?“ — Welchen Widersinnigkeiten muß hier Drkb. seinen Namen leihen. Der erste Blick lehrt, daß dieser nie so schreiben konnte. Und was Döring und Heusinger anlangt, so hat jener in der hieher gehörigen Note sich gar nicht entschieden, dieser aber bey seiner Uebersetzung offenbar nicht an Dukers Erläuterung „feram, ferre possim“ gedacht, sondern tulerim gleich tulissem gefaßt.

Von eigenen Sprachbemerkungen des Herrn

Verf., durch welche etwa die Kenntniß der Livian. Diction gefördert oder bereits bekannten Erscheinungen derselben eine neue Seite der Beobachtung abgewonnen würde, haben wir durchaus Nichts finden können. Wie wären dergleichen auch von einem Herausgeber zu erwarten, dessen sprachliche Belehrungen sich meist in Glossen folgenden Schlags ergießen: I, 29, 2 „non quidem fuit tumultus ille, proprie illud, illa res;“ c. 33, 6 „ne quando i. e. ne aliquando;“ IV, 5, 3 „eadem modestior i. e. etiam, simul modestior“ (vergl. hiemit Seyffert zu Cic. Lael. p. 71). Bey den trivialsten Dingen, über welche jede Schulgrammatik Aufschluß ertheilt, ist die Fassung der Anmerkung nicht selten vag und nachlässig. So I, 7, 2 „cum altercatione, unter Wortwechsel, Zank; so steht cum oft zur Bezeichnung des Umstandes;“ ähnlich III, 42, 2 „per suum atque illorum dedecus, zu ihrer eigenen und zu jener (der Decemvirn) Schande. Per bezeichnet h. l. das Mittel oder vielmehr die Art und Weise;“ II, 35, 5 „reos diceres. Sehr oft wird die zweyte Pers. Sing. Imperf. Conj., welche (?) das deutsche man vertritt, im Sinne des Plusquamp. Conj. gebraucht, von dem, was man in der Vergangenheit unter gewissen Umständen Mögliches annimmt;“ I, 14, 7 „eadem eq. pugna. Eadem hebt einen Punct vorzüglich heraus; es ist durch zugleich, ebenfalls zu übersetzen;“ II, 13, 5 „agrum d. dedere, quae — Mucia prata apellata. Das Relativum qui richtet sich gemeiniglich in solchen (?) Erklärungssätzen nicht nach dem Hauptsubjecte (?), auf das es sich bezieht, sondern nach dem Prädicate.“ Freylich sind die beyden letzteren Bemerkungen, wie wir eben sehen, erstere von Bremi (Nep. Conon. 2, 1), die zweyte von Herzog (Caes. b. g. II, 1) fast wörtlich entlehnt; der Vorwurf wegen ungeschickter Uebertragung ihrer Worte auf diese Liv. Stellen trifft aber begreiflicher Weise jene Gelehrten nicht. — Nachlässigkeiten andrer Art begegnen fast auf jedem Blatte, und sollte auch Einzelnes als Druckfehler (sowohl Text als Noten sind sehr uncorrect) entschuldigt werden, so liefert schon dieser Umstand einen Beleg für die Flüchtigkeit *), mit welcher dieses ganze Machwerk zu Tage gefördert wurde: praef. § 4 „ut quae st. quum quae;“ I, 1, 9 „salutationem factam i. e. mutuam benevolentiam (lies benevolentiae) et amicitiae declarationem;“ c. 5, 4 „ad supplic. Numitori. Alsch. ex Ed. Flor.“ (lies ex ms. Flor.); c. 7, 4 „Geryon — König zu Erythra“ (lies Erythea); c. 8, 4 „ad id, quod hominum est d. i. für die gegenwärtige Menschenzahl“ (wo im Lemma offenbar der Hauptbegriff tum ausgelassen ist); c. 20, 7 „aliove quo visu. Visum bedeutet häufig u. s. w.;“ ebenso c. 56, 5 „domesticum visum, ein Vorzeichen, das sein Haus betraf“ u. A. Ein Gleiches gilt von den drey übrigen Büchern; z. B. IV, 1, 2 „novem tribuni, alle außer den C. Furnius;“ c. 2, 3 „id et sc. movere seditiones“ (wo et zu streichen); ebendas. § 4 „Finem ergo non fieri. Die Partikel ergo bezieht sich nicht, wie Raschig bemerkt, auf das zunächst Vorhergehende“ statt: „die P. ergo bezieht sich, wie R. bemeret, nicht auf das z. B.;“ c. 3, 12 zu patre nullo wird der Stutgarter Ausgabe Drkb.'s die falsche Accentuation des Wortes ἀπατόρα nachgeschrieben; c. 5, 2 „et simul i. e. simul atque,“ ebenso c. 31, 5 „adeo simul i. e. simulac“ u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

*) Inzwischen sind bereits wieder zwey Hefte dieser Ausgabe (die Bücher V — VII enthaltend) erschienen; die Durchsicht derselben veranlaßt uns nicht, das hier ausgesprochene Urtheil zu modificiren.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Titi Livii Patavini historiarum libri I—IV.
2. Epistola critica ad virum doctissimum C. F. S. Alschefski.
3. Emendationes Livianae.

(Fortsetzung.)

Die Uebersetzungen, welche zum Nutzen und Frommen träger Schüler einen sehr beträchtlichen Theil dieser Noten ausmachen, sind, wie sich bereits aus dem früher Gesagten ergibt, ziemlich kritiklos bald von Heusinger, bald von Klaiber entnommen; zuweilen aber sogar ohne allen Grund verunstaltet; z. B. IV, 4, 10 „sub legis superb. vincula conjicitis, d. i. „das untersagt ihr jetzt durch ein mehr als tyrannisches Gesetz;" dagegen Heusinger: „das unterwerft ihr jetzt dem Zwange eines mehr als tyrannischen Gesetzes." Uebersetzungen sollten überhaupt nach unserm Dafürhalten einer Schulausgabe nur in dem Falle beygegeben werden, wo dieselben nicht bloß das einfache Verständniß erleichtern, sondern belehrende Aufschlüsse über Stylistik, Phraseologie, Verschiedenheit der in beyden Sprachen üblichen Tropen u. s. w. gewähren können. Welchen Vortheil in letzterer Beziehung die Verdeutschungen des Hrn. Cr. einem Schüler bringen werden, ergibt sich, wenn wir einen flüchtigen Blick in das phraseologische Gedenkbüchlein eines gewissenhaften Secundaners werfen, welcher sich unter Anleitung dieser Ausgabe daselbst wortgetreu folgende Bereicherungen nachgetragen hat: Adspirare ad spem consul. in partem revocandam (IV, 35, 6) sich zur Hoffnung des Consulats zu seinem Antheil erheben, oder: sich Hoffnung machen, an dem Consulate Theil zu nehmen; Anquirere aliquem capitis (II, 52, 5) jem. auf Leib und Leben anklagen; Appetere locum (I, 8, 4) einen Ort zu der Stadt ziehen oder bebauen; Cedere nocti (III, 17, 9) der Nacht wegen nachgeben oder sich gegen die Nacht entfernen; Cogere in ordinem (III, 35, 6) eigentlich zur Ordnung zurückführen, bedeutet tropisch: sich demüthigen, herabsetzen, sich zum Gewöhnlichen herabstimmen; Concedere in conditiones (II, 33, 1) auf die Bedingungen eingehen, jem. in den Bedingungen etwas einräumen; Exprobrantes suam quisque alius alibi militiam (II, 23, 11) sie machten sich Vorwürfe über die Kriegsdienste, welche der eine hier, der andere dort geleistet hätte; haud gratuita (comitas) (III, 35, 6) ohne Vortheil; hoc illud (praef. § 10) und gerade dieß; Lex sacrata (II, 33, 3) ein hochverpöntes Gesetz; Operae esse alicui (IV, 8, 3) s. v. a. vacare, nicht Zeit haben, sich nicht damit befassen können; In praesentia (II, 43, 8) sc. tempora für jetzt; Stare per aliquem (III, 61, 2) an jemanden liegen, schuld daran seyn; Traduci in triumpho (II, 38, 3) im Triumph vorüberführen; Vinci beneficio (I, 17, 11) an Gefälligkeit übertroffen werden oder jem. an Beweisen des Wohlwollens nicht nachstehen, u. A. m. Wir bemerken wiederholt, daß diese Auszüge, sowohl der lat. Theil als der deutsche, ohne die geringste Aendrung wortgetreu den Noten des Hrn. Cr. entnommen sind und überlassen die Beurtheilung der hier sich kund gebenden Methode getrost dem Leser.

Noch ist es nothwendig, ein paar Worte über

die Real-Erklärungen zu sprechen, welche nach des Hrn. Verf. Aeußerung (Vorrede p. VII) ebenfalls Berücksichtigung gefunden haben. Wir können uns hier kurz fassen; die Art und Weise der sprachlichen Bemerkungen, wie wir sie eben geschildert, läßt vermuthen, was wir in diesem Betreff erwarten dürfen. In der That sind die Hülfsmittel, welche die Neuzeit im Gebiete der röm. Alterthumskunde aufgeschlossen hat, die Werke von Becker, Göttling, Peter, Rein, Rubino, Walter u. A., nirgends benützt und statt dessen überall nur die alten Commentatoren ausgeschrieben. Niebuhr wird, so viel wir uns erinnern, zweymal genannt, zu I, 30, 7 (in einer Note, die Ingerslev entlehnt ist) und II, 49, 4, um mit einigen Zeilen als Notenfüllsel zu dienen. Davon aber, daß seine Ansichten, auch ohne daß sein Name genannt wurde, einen Einfluß auf diese Erklärungen gehabt hätten, findet sich nirgends die geringste Andeutung. Wenige Proben werden genügen, um dem Leser einen Vorschmack von dem Gewinn zu geben, welchen er in Bezug auf Kenntniß der Alterthümer, Geschichte und Geographie aus diesen vier Heften ziehen kann: I, 1, 3 „die Euganei, wahrscheinlich ein Zweig der Umbrer (? s. Niebuhr I, p. 118), wohnten zwischen dem See Larinus (sic!) und der Athesis (Etsch) bis an das adriatische Meer; später hatten sie ihre Wohnsitze in den Euganeischen Bergen (in der südlichen Gegend von Tyrol). I, 43, 13 „Servius theilte nämlich die Stadt nach den Gegenden und Hügeln in vier städtische Bezirke, welche die tribus Palatina, Collatina (sic!), Esquilina, Suburana genannt wurden. Hierzu theilte er das römische Gebiet in 15 ländliche Bezirke.“ Von Niebuhrs (I, p. 434 ff.) überzeugender Darstellung dieses Gegenstandes hat also Hr. Cr. nicht die entfernteste Ahnung; natürlich wußte er alsdann auch II, 21, 7 nicht besser Rath, als Adams römische Alterthümer (einschlüssig des falschen Citats Dionys. VIII, 64) auszuschreiben, um für die dort erwähnten 21 Tribus wenigstens Etwas zu sagen. IV, I, 1 „Gens begreift nicht bloß eine Familie, sondern alle verwandten Römer in sich, welche einerley Nomen oder Cognomen hatten;“ vgl. dagegen Niebuhr I, p. 330. IV, 2, 6 „Jedes Geschlecht und jede Familie hatte gewisse ihre eigenthümliche heilige Gebräuche, welche wie Güter vererbt wurden.“ Wer vermöchte aus dieser Note die politische Bedeutung der sacra gentilicia, von denen hier doch nur allein die Rede seyn kann, zu begreifen! vergl. Walter Gesch. d. röm. Rechts p. 17 ff. (1 Aufl.). II, 16, 5 „Die Tribus hatten theils ihren Namen von Oertern, theils von vornehmen Familien, wie hier die Claudia tribus.“ Man halte damit zusammen, was Niebuhr I p. 440 und 587 lehrt; erst die Crustumina wurde anstatt von einem Indiges von einem Orte benannt. Von den sonstigen Schwierigkeiten dieser Stelle, auf welche Niebuhr I Anm. 1236 aufmerksam gemacht hat, nimmt Hr. Cr. natürlich keine Notiz; wir verweisen daher auf die gediegene Bemerkung von Peter in der Zeitschrift f. d. Alterthumsw. von Bergk und Cäsar 1843 p. 744. — II, 33, 11 „Sextans ist der sechste Theil eines Asses. Nach Eisenschmid's Berechnung beträgt der as gravis oder libralis ungefähr 4 gGr.; ein Sextans also 8 Pfennig. Crevier nimmt dagegen den as gravis zu 6 Pfennig an, so daß ein Sextans also nur 1 Pfennig betrüge.“ Es ist schwer zu begreifen, was ein Schüler mit diesen beyden sich diametral widersprechenden Angaben machen soll; die Entscheidung darüber, wem von beyden, ob Eisenschmid oder Crevier, er beypflichten soll, verlangt er mit seinem Rechte von demjenigen, der da vorgibt, mit Erklärungen dem Verständnisse des Schriftstellers zu Hülfe kommen zu wollen. Wenn man aber in einem Falle, wo, wie hier, eine bestimmte Ansicht unschwer ausgesprochen werden konnte (vgl. Wurm de pond. p. 19. Niebuhr I p. 482), zu bequem ist, sich darnach umzuthun, so spricht man sich offenbar den Beruf einen Schriftsteller zu interpretiren selbst ab. Hr. Cr. freylich scheut sich nicht, seine Leser noch mit ganz andern Dingen zu bewirthen; so liest man I, 43, 1 „centum millium aeris d. i. 100,000 asses. Livius versteht hier, wie Stroth bemerkt, wahrscheinlich asses unciales seu librales.“ Kaum traut man seinen Ohren, wenn man an den Beysatz „seu librales“ kommt; auch ohne bey Stroth nachzusehen, weiß man, daß dieser nicht so schreiben konnte; und so haben wir denn diesen Beysatz als eine von den wenigen eigenen Bemerkungen des Verf. zu würdigen.

Wir brechen hier ab, indem wir diese Anzeige nicht einmal so weit ausgedehnt haben würden, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß gerade Ausgaben der Classiker solchen Schlags, wie die vorliegende, sich aus leicht begreiflichen Gründen am ersten in die Unterrichts-Anstalten einzudringen pflegen, wo sie nur Seichtigkeit und Unlust an gründlichem Arbeiten und Denken hervorrufen können.

In der oben unter Nro. 2 angeführten Gelegenheitsschrift hat Hr. Rector Ingerslev, dem die Livianische Litteratur bereits sehr schätzbare Beyträge verdankt, eine Anzahl von Bemerkungen kritischen Inhalts niedergelegt, zu welchen derselbe durch die neue Bearbeitung des Livius von Alschefski veranlaßt wurde. Diese Bemerkungen behandeln zunächst nur die zwanzig ersten Capitel des ersten Buches; am Schlusse jedoch wird eine Fortsetzung und Ausdehnung dieser kritischen Besprechungen über einen größeren Theil der Livian. Bücher in Aussicht gestellt. Wenn auch der Verf. für die genannten zwanzig Cap. nicht gerade Neues beybringt, ja in vielen Punkten sich nur der Recension des Alschefskischen Livius von Weissenborn (Neue Jahrbb. XXXV, 4) anschließt, so zeichnet sich doch das Schriftchen durch jene klare, ruhige Besonnenheit aus, mit welcher bey kritischen Untersuchungen der Sache häufig weit mehr gedient wird, als mit genialer Ueberschwenglichkeit.

Indem wir daher einen großen Theil des von Hr. J. Gesagten bereitwilligst unterschreiben, werden wir in Folgendem nur solche Stellen berühren, über die wir einer abweichenden Ansicht folgen zu müssen, oder zur Sache selbst Etwas beybringen zu können glaubten. Praef. §. 5 beanstandet Hr. J. die von Alsch. aus den besten codd. aufgenommene Lesart efficere posset mit den Worten: „Sed valde vereor ne ita oratio existat soloeca, quum ea quae hic de consilio Livii exponuntur ad futurum tempus spectent, nec in tali sententia Imperfectum ferri possit, imo merum Germanismum efficiat.“ Wie es scheint, hat Hr. J. die hypothetische Form des Gedankens übersehen; Liv. will sagen: Die Bearbeitung der alten Geschichte läßt mich frey von jener Besorgniß, Anstoß zu erregen, welche mich, wenn ich meinen Stoff aus der neueren Zeit nähme, befangen machen würde;“ cf. IX, 29, 10 traditur inde dictu mirabile et quod dimovendis statu suo sacris religionem facere posset etc. — c. 1, 7 entscheidet sich Hr. J. mit Recht für Beybehaltung der Vulgata quidve quaerentes gegen Alsch., welcher nach der Pariser Handschrift ve gestrichen hat. Denn die Partikel, welche außer in P nur noch in Helm. 1 (der auch sonst häufig mit P übereinstimmt) zu fehlen scheint, ist wahrscheinlich vor quaerentes aus Versehen weggefallen, da ve und que in den mss. häufig verwechselt wurde, s. Drkb. zu XXIV, 10, 2. Jedenfalls müßte, wenn man ve tilgt, nach domo interpungirt werden; denn die beyden Hauptfragen sind: „Wer seyd ihr und was wollt ihr?“ (wie bey Caes. b. c. II, 35, 2 quis esset aut quid vellet). Die erste Frage aber hat sich in zwey Unterglieder erweitert, nämlich: unde aut quo casu profecti sc. essent? (ähnlich XXIII, 34, 5 qui et unde et quo tenderent cursum). — c. 4, 7 sucht Hr. J. die Conjectur Gronovs (oder richtiger Gebhards) educandos latos ohne hinreichende Gründe gegen das handschriftliche datos in Schutz zu nehmen. Hr. J. stößt sich hauptsächlich an der Verbindung ad stabula — dari und vermißt die bestimmte Angabe, daß Faustulus die Zwillinge nach Hause gebracht; für beyde Bedenken war in den ältesten Ausgaben durch ein nach stabula eingeschobenes delatos Aushülfe getroffen. Doch ist diese Glosse mit Recht von Aldus entfernt worden; denn wenn auch fürs Erste das Partic. datos nur den zunächst stehenden Worten Larentiae uxori educandos angepaßt erscheint, so vermißte doch deßwegen das römische Ohr keineswegs zu ad stabula einen besonderen Beysatz, insofern in dem Verbum dare der allgemeinere Begriff des Bringens nicht ausgeschlossen ist, vgl. IX, 15, 7 quos (equites) pignora pacis custodiendos Luceriam Samnites dederant. — Zu c. 6, 1 bemerkt Hr. J.: „Ex solo M pro scelera scripsisti scelus: hoc ut rei melius conveniens et reliquis codd. (aber auch fragm. Hav. liest scelus) firmatum retinendum credo.“ Wir möchten diese Lesart, obwohl sie nur durch zwey mss. geschützt wird, nicht so kurzweg verdammen, um so weniger, als sie die schwerere ist und scelera eher Interpolation seyn

kann. Scelus (Schändlichkeit der Gesinnung) wird auch sonst nicht selten als Abstractum gebraucht und vorzugsweise für die Entweihung der durch die Natur und das göttliche Recht geheiligten Bande, wie hier des brüderlichen Verhältnisses, angewendet gefunden; so XL, 8, 16 neque vos illorum scelus similisque sceleri eventus deterrere a vecordi discordia potuit; ibid. c. 10, 6 si me scelus fratris — absumserit; XLII, 29, 2; XXIX, 8, 7; XXXI, 30, 9; IV, 2, 14. — c. 7, 12 bezweifelt Hr. J. mit Recht das von Alsch. aus den Handschriften aufgenommene ibidum; dagegen können wir ihm nicht beystimmen, wenn er auch in der Vulgata ibi tum die letztere Partikel entfernen will; sagt doch selbst Cicero pro Caec. 10, 27 quum Aebutius Caecinae malum minaretur, ibi tum Caecinam postulasse, ut moribus deductio fieret. Es wird daher, gleichwie bey Gellius N. A. XX, 8, 3 (wo sonst ebenfalls ibidum gelesen wurde), so an unsrer Stelle ibi tum beyzubehalten seyn, vgl. Weissenborn Gr. §. 485. A. und Klotz praef. oratt. T. I p. XVIII. — c. 8, 5 tadelt es Hr. J., daß Alsch. zur Lesart der Handschriften adiciendae zurückgekehrt ist. Alliciendae, was, so viel wir wissen (vgl. Müller observat. Livianarum specimen. Cizae 1789.) aus der Ascens. 1513 stammt, hat allerdings für den ersten Blick etwas Bestechendes; nichts desto weniger scheint gerade adiciendae wegen der vorangehenden Worte vana urbis magnitudo den Vorzug zu verdienen; die Stadt war noch leer, der Begriff ihrer Größe daher ein eitler, wo nicht ein Zweites noch hinzugefügt wurde, nämlich die Bevölkerung. Denn das Wort multitudo bezeichnet hier ohne quantitativen Nebenbegriff bloß „die Einwohnerschaft," wie c. 3, 3; c. 9, 9; vgl. auch Caes b. c. II, 36, 1 erat in oppido multitudo insolens belli. Ueber den bey adjicere fehlenden Dativ vgl. X, 7, 9 cui deorum hominumve indignum videri potest, eos viros, quos vos sellis curulibus, toga praetexta — honoraritis — pontificalia atque auguralia insignia adjicere. — c. 9, 5 sucht Hr. J. aus sehr unzureichenden Gründen die von Alsch. aufgenommene handschriftliche Lesart Ac plerisque zu verdächtigen. Er sagt nämlich: „Verum non novum narrationis membrum per haec verba adjicitur, sed continent ea explicationem et uberiorem expositionem eorum quae praecesserant „Nusquam — est:" itaque particula copulativa parum apta." Allein gerade das von Hr. J. bezeichnete Satzverhältniß wird ja vorzugsweise durch die Partikel ac eingeleitet, vgl. Hand Turs. I p. 478 „Usurpatur enim atque in adjiciendo eo, quod id, de quo antea sermo erat, sive ex ratione caussae sive temporis consequitur, ideoque in iis locum habet, quae necessitate quadam continuationis vel consequutionis arcte cohaerent." Eben so unbegründet ist die weitere Behauptung, als ob durch die Lesart ac plerisque rogitantibus der Sinn in die Stelle gebracht würde, die römischen Gesandten wären nur einmal und von den benachbarten Völkerschaften in corpore abschläglich beschieden worden. Der Erfolg der Gesandtschaft im Allgemeinen ist bereits in den Worten: nusquam benigne legatio audita est hinreichend angedeutet; die Umstände, unter denen die Abweisung bey mehreren einzelnen Völkern erfolgte, werden durch den mit ac angeknüpften Satz näher geschildert. Hr. J. hätte für seine Behauptung die ähnliche Stelle XXIV, 6, 4 anführen können: per ludibrium auditi dimissique sunt (legati) ab quaerente per jocum Hieronymo; allein da an unsrer Stelle die verlässigsten mss. ac geben und überdieß plerisque rogitantibus nach dem bekannten Sprachgebrauche als Dativ beym Passivum statt a mit dem Abl. aufgefaßt werden kann, müssen wir Alsch.'s Aendrung vollkommen gut heißen. — In demselben Cap. §. 11 thut Hr. J. abermals Alschefski Unrecht, indem er gegen Letzteren die Vulgata ut in quem in Schutz nimmt. Wir leugnen nicht, daß Livius so sagen konnte; man vergl. XXII, 51, 6 jacebant tot Romanorum milia, pedites passim equitesque, ut quem cuique fors aut pugna junxerat aut fuga. Da aber die besseren mss. die Partikel ut hier durchaus nicht anerkennen, so fragt es sich, ob dieselbe denn überhaupt hier nothwendig sey.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

1. Titi Livii Patavini historiarum libri I—IV.
2. Epistola critica ad virum doctissimum C. F. S. Alschefski.
3. Emendationes Livianae.

(Fortsetzung.)

Diese Nothwendigkeit will Hr. J. durch folgende Deduction erweisen: „Si pro in quem scriptum esset in quos, omnia bene(?) procederent (raptae sunt ab iis in quos): nunc nec intelligi potest ab iis, quum sequatur in quem, neque recte dicitur magna pars raptae sunt ab eo“ etc. Hr. J. hat sich offenbar durch die dem Pronom. quisque eigenthümliche Stellung im Relativsatze (vgl. Nägelsbach Stilistik p. 180) täuschen lassen; denn die Construction unserer Stelle ist einfach nur diese: Magna pars forte, quaeque (ab eo), in quem inciderat, raptae. — c. 14, 9 scheint uns noch immer gegen Hr. J. und Alsch. die Lesart quique cum eo equis ierant (wie im Par. ausdrücklich zu lesen) vor der Angabe der geringeren mss. (Hav. Port. Lips.) quique cum eo equites erant den Vorzug zu verdienen. Die Corruptel in den bessern mss. Flor. Harl. 1 führt deutlich auf jene Lesart zurück; und die Verbindung equis ire wird wenigstens durch ähnliche Ausdrücke gerechtfertigt, vgl. Sal. Cat. 59 med. equo circumiens; Liv. XXXVIII, 23, 5 deinde et ipsi (equites) quantum equis (cod. Mog.) subire poterant etc. — Zu der schwierigen Stelle c. 17, 1 (necdum a singulis, quia nemo magnopere eminebat in novo populo, pervenerat: factionibus inter ordines certabatur) wünscht Hr. J. eine nähere Erläuterung von Seite Alsch.s, welcher in der größeren Ausgabe diese Worte ohne weitere Bemerkung, als daß so in M P Harl. 1 gelesen werde, in den Text aufgenommen hat. Diese Erläuterung hat Hr. Alsch. bereits in der dem Schulabdruck der fünf ersten Bücher beygegebenen brevis adnotatio critica geliefert durch folgende erklärende Uebersetzung: „weil aber in dem neuen Volke sich noch keiner besonders auszeichnete, so hatte sich ein Wunsch der Art auch noch bey keinem Einzelnen mit einigem Erfolge (per) geltend zu machen gewußt.“ Wir gestehen, daß uns auch diese Interpretation nicht befriedigen will; indem dadurch weder die in a singulis liegenden Schwierigkeiten beseitigt werden, noch die dem Verbum pervenire zugewiesene Bedeutung anderweitig bestätigt wird. Hr. J. spricht sich für die bekannte Conjectur des Grävius „ad singulos“ aus; einfacher wäre noch Schellers Vorschlag „provenerat“ (s. dessen Specimen animadv. crit. in T. Livii quatuor priores libros. Lubenae 1769), wofür man Plin. ep. VIII, 19 extr. anführen könnte, wenn der tropische Gebrauch dieses Verbums für unsere Stelle überhaupt zulässig erschiene. Die Vermuthung Ehrenfr. Rost's (Programm der Thomas-Schule 1810) „res venerat ad factiones“ entfernt sich zu weit von den Handschriften. Will man keine Aendrung vornehmen, so bleibt Nichts übrig, als zu pervenerat freylich mit einiger Härte in animos patrum zu ergänzen (cf. V, 47, 2 qua nuncius a Vejis per-

venerat); der Gedanke selbst hat keine Schwierigkeit; der Wettstreit wegen der Regierung war unter die Väter gekommen nicht aus Anlaß eines hervorragenden Einzelnen, etwa wie zu den Zeiten eines Sulla und Marius, sondern es war ein Kampf der Stände, indem Altrömer und Sabiner gegen einander intriguirten; deßhalb bildet auch factionibus zu singulis einen passenden Gegensatz, wie dieß noch mehr aus c. 18, 5 erhellt. — c. 19, 6 bezweifelt Hr. J. mit Recht das von Alsch. aus geringen mss. aufgenommene: intercalares mensibus interponendo, und räth, zu Gronovs Verbesserung (intercalaribus m. interponendis) zurückzukehren. Ref. hat bereits in diesen Blättern (Gel. Anz. 1843. p. 662) die Vermuthung ausgesprochen, daß intercalariis zu lesen sey. Dieselbe Conjectur ist neuerdings von Theod. Mommsen (s. Zeitschrift f. d. Alterthumsw. 1846. p. 418) in Vorschlag gebracht worden; und offenbar wird damit sowohl den Handschriften als dem Zusammenhange am besten Genüge geleistet. — An derselben Stelle hat Alsch. den von Sabellicus herrührenden Zusatz im Text quarto et (vigesimo anno) gestrichen und Hr. J. pflichtet ihm hierin vollkommen bey unter Hinweisung auf die von Alsch. in der Vorrede zum ersten Bande p. XXVII angeführten Gründe. Auch wir halten es für bedenklich, an dem handschriftlichen vigesimo anno zu Gunsten irgend einer künstlich ausgesponnenen Hypothese eine Aendrung vorzunehmen. Doch verhehlen wir uns nicht, daß man über diese Lesart nicht so leichten Kaufs wird hinwegkommen können, als Sigonius und nach ihm Alschefski glauben machen. Denn wenn auch ganz klar und einleuchtend ist, daß 20 Mondjahre des Numa zu je 354 Tagen (der Angaben nicht zu gedenken, welche dafür 355 T. ansetzen) einschlüssig des nach je zwey Jahren eingeschalteten Intercalar-Monats zu 22 Tagen gerade dieselbe Summe von Tagen ergeben, als 20 tropische Jahre zu je 365 T. gerechnet, nämlich 7300; so ist doch nicht minder klar, daß dieselbe Uebereinstimmung der Tagezahl unter gleichen Voraussetzungen schon nach dem vierten Jahre vorhanden war, indem 4. 354 + 44 = 4. 365 nämlich 1460 beträgt; daß somit gar nicht abzusehen ist, wozu es eines Cyklus von zwanzig Jahren bedurfte, wenn die Correction bereits innerhalb dieses Zeitraums zum Ziele führte. Nach Scaliger und Niebuhr müßte man an unsrer Stelle „altero et vicesimo anno“ lesen; des Sabellicus Verbesserung stützt sich auf Macrob. Sat. I, 13, der indessen, weil er bloß an grechische Einflüsse bey dieser Sache denkt, nicht unbedingt Vertrauen verdient. Livius selbst scheint über den Gegenstand nicht vollkommen klar gesehen zu haben; daher wird eine Aenderung des Textes jederzeit etwas Mißliches seyn und es mag genügen, die Schwierigkeiten, deren absolute Lösung vielleicht außerhalb des Bereichs philologischer Ermittelung liegt, sich nur deutlich zu veranschaulichen.

Der Hr. Verfasser der unter Num. 3 verzeichneten Dissertation schickt seinen Emendationen einige einleitende Bemerkungen (S. 1—6) voraus, in welchen er über die dermalige Verfassung des Livian. Textes, über die Unzulänglichkeit des von früheren Gelehrten Geleisteten, über die Schwierigkeiten der Livian. Kritik, deßgleichen über die Hülfsmittel derselben, deren richtige Würdigung und Anwendung, in Kürze sein Urtheil niederlegt. Hr. W. findet den Text des Livius noch von vielen und groben Fehlern entstellt („scatent enim Livii annales multis adhuc atque gravibus mendis“) und keine Seite desselben in den heutigen Ausgaben so beschaffen, daß man annehmen könne, sie sey in dieser Gestalt aus des L. Hand hervorgegangen. Der Grund hievon liege theils darin, daß die Gelehrten nicht den erforderlichen Fleiß auf die Verbesserung dieses Schriftstellers gewendet („etenim viri docti non solum tantam in L. historiarum libris emendandis diligentiam non collocarunt, quantam rei magnitudo postulabat“), theils in den Schwierigkeiten, welche der Inhalt dieser Geschichtsbücher und insbesondere die eigenthümliche Sprache und Ausdrucksweise des Livius dem Kritiker darböten.

Wie man sieht, lautet dieses Urtheil für den Freund der Livian. Lectüre nichts weniger als tröstlich; indessen steht die Sache so schlimm doch wohl nicht, wie sie uns von Hr. W. mit etwas keck aufgesetzten Farben vor Augen geführt wird. Wollen wir auch gern zugeben, daß für L. noch gar Man-

cherley zu thun ist und nach der Begrenztheit menschlicher Kraft und Begabung wohl immer zu thun geben wird, so sind wir doch den seit dem Wiederaufleben der classischen Litteratur vergangenen Jahrhunderten die Anerkennung schuldig, daß sie uns den aus dem Schutte der Vergessenheit hervorgeholten Historiker von Flecken und Unrath möglichst gereinigt zu überliefern nach Kräften bemüht gewesen sind. Wer sich je die Mühe genommen hat, einige Capitel, wir sagen nicht der editio princeps, sondern etwa nur der ed. Becharii oder der Asc. 1510 mit unseren jetzigen Texten zu vergleichen, der weiß, ohne deßwegen an die Möglichkeit eines definitiven Abschlusses zu denken, das Gewonnene mit Dank zu würdigen und wird nicht die Schuld davon, daß noch Manches abgeht, mit Hr. W. dem unzureichenden Fleiße der früheren Gelehrten zur Last legen wollen.

Mit großer Anerkennung spricht dagegen der Verf. von der neuesten Bearbeitung des Livius; Alschefski habe in seiner Ausgabe der ersten Decade Vorzügliches geleistet und, wenn er auch nicht überall das Richtige erkannt, dennoch durch seine sorgfältigen Collationen, so wie durch richtige Handhabung der Kritik der Wissenschaft wesentlichen Nutzen gebracht. Nachdem hiernächst Hr. W. die Grundzüge dieses kritischen Verfahrens in etwas allgemeinen Umrissen dargestellt und sich selbst zu denselben bekannt hat, wendet er sich zu einer Charakteristik der handschriftlichen Hülfsmittel für die erste und dritte Decade. Da übrigens dieser ganze Abschnitt nur das Bekannte im Wesentlichen wiedergibt, so können wir davon Umgang nehmen und gedenken daher bloß noch einer etwas seltsamen Aeußerung des Hrn. Verf., in welcher er den Mangel einer vollständigen Collation der Puteaneischen Handschrift sonderbarer Weise mit J. Fr. Gronov und dessen großartigen Verdiensten um Livius in Verbindung bringt. „Nam J. Fr. Gronovium (sagt Hr. W. p. 4) nullo pacto dicere possumus accuratam nobis praebuisse (Puteanei) collationem. Qui vir de Liv. historiarum libris immortaliter meritus cum omnino hac in re nimis leviter(!) versatus est, tum nihil fere aliud in conferendis mss. egit, nisi ut locos quos ex perpetuis Livianis studiis corruptos esse sciebat ex codicibus emendaret. Quae tamen verba istos locos praecedebant aut sequebantur, ea Gronovium non movebant.“ Der letzte Theil dieser wunderlichen Bemerkung kann doch wohl nur den Sinn haben, daß Gronov diejenigen Varianten, welche ihm bey seiner Bearbeitung des L. unerheblich und ohne Gewinn erschienen, seinem Werke nicht hat beydrucken lassen; denn daß Gronovs Streben auf eine durchgreifende Textesverbesserung des Liv. gerichtet war, wird Niemand ernstlich bezweifeln wollen. Wir unsrerseits wünschen dem Zeitalter Glück, welches dereinst auf dem Altare der Wissenschaft eine Gabe für Liv. wird niederlegen können, welche der J. Fr. Gronovs ebenbürtig ist. Um eine Collation zu fertigen, bedarf es eines Gronov nicht; um aber zu lernen, wie eine Collation gut zu benützen sey, wird man wohl noch langehin bey Gronov in die Schule zu gehen sich nicht schämen.

Die von Hr. W. behandelten Stellen gehören der Mehrzahl nach dem XXV Buche an. Daß mehrere der vorgeschlagenen Verbesserungen sich theils in dem bereits im Jahre 1843 erschienenen Textesabdruck der Bücher XXI — XXV von Alschefski vorfinden, theils von Böttcher in dessen gehaltreicher Schrift T. Livii de rebus Syracusanis capita. Dresdae 1839 vornweg genommen sind, ist für uns kein Hinderniß, den richtigen Takt und die Besonnenheit, mit welcher Hr. W. seine Aufgabe zu lösen versucht hat, bereitwilligst anzuerkennen.

Hr. W. geht zuvörderst darauf aus, nachzuweisen, wie die Leseart der besseren mss. vielfältig entweder ganz ohne Grund bisher ist vernachlässigt worden, oder wegen einer zu engherzigen Auffassung gewisser grammatikalischer Gesetze nicht zu ihrem Rechte hat gelangen können. Wir führen für beyde Fälle einige Beyspiele auf. Vollkommen richtig erklärt sich der Hr. Verf. zu XXIII, 9, 8 für die Leseart des Flor. (neuerdings durch Put. bestätigt und von Alsch. bereits 1843 aufgenommen): sed hic te deterreri sine potius, quam illic vinci. Die Partikel sed, für welche man ein igitur erwarten konnte, erklärt Hr. W. als ein Zeichen des commoti animi von

Seite des Vaters Calavius, der das, was als Folge des vorher Gesagten erscheinen müßte, nun gleichsam als etwas Neues, von dem Vorhergehenden Getrenntes ausspreche, wodurch die Rede an Lebendigkeit gewinne; mit Unrecht, wie wir glauben. Nachdem Calavius dem Sohne vorgehalten, was er zu gewärtigen hat, wenn er es wagen sollte, einen Angriff auf das Leben des Hannibal zu machen; bricht er durch die Partikel sed den ganzen Gegenstand ab, gleich als wollte er sagen: „Allein laß uns von dieser Möglichkeit gar nicht sprechen; laß uns diesen Fall gar nicht setzen, und dich hier lieber abschrecken von deinem Unternehmen, als dort besiegen.“ — XXV, 30, 11 schlägt Hr. W. vor: Neque ullis minus praesidii aut pertinaciae ad manendum quam in transfugis fuit, wie bereits Böttcher und Alsch. aus Put. und Colb. haben abdrucken lassen. Hr. W. legt bey der Vertheidigung dieser Lesart das Hauptgewicht auf die Wahrnehmung, daß Livius häufig die Construction wechsele, wozu eine Reihe ziemlich heterogener Beyspiele dem Drkb.schen Apparate zu XXXVIII, 39, 10 entlehnt wird. Richtiger faßt ohne Zweifel Böttcher die Stelle also, daß in transfugis, zunächst zu pertinaciae ad m. gehörig, nur durch ein Zeugma auf neque ullis min. pr. zurückbezogen werden darf, indem Liv. Zweyerley sagt, nämlich: Neque ullis minus praesidii (i. e. tutamenti ab muris, commilitonibus, ducibus), quam transfugis fuit, und dann neque in ullis minus pert. ad m., quam in transfugis fuit, eine Auffassung, welche durch den gleich weiterfolgenden Beysatz „ne suis quidem satis credentes se“ ihre Bestätigung erhält. — c. 34, 2 kehrt Hr. W. mit vollem Rechte zu der handschriftlichen Lesart zurück: eo tempore erat socius Carthaginiensium, indem er diese Worte als Parenthesis betrachtet wissen will. Nur irrt derselbe, gleichwie auch Alschefski, welcher bereits in der Schulausgabe 1843 diese Stelle so angeordnet hat, darin, daß sie beyderseits die Parenthese bey dem Worte Carthaginiensium schließen, während offenbar der folgende Relativsatz bis amicitia noch dazu genommen werden muß; denn es ist augenfällig, daß es hier auf den Contrast abgesehen ist: „damals ein Genosse der Carthager, später groß und mächtig durch der Römer Freundschaft.“ Erst mit den Worten „Is tum“ wird der Faden der Erzählung wieder aufgenommen (vgl. I, 7, 9. V, 3, 1). Unstatthaft erscheint uns Hr. W.'s Bemerkung, die Worte „Masinissa erat juvenis,“ mit welchen doch ganz einfach nur gesagt wird, wer der „novus hostis“ gewesen, enthielten gleichsam eine Opposition des ganzen vorangehenden Satzes: par terror — urgebat; und wenn als analoges Beyspiel XXV, 16, 4 Flavius Lucanus fuit angeführt wird, so muß bemerkt werden, daß sich an dieser Stelle eine falsche Interpunction in den Ausgaben von Frob. 2 bis auf die Bekkerische herab vererbt hat und das Komma nach fuit offenbar zu streichen ist; in den frühesten Ausgaben z. B. Tarvis. Bechar. Ascens. 1510, gleichwie in Alschefskis Textesabdruck findet sich bereits das Richtige.

Von geringerer Bedeutung sind die Verbesserungen zu XXV, 11, 12 principibus Tarentinis (statt pr. Tarentinorum); XXVII, 1, 1 hic status rerum in Hispania erat (st. Hispaniae); XXV, 37, 5 ducem exercitus (st. d. exercituum) sämmtlich bereits von Alschefski in den Text gesetzt; doch kann an letzterer Stelle noch die Frage entstehen, ob nicht ducem exercitu (vgl. über diese Form des Dativ IX, 5, 6. IV, 12, 10) zu lesen, da sich im Put. nicht selten der Buchstabe s lediglich als Trennungs-Zeichen zwischen zwey Wörtern eingeschoben findet (vgl. Alschefski's größere Ausgabe III. Bd. p. XIV). Dadurch würde auch die Lesart einiger älteren Ausgaben (Tarv. 2. Bechar.) exercitū ihre Erledigung finden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Reise in den Orient von Constantin Tischendorf, Ritter vom Nordstern, von der Ehrenlegion, vom Lucchesischen heiligen Ludwig. Leipzig bey Bernhard Tauchnitz jun. 1846. 8. Bd. I. S. XVI. 319. Bd. II. S. 319.

Der wohlverdiente Ruf, den der Hr. Verf. sich durch seine allgemein bekannten Leistungen auf dem Gebiete der neutestamentlichen Textkritik erworben, veranlaßt uns zu einem kurzen Referate über die Reise, die derselbe im Jahre 1844 nach Aegypten und Palästina gemacht und in dem oben bezeichneten Werke beschrieben hat. Daß wir es hier nicht mit einem Naturforscher, auch nicht mit einem Geographen oder Ethnographen zu thun haben, das würde, wenn es sich nicht von selbst verstände, schon ein flüchtiges Durchblättern des Buches lehren. Der Rigorismus der Wissenschaft könnte daher fragen, was diese Reisebeschreibung wolle, nachdem Männer vom Fach und berühmten Namens sich erst vor Kurzem über dieselben Gegenden und Völker, durch die der Verf. dieser neuen Reise gekommen, auf eine höchst gründliche und belehrende Weise in umfangreichen Werken haben vernehmen lassen. Diesem Rigorismus gegenüber behaupten wir, daß ein Mann, wie der Hr. Verf., der, begeistert für seine kritischen Arbeiten, begierig nach den ältesten Pergamenten in den Bibliotheken des Morgenlandes, überdieß von einem tiefen Verlangen durchdrungen, die bedeutendsten Orte der heiligen Geschichte mit eigenen Augen zu sehen, den Orient besuchte, das Recht, sich über seine Reise vor einem größeren Kreise vernehmen zu lassen, in Anspruch nehmen durfte, und daß er wohl daran gethan hat, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Dabey erscheint noch zweyerley sehr erfreulich: einmal, daß einem jungen, aufstrebenden Talente durch hohe Gönner die Unterstützung zu Theil wurde, ohne welche diese Reise hätte unterbleiben müssen; dann, daß die Reise durch Syrien auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen auf eine im Ganzen verhältnißmäßig so leichte und gefahrlose Weise zurückgelegt werden konnte. Jene berühmten Stätten einer heiligen Vorzeit stehen uns näher, als je; je mehrere von unsern Landsleuten sie gesehen haben, desto näher treten sie zu uns heran.

Der Verf. eröffnet sein Werk mit einem Briefe, den er am 12. März 1844 von Livorno aus an seinen Bruder geschrieben; ein Brief, in dem er sogleich sein ganzes Herz aufschließt, wie denn überhaupt dieß eine Eigenthümlichkeit des Werkes ist, daß die Persönlichkeit des Verf. sich darin ohne allen Rückhalt, mit einem durch nichts getrübten Vertrauen dem Leser darstellt und hingiebt. Am 14. März Nachmittags bestieg unser Reisender bey Livorno ein französisches Postschiff, das am 19. in den Hafen von Lavalette auf Malta einlief. Nach einem achttägigen Verweilen auf dieser Insel, auf welcher ihn die Erinnerungen an den großen Heidenapostel offenbar am tiefsten ansprachen, reiste er weiter und kam, nach kurzem Aufenthalte auf Syra, schon am 3. April des Abends vor Alexandria an. Von hier eilte er auf dem Nil nach Cairo. Diese Stadt verfehlte nicht, auch auf ihn einen großen Eindruck zu machen, den er in seinem Werke dar-

zustellen sucht; uns interessiren jedoch besonders seine Wanderungen durch die Klöster, zu denen ihn seine kritische Entdeckungslust veranlaßte. Einen vortrefflichen Begleiter hatte er am Dragoman des österreichischen Consulats, einen Kopten von Geburt.

(Fortsetzung folgt.)

1. Titi Livii Patavini historiarum libri I—IV.
2. Epistola critica ad virum doctissimum C. F. S. Alschefski.
3. Emendationes Livianae.

(Schluß.)

An einer Reihe von Beyspielen sucht Hr. W. ferner nachzuweisen, daß der Sprachgebrauch des Livius hinsichtlich der Ablativi absoluti bisher noch nicht gehörig erkannt und deßhalb die Lesearten der besseren mss. vielfach mit Unrecht vernachlässigt worden sey: „Livium equidem (sagt derselbe p. 26) liberiorem hac in re fuisse dico et ablativum absolutum etiam ibi posuisse affirmo, ubi alius scriptor ablativi abs. subjectum non omiserit aut ubi sequente verbo dativum adsciscente dativum posuerit.“ Es muß zugestanden werden, daß Hr. W. in fast allen zu diesem Zwecke angeführten Stellen vollkommen in seinem Rechte ist; z. B. XXV, 41, 2 instruente exercitum; XXII, 25, 14 bono imperatore; XXV, 9, 13 dicente; XXIII, 10, 9 haec vociferante (Alschefski's Schulausgabe enthält bereits diese Abändrungen). Selbst XXV, 16, 1 würden wir sacrificanti, wie im Put. zu stehen scheint, unbedenklich für Ablativ erklären (vgl. Alsch. zu VI, 14, 13. XXI, 33 in.); denn die Beziehung des Wunderzeichens auf die eigene Person des Gracchus wird erst späterhin durch den Ausspruch des Haruspex (§. 4 ad imperatorem id pertinere prodigium) festgestellt. Uebrigens ist dieser Sprachgebrauch des Liv. bisher keineswegs geleugnet oder mißkannt worden, und wenn auch noch manche Stelle in dieser Beziehung der Verbesserung bedarf, wozu natürlich vor Allem eine genauere Kenntniß der Handschriften erfordert wird, so hat doch bereits Fabri wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß hie und da zum Abl. abs. das Subject aus dem Zusammenhange zu ergänzen (s. dessen Bem. zu XXI, 43, 4. XXII, 31, 6) und zwar nicht bloß in den bekannten Fällen, wie dimissis qui aderant, wo das Subject durch den Relativsatz repräsentirt wird, sondern auch unter anderen Bedingungen; ferner daß der Abl. abs. bisweilen sehr wohl zulässig sey, wo eine oberflächliche Anschauung wegen des im Hauptsatze stehenden Verbums den Dativ erwarten zu müssen glaubt (Fabr zu XXIII, 10, 9 und c. 12, 1).

Von dieser Seite aus erfahren wir also durch Hr. W. nichts Neues, wie denn überhaupt dessen ganze Auseinandersetzung, wann und unter welchen Prämissen der Abl. abs. eintreten könne, etwas verworren und unbestimmt ist. Nach Hr. W.s Ansicht würde der Abl. abs. gesetzt, „ubi sententiae alicui aut interjecta aut alia(?) condicionem, tempus, caussam, alias id genus res (also auch wohl: Absicht, Folge?) significante sententia additur aliquid, quod rem in primaria sententia positam aut clarius demonstrat aut certis quibusdam finibus circumscribit, ita tamen ut in sententia primaria aliud sit subjectum atque in sententia adposita.“ Der letzte Theil dieser Bemerkung ist selbst nach der ganz mechanischen Auffassung des Abl. abs. unstichhaltig, indem bekanntermassen das Subject des Hauptsatzes bey der Anwendung dieser Construction gar nicht entscheidend ist; nach Hr. W.s Theorie müßte der Satz: „Die Reiter tödteten den Dumnorix, da er sich zur Wehr setzte“ den Abl. abs. zulassen, denn das Subject des Hauptsatzes ist ja ein anderes, als das des Nebensatzes. Offenbar ist Nichts nachtheiliger, als wenn man bey der Betrachtung dieser der deutschen Sprache fremden Constructionsweise, dieselbe als eine gänzlich von dem übrigen Satze isolirte Erscheinung ansieht und dabey vergißt, daß sie genau mit dem Wesen und der Natur des Ablativus an sich zusammenhängt. Nach unserm Erachten wird sich die ganze Sache einfach auf folgende zwey Fälle reduziren lassen: enthält der Nebensatz einen Gedanken, welcher als attributive Bestimmung eines der im Hauptsatze befindlichen Nomina (nicht bloß des Subjects) auf-

zufassen ist, so muß (vorausgesetzt natürlich, daß man sich überhaupt einer participialen Wendung bedienen will) das Participium relativum eintreten *); soll dagegen der Gedanke des Nebensatzes dazu dienen, den Prädicatsbegriff des Hauptsatzes in adverbialer Weise zu erweitern, so muß, insoweit der bloße Ablativ grammatischer Ausdruck für ein derartiges Verhältniß ist, der Abl. abs. Platz greifen. Für den Deutschen hat diese eben gegebene Scheidung nur deßwegen einige Schwierigkeit, weil wir gewöhnt sind, in unserer Sprache größtentheils auch diejenigen Nebensätze oder Präpositional-Ausdrücke, für welche im Lateinischen das Partic. relativum eintritt, schlechthin als adverbiale Bestimmungen des Prädicats zu betrachten. Daher kommt es denn auch, daß wir z. B. in der oben angeführten Stelle XXV, 41, 2 instruente exercitum, wo nach andrer Auffassung instruenti ebenfalls denkbar wäre, in der deutschen Uebersetzung den Unterschied, der zwischen beyden Formen Statt findet, so wesentlich er an sich ist, dennoch nicht wiederzugeben vermögen. In beyden Fällen werden wir übersetzen: „Während er das Heer aufstellt (Adverbial-Satz), kommt die Nachricht," und nur die Beysetzung oder Weglassung des Pronomens „ihm" im Hauptsatze, gibt uns äußerlich einen Anhaltspunkt, um zu errathen, ob im lat. Texte instruenti oder instruente gelesen wird. —

Bey der Stelle XXI, 43, 4 nullam ne ad effugium quidem navem habentibus erklärt sich Hr. W. ebenfalls für den Abl. abs. Doch scheint uns hier die Annahme des Dativus begründeter und dieser Casus nach Analogie von I, 8, 5 (qui nunc septus descendentibus inter duos lucos est) gefaßt werden zu müssen. Claudunt im Hauptsatze steht absolut, vgl. Fabri zu XXII, 5, 6 (ähnlich I, 14, 5 quia dextra Tiberis arcebat) und zu habentibus ist weder vobis noch nobis zu ergänzen, sondern es liegt in dem Participium ein Subject ganz allgemeinen Inhalts, wie unser deutsches „man," vgl. Seyffert zu Cic. Lael. p. 371.

Der Stellen, in welchen Hr. W. zur Conjectural-Kritik schreitet, sind im Ganzen nur wenige, und unter diesen zum Theil solche, in welchen Gronovs Scharfsinn bereits geholfen hat und der Verf. sich daher darauf beschränkt, dessen Conjecturen aufs Neue zu beleuchten und ihre Zweckmäßigkeit darzuthun, z. B. XXV, 38, 15 facilius erit; c. 16, 2 adedere. Sehr einleuchtend ist der Vorschlag, c. 23, 3 nec fame unquam, quam prope etc. zu lesen (Put. fameum | quam prope); doch gebührt die Priorität dieser Verbesserung Böttcher, der sie p. 40 (wie auch Alschefski nach seinem Vorgange) bereits in den Text aufgenommen hat. — Einer weitläuftigen Untersuchung wird die Stelle XXV, 6, 11 unterworfen. Hr. W. vermuthet, es müsse gelesen werden: tamen tantum afuit ab eo, ut illa ignominia in eis exercitibus quaereretur, und übersetzt: „jedoch weit entfernt jene Schmach in jenen Heeren zu suchen, ließ man sogar die Stadt Rom u. s. w." Zuvörderst muß nun allerdings zugestanden werden, daß illa handschriftliche Lesart (höchstwahrscheinlich auch des Put. und Colb.) ist; ferner daß die Bedeutung von ignominia, insofern darunter die Schmach und Schande verstanden wird, welche das römische Volk durch die Niederlagen am Allia und bey Caudium auf sich geladen, durchaus keinen Anstand hat. Dagegen erheben sich gegen die Conjectur in iis exerc. mancherley Bedenken. Schon die Art und Weise, wie Hr. W. den Flor., der ganz deutlich is exercitibus gibt (die jüngern codd. haben inter (iter) exercitibus, inter exercitus, einer in exercitibus) zu beseitigen versucht, ist sehr befremdlich. Er sagt p. 18: „primum enim unus est codex, qui is exhibet (wer das wahre Verhältniß der codd. zur dritten Decade kennt, wird sich darüber keinen Scrupel machen); deinde sensus, quem infra exponam, dativo posito non satis placet (eine eigenthümliche petitio principii!); denique quomodo ex iis sive is oriri potuerit inter, intelligi nequit (ist auch für die Feststellung der richtigen Lesart von keinem Belang). Die Verderbnisse in den jüngern mss. sind hier geradezu

*) Eine sehr klare Zusammenstellung der Fälle, in welchen von den besten Schriftstellern eine (nur scheinbare) Ausnahme von obiger Regel gemacht wird, findet sich bey Krebs, Anleitung zum Lateinschreiben, 10. Aufl. S. 464.

gleichgültig; und so lange wir über den Put. keine verläßige Notiz haben, kann nur der Flor. maßgebend seyn. Indessen hat, auch hievon abgesehen, die Phrase ignominiam in exercitibus quaerere wohl kaum den Sinn, den Hr. W. offenbar seiner deutschen Uebersetzung zu Grunde legt; und, irren wir nicht, so konnte Liv. für diesen Fall nur sagen caussam (culpam) ignominiae in exerc. quaerere, wenn überhaupt das Verbum quaerere in solchem Zusammenhange nach dem Sprachgebrauch des Livius zulässig ist, da z. B. IV, 12, 3 caussa seditionum nequidquam a Poetelio quaesita diese Phrase etwas entschieden Anderes sagt. Wenn nun unter diesen Umständen die Conjectur in eis exercitibus auf sehr schwachen Füssen steht, so fragt es sich weiter, ob man nun unbedingt zur Vulgata zurückkehren soll. Hr. W. ist der Ansicht, daß man auf jeden Fall das handschriftliche illa aufzunehmen und dieses auf die Eingangs des Cap. angedeutete Relegation zu beziehen habe. Diese Beziehung ist jedoch so weit hergeholt und der sonstigen Bestimmtheit der Livian. Diction so unangemessen (Liv. hätte ohne Zweifel dann haec ignominia gesagt), daß wir es vorziehen, Valla's leichter Aendrung „nulla" beyzutreten. Denns fürs Erste lag es im Interesse des Sprechers anzudeuten, daß jene Heere am Allia und bey Caudium wirklich mit keiner Ehrenstrafe belegt worden sind; und zweytens wissen wir in der That uns keiner geschichtlichen Meldung zu erinnern, die den Redner Lügen strafte. Bey den von Pyrrhus gefangenen Soldaten fand Degradation Statt (vgl. Frontin. strateg. IV, 1, 18); doch werden diese hier auf das Bestimmteste von denen am Allia und bey Caudium geschieden.

Die Darstellung des Hrn. Verf. ist im Ganzen klar und geordnet; sie verliert sich nur zuweilen da etwas in's Breite, wo eine Beweisführung von Dingen versucht wird, deren Feststellung weit mehr durch äußere Umstände, z. B. durch die Angaben gewisser Handschriften, als durch logische Argumentationen ermittelt werden kann. Dahin gehört unter Anderem, was zu XXIII, 9, 8 über die Stellung des Adv. hic vor deterreri, zu XXV, 12, 9 über den Plural hostes und das Pronom. hoc gesagt wird. Ueberhaupt hätte letztere Stelle, an welcher uns die Worte einer alten Weissagung des Sehers Marcius überliefert werden, Gelegenheit zur Erörterung wichtigerer Fragen dargeboten, und wir erwähnen nur im Vorbeygehen, daß in den Handschriften des Macrobius, welcher Sat. I, 17, 28 ebenfalls dieses carmen mittheilt, vomicam quae (ohne que) und comiter (nicht communiter, wie die ed. Bipont. des Macrobius hat) übereinstimmend mit den besseren mss. des Livius gelesen wird, eine Notiz, welche wir der freundschaftlichen Mittheilung des gelehrten Bearbeiters des Macrobius, Hrn. Prof. von Jan verdanken. Wenn man auch darauf verzichten muß, die ursprüngliche Gestalt dieser carmina, welche nach Symmach. ep. IV, 34 auf Rinden geschrieben und daher wohl schon zu des Livius Zeit längst nicht mehr vorhanden waren, mit Gewißheit herzustellen, so erfordert dennoch die Form, in welcher dieselben uns jetzt von dem Geschichtschreiber überliefert werden, eine um so sorgfältigere Untersuchung, als sich an dergleichen alterthümlichen Documenten der Unverstand der Abschreiber und die Akrisie der alten Editoren in der Regel am schwersten versündigt hat.

Die Latinität des Hrn. Verf. läßt in Bezug auf Correctheit nur wenig Ausstellungen zu; einige Wendungen und Ausdrücke abgerechnet, welche dem Dissertationen-Latein so zu sagen ankleben, wie das moderne liceat (codd. scripturas adponere), nostro loco, das unklassische primo obtutu und autumare ist uns gelegentlich nur noch Folgendes aufgefallen: p. 21 ut nullus alius evaserit; p. 49 und öfter duo post Put. optimi codd.: ebendaselbst pejoribus codd. st. deterioribus; pag. 34 inde a ohne jam.

H. Heerwagen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Reise in den Orient von Constantin Tischendorf.

(Fortsetzung.)

Im katholischen Kloster traf er nur einen einzigen Mönch, der ihn mit liebenswürdiger Freundlichkeit empfieng und endlich auch in die Bibliothek führte, der man jedoch den seltenen Gebrauch nur zu deutlich ansah und in welcher sich von Manuscripten nur einige arabische, und zwar von geringem Werthe, vorfanden. Interessant war die Bekanntschaft mit dem armenischen Bischof, der sich besonders in dem Gedanken einer friedlichen Vereinigung aller christlichen Partheyen wohlgefiel, wozu er freylich bey der seltsamen Furcht vor jeder Veröffentlichung seiner Meinungen, die ihm nicht einmal gestattete, dem Verf., der ihn darum bat, einen mit eigener Hand geschriebenen Bibelspruch zum Andenken mitzugeben, wenig beytragen wird. In dem griechischen Kloster der Sinaiten traf er sämmtliche Brüder in der Kapelle und wohnte zunächst dem Gottesdienste, der durch den mißtönendsten Gesang verunstaltet wurde, bey. Nach dem Schlusse der höchst unerbaulichen Ceremonie brachte man ihm etwas von den eben geweiheten Broden und präsentirte ihm dann noch vor dem Kaffee, Honig und Wasser. Auf die Frage nach den Manuscripten der Klosterbibliothek, antworteten die Brüder, sie selbst besäßen keine, wohl aber befänden sich viele und gute im Kloster am Sinai. Ihre eigene Bibliothek enthalte nur Druckwerke, die man ihm gern vorzeigen werde. Der Verf. bat, den vor seinen Augen stehenden Bücherschrank zu öffnen. Wohl eine halbe Stunde verging, ehe der Schlüssel dazu gefunden und die Oeffnung bewerkstelligt war. Der Verf. nahm einige Bücher hervor und fand — lauter Chirographa. Verwundert sagte er es ihnen; aber mit noch größerer Verwunderung vernahmen sie es. Chirographon? Chirographon? riefen sie und schienen es nicht glauben zu wollen. Eine alte Handschrift war ihnen eine völlige Neuigkeit. Kaum aber hatten sie ihren Reichthum an Manuscripten erfahren, so träumten sie auch von dem unschätzbaren Werthe derselben. Der Verf. untersuchte nachher noch einen andern Bücherschrank in der Klosterkapelle, der ihm eine noch weit reichere Ausbeute bot. Später wurde ihm auf das freundlichste ein Studirzimmer im Kloster eingeräumt und er machte hier so manchen Fund, der ihm in Betracht der Abmahnungen der Freunde von einer Reise in den Orient die erste wahre Genugthuung bot. Hatte doch ein berühmter Reisender vor ihm behauptet, dieses Kloster enthalte keine Handschriften von literärischem Interesse! — Von mehreren Seiten kam unserem Reisenden das Gerücht zu von einem wahren Schatze von Manuscripten, der vor zwanzig Jahren aus Antiochien nach Cairo gelangt seyn sollte. Eine ganze Bibliothek sollte es seyn, die nach Cairo als Pfand gegeben und in dem Besitze des griechischen Patriarchen von Alexandrien befindlich sey. Kein der Sache kundiges Auge hatte je diese Manuscripte gesehen, um so mehr erzählt man sich Wunderdinge davon. Bald trat der unglaubliche Zusatz zum Gerüchte, daß die Bibliothek vermauert sey. Der österreichische Generalconsul versuchte auf das gütigste, eine Enthüllung des Geheimnisses herbeyzuführen. Für das Geeignetste hielt er es, das Anliegen direct an den Patriarchen

zu bringen, von dem er sehr wohl gekannt war, und fuhr daher mit dem Verf. in Begleitung eines gebornen Griechen nach Altcairo, wo der Patriarch, wenn er sich nicht in Alexandrien befindet, zu residiren pflegt. Der Patriarch, ein Mann von ein und neunzig Jahren, zeigte sich sehr würdevoll; sein weißer Bart reichte ihm bis zur Brust herab; seine Größe überstieg das gewöhnliche Maaß. Der Verf. wurde ihm durch den Generalconsul als ein tüchtiger Hellenist, der jedoch nie in Griechenland gewesen, vorgestellt. Hierauf begann eine wunderliche Scene. Der Patriarch ließ ein gedrucktes griechisches Buch in Folio bringen und ersuchte den Verf., darin zu lesen. Dieser meinte, der Patriarch wünsche zu hören, wie unsere Aussprache des Griechischen sey, und las einige Zeilen nach der bey uns gewöhnlichen Aussprache vor, mußte aber zu seiner Bestürzung vernehmen, daß er das Examen überaus schlecht bestanden habe. Der Patriarch entgegnete ihm nämlich, er habe es im Lesen eben noch nicht weit gebracht. Der Verf. fing nun an, griechisch zu sprechen, um den Patriarchen schnell auf den rechten Standpunkt zu stellen; aber das Unglück war nicht gut zu machen. Das geringste Versehen in der neugriechischen Aussprache, oder auch eine Accentverletzung — der Verf. hatte sich in den letzten Jahren unglücklicher Weise gewöhnt, das Griechische nach der Quantität zu betonen — wurde scharf gerügt. Nun war es freylich dem Patriarchen schwer begreiflich zu machen, daß der Verf. in dem Studium der Manuscripte irgend etwas habe leisten können. Selbst der Codex Ephrämi Syri rescriptus wollte hier nichts verfangen; als der Patriarch davon hörte, fiel er sogleich ein, wie der Verf. denn das Geschriebene lesen wolle, da er nicht einmal mit dem Gedruckten auskommen könne. Daß es unter diesen Umständen schwer hielt, zur Einsicht der vermauerten Bibliothek zu gelangen, leuchtet ein. Als der Verf. davon sprach, daß er es sich zur Aufgabe gemacht habe, die alten Urkunden des neutestamentlichen Originaltextes mit eignen Augen einzusehen, um aus deren Zusammenstellung einen Text zu schöpfen, der dem Buchstaben, wie er aus der Hand der Apostel gekommen, so nahe als möglich träte, versetzte der Patriarch: Aber wir haben ja doch Alles, was wir brauchen; wir haben das Evangelium, wir haben den Apostel, was fehlt uns noch? So zeigte sich dieser erste Versuch, den verborgenen Schatz zu Gesicht zu bekommen, als ein gänzlich verfehlter, und ein Mann, der für seinen Zweck weniger begeistert gewesen wäre, als der Verf., würde zuverlässig von allen weiteren Versuchen abgestanden seyn. Doch der Verf. gab sein Unternehmen nicht auf, und endlich gelang es durch Hülfe eines deutschen Arztes, der sein Verhältniß zum Procurator des Patriarchen benutzte, was durch die Mitwirkung des österreichischen Generalconsuls nicht zu erreichen gewesen war. Der Procurator ließ die Bibliothek öffnen. Freylich war der Verf. bey diesem Acte nicht persönlich zugegen, und die Zahl der Manuscripte, die man ihm zur freyen Untersuchung zustellte, war sehr gering, während der übrige Gehalt der Bibliothek angeblich aus mehreren tausend gedruckten Büchern bestehen sollte. Er ist in der Vermuthung geblieben, daß man nicht ganz aufrichtig gegen ihn gewesen; jedoch haben ihm auch jene wenigen Handschriften sehr willkommene Resultate geliefert, über welche der Verf. in den Wiener Jahrbüchern (Jahrgang 1845, Bd. II. ff.) nähere Auskunft gegeben hat.

Viel Interessantes enthält der Bericht, den der Verf. über seinen Besuch in den koptischen Klöstern der libyschen Wüste macht. Dieser Klöster sind jetzt vier in einer Entfernung von wenigen Stunden von einander. Klosterruinen giebt es in jener Gegend eine große Menge. Sollen doch vor Zeiten gegen dreyhundert koptische Klöster in dieser Wüste gestanden haben, was Wahrscheinlichkeit durch die Thatsache gewinnt, daß einst Kaiser Valens fünftausend Mönche aus diesem Wüstenstriche zu Soldaten ausheben ließ. Die noch vorhandenen Klöster sind einander von außen und innen sehr ähnlich; eines, wie das andere, von hohen Mauern umschlossen. Aus dem umschlossenen Raume ragen einige Palmen hervor; denn jedes Kloster hat in seinem Umkreise einen kleinen Garten. Auch hat jedes Kloster einen Thurm mit einer kleinen Glocke, der sich nur wenig über die Mauer erhebt. Der Eingang, eine eiserne Pforte, ist so niedrig, daß auch ein Esel nur ohne Sattel hindurch kommen kann. Außerdem liegt noch an jeder dieser Pforten ein

großer Sandsteinblock, um damit im Falle feindlicher Angriffe den Eingang noch sicherer zu verwahren. Innerhalb der Mauern sieht man nichts, als altes, zum Theil verfallenes Gemäuer, worin die Wohnungen der Mönche sind. Im Thurme, der durch eine in Ketten hängende Zugbrücke mit dem Klostergebäude in Verbindung steht, befindet sich außer einer Kapelle, einem Brunnen, einer Mühle, einem Backofen und einer Vorrathskammer auch die Bibliotheck. Die Kapellen, deren jedes Kloster drey oder noch mehr hat, sind ansehnlicher als die Zellen, doch bleibt auch ihnen der Charakter einer ärmlichen Einfachheit. Der Verf. wurde mit seiner Begleitung, einem Kopten, der den Brüdern sehr wohl bekannt war, und einem Dragoman, sogleich in dem ersten Kloster sehr freundlich aufgenommen. Dieses Kloster, das vorzugsweise den Namen des h. Makarius trägt, enthielt damals fünfzehn Brüder, alle mit bleichen, mehrere mit krankhaft gelblichen Gesichtern, die meisten an den Augen leidend; der Vorsteher des Klosters war gänzlich blind. Die Zellen sind finstere, fast wie in Stein gehauene Kammern zur ebenen Erde, ohne Fenster, so daß das Licht nur durch die Thüre hineinfällt. Bey den Gottesdiensten, bey welchen biblische Abschnitte theils in koptischer, theils in arabischer Sprache vorgelesen wurden, fiel besonders auf, daß man sich statt des Weines eines dicken Traubensaftes bediente. Der Priester nahm denselben erst mit dem Löffel aus einem gläsernen Kelche, genoß ihn theils selbst, theils gab er davon dem ihm gegenüberstehenden Diaconus; dann strich er mit den Fingern das Gebliebene heraus und leckte es ab, goß hierauf Wasser in den Kelch und aus dem Kelche in den gläsernen Untersatz, und trank es mit dem Diaconus aus. Endlich berührte er mit seinen vom letzten Reste gefeuchteten Händen alle übrigen Brüder an Stirn und Wangen, womit auch der Verf. beehrt wurde, der übrigens die Andacht in diesen Gottesdiensten äußerst mangelhaft fand. In dem zweyten Kloster waren nur vier Brüder; unter diesen der Klosterälteste, ein blinder Greis von hundert und zwanzig Jahren, der in seiner engen Kammer, sich an einem Querbalken anhaltend, Tag und Nacht laut betete und sang. Im dritten Kloster waren über vierzig Brüder; im vierten, dessen Zellen die schwärzesten und engsten sind, fanden sich zwanzig. Das Hauptziel bey dem Besuche dieser Klöster waren die Bibliotheken, die, wie bereits bemerkt wurde, sich in den Thürmen befinden. Wohl kein Raum im Kloster ist, nach der Ansicht des Verf., vor dem Besuche der Klosterbrüder sicherer, als dieser. Hier erblickt man die Manuscripte unter und über einander; auf dem Boden, so wie in großen Körben, liegen unter dichtem Staub unzählige Fragmente von alten zerrissenen Manuscripten. Nirgends zeigte sich etwas Griechisches; Alles war koptisch oder arabisch; im dritten Kloster fand sich etwas Syrisches, auch ein paar Blätter Aethiopisches. Bey weitem die meisten dieser Manuscripte enthalten Liturgisches, viele Biblisches. Aus dem vierten Kloster haben Engländer in neuester Zeit eine überaus wichtige Erwerbung von mehreren hundert Manuscripten für das brittische Museum gemacht. Der Verf. that einen sehr glücklichen Fund an einer Menge in Staub vergrabener und schon halb zerstörter koptischer Pergamentblätter, deren Schrift er größtentheils in das sechste und siebente Jahrhundert setzen zu dürfen glaubt. Diese Blätter überließ man ihm ohne Widerspruch; nur büßte er für den in drückender Hitze aufgewühlten Staub mit mehrtägigen Halsbeschwerden.

Die Reise nach dem Sinai, die der Verf. von Cairo aus mit vier Kamelen, für die er vierhundert achtzig Piaster zu zahlen hatte, am zwölften Mai antrat, ging sehr glücklich von Statten. Am fünfzehnten langte er in Suez an, wo er sich besonders über den Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer zu orientiren suchte; ein Gegenstand, dem er schon in diesem Werke einen Abschnitt gewidmet hat, den er aber gründlicher in einer besonderen Abhandlung zu behandeln verspricht. Schon am sechzehnten wurde die Reise fortgesetzt; am vier und zwanzigsten Mai war das Katharinenkloster am Sinai erreicht. Hier genoß der Verf. mit großer Begeisterung die heiligen Erinnerungen, die an diese Stätte geknüpft sind, auch suchte er sich eifrig über die Oertlichkeit der Gesetzgebung in das Klare zu setzen; doch verfehlte er nicht, nach den gerühmten literarischen Schätzen des Klosters zu forschen. Besonders war er auf die größte handschriftliche Merkwürdigkeit, ein angeblich aus dem Hause des Kaisers Theodo-

sius stammendes Evangelienbuch, gespannt. Der Bibliothekar, der erst seit Kurzem dort anwesend war, hatte es nicht gesehen; Andere aber wußten eine genaue Beschreibung davon zu machen, woraus er schließen zu dürfen meinte, daß die Handschrift zu den tausendjährigen gehören möge. Aber alle seine Schritte waren umsonst; man gab vor, das Manuscript sey in der erzbischöflichen Kapelle, deren damaliger Verweser erst seit Kurzem im Dienste war, nicht aufzufinden. Bey seiner Rückkehr nach Cairo hörte der Verf. vom dortigen Bischof die Versicherung, es sey vor einigen Jahren zum Erzbischofe nach Constantinopel gesendet worden; allein auch in Constantinopel war es nicht zu entdecken. Der Verf. glaubte daher, daß das Manuscript, wofür schon vor mehreren Jahren ein englischer Lord zweyhundert fünfzig Pfund geboten, die man nicht angenommen hatte, weil man über deren Theilung nicht einig geworden war, sey in der That nach England gewandert und man dürfe der christlichen Literatur Glück zu diesem Schatze wünschen. Später aber sprach er mit einem deutschen Reisenden, der es vor Kurzem im Katharinenkloster selbst zu Gesicht bekommen hatte. Nach dessen Angabe enthält es statt der vier Evangelien nur Evangelien-Abschnitte für die kirchlichen Vorlesungen und trägt bey allem Luxus der durchgängig goldenen Schriftzüge Spuren einer Abfassung im neunten oder zehnten Jahrhundert. Der Verfasser meint, die Wissenschaft habe nichts verloren, daß er es ohne kritische Prüfung lassen mußte; wir müssen jedoch aufrichtig bedauern, daß er es nicht zu Gesicht bekommen konnte, da das griechische Lectionarium so sehr umfassend ist. Doch vielleicht gelingt einem späteren Kenner, was diesem versagt war. Man wußte im Katharinenkloster bereits, daß der Verf. kommen werde, und wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß dieselbe Nachricht, die seine Ankunft meldete, auch die Weisung enthielt, ihm jenen Schatz nicht zu zeigen. Spricht doch der Verf. selbst von einem Uriasbriefe, den man ihm von Kairo aus mitgegeben und den er deßhalb im Kloster nicht abgeben wollte! Dennoch waren die handschriftlichen Forschungen des Verf. auch dort nicht ohne Erfolg und wir sehen Mittheilungen von dem, was er aus dem Katharinenkloster mit nach Hause gebracht, unter Anderem einem griechischen Aufsatze mit der Ueberschrift: „Goldne Bulle, die der berühmte Kaiser Justinian dem Abte des Klosters des heiligen Berges Sinai gegeben“ — entgegen.

Am ersten Juni verließ der Verf. das Kloster, um über Suez nach Kairo zurückzukehren. Die außerordentliche Hitze machte die Reise sehr beschwerlich, der Chamsim aber brachte wirkliche Gefahr. Es war am fünften Tage des Zuges, als unser Reisender Nachmittags nach 5 Uhr vom Wadi Sadr aufbrechen wollte, um noch vor Mitternacht nach Ajin Musa zu kommen und am folgenden Morgen die Ebbe zum Durchgange durch das Meer zu benutzen. Da riß ein plötzlicher Windstoß das Zelt und ihn selber nieder. Als er sich herausgearbeitet hatte, sah er nur noch wenige Schritte weit; aber bald war er in den dichtesten hochröthlichen Sandstaub wie in eine Wolke eingehüllt. Es fehlte wenig, daß die drückend heiße Luft erstickend wurde; dazu herrschte ein Getöse, wilder als das Meer, wenn es vom Sturme bewegt wird. Man suchte ein Lager unter einem zwar niedrigen, doch buschigen Sandhügel; der Verf. ließ sich, so sehr es möglich war, bedecken und schlummerte ein. Gegen acht Uhr sagte ihm sein Dragoman, die Gefahr sey vorüber; nach dem Aufgang des Mondes könne man vielleicht an den Aufbruch denken. Als er in Suez mit dem Generalconsul Costa von seinem Abentheuer sprach, nannte auch dieser die Gefahr, die er überstanden, sehr groß. Erst vor vier Jahren sey ein junger Schweizer, allen Abmahnungen zum Trotz, nach Cairo aufgebrochen, als sich eben der Chamsim erhob, aber wenige Stunden darauf habe er seine Unbesonnenheit mit dem Tode gebüßt; ja ganze Caravanen habe der Chamsim mitten in der schutzlosen Wüste im Sande begraben.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 18. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Indische Alterthumskunde von Christian Lassen. Erster Band. Bonn, bey König 1847. 862, XXXIV S.

Lassen beschenkt uns hier mit einem Werke, welches werth ist, weit über den Kreis der eigentlichen Kenner altindischer Philologie hinaus bekannt zu werden. Es ist der erste Versuch, in umfassender Weise die Ergebnisse aller Untersuchungen, durch welche man in die geheimnißvolle Welt Indiens einzudringen gestrebt hat, zu verknüpfen und zu Einem Bilde zu gestalten und dadurch, wie Lassen selbst sagt, die geschichtliche Entwicklung eines der größten, am frühesten civilisirten und eigenthümlichsten Völker der alten Welt zu erforschen und seinen Geist in seiner Bestimmtheit zu ergreifen. Indien ist freylich eines der Länder, welche demjenigen Schauplatze alter Geschichte ferne liegen, auf welchem die bis zu uns herabwirkenden Ereignisse sich bewegten. Nur ein Zug Alexanders streifte bis an seine Gränzen und öffnete für einen Augenblick die verschlossenen Pforten. Auf's Neue sinkt es zurück in sein Dunkel und erst die letzten Jahrhunderte setzen es wieder in Berührung mit dem Westen. Aber es ist nicht mehr das alte Indien mit einem frischen, kräftigen Leben, welches dem Eroberer seine muthigen Heere entgegenstellen konnte, dessen Weisheit und wohlgeordneten Staat die Griechen bewunderten, es ist ein erschlafftes, durch Muhammedaner zu Grunde gerichtetes Volk, das sich ausgelebt hat, und nur der Reichthum des Bodens ist geblieben, um dem gierigen Europäer seine Schätze zu liefern.

Je weniger aber Indien durch das ganze Alterthum und bis herein in die mittlere Zeit zur Theilnahme an den Welthändeln gezogen wurde, desto eigenthümlicher und desto mehr aus einem Gusse mußte sein eigenes Leben sich gestalten. Und darum bietet die Entwicklung Indiens ein so eigenthümliches Interesse für die Geschichte des menschlichen Geistes. Wir haben ein Volk vor uns, welches Jahrtausende lang sich selbst überlassen blieb, frey aus sich schaffend, dabey ein Volk, das eine Vertiefung des Geistes und eine Fähigkeit zu rein geistiger Arbeit besaß, wie kaum ein anderes, eine Litteratur, die an Reichthum und Umfang ihres Gleichen sucht, fortlaufend durch die Jahrhunderte und mit kleinen Verlusten auf uns gebracht: so ist es denn ein eigenthümliches Schauspiel, diesem ungestörten Schaffen und Weben nachzugehen, diese reine Nationalität mit allen ihren Vorzügen und Mängeln zu erfassen und zu sehen, wie dieses Volk mit den Gaben hausgehalten hat, die ihm zugefallen und durch keine fremde Hand geschmälert oder durch Zuthun ungleichartiger Elemente getrübt worden sind.

Lassen, der in so vielen einzelnen Gebieten des indischen und des demselben verwandten Alterthums Grund legende Forschungen gemacht hat, ist vor Allen der Mann dazu, auch als Bildner des Ganzen aufzutreten. Dennoch steht auch ihm die Schwierigkeit im Wege, daß die Masse des Ungekannten im Verhältnisse zu dem Gekannten noch ungeheuer ist. Arbeit für ein Jahrhundert liegt sogar in europäischen Bibliotheken und auch das Gedruckte ist weit nicht ausgebeutet: die Untersuchungen über indische Monumente, Inschriften, Münzen sind kaum

erst angefangen. Ueberall tauchen einzelne lichte Punkte auf und erhellen das Umliegende, aber die größere Hälfte des Werkes ist noch zu thun.

Indessen war es einmal Zeit, aus den vorhandenen Materialien einen Grund zu legen, auf welchem weiter gebaut und nachgebessert werden kann. Dafür sind insbesondere die Geschichtsforscher und wer sonst für das Alterthum sich interessirt, dem Verfasser zum Danke verpflichtet, indem ihnen — abgesehen von dem ganz Neuen, was Lassen's Buch enthält — die Mühe des Nachforschens in den Schriften für Gelehrte vom Fache erspart und ein Zusammenhang des Ganzen hergestellt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in den Orient von Constantin Tischendorf.

(Schluß.)

Am ein und zwanzigsten Juni trat der Verf. von Cairo aus seine Reise nach Jerusalem an. Der Dragoman, der ihn von hier an begleitete, war ein Landsmann, aus den preußischen Ostseeprovinzen gebürtig, seines Handwerks ein Schneider, der sich in Constantinopel, dann in Cairo jahrelang aufgehalten hatte, und des Arabischen vollkommen mächtig war. Die ersten vier Tage ging der Zug durch belebte, fruchtbare Gegenden, dann durch tiefen Sand. Am Morgen des acht und zwanzigsten Juni war El Arisch, das alte Rhinocolura erreicht, wo man bis zum zweyten Juli verweilte. Eine herrliche Ueberraschung war es, als die Reisenden den Boden von Palästina betraten. Die öden, wüsten Sandstrecken hatten eben angefangen, einzelne Spuren der Vegetation zu tragen. Wie ein Zerrbild von Vegetation hatte sich ein hügeliger, mit Gesträuch bedeckter Strich ausgenommen, wo man auf einen Blick eine Unzahl von Ratten und Mäusen sehen konnte. Siehe, da knüpfte sich plötzlich bey Khan Yunes, wie an die Schatten des Todes der junge Tag des Lebens, an den Saum der Wüste das Gefilde von Gaza an, mit seinen üppigen Melonenpflanzungen, mit Oliven und Granaten, mit Sykomoren und Feigenbäumen. Doch waren in diesem edlen Lande manche Beschwerden zu überstehen, bis am achten Juni Jerusalem erreicht ward.

Ein ziemlich ansehnlicher Theil des Buches ist dieser Stadt und ihrer Umgebung gewidmet. Der Verf. lebt und webt hier ganz in biblischen Erinnerungen, vertheidigt ausführlich und geschickt die Aechtheit des heiligen Grabes, spricht sich aber auch mit großem Antheil über Neueres aus, und versäumt auch nicht, den Bibliotheken seine Nachforschungen zu widmen. In der Grotte von Bethlehem empfängt er einen tiefen Eindruck; aber tief ergriffen ist er dort auch in der Kapelle des heiligen Hieronymus, des großen Kritikers unter den Vätern der Kirche. „Ich setzte mich," sagt er, „auf die steinerne Bank in seiner Felsenzelle, das ganze Herz voll Freude, daß mich derselbe Beruf, der der seinige war, so glücklich gemacht hat, Bethlehem zu sehen." Im Kloster San Saba fand er viele griechische Handschriften, großentheils patristischen, kirchlichen, biblischen Inhaltes, worunter nicht wenige, die dem zehnten und eilften Jahrhundert angehören. Außer den griechischen Handschriften sah er auch arabische, syrische, so wie zehn schöne abyssinische Pergamenthandschriften, zu denen sich auch ein griechischer Uncialcoder, ein Evangelistarium des achten oder neunten Jahrhunderts, gesellt hatte. Zuletzt sah er einen Haufen von handschriftlichen Resten, die man als werthlos in eine Ecke geworfen. Auf seine Anfrage gestatteten ihm die Mönche, sich davon etwas auszusuchen. Da er aber seine Wahl getroffen, beriefen sie sich auf das Verbot, das die Entfernung keiner Handschrift gestattete, und ließen ihn nichts mit sich nehmen. Einige Wochen später erfuhr er zu seinem Verdruß, daß in San Saba noch ein ganz anderer Schatz von Manuscripten vorhanden sey, den man geflissentlich vor ihm verborgen habe.

Am zwey und zwanzigsten Juli verließ der Verf. Jerusalem, mit dem Schmerz, daß es fort und fort unter türkischem Joche seufzt, und mit dem Wunsche, daß es zur freyen Stadt unter dem

Schutz christlicher Mächte erklärt werden möge. Dann werde die traurige Beschränktheit der christlichen Confessionen, wie sie jetzt im Orient waltet, zurückfliehen vor den Strahlen des neuen christlichen Lebens, das die begeisterten Schaaren der europäischen Pilgrime ausbreiten müßten u. s. w. Der Verf. reiste nun über Nablus nach Nazareth, von wo aus der Tabor und der See Genezareth besucht wurde.

In Nablus lag ihm besonders der Besuch der Samaritanischen Synagoge wegen der dort aufbewahrten Manuscripte am Herzen. Der Zugang hatte keine Schwierigkeit. Ein Rabbiner führte ihn in den kleinen Betsaal, der mit Strohmatten belegt war und ohne Schuhe betreten werden mußte. Auf einem Bücherbrette waren einige zwanzig Manuscripte, größtentheils auf Pergament, zu sehen, denen der Verf. unbedenklich ein Alter von vielen hundert Jahren zuschreibt. Einem derselben gesteht er sogar ein Alter von mehr als tausend Jahren zu. Am Meisten interessirte ihn die angeblich uralte Handschrift, die von Abischua, dem Sohn des Phineas, des Enkels Aarons, herrühren und dreyzehn Jahr nach Moses verfaßt seyn sollte. Der Rabbiner brachte eine blecherne Kapsel, worin das Manuscript als eine starke Synagogalrolle von Pergament, umwickelt von einem kostbaren Umschlage in schwerer Carmoisinseide, mit eingewirkten goldenen Buchstaben, aufbewahrt wird. Nach dem Urtheil des Verf. stammt es aus dem sechsten Jahrhundert, wonach es einen ausgezeichneten Rang unter den Pergamenten des Orients und Occidents einnehmen würde; auch hält er die Erwerbung einiger der dort befindlichen samaritanischen Manuscripte nicht für unmöglich. Nach den Angaben des Rabbiners befinden sich hundert und funfzig Samaritaner in Nablus und eben so viele außerhalb der Stadt. Sie verehren noch immer den Garizim als ihren heiligen Berg und kehren sich gegen ihn, wenn sie beten. An ihren vier großen Jahresfesten, zum Pascha, zu Pfingsten, zum Laubhüttenfeste und am Versöhnungstage wallfahrten sie in Procession, unter lautem Ablesen des Gesetzes, auf den Gipfel des Berges, schlagen dort ihre Zelte auf und bringen, wenigstens am Paschafest, Lämmeropfer. Außerdem versammeln sie sich regelmäßig jede Woche zum Gebet in der Synagoge, lesen nichts als den Pentateuch und halten den Sabbath mit aller Strenge. Mit den Juden hat sie sogar die Trübsal, die sie doch seit zweytausend Jahren wie Brüder getheilt, nicht auszusöhnen vermocht. Sie essen und trinken wohl mit den Türken, aber durchaus nicht mit den Juden.

Von der Schönheit der Lage Nazareth's und des Tabor ist auch dieser Reisende tief ergriffen worden. In Tiberias waren die Spuren des Erdbebens von 1837 schon sehr verwischt; auf dem See Genezareth wurde auch jetzt nicht ein einziges Fahrzeug erblickt.

Am neun und zwanzigsten Juni brach der Verf. von Nazareth auf, zunächst nach der Küstenstadt Haifa, von wo aus das Eliaskloster auf dem Carmel besucht wurde; dann nach St. Jean d'Acre und von da auf einer Barke nach Beirut.

Schon am dritten August bestieg der Verf. ein Oesterreichisches Dampfschiff, auf dem er am achten im Hafen von Smyrna ankam. Von hier machte er einen Ausflug über Ephesus nach Patmos, wohin ihn wohl vorzüglich die Bibliothek des dortigen Johanniskloster gelockt hatte. Seine Erwartungen wurden nicht getäuscht; ja, er erklärt diese Bibliothek für eine der reichsten des Orients. Die Gesammtzahl der Manuscripte beläuft sich auf zweyhundert. Sehr viele sind auf Pergament verfaßt, und zwar vom elften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Am Wichtigsten sind sie für die patristische Literatur; doch sind auch gegen zwanzig neutestamentliche Handschriften dort vorhanden. Zwey Manuscripte tragen nach der Ansicht des Verf. die Schriftzüge des neunten Jahrhunderts und gehören demnach unter die ältesten, die man kennt. Das Wichtigste ihres Inhalts bezieht sich auf das Buch Hiob, auf Gregor den Theologen, und auf die Lebensgeschichte von Petrus und Paulus. Ein Manuscript, das die Mönche am Liebsten auf Johannes selbst zurückbezogen hätten, mochte aus dem zehnten Jahrhundert seyn, enthielt Evangelienstücke und war ohne kritischen Werth. Für den Text der Apokalypse fand sich merkwürdiger Weise nicht ein einziges Document. Von nicht christlichen Schriftstellern sah der Verf. Aristoteles, Por-

phyrius, Diodorus Siculus, Sophocles, Hippocrates, Libanius Aristides. Ueber seine Studien in dieser Bibliothek hat sich der Verf. übrigens näher erklärt in den Wiener Jahrbüchern für 1845 (Anzeigeblatt für Wissenschaft und Kunst Nr. CX.). — Am sechzehnten August kam der Verf. von diesem Ausfluge nach Smyrna zurück.

Doch am siebzehnten verließ er Smyrna schon wieder und kam am neunzehnten in Constantinopel an, von dem er sagt, es sey das Auge Europa's; es sey, als hätten sich alle Herrlichkeiten des Welttheils zusammengedrängt, um aus diesem Auge zu sprechen. Die berühmte Aja Sofia stellt er mit ihren hundert und sieben Säulen, worunter acht Porphyrsäulen mit Gesimse und Fußgestelle von weißem Marmor, aus dem Sonnentempel zu Baalbek, so wie acht Serpentinsäulen von prächtigem Grün aus dem Dianentempel zu Ephesus, dennoch der Peterskirche in Rom nach, obwohl er sagt, die kühne Wölbung des Domes habe nicht ihres Gleichen. Daß der Verf. auch in Constantinopel die Handschriften nicht vergaß, läßt sich denken. Er ist der Ansicht, daß das großherrliche Serai, was oft behauptet und dann wieder geleugnet worden ist, in der That alte und kostbare griechische Handschriften verberge, obwohl über deren Inhalt ein völliges Dunkel ruht. Doch werde sie vor der Hand wohl kein diplomatischer Schritt zu Tage fördern. Der Hauptfeind, der den Zugang zu diesem Schatze hüte, sey der türkische Fanatismus, der leicht glauben möge, in jenen alten Manuscripten, zumal in den theologischen, seyen christliche Talismane verborgen, die den Islam in Gefahr bringen könnten. — Der griechische Patriarch, der den Verf. freundlich aufnahm, besaß keine eigene Bibliothek, wußte auch nichts von jenem räthselhaften Sinai-Evangelium, das nach der Versicherung des Bischofs in Cairo zum Behuf einer Abschrift nach Constantinopel gelangt sein sollte; doch ließ er ihn in die Bibliothek des Patriarchen von Jerusalem begleiten, wo jedoch die Manuscripte ohne besondere Bedeutung waren. Darauf wurde auch der abgesetzte Patriarch Constantios, gegenwärtig Erzbischof vom Sinai, nach jenem Theodosianischen Evangelien-Manuscript, aber vergeblich befragt. Dagegen fand der Verf. in einigen Klöstern von Chalki, einer der Prinzeninseln, Manuscripte, deren Durchsicht ihm wichtig war.

Am achten September fuhr der Verf. auf einem Dampfschiff von Constantinopel ab; am acht und zwanzigsten — nach einer vierzehntägigen Quarantaine auf Syra — kam er im Piräus an. In Athen erhoben ihn die klassischen Erinnerungen, aber mehr noch die der ersten christlichen Zeit. „Athen hat einen Hügel, der heiliger ist, als alle, die einst seine Heiligthümer trugen, auch heiliger, als der des Academos. Wie glücklich war ich, als ich auf ihm stand! Einst trug er den Mann, der, wie kein Anderer, in der Kraft des heiligen Geistes das Schwert führte, das die Welt überwindet. Jener „Richtplatz," der Areopag, ist es, von dem Paulus seine Predigt an die versammelten Athener hielt. Seine Predigt, einer der lebendigen Steine, die den Bau der Kirche tragen, zeugte von dem unbekannten Gott, dem auch der Athener unwissende Weisheit Gottesdienst that. Der Standpunct des Paulus war großartig; vor ihm breitete die Stadt sich aus; noch näher vor ihm stand das Theseian; zu seiner Seite lag die Akropolis mit allen ihren Tempeln. Da rief er also die Worte aus: Gott, der ein Herr ist Himmels und der Erde, wohnt nicht in Tempeln, mit Händen gemacht. Eine vollere Bedeutung konnten die Worte nirgends haben. Ich schied vom Areopag; von dem, dessen Andenken ich dort gefeyert, werd' ich niemals scheiden."

Mit diesen Worten nimmt der Verf. Abschied von der Reise und vom Leser. Wir scheiden von ihm, indem wir ihn glücklich preisen, daß ihm vergönnt war, auf dem Wege seines edlen Berufes bis in den Orient, bis zu den heiligsten Stätten der Offenbarung vorzudringen, und indem wir seinen gelehrten Arbeiten den besten Fortgang wünschen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Indische Alterthumskunde von Christian Lassen. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Das Werk beginnt mit einer Untersuchung über die Namen Indiens und der Indier. Sie rühren von den Persern her; ursprünglich von den Umwohnern des Indus und der in ihn strömenden Flüsse gebraucht, haben sie sich im Munde der Griechen allmählig zu der Benennung des ganzen großen Ländergebietes erweitert. Die jetzigen Bewohner Indiens, die brahmanischen Stämme tragen aber, wie die geschichtliche Forschung ausweist, insofern mit Recht ihren Namen, als sie aus dem Induslande gekommen sind. Dort haben ihre Väter lange gewohnt und dort hat sich das eigenthümliche religiöse und staatliche Leben in seinen Grundlagen gebildet, welches sie später in die südlicheren Länder verpflanzten. Der Name aber, mit welchem sie schon in den ältesten Zeiten sich selbst nennen, ist Arja, die ehrwürdigen Männer, die Leute aus gutem Geschlechte, wie Lassen es deutet. „So nennen sich, sagt er S. 5, die Inder als Beobachter eines heilig gehaltenen, religiösen und bürgerlichen Gesetzes, als Angehörige des indischen Staates im Gegensatze zu den Barbaren und Verächtern des heiligen Gesetzes.“ Derselbe Name ist zugleich die einheimische Bezeichnung der alten Bewohner Iran's, nach Herodot nannten sich die Meder Ἄριοι, im Zendavesta heißt das Heimathland des Zendvolkes Airjara, und in den verschiedensten Modificationen kehrt der Name wieder da und dort auf dem großen Ländergebiete zwischen dem Indus und Persien. Die Völker und Stämme der Länder vom Ganges bis an das kaspische Meer trugen also noch lange in ihren Namen unbewußt eine Erinnerung mit sich an gemeinschaftlichen Ursprung und dauerndes Zusammenwohnen in frühen Zeiten, wohin zwar nicht mehr die Geschichte, wohl aber die Sprache reicht.

Ungefähr die Hälfte des ersten Bandes nimmt die geographische und ethnographische Darstellung Indiens und der angränzenden Länder ein. Man kann, ohne daß ich dem Uebrigen zu nahe treten wollte, von diesem Theile des Buches sagen, daß er der ausgearbeitetere, durchsichtigere und gelungenere ist. Es kann geradezu statt eines geographischen Handbuches über Indien dienen. Vollständigkeit in Benützung älterer und neuerer Quellen, die man selten beysammen findet, vereinigt sich mit einer Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, welche man selten in gelehrten Werken dieser Art findet.

Was diesem Abschnitte aber noch einen besonderen Werth verleiht, das ist die Hineintragung der alten Geographie in diesen Rahmen, die Identification der Völker- und Städtenamen, die Herstellung der alten Benennungen für die einzelnen Gebiete und ihre Umgränzung. Was uns die Griechen seit Alexanders Zuge und die Verbindungen der Diodochen mit Indien berichten, die werthvollen Bruchstücke bey Strabo, Arrian, die Angaben des Ptolemäus, die zusammengetragenen und weniger genauen Notizen bey dem älteren Plinius, müssen mit den durch Sorgfalt ausgezeichneten, dabey aber die Namen häufig bis zur Unkenntlichkeit entstellenden Berichten der chinesischen Buddhisten verglichen werden,

welche in den Jahrhunderten nach Christus Indien durchzogen, und beyde zusammen, die Berichte der Abendländer und fremden Morgenländer müssen in den Ueberlieferungen und Benennungen der Sanskritlitteratur sowie in den noch bestehenden Namen ihre Bestätigung oder Zurechtsetzung finden. Jedermann weiß, welche Schwierigkeiten solchen Untersuchungen im Wege stehen. Ein auffallendes Beyspiel dafür ist die Verschiedenheit der Meinungen über die Lage des durch Megasthenes berühmt gewordenen Palibothra, der größten Stadt in Indien, wie er glaubt, achtzig Stadien lang, fünfzehn breit, von tiefen Gräben und mit einer Mauer umgeben, auf welcher 570 Thürme stehen, und mit 64 Thoren. Lassen zählt die Geschichte der Mauern auf S. 136. Arrian gab die Veranlassung zu den verschiedenen Irrthümern, indem er in seiner indischen Geschichte 4, 3 den Erannoboas und Sonos als zwey schiffbare Zuflüsse des Ganges neben einander aufzählt und sofort 10, 5 sagt, Palibothra liege an dem Zusammenflusse des ersteren mit dem Ganges, und zwar sey der Eranoboas etwa der dritte der indischen Flüsse an Größe. Indem nun durch die erste Stelle der Sonos, der heutige Sone von der Untersuchung ausgeschlossen schien, dachte er zunächst an die Jamuna, wie Robertson und d'Anville, und hielt Allasabad für Palibothra. Andere geriethen auf Radschmahal am untern Laufe des Ganges, wieder andere auf Kanodsch im Gebiete von Agra, oder gar wie St. Croix auf die Gangesmündung. W. Franklin schrieb weitläufig zu Gunsten Bhagalpur's. All dieses Rathen wird abgeschnitten durch das einzige Zeugniß des Lexikographen Amarasinha von der Identität des Hiranjavâha und Çona d. h. des Erannoboas und Sonos.

Palibothra muß also am Einflusse des Sone in den Ganges unfern des heutigen Patna gelegen haben. Dahin weisen auch ganz genau die Angaben der chinesischen Pilger Fahian und Hiran Thsang und wenn es noch eines weiteren Zeugnisses bedarf, die Reiseroute in Albiruni's indischer Geschichte (Journ. as. IV, 226). Er rechnet von Bari (nördlich von Luknau) 25 Parasangen nach Aud, von da 20 nach Benares. Von Benares wendet man sich östlich, um in einer Entfernung von 35 Parasangen Schar-war (vielleicht das Schirpur einiger Karten) und von da mit 15 Parasangen Patalibutra, eben das Palibothra der Griechen, zu erreichen. Von Patalibutra nach Monkir zählt er fünfzehn Parasangen. — Man kann daraus zugleich sehen, daß die Stadt wenigstens dem Namen nach im eilften Jahrhundert noch bestand. —

Aus den Ergebnissen der mit großer Umsicht geführten ethnologischen Untersuchung (S. 359 flg.) soll hier nur das Eine angeführt werden, daß wir nach Lassen neben den arischen Indern, den eingewanderten Beherrschern der Halbinsel, nicht bloß Ein Geschlecht von Ureinwohnern Indiens, die dekhanischen Völker, sich theilend in Tamulen, Telinga, Malabaren, Tuluwa u. s. f. anzunehmen hätten, sondern noch ein zweytes, die Windhja Völker. Zwischen dem Dekhan und dem weiten Thalgebiete des Ganges und der Jamunâ streckt sich das Windhjagebirge hin, eine Scheidewand, welche den Süden gegen die Ueberfluthung durch nordische Einwanderer schützt. In den Thälern dieses Gebirges und seiner Zweige hat sich eine Zahl von Volksstämmen erhalten, die, wo nicht brahmanische Sitte sie überwältigt hat, auf niedriger Stufe der Bildung stehen, sich nicht bloß von dem Arischen Stamme unterscheiden, sondern auch mit den eigentlich dekhanischen Völkern in Körperbildung und Zügen nichts gemein haben sollen; es sind die Bhilla, die Mina und Mera und vornehmlich die weit verbreiteten Gondas, weiter gegen Norden die Paharias. Ueber ihre Sprachen sowohl unter einander als im Verhältnisse zu den dekhanischen sind leider noch keine genügenden Angaben zur Hand und es fehlt somit das verläßlichste aller Anzeichen über Völkerverwandtschaft; gleichwohl hält Lassen es für rathsam, dieselben vorläufig von den Dekhanern zu trennen, und weist zur Unterstützung seiner Ansicht auf die Verschiedenheit der Stellung beyder Völkerfamilien den Ariern gegenüber hin. Bey den Dekhanern, sagt er (S. 383), finden wir mit einigen nicht zahlreichen Ausnahmen Arische Religion und Arisches Gesetz eingeführt, die Sprachen aber, obwohl mit Arischen Bereicherungen stark versetzt, doch in Formen und den ursprünglichsten Wörtern erhalten und eigenthümlich; bey den Windjahvölkern ist, wo die

Sprache erhalten, wie bey den Gonda u. s. f. nichts oder sehr Einzelnes von Arischer Bildung wahrzunehmen; wo die Arische Bildung eingedrungen ist und diese Stämme sich unterworfen hat, wie bey den Kola in Guzerat und anderen, ist auch Arische Sprache an die Stelle getreten; dieses ist sogar auch der Fall bey einigen, wie den Bhilla, wo von der Cultur nur sehr wenig sich mitgetheilt hat. Es zeigt sich also eine verschiedene Kraft der Arischen Einwirkung, die uns durch die Annahme erklärbar scheint, daß nach dem Dekhan die Arier in schwacher Anzahl als bekehrende und bildende Ansiedler hinkamen; sie konnten ihre Bildung, nicht ihre Sprache verbreiten. Im Windjha und dem Nordwesttheile des Dekhan kamen sie nicht nur als einzelne Boten eines gebildeteren Volkes, sondern als Beherrscher des Landes, als Eroberer in Masse und verdrängten oder unterwarfen sich die früheren Bewohner.

Zwey unter diesen jetzt in Indien ansäßigen Völkerfamilien gehören der kaukausischen Rasse an, die Arier und die Dekhaner, während die Windhjavölker nach Lassen's Ansicht als eine besondere Rasse erscheinen, indem sie „ohne Neger zu seyn, ihnen sich nähern, ein wenig begabtes, der Rohheit oder der Erniedrigung oder der Verdrängung unterworfenes Geschlecht, wahrscheinlich die älteste Grundlage indischer Bevölkerung.“ (S. 410.)

Auf diesen Grundlagen der Erd- und Völkerbeschreibung soll nun die indische Geschichte aufgebaut werden. Der vorliegende erste Band enthält die erste Periode derselben, die Zeit vor Buddha. Daß die Erhebung des Buddhismus den eigentlichen Wendepunkt der geschichtlichen Entwicklung Indiens bilde, wird wohl Niemand mehr läugnen. Was vor Buddha liegt, ist alte Geschichte, was nach ihm, ist Indiens Mittelalter und Neuzeit. Es hätte indessen, wenn es erlaubt ist, hier eine Ausstellung zu machen, diese erste Periode nach unserem Dafürhalten in zwey Abschnitte zertheilt werden sollen, in die Zeit der Ursprünge indischer Gesittung, deren Schauplatz das nordwestliche Gebiet, das Land des Indus und seiner Zuflüsse bis herab zur Saraswati und Jamuna bildet, und in die Zeit des Wachsens und Blühens des indischen Priesterstaates, der im Tieflande Hindustans, im Mittellande sich erhebt. Durch diese Scheidung würde die Darstellung der durch Schuld unserer Quellen verwickelten Verhältnisse an Ordnung und Durchsichtigkeit viel gewonnen haben. Beyde Zeitabschnitte unterscheiden sich deutlich nicht bloß nach der Oertlichkeit, auf welcher sie sich bewegen — eine Verschiedenheit, welche übrigens allein schon zu einer Trennung berechtigen würde — sondern auch nach ihrem inneren Charakter. Die Merkmale der ersten Zeit sind, neben dem Gradunterschiede der Bildung, das lose Verhältniß der Arischen Stämme unter sich, die patriarchalische Art ihrer Verfassung, in welcher die Priestergewalt erst anfängt, sich zu sondern, die noch nicht durch fremde Einflüsse entstellte Naturreligion; die Eigenthümlichkeiten der zweyten sind das Wachsthum der hierarchischen Macht, welche einen einigenden und bindenden Einfluß über die Mehrheit der Stämme ausübt, die Entstehung der Kasten, geregelte staatliche Verhältnisse, Aufblühen der Wissenschaften und eines weit verzweigten Cultus. Der Grund, aus welchem sonst wohl in alter Geschichte zwey ihrem Wesen nach verschiedene Perioden in der Darstellung vereinigt werden, ich meine die Mangelhaftigkeit der Quellen, hat im vorliegenden Falle nicht Statt. Die Zeugnisse über jene Zeit der Ursprünge sind in einer genügenderen und weit klareren Gestalt auf uns gekommen, als die Ueberlieferungen von den Anfängen und allmähligen Fortschritten des zweyten Zeitabschnittes. Was wohl allein Lassen abhielt, in der oben angedeuteten Weise zu verfahren, ist der Umstand, daß jene Quellen, die Weden, nur zu einem ganz kleinen Theile veröffentlicht sind; ein Studium derselben nach Handschriften aber, auch wenn diese dem Verfasser zu Gebote gestanden hätten, erfordert Jahre, um zu einem vollständigen geschichtlichen Ergebnisse zu führen. Eine Neugestaltung der ältesten Geschichte Indiens im Ganzen und in manchen einzelnen Punkten wird also erst möglich seyn, wenn jene Bücher bekannt gemacht und erläutert sind, eine Hoffnung, welche nicht mehr in allzugroßer Ferne liegt.

In welcher Weise ein strenges Auseinanderhalten der beyden Zeiträume und ihrer beyderseitigen Quellen der geschichtlichen Untersuchung nützlich wer-

den kann, versuche ich hier anzudeuten. Als sichere Quellen für die erste Zeit können strenggenommen nur die wedischen Lieder und zwar, da im Jadschur und Sama das im engeren Sinne Geschichtliche beynahe gänzlich weggefallen ist, nur die Lieder des Rigweda benützt werden. Für die wahrscheinlich nicht sehr zahlreichen derartigen Angaben des Atharwa Weda bedarf es noch einer besonderen Untersuchung. Erst in zweyter Reihe können für jene erste Zeit die Materialien benützt werden, welche sich in einigen werthvollen Stücken der liturgischen Bücher erhalten haben; denn diese Bücher sind erst nach den gewaltigen Umwälzungen entstanden, welche den Anfang der zweyten Epoche bilden. Sie stehen also im Wesentlichen auf Einer Linie mit den Ueberlieferungen, welche uns in den beyden großen Heldengedichten aufbewahrt sind. Nur haben sie allerdings den Vorzug vor den letzteren, daß diese zerstreuten Erinnerungen in sicheren Händen geblieben sind, während alle die Körner alter Tradition, welche auf den Boden jener Sage fielen, dort mit anderem Unkraute aufschossen und natürlich verkümmert und verunstaltet wurden.

Freylich ist dasjenige, was uns die alten Lieder an Erzählendem aufbewahrt haben, sehr nahe beysammen, und der bedeutendste geschichtliche Gewinn besteht vielmehr in der Anschauung der uralten Zustände, welche wir aus ihnen ziehen. Indessen ist auch jenes nicht allzugering anzuschlagen. Wir finden in den Liedern ungefähr zweyhundert Eigennamen, darunter auch eine Anzahl von Völkernamen. Diese Namen alle dürfen wir getrost der ersten Periode zusprechen, selbst auf die Gefahr hin, daß bey der Anordnung oder Ueberarbeitung der Lieder der eine oder andere später sich eingeschlichen habe. Ein solcher Fehler wird bald entdeckt werden und die etwa daraus entspringenden Nachtheile werden durch den Vortheil weit überwogen, für jene erste Periode überhaupt eine Grundlage gewonnen zu haben. Wo Widersprüche zwischen dem späteren Epos und den Liedern sich finden, werden wir den letzteren vertrauen dürfen. Man darf in solchen Untersuchungen der ältesten Völkergeschichte immer oben anfangen und auf die frühesten Denkmale von Sage und Litteratur am meisten bauen; sie spiegeln in der Regel ihre Zeit viel reiner ab, als spätere Denkmale die ihrige. Lassen hat diesen Grundsatz auch festgehalten.

Der Vortheil, welchen dieses Verfahren für die weit schwierigere Erforschung des zweyten Zeitraums hat, ist der, daß aus dem Knäuel von Sagen, welche dort die eigentliche Geschichtserzählung umstricken, sogleich alle diejenigen von selbst sich ablösen, in welchen die Männer der ersten Periode handelnd auftreten. In Beziehung auf Wasischtha und Wiswamitra hat Lassen diesen Weg eingeschlagen. Die Brahmanen waren es, welche die Erinnerungen an die Vorzeit pflegten, die heiligen Lieder der alten Rischi von Geschlecht zu Geschlecht durch Lehre sowohl als durch Anwendung im Cultus fortpflanzten, auf die Satzungen des Alterthums ohne Zweifel schon in sehr früher Zeit sich beriefen — wie jede Priesterschaft thut — um ihre Ansprüche an die jedesmalige Gegenwart zu begründen. In ihrem Interesse war es also auch, in den Darstellungen der alten Heldensage alle Fäden so anzuknüpfen und zusammenzuflechten, daß sie immer wieder zu den Zuständen und zu der Priesterschaft der heiligen Vorzeit, zu dem brahmanischen Ideale zurückleiteten. Darum sehen wir in den beyden Heldengedichten, im Ramajana und Mahabharata, wie da und dort mit mehr oder weniger Geschick einer der alten Rischi in die Scene geschoben wird, um der Handlung eine brahmanische Färbung oder Wendung zu geben. Man darf sich also dadurch nicht stören und die Zeiten sich nicht verwirren lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 22. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Indische Alterthumskunde von Christian Lassen. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Sehen wir aber von den Vortheilen ab, welche Lassen's Darstellung durch eine solche Trennung zweyer wesentlich verschiedener Zeiträume hätte gewinnen können, und wenden uns zu dem, was er wirklich an den Tag gefördert hat, so wird Jedermann eingestehen müssen, daß er einen außerordentlich umfangreichen, schwer zu gewinnenden und spröden Stoff herbeygeschafft, in eine Gestalt gebracht und belebt hat. Für das Ramajana war die Arbeit nicht allzuschwer, desto schwieriger aber war sie für das geschichtlich weit wichtigere, colossale Mahabharata. Dem allgemeinen Reden und Nachreden von dem Kampfe der Kuru und Pandu, aus dem man Alles und Jedes gemacht hat, dessen man gerade bedurfte, ist endlich ein Ziel gesetzt.

Ehe wir uns zu diesem Gegenstande wenden, mag es nicht unpassend seyn, eine in dem Abschnitte über die Verbreitung des arischen Stammes in Indien eingeschaltete Untersuchung zu erwähnen, welche eines der Räthsel in alter Geschichte, die Frage nach der Lage von Ophir, zu seiner endlichen Lösung bringt. Andere Gelehrte sind hier Lassen in vielen Stücken glücklich vorangegangen, unter den Neuesten z. B. Benfey in dem Artikel über Indien in der Encyclopädie von Ersch und Gruber, in der genauen Bestimmung der Lage hat er aber seinen eigenen Weg eingeschlagen. (S. 538 ff.) Die Schiffe, welche von Elath und Eziongeber ausfuhren, bringen nach dreyjähriger Reise dem Salomo und Hiram die Erzeugnisse Ophir's zurück, neben Edelsteinen und kostbaren Metallen auch Affen, Pfauen, Sandelholz und Elfenbein. In Beziehung auf den hebräischen Namen des letzten kann ich mich — auch nach Lassen's Ausführung S. 313 ff. — noch nicht überzeugen, daß er einen erkennbaren indischen Bestandtheil enthalte; um so weniger, als das Wort ibha in der ältesten Sprache die Bedeutung Elefant nicht hat, dieser überhaupt dem Weda fremd ist (wenigstens dem Rigweda; im Atharwa finde ich ihn genannt, aber mit dem Namen hasti). Dagegen sind die Namen der drey vorangehenden Erzeugnisse entschieden indisch. Lassen setzt nun das indische Land, in welchem die Semiten diese Waaren holen, an die Mündungen des Indus. Es war die nächste indische Küste, sagt er, für die Phönizier und hier konnten sie die Waaren des Nordens, des Himalaja, wie Gold und Bdellion, und des Südens, wie Sandelholz (das auf der Malabarküste ausschließlich vorkommt) am leichtesten vereinigt finden. Und den Namen Ophirs findet er in dem der indischen Abhîra, die nach griechischen und indischen Quellen an den Mündungen jenes Flusses wohnten. Wenn es gestattet ist, neben eine Vermuthung eine andere zu stellen, so möchte ich die ebenfalls am unteren Indus seßhaften und als ein mächtiges Volk häufig genannten Suvîra oder Sauvîra (S. 656) vorschlagen. Ihre Stadt mochte eben Sauvîra heißen und ihr Name mußte bey den iranischen Völkern, durch welche die Semiten wohl die erste Kunde von ihnen erhielten, Hauvîra lauten. Es ließe sich daraus einerseits das anlautende O in Ophir, an-

dererseits der Umstand erklären, daß die siebenzig Dollmetscher — mit Einer Ausnahme — stets Sophir, Suphir oder ähnlich schreiben. Sie konnten den Namen noch aus einer andern Quelle in ursprünglicherer Form kennen. — Wie man aber auch zwischen diesen beyden Vorschlägen entscheiden möge, darüber wird kein Zweifel seyn, daß man Ophir in der Nähe des Indus zu suchen habe. Zu einer Zeit, wo in jenen Gewässern nur Küstenschiffahrt war, lag die Malabarküste für die Handeltreibenden aus Arabien und dem persischen Meerbusen allzu entfernt. Es mußte ein näher liegendes Emporium sich bilden; und dazu war das Delta des Indus besonders geeignet, da man von hier aus am leichtesten mit den goldreichen Thälern des nördlichen Himalaja verkehren konnte.

Die Sage von den Thaten und Kämpfen der fünf Pandu Söhne gegen das Geschlecht der Kuru bildet den Mittelpunkt der auf die Zeit der Ursprünge folgenden Periode indischer Geschichte. Sie wird mit zahllosen Zuthaten im Mahabharata erzählt, und von ihrer Auffassung ist die Ansicht über die ältesten Zustände der Arier im Gangeslande abhängig. Lassen hat an die Durchdringung dieses Stoffes alle Kraft gesetzt, und ich versuche hier in Kürze die Grundzüge seiner Ansicht zu geben, wie sie sich nicht ohne einige Mühe aus seiner mit der Masse ungesonderter Einzelheiten ringenden Darstellung (S. 589 bis 707) gewinnen lassen.

Der älteste herrschende Stamm arischen Geschlechtes im indischen Mittellande, war — so weit unsere Kunde reicht — derjenige der Bharata. Ihre Macht wird gebrochen durch die Pantschala und neben diese stellen sich die später eingewanderten Kuru. Zu der Zeit, da die Pandu auftreten, haben jene die Herrschaft über den östlichen, diese über den westlichen Theil des Ganges- und Jamunalandes. Neben ihnen sind die mächtigsten Völker im Südosten die Magadha, im Südwesten bis an das Meer die Jadawa. In diese Verhältnisse treten die Pandu ein als Einwanderer aus dem Nordwesten, aus der Heimath der Arier. Die Sage, welche die Geschlechter als einzelne Persönlichkeiten auffaßt, erkennt ihre Stammverwandtschaft mit den Kuru an, indem sie die Pandu zu deren Vettern macht, sie bringt aber nur höchst unsicher und widersprechend einen Stammbaum zu Stande. „Dhritaraschtra (imperii tenax), der Herrscher der Kuru, bedeutet das Festhalten des alten Geschlechtes an seinem Besitze.“ Die erste Reihe von Begebenheiten in der Geschichte der Eingewanderten bildet das Suchen nach einem Haltpunkte und Sitze in dem neuen Lande und die Annahme brahmanischer Sitte. Sie erscheinen in einem Verhältnisse der Untergebenheit zu den Kuru und besiegen in ihrem Dienste den König der Pantschala, Diupada. Nun folgt der Bruch; die wachsende Macht der Eindringlinge verträgt sich nicht mehr mit den früheren Herren.

Die zweyte Periode, die der Festsetzung, beginnt bey der Verbindung der Pandawa mit den Jadawa, welche in Krischna's Person vorgestellt sind, und mit dem Volke der Pantschala. Die Kuru sind genöthigt, ihnen Land abzutreten, und sie gewinnen feste Sitze an der Jamuna, wo sie ihre Hauptstadt Indraprastha (die Vorgängerin des heutigen Delhi) gründen, und im unteren Radschasthan, wodurch sie Nachbarn der Jadawa werden und sich immer enger mit ihnen verbinden. Mit ihrer Hülfe bekämpfen sie auch mit Glück das mächtige Volk der Magadha. Sie werden aber von diesem Gipfel des Glückes wahrscheinlich in Folge von Abfall der beyden ihnen verbündeten Stämme wieder hinabgestossen, die Kuru gewinnen neue Bundesgenossen und vertreiben die Pandawa aus ihren Sitzen.

Nun folgt nach unstätem Umherirren, welches die Sage als Zurückziehen in die Wildniß und Einsiedlerleben der Pandusöhne vorstellt, die dritte Periode ihrer Geschichte und der endliche Sieg in Folge ihrer Verbindung mit dem Volke der Matsja und der Herstellung des Bundesverhältnisses mit den Pantschala. Die Pandawa kämpfen mit Erfolg gegen die Kuru und wissen sich auch den Fürsten der Matsja selbst unterwürfig zu machen in Folge — wie Lassen den Namen Uttara deutet — von neuen Zuzügen aus ihrem nördlichen Vaterlande. Nun bereitet sich Alles zum entscheidenden Kampfe, alle Völker Indiens gerathen in Bewegung und die große

Schlacht von Kurukschetra entscheidet zu Gunsten der Pandawa, Matsja und Pantschala. Das Haupt der Kuru, Durjodhana, fällt im Kampfe. Was die Sage als eine Schlacht schildert, ist aber nicht in diesem beschränkten Sinne zu verstehen, es ist vielmehr „die Zusammenfassung des letzten Drängens und Kämpfens der altindischen Völker.“ Der Schauplatz derselben reicht nach dem eignen Zeugnisse des Epos weit über den Raum Kurukschetra's hinaus, ja hinein bis in das Fünfstromland und ihre Bedeutung ist: ein Kampf der westlicheren Völker — der Pandu und ihrer Bundesgenossen — gegen die östlicheren, die Kuru. Die Pandu selbst werden, meint Lassen, wieder von den ihnen westlicheren, nachdrängenden bekämpft, weil Könige der Bahlika, Kambodscha, der Sauwira u. A. als Verbündete der Kuru erwähnt werden. Ich möchte jedoch darauf kein besonderes Gewicht legen, da die indische Sage liebt, auch entfernte Völker oft in ihre Handlung hineinzuziehen, wo ihr Erscheinen nicht im mindesten begründet ist, einzig um der Vergrößerung ihres Gegenstandes willen.

Wenn man bisher gewohnt war, in der Erzählung von den Leiden und Kämpfen der Pandu ein wunderliches Gewebe von Fabeln zu sehen, so muß man erstaunen, hier eine großartige geschichtliche Unterlage dieser Sagen aufgedeckt zu finden. Es wäre unrecht, Lassen's Fund durch Rütteln an Einzelheiten verkümmern zu wollen, und ich glaube, daß seine Fundamente stehen bleiben werden, wenn auch dieser und jener Zug künftig anders bestimmt werden sollte. So erscheint mir z. B. dasjenige, was in einzelnen Namen auf beyden Seiten von Anspielungen auf eine weiße Hautfarbe der Pandu, auf dunklere der Kuru liegen soll, auch nach Lassen's merkwürdigen Zusammenstellungen noch höchst zweifelhaft; ebenso dürfte die Verbindung der Pandu mit den nördlichen Ariern, sogar mit den Baktrern, welche in den vereinzelten Namen noch keine genügende Grundlage hat, zu enge zusammengezogen seyn. Allzu künstlich erscheint die oben erwähnte Deutung des Namens Uttara und Manches in Wjâsa's Geschichte. Die Völkerverhältnisse in Indien aber, auf deren Bestimmung es ja vornämlich ankommt, sind gewiß richtig aufgefaßt.

Auffallend bleibt es übrigens, daß von denjenigen Volksstämmen, welche in der Geschichte dieses Krieges handelnd auftreten, nur die Jadawa, die Matsja und die Tschedi — ein Stamm, welcher mit den Pandu in ihrer letzten Periode verbündet ist — in den wedischen Liedern genannt sind, während die Kuru gar nicht, die Pantschala höchstens mit ihrem älteren Namen, Kriwi erwähnt sind. Allerdings könnte dieses bey der Seltenheit solcher Erwähnungen in lyrischen Liedern Zufall seyn, nimmt man es aber mit der Wahrnehmung zusammen, daß anderer in den Weden erwähnter Stämme, wie der Rugama, Paktha u. s. w. die Heldendichtung nicht mehr gedenkt, so wird man darauf geführt werden, zwischen die Zeit der Pandu und diejenige der wedischen Rischi eine ansehnliche Reihe von Jahren zu setzen, während welcher früher mächtige Geschlechter erlöschen oder zur Bedeutungslosigkeit herabsinken konnten. Chronologische Bestimmungen in Zahlen dafür zu geben, hat Lassen nicht ernstlich versucht; wir werden auch, wenn unsere Kenntniß indischer Litteratur weiter vorgerückt seyn wird, dennoch immer bey annähernden Ergebnissen stehen bleiben müssen. Der Indier hat keine Geschichtschreibung und mit Zahlen spielt er wie mit Rechenpfennigen. Was bedeutet ein Jahrhundert oder Jahrtausend, wo die Götter und die Heiligen handeln? Ihre Geschichte ist den Brahmanen Indiens Geschichte, und diese schreitet fort und bleibt wahr, ob neben ihr auch die sterblichen Geschlechter wie das Laub der Bäume wechseln.

Wir, denen diese höhere Anschauung fehlt, möchten Zahlen und Zeiten kennen. Lassen hätte gut gethan, zum Besten derer, welche nicht in die Einzelheiten der Schilderung sich einlassen und daraus den etwaigen Zeitabstand ermessen können, annähernde Zahlen als einen Rahmen aufzustellen, in welchen die Begebenheiten sich einreihen. Als Mittelpunkt der Zeit der Ursprünge, als die indisch-arischen Stämme im Lande der fünf Ströme und zwischen Jamuna wohnten und unter ihnen die Weltanschauung sich gebildet hatte, welche in den wedischen Liedern uns überliefert ist, dürfte man vielleicht das Jahr 1500 v. Chr. nennen. Der entscheidende

Kampf der Pandu gegen die Kuru könnte zwischen 1200 und 1100 fallen. Von da an bis auf Buddha 550 bis 500 v. Chr. folgt die Zeit eines wenigstens durch keine großen Stürme gestörten Friedens, während dessen der Priesterstaat, Religion und Wissenschaften erstarken und in die starren Formen zusammengerinnen, welche wir als eigenthümlich indisch anzusehen gewohnt sind, und welche die Priesterschaft von da an bemüht war als die von ewig bey ihrem Volke geltende darzustellen.

Die folgenden Capitel haben den Inhalt: IV. Die nachepischen Königsgeschlechter. V. Die ältesten Königsgeschlechter. Die Kämpfe der Brahmanen und der Kschatrija. VI. Zeitbestimmungen. VII. Die Hauptmomente der Religionsgeschichte. VIII. Die Entstehung und Fortbildung der Kasten. Die Stellung der arischen Völker zu einander und zu den Urbewohnern. IX. Astronomische Kenntnisse. Alter der philosophischen Schulen. Entstehung und Ausbildung der epischen Poesie. Die Schrift. X. Kenntniß der angränzenden Länder. Berührungen mit fremden Völkern.

Nur zu dem siebenten, dem religionsgeschichtlichen Capitel will ich mir einige Zusätze und Berichtigungen erlauben *). Diese werden sich auf Nebenpunkte beschränken, da Lassen in der Hauptansicht dieses Religionssystems so wie in der Auffassung der einzelnen Götter den von mir an zerstreuten Orten gegebenen Ausführungen beygetreten ist.

Was den allgemeinen Charakter der wedischen Götterlehre als einer Lichtreligion betrifft — und Lichtreligion war wohl die älteste Form bey allen indogermanischen Völkern — so kann ich zur Bestätigung dieser Ansicht darauf hinweisen, daß in manchen Stellen, besonders häufig in Liedern Wasischtha's, die Götter im Allgemeinen Vasu d. h. Leuchtende genannt werden, so daß diese Bezeichnung, welche später einer bestimmten Classe von Lichtgöttern angehört, früher ein viel weiteres Gebiet hatte.

In dem merkwürdigen Mythus von Waruna, dem Uranos der Griechen, war die sittliche Seite seines Wesens noch stärker zu betonen. (Für Belege kann ich auf meine Anführungen in der N. Jenaer L. Z. 1847 Nro. 311 verweisen). Unter allen Göttern des Weda nähert er sich am meisten dem Begriffe eines höchsten oder Allgottes. Die Vorstellungen von ihm sind die würdigsten und großartigsten. Die Ordnung im Leben der Welt und der Menschen steht in seiner Hand und er duldet keine Uebertretung. Dieß bedeutet seine Bezeichnung als dhṛitavrata, welche Lassen (S. 759) mit „welcher seine Gelübde hält" übersetzt. vrata heißt in der alten Sprache Gebot, Gesetz; er ist also derjenige, welcher seine eigenen Gesetze, die von ihm vorgesehene Ordnung aufrecht hält. Und über diesem Gesetze wacht er in der sittlichen Welt mit solcher Strenge, daß er auch die Sünde ahndet, welche unwissentlich gethan wird. Der Mensch ist verbunden seine Ordnung zu kennen; denn Waruna hat — so heißt es in einem Liede Atri's (RV. v, 6, 13, 2) — wie er in das Pferd die Stärke, in die Kuh die Milch gelegt, wie er an den Himmel die Sonne gestellt hat, so in des Menschen Herz die Einsicht gegeben.

Von Agni (ignis) wird eine spätere Untersuchung besonders zu zeigen haben, wie er schon frühe in mystischer Weise als die Grundlage aller Götter, die nur seine Manifestationen sind, und als das die ganze Welt durchdringende Leben angeschaut wird.

(Schluß folgt.)

*) Außerdem bin ich zu Seite 723, Anm. 4. eine Berichtigung schuldig. Lassen führt einen Abschnitt aus meiner Schrift „zur Litt. u. Gesch. des Weda" an, in welchem ein Volk der Etendhra genannt wird. Dieses ist ein Irrthum, denn in dem betreffenden Texte war zu trennen ete Andhra. Wir haben also hier das auch sonst bekannte Volk der Andhra.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 23. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit. Von Dr. Johann Martin Düx, Regens des bischöfl. Clericalseminärs zu Würzburg. Erster Band. Zugleich eine Würdigung der großen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts. Mit dem Bildnisse Cusa's. Regensburg 1847. Verlag von G. J. Manz. XII. S. 521. Zweiter Band. Schluß von Cusa's Leben und sein literarisches Wirken. IV. 498 S.

Kein Studium ist schwieriger, keines lehrreicher und genußbringender als das der Genesis der Jahrhunderte. Das Charakteristische der einzelnen Jahrhunderte ausfindig zu machen und wie jedes, selbst Frucht des vorausgegangenen, Keim des nachfolgenden geworden ist, ist die reinste Wonne historischer Forschungen, zugleich die schwerste, aber auch würdigste Aufgabe eines jeden wahren Forschers. Wird aber ein derartiges Studium an einem von tausendfachen Lebensäußerungen zu einem fast unentwirrbaren Knoten geschlungenen Jahrhunderte, wie das XV. versucht, so verdient dasselbe doppelte Anerkennung. Denn darin werden wohl die meisten übereinstimmen, daß es selbst gediegene Forscher gebe, welche den Charakter und höchst merkwürdigen Verlauf gerade dieses Zeitabschnittes aufzufassen viel weniger der Mühe werth erachteten, als etwa den des nachfolgenden, XVI. Jahrhunderts. Es ist von diesem gleichsam erdrückt. Man weiß wohl, wie in den Anfang das alle Staatenverhältnisse durchdringende Schisma hereinragt und die kirchliche Debatte alles andere überwältigte; man kennt den, den Reformbestrebungen des Anfanges so wenig entsprechenden Ausgang, die vielen Kämpfe in der Mitte, durch welche die Verfassungen der einzelnen Länder eine wesentliche Veränderung erlitten, und glaubt sich für das Uebrige durch die allgemeine Phrase enthoben, weil die Reformation in diesem Jahrhunderte nicht habe durchdringen können, sey sie in dem nächstfolgenden zum Ausbruche gekommen. Allein so bewegt dieses auch war, so möchte doch die Frage seyn, ob ihm nicht in mehr als einem Punkte das vorausgegangene den Rang ablaufe. Wir wollen mit denjenigen nicht hadern, welche die Trennung verwandter Völker um des Glaubens wegen, die Theilung derselben in feindliche Lager und die Aechtung einer großartigen Vergangenheit für ein Glück ansehen; noch viel weniger ist es aber auch unsere Absicht, die Großartigkeit der Resultate der Bewegungen des nachfolgenden Jahrhunderts bestreiten zu wollen. Wir gestatten uns nur das Eine, bey dem vorhergehenden die historische Untersuchung anzustellen, ob dieselben nicht um einen minderen Preis, auf einem einfacheren Wege hätten erlangt werden können. Man verstehe uns wohl. Wenn wir die Aufrichtung der Territorialhoheit des XVI, XVII. ꝛc. Jahrhunderts mit der Beseitigung der ständischen Verfassungen, der Vernichtung aller Unabhängigkeit des Clerus und der Corporationen überhaupt, die Zerstörung alles dessen, was das Mittelalter geschaffen, für ein zweydeutiges Glück, für eine willkührliche und gewaltsame Schöpfung erachten, so können wir freylich nur bedingte Lobredner der bezeichneten Jahrhunderte seyn. Dagegen scheint es uns, daß

wenn diejenigen, welche, als die Welt aus ihren Fugen ging, die Form zusammenschlugen, um des Geistes habhaft zu werden, dafür als die Koryphäen der Zeit gepriesen werden, auch die Wirksamkeit derer nicht unerwähnt bleiben darf, welche in den schwersten Wehen der Zeit sich abmühten, dem Schrankenlosen entgegenzutreten, das gesetzlich Bestehende und geschichtlich Begründete zu erhalten, aber auch zugleich zu beleben und durch die Belebung in richtiges Verhältniß zu dem allgemeinen Fortschritt der Zeit zu bringen; ja die es selbst über sich gewannen, in ihrem ruhigen gemessenen Streben von den Einen als Männer des Rückschrittes verschrieen, von den anderen als gefährliche Neuerer beargwohnt und verfolgt zu werden. Zu diesen Männern, welche den Einen zu viel, den Anderen zu wenig gethan, in der That aber die Aufgabe ihrer Zeit lösten, gehörte der Cardinal Nicolaus von Cusa, der Fischersohn von Cues an der Mosel, geb. 1401, der als Reformator der Kirche, wie als Regenerator der Wissenschaft sich ein bleibendes Verdienst erwarb. Es in das gehörige Licht zu setzen, haben in unserer Zeit Viele sich bemüht, und wie es zu dem eigenthümlichen Verdienste unseres Jahrhunderts gehört, daß es, wenn auch spät, doch noch das vielfach Verkannte zur richtigen Würdigung bringt, so bewährte sich dieses ganz besonders bey dem Leben dieses merkwürdigen Mannes. Abgesehen von den Gelehrten, welche ohne die Resultate ihrer Forschungen zu veröffentlichen, sich mit Cusanus ernstlich beschäftigten, — Ref. sind selbst deren zwey bekannt, — hat erst Sinnacher das Wirken des Cardinals als Bischof von Brixen beleuchtet, Prof. Scharpff, gegenwärtig in Gießen, eine sehr schätzenswerthe Monographie über ihn herausgegeben, Dr. Clemens in Bonn erst unlängst das Wirken desselben deutschen Theologen mit dem des bekannten Giordano Bruno in Verbindung gebracht. Endlich unternahm es H. Dür „ein Gesammtbild der so bedeutsamen Concilienzeit des 15. Jahrhunderts“ zu entwerfen und dasselbe gleichsam als Rahmen für die Lebensgeschichte des Cardinals Nicolaus zu gebrauchen. Ueber die Vorfragen, die Periode des Costnitzerconcils, hat Aschbach's Geschichte K. Sigmunds schon früher Treffliches geleistet.

Welch eigenthümliche Führungen oft in dem Leben derjenigen Männer vorkommen, die bestimmt sind, auf ihre Zeit einen besondern Einfluß auszuüben, ist bekannt. Auch bey Cusanus finden wir dieses. Ein Schlag mit dem Ruder, den er von seinem Vater erhalten, veranlaßte ihn, das väterliche Haus zu verlassen und sich dem Studium erst in Deventer, dann in Padua zu widmen. Mit 23 Jahren doctor decretorum, aber noch immer Laye, kam er nach Deutschland zurück, wurde Anwalt und verlor den ersten Proceß, den er führte, eines Formfehlers wegen. Dieser Unfall wirkte dermassen auf Cusa's Gemüth, daß er nicht länger einem Berufe dienen wollte, wo häufig weder innerer Rechtssinn noch Gelehrsamkeit Stand halten können gegenüber dem verfänglichen Spiele des Buchstabens, und wo das Gewissen täglichen Verwundungen ausgesetzt sey. Ein verlorener Proceß wurde bekanntlich Anlaß, daß der jugendliche Alfonso Liguori die weltliche Laufbahn verließ; auch Cusanus sah sich dadurch zu demselben Entschlusse gebracht. Er wurde Priester und hatte damit den Beruf gefunden, der für ihn und andere so außerordentlich segensreich geworden ist. Allein auch in der neuen Laufbahn würde Cusanus wohl den Ruhm eines gelehrten Mannes, eines unsträflichen und eifrigen Seelsorgers erlangt haben, von einer europäischen Wirksamkeit wäre jedoch keine Rede gewesen, hätte ihn nicht der berühmte Cardinal Julian Cäsarini, den er zu Padua kennen gelernt hatte, zu dem großen Concil von Basel, dem Sammelplatze so vieler ausgezeichneter Geister, berufen. Damit war der Graben übersprungen, der das Leben gewöhnlicher Persönlichkeiten von dem ungewöhnlicher trennt, und eine Stellung errungen, die bey den ausgezeichneten Kenntnissen, dem ernsten Willen und den seltenen Anlagen des Cusanus zu dem größten Einflusse berechtigte.

Wenn Ref., ehe er in dem Berichte weiter schreitet, hier einen Augenblick gleichsam rückwärts blickend stille steht, so geschieht es nicht, um dem Verf. in das Einzelne der mit starken aber nicht übertriebenen Farben gehaltenen Schilderung der unendlichen Verruchtheit zu folgen, die in diesem Jahrhunderte allgemeiner Reformationsbemühung herrschte. Es genügt auf zwey Thatsachen aufmerksam zu machen, wovon die eine sich auf die allgemeinen Zustände,

die andere auf die speciellen bezieht. Keinem Forscher des Mittelalters ist es unbekannt, daß seit dem J. 1303 jene großartige Stellung, welche die Päpste von Gregor VII. an unter den christlichen Staaten behaupteten, deren Lenker und Führer sie so lange gewesen waren, aufgegeben und mit der kleinlichen eines königlich französischen Reichsbischofs und Großalmoseniers vertauscht wurde; daß ferner das gräuliche Unwesen in der Regierung der Kirche, das Aussaugesystem mit der Cumulation der Pfründen, sowohl alles Pflichtgefühl dem Clerus vergessen machte, als auch zuletzt nach Ausbruch des Schisma's alle Bessern vereinigte, unabweislich auf Reformation von Haupt und Gliedern zu dringen. Allein weniger bekannt ist, daß die Periode des Schisma 1379—1414 jene Zeit ist, in welcher allmälig die Knechtschaft der Landeskirchen unter der Botmäßigkeit des Staates bis zu dem Grade vollendet wurde, daß nicht nur fast keine Vergebung von Pfründen durch geistliche Oberen mehr stattfand ohne den Consens der weltlichen Macht, sondern auch die bessern Geistlichen gegen ihre schlechten Prälaten an den Weltlichen eine Stütze suchten; der schlechtere Theil des Clerus aber, dem es gleich war, an wen er sich wende, wenn er nur etwas gewinne, sich den letztern geradezu überließ und endlich jener für die Geschichte der Ausbildung des Territorialsystemes und mancher Vorgänge des 16. Jahrhunderts so charakteristische Zustand sich gestaltete, den wir mit den Worten des Aeneas Sylvius ausdrücken wollen: omnes hanc fidem habemus, quam nostri principes, qui si colerent idola, et nos etiam coleremus. Et non solum Papam, sed Christum etiam negaremus, saeculari potestate urgente.

Da der Glaube gefährdet, die Disciplin erloschen, und 35 Jahre lang ein Chaos sittlicher, religiöser und intellectueller Zustände andauerte, konnte es kaum anders seyn, als daß das Bestreben der Bessern sich nicht sowohl auf einen Wiederaufbau, als auf einen Umbau des Frühern richtete, und nachdem der Hauptsturm gegen die Wurzel des Uebels, das Verderbniß des römischen Stuhles, geschehen war, im gerechten Unwillen und aus Verlangen, Garantien gegen die Wiederkehr ähnlicher Zerrüttungen zu erhalten, weiter geschritten wurde, als in dem praktischen Interesse gegründet war. Erst als man sah, daß der Clerus außerordentlich dafür gestimmt war, daß das Haupt reformirt werde, als es aber ihn selbst treffen sollte, davon nichts wissen wollte, gewahrte man auch den Irrthum, der begangen worden war, und daher nun auch nicht sowohl der Rückschritt Einzelner, als vielmehr das Einlenken in jene gemessene Bahn, welche dem wirklichen Bedürfnisse der Zeit entsprach. Und darin hat jenes Jahrhundert eine mannigfaltige Aehnlichkeit mit dem unsrigen, sowie daß diejenigen, welche anfänglich durch die Consequenz ihres Systemes weiter fortgeführt worden waren, als im Interesse der Sache lag, die sie vertraten, nachher wieder einlenkten und nun als Verräther dessen angesehen wurden, was sie früher vertheidigten.

Kann Nicolaus von Cusa in Bezug auf sein Verhalten zum Concil und zum römischen Stuhle auch nicht mit Aeneas Sylvius auf eine Linie gesetzt werden, dessen von Fea 1823 herausgegebene Retractation der Verfasser zum ersten Male in Deutschland benützte, so schließt sich doch das Werk de concordantia catholica, mit welchem Cusanus seine neue Stellung zu dem Concil bekräftigte, viel zu sehr an die in der Zeit der Aufregung durch das Schisma verfaßten Schriften des berühmten Kanzlers Gerson an, als daß nicht unter ruhigeren Verhältnissen und bey kälterem Blute eine Modification hätte eintreten müssen. Gewiß ist es in Zeiten ungewöhnlicher Aufregung nur wenigen Personen vergönnt, am seltensten denen, die die Tiefe ihrer Ueberzeugung an die Spitze der Bewegung stellte, vom Anfange bis an das Ende einer früh gefaßten Ueberzeugung treu zu bleiben. Ja es ist ein Vorzug derjenigen, die kein anderes Streben haben als Recht und Wahrheit, von den Erfahrungen Gebrauch zu machen, welche der Fortschritt des Jahrhunderts darbietet und somit sich der Einseitigkeit zu entheben, welche sich nur zu oft der starren Verfechter einer bestimmten Theorie bemächtigt.

Gerade die Erfahrungen, welche Cusanus während des Baslerconcils an den „stürmischen, von aller Autorität sich loswindenden Ausbrüchen entfesselter Leidenschaft, an den unerbaulichen Aeußerungen der Rechthaberey und eines unbeugsamen Starrsinnes“

machte, zogen ihn allmälig auf die Seite des von dem Concil verfolgten P. Eugen IV. Sein Rücktritt war der eines ehrlichen Mannes, der nicht rasch die Ueberzeugung wechselt und heute verdammt, was er gestern noch lobte: ohne den Römern oder den Baslervätern zu Gefallen zu reden, behauptete er erst die Selbstständigkeit seiner Meinung, endlich schloß er sich an Eugen an. Ganz anders sein Zeitgenosse Aeneas Sylvius Piccolomini. Dieser war Parteymann im vollsten Sinne des Wortes; von Cusanus kann man sagen, er hing der Sache des Concils an, und ihm nur, so lange er selbst fühlte, sie lasse sich mit den Waffen der Wissenschaft vertheidigen.

(Fortsetzung folgt.)

Indische Alterthumskunde von Christian Lassen. Erster Band.

(Schluß.)

Jama (S. 767), der iranische Jima und Dschemschid, ist nach der ältesten Vorstellung ein Herrscher im Himmel über die abgeschiedenen Seelen, die Väter. Diese „freuen sich“ dort mit ihm, und die wedischen Lieder enthalten einige Stellen, in welchen der Unsterblichkeitsglaube vielfach und schön ausgesprochen ist. Er wohnt in Waruna's Nähe. In einem Liede (X, 1, 14, 7) heißt es: „geh' hin, geh hin auf den alten Pfaden, welche die Väter meist gegangen sind; die beyden Könige, die seligen, mögest du schauen, Jama und den göttlichen Waruna.“ Unter den Lichtgöttern hätte sollen der Aditi, des Puscha und Arjama Erwähnung geschehen. Schwer wird es für uns aber immer seyn, diese zahlreichen Manifestationen des Tageshimmels und Sonnenlichtes gegen einander abzugränzen.

Das Thieropfer ist in der alten Zeit keineswegs so selten, als Lassen (S. 792) aus dem Umstande, daß in dem bisher gedruckten Theile des Weda desselben nur beyläufig Erwähnung geschieht, vermuthet. Dafür, daß das Opfer des Rindes vorgeschrieben war, liegt jetzt der deutlichste Beweis vor in der Formel, welche ich (Einleitung zum Nirukta S. XXXVIII) habe abdrucken lassen. Daß aber auch das Pferdeopfer keineswegs, wie man bisher glaubte, bloß symbolisch, sondern ein wirklich geübtes Opfer war, somit auch hierin eine Aehnlichkeit des indischen mit dem altgermanischen Götterdienste zu erkennen ist, beweisen die Lieder des Dirghatamas I, 22, 6 und 7, in welchen dasselbe mit allen Einzelheiten beschrieben wird. Aus denselben Liedern geht hervor, daß vor der Schlachtung des Pferdes dem Puscha eine Ziege geopfert wurde. Wir finden also dieselben drey Gattungen von Opferthieren, welche bey den alten Deutschen gewöhnlich waren.

Ich schließe die Anzeige dieses ausgezeichneten Werkes mit der Angabe der Eintheilung und des Planes, welchen Lassen selbst in der Vorrede S. VI aufgezeichnet hat, und füge den Wunsch bey, daß es dem verehrten Verfasser, welcher in den letzten Jahren vielfach durch körperliches Leiden heimgesucht war, vergönnt seyn möge, die begonnene Arbeit ungestört zu Ende zu führen.

„Nach der dem Werke gestellten Aufgabe, sagt Lassen, zerfällt es in drey Theile, jeder Theil in zwey Bücher; das erste schon vollendete beschreibt die indischen Länder nach ihrer Gestalt, Größe, Gliederung und Stellung zu andern, ihre klimatischen Verhältnisse und Naturerzeugnisse und zeigt die physischen Bedingungen des Altindischen Daseyns; das zweyte enthält die äußere Geschichte der indischen Völker und Staaten; das dritte und das vierte sollen die Geschichte der Entwicklung des indischen Geistes in der Religion und Litteratur, der Kunst und den Wissenschaften darstellen, das fünfte und sechste, die seiner Verwirklichung im Staate und in der Familie. Diesem Plane gemäß wird die Geschichte der Muhammedaner und Europäer in Indien nur kurz erzählt werden, was dagegen vom indischen Alterthume während dieser Periode fortgedauert und noch sich erhalten hat, wird die ihm zukommende Berücksichtigung finden.“

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 24. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit.

(Fortsetzung.)

Eine ungleich edlere Natur als Aeneas, weniger blendend und mehr überzeugend, nicht so habil, aber von größerer Dignität und Tiefe bietet Cusanus ein harmonisches Ganzes dar, das in steter Fortbildung begriffen erst mit dem Tode aufhört an seiner inneren Vollendung zu arbeiten. Bey Aeneas bildet die Zeit vor und nach dem Pontificate einen schroffen Gegensatz; er verwarf seine Vergangenheit. Cusanus hatte sich nichts zu schämen; bey ihm waren Jugend und Alter nicht durch Verschiedenheit der Grundsätze von einander getrennt, sondern lediglich durch mehr oder minder klare Erkenntniß des in jeder Lebensperiode gleich ernst Gewollten, gleich tüchtig Erstrebten. Die Erhabenheit der Gesinnung, welche nur das Eindringen in die höchsten Probleme der Wissenschaft gewährt, war bey Cusanus vorherrschend, und verlieh ihm früh das von Parteymännern unbegreifliche und daher immer von ihrem Hohne begleitete Talent, in den Parteyen nur Durchgangspunkte zu einer höhern Stufe der Entwicklung zu erblicken, und diese allein im Auge zu behalten.

Gerade dieses ist es auch, was die äußere Thätigkeit des Cusanus so anziehend machte. Seine ganze Natur mußte „alle demagogischen Künste, die auf dem Concil von Basel so sehr mitwirkten," verschmähen, und als der römische Stuhl im Zeitraum eines Jahrhunderts von dem Centrum zur Peripherie gekommen und jetzt von Seiten des niederen Clerus (S. 203) der Sturm gegen das Episcopat auf ganz tumultuarische Weise erfolgte, war es natürlich, daß ihn ein solches Treiben anwiderte. Aus dem Gewühle der Parteyen rettete er sich zur Erreichung dessen, was der eigentliche Endzweck der Berufung des Concils war. Er unterhandelte mit den Böhmen (Hussiten), reist nach Constantinopel um die Griechen zu bestimmen, nach Ferrara zu kommen. Er entwirft Pläne zur Reformation der Kirche wie des Reiches, reformirt den Benedictinerorden, dringt bey den Mönchen auf evangelisches Leben, bey der Weltgeistlichkeit auf canonische Sitte, sucht den Layen ein Interesse an Wissenschaft wie an Religion einzuflößen, geht Allen mit dem Beyspiele der Erhebung rühmlich voran und verleiht so seinem Jahrhunderte den Stempel des regsten wissenschaftlichen Aufschwunges und ernstesten vielseitigen Strebens, das dasselbe gegen das vorige und nachfolgende auszeichnet.

Die Wirkung, welche die großen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts in kirchlicher Beziehung hervorriefen, ist oftmals besprochen worden und sie sowohl, wie die Männer, welche daran Theil hatten, sind mehr als einmal als Vorboten der im sechszehnten Jahrhundert entstandenen Spaltung angesehen worden. Daß dieselben keine solche, sondern nur Frieden und Einigkeit beabsichtigten, ist gewiß, und deßhalb auch das Problem, wie ungeachtet der vorausgegangenen Friedensbemühungen die Spaltung so groß, so allgemein, so nachhaltig werden konnte, erst noch zu lösen. Versuchen wir zur Aufhellung dieser wichtigen Thatsache dadurch Einiges beyzutragen, daß wir an der Hand des Verfassers die politischen Folgen der großen Concilien uns verge-

genwärtigen und ihre Wirkung auf die zweyte Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts untersuchen. So wenig nämlich das carolingische Zeitalter mit dem ihm eigenthümlichen wissenschaftlichen Aufschwunge, denkbar ist und eintreten konnte ohne jene geistige Ordnung und Seelenläuterung, welche durch die vorausgegangenen Reformen des hl. Bonifacius entstanden war; so wenig die wissenschaftliche Blüthe in dem Zeitalter eines Bossuet, Fenelon, Mabillon ꝛc. statt finden konnte ohne das, was unter der Regierung Ludwigs XIII. von Vincenz von Paula, von Franz von Sales und so vielen anderen erleuchteten Männern, die man in der Profangeschichte mit Stillschweigen übergehen zu müssen glaubt, für Bezähmung unedler Leidenschaften, für Aufrichtung von Sitte und Recht, für Reinheit der Seelenzustände geschah; so wenig kann man sich den außerordentlichen Aufschwung der Geister, welcher von der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zu den großen theologischen Wirren des sechszehnten anhielt, ohne jene Versammlungen der eminentesten Männer aus allen christlichen Ländern denken, durch welche in den ersten 4 Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts die wichtigsten Fragen des socialen Lebens, der Theologie, Philosophie und des positiven Rechts angeregt, von Neuem erörtert, der Unterschied zwischen Schule und Leben durch den übermächtigen Einfluß derselben auf das Letztere verwischt, damit die alte Methode zerstört, neue Quellen aufgedeckt, neue Erörterungen gepflogen, nach allen Seiten hin neue Lichtstrahlen verbreitet wurden.

Gewöhnlich verschwindet über die Betrachtung der kirchlichen Wirren, des großen Schisma ꝛc. die Rückwirkung dieser Ereignisse auf die weltliche Macht, vor Allem den Kaiser. Zum letzten Male hatte K. Sigmund gezeigt, wie unzertrennlich die Aufgabe des Kaiserthums von der der Kirche sey und in seinen Reisen, um erbitterte Völker zu versöhnen, oder die Gegenpäpste zur Abdankung zu vermögen, den aufopfernden Sinn bewiesen, ohne welchen die schwere Bürde des Kaiserthums sich nicht tragen ließ. Als die Christenheit dem dreyköpfigen Schisma entwachsen war, wurde schnell auch einerseits das Bedürfniß eines starken, kräftigen Kaisers wieder gefühlt, andrerseits von der dem Kaiserthum entwöhnten Zeit ein solcher für lästig angesehen. Mit großem Rechte hebt der Verf. hervor, daß damals bey allen wichtigen Ereignissen, die die Gesammtheit der respublica christiana betrafen, bey den so nothwendigen gemeinsamen Kriegszügen, bey der Aufrechthaltung wohl erworbener Rechte, der Entfernung von Fehden und Zwistigkeiten „das Haupthinderniß immer der Umstand blieb, daß die beyden höchsten Autoritäten, Papst und Kaiser, unglücklicher Weise Gegenstand der Abneigung oder des Mißtrauens bey den Fürsten waren“ Thl. II S. 221. In allen anderen germanischen Staaten, in allen romanischen, slavischen und dem Magyarenreiche, nur nicht in Polen und dem deutschen Reiche schien der Proceß des Mittelalters in eine absolute Monarchie ausgehen zu wollen und sah man in Deutschland von dem schwachen Haupte ab, so war auch bey den Churfürsten, geistlichen und weltlichen Fürsten, eine Macht vorhanden, die in keinem Verhältnisse mehr zu der immer bedeutungsloseren kaiserlichen stand. Nicht leicht hat ein Schriftsteller die Verwirrung, welche aus diesem Mangel an Gleichgewicht hervorgehen mußte, mit größerer Wahrheit geschildert als Cusanus selbst in seinem Buche de concordantia catholica. Bey der eigenthümlichen Zusammensetzung des deutschen Reiches als eines halbgeistlichen und halbweltlichen Staatenbundes mußte die Verwilderung des kirchlichen Elementes einen höchst nachtheiligen Einfluß auf die allgemeinen Zustände ausüben. Cusanus klagt, daß der Grund, weshalb von früheren Zeiten die Kirche in Deutschland mit weltlichem Besitzthum und weltlichen Rechten ausgestattet worden, gänzlich weggefallen sey. Weltliche Macht in geistlichen Händen sollte eine kräftige Schutzwehr gegen Räuberey und Bedrückung der Armen, für die Unterthanen aber eine Bürgschaft für ungestörte Freyheit gegen tyrannische Unterdrückung seyn. Allein jetzt gereichten die zeitlichen Besitzthümer der Kirchen nicht mehr zum Frommen und Aufblühen des Reiches. Die Gesetze würden wie Spinnengewebe durchbrochen. Eine rasende Gier nach zeitlichen Gütern habe sich der Bischöfe bemächtigt, daß sie darüber die Sorge für das Geistliche ganz verabsäumten. Weil keine Canones beachtet würden, keine Disciplin und Bestrafung statt habe, sey das weltliche Regiment der Geistlichen dem Staate und den Unterthanen sehr

verderblich. Geschähe eine Besetzung durch Wahl, so sorge man sehr fleißig für Theilung der Stimmen; geschähe sie durch die Curie, so spreche das Gewissen gar leicht für diejenigen, die das Meiste gäben. „Alle Beschwerden lasten auf dem armen Unterthanen, die Curie zieht alles Fett von vorne hinweg und was das Reich in weiseſter Absicht zur Ehre Gottes und zum allgemeinen Besten angeordnet hat, das mißbraucht die Habsucht unter allerley gleißnerischen Vorwänden zu ihren verkehrten Zwecken; was des Kaisers ist, wird des Papstes und das Geistliche wird weltliche Sache.“ Aber ebenso grundverderblich für das Reich war nach Cusanus auch das Beginnen der Reichsfürsten, die kaiserlichen Gerechtsamen an sich zu reißen und dadurch ihre Macht zu verstärken. Wenn die Fürsten die ganze Macht des Hauptes und des Reiches verschlungen und die Glieder dasselbe zerrissen hätten, so würde die ganze hierarchische Ordnung — das Fundament des Kaiserreiches — aufhören, da kein höchster mehr vorhanden sey, an den man sich wenden könne, d. h. es werde die hierarchische Ordnung sich in eine weltliche verkehren. Hat somit der Scharfsinn Cusan's die größte Veränderung in der Verfassung des deutschen Reiches um mehr als ein Jahrhundert vorhergesehen, so wird vollends, wer das Nachfolgende liest, Cusanus die Gabe eines politischen Sehers nicht absprechen können.

Wie die Sachen im Zeitalter Nicolaus von Cusa standen, so hatte sich die politische Ordnung im deutschen Reiche so getrübt, daß von einer Erhaltung der alten Reichsverfassung keine Rede mehr war. Die Churfürsten verhandelten die wichtigsten kirchlichen Angelegenheiten gleich den weltlichen ohne Beyziehung des Kaisers. Als das Schisma durch die anfänglich so würdige Haltung der Deutschen für die anderen Völker gestillt schien, fieng es für sie erst an und dauerte es noch 16 Jahre, bis endlich auf dem Todbette Eugen's IV. Deutschland mit dem römischen Stuhle ausgesöhnt wurde. Während aber das Baslerconcil die Oberhoheit eines Concils über den Papst dictirte und die Monarchie des Papstes nicht blos beschränken, sondern auch stürzen wollte, hatte in Deutschland die Monarchie des Kaisers einer Oligarchie Platz gemacht; das Faustrecht wurde im Großen von Fürsten und Churfürsten gegen den Kaiser und unter sich getrieben. Der Rechtszustand hörte auf. Unter solchen Verhältnissen schrieb Cusanus die prophetischen Worte nieder: „wenn die Fürsten unter einander kämpfen, werden solche aufstehen, die alles Recht nur in den Waffen, in der Gewalt erblicken. Denn wie die Fürsten das Reich aufzehren, werden die Niederen die Fürsten verschlingen. (Quoniam sicut principes imperium devorant, ita populares devorabunt principes.) In diesem Satze ist die ganze nachfolgende deutsche Geschichte enthalten. Es war bereits im fünfzehnten Jahrhundert in der natürlichen Entwicklung Deutschlands gelegen, daß wie bisher die höheren Ordnungen, die Churfürsten und Fürsten die Macht des Kaisers an sich gebracht, so die niederen die Macht der höheren erstrebten. Zwar traten hier zunächst die Reichsritter und erst tertio oder quarto loco die Reichsstädte hervor; Kampfplatz aber waren, wie immer bey den Deutschen, die nun einmal die Stärke oder die Schwachheit haben, jeder politischen Frage eine religiöse Färbung zu geben, die geistlichen Fürstenthümer, von welchen die deutschen Ritter sorgfältig jeden Fürstensohn auszuschließen und die sie eben dadurch in den ritterschaftlichen Bereich zu ziehen suchten — offenbar das beste Mittel dem Ritterstande fürstlichen Besitz und fürstliche Rechte zu verschaffen, um so mehr als bey den Fürstbisthümern der Fürst den Bischof bereits in den Hintergrund geschoben hatte. Man weiß wie M. Jordanes von den deutschen Bischöfen zu seiner Zeit entschuldigend schrieb: nec est attendenda praesulum germanorum saecularis conversatio, ipsi enim sacerdotium representant Samuelis qui licet esset sacerdos tamen judicis officium exercebat ipse et regem eligebat et electum consecrabat. Praesules Germaniae non sunt illius vicarii qui relicto sindone nudus aufugit, sicut episcopi Italiae; sed ejus vicarii qui dixit, Domine paratus sum tecum in vita et in morte tecum ire, et in tempore tribulationis eduxit gladium et amputavit servo Pontificis auriculam dexteram; non amputavit ei pedem, sed auriculam ut ostenderet, quod ei caput libentissime amputasset: ergo

licet ipsi alii ad vocem ancillae Christum negent, tamen frequenter surgent fortiores *) — jeder, der die deutsche Geschichte kennt, weiß auch wie viel diese symbolische Allegorie eigentlich bedeutet. Klar ist aber nun, daß der gewaffnete Versuch Sickingens im darauffolgenden Jahrhunderte, sich in den Besitz geistlicher Churfürstenthümer zu setzen, daß das ähnliche Bestreben des bekannten Albrecht von Brandenburg-Culmbach ꝛc., daß endlich die Säcularisationen des Deutschherrnordens, der Stifter Bremen, Magdeburg und der 15 anderen, welches doch in Wahrheit der eigentliche Anlaß zum deutschen Bürgerkriege im 17. Jahrhunderte geworden ist, schon im 15. Jahrhunderte vorbereitet wurden. Allein nicht lag es in der Absicht der Nation oder in der sie im fünfzehnten Jahrhundert beherrschenden Entwicklung, daß das Resultat so großer Bewegungen wie die vorausgegangenen gewesen, nur in der Aufrichtung einer Territorialhoheit bestehen, gleichsam nur einigen wenigen Familien zu Gute kommen sollte. Dazu war das deutsche Volk und die deutsche Geschichte in jenen Zeiten noch zu kernhaft und zu edel; und wenn für ein Paar Jahrhunderte dieselbe dennoch kein anderes Resultat lieferte, so muß etwas unnatürliches, der ursprünglichen Anlage und der genetischen Entwicklung Deutschland's Fremdartiges sich eingedrängt haben, daß es dazu kommen konnte. Wie sehr hatte Cusanus recht, wenn er zur Reformation des todtkranken Reiches jährliche Reichstage und die Aufstellung von Reichsgerichten in Vorschlag brachte, an welchen Geistlichkeit, Adel und Städte Antheil nehmen sollten. Das Reich selbst, in Gerichtsdistricte eingetheilt, hätte in jedem derselben ein aus diesen 3 Bestandtheilen zusammengesetztes Gericht erhalten, so daß jeder Stand sein Forum vor den Standesgenossen gefunden hätte. Die Sache kam aber so wenig zu Stande, als der später von Mainz ausgehende Vorschlag die Bildung eines Reichstages in 2 Abtheilungen nach Weise des englischen Parlamentes. Dessenungeachtet blieben die Städte factisch der bedeutendste Bestandtheil des Reiches und wie Ref. an einem andren Orte ausgeführt, hielten einsichtsvolle Fremde dafür, daß die Zukunft des Reiches den Städten angehöre *). Aber nun kam die Glaubensspaltung und mit ihr politische Ereignisse von unberechenbarer Wirkung: ein außerordentlicher Zuwachs an Macht auf Seite der Fürsten durch die zu ihrem Profite eingeleitete Säcularisation; ein Verfall des freyen Bauernstandes seit dem Bauernkriege 1525, eine Abnahme der Macht des Ritterstandes, den die fürstliche Macht durch die Säcularisation überflügelt hatte; ein Aufgeben der ruhigen besonnenen Politik der früheren Zeit zu Gunsten einer religiösen Controverse, die alle Rücksichten der gemeinsamen Abstammung, der Nachbarschaft und ehemaligen Freundschaft verdrängte. In dieser Zeit kann man sagen, standen sich Fürsten und Städte in dem Reiche fast ohne Mittelmacht gegenüber und die einen wie die andern von dem Worte Cusanus erfüllt: quoniam sicut principes imperium devoant, ita populares devorabunt principes. Als es am meisten Noth that, dem Auslande gegenüber wie ein Mann dazustehen, schlossen sich Fürsten und Städte in die Wette an Fremde an, bald an Holländer, bald an Engländer, Schweden und Dänen, Franzosen oder Spanier und ruhten nicht eher, als bis eine völlige Umkehr der deutschen Verfassung entstanden, Deutschland getheilt, arm und geknechtet worden war. Dann begann wie bekannt die Wiederherstellung Deutschlands, aber mit ihr auch aufs Neue der Kampf zwischen den Popularen und den Fürsten, und welche Entwicklung er jetzt nehmen, ob der Vordersatz oder der Nachsatz Cusan's den Sieg behaupten werde, ist wie vor 400 Jahren im Zeitalter Cusan's, Frage der Zukunft, muß man der Zeit und dem Fortschritte der politischen Bildung und dem Fernehalten religiöser Controversen überlassen **). —

(Schluß folgt.)

*) Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione, anthoritate et praeeminentia ac potestate ecclesiastica. Argentor. 1609. fol. p. 112.

*) C. Höflers Betrachtungen über die Ursachen, welche im Laufe des 16. u. 17. Jahrh. den Verfall des deutschen Handels herbeyführten. S. 2—4.

**) Der gegenwärtige Artikel wurde bereits Ende 1847 niedergeschrieben.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums. Von Dr. W. Adolf Schmidt, außerordentlichem Professor der Geschichte an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Veit und Comp. 1847. 8. VIII und 456.

Das Bedürfniß freymüthiger Aeußerung mußte einer meistens absolutistischen Monarchie gegenüber um so tiefer empfunden werden, je weniger die Machthaber geneigt waren, es zu berücksichtigen. Auf das Aeußerste gebracht durch eine Tyranney, die noch etwas mehr suchte, und, wo es anging, auch ausführte, als Unterdrückung des freyen Wortes, entledigte sich Rom nach langer Duldung seiner Bedränger mehreremale in gewaltsamem Erheben und öfter noch mißlangen die Versuche, welche dasselbe Ziel verfolgten. Wie weit aber der Einfluß der Literatur unter solchen Verhältnissen reichte, wird man leicht ermessen, wenn man sich der furchtbaren Macht der Delatoren erinnert und bedenkt, was kaiserliche Willkühr und Verfolgungssucht aus dem crimen majestatis zu entwickeln im Stand war. Nur unter milden Regierungen, wie der des Augustus und Vespasian, erlaubten sich einige Schriftsteller ihre Gedanken laut werden zu lassen, und etwa in den ersten Zeiten des Tiberius und Nero; der tyrannischen Gewalt mochte Niemand trotzen.

Demungeachtet dürfte man dem Verfasser für die Bearbeitung dieses Gegenstandes dankbar seyn, wenn er dabey einer größern historischen Treue sich befliſſen hätte. Aber weder sind die Quellen mit Sorgfalt und Kritik benutzt — ja häufig nicht einmal verstanden — noch ist die Darstellung selbst eine zuverlässige, wahrhaft geschichtliche. Jenen Fehler hätte er um so mehr vermeiden sollen, da nach seinem Dafürhalten den Philologen die Fähigkeit zur Geschichtschreibung abgeht. „Die Philologen," heißt es p. 4, „freywillige und unermüdliche Arbeiter, sehen meist in ihrem gründlichen Eifer vor lauter Einzelheiten das Ganze nicht, tragen mit ameisenartiger Betriebsamkeit eine Menge an sich trefflicher Bausteine zusammen und — bauen nicht, sondern fangen immer nur an zu bauen. Wer hat nicht die so häufige Klage vernommen, daß die Bearbeitung der alten Geschichte allmählig fast ganz den Händen der Philologen anheim gefallen sey?" Und warum das? „Die Historiker, die bestellten Werkmeister, haben aus mangelnder Vertrautheit mit dem Boden und dem Stoff größtentheils den Bau im Stich gelassen und sich auf ihnen heimischere Gebiete zurückgezogen." Wer also es unternimmt, die Geschichte der alten Welt zu schildern, muß, wie hier anerkannt wird, sich philologische Gründlichkeit erworben haben. Daß diese dem Verfasser abgehe, beweisen zahlreiche Fehlgriffe, wie sie kein Alterthumsforscher sich zu Schulden kommen lassen kann. Werden aber diese Mängel hier etwa durch richtige und umsichtige Auffassung des Ganzen ersetzt und erscheint im Licht dieser Vorzüge jener Tadel als unbedeutend und kleinlich? Auf die Frage mag unser Bericht antworten; im Allgemeinen ist wohl so viel klar, daß, wo durch unrichtige Interpretation eine Menge von Thatsachen entstellt wird, aus der Composition

derselben mit dem treu überlieferten Stoff nur ein halbwahres Bild erstehen kann. Zwar glaubt der Verfasser vor dem Gelehrten, welcher sich auf die Erforschung des Alterthums beschränkt, einen bedeutenden Vortheil in der Bekanntschaft mit der Geschichte der neuesten Zeit voraus zu haben, er verlangt auch die unmittelbare Anwendung solcher Studien auf unsere Verhältnisse, indem er sich in den Worten ausspricht: „Gewiß büßt das Studium des Alterthums den schönsten (?) Theil seiner Bedeutung ein, wenn man es nicht fruchtbar macht für die Gegenwart; dergestalt daß die Vergangenheit aus ihrem scheinbar abgeschlossenen Ideen- und Gefühlskreise warm und voll an uns herantritt, daß sie uns eben nicht als ein Anderes erscheint, sondern als unser eigenstes Selbst, als ein wesentlicher Bestandtheil unseres Daseyns. Wie nun aber kann diese Befruchtung des Alterthums, in dessen labyrinthischen Gängen man sich nur zu leicht verirrt, anders vollzogen werden, als indem wir es nicht ohne den Faden der Ariadne betreten, der uns immer und immer wieder zur Oberwelt emporleitet, um dann die wahrgenommenen Erscheinungen der Vergangenheit von dem Standpunkt der gegenwärtigen, das heißt der gesammten geschichtlichen Kenntniß aus zu beleuchten.“ Leider ist indeß der Faden der Ariadne für ihn zum Irrlicht geworden; statt das erste Jahrhundert durch Vergleichung mit dem neunzehnten ins Klare zu setzen, trägt er den Charakter des neunzehnten auf das erste über, und entdeckt dort die Kirche, den Orthodoxismus, den souveränen Pietismus, die Philosophie der Offenbarung, die Opposition des Rationalismus unserer Tage; die Verwechslung der Cultusfreyheit mit Glaubensfreyheit ist selbst auf dem Titel sichtbar. Solche Grundirrthümer greifen hier in Alles ein und lassen dem Werk, insofern es für historisch gelten will, nur einen sehr bedingten Werth; seine Bedeutung liegt in der Zusammenstellung des mannichfaltigen Materials, das freylich ein künftiger Bearbeiter nicht ungesichtet hinnehmen darf, in einzelnen guten und brauchbaren Bemerkungen, endlich in einer gewissen Gewandtheit und Lebendigkeit der Sprache, wodurch die Lektüre erleichtert, das Interesse am Gegenstand rege erhalten wird.

Ohne eigentliche Vorrede eröffnet eine Einleitung (1 — 9) das Buch, worin insbesondere ausgeführt wird, wie für den sittlichen Menschen unumschränkte Denkfreyheit nothwendig sey, und durch das Ideal geboten werde, welchem er nachstrebt, ferner wie das historische Bewußtseyn darum den Fortschritt zur sittlichen Freyheit für die Zukunft verlange, weil es denselben in der bisherigen Weltentwicklung wahrnimmt. Dann folgt ein Abschnitt „über den Begriff von Denk- und Glaubensfreyheit“ (10—13), und darauf ein „Ueberblick des geschichtlichen Herganges und Hinblick auf die Zukunft“ (14—20). Hier macht der Verfasser auf den Unterschied älterer Zeiten und der nach der Erfindung des Druckes folgenden aufmerksam; dort war nur das Repressivsystem anwendbar, hier tritt bald das Präventivsystem, d. h. die Censur ein. Nach seiner Ansicht ist die Welt jetzt wieder im Begriff, von dem höchsten Wendepunkt des letztern Systems zu einem geläuterten und gesetzlichen Repressivsystem zurückzukehren, um von da zu einer unumschränkten, aber sittlichen Denkfreyheit dereinst vorzudringen. Mag die Erfüllung dieser schönen Hoffnung noch so ferne seyn, gewiß ist wenigstens ein Gesetz innerer Nothwendigkeit vorhanden, „dessen stufenmäßiger Verwirklichung der Mensch weder auf die Dauer zu widerstreben, noch im Erfolg ihr vorzugreifen vermag.“ Dieses Unvermögen hat unter andern der Absolutismus des ersten Jahrhunderts, trotz dem, daß so viele Opfer ihm unterlagen, durchgehends dargethan; er kann deßhalb als vorzüglich lehrreiches Beyspiel gelten. Das vierte Capitel ist überschrieben: die Monarchie im Kampf mit der Rede- und Schriftfreyheit (21 — 108). Im Orient und in Griechenland kam es aus entgegengesetzten Ursachen zu keinem politischen Denkzwang, er existirte auch in Rom nicht vor dem Kaiserthum, ward aber eingeleitet durch die Proscriptionen in den Bürgerkriegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der deutsche Cardinal Nicolaus von Cusa und die Kirche seiner Zeit. Von Dr.

(Schluß.)

Das aber kann auf dem wissenschaftlichen Boden nicht geläugnet werden, daß nicht nur ein religiöser Zwiespalt ungelöst und ungeeinigt sich durch das Leben der Deutschen hindurchzieht, sondern auch ein politischer; daß die Entwicklung und Beendigung des letztern, sey es absichtlich, sey es unwillkührlich, der unseligen Förderung des erstern Preis gegeben wurde; daß wie der Umsturz dessen, was Cusanus hierarchicus ordo nennt, der Fürstenmacht, aber nicht der Nation zum Vortheil gereichte, er auch den seitdem unausbleiblichen Verfall des Kaiserthums und die Territorialmacht erleichtern, nicht aber einem tiefen Bedürfnisse der Nation abhelfen konnte. Wenn aber nun, nachdem Alles und Alles dem Einen Ziele Preis gegeben, aufgeopfert und hingestreckt, die alten Fragen des fünfzehnten Jahrhunderts von Neuem auftauchen, möge man sehen, daß man nicht in die alten Fehler zurückfalle. — Der sprechendste Beweis des Obengesagten von dem außerordentlichen Umschwunge der Dinge, den die großen Concilien des XV. Jahrhunderts herbeyführten und insbesondere von dem durch sie hervorgerufenen intellectuellen Aufschwunge ist übrigens Cusanus selbst. Der große Kirchenstreit veranlaßte ihn, die kirchenrechtlichen und historischen Behauptungen besser, als es bisher geschehen war, zu begründen und zu diesem Endzwecke neuer Quellen wegen die Klöster- und Capitelbibliotheken zu durchmustern. Er vernichtete die bisherige Methode, sich statt der canonistischen, historischen und philosophischen Quellen nur der Auszüge und Commentare zu bedienen und zwang sein Zeitalter, sich mit den Originalien bekannt und vertraut zu machen. Dadurch kam es, daß, als die noch bey seinen Lebzeiten entdeckte Buchdruckerkunst schnell eine Masse solcher Originalien in die Welt hinein warf, und die erwachte Vorliebe zu tieferen Studien auch gleich Gelegenheit erhielt sich bey den Quellen selbst Rathes zu erholen. Es war das Bedürfniß dazu, der Sinn dafür bereits erweckt worden. Die Methode wie Haselbach in Wien, 20 Jahre lang über ein halbes Capitel des Isaias zu lesen und dabey als Deutschlands größter Theologe zu gelten, mußte von nun an aufhören. Dazu kam noch ein anderer Umstand von nicht geringer Bedeutung wenn man bedenkt, welche Koryphäen der Unzucht an der Schwelle der mittlern und neuen Zeit als die praktischen Träger der neuen Classicität auftauchten. Sittliche Reform und geistige Erhebung gingen bey Cusanus Hand in Hand, und das war es vorzüglich, wodurch Cusanus der Wohlthäter seiner Zeit wurde. Die hohe Achtung vor geistiger Virginität, die ihn durchdrang und die von ihm ausging, hat bis zu dem Ende des Jahrhunderts, als von Italien her die ungezügelte Vorliebe für heidnische Denkungsart und Sitte Deutschland überfluthete, der deutschen Wissenschaft ein eigenthümliches, vom italienischen streng geschiedenes Gepräge verliehen. Nicht als wenn Cusanus dem Alterthum Feind gewesen wäre. Im Gegentheile. Wo sich in demselben eine höhere Richtung findet, darf man sicher seyn, Cusanus hat sie in sich aufgenommen. Plato beystimmend setzte er ja als Vorbedingung zur Aneignung ächter Weisheit eine hohe Begeisterung für die Wahrheit voraus, so daß der Freund derselben bereit ist, erforderlichen Falls ihr sein Leben zu opfern; allein in Folge des verlangte er auch Enthaltsamkeit von sinnlichen Lüsten, endlich als unerläßliche Pflicht für den Christen Gott in heißen Gebeten um Erleuchtung anzuflehen. Ein tugendhaftes Leben, Beobachtung der Gebote, Abtödtung der Sinnlichkeit, Verachtung der Welt seyen stets im Gefolge dessen, der aufrichtig die ewige Weisheit suche. Gelehrsamkeit allein mißachtete er, da sie das Herz verkehre, ohne den Kopf zu bereichern. Die wahre Wissenschaft war ihm Sache des Lebens, nicht bloß des Lernens; daher bestehe die Weisheit vorzüglich in der Lossagung von den sinnlichen Dingen wie in der Hinwendung zur ewigen Weisheit, in dem inbrünstigen Verlangen, diese in den von Lastern reinen Tempel des Herzens aufzunehmen. Ein solches Verlangen sey dem Herzen so eingeboren wie im Eisen von Natur aus eine Hinneigung zum Magnete liege. In der Befriedi-

gung dieses keuschen Seelenverlangens liege ihre unbeschreibliche Seligkeit, welche der davon erfüllte Mensch nicht um die ganze Welt dahin gäbe. Aber setzt er hinzu: spiritus sapientiae non habitat in corpore subdito peccatis neque in malevola anima, sed in agro suo puro et sapientiali munda imagine quasi in templo sancto suo. Ebendeßhalb genügte es aber auch Cusanus bey seinen Reformen nicht, blos auf die eine Seite des geistigen Lebens zu dringen; er suchte den ganzen Menschen zu erfassen und verlangte Reinheit des Wandels, Aufschwung des Geistes, durchgängige Erhebung der Seele. Wie interessant ist es, seine edle Haltung, die alles Gemeine instinktartig von sich ferne hält, mit dem viel derberen, oft cynischen Gregor von Heimburg zusammenzuhalten, dem Muster jener Deutschthümeley, die als unerläßliche Anerkennung geistigen Werthes nur das Eine verlangt, in dem Nabel der Christenheit, zwischen den Rheine und dem Inn geboren zu seyn; oder mit dem geistreichen, frivolen Aeneas Piccolomini, der im hohen Alter zum Enthusiasmus für eine Sache kömmt, die er in Jünglingsjahren nur mit dem berechnenden Auge des Vortheils angeblickt, und nun sich vergeblich bemühte, Andern gleiches Gefühl für die Sache der Christenheit einzuflößen. Wie Cusanus auch in Mathematik und Naturwissenschaften als Regenerator gewirkt, mag man in dem zweyten Theile der Monographie ausführlich lesen, wo auch sein philosophisches System entwickelt ist. Auch der Wissenschaft, welche so viele ihrer Trockenheit wegen anwidert, der Mathematik, wußte er eine hohe und belebende Seite abzugewinnen. Sie war ihm die Disciplin, die zum Absoluten führe, indem alles menschlicher Weise Wißbare im Spiegel der Mathematik erschaut werde und zwar nicht etwa in entfernter Aehnlichkeit, sondern in hellleuchtender Nähe. Sein Freund und Liebling war der berühmte Peuerbach, den selbst 29 jährig, der 16 jährige Regiomontan zum Lehrer hatte. Allein schon 3 Jahre vor Cusanus starb Peuerbach, noch im letzten Augenblicke des Lebens Regiomontan beschwörend, das Werk über Ptolemäus zu vollenden, das er (Peuerbach) für den Cardinal Bessarion begonnen. Gerade in seinen bedeutendsten mathematischen Auffindungen war er den Forschungen und Winken Cusan's gefolgt. (II S. 440).

Es gehört zur Eigenthümlichkeit der Zeit und der deutschen Geschichte, daß Cusanus, den eine vor uns liegende handschriftliche Chronik nur immer „als den edlen Mann bezeichnet," von einem deutschen Fürsten, Sigmund von Tirol, bis auf den Tod verfolgt, belagert, gefangen genommen, mißhandelt fast getödtet wurde. Offenbar haben Kummer und Sorgen das kostbare Leben dieses Mannes verkürzt, der der Lehrer und Erwecker Deutschlands genannt zu werden verdient, der aber vom deutschen Boden vertrieben, auf italienischer Erde sein Grab fand. Er starb am 11. August 1464 in Todi und wurde zu Rom in der Kirche zu St. Petri in vinculis begraben, wo nahe an dem berühmten Moses von Michelangelo die lebensgroße Statue des deutschen Cardinals zu sehen ist, der von dieser Kirche seinen Titel führte.

In Bezug auf den Verf. dieser Monographie ist es Pflicht, nicht bloß den Fleiß oder die Gesinnung, sondern auch die Behandlungsweise rühmend hervorzuheben. Wenn wir dieselbe eine höchst lohnende und instructive Lectüre nennen, wird uns gewiß Jedermann beystimmen. Daß es gerade in unsern Tagen ein besonderes Verdienst ist, die Verbindung strenger Wissenschaftlichkeit und eines tiefen religiösen Sinnes, eines ernsten, feurigen Glaubens an einem leuchtenden Beyspiele nachgewiesen zu haben, wird von Manchem dem Verf. nicht zugestanden werden; er wird sich jedoch über eine so heillose Anschauung, wo sie auch hervortritt, hinaus zu setzen wissen. Dagegen hätten wir mehr Ordnung in die Anlage des Ganzen und Fernhalten einiger kleinen historischen Irrthümer gewünscht. Die Reichsstadt Verden z. B. II. S. 145 ist Donauwörth, Urbs vetus II. S. 223 das bekannte Orvieto, und so Aehnliches auch im ersten Bande. Das thut jedoch dem Verdienste des Ganzen wenig Eintrag.

Dr. Höfler.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums.

(Fortsetzung.)

Das Majestätsgesetz war in den Zeiten der Republik nicht gegen Worte gerichtet. Eine solche Anordnung erhielt es erst durch die Dynastie der Julier, welche auf diesem Wege ihren Thron befestigen zu können wähnten.

Cäsar befolgte anfangs das Gesetz vollkommener Toleranz freymüthigen Aeußerungen der Art gegenüber, ließ keinen Unwillen gegen Schriften und Pasquille merken nnd antwortete, wenn er es für nöthig erachtete, mit dem Wort selber, nicht mit dem Degen. Erst nachdem seine Macht genügend befestigt schien, legte er sein Mißbehagen über dergleichen unverholener an den Tag, und bewirkte dadurch, daß man mit größerer Zurückhaltung über seine Willkühr, wie über seine Schwächen urtheilte. Er ließ zuletzt die Maske ganz fallen, indem sein Unwille die Tribunen traf, welche diejenigen vor Gericht gezogen hatten, die es gewagt, Cäsar als König auszurufen und zu begrüßen; der Senat mußte die hochheiligen Magistratspersonen absetzen. „Der Prozeß gegen jene freysinnigen Staatsbeamten," meint der Verfasser, „bildete — was die neuere Geschichtschreibung niemals beachtet hat — die Krisis in Cäsars Leben; von dem Moment an, da derselbe entschieden war, begannen die Stützen seiner Macht zu wanken, bis sie endlich jählings niederstürzte." Ref. vermag nicht zu untersuchen, ob dieß Verfahren Cäsars von keinem andern Geschichtsforscher eben so entschieden als Wendepunkt seiner Herrschaft betrachtet wird, als es von Herrn S. nach Anleitung Dio's XLIV, 10, 11 geschieht; aber diese Differenz hat wohl weniger auf sich, als er anzunehmen scheint; eine Opposition war auch ohne dieß vorhanden, die Caesar freylich durch jenen Schritt sehr erbittern mußte; sie wurde dadurch um so gefährlicher, als sie sich genöthigt sah zu versteckter und geheimer Ausbreitung.

Augustus erlaubte sich Gewaltstreiche nur so lang als er Triumvir war; ungleich milder verfuhr er in den ersten Jahrzehnten seiner Monarchie. Wie er damals dachte, spricht das fingirte Gespräch des Maecenas und Agrippa mit ihm aus bey Dio LII, 5, sqq. Rede und Schrift bewegten sich noch mit ungebundener Freyheit. Er gab einst, als viele Schmähschriften über ihn selbst in der Curie umliefen, die Erklärung ab, daß nur gegen diejenigen forthin eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet werden solle, welche auf irgend Jemanden Schmähschriften oder Spottgedichte unter fremdem Namen herausgeben würden. Aber diese Regel ließ er bald hernach im Prozeß gegen Cassius Severus, welcher durch kühne Invectiven auf Hochgestellte den Haß des Hofs sich zugezogen hatte, selbst außer Acht; Severus war ohne Hehl aufgetreten und wurde doch verbannt und seine Schriften confiscirt.

Hier berührt der Verfasser auch Ovids Verbannung, der gewiß nicht zu den Freymüthigen gehörte; nach der hier vorgetragenen Vermuthung wäre er ein Genosse von Julias Ausschweifungen gewesen und von Augustus nicht als Verführter, sondern als Verführer angesehen worden.

Auch Tiberius erschien zu Anfang seiner Herrschaft gemäßigt und sein großartiger Ausspruch: in civitate libera linguam mentemque liberas esse debere berechtigte zu den besten Hoffnungen, die aber bald durch ein Verfahren vereitelt wurden, das in der Anwendung des crimen majestatis gar keine Gränzen kannte; bey Caligula trat ebenfalls nach kurzer Reihe die tollste Reaction ein; Claudius war beynahe unzurechnungsfähig; Nero, dessen Beginnen auch bessere Zeiten versprach, bildete später die Tyranney zum System aus und ging weiter als Tiberius. Die meisten Julier bestiegen demnach mit guten Vorsätzen den Thron, besaßen aber nicht die Kraft, ihrer anfänglichen Ueberzeugung treu zu bleiben und das auszuführen, was nach ihrem eigenen Dafürhalten das Rechte war; einmal aber davon abgebracht gingen sie in der Bedrückung des Staates immer weiter. Bey jedem Regierungswechsel erhoben sich gegen den abgetretenen Herrscher Stimmen der Mißbilligung und des Vertrauens zu dem neuen; diese mußten dann verstummen, wenn der Herrscher reactionär wurde, aber nur, um dadurch die Opposition in Verzweiflung zu bringen und zuletzt einen Umsturz herbeyzuführen.

Es folgen drey Abschnitte: „Der Rede- und Schriftprozeß," „Literarische Verbote" und „Keime präventiver Censur: die Staatszeitung." Im ersten wird gezeigt, daß Augustus, indem er die Beleidigung von Privatpersonen als Majestätsverbrechen betrachtet wissen wollte, eine Bevormundung des Einzelnen einführte, welche die Freyheit des Individuums aufhob. Freylich war diese Form nur beliebt worden, um die anonymen und pseudonymen Angriffe gegen ihn selbst ungehinderter bestrafen zu können (vgl. Suet. Oct. 55). Augustus verfuhr übrigens noch mit Mäßigung und verfolgte nur Excesse; Tiberius dagegen war bald so weit gekommen, auch Ueberzeugungen, die auf wissenschaftlichem Forschen beruhten, vor Gericht zu ziehen; wovon das Verfahren gegen Cremutius Cordus (Tac. Ann. IV, 34) das erste Beyspiel lieferte. Unter die literarischen Verbote gehört das der Senatszeitung (acta senatus), welche Caesar in seinem ersten Consulat eingeführt hatte. Der Verf. meint, dadurch sey die Opposition, welche nur in der Curie mit einiger Bedeutung sich erheben konnte, niedergehalten worden, indem das Interesse des Publikums an den Verhandlungen des Senats, welches durch seinen Beyfall ihn hob und trug, so nothwendig wegfallen mußte (vgl. Suet. Oct. 36). Damit ist aber eine ganz moderne Vorstellung substituirt und vergessen, wie wenig der Senat gegen die von Augustus eingeführte Militärdespotie vermochte. An die Stelle der vollständigen Protokolle treten magere Auszüge, mitgetheilt in den Acta populi. Das erste Bücherverbot betraf die Schriften des Historikers Titus Labienus (vgl. Senec. Controv. V, praef. p. 319). Was man davon habhaft werden konnte, wurde verbrannt. Labienus ertrug die Schmach nicht, er ließ sich in das Grabmal seiner Ahnen tragen und einschließen. Das erste mit einem Straferkenntniß wider die Person des Verfassers verbundene Bücherverbot traf den Freund des Titus Labienus, den schon genannten Cassius Severus. Nicht alle Exemplare konnten confiscirt werden, um so eifriger las man die geretteten; man hätte zur Verbreitung jener Werke kein geschickteres Mittel wählen können. Treffend bemerkt Tacitus die Unzweckmäßigkeit solcher Verbote, wo er den Prozeß des Vejento erzählt: Ann. XIV, 50: libros exuri jussit (Nero) conquisitos lectitatosque, donec cum periculo parabantur: mox licentia habendi oblivionem attulit.

Eine Art Censur war endlich die Redaction der oben angeführten acta populi Romani diurna, die ganz unter der Aufsicht der Regierung stand, daher auch politische Artikel entweder total wegfielen, oder doch nur geringen Aufschluß darboten. Und was hätten sie auch enthalten können? Diese Maaßregeln erhalten auch in den Augen unseres Verfassers größere Bedeutung, indem er erwägt, wie viel die buchhändlerische Betriebsamkeit zur Verbreitung der Litteratur in jener Zeit beygetragen habe. Nach seiner Meinung setzt unsere Presse nicht mehr in Umlauf, als damals die Sosii mit Hülfe ihrer Sklaven. Folgende Momente macht er außerdem geltend: 1. Das Alterthum war productiver. 2. Die Mittheilung des Schriftlichen wurde durch Vorlesungen, die zunächst dienen sollten, die Kritik vor der schriftlichen Publication noch zu benutzen, verviel-

facht; ein Werk, das heute auf eine gewisse Anzahl von Lesern rechnen kann, hatte, ehe es erschien, in Rom schon eben so viele Zuhörer gefunden; man wagte mitunter auch Vorträge von politischer Tendenz, wie Maternus seinen Cato und Labienus seine freymüthig geschriebene Zeitgeschichte auf diesem Weg veröffentlichte; freylich fand er für gut, an einer gewissen Stelle mehrere Blätter zu überschlagen, mit dem Versprechen an die Zuhörer, daß sie das Uebergangene nach seinem Tod lesen würden (vgl. Senec. Controvers. l. c.). 3. Die Verbreitung geschah, wie gesagt, durch Sklaven, die gewöhnlich Griechen waren. Daß sie höhere Bildung besassen als insgemein unsere Setzer, ist eine Behauptung, die eben so schwer zu widerlegen als zu beweisen ist. Bey der Gelegenheit spricht Hr. Sch. mit Benutzung von Gérard Essai sur les livres dans l'antiquité particulièrement chez les Romains, Paris 1840, ausführlich über die Entstehung und Verhältnisse des Buchhandels. Gebührend wird die Thätigkeit des Attikus in diesem Fach hervorgehoben, und was Ciceros Briefe darüber enthalten, angeführt; eine starke Uebertreibung läuft aber unter in dem Ausspruch: „Attikus besaß dergestalt ein Büchermagazin, wie es heut wohl in der ganzen Welt bey keinem Verlags- oder Sortimentshändler gefunden wird!“ (p. 120). Wenn behauptet wird, die Vervielfältigung eines Werkes durch die Schrift sey nicht langsamer vorgerückt als der Druck oder vielmehr der Satz, so kann dieß doch nur von kleinern Productionen gelten; die viel größern Schwierigkeiten der Correctur und die Leichtigkeit einer Multiplication ins Unendliche durch die Presse scheinen dabey nicht beachtet zu seyn. Durch Nachschriften waren die alten Verleger nicht so bedroht, wie die heutigen durch Nachdruck, da natürlich die Versendung des neuen Werks nach allen Seiten der römischen Welt hin nicht eher vor sich ging, als die verlangte Anzahl von Exemplaren vorhanden war, und der Verleger damit seinen Gewinn schon gesichert hatte. Daß die Schreiber zur größten Schnelligkeit eingeübt waren, unbeschadet der kalligraphischen Eleganz, und, wenn die Ausgabe eines Buches beschleunigt werden sollte, sie sich der Stenographie in Masse zu bedienen verstanden, und die Zeichen derselben nachher die Anagnosten mit vieler Leichtigkeit auflösten, trug allerdings bedeutend zur Vermehrung des literarischen Verkehrs bey. Auf diese Weise konnte ein librarius mit den 540 Versen des zweyten Buchs von Martial in einer Stunde fertig werden (II, 1, 5). Die Bücher, obgleich oft sehr zierlich eingebunden, waren nach der p. 135 mitgetheilten Berechnung eher wohlfeiler als theurer im Vergleich mit den heutigen Ansätzen. Dabey kam der Unterhalt der damit beschäftigten Sklaven oder Freygelassenen und häufig auch ein nicht unbeträchtliches Honorar des Autors in Berechnung. Man hat letzteres bisweilen in Zweifel gezogen, aber deutlich sprechen dafür Martial XI, 108, und Seneca de benef. VII, 6. Die Verleger befolgten dabey den frühe schon üblichen Ankauf werthvoller Manuscripte von Seite reicher Privatleute oder Theaterunternehmer. Doch reichte dieß Einkommen nicht aus, die Verfasser zu ernähren; Martial profitirte viel mehr durch Domitians Gunst, als durch die Zahlungen der librarii. Sonst wiederholen sich in der Kaiserzeit die Erscheinungen, welche die allenthalben verbreitete Cultur mit sich führt: gewaltige Lesesucht, Schöngeisterei des weiblichen Geschlechts, Bibliothekluxus, Bearbeitung und Ueberlistung des Publikums, Abhängigkeit der Schriftsteller von den Schulen, welche ihre Produkte in Umlauf setzen konnten, vgl. Pers. I, 29, 79. Zu den beliebtesten Schulbüchern gehörte die Grammatik des Palaemon, die Rhetorik des Theodorus, das Lehrbuch des Civilrechts von Masurius Sabinus, vergl. Juv. VII, 177, 215, Petron. 46, 7. Pers. V, 90. Daß die Römer mehr Muße als die heutige mit dem Erwerb des Unterhalts beschäftigte Welt hatten, daß die schon angegebenen Vortheile, außerdem die Leichtigkeit in den zu Lesezimmern hergerichteten Buchläden alle Productionen sogleich kennen zu lernen, zur Beförderung des raschen Umschwungs von neuen Ideen beytragen mußten, ist nicht zu bestreiten. Doch steht diese ausführliche und an sich lesenswerthe Abhandlung in keiner rechten Beziehung zum Thema des Verfassers, einer Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit jener Zeit, der alles zu denken und zu glauben gestattet war, was nicht die Person des Herrschers und seine Umgebung angriff. Nur von

diesem Standpunkt aus wird man die gegen Christen und Juden angestellten Verfolgungen richtig beurtheilen. Ueber den innern Werth ihrer Religion konnte selbst ein Tacitus verächtlich hinwegsehen; für ihn waren die frommen Versammlungen christlicher Gemeinden nur lasterhafte staatsgefährliche Conventikel. Auch Plinius der Jüngere behandelte die Christen nach polizeylichen Vorschriften und gab sich keine Mühe, eine richtige Ansicht von dem Geist dieser Gesellschaft sich zu bilden; Trajan milderte wenigstens etwas das gutgemeinte, aber brutale Verfahren seines Proconsuls. Von einer durch die Machthaber gebotenen Beschützung der Staatsreligion gegen den Rationalismus, der sich in verschiedenen Formen bey Stoikern, Epikurern, Euhemeristen u. s. w. gezeigt habe, gestehen wir in den vom Verfasser citirten Stellen des Tacitus keine Spur gefunden zu haben. Sie betreffen meistens den Stoiker Thrasea, dessen Prozeß am Schluß der Annalen erzählt wird. Sagt bey Tacitus der Ankläger Capito: ejusdem animi est, Poppaeam divam non credere, cujus in acta divi Augusti et divi Julii non jurare: spernit religiones, abrogat leges, so abstrahirt sich daraus unser Historiker den Satz: „Thrasea — fiel nicht nur als ein Opfer seines politischen Freymuthes, sondern auch als ein Märtyrer der Glaubensfreyheit; denn neben jenem ward ihm hauptsächlich das als Verbrechen angerechnet, daß er die Satzungen der Religion verachte;“ (177) verlangt Marcellus Eprius von den Senatoren ne hominem bonis publicis maestum, et qui fora theatra templa pro solitudine haberet, qui minitaretur exsilium suum ambitionis pravae compotem facerent, so benutzt er das, um die Abnahme des Tempelbesuchs und Gottesdienstes überhaupt zu erweisen, und bemerkt auch nicht, wie der Vorwurf desselben Delators, „Thrasea lehne sich gegen die heiligen Gebräuche der Vorfahren offen auf,“ nur den lange unterlassenen Besuch der Curie betrifft, da XVI, 28 die Worte requirere se in senatu consularem, in votis sacerdotem, in jurejurando civem unmittelbar vorhergehen.

Trotz der großen Leichtigkeit des wissenschaftlichen Verkehrs und der reichen Gelegenheit, sich zu unterrichten und selbst zu bilden, befand sich doch der große Haufe in einem trostlosen Zustand, alles Glaubens beraubt gab er sich einer groben Sinnlichkeit und zugleich einer anilen kläglichen Superstition hin. Dieser genügten die herkömmlichen, gleichsam privilegirten Orakel nicht mehr, lieber befragte man Magier und Chaldäer, deren Gaukeleyen auf höhere und niedere Stände einen unglaublichen Einfluß übten. Gegen diese Concurrenz, bey der das legitime Orakelthum den Kürzern zog, erhob sich mehreremale die Monarchie: Augustus, Tiberius, Claudius, Nero vertrieben die Mathematiker, obwohl sie ihre Zauberkünste insgeheim ebenfalls zu Rath zogen. Ihre Weissagungen konnten für oder gegen den Herrscher sprechen, mancher fiel als Opfer unter den Angriffen eines Aberglaubens, der den vermeinten Vorzeichen durch wirkliche Ausführung des Prophezeiten zu Hülfe kam. Darum verbrannte Augustus zweytausend Exemplare der pseudosibyllinischen Bücher und suchte dagegen das Ansehen der vom Staat anerkannten Sibylle wieder zu heben, zu deren Bewahrern und Auslegern die Quindecimviri Sibyllini ernannt wurden. Der Verfasser erkennt die menschlichen Motive, welche den Monarchen bey diesem Verfahren leiteten, setzt aber demungeachtet hinzu, „das war das erste geistliche Inquisitionsverfahren der Kaiserzeit, das erste kirchliche Bücherverbot“ und trägt auf diese Weise eine falsche Auffassung in die Geschichte hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums.

(Fortsetzung.)

Eben so unrichtig ist die Darstellung vom Verhältniß des Priesterstandes zu der Regierung: „der Stand konnte als solcher nur in der Aufrechthaltung des herrschenden Cultus sein Heil erblicken; von ihr hing ja sein Ansehen, seine Existenz ab. Darum machte er willig mit der Monarchie gemeinsame Sache und nahm gern die Protection an, zu der das Staatsoberhaupt um so mehr verpflichtet schien, als es durch Aneignung der Oberpriesterwürde zugleich auch das Haupt der Geistlichkeit darstellte. Wie sehr der Monarchie dieser Schutz am Herzen lag, zeigt allein schon der Proceß des Fabricius Vejento und die Unterdrückung seines Werkes, worin er den Priesterstand rückhaltslos angegriffen und ohne Zweifel mit Rücksicht auf jene schiefe Stellung und die dadurch bedingte heuchlerische Haltung alle Mängel und Schäden desselben aufgedeckt hatte.“ (193.) Tacitus weiß abermals nichts von einem solchen Inhalt des Buches, das eine recht picante Chronique scandaleuse gewesen seyn mag, und darum dem Vejento die Verbannung aus Italien zuzog, er sagt nur XIV, 50: haud dispari crimine (als Antistius, der probrosa adversus principem carmina factitavit) Fabricius Veiento conflictatus est, qui multa et probrosa in patres et sacerdotes composuisset, iis libris, quibus nomen codicillorum dederat. Es waren „Briefe eines Verstorbenen.“ Daß unser Verf. hier nur von Priestern spricht, und die patres ausläßt, gehört zu den Eigenheiten seiner Methode, welche von historischer Strenge weit entfernt ist.

Der nächste Abschnitt behandelt „die Philosophie im Widerstreit mit dem Absolutismus und der Staatsreligion.“ Die Philosophie mit ihren sittlichen Idealen, heißt es p. 197, der politischen Wirklichkeit, mit ihren speculativen der religiösen entgegen tretend, erregt nach beyden Richtungen hin ein doppeltes Aergerniß; überhaupt ist alle Philosophie, die an der Befreyung des innern Menschen arbeitet, eine entschiedene Gegnerin des Absolutismus, eine unversöhnliche Feindin der Tyranney“ — daher war „trotz der Zerfahrenheit der Zeit im ersten Jahrhundert kein philosophisches System und kein Lehrer der Philosophie augendienerisch genug, um der Regierung seine Dienste anzubieten und eine Uebereinstimmung mit den herrschenden politischen und religiösen Grundsätzen zu erheucheln.“ Wie hätte sie das auch anfangen sollen? Da übrigens die Philosophie in jenen Zeiten fast nur darauf angewiesen war, die Errungenschaft früherer Jahrhunderte zu bewahren, mitunter auch populär zu machen, wodurch aber jedes System nothwendig viel von seinem Gehalt einbüßte, kann von ihrer Opposition nur wenig die Rede seyn; heldenmüthige Charaktere, wie Helvidius Priskus und Paetus Thrasea würden gewiß auch ohne die Vorschriften der Stoa zu kennen, ihrem Genius gefolgt seyn. Es scheint deßwegen eine unnöthige Mühe, die der Verf. sich gegeben hat, zu dem Ende alle Sekten der griechischen Philosophie 202—235 aufzuführen; es reichte hin, wenn die Beziehung der-

selben auf den Volksglauben und Cultus anschaulich gemacht wurde. In dieser Hinsicht ist manche richtige Bemerkung hier zu finden; unbillig ist aber das Urtheil über Cicero ausgefallen, der gute Gründe hatte, zu glauben, daß eine totale Aenderung des hierarchischen Wesens nicht auf einmal erfolgen könne, übrigens freymüthig genug alles Ungereimte und Unvernünftige im Volksglauben beleuchtete. Er meint nämlich, daß es „von geringer Energie und großer Liebe zum Schlendrian zeuge, wenn Cicero seiner bessern Erkenntniß zum Trotz für Schonung der alten religiösen Einrichtungen sich erklärte; auch hafte an dem Bemühen mit einem innerlich negativen Standpunkt einen äußerlich conservativen zu verbinden, nicht mit Unrecht der Makel der Gesinnungslosigkeit und Heucheley.“ Als wenn Cicero im Stand gewesen wäre, Einrichtungen zu treffen, die eine gänzliche Umkehrung alles römischen Lebens zur Folge haben mußten. „Ehrlicher wäre es gewesen, den conservativen Standpunkt durch den einleuchtenden Grundsatz zu vertheidigen, daß man unreines Wasser nicht eher ausgießen dürfe als bis man reines habe.“ Hat er das etwa nicht gesagt? Von den Peripatetikern, Epikureern und Stoikern wird nun nachgewiesen, wie sie vermöge ihrer Physik den Volksglauben, vermöge ihrer Moral und Politik die absolute Monarchie bekämpfen mußten. Im praktischen Leben waren die Epikureer natürlich einem tyrannischen Gouvernement weniger verdächtig, da ihr Ideal in heiterem Lebensgenuß bestand; eher fürchtete man die Stoiker von Seiten der Regierung, da sie es für ihre Pflicht hielten, im Staat zu wirken, vgl. Tac. Ann. XIV, 57. Von Peripatetikern war es in der Kaiserzeit ziemlich still geworden, in den folgenden Jahrhunderten werden sie wieder häufiger erwähnt; Cyniker spielten gewöhnlich eine sehr niedrige Rolle. Charakteristisch für diese Epoche ist der Synkretismus oder Eklekticismus, mit dem bereits Cicero den Anfang machte, und welcher hier auch dem Tacitus und den beyden Plinius beygelegt wird. Der Verf. beruft sich besonders auf Stellen, wie T. Hist. I, 3. Plin. Paneg. 3. H. N. II, 1 — 5, welche letztere er fast in gleicher Ausdehnung wiederholt. Diese in Gegenständen der Speculation angewandte Auswahl unter verschiedenen Systemen erkennt er auch in politischen Fragen: man dachte als Ideal eines Staates sich denjenigen, welcher aus den drey Hauptformen gemischt sey — so Polybius und Cicero — als aber das Principat begründet war, modificirte sich die Idee dahin, daß man die drey Elemente des Staatslebens: Monarchie (Consulat), Aristokratie (Senat), Demokratie (Comitien) entweder in dem Fürsten und den andern noch beybehaltenen Repräsentationen des Volks, oder in dem Fürsten, den Behörden und dem Senate erblickte. Dieser auf p. 237 vorgetragene Satz ist durch kein einziges Citat belegt. Er glaubt ferner (l. c.), es sey vorzugsweise der öffentlichen Meinung beyzumessen, wenn es bis auf den Untergang des Kaiserthums der Monarchie nicht gelungen sey, dem Grundsatz der Erblichkeit Eingang zu verschaffen. Anstatt aber zu erkennen, wie vor Allem das Soldatencommando bey jeder Succession entschied, und keine andere Rücksicht beachtet wurde, spricht er von Täuschungen, die „nur Mißbehagen und Erbitterung weckten.“ — Als Eklektiker auf dem Gebiet der Theologie kann der Pythagoreer Apollonius gelten, auf welchen wir weiter unten zurückkommen.

Die Philosophie kann, selbst wenn sie durch schöne und klare Darstellung einem größern Kreis zugänglich gemacht wird, niemals so zahlreiche Freunde finden, als die Poesie; dieser fällt daher, nach dem System unsers Verf. die Aufgabe zu, dem Publikum in weitester Ausdehnung philosophische Ideen in anmuthigerer Gestalt beyzubringen. Die römischen Dichter hatten den Unterricht der Epikureer, Stoiker ꝛc. genossen und verbreiteten mithin auf ihre Weise die Anschauungen des philosophischen Eklekticismus; also den Cultus der Vernunft oder der Natur; in gemeiner Denkart den des Glücks oder Schicksals, oder gar den des Mammons. „In der Apotheose des Glücks“ lesen wir p. 258 „dürfte man noch ein ideales wenn auch sehr flaches Moment erkennen; durch sie verleitet sank eine geistig noch schwächere Fraction, bey völliger Leere des Gemüthes und unter der blinden Herrschaft des Eigennutzes zu dem Cultus der niedrigsten und gemeinsten Art herab, zu dem Götzendienste des Mammons.“ Das sollen einige Gemeinplätze aus Properz und Petronius erweisen. Abgesehen davon wird hervorgehoben, daß

im Gegensatz der strengmoralischen Satyriker Persius und Juvenal die poetisch-belletristische Litteratur den Unglauben unter die Menge verpflanzte, und so eine größere Verantwortlichkeit auf sich lud, als die Philosophie, deren systematische Trockenheit die Idioten nicht zu interessiren vermochte. Horaz wird als Verführer zur Sinnlichkeit und serviler Poet dargestellt, Properz ganz weggeworfen, „er ist durch und durch nichts weiter als ein epikureischer Genußmensch.“ Diese obscöne Schule arbeitete der moralischen Reformation entgegen, womit die stoische Philosophie und die von ihr begeisterten Dichter angeblich umgingen. Horaz ist vielleicht noch nie so übel weggekommen, wie hier p. 292—300. Wir wollen Einiges ausheben: „den Neigungen des Hofs zu huldigen, trieb ihn nicht minder sein beyspielloser Ehrgeiz, wie seine Dürftigkeit an; denn in der That, nie wohl hat ein Dichter mit gleicher Behaglichkeit an den Sonnenstrahlen der Gnade sich gewärmt, oder mit gleichem Wohlgefallen in dem Ruhme und den Wirkungen seiner Verse sich gespiegelt, oder in gleicher Selbstvergötterung öffentlich mit seinem Talente geliebäugelt. Wie kindisch selbstgefällig klingen nicht die Worte „mich den Armen sucht der Reiche auf?“ Und jener weltbekannte Vers „Ein Denkmal hab' ich mir errichtet dauernder als Erz“ — was ist er anders als ein Denkmal fader Eitelkeit sonder Gleichen? Daher auch die Scheelsucht, mit der Horaz auf den Ruhm anderer Dichter, und zumal des Lucilius hinblickt. „Er war zu sehr von sich selber eingenommen, um zu glauben, daß es außer ihm noch Dichter gebe ꝛc.“ Hinsichtlich seiner Sittlichkeit erfährt man p. 294. „Auch bey ihm — trat mit vorgerücktem Alter eine Sinnesänderung ein, jene Neigung nach langem wüsten Taumelleben sich schließlich ernsten Gedanken und Untersuchungen zuzuwenden — nun erst sieht er es ein, wie gerathen es sey, sich von Jugend auf zur Philosophie zu halten;“ (das soll Epp. I, 2, 68 stehen), nun ermahnt er auch seine Freunde sich ihr hinzugeben — bey seinen eigenen Studien bekannte er sich offen zum Eklekticismus (das bedeutet nämlich nullius addictus jurare in verba magistri etc.); „doch augenscheinlich noch immer mit überwiegender Vorliebe für die epikureischen Doctrinen“ — Herr Sch. erinnert sich der Worte Epp. I, 4, 15 me pinguem et nitidum, bene curata cute, vises, quum ridere voles Epicuri de grege porcum — „die seinen Sitten und seiner Denkart von früh auf am meisten entsprochen hatten, wenn es auch Zeiten gab, wo er sie als Thorheit und Irrthum verspottete.“ Ueber seinen Servilismus wird ein strenges Gericht gehalten: „Diese Symptome einer knechtischen Denkart konnten unmöglich der Aufmerksamkeit noch der Rüge entgehen, und wirklich scheint die Stimme des Volkes den Dichter ziemlich unverhohlen des Servilismus beschuldigt zu haben; doch giebt sich dieser das Ansehn, wiewohl mit mühsam unterdrückter Empfindlichkeit, als „verachte“ er das „boshafte Gerede.“ So interpretirt der Verf. den Schluß von Carm. II, 16, 39 malignum spernere vulgus. Sehr ergötzlich ist auch sein Commentar zu Sat. I, 4, 71 sq. nulla taberna meos habeat, neque pila libellos, quis manus insudet vulgi Hermogenisque Tigelli, p. 144: „Horaz sagt, was im Buchhandel erscheine, komme auch in die Hände des Pöbels. Der Gedanke an diese unsaubere Berührung drückte so schwer auf die Nerven des aristokratischen Dichtergeistes, daß er sich fest verschwor, sich nie durch Herausgabe seiner Gedichte gemein zu machen. Zum Glück für seine heutigen Verehrer besann er sich bald eines Bessern, oder die Gebrüder Sosius machten ein Mittel ausfindig seine schwachen Nerven zu stärken.“ „Diese Mißachtung der öffentlichen Meinung“ fährt er p. 297 fort „war ihm nun aber auch sehr nöthig, um sein Gewissen bey den ganz bestimmten Diensten zu beschönigen, welche er auf religiösem und socialem Gebiete der Monarchie zu leisten bereit war, ohnerachtet sie zum guten Theil mit seinen Ueberzeugungen im Widerspruch standen. Es wird nämlich jetzt ihm zum Verbrechen gemacht, was zu tadeln gewiß keinem Zeitgenossen einfallen konnte, daß er des Augustus Tempelbauten und Sorge für den Gottesdienst, deßgleichen seine Ehegesetze lobte und empfahl. Im Vergleich mit Martial muß er ebenfalls den Kürzern ziehen; „während das deutlich hervorleuchtende Schalks-Bekenntniß Martials den scheinbaren Widerspruch seiner Aeußerungen erklärt und ihn deßhalb schließlich von dem Vorwurf der Lüge freyspricht, wird umgekehrt Horazens diplo-

matische Selbstverläugnung durch den thatsächlichen Widerspruch seiner angeblichen Ueberzeugungen in letzter Instanz unwiderleglich der Lüge oder der absichtlichen Täuschung überwiesen."

In desto schönerem Licht stehen die Satyriker Persius und Juvenal da, „bereit die Reaction der Moralphilosophie mit allem Nachdruck zu unterstützen, waren sie bemüht in den weitesten Kreisen die Ueberzeugung zu wecken, daß es hohe Zeit sey, den Fortschritten des Materialismus Einhalt zu thun, daß nicht Sinnengenuß, sondern Tugend und Freyheit die höchsten Güter des Lebens seyen, daß nur Selbstprüfung zur Erkenntniß oder zur Weisheit und nur diese zur Tugend führe. So fand an ihnen die Philosophie in der That die aufrichtigsten und nur um so eifrigere Bundesgenossen, je mehr gerade die Frivolität des Hofes und die Verirrungen der obscönen Literatur ihren Absichten hemmend in den Weg traten." Dieser Heroismus darf demungeachtet zu dem angeblichen Servilismus des Horaz nicht als Gegensatz paradiren, da Persius nicht dazu kam, seine Gedichte herauszugeben und sich damit begnügte, sie in einem engen Kreis ganz zuverläßiger Freunde vorzutragen, Juvenal aber seine bittern Ausfälle auf Nero und Domitian erst nach dem Tod beyder Tyrannen veröffentlichte. Was jener gegen Nero in der dritten und vierten Satyre gesagt haben soll, ist in der That so allgemein gehalten, daß die Anwendbarkeit auf den Tyrannen ganz wegfällt; auch die neuesten Exegeten, wie Jahn, finden diese Beziehung nicht darin, welche nachzuweisen unser Verf. sich große Mühe gibt, 279 sqq. Danken wir dem Juvenal, daß er alle Mißstände der Gesellschaft mustert, die Frivolität der Reichen, die Untugenden des weiblichen Geschlechts, die Verkehrtheiten in der Erziehung, die kläglichen Zustände des Pauperismus herzloser Habsucht gegenüber aufdeckt, und ein klares Bild seines Zeitalters entwirft; ehren wir auch die wackere Gesinnung, das gesunde Urtheil des Mannes; aber begeben wir uns jeder Vergleichung mit Andern, die keine Lust dazu hatten, den Tod eines Herrschers abzuwarten.

Nachdem in angegebener Weise die antiabsolutistischen Stimmungen und Bestrebungen jener Epoche

aufgeführt worden sind, wird die Frage gestellt, wie die Regierung ihnen zu begegnen hatte, und wie sie in der That ihnen begegnet ist. Um die Opposition zu versöhnen, mußte die Monarchie Opfer bringen. Unmittelbar vermochte sie das nur auf dem Feld der Politik. Sie konnte die Comitien herstellen, oder wenigstens dem Senat einen größern Spielraum lassen, ihm namentlich vollkommene Freyheit der Debatte gönnen, und außer demselben eine unbeschränkte Schrift- und Redefreyheit proklamiren. Statt dessen zog sie eine totale Reaktion vor. Auf dem religiösen und sittlich socialen Gebiete konnte sie Einfluß auf die Erziehung ausüben: durch eine verständige Leitung dieser konnten die übeln Wirkungen der gegen die Volksreligion negativ sich verhaltenden Philosophie, die sie auf ungebildete Seelen zu haben pflegt, paralysirt werden, das negative Element wäre in ein positives umgeschlagen. Dafür zog man vor, die Orthodoxie äußerlich zu schützen, Ehegesetze zu geben, und das hungernde Volk mit halben Maßregeln (panes et circenses) hinzuhalten, Schriftsteller wie Vellejus und Valerius Maximus priesen dann solche unnütze Palliative als Wohlthaten und Radicalcuren des Herrschers. Die Staatszeitung diente ebenfalls dazu, Indifferentismus in politischen Dingen, Aberglauben in religiösen zu nähren und in den weitesten Kreisen zu verbreiten. Vergeblich bestrebte sich die Monarchie, eine officielle Philosophie für sich zu gewinnen, und vertauschte bald das stille und friedliche Entgegenwirken mit einem gewaltsamen und verfolgungssüchtigen. Die ersten Opfer waren Redner und Historiker, später erst (seit Nero) auch Philosophen, da Tigellinus die Stoiker bey jenem verdächtigte; selbst Seneka unterlag dem Argwohn. Dieselbe Antipathie suchte Mucianus dem Vespasian einzuflößen, die Folge war die übereilte Hinrichtung des Helvidius Priscus. Domitian verjagte sämmtliche Philosophen aus Rom, sein Vater hatte sich wenigstens auf Cyniker und Stoiker beschränkt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1847.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

Rob. Howison, A history of Virginia. Vol. I. Philadelphia 1847.

Gust. de Puynode, De l'esclavage et des colonies. Par. 1847.

The history of the Jews. Vol. 1—3. Lond. 1829.

R. W. Tadama, Willem Graaf van den Berg en zijne tijdgenoten. Zutphen 1846.

Dr. C. A. Sapey, Essai sur la vie et les ouvrages de Guillaume du Vair. Par. 1847.

Dr. Legis Glückselig, Franz Wilhelm Sieber. Wien 1847.

Phil. Chasles, Olivier Cromwell. Par. 1847.

E. M. Arndt, Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben und aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe. Th. 1. 2. Leipzig 1847.

Jo. Ambert, Duplessis Mornay 1549—1623. Par. 1847.

R. Christoffel, Pestalozzi's Leben und Ansichten. Lief. 2—9. Schluß. Zürich 1847.

Dr. Chr. Bernoulli, Handbuch der Dampfmaschinenlehre. Stuttg. 1847.

A. F. Pott, Die quinare und vigesimale Zählmethode bey Völkern aller Welttheile. Halle 1847.

Fr. Osten, Die Bauwerke in der Lombardei vom 7—14. Jahrhundert. Heft 2. Darmstadt 1847.

L. Runge, Beyträge zur Kenntniß der Backstein-Architektur Italiens. Lief. 2. 3. Berlin 1847.

Dr. Reinhold, Geschichtliche Darstellung des Eisenbahnnetzes in Hannover und Preußen. Berl. 1847.

Dr. G. M. Kletke, Die Dampfmaschine, deren Anlage und Gebrauch. Frankf. 1847.

G. Galilaei in Jovis satellites lucubrationes quae per ducentos fere annos desiderabantur ab Eug. Alberio in lucem vindicatae. P. I. Fiorent. 1846.

Dr. C. T. Anger, Grundzüge der neueren astronomischen Beobachtungskunst. Danzig 1847.

Streffleur, Naturwissenschaftliche Abhandlungen. II. Die Entstehung der Kontinente und Gebirge und die Veränderungen im Niveau der Meere unter dem Einfluße der Rotazion. Wien 1847.

Observations météorologiques faites à Nijné-Taguilsk et à Vicimo-Outkinsk (monts Oural) Gouvernement de Perm. Année 1845. Par. 1846.

Dr. Schneider, Höhenbestimmungen der Rhön-Vogelsgebirge und ihrer Umgebungen. Fulda 1847.

Dr. J. Nöggerath, Das Erdbeben vom 29. Juli 1846 im Rheingebiet und den benachbarten Ländern. Bonn 1847.

Dr. O. Eisenlohr, Untersuchungen über die Zuverläßigkeit und den Werth der gebräuchlichsten Wetterregeln. Karlsruhe 1847.

C. Löwig, Chemie der organischen Verbindungen. 2. Aufl. Bd. II. 2. Zürich 1847.

Dr. H. Kopp, Geschichte der Chemie. Bd. 4. Braunschw. 1847.

G. G. Mulder, Chemische Untersuchungen. Heft 1. Untersuchungen über die Galle und ein Wort über Protein. Frankf. 1847.

J. J. Berzelius, Lehrbuch der Chemie. 5. Aufl. Bd. 1—4. Dresden 1846.

H. R. Schinz, Monographien der Säugethiere. Heft 15—17. Zürich 1847.

Dr. L. Redtenbacher, Fauna Austriaca. Die Käfer. nach der analytischen Methode bearbeitet. Heft 1. Wien 1847.

Dr. H. Frey und Dr. R. Leuckart, Beyträge zur Kenntniß wirbelloser Thiere mit bes. Berücksichtigung der Fauna des norddeutschen Meeres. Braunschweig 1847.

M. de Chaudoir et M. H. Hochhuth, Enumeration des Carabiques et Hydrocanthares du Caucase. Kiew 1846.

M. J. Roemer, Familiarum naturalium regni vegetabilis Synopses monographicae. Fasc. III. Rosiflorae. Vimariae 1847.

Fr. A. Quenstedt, Petrefaktenkunde Deutschlands mit bes. Rücksicht auf Würtemberg. Heft 3. Tübingen 1847.

B. Cotta, Gangstudien oder Beyträge zur Kenntniß der Erzgänge. Heft 1. v. Weissenbach, Ueber Gangformationen. Freiberg 1847.

Dr. C. G. Carus, Resultate geologischer, zoologischer und anatomischer Untersuchungen über das unter dem Namen Hydrarchos von Dr. A. C. Koch zuerst nach Europa gebrachte und in Dresden ausgestellte fossile Skelett. Dresden 1847.

Dr. H. Thöl, Das Handelsrecht. 2. verb. Aufl. Bd. 1. Göttingen 1847.

Fr. Michel, Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne. Vol. 1. 2. Par. 1847.

J. Ph. C. van den Bergh, Proeve van eén kritisch Woordenboek der Nederlandsche Mythologie. Utrecht 1846.

K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Bd. 3. Abth. 1. Stuttg. 1847.

J. R. Wurst, Kleine Schriften über das praktische Schulwesen. Ulm 1847.

Chr. Fr. Braun, Gedanken über Wachsthum und Vervollkommnung des menschlichen Geistes. Dresden 1847.

Dr. Braubach, Zur Fundamentallehre der Pädagogik als strenger Wissenschaft. Psychologie des Gefühls. Allgemeiner Theil. Wetzlar 1847.

A. Spieß, Blick auf den früheren und jetzigen Stand der Turnkunst. Dresden 1847.

H. Rothstein, Die Gymnastik nach dem Systeme des schwedischen Gymnasiarchen P. H. Ling. Heft 2. Berlin 1847.

Dr. J. Sengler, Die Idee Gottes. II. Theil. 1. Die speculative Theologie. Heidelb. 1847.

H. C. Oersted, Ueber das Verhalten zwischen der Naturauffassung des Denkens und der Einbildungskraft. Deutsch von H. Zeise. Altona 1847.

C. L. Michelet, Ueber die Persönlichkeit des Absoluten. Nürnb. 1844.

Dr. G. Weissenborn, Vorlesungen über Schleiermachers Dialektik und Dogmatik. Th. 1. Leipzig 1847.

Fr. Trucchi, Poesie italiane inedite di dugento autori dall' origine della lingua in fino al secolo decimo settimo. Vol. II. Prato 1846.

Morbio, Proposta d'un nuovissimo commento sopra la divina commedia di Dante per ciò che riguarda la storia novarese. Vigevano 1833.

A. Herculano, Eurich der Priester der Gothen. Nach d. Portugies. von G. Heine. Leipzig 1847.

H. Kurz, Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Abth. 2. Göthe bis auf die neueste Zeit. Zürich 1846.

R. Prutz, Dramatische Werke. Bd. 1. Leipzig 1847.

Henning der Hahn. Seitenstück und Schluß des „Reinecke d. Fuchs." Aus dem Altdeutschen des 16. Jahrhunderts, metrisch bearbeitet von E. Rommel. Hannover 1846.

Gudrun. Nach der Müllenhoff'schen Ausgabe der echten Theile des Gedichts aus dem Mittelhochdeutschen übers. von Fr. Koch. Leipzig 1847.

P. F. van Kerckhoven, Gedichten en Balladen. Antwerpen 1846.

Ad. Keller, Alte gute Schwänke. Leipzig 1847.

Giov. Rosini, Storia della pittura italiana. T. V. p. 4. 5. T. VI. p. 1. Atlas Disp. 51—53. Pisa 1846.

A. Siret, Dictionnaire historique des peintres de toutes les écoles depuis l'origine de la peinture jusqu'à nos jours. Livr. 4. Bruxell. 1847.

Dr. A. C. A. Zestermann, Die antiken und die christlichen Basiliken. Leipzig 1847.

L. S. Ruhl, Ueber die Auffassung der Natur in der Pferdebildung antiker Plastik. Kassel 1846.

N. C. Kist, Jets over de hier te lande kortelings ontdekte middeleeuwsche muurschilderijen, bijzonder over die in de Pieters-kerk te Leiden. Leiden 1846.

H. Hübsch, Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerey und Sculptur. Stuttg. 1847.

C. Fortlage, Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt. Leipzig 1847.

G. W. Fink, Musikalische Compositionslehre. Leipzig 1847.

A. L. Blondeau, Histoire de la musique moderne depuis le premier siècle de l'ère chrétienne jusqu'à nos jours. T. I. Par. 1847.

Dr. W. Roscher, Ueber Korntheuerungen. Ein Beytrag zur Wirthschaftspolizey. Stuttg. 1847.

A. Fr. v. Forstner, Betrachtungen über die sittlichen Elemente des Krieger-Standes. Berlin 1847.

Rogniat, Considérations sur l'art de la guerre. Par. 1817.

Armeria antica e moderna di S. M. Carlo Alberto descrit a dal conte Vittorio Seyssel d'Aix. Torino 1840.

Sammlung gekrönter Preisschriften des Auslandes. II. Dr. R. M. Glover, Die Pathologie und Therapie der Scropheln. Berlin 1847.

Dr. A. Ecker, Der feinere Bau der Nebennieren beym Menschen und den vier Wirbelthierklassen. Braunschweig 1846.

Dr. G. Roß, Handbuch der chirurgischen Anatomie. Abth. 1. Leipzig 1847.

J. Lisfranc, Précis de médecine opératoire. Livr. 6—10. Par. 1847.

Dr. Gurlt, Preußische Pharmakopöe. Berlin 1847.

Nicolini, Quistioni di diritto trattate nelle conclusioni ne' discorsi ed in altri scritti legali. Vol. 1—6. Napoli 1835—1841.

Dr. C. Fr. F. Sintenis, Das praktische gemeine Civilrecht. Bd. 2. Das Obligationenrecht. Abth. 2. Schluß. Leipzig 1847.

Ed. Laboulaye, Justiniani Institutionum libri IV ad fid. Codd. Mss. Par. 1847.

N. Tommaseo, Dei sussidii dotali e dell' utilità loro paragonata ad altre istituzioni di pubblica carità. Firenze 1845.

Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit 1814. Bd. 19. Verordnungen vom Jahre 1845, bearbeitet von J. M. Lappenberg. Hamburg 1846.

Sammlung der Verordnungen und Proclame des Senats der freyen Hansestadt Bremen im Jahr 1846. Bremen 1847.

P. Odier, Traité du Contrat de mariage ou du régime des biens entre époux. Vol. 1—3. Par. 1847.

J. Quicherat, Procès de condamnation et réhabilitation de Jeanne D'Arc dite la Pucelle. Vol. IV et dernier. Par. 1847.

Dr. Th. Marezoll, Das gemeine deutsche Criminalrecht als Grundlage der neuern deutschen Strafgesetzgebungen. 2. verb. Aufl. Leipzig 1847.

Fr. Canofari, Comentario su la parte quarta del codice per lo regno delle due Sicilie. Vol. 1—4. Napoli 1830.

Al. Miruß, Diplomatisches Archiv für die deutschen Bundesstaaten. Th. II. Abth. 1. Leipzig 1847.

H. Wuttke, Die schlesischen Stände, ihr Wesen, ihr Wirken und ihr Werth in alter und neuer Zeit. Leipz. 1847.

Verfassungsurkunde für die ostfriesische Landschaft. Aurich 1846.

— — für das Königreich Sachsen. Leipzig 1847.

C. W. v. Lancizolle, Beyträge zum Verständniß und zur Würdigung der preuß. landständ. Verfassung vor und seit dem 3. Februar 1847. Berl. 1847.

Fr. C. Dirckink-Holmfeld, Der dänische Staat und die Separatisten. Th. 1. Leipzig 1847.

F. Weigel, Zur Reform des Gerichtswesens der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont. Leipzig 1847.

K. Ulrichs, Fori reconventionis origines et doctrina. Gotting. 1847.

The Parker Society. Original letters relative to the english reformation written during the reigns of Henry VIII, Edward VI and queen Mary: chiefly from the archives of Zurich. Translated by Hastings Robinson. P. I. Cambridge 1846.

Fragmenta Theotisca versionis antiquissimae Evangelii S. Matthaei. Ed. II. aucta et emend. cur. J. F. Massmann. Viennae 1841.

Der Heiland. (Heliand.) Altsächsische Evangelien-Harmonie übers. von K. L. Kannegießer. Berlin 1847.

B. Haureau, Nouveaux résumés. Histoire de la Pologne depuis son origine jusqu'en 1846. Par. 1846.

Dr. Aug. Hahn, Das Bekenntniß der evangelischen Kirche und die ordinatorische Verpflichtung ihrer Diener. Leipzig 1847.

T. D. Gregq, Free thoughts on protestant Matters. Dublin 1847.

K. G. Opitz, Der Fluch des Meineides. Leipzig 1847.

Th. M. Filser, Katholische Moral. Bd. I. Augsburg 1847.

Dr. C. J. Nitzsch, Praktische Theologie. Bd. 1. Bonn 1847.

Dr. W. L. Wullen, Die Cultusformen der evangel. Kirche Würtembergs. Stuttg. 1847.

C. v. Winterfeld, Der evangelische Kirchengesang und sein Verhältniß zur Kunst des Tonsatzes. Th. 3. Der evangelische Kirchengesang im 18. Jahrhundert. Leipzig 1847.

Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni compilato da Gaetano Moroni Romano. Vol. 32—41. Venezia 1846.

Th. M. Mamachi, Origines et antiquitates christianae. Ed. 2. cur. Petr. Matranga. Vol. III. avec Atlas. Roma 1846.

Ganganelli, Papst Clemens XIV., seine Briefe und seine Zeit. Vom Verfasser der römischen Briefe. Berlin 1847.

Viertes Quartal. October — December.

A. de Reume, Recherches historiques généalogiques et bibliographiques sur les Elsevier. Brussel 1847.

Lor. Ilari, Indice per materie della biblioteca communale di Siena. Disp. 71—78. Siena 1847.

Fr. Erdmann, Prodromus ad novam lexici Willmetiani editionem adornandam. Casani 1821.

Barth. Haureau, Histoire littéraire du Maine. Vol. II. Par. 1846.

Congrès scientifiques de France. 14. Session à Marseille. 1846.

Dr. G. Weber, Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung. Leipzig 1847.

T. H. Erslew, Almindeligt Forfatter-Lexicon for kongeriget Danemark med tilharende Bilande, fra 1814 til 1840. Heften 1—10. Kjobenhavn 1841.

Th. Davis, Literary and historical essays. Dublin 1846.

Th. D'Arcy M'Gee, The Irish writers of the seventeenth century. Dublin 1846.

Archaeologia: or miscellaneous tracts relating to Antiquity. Vol. 32. p. 1. Lond. 1847.

Aelfric Society. Anglo-Saxon Dialogues of Salomon and Saturn. By J. M. Kemble. P. II. Lond. 1847.

J. Mackintosh, The miscellaneous works. Vol. 1—3. Lond. 1846.

Dr. C. Cattaneo, Alcuni scritti. Vol. III. Schluß. Milano 1847.

J. E. Kowalewski, Dictionnaire mongol-russe-français. Vol. 1. 2. Kasan 1844—46.

Al. Handjeri, Dictionnaire français-arabe-persan et turc. T. 1—3. Moscou 1840—41.

R. Henzius, Fragmenta arabica. Petropoli 1828.

Alex. Chudobaschew, Armjano-russkii slowar. T. 1. 2. Moskwa 1838.

Al. Boldirew, Persidskaja christomatija. T. 1. 2. Moskwa 1826.

A. Popow, Armenische Grammatik. Moskau 1838.

Alex. Boldirew, Kratkaja arabskaja grammatika w tablizach. Moskwa 1827.

Ib. Chalfin, Asbuka i grammatika tatarskago jasika. Kasan 1809.

Dr. G. Rosen, Ossetische Sprachlehre nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische und Abchasische. Lemgo 1847.

M. Garcin de Tassy, Rudimens de la langue Hindoui. Par. 1847.

Dr. E. Ch. Dietrich, Abhandlungen zur hebräischen Grammatik. Leipzig 1846.

Dr. J. D. C. Brugger, Das Urbild der deutschen Reimsprache aus der Geschichte, dem Wesen und dem Geiste unserer Sprache dargestellt. Heidelberg 1847.

C. Edler, Die deutsche Sprachbildung nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Th. 1. Leipzig 1847.

Dr. L. Diefenbach, Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache. Bd. 2. Lief. 1. Frankf. 1847.

F. J. Wiedemann, Versuch einer Grammatik der syrjänischen Sprache. Reval 1847.

— —, Versuch einer Grammatik der Tscheremissischen Sprache. Reval 1847.

M. Steinschneider, Manna. Berl. 1847.

Hyacinth, Istorija perwich tschetirech chanow is doma Tschingissowa Peruvedino s Kitaiskago. Petersb. 1829.

P. Petrow, G'ata Karparam ili rasbitii sossoud. Kasan 1844.

Fr. Erdmann, De expeditione Russorum Berdaam versus auctore imprimis Nisamio. P. 1—3. Casani 1832.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Viertes Quartal. October — December 1847.

(Schluß.)

Van der Meersch (P. C.), Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges, établis à l'étranger pendant les XV et XVI siècles. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1847. Livr. III.

Vallet de Viriville (A.), Notes et documents pour servir à l'histoire de l'Ecole royale des chartes. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1847. Nov.—Déc.

Plutarco. Revista literaria de el Español. 1847. No. 23.

Reflexiones sobre Tacito. — Revista lit. de el Español. 1847. No. 24.

Gerlache (E. G. de), Etudes sur Salluste et sur quelques-uns des principaux historiens de l'antiquité etc. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. L. 3.

Chaix (P.), Lettres écrites des bords du Nil. (Dern. art.) — Bibl. univ. (Litt.) 1847. No. 24.

Melville (Herm.), Omoo: a narrative of adventures in the South Seas. — Dublin Rev. 1847. Dec.

Espectaculos romanos. Los anfiteatros y los gladiatores. — Revista literaria de el Español 1847. No. 23. No. 24.

Letronne, Supplément à la notice sur une inscription de Lambaesa en Algérie etc. — Journ. des Sav. 1847. Déc.

Burnouf (E), Les monuments de la Grèce. Le Parthénon. — Rev. des deux Mond. 1847. Liv. 23.

Tosti (L.), Storia della badia di Monte-Cassino. Napoli 1842—1843. 3 vols. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1847. Nov.—Déc.

Canina (L.), L'antica Etruria maritima etc. Roma 1846. fol. — Journ. des Sav. 1847. Déc.

Marion (Jules), Notice sur les églises de Verneuil-sur-Seine et de Médan (Seine-et-Oise). — Bibl. de l'Ecole des chart. 1847. Nov.—Déc.

Influence de l'argent dans l'élection de Charles-Quint. — Rev. nation. de Belg. T. XVII. L. 3.

Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgeg. v. Hasselbach, Kosegarten u. Medem. Bd. I. Greifsw. 1843. — Casopis českého Mus. 1847. Dil II. Swaz. 2.

Henaux (Ferd.), Les Normands dans le pays de Liège. — Messager des scienc. hist. de Belg. 1847. Livr. III.

Van der Meersch (D. J.), Esquisses historiques sur la ville d'Audenarde. 1482—1486. — Ebendaselbst. Livr. III. IV.

Schaepkens (A.), Antiquités et objets d'art dans les églises de village. — Ebendas. Livr. III.

Roulez (J.), Sur une inscription funéraire déterrée près de Nymègue. — Ebendas. Livr. 4.

Cession des Pay-Bas à Isabelle. — Revue nationale de Belg. T. XVII. L. 3.

Hartshorne (C. H.), English medieval embroidery. (S. II.) — Archaeol. Journ. 1847. Dec.

Haslam (W.), An account of some monumental and wayside crosses, still remaining in the west of Cornwall. — Ebendas.

Du Noyer (G. V.), Bronze celts and celt-moulds of stone and bronze. (2 notice). — Ebendas.

Way (A.), Survey of the tower armory in the year 1660. — Archaeol. Journ. 1847. Dec.

Flanagan (Th.), A manual of British and Irish history. London 1847. — Dublin Rev. 1847. Dec.

The history and antiquities of Ireland. — Ebendaſ.

(Chojecki), Czechja i Czechowie etc. (La Bohème et les Bohémiens à la fin de la première moitié du 19 siècle.) 2 vol. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Déc.

La Suisse ancienne et moderne. — Rev. de Brux. 1847. Déc.

Goehring (C.), Geschichte des Polnischen Volkes. 4 Bde. Lpz. 1846—47. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Déc.

Leconte (Cas.), Etude économique de la Grèce etc.; suivie de documents sur le commerce de l'Orient, sur l'Egypte. Par. 1847. — Ebendaſ.

Wilhelmi (K.), Island, Hvitramannaland, Groenland und Vinland. Heidelb. 1842. (Chroniques scandinaves, épisodes de Biorn et Thurid.) — Bibl. univ. (Litt.) 1847. No. 24.

Wilson (H. H.), A summary account of the civil and religious institutions of the Sikhs. — Journ. of the royal. Asiat. Soc. Vol. IX. P. 1.

Wilson (H. H.), The religious festivals of the Hindus. — Ebendaſ.

The acts of the governor-general of India in council. — Calcutta Rev. 1847. Déc.

Illustrations of Anglo-India society. — Ebendaſ.

Stewart (Charl.), The history of Bengal. Calc. 1847. — Ebendaſ.

Prescott (W. H.), History of the conquest of Peru. Lond. 1847. — Dublin. Rev. 1847. Dec.

Crawfurd (John), On the Malayan and Polynesian languages and races. — Edinb. new Philos. Journ. 1848. Jan.

Pinchart (Alex.), Biographies belges. I. Jean Zuallart. II Gilles Zuallart. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1847. Livr. 4.

Campbell, Lives of the Chancellors. Second and third series. (Vol. 4—7. Lond. 1846. 1847.) — Quart. Rev. 1847. Dec.

Paillard de Saint-Aiglan (A.), Notice sur Jean Boutillier, auteur de la somme rurale. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1847. Nov.—Déc.

Herschel (J. F. W.), A brief notice of the life, researches and discoveries of Fried. Wilh. Bessel. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1847. Nov.

Biographical sketch of the celebrated Alexander Brongniart. — Edinb. new Philos. Journ. 1848. Jan.

Ring (M. de), Saint-Lambert, évêque de Tongres. — Messag. des scienc. hist. 1847. Livr. III.

Saint-Génois (Jul. de), Un mot sur Pierre Coucke, d'Alost. — Ebendaſelbſt. 1847. Livr. IV.

Mérimée (P.), Histoire de Don Pèdre I, roi de Castille. P. I. — Rev. des deux Mond. 1847. Livr. 23.

Evelyn (J.), The life of Mrs. Godolphin. Edited by the Bishop of Oxford. — Engl. Rev. 1847. Dec.

Last years of Frederick the Second. — Quart. Rev. 1847. Dec.

Memoir of the life of Elizabeth Fry. Vol. 1. Lond. 1847. — Ebendaſ.

Le Bas, Life of the right rev. Thos. Fanshaw Middleton. — Calcutta Rev. 1847. Dec.

Lord Hardinge's administration. — Ebendaſ.

Etudes sur quelques personnages charitables. II. Barthélemy de Las Casas, par Emile Chavin de Malan. — Rev. de Brux. 1847. Nov.

Falloux, Biographie de Galilée. — Ebendaſelbſt. Déc.

Weddle (Thom.), On asymptotic straight lines, planes, cones and cylinders to algebraical surfaces. — Philos. Mag. 1847. Dec.

Rowan Hamilton (W.), On quaternions, or on a new system of imaginaries in Algebra. (Contin.) — Philos. Mag. 1847. Dec. (Suppl.)

Low side windows. — Archaeol. Journ. 1847. Dec.

Plantamour, Mémoire sur la comète Mauvais de l'année 1844, et additions à la notice sur les dernières comètes. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1847. No. 24.

O zatmění slunce. Od W. Kuneše. — Časopis českého Mus. 1847. Dil. II. Swaz. 3.

O měření galvanickych praudi. Od F. Petřiny. — Ebendaſ. Sw. 2. 4. 6.

Silliman (B.), Description of a meteoric stone which fell in Concord, New Hampshire, in October 1846. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Nov.

Page (Ch. G.), Singular property of Caoutchouc, illustrating the value of latent heat in giving elasticity to solid bodies etc. — Ebendaſ.

Loomis (E.), Notice of a Water-Spout. — Ebendaſ.

Dana (J. D.), On certain laws of cohesive attraction. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Nov.

Draper (J. W.), On the production of light by heat. — Ebendaſ.

Newbold, Summary of the geology of Southern India. — Journ. of the royal Asiatic Soc. Vol. IX. P. 1.

Corbaux (F.), On the comparative physical geography of the Arabian frontier of Egypt at the earliest epoch of Egyptian history and at the present time. — Edinb. new Philos. Journ. 1848. Jan.

Davy (John), On the specific gravity of the water of the sea off the coast of British Guiana. — Ebendaſ.

Rowell (G. A.), On the height of the Aurora borealis. — Ebendaſ.

Miller (Al.), Description of a new pyrometer. — Ebendaſ.

Dove (M.), Memoir on the changes in the mean direction of the wind, in the annual period, in North America. — Ebendaſ.

New diluvian formation of the Vosges. — Ebendaſ.

Faraday (Mich.), On the diamagnetic conditions of flame and gazes. — Philos. Mag. 1847. Dec.

Zantedeschi, On the motions presented by flame when under the electro-magnetic influence. — Ebendaſ.

Brewster (Dav.), On the polarization of the atmosphere. — Ebendaſ.

Schönbein, On the properties of ozone. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Nov.

Horsford (E. N.), Glycocoll (Gelatine Sugar) and some of its products of decomposition. (Concl.) — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Nov.

Hunt (T. S.) On the action of sulphuretted hydrogen upon nitric acetene. — Ebendaſ.

Bull (B. W.), Results of the examination of several waters from Hartford, Conn. — Ebendaſ.

Couper (R. A.), On the chemical composition of the substances employed in pottery. — Philos. Mag. 1847. Dec.

Field (Fred.), On the products of the decomposition of cuminate of Ammonia by heat. — Ebendaſelbſt.

De la Rue (Warren), On Cochineal. (Coccus Cacti.) First memoir. — Ebendaſ.

Brewster (Dav.), On the existence of crystals with different primitive forms and physical properties in the cavities of minerals etc. — Philos. Mag. 1847. Dec. (Suppl.)

Meeting of association of American geologists and naturalists, held at Boston. Sept. 27, 1847. — Edinb. new Philos. Journ. 1848. Jan.

Davy (John), On the urinary secretion of certain animals, considered in connection with their temperature, food etc. — Ebendaſ.

Davy (J.), Note on the temperature of the Spider, and on the urinary excretion of the Scorpion and Centipede. — Ebendaſ.

On the Zeuglodon-Koch's Hydrarchos. — Ebendaſ.

Martins (Ch.) Deuxième note sur le Campagnol des neiges (Arvicola nivalis.) — Annal. des Scienc. nat. (Zool.) 1847. Octob.

Gervais (Paul), Observations sur les mammifères fossiles du Midi de la France. (II P.) — Ebendaſelbſt.

Gervais et Marcel de Serres, Nouvelles observations sur les mammifères dont on trouve les restes fossiles dans les sables marins de Montpellier. — Ebendaſ.

Banchard (Em.), Observations sur l'organisation d'un type de la classe des Arachnides, le genre Galéode. — Ebendaſ.

Sichel, Note sur un rapport remarquable entre le pigment des poils et de l'iris et la faculté de l'ouïe chez certains animaux. — Ebendaſ.

Orbigny (Alc. d'), Considérations zoologiques et géologiques sur les Brachiopodes. — Ebendaſ.

Broderip (W. J.), Zoological recreations. — Quart. Rev. 1847. Dec.

Pucheran, Note sur le Strigops habroptilus, G. R. Gray. — Rev. zool. 1847. Déc.

Guichenot (Al.), Notice sur un nouveau genre de Percoides, voisin des Centrarchus, des Pomotis et des Bryttes. — Ebendaſ.

Agassiz, Lettre à Humboldt. (Les premiers résultats d'un voyage d'exploration scientifique dans les Etats-Unis d'Amérique.) — Ebendaſ.

Dewey (O.), Carieography. (Contin.) — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Nov.

Sur le Gutta Percha et la plante qui le produit. — Annal. des Scienc. nat. (Botan.) 1847. Oct.

Gay (J.), Allii species octo, pleraeque Algerienses. — Ebendaſ.

Remy (Jul.), Analecta Boliviana, seu nova genera et species plantarum in Bolivia crescentium. — Ebendaſ.

Mohl (Hugo), Examen de la question: La cellulose forme-t-elle la base de toutes les membranes végétales? Ebendaſ.

Brongniart (Ad.), On the changes of the vegetable kingdom in the different geological epochs. — Edinb. new Philos. Journ. 1848. Jan.

Balfour (J. H.), Notice of some plants which have flowered recently in the Edinburgh botanic Garden. — Ebendaſ.

Marignac, Notices minéralogiques. — Bibl. univ. (Sc. phys.). 1847. No. 24.

Chambers (R.), Ancient sea margins. — Amer. Journ. of sc. and arts 1847. Nov.

Lonsdale (W.), Remarks on the characters of several species of tertiary corals from the United States. — Ebendaſ.

Mackenzie (G. S.), An attempt to classify the phenomena in the glens of Lochaber with those of the diluvium or drift, which covers the face of the country. — Edinb. new Philos. Journ. 1848. Jan.

Marcel de Serres and L. Figuier, Observations on the petrification of shells in the Mediterranean. — Ebendaſ.

Murchison (R. J.), On the Silurian rocks of Bohemia with a few remarks on the Devonian rocks of Moravia. — Ebendaſ.

Favre, Observations on the relative position of the formations of the western Swiss Alps and of the Alps of Savoy. — Ebendaſ.

Strachey (R.), A description of the glaciers of the Pindur and Kuphinee rivers in the Kumaon-Himalaya. — Ebendaſ.

Boussingault, Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie. T. 1—3. Par. 1843—1847. (2 art.) — Journ. des Sav. 1847. Déc.

Dumont (Arist.), Des travaux publics dans leurs rapports avec l'agriculture. Paris 1848. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Déc.

Toilliez (Des.), Aperçu hist. sur le mineur et sur les mesures protectrices dont il a été l'objet. — Mess. des sc. hist. 1847, Livr. III.

Normal institutions in Europe and India. — Calcutta Rev. 1847. Dec.

Myšlénky o ústawu wychowáwacím pro opuštenau, zanedbanau mládež, a hospodářske škole. Od Waclawa Wondry. — Časopis českého Mus. 1847. díl II. Sw. 1.

Tómy ze Štitného wýznam we filosofii. Od doktora Čupra. — Časopis českého Mus. 1847. Díl II. Swaz. 3.

Spanish novelists. — Dublin Rev. 1847. Dec.

Fauriel, Histoire de la poésie provençale. 3 Vols. Par. 1846. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Déc.

Frocheur (Flor.), Histoire romanesque d'Alexandre-le-Grand, ou recherches sur les différentes versions du Pseudo-Callisthène, à propos d'un manuscrit de la bibliothèque royale de Belgique. — Mess. des scienc. hist. de Belg. 1847. Livr. 4.

Alexandreis česka. Od Wáclawa Nebeského. — Časopis českého Museum 1847. Díl. II. Sw. 1. 2.

Coussemaker, Essai sur les instruments de musique au moyen âge. (La Gigue.) — Annal. archéol. 1847. Déc.

De la population et des obstacles que rencontre son accroissement. — Rev. nation de Belg. T. XVII. Livr. 3.

Vestiges of the catholic faith in Scandinavia. — Dublin Rev. 1847. Dec.

Sw. Cyrillus a Methodius apoštolé Slowanšti. Od J. Krbce. — Časopis českého Museum 1847. Díl. II. Sw. 1.

Saint-Genois (Jul. de), Sur quelques anciens manuscrits, contenant des vies de saints belges. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1847. Livr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte der Denk- und Glaubensfreyheit im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft und des Christenthums.

(Schluß.)

Die Schilderung einiger ausgezeichneter Weltweisen, die unter Nero und Domitian durch Verbannung oder Tod für ihre Freymüthigkeit büßen mußten, gibt der Verf. in den nächstfolgenden Abschnitten, nämlich des Paetus Thrasea 352—377, Musonius Rufus 377—387, Demetrius 387—399 und des Apollonius von Tyana. 399—401. Hinsichtlich des Erstern hatte er wenig mehr zu thun, als den Tacitus und Dio Cassius zu übersetzen. Er betrachtet ihn als einen vollendeten Philosophen, in dem sich die Wissenschaft und das Leben harmonisch durchdrungen haben. Wo die Rede auf Musonius kömmt, läßt es sich der Verf. sehr angelegen seyn, die Identität des Stoikers mit dem bey Philostratus vorkommenden babylonischen Cyniker Musonius zu erweisen: „ich muß," heißt es in der Note 2) auf p. 377 „hier den Versuch wagen, einen Philosophen der damaligen Zeit nachträglich hinzurichten. In den Handbüchern der Geschichte der Philosophie und der Literatur spukt noch immer das Gespenst eines Cynikers Musonius von Babylon. Wohl hat sich schon hin und wieder eine Stimme des Exorcismus dagegen vernehmen lassen, aber wie es scheint ohne das rechte Mittel zu finden und daher stets vergeblich — das einzig Anstößige ist, daß Philostratus, während er denselben VII, 16 in Uebereinstimmung mit Tacit. Ann. XIV, 59 einen Tyrrhener nennt, ihn nichts desto weniger IV, 35 als einen Babylonier einführt. Statt aber um deßwillen aus einer Person zwey zu machen, hätte man lieber suchen sollen den Widerspruch in sich zu lösen ꝛc." Die Unmöglichkeit der Existenz eines Syrischen Philosophen des Namens, welchen auch Eunapius p. 3 anzuerkennen scheint, ist selbst von Herrn Sch. nicht dargethan; es kann recht wohl einen solchen gegeben haben, den Philostratus nur viel zu hoch stellte. Von Musonius Rufus weiß Niemand, daß ihm eine andere Strafe zuerkannt worden wäre, als die Verbannung nach Gyara, vgl. V. A. VII, 16, hätte er so lang wie der Andere, IV, 35, im Gefängniß geschmachtet, würden Tacitus XV, 71 und Dio Kassius LXII, 27 das schwerlich übergangen haben. Unser Historiker freilich versteht es, solche Widersprüche zu beseitigen, ihm sind sogar die Akten des Processes gegen Rufus bekannt. „Wohl gab man sich," sagt er p. 381, „alle erdenkliche Mühe, um so gut es eben gehen wollte, ihn einer hochverrätherischen Absicht oder Verbindung zu überführen, da es aber durchaus an haltbaren Beweisen gebrach, so zog sich seine Untersuchungshaft bis über die Hinrichtung Thra-

sea's, die Verbannung des Demetrius und die Ankunft des Apollonius im folgenden Jahre hinaus;" er weiß auch, was in dem nicht erhaltenen Schluß der Annalen stand, wenn er sagt l. c. not. 4 „Tacitus zieht nur summarisch die Folgen des Processes zusammen" (indem er schreibt Rusum — expulit) „und anticipirt dargestalt das Resultat der Verhaftung des Musonius. Auf das diesen betreffende Detail konnte er, wie unsere Darstellung zeigt, erst in den spätern, jetzt verlornen Abschnitten eingehen." Eine eigene Idee von Neronischer Justiz macht sich p. 382 bemerklich: „wenn auch seine Vertheidigung ihm nicht zur Freyheit verhalf, so verhinderte doch beym völligen Mangel an Beweisen die Rathlosigkeit seiner Ankläger das Todesurtheil, das in der Absicht des Verfolgers lag" *). Erfinderisch verknüpft der Verf. den Aufenthalt des Tyrrheners Musonius auf Gyara mit den Frohndearbeiten des Babyloniers bey der Durchstechung des Isthmus, er erzählt uns „der weltberühmte Name des Musonius, durch den langwierigen Untersuchungsproceß und das justizmörderische Erkenntniß nur noch mehr gehoben, wirkte auch jetzt magnetisch, die Neugier ihn zu sehen und zu sprechen, trieb namentlich von Hellas aus eine Menge Reisender nach Gyara. Das war nun wohl der willkommene Anlaß, um dem Musonius neuerdings etwas anzuhaben, ihn mit anscheinend triftigeren Gründen zu verdächtigen und sein Loos durch eine sinnreiche Umwandlung der Strafe bedeutend zu verschlimmern." Er wird also nach dem Isthmus transportirt. Doch diese Versetzung ist aus der Luft gegriffen. Wenn Pseudolucian im Dialog Nero berichtet, die Gefängnisse wären ausgeleert worden, um zu den Arbeiten des Durchstichs die Sträflinge benutzen zu können, so gilt das mit nichten von den auf die Inseln Verbannten; Musonius also, der gefesselt am Isthmus gräbt, ist nach der Darstellung des Schriftstellers offenbar von Rom aus dorthin geschafft worden; hätte man ihn von Gyara abgeholt, so würde dieser bedeutende Zug der Geschichte von Philostratus nicht übergangen worden seyn. Hiemit berichtigen wir den eigenen Irrthum, dessen Vorgang aber Hrn. Sch. sicherlich nicht zu seiner Darstellung verleitet hat, vgl. Vit. Soph. unserer Ausgabe p. 128, und noch in der Bemerkung zur V. Ap. 30, 8, wo die Zahlen 92, 27, und et Nerone 1, zu tilgen sind. Als freywilliger Theilnehmer einer Gesandtschaft an Vespasian und dessen Heer war Musonius nicht an seinem Platz (vgl. Tac. Hist. III, 81), desto ruhmwürdiger sein Auftreten gegen den Heuchler Publius Egnatius Celer. Vespasian machte auch mit Musonius eine Ausnahme, als er von Mucianus bewogen alle Stoiker und Cyniker aus Rom verbannte, und wenn Eusebius in seiner Chronik erzählt, Titus habe im Jahr 80 ihn nach Rom zurückberufen, so liegt eher darin eine Verwechslung vor, als daß man den Irrthum auf Seiten des Dio Cassius LXVI, 13 suchen dürfte.

Nun folgt Demetrius, ein ächter Cyniker, der es von Herzen war, wie nur ein Anderer, bedürfnißlos und keiner Versuchung zugänglich, was er schon dem Caligula gegenüber bewies. Man vergleiche hierüber die Erzählung Senekas Benef. VII, 11, welcher ihn überaus schätzte und denkwürdige Aussprüche von ihm aufbewahrt hat. Daß Demetrius dem Apollonius von Tyana seine Schüler zugeführt habe, glaubt der Verf. dem Philostratus bereitwillig, wie vieles andere in dessen historischem Roman, welcher mehr durch anziehende Schilderung der ganzen Epoche, als durch sichere Angaben ein-

*) Das sollen wohl die Worte bedeuten (V. A. IV, 35) ἐδέδη ἐπὶ σοφίᾳ — ἀπέθανε δ' ἂν ἐπὶ τῷ δήσαντι, εἰ μὴ σφόδρα ἔρρωτο.

zelner Data Werth hat. Wir dürfen ihm in solchen Punkten nur da Zutrauen schenken, wo er mit andern Quellen übereinstimmt, z. B. mit Arrian Diss. I, 25, wo ebenfalls berichtet wird, D. habe den Zorn des Nero furchtlos herausgefordert. Darauf bezieht sich nämlich eine Stelle in V. A. VII, 16, welche in Olears Ausgabe und der Uebersetzung von Jacobs *) noch auf den Apollonius selbst gedeutet wird, weil der Text daselbst noch lückenhaft ist. Sie lautet jetzt vollständig: ταῦθ' ἡγοῦμαι καὶ Νέρωνα ἐνθυμηθέντα μὴ (ὑπαχθῆναι ὑπὸ Δημητρίου) ἀποκτεῖναι αὐτόν, denn er merkte, daß Demetrius gern seine Todesverachtung zeigen möchte. Die Vertheidigung des Egnatius, wenn sich auch etwas dafür sagen ließ, konnte doch gerade ihm keine Ehre machen. Späterhin erscheint er an der Seite des Helvidius Priskus als Lenker „der cynischen und stoischen Opposition, welche nicht rühmlich für den Verfolger mit der Hinrichtung des Helvidius und der Verbannung der übrigen Anhänger jener Sekten endete. Demetrius wurde auf eine Insel verwiesen, von der er nach des Herrschers Tod zurückgekehrt zu seyn scheint. Ein zweytes Exil erfolgte für ihn angeblich unter Domitian. Er zog sich noch am wenigsten entfernt von Rom im Vergleich mit andern verjagten Philosophen, nämlich nach Puteoli zurück, wo wir ihn bey Philostrat V. A. VII, 10 sqq. in eifriger Unterhaltung mit Apollonius treffen. Ein leiser Zweifel wenigstens hat hier den Verf. angewandelt, wenn er p. 398 gesteht, daß bey so ausführlich detaillirten Unterredungen die Authenticität einzelner Sätze am wenigsten zu verbürgen sey.

Was nun den Apollonius selbst betrifft, auf welchen die Darstellung an mehreren Stellen mit besonderer Vorliebe eingeht, muß Ref. bekennen, darüber keine Aufklärung, wohl aber viele Mißverständnisse gefunden zu haben. Baurs Monographie, die er sehr unbefangen citirt p. 186, kann Hrn. S. nicht bekannt seyn, sonst wäre ihm aufgefallen, daß dort gerade das Gegentheil von dem dargethan ist, was er selbst behauptet. Es kann nämlich einem aufmerksamen Leser der V. A. gar nicht entgehen, wie viele charakteristische Züge derselben dem Evangelium entlehnt sind, so daß die Annahme eines hier obwaltenden Zufalls durchaus als unwahrscheinlich sich herausstellt. Welche Absicht dabey der Schriftsteller hatte, geht aus seinem persönlichen Verhältniß zum kaiserlichen Hof, namentlich der Julia Domna und des Alexander Severus genugsam hervor: das Christenthum sollte nicht sowohl bekämpft als seine edelsten Seiten, so weit sie der in ethnischen Vorstellungen herangebildete Verfasser begreifen konnte, auf einen Koryphäen hellenischer Weisheit übertragen werden. Er vermied dabey vorsichtig jede direkte Bezugnahme, welche Widerspruch veranlassen konnte, und brachte die entlehnten Fakta in einer so eigenthümlichen Einkleidung vor, daß manche Gelehrte

*) Da Hr. S. sich noch mehr auf diese als auf das griechische Original stützt, macht der über eine verfehlte Conjektur des großen Gelehrten ausgesprochene Tadel (p. 384) einen um so ungünstigern Eindruck. Jene Abhängigkeit zeigt sich unter andern auch in der Behandlung von V. A. V, 19, wo die deutsche Uebersetzung einer unrichtigen Conjektur von Olearius folgt. Der Schriftsteller macht dort eine ironische Bemerkung; er wolle sich, heißt es, nicht erkühnen, gegen Jemanden (wer es war, wissen wir nicht) aufzutreten, der über den Musonius von Babylon geschrieben habe, ohne die nöthige Sorgfalt anzuwenden. Räthselhafter ist überdieß 387, not. 1. die Bemerkung: „Ueber den Schluß des Satzes, der bey Jakobs immer noch besser constituirt ist als bey Olearius, will ich durch Conjekturen den Philologen nicht vorgreifen.“ Dazu ist dort gar keine Veranlassung gegeben.

neuerer Zeit getäuscht werden konnten. Sehr zuversichtlich behauptet denn auch Hr. S., „es liege auf der Hand, daß Philostratus selbst nicht Analogien gesucht und erdichtet hat, da sich ihm offenbar unzählige Male die Gelegenheit bot, weit schlagendere auszuspüren und einzuschmuggeln, als man jetzt etwa aus seiner Darstellung ziehen mag. Es kommen weder unmittelbare noch mittelbare Anspielungen vor; der Verf. bewegt sich ganz im Begriffskreise des Heidenthums, und wenn viele seiner sachlichen Ueberlieferungen allerdings nicht glaubwürdig sind, so wurden sie doch nicht durch ihn, sondern vor ihm erdichtet, da sie auch schon vor ihm geglaubt wurden; die Erfinder können nur Apollonius selbst oder seine Jünger, wie namentlich Damis, oder die ihm entfernter stehenden Anhänger gewesen seyn. Bey diesen Erfindern konnte aber am allerwenigsten eine feindselige Richtung gegen das Christenthum der Anlaß und Maßstab der Erfindung seyn, da ja Apollonius fast gleichzeitig mit Christus auftrat.“ Von wem die Parallelen herrühren, wird uns der Verf. nicht nachweisen können; leider fehlt uns zur Controle das Buch des Möragenes über Apollonius; jedenfalls ist aber die Unmöglichkeit einer Fiction von Seiten des Philostratus durch obige Machtsprüche keineswegs dargethan.

Auch die Rhetorik läßt unser Historiker in Opposition gegen die Monarchie treten, und betrachtet die Ermordung des Caligula, Nero, Domitian u. s. w. als praktische Früchte der oft in Schulen wiederholten Deklamationen über Tyrannenmord. Ja es wird uns eingeschärft p. 431 „das Leben vermag die Schule wohl zu leiten, aber nicht zu überwinden. Denn die Schule ist muthiger als das Leben; eher zerstäubt die Schale als der Kern, eher die Wirklichkeit als die Theorie. Die Erziehung giebt dem Geiste meist ein- für allemal die Richtung für das Leben, die Erziehung also ist es, welche die Geschichte macht.“ In Erwägung dieser Gefahr, welche das bisher als unschädlich betrachtete Geschlecht der Rhetoren für die römischen Herrscher gehabt haben muß, erscheint Hrn. S. das als ein kluger Gedanke des Vespasian, daß er solche Leute, statt wie Nero, zu verfolgen, besoldete und dadurch auf seine Seite zog. Sie hatten dann alle Ursache, eine dankbare Gesinnung gegen ihn zu hegen, da er sie einer traurigen Abhängigkeit, der von dem Publikum, entzog. Und wirklich hatte der Kaiser seine Absicht (siehe p. 444) einigermaßen erreicht: „Quintilian, lange Zeit die Krone der Rhetoren, der größte Leiter der schweifenden Jugend, wie Martial ihn nennt, gerieth niemals, selbst unter Domitian nicht, in Conflicte mit der Regierung; das oppositionelle Element der Schüler schwächte sich im Lauf der Zeit ab.“

In den Schlußbemerkungen (XII) wirft der Verf. noch einen Blick auf das zweyte Jahrhundert des Kaiserthums und bezeichnet dieses als „eine Pause im Verfall“ und deßwegen nicht so wohlthätig, „weil die Erholung des Geistes von dem schweren Gewaltdruck nur allmählig eintrat (mit Beziehung auf Tac. Agric. 1 — 3) und die freye Bewegung der Geister allein von dem Willen besserer Herrscher abhängig blieb.“

Kayser.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. April.
Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März 1848.

Hofrath v. Martius eröffnete heute als Stellvertreter des Vorstandes der k. b. Akademie die feyerliche Sitzung derselben mit folgender Rede.

Die bayerische Akademie der Wissenschaften feyert heute ihren neunundachtzigsten Geburtstag! In jedem der Landesfürsten, die seit 1759 auf Bayerns Throne sassen, hatte sie einen erhabenen Freund. Heute begrüßt sie zum ersten Male König Maximilian II. als ihren Hort und Beschützer.

Was König Ludwig für Kunst und Wissenschaft gethan, was Er auch unserer gelehrten Körperschaft Gutes erwiesen: wir verehren es dankbar. Vertrauensvoll durfte die Akademie stets auf einen Monarchen blicken, der sich genährt hatte mit der Milch des klassischen Alterthums.

Mit nicht minderem Vertrauen blicken wir nun auf König Maximilian! In ihm haben wir schon lange den Fürsten erkannt, der gern in stiller Beschaulichkeit die Lehren der Geschichte, der Philosophie in sich aufnimmt. Wir durften uns rühmen, ihn schon oft an dieser Stelle zu schauen, den Freund und Theilnehmer aller edlen Studien, die den Geist bereichern und erheben.

Mit Jubel, mit heißen Segenswünschen ruft die Akademie ihren neuen Beschützer aus! — Wie vom ganzen Vaterlande ertönt auch aus ihrem Munde: Segen und Heil dem Könige Maximilian!

Die Gegenwart empfängt uns unter ernsten Zeichen!

Sonst öffneten sich die akademischen Hallen an diesem Tage den Freunden der Wissenschaft in feyerlicher Stille. Heute erdröhnen sie vom Schalle der Waffen, die eine edle, für König und Vaterland begeisterte Jugend ergriffen hat, zur Wahrung gesetzlicher Ordnung.

Eine ungeheure Bewegung, von Lebenden noch nie empfunden, geht aufschütternd durch das deutsche Vaterland hin. — Sind es die ehrwürdigen Kaisergestalten, sind es Karl und Friedrich, die sich in den Grüften des Kyfhäuffers, des Untersberges mit ihren reisigen Geschwadern unter Waffengeklirre erheben? — Nein, — es ist der verjüngte Genius der deutschen Nation, der seine gewaltigen Fittige rauschend entfaltet, und alle deutschen Herzen sicheren Fluges emporträgt, damit sie, inniger verbrüdert, auf hoher Warte Wacht halten zum Schutze des Vaterlands gegen jedweden Feind, er komme von Außen oder von Innen.

Die bayerische Akademie kann und will sich dem Mitgefühl dieser großen Begebenheiten nicht entschlagen.

Ihr Schutzherr König Maximilian, da er das Erstemal zu seinem Volke redete, hat gesprochen: „Wahrheit will ich in Allem.“ Wahrheit zu er-

streben auf dem Gebiete des Wissens, ist der Akademien Bestimmung.

Wahr und ächt ist aber auch jener tausendstimmige Ruf des deutschen Volkes, und darum findet er seinen Widerhall, wie überall, so auch hier.

Unsere Akademie wurzelt im bayerischen Vaterlande, ihre Aeste streckt sie nach allen Richtungen durch Deutschland; — ihre Früchte gehören der Welt.

Wer erkennt nicht einen tiefinnigen Bezug zwischen dieser Besonderheit und Allgemeinheit in der Sphäre des Wissens und dem nationalen Geschicke, das auf einmal mit gewaltiger Wucht in unser Bewußtseyn tritt?

Deutschland ersteht im feurigen Gemeingefühle seiner Ganzheit und Größe; aber wo ein Ganzes ist, da sind auch Glieder. Die deutschen Volksstämme empfinden tief, daß sie Bruderstämme sind, und eine herzinnige Liebe bindet sie an einander. Gleichwie aber nur der wahrhaft lieben kann, der sich selbst achtet, so erhebt und stärkt jenes Gemeingefühl auch jeden der Stämme in seiner Besonderheit.

Eine Sprache, Eine Geschichte, Ein gemeinsamer Rechtsboden, Ein gemeinsamer Zug und Drang zu nationaler Fortbildung verkettet die Stämme von den Alpen bis zur Ost- und Nordsee, von der Weichsel bis zum vaterländischen Rhein. Eine geistige Einheit unter uns Allen und durch uns Alle! — Und sie ist stark, sie ist von unerschütterlicher Dauer, eben weil sie geistig ist.

In dieser Einheit aber, die von einer tausendjährigen Geschichte anerkannt und verklärt wird, steht mit froher Selbstständigkeit ein jeder unserer herrlichen Volksstämme.

Im eigenen Boden steht er, daraus zieht er jene gesunden Säfte, die sich nach der Seite des geistigen und des leiblichen Lebens zu besonderer Art und Wesen für einen Jeden gestalten. Und in dieser Besonderheit sind die deutschen Stämme mit ihren Fürsten auf das innigste und lebendigste geeinigt. Deutschlands Geschichte bezeugt, wie Völker und Fürsten verwachsen können.

So ist Einheit und Besonderheit, Ganzheit und Gliederung von jeher der gedoppelte Lebenstrieb deutscher Nation gewesen. So aber ist es auch in der Wissenschaft. Eine göttliche Idee waltet durch sie: Wahrheit. Nach Wahrheit ringt die Wissenschaft in ewiger Perfectibilität; und sie findet jene nicht auf einmal, nicht in Einer Form, nicht in Einer Richtung des Strebens.

Wie die deutsche Eiche in tausend Aesten sich ausbreitet, anders nach jeder Seite ihre Krone wölbend, — so die Wissenschaft, voll erhabener Mannichfaltigkeit und doch innerlich Eine und dieselbe.

Wo sich das besondere Wissen seines göttlichen Zusammenhanges mit dem ewigen Ganzen, mit seinem Ursprung entäußert, da wird es unwahr, unsicher, nebelhaft; wo es ausläuft in kalte Spitzfindigkeiten, in prunkende Worte, da erstirbt es. Abstractionen ohne die richtige Erkenntniß des Concreten sind immer und überall des wahren geistigen Fortschrittes Hemmniß gewesen. Darum haben auch die Akademien von jeher in sich den Beruf erkannt, vor jener einseitigen, trügerischen Geistesrichtung zu warnen. Wo wir das Einzelne sicher besitzen, wo wir die Thatsache, die immer geschichtlichen Boden hat, klar erkennen, da ist uns verbürgt, daß wir annähernd zur ganzen Wahrheit voranschreiten.

Auf politischem Gebiete beherrschen verwandte Ueberzeugungen die deutschen Geister.

Deutschland will Einheit; aber nicht jene Einheit, die wie ein ödes, kaltes Abstractum in der Luft schwebt, ohne Fundament in unserer Geschichte, ohne Bürgschaften einer gesunden glücklichen Zukunft.

Deutschland will jene höhere Einheit, in der sich zur Zeit unserer schönsten, welthistorischen Blüthe die erhabenste Idee des Staats, die Majestät des Rechts verklärt hatte. — Deutschland will jene Einheit, welche die Besonderheit aller Reichsglieder allseitig durchdringt, gleichwie der bildende, befruchtende, einige Lebenstrieb aufwärts und abwärts waltet in der deutschen Eiche. Es will jene Einheit eines Organismus hoher Vollendung, in dem alle Glieder die gemeinsame Stärke schaffen durch die

eigene besondere Stärke, durch gesunden Zusammenhang und rechtes Maaß. So geeinigt und gegliedert ist unser Vaterland jener Hercules, den kein Ringer besiegt; aber weggehoben vom historischen Grunde, auf dem seine Volksstämme fussen, wär' es Antäus, den der Feind zwischen Himmel und Erde erdrückt.

Wann immer die Wissenschaft zu einem Wendepunkt gelangt war, von wo aus sich eine Welt neuer Gedanken, neuer Aussichten eröffnete, wo neue, tief umgestaltende Aufgaben sich darstellten, — so fehlten auch die Genien nicht, die sich muthig auf die Bahn des Zeitgeistes warfen, und im Heldenschritt neue Wahrheiten erkämpften. So auch jetzt bey des theuern Vaterlandes politischer Wiedergeburt. Was immer die Verhängnisse bringen mögen: Deutschland wird ebenbürtig seyn seiner Bestimmung; und auch Bayern wird dem gemeinsamen Vaterlande Männer stellen, Thaten und Gedanken, wie sie würdig sind des uralten tapfern Geschlechtes der Bayern und seiner Wittelsbacher.

Darum blickt die Akademie voll Zuversicht in die Zukunft. Ob Krieg die Losung werde, ob Friede; — immer werden wir den Sieg haben, den Sieg der reinen freyen Gedanken, den Sieg der Ordnung und Treue zu dem geliebten Herrscherhause, den Sieg jener heiligen Ideen, die Maximilian II. Wahlspruch sind: Freyheit und Gesetzmäßigkeit!

Hoch lebe König Maximilian, und Bayern und Deutschland hoch!

Der Redner erwähnte sodann der drey (!) Mitglieder, die die k. Akademie in den letzten Monaten durch den Tod verloren hatte.

Am 28. Jan. dieses Jahres starb Joseph von Görres. Ein Mann von so reichem Geiste, von so entschiedenem Charakter, der seit 50 Jahren energischen und erfolgreichen Antheil an den Bewegungen des deutschen Volkes genommen, der unter den Vorkämpfern gestanden für die Sache deutscher Freyheit, habe den irdischen Schauplatz verlassen gerade vor der großen politischen Bewegung, die er schon lange voraus gesehen und voraus besprochen.

Ein Mitglied dieser Akademie werde in der nächsten Sitzung die Pflichten akademischer Pietät gegen Görres erfüllen. Wenn bis dann das gemeinsame Vaterland aus den gährenden Elementen in seiner glänzend verjüngten Gestalt hervorgetreten ist, werde jenes Lebensbild des hochbegabten Kämpfers sich um so freyer entfalten, und um so unpartheyischer gewürdigt werden.

Am 25. Februar verlor die Akademie Michael Pius Erdl, einen Naturforscher, der durch den Ernst und die Gründlichkeit seiner Studien schon über das gewöhnliche Ziel jugendlicher Erfolge fortgeschritten in der Akademie wie bey den Physiologen überhaupt, an deren Aufgaben er sich rühmlich betheiligt, ein schmerzliches Bedauern zurückgelassen habe. Ein ihm durch Lebensereignisse und Neigung verbundenes Mitglied der Akademie werde in der nächsten Sitzung ein Gemälde seines Lebens und Wirkens entwerfen.

Hierauf verbreitete sich der Redner in ausführlicher Rede über den am 18. Februar verstorbenen verdienstvollen Botaniker Joseph Gerh. Zuccarini. Diese Denkrede ist im Verlage der k. b. Akademie gedruckt.

Dann las Hr. Prof. Pettenkofer, außerord. Mitglied der k. Akademie, als Redner des Tages über: die Chemie in ihrem Verhältnisse zur Physiologie und Pathologie. Auch diese Rede ist im Verlage der Akademie erschienen.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 12. Februar d. J. wurden folgende Vorträge gehalten:

I.

Hr. Professor Dr. von Kobell:

A.

Ueber den Chloropal.

Der Chloropal ist zuerst von Bernhardi und Brandes untersucht worden. Brandes unternahm die Analyse zweyer Varietäten, einer muschligen a. und einer erdigen b. von Unghwar in Ungarn. Die Resultate waren:

	a.	b.
Kieselerde	46 (23,90)	45,00
Eisenoxyd	33 (9,9)	32,00
Talkerde	2	2,00
Thonerde	1 (0,46)	0,75
Wasser	18 (16,00)	20,00
	100	99,75

Später hat Berthier eine ähnliche Verbindung von Nontron (Deptmt. Dordogne) a) analysirt und Nontronit genannt und ein solcher von Villefranche b) ist von Dufrenoy analysirt worden, ein anderer von Montmort bey Autun c) von Jaquelin, und noch eine Varietät von Andreasberg d) von Biewend.

Diese Analysen gaben:

	a.	b.	c.	d.
Kieselerde	44,0 (22,86)	40,68	41,31 (21,45)	41,10
Eisenoxyd	29,0 (8,7)	30,19	35,69 (10,70)	37,30
Thonerde	3,6 (1,68)	3,96	3,31 (1,55)	—
Wasser	18,7 (17,5)	23,00	18,63 (16,56)	21,56
Talkerde	2,1 „	2,37	— „	—
Kalkerde	— „	—	0,19 „	—
Thon	0,1 „	—	— „	—
Kupferoxyd	— „	—	0,90 „	—
	97,5	100,20	100,03	99,96

Man hat diese Analysen verschiedentlich berechnet und mancherley Formeln dafür aufgestellt, indem man dabey von der Ansicht ausging, daß die gefundene Kieselerde ihrem ganzen Gehalte nach wesentlich sey.

Diese Mineralien sind aber amorphe Bildungen und da es mir nicht unwahrscheinlich war, daß ein Theil der Kieselerde nur beygemengt sey, so unternahm ich gegenwärtige Untersuchung, wozu mich noch besonders ein neues Vorkommen von Chloropal bey Passau bestimmte, von welchem ich mehrere Proben durch die Güte des Herrn Baron v. Stockheim und des Herrn Forstmeisters Winneberger zugeschickt erhalten habe.

Nach den Mittheilungen dieser Herren kommt der Chloropal im Hangenden eines Graphitlagers bey Haar vor, etwa drey Stunden von Obernzell, auch bey Leitzersdorf und in andern Graphitgruben. Er wird von den Arbeitern Grünling genannt und findet sich in ziemlicher Menge in knolligen Stücken von verschiedener Größe in einer schmutzig grünen Erde, welche dasselbe Mineral in verwittertem Zustande zu seyn scheint.

Die Farbe dieses Chloropals ist lichte pistazienzeisiggrün. Sein chemisches Verhalten stimmt ganz überein mit dem des ungarischen Chloropals und auch mit dem des Nontronits von Andreasberg, welchen ich vergleichen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April
Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Herr Professor Dr. von Kobell:

A.

Ueber den Chloropal.

(Fortsetzung.)

Diese Mineralien sind vor dem Löthrohre für sich unschmelzbar, färben sich schwarz und graulich und wirken nach dem Glühen in der Reductionsflamme auf die Magnetnadel.

Im Kolben geben sie Wasser, welches nicht oder nur schwach alkalisch reagirt.

Von Salzsäure werden sie langsam zersetzt, wobey sich die Kieselerde als schleimiges Pulver ausscheidet. Wirft man kleine Stücke in concentrirte Kalilauge, so verlieren sie sogleich die grüne Farbe und nehmen eine dunkel ockerbraune an. Dieses Verhalten ist für den Chloropal charakteristisch und er kann dadurch leicht von andern ähnlichen Mineralien unterschieden werden.

Der Chloropal von Haar ist von milchweißem Opal begleitet, welcher ihn in kleinen Parthieen durchsetzt. Um wo möglich die wesentliche Zusammensetzung dieses Minerals auszumitteln, dachte ich zunächst daran, die beygemengte eben nicht sichtbare amorphe Kieselerde zu entfernen. Zu diesem Zwecke wurde eine hinreichende Quantität des feinen Pulvers mit Kalilauge gekocht, und damit das Kochen nicht bis zur anfangenden Zersetzung des Eisensilikates fortgesetzt werde, so wurde eine ähnliche Quantität des beybrechenden Opals gleichzeitig ebenso mit derselben Lauge behandelt. Sobald der Opal aufgelöst war, wurde das Kochen auch beym Chloropal eingestellt, das Pulver auf ein Filtrum gebracht und gehörig ausgewaschen. Es hatte eine braune Farbe. Die Analyse dieses vorher geglühten Pulvers gab:

		Sauerstoff.
Kieselerde	52,10	27,06
Eisenoxyd	40,60	12,18
Thonerde	3,00	1,40
Kalkerde	1,60	
Talkerde	1,08	
	98,38	

In derselben Weise wurde ein Chloropal aus Ungarn analysirt. Die Resultate waren:

Kieselerde	52,33	27,17
Eisenoxyd	43,34	13,00
Thonerde	2,32	1,08
Kalkerde	0,93	
Talkerde	0,73	
	99,65	

Vom Nontronit von Andreasberg, dem aber etwas rothes Eisenoxyd beygemengt ist, bestimmte ich aus dem ebenfalls mit Kali behandelten Pulver nur die Kieselerde und das Eisenoxyd. Ich erhielt ähnliche Mengen, nämlich gegen 49 Kieselerde und 46 Eisenoxyd.

Es geht aus diesen Analysen hinlänglich hervor, daß das reine opalfreye Eisensilicat des Chloropals von der Formel $\dot{\dot{F}}e\ \dot{\dot{S}}i^2$ sey.

Um nun weiter auszumitteln, wie viel Wasser diesem Eisensilicat im Chloropal zukomme, wurden die Proben auch analysirt, wie sie vorkommen, nämlich ohne vorheriges Ausziehen der freyen Kieselerde. Eine Präcipitation der salzsauern Auflösung mit kohlensauerm Baryt zeigte, daß das Eisen als Oxyd enthalten sey.

Der Chloropal von Haar ergab:

Kieselerde	80,66		
Eisenoxyd	9,74	2,92	3,38
Thonerde	1,03	0,46	
Wasser	5,33	4,73	
Unzersetzter Rückstand	2,66		
Spuren von Talkerde.			
	99,42		

Vom ungarischen Chloropal wurden erhalten:

Kieselerde	70,00
Eisenoxyd	14,25
Thonerde	0,75
Wasser	15,00
	100,00

Diejenigen Chloropale, welche bey dem größten Gehalt an Eisenoxyd den kleinsten Wassergehalt zeigen, sind offenbar zugleich die, welche am wenigsten zufälliges Wasser enthalten. Eine Vergleichung unter diesen zeigt zwischen Eisenoxyd und Wasser ein sehr ähnliches Verhältniß und es ist im Passauer Chlorophan nahezu dasselbe wie in der von Brandes analysirten Varietät aus Ungarn und im Nontronit von Autun. Die Sauerstoffmengen vom Eisenoxyd (wozu die Thonerde) und Wasser geben nahezu das Verhältniß wie 1 : 1,5. Gewiß ist aber auch bey diesen Varietäten etwas Wasser theils als hygroskopisch, theils als an Kieselerde gebunden und von eingemengtem Opal herrührend anzusehen. Es ist daher wohl mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß das Eisensilicat des Chloropals die Sauerstoffmengen des Eisenoxyds und des Wassers gleich habe, und dann wäre die einfache Formel dieses Minerals $\dddot{F}e\,\ddot{S}i^2 + 3\,\dot{H}$.

Ich habe gehofft, den Wassergehalt dieses Silicats sicherer dadurch bestimmen zu können, daß ich

den mit dem Passauer Chloropal vorkommenden milchweißen Opal untersuchte und seinen Wassergehalt bestimmte. Aus dem bekannten $\dddot{F}e\,\ddot{S}i^2$, welches die Analysen der mit Kali behandelten Proben ergeben, ließ sich leicht der Ueberschuß von Kieselerde nachweisen, welche als beygemengt zu betrachten, und ebenso, wieviel Wasser ihr zukomme, um Opal zu bilden, wobey dann der Rest des Wassers dem Eisensilicat wenigstens zum Theil angehören mußte. Der Versuch gab aber kein annehmbares Resultat. Der reine Opal ergab nämlich für 100 Theile einen Wassergehalt von 7,24. Das Eisenoxyd (nebst der Thonerde), wie es die Analyse des Passauer Chlorophans zu 10,77 ergiebt, erfordert 13,01 Kieselerde zur Bildung von $\dddot{F}e\,\ddot{S}i^2$; zieht man diese 13,01 von dem Gesammtgehalt der Kieselerde, nämlich von 80,66 ab, so bleiben 67,65. Diese nehmen zur Bildung von Opal 5,28 Wasser auf, woraus hervorgienge, daß das Eisensilicat gar kein Wasser enthielte. Dagegen spricht aber schon die Veränderung der Farbe des Minerals beym Zusammenbringen mit Kalilauge und weiter der Umstand, daß unter diesen Verhältnissen diejenigen Varietäten, welche das meiste Eisensilicat und den geringsten Ueberschuß an Kieselerde enthielten, auch am wenigsten Wasser enthalten müßten, was gerade umgekehrt ist. Es scheint demnach einem Theil des Opals bey der Bildung des Chloropals Wasser entzogen worden zu seyn und ist daher die beygemengte amorphe Kieselerde zum Theil wasserfrey enthalten. —

Der Nontronit stimmt seinem chemischen Verhalten, wie auch seiner Mischung nach so mit dem Chloropal überein, daß er als keine eigenthümliche Species anzusehen ist. Der Pinguit gehört wahrscheinlich auch hieher. Die Mischung des reinen Chloropals nach der Formel $\dddot{F}e\,\ddot{S}i^2 + 3\,\dot{H}$ ergiebt folgende Zusammensetzung:

Kieselerde	46,34
Eisenoxyd	40,12
Wasser	13,54
	100,00

B.

Ueber den Kreittonit, einen neuen Spinell von Bodenmais nebst einigen Bemerkungen über die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen.

Ich habe schon im Jahre 1831 in Leonhards Jahrbuch für Mineralogie eines schwarzen Spinells von Bodenmais Erwähnung gethan, welchen ich damals zum Pleonast gezählt habe. Ich hatte von ihm kleine Oktaeder mit den Flächen des Rhombendodecaeders in Magnetkies und Bleyglanz eingewachsen beobachtet, konnte aber kein hinreichendes Material zu einer chemischen Analyse erhalten.

Im vorigen Herbste überschickte mir Hr. Prof. Breithaupt mehrere Bruchstücke dieses Minerals, welches derselbe als einen neuen Spinell, als spinellus superior bezeichnete, und sprach den Wunsch aus, daß ich eine Analyse damit unternehmen möchte. Solches habe ich nun gethan und es stellt sich dadurch das Mineral wesentlich in die Nähe des Gahnits, von dem es sich aber durch einen Gehalt an

$$\dot{Zn}\,\ddot{Al} + \dot{Fe}\,\ddot{Fe}$$

unterscheidet.

Dieser Spinell ist in der neuern Zeit theils in größern Krystallen, wie die oben angegebenen, theils krystallinisch derb vorgekommen. Man beobachtet bey den derben Massen häufig blättrige Zusammensetzung nach den Flächen des Oktaeders, aber keine eigentlichen Blätterdurchgänge.

Der Bruch ist muschlig, der Glanz Glasglanz zum Fettglanz geneigt. Undurchsichtig, sammtschwarzgrünlichschwarz, als Pulver graulichgrün. Das spec. Gewicht ist nach Breithaupt 4,49.

Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar und ertheilt den Flüßen Eisenfarbe. Der Zinkgehalt kann nicht deutlich nachgewiesen werden *). Es geschieht dieses aber leicht auf nassem Wege, nachdem das feine Pulver durch Schmelzen mit dem sechsfachen Gewicht von sauerem schwefelsauerem Kali aufgeschlossen worden. Man löst die Masse in heißem Wasser auf und präcipitirt durch Aetzammoniak in Ueberschuß. Der Niederschlag wird filtrirt und das Filtrat mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak versetzt. Das dadurch gefällte Schwefelzink giebt vor dem Löthrohre den charakteristischen Beschlag des Zinkoxyds, welcher mit Kobaltauflösung befeuchtet und geglüht die bekannte grüne Farbe annimmt.

Die Analyse wurde mit 30 Gran auf nachstehende Weise durchgeführt. Das feingeriebene Pulver wurde mit dem sechsfachen Gewichte von sauerem schwefelsauerem Kali im Platintiegel geschmolzen. Die etwas grün gefärbte Masse löste sich in heißem Wasser bis auf einen kleinen Rückstand von unzersetztem Mineral auf a.). Der Rückstand wurde durch Kochen mit Kalilauge von der (zum Theil von der Reibschale herrührenden) Kieselerde befreyt und dann gewogen.

Die Auflösung a.) wurde mit Aetzammoniak gefällt und der Niederschlag b.) filtrirt. Beym Eindampfen des Filtrats trübte sich die Flüßigkeit, es wurde etwas Salzsäure zugesetzt, wobey die Trübung verschwand und dann abermals Aetzammoniak, welches noch ein merkliches Präcipitat c.) hervorbrachte. Dieses Präcipitat, dessen Bildung etwas auffallend erschien, glaubte ich besonders analysiren zu müssen und behandelte es wie das von b.), es zeigte sich aber von ähnlicher Beschaffenheit wie jenes und bestand in der Hauptsache aus Thonerde. Das Präcipitat b.) (und c., jedes für sich) wurde in Salzsäure aufgelöst und mit kohlensauerem Baryt gefällt und aus dem Niederschlage wie gewöhnlich Thonerde *) und Eisenoxyd geschieden und bestimmt,

*) Nach Plattner bekommt man mit einem Gemenge von Soda und Borax Zinkbeschlag, ich konnte damit keine deutliche Reaction erhalten.

*) Die Thonerde enthielt etwas Kieselerde, für 100 Theile des Minerals 1,6, welche ich als fremdartig nicht in Rechnung gebracht habe. Es ist kein Beweis für die Abwesenheit der Kieselerde, wie H. Rose anführt, wenn sich eine Spinellprobe mit sauerem schwefelsauerem Kali geschmolzen vollkommen in Wasser auflöst, wie ich mich noch durch einen besondern Versuch überzeugt habe, denn die aus einer solchen klaren Auflösung gefällte Thonerde, welche mit Kali extrahirt und weiter gefällt wurde, hinterließ, nach dem Glühen in Schwefel-

aus dem Filtrat des Niederschlages aber der Baryt durch Schwefelsäure geschieden und das Filtrat mit dem vom Niederschlage c.) oben erhaltenen vereinigt. Aus diesen Filtraten wurde das Zink und Mangan mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak niedergeschlagen und weiter nach bekanntem Verfahren die Talkerde mit phosphorsauerm Natrum und Ammoniak gefällt.

Der Niederschlag von Schwefelzink und Schwefelmangan wurde in Salzsäure aufgelöst, in einem Kolben in der Siedhitze mit kohlensauerem Kali die Oxyde gefällt und nach gehörigem Ausglühen der Niederschlag gewogen. Zur Scheidung des Mangans wurde dieser Niederschlag abermals in Salzsäure aufgelöst und mit kohlensauerem Kali wie vorher präcipitirt, dann der Niederschlag in Essigsäure aufgelöst, aus dieser Auflösung mit Schwefelwasserstoffgas das Zink und weiter aus dem Filtrat mit Ammoniak das Mangan als Schwefelmangan gefällt. Letzteres wurde in Salzsäure aufgelöst und mit Chlorkalkauflösung das Mangan präcipitirt und weiter bestimmt. Es zeigte sich noch etwas eisenhaltig.

Es wurden auf diese Weise, für 100 Theile berechnet, erhalten:

Thonerde	44,66
Eisenoxyd	16,63
Zinkoxyd	24,00
Talkerde	3,05
Manganoxydul	1,30
Unzersetzter Rückstand	10,00
	99,64

(Fortsetzung folgt.)

säure aufgelöst, eine nicht unbedeutende Menge Kieselerde. Man hat daher die bey solchen Analysen erhaltene Thonerde immer noch darauf zu prüfen.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathematisch-physikalischen Classe in den Monaten November und December 1847 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Senkenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a/M.:

Abhandlungen aus dem Gebiete der beschreibenden Naturgeschichte. Bd. III. Heft 3. Frankfurt 1845. 4.

Von Herrn Vicomte de Santarem in Paris:

Examen des assertions contenues dans un opuscule intitulé: Sur la publication des monuments de la géographie. Paris 1847. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1847. No. II. Moscou 1847. 8.

Von Herrn Manuel J. Johnson, M. A. radcliffe observer:

Astronomical Observations. Vol. VI. Oxford 1847. 8.

Von der kais. Leop. Carol. Gesellschaft der Naturforscher:

Verhandlungen. Suppl. des 13. Bandes. Breslau und Bonn 1846. 4.

Von der Royal Asiatic Society of London:

Transactions. Vol. III. u. vol. III. Part I. II. III. Vol. II. p. I. u. II. 1829 — 1835. London. 4.
List of membres, committees etc. 1847. London. 8.
Anniversary meeting and twenty-fourth annual report of the council. 1847. London. 8.

Von Herrn B. Jori in Reggio:

Sulla China Gialla. Opuscul. II. Reggio 1845. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. April
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

B.

Ueber den Kreittonit, einen neuen Spinell von Bodenmais nebst einigen Bemerkungen über die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen.

(Fortsetzung.)

Daraus ergiebt sich mit Abzug des unzersetzten Rückstands und mit der nöthigen Correction des Gehalts an Eisenoxyd und Eisenoxydul:

		Sauerstoff.	
Thonerde	49,73	23,27	26,17
Eisenoxyd	8,70	2,90	
Zinkoxyd	26,72	5,20	8,62
Eisenoxydul	8,04	1,78	
Talkerde	3,41	1,32	
Manganoxydul	1,45	0,32	
	98,05		

Was nun die Frage betrifft, ob dieses Mineral als eine eigene Species anzusehen, so stellen sich dabey dieselben Schwierigkeiten ein, wie bey so vielen andern Verbindungen mit vicarirenden Mischungstheilen. Die rhomboedrischen Carbonate geben uns hier in so ferne vor andern Species Aufschluß, als sie nicht tesseral krystallisiren und also die gleichen oder verschiedenen Winkel der Stammformen mehr einen Anhaltspunkt zur Vereinigung oder Trennung ihrer Mischungen darbieten. Es scheint nämlich nach vielen Erfahrungen, daß vicarirende Mischungstheile zwar eine sehr ähnliche, aber doch nicht ganz gleiche Krystallisation haben, wenn sie in monoaxen Systemen krystallisiren. Wir bemerken daher, was natürlich im tesseralen Systeme nicht möglich ist, mit dem Wechseln der Basen kleine Winkeldifferenzen, und da gleichzeitig mancherley Veränderungen der übrigen physischen Eigenschaften so wie des chemischen Verhaltens eintreten, so sind wir genöthigt, nicht nur die Gränzglieder mit einer Basis als Species gelten zu lassen, sondern auch bis zu einem gewissen Grade die Mittelglieder. Ich habe mich bey mehreren Gelegenheiten darüber ausgesprochen, wie wir nicht alle sich zeigenden kleinen Differenzen bey der Aufstellung von Species berücksichtigen dürfen, weil wir sonst den Zweck der Wissenschaft, die Individuen der Mineralien durch ein systematisches Zusammenfassen und Gruppiren in größeren Einheiten zu überschauen, verlieren oder unmöglich machen würden. Aus diesem Grunde bin ich, ohne darum den Werth der Beobachtungen zu verkennen, mit einer großen Anzahl der neuen Breithaupt'schen Species nicht einverstanden, denn es scheint mir dabey die zulässige Gränze der Trennung überschritten. Die Hauptfrage stellt sich nun über diese Gränze, und wenn ihre Bezeichnung auch nicht mit vollkommener Sicherheit gegeben werden kann, so kann es doch annäherungsweise geschehen und damit der bisher herrschenden Willkühr wenigstens einige Schranken gesetzt werden.

Wenn wir zwey Mischungen $\dot{Ca}\,\ddot{C}$ und $\dot{Mg}\,\ddot{C}$ kennen und es erscheint eine dritte $\dot{Ca}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}$ mit einem constanten eigenthümlichen Winkel der Spaltungsform und mit eigenthümlichem chemischen Verhalten, so ist sie als Species zu betrachten und

eine solche als Dolomit anerkannt; wenn nun aber die Quantität des kohlensauern Kalkes in einem solchen Dolomit etwas größer oder kleiner gefunden wird, so ist deßhalb noch keine neue Species anzunehmen, da sich die Differenz ungezwungen durch eine kleine Beymengung von Kalkspath oder Magnesit erklärt, während die gegentheilige Annahme Verbindungsgesetze fordern würde, welche sowohl an sich, als in Beziehung zu bisherigen Erfahrungen sehr unwahrscheinlich erschienen. In der That sind die meisten solcher Mischungen nach Art inniger Gemenge zu betrachten und kleine Winkeldifferenzen dabey wohl erklärlich.

Wie es sich mit dem Dolomit verhält, verhält es sich mit ähnlichen andern Verbindungen, und man wird bey unbefangener Betrachtung dem Mesitinspath $\dot{Fe}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}$ die Eigenthümlichkeit einer Species nicht absprechen. Weniger sicher sind die Verbindungen zu deuten, welche sich den nachstehenden Formeln nähern, z. B. $3\,\dot{Ca}\,\ddot{C} + 2\,\dot{Mg}\,\ddot{C}$ am Bitterkalk von Liebenstein und Kolozoruk, oder $2\,\dot{Ca}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}$ am Gurhofian und den Spathen von Hall und Taberg, $\dot{Ca}\,\ddot{C} + 3\,\dot{Mg}\,\ddot{C}$ am Conit, $2\,\dot{Mn}\,\ddot{C} + 3\,\dot{Fe}\,\ddot{C}$ am Oligonspath ꝛc. und wenn wir die drey ersten als Dolomite mit beygemengtem Kalkspath oder Magnesit betrachten und den Oligonspath als $\dot{Mn}\,\ddot{C} + \dot{Fe}\,\ddot{C}$ mit beykrystallisirtem Eisenspath, so begehen wir vielleicht einen Fehler, welcher aber gewiß nicht so groß ist, als wenn wir den Dolomit selbst oder den Mesitinspath nur als ein Gemeng von $\dot{Ca}\,\ddot{C}$, $\dot{Mg}\,\ddot{C}$ und $\dot{Fe}\,\ddot{C}$ ansehen wollten oder auch in das andere Extrem fielen, überhaupt jede kleine Differenz für wesentlich zu halten.

Eine ähnliche Reihe vergleichbarer Verbindungen zeigt der Chrysolith.

Die Gränzglieder sind:

1) der eigentliche Chrysolith $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si}$ (Talkchrysolith)

2) der Tephroit $\dot{Mn}^3\,\ddot{Si}$ (Manganchrysolith)

3) der Fayalit $\dot{Fe}^3\,\ddot{Si}$ (Eisenchrysolith).

Als Mittelglieder finden sich:

4) der Kalktalk-Chrysolith $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \dot{Mg}^3\,\ddot{Si}$, vom Monte Somma, wozu vielleicht der Batrachit gehört,

5) der Knebelit $\dot{Mn}^3\,\ddot{Si} + \dot{Fe}^3\,\ddot{Si}$,

6) der Hyalosiderit und mehrere Olivine, namentlich die meteorischen, können als $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si} + \dot{Fe}^3\,\ddot{Si}$ mit Ueberschuß von $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si}$ angesehen werden.

Aus 4. lernen wir ein neues Gränzglied des Chrysoliths, nähmlich einen Kalkchrysolith $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si}$ kennen.

Es finden sich weiter in der Formation des Augits diese Verhältniße von Gränz- und Mittelgliedern.

Die erstern sind:

1) der Wollastonit $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si}^2$

2) der Boltonit(?) $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si}^2$

3) der rothe Mangankiesel $\dot{Mn}^3\,\ddot{Si}^2$.

Die Mittelglieder, welche man kennt, sind:

4) der Diopsid $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si}^2 + \dot{Ca}^3\,\ddot{Si}^2$,

5) der Hedenbergit $\dot{Fe}^3\,\ddot{Si}^2 + \dot{Ca}^3\,\ddot{Si}^2$, aus welchem sich ein neues Gränzglied $\dot{Fe}^3\,\ddot{Si}^3$ ergiebt, welches auch bereits asbestartig von Gruner beobachtet ist *).

6) Der Bustanit kann als $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si}^2 + \dot{Mn}^3\,\ddot{Si}^2$ mit Ueberschuß an rothem Mangankiesel angesehen werden.

*) Die Analyse gab:

Kieselerde	43,9
Eisenoxydul	52,2
Talkerde	1,1
Thonerde	1,9
	99,1

Der Fundort ist nicht angegeben. Comptes rend. 1847. B. XXIV.

7) Der Hypersthen ist im normalen Zustande wahrscheinlich $\dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2 + \dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2$.

In allen diesen Mittelgliedern zeigt sich ein eigenthümlicher Charakter, der zur Aufstellung einer Species berechtigt und die Verbindung der Gränzglieder zu gleichen Mischungsgewichten (1:1) ist dabey als vorzüglich ausgesprochen zu beobachten.

Die zusammengesetzteren Hornblenden zeigen das nämliche Verhältniß und die Hornblende von Nordmark nach der Analyse von Bonsdorff stimmt hinlänglich mit der Verbindung der Gränzglieder ($\dot{Ca}\ \ddot{Si} + \dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2$) + ($\dot{Ca}\ \ddot{Si} + \dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2$), wovon das erste als Tremolith bekannt ist, das letztere, wenn auch bisher nicht isolirt gefunden, doch ebenso wahrscheinlich in die Formation gehört.

Ebenso kann der Pistazit als aus gleichen Mischungsgewichten der Gränzglieder $\dot{Ca}^3 \ddot{Si} + 2 \ddot{Al} \ddot{Si}$ (Zoisit) und $\dot{Fe}^3 \ddot{Si} + 2 \ddot{Al} \ddot{Si}$ bestehend angesehen werden. Es berechnet sich daraus, annähernd an die Varietät von der Insel St. Jean, nach der Analyse von Beudant, folgende Zusammensetzung:

			Var. v. St. Jean:	
Kieselerde	41,10	„	41,0	
Thonerde	30,41	„	28,9	
Kalkerde	12,46	„	13,6	
Eisenoxydul	16,02	„	13,9	
	99,99		0,6	Manganoxydul
			100.	

Der Manganepidot zeigt dieselbe Annäherung an die Verbindung ($\dot{Ca}^3 \ddot{Si} + 2 \ddot{Al} \ddot{Si}$) + ($\dot{Ca}^3 \ddot{Si} + 2 \ddot{Mn} \ddot{Si}$).

Es giebt aber noch zusammengesetztere Verbindungen dieser Art, an welchen die Theilnahme von drey und vier vicarirenden Basen nicht zu verkennen ist und bey diesen wird eine Bestimmung der Gränze für die Aufstellung der Species noch schwieriger. Ich glaube aber, daß man von den zweybasigen Verbindungen geleitet, in ähnlicher Weise die drey- und vierbasigen beurtheilen kann und daß, wenn in jenen bey unzweifelhaften Species (Mesitinspath, Diopsid, Pistazit ꝛc.) beobachtet wird, daß die Gränzglieder zu gleichen Mischungsgewichten verbunden sind, auch für diese der normale Zustand durch ein solches Gesetz bestimmt, angenommen werden darf.

Wenn man z. B. bey dem Augit von Björmyresweden nach der Analyse von H. Rose *) die Gränzglieder berechnet, so erhält man von

$\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2 = 49{,}26$

$\dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2 = 28{,}61$

$\dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2 = 18{,}58.$

Dividirt man diese Zahlen durch die betreffenden Mischungsgewichte, nämlich für $\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2 = 22{,}04$, für $\dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2 = 19{,}27$ und für $\dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2 = 25{,}04$, so ergeben sich

von $\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2$ „ „ 2,23 Mischungsgewichte

von $\dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2$ „ „ 1,48 „ „ „

von $\dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2$ „ „ 0,74 „ „ „

Wird 1,48 von 2,23 zur Bildung von $\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2 + \dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2$ (Diopsid) abgezogen, so bleiben 0,75 $\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2$, welche mit $\dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2$ zu Hedenbergit $\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2 + \dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2$ verbunden sind. Es sind aber von diesem Hedenbergit 1,48 Mischungsgewichte gegen 2,96 Mischungsgewichte Diopsid enthalten, welche Zahlen sich wie 1:2 verhalten. Nach der Analogie mit den vorher angeführten Fällen kann dieser Augit als eine Verbindung der bekannten Mittelglieder ($\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2 + \dot{Fe}^3 \ddot{Si}^2$) + ($\dot{Ca}^3 \ddot{Si}^2 + \dot{Mg}^3 \ddot{Si}^2$) angesehen werden mit Ueberschuß des letztern oder beykrystallisirtem Diopsid **). Daß die

*) Kieselerde 54,08
Kalkerde 23,47
Talkerde 11,49
Eisenoxydul 10,02
99,06

**) Was die thonerdehaltigen Augite betrifft, so hat schon Kudernatsch die Bemerkung gemacht, daß die Analysen noch am besten stimmen, wenn man nach

Mischung von letzterem zwey Mischungsgewichte zeigt, kann wesentlich seyn, es kann aber auch zufällig seyn, denn daß bey gewissen Mengungen, wie bey den bekannten Verbindungen des Goldes und Silbers stöchiometrische Verhältniße vorkommen, welche den Schein der Gesetzmäßigkeit haben, ist leicht begreiflich. Uebrigens werden die wesentlichen Verhältniße dieser Art öfter und an zahlreicheren Vorkommnißen verschiedener Fundorte beobachtet werden, als die zufälligen und dieses ist ein wohl zu beachtendes Criterium, welches im vorliegenden Falle mehr gegen, als für die Wesentlichkeit des Verhältnißes 1 : 2 spricht.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Januar 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Reale Accademia delle scienze a Napoli:

Atti della reale accademia. Vol. V. part. II. Napoli 1844. 4.

Rendiconto delle adunanze e di' lavori. No. 16 — 32. 1844 — 1847. Nap. 4.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles à Lausanne:

Bulletin. No. 16. Juin 1847. Laus. 1847. 8.

Von den Herren de Vriese, F. Dozy und Molkenboer in Leiden:

Nederlandsch kruidkundig archief. I Thl. 1 St. Leyden 1847. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXV. No. 7 — 16. Août — Octobre 1847. Paris 1847. 4.

Von Herrn Joseph Krieger, k. k. Hauptmann zu Tirnau:

Die Enträthselung der sogenannten Platonischen Zahl. Tirnau 1847. 8.

Von der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen derselben im Jahre 1846. Breslau 1847. 4.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin, Année 1846. No. IV. Année 1847. No. I. Moscou 1846. 47. 8.

Jubilé semi-seculaire du doctorat de S. Exc. Mr. Fischer de Waldheim. Moscou 1847. 8.

Jubilaeum semisecularem doctoris med. et philos. Gotthelf Fischer de Waldheim celebrant sodales societatis Caesareae naturae scrutatorum mosquensis. Moscau 1847. gr. fol.

Von der Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Öfversigt af kongl. vetenskaps-academiens förhandlingar. No. 7 — 10 1846. No. 1 — 6 1847. Stockholm. 8.

Handlingar för år 1845. I. u. II. Heft. Stockholm 1847. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1843 och 1844. Första Delen af Sundevall. Stockh. 1847. 8.

Berättelse om framstegen i Fysik afgifven af Svanberg och Siljeström. Stockholm 1847. 8.

Om det i nyare tider antagna uppfostrings-och undervisningssättet etc. af N. G. Sefström. Stockholm 1846. 8.

Von Herrn Professor M. Bojer in Port Louis, Insel Maurice.

Planches relatives au genre Gaertnera Lam. Neuchatel 1847. fol.

Abzug der Basen für das Bisilikat, den Rest als ein Trialuminat annimmt. Ich bin derselben Ansicht und es scheint mir sogar wahrscheinlich, daß dieses Aluminat als beygemengter Hercinit oder Eisenspinell Fe Al anzusehen sey, denn es ist gewiß auffallend, daß die thonerdehaltigen Augite eine schwarze Farbe besitzen, während die thonerdefreyen, sogar mit größerem Eisengehalt, eine grüne zeigen. So hat der angeführte thonerdefreye Augit von Björmyresweden, welcher grün ist, eine ähnliche Mischung wie die schwarzen thonerdehaltigen Augite aus der Rhön. Auch ist das Zusammenvorkommen von Augit und Pleonast am Vesuv wenigstens bekannt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

B.

Ueber den Kreittonit, einen neuen Spinell von Bodenmais nebst einigen Bemerkungen über die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen.

(Fortsetzung.)

Bey den Granaten läßt sich ebenfalls nicht verkennen, daß die zusammengesetzteren derselben, Verbindungen der Gränzglieder, vorherrschend zu gleichen Mischungsgewichten, sind. Der Granat von Ohlapian nach der Analyse von Karsten zeigt mit einem dominirenden Antheil von 75 pr. Ct. die Verbindung der Gränzglieder (Mg^3 $\dot{S}i$ + $\ddot{A}l$ $\dot{S}i$) + (Fe^3 $\dot{S}i$ + $\ddot{A}l$ $\dot{S}i$) und ist daher eine eigenthümliche Species. Der Pyrop zeigt als vorherrschende Mischung das Gränzglied Mg^3 $\dot{S}i$ + $\ddot{A}l$ $\dot{S}i$. —

Was den Umstand betrifft, daß wie Fuchs hervorhebt (s. dessen Mineralogie p. 114) bey solchen Gliedern eine eigentliche chemische Verbindung nicht anzunehmen sey, da sie einander zu ähnlich und keinen merklichen Gegensatz bilden, so kann zwar in einer gewissen Art an den Brongniartin, Barytocalcit und Gaylussit erinnert werden, deren Mischungstheile eben auch keinen sehr großen Gegensatz bilden und die wohl Jeder als Species anerkennen wird; es kommt aber überhaupt nicht darauf an, ob diese Verbindungen Doppelsalze im gewöhnlichen Sinne heißen können oder nicht, sondern es ist vorzüglich darauf Rücksicht zu nehmen, ob eine gewisse Beständigkeit bey solchem Zusammenvorkommen beobachtet und ob dadurch ein Einfluß auf den allgemeinen Charakter des betreffenden Minerals ausgeübt wird. Es handelt sich davon, ob ein Vicariren isomorpher Mischungstheile für die Species überhaupt unbeachtet bleiben soll oder ob bey bestimmten Verhältnißen desselben, welche sich wiederholt zeigen und den Charakter eines Minerals bedingen, diese Verhältniße selbst bey Bestimmung der Species geltend gemacht werden sollen. Wollte man dem Vicariren keinen Antheil zur Begründung von Species einräumen, so müßte man auch den Kalkspath, Magnesit, Zinkspath, Eisenspath und Manganspath nur als Varietäten einer Species ansehen und diese von chemischer Seite allenfalls mit dem Zeichen R $\dot{C}$ charakterisiren. Man könnte anführen, daß man ja bey der Krystallisation, bey dem Erscheinen der verschiedensten Formen nicht anders verfährt, indem man sie nämlich in der Stammform gleichsam concentrirt, und wer diese Verhältniße nur oberflächlich erwägt, möchte wohl glauben, daß wenn man von diesem R $\dot{C}$ Mischungen wie Ca $\dot{C}$, Mg $\dot{C}$, Fe $\dot{C}$ ꝛc. als besondere Species gelten lassen will, auch wohl ein Mineral, welches in Oktaedern, Heraedern und Rhombendodecaedern krystallisirt, um dieser Gestalten willen in drey Species zu unterscheiden seyn dürfte. Es ist aber in Beziehung auf die Krystallisation der wesentliche Unterschied, daß sie keine Veränderung der übrigen Eigenschaften, weder der physischen noch chemischen hervorbringt, während

der Wechsel einer vicarirenden Base auf specif. Gewicht, Farbe, Härte ꝛc. und auf das ganze chemische Verhalten von entschiedenem Einfluße seyn muß. Wenn es daher auch Mineralogen gegeben hat, welche in der eben angeführten Weise durch die Krystallisation Species unterschieden und aus dem hexaedrischen und oktaedrischen Bleyglanz zwey Species gemacht haben, so hat es doch meines Wissens noch keinen gegeben, welcher Kalkspath, Zinkspath und Manganspath oder dergl. in eine Species vereinigt hätte. Man erkennt also an, daß das Wechseln vicarirender Mischungstheile Species bestimmen kann.

Wenn man nun, wie oben gesagt, in der Reihe der zusammengesetzteren rhomboedrischen Carbonate, wie in den Formationen des Chrysoliths, Augits und anderer, vorzugsweise solche Mischungen mit einem eigenthümlichen Charakter auftreten sieht, in welchen sich Gränzglieder zu gleichen Mischungsgewichten vereinigen, so hat dieses Verhältniß ein Stimmrecht für die Species, ob es nun im Chemismus oder in einer andern bis jetzt nicht bekannten Eigenthümlichkeit unorganischer Naturprodukte begründet seyn mag. — Fassen wir das im Vorhergehenden dargelegte zusammen, so ergiebt sich Folgendes:

1) Gränzglieder sind die Verbindungen von relativ gleicher Zusammensetzung und Krystallisation, wenn sie mit einer Basis vorkommen oder im Falle sie aus zwey Verbindungen verschiedener Art bestehen, in jeder von diesen nur eine solche Basis vorhanden ist. Eine Reihe solcher Gränzglieder bildet das eigentliche mineralogische genus oder was Fuchs eine chemische (später oryktognostische) Formation genannt hat. Dergleichen Gränzglieder sind die angeführten Carbonate $\dot{Ca}\,\ddot{C}$; $\dot{Mg}\,\ddot{C}$; $\dot{Fe}\,\ddot{C}$; $\dot{Mn}\,\ddot{C}$; $\dot{Zn}\,\ddot{C}$, ferner die Silicate des Chrysoliths $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si}$; $\dot{Fe}^3\,\ddot{Si}$; $\dot{Mn}^3\,\ddot{Si}$ ꝛc. oder des Augits $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si}^2$; $\dot{Mg}^3\,\ddot{Si}^2$; $\dot{Fe}^3\,\ddot{Si}^2$ ꝛc. oder auch die zusammengesetzten Silicate des Granats $\dot{Fe}^3\,\ddot{Si} + \dot{Al}\,\ddot{Si}$; $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \dot{Al}\,\ddot{Si}$; $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \dot{Fe}\,\ddot{Si}$ u. s. w.

2) Diese Gränzglieder, die wir mit A, B, C ꝛc. bezeichnen wollen, verbinden sich zu Mittelgliedern, indem sie zu gleichen Mischungsgewichten zusammentreten. Dergleichen sind A + B; B + C; A + C u. s. f. und Beyspiele dafür der Dolomit $\dot{Ca}\,\ddot{C} + \dot{Mg}\,\ddot{C}$; der Mesitinspath $\dot{Mg}\,\ddot{C} + \dot{Fe}\,\ddot{C}$, der Kalktalkchrysolith $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \dot{Mg}^3\,\ddot{Si}$; der Diopsid $\dot{Ca}^3\,\ddot{Si}^2 + \dot{Mg}^3\,\ddot{Si}^2$ ꝛc. oder auch (mit Gränzgliedern, welche aus zweyerley Verbindungen bestehen) der Pistazit $(\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \dot{Mg}^3\,\ddot{Si}^2) + (\dot{Ca}^3\,\ddot{Si} + \dot{Fe}^3\,\ddot{Si}^2)$; manche Hornblende $(\dot{Ca}\,\ddot{Si} + \dot{Mg}^3\,\ddot{Si}^2) + (\dot{Ca}\,\ddot{Si} + \dot{Fe}^3\,\ddot{Si}^2)$ ꝛc. Die am deutlichsten als selbstständig erscheinenden Mittelglieder und die als am meisten verbreitet beobachteten zeigen diese einfache Art der Verbindung, weßhalb auch die Wesentlichkeit anderer Verhältniße wie 2 A + 3 B, 4 B + 5 C u. dergl. zweifelhaft wird.

3) Die Mittelglieder scheinen sich nach Art der Gränzglieder zu verbinden, so daß (A + B) sich mit einem (B + C) oder (A + C) vereinigt. Man könnte Verbindungen dieser Art Zwischenglieder nennen. So kann der erwähnte Augit von Björmyresweden als eine Verbindung der Mischungen des Diopsids und des Hedenbergits angesehen werden. Diese Verbindungen sind übrigens weit weniger deutlich ausgesprochen als die Mittelglieder und können wahrscheinlich auf diese reducirt werden, indem der Ueberschuß des einen oder andern Gliedes für die Species unwesentlich seyn kann. Hierüber muß vorzüglich der physikalische Hauptcharakter eines betreffenden Minerals im Vergleich mit verwandten entscheiden. — Ich verkenne nicht, daß gegen die hier aufgestellte Ansicht mancherley Einwendungen gemacht werden können, zur Zeit aber entbehren wir so sehr jedes Haltpunktes, wenn es sich um die Bestimmung der Species bey einer Mischung mit vicarirenden Bestandtheilen handelt, daß wohl jeder Beytrag zur Lösung der Aufgabe eine Berücksichtigung und Erwägung verdienen dürfte. —

Gehen wir zu der Formation des Spinells über, so finden wir den vorhergehenden ganz analoge Verhältniße.

Wir kennen als Gränzglieder:

1) den eigentlich sogenannten Spinell $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{A}}l$

2) den Hercinit $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{A}}l$

3) das Magneteisenerz $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{F}}e$ und

4) den Gahnit $\dot{Zn}\,\ddot{\dot{A}}l$, wenigstens weisen die Analysen deutlich auf einen solchen reinen Zinkspinell hin.

Als Mittelglieder sind bekannt:

5) Zeilanit oder Pleonast $\left.\begin{matrix}\dot{Mg}\\ \dot{Fe}\end{matrix}\right\}\ddot{\dot{A}}l$

6) Chromeisenerz $\left.\begin{matrix}\dot{Fe}\\ \dot{Mg}\end{matrix}\right\}\begin{matrix}\ddot{\dot{C}}r\\ \ddot{\dot{A}}l\end{matrix}$

7) Franklinit $\left.\begin{matrix}\dot{Fe}\\ \dot{Zn}\end{matrix}\right\}\begin{matrix}\ddot{\dot{F}}e\\ \ddot{\dot{M}}n\end{matrix}$

8) Disluit $\left.\begin{matrix}\dot{Zn}\\ \dot{Mn}\end{matrix}\right\}\begin{matrix}\ddot{\dot{A}}l\\ \ddot{\dot{F}}e\end{matrix}$

9) Chlorospinell $\dot{Mg}\left\{\begin{matrix}\ddot{\dot{A}}l\\ \ddot{\dot{F}}e\end{matrix}\right.$

Diese Mischungen deuten als weitere Gränzglieder an: $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}r$; $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{F}}e$; $\dot{Zn}\,\ddot{\dot{A}}l$ und auch $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{C}}r$ und $\dot{Mn}\,\ddot{\dot{F}}e$.

Nach der Analogie mit den Mittelgliedern der vorher angeführten Formationen lassen sich diese Spinell-Arten auch so betrachten:

der Pleonast als $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{A}}l + \dot{Mg}\,\ddot{\dot{A}}l$ mit Ueberschuß von Spinell $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{A}}l$;

der Chlorospinell als $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{F}}e + \dot{Mg}\,\ddot{\dot{A}}l$ mit Ueberschuß von Spinell $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{A}}l$;

der Franklinit als $\dot{Zn}\,\ddot{\dot{M}}n + \dot{Fe}\,\ddot{\dot{F}}e$ mit Ueberschuß von Magneteisenerz $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{F}}e$;

das Chromeisenerz als $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}r + \dot{Mg}\,\ddot{\dot{A}}l$ mit Ueberschuß von $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}r$ oder auch als $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}r + \dot{Mg}\,\ddot{\dot{C}}r$ mit Hercinit;

der Disluit als $\dot{Zn}\,\ddot{\dot{A}}l + \dot{Mn}\,\ddot{\dot{F}}e$ mit Hercinit. —

Es ergiebt sich nach dem Gesagten sehr einfach, wie bey der Beurtheilung einer Mischung mit vicarirenden Mischungstheilen zu verfahren sey. Es sind nähmlich zunächst die Gränzglieder, deren gewöhnlich nur zwey A und B, und ihre Quantitäten nach Mischungsgewichten zu berechnen. Ist die Verbindung dieser Gränzglieder die vorherrschende Menge der Mischung, so gehört das Mineral zu der durch sie charakterisirten Species, ist aber ihre Menge gegen den sich ergebenden Ueberschuß des einen Gränzgliedes z. B. A untergeordnet, so ist das Mineral zur Species A zu setzen als eine mit (A + B) gemengte Varietät.

Die Analyse des Magnesits aus dem Zillerthale von Stromeyer hat z. B. ergeben:

Kohlensaure Talkerde	84,79
Kohlensaures Eisenoxydul	13,82
Kohlensaures Manganoxydul	0,69
	99,30

Dividirt man mit den entsprechenden stöchiometrischen Zahlen, so ergeben sich 15,91 Mischungsgewichte $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{C}}$ und 1,90 Mischungsgewichte $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}$. Da es gewiß wahrscheinlicher ist, daß hier das $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}$ nach Art des Mesitinspaths mit $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{C}}$ verbunden ist, als daß Magnesit und Eisenspath gleichsam nur neben einander liegen, so ist mit $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}$ das Mittelglied $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}} + \dot{Mg}\,\ddot{\dot{C}}$ zu bilden. Es kommen daher auf 1,9 Mschg. des enthaltenen $\dot{Fe}\,\ddot{\dot{C}}$ eben so viele Mschg. von $\dot{Mg}\,\ddot{\dot{C}}$ und bleiben daher für letzteres 14,01 übrig oder es sind in diesem Mineral 14 Mischungsgewichte Magnesit gegen 1,9 Mschg. Mesitinspath enthalten. Das Mineral gehört also zur Species Magnesit als eine mit Mesitinspath gemengte Varietät.

Wir sind aber genöthigt, hiebey gewisse Ausnahmen gelten zu lassen, nämlich in dem Falle, wo in der zusammengesetzten Verbindung ein Gränz-

glied als ein neues, bisher nicht isolirt gefundenes vorkommt oder auch zum erstenmale an einem Mittelgliede theilnimmt. Der Chlorospinell enthält z. B. nur ohngefähr 1 Mschg. von der Verbindung Mg $\dddot{F}e$ + Mg $\dddot{A}l$ gegen 5 Mschg. gewöhnlichen Talkspinell Mg $\dddot{A}l$. Wenn wir also den Chlorospinell als eigene Species ansehen, so geschieht es nur relativ und ist damit das in ihm enthaltene Gränzglied Mg $\dddot{F}e$ gemeint oder auch seine Verbindung zu Mg $\dddot{F}e$ + Mg $\dddot{A}l$, und findet sich diese einmal im reinen Zustande, so wird ihre gegenwärtige Charakteristik manche Veränderung erleiden und der bis jetzt bekannte Chlorospinell wegen des vorherrschenden Talkspinells zu dieser Species (Talkspinell) als eine mit Chlorospinell gemengte Varietät zu setzen seyn.

Ebenso mag der Plumbocalcit vorläufig als Species gelten, weil er eine besondere Verbindung Ca $\dddot{C}$ + Pb $\dddot{C}$, wenn auch untergeordnet gegen das vorherrschende Ca $\dddot{C}$ enthält, oder weil das Gränzglied Pb $\dddot{C}$ zum erstenmale mit Ca $\dddot{C}$ verbunden vorkommt. Findet sich aber diese Verbindung einmal rein, so ist der bisherige Plumbocalcit als eine Varietät des Kalkspaths anzusehen, welche mit jener Verbindung gemengt ist. Diese Fälle in der erwähnten Art gelten zu lassen ist nothwendig, denn wollte man jederzeit bis zur Aufstellung einer Species das Vorkommen ihres völlig reinen Erscheinens abwarten, so würde solches der Wissenschaft nicht minder zum Nachtheil gereichen, als wenn man sich um jedes untergeordneten Mischungstheiles willen zu einer solchen Aufstellung berechtigt glaubte. Die zahlreichen und genauen Analysen, die wir von den Granaten haben, erweisen dieses hinlänglich und haben bis jetzt noch keine vollkommen reine Species herausgestellt und es ist auch höchst wahrscheinlich, daß dergleichen bey solchen Mineralien außerordentlich selten gefunden werden. Es ist dieser Fall in einer gewissen Art vergleichbar mit dem Vorkommen einer natürlichen Soole, die chemisch rein und vollkommen gesättigt wohl schwerlich jemals gefunden werden wird. Wir nehmen daher auch keinen Anstand, für den Thoneisengranat als normal die Formel $\dddot{F}e^3$ $\dddot{S}i$ + $\dddot{A}l$ $\dddot{S}i$ zu schreiben, für den Thonkalkgranat Ca^3 $\dddot{S}i$ + $\dddot{A}l$ $\dddot{S}i$ u. s. w.

Daß eine Interpretation wie die von den Gränzgliedern ꝛc. gegebene nicht als eine bloß hypothetische anzusehen ist, dafür sprechen die mancherley Erfahrungen, welche bestätigt haben, was man von zusammengesetzteren Verbindungen auf das Vorkommen der einfacheren und von dem Erscheinen der vicarirenden Mischungstheile in untergeordneten Quantitäten auf ihr Vorkommen in dominirenden zu schließen berechtigt war. So hat man längst auf das Vorkommen des Hercinits $\dddot{F}e$ $\dddot{A}l$ aus dem Pleonast geschloßen, ehe derselbe entdeckt worden ist und nachdem das Vicariren von $\dddot{C}r$, $\dddot{F}e$ und $\dddot{A}l$ erkannt war, konnte der Uwarovit ebenso erwartet werden, als das Mg $\dddot{F}e$ im Chlorospinell. Als ein interessanter Beleg des Gesagten ist auch die neueste Arbeit von Ebelmen über die Bildung künstlicher Spinelle zu erwähnen, indem derselbe, nebst vielen andern, den Spinell Mg $\dddot{C}r$ dargestellt hat, welchen wir oben als ein Gränzglied im Chromeisenerz angedeutet haben. —

Es war wohl längst eine Lücke und ein Nachtheil für die Wissenschaft, daß man sich keine strengere Rechenschaft darüber zu geben versucht hat, mit welchem Werthe eine Mischung mit vicarirenden Mischungstheilen für die Species anzusprechen sey, denn indem man vorzüglich nur auf die gleichen oder ungleichen Bestandtheile nach Quantität und Qualität sah, mußte man, consequent verfahrend, auch nothwendig in jene Zersplitterung von Species verfallen, die an Breithaupt und andern Mineralogen so oft gerügt oder stillschweigend mißbilligt worden ist.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1847. Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.
Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

B.

Ueber den Kreittonit, einen neuen Spinell von Bodenmais nebst einigen Bemerkungen über die Mineralspecies mit vicarirenden Mischungstheilen.

(Schluß.)

Wollte man aber nur die Gränzglieder als Species gelten lassen, wie Fuchs vorgeschlagen hat, wobey die Sache freylich kurz abgemacht wäre, so möchte den Anforderungen der Naturforschung damit doch auch nicht befriedigend entsprochen werden. —

Was die Formeln betrifft, so werden einige kleine Abänderungen nothwendig, um sie der gegebenen Ansicht anzupassen. Um nämlich unterscheiden zu können, ob eine geregelte Verbindung von Gränzgliedern gemeint sey oder das eine oder andere nur untergeordnet und nicht zur Species gehörig zu betrachten, so dürften im letzteren Falle kleine Buchstaben zu gebrauchen seyn. Die Punkte bey Oxyden oder die horizontalen Striche für die Doppelatome u. s. f. können dabey ganz wegbleiben, denn die anzubringende Klammer begreift ja ohnehin nur vicarirende Mischungstheile, und daß diese von analoger Zusammensetzung sind, weiß man. So kann z. B. der Mesitinspath geschrieben werden:

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{Mg}\\ \mathrm{Fe}\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{C}},$$

der vorher erwähnte eisenhaltige Magnesit aber

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{Mg}\\ \mathrm{f}\\ \mathrm{mg}\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{C}};$$

für den Granat von Ohlapian kann man schreiben

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{Mg}^3\\ \mathrm{Fe}^3\\ \mathrm{f}\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{Si}} + \ddot{\mathrm{Al}}\,\ddot{\mathrm{Si}},$$

das heißt, die wesentliche Mischung ist $(\mathrm{Mg}^3\,\ddot{\mathrm{Si}} + \ddot{\mathrm{Al}}\,\ddot{\mathrm{Si}}) + (\mathrm{Fe}^3\,\ddot{\mathrm{Si}} + \ddot{\mathrm{Al}}\,\ddot{\mathrm{Si}})$ gemengt mit überschüßigem Thoneisengranat. Wäre das Mineral aber mit Eisenkalkgranat gemengt, so wäre zu setzen:

$$\left.\begin{matrix}\mathrm{Mg}^3\\ \mathrm{Fe}^3\\ \mathrm{ca}\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{Si}} + \left.\begin{matrix}\ddot{\mathrm{Al}}\\ \mathrm{fo}\end{matrix}\right\}\ddot{\mathrm{Si}}$$

In solchen Fällen würde die Reihenfolge von oben nach unten zeigen, daß in dem unwesentlichen Antheile das Silicat der Basis ca mit dem von der Basis fo, welches Zeichen man für Eisenoxyd gebrauchen kann, verbunden ist zu Eisenkalkgranat. Da in den obenan stehenden Zeichen der wesentlichen Mischung das Verbindungsgesetz schon angezeigt ist, so kann man bey den Zeichen des unwesentlichen Theiles zur Vereinfachung der Formel auch die Coefficienten und Exponenten weglassen, weil die Klammer schon anzeigt, daß für sie dasselbe Gesetz gilt. —

Wenn man für den in Frage stehenden Spinell von Bodenmais die verbundenen Gränzglieder berechnet, so ergeben sich die Quantitäten derselben in folgenden Verhältnißen:

Mischungsgewichte:

Zn Äl	„	60,05	„ „ „	5,23
Fe Ḟe	„	12,47	„ „ „	0,86
Mg Äl	„	11,88	„ „ „	1,32
Fe Äl	„	10,02	„ „ „	0,92
Mn Äl	„	3,50	„ „ „	0,32
		97,92		

Es ist daher dieser Spinell offenbar eine Mischung, welche der oben bezeichneten Klasse der Zwischenglieder angehört und in welcher der Gahnit in vorwaltender Quantität vorhanden, zugleich aber erscheint das Gränzglied Fe Ḟe in einer neuen Verbindung. Einigen wir mit Rücksicht auf die bekannten Spinelle die Gränzglieder, so stellt sich die Combination des Pleonasts Mg Äl + Fe Äl heraus mit einem neuen Mittelgliede Zn Äl + Fe Ḟe, welches letztere sein Analogon am Franklinit Zn Mn + Fe Ḟe hat, wobey aber das Manganoxyd durch Thonerde vertreten ist. Ich bin erst durch die Berechnung auf einen Gehalt dieses Spinells an Fe Ḟe aufmerksam gemacht worden und in der That wirken auch Stücke, welche ganz frey von dem öfters beybrechenden Magnetkies sind und mit Salpetersäure behandelt keine Reaction auf Schwefelsäure geben, deutlich auf eine empfindliche Magnetnadel. Daß aber das Magneteisenerz nicht wohl von einer gewöhnlichen Einmengung herrührt, beweist der Umstand, daß es aus dem feinen Pulver mit dem Magnet nicht ausgezogen werden kann und daß dieses auch nach der Behandlung mit concentrirter Salzsäure noch auf die Magnetnadel wirkt. Ohne völliges Aufschließen wird nur ein sehr kleiner Theil von Eisenoxydoxydul aufgelöst, wie auch das Na S aus dem Brongniartin durch Wasser aufgelöst wird, obwohl es gewiß wesentlich zu seiner Mischung gehört. Dieser Spinell ist daher als eine neue Species zu bezeichnen, wenn auch die Verbindung, welche damit gemeint ist, wie im Chlorospinell nur in untergeordneter Menge auftritt.

Da aber der von Breithaupt gegebene Name spinellus superior nicht in die Reihe der gewöhnlichen Mineralnamen paßt und es auch ziemlich unwahrscheinlich ist, daß eine solche lateinische Nomenklatur allgemeinen Eingang finden werde, denn dazu müßte man sich vorerst auch über eine lateinische Terminologie (und über ein System) vereinigen, so gebe ich diesem Spinell den Namen Kreittonit, von κρειττων, stärker, auch mächtiger, major, welcher Name an den von Breithaupt gegebenen erinnert und sich wie dieser auf das höhere specifische Gewicht des Minerals vor dem anderer ähnlicher Spinelle bezieht.

II.

Hr. Dr. Vogel jun.:

Ueber den Gehalt der weinsauren Salze in den Blättern und Blüthen der Weinrebe zu verschiedenen Jahreszeiten.

Die in neuerer Zeit von Schleiden begonnene Untersuchungsmethode der Vegetabilien in den verschiedenen Entwicklungsperioden und nach den einzelnen Theilen der Pflanze hat vor den bisher gewöhnlichen Aschenanalysen den Vorzug, daß sie von dem Verhältniß der unorganischen Bestandtheile zur Pflanze ein weit anschaulicheres Bild darbietet.

Ich habe diese Methode nicht auf die Bestimmung der Aschen, sondern auf die Bestimmung der weinsauren Salze in der Weinrebe angewendet und erlaube mir die Resultate dieser Versuche hier im Auszuge mitzutheilen.

Eine Quantität im Juni des verflossenen Jahres gesammelter Weinblätter, vollkommen befreyt von Stielen und Ranken, wurde gestossen und ausgepreßt. Nachdem der Saft aufgekocht und kochend filtrirt worden war, um das Chlorophyll davon zu trennen, blieb eine fast farblose Flüssigkeit von sehr sauerer Reaction zurück. Sie enthielt, wie sich aus der Behandlung des abgerauchten Saftes durch Alkohol ergab, freye Weinsäure, Traubenzucker und saures weinsaures Kali, welch letzteres in Alkohol unlöslich durch kochendes Wasser aufgelöst wurde.

Derselbe Versuch wurde später mit den Blüthen der Weinrebe angestellt, in welchen auch Weinsäure, Traubenzucker und saures weinsaures Kali gefunden wurden.

In der Mitte des Monats October des nämlichen Jahres, als die Trauben zur vollen Reife gelangt waren, wurde abermals eine Quantität Weinblätter von demselben Stocke, der im Juni die Blätter geliefert hatte, gestossen und ausgepreßt. Der Saft unterschied sich von dem im Juni gewonnenen schon sehr auffallend dadurch, daß er nur schwach sauer reagirte. Bis zur Trockne abgeraucht und mit Alkohol ausgezogen zeigte sich eine geringe Spur von freyer Weinsäure, welche durch das Kochen mit dem in den Blättern vorhandenen Traubenzucker in Tartralsäure übergegangen war und deßhalb nicht krystallisiren konnte. Der getrocknete Rückstand mit vielem Wasser gekocht hinterließ beym Abrauchen eine sehr geringe Menge von Weinstein mit etwas weinsaurem Kalk. Indem ich die ausführlicheren Zahlenergebnisse hier übergehe, ergibt sich als sicheres Endresultat, daß die Blätter des Weinstocks zur Zeit der Traubenreife bedeutend ärmer an Weinsäure und weinsauren Salzen sind, als vor und zu Anfang der Entwicklung der Trauben und so lange die Trauben noch grün und unreif sind. Nach der Zusammenstellung mehrerer Analysen enthalten die Blätter im Juni eine sehr große Menge Weinstein, welcher aber im October bey voller Reife der Trauben fast gänzlich fehlt. Es geht daraus hervor, daß die in den Blüthen enthaltene Menge von Weinstein zur Reifung der Traube nicht hinreiche, sondern daß der Weinstein der Blätter mit dazu abgegeben werde.

III.

Hr. Prof. L. A. Buchner jun. las eine Mittheilung des Hrn. Dr. v. Gorup:

Ueber die Verbreitung der Kieselerde im Thierreiche.

Hr. Baron Dr. v. Gorup-Besanez, Privatdocent in Erlangen, hat bereits vor zwey Jahren während seines Aufenthaltes im chem. Laboratorium zu Göttingen gefunden, daß die Federn einiger Vogelspecies eine bedeutende Menge Kieselerde enthalten, und in einer vorläufigen Notiz hierüber (Annal. d. Chem. u. Pharm. LXI, 46) die Vermuthung ausgesprochen, daß die Nahrung zur Menge der Kieselsäure in einem bestimmten Verhältniß stehen möge, daß letztere für das Bestehen der Vogelfedern wesentlich sey und zu diesen Gebilden vielleicht in einem ähnlichen Verhältnisse stehe, wie die Knochenerde zu den Knochen. Auf diese Beobachtung fussend, hat Hr. v. Gorup jetzt eine größere Reihe von Versuchen über die Aschen- und Kieselerdemengen der Bedeckungen der Vögel ausgeführt, weniger in der Absicht, der früher aufgefundenen Thatsache eine erweiterte Bestätigung zu geben, als vielmehr um den Einfluß zu ermitteln, den auf die Mengenverhältnisse dieses im Thierreiche bisher so untergeordnet erscheinenden Bestandtheiles Species, Nahrung, Alter der Thiere und andere Umstände ausüben.

Das Ergebniß dieser neuerlichen und ausgedehnteren Versuche ist in physiologischer Beziehung interessant genug, um es zunächst der k. Akademie mittheilen zu können; dasselbe bestätiget die oben ausgesprochene Vermuthung und zeigt, daß nicht allein Nahrung, sondern auch Alter und Art der Federn einen bestimmten Einfluß ausüben. Die Kieselerde wird auf dem Wege der Ernährung in die Federn abgelagert, und zwar in um so größerer Menge, je kieselerdereicher die Nahrung ist. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß die Menge der Kieselerde im geraden Verhältnisse stehe zum Kieselerdegehalt der Nahrung bey gleichem Alter der Thiere. Die folgende tabellarische Uebersicht macht dieß anschaulich:

Thiere.		In 100 Substanz.		In 100 Asche
Nahrung.	Species.	Asche.	Kieselerde.	Kieselerde.
Körner, Getreide ꝛc.	1. Truthahn, Meleagris Gallop.	6,79	1,69	25
	2. Haushahn, Gallus dom.	7,43	3,71	50
	3. Saatkrähe, Corvus frugileg.	4,83	1,95	38
	4. Taube, Columba dom.	2,37	0,59	25
	5. Gans, Anser dom.	3,83	1,47	38
	6. Rebhuhn, Perdrix cin.	3,79	2,47	65
	Mittel	4,84	1,98	40
Fische, Wasserinsekten.	1. Sturmmöve, Larus canus	1,25	—	—
	2. Nachtrabe, Ardea nycticorax	2,04	0,29	14
	3. Gem. Fischreiher, Ardea cinerea	2,06	0,28	13
	4. Weißer Reiher, Ardea garzetta	1,07	0,19	18
	5. Pelekan, Pelecanus	5,45	0,53	9
	6. Albatros, Diomedea exulans	2,43	0,25	10
	7. Eisvogel, Alcedo ispida	0,99	0,09	10
	Mittel	2,41	0,23	10,5
Säugethiere, Insekten.	1. Schleiereule, Strix flammea	2,92	1,35	46
	2. Waldkauz, Strix aluco	1,41	0,39	27
	3. Mäusebussard, Falco buteo	2,19	0,51	23
	4. Rauhfüssiger Falke, Falco lagopus	2,14	0,61	28
	5. Sperber, Falco nisus	2,70	0,87	32
	6. Nebelkrähe, Corvus cornix (mit Fleisch gefüttert)	1,62	0,11	7
	Mittel	2,16	0,64	27
Beeren, Insekten, Insekteneier, Aas ꝛc. ꝛc.	1. Grünspecht, Picus viridis	2,19	0,62	28
	2. Elster, Corvus Pica	3,78	1,51	40
	3. Birkhahn, Tetrao tetrix	1,01	0,32	33
	4. Rohrhuhn, Gallinula chloropus	4,19	1,49	35
	5. Thurmschwalbe, Cypselus apus	4,45	1,21	27
	6. Papagei, Psittacus	5,31	1,19	22
	7. Storch, Ciconia nigra	3,04	0,94	31
	8. Sperling, Fringilla dom.	2,12	0,85	40
	9. Zeisig, Fringilla Spinus	2,11	0,52	25
	10. Schwalbe, Hirundo urbica	1,65	0,47	28
	11. Singdrossel, Turdus musicus	1,56	0,39	25
	12. Wildente, Anas Boschas	1,10	—	—
	13. Blauracke, Coracias Garrula	2,43	0,79	33
	14. Krammetsvogel, Turdus pilaris	1,77	0,26	15
	Mittel	2,62	0,75	27
	Zusammenstellung der Mittelwerthe nach der Nahrung.			
	Körnernahrung	4,84	1,98	40
	Fischnahrung	2,41	0,23	10,5
	Fleischnahrung	2,16	0,64	27
	Insekten, Beeren u. dgl.	2,62	0,75	27

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

III.

Hr. Prof. L. A. Buchner jun. las eine Mittheilung des Hrn. Dr. v. Gorup:

Ueber die Verbreitung der Kieselerde im Thierreiche.

(Schluß.)

Die Menge der Asche sowohl als auch die der Kieselerde ist sonach bey weitem am bedeutendsten bey den Granivoren, am geringsten die Quantität der Kieselerde bey den Wasservögeln. Bezüglich der Aschenmenge stellt sich bey den übrigen kein constantes Verhältniß heraus. Der Einfluß der Nahrung wird noch deutlicher, wenn man ins Auge faßt, daß bey den gemischte Nahrung zu sich nehmenden Vögeln die Kieselerde da vorwiegend erscheint, wo wenigstens vorzugsweise auch Körner zur Nahrung dienen, wie dieß für die Elster, den Sperling und den Papagei gilt, während beym Rohrhuhn die Kieselerdereichen Wasserpflanzen in Betracht kommen. Ganz auffallend ist ferner der Einfluß der Nahrung bey der Nebelkrähe, die ausschließlich mit Fleisch gefüttert wurde.

Von nicht geringerem Einfluße als die Nahrung erscheint das Alter der Thiere, und das der Federn, wie folgende von Hrn. von Gorup angestellte Versuche in helles Licht setzen:

Thiere.		In 100 Substanz.		In 100 Asche
		Asche.	Kieselerde.	Kieselerde.
Picus viridis.	Altes Thier . . .	2,19	0,62	28
	Junges Thier . . .	1,65	0,32	19
Corvus pica.	Altes Thier . . .	3,78	1,51	40
	Junges Thier . . .	2,30	0,74	32
Columba dom.	Altes Thier . . .	2,37	0,59	25
	Junges Thier . . .	0,86	—	—

Den Einfluß des Alters der Federn hat Hr. v. Gorup übrigens noch durch einen directen Versuch ermittelt.

Einem Huhne wurden auf beyden Seiten alle Schwungfedern erster Ordnung abgeschnitten und diese verbrannt. In 100 Theilen dieser Federn waren 2,76 Asche und darin 0,55 Kieselerde enthalten, demnach in 100 Asche 20 Kieselerde. Zwey Monate darauf waren neue Federn vollkommen nachgewachsen, die nun wieder abgeschnitten und verbrannt wurden. In 100 Theilen dieser Federn war 1,12 Asche enthalten, in dieser aber nur zweifelhafte Spuren von Kieselerde.

Endlich ist noch der Einfluß zu erwähnen, den die Gattung der Federn auf die Quantität der Kieselerde ausübt, was durch folgende Tabelle belegt wird:

Thiere.	Schwungfedern 1. Ordnung.			Schwungfedern 2. Ordnung.			Schwanz- und Bauchfedern.		
	In 100 Substanz.		In 100 Asche Kieselerde.	In 100 Substanz.		In 100 Asche Kieselerde.	In 100 Substanz.		In 100 Asche Kieselerde.
	Asche.	Kieselerde.		Asche.	Kieselerde.		Asche.	Kieselerde.	
1. Schleiereule	5,14	2,52	49	2,26	1,01	44	1,35	0,54	40
2. Waldkauz	1,41	0,39	27	1,37	—	—	1,62	0,46	29
3. Bussard	2,19	0,51	23	1,18	0,41	35	0,75	—	—
4. Grünspecht	2,19	0,62	28	2,15	0,76	35	2,41	0,93	38
5. Saatkrähe	4,00	1,70	42	3,37	1,66	50	4,83	1,95	38
6. Truthahn	6,79	1,69	25	2,76	0,89	32	3,75	0,83	22
7. Haushahn	7,43	3,71	50	1,76	0,26	15	4,18	1,19	28
Mittel	4,16	1,59	35	2,12	0,71	30	2,69	0,84	28

Nach diesen Versuchen dürfte es wohl kaum mehr zweifelhaft erscheinen, daß die Kieselerde für die Bedeckungen der Vögel ein wesentlicher Bestandtheil ist, dessen Menge aber von verschiedenen Verhältnissen abhängig wird. Auch die oben angedeutete Analogie mit der Rolle und der Ablagerung der Knochenerde gewinnt neue Anhaltspunkte. Dem werdenden Knochen fehlt fast ganz die Knochenerde, der werdenden Feder die Kieselerde; je älter der Knochen, desto reicher an Knochenerde, je älter die Feder, desto reicher an Kieselerde. Die Kieselerde wird jedenfalls in löslicher Form in den Organismus gebracht, assimilirt und allmählig theils ausgeschieden, theils in den Federn ꝛc. abgelagert. Ob die Bestandtheile des Eies und ob der Vogelembryo Kieselerde enthalten, ist eine Frage, die jedenfalls der Beantwortung werth ist und deren experimentelle Beantwortung Hr. v. Gorup sich vorgenommen hat.

Haare.

Die Aschenbestandtheile der Haare sind schon mehrfach untersucht worden, ohne daß jedoch die darin aufgefundene Kieselerde rücksichtlich ihrer Menge eine sonderliche Berücksichtigung erfahren hätte. Da Federn und Haare sowohl bezüglich ihres histologischen als auch chemischen Charakters verwandte Gebilde sind, so war es von Interesse, auch bey letzteren Verhältnisse und Rolle der Kieselerde zu verfolgen, mit welchen Versuchen Hr. v. Gorup gegenwärtig beschäftigt ist.

Nachstehende Tabelle, die die wenigen von ihm

bereits ausgeführten Beobachtungen zusammenstellt, zeigt übrigens, daß auch hier die Menge der Kieselerde größer, als man bisher angenommen, daß sie constanter erscheint, als bey den Federn, unabhängig von der Nahrung, und in einem ähnlichen Verhältnisse zu den übrigen Aschenbestandtheilen steht, wie bey den Wasservögeln.

Thiere und Mensch.	In 100 Theilen Haaren.		In 100 Theilen Asche
	Asche.	Kieselerde.	Kieselerde.
1. Kaninchen, Lepus cunicul. . . .	2,88	0,34	11,8
2. Ochse, Bos Taur.	4,83	0,52	10,8
3. Pferd, Equus Cab.	1,46	0,21	14,6
4. Reh, Cervus Capreol. . . .	7,11	0,57	8,1
5. Bock, Capra Hircus	1,95	0,18	9,4
6. Mensch, Homo	1,57	0,22	13,9
7. Hund, Canis fam.	2,25	0,28	12,5
8. Schaf, Ovis Aries	3,23	0,29	8,3
9. Meerschweinchen, Cavia Cob. . .	1,31	0,12	9,4
Mittel	2,95	0,30	10,9

Das Verfahren, welches Hr. v. Gorup bey dieser Untersuchung befolgte, ist kurz folgendes: Federn und Haare wurden sorgfältig gereinigt und bey 120° C. getrocknet. Die Werthe beziehen sich daher auf die bey 120° getrocknete Substanz. Dieselbe wurde sodann verbrannt, die Asche gewogen, mit Salzsäure behandelt, zur Trockne abgedampft, der Rückstand mit Salzsäure befeuchtet, mit heißem Wasser behandelt und die rückständige Kieselerde auf einem kleinen feinen Filtrum gesammelt, getrocknet, geglüht und gewogen. Sie wurde auf diese Weise immer schön weiß erhalten.

Historische Classe.

In der Sitzung am 19. Febr. d. J. las Hr. Dompropst von Deutinger

I.

Ueber die Urkunden des Bisthums Hildesheim.

Der historische Verein für Niedersachsen hat in dem Vorworte zu dem Jahrgange 1846 seines Archives und in der neunten Nachricht über sein Bestehen und Wirken die Herausgabe eines Urkundenbuches versprochen. Mit der Lösung dieses Versprechens ist nunmehr auf eine sehr erfreuliche Weise der Anfang gemacht worden. Das vorliegende erste Heft seiner Urkunden-Sammlung (Hannover b. Hahn 1846. 8. 90 Seiten), welches Urkunden der Bischöfe von Hildesheim enthält, ist zwar seinem Umfange nach nicht groß, — es enthält nur 55 Urkunden; — aber diese sind sehr sorgfältig edirt,

mit genealogischen, topographischen und chronologischen Erläuterungen versehen, und ein gut ausgearbeitetes Register erleichtert den Gebrauch derselben.

In der Vorrede wird in Aussicht gestellt, daß diesem schmächtigen Hefte, welches gleichsam nur zur Probe geboten werden wollte, bald einige bey weitem bedeutendere Lieferungen, nämlich das aus dem herzoglichen Archive zu Wolfenbüttel stammende, dem historischen Vereine für Niedersachsen überlassene Diplomatarium des Klosters Walkenrode, vom Prof. Förstemann zu Nordhausen mit geographisch-historischen Anmerkungen und einem Register versehen, so wie die Diplomatarien anderer braunschweigischer Klöster, als Gandersheim, Steterburg, St. Ludgeri bey Helmstedt ꝛc. folgen dürften. Die Herausgabe des Diplomatars des Klosters Marienborn b. Helmstedt wird gleichfalls vorbereitet.

Die Bischöflich-Hildesheimischen (hier fast durchaus zum erstenmale erscheinenden) Urkunden sind von E. Volger in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt und erläutert worden. — Die erste Urkunde ist vom 23. May 1125, die letzte vom 28. Sept. 1353. Die Sammlung umfaßt also einen Zeitraum v. 228 Jahren. Dem Inhalte nach beziehen sich dieselben auf die Klöster:

1. Backenrode (nachmals Bezingenrode, und Marienrode, Novale Baconis genannt), Augustiner-, später Cistercienser-Ordens. Urk. 1. 2. 6. 10. 14. 18. 22. 32. 33. 34. 35. 38 und 50.

2. Heiningen, Frauenkloster. Urk. 3. 4. 24. 25. 39. 43. 50. Die dritte Urkunde ist schon in Lüntzels älterer Diöces Hildesheim (Hildesheim 1837), aber nur aus einer späteren Abschrift unvollständig, hier genau nach dem Originale abgedruckt.

3. Neuwerk (ein Frauenkloster in der Stadt Goslar). Urk. 5. 7. 8. 11. 12. 13. 15. 16. 17. 19. 21. 26. 27. 28. 30. 31. 36. 38. 42. 44. 45. 46. Die 5. Urkunde ist auch schon im niedersächsischen Archive (Jhg. 1819. S. 316) abgedruckt.

Von den Urkunden des Klosters Neuwerk bemerkt der Herausgeber (S. 64), daß sie zwar noch erhalten seyen, sich aber zerstreut an verschiedenen Orten und zwar dem größten Theile nach in den Händen eines Privatmannes befinden. Regesten über dieselben haben bereits Koken und Lüntzel in ihrer Zeitschrift: Mittheilungen geschichtlichen Inhalts für das Fürstenthum Hildesheim (Jhg. 1832 u. 1833) veröffentlicht. Außer den Originalien sind auch noch drey Diplomatare vorhanden.

4. Lamspringe (eine Frauenabtey). Urk. 6. Diese Urkunde ist nicht datirt, muß aber, da sie mit der Indict. IX. bezeichnet ist, in die letzten Monate des Jahres 1190 fallen.

5. St. Godehard (Abtey in der Stadt Hildesheim). Urk. 9. Diese Urkunde ist hier aus einer besseren Quelle vollständiger gegeben, als in der Chronik des Klosters Frankenberg zu Goslar (Chron. montis franc.), wo sie sich pag. 38 findet.

6. Wöltingerode (Frauenkloster). Urk. 20. 23. 37. 39. 47. 49. 51. 52. 53. 54. 55.

7. Isenhagen (Cistercienserkloster). Urk. 29 und 32.

8. Goslar (Collegiatstift zu den hl. Aposteln Sim. und Judas). Urk. 40. Man findet sie auch in Leuckfeld antiq. poeldens. pag. 299., aber nachläßig abgedruckt. —

Die hildesheimischen Bischöfe, von welchen diese 55 Urkunden ausgefertiget wurden, sind:

1. Der 19. Bischof Berthold (1119—1130). Urk. 1.

2. Bernhard, 20. Bischof (1130—1153), einer der thätigsten hildesheimischen Oberhirten. Urk. 2.

3. Adelog, 23. Bischof (1169 — 1190). Urk. 3. 4. 5.

4. Berno, 25. Bischof (1190—1193). Urk. 6. 7.

5. Hartbert, 27. Bischof, aus der hildesheimischen Familie v. Dahlem, der Nachfolger des i. J. 1198 nach Würzburg versetzten und dort 1203 ermordeten Bischofs Conrad I. (1198—1216). Urk. 8. und 9.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12. April.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

I.

Ueber die Urkunden des Bisthums Hildesheim.

(Fortsetzung.)

6. Conrad II., 29. Bischof (1221—1246). Urk. 10—30.

7. Johann, aus dem Geschlechte v. Brackel, 31. Bischof (1257—1260). Urk. 31—34. — Sein Nachfolger

8. Otto I., Sohn des Herzogs Otto v. Braunschweig-Lüneburg (1260—1279). Urk. 35—39. —

Er wurde wegen seines erst vierzehnjährigen Lebensalters vom päpstlichen Stuhle postulirt, i. J. 1264 bestätiget und erst 1274 zum Subdiakon, Diakon, Priester und Bischof geweiht. Daher erscheint er in der Urkunde vom 30. März 1268 noch als hildensemensis Electus und erst in dem darauf folgenden Diplome v. 23. März 1275 als wirklicher Episcopus.

9. Siegfried II. (33. Bischof), ein Graf von Querfurt (1279—1310). Urk. 40—47.

10. Heinrich (34. Bischof), ein Graf v. Woldenberg (1310—1318). Urk. 48. 49. 50.

11. Otto II. (35. Bischof), gleichfalls ein Graf von Woldenberg, seines unmittelbaren Vorgängers Neffe (1319—1331). Urk. 51. und 52. —

Bemerkenswerth ist, daß in der 51. Urk. vom 18. Jäner 1320. der Titel dieses Bischofs: Nos Otto, Dei „et apostolicae Sedis“ gratia hildensemensis ecclesiae Episcopus confirmatus lautet, während in allen übrigen hier mitgetheilten Urkunden, und selbst in der gleich darauffolgenden 52. des nämlichen Bischofs Otto II. nur „Dei gratia“ steht.

Die letzten drey Urkunden (N. 53—55) sind von dem 36. hildesheimischen Bischof

12. Heinrich III., einem Sohne Albrechts des Feisten, Herzogs zu Braunschweig (Bischof 1331—1362) ausgefertiget worden.

Bey jeder einzelnen Urkunde wird die Quelle angegeben, aus welcher dieselbe genommen worden. Als solche Quellen werden bezeichnet: zwey Diplomatare und das Archiv des Klosters Marienrode, das Kloster-Archiv von Heiningen, ein Diplomatar des Klosters Neuwerk, jenes von Weltingenrode und das Archiv zu Goslar.

Der Herausgeber versichert (S. 60) in den Anmerkungen zur ersten Urkunde, daß auch von dem Kloster Marienrode nebst zwey Diplomatarien eine beträchtliche Anzahl von Originalurkunden vorhanden sey, welche der Landschaftsdirector von Hodenberg vollständig zum Drucke zu befördern gedenke.

Das Register zu diesem Urkundenhefte hat folgende Abtheilungen:

I. Orts-Register.

II. Personen-Register und zwar

1. Geistliche: Bischöfe, Mitglieder des Domcapitels in Hildesheim, Pröpste, Aebte, Kanoniker und

Mönche (nach alphabetischer Reihenfolge der einzelnen Stifte und Klöster); Geistliche von Hildesheim und Goslar; die Kämmerer, Truchsesse, Marschälle und Schenken des Stiftes.

2. Weltliche, nach dem Alphabete der Geschlechtsnamen.

Zu bedauern ist, daß bey der Abfassung dieses Registers nur die Urkunden, nicht aber auch die von dem Herausgeber zur Erläuterung jeder einzelnen Urkunde beygefügten vortrefflichen Anmerkungen (S. 60—79) berücksichtiget worden sind. —

Die eben erwähnten Anmerkungen verbreiten sich vorzüglich über die in den Urkunden vorkommenden Orte und Zeugen, und letztere bieten dem Verfasser viele Veranlassung dar, geschichtliche und genealogische Nachrichten über den hildesheimischen Adel einzuflechten. Zu den hier berührten adelichen Familien gehören:

1. die de antiquo (oder de veteri) foro (S. 72)
2. die de insula (S. 63)
3. die von Here (S. 73)
4. die von Holle (S. 69 u. 73)
5. die von Meinersen, welche sich später auch Bortfeld de Indagine nannten (S. 73. 75. 78)
6. die Grafen von Woldenberg (S. 72 *)

7—19. Die Grafen v. Asseburg (S. 62 **), von Blankenburg (S. 74), von Dassel (S. 69), von Everstein (S. 69 u. 72), v. Poppenburg (S. 63), v. Schalkenberg oder de Monte (S. 70), v. Schladen, eines der ältesten und angesehensten Dynastengeschlechter der Diöcese Hildesheim (S. 69. 70 u. 72), v. Scharzfels (S. 62 u. 65), v. Schwerin (S. 69), v. Spiegelberg (S. 63), v. Wernigerode (S. 70 u. 75), v. Wölpe (S. 73), v. Wöltingerode (S. 63); —

20—33. die Herren v. Aldenthorp (de veteri villa), die Stiftsschenken (S. 63), de Goslaria oder von Wildenstein (S. 64 u. 70), von Meienberg (S. 63. 72. u. 75), von Bartensleben auf Wolfsburg (S. 62), v. Levenstede oder Barkefelde (S. 74), v. Wehre, Inhaber der kaiserlichen Pfalz Werla (S. 62), von Dorstadt, aus deren Geschlechte Bischof Berthold gewesen seyn soll, was aber hier bezweifelt wird (S. 65), die Schwichtel (S. 74), von Tossem (S. 66 u. 70), von Güsted (S. 75), v. Biwende (S. 70. 71. und 73), v. Adensen (S. 70), v. Lengede (S. 70) u. a.

Andere vorzüglich beachtenswerthe Anmerkungen dürften seyn:

a) S. 67—69. Die Beyträge zur näheren Bestimmung der alten Gränzen der Diöces Hildesheim mit Beziehung auf Lüntzels bereits erwähntes Werk: Die ältere Diöces Hildesheim.

b) S. 76 u. 77. Die Erläuterungen über das Wort Indago oder Hagen, welche zu zeigen suchen, daß in diesem Worte zunächst der allgemeine Begriff von Befestigung, dann der Begriff von Ausroden, besonders der Waldstrecken liege; endlich

c) S. 73 die Anmerkung zur 26. Urkunde, wo von dem Bischofe Conrad gesagt wird: Wie überhaupt Bischof Conrad ein sehr thätiger Mann gewesen seyn muß, so sehen wir ihn auch fast immer in seinem Sprengel herumreisen. Selten war er außerhalb seiner Diöces; i. J. 1226 weilte er mit Kaiser Friedrich in Italien. Er besuchte fleißig die Klöster und Stifte seines Sprengels und seine Stiftsschlösser, unter diesen namentlich Winzingenrode und Poppenburg und das erst durch ihn i. J. 1223 von den Grafen von Wolpe an das Stift gebrachte Rosenthal bey Peine. Auch seine Caminata zu Vorsatum oder Vorsete, (Förste bey Hasede in der Nähe von Hildesheim) scheint ihm ein Lieblingsaufenthalt gewesen zu seyn. — Der rastlose Eifer, womit er sich den Obliegenheiten seines Amtes widmete, blieb sicher nicht ohne Erfolg. Alles spricht dafür, daß die Diöces Hildesheim unter seiner Regierung eine der ruhigsten und glücklichsten in Deutschland war. —

Zur Bereicherung der bayerschen Geschichte bietet dieses Urkundenheft keine Materialien dar. Es sind zwar mehrere Prinzen aus dem bayerschen Hause,

*) Der Herausgeber dieses Heftes, E. Volger, arbeitet an einer Monographie dieses gräflichen Geschlechtes (S. 60).

**) Sie gehören zum Geschlechte der Herren von Wolfenbüttel, die auch als Grafen von Peine und von Lutter vorkommen.

namentlich Ernst, Herzog Alberts Sohn (1573—1612), Ferdinand (1612—1650), Maximilian Heinr. (1650—1688), Jos. Clemens (1702—1723) und Clem. August (1724—1761) Fürstbischöfe in Hildesheim gewesen. Ihre Regierungsperioden fallen aber in Jahrhunderte, bis zu welchen Urkunden-Sammlungen nicht herabgeführt zu werden pflegen.

Bis zu dem 14. hildesheimischen Bischofe, dem i. J. 1131 heilig gesprochenen Godehard, einem gebornen Bayer, welcher früher Mönch in Niederältach gewesen war und den Klöstern Niederaltach, Tegernsee und Kremsmünster als Abt vorgestanden hatte, in Hildesheim aber von 1022 bis zum 5. May 1038 den Hirtenstab führte, geht die vorliegende Sammlung nicht zurück. Indessen verdient, was bereits v. Koch-Sternfeld in seiner Abhandlung über die Salzwerke S. 36 erinnert hat, auch hier mit Beziehung auf die obengenannten Adelsgeschlechter bemerkt zu werden, daß die Dynasten von Winzeburg, die ältesten Herren der Saline Salzdetfurt, und die Stifter des Klosters Lamspringe, mit K. Heinrich V. aus Bayern eingewandert und mit den Häusern Reinhausen, Asle, Olesburg u. a. in Verbindung getreten seyn sollen *).

Die Urkunden des Bisthums Hildesheim überhaupt betreffend, haben wir noch keine eigene Sammlung derselben. Nach Versicherung Eckharts in der Vorrede zum ersten Bande seiner Geschichte der Bischöfe von Würzburg (de rebus Franciae orientalis) hatte schon zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der damalige Archivar in Hannover Johann Heinrich Hoffmann die hildesheimischen Urkunden gesammelt und wollte sie zu einem Werke über Hildesheim, welches aus 15 Büchern bestehen sollte, verarbeiten. Er starb jedoch, ehe er dieses Vorhaben ins Werk setzen konnte. Etwas später schrieb ein Jesuit, Heinrich Turk, eine Geschichte des Bisthums Hildesheim, die aber nie im Drucke erschien. Wilhelm Lüntzel, Justizsecretär zu Hannover, hat im J. 1782 einen umfassenden hildesheimischen Codex diplomaticus (nach dem Muster des von Gudenus für das Erzbisthum Mainz herausgegebenen) angekündiget *). Allein sein Vorhaben scheint nicht unterstützt worden zu seyn und konnte daher gleichfalls nicht zur Ausführung kommen. Einzelne Urkunden über dieses Bisthum sind abgedruckt in

Lünig spicileg. eccl. II. Theil und in der I. Fortsetzung.

Lauensteins hist. diplomatica Episcopatus hildesiensis. Hildesheim 1740. 4.

Lauensteins hildesheimischer Kirchen- und Reformationsgeschichte. Hannover 1745. 8.

Lüntzels älterer Diöces Hildesheim. Hildesheim 1837. gr. 8.

Leuckfeld antiquit. poeldens.

Leuckfeld antiquit. ringelheimens.

Letzner Chronic. hildes.

Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen.

Kokens und Lüntzels Mittheilungen geschichtlichen Inhalts für das Fürstenthum Hildesheim ꝛc. ꝛc.

Die Zahl dieser Urkunden würde sich sehr vermehren, wenn einmal die Diplome aller im Bisthum Hildesheim bestandenen Stifte und Klöster sollten veröffentlicht werden können. Denn außer denjenigen, auf welche sich die hier besprochenen neu edirten Urkunden beziehen, gehörten zu diesem Bisthum noch: 1. Das Domstift in Hildesheim, 2. die Collegiatstifte z. hl. Kreuz und 3. z. hl. Andreas, 4. das Kloster z. hl. Michael, 5. das Karthäuserkloster vor dem Dammthore, 6. das Barfüsser- oder Kapucinerkloster, 7. das Jesuitencollegium, 8. das Frauen-

*) Noch heißt, wie Sonne in der Beschreibung des Königreichs Hannover angiebt, ein Berg bey Winzeburg in den Chroniken: Mons Bavarorum (der Bayernberg). Von Kochsternfeld glaubt, daß eine solche Einwanderung um das Jahr 1105 statt gehabt haben könnte, als ein bayersches Heer, den jungen Heinrich (nachmaligen Kaiser Heinrich V.) an der Spitze, nach Sachsen zog, bey welchem Zuge sich die Verwandten des zu Regensburg unter des Kaisers Augen ermordeten Grafen Sighart von Burghausen (vom Stamme der Hallgrafen) befanden.

*) S. Meusels histor. Literatur d. Js. 1782. S. 374—376.

kloster z. hl. Maria Magdalena, 9. das Annunciatenfrauenkloster, sämmtlich in Hildesheim, 10. das Stift zum hl. Moriz auf dem Berge vor Hildesheim, 11. das St. Bartholomäuskloster zu Sulze außerhalb der Mauern der Stadt Hildesheim *), dann die sogenannten 9 Feldklöster: 12. Ringelheim (anfangs ein Nonnenkloster, später eine Benedictinerabtey), 13. Lamspringe, eine Frauenabtey, 14. Derenburg, gleichfalls eine Frauenabtey, 15. Georgenberg, oder Grauhof, eine aus einem vormaligen Kloster entstandene Propstey, 16. Reiffenberg, ein Augustinerordenskloster, 17—20. Heiningen, Dorstädt, Woltingenrode und Escherde, Frauenklöster, 20. 21. in Goslar die Collegiatstifte Simon und Judas und Petersberg, 22. 23. in Braunschweig die Stifte St. Blasius und Cyriacus, 24. Amelungsborn, ein Cistercienserkloster, 25. 26. Steterburg und hl. Kreuz bey Braunschweig, Frauenklöster, 27. Wittenborch, ein Augustinerstift, 28. u. 29. die Kapucinerklöster in Goslar und Braunschweig u. a.

Möge daher der niedersächsische historische Verein in den Stand gesetzt werden, wenigstens die Urkunden derjenigen von diesen Klöstern, welche in sein Bereich gehören, in schnell auf einander folgenden Heften zu publiciren, und möge sein Beyspiel auch Nachahmung bey anderen historischen Vereinen finden!

Zum Schluße stehe hier noch die Bemerkung, daß Herm. Adolph Lüntzel in dem achten Bande der II. Section der Encyclopädie v. Ersch und Gruber eine auf genaue Kenntniß der Urkunden und Localverhältnisse gegründete, ziemlich ausführliche Geschichte der sämmtlichen Bischöfe von Hildesheim geliefert habe, welche, da man sie hier kaum suchen würde, eigens abgedruckt, oder in eine Sammlung von Reihenfolgen deutscher Bischöfe aufgenommen zu werden verdiente. Noch ausführlicher, aber weniger gediegen ist das Verzeichniß der Bischöfe von Hildesheim in dem 26. Bande der deutschen Ausgabe von Godeau's Kirchengeschichte (S. 1—145). Frz. Ant. Blum's Geschichte des Bisthums Hildesheim (Hildesheim 1805 und 1807. 8. 2 Bde.) ist unvollendet geblieben; sie schließt mit dem Jahre 1114.

Außerdem steht die Reihenfolge der hildesheimischen Bischöfe in Bucelini Germania Sacra, in Iselins histor. Lexikon, in Leibnitii scriptorib. rerum brunsvicens., in Bruschii de Germaniae Episcopatibus, in Gualterii Chronicon chronicorum (I. 1035—1063); womit zu vergleichen sind: Schatten Annales paderbornens. — Calles annal. Eccl. germ. — Christoph. Paulini antiquitatum germanicarum syntagma; Pet. Schlüters Geschichte der Bischöfe von Hildesheim; Ant. Mocker Hildesia a prima origine ad praesentia usque tempora. Francof. ad Moen. 1573. 8.; H. Delius die hildesheimische Stiftsfehde des Jahres 1519. Leipz. 1803. 8.; — das Bisthum Hildesheim in geographischer, statistischer und topographischer Hinsicht. Berl. 1803. 8.; — L. Wilkens Specialkarte von dem Fürstenthum Hildesheim.

Mehrere Schriften über Hildesheim findet man noch angezeigt in Zapfs Literatur der alten und neuern Geschichte (Lemgo 1781) S. 472 und 473, in Ersch Literatur der Geschichte und deren Hülfswissenschaften; neue Ausgabe, Leipz. 1827. 8. (No. 4745—4750.) und in Walthers Repertorium über die Schriften sämmtlicher historischer Vereine Deutschlands, besonders Seite 440—442.

*) Die Mönche, welche Bischof Godehard im Jahr 1024 in dieses Kloster zur Wahrung der Salzquellen und zur Austrocknung des Sumpfes berufen hatte, waren regulirte Chorherrn v. Raitenbuch, Bisthums Freysing.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 13. April.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II.

Ueber die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die älteren Matrikeln (kirchlichen Topographien) der bayerischen Bisthümer viele schätzbare Notizen enthalten, die zur Bereicherung der Geographie, Genealogie und Geschichte des Vaterlandes wesentliche Dienste leisten können *).

Die Veröffentlichung derselben durch den Druck dürfte daher allen Forschern und Freunden der Geschichte willkommen seyn.

Auch von dem Bisthum Freysing sind solche Matrikeln vorhanden und werden jetzt wirklich zum Drucke vorbereitet. Sie sollen, wenn sich Abnehmer finden, vom laufenden Jahre an in Heften zu 12 Bogen, deren drey einen Band bilden, und deren 9 bis 12 zur Erschöpfung des gegebenen Materials nothwendig seyn werden, zu einem möglichst billigen Preise erscheinen.

Was damit geboten werde, ergibt sich aus der nachstehenden kurzen Darstellung des Inhaltes dieser älteren freysingischen Matrikeln.

*) Unter den zurückgelassenen Papieren des vormaligen freysingischen Hofrathes, Franz von Paula Hoheneicher, findet sich ein wahrscheinlich schon in irgend einer Zeitschrift abgedruckter, jedenfalls aber bisher wenig beachteter Aufsatz, welcher auf die Wichtigkeit der Diöcesan-Matrikeln für die Genealogie, Topographie und Geschichte aufmerksam macht und als Belege hierfür einen Auszug dessen liefert, was die freysingische Matrikel v. J. 1738 über das Beneficium in Weng (b. Unterbruck) enthält. — Bey der Herausgabe eines neuen historisch-topographischen Lexikons von Bayern dürfen die kirchlichen Topographien nicht außer Acht gelassen werden.

*) Die von Thom. Ried u. v. Jos. Lipf bekannt gemachte alte Matrikel des Bisthums Regensburg ist v. J. 1433. — Die in Würdtwein subsid. dipl. X. 283—347 abgedruckte Matrikel des Bisthums Speyer (Decanatus Spirensis Episcopatus sub Episcopo Mathia de Ramung) gehört in den Zeitraum von 1464—1478. Eben so jene Matrikel der nämlichen Diöcese, welche dem Schematismus der Geistlichkeit des Bisthums Speyer für d. J. 1832 als Einleitung dient (S. 44—72). — Die Notitia de antiquissimo statu ecclesiae laureacensis seu pataviensis in den Mon. boic. Tom. XXVIII. Vol. II. p. 444—507 ist um das J. 1432 compilirt worden. — Nach Popps Matrikel des Bisthums Eichstätt v. J. 1836 (S. 8—12) ist für diese Diöcese nur eine ältere Matrikel aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts vorhanden. — Die Matrikel des Bisthums Würzburg, nach welcher Fr. X. Himmelstein in der Reihenfolge der Bischöfe v. Würzburg (Würzb. 1843. S. 115—124) den Umfang

A.

Die älteste Matrikel des Bisthums Freysing, und sicher auch eine der ältesten aller deutschen Bisthümer *) ist v. J. 1315.

Sie findet sich in einem auf Pergament schön geschriebenen, 64 Blätter in groß Fol. starken Codex, welcher bey dem erzbischöflichen Ordinariate München aufbewahrt wird; bildet jedoch nur einen kleinen Theil desselben, da sie nicht mehr als sechs Blätter füllt. Meichelbeck hat diese Geschichtsquelle wohl gekannt, sie aber wenig benützt. In seiner kurzen freysingischen Chronik (Freysing 1724. 4) heißt es S. 201:

Den 17ten Mertzen gemeldten Jahrs hat Bischoff Conrad in einem schönen Buch lassen zusammen schreiben erstlich die Pfarren, so er biß dahin in- und ausser diesem Bistumb verliehen, und waren derselben 35 gezehlet. Weitters waren beschrieben die Gütter, welche ein Bischoff zu Freysing zu Lehen zu geben hat. Item waren verzeichnet die Renten und Gfäll aller freysingischen Herrschaften: alle ausgeliehene und entlehnte Gelder: alle Ausgab und Einnahmb: alle Burghuten: die Einkunfften der Pflegern: Dero Hauß-Rath: alle Collegiat-Stüfft: alle Ertz-Diaconat und Dechanteyen: alle Pfarr- und sogenannte Filial- oder zu-Kirchen und Capellen. Ferners die 4 Erb Aemter: die Zehent: die Bücher: alles Silbergeschirr: alle Kriegs-Rüstung; aller Wein und was dergleichen Sachen mehr aldort zu finden seynd. Und war dises Zweifels ohne ein hochlöbliches Werk, in welchem ein Bischoff den völligen Stand seines Hochstüffts in Kurtze ersehen kunnte: wie man es dann annoch in disem schönen Buch sihet. Dises Buch ist in folgenden Jahren bey disem Bischoff fleissig fortgesetzet worden.

In der Historia frisingensis, (Vol. II. pag. 122.) sagt Meichelbeck von dem nämlichen Codex: Ipso tempore (anno 1315) scribi coepit liber rationum, cui exterius adscriptus est titulus Statuta, eo quod in eo etiam registrum Statutorum capituli ecclesiae frisingensis . . . . contineatur. Etwas weiter unten (p. 126) fügt er bey: Mense Decembri (1315) Episcopus noster (Conradus III) conscribi jussit ecclesias omnes tum in sua dioecesi sibi subjectas, tum extra dioecesin ad jus patronatus spectantes. Catalogus diffusior est, quam ut locum hic inveniat.

Nur einmal und zwar in dem nämlichen zweyten Bande seiner Historia frisingensis (p. 187), wo von der Stiftung des Augustinerklosters in Ramsau die Rede ist, führt Meichelbeck eine Stelle aus diesem Catalogus an; jene nämlich, welche die Pfarrey Kirchdorf bey Haag betrifft, in deren Umfang das Kloster Ramsau errichtet wurde. Sie lautet:

Chirchdorf solvit 18 libras ratisbonenses; habet 14 filias: Moringen [1]), Freymaringen [2]), Atenpat [3]), Oberndorf [4]), Winden [5]), Perg [6]), Reinsau [7]), Lengenmos [8]), Limberch [9]),

und die Eintheilung dieses Bisthums dargestellt hat, fällt in die Zeit des Bischofs Rudolph II., welcher v. J. 1466—1495 regierte. — Das Archidiaconat-Verzeichniß der Diöcese Hildesheim in Herm. Adolph Lüntzels älterer Diöcese Hildesheim (Hildesh. 1837 S. 428—431) ist aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts. — Die von Binterim und Mooren (Mainz 1828) herausgegebene und erläuterte Matrikel der Erzdiöcese Köln (Liber valoris ecclesiarum coloniensis dioecesis) ist zwar, wie die ältere Freysinger-Matrikel, zu Anfang des XIV. Jahrhunderts (wahrscheinlich vor 1316) verfaßt worden, hat aber als bloßes Decimations-Hebe-Regiſter seinem Inhalte nach weniger Werth, als unsere gleichalte förmliche Beschreibung der Diöcese. Das von Binterim ꝛc. mitgetheilte „Buch der Collatoren“ ist schon in das XV. Jahrhundert zu setzen.

1) Rechtmehring, jetzt eine eigene Pfarrey.
2) Freymehring, jetzt eine Filiale der Pf. Rechtmehring.
3) Maitenbett, jetzt eine Expositur in der Pf. Kirchdorf.
4) Oberndorf, die zweyte Curatfiliale (Cooperaturs-Bezirk) der Pfarrey Kirchdorf.
5) Winden, eine zum Curatbezirk Oberndorf gehörige Nebenfiliale.
6) Berg, eine zum Sepulturbezirke der Pfarrkirche gehörige Filiale.
7) Ramsau, jetzt eine Expositur der Pf. Kirchdorf, mit einem erst im J. 1629 vom Herzog Albert gestifteten Beneficium.
8) Lengmoos, die erste Curatfiliale der Pf. Kirchdorf, zu welcher
9) Limberg als Filiale gehört.

Ried [10]), Stroraut [11]), Hohaus [12]) cum sepultura. Capellam Hohenburg et capellam in castro Hag. Episcopus ratisbonensis confert.

Meichelbeck bedient sich dieser Stelle als eines Beweises, daß die Pfarrey Kirchdorf nie zum Bisthum Regensburg gehört haben könne, obgleich die Stiftung des Klosters Ramsau von dem damaligen regensburgischen Bischof Albert (aus der Familie der Stauffe) bestätiget wurde. Die Bestätigung sey nur von Patronats wegen ertheilt worden; Patron aber sey, wie aus dieser Matrikel erhellt, damals der Bischof von Regensburg gewesen.

In die auf der hiesigen Hof- und Staats-Bibliothek handschriftlich aufbewahrte Historia universalis episcoporum frisingensium des bischöflich-freysingischen Hofraths und Archivars (später geheimen Raths und Kammerdirectors) Joh. Mich. Wilh. v. Prey auf Straßkirchen ist die Matrikel vom J. 1315 vollständig aufgenommen, das Original aber sehr fehlerhaft abgeschrieben worden. Prey sagt: Descripsi totam hanc matriculam ex libro statutorum ob magnam utilitatem et antiquitatem.

In dieser Matrikel v. Jahre 1315 werden zwar von einer jeden Pfarrey nur der Decanats-Verband, die an den Bischof zu entrichtenden Gebühren (in der Folge die primi fructus genannt), die Filialkirchen mit oder ohne Sepultur und hier und da auch die Patronatsrechte angegeben. Da jedoch diese Angaben bis in das zweyte Decennium des XIV. Jahrhunderts zurückgehen, die ganze Diöcese umfassen und durchaus verläßig sind, so bleiben sie immer höchst schätzenswerth. Binterim und Mooren haben in ihrer Erläuterung der alten Kölner-Matrikel gezeigt, welche interessante Untersuchungen sich an solche aus dem grauen Alterthum stammende Orts-Verzeichnisse anknüpfen lassen. Von den Collegiatstiften und Klöstern werden in der Freysinger-Matrikel des Jahres 1315 nur die Namen ohne irgend einen weiteren Beysatz angegeben. Die in dieser Weise aufgezählten Stifte sind: das Domstift zu Freysing, die Collegiatstifte zu St. Andreas und St. Veit ebendortselbst, die Stifte in Moosburg, Isen, Schliersee und Ilmmünster. — Die hier genannten Klöster sind: 1. Tegernsee, 2. Ebersberg, 3. Rott, 4. Attel, 5. Scheyern, 6. Weihenstephan, 7. Neustift, 8. Scheftlarn, 9. Raitenbuch, 10. Zell (Dietramszell), 11. Beuerberg, 12. Beyharting, 13. Petersberg-Madron, 14. Weyarn, 15. Schlehdorf, 16. Altomünster und 17. Indersdorf. Eine jüngere Hand hat Ettal und Fürstenfeld beygefügt. Uebrigens ersieht man aus dieser Matrikel, daß schon zu Anfang des XIV. Jahrhunderts ganz die spätere Eintheilung der Diöcese in 18 Decanate, wie sie bis zum Anfange des laufenden Jahrhunderts fortdauerte, bestanden habe. Die damaligen Namen der Decanate waren:

1. Ismaning, jetzt Oberföhring,
2. Wolfratshausen, jetzt Tölz und Wolfratshausen,
3. Egmating, jetzt Schwaben,
4. Glon, jetzt Steinhering,
5. Aibling, jetzt Aibling und Rosenheim,
6. Hartpenning, jetzt Miesbach und Tegernsee,
7. München, jetzt gleichfalls München,
8. Günzelhofen, jetzt Egenhofen,
9. Altomünster, jetzt Sittenbach und Scheyern,
10. Bergkirchen (Pörkirchen), jetzt Dachau,
11. Freysing, Decanatus inter aquas (zwischen der Isar und Amper),
12. Attenkirchen, jetzt Abens,
13. Bruckberg, jetzt Gündlkofen,
14. Vilslern, jetzt Landshut,
15. Dorfen, jetzt Dorfen und Velden,
16. Buch, jetzt Wasserburg,
17. Erding, jetzt gleichfalls Erding und
18. Raitenbuch.

Diese Decanate standen zu jener Zeit auch noch in einem Archidiaconal-Verbande. Die Decanate 1. und 2. bildeten nämlich das erste, die Decanate 3—10. das zweyte, die Decanate 12—14. das dritte, die Decanate 15—17. das vierte und Raitenbuch für sich das fünfte Archidiaconat. Die damaligen Archidiacone waren die Domcapitularen

10) Ried, welches in keiner der späteren Matrikeln mehr als Filiale von Kirchdorf erscheint, ist wohl die jetzige Pfarrey Rieden.

11) u. 12) Reit und Hohhaus, jetzt Nebenfilialen der Pf. Rechtmehring.

Huntsperg, Sevelt, Zegenberch (Zangberg) und Rehlingen. Von diesen Archidiaconaten hat sich nur Raitenbuch, dessen Vorstand immer der Probst des regulirten Chornherrnstiftes Raitenbuch war, noch fünf Jahrhunderte lang erhalten. Nach der Säcularisation der Klöster, vielmehr nach dem Tode des letzten Propstes Herculan Schwaiger gieng dasselbe gleichfalls in ein einfaches Decanat über. Jetzt bildet dieser Sprengel zwey Decanate, Raitenbuch und Werdenfels.

Bey der geistlichen Regierung (der Ordinariatsstelle) in Freysing scheint die Matrikel v. J. 1315 allmählig in Vergessenheit gekommen und endlich ganz verschwunden zu seyn. Es wird sich äußerst selten auf dieselbe bezogen. Zuletzt fand sich nicht einmal mehr eine Abschrift derselben vor; ja der Originalcoder war in die Hände eines Privatmannes gerathen und mußte in neuerer Zeit erst wieder käuflich erworben werden *).

B.

Die zweyte freysingische Diöcesan-Matrikel wurde i. J. 1524 von dem damaligen bischöflichen General-Vicar Steph. Sunderndorfer (Vgl. Bugnirts Reihe der freysingischen Suffragan-Bischöfe und Generalvicarien, Freysing 1799. S. 80 u. 81) bey einer von ihm im Späthherbste dieses Jahres vorgenommenen Visitation der Diöcese angefertiget.

Wie die unten beygefügte Beschreibung der Pfarrey Massenhausen bey Freysing ersehen läßt *), werden hier die Pfarreyen in der Weise beschrieben, daß der damalige Pfarrer, der Heilige, welchem die Pfarrkirche gewidmet ist, die Patronats-Verhältniße, die Bezüge und Lasten, die in der Pfarrey vorhandenen Beneficien und Hülfspriesterstellen, die Filialkirchen mit ihren Kirchenpatronen endlich der Zustand der Pfarr- und Beneficial-Gebäude nach den eigenen Aussagen der Pfarrer und Beneficiaten und nach dem von dem Visitator genommenen persönlichen Augenschein angegeben werden. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser auch seinem übrigen Inhalte nach für die Topographie und Geschichte nicht unwichtige Coder, welcher jedoch jetzt das Registrum statutorum ecclesiae cathedralis frisingensis nicht mehr enthält und auch sonst noch einige Blätter verloren zu haben scheint, kann vermuthlich in den angekündigten Beyträgen zur Geschichte, Topographie und Statistik der Erzdiöcese München und Freysing (vgl. Schematismus v. J. 1848 S. XVIII in der Note) bald vollständig geliefert werden, wenn er nicht in Verbindung mit den von Meichelbeck nur stückweise gegebenen freysingischen Traditionsbüchern und den noch gar nicht edirten hochstiftischen Saalbüchern, deren Abfassung ebenfalls in die Zeit des Bischofs Conr. III. fällt, in die Monumenta boica aufgenommen werden sollte.

*) Extract aus der Diöcesan-Matrikel v. J. 1524: (revidirt i. J. 1618).

Parochia in Maessenhausen.

Dominus Vdalricus Steltz, Vicarius in Maessenhausen, presbyter Augustensis Dioecesis, et in Diocesi frisingensi ad executionem sui officii sacerdotalis admissus, dicit, quod dicta Ecclesia sit de collatione Rev^mi D^mi Episcopi frisingensis. — Patroni ejusdem Ecclesiae B. Virgo, s. Corbinianus et s. Sigismundus. — Pastor suus est D. Dr. Jac. Maler, Canonicus frisingensis, qui eandem ecclesiam suam sibi deponenti de año ad añum locat pro absentia XXXII. fl. — Sit impensionata pro XV. fl. rhen. — Item tenetur habere unum Cooperatorem, cui dat tabulam sine potu et VIII fl. minus 60 den. Insuper idem Cooperator habet stolam et confessionalia et alia jura, quae illis añis ad XXIIII. fl. se extendunt. — Item habet fixos redditus X β dl. (solid. denar.) ex taberna in Maessenhausen.

Item omnes decimas majores in Parochia provenientes aestimat ad LXII. fl. Item pro remediis recipit secundum qualitates personarum ½ fl. VI. β. 1 fl., 1½ fl. et 2 fl. et praesenti año habuit ad III fl. ex remediis, ex confessionalibus vix 1 fl. Item habet ex oblationibus per añum ad VI fl. — Item habet unam filialem ecclesiam in Gickenhausen. — Item in villa et Parochia Maessenhausen sunt duo Beneficia perpetua et Capellani ad altaria ss. Catharinae et Leonardi fundata Sunt de praesentatione Dominorum in Maessenhausen. — Item dicit, quod domus et aedificia dotis pariter et granarium Cooperatoris indigent reformatione.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II.

Ueber die ältern Matrikeln des Bisthums Freysing.

(Fortsetzung.)

Auch nach dieser Matrikel zerfällt das Bisthum Freysing in 18 Decanate, wenn das Archidiaconat Raitenbuch einem Decanate gleichgestellt wird. Dieses Archidiaconat wurde jedoch nicht visitirt; es fehlt daher auch die Beschreibung desselben. Ueberdieß ist von allen Collegiatstiften und Klöstern gänzlich Umgang genommen.

Die Reihenfolge der Decanate ist die nämliche, wie in der sogleich (lit. D) zu erwähnenden vierten Matrikel. —

Die noch vorhandene Urschrift dieser zweyten freysingischen Matrikel bildet einen eng und klein geschriebenen Folioband von 91 Blättern. Eine vollständige gut lesbare Abschrift derselben (230 Folioblätter stark) enthält am Schluße auch noch ein einfaches Namensverzeichniß der in der Urschrift, wie bemerkt, ganz übergangenen Collegiatstifte und Klöster des Bisthums und ein alphabetisches Register der sämmtlichen in dieser Matrikel beschriebenen Pfarreyen.

Sowohl in der Urschrift als in dieser Abschrift befinden sich am Rande kurze Beysätze (in der Urschrift von der Hand des freysingischen Fürst-Bischofs Philipp, welcher v. 1498—1541 regierte).

Sie betreffen ausschlüßlich die Besetzungsrechte und die auf einige Pfarreyen gelegten Absente.

Im Jahre 1618 unter Bischof Veit Adam v. Gebeck (1618—1651) wurde diese Matrikel einer Revision unterworfen, an dem ursprünglichen Texte jedoch nichts geändert, sondern nur am Rande auf die wichtigsten Veränderungen hingewiesen, welche sich seit 94 Jahren besonders in Beziehung auf Patronatsrechte ergeben hatten.

Diese revidirte, mit dem Originale v. J. 1524 und mit der älteren Copie desselben sorgfältig verglichene Matrikel v. J. 1618 ist zur Aufnahme in die herauszugebende Sammlung bestimmt *).

*) Bemerkenswerth ist, daß i. J. 1524 sehr viele Pfarreyen des Bisthums Freysing, wie das oben gegebene Beyspiel von der Pfarrey Massenhausen zeigt, einem Oberpfarrer verliehen waren, welcher die Renten bezog, das Pfarr-Amt aber durch einen anderen Geistlichen gegen einen bestimmten Jahresgehalt versehen ließ. — Bey der Angabe der Besetzungsrechte in dieser Matrikel zeigt sich noch keine Spur von den sogenannten Monat-Pfarreyen, welche später — mehr als ein Jahrhundert hindurch — einen Zankapfel zwischen den bayerschen Herzogen und Churfürsten und den Fürstbischöfen von Freysing abgaben, und selbst nach dem Recesse v. J. 1718 noch ein Stein des Anstosses blieben. Erst in der neuesten Zeit haben sie durch ihre Umwandelung in Wechselpfarreyen eine friedlichere Natur angenommen.
Sieh die Generalien-Sammlung. München 1847. 4. S. 202—205.

C.

Die dritte der älteren Beschreibungen der Diöcese Freysing führt die einfache Aufschrift:

Matricl der Pfarr vnd Messen.

Der Verfasser und das Jahr der Anfertigung sind nicht angegeben. Sie scheint ihrem Inhalte nach ungefähr i. J. 1550 begonnen und bis zum Jahre 1561 fortgeführt worden zu seyn.

Diese Matrikel gewährt in tabellarischer Form nur eine Uebersicht des Bithums. Die Rubriken der Tabelle sind:

1. Namen der Pfarrey oder des Beneficiums (hier Capella genannt),
2. Besetzungs-(Präsentations-) Recht,
3. Kirchenpatron (der Pfarrkirche),
4. Reichnisse und zwar
   a) in communi subsidio,
   b) in absenti,
   c) ad cancellariam.

Bey einigen Pfarreyen und Beneficien ist am Rande auch eine Jahreszahl beygefügt (das jüngste Jahr ist 1561), welche sich bloß auf die wirklich statt gehabte Entrichtung der neben bemerkten Reichnisse zu beziehen scheint.

Die Einträge in diese tabellarische Beschreibung gestalten sich daher so:

Chirdorf, Decanatus Albaching, est de praesentatione Comitum in Hag; Patrona B. Virg. Maria; dat in Communi subsidio 12 vng. in absentia . . . . ., ad cancellariam 6 fl. Anno 1505. — I.ma Capella ibidem est de praes. Comitum in Hag, dat in communi subsidio 1 fl. rh. II. Capella ibid. est de praes. comitum in Hag, dat in comm. subsid. 1 fl. rh. Alia (III) Capella ibid. ad S. Annam est de praes. comit. in Hag, dat in comm. subsid. 1 fl. rh. Primiss. ibid. est de praes. comit. in Hag, dat in comm. subsid. 10 β dl. (solid. denarior.)

Diese Diöcesan-Beschreibung wird gewöhnlich als die Matrikel v. J. 1561 bezeichnet und soll gleichfalls dem Drucke übergeben werden.

Sie besteht aus einem Foliohefte von 41 Blättern und zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, deren jede das ganze Alphabet durchläuft. Die erste Abtheilung führt nämlich die Patronats-Pfarreyen und Beneficien, die zweyte alle jene Pfründen alphabetisch auf, welche damals zur freyen bischöflichen Collation gehörten. Schon diese übersichtlich durchgeführte Ausscheidung gibt ihr einen eigenthümlichen Werth.

D.

Die vierte Matrikel führt den Titel: Decanatus cum suis Parochiis et Beneficiis cuilibet adscriptis in Dioecesi frisingensi,

ohne Angabe des Verfassers und der Zeit der Anfertigung. — Die Urschrift scheint verloren gegangen zu seyn. Das bey dem erzbischöflichen Ordinariate München vorhandene Exemplar füllt 30 Blätter im Quartformat.

Die Pfarreyen werden hier wieder, wie bey der ersten und zweyten Matrikel, nach Ordnung der Decanate kurz beschrieben. Von jeder Pfarrey findet man den Patron der Pfarrkirche, das Patronatsrecht, die auf der Pfarrey ruhenden Lasten und die in derselben befindlichen Beneficien (mit gänzlicher Umgehung der Filial- und Nebenkirchen) angegeben. Beyspielsweise stehe hier die Beschreibung der Pfarrey Wambach im Decanate Rupertsberg.

Wambach. 200 fl. Patronus: S. Lampertus; est de collatione Revmi Freising. Solvit in absenti 40 fl. In eadem Parochia duo beneficia fundata, unum in filiali ecclesia B. V. M. in Burcharting, val. 24 ℔., de praesentatione Principis, alterum in filiali ecclesia S. Mich. in Khehning, val. 24 ℔ dl. de praesentatione Scherningen.

Die Reihenfolge der Decanate ist: 1. Freysing, 2. Reichenkirchen (jetzt Erding), 3. Attenkirchen (jetzt Abens), 4. Neuching (jetzt Schwaben), 5. Ilmmünster (jetzt Scheyern und Sittenbach), 6. Gündlkofen, 7. Hebertshausen (jetzt Dachau), 8. Egenburg (jetzt Egenhofen), 9. München, 10. Baumkirchen (jetzt Oberföhring), 11. Landshut, 12. Ruprechtsberg (jetzt Dorfen und Velden), 13. Alwaching (jetzt Wasserburg), 14. Gmund (jetzt Tegernsee und Miesbach), 15. Irschenberg (jetzt Aibling und Rosenheim), 16.

Holzen (jetzt Steinhering). Von diesem letzteren Decanate werden nur noch die Pfarreyen Holzen, Gräfing und Schönau beschrieben, die übrigen, so wie 17. das Decanat Tölz (jetzt Wolfratshausen und Tölz) und 18. das Archidiaconat Raitenbuch fehlen ganz.

Diese Beschreibung mag um die Mitte des XVII. Jahrhunderts zur bequemen Uebersicht für den Dienstgebrauch verfertiget worden seyn. Der nämliche Zweck dürfte auch der oben unter lit. C erwähnten Matrikel ihre Entstehung gegeben haben.

C.

Die fünfte und bey weitem wichtigste Matrikel endlich ist von dem geistlichen (Ordinariats-) Rathe und Kanonicus bey St. Andr. in Freysing, Lic. Frz. Jos. Ant. Schmidt *) in den Jahren 1738—1740 aus den neuesten damals sehr gut geführten Pastoral-Visitations-Protocollen und den Urkunden und Acten der geistlichen Regierung zu Freysing nach einer wohl bemessenen Anlage mit der größten Sorgfalt verfaßt worden.

Die gleichfalls bey dem erzbischöflichen Ordinariate München hinterlegte Reinschrift dieser Matrikel besteht aus sechs starken Foliobänden; die im kgl. Reichsarchiv unter den Literalien des vormaligen Collegiatstiftes zu St. Andrä in Freysing noch vorhandene Handschrift des Verfassers aber füllt nur drey Bände.

*) Der Verfasser starb bald nach der Vollendung dieses seines verdienstvollsten Werkes am 16. März 1740. in einem Alter von erst 52 Jahren. Im Jahr 1727 hat er ein ascetisches Werk (Anblick eines seltsamen Gedichts und Gegenblick der gründlichsten Wahrheit, vorstellend ... die Wanderschaft einer Gott liebenden und einer Gott hassenden Seele; Augsb. 3 Bde. 8.) herausgegeben. Gg. Maur. Gandershofer (vorm. Benedict. in Metten) hat daher in seine Beyträge zur bayerschen Literärgeschichte auch eine kurze Biographie dieses Kanonicus Schmidt aufgenommen. (S. v. Besnards Literaturzeitung für die kathol. Geistlichkeit, Jahrg. 1833. Bd. IV. S. 126 u. 127.)

Der Inhalt der sechs Bände der Reinschrift ist:

I. Bd. Initium Episcopatus frisingensis.
Series Episcoporum (sie schließt mit dem Bischofe Joh. Theodor).
Ornamenta particularia Episcopatus frising.
Electio, confirmatio, juramentum et annatae Episcoporum frising.
Facultates particulares a Sede apostolica Episcopis frisingensibus concessae.
Jura particularia Episcoporum frising.
Rituale, Proprium festorum et casus reservati.
Concordata et recessus Dioecesis frising.
Suffraganeatus frising. c. serie Episcopor. suffraganeor.
Capitulum cathedrale frisingense.
Vicariatus generalis Episcopi frising.
Concilium ecclesiasticum frising.
Officialatus frisingensis.

Auf diesen einleitenden oder allgemeinen Theil folgen noch im nämlichen Bande die umständlichen Beschreibungen der Domkirche und des Domstiftes, so wie des Collegiatstiftes zu St. Paul im Dom zu Freysing, der Collegiatstifte zu St. Andreas, St. Veit und St. Joh. Bapt. in Freysing, der Collegiatstifte zu U. L. Fr. (einschlüßig der Frauenpfarrey) in München, St. Martin in Landshut, und St. Zeno in Isen; dann die Beschreibung der Propstey St. Peter in Madron (b. Audorf); hierauf die der sämmtlichen Klöster und geistlichen Orden.

Den Schluß dieses Bandes machen das Lyceum in Freysing und die Diöcesan-Priesterhäuser.

Mit dem zweyten Bande beginnt die Beschreibung der einzelnen Decanate und der zu jedem Decanate gehörigen Pfarreyen. Der II. Bd. enthält die Pfarreyen der Decanate 1. Freysing, 2. München, 3. Landshut und 4. Erding;

der III. Band die Decanate 5. Aibling, 6. Dorfen und 7. Dachau;

der IV. Band die Decanate 8. Gündlkofen, 9. Egenhofen, 10. Steinhering und 11. Sittenbach;

der V. Band 12. Abens, 13. Oberföhring, 14. Schwaben und 15. Tölz.

der VI. Band 16. Miesbach und 17. Wasserburg nebst 18. dem Archidiaconate Raitenbuch.

Das ganze Werk schließt mit einem Status universalis Dioecesis frisingensis ad annum 1740.

Jeder Band ist mit einem eigenen alphabetischen Orts- und Real-Register versehen.

Wie der Verfasser den Hauptinhalt seines Werkes, die Beschreibung der Pfarreyen, bey welcher er durchgehends den gleichen Typus festhielt, behandelt habe, zeigt nachstehender Auszug aus der Beschreibung der Pfarrey Haimhausen:

Parochia S. Nicolai in Haimhausen.

Haec Parochia est de libera collatione Episcopi frisingensis in omni mense. Reperitur nota ad veterem matriculam, vi cujus anno 1485 inter Serenissimos Duces Bavariae Sigismundum et Albertum et Sixtum Episcopum frisingensem facta fuit permutatio juris patronatus, quod Episcopi frisingenses habuerunt ad Parochiam in Mainburg, Dioecesis ratisbonensis, cum libera collatione hujus Parochiae in Haimhausen.

Modernus Parochus est R. D. Joseph. Ruechlinger, anno 1731 investitus. Dat pro primis fructibus 25 florenos.

Proventus parochiales consistunt in manso parochiali, decimis majoribus et minoribus ac stola. In veteri matricula etiam legitur: Item in fixis redditibus et institutionibus 3 lib. den. etc. Item oblationes, panes primitiales, confessionalia et stolam aestimat ad 20 florenos. Adsunt etiam zwey Widen güettl, eines zu Herenzhausen, das andere zu Nebach. — Parochus integris gaudet decimis in Inhausen et Ottershausen, tertia vero parte in Haimhausen, Herenzhausen et Nebach. In Haimhausen condecimat Hustrissimus Dominus Comes ibidem.

(Schluß folgt).

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat Februar 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Einladungsschrift zur fünfzehnten Jahresfestfeyer des Vereins in Meiningen am 14. Novbr. 1847. Meiningen 1847. 4.

Hennebergisches Alterthumsbuch. Herausgegeben von den Direktoren des Vereins Bechstein und Prof. Brückner. II. Thl. Meiningen 1847. 4.

Von Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. V. 1. livraison. Janv. 1848. Paris 1848. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen II. III. u. IV. Heft. Landshut 1847. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. II. Bd. IV. Heft. Hamburg 1847. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin No. 11. Decbr. 1847. Paris 1847. 8.

Von dem historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen XI. Bd. Regensburg 1847. 8.

Von der Gesellschaft für Pommer'sche Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. 13. Jahrgang. II. Heft. Stettin 1847. 8.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 15. April.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II.

Ueber die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing.

(Schluß.)

In Herenzhausen condecimat Reverendissimum capitulum ecclesiae cathedralis, et in Nebach condecimant Domicellae anglicanae Monachii. Integri proventus hujus Parochiae communibus annis censentur ascendere posse ad 1200 florenos.

Econtra tenetur Parochus alere Cooperatorem, et praestare annuatim Widumb-Steuer 2 fl. 22 kr. Vogtey dem Herrn Grafen zu Haimhausen 1 fl. 18 kr., Jägergeld nach Dachau 2 fl., ad Seminarium episcopale 4 fl., Cathedraticum et ad fabricam Ecclesiae cathedralis 12 kr.

Domus parochialis bonae et recentioris formae cum pertinentiis non patitur notabilem defectum.

Communicantes hujus Parochiae novissime 580 sunt inventi.

Ecclesia parochialis in Haimhausen habet 4 ecclesias filiales, nempe in Inhausen, Ottershausen, Grossnebach et Herenzhausen; item capellam in arce Haimhausen et capellam Beatissimae Vriginis in sylva Braidtholz bey dem Pründl.

Ecclesia parochialis in Haimhausen inter rurales elegantioris formae est. Altare majus est dedicatum honoribus S. Nicolai Episcopi. In eo asservatur Sanctissimum. Altare matris dolorosae. Altare S. Georgii mart. — Divina hic fiunt omnibus diebus dominicis et festivis, exceptis B. Virg. et dedicationibus ac patrociniis ecclesiarum filialium. Dedicatio hujus ecclesiae peragitur in Dominica ante festum S. Mich., Patrocinium vero in festo S. Nic. ep. — Confraternitas corporis christi antiquitus erecta defectu mediorum sustentatur nunc potissimum sumptibus propriis moderni Parochi. — Baptisterium hic adest cum sacris oleis; coemeterium etiam cum ossuario et sepulturis. — Sacristia instructa est paramentis copiosis et valde decentibus. — In turri sunt 4 campanae benedictae. In hac ecclesia sepulturam suam habent illustres foeminae ex familia Dominorum de Haimhausen. Mares ejusdem familiae sepeliuntur in Inhausen. — Ecclesiae proventus sunt sub cura Parochi et D^mi Comitis in Haimhausen. Das völlige Vermögen dieses Pfarrgotteshauses wird sich d. Z. über 600 fl. nit erstrecken. —

Ecclesia filialis B^mae Virg. in Inhausen.

Haec Ecclesia est veteris, insignis tamen inter rurales ecclesias structurae. — Altare majus est dedicatum in honorem B^mae Virg. — Ad idem altare año 1457 Serenissimus Dux Bavariae Albertus sapiens cum consensu Joañis IV., Episcopi frisingensis erexit Beneficium missae quotidianae, excepto per quamlibet hebdomadem uno die. Pro fundo dabantur der Sedelhof und 3 Lehen zu Stainkirchen; ein Güettl zu Hezenhausen, ein Zehent zu Milmertshofen in Vierkirchner-Pfarr; ein Hoff zu Geirspach, Pfaffenhofner-Gerichts et alii census ex variis fundis. — Integri proventus beneficiales ascendere creduntur ad 150 fl.,

pro quibus de facto legit et ad intentionem fundatorum applicat duas missas hebdomadales. Diebus dominicis ac festivis Beneficiatus legit missam matutinalem cum libera applicatione, pro qua ex bonis hujus ecclesiae recipit additionem 24 florenorum. — Item Beneficiatus fruitur certo prato (eine Mooswiese) cum jure pascendi (quantum vero colligitur ex actis ecclesiasticis solummodo revocabiliter et usufructuarie), ratione cujus celebrat tres missas angariales, et peragit aquae benedictionem. — Jus praesentandi reservavit Ser^mus Dux Albertus quidem sibi et haeredibus suis, Superioris Bavariae Ducibus; hodie tamen idem Beneficium est de libera collatione Ordinarii frisingensis ex causa permutationis (quantum creditur) de qua dictum est supra. — Adest domus beneficialis satis bene aedificata. — Modernus Beneficiatus est R. D. Jac. Daimer, ao. 1737 investitus. Dat pro primis fructibus 12 fl., ad Seminarium episcopale 1 fl. . . . . .

Diese Matrikel behauptet wegen des Reichthums und der Verläßigkeit ihres Inhaltes noch immer einen entschiedenen topographisch-geschichtlichen und praktischen Werth. Sie war von dem Verfasser schon gleich Anfangs druckfertig hergestellt worden, ist aber bis jetzt Manuscript geblieben und konnte nur von der oberhirtlichen Stelle, für welche sie zunächst bestimmt war, benützt werden. Diese Benützung derselben dauert nun schon über ein volles Jahrhundert und es haben nur äußerst wenige Fehler von Bedeutung wahrgenommen werden können; so daß die Schmidtische Matrikel es wohl verdient, jetzt noch nicht bloß den Geistlichen der Erzdiöcese München und Freysing, sondern auch einem größeren Leserkreise dargeboten zu werden *).

*) Die von dem nämlichen Kanonicus Schmidt handschriftlich zurückgelassene, gleichfalls mit großem Fleiße aus den Urkunden und Acten verfaßte Chronik des Collegiatstiftes zu St. Andr. in Freysing, ein Werk von 3 Bänden in Folio, mit vielen (vollständig und wörtlich eingeschalteten) Urkunden, Abbildungen von Wappen, Siegeln ꝛc. ꝛc. wäre nicht minder als seine Matrikel des Druckes würdig und müßte als eine Bereicherung der Literatur der bayerschen Kirchengeschichte angesehen werden. Allein solche größere Werke können sich jetzt selten mehr eines genügenden Absatzes erfreuen.

Zu bedauern ist, daß für denjenigen Theil der Erzdiöcese München und Freysing, welcher früher zum Erzbisthum Salzburg gehörte, zwar, wie bekannt, ein sehr altes und in geschichtlicher Hinsicht höchst wichtiges Congestum Arnonis, nicht aber ein ähnliches Matrikelwerk, wie dieses Schmidtische besteht. Auszüge aus den Visitationsacten des jetzt bayerschen Antheiles der Salzburger-Diöcese müssen diesen Abgang ersetzen.

Eine Matrikel des Bisthums Chiemsee v. J. 1589 (unter dem Bischof Sebast. Cattaneo verfaßt) ist bereits v. dem Legations-Rathe und Akademiker v. Koch-Sternfeld (S. dessen Beyträge zur teutschen Länder-Völker-Sitten- und Staatenkunde I. 295—304) bekannt gemacht worden. Der bayersche District dieser nun ganz erloschenen Diöcese bildet jetzt gleichfalls einen Bestandtheil der Münchner-Freysinger-Erzdiöcese.

F.

Im Jahre 1817 wurde nach einer von dem damaligen bischöflichen Generalvicariate zu Freysing gegebenen ausführlichen Vorschrift eine neue Beschreibung aller Pfarreyen des Bisthums Freysing in seinem damaligen ganzen Umfange, also mit Einschluß des vormals salzburgischen und chiemseeischen Bezirkes veranstaltet und aus derselben die neueste Diöcesan-Matrikel (in der Reinschrift sechs Folio-Bände) gebildet, die sich aber zur vollständigen Bekanntmachung durch den Druck nicht eignet. Ein Auszug aus derselben ist bereits i. J. 1820 als tabellarische Beschreibung des Bisthums Freysing (in einem XXIV. und 708 Seiten starken Octavbande) erschienen. Seit dieser Zeit wurden noch weiters eigene Beschreibungen aller Beneficien, und Hülfspriestellen, der Reliquien, Ablässe, Stiftungen, der Grabdenkmäler in den Kirchen, die Reihenfolgen der Pfarrer und Beneficiaten, Repertorien über alte in den Pfarr-Registraturen vorhandne Urkunden u. s. w. erhoben, durch deren Benützung, mit zu Hülfenahme der jüngsten Visitations-Acten, der Nachwelt ein ähnliches Werk über das Erzbisthum München und Freysing, wie die Schmidtische Matrikel v. J. 1738 für das Bisthum Freysing war, geliefert werden könnte.

Lehrbuch der chemischen Technologie zum Unterricht und Selbststudium bearbeitet von Dr. F. Knapp, außerordentl. Professor an der Universität zu Gießen. In zwey Bänden. Erster Band. Braunschweig, 1847.

Knapp's Lehrbuch der Technologie, dessen erster Band jetzt nach einer Reihe von Lieferungen vollendet vorliegt, zeichnet sich schon auf den ersten Anblick durch die Eleganz der Ausstattung und durch die Präcision der zahlreichen in den Text eingedruckten Holzstiche aus. Der überaus große Einfluß, welchen die Chemie auf das weite Gebiet der Technik nach und nach gewinnt, hat schon lang für den Unterricht der Technologie eine Trennung in mechanische und chemische Technologie nothwendig gemacht. Diese Trennung ist indeß genau genommen unausführbar, da sie mehr auf der Beschränktheit des Einzelnen, als auf der Natur der Sache beruht. Da es schwerlich ein Gewerbe gibt, welches ausschließlich auf chemischen oder rein auf mechanischen Grundsätzen beruht, so müßte durch eine rigoröse Trennung des mechanischen Theils von dem chemischen eine gezwungene und endlose Zersplitterung zum Nachtheile der Anschaulichkeit des Bildes und der Klarheit der Darstellung herbeygeführt werden; man bezeichnet daher mit mechanischer Technologie den Inbegriff des Wissens, was sich vorzugsweise auf mechanische und unter chemischer Technologie dessen, was sich ebenso auf chemische Grundsätze stützt. Der Gegenstand des vorliegenden Werkes ist nur die chemische Technologie in dem eben ausgesprochenen Sinne, in der Behandlung rationell, im Ganzen der speciellen Technologie zugehörig, also eine auf wissenschaftliche Grundsätze zurückgeführte Darstellung der vorzugsweise chemischen Gewerbe.

Die Entwicklungsgeschichte der Technik und Technologie bietet die wichtigsten Momente zur Beurtheilung der sittlichen und geistigen Entwicklungsgeschichte der Völker überhaupt; langsam und mit großen Schmerzen hat die Zeit sie aus sich geboren. Vergleicht man die Stellung der Industrie im vorchristlichen Alterthum, wo Tugend und Tapferkeit keine verschiedenen Begriffe waren und gewerbliche Beschäftigung daher als ein entehrendes Zurückziehen vom Waffenwerk galt, mit ihrer jetzigen großen Ausbildung, so ist wohl erklärlich, welch große Umwälzungen in staatlicher und sittlicher Beziehung zwischen diesen beyden Extremen liegen. Während im Mittelalter Adel und Clerus, der eine für den Kriegsdienst, der andere für die Interessen des Glaubens in Anspruch genommen, die Gewerbe mit dem Ackerbau zur Sache der Leibeigenen machte, so läßt uns als bedeutsame Ausnahme die Ueberlieferung des Alterthums dagegen die Helden am Pfluge finden, und Homer besingt die Königin am Webestuhle, die Häuslichkeit der Königstochter bey der Wäsche am Fluß. Später fand die Industrie, kümmerlich auf dem Boden feudaler Abhängigkeit gedeihend, endlich Zuflucht und Sicherheit hinter den Mauern fester Städte. Hier entwickelten sich durch das Bedürfniß nach Regelung und sicherer Leitung der Gewerbe die Zünfte, welche indeß bey allem wohlthätigen Einfluß doch ein schweres Hemmniß des Fortschrittes ausübten, theils durch ihre schroffe Abgeschlossenheit der Corporationen, theils durch ihre unzweckmäßige Verwendung oder gänzliche Nichtbenutzung der Arbeitskräfte. Die weltgeschichtlichen Erfindungen des 15. Jahrhunderts emancipirten Schifffahrt und Handel; dem Gedanken war die Straße der Mittheilung geöffnet und das aufgegangene wissenschaftliche Bewußtseyn hob die befangene Scheu vor der geheimnißvollen Natur; die Forschung betrat das neue Gebiet mit reißendem Erfolge. Der 30jährige Krieg warf auf eine geraume Zeit schonungslos zur Seite, was von den Ueberlieferungen der Vorzeit sich dem Geiste der Jetztzeit nicht anzupassen schien, bis endlich nach langem Kampfe ein langer Friede die Wissenschaft und mit ihr die Industrie weit über ihren früheren Standpunkt erhob. Um den schweren Theil der Arbeit, den man Wasser, Dampf, Wind und Maschine aufgebürdet hat, sind durch die dem Leben angehörende Wissenschaft die Menschen erleichtert, um für edlere Zwecke thätig zu seyn.

Wir wollen im Folgenden nur wenige Abschnitte, die uns von besonderem Interesse scheinen, einzeln hervorheben, um zu zeigen, in welcher ausgezeichneten und der Sache angemessenen Form der Verf. diesen schwierigen Gegenstand zu behandeln verstanden hat.

Beleuchtung und Leuchtmaterial.

Nach der Aufstellung allgemeiner Grundsätze über die Beleuchtung überhaupt geht der Verf. zur Betrachtung der gebräuchlichsten Materialien über. In der Verwendung aller Materialien sind stets zwey Geschäfte zu unterscheiden: einmal die Zersetzung des Materials durch Hitze, wobey kohlenreiche Gase entbunden werden und zweytens die zweckmäßige Verbrennung dieser Gase, um Licht daraus zu entwickeln. Bey der Benutzung von Stoffen, welche bey ihrer Verbrennung keinen Rückstand hinterlassen, sind meistens beyde Vorgänge verschmolzen; dieß ist der Fall bey den Fetten. Dagegen bey Kohlen und Harz und allen ähnlichen, welche Kohle oder fremde Stoffe absetzen, sind sie in Ort und Zeit getrennt. Die Schwierigkeit, eine Fettmasse von der Dicke einer Kerze mit Vortheil zum Brennen zu bringen, hat die Erfindung der Kerzen veranlaßt. Wenn es auch keine Sache der Unmöglichkeit ist, eine Stange Talg oder Wachs für sich ohne Docht zu entzünden, so würde natürlich das Fett über dem ganzen Querschnitt in Brand seyn und daher stets eine bey weitem größere Menge zur Flamme kommen als dem gleichzeitigen Zufluß an Luft — der ersten Bedingung des klaren Brennens — entspricht; es würde eine große, trübe, qualmende Flamme entstehen, deren übermäßige Hitze das übrige Fett eher schmelzen und abfließen machen würde, als es Zeit fände, sich zu entzünden. Die Kerze ist als ein wahrer Mikrokosmus der Beleuchtung anzusehen, worin die einzelnen dazu gehörigen Functionen einander selbstthätig reguliren. Nur das wunderbare Ineinandergreifen der Einzelheiten, welche zur Vollendung des Hauptzweckes fortwährend in einander aufgehen, so wie lange Gewohnheit, lassen dem gewöhnlichen Beobachter einen und denselben Apparat, in einer gleichen Thätigkeit begriffen, weniger der Beachtung werth erscheinen, als z. B. die Gasbeleuchtung, die frappant durch den großen Maßstab und den Aufwand in der Ausführung, Staunen erregt. Der Verf. erläutert hierauf die Theorie der Lampen, deren mannichfaltige Construktionen durch zahlreiche Holzschnitte anschaulich gemacht werden. Die älteste Vorrichtung der Art, die Antiklampe, ist bey aller künstlerischen Vollendung der Form, wie sie so häufig die Bewunderung der Kenner auf sich zieht, technisch betrachtet, die unvollkommenste. Es würde hier zu weit führen, die vielfältigen nach und nach entstandenen Einrichtungen und Modificationen der Lampen aufzuzählen, welche endlich zur Construction der Uhrlampe geführt haben. Carcel hat durch seine Uhrlampe zuerst die Idee verwirklicht, durch ein nicht sehr verwickeltes Werk nach Art der Uhren, das Oel aus dem Fuße der Lampe emporpumpen zu lassen und zwar in einer Menge, welche den Bedarf des Dochtes während der ganzen Brennzeit übersteigt. Während also in den übrigen Lampen der Inhalt des Brennens eine ruhig stehende Oelsäule bildet, die entweder fortwährend von oben abnimmt, oder sich von Zeit zu Zeit ergänzt, so ist das Oel des Carcel'schen Brenners ein ununterbrochen aufsteigender Strom, welcher dem Dochte jederzeit so viel liefert, als er irgend bedarf, und endlich, so weit er nicht verzehrt wird, an der Außenseite des Brenners wieder in den Fuß der Lampe zurückfließt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde. Zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte. Theilweise nach L. Elie de Beaumont's Vorlesungen an der Ecole des mines, von Dr. C. Vogt. In zwey Bänden. Braunschweig 1846 u. 1847. Erster Band 436 u. XIX S. Zweyter Band 476 u. XVI S. 8. mit zahlreichen Holzschnitten.

Die Bäreninsel. Nach B. M. Keilhau geognostisch beschrieben von Leopold von Buch. Berlin 1847. 16 S. 4.

Wir haben schon früherhin in diesen Blättern (Band XXIII S. 697) auf Vogt's Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde aufmerksam gemacht, doch nur in Kürze dasselbe besprochen, weil uns damals blos das erste Heft vorlag; jetzt, wo das Werk vollendet ist, sind wir in Stand gesetzt, unser Urtheil über das Ganze abgeben zu können. Daran haben wir noch die Anzeige einer andern Schrift angereiht, weil sie uns zur Erörterung eines speziellen geognostischen und geologischen Verhältnisses, das ebenfalls bey Vogt zur Sprache kommt, dienlich ist.

Wie schon früher erwähnt, hat Vogt sein Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde größtentheils nach den von E. de Beaumont in der Bergwerksschule gehaltenen Vorlesungen bearbeitet, nur hat er der Palaeontologie und der Darstellung der neueren Gebilde eine größere Ausdehnung gegeben als dort zu geschehen pflegt. Als eigenthümlich spricht der Verf. blos „die palaeontologische Entwicklungsgeschichte der Erde" an, und der Beaumont'schen Ansicht von dem Phänomen der Findlingsblöcke setzt er die von Agassiz, als die von ihm ebenfalls getheilte, gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der chemischen Technologie zum Unterricht und Selbststudium bearbeitet von Dr. F. Knapp.

(Schluß.)

Der Verf. geht nach diesen Betrachtungen zu der Erörterung der Gasbeleuchtung über. Die ersten Versuche über Leuchtgas datiren sich vom Jahre 1664; doch erst 1792 wurde von einem Engländer Namens Murdoch die Erfindung der Gasbeleuchtung betriebsmäßig eingeführt. Als Straßenbeleuchtung benützte man das Gas zuerst in London (1812) und Taylor verfertigte 1815 das Oelgas im Großen. Die chemischen Analysen des auf verschiedene Weise dargestellten Leuchtgases zeigen, daß man darunter keine bestimmte Verbindung, nicht etwa ölbildendes oder Grubengas zu verstehen hat, sondern vielmehr ein mechanisches Gemisch sehr mannichfaltiger Körper, theils schwach und nichtleuchtender, theils beym Verbrennen starkleuchtender Natur, wie eben das ölbildende Gas und die ihm im Verhalten ähnlichen Kohlenwasserstoffe, denen das Ganze seine Leuchtfä-

higkeit verdankt. Die Stoffe, deren man sich zur Darstellung des Leuchtgases in der Praxis je nach der Oertlichkeit mit Vortheil bedienen kann, sind: Steinkohlen, Fette oder Oele, Harz und Theer, Erdpech, Seifenwasser, Abfälle des Thierkörpers. Das abweichende Verhalten dieser Stoffe bedingt für die Gasbereitung ganz verschiedene Wege. Der Verf. handelt zuerst von der Darstellung des Leuchtgases aus den Steinkohlen. Die Menge des Gases aus einer gegebenen Menge Kohle ist von der Natur derselben und zugleich von dem Gange der Destillation abhängig und darnach sehr wechselnd. In mehreren sehr lehrreichen Tabellen zeigt der Verf. den Werth der verschiedenen Sorten von Steinkohlen für die Gasbeleuchtung. Die in den Text eingedruckten Holzschnitte gewähren auch demjenigen, welcher nicht Gelegenheit hat, eine derartige Gasfabrik durch Anschauung kennen zu lernen, ein vollständiges Bild dieses Fabricationszweiges. Die Anwendung des Oels zur Gaserzeugung erscheint auf den ersten Blick als ungeeignet und überflüssig, wenn man bedenkt, daß Oel ohne alles weitere in Lampen verbrannt werden kann, während es in den Retorten durch Absetzen von Kohle verliert. Der Vortheil des Oelgases besteht darin, daß das Gas aus unreinem Oele, Thran oder Fettabfall mit eben solcher Leichtigkeit sich darstellen läßt, wie aus geläutertem Oele. Es bietet demnach die Gasbeleuchtung ein treffliches Mittel dar, solche Stoffe durch Lichterzeugung gut zu verwerthen, welche sonst gar nicht oder doch nur zu geringen Zwecken gebraucht werden können. Vor dem Steinkohlengas hat das Oelgas den großen Vorzug, daß die Apparate zur Darstellung des letzteren bey weitem einfacher sind. Das Harzgas unterscheidet sich von dem Oelgas nur dadurch, daß man das Harz zuvor auf eine passende Weise flüssig machen muß, was mit den Oelen natürlich nicht der Fall ist.

Zum Schluße dieses Abschnittes giebt der Verf. einige sehr interessante statistische Daten der Gasbeleuchtung Londons von 1840, um von der Ausdehnung einen Begriff zu erhalten, in welcher dieselbe an größeren Plätzen betrieben wird. Es sind daselbst zwölf Compagnien an dem Betrieb von 18 Gaswerken betheiligt, welche zusammen ein Capital von 33,6 Millionen Gulden vorstellen, womit jährlich 5,4 Millionen Gulden gewonnen werden. Aus 362,880 Ctr. Kohlen werden jährlich 2646 Millionen C. F. (ungefähr 65 Mill. ℔) Gas erzeugt. In der längsten Nacht werden 13 Millionen C. F. verbraucht, wozu 17,942 Ctr. Kohlen erforderlich sind. Die 176 Gasometer der 18 Anstalten fassen 10 Mill. C. F. Gas. In den Anstalten selbst arbeiten 2500 Personen; noch 350 weitere besorgen das Anzünden. Von 1822 an hat sich der Gasverbrauch nach 5 Jahren verdoppelt, nach 15 Jahren aber vervierfacht. —

Auf Gewinnung und Benützung der Alkalien und Erden sich gründende Zweige der Technik.

Diesem Abschnitte, welcher eigentlich nur die gewerblichen Betriebe der stärkeren Salzbasen umfaßt, hat der Verf. sehr füglich noch mehrere andere Betriebe einverleibt, wie z. B. die Schwefelsäurefabrication ꝛc., da ihre Beschreibung nicht wohl davon getrennt werden kann, ohne die Vollständigkeit und Anschaulichkeit des Gesammtbildes zu beeinträchtigen. In dieser Gruppe, welche bis zum Ende des vorliegenden ersten Bandes fortläuft, behandelt der Verf. das Kochsalz, Soda, Borax, Salpeter, Scheidewasser, Seife, Glas, Alaun, Thonwaaren, Kalk, Mörtel, Gyps. Wir können auch hier aus der sehr gelungenen Darstellung nur Einzelnes hervorheben.

Die Erfindung des jetzt allgemein gebräuchlichen Verfahrens zur Fabrication der Soda hat einen neuen Zeitabschnitt in der Geschichte der Gewerbe begründet, und in der Art ihrer Veröffentlichung hat sich jener ächte und großherzige Patriotismus, wie er zu Zeiten der Gefahr den Kern des französischen Volkes beseelte, ein ruhmvolles Denkmal gesetzt. Während des Krieges der französischen Republik mit beynahe dem gesammten übrigen Europa, wobey durch Vernichtung des Handels die wichtigsten Quellen der Gewerbthätigkeit plötzlich versiegten, war es zu einer unabweisbaren Aufgabe des Staates geworden, eine ergiebige und vortheilhafte Darstellungsweise der Soda aufzufinden, da die geringen Quan-

titäten, die bis dahin nur aus der Einäscherung einiger Seepflanzen gewonnen wurden, nicht mehr hinreichen konnten. Der Wohlfahrtsausschuß forderte daher in einem besondern Erlaß, welches merkwürdige Actenstück der Verf. in einer Anmerkung citirt, alle Bürger auf, die ihnen bekannten Mittel und Wege zur Sodaerzeugung zum Besten des Staates bey einer Commission niederzulegen. Der Bericht dieser letzteren erkannte in Uebereinstimmung mit der heutigen 50jährigen Erfahrung, welche nichts wesentlich Verbesserndes hinzugefügt hat, das Verfahren von Leblanc unter allen Vorschlägen für den einfachsten und zu einem ausgedehnten Betrieb am meisten geeignet. Er zerfällt bekanntlich in die Verwandlung des Kochsalzes in schwefelsaures Natron und in die weitere Zersetzung dieses.

Unter Salpeter versteht der Verf. die bekannteren Salze der Salpetersäure, welche irgend einer Anwendung in der Technik fähig sind. Von großer Wichtigkeit sind indeß nur wegen ihres massenhaften Gebrauches das salpetersaure Kali und der Chilisalpeter.

Die Wirkung dieser beyden Salze beruht auf ihrer Eigenschaft, in der Glühhitze Sauerstoff abzugeben oder dieses Element auf andere Körper überzutragen. Die Theorie der Salpeterbildung behandelt der Verf. sehr ausführlich, und wie es uns scheint in fast zu ausgedehnter Weise für ein Lehrbuch der chemischen Technologie.

Unter den mannichfaltigen Anwendungen des Salpeters erwähnen wir hier nur die zum Schießpulver. Wenige Erfindungen sind von so hervorragendem Einfluß auf die Cultur geworden, als die des Schießpulvers, dessen Einführung mit einer Umgestaltung der Kriegsführung auch die der Staatseinrichtungen nach sich ziehend, welthistorische Bedeutung erlangt hat. Obgleich die Chemie sehr viele Stoffe kennen gelehrt hat, welche ähnliche und weit stärker explodirende Wirkung hervorzubringen im Stande sind, als die Bestandtheile des Schießpulvers, so ist doch keiner derselben im Stande, das Schießpulver zu ersetzen. Man kann deßhalb mit Gewißheit aussprechen, daß die Theorie keine geeignetere Masse hätte angeben können, als sie die einige Jahrhunderte ältere Praxis aufgefunden hat. Denn während Chlor- und Jodstickstoff, Knallsilber, Knallqueckſilber ꝛc. durch ihre zu schnelle Explosion zum Schießen unbrauchbar sind, so hat die allmählige Wirkung des Schießpulvers dessen Kraft dem menschlichen Willen zinsbar gemacht. Hiezu kömmt aber noch der unberechenbare Vortheil, daß die Bestandtheile des Pulvers zu den wohlfeilen Producten gehören, die jedes Land aus sich selbst erzeugen kann. Da die Wirkung des Schießpulvers auf einem rein chemischen Vorgang beruht, so kann diese leicht aus den Zersetzungsproducten erkannt werden. Der Verf. giebt hier die Gasmenge an, welche Chevreul und Gay-Lussac bey der Verbrennung von Schießpulver in einem Kupferrohre gefunden haben. Hierauf folgt in sehr passenden Tabellen die Angabe der theoretischen und wirklichen Mischungsverhältnisse des Schießpulvers. Was die Methoden anbelangt, um die Kraft, oder was dasselbe ist, die Menge des Pulvers zu bestimmen, die zu einer bestimmten Leistung erforderlich ist, so reicht leider die Theorie noch nicht zu, um einen sicheren Anhaltspunkt zu gewähren. Dagegen hat eine lange und fortgesetzte Erfahrung diese Lücke für die Praxis ausgefüllt und gelehrt, in wie weit die Menge des Pulvers nach den Umständen abgeändert werden müsse. Der Verf. citirt bey dieser Gelegenheit einige sehr interessante Beyspiele, welche von der Größe solcher Untersuchungen und der Sicherheit des Erfolges Zeugniß geben. Es ist zu bedauern, daß es nicht möglich war, hier die Resultate der Schießbaumwolle anzuführen, welche bekanntlich schon im Herbste 1846 zu Sprengversuchen angewendet wurde.

Das Glas. Die alte Anekdote, wonach phönicische Kaufleute, welche mit natürlicher Soda handelten, während einer Rast an dem Ufer des Flusses Belus ihre Kochgeschirre auf Sodastücke stellten und Feuer darunter anzündeten, durch dessen Wirkung die Soda mit dem Sande des Bodens zu Glas zusammenfloß, verliert an Wahrscheinlichkeit durch die bekannte Erfahrung, daß die Hitze eines offenen Feuers bey weitem zur Erzeugung eines wirklichen Glases nicht hinreichend ist. Die Entdeckung des

Glases scheint einer viel früheren Periode anzugehören. Weiße Glasscheiben in den Wohnhäusern wurden zuerst in England 1180, in Wien 1458 eingeführt. Der Verf. theilt die Gläser in 7 verschiedene Classen ein, eine Eintheilung, welche mit der Zusammensetzung des Glases in Beziehung steht. Diese Eintheilung ist so geeignet, eine deutliche Anschauung von den verschiedenen Glassorten zu geben, daß sie schon in einige neuere Lehrbücher der Chemie, z. B. Graham-Otto's Lehrbuch der Chemie, übergegangen ist.

In dem Abschnitte über Spiegelfabrication erwähnt der Verf. des neuerdings von Dreyton angegebenen Verfahrens der Spiegelversilberung, welches darin besteht, salpetersaures Silberoxyd mit einigen ätherischen Oelen versetzt auf das Spiegelglas zu bringen. Das Princip liegt einfach darin, daß dem Silberoxyd der Sauerstoff durch die ätherischen Oele entzogen wird und zwar ohne Gasentwicklung, welche den Zusammenhang der Metallablagerung unterbrechen würde. Obgleich dieses Verfahren große Vortheile vor dem Belegen der Spiegel mit Amalgam hat, eine Arbeit, welche die Gesundheit durch Queckſilberdämpfe gefährdet und dabey übermäßig viel Zeit und kostbare Einrichtungen erfordert, so haben die Spiegelfabricanten bis jetzt doch nicht vermocht, dasselbe im Großen mit Vortheil anzuwenden, vermuthlich deßhalb, weil der Beleg namentlich auf großen Flächen fast unvermeidlich fleckig ausfällt und auch die silberbelegten Spiegel stets eine dunklere Farbe haben.

Die Wirksamkeit des Wasserglases als Anstrich des Holzes besteht nach dem Verf. darin, daß der trocken gewordene Ueberzug eine Glashülle bildet, welche die erste Bedingung einer eigentlichen Verbrennung, den Luftzutritt abhält. Wenn mit Wasserglas überzogenes Holz in eine Flamme gehalten wird, so befindet es sich im Grunde unter denselben Umständen, wie Holz in den Verkohlungsgefäßen. Es kann vorerst keine andere Veränderung erfahren, als die Zersetzung durch bloße Hitze: die trockne Destillation. Dabey entwickeln sich brennbare Dämpfe oder Gase, deren Entzündung der Anstrich natürlich nicht weiter verhindern kann. Da sich nun die sehr

dünne Hülle des Wasserglases in der Hitze erweicht, so entstehen nach der Angabe des Verf. Risse, wodurch das Innere zuletzt der Luft bloß gestellt und somit die Wirkung des Wasserglases aufgehoben wird. Der Nutzen des Wasserglases beschränkt sich daher lediglich auf eine Verringerung der Entzündlichkeit, also darauf, daß die geschützten Stoffe weniger leicht und vielleicht später Feuer fangen, und man darf sich nicht vorstellen, als ob das Wasserglas derartige Stoffe unverbrennlich mache. Dieß ist übrigens auch unseres Wissens noch von Niemanden behauptet worden. Was aber die Anwendung des Wasserglases als Anstrich betrifft, so scheint uns die vortheilhafte Wirkung darin zu liegen, daß dasselbe bey vorsichtigem Ueberstreichen in das Holz eindringt und so nicht nur eine dünne Hülle des Holzes bildet, sondern auch das davon durchdrungene Holz nicht nur später Feuer fangend, sondern schwer verbrennlich macht.

Der letzte Abschnitt dieses ersten Bandes handelt vom Gyps. Der Verf. macht hier besonders auf die verschiedenen Methoden des Härtens aufmerksam. Unter den bekannten Härtungsmitteln ist es vor allem der Alaun, welcher in der neuern Zeit eine große Anwendung gefunden hat. Legt man nämlich eine Gypsbüste in eine Alaunlösung, so erhält sie nach Ablauf eines Monates ungefähr eine so große Härte, daß sie starke Schläge mit einem eisernen Hammer verträgt, ohne davon zertrümmert zu werden. Die chemische Erforschung des Vorganges der Gypshärtung durch Alaun ist bis jetzt noch nicht vollständig gelungen.

Die wenigen hier berührten Beyspiele werden hinreichend seyn, zu zeigen, in welcher anziehenden und lehrreichen Weise der Verf. den Gegenstand behandelt hat. Wir wünschen, daß durch Erscheinen des zweyten Bandes uns demnächst Gelegenheit gegeben werde, unseren Bericht zu vervollständigen.

Vogel jun.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 19. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde.
Die Bäreninsel.

(Fortsetzung.)

In dem vorliegenden Lehrbuche wird uns demnach nicht bloß gezeigt, wie E. de Beaumont die geognostischen Thatsachen auffaßt und behandelt, sondern auch, und zwar in sehr ausführlicher Weise, welche Ansichten er sich von ihren genetischen Verhältnissen gebildet hat. Dieß allein schon ist genügend, um unsere Aufmerksamkeit auf dieses Buch hinzulenken, da unter den jetzt lebenden französischen Geologen E. de Beaumont einer der geist- und kenntnißreichsten ist und es deßhalb höchst interessant ist, seine geologischen Ansichten im Zusammenhange kennen zu lernen. Dazu ist nun auch in dem genannten Werke die beste Gelegenheit gegeben, und indem außerdem sowohl die wichtigsten geologischen Verhältnisse als auch die hauptsächlichsten Typen des urweltlichen organischen Lebens durch eine große Anzahl der ausgezeichnetsten Holzschnitte anschaulich dargestellt sind, wüßten wir kein anderes Lehrbuch zu bezeichnen, das mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit ein Bild von der modernen Auffassung der Geologie zu liefern vermöchte als das eben genannte, und die elegante Ausstattung, welche ihm die durch ihre Solidität bekannte Vieweg'sche Verlagshandlung gegeben, gereicht ihm ebenfalls zu nicht geringer Empfehlung.

Damit will nun Ref. freylich nicht gesagt haben, als sey er mit der im Beaumont-Vogt'schen Lehrbuche gegebenen Auffassung der geognostischen Thatsachen oder gar mit der Entwicklung ihrer geologischen Theorieen einverstanden. Er weiß sich vielmehr damit in den meisten Stücken im entschiedensten Widerspruch, und dieser Widerspruch ist auch von ihm und Andern, theils gegen die ganze Grundanschauung, theils gegen einzelne ihrer Theile erhoben worden. Von dieser Opposition, die lediglich von Deutschland und Skandinavien ausgegangen ist, haben freylich die französischen und englischen Geognosten keine Notiz genommen, weil sie überhaupt von der deutschen Literatur sich zurückziehen, oder doch nur in so weit von ihr unterrichtet sind, als deren besondre Träger sich in unmittelbarem Verkehr mit ihnen halten. Von einem deutschen Bearbeiter französischer oder englischer wissenschaftlicher Erzeugnisse hat man demnach ein Recht zu verlangen, daß er in der deutschen Literatur hinlänglich bewandert sey, um die gedachten Lücken auszufüllen und dadurch der Mangelhaftigkeit seines Originals abzuhelfen.

In dieser billigen Erwartung sieht man sich aber in der Vogtschen Bearbeitung bedeutend getäuscht. Da E. de Beaumont's leçons de Géologie pratique noch nicht vollständig mitgetheilt oder doch wenigstens dem Ref. nur erst nach der ersten Abtheilung bekannt sind, so weiß er allerdings nicht, ob nicht durch Vogt in seiner deutschen Bearbeitung bereits mancherley Zusätze gemacht worden sind. Wenn aber auch dieß der Fall seyn sollte, so ist dennoch die Lücke noch groß genug geblieben, um ernstlichst gerügt zu werden, indem die ganze Opposition, wie sie von Deutschland aus gegen die dominirende geo-

logische Schule erhoben worden ist, dem deutschen Bearbeiter eben so unbekannt als seinem französischen Muster geblieben ist. Was soll man dazu sagen, wenn Vogt in der Geschichte der Geologie und der geologischen Theorien den Namen eines Mannes wie Fuchs gar nicht einmal in Erwähnung bringt. Eben so wenig ist von den Einreden, welche Schafhäutl, Keilhau, Scheerer, Ref. und Andere entweder gegen die ganze moderne Behandlung der Geologie oder doch wenigstens gegen einzelne Theile derselben erhoben haben, irgend eine Notiz genommen. Von allen den großen gewichtigen Thatsachen, welche der dominirenden geologischen Schule entgegengehalten worden sind, ist bey dem deutschen Bearbeiter so wenig die Rede, als bey den Geologen französischer und englischer Zunge. In der Geschichte der Petrefaktenkunde ist selbst Schlotheim, der doch in Deutschland den mächtigsten Impuls zum paläontologischen Studium gegeben hat, am rechten Orte gar nicht erwähnt und nur beyläufig einmal seiner Pflanzenabbildungen gedacht. So ist denn die Vogt'sche Bearbeitung der Sprache nach zwar uns angehörig, dem Charakter nach aber durchaus ausländisch.

Es kann uns hier nicht in den Sinn kommen, die von uns anderwärts schon umständlich geführte Polemik gegen die moderne geologische Schule nochmals zu wiederholen; wir wollen von letzterer nur ihre Ansichten über die Bildung der Korallenriffe und über die Zerstreuung der Findlingsblöcke in der Kürze zur Sprache bringen, weil wir hiebey einige Bemerkungen und Berichtigungen zufügen können, und uns dann schließlich dem Kapitel über die „paläontologische Entwicklungsgeschichte der Erde" zuwenden, insofern in demselben Vogt seine eigenthümlichen Ansichten vorgetragen hat.

Seit L. von Buch auf die Meinung gekommen war, den deutschen Jura als ein großes urweltliches Korallenriff zu bezeichnen, hatte die moderne geologische Schule dieselbe als ein unbezweifelbares Axiom angenommen. Wir lesen daher auch im Beaumont-Vogt'schen Lehrbuche I. S. 289 in Bezug auf den deutschen, schweizerischen und französischen Jura Folgendes:

„Der obere oder weiße Jura entspricht den Schichten vom Coral-rag an aufwärts und enthält mehrere Abtheilungen. — — Die untersten, auf dem Oxfordthone liegenden Schichten bilden abwechselnde Lager dünner weißer Kalksteine und Mergelschichten. Auf diesen Schichten liegen nun ungeheuer mächtige Schichten eines weißen compakten Kalksteines, in welchem zahllose Menge von Korallen vorkommen, so daß man nicht mit Unrecht den ganzen deutschen Jura mit einem einzigen weiten Korallenriffe verglichen hat. Diese weißen, senkrecht abgerissenen Mauern, durch deren Verwitterung die einzelnen Korallen lose werden und haufenweise die Felder bedecken, geben der schwäbischen Alp ihr eigenthümliches Ansehen. Der fränkische Jura unterscheidet sich durch eine eigenthümliche Umänderung dieser gewaltigen Korallenriffe der schwäbischen Alp, welche durchaus in Dolomit umgesetzt sind und so Massen von mehreren hundert Fuß Mächtigkeit bilden, innerhalb welcher alle Fossilien gänzlich verschwunden oder höchstens nur noch als mit Bergmilch ausgefüllte Höhlen übrig geblieben sind. Das ganze Gebirge ist dort in mannigfaltiger Art zersprengt und zerklüftet, die unter dem Dolomit liegenden unveränderten Kalksteinschichten zerworfen und erschüttert" u. s. w.

Ref. hat schon längstens dargethan, daß alle diese Angaben über den fränkischen Jura durchaus unrichtig sind. Eben so hat bereits Quenstedt den angeblich überschwenglichen Reichthum der schwäbischen Alp an Korallen auf sein rechtes Maaß zurückgeführt, indem er nachgewiesen hat, daß dieselben keineswegs allgemein auf der Alp verbreitet sind, sondern nur sporadisch und inselartig einzelne Höhenpunkte einnehmen. Die großen Korallenriffe des deutschen Juras, die sich nach Vogt (I. S. 358) durchaus in ähnlichen Verhältnissen wie diejenigen der Südsee zeigen sollen, sind demnach bloße Phantasiegebilde, die ihre Entstehung nur einer, theils oberflächlichen, theils unrichtigen Anschauung des deutschen Juragebirges verdanken.

Um die falsche Vergleichung des Juragebirges mit einem Korallenriffe endlich einmal vollständig zu widerlegen, möge hier noch der Ausspruch eines bewährten Geognosten beygebracht werden, der mehr Korallenriffe gesehen und untersucht hat als irgend ein anderer Geolog, von denen wenigstens keiner der auf dem Festlande lebenden je ein solches zu Gesicht bekommen hat. Ich meine damit den Geo-

gnosten Jukes, der als Naturforscher der Expedition des Fly, welche die Riffe des Korallenmeeres aufzunehmen hatte, beygegeben war und der dabey unter andern das größte Korallenriff der Welt, nämlich das, welches an der Ostküste Neuhollands bis nach Neuguinea hin auf eine Länge von 1100 geographischen Meilen sich erstreckt, zu untersuchen hatte. Diesem Manne wird man es nun wohl nicht bestreiten, daß er eine hinreichende Kenntniß von dem Ansehen und der Beschaffenheit eines Korallenriffs habe; er spricht aber eine ganz andere Meinung hinsichtlich der angeblichen urweltlichen Riffe aus, und zwar da, wo er einem Einwurf gegen die Darwin'sche Hypothese von der Bildung derselben zu begegnen hat:

„Der Einwurf ist, wenn die Korallenriffe wirklich die enorme Dicke haben, welche ihnen die Hypothese anweist, warum finden wir sie nicht in den ältern Formationen, wo wir doch den alten Seegrund frey in der Luft erhaben vor uns sehen? Meine Antwort auf diesen Einwurf ist, daß wir in keiner der ältern Formationen, noch, so weit ich unterrichtet bin, in irgend einer wohlbekannten Tertiärbildung riffbildende Korallen finden. Wir haben Ueberfluß an fossilen Korallen, die auf Riffen in ihren mehr geschützten Abtheilungen und innern Abhängen wachsen, oder die in den Höhlungen anderer Felsen leben oder kleine einfassende Riffe bilden, wo es keine sehr starke Brandung giebt. Aber wir haben keine fossilen Korallen, die sich in Größe, Stärke oder Gewicht durchaus vergleichen ließen mit den ungeheuern Mäandrinen, den massiven Poriten und den gewaltigen Dämmen von Asträen, welche die großen Seewälle unserer gegenwärtigen Atolls und die ansehnlichen Dammriffe zusammen setzen. Diese gigantischen Korallen zeigen sich niemals an den innern Abhängen oder den mehr zugänglichen Abtheilungen der Riffe, sondern lediglich in den Blöcken, die an ihrem äußern Rande liegen, wo sie durch heftige Stürme von der Seeseite aufgethürmt wurden. Sie scheinen nur zu der gegenwärtigen Ordnung der Dinge zu gehören und nicht in irgend einer sekundären oder ältern tertiären Periode gelebt zu haben. Die gegenwärtige Periode ist, so zu sagen, das korallenbildende Alter der Erde" (Jukes, narrat. of a surv. voyage of H. M. S. Fly I. p. 343).

Man sollte meinen, daß dieser Ausspruch eines Sachkundigen wohl geeignet seyn dürfte, nun endlich einmal die vom Ref. schon mehrmals gerügte Vorstellung von dem deutschen Jura als eines urweltlichen Korallenriffes zu beseitigen; indeß so lange L. von Buch sie nicht selbst zurücknimmt, ist wenig Hoffnung, daß die moderne Geologie es wagen wird, sich ihrer zu entschlagen. Man darf nur an die unglückliche Hypothese von der Dolomitisirung des Kalksteins denken, um deren Festhaltung, trotz aller geognostischen und chemischen Gegengründe, gleichwohl die Geologen sich fortwährend abmühen, ohne damit nur irgend einen festen Punkt zu gewinnen, wie einen solchen verfehlten Versuch erst neuerlich wieder A. von Morlot in Haidinger's naturwissenschaftl. Abhandlungen gemacht hat.

So unbedingt sonst Vogt den geologischen Ansichten Beaumont's beypflichtet, so kommt er doch bey einem Punkte, bey der Erklärung der Verbreitung der Findlingsblöcke, in entschiedenem Widerspruche mit ihm. Vogt theilt hier nämlich die Meinung seines Freundes Agassiz, daß diese Blöcke durch ungeheuere Gletscher und Eismassen, welche ganze Länder bedeckten, fortgerissen worden seyen, während Beaumont und Andere die Ursache ihrer Verstreuung in gewaltigen Schlammströmen finden wollen. Beyde Ansichten sind mit großer Heftigkeit verfochten worden; die Anhänger der Gletschertheorie aber sind in eine sehr ungünstige Stellung gerathen, seitdem sich L. von Buch gegen sie erklärt hat. In dem kleinen Schriftchen, welches wir hier zugleich mit dem Beaumont-Vogt'schen Lehrbuche aufgeführt haben, äußert er sich sogar in einer Weise, als ob die Gletschertheorie in ihrer Hauptsache bereits abgethan sey, indem er daselbst S. 5 gelegentlich seiner Behauptung, daß Gletscher nur in der ewigen Schneeregion sich bilden können, Folgendes sagt:

„Ich glaube diese von der Natur und der Erfahrung unmittelbar abgeleitete Folgerung jetzt wohl wagen zu können, ohne unberufene, wortreiche, daher inhaltsleere Widerlegungen fürchten zu dürfen, seitdem Venetz's und Charpentier's wunderbare Behauptungen über Entstehung und Fortgang der Gletscher nur noch in der Ferne gehört werden, und seitdem man sich überzeugt hat, daß Agassiz verunglückter Versuch, drey Sommer auf einem Gletscher zu wohnen, und alle dort aufgewandte Mühe und Arbeit zu Nichts anderem geführt haben, als Saussure's weise Betrachtungen und Folgerungen noch mehr zu befestigen und

zu beweisen, daß der Geist des Allgemeinblicks, der sich auf wenige, aber sichere Beobachtungen stützt, schneller und richtiger führt als alle Instrumente, die man in Masse zusammen häuft, ohne sie mit gehöriger Umsicht zu befragen. Auch das Echo, welches noch gegenwärtig von der andern Seite des atlantischen Meeres schwach herüberschallt, wird in kurzer Zeit gänzlich verschwinden."

Dieses Urtheil lautet eben nicht sehr erfreulich für die Anhänger der Gletscher-Theorie, und nachdem die Mehrzahl der Geologen unbedenklich von L. v. Buch in ihren Ansichten sich bestimmen läßt, so könnte sie allerdings bald wieder außer Kurs kommen. Ref. hat der Eis-Theorie so wenig als der Feuer-Theorie beygepflichtet und hat daher keine Veranlassung, jene in Schutz zu nehmen; indeß erscheint ihm doch das wegwerfende Urtheil L. von Buch's über Agassiz's Gletscheruntersuchungen als ein unbilliges, denn, wenn auch dadurch die Ursache der Zerstreuung der Findlingsblöcke nicht ermittelt wurde, so haben sie doch jedenfalls viele lehrreiche physikalische Thatsachen über die Gletscher zu Tage gefördert.

Zum Schlusse haben wir noch einige Bemerkungen über die „paläontologische Entwicklungsgeschichte der Erde" beyzubringen; ein Abschnitt, der, wie schon bemerkt, eine selbstständige Beygabe Vogt's zu den Vorträgen von Beaumont ausmacht.

Schon in der Vorrede zum zweyten Bande belehrt uns Vogt, daß die Zoologie gegenwärtig an einem Wendepunkte angelangt sey und daß die neue Richtung sich nothwendig in der Petrefaktenkunde reflectiren müsse.

„Unsere bisherige Zoologie beruhte namentlich auf den Ergebnissen der vergleichenden Anatomie. Sie wird sich künftig auf die vergleichende Entwicklungsgeschichte stützen, da die vergleichende Anatomie nachgerade abgenutzt wird. Davon steht freylich noch nichts in den Büchern und man wird aus diesem Grunde meiner Behauptung keinen Glauben beymessen wollen. Allein Bücher und Journale geben auch nie den Stand der Wissenschaft an, dem sie etwas langsam nachhumpeln. Die neuen Tendenzen schweben zuweilen lange in der Luft herum, wie laue Winde in den letzten Wintertagen, bis endlich das neue Leben aller Orten mit Macht hervorbricht. Nur derjenige wird davon überrascht, der den Frühling hinter dem Ofen erwartete."

Wir haben also, allem Anscheine nach, an Vogt einen neuen Reformator der Zoologie zu gewärtigen, da die vergleichende Anatomie, wie er uns erklärt, nachgerade abgenützt sey und wir mithin für selbige einen Ersatz in der Entwicklungsgeschichte suchen müssen. Leider bekennt er aber selbst, Bd. II. S. 331, daß diese Richtung der Zoologie nur erst angebahnt sey und daß die Thatsachen, auf welche sie sich stützen müsse, noch zu sparsam vorhanden wären, als daß überall die Principien durchgeführt werden könnten. Somit bleibt uns vor der Hand dennoch nichts anders übrig als der vergleichenden Anatomie wenigstens so lange noch nachzuhumpeln, bis die neuen Tendenzen nicht mehr wie laue Winde in der Luft herumschweben, sondern einen festen Boden gewonnen haben. Dann erst werden wir auch zu einem sichern Urtheil gelangen, was von diesem neuen Winde zu halten ist und in wie fern derselbe zur Erweckung eines neuen Lebens in der Zoologie geeignet seyn dürfte. Vor der Hand aber bleiben wir bey der alten Meinung, daß eine rationelle Klassification nicht ausschließlich auf die vorübergehenden niedern Entwicklungsstufen, sondern hauptsächlich und zunächst auf ihre Vollendung, den ausgebildeten Zustand, sich stützen müsse. Verräth sich im Lehrling auch schon der künftige Meister, so ist es doch nur dieser, dem im Leben Geltung zukommt. Die Sucht durch Paradoxien sich bemerklich zu machen, ist es allein, die von einer Abnützung der vergleichenden Anatomie reden kann. Sie ist nun einmal die Basis eines rationellen zoologischen Systemes und wird es auch für alle Zeiten bleiben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 20. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

I. Die Käfer Europa's, nach der Natur beschrieben von Dr. H. C. Küster. Erste Serie, Heft I — X. Mit Beiträgen von Dr. Apetz und H. Kiesenwetter. Nürnberg, Bauer und Raspe 1844 — 47.

II. Beiträge zur Insekten-Fauna Europa's von Dr. W. G. Rosenhauer. Erstes Bändchen. Mit einer Tafel Abbildungen. Erlangen, Blaesing, 1847.

Daß ein Werk von muthmaßlich so bedeutendem Umfange, wie Nro. I. zu werden verspricht, so weit gedeihen konnte, neben anderen, die sich ein beschränkteres und daher leichter zu erreichendes Ziel gesetzt haben, ist ein Beweis, daß es nicht für überflüssig oder unausführbar gehalten wird. Ueberflüssig möchte es Manchem scheinen, weil die Mehrzahl der wirklich europäischen Käferarten bereits und zwar vielfältig beschrieben ist; unausführbar, weil kaum zehn Serien oder einhundert Hefte hinreichen möchten, die Käfer-Fauna von Europa in den erweiterten Gränzen, die der Verf. derselben giebt, zu erschöpfen. Allein wenn man bedenkt, daß die Beschreibungen der länger bekannten Arten in vielen kleinen Käfer-Faunen zerstreut, auch gar häufig schon zu alt, und daher bey der neuerlichen Abtrennung so vieler verwandter Arten zu weit und unbestimmt sind, muß man es eher für einen Vortheil erachten, auch sie neben den neuen schärfer und ausführlicher gefaßt zu erhalten. Was die Ausführbarkeit des Unternehmens betrifft, so hat dieses viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich als das nach Familien bearbeitete Werk von Dejean und Boisduval (Iconographie et histoire naturelle des Coléoptères d'Europe, continuée par le Docteur Aubé), welches bereits mit den Hydrocantharen ins Stocken gerathen ist, und schwerlich fortgesetzt werden wird. Gute Beschreibungen machen Abbildungen fast entbehrlich, besonders da, wo bey feineren Artunterschieden Vergrößerungen zu Hülfe genommen werden müssen; wer die Loupe zu handhaben weiß, wird selten das Bedürfniß fühlen, ein genügend dargestelltes Gattungs- oder Art-Merkmal auch im Bilde zu sehen. Abbildungen, wie sie bey dem jetzigen Stande der Entomologie erfordert werden, vertheuern und vergrößern ein so allgemeines Werk, wie das vorliegende, über die Massen, und sind theils Monographien, theils Lokal-Faunen, für eine weitere Verbreitung auch unter Ungeübten bestimmt, zuzuweisen.

Während uns der Plan des Werkes und sein Erscheinen in einzelnen Sedez-Blättchen, wovon jedes die gedrungene Beschreibung einer Art mit Angabe der Synonymen und Nachweis der bewährtesten Abbildungen und Beschreibungen enthält, und wovon je hundert ein Heft bilden, ganz zweckmäßig erscheint, finden wir die große Ausdehnung, welche der Verf. den Gränzen der europäischen Käfer-Fauna giebt, etwas bedenklich; die außereuropäischen Länder des Mittelmeer-Beckens, die Küsten des schwarzen Meeres, Kleinasien, Syrien, Aegypten, die Berberey und Madeira mit den Canarien sollen darin inbegriffen seyn. Daß bey einer erschöpfenden Behandlung der Fauna von Südeuropa auch auf die ver-

wandten Formen der Gegengestade Rücksicht genommen werden müsse, leidet keinen Zweifel; es ist sogar so ziemlich ausgemacht, daß sich diese Faunen, durch ein Meer getrennt, einander näher verwandt sind, als es der Fall wäre, wenn sie durch ein hohes Gebirge oder durch Wüsteneyen von derselben Ausdehnung geschieden würden *); aber das Eigenthümliche der jenseitigen, welches das Gemeinsame weit überwiegt, erlaubt nicht, sie in ihrer ganzen Ausdehnung der europäischen Fauna beyzugesellen. Und gesetzt auch, man wollte die letztere über das Mittelmeer ausdehnen, wo soll dann die Gränze seyn? Man muß doch am Ende eine willkührliche annehmen; zwischen der Fauna von Unterägypten und jener von Mittel- und Oberägypten ist der Unterschied etwa so wie zwischen den Faunen der oberen und der mittleren Donau-Länder. Oder sollen nur die Küstenstriche, z. B. von Nordafrika mit hineingezogen werden? Schon diese haben viel Fremdartiges, was nimmermehr zur Fauna von Europa gerechnet werden kann; wir erinnern beyspielsweise nur an die Gattungen Graphipterus, Lampetis, Cyphonota (der Verf. hat davon schon eine Art, C. gravida, Gory. I, 9, aufgenommen), Adesmia; mit Ausnahme der letzteren, welche auch in Westasien einige Arten hat, sind diese Gattungen rein afrikanisch.

Wenn Algier, welches doch in seiner Fauna unter allen Punkten der nordafrikanischen Küste noch die meiste Aehnlichkeit mit Südeuropa zeigt, nach Dr. M. Wagner (Reisen in der Regentschaft Algier III, p. 198) unter der Zahl seiner Coleopteren schon über ein Viertheil eigenthümliche (d. h. nichteuropäische) besitzt, welche Annahme uns eher zu niedrig als zu hoch dünkt, würde durch das Hereinziehen der ganzen nordafrikanischen Küstenfauna die europäische um beyläufig 500 Arten vermehrt werden, welche sich nirgends in Europa finden; eine ähnliche Zahl fremder Arten möchte Syrien und Kleinasien liefern, so daß bey der Beendigung des Werkes etwa ein Neuntel oder Zehntel von der Gesammtsumme abzuziehen wäre. Wir finden in den drey ersten Heften schon einundzwanzig, in den übrigen jedoch nur fünf Arten, welche nach unserer Meinung ausgeschlossen seyn sollten, wenn nicht aus dem Werke, welches hienach einige Special-Faunen mehr umfassen würde, was gerade kein Schaden, doch aus der Zahl der europäischen Käfer, weil sie es nicht sind.

*) Schon die Alten erkannten, daß Binnenmeere keine scharfen Gränzen bilden, indem sie das östliche Aegypten noch zu Arabien rechneten, und Afrika erst links vom Nile anfangen ließen.

Dankenswerth finden wir das sichtliche Bestreben des Verf., schon jetzt im Beginne des Werkes nahe verwandte Arten zusammenzustellen, und einzelne Gattungen, welche in ihrem ganzen Umfange weniger bekannt sind, und aus welchen dem Verf. viel Neues zu Gebote steht, eine vorzügliche Beachtung zu widmen; um nur ein Beyspiel anzuführen, aus der Gattung Dorcadion finden wir schon fünf und dreyßig Arten abgehandelt, worunter neun neue oder noch nicht beschriebene, welche bis auf drey der europäischen Fauna angehören. Auch die Gattung Chrysomela zählt schon neununddreyßig Arten mit sieben neuen. Im Ganzen sind sechsundneunzig neue Species beschrieben, welche theils von dem Verf. auf Sardinien und in Dalmatien, theils von Dr. M. Wagner in der Berberey und in Kaukasien entdeckt worden.

Jedem Hefte werden zwey bis drey Tafeln desselben Formates mit Abbildungen von Gattungsrepräsentanten beygegeben, welche familienweise zusammengestellt sind; und über jede Serie oder zehn Hefte erscheint ein Generalverzeichniß. Wir wünschen dem verdienstlichen Werke eine rasche Folge und große Verbreitung.

(Schluß folgt.)

Lehrbuch der Geologie und Petrefaktenkunde.

Die Bäreninsel.

(Schluß.)

Ueber die mosaische Erzählung der Schöpfungsgeschichte äußert sich Vogt in derselben wegwerfenden verächtlichen Weise, wie wir es von den radikalen Aufklärungsmännern schon seit längerer Zeit gewohnt sind. Wir haben keine Lust, ihm auf diesem Gebiete zu folgen, da wir die Grundlosigkeit solcher Einwürfe in unserer „Geschichte der Urwelt," die freylich ihm ganz unbekannt geblieben ist, hinlänglich nachgewiesen haben. Nur bemerklich machen wollen wir, daß Vogt nicht einmal ordentlich den mosaischen Bericht gelesen hat, denn ihm zufolge soll die Sündfluth vor 6000 Jahren erfolgt seyn und nicht länger als 40 Tage gedauert haben. Es wäre denn doch wohl eine billige Forderung, daß man das, was man zu schmähen beabsichtigt, zuvor erst gründlich kennen lernen sollte; der Fortschritt in der Entwicklung der Aufklärung scheint jedoch jetzt so reißend schnell vor sich zu gehen, daß man sich nicht mehr dazu Zeit nimmt und blindlings hinter dem großen Haufen der Umwälzungspartey nachrennt. Wir haben guten Grund zu glauben, daß Beaumont nicht sonderlich erfreut seyn wird von dem leichtfertigen Tone, mit dem in einem Buche, das seinen Namen an der Stirne trägt, über die ältesten und ehrwürdigsten Urkunden des Menschengeschlechts abgesprochen wird.

Wie leicht es sich übrigens Vogt mit den Beweisen für seine Ansichten macht, davon wollen wir doch ein und das andere Beyspiel anführen bey seiner Erörterung der Frage, ob die Arten von einem oder mehreren Paaren abstammen. Er behauptet (Bd. II. S. 297), daß sie in vielen Individuen zu gleicher Zeit erschaffen worden seyen und daß man sich nur „in unbewußter Anwendung gewisser theologischer Ansichten" allmählig daran gewöhnt habe, die Abstammung von einem Paare anzunehmen. Letzteres glaubt er am Besten aus der Verbreitung der Bewohner des süssen Wassers widerlegen zu können. Der Hecht des Rheines sey der nämlichen Art wie der der Donau, der Seine und Loire. Eine Wanderung dieser Fische aus einem in das andere Flußbecken sey durchaus unmöglich und zu keiner Zeit möglich gewesen und eine Uebertragung der Eyer eine durchaus faktische Unmöglichkeit, weil die Hechteyer sich nicht so lange erhalten, als zu ihrem Transport aus dem einen in das andere Becken nöthig wäre. Die Hechte dieser verschiedenen Flußgebiete könnten daher unmöglich von einem Aelternpaare abstammen. — Wir würden diese Beweisführung sehr bündig gefunden haben, wenn uns nur Vogt den einzigen Punkt, daß eine Wandernng der Hechte zu keiner Zeit möglich gewesen wäre, festgestellt hätte. Nachdem uns aber die Geologen und Historiker von großen Ueberschwemmungen nicht bloß in der diluvianischen, sondern auch in der nachdiluvianischen Zeit berichten, so ist ja damit die Möglichkeit der Verbreitung der Süßwasser-Bewohner von selbst gegeben.

Doch Vogt hat noch andere Gründe in Bereitschaft, wie wir bey ihm auf S. 299 lesen können.

„Die Tradition der Arche Noäh, welche so lange Zeit die Ansichten der Naturforscher in dieser Hinsicht verwirrte, und die daraus gefolgerte Erschaffung einzelner Paare, von welchen die Individuen der jetzigen Schöpfung abstammen sollen, schmilzt bey genauerer Betrachtung zu dem lächerlichsten Unsinn zusammen. Man denke sich nur einen Augenblick die jetzige Schöpfung auf die Existenz von zwey Individuen je einer Art beschränkt. Offenbar wäre das Fortbestehen derselben unmöglich. Die reißenden Thiere, sollen sie Hunger leiden, so lange bis die ihnen zur Nahrung bestimmten Aelternpaare Junge erzeugt haben? Der Ameisenbär, welcher täglich Tausende von Ameisen verschlingen muß, um leben zu können; der Wallfisch, dessen Masse nur auf Kosten von Hunderten von Häringen (?) sich erhalten kann, sollen sie vielleicht erst entstanden seyn in weit späterer Zeit? — — Wie können die zahllosen Schwärme nordischer Polarvögel, der Lumme z. B. aus einem Paare entstanden seyn, da jedes Paar jährlich nur ein Ey legt? Man sieht, daß diese Annahme zur vollständigen Absurdität führen muß, und daß die jetzige Schöpfung eben nur in der Weise und in ähnlichen numerischen Verhältnissen entstanden seyn kann, wie sie sich jetzt darstellt. Diejenigen Arten, welche zahlreich an Individuen sind, entstanden auch in zahlreicher Menge."

Wir haben an dieser Beweisführung Mehreres auszusetzen. Zuvörderst ist es noch Niemand, der das Buch der Genesis auch nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, eingefallen, aus der Tradition der Arche Noäh die Erschaffung einzelner Paare folgern zu wollen. Noch weniger ist dieß Jemand bezüglich der Wasserthiere in den Sinn gekommen, da diese überdieß nicht einmal in die Arche eingenommen wurden. Aber auch von der Zahl der in letztere eingenommenen Art-Repräsentanten giebt Moses einen andern Bericht, als ihm hier angedichtet wird. Es heißt im Kap. 7: „von allen reinen Thieren magst du dir nehmen je sieben, Mann und Weib, und von den Thieren, welche nicht rein sind, ein Paar, Mann und sein Weib; auch vom Geflügel des Himmels je sieben, Männchen und Weibchen, um am Leben zu erhalten einen Samen auf der Fläche der ganzen Erde."

Aber wenn wir auch bey der Annahme von einem einzigen Stammpaare jeder Art stehen bleiben wollen, — eine Annahme, die wir hier übrigens weder zu vertheidigen, noch zu verneinen gedenken, — so ist dieselbe weder so lächerlich, noch so absurd, wie Vogt meint. Zum „lächerlichen Unsinn" und zur „vollständigen Absurdität" wird sie nur in der Art und Weise, wie er sie hinstellt, um sich durch ihre Widerlegung einen leichten Sieg zu erfechten. Männer, wie Linné und Prichard, haben nicht im Traume, sondern in Folge reifen Nachdenkens und umsichtigen Forschens die Behauptung aufgestellt, daß jede Art von einem einzigen Urpaare abstamme; aber freylich ist ihnen dabey nicht die Absurdität in den Sinn gekommen, daß sie die Urpaare der Raubthiere gleichzeitig mit den Urpaaren der Thiere, von denen sie sich nähren, haben erschaffen lassen. Es wäre Vogt sehr anzurathen, daß er sich zuerst mit den Schriften dieser Männer bekannt machte, um nur zu wissen, welche Argumente er gegen sie anzustreiten habe, da es doch lächerlich ist, mit Windmühlen sich herumzuschlagen.

Völlig unstichhaltig ist es auch, was er von der Unmöglichkeit einer beträchtlichen Vermehrung solcher Arten sagt, die jedesmal nur ein Junges zur Welt bringen. Wir wollen ihm bloß ein einziges Beyspiel entgegen halten. Die unzählige Menge von Rindern, welche sich jetzt in den Provinzen Paraguay und Buenos-Ayres findet, stammt von sieben andalusischen Kühen und einem Stiere ab, welche der spanische Hauptmann Johann von Salazar daselbst im Jahre 1546 einführte. Sie vermehrten sich in so außerordentlicher Weise, obwohl die Kuh bekanntlich in der Regel auch nur ein Kalb zur Welt bringt, daß von daher zu Ende des vorigen Jahrhunderts jährlich gegen eine Million Häute nach Europa versendet werden konnten. Dieselbe außerordentliche Vermehrung hat auch bey den in Südamerika eingeführten Pferden, trotz aller Nachstellungen von Menschen und Raubthieren, stattgefunden. Die Behauptung Vogt's, daß die jetzige Schöpfung eben nur in ähnlichen numerischen Verhältnissen entstanden seyn kann, wie sie sich jetzt darstellt, ist demnach ganz unrichtig, und es ist sich nur zu wundern, wie ein Zoolog auf so unhaltbare Behauptungen gerathen kann.

Wenn Vogt schon bey den Thieren die Abstammung von einem Urpaare nicht für zulässig findet, so läßt es sich erwarten, daß er sie auch für den Menschen negiren wird, obwohl übrigens das Letztere keineswegs als Consequenz des Ersteren betrachtet werden darf. Die Unterabtheilungen des Menschengeschlechts sieht er auch nicht für Rassen, sondern für Arten an.

„Es würde zu weit führen, wollten wir auseinander setzen, warum wir keine Menschenrassen annehmen, sondern der Ansicht sind, daß mehrere, wirklich verschiedene Spezies von Menschen existiren, und daß der Neger z. B. nicht derselben Art angehöre, wie der Kaukasier. Für uns ist dieß eine festgestellte Thatsache" (II. S. 374).

Für den Verf. mag eine solche Annahme allerdings eine festgestellte Thatsache seyn; uns Andern gilt sie nur als ein evidenter Irrthum, den die Wissenschaft bereits längst überwunden hat.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845 by Dr. Ludwig Leichhardt. London 1847.

Die Beschreibung der Reise unsres deutschen Landsmannes Leichhardt, welche hier vor uns liegt, erregt in jedem, für den Reiz einer solchen Unterhaltung empfänglichen Leser eine Theilnahme von ganz eigenthümlicher, seltner Art. Ein Reisender in mehr oder minder bekannte Länder und Meere, namentlich in solche, auf welche die Geschichte einer bedeutungsvollen Vorzeit ihre verklärenden Strahlen fallen lässet, vermag uns wohl auch durch treue, lebendige Beschreibung in jene Stimmung zu versetzen, in welcher er selber sich befand, wenn er mit gespannter Erwartung auf den Genuß des eignen Anschauens von einem Glanzpunkte der Erd- und Völkerkunde zum andren sich fortbewegte. Im Ganzen jedoch wissen wir dann schon im Voraus, eben so wie der Reisende, den wir im Geiste begleiten, was wir dort, wohin er uns führt, zu hoffen und zu finden haben; sein Tagwerk gleicht der ruhigen, unbestreitbaren Besitznahme eines schon von den Vätern ererbten Gutes. Eine andre Aufgabe ist jedoch die, welche ein Reisender wie Leichhardt zu lösen hat; sie läßt sich nicht mit dem friedlichen Einzug in ein schon zugesichertes Erbe des wissenschaftlichen Erkennens, sondern nur mit den mühseligen Kämpfen eines Heerführers vergleichen, welcher für sein Volk einen neuen, sowohl von ihm als von seinen Schaaren noch nie gesehenen Wohnsitz erobert. Es erfordert da jeder Schritt gegenüber den möglicher Weise nahen Hemmungen und Gefahren eine Wachsamkeit und innere Fassung, von welcher ein andrer Reisender in bekanntere Erdgegenden nur selten etwas Aehnliches erfährt; von dem Ausbleiben oder Eintreten eines unter andren Umständen unbedeutend erscheinenden Umstandes hängt das Mißlingen oder das Gelingen des erwünschten Fortganges ab; der nächste Tag, die nächste Stunde, können dem kühnen Unternehmen sein Ziel setzen. Freylich werden aber auch alle diese inneren wie äußeren Mühen reichlich durch die Freude aufgewogen, welche jeder neue Sieg über den fremden Widerstand gewährt; denn das, was der Sieger gewann, gehört nicht nur sein und seinem Hause, sondern seinem ganzen Volke und dessen fernerer Zukunft.

Ein solches unaufhörliches Hangen und Bangen zwischen Furcht und Hoffnung, Freude und Leid, beschreibt unser Reisender sehr lebendig in einer Stelle seines oben genannten Tagebuches (S. 267), wo er seine, während der 14monatlichen Wanderung durch eine, großentheils noch von keinem Europäer betretene Wildniß fast täglich wiederkehrende Beschäftigung schildert. Auf ihm, dem Unternehmer des großen Abentheuers, das er zunächst nur auf eigene Gefahr und Kosten gewagt hatte, ruhte die ganze Sorge, nicht nur für den folgenreichen Ausgang, sondern auch für die Erhaltung und Sicherheit der Gefährten, deren anfängliches Vertrauen bey der unerwartet langen Dauer und bey den großen Mühseligkeiten der Reise sich gar bald in Mißtrauen und Verdrossenheit verwandelt

hatte. So mußte denn er, und nur er allein, der Heerführer, die Bahn brechen durch die Gefahren der unbekannten Einöde und Sorge tragen, daß für die seiner Obhut anvertrauten Menschen und Lastthiere der tägliche Bedarf des Lebensunterhaltes aufgefunden und erbeutet werde. Während demnach die Andren im Schatten eines Felsens oder eines Baumes ruhten, mußte er um die Beschaffenheit des Weiterweges zu erkunden vorausreiten; in beständiger Spannung, jetzt gehoben zur freudigen Hoffnung, wenn sich am Horizont der Zug eines blauen Gebirges zeigte oder wenn ein Fluß sich einstellte, dessen Lauf eine für die Reise günstige Richtung zu nehmen schien, dann wieder entmuthigt und in seinen Erwartungen getäuscht, wenn sich nirgends an und auf den nach langem Ritt erreichten Bergen auch nur ein Trunk Wassers fand, um den vor Durst schmachtenden Reiter und sein Roß zu laben, oder wenn der aufgefundene Fluß auf einmal eine ganz andre, von der Reiseroute abweichende Richtung nahm. Der Abend kommt, die Sonne hat sich unter den Horizont gesenkt, der sorgenvolle Heerführer schaut sich noch immer nach allen Seiten um, ob nicht ein grünes Gebüsch auf die Nachbarschaft des Wassers hindeute; er folgt, so lange er es vermag, dem Flug einer Taube, die vielleicht von einem Tränkplatz kam oder ihm zueilt. Endlich überläßt er sich dem kurzen, oft unterbrochenen Schlummer; halb gelähmt von Müdigkeit wankt sein Pferd um ihn herum, indem es bald da, bald dort zu dem dürren Gras den Mund hinabbeugt und wenn es da nirgends eine Stillung seines Durstes findet, schüttelnd den Kopf wieder erhebt. Endlich ist das ersehnte Tageslicht gekommen, der Reisende besteigt sein Roß von neuem, er selbst so kraftlos und erschöpft von der vorhergehenden Tage Durst und Mühen, daß er kaum sich auf dem Sattel halten kann, sein armes Thier aber wie schlaftrunken stolpert mit seinen wunden, matten Füssen über jeden Stein, rennt fast an jeden Baum an und verwundet so die Kniee seines Reiters; es muß bald Hülfe kommen, wenn nicht beyde, der Mann und sein Thier, unterliegen sollen. Da auf einmal läßt sich der lockende Ruf der Grallina australis und das Geschrey der Kakadus vernehmen, und bald hört man auch das Gequäk der Frösche; das Roß bedarf jetzt nicht des Anspornens, es wittert die Nähe des Wassers, es beschleuniget seinen Lauf, und ein Tümpel, den die Regenzeit zurückgelassen, ein Bach oder ein Fluß ist erreicht. Alsbald wird dem Pferd Sattel und Zeug abgenommen, es wälzt sich im Wasser, aus dem es reiche Züge nahm, während der Reiter ein Feuer anmacht, den Theetopf hinansetzt und alle Vorbereitungen trifft zu einem erquickenden Mahle für sich und seine nachkommenden Leute. Da sind alle Sorgen und Mühen vergessen, das Herz ist voll von Hoffnung und Freude und der Mund geht über von Worten des Dankes gegen den, der den Wanderer in der Einöde mit allmächtiger Kraft versorgt und erhält.

Und welches Gefühl mochte erst das seyn, das den überglücklichen Reisenden erfüllte, als er weit jenseit der Bucht von Carpentaria schon am Süd-Alligator und noch mehr am Ost-Alligatorstrome auf Horden der Schwarzen traf, bey denen sich Gegenstände des Verkehres mit den Europäern und selbst einige Kenntniß der englischen Sprache fand und als nun auch mit unsäglicher Mühe die letzte saure Strecke des Weges, die bis dahin gegen die Küste einen undurchdringlichen Verhau gebildet hatte, durchdrungen war, als vom Saum des waldigen Gebirges herab das Meer, als das wohlgebaute Victoria (die englische Niederlassung bey Port Essington) und in dem Hafen die Schiffe mit englischer Flagge ihm vor Augen lagen. Und wie mochte ihm selber zu Muthe seyn, dem Sieger über so viele Noth und Gefahren, als er nach kurzer, glücklicher Fahrt an dem Wohnsitz theurer, theilnehmender Freunde, in Sidney ankam. Hier hatten diese Freunde schon seit Monaten um ihn wie um einen Todten getrauert; den zärtlich gesinnten, tief fühlenden Herrn Lynd hatte der Schmerz über den vermeintlichen Verlust zu einem Poeten gemacht; er hatte einen Grabgesang auf den tapfern lieben Deutschen gedichtet, und der nämliche Herr Nathan, der in England die ebräischen Gesänge des Lord Byron in Musik gesetzt, gab auch diesem Grabgesang eine rührende Melodie. Vielleicht war diese noch gestern Abend im Kreise der Freunde gesungen worden, da trat auf einmal der aus dem poetischen Grabe Erstandene in den Laden des Kaufmann Aldis hinein,

der den Reisenden zu seinem Unternehmen mit der edelmüthigsten Freygebigkeit unterstützt hatte. Der Kaufherr brauchte lange Zeit, um den Eintretenden zu erkennen; Leichhardt war nicht nur gebräunt von Luft und Sonne, sondern auch viel kräftiger und stärker geworden als vor seiner Reise. Endlich an Stimme und Sprache erkennt er den Todtgeglaubten, führt ihn in lautem Jubel hinaus unter die Volksmenge der Stadt, ruft jedem Begegnenden zu, das ist Leichhardt, um den wir Todtenlieder sangen, und noch ehe man das Haus des brüderlich treuen Herrn Lynd erreicht, ist schon die freudige Kunde in alle Theile der Stadt gedrungen. Zu Lynd kam sie noch nicht, auch dieser erkennt anfangs den Freund mit Mühe; herzlicher als Alle stimmt er in den lauten Jubel ein. Augenblicklich setzt sich Hr. Sylveſter an den Schreibtisch, dichtet mit jugendlichem Feuer einen Freudengesang, und Herr Nathan bringt ihn in Musik, giebt der allgemeinen Stimmung der freudigen Theilnahme eine Melodie.

Wundern wir uns nicht darüber, daß hier einem deutschen Doctor von Hohen wie von Geringen Ehren wiederfuhren, wie sie kaum ein König empfängt, der nach einem siegreichen Eroberungszug zu seiner Hauptstadt zurückkehrt. Die Entdeckung früher unbekannter, ja ungeahnter, schöner, reichbegabter Länderstrecken war eine Eroberung, welche nicht bloß einem Fürstenhaus und einem Volke, sondern allen Völkern der Erde von Wichtigkeit seyn mußte; denn Australiens fruchtbare Thäler und Hügel werden bald in den Zeiten der namentlich in Europa sich täglich steigernden Noth Tausenden von Auswanderern zur behaglichen Heimath, eine Pflanzstätte christlichen Glaubens und christlicher Gesittung werden. Nur wenig Menschenalter noch, und dem kühnen, glücklichen Vorgänger folgend werden andre Reisende in das unbekannte Innere des milden, herrlichen Welttheiles eindringen; die Sümpfe weichen der kräftig angreifenden Hand des Menschen; Kanäle und artesische Brunnen tränken die wasserlosen Ebenen; Eisenbahnen ziehen ihre Netze des lebhaften Verkehres von einer Küste zur weit entfernten andren.

Aber zwischen dem Ende des Septembers 1844, wo Leichhardt bey Jimba in die von keinem Vorgänger besuchte Einöde eintrat, bis zum 17. December 1845, wo er das Ziel seiner Reise, Port Essington erreichte, lag eine Zeit der schweren Mühen, über welche der Sieg theuer erkauft werden mußte; vernehmen wir jetzt hierüber einige Züge aus Leichhardts vor uns liegendem Tagebuche und aus seinen Briefen.

Eine Bekanntschaft mit dem jungen Engländer Herrn Nicholſon, die er an der Universität Göttingen machte, gab unserm Landsmann zuerst die Gelegenheit, in Begleitung dieses wohlvermögenden Gönners eine Reise durch mehrere Länder von Europa zu machen und später in seinem 28. Jahre (1841) den Drang, die Welt zu besehen, in längst gewünschter Weise zu befriedigen: nach Neuholland zu schiffen. Die urkräftig eigenthümliche, dem leiblichen Wohlbefinden des Europäers im hohen Maaße zusagende Natur dieses Welttheiles, mit dem noch ungelösten Räthsel seines schwer zugänglichen Inneren, hatte schon aus der Ferne her ihn mächtig angezogen; hier in der unmittelbaren Nähe wurde der Zug noch unwiderstehlicher; Leichhardt fühlte sich berufen, das Seine zur Lösung des Räthsels beyzutragen. Bis zum dritten Jahre seines Aufenthaltes hatte er die Schule der neuen Anschauungen, die sich hier ihm eröffnete, treulich und mit unermüdetem Fleiße benutzt; jene Keime des Erkennens, die er schon während seiner Studienzeit in Berlin in Ritters und Links Hörsälen empfangen, giengen einer raschen Entwicklung entgegen; die Wanderungen, welche er öfters von Moreton Bay aus tiefer landeinwärts machte, gaben ihm Muth und Hoffnung zugleich für das Unternehmen einer größeren, durch welche er wenigstens einen Theil der nordöstlichen Hälfte von Neuholland der Länderkunde aufzuschließen gedachte. Es war dieß ein Gedanke, der schon von mehreren Seiten bey den höheren Behörden in Sidney so wie in England selber in Anregung gekommen war. Die Regierung hatte dazu dem Sir Thomas Mitchell eine nicht unbedeutende Summe (1000 Pf.) zur Verfügung stellen wollen, doch war dieses Anerbieten unbenutzt geblieben, und der kühne Plan des Kapitän Sturt, von Adelaide aus quer durch den Continent bis zum entgegengesetzten Ende durchzudringen, beschäftigte

jetzt die Machthaber des Landes. Da traf unser Landsmann ganz im Stillen die Anstalt zu einem Privatunternehmen, das durch die That selber es erweisen sollte, das persönlicher Muth und Beharrlichkeit auch ohne Unterstützung der vielfach irre geleiteten und gehemmten Regierungsbehörden der Ausführung des großen Werkes gewachsen seyen, von welchem man so viel geredet, für welches man aber bis dahin so wenig gethan hatte.

(Fortsetzung folgt.)

I. Die Käfer Europa's, nach der Natur beschrieben von Dr. H. C. Küster.

II. Beiträge zur Insekten-Fauna Europa's von Dr. W. G. Rosenhauer.

(Schluß.)

Der ausführlichere Titel von Nro. II. ist: „Beschreibung von sechzig neuen Käfern aus Bayern, Tyrol und Ungarn; sowie die Käfer Tyrol's nach dem Ergebnisse von vier Reisen mit besonderer Berücksichtigung ihres Vorkommens und ihrer Verbreitung zusammengestellt." Die süddeutsche Käferfauna bietet noch sehr viel Neues, wie das vorliegende Werk und Dr. Redtenbacher's eben erscheinende Coleopteren des Erzherzogthums Oesterreich darthun. 11 Arten aus Bayern, eben so viele aus Ungarn, und 34 aus Tyrol, alle von dem Verf. und Prof. Erichson in Berlin als neu erkannt, werden hier ausführlich beschrieben; wir wollen nur die Namen der vaterländischen mit ihren Standorten mittheilen: Laricobius Erichsonii, in die Familie der Clerier gehörig, wurde von dem Verf. zuerst in Tyrol, späterhin auch bey Wunsiedel auf Lärchen entdeckt; Athous mutilatus in hohlen Kastanienbäumen bey Erlangen und Nürnberg; Malthinus dimidiatocollis bey Bamberg; Saprinus subuleti und pullus bey Erlangen; Ochthebius metallescens und Hydraena Sieboldii in einer Quelle bey Erlangen; Hypophloeus rufulus bey Windsheim; Orchesia sepicola auf Eichenholz bey Erlangen; Dircaea tenuis an dürren Zäunen bey Erlangen; Nanophyes lateralis an Weihern unter Schilf bey Erlangen. Nur wenige dieser Arten erreichen die Größe einer Linie. Da man in Süddeutschland noch nicht lange angefangen hat, die Minutien unter den Käfern sorgfältiger zu beachten, müssen wir noch vielen neuen Entdeckungen entgegen sehen; ein so glücklicher Sammler und geübter Kenner, als welchen der Verf. sich schon längst bewährt hat, wird keinen geringen Theil daran haben, und die Coleopteren-Fauna von Erlangen, welche er jetzt auf 2600 Arten schätzt, bedeutend vermehren. Tyrol hat ihm aus der umfangreichen, großentheils Süddeutschland und seinen südöstlichen Nachbarländern angehörigen Gattung Otiorhynchus 9 noch unbeschriebene Arten geliefert; die schönste Entdeckung aber ist unstreitig die neue Gattung Broscosoma aus der Familie der Harpalinen, mit einer einzigen Art, B. baldense von dem Monte Baldo in Südtyrol. Diese, so wie die ebenfalls neue Gattung Laricobius werden auf der beygegebenen Tafel bildlich erläutert, welche nebst der Beschreibung aus der von dem Verf. vor einem Jahre besonders herausgegebenen kleinen Schrift wiederabgedruckt ist. Die Beschreibungen aller neuen Species sind musterhaft.

Die Zusammenstellung der Käfer Tyrol's ergiebt bis jetzt 2137 Arten: der Verf. zweifelt nicht, daß weitere Nachforschungen das dritte Tausend voll machen werden. Vier Sommerreisen eines fleißigen Sammlers haben das Material geliefert. Vorzüglich reich bewährte sich die Umgegend von Botzen, welche, wie der Südabhang der Tyroler Alpen überhaupt, schon manche Formen aus der südeuropäischen Fauna, z. B. Capnodis, Ateuchus, aufzuweisen hat. In dem nördlichen Theile Tyrols finden wir außer einigen vorzugsweise alpinen Formen natürlich dieselbe Fauna wieder wie in Bayern diesseits der Donau.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Journal of an overland-expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845 by Dr. Ludwig Leichhardt.

(Fortsetzung.)

Gering waren die eignen Mittel, welche Leichhardt für seine Reise aufopfern konnte, auch die großmüthige Beyhülfe, welche ihm die Freunde in Sidney und Moreton-Bay zukommen ließen, war in den Augen der sogenannt Sachverständigen bey weitem nicht hinreichend, um eine Reiseexpedition ins Innere von Neuholland damit wagen zu dürfen; man gab sich alle Mühe, den tollkühnen jungen Ausländer von seinem Plane abzubringen und ihn für andre minder schwierige und dabey lohnendere Unternehmungen zu gewinnen. Er aber blieb seinem Vorsatze treu, schiffte sich mit 5 Begleitern und 13 Pferden in der Nacht vom 13. August in Sidney ein und befand sich eine Woche später in der Nähe des Ausgangspunktes seiner Entdeckungsreise, zu Brisbane. Hier gesellten sich ihm aus freyem Antriebe und nach dem Wunsch der Freunde noch vier andre Reisegefährten zu; auch die Zahl der Zug- und Lastochsen hatte sich auf 16, die der Rosse auf 17 vermehrt. So bedeutend diese Anzahl der Thiere erscheint, war sie dennoch zum Fortschaffen des unentbehrlichen Gepäckes und der Provisionen nur nothdürftig ausreichend, obgleich man an Lebensmitteln nur 1200 Pf. Mehl, 200 Pf. Zucker, 80 Pf. Thee, 20 Pf. Bouillon-Tafeln und an Munition nur 30 Pf. Pulver so wie 8 Päcke Schrote von Nro. 4 und Nro. 6 mitgenommen hatte. Zu viel war bey solcher Ausrüstung der kleinen Expedition auf das Glück der Jagd gerechnet worden; die Thiere des Waldes, so hoffte man, sollten durch ihr Fleisch einen bedeutenden Beytrag zum täglichen Unterhalt der Gesellschaft geben. Aber nur zu bald fand sich, daß die Begleiter, die doch zum Theil als gute Schützen sich hatten anwerben lassen, nichts weniger als dieses waren; die Beute ihrer Jagden fiel meist sehr sparsam aus; ihre Schüsse dienten häufig nur dazu, die Schaaren des Geflügels sowie der schnellfüssigen Thiere zu verscheuchen, nicht sie zu erlegen, und als ein fast glücklicherer Jäger denn sie erwies sich der mitgenommene Windhund. Doch erlangten wenigstens die beyden australländischen Knechte im Verlauf der Reise allmählig eine bessere Fertigkeit im Schießen, so daß sie mehr leisteten als ihre europäischen Jagdgenossen.

Ueberhaupt zeigte sich im Verlauf der Reise, daß unser Landsmann in der Wahl und Aufnahme seiner Begleiter nicht sehr glücklich gewesen war. Unter jenen fünf Gefährten, die ihm schon von Sidney aus gefolgt waren, gab es nur einen ihm treuer ergebenen, wahrhaft dienstfertigen, dieß war Herr Calvert, ein junger Mann, den Leichhardt schon auf dem Schiffe, das ihn aus England nach Sidney brachte, hatte kennen lernen; ein andrer junger Mann, H. Roger, hielt es unter seiner Würde, der Dienstmann eines deutschen Privatmannes zu seyn; er maßte sich Rechte an, nahm sich Willkührlichkeiten heraus, welche öfters störend auf den Gang des Unternehmens einwirkten. Ein

dritter Begleiter aus Sidney, John Murphy, ein 16jähriger Knabe, den unser Landsmann auf vielfache Weise, durch Privatunterricht und andre Freundschaftsbeweise sich verbunden zu haben glaubte, erwies sich später, durch Andre verführt, öfters falsch und störrig gegen seinen Wohlthäter; ein vierter, Namens Philipps, ein Verbrecher, dem im Falle seines Wohlverhaltens Begnadigung versprochen war, betrug sich zwar dem äußeren Anscheine nach unterwürfig und dienstfertig, konnte aber seines Hanges zu Diebereyen nicht mächtig werden, indem er wenigstens an den Vorräthen des getrockneten Fleisches sich vergriff; der fünfte, Henry Brown, ein Eingeborner des Landes, zu welchem in Brisbane noch ein Landsmann Charley kam, war ebenso wie dieser von unbändig roher Natur und, wo sich die Gelegenheit ergab, zu Meutereien geneigt. Der zweydeutigste jedoch von allen war ein gewisser Herr Gilbert, ein gewesener Begleiter des berühmten Ornithologen Gould, der sich der Gesellschaft in Brisbane aufdrang, ein unzuverläßiger selbstsüchtiger Mann, der die andren Gefährten beständig gegen den deutschen Anführer aufregte und welcher, wenn es ihm gelungen wäre, vielleicht alle Früchte der Entdeckungsreise sich allein würde angemaßt und zugeeignet haben *). Zwey andre in Brisbane hinzugekommene Begleiter, Herr Hodgson, ein Beamter und zugleich Freund der Botanik, nebst einem Neger aus Amerika, von denen, wenigstens von dem ersteren, Besseres zu erwarten gewesen wäre, kehrten schon in der vierten Woche der Reise wieder nach Moreton Bay zurück.

Die eigentliche Entdeckungsreise nahm ihren Anfang erst jenseit der äußersten Gränze der europäischen Colonisation, in der Gegend des Condamineflußes, der auf einem großen Theil seines Verlaufes die Sandsteinformation seiner Westseite von den basaltischen Bildungen seiner Ostseite scheidet. Schon hier wäre in den Niederungen und Ebenen ein reiches Feld für den sammelnden Naturforscher, denn es finden sich da häufig die fossilen Reste jener ausgestorbenen Thierarten, welche, zum Theil von riesenhafter Größe, in der Familie der Beutelthiere als Repräsentanten der Pachydermen der alten Welt dastunden. Mit dem häufigen Gewässer, an welchem diese Thiere, vielleicht so wie das Hippopotamus lebten, verschwanden sie zugleich aus ihren alten Wohnorten. Die Hochwaldungen jenes Districtes werden großentheils durch eine Art von Eucalyptus, der Niederwald und die Gebüsche durch mehrere Arten der Akazien gebildet; auf dem grasreichen Wiesengrund zeigen sich in vorherrschender Menge die rothblühenden Arten der australischen Hülsengewächse, sowie die gelbblühenden der Compositen. Obgleich sich die Bergkette, von welcher der Darling seinen Ursprung nimmt, hier nicht mehr denn 1800 bis 2000 Fuß über das Meer erhebt, erleiden dennoch ihre Höhen eine so auffallende Erniedrigung der Temperatur, daß sich zuweilen Eis auf denselben erzeugt. Auch in der mit Lagunen und Sümpfen erfüllten Ebene war die Kälte der Nächte, besonders die der Morgenstunden, so heiß auch die Sonne am Tage geschienen, sehr empfindlich, und dazu kamen häufige Gewitterregen, welche den schwärzlichen Boden bis tief hinab erweichten. Bey einem großen Wasserbassin, welches Leichhardt die Kents-Lagune benannte, ergaben die astronomischen Beobachtungen die Breite von 26° 42′ 30″; es zeigten sich in jener Gegend die deutlichen Spuren eines Kohlenlagers im Sandstein. Die Mannichfaltigkeit der Baumarten und überhaupt der Arten der phanerogamischen Gewächse nahm fast mit jeder Stunde Weges zu; Känguruhs von ungemeiner Größe wurden gesehen. Einer neuen Art von Dampiera, welche ganz mit blauen Blüthen bedeckt war, gab H. L. den Beynamen D. floribunda. Tauben gab es dort in solcher Menge, daß auch unsre Reisenden einige Mahlzeiten davon erhielten.

Schon in der fünften Woche der Reise, am 3. November, bemerkte der sorgfältige Führer der Expedition, daß die Vorräthe der mitgenommenen Lebensmittel in einem Maaße abgenommen hatten, das mit der kleinen Strecke des bisher meist auf lehmig morastigem Boden zurückgelegten Weges und der großen Strecke, die bis zum vorgesteckten Ziel noch zu durchwandern war, in keinem Verhältniß

*) Wir entnehmen diese Notizen aus Leichhardts vertrauten Mittheilungen in den Briefen an seinen Schwager. (Frorieps Notizen 1847 Nro. 16.)

stund. Ueberdieß waren bey dem forcirten Hindurchdringen durch einen dichten Wald die Ladungen der Lastochsen beschädigt worden und hierbey 143 Pf. Mehl verloren gegangen. Man mußte deßhalb zu einem Mittel seine Zuflucht nehmen, das sich auch später, so oft man größere Thiere der Wildniß erlegte oder einen der mitgenommenen Ochsen schlachtete, als sehr vortheilhaft erwies: das Fleisch, statt es frisch zu verzehren, in lange dünne Streifen zu schneiden und an der Sonne zu trocknen. Dieses getrocknete Fleisch, wenn es von kräftigen, wohlgenährten Thieren war, eignete sich schon ungekocht für gute Zähne und Mägen zu einem schmackhaften Gericht, in andren Fällen mußte man es 8 bis 12 Stunden kochen, um es genießbar zu machen. Selbst die Haut der Ochsen, nachdem man sie lange in Wasser geweicht, dann 12 Stunden gekocht hatte, wurde als ein gutes Gericht geachtet und verzehrt. Als in den letzten drey Monaten der Reise alle andern mitgenommenen Vorräthe der Lebensmittel aufgezehrt waren, da nährte sich die Gesellschaft nur von getrocknetem Fleisch und Wasser.

So schmerzlich den Theilnehmern der Expedition die schnelle Abnahme der Provisionen fallen mußte, brachte dieselbe dennoch nach einer andren Seite den Vortheil, daß die Pferde, statt zu der Belastung mit Gepäck, jetzt zum Reiten benutzt werden konnten, während die Mannschaft im Anfang der Reise nur abwechselnd reiten, meist aber hatte müssen zu Fuße gehen, was in solchem Klima und Lande auf die Länge hin sehr erschöpfend, ja aufreibend gewesen wäre.

Die Reisenden verließen die Ufer des Condamineflußes unter 26° 44′ südlicher Breite und hatten hiebey die Ueberzeugung gewonnen, daß sein Lauf sich viel weiter gegen Norden fortsetze, als die Karten dieses andeuten. Von mehreren kleineren Flüssen, die man schon auf der Ostseite des Condamine passirt hatte, war es mehr als wahrscheinlich, daß sie ihren Lauf nach ihm hin nahmen und zu seinem Gebiet gehörten; andre, die man auf der Westseite des Stromes ihren Lauf durch die weit ausgedehnten Ebenen nehmen sah, ließen immer noch einigen Zweifel darüber, ob sie dem Condamine oder dem Darling zuströmten.

Das anhaltende Regenwetter hatte jetzt aufgehört, die Witterung wurde heiterer und beständiger, das Fortrücken auf der eingeschlagenen Bahn der Entdeckungen war hiedurch etwas leichter. Freylich mußte man sich auch hier öftere Abweichungen von der Richtung, die nach dem vorgesetzten Ziele führen sollte, gefallen lassen, wenn sich auf einmal jenseits und neben den mit offnem Walde abwechselnden fruchtbaren Grasflächen das undurchdringbar dichte, dornige Gesträuch der Akazien einstellte, das sich zuweilen über Flächen von 20 — 30 englischen Meilen ausdehnte. Durch einen solchen Wall des Gewächsreiches fand sich am 4. November ein Durchgang, den ein von den Eingebornen entzündeter Waldbrand und der Abfluß des Regengewässers gebahnt hatte. Man trat jetzt unter 26° 4′ südl. Br. in ein andres Flußgebiet ein, dessen Hauptstrom von Leichhardt als Dawson benannt wurde und dessen Lauf anfangs gegen N.N.W. und N.W., weiterhin aber, in einer Entfernung von 70 engl. Meilen, unter 25° 36′ nach N.O. seine Richtung nahm. Nahe an diesem Punkte, bey 25° 34′ s. Br. mündet ein andres, ziemlich ansehnliches Wasser, dem Leichhardt wegen der häufig an seinem Ufer wachsenden Corypha-Palmen, den Namen des Palmbaumflußes gab, in den Dawson, und während die beyden ihre Richtung nach N.O. nehmen, findet sich nur $\frac{1}{4}$ Meile von den wasserreichen Lagunen entfernt, aus denen der Palmbaumstrom entspringt, ein andrer Fluß, dem unser Reisender den Namen des Robinson River gab, welcher unter 25° 29′ offenbar nach S.W. dem Condamineflusse zuströmt. Offene Waldungen und reiche Grasflächen bedeckten hier das allmählig ansteigende Hochland, welches zuletzt einen Centralpunkt der Erhöhungen bildet, von welchem die Wasser nach O., N.O., N. und W., so wie nach Süd ihren Abfluß nehmen. Fast hatte es hier in den letzten Tagen des Novembers den Anschein, als wäre die Expedition zu einer unübersteiglichen Schranke gekommen, an welcher sie ihr Ende nehmen müßte, denn bey den schwachen Mitteln und Kräften, welche ihr zu Gebote stunden, in einer Einöde der Gebirge, welche wenig oder nichts zum Unterhalt des Lebens gewährte, eingeschlossen von steilen Felsenwänden und Waldungen zeigte sich nirgends eine Aussicht zum Vorwärtskommen. Die

Hoffnung aber, welche in Leichhardt war und die auf gutem Grunde ruhte, wurde nicht zu Schanden; ein instinktmäßiger Zug brachte ihn auf den Gedanken, dem einen der vom Gebirg nordöstlich herabkommenden Flüsse mit unsäglicher Mühe bis zu seinen Quellen zu folgen, und gerade hier fand sich am 2. December ein bequemer Gebirgspaß, der zu der Wasserscheide führte, von welcher aus ein jenseitiger Fluß, der wegen der hier häufig wachsenden Cycas (Zamia) Palmen den Namen des Zamiastromes erhielt, seinen Lauf in einer für die Weiterreise günstigen Richtung nach Norden nahm.

Es würde, ohne den Anblick einer nach Leichhardts Angaben entworfenen Karte für die Leser dieser Anzeige nur Ermüdung, keinen wissenschaftlichen Gewinn noch Interesse bringen, wenn wir den geographischen Theil der Entdeckungen mit zu großer Ausführlichkeit auf Kosten des eigentlich erzählenden Theiles der Tagebücher unsers Landsmannes behandeln wollten; wir beschränken uns deßhalb hier auf ein bloßes namentliches Andeuten der wichtigsten Stationen und ihrer Lage, und gehen dann mit ungetheilterer Aufmerksamkeit auf jenen Theil des Inhaltes des Leichhardtischen Journales über, welcher eben so auf allgemeine Verständlichkeit als auf allgemeines Interesse Anspruch machen kann.

Ein weites, fruchtbares Flachland, in welchem Tausende der Colonisten künftig ihre Heimath finden werden, breitet sich am rechten Ufer des Zamiaflußes aus, während an seinem linken ein Gebirgszug verläuft, den der Reisende als Expedition range benannte. Die auffallendsten Höhenpunkte dieses Zuges liegen unter 24° 52′. Namentlich zwey bedeutende Flüsse, der Expedition Creek und der Erythrina Creek wurden passirt, von welchen Leichhardt vermuthet, daß sie nicht die Küste des Meeres erreichen, sondern nach kurzem Verlauf in der sandigen Ebene versiegen. Der Hochrücken des Gebirgszuges besteht aus basaltischem Gestein, seine Ausläufer sind Sandstein; jener ist mit Palmenwaldungen, diese sind mit niederm Gestrüpp bedeckt. An der nordwestlichen Seite des Hochrückens öffnet sich ein breites Thal, das an einem Bergzuge endet, den L. in Beziehung auf die festliche Zeit des Jahres, die er hier zubrachte, das Weihnachtsgebirge (Christmas range)

nennt. Nur im Dickicht des Gestrüppes, das dieses Thal bedeckte, zeigten sich noch Wasserbassins; das Bette der Flüsse, aus denen dieselben getränkt waren, lag ausgetrocknet da. Der Weg durch eines dieser wasserlosen Flußbecken führte in nordöstlicher Richtung zu einer freyen Ebene, auf der eine Gruppe von Basalthügeln, dann ein noch wasserhaltiger Fluß gesehen wurde, dem die Reisenden, weil sie am 29. Dec. 1844 hier den damals sichtbaren Kometen entdeckten, den Namen des Comet River beylegten. Dieser mündet in einen ansehnlichen, an Fischen und Muscheln reichen Strom: den Mackenzie, welcher aus W. kommt und welcher hier, unter 23° 33′ durch ein tiefes, enges Thal seinen Lauf nimmt. In dem Sandstein, welcher sein Bette durchschneidet, zeigt das Ausgehende mächtige Steinkohlenlager, welche an Güte ihrer Masse der Newcastlekohle gleich zu kommen scheinen.

Bis zu 23° 21′ folgte man dem Laufe des Mackenzie und nahm von hier am 18. Januar durch Grasflächen, von Wald und Gestrüpp umsäumt, 25 englische Meilen weit die Richtung nach N.W. Diese Gegend ist reich an Wasser, hat trefflichen Boden, vieles Wildpret und eine Fülle von Honig, den L. jenem des Hymettus vergleicht. Unter 22° 56′ s. Br. und 148° 19′ östl. Länge ward die Nachbarschaft eines Gebirgszuges erreicht, der seine auffallenden Umrisse durch den Wechsel seiner Felsarten: des Dolomits, des Sandsteines und des Basalts empfängt. Diese Gegend scheint von dem Urvolk des Landes weithin bewohnt zu seyn; der sogenannte Theebaum mit hängenden Blättern erschien hier zum ersten Mal auf dieser Reise als häufiger Begleiter der Bäche und Flüsse, deren einen, dessen Lauf durch die Sandsteinfelsen mit gähen Wänden hindurch gieng, man in nördlicher Richtung von 22° 43′ bis 22° 23′ verfolgte, bis dahin, wo sein Wasser in der sandigen Ebene versiegte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845 by Dr. Ludwig Leichhardt.

(Fortsetzung.)

In dieser, theils mit Buxus und mit einer noch unbeschriebenen Art von Gummibäumen, theils mit Gestrüpp bewachsnen Ebene fand sich am 13. Februar ein andrer Fluß, dessen Bette zwar jetzt auch trocken lag, der aber in seiner Nachbarschaft mehrere noch mit Wasser gefüllte Lagunen hatte; man folgte der Richtung dieses Flußes, den Leichhardt den Isaaks nannte, in nordwestlicher Richtung von 22° 20′ bis 21° 35′, wo derselbe entspringt. In der Richtung eines andren, dem Quellenpunkt des Isaaks nahen Flußes, der den Namen des Suttor erhielt, traf man am 17. März unter 21° 37′ auf einen kleinen See, an welchen eine Reihe von Wassertümpeln sich nahe anschloß. Bey einem aus S.O. kommenden Nebenfluße des Suttor zeigte sich Urgebirge und bald hernach auch Kalkstein, so wie eine ansehnliche Gruppe von Basaltgebirgen, aus welchen ein wasserreicher Strom, „der Burdekin," zu dem man am 2. April kam, und eine Menge kleinerer Flüsse, Bäche und Quellen ihren Ursprung nahmen. Unter 18° 48′ öffneten sich die Thäler der Urgebirgs- und der Basaltfelsen in eine weite, fruchtbare Ebene, in deren häufigen Lagunen Nymphäen wuchsen, aus deren mehlreichem Wurzelstock die dort wohnenden Schwarzen ein Hauptnahrungsmittel ziehen. Meilenbreite, herrliche Grasflächen, von Bächen durchschnitten, wechseln hier mit offnen Waldungen der edelsten Holzarten ab. Die Reisenden befanden sich jetzt gegen Ende des Maimonats auf einem Tafellande, dessen Höhe Herr Leichhardt auf 2000 bis 2800 Fuß schätzt und welches durch die Mitte der Halbinsel York sich hinzieht. Ein Fluß, der Mitchell genannt, dessen von dem Tafelland abwärts gehenden wasserreichen Bette die Reisenden von 16° 30′ bis 15° 51′ folgten, nimmt seinen Lauf durch eine gras- und waldreiche Gegend. In einem der dort häufigen, durch das Austreten des Flußes erzeugten Behältniß des stehenden Wassers fand sich ein todter Sägefisch; im Strome selber leben Alligatoren. Der weitere Weg gegen Westen und Nordwesten hin zog sich durch eine reizend schöne Landschaft, deren fruchtbarer, mit offnem Wald und Weideplätzen bedeckter, durch viele Wasserbehältnisse getränkter Boden dem künftigen Anbau überaus günstig erscheint. Die Lagunen sind voller Fische und Muscheln, welche mit dem Mehl der Nymphäen-Wurzelstöcke dem umwohnenden Volke eine reichliche Nahrung gewähren. Von jener Lagune (15° 55′), welche nach dem hier am 28. Juni von den Wilden ermordeten Reisegefährten die Gilbertslagune benannt wurde, gelangte man unter 16° 27′ an den Staaten-, unter 17° an den Van Diemensfluß; unter 17° 49′ fand sich am 20. Juli ein Fluß mit salzigem Wasser (der Yappar) und von hier aus, der Ostküste des Golfs von Carpentaria entlang, die von eingebornen Stämmen reich bevölkert scheint, traf man in den ersten drey Wochen des

August bis zum Nicholsonfluß (von 140° 45′ zu 138° 55′ östlicher Länge) auf mehrere Salzwasserflüsse, deren Breite von 150 bis 300 Yards betrug. Jenseits des nur 100 Yards breiten, sandigen Nicholson bis zum Marlowfluße (17° Br., 138° 25′ L.) wechseln die Salzwasser- mit Süßwasserflüssen ab, an deren einem (dem Calvert) am 8. September der Sandstein wieder gesehen wurde. Weiterhin bekam ein Fluß, an dessen Ufern zahlreiche Heerden des Emu (neuholländischen Straußen) auf der Weide gingen, den Namen des Emu; ein anderer, in dessen Nähe man im thonigen Boden viele 6 — 8 Fuß tiefe Brunnen gegraben fand, den Namen des Robinson. Dieser mündet in den Cykas Creek, von den vielen dort wachsenden Sagopalmen so benannt, aus deren Früchten (wie aus denen des Pandanus) die Eingebornen durch Gährung den Mehlgehalt ausscheiden und zu Kuchen verbacken. Von 16° 5′ begannen von neuem die Sandsteinzüge, die sich jenseit des Red Känguruhflußes (15° 35′) bis zum Limmenlight-River (15° 5′ Br. 135° 30′ L.) fortsetzten. Von hier aus erreichten die Reisenden in den ersten Tagen des Octobers abermals die Nähe der Meeresküste, von welcher sie sich aber bald wieder in N.W. Richtung hinwegwendeten. Unter 14° 24′ tritt der Basalt am Fuße des Sandsteingebirges hervor. Die Richtung des eingeschlagenen Weges gieng jetzt vorherrschend nach W. N.W., folgte dem Laufe eines Süßwasserflußes (des Roper) bis zu seinen Quellen (14° 40′ Br. 134° 16′ östl. L.) und zog sich weiterhin bis zu 14° 2′ Br. auf ein Tafelland hinan, das mit seinen Waldungen und Gebirgen dem Auge sehr schöne, landschaftliche Scenen darbietet. Die meisten fließenden Wasser, denen man auf jenem Tafelland begegnete, nahmen ihren Lauf in einer dem Plan der Reise ungünstigen Richtung nach O. und S.W., nur eines derselben schien sich nach W. zu verlaufen, schlug jedoch auch einige Tagreisen weiter eine Wendung nach S.W. ein. Jenseits einer nur seicht einschneidenden Thalebene stellte sich dem Fortschreiten in N.W. Linie abermals ein Tafelland entgegen, dessen Sandsteinfelsen sich mit senkrecht abgeschnittnen Wänden in den groteskesten Gestalten über den hochwüchsigen Wald erhoben, der ihren Fuß umgürtete. Ein Reisender aber in Leichhardts sorgenvoller Lage kann nur auf einzelne Augenblicke an dem Anschauen solcher Naturherrlichkeiten sich erquicken; er sah sich in einem Gewirre der Felsenklüfte befangen, die gegen die Ebene hin in fast senkrecht steilen 500 bis 800 Fuß hohen Abstürzen endigen, welche namentlich in der Regenzeit einer Menge von Wasserfällen zum Rinnsal dienen mögen. Nur mit unsäglicher Mühe gelang es in der zweyten Hälfte des Nov. durch eine der Klüfte den Hinabweg zu einem Bassin zu finden, in welchem alle Abflüsse jenes Hochlandes sich vereinen und in einem gemeinsamen Kanal dem Südalligatorfluße zuströmen. Erst später erkannte unser Reisender, daß er höchst wahrscheinlich all diese Schwierigkeiten hätte vermeiden können, wenn er von dem Quellpunkt des Roper, einem andren, dort nahen Fluße nach Süden gefolgt wäre, weil dieser ihn zu dem oberen Flußthal des S.Alligator geführt hätte. Zum ersten Mal seit dem Monat März sahen die Reisenden hier am 14. Nov. wieder einen eigentlichen Gewitterregen, der sich übrigens nicht im Flußthal, sondern über demselben im Tafelland entlud. Man folgte jetzt dem Laufe des Süd-Alligator bis dahin, wo sein Wasser, in der Nähe des Meeres, in der weiten, baumlosen Ebene salzig wird, wendete sich dann gen Norden zum Ost-Alligator. Auf dem Wege zu diesem, den Leichardt in nördlicher Richtung einschlug, zeigten sich ganze Reihen von Eisensteinfelsen, hin und wieder Granit, in dessen Nähe gewöhnlich trinkbares Wasser war. Am Ost-Alligator mußte man von 12° 8′ bis 12° 23′ seinen Windungen folgend, hinanziehen, um einen Durchgang durch denselben zu finden. Auf den Lagunen, die seinen obern Lauf begleiten, wie auf dem Strome selber zeigten sich so unzählige, dicht gedrängte Schaaren von wilden Gänsen, daß Leichhardt vorschlägt, den Ost-Alligator, der ohnehin keine Alligatoren, sondern Krokodile enthält, seinen Namen in den unschuldiger lautenden des Gänseflußes umzutauschen. Das Thal, durch welches der obere Lauf des Stromes sich hinzieht, ist mit allen Reizen geschmückt, welche ein tropisch mildes Klima, ein unvergleichlich fruchtbarer, mit Wasser reichlich versehener Boden und eine harmonisch schöne Zusammenstellung von Thal und Gebirge der Landschaft verleihen

können. Jenseit des „Gänseflußes“ nach Norden sich wendend erreichte die Expedition am 17. December das ersehnte Ziel ihrer Entdeckungsreise, Port Essington und den nachbarlich angränzenden Ort der Ruhe und der Erquickung: die englische Niederlassung Victoria.

Nachdem wir hier in kurzen Zügen die Linie bezeichnet haben, auf welcher sich Leichhardts Entdeckungsreise von ihrem Ausgangspunkte in Moretonbay bis nach Port Essington, durch mannichfache Krümmungen in einer Ausdehnung von 3000 englischen Meilen hinüberbewegte, wenden wir uns jetzt ausschließender von den Entdeckungen zu ihrem Entdecker selber, indem wir das beschreiben, was dieser auf seiner Wanderung quer durch einen großentheils unbekannten Welttheil in Leid und Freud erlebt und erfahren hat.

Wir gaben oben nur eine kurze Schilderung von den Schicksalen unsers Reisenden und seiner Begleiter in den ersten Wochen der Entdeckungsreise. Diese hatte mit dem ersten Frühlingsmonat der südlichen Halbkugel, durch deren warme temperirte und heiße Zone der Weg führte (mit dem October), begonnen und war deßhalb anfangs in die Zeit der anhaltendsten Regengüsse jenes Landstriches gefallen. Bey Tag wie bey Nacht mit nassem Gewand unter einem meist mit Wolken bedeckten Himmel, auf morastigem Boden, bald neben Sümpfen, bald durch dichtes Dornengebüsch dahin zu wandern, dieß schon allein ist eine bedeutende Aufgabe für einen männlich freudigen Muth. Aber zu der leicht sich einstellenden Unlust kam auch noch die Last des sauren Tagwerkes, deren schwerster Theil auf unsers geduldigen Landsmannes Schultern lag. Mehr noch als der täglich sich steigernde Mangel gab der Besitz und seine Erhaltung vom Morgen bis zum Abend große Mühen und Sorgen. Der zweyrädrige Karren, den man zur Fortschaffung des Gepäckes in Brisbane angekauft und mitgenommen hatte, war gleich am ersten Tage zerbrochen; man mußte die Last vertheilen auf den Rücken der Ochsen und Pferde, und wenn nun endlich am Morgen nach einem mehrstündigen Bemühen das Belasten der unbändigen, wild um sich stoßenden Thiere vollendet war, dann fieng erst der zweyte Akt der Mühen: der des Fortbringens dieser störrigen Thiere an. Denn selbst mit dem eisernen Ring in ihrer Nase konnten dieselben nur mühsam gelenkt und zum Vorwärtsgehen gezwungen werden, da der natürliche Zug ihres Instinktes nur rückwärts, zur Heimath gerichtet war. Und wenn dann beym Hindurchziehen durch einen Wald oder durch Gebüsch das Gepäck oben in den Zweigen an ein Hornissen- oder Wespennest stieß und die streitbaren, geflügelten Bewohner desselben zornig auf das arme Lastthier sich warfen, das bereits an seinem wund gedrückten Rücken Schmerzen genug zu leiden hatte, dann gerieth dieses in solche Wuth, daß es den Händen seiner Führer sich entriß, und zum großen Nachtheil des Gepäckes in den dichten Wald hineinrannte oder in das Wasser einer Lagune sich hinabstürzte. Und wenn man dann den kräftig mit den Hörnern so wie selbst mit den ausschlagenden Hinterfüßen sich zur Wehre setzenden Flüchtling wieder eingefangen, das zerstreute Gepäck gesammelt und neu aufgeladen hatte, wenn endlich am Abend ein Ruheort gefunden war, dann galt es ein beständiges Wachen und Hüten der auf der Weide gehenden Stiere, weil diese gewöhnlich im unaufhaltsamen Lauf zu den früheren Lagerplätzen (in der Richtung zu ihrer Heimath) zurückkehrten, so daß man ihnen am andern Morgen oft viele Stunden lang nachsetzen und sie mühsam wieder zusammentreiben mußte. Selbst die Pferde nahmen öfters an dieser rückgängigen Bewegung Theil und mußten einmal (am 6. Dec.) aus einer Entfernung von 20 englischen Meilen wieder herbeygeführt werden. Und dennoch waren nicht allein die Provisionen, welche diese Thiere auf ihrem Rücken, sondern jene, welche sie in ihrem Fleische an sich trugen, für die Ausführung des Unternehmens von höchster Bedeutung. Bey der über alle Erwartung langen Dauer der Reise mußte zuletzt das Fleisch, ja wie oben erwähnt selbst das Fell der Ochsen, und einige Male auch der verunglückten (durch einen Beinbruch unbrauchbar gewordenen, oder von den Wilden getödteten) Pferde den Hauptbestandtheil der Provisionen bilden. Ueberdieß waren namentlich die Ochsen noch durch eine andre Eigenschaft höchst schätzenswerthe Genossen der Reisenden, indem sie diesen öfters statt einer militäri-

schen Begleitung und Schildwache gegen die eingebornen Wilden dienten, gegen welche sie ihre Antipathie durch wüthendes Anrennen und Stoßen mit den Hörnern kund gaben, und von denen, welche niemals dergleichen Thiere gesehen hatten, sowohl sie als die Pferde so gefürchtet wurden, daß sie alle, Männer wie Frauen, Alte wie Junge heulend und schreiend davon liefen, wenn sie solche vermeintliche „große Hunde“ erblickten. Gilberts Tod und die schwere Verwundung des Herrn Calvert bey einem nachher zu erwähnenden nächtlichen Ueberfall der Schwarzen bezeugt es, daß eine solche thierische Schildwache und Schreckensmacht in den Gegenden, durch welche der Weg führte, keineswegs etwas Ueberflüßiges und Unbedeutendes war. Mit Recht behandelte deßhalb unser ohnehin mildherziger Landsmann seine Ochsen mit einer Sorgfalt und möglichst großen Schonung, wie sie guten Reisegenossen gebührt und der letzte der hörnertragenden Gefährten kam noch lebend nach Port Essington, und wurde dort der wohlverdienten Verpflegung der Freunde bis an sein Ende anvertraut.

Größer als über die Rettung dieses Stieres, aus so manchen Gefahren, würde noch die Freude unsers Reisenden gewesen seyn, wenn es ihm gelungen wäre, einen der treuen Hunde, die er mit sich genommen, vor allen den unvergleichlichen „Spring,“ einen Känguruh-Fänger, lebend mit sich bis zum Ziel der Wanderung zu bringen und ihn bis zu seinem Tode zu verpflegen. Denn diese, namentlich „Spring,“ hatten sich um die Verköstigung und Erhaltung ihrer Herren größere Verdienste erworben als zehn Pächter sammt ihren Landbauern in England um die Versorgung des Haushaltes ihrer Gutsherrschaft. Wie manchen neuholländischen Strauß (Emu), wie viele Känguruhs und Känguruhratten hatte namentlich der unermüdete Spring erhascht und zur Tafel geliefert, wenn die Schützen nach manchem vergeblichen Schuß mit leerer Hand oder mit etlichen magern Tauben von ihrer Jagd zurückkehrten. Der Tod dieses armen Thieres, das alle Gefährten seines Geschlechtes bis nahe zu dem Ende der Reise überlebt hatte, wurde zuletzt durch Durst herbeygeführt, als es wahrscheinlich auf einer seiner Jagden

sich verspätet hatte, so daß die Labung des Wassers, davon man für Spring immer eine gefüllte Kalabasse bey sich führte, und auch das Bad in der am Abend aufgefundenen Lagune zu spät kamen.

Fast eben so viel Geduld und Mühe als die Behandlung und Leitung der Stiere erforderte die der beyden schwarzen Australländer: des Harry Brown und des in Brisbane hinzugekommenen Charley. Denn obgleich die Namen, welche sie bey der Taufe empfiengen, an christlich europäische Civilisation erinnern, hatten dennoch beyde hierin nur einen schwachen Anfang gemacht; die alte, wilde Natur war unter der äußern Dressur, die man ihnen in den Mauern der Stadt gegeben, nicht erstorben; sie lebte draußen in der Wildniß in ihrer ganzen Stärke wieder auf und es schien, als ob Charley und Brown weniger jetzt nach dem Beyspiel der gesitteten Europäer, mit denen sie reisten, als nach dem der Ochsen sich bilden und benehmen wollten. Gleich diesen brummten sie und betrugen sich störrig bey jedem Anlaß, der sie zur Unzufriedenheit reizte, liefen bey Gelegenheit davon und kamen, wenn es ihnen beliebte. Solche Naturen können allerdings durch Geduld und liebevolle Milde, wenn beyde aus rechtem, gutem Grunde kommen, für eine fernere Zukunft umgestaltet und zum Besseren gelenkt werden, aber für die Gegenwart des Tages bedarf ihre thierische Art, wenn sie sich der Ordnung und Zucht unterwerfen soll, einer Strenge und solcher Züchtigungen, damit man andre thierische Naturen bändigt. Gleich vom Anfang der Reise an hatten sie dem ruhig sanften Leichhardt häufigen Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben, seine Geduld schon auf manche harte Probe gesetzt, doch hatte sie der Hunger, so lange der Weg durch Gegenden führte, in denen zur Stillung desselben wenig oder nichts zu finden war, immer wieder, wie den Ochsen zur Krippe, so zu den Lagerplätzen und Proviantvorräthen ihres Herrn zurückgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845 by Dr. Ludwig Leichhardt.

(Fortsetzung.)

Als aber diese Vorräthe immer geringer, die Portionen, die man davon vertheilte, immer kleiner wurden, und als man nun in der ersten Hälfte des Februars in eine Gegend kam, wo die Fülle des wilden Bienenhoniges hin und wieder aus den Bäumen floß, und wo es Känguruhratten so wie andre barbarische Delikatessen dieser Art in Menge gab, da ließen die beyden Australländer sich nicht mehr in Ordnung halten. Unter deutlichen Bezeugungen ihres Unwillens und ihrer Widerspenstigkeit, murrend über den Mangel an Wasser, daran sie mit H. Leichhardt zugleich in der vorhergehenden Nacht gelitten hatten, verließen sie diesen, der sie gestern zum Recognosciren des Landes mit sich genommen hatte, am 11. Febr. plötzlich, mitten in dem Labyrinth der Hügel und Gebüsche, und machten sich mit dem Proviant, den sie in Verwahrung hatten, davon. Allerdings trieb sie die den Australländern eigenthümliche Furchtsamkeit, die sie in der einsamen Wildniß, so viele hundert Meilen von ihrer Heimath anwandelte, schon am andern Tage wieder zur Gesellschaft zurück und ihr schüchternes Benehmen, so wie das Geschenk von Honig, das sie dem Herrn mit sich brachten, verrieth deutlich die Angst, mit welcher sie die wohlverdiente Züchtigung erwarteten; diese indeß wurde ihnen von Leichhardt, welcher so eben an den Folgen eines Stoßes, den er von einem der Ochsen erlitten, sehr leidend war, erlassen und sie kamen mit einem bloßen Verweis durch. Dem Charley, dem wildesten der beyden Halbwilden, mochte das Anhören eines solchen Verweises als ein sehr wohlfeiler Preis für das hohe Vergnügen des Herumlaufens erscheinen, er machte sich am 19. Februar des Morgens von neuem auf und davon und kam erst spät wieder. Da schalt ihn H. Leichhardt aus und fügte, was im Anblick eines gestern geschlachteten Ochsen von großer Wirksamkeit war, die Drohung hinzu, daß er ihm, wenn er ferner sich so benähme, nichts mehr zu essen geben wolle. Da polterte der rohe Bursche eine Menge zorniger Worte heraus und drohte unter andern, daß er dem Herrn „den Rachen stopfen" wolle. Und als jetzt Leichhardt auf ihn zutrat, um ihn aus dem Lager hinauszuweisen, da gab ihm Charley einen so heftigen Schlag auf den Mund, daß er ihm zwey untere Zähne einbrach. Allerdings kamen jetzt auch die andern Reisegefährten hinzu und Charley, für den eine gute Tracht Schläge das dienlichste gewesen wäre, wurde fortgejagt; während er jedoch gieng, rief ihm sein schwarzer Landsmann die tröstliche Versicherung zu: er werde ihn oft, wenigstens bey Nacht besuchen. Als man diesem, wie ganz natürlich, solche Besuche verbot und ihm im Fall seines Ungehorsams mit seiner Verabschiedung drohte, lief er trotzig ohne Abschied seinem Landsmanne nach, kam jedoch schon am Abend des nächsten Tages, welcher ungewöhnlich heiß war, ganz

erschöpft und reumüthig zum Lager zurück und sowohl er als einen Tag später Charley wurde wieder in Gnaden angenommen.

Obgleich die große Nachgiebigkeit unsers Landsmannes gegen jene beyden zweybeinigen Bestien zunächst nur in der Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit seines Herzens ihren Grund hätte, war es doch nicht zu läugnen, daß dieselben für die Expedition sich von wesentlichem Nutzen erwiesen. Zwar durfte man nicht im entferntesten daran denken, daß man diese Australländer, etwa so wie die nordamerikanischen Wilden, zu Wegweisern hätte brauchen können, denn der eine hatte seine Heimath auf einer fast entgegengesetzten Seite von Australien und Charley war zwar von Port Moreton aus einige Tagreisen weit in der Richtung, welche die Expedition nahm, landeinwärts gekommen, dort aber hörte auch alle seine Landeskunde auf, und diese Schwarzen der südlichen Halbkugel scheinen so wenig von dem instinktartigen Ortssinn der Rothhäute der nördlichen Halbkugel zu besitzen, daß sie schwerlich schon auf dem ersten Viertel des Weges sich wieder an den Anfangspunkt desselben zurückgefunden hätten, sondern rathlos, wie im Wald verirrte Kinder gewesen wären. Auch ihre Function als Dollmetscher zwischen den Europäern und den Eingebornen reichte nur bis zu einer gewissen, kaum bis zur Carpentaria-Bay gehenden Gränze aus, denn schon vorher hatte man, obgleich selten Gelegenheit, mit den immer scheu vor den Ochsen und Pferden sammt ihren Reitern hinweg fliehenden Schwarzen aus solchen Stämmen zusammen zu treffen, welche eine Sprache redeten, die den schwarzen Begleitern bis auf wenig Worte, dahin vielleicht das Wort Yarrai (Wasser) gehörte, völlig unverständlich war. Dennoch, wir wiederholen es, waren die beyden Australmänner für die Expedition von bedeutendem Nutzen, denn obgleich sie, so lange etwas Eßbares da war, seyen es auch nur gekochte Rinderfelle gewesen, für fünf Mann aßen, so daß eines Tages zum Frühstück 20, zum Mittag- und Abendessen 31 wilde Enten und Wildgänse von der nur noch aus sieben bestehenden Mannschaft bis auf einige kleine Ueberbleibsel verzehrt wurden, konnten sie dennoch, wenn sie wollten, auch für fünf Mann arbeiten. Mit den Ochsen konnte keiner aus der Gesellschaft so gut zu rechte kommen als die solchen thierischen Naturen vielleicht durch innere Verwandtschaft näher stehenden beyden Schwarzen; keiner, außer Leichhardt, den eine innere geistige Springfeder in beständiger Bewegung erhielt, konnte die Wechsel des Klimas, die schnellen Uebergänge von tropischer Hitze in den Mittagsstunden und die empfindliche nordische Kühle der Nächte, so wie, wenn sie nur nicht zu Fuße gehen, sondern reiten durften, die Anstrengungen der Reise so gut aushalten als jene beyden, welche deßhalb unser Landsmann auch gewöhnlich mit sich nahm, wenn er aufs Recognosciren des Landes voraus ritt. Während die andren alle unter Zelten auf ihren Matratzen schliefen, bettete sich Leichhardt mit seinen beyden Schwarzen im Freyen unter das Zelt des Himmels auf das dürre Gras oder auf abgehauene Zweige hin. Und zuletzt wurden die beyden Wilden gegen den gutherzigen Herrn auch so zahm und so treu ihm zugethan, daß er bey seiner Rückkehr ihnen, vergessend all der früheren Ausbrüche ihrer wilden Natur, ein Zeugniß geben konnte, auf welches jeder von ihnen eine Belohnung des Gouvernements von 25 Pfund (300 fl.) erhielt.

Es könnte noch eine andre Eigenschaft der beyden Schwarzen zu ihrem Ruhme hervorgehoben werden, wodurch sie den andren Theilnehmern der Expedition sich nützlich machten; dieß war jener instinctartige Zug, der sie zu dem Auffinden aller in ihrem heimathlichen Lande gedeihenden eßbaren Dinge hin leitete. Douville bediente sich auf seiner Reise durch die waldigen Einöden des innern Afrikas des zahmen Affen als eines Vorkosters und Speisemeisters, denn alle die Wurzeln oder Früchte, welche der Affe, nachdem er daran gerochen, von sich warf, waren mit Recht als verdächtige, auch der menschlichen Natur unzuträgliche zu betrachten, jene aber, welche den Appetit der Affen reizten, durfte man ohne Nachtheil zu befürchten genießen. So fanden auch die beyden Australländer, welche immer bey starkem Appetit waren, fast allenthalben Dinge auf, die, wenn auch nicht den Appetit der Europäer reizen, doch ihren Hunger stillen konnten, und nächst

dem vorhin erwähnten treuen Känguruhhunde Spring brachte doch kein andrer Reisegefährte so viele Beute für die Tafel ins Lager als sie beyde, selbst nach jenem Abzug, den sie öfters in stillschweigender Abrechnung auf ihren Antheil schon vorhin genommen hatten.

Die Jagden, welche man in diesem Theil von Australand zu Lande und im Wasser, auf Bäumen und auf ebenem Boden, mit Flinten, Netzen und mit der Hand machen konnte, zeichneten sich zwar keinesweges, einzelne Ausnahmen abgerechnet, durch eine große Menge der erbeuteten Thiere, wohl aber durch eine bedeutende Mannichfaltigkeit ihrer Arten aus. Als Wildpret von erstem Range stehen da die Känguruhs und neuholländischen Straußen oben an. Von den ersteren sahe man, wenn sie aufrecht saßen, Stücke von der riesenhaften Höhe von 9 Fuß und wenn auch solche Kapitalthiere nur von fern gesehen, nicht erlegt wurden, so geriethen doch andre, von immerhin sehr ansehnlicher Größe in die Hände der Jäger. Das verfolgte Känguruh pflegt sich, wenn kein tödtlicher Schuß es traf, in einen Fluß oder in ein Wasserbehältniß zu retten, wo es aufrecht sitzend mit seinen Vorderfüssen und hornigen Klauen so nachdrücklich sich wehrt, daß ihm, wie auch Leichhardt an einem seiner mitgenommenen Hunde erfuhr, selbst die kräftigsten Hunde unterliegen müssen. Der ruhmwürdige Spring hatte eine Menge Narben aus den Kämpfen mit Känguruhs davon getragen. Das Fleisch dieses Wildprets gehört übrigens nicht zu den schlechteren Sorten, es mag an Geschmack und nährender Kraft die Mitte halten zwischen dem Fleisch eines Ziegenbockes und eines Schafes.

Besser noch als das Fleisch, namentlich der älteren Känguruhs, sagt dem Geschmack der Europäer jenes der Emus oder australländischen Straußen zu, welches, namentlich von jüngern Thieren, jenem unserer Trappen oder selbst der ungemästeten Welschhühner gleich zu schätzen ist. Wo jedoch diese Gegenstände der hohen Jagd, die nur selten zu haben waren, mangelten, da ließ sich doch wenigstens mit der niederen Jagd hin und wieder ein gutes Geschäft machen, zu welcher die kleineren Arten aus der Familie der Känguruhs, namentlich der Walabee (Macropus nalabatus), die Arten des Beutelbachses (Perameles), des Kuskus (Phalangista vulpina u. a., welche Leichhardt nach Philipps Vorgang als Opossum benennt), der Beutelratte (Hypsiprymnus), so wie mehrere mit Flatterhäuten versehene, sogenannte fliegende Beutelthiere (Petaurus), davon Leichhardt namentlich des fliegenden Fuchses erwähnt, gezählt werden müssen. Aus der Klasse der Vögel gehörten zu jener Jagd des zweyten Ranges vor allem die vielen Wasservögel vom Geschlecht der Gänse und Enten, dann die Papageyen, Tauben und trappenartigen Vögel. Ja selbst die Eidechsenarten wurden, so oft man ihrer habhaft werden konnte, nicht zu gering für den Genuß geachtet, indem man sich daran erinnerte, daß der Leguan, dessen Fleisch in den wärmeren Ländern von Amerika für eine Delikatesse gehalten wird, doch auch nur zu der Familie der Eidechsen gehöre. Am reichlichsten war jedoch die Tafel unserer Reisenden dann mit guten Gerichten besetzt, wenn man an eines jener Wasserbehältnisse kam, darinnen die wohlschmeckendsten Fische in einer fast nie gesehenen Menge herumschwammen. Von all diesen Dingen und von vielen andern dem europäischen Geschmack weniger zusagenden Gerichten brachten die beyden Schwarzen allerdings das Meiste herbey, verzehrten aber auch selber das Meiste davon.

Indem wir hier nur im Allgemeinen der Thierwelt gedachten, welche unserem Landsmann auf seiner Reise durch das Innere von Australien begegnete, fügen wir nur noch die Bemerkung hinzu, daß dieser Erdtheil auch deßhalb als ein glücklicherer, friedlicherer zu preisen ist, weil, so viel man weiß, kein einziges dem Menschen gefährliches größeres Raubthier des Landes in ihm lebt. Es giebt da weder Tiger noch Löwen, oder irgend eine andre Art des blutdürstigen Katzengeschlechtes; keine Bären, noch Wölfe, noch Hyänen, denn der sogenannte Beutelhund (Thylacinus cynocephalus), der nur selten am Tage seine Höhlen verläßt und dann langsam, wie vom Lichte geblendet herumschleicht, wagt sich höchstens an ein verirrtes Schaf der Heerde, begnügt sich meist nur mit kleineren Thieren, dem Anblick des Menschen und seiner Jagdhunde entflieht

er so eilig, als in seiner Unbeholfenheit er es kann. Auch von giftigen Schlangen fanden unsre Reisenden wenige oder keine Spuren, denn es bleibt immer ungewiß, ob der plötzliche Tod des einen ihrer Pferde, das Murphy zu reiten pflegte und welches man mit aufgetriebenem Leib an einem Tränkplatz liegen fand, von dem Biß einer giftigen Schlange oder vom Genuß eines schädlichen Gewächses bewirkt worden sey. Uebrigens traf man dennoch auf dem Weg der Reise einige Male mit Amphibien zusammen, welche, wo nicht Gefahr, doch Schrecken bringen konnten, denn in den Flüssen jenseits des Golfs von Carpentaria gab es Alligatoren und Krokodile von mächtiger Größe.

Mehr als durch die Schrecknisse der größeren Thierwelt wurden die Reisenden und ihre thierischen Begleiter von den Plagen der kleineren beunruhigt, wie wir dieß schon von den Wespen und Hornissen erwähnten. Dazu kamen noch die Ameisen und Termiten, deren Bisse oft im höchsten Grad empfindlich, und deren gefräßige Schaaren für die Vorräthe der Lebensmittel sehr nachtheilig waren. Stechfliegen und Musquitos machten ihre Angriffe gewöhnlich nur am Tage, pflegten sich in den kühlen Stunden der Nacht zurückzuziehen.

Die beyden Schwarzen, so sahen wir, brachten ihren europäischen Gefährten von Allem, das läuft und schwimmt, kriecht und fliegt, der Gewohnheit ihrer Landsleute folgend, Vorräthe auf die Tafel und wir finden in Leichhardts Reisejournal niemals eines Falles erwähnt, wo sich der Genuß eines thierischen Nahrungsstoffes, selbst von der anstößigsten Form, als schädlich erwiesen hätte. In Beziehung jedoch auf die Genießbarkeit der Gegenstände aus dem Pflanzenreich tappten die Schwarzen so wie ihre weißen Gefährten in einem Dunkel, wo sie mit jenem der Erfahrung zugleich der leitende Faden des Instinktes verließ. Man versuchte, als der Mangel ein sehr fühlbarer geworden war, bald diese, bald jene Früchte, Saamen und Blätter der Gewächse von einladender Form und hatte bey dieser Gelegenheit Dinge ergriffen, die statt wohlbehaglicher Sättigung ein länger anhaltendes Uebelbefinden erregten.

Mehr noch als selbst das Mehl und alle andre Provisionen aus dem Pflanzenreich, rühmt auch unser Landsmann, wie so viele Reisende in unwirthlichen Ländern, rücksichtlich seiner die Lebenskräfte stärkenden und aufrecht erhaltenden Eigenschaften den Thee, und für diesen unschätzbaren Stoff hätte man, als sein Vorrath endlich erschöpft war, am liebsten ein Surrogat gefunden, suchte jedoch unter den Strauchgewächsen und Kräutern von Australien vergeblich nach einem solchen.

In der That es war ein schmerzlich fühlbarer Eingriff in die tägliche Lebensordnung und Diät, als auf einmal der Genuß jenes unersetzlichen Getränkes unseren Reisenden versagt war. So lange es Thee gab vermißte man die Freuden eines europäischen Mahles nur wenig; die Theebüchse vertrat unsrem genügsamen Landsmann nicht nur die Stelle eines Kellers, gefüllt mit herzerfreuendem Weine, sondern auch die einer Apotheke, denn ein Trunk dieser Art goß ein Gefühl von Leichtigkeit und Stärkung durch die fast zur Ohnmacht entkräfteten Glieder, heiterte den Kopf auf, löste die Zunge zu fröhlichem Gespräche, half, besser denn alles Gewürz unsrer Küchen, auch die wenigst zusagenden Gerichte verdauen, stillte das Kopfweh und Leibweh, half gegen alle die körperlichen Uebel, die den Reisenden zustießen. Wie auf Parrys Nordpolar-Expedition die Stunden, in denen sich die schwer angestrengte Mannschaft um den dampfenden Theekessel versammelte die Zeit eines glückseligen Vergessens aller Mühen des Tages, aller Sorgen für die Zukunft und einer freudigen Aufregung des Herzens waren, wie dann die alten Matrosen ihre Abentheuer zu Wasser und zu Lande erzählten, die ausgestandenen Gefahren, noch lieber aber die lustigen Streiche und fröhlichen Ergötzlichkeiten, den Ueberfluß an allerhand guten Dingen in Ost- und Westindien beschrieben, wie dann auch die Offiziere in die Unterhaltung einstimmten, so erfuhren auch Leichhardt und seine Begleiter bey solcher Gelegenheit etwas Aehnliches.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Journal of an overland expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845 by Dr. Ludwig Leichhardt.

(Fortsetzung.)

Wenn man, wie dieß doch sehr oft geschah, so glücklich gewesen war, einen Ruheort unter schattigen Bäumen, an einem fließenden oder stehenden Wasser zu finden, der auch in anderer Art zum Nachtlager geschickt war, wenn man dann den abgetriebenen Thieren die Last abgenommen, und sie auf die Weide entlassen, das Feuer entzündet und den Thee aufgegoßen hatte, von welchem Jeder seinen Theil bekam, dann nahm erst die gute Zeit des Tages ihren Anfang. Man wurde gesprächig, fühlte sich wie neugeboren und während, so lange noch Mehl vorhanden war, das Gebackene bereitet, die etwa vom Jagdglück bescherte Fleischspeise geröstet oder gekocht wurde, gieng H. Gilbert mit seiner Flinte auf die Jagd seltner Vögel aus, Leichhardt schrieb an seinem Tagebuche und bald fand man sich wieder zum traulichen Gespräch bey der Suppe der zum zweytenmal angebrühten Theeblätter und bey den andren Gerichten zusammen. H. Gilbert erzählte von seinen interessanten Reisen, H. Calvert belustigte die Gesellschaft mit dem Erzählen von allerhand Schwänken, der Knabe Murphy überließ sich seiner öfters ausgelassenen Munterkeit, die beyden Schwarzen, namentlich Charley, sangen ihre einfach rührenden Tonweisen.

In Beziehung auf des Leibes Nahrung und Nothdurft waren freylich Parrys Gefährten besser daran als Leichhardt und seine Begleiter. Wenn jene, die ihre Reise in einer Zone machten, da im Sommer die Sonne niemals untergeht, nicht am Abend, sondern am Morgen, mit ihrem Schlittenboote Halt machten, um nach der Mühe der Nacht ihrem Leibe die nöthige Pflege und Ruhe zu geben, da legten sie die Kleider ab, die sie auf dem Wege getragen und zogen andre, warme und bequeme an; zu ihrem starken Thee gab es nicht nur Zucker, mit welchem unsre Reisenden im Australlande nur auf kurze Zeit versorgt gewesen waren, sondern Rum oder Arrak von der besten Sorte, dazu Pemmikan und das trefflichste geräucherte Rindfleisch, Schiffszwieback und andre Gerichte, welche den Nahrungsstoff in concentrirtester Fülle enthielten. Man rauchte da seinen Tabak in aller Ruhe oder kaute denselben in der verzuckerten Form von Virginia; an Wassermangel war nie zu denken, denn das Eis, über dessen Inseln und schwimmende Massen die Reise hingieng, hätte, wenn man es über dem Kohlenfeuer aufthaute, ein ganzes Heer mit Roß und Mann zu tränken vermocht. Dagegen waren die Landreisenden durch Australien froh und dankbar gegen Gott, wenn sie, zuweilen nach einem mehrtägigen Hinschmachten vor Durst nur wieder einmal Wasser für sich und ihre Thiere fanden, denn wenn sie nur dieses hatten, dann entbehrten sie leicht das Mehl, dessen Vorräthe so bald erschöpft waren, noch leichter den Zucker und selbst das Salz, ohne dessen Würze sie Monate lang ihr an der Sonne gedörrtes Fleisch oder die thierischen Häute, die Fische und Eidechsen genießen mußten.

Deßhalb mußte es auch, wie schon erwähnt,

vor allem Leichhardts tägliche Sorge seyn, nur das unentbehrlichste Element der Lebenserhaltung, das Wasser, für den weitern Fortgang des Weges aufzufinden und wenn die andern alle der Ruhe sich hingaben, ritt er noch allein oder in Begleitung seiner beyden Schwarzen auf Kundschaft nach Wasser aus.

Bey dieser Gelegenheit erwähnen wir einer Beobachtung, welche unser Landsmann an seinen Lastochsen und Pferden, in Beziehung auf das Wittern des Wassers machte. Reisende in andern heißen, dürren Gegenden reden öfters von der Naturgabe solcher Thiere das Wasser auch aus ziemlicher Ferne zu wittern. Wenigstens an Leichhardts Stieren zeigte sich auch nicht die mindeste Spur einer solchen Gabe, nicht der Sinn des Geruches, sondern nur der oft getäuschte Sinn des Gesichtes zog sie, wenn sie vor Durst schmachteten, bald nach diesem, bald nach jenem feucht erscheinenden und dennoch wasserlosen Punkte hin; man hatte vielleicht an einem Orte Halt gemacht, der, ohne daß man es ahnete, nur wenig hundert Schritte von einem stehenden oder laufenden Wasser entfernt war und die Stiere, anstatt an den nahen, ersehnten Tränkplatz hinzueilen, kehrten um nach einem weit entfernten, früheren Tränkplatz oder liefen seitwärts in der Irre herum, nach Stillung ihres Durstes suchend.

Um jedoch noch einmal zu dem Vergleich einer Nordpolar-Expedition, mit einer solchen, wie die Leichhardtsche war, zurückzukehren, führen wir hier auch die Vorzüge an, welche diese vor jener hatte. Die Seefahrer, welche meist nur mit den Bootsschlitten, die sie mit eignen Armen über das Eis ziehen mußten, ihrem, für die physische Erdkunde interessanten Ziele entgegenzogen, sahen vom Morgen bis zum Abend nichts Anders vor sich und neben wie hinter sich als Eis und Schnee, über sich den so oft von Nebel getrübten Himmel; eine vorüberfliegende Schneegans, eine Gruppe der über einander geschobenen Eistafeln, das waren Gegenstände, welche in dem beständigen Einerley ihres Taglaufes für lange Zeit Epoche machten; statt der wärmenden Kraft der von oben kommenden Sonnenstrahlen mußte man zu der von unten kommenden, wärmenden Kraft des Arraks seine Zuflucht nehmen; das Ohr vernahm hier, in einer ununterbrochnen Stille der Mitternacht, nichts als das Pickern oder den Pendelschlag der mitgenommenen Uhren und den befreundeten Ton der Menschenstimme. Wie ganz anders war dieß auf Leichhardts Reise durch Gegenden, denen nur die Hand und Pflege der Menschen fehlt, um sie in ein Paradies der Erde umzuschaffen. Ehe sich noch das müde Auge dem anbrechenden Morgenlicht erschloß, wurde schon das Ohr geweckt durch die muntren, einem lauten Lachen gleichenden Töne des Jackasvogels, der deßhalb in jenem Lande der Lachende heißt. Bald wurde, mit dem fröhlich lachenden auch die Schaar der andern Vögel wieder munter, von der Höhe der Bäume ließ der schreyende Ruf der Kakadus und der andern Papageyen, aus dem Gebüsch und dem Rohr der gluckende Laut des Gluckvogels und die schnarrende Stimme der Wasservögel sich vernehmen. Das Auge ist jetzt dem Schauen des Neuen und immer wieder Neuen, das Herz der freudigen Hoffnung aufgethan, daß der, welcher gestern und ehegestern dem Leben gab, was es bedurfte, auch heute und morgen seine Nothdurft ihm bescheren werde. Die Lust der Augen, die der Hochwald, die das Gebüsch und die reichgrünende Aue darbieten, wird zugleich zu einer Lust des hoffenden Herzens; hier darf nur der Mensch die ganz nahe bey einander liegenden, sich ergänzenden Gegensätze, die von Wasser überfluthenden Lagunen und das ungewässerte Wiesenland durch Kanäle und Gräben verbinden, dem Bach, der sich hinabstürzt aufs Gestein einen andern Lauf anweisen und es entstehen fruchttragende Felder statt der versengten Grasflächen, Weinberge und Oelbaumpflanzungen statt des stachligen Gebüsches. Wie ein Mann, der einen großen Schatz im Felde entdeckt, zu dessen Fortschaffen ihm in diesem Augenblick die Mittel fehlen, dennoch freudig weiter geht, weil er weiß, daß in Kurzem der Schatz ein Gut der Seinen werden kann, so zog Leichhardt fröhlich seines Weges über Länderstrecken, die er im Geist für ein künftiges Zeitalter in Besitz nahm.

Dennoch trug er diese Freuden der Hoffnung für eine fernere Zukunft so wie die Sorgen für den nächsten Tag fast allein und ungetheilt auf seinem Herzen. Die Gefährten waren fast immer voll

Zweifel und Verzweiflung an dem Gelingen eines Unternehmens, das doch zuletzt nur von einem Privatmann ausgieng und keinen sichren Lohn versprach; an ihn machte man die Forderung für Unterhalt und bequemes Fortkommen zu sorgen; er stund so verlassen unter jenen da, als wäre er allein in einer Wüste. Die Stimmung, welche aus dieser einsamen Stellung hervorgieng, hatte, im weitern Verlauf der Reise, auf sein, nach freundlich zutraulicher Mittheilung sehnendes Gemüth einen Einfluß, der ihm, wie den durstenden Wandrer in der Wüste das Bild der vaterländischen Ströme und Quellen, in seinen Träumen wenigstens die Bilder der vormaligen, geselligen Freuden vor die Seele führte. Während der ersten Zeit der Reise hatte ihn der Traum in die zuletzt verlassenen Kreise der Freunde und Bekannten zurückgeführt; er befand sich im Geist in Brisbane oder in Sydney. Etwas später traten ihm im Traum die dem Raume wie der Zeit nach schon etwas ferner abliegenden Scenen seines Aufenthaltes und seiner Reisen in England, Frankreich und Italien vor die Seele. Noch weiterhin da nahm die Phantasie zu dem Werk ihrer nächtlichen Dichtung den Stoff aus den Universitätsjahren des Träumers, ja sie gieng Schritt vor Schritt mit ihren Recapitulationen bis zu den früheren Lebensverhältnissen im Hause der Aeltern, bis zu den ersten, zum Theil unter Furcht und Schrecken in den Elementarschulen zugebrachten Zeiten zurück, wobey abwechslend auch dem Träumer es vorkam, als ob er seinem Schulmeister statt von ihm zu lernen, einen Bericht gäbe von seinen Reisen und von den wahrscheinlich großen Folgen seiner Entdeckungen. Etwas Aehnliches von dem, was hier unserm Reisenden nur im Traum wiederfuhr, hat man an hochbetagten Personen während ihres Wachens beobachtet, wenn ihnen bey abnehmender Fassungskraft der äußren und innren Sinne, die wirkliche Gegenwart in immer weitre Ferne zurücktrat, wenn sie mitten in der lebenden Umgebung immer abgeschiedner und vereinsamter da standen.

Und doch fehlte es auch in der Einöde nicht an ganz besondren festlichen Vergnügungen. Ein solches Fest für Leichhardt und seine Begleiter war namentlich der 24. Mai, der Geburtstag der jugendlichen Königin von England. Man brachte diesen Tag am oberen Laufe des Lyndflußes zwischen Felsen des Urgebirges und vereinzelten Baumgruppen zu und das Mahl, an welchem die verarmte Reisegesellschaft heute sich ergötzte, schmeckte derselben besser als vielen der reichen Bewohner von London das heutige, kostbare Festessen mit Schildkrötensuppen, obgleich es nur aus einem Gebacknen bestund, das aus 4 Pfund Mehl mit Rinderfett gemischt bereitet war, wozu für jeden Mann ein Pott Thee kam, der sogar durch Zucker versüßt war, wovon man zu solchem Zweck so wie für zustoßende Unpäßlichkeit einige Pfunde noch aufgespart hatte.

Selbst mit den eingebornen Schwarzen gab es hin und wieder Gelegenheit zu einem geselligen Verkehr, der einige Abwechslung in das, wenn auch schöne, dennoch eintönige Leben der Entdeckungsreise brachte. Man durfte das als ein vortheilhaftes Zeichen für die günstige Beschaffenheit des Landes zur künftigen Colonisation betrachten, daß sich fast allenthalben auf dem Wege Spuren einer einheimischen Bevölkerung fanden, obgleich das arme, furchtsame Volk der Schwarzen, besonders in den Gegenden, welche etwas näher an die Besitzungen der europäischen Colonisten gränzten, mithin namentlich am Anfang der Reise nur selten sich sehen ließ, sondern die furchtbaren Fremdlinge immer nur aus verborgnen Schlupfwinkeln und aus der Ferne beobachtete. Doch überraschte man mehrmalen, wenn man etwa um etwas des Zurückgebliebenen zu holen, zu einem Lagerplatz umkehrte, ganze Schaaren der Australländer, welche den Stationsplatz gleich Ameisen, die über einen hingeworfenen Knochen herfallen, durchspürten. Auch war eine der ersten nachbarlichen Handlungen, welche das Volk der Klüfte und Einöden an den Reisenden verübte, keine freundliche zu nennen: es war die tödtliche Verletzung eines der grasenden Pferde durch einen Speer. Dennoch traf man weiterhin auch mit solchen Schwarzen zusammen, die sich zutraulich den Fremden, wenn diese von den Rossen abgestiegen auf ihren eignen Beinen stunden, naheten, mit ihnen Tausche eingiengen, ihnen über Fundorte des Wassers, über den Lauf und Ursprung der Flüsse durch leicht verständliche Zeichen Auskunft gaben und ihnen allerhand Eßbares brachten. Ihre beyden Landsleute, namentlich Charley, hatten sich

mancher Beweise von Gastfreundlichkeit und Freygebigkeit von ihnen zu erfreuen, dennoch mochte der wilde Charley nicht unter solchen noch wildern Stammgenossen zurückbleiben. Nach all diesen friedlicheren Begegnungen fiel unsren Reisenden um so schmerzlicher ein andrer Vorfall, welcher ihnen die Eingebornen von einer ungleich schlimmern, gefahrdrohendern Seite kennen lehrte als bisher. Sie hatten im Verlauf des Juny jenen Gebirgsrücken überschritten, welcher die Halbinsel York in ihrer Mitte durchsetzt und waren in jenes ebene Land eingetreten, das sich, von mehreren Flüssen durchströmt, an die östlichen Küsten des Golfs von Carpentaria hinabzieht. Je weiter sie in dieser Richtung vorwärts kamen, desto öfter und mehr ließ sie der nach allen Seiten aufsteigende Rauch der Feuerstätten auf die starke Bevölkerung des Landes schließen, desto häufiger traf man auf Lagerstätten der Schwarzen, deren Bewohner weiter gezogen oder geflohen waren. Schon am 27. Juny wurden etliche von diesen bey dem Vorhaben einen Stier hinwegzutreiben überrascht, und als man hieran sie hinderte, hatten sie versucht sich zur Wehre zu stellen. Am 28. hatte man das Lager noch bey guter Tageszeit an einem seichten Wasserbehältniß aufgeschlagen. Brown, der australländische Gefährte hatte zehn Stück Wasservögel geschossen, deren Fleisch eine gute Mahlzeit gab, dieses und die freudige Hoffnung bald ans Meer zu kommen, welche durch die am Boden liegenden Bruchstücke einiger Seemuscheln erregt wurde, versetzte die kleine Gesellschaft in die heiterste Stimmung, welcher namentlich H. Gilbert sich hingab, indem er, von Brown in diesem Geschäft unterrichtet, mit Murphy Palmenblätter zur Fertigung eines Hutes zusammenflocht. Gegen 7 Uhr des Abends begaben sich Alle zur Ruhe, H. Calvert und Roper in ihr Zelt, Gilbert und Murphy in ein andres, auch Philipps, wie gewöhnlich entfernt von den Gefährten, in das seinige; nur Leichhardt, wie er dieß immer that, hatte sich im Freyen, nahe bey der Feuerstätte auf den Boden, neben seine beyden Schwarzen hingestreckt. Er war hier schon in Schlummer versunken, da erweckte ihn ein lautes Geschrey um Hülfe und zu gleicher Zeit flogen zwey Speere nahe bey ihm nach der Feuerstätte hin. Die Wilden hatten einen nächtlichen Angriff gemacht und da sie wahrscheinlich die in Zelten Schlafenden für die vornehmeren Häupter der Gesellschaft hielten, hatten sie vorzüglich auf diese ihren Anfall gerichtet. Brown und Charley schrieen nach Zündhütchen und feuerten, sobald ihnen Leichhardt diese gegeben, ihre Gewehre unter den dichten Haufen der Schwarzen ab, welche alsbald die Flucht ergriffen. Man eilte jetzt zu den so unversehens Ueberfallenen hin, fand die Herren Calvert und Roper aus vielen Wunden blutend, welche die Speere und abgeschossenen Pfeile der Wilden ihnen gemacht und überdieß durch Streiche der Streitkolben so verletzt, daß sie fast bewegungslos da lagen; H. Gilbert war in dem Augenblick, wo er aus dem Zelte hervortrat, von einem Speer so tödtlich verwundet worden, daß er wenige Minuten nachher entseelt niedersank; sein Schlafgefährte, der Knabe Murphy, hatte sich hinter einen Baum gerettet und von dort seine Flinte mit gutem Erfolg, noch ehe Charley und Brown dieß konnten, auf einen der Feinde abgefeuert.

Es war dieß die schwerste Nacht der ganzen Reise; eine Nacht der Todesschrecken und der Schauer. In jedem Augenblick erwartete man einen neuen, noch wüthenderen Angriff der Wilden; um sich nicht zur sicheren Zielscheibe ihrer Geschosse zu machen, löschte man die Feuer aus; keiner wagte sich in sein Zelt, man blieb mit den Flinten in der Hand die ganze Nacht auf der Wache stehen. Das ohnehin schon große Ungemach dieser Nacht wurde noch dadurch vermehrt, daß ein starker Wind aus Süden wehete, so kalt, daß sein Hauch Mark und Bein durchdrang, denn die Mitte des Winters der südlichen Halbkugel ließ sich, so heiß auch hier im Tropenlande die Tage waren, wenigstens bey Nacht durch kühle Winde verspüren und die Kleidung unserer Reisenden war so leicht und schon jetzt in einem solchen Zustand, daß sie der Luft überall Zugang verstattete.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Abulghasi Bahadür Chan, Historia Mongolorum et Tatarorum, nunc primum tatarice edita. Casani 1825.

F. Néve, Essai sur le mythe des Ribhavas premier vestige de l'apothéose dans le Véda. Paris 1847.

Will. Cureton, Book of religious and philosophical sects by Muhammad Al-Shahrastanni. Part II. Lond. 1846.

E. v. Baerst, Die Pyrenäen. Th. 1. 2. Breslau 1847.

J. Clark Ross, A Voyage of Discovery and research in the southern and antarctic regions during the years 1839—1843. Vol. 1. 2. London 1847.

J. K. Bruckner, Das Haardtgebirge und seine Umgebungen. Neust. 1847.

J. Beete Jukes, Narrative of the surveying voyage of H. M. S. Fly, in Torres strait, New Guinea and other islands of the eastern Archipelago during the years 1842 — 1846. Vol. 1. 2. London 1847.

Fr. Gerstäcker, Echo aus den Urwäldern oder Skizzen transatlantischen Lebens. Leipzig 1847.

P. Gaimard, Voyages de la commission scientifique du Nord en Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feröe pendant les années 1838 — 1840. Partie historique. Atlas Livr. 31 — 48. Relation du voyage par X. Marmier. T. II. Schluß. Par. 1847.

A. Dupetit-Thouars, Voyage autour du Monde, sur la frégate La Venus, pendant les années 1836 — 1839. Atlas d'histoire naturelle. Zoologie. Livr. 6 — 16. Ende. Par. 1847. Botanique. Atlas. Livr. 2 — 6. Ende. Par. 1847.

J. Dumont D'Urville, Voyage au Pole Sud et dans l'Océanie, sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté pendant les années 1837 — 1840. Atlas. Historique. Livr. 36 — 40. Schluß. Par. 1847. Atlas d'histoire naturelle. Zoologie par M. Hombron et Jacquinot. Livr. 16 — 23. Histoire du voyage. Vol. 10. Schluß. Par. 1847. Atlas. Minéralogie et Géologie. Livr. 1 — 3 et dernière. Par. 1846.

A. L. v. Rochau, Reiseleben in Südfrankreich und Spanien. Bd. 1. 2. Stuttg. 1847.

J. M. Craigher, Erinnerungen aus dem Orient. Triest 1847.

Dr. A. Koch, Reise durch einen Theil der vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1844 — 1846. Dresden. 1847.

J. Ch. C. Hofmann, Aegyptische und israelitische Zeitrechnung. Nördlingen 1847.

Ott. F. H. Schönhuth, Das Ordensbuch der Brüder vom deutschen Hause St. Marien zu Jerusalem zum erstenmal in der ältesten Abfassung nach einer Pergamenturkunde des 13. Jahrhunderts. Heilbronn 1847.

H. Wallon, De l'esclavage dans les colonies pour servir d'introduction à l'histoire de l'esclavage dans l'antiquité. Par. 1847.

P. L. Macé, Des lois agraires chez les Romains. Par. 1846.

Ed. Gerhard, Etruskische Spiegel. Heft 9 — 24. Berlin 1824.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1846. Roma 1846.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 18. Roma 1846.

J. Loewenstern, Exposé des éléments constitutifs du système de la troisième écriture cunéiforme de Persépolis. Par. 1847.

Giul. Quintino, Delle monete dell' imperatore Giustiniano II. ragionamento. Torino 1845.

A. M. Fraehn, Moneti chanon ulussa Dschutschijewa ili solotoi ordi. St. Petersb. 1832.

Aug. H. Fraehn, Recensio XLIII numorum arabicorum quorum major pars in agro Dorpatensi reperta est. Dorpat 1838.

F. de Saulcy, Numismatique des Croisades. Par. 1847.

Dr. W. J. L. Bode, Das ältere Münzwesen der Staaten und Städte Niedersachsens. Braunschweig 1847.

J. C. C. Hoffmeister, Hessische Münzkunde. Cassel 1847.

Dr. J. W. Löbell, Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Leipz. 1847.

A. Blanc, Histoire des conspirations et des exécutions politiques. Vol. 1 — 4. Par. 1847.

J. Michelet, Introduction à l'histoire universelle. 3. édit. Par. 1843.

Bishop Thirlwall, The history of Greece. Vol. I — III. Lond. 1845.

Dr. Fr. Hofmann, Der römische Senat zur Zeit der Republik. Berlin 1847.

Hamilt. Gray, The history of Etruria. P. II. Lond. 1844.

A. M. Poinsignon, Quid praecipue apud Romanos adusque Diocletiani tempora Illyricum fuerit. Par. 1846.

Ch. Dezobry, Rome au siècle d'Auguste. Vol. 1. 2. 3. Par. 1846.

A. Bianchi-Giovini, Storia dei Longobardi. Fasc. I. Milano 1846.

Fr. Cusani, La Dalmazia, le isole Jonie e la Grecia (visitate nel 1840). Vol. 1. 2. Milano 1846.

Fr. Wilh. Graf von Bismark, Aufzeichnungen. Karlsruhe 1847.

W. H. Maxwell, Peninsular sketches. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

C. Troja, Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII ad DCCLXXIV con osservazioni e note storiche. Vol. I. Neapel 1846.

N. Montella, Descrizione storico-artistica del Bello della città di Napoli nell' anno 1844. Fasc. 1. Neapel 1845.

Archivio storico italiano. Disp. 25. Sommario della storia di Lucca dall' anno 1004 all' anno 1700 compilato su documenti contemporanei di Girol. Tommasi. Firenze 1847.

Al. Fino, Storia di Crema. Vol. 1. 2. Crema 1844 — 1845.

P. Colletta, Storia della Campagna d'Italia del 1815. Torino 1847.

Ces. Balbo, Della storia d'Italia fino all' anno 1814. Torino 1846.

Amad. Thierry, Histoire de la Gaule sous l'administration Romaine. Vol. III. Par. 1847.

D. Urquhart, The statesmen of France and English Alliance. Lond. 1847.

E. de la Bedollierre, Histoire des moeurs et de la vie privée des Français. Vol. I. Par. 1847.

Collection générale des documens français qui se trouvent en Angleterre, recueillis et publiés par J. Delpit. T. I. Archives de la mairie de Londres, du duché de Lancastre, de la bibliothèque des avocats et de l'Echiquier. Paris 1847.

J. Alex. Germain, Histoire d'Argentan et de ses environs. Livr. 2. Alençon 1847.

G. de Burdin, Documents historiques sur la province de Gévaudan. Vol. 2. Par. 1847.

L. Bergevin et A. Dupré, Histoire de Blois. Vol. II. Blois 1847.

Alph. Esquiros, Histoire des Montagnards. T. I. Par. 1847.

Almanach royal et national pour l'an 1847. Paris 1847.

A. Carro, Santerre, général de la république française; sa vie politique et privée. Par. 1847.

A. F. Ozanam, Les Germains avant le christianisme. Recherches sur les origines, les traditions, les institutions des peuples germaniques et sur leur établissement dans l'empire romain. Par. 1847.

Verhandlungen der Germanisten zu Frankfurt a/M. am 24 — 26. Septbr. 1846. Frankf. 1847.

Dr. A. H. Rein, Die Namen Salier und Salische Franken als Bezeichnung eines Frankenstammes. Crefeld 1847.

Dr. G. Grünewald, Die deutschen Auswanderungen. Frankf. 1847.

F. H. Neddermeyer, Zur Statistik und Topographie der Freyen- und Hanseſtadt Hamburg. Th. 1. 2. Hamburg 1847.

F. Boll, Geſchichte des Landes Stargard bis zum J. 1471. Th. 1. Neuſtrelitz 1847.

M. X. Boyer, Rodolphe de Habsbourg ou l'Alsace au XIII. siècle. Colmar 1847.

J. A. Frhr. v. Brandis, Die Geſchichte der Landeshauptleute von Tyrol. Heft 1. Innsbruck 1847.

Ch. Richardson, Memoirs of the private life and opinions of Louisa, queen of Prussia. London 1847.

A. v. Lengerke, Entwurf einer Agricultur-Statiſtik des Preußiſchen Staates nach den Zuſtänden in den Jahren 1842 und 1843. Berlin 1847.

A. T. Kruſe, Einige Bruchſtücke aus der Geſchichte der Stadt Stralſund. Erſtes Buch. Mit den Urkunden des Stralſunder Friedens von 1369 und 1370. Stralſund 1846.

Dr. C. Bluntſchli, Geſchichte der Republik Zürich. Bd. II. Abth. 1. Die Zeiten Waldmanns bis zur Reformation. Zürich 1847.

— —, Geſchichte des Schweizeriſchen Bundesrechtes von den erſten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart. Lief. 2. Zürich 1847.

Beyträge zur Geſchichte und Literatur vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Herausg. von Dr. H. Kurz und Weiſſenbach. Bd. I. 2. 3. Aarau 1847.

Th. Mügge, Die Schweiz und ihre Zuſtände. Reiſe-Erinnerungen. Bd. 1 — 3. Hannover 1847.

J. B. A. M. Jobard, Exposition de l'industrie. T. I. Belge 1847.

W. T. Thornton, Overpopulation and its remedy. Lond. 1846.

H. Murray, An historical and descriptive account of British America. Vol. 1 — 3. Edinb. 1839.

J. R. M'Culloch, A descriptive and statistical account of the British Empire. Lond. 1847.

La spedizione di Carlo Odoardo Stuart negli anni 1743 — 46, descritta Latinamente nel 1751 dal Gesuita Giulio Cordara e ora fatta Italiana da Ant. Gusalli. Milano 1845.

J. Browne, A history of the Highlands and of the Highland Clans. Vol. I — IV. Glasgow 1843.

C. P. Meehan, The confederation of Kilkenny. Dublin 1846.

Th. Mac Nevin, The history of the volunteers of 1782. Dublin 1846.

Th. Mac Nevin, The confiscation of Ulster in the reign of James the first commonly called the Ulster Plantation. Dublin 1846.

N. French, The historical Works. Vol. 1. 2. Dublin 1846.

M. F. Goldschmidt, Histoire politique de Guillaume III. Par. 1847.

Vic. de Beaumont Vassy, Les Suedois depuis Charles XII. jusqu'à Oscar I. Par. 1847.

J. H. Schnitzler, Histoire intime de la Russie sous les empereurs Alexandre et Nicolas et particulièrement pendant la crise de 1825. Vol. 1. 1. Par. 1847.

Report of the Committee on street damages to the county board 1845. Philadelphia.

P. E. Strzelecki, Physical description of New South Wales and Van Diemens Land. Lond. 1845.

M. Vivien de Saint-Martin, Recherches sur les populations primitives et les plus anciennes traditions du Caucase. Par. 1847.

A sketch of Assam with some account of the hill tribes. Lond. 1847.

J. M. Phillipo, Jamaica. Lond. 1843.

Th. Taylor Meadows, Desultory notes on the government and people of China. Lond. 1847.

G. Lewis, Impressions of America and the American churches. Lond. 1845.

J. Macgregor, The progress of America from the discovery by Columbus to the year 1846. Vol. 1. 2. Lond. 1846.

Fr. Gerſtäcker, Miſſiſſipibilder. Bd. 1. Dresden 1847.

Th. Benazet, Question d'Orient. Par. 1836.

Dr. S. Müller, Bijdragen tot de kennis van Sumatra. Leiden 1846.

Mich. Doheny, The history of the American revolution. Dublin 1846.

W. H. Prescott, History of the conquest of Peru with a preliminary view of the civilization of the Incas. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Dr. L. Herzfeld, Geſchichte des Volkes Israel von der Zerſtörung des erſten Tempels bis zur Einſetzung des Makkabäers Schimon zum hohen Prieſter und Fürſten. Braunſchweig 1847.

Will. Jones, Memoir of Rowland Hill. London 1845.

S. Taylor Coleridge, Biographia literaria or biographical sketches of my literary life and opinions. 2. edit. Vol. I. II. Lond. 1847.

Calv. Colton, The life and times of Henry Clay. Vol. 1. 2. New York 1846.

M. F. Freifr. von Dalberg. Aus dem Leben einer deutſchen Fürſtin. Carlsruhe 1847.

E. Bouton, Esquisse biographique et bibliographique sur Claude Lejeune, natif de Valenciennes, surnommé le Phenix des musiciens. Valenciennes 1846.

M. Capefigue, Les Diplomates et hommes d'état Européen. T. III. Par. 1847.

C. Frhr. v. Smola, Leben des Feldmarſchalls Grafen Heinrich Bellegarde. Wien 1847.

Vie, travaux et doctrine scientifique d'Etienne Geoffroy Saint-Hilaire. Par. 1847.

J. Mitchel, The life and times of Aodh O'Neill, prince of Ulster, called by the English, Kugh, Earl of Tyrone. Dublin 1846.

Dr. J. F. Payen, Documents inédits ou peu connus sur Montaigne. Par. 1847.

C. P. Meehan, The Geraldines, Earls of Desmond and the persecution of the Irish Catholics. Dublin 1847.

Th. Davis, The life of the right hon. J. P. Curran. Dublin 1846.

Galileo Galilei, Le opere. T. VI. Firenze 1847.

Dr. A. Poppe, Ebene Trigonometrie in Anwendung auf Diſtanz- und Höhenmeſſung. Frankf. 1847.

A. Popow, Arithmetika na mongolokom jasike. Kasan 1837.

P. Urdant, Theoretiſch praktiſche Abhandlung über Anordnung und Conſtruction der Sprengwerke von großer Spannweite. Deutſch von A. v. Kaven. Hannover 1847.

Uſener, Einfache kurze und ſichere Methode die Curven für die Eiſenbahnen zu behandeln. Crefeld 1847.

J. Puvis, Ueber die Eindämmung fließender Gewäſſer. Aus dem Franz. überſ. von C. Müller. Wien 1847.

P. R. Racchia, Brevi cenni sulla rete fondamentale delle strade ferrate italiane. Torino 1846.

J. F. Roloff, Das Barometer im Verhältniß zur Medizin. Hamb. 1847.

Dr. J. Meyer, Die Erde in ihrem Verhältniß zum Sonnenſyſteme und als planetariſches Individuum. Zürich 1847.

G. Biſchof, Lehrbuch der chemiſchen und phyſikaliſchen Geologie. Bd. 1. Abth. 2. Bonn 1847.

F. Klee, Le déluge, considérations géologiques et historiques sur les derniers cataclysmes du globe. Par. 1847.

L. Agassiz, A. Guyot et E. Desor, Système glacière ou recherches sur les glaciers, leur mécanisme, leur ancienne extension . . . P. 1. Nouvelles études expériences sur les glaciers actuels, leur structure, leur progression et leur action physique sur le sol. Par. 1847.

Dr. F. Rochleder, Beyträge zur Phytochemie. Wien 1847.

Fr. Naſſe, Verbrennung und Athmen, chemiſche Thätigkeit und organiſches Leben. Bonn 1846.

W. Haidinger, Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwiſſenſchaften in Wien. Bd. 1. 2. Wien 1847.

C. J. Schoenherr, Synonyma insectorum. Genera et species curculionidum. T. I — VIII. Par. 1833 — 1845.

J. Müller, Ueber die bisher unbekannten typiſchen Verſchiedenheiten der Stimmorgane der Paſſerinen. Berl. 1847.

G. W. Focke, Phyſiologiſche Studien. Heft 1. Polygaſtriſche Infuſorien. Bremen 1847.

A. N. Herrmannsen, Indicis generum Malacozoorum Primordia. Vol. I. fasc. 6. 7. Cassel 1847.

J. Gould, The Birds of Australia and the adjacent islands. Part 22 — 29. Lond. 1847.

C. Giebel, Fauna der Urwelt. Bd. I. Abth. 2. Vögel und Amphibien. Leipzig 1847.

Dr. W. F. Erichſon, Bericht über die wiſſenſchaftlichen Leiſtungen im Gebiete der Entomologie während des Jahres 1845. Berlin 1847.

Dr. E. F. Gurlt, Lehrbuch der vergleichenden Phyſiologie der Haus-Säugethiere. 2. verm. Aufl. Berlin 1847.

St. Endlicher, Synopsis coniferarum. Sangalli 1847.

— — et C. Fr. Ph. de Martius, Flora Brasiliensis. Fasc. 7 — 9. Vindob. 1847.

J. Dalton Hooker, The botany of the Antarctic voyage of H. M. Discovery Ships Erebus and Terror in the years 1839 — 1843. Vol. I. p. 2—25 completing the work. Lond. 1847.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1848.

Cherbuliez (Joël), Des tendances actuelles de la littérature française. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Janv.

Bougy (Alfr. de), Histoire de la bibliothèque Sainte-Geneviève. Par. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Déc.

Bazin, Rapport sur une chrestomathie chinoise, publiée à Ningpo en 1846. — Journ. as. 1848. Janv.

Bargès (L.), Note sur un nouveau dictionnaire arabe, publ. à Marseille par Rochaïd et S. Dahdah. — Ebendaſ.

Pihan, Glossaire des mots français tirés de l'arabe, du persan et du turc. Par. 1847. — Journ. des Sav. 1848. Janv.

Hartung, On the Dithyramb. — Class. Mus. 1848. Jan.

Dunbar, An examination of some theories respecting the authorship and the union of plan of the Iliad and Odyssey. — Ebendaſ.

Garcin de Tassy, La rhétorique des nations musulmanes. (5 et dern. extrait.) — Journ. asiat. 1847. Nov.—Déc.

Fresnel, Lettre sur l'ancienne inscription coufique conservée au musée de Malte. — Ebendaſ.

Botta, Mémoire sur l'écriture cuneiforme assyrienne. (Suite.) — Ebendaſ.

L'inscription phénicienne de Marseille, trad. et commentée par S. Munk. — Ebendaſ.

Bianchi, Notice sur le premier annuaire impérial de l'empire ottoman. (Suite.) — Journ. asiat. 1848. Janv.

Catalogue des ouvrages indiens, arabes etc. rapportés par M. Ch. D'Ochoa. — Ebendaſ.

Bland (N.), On the earliest Persian biography of poets, by Muhammad Aufi, and on some other works of the class called Tazkirat ul Shuârâ. — Journ. of the royal Asiat. Soc. Vol. IX. P. 2.

Sykes, On a catalogue of Chinese buddhistical works. — Ebendaſ.

Rawlinson (H. C.), The Persian cuneiform inscription at Behistun, decyphered and translated; with a memoir on Persian cuneiform inscriptions in general. — Ebendaſ. Vol. X. P. 1. 2.

Rondot (Nat.), Une promenade dans Canton. — Journ. asiat. 1848. Janv.

Keppel (H.), The expedition to Borneo. 3 ed. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1848. Jan.

Thackeray's writings. — Edinburgh Rev. 1848. Jan.

Despois, Etudes sur l'antiquité. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 3.

Watkiss Lloyd, Explanation of the groups in the western pediment of the Parthenon. — Class. Mus. 1848. Jan.

Cartier, Manuel de numismatique française. (Monnaies mérovingiennes.) — Annal. archéol. T. VIII. Livr. 1.

Thomas (Edw.), On the coins of the dynasty of the Hindu Kings of Kabul. — Journ. of the royal As. Soc. Vol. IX. P. 2.

Sainte-René Taillandier, Publications sur le XVI. siècle en Allemagne et en France. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 4.

Canina, L'antica Etruria maritima. Roma 1846. — Journ. des Sav. 1848. Janv.

Beugnot, Les Olim, ou registres des arrêts rendus par la cour du Roi etc. T. 1—4. Par. 1839—1847. — Nouv. Rev. encyclop. 1847. Déc.

Le Roux de Lincy et Douet d'Arcq, Registres de l'Hôtel de ville de Paris pendant la Fronde etc. 2 vols. Paris 1846—47. — Ebendaſ.

Michelet et Louis Blanc, Histoire de la révolution française. Par. 1847. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Janv. Févr.

Lamartine, Histoire des Girondins. Paris 1847. 8. vols. — Edinburgh Rev. 1848. Jan.

Carné (L. de), De l'ancien régime et de la révolution française. — Rev. de Brux. 1847. Nov.

Les sociétés secrètes de l'Allemagne et de la Suisse. — Bibl. univ. 1848. Févr. (Litt.)

Mugge, Die Schweiz und ihre Zustände. Hannover 1847. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

Francis (John), History of the Bank of England, its times and traditions. Lond. 1847. — Nouv. Rev. encycl. 1847. Déc.

Schnitzler (H.), Secret history of the court and government of Russia under the emperors Alexander and Nicholas. 2 vols. Lond. — Blackwood's Mag. 1848. Febr.

Tourgueneff, La Russie et les Russes. Brux. 1847. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

Despres (H.), La Moldo-Valachie et le mouvement Romain. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 1.

Dulaurier (Ed.), Lettre sur le point de la côte de Sumatra ou s'arrêta Ibn-Bathoutha, en se rendant de l'Inde dans la Chine. — Journ. as. 1848. Janv.

Defrémery, Mémoire sur la famille des Sadjides. (Suite et fin.) — Journ. asiat. 1847. Nov.—Déc.

Desjobert, L'Algérie. (Ch. III. Commerce et navigation.) — Journ. des Econom. 1848. Févr.

Prescott, History of the conquest of Peru etc. — Bibl. univ. 1848. Févr. (Litt.)

Forgues, Poètes et romanciers modernes de la Grande-Bretagne. (The life of Percy Bysshe Shelley, by Th. Medwin. Lond. 1847.) — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 2.

Don John of Austria. — Blackw. Mag. 1848. Jan.

Martin Luther. — Christ. Remembr. 1848. Janv.

The life and opinions of Sismondi. — North Amer. Rev. 1848. Jan.

Richard Brinsley Sheridan. — North Amer. Rev. 1848. Jan.

The journals of Major Samuel Shaw, the first American Consul at Canton. With a life of the author by Josiah Quincy. Boston 1847. — Ebendaſ.

Sundon (Viscountess), Memoirs publ. by M. Thomson. Lond. 1847. — Quart. Rev. 1847. Dec.

Nelson's dispatches and letters. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

Bazin (A.), Les dernières années de Molière. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 2.

Mazade (Charl. de), L'humoriste espagnol Larra. Ebendaſ.

Mérimée (Prosp.), Histoire de Don Pèdre I, roi de Castille. 3 part. — Ebendaſ. Livr. 1. 2.

Michel Servet, sa doctrine et sa vie, documents nouveaux sur son procès et sa mort. — Ebendaſelbſt. Livr. 4.

Cockle (J.), On algebraic equations of the fifth degree. — Philos. Mag. 1848. Jan.

Boisserée (S.), Lettre sur la cathédrale de Cologne. Annal. archéol. T. VIII. Livr. 1.

Jal, Archéologie navale. (2 art.) — Journ. des Sav. 1848. Janv.

Wartmann (Elie), Sur de nouvelles lignes dans le spectre solaire. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1848. Janv.

Wartmann (El.), Sur divers phénomènes d'induction. (4 mém.) — Annal. de Chim. et de Phys. 1848. Janv.

Lallemand (Alex.), Attractions et répulsions mutuelles des courants instantanés. — Ebendaſ.

Senarmont (H. de), Mémoire sur la conductibilité des corps cristallisés pour la chaleur. — Ebendaſelbſt. Févr.

Marié-Davy, Recherches experimentales sur l'électricité voltaïque. (Second Mémoire.) — Ebendaſelbſt. Mars.

Jamin (J.), Mémoire sur la couleur des métaux. — Ebendaſ.

Brewster (Dav.), On the optical phaenomena, nature and locality of Muscae volitantes, with observations on the structure of the vitreous humour. — Philos. Mag. 1848. Jan.

Brooke (C.), An account of the remarkable magnetic disturbance which continued from the 22nd to the 25th of October 1847. — Ebendaſ.

Birt (Will. Radcliff), On the great symmetrical barometric wave, November 1847, and other important undulations. — Ebendaſ.

Plateau, Experimental researches on figures of equilibrium of a liquid mass withdrawn from the action of gravity. (2 s.) — Ebendaſ.

Humboldts Kosmos. — Edinb. Rev. 1848. Jan.

Aërostation. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

Nicklès (J.), Recherches cristallographiques. — Ann. de Chim. et de Phys. 1848. Janv.

Nicklès (J.), Sur les monohydrates cristallisés de zinc et de cadmium. — Ebendaſ.

Nicklès (J.), Sur la forme cristalline du zinc métallique. — Ebendaſ.

Strecker et Gundelach, Recherches sur la bile de porc. — Ebendaſ.

Fordos et Gélis, Deuxième note sur l'analyse des composés oxygénés du soufre. — Ebendaſ.

Fordos et Gélis, Nouveau mémoire sur les acides du soufre. — Ebendaſ.

Niépce de Saint-Victor, Mémoire sur des propriétés particulières de l'iode du phosphore, de l'acide azotique. — Ebendaſ.

Laurent (Aug.), Sur la chlorocyanilide et quelques autres anilides. — Ebendaſ.

Boussingault, Suite des recherches entreprises pour déterminer l'influence que le sel, ajouté à la ration, exerce sur le développement du bétail. — Ebendaſ.

Mulder, Sur l'acide chrysammique. — Ebendaſ.

Melloni, Mémoire sur le refroidissement nocturne des corps exposés à l'air libre par un temps calme et serein, et sur les phénomènes qui en résultent près de la surface terrestre. — Ebendaſelbſt. Févr.

Piria (R.), Recherches sur la constitution chimique de l'asparagine et de l'acide aspartique. — Ebendaſ.

Ebelmen, Mémoire sur une nouvelle méthode pour obtenir des combinaisons cristallisées par la voie sèche, et sur ses applications à la reproduction des espèces minérales. — Ebendaſ.

Becquerel (Edm.), Note sur la phosphorescence produite par insolation. — Ebendaſ.

Claudet (A.), Des actions qu' exercent les radiations solaires sur les plaques d'iodure de chlorure ou de bromure d'argent, lorsqu'elles sont modifiées par des verres rouge, orangé et jaune, et aussi par les vapeurs de l'atmosphère. — Ebendaſ. Mars.

Chatin (Ad.), Sur la présence de l'arsenic et du cuivre dans une source ferrugineuse du parc de Versailles etc. — Ebendaſ.

Christison, Lettre à M. Dumas sur l'emploi du chloroforme. — Ebendaſ.

Raewsky, Recherches sur les divers composés platiniques dérivés du sel vert de Magnus. — Ebendaſ.

Henry, Observations sur la composition de l'eau de plusieurs sources de Vichy. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848. Janv.

Filhol, Analyse des depôts de plusieurs sources ferrugineuses. — Ebendaſ.

Nicklès, Sur la forme cristalline du zinc metallique. — Ebendaſ.

Millon, Sur la présence normale de plusieurs métaux dans le sang de l'homme. — Ebendaſelbſt. Févr.

Deschamps, Mémoire sur le cuivre physiologique. — Ebendaſ.

Larocque, Huraut et Godefrin, Sur la préparation du chloroforme. — Ebendaſ.

Noad (H. M.), On the action of nitric acid on cymol. (I p.) — Philos. Mag. 1848. Jan.

Watts (H.), On the analysis of hop-ash. — Ebendaſelbſt.

Abel (F. A.), On some of the products of oxidation of cumol by nitric acid. — Ebendaſ.

Claudet (A.) On different properties of solar radiation producing or preventing a deposit of Mercury on silver plates coated with Jodine etc. — Philos. Mag. 1848 Febr.

Draper (J. W.), On the production of light by chemical action. — Ebendaſ.

Drinkwater (J.), On the preparation of absolute alcohol and the composition of proof-spirit. — Ebendaſ.

The discoverer of the composition of water: Watt or Cavendish? — Edinb. Rev. 1848. Jan.

Hancock (Albany) and Dennis Embleton, On the anatomy of Eolis, a genus of mollusks of the order Nudibranohiata. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848. Febr.

White (Ad.), Description of an apparently new subgenus of Calandridae from the Philippine islands. — Ebendaſ.

Gosse (Ph. H.), On the insects of Jamaica. — Ebendaſ.

Doubleday (Edw.), Descriptions of new or imperfectly described lepidopterous insects. (Contin.) — Ebendaſ.

Blanchard (Emile), Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) — Ann. des scienc. nat. (Zool.) 1848. Nov.

D'Orbigny (Alc.), Considérations zoologiques et géologiques sur les Brachipodes. (Suite.) — Ebendaſ.

Notes sur l'histoire naturelle du hareng et de quelques espèces voisines, telles que l'alose, la sardine, le white-bait etc. (Cuvier et Valenciennes, Hist. nat. des poissons.) — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1848. Janv.

Regnault et Reiset, Sur la respiration des animaux. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848. Févr.

Couch (Jon.), Illustrations of instinct deduced from the habits of British animals. Lond. 1847. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

Babington (Ch. C.), On Anacharis alsinastrum, a supposed new British plant; with a synopsis of the species of Anacharis and Apalanthe by J. E. Planchon. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848. Febr.

Henfrey (Arth.), Reports on the progress of physiological botany. No. 2. — Ebendaſ.

De Candolle, Sur les causes qui limitent les espèces végétales du côté du Nord, en Europe et dans les régions analogues. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1848. Janv.

Description de l'arbre qui produit le gutta-percha (Isonandra Gutta.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848. Janv.

Emerson on the trees of Massachusetts. — North Amer. Rev. 1848. Jan.

Morris (J.), Description of a new species of Nautilus from the lower greensand of the isle of Wight. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848. Febr.

Lycett (John), A few general remarks on the fossil conchology of the great Oolite of Minchinhampton in comparison with that of the same formation in other localities. — Ann. and Mag. 1848. Febr.

Delesse, (A), Sur le chrysotil des Vosges. — Bibl. univ. 1848. Févr. (Sc. phys.)

Kane (Rob.), Note of the occurrence of a deposit of native earthy carbonate of Manganese in Ireland. — Philos. Mag. 1848. Jan.

Bayley, Two letters on national education. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

Patin, La poésie didactique à ses différents âges. — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 4.

Latina, quae medium per aevum in triviis necnon in monasteriis vulgabantur, carmina sedulo iterum collegit Edélestand du Méril. Ebroicis 1847. (Lps. Franck.) — Journ. des Sav. 1848. Janv.

Didron, Symbolique chrétienne. — Annal. archéol. T. VIII. Livr. 1.

Clément (Fel.), Liturgie, musique et drame religieux au moyen âge. (Circoncision. Epiphanie.) — Annal. archéol. T. VIII. Livr. 1.

Viollet-Leduc (E), Orfévrerie du XII siècle; grand encensoir de Théophile. — Ebendaſ.

Hints on glass-painting. Oxford 1847. — Christ. Remembr. 1848. Jan.

Modern painters. — North Amer. Rev. 1848. Jan.

Planche (Gust.), Etudes sur l'art et la poésie en Italie. (Raphaël.) — Rev. des deux Mond. 1848. Livr. 1.

L'art du chant en Italie. — Ebendaſ. Livr. 2.

Bastiat (Fréd.) Organisation naturelle. Organisation artificielle. — Journ. des Economistes. 1848. Janv.

Chevalier (Mich.), La liberté du travail. — Ebendaſelbſt.

Garnier (Jos.), Etude sur la répartition de la richesse. Profits et salaires. (2 art.) — Ebendaſ.

Say (Hor.), Des monts-de-piété, ou banques de prêts sur nantissement. — Ebendaſ.

Passy, (H.), De l'inégalité des richesses et des causes qui la produisent. — Ebendaſ. Févr.

Gray on prison discipline. — North Amer. Rev. 1848. Jan.

Preservation of food. — Westminster and foreign quart. Rev. 1848. Jan.

History and exposition of the currency question. — Ebendaſ.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Mai.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg. Drittes Supplement. Berlin 1847. Verlag von Lüderitz. 150 S. 8.

Der Verf. bespricht zuerst die neuern Ansichten über Isomorphie und giebt eine kritische Darstellung der sogenannten polymeren Isomorphie von Scheerer, deren bereits im zweyten Supplement gedacht worden ist.

Die Veranlassung zur Theorie dieser Isomorphie gab ein mit Cordierit zu Krageröe in Norwegen vorkommendes Mineral, welches Scheerer Aspasiolith genannt hat. Dieses Mineral hat die Krystallform des Cordierits, ist aber chemisch durch einen Wassergehalt verschieden, jedoch in der Art, daß die allgemeinen Formeln beyder Mineralien gleich werden, wenn man annimmt, daß 1 Atom Talkerde durch 3 Atome Wasser isomorph vertreten werden könne. Scheerer hat seine Ansicht durch Berechnung verschiedener Mischungen der wasserhaltigen Silicate geltend zu machen gesucht und obwohl die Sache noch nicht als entschieden angesehen werden kann, so verdient sie doch Aufmerksamkeit. Ref. hat schon im vorigen Jahre die Bemerkung gemacht, daß die Spinelle und der Hydrargillit damit nicht übereinstimmen, denn obwohl ihre Formeln $\dot{Mg}\,\ddot{Al}$ und $\dot{H}^3\,\ddot{Al}$ gleiche Krystallisation erwarten lassen sollten, so ist solches doch nicht der Fall, da der Spinell tesseral, der Hydrargillit aber nach G. Rose hexagonal krystallisirt. Ein Uebelstand ist ferner, daß in den sogenannten Zeolithen das Wasser eine andere Rolle spielen muß und von Scheerer als sogenanntes Krystallwasser angenommen wird. Der Begriff von Krystallwasser hat aber von je etwas Vages gehabt, denn daß man zur Krystallisation keinen Wassergehalt braucht, ist bekannt und wenn man bey einem Hydrat, welches leicht Wasser abgiebt, solches Krystallwasser nennen will, so wäre das Kochsalzhydrat, wie es sich in bedeutender Kälte bildet, weiter nichts als Kochsalz mit Krystallwasser und ebenso könnte man das Mischungsgewicht Schwefel, welches der Schwefelkies beym Erhitzen abgiebt, als Krystallschwefel bezeichnen u. s. w.

Gegen die Isomorphie Scheerers sind nun von Naumann, Haidinger und Rammelsberg Einwürfe gemacht worden, die sich zum Theil darauf beziehen, daß Naumann statt der 3 At. Wasser als genauer entsprechend 4 oder 5 At. Wasser gegen 1 At. Talkerde geltend machen will, zum Theil betreffen die Einwürfe die von Scheerer angenommene Aechtheit der Krystalle des Aspasiolith und ähnlicher Mineralien, von denen andere Untersuchungen zu erweisen scheinen, daß sie Pseudomorphosen nach Cordierit sind. „Die Theorie der polymeren Isomorphie," sagt der Verfasser, „ist in ihren Grundlagen sehr wenig durch faktische Beweise unterstützt. Wasser und Talkerde für sich sind nicht isomorph und diesen Umstand aus einer Dimorphie beyder erklären zu wollen, hieße, eine Hypothese zur Stütze einer andern machen. Auch in den Verbindungen treten Beweise nicht mit hinreichender Evidenz hervor, denn welche, ihrer Krystallform nach genau bekannte Talkerdeverbindung ist mit einer eben solchen wasserhaltigen

vergleichbar? Alle Silicate insbesondere, auf die Scheerer seine Theorie anwendet, sind theils nicht durch ihre Form gerade ausgezeichnet, theils gar nicht krystallisirt bekannt, nur bey einigen hat er eine Abhängigkeit der gegenseitigen Grundformen als möglich angegeben. Der Aspasiolith ist so unbezweifelt aus dem Cordierit entstanden (ohne daß sein Ansehen gerade eine Verwitterung andeuten müßte, so wenig dieß beym Vivianit, der aus $Fe^3 \dddot{P} + 8 \dot{H}$ mit Beybehaltung der Form entstand, gefunden wird), wie der Chlorophyllit, Fahlunit und die ganze Reihe von Mineralien, von denen die schönen Beobachtungen Dana's und Haidingers dieß erwiesen haben." Die annähernde Gleichheit der Krystallformen des Serpentins und des Chrysoliths setze ebenfalls eine nothwendige analoge Zusammensetzung ($\dot{R}^3 \dddot{Si}$) nicht voraus, sondern könne wie bey so vielen andern isomorphen und doch nicht analog zusammengesetzten Körpern auf der gegenseitigen Größe der Atomvolume beruhen. Und in der That findet man, daß diese bey Serpentin und Chrysolith sich fast genau = 1 : 2 verhalten.

Scheerer hat auf mehrere dieser Einwürfe geantwortet und wir entnehmen seiner Abhandlung Einiges, um diesen Gegenstand zu ergänzen. Gegen die Bemerkung, daß Talkerde und Wasser von ungleicher Krystallisation seyen (jene als Periklas tesseral), führt er an, daß es wohl sehr wahrscheinlich sey, daß die polymere Isomorphie nicht nothwendig denselben Anforderungen zu genügen brauche wie die monomere, denn wäre es nicht anders, so wäre auch nicht einzusehen, warum nicht ganz einfach ein Atom Talkerde durch ein Atom Wasser ersetzt werden sollte. Es wäre sogar eine mit dem Wesen der polymeren Isomorphie völlig in Widerspruche stehende Thatsache, wenn beyde Körper in solchem Sinne isomorph wären; eben weil sie es nicht sind und weil die Gesetze der monomeren Isomorphie keine Formgleichheit bey ihnen zuwege bringen können, treten hier unter gewissen Umständen die Gesetze einer Isomorphie in Wirksamkeit, welche nicht an unmittelbare Atomgleichheit gebunden ist.

Ref. ist damit ganz einverstanden, wenn nun aber Scheerer nachzuweisen sucht, wie das heragonale Wasser zu gleicher Form mit der Talkerde kommen könne und wie dieses im Spinell auch mit der Thonerde statt finde, indem nämlich eine Combination von 2 R. O R einem Oktaeder sehr ähnlich ist, so scheint diese Ansicht etwas zu materiell zu seyn. Mit Verlängern und Verkürzen von Axen und willkührlichen Stellungen läßt sich zwar Vieles fügen und anpassen, das chemische Verhalten aber zeigt hinlänglich, wie sehr in einer Verbindung die einzelnen Mischungstheile die Eigenschaften, welche sie im isolirten Zustande besitzen, aufgeben und damit ist es kaum glaublich, daß sie jederzeit ihre Krystallisation beybehalten werden.

Eine vorzügliche Stütze hat die neue Theorie an dem in Formen des Chrysoliths krystallisirenden Serpentin von Snarum, wogegen sich, wie angegeben, Rammelsberg erklärt hat. Haidinger geht zwar auf das polymer-isomorphe Verhältniß der Talkerde und des Wassers ein, hält aber den Serpentin von Snarum, sowie Aspasiolith, Fahlunit ꝛc. für Pseudomorphosen. Scheerer beruft sich auf das Vorkommen jener Serpentinkrystalle im Titaneisen, wobey der Vorgang unbegreiflich sey, wie unter diesen Verhältnissen habe Wasser eindringen und den Olivin verändern können. Scheerer fand einen Serpentinkrystall von 18 Zoll Länge und zu mehreren Zoll Dicke in einem etwa 3 Centner schweren Stück Titaneisen eingewachsen.

Gegen den Einwurf, daß Pinit, Fahlunit, Gigantolith ꝛc. bey gleicher Form verschiedene Mischung, namentlich durch Aufnahme von Wasser haben und schon dadurch sich als in Zersetzung begriffene Cordierite erweisen, führt Scheerer eine Reihe von Skapolithen an, bey welchen es sich ebenso verhalte, die nämlich auf gleiche Krystallisation, aber abweichende Formeln zeigen. Es ist aber von daher kein ganz giltiger Beweis zu nehmen, denn beym Skapolith sind unreine oder auch theilweise zersetzte Varietäten häufig genug und leider nehmen es die Analytiker nicht immer gar genau mit der Wahl des Materials, überdieß kann man von den citirten Mischungen noch nicht sagen, daß sie isomorph sind, weil sie in quadratischen Prismen vorkommen, man

müßte dazu die Abmessungen von Pyramiden kennen, die man aber nicht bey allen kennt. Der Verfasser bezieht die Erscheinung auf ein allgemeines Gesetz, gemäß welchem Isomorphismus weniger von speciellerer als von einer mehr allgemeinen Mischungsfähigkeit abhängig sey. Ref. macht hiebey aufmerksam, daß er schon im Jahre 1832 diesen Gegenstand besprochen *) und unter andern die merkwürdige Formengleichheit von Kalkspath, Korund und Rotheisenerz, von Apophyllit und Anatas ꝛc. dargethan habe, ein wahrer Isomorphismus, ohne nähere chemische Analogie, welcher gleichwohl durch die Spaltungsverhältnisse, die dabey vorkommen, von dem gewöhnlichen sich unterscheidet.

(Schluß folgt.)

Journal of an overland-expedition in Australia from Moreton Bay to Port Essington a distance of upwards of 3000 miles, during the years 1844 — 1845 by Dr. Ludwig Leichhardt.

(Schluß.)

Gegen Morgen am 29. July hörte man ein Geheul der Wilden, das einem Wehklagen um einen Todten oder tödtlich Verwundeten glich; die Töne kamen aus immer weitrer Ferne, man konnte bemerken, daß sich ihre Schaaren zurückzogen, als der Tag kam, sah man nichts mehr von ihnen als die Blutspuren der Verwundeten. Dr. Leichhardt als Arzt und Chirurg konnte jetzt seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die Behandlung der beyden hart verwundeten Reisegefährten wenden, aus deren Körper die feindlichen Wurfpfeile, welche mit Widerhaken versehen waren, nur mit Mühe herausgezogen und geschnitten werden konnten. Ueberdieß hatte ein Keulenschlag dem H. Calvert die Nasenbeine zerschmettert, ein andrer den Elnbogen, ein dritter die Hand an ihrer Wurzel getroffen; Roper war außer andern gefährlichen Verletzungen von der Spitze eines Speeres unter dem Jochbein so tief in die Orbita getroffen worden, daß der Sehnerve dadurch gelitten hatte.

Während er am Vormittag seine Geschäfte als geschickter Arzt verrichtet, dann als sorglicher Anführer der jetzt so schwachen Gesellschaft die Umgegend recognoszirt hatte, mußte unser Landsmann am Nachmittag die Stelle des Geistlichen vertreten, indem er bey dem Begräbniß des Reisegefährten die hierbey gewöhnliche englische Liturgie verlas. Mit schwereren Sorgen denn jemals sahen die Reisenden an diesem Tage die Sonne untergehen. Die Zahl ihrer Waffenfähigen war jetzt auf fünf herabgesunken, ihnen gegenüber konnte sich in der Nacht ein Heer von Tausenden der Feinde zusammenschaaren. Zum Glück für die beständig auf der Wacht stehenden Gesunden und noch mehr für die darnieder liegenden Kranken hatte sich der kalte Wind aus Süden am Abend des 29. Juli gelegt, die Nacht war windstill und mild, am Morgen trat ein Ostwind ein, der sich bald nachher nach Nord und N.W. umsetzte.

Man darf wohl sagen, daß, wenn irgend etwas für die längst bekannte Zuträglichkeit des vorherrschenden Klimas von Australien als neuer Beweis dienen konnte, dieß die schnelle Wiedergenesung der beyden hart verwundeten Reisegefährten unsers Landsmannes war. Eine einzige solche Verletzung, dergleichen die Herren Roper und Calvert fast ein Dutzend getroffen, hätte in den meisten Gegenden des mittleren Afrikas, hätte in vielen Landstrichen von Indien und in den feuchtheißen Regionen von Amerika einem Europäer nach wenig Stunden oder doch Tagen den sichern Tod gebracht; selbst im gewöhnlichen Verlauf unsers heimathlichen Lebens würden die Aerzte Patienten solcher Art wochenlang ans Bett gebannt haben. Aber die Noth und Gefahr drangen zur Abreise aus dieser Gegend und die leiblichen Kräfte wie die äußere Natur kamen diesem Drang entgegen; man durfte es wagen, die beyden Leidenden am 1. Juli wieder aufs Pferd zu setzen und die Weiterreise zu beginnen. Ueberhaupt muß bemerkt werden, daß auf der ganzen langen Reise

*) Schweigger-Seidel Neues Jahrb. d. Ch. u. Ph. B. IV. H. 7. Beytrag zur Kenntniß isometrischer und homöometrischer Krystallreihen.

alle Gefährten, mit Ausnahme dieser von außen gekommenen Verletzungen, bey vollkommenem Wohlbefinden blieben, nur Leichhardt, der sich bey Tag wie bey Nacht allem Ungemach bloß stellte, hatte einige Male an Hüftweh zu leiden. Bey Roper und Calvert nahm selbst die Heilung der bedenklichst erscheinenden Verletzungen einen unerwartet schnellen Verlauf, den sie daheim bey den vollen Gläsern der Arzneyen, bey Salben, Fleischbrühen und gebratenen Hühnchen nur schwerlich genommen hätte. Sehr begünstigend mochte hiebey auch die freudige Ueberraschung mitwirken, welche der Anblick des Meeres, am 5. Juli, am Golf von Carpentaria den Reisenden gewährte. Xenophons Gefährten konnten es mit keinem herzlicheren, lauteren Jubel, mit keiner dankbareren Erhebung des Gemüthes begrüßen, als die unsers Landsmannes es thaten, die in ihrem Kleinmuth nur zu oft den Führer, dessen geographisches Talent sie zu bezweifeln anfiengen, mit der Aeußerung gekränkt hatten: wir werden nie nach Port Essington kommen. Man glaubte sich schon vor den Pforten der Heimath, als man das von den vaterländischen Flotten beherrschte Element vor sich sah; es wandelte die armen Wanderer alle ein Gefühl an, das jenem eines tagelang im Walde Verirrten glich, wenn er sich auf einmal wieder auf der breiten, viel besuchten Heerstraße sieht. Aber sieben Monate, so hatte Leichhardt gerechnet, sollte die ganze Reise von Moreton-Bay bis nach Port-Essington dauern und jetzt waren bereits, bis zur Südostküste des Golfs von Carpentaria, neun Monate vergangen. Nun mußte man sich herumlenken um den südlichen Rand des Golfs, wo man zwar eine Fülle des längst entbehrten Salzes und Salzwasser genug fand; öfter aber denn jemals, beym Anblick der Flüsse und Lagunen, an Mangel des trinkbaren Wassers litt. Noch sechs Monate, eine lange Zeit der Mühen und der Noth hatte man durchzukämpfen bis zum Ziel der Reise, deren letzten Theil der Richtung wir oben andeuteten. Das an der Luft getrocknete Fleisch und Wasser bildeten die Hauptmittel des Lebensunterhaltes; zu der Verminderung der aus Noth geschlachteten Lastthiere kam noch die, welche man durch das Ertrinken einiger Pferde erlitt; mit tiefem Schmerz mußte Leichhardt den größten Theil seiner gesammelten getrockneten Pflanzen, weil kein Mittel mehr da war, sie fortzuschaffen, am Wege zurücklassen; auch der letzte Rest dieser Sammlung, bis auf etliche Trümmer, gieng zu Grunde, als sich das Thier, dem man ihn aufgebürdet, damit ins Wasser stürzte; in der größten Hitze mußte man jetzt über Berge und heiße Ebenen zu Fuße wandern; die Kleider und Wäsche, damit man sich freylich, um die Last des Gepäckes nicht zu vermehren, nur aufs nothdürftigste versorgt hatte, waren in Lumpen zerfallen und zerrissen, welche, so oft man sie auch zusammengeflickt, kaum die Blöße bedeckten. In der That, so reichlich die Belohnung von 1000 Pf. erscheinen mag, welche das Gouvernement an die Reisenden so vertheilen ließ, daß Dr. Leichhardt 600, Calvert und Roper jeder 125, Murphy 70, Philipps außer dem General-Pardon 30, die beyden schwarzen Begleiter, wie bereits erwähnt, jeder 25 erhielten, wäre dennoch dieß für die Leistungen einer solchen Reise keine angemessene Vergeltung gewesen, wenn nicht die Freude am Gelingen des großen Unternehmens und der wahrhaft bekräftigende Einfluß aller Anstrengungen und Entbehrungen auf die Gesundheit der Reisenden, diese vor allem für ihre Mühe bezahlt gemacht hätte. Uebrigens beliefen sich alle Auslagen, welche unser im hohen Grade haushälterischer Landsmann für die ganze $14\frac{1}{2}$ monatliche Reise aufgewendet hatte, nur gegen 130 Pf. (noch nicht 900 Thlr. Preuß.); weiter als zu diesem Opfer hatten weder seine eignen Mittel, noch die Zuschüsse seiner Freunde gereicht, und was ihm als Ueberschuß blieb, das hat er seitdem in uneigennützigster Weise zu neuen Unternehmungen solcher für die Zukunft von Australiens Culturgeschichte vielversprechenden Entdeckungsreisen verwendet.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 3. Mai.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Repertorium des chemischen Theils der Mineralogie.

(Schluß.)

Ref. ist im Allgemeinen der Ansicht, daß die Theorie eines polymeren Isomorphismus noch mehrfacher Prüfung bedürfe, denn obwohl Aspasiolith und mancher krystallisirte Serpentin für ursprüngliche Mischungen genommen werden können, so ist dieses doch wenig wahrscheinlich bey Pinit, Gigantolith, Fahlunit und ähnlichen Mineralien, welche die Spuren der Zersetzung deutlich an sich tragen. An der Vereinfachung von Species haben übrigens diese Verhältnisse nicht mehr Antheil, als die der allgemein anerkannten vicarirenden Mischungstheile, und Serpentin und Olivin werden immer verschiedene Species bleiben, man mag ihre Mischungen deuten wie man will.

Vom Kupferoxyd nimmt Scheerer an, daß es die Stelle von 2 Atomen Wasser vertreten könne und nach der Ansicht von Bonsdorff, daß Thonerde und Kieselerde sich in dem Atomverhältniße von 3 : 2 vertreten. Die gegebenen Formeln entsprechen aber nicht immer der Krystallisation. Für den Phosphorochalcit schreibt z. B. Scheerer $(Cu)^5 \dddot{P} + 5 \dot{H}$ und ebenso für den Euchroit $(Cu)^5 \dddot{As} + 5 \dot{H}$, die Krystallisation des Phosphorochalcits ist aber klinorhombisch, die des Euchroits rhombisch. Ebenso bekommen nach Scheerer Eisenvitriol, Bittersalz, Kupfervitriol u. a. die allgemeine Formel $(R)^3 \ddot{S} + \dot{H}$, ohne in der Krystallisation einen Zusammenhang zu zeigen. Diese Beyspiele scheinen uns daher eben keine Belege für die Theorie, deren Wesen nothwendig an die Krystallisation geknüpft ist. —

Fownes und Sullivan haben angegeben, daß die meisten Urfelsarten und vulkanischen Gesteine mehr oder weniger beträchtliche Spuren von Phosphorsäure enthalten. Kersten und Elsner haben über diesen Gegenstand auch Untersuchungen angestellt, welche aber ein negatives Resultat gaben. —

Ebelmen hat einige Gesteine im frischen und verwitterten Zustande analysirt und ist dabey zu folgenden Schlüßen gelangt:

1) Bey der Zersetzung von Alkali- und Thonerdefreyen Silicaten werden die Kieselerde, Kalk- und Talkerde stets entfernt; Eisen und Mangan bleiben entweder höher oxydirt zurück oder sie werden gleichfalls fortgeführt.

2) Bey denen, welche Thonerde und Alkalien enthalten, concentrirt sich die Thonerde im Rückstande, gebunden an Kieselerde, während Wasser aufgenommen wird. Die übrigen Basen sammt einem großen Theil Kieselerde gehen fort. —

Der Aeschniit ist neuerdings von Hermann untersucht worden. Nach den frühern Analysen von Hartwall sollte das Mineral wesentlich aus Titansaurer Zirkonerde mit Ceroxyd ꝛc. bestehen, nach einer weitern Analyse von Hermann sollte es 33,39 pr. Ct. Tantalsäure enthalten und nach der neuesten hat sich diese Säure als Niobsäure erwiesen. —

Ein interessanter Analcim von Niederkirchen in Rheinbayern ist von Riegel untersucht worden. Er stellt sich als ein Mittelglied heraus von gewöhn-

lichem Natrum-Analcim und einem neuen Gränzgliede Kalkanalcim.

Der Antimonocker ist von Blum und Delffs analysirt worden, welche angeben:

Antimon	75,83
Sauerstoff	19,54
Wasser	4,63
	100.

Daraus ergiebt sich die Formel $\ddot{S}b\ \ddot{S}b + 2\dot{H}$. —

Der Phosphorit von Logrosan in Estremadura enthält nach Daubeney 14 pr. Ct. Fluorcalcium. Es scheint, daß das stärkere Phosphoresciren dieses Phosphorits vor andern mit dem größern Gehalt an Fluorcalcium zusammenhänge. —

Rammelsberg hat im Wesentlichen meine Untersuchung des Condurrits bestätigt und hätte füglich auch meine Arbeit vor der seinigen anführen sollen, da sie früher publicirt worden ist. —

Der Aurichalcit, ein himmelblaues fasriges Mineral, welches den Galmey von Loktefskoi am Ural begleitet und ein ähnliches von Chessy bey Lyon ist von Delesse analysirt und Buratit genannt worden.

Er fand:

	Loktefskoi.		Chessy.
Kohlensäure	21,45	„	19,88
Zinkoxyd	32,02	„	41,19
Kupferoxyd	29,46	„	29,00
Kalkerde	8,62	„	2,16
Wasser	8,45	„	7,62
	100.		99,85

die Formel ist $\left.\begin{matrix}\dot{Cu}^2\\ \dot{Zn}^2\\ \dot{Ca}^2\end{matrix}\right\} \ddot{C} + \dot{H}$.

Es geht daraus hervor, daß dieses Mineral zur chem. Formation des Malachits gehört, während die Analyse von Böttger es zur Formation der Kupferlasur gestellt hatte. —

Eine Reihe von Bitterspäthen ist analysirt worden und hat zu einem neuen Gränzgliede $\dot{Co}\ \ddot{C}$ geführt.

Der karmoisinrothe Bitterspath von Przibram enthält nämlich nach der Analyse von Gibbs:

	1.		2.
Kohlensäure	45,12	„	45,37
Kalkerde	31,72	„	31,86
Talkerde	16,63	„	17,37
Kobaltoxyd	5,17	„	4,24
Eisenoxydul	1,36	„	1,16
	100.		100.

Eine der interessantesten mineralogischen Entdeckungen des vergangenen Jahres ist das Auffinden von derbem Boracit beym Niederbringen eines Bohrloches zu Straßfurth in der Provinz Sachsen. Dieser Boracit ist nach Karsten ganz so zusammengesetzt wie der bisher bekannte krystallisirte aus dem Holstein'schen.

Der Leuchtenbergit erweist sich nach einer neuern Analyse von Hermann als Ripidolith. Hermann hat auch eine silberweiße Varietät untersucht, welche auf Klüften von Chromeisenerz zu Slatoust vorkommt.

Sie enthält:

Kieselerde	30,80
Thonerde	17,27
Talkerde	37,08
Wasser	12,30
Eisenoxyd	1,37
	98,82

Der Cimolit von Ekaterinowska ist nach den Analysen von Ilimoff und Khretschatitzki $\ddot{Al}\ \ddot{Si}^3 + 3\dot{H}$.

Nach Haidingers Untersuchungen sind Bonsdorffit, Chlorophyllit, Esmarkit, Fahlunit, Gigantolith, Pinit, Praseolith, Weißit und wahrscheinlich auch Dosit veränderte und zersetzte Cordierite.

Nach den Untersuchungen von Delesse hat der Dipyr, welchen man früher zum Wernerit gerechnet, eine andere Zusammensetzung, die sich der Formel

$$\left.\begin{matrix}4\ \dot{Ca}\\ \dot{Na}\end{matrix}\right\} \ddot{Si} + 3\ \ddot{Al}\ \ddot{Si}$$

nähert. —

Dufrenoysit ist ein bisher für Fahlerz gehaltenes Mineral von Damour genannt worden. Es kommt im Dolomit vom St. Gotthard vor und besteht aus

Schwefel	22,49
Arsenik	20,69
Bley	55,40
Silber	0,21
Kupfer	0,31
Eisen	0,44
	99,54

Es hat folglich die interessante Mischung $\dot{Pb}^2 \dddot{As}$ und bildet ein Analogon vom Federerz $\dot{Pb}^2 \dddot{Sb}$.

Eine sehr interessante neue Species ist der Hauerit, welcher zu Kalinka bey Altsohl in Ungarn vorkommt. Dieses Mineral ist das Analogon des tesseralen Eisenkieses mit Mangan, nähmlich $\ddot{Mn}$. Es zeigt dieselbe Krystallisation und giebt im Kolben Schwefel und einen grünen Rückstand von $\dot{Mn}$ = Manganglanz. Das Pulver des ungeglühten Minerals ist bräunlichroth.

Hauyn und Nosin sind neuerdings von Whitney analysirt worden. Er fand in ersterem einen Gehalt von 12 — 13 pr. Ct. Schwefelsäure, in letzterem nur 7,66 pr. Ct.

Bey der für den Hauyn angegebenen Formel ist nicht wahrscheinlich, daß die Schwefelsäure an Kalkerde gebunden sey; wenn es aber der Fall seyn sollte, so könnte der Nosin als ein zersetzter oder in der Zersetzung begriffener Hauyn angesehen werden, dessen Mischung übrigens auch wegen des wahrscheinlich beygemengten Sodaliths schwer zu deuten ist. —

Mit den Namen Kastor und Pollux sind von Breithaupt zwey neue Mineralien aus dem Granit von Elba bezeichnet worden, welche von seltener Zusammensetzung sind. Der Kastor hat Aehnlichkeit mit Quarz und enthält nach Plattner:

Kieselerde	78,012
Thonerde	18,856
Eisenoxyd	0,613
Lithion	2,760
	100,241

Die Formel ist $\ddot{Li}\ddot{Si}^3 + 2\ddot{Al}\ddot{Si}^3$, und das Mineral ist ebenso durch den Gehalt an Lithion als durch die große Quantität Kieselerde ausgezeichnet. — Der Pollux hat ebenfalls ein sehr quarzähnliches Ansehen und ist bis jetzt das alkalireichste Silicat, welches wir kennen.

Er enthält nach Plattner:

Kieselerde	46,200
Thonerde	16,394
Eisenoxyd	0,862
Kali	16,506
Natron	10,470
Wasser	2,321
	92,753

In dem derben grünlichen und röthlichen Apatit von Arendal hat Wöhler ein Mineral entdeckt, welches zum Vorschein kommt, wenn der Apatit in ganzen Stücken in Salpetersäure aufgelöst wird. Er hat es deßhalb Kryptolith genannt (von κρυπτός verborgen,) und gefunden, daß es aus phosphorsauerm Ceroxydul besteht. Die Analyse gab:

Phosphorsäure	27,37
Ceroxyd	73,70
Eisenoxydul	1,51
	102,58

Der Monazit ist neuerdings von Hermann analysirt worden, welcher gegen Kersten, Wöhler und Berzelius behauptet, daß in dem Mineral keine Thorerde enthalten sey und daß man ein basisch schwefelsaures Ceroxyd für schwefelsaure Thorerde genommen habe. Das Mineral besteht wesentlich aus phosphorsauerm Ceroxydul und Lanthanoxyd und eine ähnliche Mischung besitzt der sog. Monazitoid, welcher den Monazit begleitet und dessen Selbstständigkeit als Species noch zweifelhaft ist. —

Nach Connel ist, Nuttals Angabe entsprechend, der Nemalit ein wasserhaltiges Talkcarbonat. Die Analyse gab:

Kohlensäure	10,00
Talkerde	57,86
Eisenoxydul	2,84
Wasser	27,96
Kieselerde	0,80
	99,46

$\dot{Mg}^6 \ddot{C} + 6 \dot{H}$

Diese Species reiht sich also an den Hydromagnesit an, welcher übrigens der Magnesia alba entspricht. —

Man hat nach den vorhandenen Analysen das sogenannte Rothzinkerz bisher als eine Verbindung von Zinkoxyd und Manganoxyd angesehen. Die neuern Untersuchungen von Whitney haben gezeigt, daß das Manganoxyd von beygemengtem Franklinit herrühre, und daß also das Mineral wesentlich aus Zinkoxyd bestehe. — G. Rose hat unter dem Namen Uranotantal ein Mineral beschrieben, welches er nach seinen Versuchen wesentlich für tantalsaures Uranoxydul hielt. H. Rose hat nun gezeigt, daß dasselbe keine Tantalsäure, sondern Niob- und Wolframsäure enthalte. Er hat daher auch den Namen geändert und das Mineral Samarskit getauft. Dieses Mineral ist identisch mit Hermanns Yttroilmenit, in welchem Hermann die Säure eines neuen Metalls, Ilmenium, gefunden haben will. —

Ein neues Eisensilikat ist Breithaupts Thuringit aus der Gegend von Saalfeld. Es gelatinirt und enthält nach Rammelsberg:

Kieselerde	22,41
Eisenoxyd	21,94
Eisenoxydul	42,60
Talkerde	1,16
Wasser	11,89
	100.

Daraus ergiebt sich die Formel $(3\ \dot{Fe}^3\ \ddot{Si} + \dot{Fe}^2\ \ddot{Si}) + 9\ \dot{H}$.

Von seltener Mischung ist der Yttrotitanit (Keilhauit). Nach der Analyse von A. Erdmann enthält er:

Kieselerde	30,00
Kalkerde	18,92
Eisenoxyd	6,35
Thonerde	6,09
Manganoxyd	0,67
Ceroxyd	0,32
Titansäure	29,01
Yttererde	9,62
	100,98

$(3\ \dot{Ca}^3\ \ddot{Si}^2 + \dot{\ddot{R}}\ \ddot{Si}) + \dot{Y}\ \ddot{Ti}^3$

Die Analysen des Zinkspaths von Altenberg bey Aachen haben zu einem neuen Mittelgliede der rhomboedrischen Carbonspäthe geführt. Monheim fand nämlich die grünen Krystalle zusammengesetzt aus

Kohlensauerm Zinkoxyd	55,89
Kohlensauerm Eisenoxydul	36,46
Kohlensauerm Manganoxydul	3,47
Kohlensauerer Kalkerde	2,27
Kieselzinkerz	0,41
	98,50

Diese Mischung führt zu einem Mittelgliede zwischen Zinkspath und Eisenspath $\dot{Zn}\ \ddot{C} + \dot{Fe}\ \ddot{C}$ mit Ueberschuß von $\dot{Zn}\ \ddot{C}$ und verdient von physikalischer Seite eine specielle Untersuchung. —

Den Schluß des Bandes bildet eine vergleichende Uebersicht der natürlichen Silicate nach den Sauerstoffverhältnißen ihrer Bestandtheile. Die Abtheilungen sind I. Silicate von den Basen $\dot{R}$, wasserfreye und wasserhaltige. II. Silicate von Basen $\dot{\ddot{R}}$ und III. Silicate von $\dot{R}$ und $\dot{\ddot{R}}$ ebenfalls im wasserfreyen und wasserhaltigen Zustande. Der Verf. hat weiter eine Zusammenstellung gegeben von analog zusammengesetzten Silicaten ohne und mit Wasser. Es muß als sehr zweckdienlich hervorgehoben werden, daß bey den meisten der citirten Analysen die Sauerstoffmengen oder auch das Atomverhältniß angegeben wurde, man kann daran die entworfenen Formeln prüfen und erspart sich manche lästige Berechnung.

Kobell.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 4. Mai.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Vie, travaux et doctrine scientifique d'Etienne Geoffroy Saint-Hilaire; par son fils M. Isidore Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1847. 479 S. 12.

Etienne Geoffroy Saint-Hilaire gehört zu den ersten und ausgezeichnetsten Begründern der neuern französischen naturwissenschaftlichen Schule, und sowohl dadurch als durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters hat er einen hochgeachteten Namen sich erworben. Eine Schilderung seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Leistungen ist daher ein dankbares Unternehmen, und wenn auch der Sohn weder den Lobredner noch den Richter über seinen Vater abgeben kann, was bey einem Manne wie Etienne Geoffroy übrigens nicht mehr nöthig ist, so ist dagegen Niemand geeigneter, über das Leben und die Arbeiten desselben Aufschluß zu ertheilen als der Sohn selbst. Wir können diesem das Lob geben, daß er sich seiner Aufgabe in einer eben so würdigen als bescheidenen Weise entledigt hat und wir hätten nur zu wünschen, daß er uns in das innere Leben seines Vaters hätte tiefere Blicke werfen lassen, da den wenigen Andeutungen nach dieser nur dadurch hätte gewinnen können. Indem die wissenschaftlichen Leistungen E. Geoffroy's bereits hinlänglich bekannt sind, werden wir in dieser Anzeige weniger auf selbige als auf die eigentliche Lebensgeschichte, von der bisher nur sehr wenig zur öffentlichen Kunde kam, Rücksicht nehmen.

Geoffroy wurde zu Etampes am 15. April 1772 geboren. Er gehörte zu einer ehrbaren, aber wenig begüterten Familie, die schon im achtzehnten Jahrhundert der pariser Akademie der Wissenschaften drey Mitglieder geliefert hatte. Sein Vater war Procurator und stand sowohl seiner Kenntnisse als seines Charakters wegen in allgemeiner Achtung. Bey vielen Kindern hatte er seinen Sohn Etienne wegen schwächlicher Constitution und weil er dadurch auf Protectionen rechnen konnte, für den geistlichen Stand bestimmt. Bald hatte er auch für seinen Sohn eine Freystelle im Colleg von Navarra in Paris erlangt, und etwas später wurden ihm auch, ohne daß der junge Zögling nöthig hatte die Stadt zu verlassen, ein Kanonikat in Etampes und eine ziemlich vortheilhafte Pfründe durch einen Freund seines Hauses, den Commenthur Tressan von der Abtey Morigny, übertragen. So waren denn dem jungen Geoffroy die besten Aussichten im geistlichen Stande eröffnet, als er selbst sehr bald durch einen innern Drang in eine andere Laufbahn sich gewiesen sah.

Das Colleg von Navarra zählte nämlich zu seinen Lehrern den berühmten Brisson und die Zöglinge der Philosophie hörten bey ihm die Vorlesungen über Experimental-Physik. Der Tag, an welchem Geoffroy zum erstenmale dieselben besuchte, war ein entscheidender für sein ganzes Leben, denn auf einmal wurde es ihm klar, daß sein innerer Beruf ihn nicht zur Theologie, sondern zu dem Studium der Naturwissenschaften hinweise. Von nun an lebte er ganz für dieselben, und als er daher im Jahre 1790, nach Vollendung des philosophischen Curses, das Colleg von Navarra verlassen sollte, bat er seinen Vater um die Erlaubniß, in Paris bleiben und sich unter die Zöglinge des Pflan-

zengartens und des Collegs von Frankreich einschreiben zu dürfen. Weil aber damals das Studium der Naturwissenschaften einem jungen Manne ohne Vermögen keine Aussichten auf Sicherung seiner Existenz eröffnete, so gestattete ihm zwar sein Vater als Pensionär in das Colleg des Cardinals Lemoine einzutreten und den naturwissenschaftlichen Vorlesungen beyzuwohnen, jedoch unter der Bedingung, zugleich auch die der Rechtsschule zu besuchen. So unlieb Letzteres dem jungen Geoffroy war, so fügte er sich doch dem väterlichen Willen und brachte es dahin, daß er noch vor Ablauf des nämlichen Jahres das Baccalaureat in der Rechtswissenschaft erlangte. Damit war aber auch seine ganze Lust für letzteres Studium erschöpft, und auf die dringlichsten Vorstellungen erhielt er von seinem Vater die Erlaubniß, die Jurisprudenz mit der Medizin vertauschen zu dürfen.

Von großer Bedeutung für den jungen Geoffroy wurde es, daß er im Colleg des Cardinals Lemoine in Bekanntschaft mit dem berühmten Hauy kam. Beyde nahmen hier täglich gemeinsam ihre Mahlzeit ein, aber freylich weit von einander getrennt, denn während Geoffroy unter den Zöglingen saß, hatte Hauy, der emeritirter Regens des Collegs und schon seit sieben Jahren Mitglied der Akademie der Wissenschaften war, den Ehrenplatz am Tische der Lehrer. Erst als Hauy, der selbst im Colleg von Navarra seine Studien gemacht und dort eine Zeitlang, zugleich mit seinem Freunde Brisson, eine Lehrstelle bekleidet hatte, gelegentlich erfuhr, daß der junge Geoffroy ein Lieblingsschüler seines Freundes gewesen sey, zog er denselben näher an sich und gewann ihn bald ungemein lieb. Dem trefflichen Hauy, so wie dem ehrwürdigen Lhomond, ebenfalls emeritirten Regens des Collegs, verdankte nun der junge Mann sowohl für seine wissenschaftliche als religiöse Ausbildung außerordentlich viel. Für das Studium der Naturwissenschaften war er jetzt fest entschieden; die medizinischen Vorlesungen besuchte er immer weniger, desto mehr den Pflanzengarten und das Colleg von Frankreich. Er wurde einer der fleißigsten Zuhörer von Fourcroy im Pflanzengarten, aber mit noch größerem Eifer wohnte er den Vorlesungen über Mineralogie bey, die damals Daubenton in jener Anstalt hielt. Bald wurde dieser auch auf seinen eifrigen Zuhörer aufmerksam, und gestattete ihm offenen Zutritt bey sich und in den Sammlungen.

Der Freundschaft zweyer so ausgezeichneter Naturforscher, wie Hauy und Daubenton, gewürdigt und nunmehr ganz seinen Lieblingsstudien hingegeben, hätte Geoffroy ein beneidenswerthes Glück genossen, wenn nicht auf einmal die Schrecknisse einer der blutigsten Revolutionen über ihn hereingebrochen wären. Schon war der Thron Ludwigs XVI. zertrümmert, und mit der weltlichen zugleich auch alle göttliche Autorität gestürzt. Eine allgemeine Verfolgung erhob sich gegen die Priester, die den Eid nicht geleistet hatten, und Hauy, als der berühmteste unter ihnen, war einer der ersten, die ergriffen wurden. Seit dem 12. oder 13. August hatte Geoffroy den Schmerz, seinen heiß geliebten Lehrer aus seiner stillen Zelle im Colleg herausgerissen und nach dem Seminar Saint-Firmin, woraus ein Gefängniß gemacht worden war, geschleppt zu sehen. Bald wurden auch die meisten andern Geistlichen aus dem Colleg von Navarra und des Cardinals Lemoine ebenfalls dahin gebracht, so daß die Mehrzahl seiner Lehrer nunmehr dort gefangen saß.

Geoffroy, aufs tiefste ergriffen von dem Schicksale seiner innigst geliebten Lehrer, beschloß Alles zu ihrer Rettung aufzubieten. Hauy, der ihm unter allen der theuerste ist, ist, wie er gleich einsieht, am leichtesten zu retten. Er läuft zu Daubenton und zu allen Gelehrten, die er kennt und die er nicht kennt, und seine Bemühungen haben einen solchen glücklichen Erfolg, daß schon am andern Tage Hauy's Freygebung von Seiten angesehener Männer und im Namen der Akademie reclamirt und erlangt ist. Am 14. August, um 10 Uhr Abends, hat Geoffroy bereits den Befreyungsbefehl in Händen; wenige Minuten darauf ist er schon bey seinem Lehrer, um ihn aus dem Gefängnisse herauszuführen. Diesem aber, indem er seine Collegen und Freunde um sich versammelt sieht, schien es zu bedünken, als ob er noch im Colleg des Cardinals Lemoine befindlich sey. Eben so ruhig als sein junger Befreyer aufgeregt ist, erklärt er ihm, daß es spät sey und daß er noch eine Nacht im Gefängniß zubringen

wolle. Und als am andern Morgen seine Freunde wieder kommen, müssen sie noch in einen neuen Aufschub willigen, denn der 15. August ist ein Festtag und der Gefangene will zuvor dem Gottesdienst beywohnen. Endlich nach einigen Stunden willigt Hauy ein Geoffroy zu folgen, und begiebt sich in sein altes Colleg, wohin der ehrwürdige Lhomond, durch Vermittelung Tallien's, seines ehemaligen Zöglings, ebenfalls bereits zurückgekehrt war.

Hauy war nunmehr befreyt; aber Geoffroy konnte sich nicht einer ungetrübten Freude hingeben, so lange seine geachteten Lehrer von Navarra und des Cardinals Lemoine im Gefängnisse saßen. Alle Bemühungen, ihnen die Freyheit zu erwirken, waren vergeblich. Schon hatte Danton die fürchterlichen Worte gesprochen: „man muß den Royalisten Furcht einjagen," und der Sinn dieser Worte war nur zu leicht zu verstehen. Geoffroy sah ein, daß die Zeit zu Sollicitationen vorüber wäre, und daß nur seinem eignen Einschreiten vielleicht die Rettung seiner Lehrer gelingen könnte. Dazu hatte er folgenden Plan gefaßt. Er hatte einen der am Gefängnisse von Saint-Firmin Angestellten für sich gewonnen, und am 1. September war es ihm vermittelst seines Barbiers gelungen, sich die Karte und Abzeichen eines Gefängniß-Commissärs zu verschaffen. In seinem Zimmer verweilend, wo er die Aussicht auf Saint-Firmin hatte, erwartet er voll Unruhe den günstigen Moment. So bricht der furchtbare 2. September ein, und in dem Momente, wo die Sturmglocke ertönt und die Verwirrung allgemein ist, bekleidet sich Geoffroy mit seinen falschen Abzeichen, gelangt damit glücklich ins Gefängniß und ruft seinen Lehrern zu, ihm zu folgen. Da tritt ihm aber der Abbé Keranran, Provisor von Navarra, entgegen und antwortet ihm: „nein, wir können unsere Brüder nicht verlassen; unsere Befreyung würde ihren Untergang um so sicherer herbeyführen." Alle Bitten Geoffroy's waren vergeblich, sie von ihrem Entschluße abzubringen; voll Kummer verließ er sie in Begleitung eines einzigen Geistlichen, den er nicht kannte. Inmitten der gräßlichen Verbrechen, die in den Septembertagen verübt wurden, leuchtet uns verklärt das Bild dieser Priester entgegen, die Treue und Ergebenheit gegen einander bis zum Tode bewiesen.

An demselben Tage hatte gegen drey Uhr die allgemeine Niedermetzelung der Gefangenen begonnen. Von seinem Fenster aus konnte Geoffroy es mit ansehen, wie mehrere derselben massacrirt wurden. Sobald es finster wurde, begab er sich mit einer Leiter nach Saint-Firmin an einen Mauervorsprung, den er schon am Morgen dem Abbé Keranran und seinen Gefährten bezeichnet hatte. Acht bange Stunden brachte er auf der Mauer zu, ohne daß sich Jemand zeigte. Endlich erschien ein Priester, und wurde bald über dieselbe geschafft; mehrere andere folgten ihm. Einer von ihnen stürzte in der Hast von der Mauer herab und verwundete sich am Fuße, so daß ihn Geoffroy in eine benachbarte Halle tragen mußte. Dann eilte er wieder zurück auf seinen alten Posten und rettete noch andere Geistliche. Zwölf Schlachtopfer hatte er in dieser Weise dem sichern Tode entrissen, als ein Flintenschuß aus dem Garten fiel und seinen Rock streifte; zugleich war der Tag angebrochen und er mußte daher eiligst sich zurückziehen. So hatte er zwölf Priester gerettet, die ihm unbekannt waren; von seinen geliebten Lehrern hatte keiner die Gelegenheit zur Flucht benutzen können.

Zwey Tage nach den Septembermetzeleyen befand sich Geoffroy zu Etampes, aber der Eindruck von den schrecklichen Ereignissen, die er erlebt hatte, war so mächtig, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Zu Anfang Winters war er so weit hergestellt, daß er wieder seine Beschäftigungen in Paris fortsetzen konnte und er wurde hier im Colleg des Cardinals Lemoine von Hauy und Lhomond mit offenen Armen aufgenommen. Derselbe freudige Empfang wurde ihm im Pflanzengarten zu Theil. Hauy voll Erkenntlichkeit für seinen Schüler und Retter hatte ihn an Daubenton mit den Worten empfohlen: „lieben, helfen, adoptiren sie meinen jungen Befreyer." Daubenton erfüllte im vollsten Maaße diese Bitte und bewies sich gegen Geoffroy, dem er schon früher sein Wohlwollen geschenkt hatte, von nun an wie ein zweyter Vater. Im März 1793 bot sich ihm endlich die lang ersehnte Gelegenheit

dar, seinem Schützling eine feste Stellung zu verschaffen. Lacepede nämlich, der damals den Titel und die Functionen eines Aufsehers und Unter-Demonstrators des Naturalienkabinets hatte, mußte sich aufs Land flüchten und Daubenton, dem die Oberaufsicht über selbes anvertraut war, gelang es, seinem Schützling die vacante Stelle mit dem Titel eines Unteraufsehers und Unter-Demonstrators zuzuwenden. Diese Ernennung erfüllte alle Wünsche Geoffroy's, denn dadurch wurde er sowohl aufs engste mit seinem Lehrer in Verbindung gebracht, als auch mit den Sammlungen, in denen er nun frey schalten und walten konnte; eine Wohnung in der Nähe Daubenton's wurde ihm ebenfalls zu Theil.

Während der bescheidene Jüngling in seiner neuen Lage sich überglücklich fühlte, sollte er schon nach drey Monaten ganz unvermuthet zu einer höhern Stufe emporsteigen. Lakanal hatte von dem Convent die Reorganisation des Pflanzengartens erlangt, und indem dieser nun den Namen des Museums der Naturgeschichte erhielt, wurden an ihm zwölf Lehrstellen errichtet und dieselben mit eben so viel Professoren, damals Officiers der Anstalt genannt, besetzt. Unter ihrer Zahl war Geoffroy, obschon er noch kaum 21 Jahre erreicht hatte. Seltsamer Weise aber fiel ihm, der sich bisher der Mineralogie gewidmet hatte, eine zoologische Lehrstelle (die Naturgeschichte der Wirbelthiere) zu, weil alle andern schon an die ältern Collegen vergeben waren. Geoffroy wollte daher aus Bescheidenheit dieselbe durchaus nicht annehmen und es bedurfte der ganzen Autorität Daubenton's, ihn dazu zu bewegen. So sah sich denn Geoffroy unerwartet unter die Mitglieder des Museums der Naturgeschichte aufgenommen, und da von nun an seine Geschichte mit der des letztern aufs innigste verknüpft ist, so mögen einige Worte über den Ursprung und Fortschritt dieser herrlichen Anstalt hier eine Stelle finden.

Der Plan zu dieser Anstalt wurde schon im Jahre 1626 gefaßt, aber erst neun Jahre später gelangte er zur Ausführung; dem Publikum wurde sie 1640 unter dem Namen Jardin royal des plantes médicinales eröffnet und sie diente anfänglich als eine wirkliche pharmaceutische Schule. Allmählig erweiterte sich dieser spezielle Charakter zu einer allgemeineren naturhistorischen Anstalt. Botanik wurde daselbst nach und nach vorgetragen von Fagon, Tournefort, S. Vaillant und de Jussieu; menschliche Anatomie von Duverney, Dionis, Winslow, Ferrein und Vicq-d'Azyr; Chemie von Fagon, E. F. Geoffroy, Lemery, den beyden Rouelle und Macquer. Bis zum Jahre 1732 war die Anstalt unter der Direction der königlichen Leibärzte gestanden; alsdann kam sie, schon unter dem Titel als Jardin royal des plantes, unter die Administration du Fay's, eines jungen Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, was eine sehr glückliche Wahl war. Sein Nachfolger wurde Buffon und unter diesem nahm die Anstalt nunmehr einen reißenden Aufschwung, nur in der zoologischen Partie war sie nicht sonderlich vorgerückt, indem sie z. B. an Säugthieren bloß etliche ausgestopfte Stücke und an Vögeln nicht mehr als 433 Exemplare, die mit Schwefel präparirt und dadurch größtentheils verbrannt waren, enthielt.

So fand denn Geoffroy keine sonderlichen Hülfsmittel vor, als er beym Pflanzengarten eintrat und zum Erstenmale an demselben Vorträge über die Zoologie halten sollte. Es waren dieß überhaupt die ersten, die in Frankreich zu Stande kamen, denn wiewohl Daubenton am Collége de France Professor der Naturgeschichte war, so beschränkte er sich doch nur auf allgemeine Betrachtungen über dieselbe und trug speziell bloß Mineralogie vor. Es war demnach Geoffroy und seinem Collegen Lamarck vorbehalten, den zoologischen Unterricht in Frankreich einzuführen, und sonderbarer Weise waren es nicht eingeübte Zoologen, die dazu ausersehen waren, sondern der eine von ihnen, Geoffroy, war Mineralog und der andere, Lamarck, Botaniker gewesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Vie, travaux et doctrine scientifique d'Etienne Geoffroy Saint-Hilaire.

(Schluß.)

Beyde waren aber von gleichem Feuereifer beseelt, sich in die neuen Fächer hineinzufinden, und da diese damals noch sehr wenig cultivirt waren, so war die Aufgabe mit gutem Willen wohl zu lösen. Schon am 6. Mai 1794 konnte Geoffroy seine Vorlesungen eröffnen, und dieselben wurden mit großem Beyfall aufgenommen. Auch für die Vermehrung der Sammlung sorgte er aufs eifrigste, so beschränkt übrigens anfänglich die Mittel waren, denn die beyden Professoren der Zoologie hatten zusammen nur einen Gehülfen und konnten miteinander für die beyden Curse nur über 600 Francs disponiren. Geoffroy wußte bald größere Mittel herbeyzutreiben, und ohne nur noch für die Kosten gedeckt zu seyn, wagte er es, mit dem Museum eine Menagerie zu verbinden, die bald die allgemeine Aufmerksamkeit und Bewunderung erregte und noch jetzt auf dem Continente einzig in ihrer Art dasteht.

Noch ein anderes höchst wesentliches Verdienst erwarb sich Geoffroy um diese Zeit, indem er es war, der Cuvier nach Paris berief und ihm eine Stellung am Museum verschaffte. Ohne diese Berufung hätte Cuvier vielleicht nie Mittel und Gelegenheit gefunden zu dem Ruhme zu gelangen, der seinen Namen unsterblich gemacht hat. So ist es, wie in so vielen andern Fällen, ein geringfügig scheinender Umstand, der dem Leben eines großen Mannes die ganze Richtung angewiesen hat. Mit dieser Berufung verhielt es sich aber folgendermassen. Tessier, ein Freund der Geoffroy'schen Familie, war nach der Normandie entflohen, um dort in Sicherheit vor der angedrohten Verfolgung leben zu können. Dort hatte er den jungen Cuvier kennen gelernt, der auf dem Schlosse Fiquainville die Erziehung des Sohnes des Herrn d'Hericy leitete. Tessier erkannte bald das eminente Talent des jungen Lehrers und beeilte sich, Geoffroy darauf aufmerksam zu machen. Beyde kamen bald in brieflichen Verkehr und die schriftlichen Ausarbeitungen, die Cuvier an jenen einsandte, bewogen denselben, den Naturforscher von Fiquainville zu sich einzuladen. So große Lust auch Cuvier hatte, den Ruf anzunehmen, so wollte er doch nicht ohne Weiteres seine gesicherte Stellung bey der Familie d'Hericy aufgeben und verlangte bloß, daß er mit seinem Zögling einige Monate in Paris zubringen dürfte. Diese Forderung wurde von der Familie bewilligt und der Prinz von Monaco, mit dem sie in Bekanntschaft stand, bot Cuvier und seinem Zögling eine Wohnung in seinem Hause an. So kam Cuvier zu Anfang des Jahres 1795 nach Paris, und zwischen ihm und Geoffroy entspann sich nun das innigste Freundschaftsverhältniß. Der Vermittlung seines Freundes hatte es Cuvier zu verdanken, daß er schon im Juli desselben Jahres zum Suppléant des Professors der vergleichenden Anatomie ernannt wurde und damit war er für immer dem Pflanzengarten gewonnen.

Im Jahre 1798 kam Berthollet zu Cuvier und Geoffroy und lud sie im Auftrage Bonaparte's ein, Theil zu nehmen an einer überseeischen Expedition, deren Zielpunkt ihnen übrigens verschwiegen blieb. Cuvier lehnte das Anerbieten ab; Geoffroy nahm es auf der Stelle an. Obwohl die Ausrüstung der Expedition im tiefsten Geheimniß betrieben wurde, so konnte Geoffroy doch aus der Wahl der Bücher für die wissenschaftliche Commission schließen, wohin sie gerichtet seyn möchte. Als er daher im April 1798 mit seinem Collegen Savigny, seinem Bruder M. A. Geoffroy, damals Ingenieur-Hauptmann und dem Maler Redouté Paris verließ, hatte er sich gleichmäßig auf die wissenschaftliche Untersuchung von Syrien und Aegypten vorbereitet. In zwey Monaten hatte Bonaparte in Toulon 36,000 Soldaten, 10,000 Matrosen, außerdem Künstler und Gelehrte wie Monge, Fourier, Malus, Berthollet, Dolomieu, Geoffroy, Larrey u. A. vereinigt. Am 19. Mai 1798 verließen alle voll Enthusiasmus den Hafen von Toulon unter dem Commando des Admirals Brueys, und am 30. Juni landeten sie an der Küste von Alexandrien.

So war denn Aegypten der wissenschaftlichen Commission für ihre Arbeiten geöffnet und Geoffroy machte sich auch sogleich ans Werk. Schon nach einem Monat wurde er von Rosette nach Cairo berufen, indem Bonaparte beschlossen hatte, hier ein Institut zu gründen und eine Commission von sieben Mitgliedern, nämlich Geoffroy, Monge, Berthollet, Costaz, Desgenettes und die Generale Andreossy und Caffarelli, sollte die Statuten desselben entwerfen. Bonaparte wurde durch Wahl zum Mitglied und Vicepräsidenten des ägyptischen Instituts ernannt, das der Mittelpunkt für alle wissenschaftlichen Arbeiten wurde. Für Geoffroy war dieß eine glückliche Zeit; er konnte sowohl seinem wissenschaftlichen Eifer sich hingeben, als auch mit einer Menge ausgezeichneter Personen verkehren, deren Achtung er sich durch seinen offenen, heitern und gutmüthigen Charakter erworben hatte. In besonderer Gunst stand er bey Bonaparte, bey dem er freyen Zutritt hatte und der ihn zum Begleiter auf seinen Excursionen wählte. In dieser Gunst blieb er auch beym nachherigen Consul und Kaiser. La Malmaison und die Tuilerien blieben ihm eben so geöffnet als der Palast von Esbekieh. Er war einer der ersten, der aus der Hand des ersten Consuls das Kreuz der Ehrenlegion empfieng, und gleich seinen Collegen Fourier und Costaz wurde ihm eine Präfektur angeboten, die er jedoch ausschlug, weil er die Wissenschaft und Unabhängigkeit zu sehr liebte, um goldene Ketten zu tragen. Noch auf Helena unterhielt sich Napoleon mit Bertrand über ihren frühern Gefährten in Aegypten, und er hat dessen Namen in Ehren in seinen Memoiren erwähnt.

Man weiß, welchen unglücklichen Ausgang die ägyptische Expedition hatte, und auf den ihr beygegebenen Gelehrten lastete er um so schwerer, als Menou, der zuletzt den Oberbefehl über die französische Armee führte, absichtlich der größten Brutalität gegen sie sich befliß, ja sogar in der Kapitulation, die er mit den Engländern abschloß, zugestand, daß alle wissenschaftlichen Sammlungen letzteren übergeben werden sollten. Vergebens hatte sich die Commission an Menou wie an den englischen General gewendet, um Aufhebung dieses Punktes der Kapitulation zu erhalten; der letztere hatte bereits Hamilton beauftragt, die von den Franzosen gesammelten wissenschaftlichen Schätze in Empfang zu nehmen. Man kann sich leicht die Bestürzung der französischen Gelehrten denken, denen auf einmal die Früchte ihrer mühseligen Forschungen entzogen werden sollten. Geoffroy war es, dessen entschlossenes Auftreten doch noch den Sieg errang, denn mit der größten Bestimmtheit erklärte er dem englischen Commissär, daß er und seine Gefährten alle ihre Sammlungen eher verbrennen als sie den Engländern überlassen würden; diese möchten dann über ihre Personen disponiren, wie es ihnen beliebte,

aber die Nachwelt würde es nicht vergessen, daß auch die Engländer eine Bibliothek in Alexandrien verbrannt hätten. Diese determinirte Erklärung hatte ihre Wirkung; denn alsobald wurde es den Franzosen verstattet, ihre Sammlungen mitzunehmen und in den letzten Tagen des Januars 1802 kam Geoffroy nach Paris zurück, wohin ihm auch bald seine Sammlungen nachfolgten.

Hier konnte er sich nun in Muße und unterstützt von allen literarischen Hülfsmitteln seinen Studien hingeben, als er auf einmal wieder zu einer größern Expedition aufgefordert wurde. Eine französische Armee war unter Junot in Portugal eingefallen und hatte im November 1807 Lissabon besetzt. Napoleon wollte nicht bloß das Land, sondern auch dessen wissenschaftliche und Kunstschätze in Besitz nehmen, und Geoffroy erhielt den Auftrag, aus denselben das auszuwählen, was ihm von Wichtigkeit erschiene. Geoffroy, obschon erst seit etlichen Jahren verheirathet, nahm doch den Antrag an, da sein lebhaftes Temperament ihn gern zu dem Ungewöhnlichen hinzog. Indem er aber recht wohl fühlte, daß er hier gegen die Portugiesen eine Rolle übernehmen sollte, die erst vor wenig Jahren Hamilton gegen ihn und die übrigen Mitglieder des französischen Instituts in Aegypten gespielt hatte, so nahm er, um der ihm übertragenen Plünderung der portugiesischen Sammlungen einen milderen Anschein zu geben, mehrere Kisten voll naturhistorischer Gegenstände mit, mit denen er die damals so seltenen und kostbaren Naturerzeugnisse Brasiliens, die in den dortigen Sammlungen vorfindlich waren, ersetzen wollte.

So machte sich Geoffroy auf den Weg in Begleitung eines jungen Mannes Delalande, Präparators am Museum, der ihm als Gehülfe und Sekretär beygegeben war. Kaum aber hatten beyde Madrid verlassen, so brach dort der Aufstand gegen die Franzosen los, die alle niedergemetzelt wurden. Auch Geoffroy und sein Gefährte wurden bald von demselben erreicht, und nur mit Mühe gelang es der Escorte, die sie nach Merida zu liefern hatte, sie den Händen des wuthentbrannten Volkes zu entreißen. Hier wurden sie in den gemeinschaftlichen Gefängnißsaal mitten unter Verbrecher gebracht; aber auch hier waren sie nicht geborgen, da sie von letzteren mit Verwünschungen und Drohungen empfangen wurden und es wenig fehlte, daß sich nicht ein blutiger Kampf erhoben hätte. In dieser Weise verflossen drey Tage, während denen das Volk fortwährend die Auslieferung seiner Schlachtopfer verlangte und das Gefängniß zu stürmen drohte. Ohne Aussicht auf Hülfe schienen sie hier unrettbar verloren, als sich auf einmal und ganz unerwartet Rettung darbietet. Wenige Tage nämlich vor ihrer Gefangennehmung war ihnen auf der Straße eine Dame begegnet, die sich leicht verwundet hatte und die sie in ihrem Wagen nach der benachbarten Stadt hatten bringen lassen, während sie zu Fuße nachfolgten. Dieser kleine Liebesdienst war es, der ihnen jetzt das Leben rettete, denn diese Dame war die Nichte des Gouverneurs von Estremadura, die, kaum in Merida angekommen, von der Gefahr hört, in der die beyden Franzosen schweben, als sie sich beeilt, ihnen die Freyheit zu verschaffen. Um Mitternacht öffnet sich ihr Gefängniß und sie werden unter Bedeckung nach Elvas, der nächst gelegenen portugiesischen Stadt gebracht, wo sie sich in voller Sicherheit befanden, indem dieselbe vom General Kellermann besetzt war.

In Portugal führte Geoffroy seinen Auftrag mit großer Mäßigung aus, indem er nicht, wie er wohl dazu ermächtigt war, aus den öffentlichen Sammlungen mit Gewalt etwas nahm, sondern auf

dem Wege der Güte und des Umtausches das Meiste an sich brachte. Wenn er hiebey im großen Vortheil stund, so kam dieß daher, daß die Portugiesen selbst wenig Werth auf die Schätze ihrer Sammlungen legten und deßhalb leicht zu ihrer Abgabe zu bewegen waren. Daß die Portugiesen in dieser Beziehung sich wirklich nicht zu beklagen hatten, geht daraus hervor, daß, nachdem die Alliirten aus den pariser Museen das ihnen Geraubte zurückholten, der hiezu ebenfalls aufgeforderte portugiesische Gesandte erklärte, daß er nichts zu reclamiren habe. Gegen die portugiesischen Gelehrten befließ sich Geoffroy der größten Humanität, und wo er einem bey dem französischen Gouvernement einen Dienst erzeigen konnte, war er auf der Stelle dazu bereit. Indeß auch hier wie in Aegypten machten die Engländer der französischen Herrschaft bald ein Ende, und nur mit Mühe gelang es Geoffroy, von ihnen die Erlaubniß zu erhalten, den größten Theil seiner Sammlungen nach Frankreich fortschaffen zu dürfen, wohin er ebenfalls auf einem englischen Schiffe gebracht wurde.

Geoffroy lebte nunmehr wieder ruhig seiner Wissenschaft, bis der Sturz Napoleons erfolgte, was ihm den tiefsten Kummer verursachte. Während der hundert Tage war er sogar in die Deputirtenkammer gewählt worden und er nahm die Wahl an, weil in den Tagen der Gefahr er es für Pflicht hielt, den öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes seine Dienste nicht zu entziehen. Als die Krisis vorüber war, trat er wieder in die Stille des Privatlebens zurück. Das schmerzlichste Ereigniß, was ihn betraf, war der offene Kampf, in den er hinsichtlich seiner naturphilosophischen Ansichten mit Cuvier gerieth und in dessen Detail wir hier nicht weiter eingehen wollen, da Göthe's Bericht hierüber allgemein bekannt ist. Wir können es dem Sohne nicht verdenken, wenn er hiebey ganz auf die Seite seines Vaters tritt und seitdem auch dessen Ansichten fortwährend vertheidigt; im Ganzen hat sich jedoch die öffentliche Meinung zu Gunsten Cuvier's entschieden.

Dieser Streit war noch kaum beendigt, als die Julirevolution ausbrach. Geoffroy begrüßte sie mit Freuden, den er sah in ihr in seinem Enthusiasmus die Wiederherstellung der französischen Unabhängigkeit nach Außen und der bisher unterbrochenen Fortentwicklung ihrer nationalen Freyheiten. Er wollte die Revolution jedoch ohne alle Excesse und eben deßhalb war er behülflich, den Erzbischof von Paris, dem er übrigens bisher persönlich unbekannt war, aus den Händen des rasenden Volkes zu erretten. M. Serres hatte diesen zuerst im Spital de la Pitié verborgen; als jedoch hier keine Sicherheit mehr für ihn war, nahm ihn Geoffroy in sein Haus auf, woraus er ihn erst am 14. August entließ, an dem nämlichen Tage, an dem er vor 38 Jahren seinem Lehrer Hauy den Befreyungsbefehl überbracht hatte. So suchte der edle Geoffroy überall, wo er nur konnte, Hülfe zu bringen, selbst mit Gefahr seiner eignen Sicherheit und seines Lebens.

Im Juli 1840 hatte Geoffroy das Unglück zu erblinden; ein Uebel, das ihn schon einmal in Aegypten 29 Tage lang befallen hatte. Zugleich nahmen seine körperlichen Kräfte, nicht aber die Ruhe und Heiterkeit seines Gemüthes, immer mehr ab, bis ihn ein sanfter Tod am 19. Juni 1844 in seinem 72. Lebensjahre aus diesem Leben abrief. Sein Andenken lebt fort in den Annalen der Naturwissenschaften.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Mai.
Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 8. Januar 1848.

Über die Tumale-Sprache von Dr. Lorenz Tutschek.

Herr Dr. Lorenz Tutschek wird von dem Sekretär eingeführt. Ein Bruder des verstorbenen Dr. Karl Tutschek, der früher der Classe über die von ihm grammatisch und lexikalisch dargestellte Galla-Sprache Vortrag erstattet hatte, hat er jene Untersuchungen seines Bruders fortgesetzt, seinen Nachlaß veröffentlicht, und was jener über die Tumale-Sprache bemerkt hatte, aus den Mittheilungen eines Individuums jener Nation weiter geführt. Ueber die Ergebnisse dieser Untersuchungen erstattete er der Classe nachstehenden Vortrag.

In der Sitzung der philos. Classe am 2. Jan. 1841 hatte mein sel. Bruder Karl die Ehre, Vortrag zu erstatten über die Studien, welche er in den Muttersprachen und heimathlichen Verhältnissen seiner vier Zöglinge, der von Sr. K. Hoheit dem Herzog Maximilian aus dem Orient nach München gebrachten Mohren, gemacht hatte. Sein damals gelesener Abriß der Grammatik der Galla-Sprache wurde später von ihm weiter ausgearbeitet, und sein Galla-Lexicon, dessen Anfänge er, wenn ich nicht irre, ebenfalls zu jener Zeit vorlegte, erhielt nachher die Vollendung von seiner Hand. Ein Jahr später hielt er einen zweyten Vortrag, in welchem er sich über die geographischen Verhältnisse des Landes Tumale verbreitete und die Uebersetzung eines Dictates aus seiner reichhaltigen Tumale-Literatur mittheilte. Die genannten Galla-Werke konnte er nicht mehr selbst zur Veröffentlichung bringen, denn während er mit den Vorarbeiten zur Herausgabe beschäftigt war, überraschte ihn der Tod im Jahre 1843. Es war deßhalb mir vorbehalten, jene schönen Arbeiten seines strebsamen Geistes der Oeffentlichkeit zu übergeben und sie erschienen, von mir noch vermehrt durch den zweyten Theil des Lexicons, in den Jahren 1844 — 45 *). In Erforschung der Sprachen seiner andern zwey Zöglinge, des Darfurianers und des Dinka hatte er vergleichsweise sehr wenig gethan, für das Tumale aber mit unglaublichem Fleiße eine große Menge Materialien gesammelt, die, wie bey seinem Studium der Galla-Sprache, von ihm zur grammatischen und lexicalischen Bearbeitung benützt werden sollten.

Schon während der Herausgabe der drey Galla-Werke hatte nun auch ich begonnen, mich mit der Tumale-Sprache zu beschäftigen und fand so großen Reiz in diesen Studien, daß ich, obwohl seitdem häufig für längere Zeit unterbrochen, nie der Absicht entsagen konnte, in derselben Aehnliches zu leisten, wie mein Bruder im Galla gethan. Mein Ver-

*) A Grammar of the Galla Language, und: Dictionary of the Galla-Language, by Charles Tutschek, 3 Vols. Munich 1844 — 45. Literarisch artistische Anstalt.

fahren dabey war ganz dem seinigen nachgebildet, denn wie ihm, so dienten auch mir die in der Muttersprache seines Zöglings niedergeschriebenen Dictate als Grundlage für die Erforschung der grammatischen Verhältnisse und für die Bereicherung und Vervollständigung des von ihm angelegten Lexicons, wobey der Repräsentant jenes Landes, Dgalo Dgondan Aré, der nunmehr der deutschen Sprache vollständig mächtig ist und dessen Geistes-Anlagen sich unterdessen trefflich entwickelt haben, mir als Commentator erfolgreich an die Hand ging.

Folgende Abhandlung soll einen allgemeinen Ueberblick über die Grammatik seiner Sprache geben und wird nur da etwas in das Detail eingehen, wo die Sprache besondere Eigenthümlichkeiten zeigt und daher vorzüglich das Interesse der vergleichenden Sprachforschung in Anspruch nimmt. Bey Ausarbeitung der vollständigen Grammatik werden ohne Zweifel in einzelnen Theilen große Lücken bleiben, die nur nach und nach, zum Theil vielleicht gar nie ausgefüllt werden können; denn es wird mir kaum gelingen, alle in Dgalo's Dictaten vorkommenden Formen, besonders die Verbalformen, welche eine auffallende Mannichfaltigkeit zeigen, genügend zu erklären, und es ist ferner für eine erschöpfende Lösung der Aufgabe die einzige Autorität, die mir als lebendige Quelle für meine Forschungen zu Gebote steht, bey weitem nicht ausreichend. Die Hauptgrundsätze glaube ich jedoch glücklich aufgefunden und so für künftige Forscher in dieser Sprache den Weg angebahnt zu haben.

Die Tumale-Sprache wird in ziemlich großer Ausdehnung in den Nuba-Bergen südwestlich von Kordofan gesprochen (etwa zwischen dem 47° und 48° O.L. und dem 11° und 12° N.B.) und ihre Grenzen sind, oberflächlich angenommen: im Norden Tokole (nach Rüppell *) Takele oder Teggele), im Osten die Deier Gebirge **), im Süden Shabun, im Westen Kolfan oder Koldagi. Letztere beyde Puncte werden jedoch vom Sprachgebiete des Tumale nicht ganz erreicht.

Das Volk der Yumale *), dessen bis jetzt in keinem mir bekannten afrikanischen Reisewerke Erwähnung gethan ist, beschäftigt sich vorzüglich mit Ackerbau und Viehzucht, wofür seine nach Dgalo's Versicherung herrlichen Gebirgstriften und die sehr üppigen fruchtbaren Thäler reiche Gelegenheit bieten. Die Regierung mag erblich monarchisch genannt werden, jedoch mit der Beschränkung, daß der erbliche König von Tumale-Tokoken und der unter ihm stehende Fürst von Tumale-Debili dem König von Tokole (Takle) tributpflichtig sind, so wie letzterer wiederum unter der Oberherrlichkeit des ägyptischen Vicekönigs steht. Die Religion des Volkes ist ein durch vielfachen Geister-, Heiligen- und Dämonen-Glauben verunreinigter Monotheismus, welcher jedoch in einer Art von hierarchischen Kirchenverfassung eine bleibende Grundlage hat, und dem ein nach bestimmten Regeln geübter ziemlich ausgebildeter religiöser Cultus zur Seite steht. Die höchste geistliche Würde ist nämlich durch eine Oberpriesterin, die sogenannte Amni in Tilme repräsentirt, welche dem ersten Heiligthume des Landes vorsteht, und deren Autorität sich nicht nur über die beyden Tumale (Tumale-Debili und Tumale-Tokoken), sondern noch über eine gute Zahl anderer, kleinerer und größerer Negerreiche erstreckt. Die Würde sammt dem stereotypen Namen Amni erbt von der Oberpriesterin, wenn sie stirbt, durch freye Wahl oder Vorausbestimmung auf ihre Nachfolgerin über. Die jeweilige Besitzerin derselben genießt allgemein eine fast an göttliche Verehrung gränzende Achtung und gilt als die oberste Vermittlerin der Fürsten und Völker mit der Gottheit und den guten Geistern. Ihre Orakelsprüche werden für unfehlbar gehalten. Unter ihr stehen die Könige und Fürsten, welche mit ihrer Würde als Herrscher in der Regel zugleich jene von Oberpriestern verbinden und bey großen religiösen Feyerlichkeiten als solche in den Heiligthümern fungiren. Die gewöhnlichen gottesdienstlichen Handlungen werden von Priestern

*) Dr. Ed. Rüppell, Reisen in Nubien, Kordofan ꝛc. p. 150.

**) Russegger, Reisen in Europa, Asien und Afrika, Band II. Theil 2. p. 174.

*) Der einzelne Bewohner des Landes heißt Umale, wovon Yumale oder Sumale der Plural ist.

(ime, urit) geübt, deren Zahl groß, aber nicht übermäßig zu seyn scheint. Letztere sind zugleich Aerzte, und Einzelne von ihnen stehen nach Dgalo's Versicherung in einer sehr hohen Achtung von medizinischer Weisheit, welche, gleichwie die Fähigkeit Orakelsprüche zu ertheilen, durch die in Folge der erhaltenen Priesterweihe ihnen inwohnenden guten Geister vermittelt wird. — In Tumale ist die Beschneidung üblich; diese wird aber nicht wie bey Juden, Muhamedanern ꝛc. im kindlichen Alter, sondern erst nach erreichter Mannbarkeit unter religiösen Ceremonien vorgenommen und bildet alljährlich den Schluß des mit großer Feyerlichkeit begangenen Erntefestes. — Die inneren Familien-Verhältnisse, welche auf strenge eingehaltene Monogamie gegründet sind, bieten manche interessante Puncte dar, wofür sich bey anderen sogenannten wilden Völkern wohl kaum Analogien finden lassen und über die ich später an einem anderen Orte ausführlicher berichten werde. — Recht und Urtheil über Vergehen und Verbrechen wird im Frieden theils unmittelbar von den Fürsten, theils in Raths-Versammlungen gesprochen; die Normen für die Wahl und Ausdehnung der aufzuerlegenden Strafen oder für Freysprechung sind traditionell, und leiten sich von ähnlichen Fällen früherer Zeiten und dem dabey befolgten Verfahren ab. — Was die Ansichten der Yumale über den Zustand nach dem Tode betrifft, so ist zu erwähnen, daß sie an eine Unsterblichkeit der Seele und an eine einstige Rückkehr jedes Einzelnen auf die Erde glauben. Den Weg der Seelen von Verstorbenen in die Unterwelt (alhindgi) malt sich der Umale auf eine Weise aus, die eine auffallende Aehnlichkeit mit der mythischen Auffassung desselben Gegenstandes hat, wie wir sie von den alten Griechen kennen; denn es findet sich in der Erzählung davon ein Periphlegeton, ein Charon und selbst der Cerberus ist nicht vergessen, nur hat er hier statt der altgriechischen drey Köpfe einen einzigen. Die in alhindgi verweilenden Seelen erkundigen sich bey den Neuangekommenen nach ihren Verwandten und Freunden auf der Erde und sprechen ihre Sehnsucht aus nach dem Zeitpuncte, wo es ihnen erlaubt würde, wieder zurück zu kehren.

Diese Bemerkungen glaubte ich vorausschicken zu müssen, um damit ein allgemeines Bild von dem Volke zu geben, dessen Sprache in Folgendem einer kurzen Betrachtung unterworfen werden soll.

Die Tumale-Sprache ist, wie oben erwähnt, in keinrm Reisewerke genannt; doch hat, wie schon mein Bruder gefunden, Rüppel in dem seiner Reisebeschreibung (p. 370) unter 6 anderen beygefügten Vocabular der Teggele- (Takle-) Sprache, welches 70 Wörter enthält, der wissenschaftlichen Welt einen Repräsentanten derselben vorgelegt, indem nämlich alle jene Wörter, mit einziger Ausnahme von zweyen theils mit dem Tumale, theils und hauptsächlich mit dem Dai (Deier nach Russegger), einem Dialect des ersteren, übereinstimmen. Dgalo hat in seiner Knabenzeit alljährlich mehrere Monate lang bey Verwandten in Dai gelebt, dabey den dort gesprochenen Dialect ziemlich genau kennen gelernt, und konnte daher die Uebereinstimmung der Mehrzahl jener Teggele-Worte mit letzterem Dialect bestätigen.

Die in der Sprache vorkommenden Laute sind leicht durch unsere Schriftzeichen auszudrücken; es es sind dieselben Vocale und meist auch Consonanten, die wir im Deutschen haben, und ich hatte von letzteren bey Feststellung des Tumale-Alphabets *) nur folgende wegzulassen: c, p, q, v, x und z; dagegen mußten als eigene Laute aufgestellt werden: ê, unserem ä entsprechen; ferner dg und ng. Ganz neu aufzunehmen waren ñ (dem Spanischen entlehnt und ausgesprochen wie dort); n̄g, ein dem ñ ähnlicher Laut, welchem aber noch ein ganz leises in der Tiefe des Mundes gebildetes Schnalzen folgt und endlich ŭ, ein Laut, welcher mitten zwischen o und u liegt.

Zu letzteren drey der Sprache eigenthümlichen Lauten kommen noch die Vocale a, e, i, o und u

*) Eine Schrift existirt nicht in Tumale. Nur ausnahmsweise verstehen Priester Arabisch zu schreiben und lehren es wohl auch den Kindern von Fürsten oder anderen angesehenen Leuten. Es ist kaum zu vermuthen, daß je etwas in der Tumale-Sprache mit arabischen Schriftzeichen geschrieben wurde.

als Halb-Vocale (ähnlich den hebräischen Schevas), als eine Art von Stöhnlauten, welche äußerst häufig vorkommen, sehr kurz gesprochen werden, aber trotz dieser Kürze Sylben bilden. Bey Bezeichnung dieser Halb-Vocale im Schreiben folgte ich dem Vorgang meines Bruders im Galla, wo dieselben Laute, aber nur am Ende von Worten vorkommen. Sie sind klein gedruckt und stehen über der Linie, z. B. abd^{e}rr^{a}k eine Schlangenart; y^{e}s^{e}lub^{a}k, ich überschreite. Ein Beyspiel von einem 5-sylbigen Worte, in welchem alle 5 Sylben durch Halbvocale gebildet sind, ist: k^{e}dg^{e}f^{a}d^{a}kd^{e}n!, welches durch Ansetzung von Vor- und Nachsylben aus dem einsylbigen Stamme fd^{a}k, öffnen, entstanden ist; es ist die 2. Pers. Plur. Imperativi in der negativen Form: öffnet nicht (sc. den Mund), redet nicht!

Die in der Sprache vorkommenden Diphthongen sind: au, ai, ei, oi, ui und ûi.

Die äußere Physiognomie der Tumale-Sprache, wenn man den Eindruck, den sie auf den Hörer macht, so nennen darf, zeichnet sich durch ein entschiedenes Vorwiegen der Consonanten über die Vocale aus, was schon in Worten, die volle Vocale haben, ziemlich merklich hervortritt, noch mehr aber durch das nahe Aneinanderrücken der Consonanten in solchen Worten bedingt ist, deren Sylben durch Halbvocale gebildet sind. Dadurch erhält die Sprache selbst im Munde des Eingebornen etwas Rauhes, so zu sagen Holperichtes. Obwohl diese Rauhheit im Fluß der Rede vielfach gemildert wird durch das Dazwischentreten volltönender Vocale und Diphthongen, so macht doch die stete Wiederkehr der Häufung der Consonanten, daß das Tumale im Vergleich mit dem Galla sehr in den Hintergrund tritt in Bezug auf Wohllaut. Das Galla klingt wegen seines Reichthums an Vocalen und des Vorwaltens der weichen Consonanten, deren Häufung sorgsam vermieden wird durch Einschieben von Vocalen, äußerst melodisch, nicht unähnlich dem Italienischen, und scheint von selbst zu Gesang und Reim einzuladen*). Daher auch die große Zahl von regelmäßig scandirten, oft wahrhaft kunstvoll gereimten Liedern, welche mein Bruder von seinen drey Galla-Referenten erhielt und niederschrieb. Die Tumale-Sprache dagegen erlaubt in Gesängen nur eine Art parlando, denn von Rhythmus und Reim, ebenso wie von Melodie in unserem Sinne, ist in den von Ogalo mitgetheilten Liedern nirgends eine Spur aufzufinden.

Die Zeitwörter bieten dem Forscher in dieser Sprache mehr Schwierigkeiten dar als wohl in irgend einer andern. Viele derselben erscheinen in einer so großen Mannichfaltigkeit der Formen, daß man kaum glauben sollte, mit einer entsprechenden Deutung derselben zu Stande zu kommen. Doch haben sich mir während meiner seitherigen Studien schon viele Formen bey einer großen Zahl von Verben als stetig wiederkehrend herausgestellt, so daß ich namentlich im Stande bin, allgemeine Gesetze der Conjugation aufzustellen, die nur hie und da unzureichend und unanwendbar erscheinen.

Das Tumale besitzt wie das Galla die Fähigkeit, durch Anhängung gewisser Endungen an einen primitiven Verbalstamm eine Reihe neuer Zeitwörter zu bilden. Diese Endungen sind: ani, andi, ini, indi, ia, dga; jede derselben modificirt, wahrscheinlich nach bestimmten Gesetzen, die ursprüngliche Bedeutung des Primitiv-Worts, indem sie dieses entweder transitiv oder intransitiv, causativ, zum verb. reciproc. etc. macht. Die Gesetzlichkeit in der Modification der Bedeutung durch die einzelnen Endungen kann bis jetzt nur vermuthet werden, denn ich habe noch keine allgemein giltigen Normen dafür aufgefunden, wie dieß meinem Bruder im Galla (vgl. Grammat. Nro. 53 — 91) gelungen ist. Nur die Anhängsylbe dga, die so ziemlich den meisten Zeitwörtern angehängt werden kann, gibt der in dem Worte liegenden Bedeutung immer den Sinn der Herwärtsbewegung, der gegen uns her gerichteten Thätigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Grammar of the Galla - Language, num. 37.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 30.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9. Mai.
Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Tumale-Sprache von Dr. Lorenz Tutschek.

(Fortsetzung.)

Aber nicht nur durch Anhängung neuer Endungen werden die primitiven Zeitwörter modificirt, sondern viele können auch eine Vermehrung von vorne annehmen, wodurch sie zu neuen Zeitwörtern mit veränderter Bedeutung werden. Dieß geschieht durch Vorsetzung der Laute n und ng. Von manchen Stammverbis sind die meisten der genannten Formen in Gebrauch, von anden nur die eine oder die andere; und viele Zeitwörter sind nur in einer dieser Formen vorhanden, so daß sich von denselben kein in der Sprache gebräuchliches Primitiv-Wort auffinden läßt. Der Anschaulichkeit wegen möge für das Gesagte ein Beyspiel hier seine Stelle finden:

kor^{a}k heißt: stehlen, rauben.
ngkor^{a}k, trans. berauben.
korani, korini } für einen Andern stehlen.
korandi, korindi, koriandi } auf Raub, Plünderung ausgehen.
koradga, korandga } durch Rauben herbeyschaffen, „herstehlen," wie Dgalo sich auszudrücken pflegt.

Es gibt nach meinen seitherigen Erfahrungen im Tumale nur eine einzige Conjugation. Die Mehrzahl der Zeitwörter erleidet nämlich gewisse Formenveränderungen und Zusätze, um die verschiedenen Zeit-, Zahl- und Personen-Verhältnisse auszudrücken. Neben diesen gibt es aber eine kleinere Zahl, bey welchen im Allgemeinen nach denselben Regeln verfahren wird, die jedoch zu gleicher Zeit Veränderungen des Stammes, Versetzungen von Buchstaben ꝛc. vornehmen, welche noch nicht unter bestimmte Gesetze gereiht werden konnten. Diese müssen deßhalb vorläufig als „unregelmäßige" Zeitwörter gelten.

Das Tumale hat vier Zeiten: ein Praesens, zwey Praeterita und ein Futurum. Nicht von jedem Zeitwort sind beyde Praeterita in Gebrauch, und da, wo nur eines vorkommt, ist es immer das erste, welches fehlt. Es scheint auch, daß beyde dem Sinne nach nicht wesentlich verschieden sind; wenigstens gebraucht Dgalo in seinen Dictaten beyde ohne Unterschied, ob er nun das erzählende Imperfect oder das die abgeschlossene Vergangenheit bezeichnende Perfect ausdrücken will. Zu bemerken ist übrigens noch, daß, wie auch in andern Sprachen, in der Lebhaftigkeit der Erzählung sehr häufig das Praesens im Sinne eines Praeteriti gebraucht wird.

In jedem Tempus hat das Zeitwort zwey Numeri, und in jedem der letzteren die drey Personen. Die persönlichen Fürwörter werden in der Regel den Verbalformen vorgesetzt, doch bleiben sie auch häufig weg, ohne daß dadurch dem Verständniß geschadet wird.

Eine Flexion im Sinne der indo-germanischen Sprachen gibt es im Tumale nicht, sondern die einzelnen Personen des Zeitworts werden durch Vor-

setzung gewisser Buchstaben oder Sylben vor den Stamm oder die aus ihm gebildeten abgeleiteten Verbalformen ausgedrückt, wobey die Endung unverändert bleibt. Daß im Praeterit. II. hinten ein e und im Futur. rungen als Characteristica dieser Zeiten angehängt wird, bedingt keine Ausnahme letzterer Regel, denn auch diese Endungen bleiben durch alle Personen des Sing. und Plur. unverändert. Aehnliches gilt vom Passiv.

Daß die Sprache ein Passivum besitzt scheint mein Bruder nicht gewußt zu haben; ich habe erst vor Kurzem gefunden, daß wirklich ein solches existirt. Es wird jedoch im Ganzen selten angewendet, da das Passiv-Verhältniß leicht durch Umschreibung ausgedrückt werden kann.

Folgende Tafel enthält die Paradigmen

1. des verb. substantivi en, seyn, welches im Sinne eines Hilfszeitworts nur zur Bildung der weiter unten zu erörternden negativen Verbalformen benützt wird.
2. Des regelmäßigen Zeitworts alm^{a}k, sammeln, anlesen;
3. eines unregelmäßigen: ayo, trinken, und
4. des Passivs von dem transitiven Zeitwort b^{e}rr, schlagen.

Praesens

Sing.	Sing.
ngi yen, ich bin	ngi yalm^{a}k, ich sammle
ngo wen	- walm^{a}k,
ngu en	- alm^{a}k
Plur.	**Plur.**
nginde nen	- nalm^{a}k
ngonda ngon	- ngalm^{a}k
ngenda ken	- kalm^{a}k

Praeteritum I.

Sing.	Plur.
ngi yirin	- yêlm^{a}k
ngo wirin	- wêlm^{a}k
ngu irin	- êlm^{a}k
Plur.	**Plur.**
nginde nirin	- nêlm^{a}k
ngonda ngurin	- ngêlm^{a}k
ngenda kirin	- kêlm^{a}k

Praeteritum II.

Sing.	Sing.
ngi yirine	- yêlm^{a}ke
ngo wirine	- wêlm^{a}ke

und sofort wie das Praeter. I.

Futurum.

Sing.	Sing.
ngi yarkrungen	- yalmakrungen
ngo warkrungen	- walmakrungen
ngu arkrungen	- almakrungen
Plur.	**Plur.**
nginde narkrungen	- nalmakrungen
ngonda ngarkrungen	- ngalmakrungen
ngenda karkrungen	- kalmakrungen

Imperativ.

Sing.	Sing.
2. wen, sey du!	k^{a}lmaka
3. ene	ngalmak
Plur.	**Plur.**
1. d^{e}ne	d^{e}ngalmak
2. ngone	k^{a}lmakad^{e}n
3. k^{e}ne	ng^{e}dalmak

Praesens.

Sing.	Sing. Passivum
ngi yayo, ich trinke	d^{e}b^{e}rre, ich werde geschlagen
ngo wayo	n^{e}b^{e}rre
ngu ayo	n^{e}b^{e}rre
Plur.	**Plur.**
nginde nayo	d^{e}ngb^{e}rre
ngonda ngayo	n^{e}ngb^{e}rre
ngenda kayo	n^{e}ngb^{e}rre.

Praeteritum I.

Sing.	Sing.
ngi yoyo	dub^{e}rre
ngo woyo	nub^{e}rre
ngu oyo	nub^{e}rre
Plur.	**Plur.**
nginde noyo	dungb^{e}rre
ngonda ngoyo	nungb^{e}rre
ngenda koyo	nungb^{e}rre

Praeteritum II.

Sing.	fehlt
ngi yoyoe	

ngo woyoe u. s. f. wie das Praet. I.

Futurum.

Sing.	Sing.
ngi yedgrungen	dobrirungen
ngo wedgrungen	nobrirungen
ngu edgrungen	nobrirungen
Plur.	**Plur.**
nginde nedgrungen	d^{e}ngk^{e}brirungen
ngonda ngodgrungen	n^{e}ngk^{e}brirungen
ngenda kedgrungen	n^{e}ngk^{e}brirungen

Imperativ.

Sing.	fehlt.
2. kia, trinke!	
3. nedg od. oyu.	
Plur.	
1. d^{e}ngedg	
2. kiad^{e}n	
3. kg^{e}dedg	

Wie alm^{a}k, so werden alle regelmäßigen Zeitwörter conjugirt. Auf genauere Bemerkungen über die Conjugation kann ich wegen Enge des Raumes hier nicht eingehen.

Der Infinitiv hat, wenn er absolut steht, dieselbe Form wie die 3. Pers. Sing. Präsent. Activi, in welcher überhaupt jedes Zeitwort in seiner reinsten Form erscheint. Steht er abhängig, also z. B. regiert von einem Begriffe „Wünschen, Wollen," so wird das regierte Zeitwort in dieselbe Person und den gleichen Numerus gesetzt, wie das regierende Verb. ngi y^{i}limeni yuniek, ich will sterben, wörtl. ich will ich sterbe (uniek sterben); Til^{u}rung ariamki ng^{e}lumoni ng^{e}sel^{u}bani, Gottes Gesetz wollt ihr übertreten, wörtl. Gottes Gesetz ihr wollt ihr übertretet (limeni, wollen; sel^{u}bani, überschreiten, übertreten). Wenn beyde Zeitwörter auf verschiedene Personen Bezug haben, so ist es anders; in einem solchen Falle tritt logisch das regierte Zeitwort (Infinitiv im deutschen) in jene Person auf welche dasselbe Bezug hat, z. B. k^{e}feneki ngu ringringrongmenki y^{i}mb^{u}te kêfri, laß ihn mit deinem Taubstummen (ringring) die Ziegen hüten, wörtl. laß ihn .... sie hüten, pascunt; kêfri 3. Pers. Plur. Präterit. I von f^{e}r, hüten.

Ein Particip existirt jedenfalls in der Sprache; ich habe eine gute Zahl Beyspiele verzeichnet, die offenbar Participial-Constructionen in sich schließen, allein ich konnte noch keine charakteristische Form für diesen Modus ausmitteln.

Anticipirend muß ich hier von jenen Verbalformen sprechen, welche durch die Verschmelzung von Zeitwörtern mit den Casibus obliquis der persönlichen Fürwörter entstehen. Für den Accus. und Dativ derselben sind nehmlich eigene Worte, oder vielmehr nur Buchstaben und Sylben durch Halbvocale gebildet, vorhanden, welche dem Zeitwort vorgesetzt, mit ihm verschmolzen werden und die gleichzeitig die charakteristischen Conjugations Vorsylben y^{i}, w^{o} n etc. verdrängen. Jene Casus obliqui der persönl. Fürwörter heißen:

d-, mir, mich	d^{e}ngk-, uns
n-, dir, dich	n^{e}ngk-, euch
n-, ihm, ihn (ihr, sie)	n^{e}ngk-, sie.

z. B. b^{e}rr heißt schlagen: ngu d^{a}b^{e}rr, er schlägt mich (d); ngu n^{e}b^{e}rr, er schlägt dich oder ihn; ngu n^{e}ngk^{e}b^{e}rr er schlägt euch, oder sie.

Vergleicht man mit diesen Formen das Paradigma des Passivs, so wird man augenblicklich eine große Aehnlichkeit beyder erkennen, und es ist kaum zweifelhaft, daß das Passiv seine Entstehung einer Verbindung der Casus obliqui der pers. Fürwörter mit dem Zeitwort verdankt.

Die Negation beym Zeitwort wird auf sehr eigenthümliche Weise ausgedrückt. Soll nemlich der Begriff eines Zeitworts negirt werden so tritt

1. vor seinen Stamm der Buchstabe k, welcher durch alle Personen, Numeri und Tempora bleibt und die charakteristischen Conjugations-Sylben verdrängt,
2. die Endung des Zeitworts wird weggeworfen oder nach gewissen Regeln verändert, oder sie bleibt auch unverändert
3. hinter den Stamm oder die modificirte Endung tritt das Hilfszeitwort en, seyn, welches nach dem oben gegebenen Paradygma conjugirt wird und so durch die ganze Conjugation sich dem durch Vorsetzung des k negativ gewordenen Zeitworte anhängt. Ein einziges Beyspiel wird hinreichen dieses Verfahren anschaulich zu machen. Aus obigem alm^{a}k, sammeln, wird in der negativen Form:

Praesens.	Sing.	ngi kalma yen, ich sammle nicht
		ngo kalma wen, du s. nicht ꝛc.
		ngu kalma en
	Plur.	nginde kalma nen etc.
Praeter. I.		ngi kalma yirin
Futurum.		ngi kalma yarkrungen.

Die erwähnten Veränderungen der Endung des Zeitworts in diesen negativen Formen gehören der speciellen Grammatik an.

Das Verbum substantivum en wird negirt durch die Verbindung seiner selbst mit einem eigenen negativen Verbalstamm: kêrê, oder genauer: mit dem Verbalstamm êrê, welchem das genannte k vorgesetzt ist. „Ich bin nicht" heißt also: ngi kêrê yen; Praeterit. I. ngi kêrê yirin; Futurum, ngi kêrê yarkrungen, u. s. f.

Die Substantiva sind theils Primitiv-Wörter, theils abgeleitet, und letzteres hauptsächlich von Zeitwörtern. Ja der Infinitiv sehr vieler Verba kann ohne Weiteres substantivisch behandelt und gebraucht werden.

Der Plural wird auf sehr verschiedene Weise gebildet. Am gewöhnlichsten geschieht dies durch Vorsetzen der Consonanten h, y oder s; z. B. der einzelne Bewohner von Tumale heißt: Umale; der Plural dieses Volksnamens kann heißen Humale, Yumale oder Sumale, Formen, welche alle gleichmäßig in Gebrauch sind. Dasselbe gilt von anderen Volks-Namen und einer Menge von nominibus appellativis. Eine andere Art den Plural zu bilden besteht in der Anhängung eines e am Ende, was jedoch die gleichzeitige Vorsetzung obiger Consonanten nicht ausschließt. Eine dritte Art ist die durch Anhängung eines n, eines s am Ende ꝛc. Auch gibt es eine gute Anzahl unregelmäßiger Plural-Bildungen, welche natürlich alle ihre Stelle im Lexicon finden werden.

Eine Declination hat das Tumale nicht und das Substantiv hat daher in allen Casus-Verhältnissen die unveränderte Form des Nominativs. Nur der Genitivus possessivus, wenn ich ihn so nennen darf, wird auf eine eigene Art ausgedrückt, für welche sich ein treffendes Analogon im deutschen vorfindet. Wie wir nemlich im Volksdialecte häufig hören: dem Vater sein Feld oder; des Vaters sein Feld, so sagt der Umale: dgeñ^{n}rung ra, wörtl. Vater sein Feld, i. e. das Feld des Vaters u. s. f. Der Ablativ wird wie in anderen Sprachen durch Praepositionen (Postpositionen) ausgedrückt.

Das Adjectivum hat im Tumale nur eine einzige Form für beyde Geschlechter, so wie überhaupt weder im Zeitwort noch in den Fürwörtern eigene Worte oder Formen für das weibliche Geschlecht bestehen. Ist in dieser Beziehung das Adjectivum unveränderlich, so zeigt es dagegen in einer anderen die größte Neigung sich dem Substantivum, mit welchem es verbunden ist, zu assimiliren. Dies geschieht durch Vorsetzung der Anfangs-Buchstaben von Substantivis, die mit Consonanten beginnen und ist am auffallendsten und constantesten bey Adjectivis, die mit einem Vocale anfangen, wie folgendes Beyspiel zeigt: utru heißt groß; dieses Wort kann mit den verschiedensten Anfangs-Consonanten erscheinen, je nach den verschiedenen Anfangs-Buchstaben der Substantiva, mit denen es verbunden ist: adg utru ein großer Kopf; plur. hadg hutrun; dget dgutru, ein großer Mann, plur. singet sutrun; dgigat dgutru, ein großes Mädchen, plur. ngingat ngutrun; burt butru eine große Mauer plur. s^{e}burte sutrun; yi yutru, eine große Frau ꝛc. Bey Adjectivis, die mit Consonanten beginnen wird diese Assimilation nicht so constant, doch immerhin häufig genug beobachtet und bey ihnen tritt zwischen ihren Anfangs- und den neuen vom Substantiv gleichsam mitgetheilten Consonanten der Halb-Vocal ^{e} oder ^{i} um die Consonanten auseinander zu halten; z. B. k^{e}mor heißt: gut; dget dg^{i}k^{e}mor, ein guter Mann, plur. singet s^{i}k^{e}more; borlok b^{i}k^{e}mor binta, eine gute Peitsche (inta, ein); borloke b^{i}k^{e}more b^{e}nd^{a}ta, drey gute Peitschen (nd^{a}ta, drey) u. s. f. Dieses Assimilationsstreben, welches sich auch bey den Pronom. possessivis und den Zahlwörtern zeigt, hat meines Wissens keine andere Sprache als die der Kaffern in dieser Art aufzuweisen, und ist gewiß eine der interessantesten Eigenthümlichkeiten des Tumale. Ausführlicheres darüber wird die specielle Grammatik enthalten.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 10 Mai.
Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Tumale-Sprache von Dr. Lorenz Tutschek.

(Schluß.)

Die Comparation wird dadurch ausgedrückt, daß dem verglichenen Gegenstande die Postposition dang^{e}n, „von-weg, von-aus“ angehängt wird, wobey das Adjectivum unverändert in seiner Positiv-Form verbleibt; z. B. ol^{u}m ngu dg^{i}mrong dgutru en ^{a}rtadang^{e}n, der Tieger ist ein größerer Dieb als der Fuchs, wörtl. der Tieger-er-Dieb-groß-ist-Fuchs- vom aus, vom Fuchse (^{a}rta) weg.

Das Adverbium wird durch Vorsetzung des Lautes ng vor das adverbialisch zu gebrauchende Adjectivum gebildet, z. B. ngo ngauwon wêrani, Du sprichst offen, aufrichtig, vom adj. auwon; ngenda ng^{e}k^{o}mor k^{e}barie, sie gingen friedlich auseinander; k^{o}mor, adj. gut, friedlich.

Von den Zahl-Adjectiven kennt Dgalo nur die ersten zehn, und ist trotz allem Nachdenken nicht im Stande, die nachfolgenden wieder aufzufinden, obwohl er versichert, daß er in früher Jugend weiter zählen konnte. Es ist dieses um so auffallender, als in jeder anderen Beziehung sein Gedächtniß außerordentlich treu ist. Die Zahlen von 1 — 10, aus welchen der Unähnlichkeit ihrer Formen nach geschlossen werden kann, daß das Decimalsystem gebräuchlich, wenigstens sicherlich nicht das Fünfer-System in den auf sie folgenden Zahlen herrschend ist, lauten:

1. inta.	6. elel.
2. ^{a}rko.	7. m^{a}rko.
3. nd^{a}ta.	8. dubba.
4. ar^{u}m.	9. funasan.
5. oma.	10. fung^{e}n.

Die Fürwörter sind zum Theil selbstständig, zum Theil angehängt; zu den ersteren gehören die persönlichen, fragenden und unbestimmten; die possessiven erscheinen meist angehängt, und den demonstrativen kommen gleichmäßig beyde Eigenschaften zu. Die persönlichen Fürwörter sind:

ngi, ich.	nginde, wir.
ngo, du.	ngonda, ihr.
ngu, er, sie.	ngenda, sie.

Die Casus obliqui derselben, welche durch eigene mit den Verbalformen verschmolzene Sylben oder Buchstaben ausgedrückt werden, haben schon oben ihre Erörterung gefunden.

Die Pronomina possessiva sind:

ring, mein.	rin, unser.
rong, dein.	ron, euer.
rung, sein.	ren, ihr.

Bezüglich ihrer Aussprache ist zu bemerken, daß dem Anfangs-r fast regelmäßig der Halb-Vocal ^{u} oder ^{e} vorausgeht. — Sie nehmen sämmtlich wie die Adjectiva und Zahlwörter die Plural-Zeichen (s, y, h) an, und assimiliren sich auch nicht selten den Substantivis, mit welchen sie verbunden sind, indem sie die Anfangs-Consonanten derselben annehmen; z. B. so'ya s^{e}ron auki k^{e}deked^{e}n, zieht auch eure Sandalen an (oya, die Sandale); ngenda

ngabnat"m ng°ren kufandi, sie verloren ihr Leben (ng°ren statt: "ren.)

Bezüglich der Pron. possesiva verdient eine Eigenthümlichkeit Erwähnung, welche eben so wohl hieher, wie in die Lehre von den Substantivis gehört. Für die Verwandtschafts-Begriffe „Vater, Mutter und Bruder (Schwester)" hat nämlich die Sprache doppelte Ausdrücke:

baba, Vater und: dgeñ, id.
na, Mutter und: niñen, id.
endien, Bruder (Schwester) und: dgud°ng, id.

Sollen diese Begriffe mit Pronom. possessivis verbunden werden, so wählt man gewöhnlich die Ausdrücke der ersten Reihe (baba, na, endien), welche sich mit allen sechs Fürwörtern verbinden können. Die der zweyten Reihe erlauben nur die Verbindung mit rung, ron und ren, während es falsch wäre zu sagen: dgeñ"ring, niñen"rong, ñud°nge"rin etc. (ñud°nge, plur. irregul. von dgud°ng.)

Das Pron. demonstrativum für die Nähe ist: re, dieser; für die Ferne: ri, jener. Sie sind dem Substantiv oder seinem Prädicate angehängt und nehmen, falls noch ein anderes Pronomen damit verbunden ist, immer die letzte Stelle ein. Stehen sie allein, so wird ihnen in der Regel die Partikel ki, welche eine Emphase ausdrückt, angehängt, wobey das e von re in ê umgewandelt wird: rêki, dieser da; riki, jener dort.

Die unbestimmten Fürwörter sind: ide, irgend einer, irgend Jemand und a oder eng (letzteres urspr. Substantiv: „Sache"), irgend etwas. Ide und a erscheinen gern in Verbindung mit obigem ki: ideki, aki.

Die Fragwörter sind: da oder daki? wer? und a oder aki? was?

Ein eigenes Pronomen relativum besitzt die Sprache nicht; zuweilen vertreten dessen Stelle die persönlichen Fürwörter und das eben genannte eng; oder man wählt Participial-Constructionen, oder endlich die Relation wird durch die Stellung ausgedrückt; in letzterem Falle nimmt sich ein solcher Relativsatz oft genau so aus wie ein englischer, in welchem das Pron. relat. ausgelassen ist; z. B. loserian aneredan halkoade k°koriandeng°ne, those rings (which) the soldiers had stolen on this day.

Die Partikeln, welche unseren Präpositionen entsprechen, werden im Tumale den von ihnen regierten Nominibus theils vor-, theils nachgesetzt, sind also entweder Präpositionen oder Postpositionen, oder, wie z. B. das vielbedeutende da beydes zugleich. Ich hebe von ihnen nur eine einzige hervor als interessant durch die Construction, welche, abweichend von der unserigen, durch dieselbe bedingt ist. Die Postposition men, mit, verlangt nämlich, entsprechend dem in ihr liegenden Begriffe der Mehrheit, immer den Plural des Zeitworts im Satze, ebenso wie das lateinische cum in Sätzen, wo das Zeitwort in der dritten Person zu stehen hat. Hiebey bleibt aber das Tumale nicht stehen, sondern je nachdem men mit verschiedenen persönlichen Fürwörtern in Verbindung tritt, wird logisch das Zeitwort in die erste, zweyte oder dritte Person Pluralis gesetzt, wobey das Gesetz eingehalten wird, daß die erste Person der zweyten, die zweyte der dritten vorgeht. Z. B. ngi ngomen nandek, ich gehe mit dir, wörtlich: ich — mit dir — wir gehen (andek, gehen); ngo ngumen ngandek, du gehst mit ihm, wörtl. du — mit ihm — ihr geht; ngo ngindemen nandek, du gehst mit uns, wörtlich: du — mit uns — wir gehen, u. s. f.

Schlüßlich erwähne ich noch die bedeutungslosen Anhängepartikeln am, amki, an, anen, anonki, welche äußerst häufig am Ende von Substantiven, Adjectiven, Fürwörtern und selbst Zeitwörtern vorkommen und alle eine nur euphonistische Bedeutung zu haben scheinen. Mein sel. Bruder meinte zwar (den von ihm hinterlassenen Bemerkungen zufolge), Characteristica der Declination oder Verbalstämme in ihnen erkennen zu müssen, ich glaube aber, daß er in dieser Beziehung im Irrthum war; denn wenn ich hie und da meinem Referenten Dgalo zusammenhängende Stellen aus seinen Dictaten vorlas mit absichtlicher Weglassung aller am, an, anen etc., so pflegte er zu sagen: es ist wohl sprachrichtig, aber durchaus nicht schön.

Um eine Probe von dem Styl und der Ausdrucksweise der in vorliegender Abhandlung kurz nach ihren allgemeinsten Umrissen dargelegten Tumale-Sprache zu geben, wählte ich ein Stück aus einem von Dgalo's Dictaten, betitelt: Njelu Alimi und fügte eine so viel als möglich wörtliche Uebersetzung bey. Die Erzählung ist im Original folgendermassen eingeleitet. Der alte König Sommo hatte von seinen zahlreichen Kindern eine Tochter, Njelu Alimi, in früher Jugend in ein Heiligthum gegeben und hier sie zur Priesterin ausbilden und weihen lassen. Durch Kriege und Krankheiten, die später in seinem Lande ausbrachen, ging er und die ganze königliche Familie zu Grunde bis auf den jüngsten Prinzen Namens Mat. Das Volk wünschte nun, daß er heirathete und schickte deßhalb Gesandte in die Nachbarländer, um eine Königstochter für ihn zu freyen. Dieselben wurden aber überall schnöde abgewiesen, und sie wendeten sich deßhalb an einen Priester mit der Bitte, ihnen den Willen der Götter zu offenbaren. Der Priester, welcher in der Erzählung als dgaliu udonan (d. i. wenig geachtet, nicht in hohem Ansehen stehend) bezeichnet wird, offenbarte ihnen: die Götter verlangen, daß sie durch Opfer und Gebete die Schwester des Prinzen von ihrer priesterlichen Würde und Weihe entkleiden, sie dadurch wieder zur weltlichen Fürstin machen und dann mit ihrem Bruder Mat verheirathen sollten. Mit theilweisem Widerstreben verstehen sich die Großen des Landes zur Ausführung dieses Planes; Njelu Alimi wird vom Heiligthume hinweggeführt und ohne zu ahnen, was man mit ihr vorhabe, mit ihrem Bruder in die Volksversammlung gebracht. Hier trägt ihnen der Oberpriester den angeblichen Willen der Götter vor, „der Bruder soll die Schwester heirathen, damit eine Nachkommenschaft wie Sand daraus hervorgehe.“ Njelu Alimi, erstaunt über dieses frevelhafte Vorhaben, entgegnet freymüthig Folgendes:

1. „Ngóndaki tun alhámidgki ngosdgake? Ngóndaki ng^{e}lumóni yosurínki tóñanng^{e}n hambós ngáru?

„Seyd ihr ein Heidenvolk geworden? Woll ihr die Götter über euch erzürnt machen?

2. Nd^{e}llamki kaskid^{e}n! Dgibi^{u}ronki dalulúiñ dêd^{i}kng^{e}n iwéoam árke!

Nehmet die Wildniß! Euer Land würde vom Himmel aus zu Staub verbrannt werden!

3. Ngónda b^{e}r ñuwin, h^{e}lingeki! Til^{u}rung aríamki ng^{e}lumóni ng^{e}sel^{u}báni?

Ihr Erdenkinder, Würmer! Gottes Gebot wollt ihr übertreten?

4. B^{e}r nguánenki uniek ngóklot ng^{e}rón dang^{e}n.

Die Erde, sie stirbt wegen eurer Gottlosigkeit.

5. Ngingén! endién^{u}ring ét^{u}ringau kêrêark; ngiki ngénda yosurínam y^{e}ngáfiek;

Nein! mein Bruder wird mein Gemahl nicht werden; ich fürchte sie die Götter;

6. ngiánenki téñanng^{e}n effiék^{e}dam yen!

ich bin von ihnen aus (durch sie) unantastbar.

7. O nd^{e}ll, ngóki d^{a}ská, daínak f^{e}dgédanauki; Til^{u}ring uré yánden.

O Wildniß, nimm du mich auf, führe mich zu den Thieren; ich vertraue auf meinen Gott.

8. Bariéd^{e}nki tóñan tóñanko; ngiánenki tóñan ng^{e}n hisáng díni;

Zerstreut euch zu euch zu euch (in eure Wohnungen); mich tödtet um euch die Angst;

9. uré^{u}ringki amúndanam uniek.

mein Herz stirbt im Leben.

10. O sósring, ndéki f^{e}dgaimánd^{e}n, uré^{u}ronki b^{e}rdínad^{e}n, uk léñgdanamki ngálmu!“

O meine Männer, meinet nicht so, schickt euer Herz zurück, und bedenkt die frühere Zeit!“

11. Njélu Alimi mb^{e}ltók tun nguridang^{e}n al^{é}l dgútrumen ngíngie:

Njelu Alimi kehrte sich ab von diesem Volke, welches mit lauter Kehle rief:

12. „„k^{a}riákad^{e}nki, ngónda ñúd^{e}nge, ngindéki túñ^{u}ron n^{e}ngk^{e}dg^{e}búni.““

„„Heirathet euch, ihr Geschwister, wir euer Volk befehlen (es) euch.““

13. „Dosurín dintaki, súr"ringam dáw°lia; ng°k°mórki tóñan smándad°n!“

14. Ndéauki dgúd°ngam ngíngie: „endién, dgigátrung dgu dgíntaki k"riáka; tíñenki ínta dab°rno d'rr"rin óyu.

15. Ng°k°mórki túñ"rongdan smánda; — nd°llki d°ndgéni.“

16. Túnre nguánen Njélu Alimi êram uré-"rung lêblêbdanam ád°k:

17. „„Ngindéki raíream léñgdan dadûrba nári Njélu Alímimen,

18. ngánki ngu êr"rin uré"rungdan k°ngádg°bnene:

19. k°ndéki, k°mór wondon; léñgdanki niá-"rongam ol°ngádge, neánki siñgét"rongdan „ngingén“ k°mna wárkrungen.““

„Von den Geistern einer, mein Schutzgeist, lockt mich; bleibet im Frieden bey euch!“

So auch rief sie dem Bruder zu: „Bruder, heirathe eines Mädchens Tochter; bey uns eine im Lande hier soll unseren Rücken trinken.

Bleibe im Frieden bey deinem Volke; — mich ruft die Wildniß.“

Dieses Volk es nahm die Rede der Njelu Alimi mit unzufriedenem Herzen auf:

„„Wir werden diesen Vorschlag morgen in der Rathsversammlung mit Njelu Alimi machen (wiederholen),

ob sie (vielleicht) unsere Rede in ihrem Herzen nicht wohlgefällig aufnimmt:

Geh, schlafe wohl; morgen ist deine Zeit verstrichen, wo du bey deinen Männern nicht (mehr) „Nein“ sagen wirst.““

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat Februar 1848 vorlgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Geological Society of London:

Quarterly Journal. No. 12. November I. 1847. London 1847. 8.

Von der Royal Asiatic Society of London:

Transactions. Vol. II. p. 1 u. 2. Vol. III. p. 1. 2. 3. London 1829 — 1835. 4.

Von der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher:

Verhandlungen. Suppl. des 13. Bandes. Breslau und Bonn 1846. 4.

Von Herrn Joh. Aug. Grunert, Professor in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. X. Thl. 2. Heft. Greifsw. 1847. 8.

Von Herrn Dr. B. Jori in Reggio:

Sulla china gialla filosa e specie affini. Reggio 1845. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern:

Centralblatt. Novbr. Decbr. 1847. München 1847. 8.

Von Herrn Professor Dr. W. Haidinger in Wien:

Naturwissenschaftliche Abhandlungen. I. Bd. Wien 1847. gr. 4.

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwissenschaften in Wien. No. 9 — 13. Januar — Mai 1847. Wien 1847. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. November 1847. Berlin 1847. 8.

Von Herrn Dr. Ambrogio Fusinieri in Florenz:

Sulle ipotesi del Sig. Molloni circa il calore raggiante. 4.

Von der Academia scientiarum Instit. in Bologna:

Novi Commentarii. Tom. VIII. Bologna 1846. gr. 4.

Von Sir John Herschel in London:

Results of astronomical observations made at the cape of good Hope. London 1847. gr. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXV. No. 20 — 25. Nov. Decbr. 1847. Paris. 1847. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848. Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Mai
Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 11. März las Hr. Dr. A. Vogel jun.:

Ueber die Zusammensetzung des Wachses.

Nach den vielfachen bisher mit dem Bienenwachs vorgenommenen Untersuchungen scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese Substanz nicht als ein einfacher Körper, sondern aus mehreren verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt zu betrachten sey. Durch kochenden Alkohol wird das Wachs bekanntlich in zwey Körper zerlegt, wovon der eine aus der erkaltenden Lösung herausfällt, das Cerin, der andere ungelöst zurückbleibt, das Myricin. Ueber die quantitativen Verhältnisse dieser beyden Bestandtheile des Wachses sind die Angaben sehr wechselnd. Während Buchholz und Brandes $\frac{9}{10}$ Cerin fanden, so hinterließ nach einer von Heß mitgetheilten Analyse weißes Wachs beym Behandeln mit Alkohol $\frac{9}{10}$ Myricin. Diese Verschiedenheit der Resultate hängt außer von der Natur des Wachses auch von der Stärke des Alkohols und der Dauer des Kochens ab. Hieraus ist es erklärlich, daß nach einigen Analysen, z. B. von Bostock, sich Wachs in Alkohol vollkommen ohne Rückstand löste, während nach anderen sich gar nichts darin aufgelöst hatte. Jedenfalls ist es sehr schwierig, durch oft wiederholtes Behandeln mit kochendem Alkohol einen vollkommen unlöslichen Rückstand zu erhalten. Eine Elementaranalyse des Cerins und Myricins ist hier nicht von entscheidendem Werthe, da wir keine Sicherheit haben, daß nicht beyde wieder Gemenge von verschiedenen Substanzen seyen. Aus demselben Grunde gibt auch der Schmelzpunkt, welcher überdieß bey beyden Substanzen nur wenig verschieden ist, keinen sicheren Anhaltspunkt. In Aether und Terpentinöl löst sich das Wachs beym Kochen vollständig und scheidet sich beym Erkalten wieder aus.

Es schien mir demnach wünschenswerth, ein Agens aufzufinden, welches das Wachs nur zum Theil und zwar in constanten quantitativen Verhältnissen auflöse. Eine Reihe von Versuchen, deren specielle Angabe ich hier übergehe, hat mich zu dem Resultate geführt, daß das in medicinischer Hinsicht so interessant gewordene Chloroform dem Zweck am meisten entsprechen dürfte. Uebergießt man weißes Wachs mit 6 bis 8 Theilen Chloroform und läßt es nur kurze Zeit bey gewöhnlicher Temperatur stehen, so hinterläßt das klar abgegossene oder filtrirte Chloroform beym Verdampfen stets einen weißen Rückstand, indem der bey weitem größere Theil des Wachses ungelöst zurückbleibt. Eine quantitative Untersuchung zeigte, daß diese Lösung in einem bestimmten unveränderlichen Verhältniß statt finde, so zwar, daß sich genau der vierte Theil des Wachses in Chloroform löse und drey Viertheile ungelöst zurückbleiben. Ich habe weißes Wachs, welches von verschiedenen Orten bezogen wurde, auf diese Weise untersucht und stets von 4 Theilen nach der Be-

handlung mit Chloroform 3 Theile Rückstand erhalten. Längere Zeit der Einwirkung veranlaßt keine vermehrte Lösung, denn eine gewogene Quantität Wachs, welches während mehrerer Tage mit einer größeren Menge Chloroform in einem verschlossenen Gefaße in Berührung stand, hatte doch nur den vierten Theil seines Gewichtes verloren. Das Wachs wird also durch das Chloroform in zwey verschiedene Substanzen zerlegt; die eine weich und klebrig, welche sich in Chloroform leicht löst, die andere körnig und leicht zerreiblich, in Chloroform unlöslich. Ohne gerade entscheiden zu wollen, ob diese beyden Körper, in welche das Wachs durch die Behandlung mit Chloroform zerlegt wird, identisch seyen mit Cerin und Myricin, was einer weiteren Untersuchung vorbehalten bleibt, schien mir das Chloroform ein geeigneres Mittel zur Entdeckung der Verfälschung des Wachses. Diese Verfälschungen bestehen gewöhnlich in Kartoffelstärkmehl, Erbsenmehl, Harz, Talg und Stearinsäure. Die mechanischen Beymengungen entdeckt man schon beym Schmelzen, wobey ein auf diese Weise verunreinigtes Wachs undurchsichtig wird, oder durch Terpentinöl, welches diese Beymengungen ungelöst zurückläßt. Schwieriger und am häufigsten vorkommend sind dagegen die Beymengungen von Talg und Stearinsäure. Die von Boudet und Regnaud angegebenen Proben, durch Bildung von Benzoësäure bey der Destillation eines talghaltigen Wachses oder die Behandlung mit Aether und Alkohol, lassen keine quantitative Bestimmung der Verfälschung zu. Das Verfahren durch Verseifung giebt auch bey der sorgfältigsten Arbeit keine vollkommen constanten Resultate. Da nun der Talg sowohl, als die Stearinsäure sich in Chloroform schon in der Kälte vollständig lösen, das Wachs aber nur zum vierten Theil löslich ist, so ergiebt sich hieraus eine Methode, die Quantität des dem Wachse beygemischten Talgs oder der Stearinsäure zu bestimmen.

Von einer Wachssorte, welche auf einen Gehalt an Talg oder Stearinsäure untersucht werden soll, wird eine gewogene Quantität z. B. 4 Thle. in einem wohl verschlossenen Gefäße mit Chloroform geschüttelt und der ungelöste Theil auf einem tarirten Filtrum gewogen. Beträgt nun von den 4 zum Versuche angewendeten Gewichtstheilen der Rückstand genau 3 Theile, so war das Wachs rein, das an den 3 Gewichtstheilen Fehlende dagegen besteht aus Stearinsäure oder Talg. Auf diese Weise lassen sich die Prozente der beygemischten Verfälschung leicht berechnen.

In der Sitzung am 8. April wurde vorgetragen:

1. Hr. Professor Buchner jun.:

Chemische Untersuchung der Salzsoole „Edelquelle“ von Reichenhall.

Die bey Reichenhall entspringende Salzsoole, genannt Edelquelle, die salzreichste nicht nur von Reichenhall, diesem überhaupt an Salzquellen reichen Orte, sondern auch die stärkste von allen mir bekannten natürlichen Soolen, wird in neuerer Zeit außer zum Salzsieden auch zu Heilzwecken in der daselbst vor ein Paar Jahren errichteten Soolenbadanstalt verwendet.

Da bisher eine genaue chemische Untersuchung dieser Soole noch nicht vorhanden war, eine solche aber in mehr als einer Beziehung und besonders für die Aerzte, welche ihren Patienten davon gebrauchen lassen wollen, wünschenswerth erschien, so habe ich einer deßhalb an mich ergangenen Einladung Folge geleistet und theile nun hier das Resultat der Analyse derselben, welche während des vergangenen Winters im pharm. chemischen Laboratorium der k. Universität gemacht worden ist, mit.

Das Wasser der Edelquelle ist klar und farblos, ohne Geruch und von außerordentlich stark salzigem Geschmacke.

Seine Temperatur variirt nach den zu verschiedenen Zeiten und bey verschiedener Lufttemperatur gemachten Beobachtungen des Hrn. Apothekers Mack in Reichenhall zwischen 11 und 12° R.

Seine Reaction auf geröthete Lackmustinctur ist schwach alkalisch.

Der Reichthum dieses Wassers an fixen Stoffen wird schon durch das specifische Gewicht angezeigt, welches bey 14 bis 15° R. = 1181,30 bis 1181,60 gefunden worden ist. Im Mittel dieser beyden Bestimmungen ist also das specifische Gewicht = 1181,45, wenn jenes des reinen Wassers durch 1000,00 ausgedrückt wird.

Es wird angegeben, daß die Soole der Edelquelle 23½ Procent Gehalt habe, d. h. daß in 100 Gewichtstheilen derselben 23,5 Gewichtstheile fixer Stoffe, worunter größtentheils Kochsalz, enthalten seyen. Direkt angestellte Versuche bestätigen diese Angabe, denn es wurden in 100 Theilen dieser Soole 23,597 bey einem ersten und 23,609 Theile fixer Stoffe bey einem zweyten Versuche gefunden, also im Mittel dieser beyden Bestimmungen 23,603.

In Reichenhall hat die irrige Meinung Eingang gefunden, daß die Edelquelle und andere dortige Salzwasser reich an Kohlensäure seyen und obendrein kohlensaures Natron enthielten. In der mir überschickten Soole, die sich übrigens in einer ganz gut verschlossenen Flasche befand, war nur sehr wenig Kohlensäure, sowohl freye als auch an Erden gebundene enthalten, was sich aus dem Aufgelöstseyn einer so großen Salzmenge in diesem Wasser leicht erklärt, denn je gesättigter eine Salzlösung, desto geringer ist auch ihr Vermögen, Kohlensäure zu absorbiren und je weniger von dieser, desto weniger kann auch von kohlensauren Erden in einem Wasser aufgelöst seyn. Eben so ist es klar, daß in einem ohnehin schon kohlensäurearmen salinischen Wasser, das außer Chlornatrium auch Chlor- und Brommagnesium und schwefelsauren Kalk aufgelöst enthält, kaum kohlensaure Alkalien vorhanden seyn können, weil wegen wechselseitiger Zersetzung die Gegenwart der ersteren dieser Stoffe jene der letzteren ausschließt. Ein Wasser, welches neben genannten Erdsalzen kohlensaure Alkalien im Zustande von Bicarbonaten enthielte, würde jedenfalls beym Kochen in Folge von Kohlensäure-Entwicklung und Verwandlung der Bicarbonate in einfache Carbonate eine solche Zersetzung durch Ausscheidung einer jener der vorhandenen kohlensauren Alkalien äquivalenten Menge kohlensaurer Erden erkennen lassen. Aber genannte Soole trübt sich nach längerem Kochen nur sehr unbedeutend und scheidet hierbey eine sehr geringe Menge kohlensauren Kalkes mit Spuren kohlensaurer Magnesia aus, die wie erwähnt, in der Soole selbst schon als solche mit Hülfe einer unbedeutenden Menge freyer Kohlensäure aufgelöst vorhanden sind.

Wird die Soole bey gelinder Wärme zur Trockne verdampft und der Salzrückstand wieder mit Wasser übergossen, so löst er sich darin auch wieder bis auf einige wenige grauliche Flocken auf, welche aus kohlensaurem Kalk, Spuren von kohlensaurer Magnesia, Eisenoxyd, Thonerde und Spuren einer organischen Substanz bestehen.

Es ist mir nicht möglich gewesen, im Wasser der Edelquelle Jod zu entdecken. Nach einer Mittheilung des Hrn. Apothekers Mack lassen sich in der Mutterlauge aus dem k. Sudhause zu Reichenhall Spuren einer Jodverbindung erkennen, allein daselbst wird nicht das Wasser von der Edelquelle allein, sondern auch andere Soolen, theils natürliche, bey Reichenhall entspringende, theils die künstliche, von Berchtesgaden hinzugeleitete versotten.

Brom aber ist in der Edelquelle, wie in allen übrigen Salzsoolen, enthalten.

Ich theile das Ergebniß der quantitativen Analyse dieser Soole in folgenden zwey Tabellen mit; die erstere derselben enthält die in 1000 Theilen Soole gefundenen Mengen von Stoffen, die alle im wasserfreyen Zustande berechnet sind; aus der zweyten Tabelle ist ersichtlich, wie viele Gran der einzelnen Stoffe in einem Pfunde zu 16 Unzen der Soole sich befinden.

In 1000 Theilen dieser Soole sind gefunden worden:

	Theile:
Chlornatrium (Kochsalz)	224,363
Chlorammonium (Salmiak)	0,025
Chlormagnesium	1,802
Brömmagnesium	0,030
Schwefelsaures Natron (Glaubersalz)	2,000
Schwefelsaures Kali	0,612

	Theile:
Schwefelsaurer Kalk (Gyps)	4,165
Kohlensaurer Kalk	0,010
Kohlensaure Magnesia	Spuren.
Eisenoxyd } Thonerde }	0,008
Kieselerde	0,011
Organische Substanz	Spuren.
Summe:	233,026

Dazu noch freye Kohlensäure in geringer, nicht näher bestimmter Menge.

In einem Pfunde zu 16 Unzen (= 7680 Gran) derselben sind enthalten:

	Gran:
Chlornatrium	1723,108
Chlorammonium	0,192
Chlormagnesium	13,840
Brommagnesium	0,231
Schwefelsaures Natron	15,360
Schwefelsaures Kali	4,700
Schwefelsaurer Kalk	31,987
Kohlensaurer Kalk	0,077
Kohlensaure Magnesia	Spuren.
Eisenoxyd } Thonerde }	0,061
Kieselerde	0,084
Organische Substanz	Spuren.
Summe:	1789,640

Ferner noch freye Kohlensäure in geringer, nicht näher bestimmter Menge.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat März 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Herrn Dr. Mac Clelland in Calcutta:

Calcutta-Journal of Natural History. Vol. 1 — 4.

Von der Asiatic Society of Bengal:

Ihr Journal. Heft 1 — 36.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Correspondenz-Blatt. I. Jahrg. 1847. Regensb. 1847. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht., December 1847. Berlin 1847. 8.

Von Herrn J. A. Duran:

Nouveau système de physique générale. Bordeaux 1843. 8.

Von Herrn Prof. Aug. Grunert zu Greifswald:

Archiv der Mathematik und Physik. X. Thl. 3. Heft. Greifsw. 1847. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVI. Heft. 1. Januar 1848. Landau 1848. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXV. No. 26. Decbr. 1847. Tom. XXVI. No. 1. 2. Janv. 1848. Paris. 4.

Von Herrn Direktor von Littrow:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 29. Thl. Neue Folge. 9. Bd. Wien 1847. 4.

Von Herrn Dr. H. Schultz in Deidesheim:

Ueber die Tanaceteen. Neustadt 1844. gr. 4.

Hypochoerideae. (Acta Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Cur. Vol. XXI. P. 1.) 4.

Compositae Kraussianae. (Abgedruckt aus der Flora 1844. Bd. II.) 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1848 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 12 Mai
Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Königl. Akademie der Wissenschaften.

1. Hr. Prof. Buchner jun.:

Chemische Untersuchung der Salzsoole „Edelquelle" von Reichenhall.

(Schluß.)

Bekanntlich entspringen bey Reichenhall außer der Edelquelle noch viele andere Salzquellen von verschiedenem Gehalte, aber alle schwächer als die erstere, indessen für manche Heilzwecke gewiß ebenfalls höchst schätzbar. Selbst die gewöhnlichen in der Nähe der Salzquellen zu Tage kommenden Quellwasser enthalten Kochsalz und außerdem alle oder doch die meisten übrigen in der Edelquelle aufgefundenen Bestandtheile, so daß auch diese Quellen als durch süsses Wasser verdünnte Salzsoolen betrachtet werden können.

Die eine dieser Quellen, der sogenannte Grabenbach, so mächtig, daß schon in geringer Entfernung vom Ursprung ein Mühlrad davon getrieben wird, zeichnet sich durch einen sehr erfrischenden, schwachen, aber angenehm salzigen Geschmack aus, und wäre gewiß in vielen Fällen zur Trinkkur sehr geeignet. Ihre Temperatur ist, wie Hr. Apotheker Mack beobachtet hat, + 8° R.

Von 36 Maaß dieses Wassers, welches, wie schon erwähnt, als eine verdünnte Soole betrachtet werden kann, erhielt Hr. Apotheker Mack durch Verdampfung 2 Unzen und ½ Drachme Rückstand, wonach sich für ein Maaß 27,5 Gran fixer Stoffe berechnen.

Dieser mir überschickte salzige Rückstand besitzt eine etwas bräunliche Farbe, die er der Gegenwart einer stickstoffhaltigen organischen Materie zu verdanken scheint. In der That sollen sich nach den Beobachtungen Anderer aus dieser Quelle Flocken absetzen, die einen gallertartigen, jenem des Baregins ähnlichen Charakter annehmen und, anfangs wenig gefärbt, nach und nach in Berührung mit Luft und Licht dunkler werden. Es scheint demnach der Salzgehalt dieses Wassers der Entwicklung einer organisirten Materie besonders günstig zu seyn.

Von 36 Maaß einer anderen dortigen Quelle, Kirchholzquelle genannt, erhielt Hr. Apotheker Mack durch Verdampfung 4 Unzen und 6 Drachmen, also für ein Maaß 63,33 Gran eines weißen Rückstandes, dessen Hauptbestandtheil ebenfalls Kochsalz ist.

Ich hoffe über diese und andere Quellen Reichenhalls im nächsten Sommer an Ort und Stelle selbst genauere Beobachtungen anstellen und später Näheres mittheilen zu können.

2. Hr. Hofrath v. Martius:
Ueber das Längenwachsthum von Schossen des Bambusrohrs.

Herr Dr. Nath. Wallich, vormals Superintendent des botanischen Gartens zu Calcutta, hat mir in einem Briefe d. d. London, 24. Februar 1848. eine Reihe von Messungen mitgetheilt, welche in jenem Garten über das tägliche Wachsthum mehrerer Arten von Bambusrohr angestellt worden sind. Die Aufzeichnungen rühren von einem Obergärtner Mooty-Dollah, einem eingebornen Hindu her, der zugleich mit seinem Landsmann Kurreem-Khan, wegen seiner Intelligenz hochbelobt wird. (Nach Kurreem Khan ist sogar eine Gattung Kurrimia, Wallich, hist. n. 4334. genannt worden). Diese Tabellen von der täglichen Längenzunahme sind zwar von keinen Angaben über die Temperaturverhältnisse begleitet; auch fehlen anatomische Untersuchungen, welche, wie Schleiden (Grundzüge d. wiss. Botanik. 2. Ausg. II. S. 437.) mit Recht behauptet, vorzugsweise die Bildungsgeschichte neuer Zellen und die Ausdehnung und Vergrößerung bereits gebildeter berücksichtigen müßten, um eine genaue Einsicht in das Wachsthum und in die Gesetze seiner Periodicität zu gewähren; — dennoch aber halte ich dafür, daß diese in Ostindien angestellten Messungen nicht ohne Interesse sind. E. Meyer hat Messungen am Schafte einer Amaryllis Belladonna (Verhandl. des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in Preussen, Band V. S. 110), an Weitzen- und Gersten-Pflanzen (Linnaea Band IV. 1829. S. 98), Mulder hat ähnliche am Blatte von Urania speciosa (Bydragen tot de naturkund. Wetensch. Band IV. S. 200) und Gräfe (Flora 1843. S. 36.) am Blüthenschafte von Agave (Littaea) geminiflora angestellt. Alle diese Pflanzen weisen aber viel geringere Dimensionen nach, als die colossalen Rohrhalme der Bambusa, deren Schossen (von B. gigantea) in den 31 Tagen des Julimonats 1833 nicht weniger als 25 Fuß 9 Zoll (engl.) in die Länge wuchsen, während der Blüthenschaft der Littaea geminiflora im Garten zu Nymphenburg vom 14. Aug. bis 10. Dec. 1842, $13\frac{1}{2}$ Fuß gewachsen ist.

Bambusa gigantea Wallich.

1833.		Länge des Schossen.			
Juli	1	Morgens	3″	Abends	3,25″
„	2	„	3,00	„	3,50
„	3	„	4,00	„	4,50
„	4	„	4,00	„	3,00
„	5	„	5,00	„	3,50
„	6	„	4,00	„	3,50
„	7	„	4,50	„	3,50
„	8	„	4,50	„	6,00
„	9	„	4,00	„	5,50
„	10	„	3,50	„	6,00
„	11	„	5,00	„	5,50
„	12	„	5,00	„	6,00
„	13	„	5,00	„	5,00
„	14	„	5,50	„	4,50
„	15	„	4,50	„	5,00
„	16	„	5,50	„	5,50
„	17	„	5,50	„	5,50
„	18	„	5,50	„	7,50

Bambusa Balcoa Roxb., das gemeine bengalische Bambusrohr.

Morgens	1,25″	Abends	1,00
„	1,50	„	1,25
„	1,50	„	1,25
„	1,50	„	1,75
„	2,00	„	2,25
„	2,50	„	2,75
„	2,25	„	2,75
„	3,00	„	3,00
„	3,25	„	3,00
„	3,50	„	3,00

Juli 19	Morgens	7,50	Abends	6,00	Morgens	3,25	Abends	3,00
„ 20	„	5,50	„	5,50	„	3,00	„	3,00
„ 21	„	7,50	„	7,00	„	4,25	„	4,00
„ 22	„	7,50	„	7,00	„	4,25	„	4,00
„ 23	„	5,50	„	7,00	„	4,00	„	3,00
„ 24	„	7,00	„	6,50	„	3,50	„	4,00
„ 25	„	6,00	„	7,50	„	4,25	„	4,00
„ 26	„	5,25	„	5,00	„	4,25	„	4,00
„ 27	„	5,00	„	5,50	„	3,75	„	4,25
„ 28	„	3,50	„	5,50	„	4,25	„	4,00
„ 29	„	3,50	„	5,50	„	4,50	„	4,25
„ 30	„	3,00	„	2,50	„	3,75	„	3,75
„ 31	„	2,00	„	2,00	„	4,00	„	4,00
Wachsthum Morgens 149,75." Abends 159,25."						73,25"		71,25"
Totales Längenwachsthum in 31 Tagen 309,00," oder 25' 9."						oder 6' $1\frac{1}{4}$"		5' $11\frac{1}{4}$"

Bambusa arundinacea L., der Bänsni Bäns der Bengalesen.

Ein schlanker Sproß mißt am 24. Juni 1833 4' 8" in der Länge und 4,75" im Umkreis. Er zeigt 20 Glieder, die alle mit Blattscheiden besetzt sind.

	Längenzunahme		Ein anderer Sproß		Ein dritter Sproß
	Morgens 6 Uhr	Abends 6 Uhr	Morgens	Abends	
Juni 25.	2,75"		3,00"		3,25"
„ 26.		8,00"		6,50	8,00
„ 27.	3,00	4,00	3,50	3,00	2,75
„ 28.	3,50	3,00	3,75	3,75	4,00
„ 29.	3,00	4,50	2,75	4,50	3,50
„ 30.	3,75	—	4,00	—	Total in 5 Tagen 21, 50"
Juli 1.	3,00	—	2,25		oder 1' 9,5."
Total in 7 Tagen $38\frac{1}{2}$."		Total in 7 Tagen 37."			

Bambusa baccifera Roxb.

1833. Aug.	1— 7:	1' 8"	Ein anderer Schoß:	1' 6"
	8—14:	2 2	„	1 8
	15—21:	2 11	„	2 —
	21—28:	3—	„	2 6
	in 28 Tagen:	9' 9"		7' 8"

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat April 1848 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von Herrn Bartolomeo Zanon:

Analisi delle acque potabili di Treviso. Padua 1847. 4.

Von der königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht December 1847 mit dem Mitgliederverzeichniß, und Januar 1848. Berlin. 8.

Von Herrn Alex. Duran:

Nouveau système de physique générale. Paris, Bordeaux 1843. 8.

Von Herrn Prof. Aug. Grunert:

Archiv der Mathematik und Physik. X. Th. III. Heft. Greifswald 1847. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik ꝛc. in Zweybrücken:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XVI. Heft I. Landau 1848. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXV. No. 26. Decbr. 1847. Tom. XXVI. No. 1. 2. Janvier 1848. Paris. 4.

Mémoires. Tom. X — XIII. 1843 — 1848. Par. 4.

Bulletin. Tom X — XIII. 1844 — 1846. Paris 8.

Annuaire de l'académie. 1835. 1839. 1843. 1846. Paris 12.

Von der allgemeinen schweizerischen naturforschenden Gesellschaft:

Verhandlungen derselben bey ihrer Versammlung zu Winterthur 1846. 31. Vers. Winterthur 1847. 8.

Mittheilungen derselben in Bern No. 94 — 102. Bern 1847. 8.

Neue Denkschriften. Band. VIII. und IX. Neuenburg 1847. 4.

Von der Royal astronomical Society of London:

Memoirs. Vol. XVI. London 1847. 4.

Proceedings. Vol. VII. No. 1 — 17. Novbr. 1845 — June 1847. Lond. 8.

Von Herrn E. Plantamour:

Mémoire sur la comète Mauvais de l'année 1844. Genève 1847. 4.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1845. 5. Serie. Genève 1848. 4.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Vol. XX. 2. Th. London 1847. 4.

Proceedings. June 1846 — May 1847. London. 8.

List of the Linnean Society of London 1847.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Centralblatt. März, April 1848. München 1848. 8.

Von Herrn Dr. Zipser zu Neusohl:

Bericht über die Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher im J. 1846. 8.

Von Herrn Prof. Zantedeschi in Venedig:

Della condizione magnetica e diamagnetica proprie del regno inorganico.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. XIX. Bds. 1. Heft. Berlin 1848. 4.

Von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Tweede Verzameling. Deerde Deel. Haarlem 1847. 4.

Von Herrn Prof. P. Livada in Athen:

Les Gripharithmes. Athenes 1848. 8.

Von der Société de Physique et d'histoire naturelle in Genf:

Mémoires. Tom. XI. 2. Partie. Genève 1848. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 13. Mai.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Ueber Jornandes und die Geten. Eine in der Akademie der Wissenschaften am 5. März 1846 von Jakob Grimm gehaltene Vorlesung. Berlin, gedruckt in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften. 1846. 59 S. gr. 4.

Die hier niedergelegten Forschungen und Folgerungen greifen zu tief in das Mark unsrer Urgeschichte ein, als daß nicht der Stein oder der Hammer, der so kräftig in den Strom geworfen wurde, nach allen Seiten seine weiten Wellenkreise hätte treiben sollen. Die von Wirth in seiner Geschichte der Deutschen I, 210. bereits wieder gewagte Gleichung zwischen Geten und Gothen, welche die Alten und die Neueren seit Spartian gepflegt, vor welcher aber Niebuhr in seinen Kleinen historischen und philosophischen Schriften (I, 194), Kufahl in seiner Geschichte der Deutschen (S. 330), Gervinus in seiner Nationalliteratur (I, 25) und Andre gewarnt hatten, hat nicht zu wirken vermocht, was ihre so unerwartet als geistreich erneute Aufnahme durch Jakob Grimm herbeyführte. Alexander v. Humboldt hat im zweyten Theile seines Kosmos sogleich mehrfach von den Ergebnissen der grimmschen Forschung dahin Gebrauch gemacht, daß er (S. 176) die Massageten geradezu ein gothisches Volk nennt und (S. 120. 240) die blauäugigen und blondhaarigen Yeti den Geten vergleicht und sammt den Usün an der chinesischen Mauer dem indogermanischen Stamme zuzählt, wie nicht minder die kaukasischen Ossi oder Osseten (S. 420) näher als die Litthauer zu den Gothen stellt.

Andrerseits haben von Sybel in A. Schmidts Zeitschrift f. G. Bd. VI. S. 516 sq. und VII. 288 sq., G. Waitz deutsche Verfassungsgeschichte Thl. 2. S. XIII., Selig Cassel Magyarische Alterthümer (Berlin, 1848) S. 293 — 308. gegen die glänzende Erbschaft, sowohl in Betreff des Gewährsmannes (Jornandes), als der Sache selbst entschiedenen Einspruch erhoben. Die Art, wie dieses geschehen, die ergreifenden Combinationen Grimm's, endlich die Wichtigkeit der Sache an sich wird es rechtfertigen, wenn der Stand der Untersuchung nochmals in's Auge gefaßt, zugleich aber auch vielleicht von einer noch unberücksichtigten Seite beleuchtet wird. Wer möchte nicht auch mit Sybel (a. a. O. VI, 516) von ganzem Herzen beystimmen oder die vielleicht immer noch aufsteigenden Zweifel zu zerstreuen suchen? Handelt es sich doch nicht etwa bloß um die unter Perseus und Mithridates schon mitkämpfenden Bastarnen, welche Tacitus Germ. 46 (nach Plinius 4, 15. vgl. Strabo 7, 3) entschieden für Germanen erklärt, wofür ihr fröhliches Ἀεὶ μάχεσθαι (Plutarch Aemil. Prob. 12) schon spricht, während Appian (de reb. macedon. excerpt. 16) sie Geten, Cassius Dio (51, 23. 36, 10) gar Skythen nennt und Livius 40, 57. von den sonst Kelten (Galli), bey Florus 3, 4. Thraker genannten Skordisken aussagt, daß sie von den Bastarnen neque aut lingua aut moribus aequales abhorrere, weßhalb auch Schaffarik (Slavische Alterth. I, 395) sie für Kelten hält. Handelt es sich auch nicht etwa allein darum, die

thrakischen Bessi zu gewinnen, denen nach Strabo 7. die Geten, wie diese den Daken, ὁμόγλωττοι gewesen seyn sollen; sondern es gilt das ganze ungeheure Pontusgebiet mit seinen verschiedenartigsten Völkerschaften zu erobern oder zu beanspruchen, das Karl Ritter bereits in seinen Vorhallen der vorherodotischen Geschichte *) zu lichten bemüht gewesen ist, sammt den persischen Γερμανίοις oder Καρμανίοις (Zeuß S. 291) — ein Wunsch der Wissenschaft, welcher auch Kaspar Bahrdt in seiner Urgeschichte Teutschlands über alle dazwischen liegenden Völker sich auf seine Weise auszubreiten veranlaßt hat.

Grimm's mit sich fortreißende Erörterung weilt, nachdem S. 1 — 18 einleitend über Jornandes und Cassiodorus so wie über ihre Geschichtswerke verhandelt worden ist, vorzugsweise und zunächst bey den Donauländern und den „thrakischen" Geten nebst Daken.

Schon Mancher ist versucht worden, in den vielen Völkernamen jener Ebenen und Gebirgsstrecken, welche auf -isc ausgehen, als Scordisci (vom Scordos- oder Schertag-Gebirge), Taurisci (von den Taurn), Taurisci (in Dakien Ptolem. 3, 8), Aravisci (Ἀραβίσκοι von Arabo, Hrab, Reb), Narisci, Boisci (Jornand. 24) u. s. w., oder auf -ing, als Σιλίγγαι (Zeuß S. 127. 455), Marvingi etc., nicht minder in Völker- und Ortsnamen auf -burg in diesen Gegenden, als Οὐϊσβουργοι (Ptolem.), Βουργίωνες (Ptolem.), Teutiburgum, Ἀσκιβούργιον ὄρος (Ptolem.) nichts als Germanen zu erblicken, während sich bekanntlich -isc auch bey Slaven und Kelten (vgl. Vibisci in Gallien, ähnlich Warasci) finden. Vgl. Zeuß S. 116 — 120. 239 ꝛc.

Von anderer Seite wissen wir, wie die Alten, vornehmlich die Griechen, in ihren völkerkundlichen Ansätzen verfahren sind und sich, besonders etymologisch oder wortvergleichend, verfahren haben. Einem griechischen Ohre glitt die Gleichung οἱ Γόθοι Γέται (Joh. Lydus de mensibus) glatt und ohne Anstoß dahin; die ihnen diese Klanggleichung von jeher nachschrieben, haben nicht beachtet, daß Stephanus von Byzanz beyde Völker genau scheidet. Hermann Millers glückliche Nachweisung (Marken des Vaterlandes S. 118), wie selbst des Ptolemäus (τοῦ θείου) Ortsansatz Σουατουτανδα, woraus L. v. Ledebur Satorcotanda erlesen wollte, aus des Tacitus Worten ad sua tutanda (Annal. 4, 73) hervorgegangen, rechtfertigt Zeuß's ähnliche Behauptung (S. 116. 118) in Betreff der Βαι(ν)οχαῖμαι bey Ptolemäus neben die Μαρκομάνοι gestellt statt des Βουϊαιμον bey Strabo.

Wir wissen ferner, welche Verwirrung die von den Griechen sich herschreibende, von ihren Lesern ohne Prüfung hingenommene weitschichtige Verwendung des Namens Κελτοὶ für die verschiedensten nordischen Völker in die europäische und vorzugsweise in die deutsche Urgeschichte gebracht hat. Cassius Dio noch sagt bekanntlich Κελτῶν τινες, οὓς δὴ Γερμανοὺς καλοῦμεν, selbst Τεγκτηροί τε καὶ Οὐσιπέται sind ihm noch κελτικὰ γένη; ja Libanius Sophista (Reiske 3, 317) nennt sogar die Franken noch κελτικὸν γένος, wie Cassius Dio die unbekannten Κεννοι (Χάττοι?) und Deutschland κελτικὸν ἔθνος. Vergl. Strabo 7 und Diodorus Siculus 5, 25. 32, der die Germanen und deßhalb auch die Bastarnen Galaten nennt. Der letztgenannte Name taucht bekanntlich am Pontus zuerst auf, aus der Mitte Europas kommt ihm der Name Κελτοί entgegen, ganz in Westen bringen die Römer die Benennung Galli auf. Sind diese Benennungen sprachlich wirklich unter sich und obenein mit Gael, Gaël, des schottischen Hochlandes, zu dem sich Καληδόνιοι, Caledonia gesellt, nicht minder mit dem irischen Gaoidhal ganz gleich? Und ist ungeachtet A. Schmidts Untersuchungen (Berlin, 1834) die Erzählung der Alten von den sogenannten östlichen Rückwanderungen der Kelten aus Gallien an den Alpen entlang, von ihren Einbrüchen nach Italien und Griechenland bis nach Galatien, oder wenigstens des Tacitus Verbindung des deutschen Namens Boïê-

*) Vergl. auch P. v. Köppen Alterthümer am Nordgestade des Pontus. Wien, 1823. und Eichwald Die alte Geographie des kaspischen Meeres. Leipz. 1837. 8.

mum mit den Bojis (Germ. 28) wirklich schon gänzlich gesichert oder gesichtet? Während Grimm in den Namen Sigovesus und Bellovesus, Andre auch in Elilovicus, Lutarius, Leonorius (Livius 38, 16 ꝛc.; vergl. Justin. 24, 6 — 8, Pausan. 10, 19 — 23, Cassius Dio, Strabo), in Brennus, Belgius oder Bolgius (Zeuß S. 191), Comontorius, Combolomar, Viridomar, Britomarus, Chiomara, Dorulacus u. s. w. wiederholt germanische Wurzelklänge und Bildungsgesetze zu erkennen geneigt sind, hat H. Leo (Malberg. Glosse. Halb. 1841. S. 35 ꝛc.) jene ersten beyden Namen Sigovesus und Bellovesus nicht nur für rein keltisch, sondern auch für wenig geschichtlich, vielmehr für ein Stück keltischer Mythologie erklärt. Weitere keltische Eigennamen Ambiorix, Bojorix, Eporedorix, Cingetorix, Orgetorix, Catuvolcus (Zeuß S. 189, 214) schielen wieder zu sehr zum germanischen Wortbildungsgesetze herüber (Deudorix, Catualda u. s. w.) und die keltischen *Γαισάται* (nebst den Ortsnamen Gesoricum, Gesodunum, Gesonia), nicht minder die galatischen Eigennamen *Γαισατοδίαστος* in der Inschrift von Ankyra (Muratori 2, 643) hat längst Radlof in seinen Untersuchungen über das Keltenthum als Deutsch in Anspruch genommen; sie erinnern auch zu nahe an Radagais (= *Ῥαδύγερ*, dem Varnen bey Prokop. bell. goth. 4, 20), Mêrogais, den Frankenkönig (bey Eumenius), Geisericus (vielleicht auch Gesalecus bey Cassiodor, Giselichus bey Prokopius d. i. ahd. Gerlaich, Gerlach?) und an das anzusetzende gothische gais (*γαῖσον*), das altnordische geir, ahd. gêr, telum, jaculum, als daß sie nicht zu fesseln, aber auch zu verführen vermöchten. Bey den Galatiern in Asien noch erscheinen neben den Tectosagis wieder die germanisch klingenden Teutobodiaci (Plinius 5, 32). Von der andern Seite erinnern die slavischen Eigennamen bey Menander und Theophylaktos *Κελαγασός*, *Ἀνδραγασός*, *Ἀρδαγασός*, *Πειραγασός* gleich dem noch slavischen Radegast nicht auch an germanische Klänge?

Photius dagegen nennt auch die Slaven Geten (*Σκλαβήνων ἤτοι Γετῶν*) und Schafarik deutet den ganzen Völkerosten, T. v. Wolanski *) selbst die odenwaldischen Säulen für seine Slavischen Alterthümer aus, wofür ihnen, wie früher Pallhausen, so neuerdings Koch-Sternfeld in Bayern rechtschaffen zur Seite steht **). Von der andern Seite sieht Heinrich Schreiber***) unter, Heinrich Leo über der deutschen Erde nichts als Kelten; Lorenz Dieffenbach, Hermann Müller, Mone ꝛc. kommen ihnen vielfach zu Hülfe. Lindenschmidt aber ****) tritt gegen die Keltomanie tapfer in die Schranken, nicht minder Zeuß, Waitz und Andre.

In diesen großen allgemeinen wissenschaftlichen Kampf zwischen einem urgeschichtlichen Panslavismus, einem noch früheren und allgemeineren Kelticismus und endlich dem Germanenthum tritt zu Gunsten des letzteren nun Grimm's Forderung um das große Ländergebiet vom Ister zum Tanais und über diesen hinaus; er will uns Völker Dakiens, Thrakiens, Sarmatiens, Skythiens zuweisen und deutet unwillkürlich die Wanderwege an, welche die germanische und europäische Menschheit aus Asien her genommen haben müsse, wofür der Pontus die zweyte Station genannt werden darf, während die erste, um es vergeistigt auszudrücken, in den vorspielenden Anfängen des Lautverschiebungsgesetzes im Zend u. s. w. zu suchen seyn dürfte. Die Brücke zu dieser Nach- und Rückwanderung unsers Geistes zu den Urquellen unsers Erdenlebens durch die seit Jahrtausenden gleichsam verlassenen und vereinsamten

*) Briefe über slavische Alterthümer. Erste Sammlung. Gnesen, Günther. 1846. 4. S. 57 ꝛc.

**) Bekanntlich hat erst Arnpeckh im 15. Jahrh. wieder (in seinem Chronicon Bawariae) den Namen der gallischen Boji zu nicht geringer Verwirrung der Geschichte an die germanischen Bajoarii geknüpft

***) Zeitschrift des Vereins zur Erforschung für rheinische Geschichte und Alterthümer. Mainz, 1846. 8.

****) Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert? Mainz, Seifert. 1846. 4. nebst Nachträgen. Mainz. May, 1847. 4.

Steppen soll nun fortan die mit dem ganzen Gewichte sprachwissenschaftlicher Ueberlegenheit versuchte Gleichung zwischen Gothen und Geten werden, wovor Cluverius schon (Germania antiqua, Leyden 1616. fol. III, 129 — 134) und auch Zeuß (Die Deutschen und die Nachbarstämme. München, 1837. 8. S. 403) gewarnt hatte, Kufahl aber in seiner Geschichte der Deutschen S. 330. sich noch mit folgenden Worten ausgelassen hatte: „In der That ist diese Verwechselung zwischen Gothen und Geten dem Jornandes eher zu verzeihen als das Beharren bey derselben einiger neueren Schriftsteller. Auf das Wortspiel (Spartian Caracalla cap. 10.) sollte sich doch Niemand berufen und eben so wenig auf die Stellen der späteren Byzantiner, die Stritter (Memor. populor. I.) gesammelt hat *). Denn sonst müßte man auch die Gothen und die Scythen des Herodot für gleich halten."

Dieß Letztre aber — ist es nicht in der That (ad nauseam usque) geschehen? Sah nicht noch der verstorbene Dr. Helling in seiner mit mühsamem Fleiße zusammengewürfelten Geschichte der Skythen, nicht weit ab von Graf Wackerbarths Chinesen-Germanen, in den Skythen nichts als Germanen und zwar hauptsächlich, nur weil sie wie alle Nordländer dem schwarzhaarigen, braunäugigen Griechen und Italier als blauäugig und rothhaarig aufgefallen waren, während doch der Ausspruch des älteren Plinius 4, 12. (Scytharum nomen usquequaque transiit in Sarmatas atque Germanos, nec alias prisca illa duravit appellatio, quam qui extremi gentium harum ignoti prope ceteris mortalibus degunt) klar und einfach darthut, daß die sonst lange in Bausch und Bogen mit Kelten, Skythen, Sarmaten, Thraken, Hyperboräern ꝛc. ꝛc. um sich werfenden Alten (Zeuß S. 702) bey ihren sich allmälig lichtenden Beziehungen zum nebelhaften Norden doch auch zu scheiden und aus einander zu halten nicht mehr umhinkonnten, wobey aber freylich vielfach die ursprünglich geschehene Vermengung und Verwirrung gewohnheitlich fortbestand, und nachwirkte, ja fast unheilbar wurde. Vgl. Zeuß S. 284.

Der alte Ephorus (bey Strabo) und Aristoteles kennen nur Kelten und Skythen neben einander *) und für der Griechen Art und Weise, mit Worten umzugehen lag es gleichfalls nahe, auch Skythen und Gothen gleichzustellen **) so daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Prokopius 2, 476. geradezu sagt, daß die Gothen ehemals Skythen genannt worden seyen, und daß wir somit auch bey Jornandes, neben seiner Gleichstellung zwischen Gothen und Geten, in seinem Buche de regn. success. auch einem Radagaisus Scytha begegnen, den Isidorus (Chronicon) einen gothischen König (freylich auch schon rex Gothorum, genere Scytha: zum J. 443) nennt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eben so Sheringham De origine Anglorum Cantabr. 1670. cp. 9.

*) Strabo schafft sich sogar Keltoskythen, wie man Kelt Illyrier, Kelt Iberier hatte. Er sagt Bd. I: *Φημὶ γάρ, κατὰ τὴν τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων δόξαν, ὥσπερ τὰ πρὸς βορρᾶν μέρη τὰ γνώριμα ἐνὶ ὀνόματι Σκύθας ἐκάλουν, ἢ Νομάδας, ὡς Ὅμηρος. ὕστερον δὲ καὶ τῶν πρὸς ἑσπέραν γνωσθέντων, Κελτοὶ καὶ Ἴβηρες, καὶ συμμίκτως Κελτίβηρες καὶ Κελτοσκύθαι προσηγορεύοντο, ὑφ' ἓν ὄνομα τῶν καθέκαστα ἐθνῶν ταττομένων, διὰ τὴν ἄγνοιαν· οὕτω τὰ μεσημβρινὰ πάντα Αἰθιοπίαν καλεῖσθαι τὰ πρὸς ὠκεάνῳ.* Und Bd. 11: *Ἅπαντας μὲν δὴ τοὺς προσβορρους κοινῶς οἱ παλαιοὶ τῶν Ἑλλήνων συγγραφεῖς Σκύθας καὶ Κελτοσκύθας ἐκάλουν. οἱ δὲ ἔτι πρότερον διελόντες τοὺς μὲν ὑπὲρ τοῦ Εὐξείνου καὶ Σαυρομάτας καὶ Ἀριμασπούς, τοὺς δὲ πέραν τῆς Κασπίας θαλάττης τοῦς μὲν Σάκας, τοὺς δὲ Μασσαγέτας ἐκάλουν.*

**) Bereits Nennius spielt auch Scythae und Scoti zusammen; Hermann Müller (S. 137) fügt ihnen die *Κυδωνιε* (also die Quitten!) hinzu.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Mai.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Ueber Jornandes und die Geten.

(Fortsetzung.)

Sagt nicht derselbe Isidorus (de rebus Gothorum) auch geradezu: Gothorum antiquissimum esse regnum certum est, quod ex regno Scytharum est exortum. Isti enim sunt, quos Alexander vitandos pronunciavit, Pyrrhus pertimuit, Caesar exhorruit. Per multa quippe saecula et regno et regibus usi sunt. Wenn Jornandes cp. 4. von Filimer dem Gothen sagt pervenit ad Scythiae terras, quae lingua eorum Ouin vocabatur, so spielt auch hier wohl jene Klang- oder Namenähnlichkeit mit ein und die ἄσματα σκυθικά, womit bey Priscus zum J. 488 (ed. Bonn. S. 188) die Jungfrauen den Attila begrüßten und bey der Tafel feyerten, wohl auch für gothisch zu nehmen, mit mehr Begründung als das bekannte Γοτθικὸν späterer Zeit.

Auch auf diesem östlichen Völker- und Sprachgebiete (Skythen — Massageten — Geten u. s. w.) wie bey den Beziehungen zu den westlichen Kelten, ist nicht zu leugnen, daß eine Anzahl Namen uns begegnen, welche an die gothisch-germanischen nahe anklingen. So erinnert z. B. der skythische Königsname Arguntis bey Capitolinus (im Gordianus 3, 31), unwillkürlich an den gothischen Feldherrnnamen Argaitus bey Jornandes 16., dessen lebendige Deutung durch eine bey Paulus Diakonus 6, 24. aufbewahrte Erzählung aber ihn so wenig zu einem Königsnamen eignet, als die beyden Bildungssylben. (Arg-untis und Arg-aitus, Arg-aidus (letztres entweder wie arb-aiths, gebildet oder mit aiths zusammengesetzt) gleichstehen. Was aber bedeutet das skythische Arg? steht dasselbe nicht gerade so weit vom deutschen oder gothischen args ab, wie das griechische ἄργος, ἀργ-υριον, argentum? Jene Erzählung bey Paulus Diakonus lautet kurz so: Einen Schultheißen von Friaul, Namens Argaid (virum nobilem animoque et viribus fortem) höhnte einst der übermüthige Herzog Fredulphus mit der Deutung seines Namens aus arga (iners et inutilis), worauf jener erwiederte: „So Gott Einen von uns nicht eher abruft, so wird man bald erfahren, wer von uns unnützer und feiger sey (quis ex nobis magis est arga).“ Wenige Tage darauf standen beyde einem Haufen Slaven entgegen; da rief Argaid: „Gottes Zorn über den, der später als der andre den Feind angeht.“ Worauf beyde ehrlich im Kampfe fielen. —

Grimm macht S. 6. in jenem angedeuteten Sinne den massagetischen Eigennamen Aigan (*Αἰγᾶν ἦν Μασσαγέτης γένος*: Procop. bell. vandal. 1, 11.) geltend; der bey Prokopius bell. goth. 1, 14 vorkommende gleichfalls massagetische Name Sunica erinnert in seiner Stamm- wie in seiner Bildungssylbe noch unmittelbarer an verwandte und bekannte gothische. Auch die weiteren Massageten-Namen *Αἰσχα-μανος*, *Χορσο-μανος* bey Prokopius bell. goth. 1, 16. (Zeuß S. 301) könnte man heranziehen und dafür die Schreibung *Μαρκο-μανοι* ꝛc. geltend machen; doch darf die weitere Form *Χορσο-μαντις* (Prokop. 2, 1) nicht übersehen werden. Eben so wenig frey-

lich auch die skythischen Namen *Ερα-μάνης*, *Ἀχαι-μάνης*, *Ἀρσα-μάνης* (bey Herodot, 4, 99), *Φαρασ-μάνης* (Arrian 4, 15. 6, 27), die Herodot 9, 116. persisch nennt. Ptolemäus kennt und nennt in Baktriana einen Fluß *Δαργο-μανος*.

Der Name der *Αγάθυρσοι* bey Ptolomäus erinnert das germanistische Ohr zu nahe an die thursar oder thussar d. i. die Riesen des germanischen Nordens, von deren Wurzel auch *Θουσνελδα* ihren Namen trägt (Thussin-hildo?). Aga-thursi wären die Schreckensriesen. Von andrer Seite hat Grimm (Mythologie S. 487. und 23) an die Tyrsener erinnert mit ihrem Stammvater Man, dem Sohne Himmels und der Erden, welcher Cotys, dieser den Atys zeugte (Dionys. Halikarn. und Herodot). — Ein skythischer König heißt bey Herodot 4, 76. *Ἰδαν-θυρσος*. Dagegen heißt ein König der Agathyrsen selbst *Σπαργαπείθης* (Herod. 4, 78); ein Massagete aber, der Sohn der Königinn Tomyris, welche Cyrus bekriegte, *Σπαργαπίσης* (Herod. 1, 211); bey den Skythen aber erscheint der Name *Ἀρι(α)-πείθης* (Herod. 4, 78). *Τόμυρις* erinnert an den Ortsnamen *Ταμυράνη* am Pontus, wenn hiezu nicht der skythische Name der Palus Mäotis Temerinda (quod significat matrem maris bey Plinius 16, 7) zu halten ist. Justinus 1, 8. nennt Tomyris eine Skythin, Jornandes, der ihn ausschreibt, dafür eine Getin. — Zu den *Ἀγάθυρσοι* gesellen sich die *Θυσσα-γεται* (Herod. 4, 21), die *Τυρί-γέται* (Strabo 7 *) oder Tyragetae (Plin. 4, 12) und *Τυραγγίται* (Ptolem. 3, 5. 10) die *Μασσαγέται* (Prokop.), die Myr-getae, Sar-getae, Samojetae, der skythische Name *Μαρσα-γέτης* (Ctes. Pers. 16.), welche Schaffarik (Slav. Alterth. 1, 311) mit andern Vorgängern ziemlich unslavisch (und ungriechisch) von — *γητης*, -geta (vgl. indigetes) herleiten, das Wort selbst aber doch auch in den nordischen Jötun wieder finden will, während Zeuß allen jenen Namen keine Zusammensetzung mit dem Stamme Getae, sondern nur die Bildungssylben — etae (S. 293.) oder Mass-ag-etae, (S. 294) zuerkennen will. —

Mancher skythische Name, noch manche skythische Benennung von Gegenständen könnte hier ferner geltend gemacht werden. *Βουτύρον* nennen die Griechen bestimmt skythisch. Wäre es gothisch, so hätte es in seinem *t* die Lautverschiebung überdauert ähnlich den Wörtern báitrs, hlutrs u. s. w. — Nicht minder erscheint auch *μαργαρίτης* dem das deutsche mere-krioz einen guten, gothischen Sinn unterlegt, wenn diese nicht eine frühere interpretatio germana genannt werden muß, ungriechisch. — Das skythische Arimaspi, von Herodot 4, 27. als arima (Eins) und spu (Auge) gedeutet, ließe in jenem ein superlativisches m (wie sansk. pratama, *πρῶτος*, primus, goth. fruma, vgl. goth. auhuma, aftuma u. s. w.) ahnen und spu würde an spêhan, spehôn, spähen erinnern, Zeuß aber theilt Ari-maspi oder Arim-aspi (S. 299.) und weist (S. 292 ꝛc.) das Ueberschlagen s. g. skythischer Namen (auch der *Δᾶοι* oder Dahae) ins Persische nach.

Blicken wir nach diesem Umschweifen zu den Geten und Daken zurück, welche nach den Angaben der Alten auch Zeuß (S. 260) zum weit verzweigten s. g. thrakischen Stamme rechnet, so hat Grimm bereits (S. 58) das bey ihnen vorkommende T(h)arabosti als einen deutschen *) Superlativus (tharbôstai d. i. optimi, strenuissimi) gedeutet **), wobey des Quadenkönigs Tarbus gedacht werden darf; und Dorpaneus, S. 50. an den deutschen

*) Spaßhaft nennt sich der Depositor Valentin Hoffmann in Jena in seiner Laus depositionis (Jena, 1657. 1688) „Isnaco-Tyrigeta," wobey er ohne Zweifel an Thüringen (vielleicht auch an Gotha?) dachte.

*) Vergl. Nem-etes, Usip-etes, Borb-eto-magum; auch *Σούδ-ηται*, *Γάβρ-ηται*; auch *Μακ-ἐδ-ονες*, *Καλ-ήδ-ονες*? Vergl. ferner *Γαλάται*, *Γαισ-άται*; ebenso *Καρπ-άτης*, *Σα(υ)ρ(ο)μ-άται*, *Θισαμ-άται*, *Σαυδαρ-άται*; *Λικ-ατιοι*; *Ηὐχ-άται*, *Παραλ-άται*; *Σκολ-όται*.

**) Steckt ein solcher auch in den Tolisto Boji, *Τολιστο-βόγιοι*, *-βῶγοι* (Zeuß S. 181) bey den asiatischen Galatern.

Eigennamen Dorfuni gehalten, ist vielleicht als ein Thaúrp-ans, gleich thiud-ans, truht-în (vergl. dom-inus von domus), Wôd-ans (ôdhin) gebildet zu nehmen, so wie *Βοιρεβίστης* (S. 48.) vielleicht an Ariovistus (Hari-vists) oder *Ἀρηρόεσος* (Polyb. 2, 22) erinnert. — Den Namen des mythischen Gesetzgebers der Geten Gabeloixis oder Gabeleizis hat Grimm (Seite 25) aus dem gothischen Giba - laiks oder Giba - leis (dem Gabenkundigen) zu deuten versucht; Matthäus Prätorius suchte ihn im Litthauischen gyva und legvis, als Geber der Ruhe, wie des Zamolxis Namen aus ziame und luks als Gott der Erde; wogegen Kruse in s. Urgeschichte des esthnischen Volksstammes (Moskau, Sewerin. 1846. gr. 8.) behauptet, daß jenes gar nicht litthauisch lettisch sey, indem im Litthauischen der Geber douvijas, die Ruhe atilsis (ruhen lausos) heiße und Gibeleizis eher Wohnsitz der Ruhe seyn würde. Zugleich nimmt Kuhn auch lieber die Form Zalmoxis auf und das bey Porphyrius als thrakisch vorkommende *Ζάλμος*, Bärenfell zu Hülfe, während Grimm S. 26. gerade an das litthauische szalmas, Halm, und lettische salms, Halm, erinnert, beyde aber durch die Lesung Zalmoxis in den skythischen Namen Leip-oxais, Arp-oxais, Col-axais, verwandte Bildungsausgänge gewinnen oder erkennen.. Kruse'n sind übrigens die Geten = Gothen oder umgekehrt; wiederum ist ihm aber gothisch auch = skythisch, d. i. — tschudisch (finnisch!). Vgl. Zeuß S. 284 und Schaffarik S. 285, welchem letzteren die nordischen Asen zugleich alanische Asi, Jassi sind, wogegen Grimm S. 47. mit Recht Einsprache einlegt, indem die nordischen Asen schon sprachlich nicht Osier, sondern Anseis (des Jornandes Anses) seyen.

Auch dieses Ergehen in der vagina nationum et officina gentium der thrakisch-mösisch-dakisch-pannonischen Berge wie Steppen und Sümpfe (den „*ἐρήμοις Γετῶν*“), wo uns Skythen, Thraker, Sarmaten, Deutsche bunt gemischt entgegen treten, wo uns selbst ein fauromatischer *Ῥαυσί-μωδος* (bey Zosimus 2, 21), wie ein skythischer *Ῥαδά-γωσος* (Böckh Inscript. n. 2070) dienen könnte, wird genügen, um das Durcheinanderwogen der hyperboreischen, riphäischen und kimmerischen Völkernebel zu kennzeichnen, die nur richtige Sprachvergleichung lichten und lösen kann, während gerade dieser und gerade hier noch so äußerst wenig sicherer Boden zu Gebote steht. Weit reicher hat sich dagegen neuerdings an der entgegengesetzten, westlichen oder keltischen Seite der Sprachschatz aufgethan; wie ist aber freylich auch hier durch den Uebereifer der ersten keltischen Liebe mehr verwirrt und erneut in Frage gestellt als wahrhaft zu Tage gefördert worden, wenn nicht die Warnung, wie man fortan nicht zu Werke gehen dürfe, auch ein wesentlicher Gewinn der Wissenschaft genannt werden muß.

Außer den wenigen Wörtern und Eigennamen getisch-dakischer Sprache, deren wir oben bereits einige berührt haben, stehen uns noch eine Anzahl Ortsnamen des Landes zu Gebote, die doch wohl dem betreffenden Sprachgebiete zufallen. Sybel hat a. a. O. S. 522 — 524. solcher gothisch dakischen Orts- und Eigennamen eine ziemliche Anzahl zur Abwägung oder Abwehrung des vermeintlich Gothisch-Germanischen oder Gothisch-Dänischen darin aufgeführt, womit S. 49. bey Grimm und das zu vergleichen kommt, was ich selbst in dieser Beziehung bereits im Jahre 1840 in meinem Libellus aurarius S. 105. 125. 126 u. s. w. zum Theil vollständiger, namentlich auch aus Inschriften zusammengestellt hatte *). Ich habe a. a. O. S. 124. auch zwey unzweifelhaft deutsche Namen, Offa und Gildo, aus den siebenbürgischen Wachstafeln auf das Jahr 167. für Dakien nachgewiesen, welche in der ersteren Bezeichnung als Menofili (filius), an den von Grimm S. 38 für dieselben Gegenden um das Jahr 230 beygebrachten Tullius *Μηνόφιλος* gehalten, hinlänglich die frühe Mischung der Völker in jenen Donauländern kund giebt, während

*) Woraus hier nur zu der aus dem Gothischen bey Grimm S. 49. versuchten Deutung des Ortsnamens Sarmize-get-usa der sonderbaren Erklärung desselben in Tröster's Altem und Neuem Dacien (Nürnberg, 1666. 8.) als „des Sarmiz gothisch Huß, regis Sarmiz domus gothica“ wieder gedacht werden möge.

in dem S. 50. aus Ammianus Marcellinus 31, 5. angeführten cauca landensis locus altitudine silvarum inaccessus schon von Zeuß S. 410. mit Recht das gothische oder deutsche háuh(a)-land d. i. das Hochland Siebenbürgen erkannt worden ist. Jene wogende Völkermischung aber tritt uns recht eigentlich anschaulich aus der bekannten Abstammung des Kaisers Maximius entgegen, den Julius Capitolinus und Jornandes (c. 15) uns als a patre gothico (Mëcca oder Micca) et matre alana (Ababa oder Abaqva) bezeichnet; ja Jornandes der Gothe selbst *) sagt von sich dasselbe aus: auch er stammt von alanischem Vater (cp. 50. 60.). Freylich nennt Prokopius die Alanen auch ein gothisches Volk und wir finden sie auch stets, selbst in Spanien **) mit den Gothen in engster Verbindung; Ammianus Marcellinus aber nennt sie wieder Massageten, so daß wir aus dem Zauberkreise der Bezeichnung nicht herauskommen. Jene beyden deutschen Namen in Dakien, Offa und Gildo, welchem letzteren wir auf dem Wege der späteren Weiterwanderung selbst in Afrika ***) wieder begegnen, wie dem ersteren am entgegengesetzten Ende in England, reiht sich leicht der dakische Name Nando an (Libellus S. 126), der uns aber freylich gleich wieder bis zum indischen Königsnamen Nanda (zu Alexanders des Gr. Zeiten) fortführt. —

Professor Sybel hat in seiner ersten Besprechung der Grimm'schen Abhandlung (a. a. O. S. 516 ꝛc.) außer den sprachlichen auch bereits manche sachliche Bedenken über die erneute Gleichstellung zwischen Gothen und Geten erhoben und besonders das versuchte Decken der Glaubens- und Lebensgebräuche bey beyden Völkern für nicht ausreichend erklärt, vielmehr geltend gemacht, daß sie in weit wichtigeren Dingen als den verglichenen wesentlich auseinander giengen, während das Uebereinstimmende an Sitten und Gebräuchen, Sprachklängen und Körperlichkeiten doch nur auf die allgemeine Sprach- und Blutverwandtschaft der Kelten, Germanen, Slaven, Wenden, Aisten, Indier u. s. w. hinaus laufe; Einwendungen, welche Professor Wilhelm Wackernagel in seiner eben erschienenen Geschichte der deutschen Literatur S. 6. wohlbegründet nennt. Auf gleiche Weise hatte Zeuß bereits (S. 49) vor der Vergleichung mit den Skythen wegen der abweichenden Mythologie gewarnt; obgleich auch hier Manches verlockt, z. B. wenn Herodot von jenen (den Skythen) erzählt, daß sie keine Götterbilder gestatteten, aus Weidenstäbchen, in Büschel gebunden, auf die Erde gelegt, auseinander gestreut und wieder verbunden, weissagten; oder daß die Neuri neben den Agathyrsen sich in Wehrwölfe zu verwandeln verstanden u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nach Selig Kassel a. a. O. S. 30. Jordanes episcopus Cortonensis. — Wer gedenkt hiebey nicht der Angabe, daß selbst Ulfila, gothissimus, von kappadokischen Aeltern abstamme und — daß der Hunne Attila selbst einen gothisch deutbaren Namen trage (Väterchen), weßwegen derselbe auch die Lautverschiebung erfuhr.

**) Vergl. die GothAlani in der Krim (Zeuß S. 342).

***) Die Notitia dignitatum allein schon zeigt, wie mancher Bataver u. s. w. bey den Pyramiden ꝛc. begraben liegt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Ueber Jornandes und die Geten.

(Fortsetzung.)

Professor Waitz (a. a. O. S. XIII.) sieht in Grimm's Auffassung der Völkerbeziehungen sogar eine „Umkehr der ganzen Geschichte und Entwickelung des deutschen Volkes;" „denn sonst," sagt er, „begannen wir mit einfachen, wenig ausgebildeten Verhältnissen und Sitten; hier wird uns eine reiche Kulturwelt vorgeschoben; in der Geschichte bemerken wir einen bestimmten Fortschritt, hier gerathen wir aus einem Zustande in den andren, von den gebildeten Geten zu den wilden (?) Teutonen, zu den wandernden Sueven; die fortgeschrittenen halb (?) christianisirten Gothen werden zu rohen (?) Skandinaven und Dänen, fast um dieselbe Zeit, wo Theodorich sie anderswo romanisirt (!). Bleiben wir bey den Geten und Gothen, so sind jene früh an der Donau und südlich des Flußes, diese erst an der Ostsee und Weichsel, später an der Donau und Pontus; wir sehen fast wie sie vorrücken; wir erfahren bestimmt, wie sie zuerst die Donau überschreiten, und Keiner weiß in jener Zeit, daß sie hier alte Besitzrechte haben. Keiner der Alten nennt Geten und Sueven, bestimmter Tacitus Germanen und Daken. Sollen aber Chronisten des Mittelalters „schlagenden Erweis" bey Fragen über den Zusammenhang der Völker geben (Gr. S. 44), so wird es mit der geschichtlichen Forschung übel stehen. Die Franken werden Dänen und Trojaner zugleich seyn müssen, und was der Art mehr ist."

Die von Waitz in den eben angeführten Worten geltend gemachten Gründe, namentlich über den verschiedenen Bildungsgrad zwischen der gens non astuta nec callida (Tacit. Germ. 22.) und den astuti (Propert. 4, 8, 44) und hirsuti Getae (Ovid. Pont. 1, 6) dahingestellt seyn lassend, wenden wir uns lieber zu dem sich aufdringenden Gedanken oder Satze, daß Jornandes doch wohl am besten von seines Volkes Beziehungen zu den Geten wie zum Norden (zur Scandia) gewußt haben müße. Aber auf welchem unsichern Boden bewegen wir uns gerade hier! Während Grimm die Behauptung des Jornandes, daß die Gothen (freylich dann auch die Geten!) aus dem Norden (dem Gautlande) gekommen, unbedenklich verwirft, hält Professor Wackernagel (a. a. O.) gerade diese unbedenklich und gleichfalls nicht ohne seine Gründe fest. Macht nicht Jornandes, wie Paulus Diakonus, gerade für diese Beziehungen Sagen seines eigenen Volkes geltend? Und steht nicht an der Spitze der gothischen Stammlinien bey ihm gerade ein — Gáut (Odhin) wie an der Spitze der angelsächsischen derselbe als Geata, quem jamdudum pagani pro deo venerabantur (Assor). Dagegen wie steht es um seine Geten-Gothen? Für diese Gleichung kennt er nur einen einzigen Gewährsmann, denn er sagt quos Getas jam superiori loco Gothos esse probavimus, Orosio Paulo dicente. Also darum, weil dieser es sagt (Hist. 1, 16: Getae illi qui et nunc Gothi), der auch sonst fast sein Ein und Alles ist, dem er sehr vieles auch sonst wörtlich entnimmt? *) Können aber die wenigen oben an-

*) Es erinnert dieß Verhältniß an des Tacitus An-

geführten Worte mehr Gewicht und andre Bedeutung haben, als die des Prokopius (bell. goth. 1, 207:) *Γετικὸν γάρ ἔθνος φασί τοὺς Γότθους εἶναι*, Geticum genus Gothos esse ajunt oder affirmant d. h., welsche Gelehrte oder Schriftsteller, deren Beweiskraft im vorliegenden Falle doch nicht einmal an die der Sagen reiht, aus denen Jornandes sonst geschöpft haben will. Können jene Worte des Orosius Getae, qui et nunc Gothi mehr heißen und gelten als die Worte des genannten Prokopius (bell. vand. 1, 11) *Αἰγὰν δὲ ἦν Μασσαγέτης γένος, οὓς νῦν Οὖννους καλοῦσιν*? Kann dieses etwas Anders heißen als: wo einst Massageten saßen, sind jetzt Hunnen eingerückt oder sitzen nun neben jenen? In demselben Sinne sagte schon Philipp. Cluverius (a. a. O. 3, 131) von Geten-Gothen: Ceterum error hic Spartiano (si modo vocabulum Gothorum non sit apud eum scioli cujusdam glossematium) aliisque post eum auctoribus inde natus est, quod Gothi circa ea tempora Dacorum terras obsederant. Isidorus origin. lib. 14, cp. 4. et Aethicus in descriptione Europae: Dacia, ubi est Gothia. Et sic Jornandes Gothorum sub Justiniani imperatoris tempora episcopus in libro, quem male de rebus geticis inscripsit, quum de Gothis agat, ipsam terram adpellat Daciam quam Gothos obsedisse narrat. Sed res ea uti plana reddatur, fabulae Jornandis, quibus contaminavit potius, quam illustravit gentem eam, detegendae sunt. Aber wie steht es überhaupt mit einem Manne, der so zusammen stoppelt, wie es Jornandes thatsächlich aus Florus, Tacitus (Agrikola), Pomponius Mela u. s. w. thut und wie ihn früher schon Du Buat in den Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften Bd. I, im J. 1763, Sybel in seiner Abhandlung De fontibus libri Jornandis de origine actuque Getarum (Berlin, 1838. 8.) und 1845, unter bestimmter Beziehung auf Tacitus Schreiber dieses in seiner Germania des C. Cornelius Tacitus (Quedlinb. und Leipz. 1847) S. 148—154, ganz neuerdings aber Selig Cassel in s. Magyarischen Alterthümern (Berlin, 1848. 8.) S. 293—308 nachgewiesen haben? Hat er (Jornandes) nicht selbst den Eingang oder das Vorwort seines Werkes wörtlich ausgeschrieben (Sybel a. a. O. VII, 288)? Ja Selig Cassel (a. a. O. S. 290. 302) geht weiter und sucht nachzuweisen, daß nicht nur sämmtliche Beziehungen auf klassische Schriftsteller, die wie eigene Belesenheit aussehen, sondern selbst die ganze Gleichung zwischen Gothen und Geten seinem Vorgänger (Cassiodorus dem Nichtgothen) schon zur Last falle *), was auch aus der an sich seltenen Verwendung des Ausdruckes Getae, geticus gerade an den betreffenden Stellen hervorgehe **), und freylich wenig zu der Angabe des Jornandes passe, daß er des genannten Vorgängers Werk, dem er selbst den Titel absah und entnahm, (de origine actuque Getarum) nur drey Tage in Händen gehabt habe und aus dem Gedächtnisse wieder gebe. Wer die von Ptolemäus und Prokopius streng gesonderten *Γαῦτοι* ***) oder *Γοῦτοι* d. i. die nordischen Gautar, agf. Geátas in Thule oder Skandien (Gautland, jetzt Gothland) verwirrt, indem er hier von Ostro-gothae spricht, gleich dem späteren Adam von Bremen (Zeuß S. 512), der geht lateinisch gebildet auch ohne Anstand auf die vorgefundenen Ansätze seiner klassischen Vorder- oder Gewährsmänner in Betreff der Getae ein. —

Weder Sybel noch Waitz noch Cassel haben

führung des divus Julius als summus auctorum (Germ. 28) über der Gallier Vorzeit: wie besonnen aber und vorsichtig setzt er gleich hinzu eoque credibile est und quantulum amnis obstabat etc.

*) Wie sie aus ihm Bonaventura Vulcanius (De litteris et lingua getica) entnahm.

**) Cluverius schon sagt, nach den oben angeführten Worten fortfahrend, quamquam non Jornandis demum haec puto fuisse figmenta, sed Ablabii et Dexippi, qui ante ipsum Gothorum res gestas scripto mandarunt quosque ipse citat.

***) Grotius liest bey Prokopius *οἱ γ' αὐτοί*.

aber ihre Aufmerksamkeit der Seite der grimmschen Untersuchung zugewendet, welche doch vielleicht die gewichtigste seyn dürfte, wenn wir bedenken, daß Jakob Grimm selbst früher in seiner Grammatik (II, 455 ꝛc.) und sonst (Götting. Anzeigen 1828. St. 56 1826. S. 735 ꝛc.) mehrfach nicht allein den Namenunterschied der sonst übrigens verwandten Gothen (Guten) und Gauten (vgl. Zeuß S. 158. 511) in ihren Vokalen geltend gemacht hat, sondern vorzugsweise festhielt, daß die ersteren nach dem gothischen Kalenderbruchstücke von Mailand Gutôs oder Gutans, *) nicht Guth . . . geheißen haben müßten.

Der genannte Kalender schreibt zweymal gut-thiuda d. i. Gothenvolk (wie Svi-theódh nordisch das Schwedenvolk bezeichnet), wozu bisher das zweymal in der von gothischen Geistlichen ausgegangenen ravennatischen Urkunde zu Neapel geschriebene Eclesia gotica, so wie die gleiche Schreibung lingua gotica in der von Waitz herausgegebenen Randschrift zum Concile von Aquileja, nicht minder die Schreibung Gotti bey Spartian (Anton. Carac. 10), Gottici (Ebdas. Antonin. Geta 6), ferner die Benennung Gutia, Gozia für das Gotengebiet in Süden Frankreichs (Septimanien: Pertz Monum. I, 9. 26. 27.), endlich selbst die bessere Schreibung *Γότθοι* und *Γότθια* (an der Mäotis) stimmte, so daß sich Gutôs oder Gutans auch consonantisch vortrefflich zu jenen nordischen Gáutar (gothisch Gautans) bey Prokopius *Γαυτοί*, bey Ptolemäus *Γουῦται* stellte, so wie zu dem schon angeführten Gáut (Géat) an der Spitze der gothischen wie angelsächsischen Stammbäume (vgl. Grimm's Mythologie S. 341); nicht minder die nordischen Gotnar, von denen in der Snorraedda gesagt wird: eru kalladir af heiti konûngs thess, er Goti er nefndr. Grimm wie Zeuß (S. 134) hatten beyde Namen Gutas und Gautar formell der Wurzel giutan, gáut, gutum zugewiesen. Nun aber verläßt der Erstere (schon in der Mythologie S. 341) nicht nur diese Wurzel, sondern auch das entscheidende *t*, welches auch Von der Gabelentz oder Löbe auf den Grund des gothischen Kalenders in ihrer gothischen Grammatik (S. 1.) fest gehalten haben, und verlangt zur lautverschiebenden Gleichung mit dem griechischen *Γεται* ein gothisches Guthôs oder Guthái, als stünde in dem genannten Kalender, nicht nur griechisch assimiliert, guth-thiuda.

Natürlich werden die Gothen damit, wofür sie auch Geijer in seiner schwedischen Geschichte schon erklärte, die Göttlichen oder Gottabstammenden, wozu das thrakische Cotys (der Gott) lautverschieblich halb stimmen würde. Die Gothen würden somit in erhöhtem Maße seyn, was Balthae, was „Scîri" bedeutet. Aber sollte sich wirklich so unmittelbar von guth (Gott) ein Volksname Guthái, -ôs, -ans, (adjectivisch oder substantivisch) ableiten? Sahen wir nicht vielmehr als nächste Ableitung nach der einen Seite gudja (Priester) und gudisks (göttlich), nach der andern gaguds (fromm), afguds (gottlos), und in allen diesen Ableitungen, weil schon in Casibus obliquis (pl. guda und gudaláus) das bezeichnende d hervortreten, wodurch das althochdeutsche t, gleichlaufend mit k für g (kot), vermittelt und erklärt wird? Kann aber überhaupt das große und in allen germanischen Sprachen mächtige Gesetz der Lautverschiebung in Völkernamen, welche die Griechen hörten, also in ihrem Munde gewissermaßen vor sich gehen, oder wie käme, wenn die Gothen sich Guthái, -ôs schrieben, an das Ohr der Griechen — Getae, d. h. eine Rücklautverschiebung? oder — wie kämen die Gothen selbst zur Lautverschiebung in dem Namen Getae, der doch ihr eigener, freylich durch den Griechenmund gegangen, seyn soll? dürfte man da nicht auch in *Γότθοι*, Gothi eine solche Rückwirkung vermuthen, so daß wir auf gothischem Standpunkte auf ein Gudái kämen, oder auf griechisch lateinischem von Guthai zu Goti gelangten? Wenn aber Getae im t sich zurückschob, warum nicht auch im G? oder blieb dieses, warum nicht auch Gutae, Guti? Grimm sagt S. 41, der Anlaut g (wie das d in *Δαμοι*,

*) Wozu sich die doppelte Deklinationsform *Γότθοι*, Gothi und Gutones, Guttones, *Γύθωνες*, Gothones belegend stellt. Vgl. Burgundiones und Burgundii; und auch vergleichbar *Σκλαβηνοι*, Sclaveni und Sclavi; dazu Schiavoni.

das er S. 21. mit dem gothischen dagôs zusammenhält, wo also das Gothische zurückverschöbe, gerade umgekehrt als in Gothi (gegen Getae) sey „aus begreiflichem Grunde“ der Lautverschiebung entzogen.

Wie aber stimmt nun vor Allem innerhalb des germanischen Sprachgebietes Gaut zu Guth oder umgekehrt? Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß das Nordische wirklich Goth-thiod sagt; aber schon die Schreibung thiod, obenein god-thiod und sogar godjod, so wie viele andre Fälle zeigen, daß die Irrung und Trübung der Zungenlaute eher diesem (dem Nordischen) zur Last fallen. Goth-thiod kann nur das Land der Gothen seyn und diese schreibt die Edda, ganz stimmend mit dem gothischen Kalender so wie mit dem verwandten Gautar, nur mit den tenuis Gotar und Gotnar, eben so das angelsächsische Wanderlied aethel Gotena, Gotena cyning. Vgl. Wilhelm Grimm's deutsche Heldensage S. 6. 9. 18. 21. 22. Dieselbe angelsäsische Handschrift, der das Wanderlied entnommen ist, setzt S. 241. nahe bey einander Geates frige (die freyen Gauts) und Gotena rîc unter Ermanrich.

Auch dem e in Getae, gegenüber dem u in gut(h)-thiuda wird von Grimm S. 44. seine organische Nothwendigkeit gedeutet; aber warum hörte denn, wie Selig Cassel (a. a. O. S. 307 sagt) das sprachliche Gesetz seine Kraft zu „üben auf,“ als später der Name Γότθοι, Gothi, Guthones u. s. w. den Griechen und Römern entgegen klang? Und klang aber nicht der Name zum ersten, ältesten Male gerade in Vokal und Consonant (Guttones durch Pytheas bey Plinius 4, 14. 37, 2 f. dem Tacitus Annal. 2, 62 in Gotones folgt) ganz zu gut — stimmend wieder? — Neumann in s. „Völkern des südlichen Rußlands (Leipz. Teubner 1847. 8) sagt: „Sonderbar, daß die älteren Griechen und Römer, wenn Geten und Gothen, wie man neuerdings wieder behauptet, in der That dasselbe Volk wären, niemals diesen einheimischen Namen gehört haben.“ Zwar erscheint der ganz verwandte Lautwechsel zwischen e und u mehrmals gerade in den slavischen oder ästhischen Gudden oder Gethae (Zeuß S. 612. 613) und eben so in den bey Kadlubek, Bajuphal und Gervasius Guddis genannten Samo Geten; eben so sollen nach Helling (a. a. O. I, 159) gerade die Geten in den chinesischen Annalen Khu-te genannt werden; doch bemerkt Cassel (a. a. O. aus Schott's Versuchen über die tatarischen Sprachen S. 6.), daß die von Humboldt geltend gemachten Yeti gerade in den chinesischen Annalen von den Kute genau geschieden würden. Nach Neumann aber nennen die armenischen Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts (Moses von Chorene, u. s. w.) die Gothen, deren sie augenscheinlich mehrmals erwähnen, ganz richtig Gut oder Kut, während Vartan im dreyzehenten Jahrhundert noch ganz richtig Gedoin an der Donau aufführt. —

Es kann dem Blicke dessen, der Alles, was von Grimm kommt, mit lebhaftester Begier entgegennimmt, nicht entgangen seyn, daß es sich hier um die feinste Handhabung eigenster Gesetzgebung handelt, und Niemand wird verkennen, daß hier noch vielfachen Weiterungen vom Gebeleisis selber entgegengesehen werden darf. Um so erfreulicher ist denn die durch Schlußbemerkung der Redaktion der genannten Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte a. a. O. gewährte Aussicht, daß Grimm die feßelnde Frage in seiner dort reformirten Geschichte der deutschen Sprache nach weiter beleuchten werde. Andre werden folgen. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 18. Mai.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft bey ihrer Versammlung zu Winterthur den 31. August, 1. und 2. September 1846. 31. Versammlung. Winterthur 1847. 320 S. 8.

Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammten Naturwissenschaften. Bd. VIII mit XVII Tafeln. Neuenburg, auf Kosten der Gesellschaft. 1847. 4. (Auch unter dem Titel: Nouveaux Mémoires de la Société Helvétique des sciences naturelles).

Trotz aller Wirren, welche die Sonderbundsfrage in der Schweiz hervorrief, haben doch die jährlichen Versammlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft, so wie die Herausgabe ihrer Denkschriften einen ununterbrochenen Fortgang genommen. Als Versammlungsort für das Jahr 1846 war Winterthur bestimmt worden und es fanden sich daselbst im Ganzen 76 Mitglieder der Gesellschaft ein, von denen über die Hälfte dem Kanton Zürich angehörten, während Basel, Bern, Genf gar nicht und die Sonderbunds-Kantone ebenfalls nicht oder doch nur sehr schwach vertreten waren. Der Bericht enthält, außer den mündlichen Verhandlungen, noch folgende schriftliche Mittheilungen: 1) Hugi, das Wesentlichste über die Gletscherfrage, 2) O. Heer, Physiognomie des fossilen Oeningens, 3) Hübschmann, der Bierconservator, 4) Möllinger, über die Anwendung der Galvanoplastik in den bildenden Künsten, 5) Köchlin, über die Witterung nach einfacher Naturbetrachtung, 6) Gengel, Beytrag zur Naturgeschichte der Seidenraupe. Am Schluße folgen noch kurze Berichte über die Verhandlungen der Kantonalgesellschaften: Basel, Bern, Genf, Neuenburg, Lausanne und Zürich, so wie biographische Notizen über die verstorbenen Mitglieder Schalch, Gilardi, Pioda und Steiner. Die beyden zuerst angeführten Abhandlungen sind die interessantesten, daher sie im Nachstehenden noch besonders besprochen werden sollen.

Eine schweizerische Gesellschaft von Naturforschern wird jedesmal die unter ihnen so lebhaft verhandelte Gletschertheorie zur Sprache bringen. Dießmal gab die Veranlassung dazu der kühne Alpenforscher Hugi in seinem Vortrage, betitelt: „das Wesentlichste über die Gletscherfrage," wobey es ihm weniger um Entwicklung von Theorien, als vielmehr um Feststellung von Thatsachen zu thun war. Dieß Letztere glückte ihm indeß insoferne nicht ganz, als Escher von der Linth und Heer den von Hugi aufgestellten Satz bestritten, daß die Gletscher durch Kälte sich ausdehnen, durch Wärme sich zusammenziehen, auch bemerklich machten, daß sie nie beobachtet hätten, daß die Gletscherspalten durch Schnee sich füllen und darin zu Gletschereis sich umwandeln.

Von der eigenthümlichen Beschaffenheit der urweltlichen Fauna und Flora Oeningens entwarf O. Heer ein lebendiges Bild in seinem Vortrage über „die Physiognomie des fossilen Oeningens." Seiner Ansicht nach befand sich da, wo jetzt die Steinbrüche des letztge-

nannten Ortes liegen, ein See, der nach der Verbreitung der Felsmassen, die sich in demselben absetzten, zu schließen, nur etwa die Länge einer halben Stunde und die Breite einer Viertelstunde gehabt haben mag. Dieser See war umgeben von Bäumen und Gesträuchen mannigfacher Art, auf welchen die verschiedenartigsten Insekten sich herumtrieben. Blätter und Thiere fielen in das Wasser und wurden von den Niederschlägen desselben, die sich später verhärteten, bedeckt. Ihre Ueberreste sind so zahlreich, daß sie uns gestatten, ein Bild von der Beschaffenheit der organischen Welt zu entwerfen, die jenen See umgeben und seine Gewässer und Ufer belebt hat. Als Hauptzüge derselben können folgende gelten.

Von den 55 fossilen Pflanzenarten, die wir von Oeningen kennen, sind nur wenige (2 bis 3 Arten) entschiedene Wasserpflanzen, einige andere (4 Arten) sind Sumpfgewächse, weitaus aber die Mehrzahl Landpflanzen. Nicht weniger als 44 Arten sind Holzgewächse, und zwar 38 Laubhölzer und 3 Nadelhölzer. Unter den letztern zeichnen sich besonders 2 cypressenartige Gewächse aus, von denen das eine sehr nahe verwandt ist der großen prachtvollen Cypresse (Taxodium distichum), die im südlichen Theil der Vereinigten Staaten einheimisch ist, das andere (Taxodium oeningense) am meisten einer japanischen Art ähnelt und in der Tertiärzeit eine weite Verbreitung gehabt zu haben scheint. Von den Laubhölzern treten besonders die Pappeln (3 Spec.), Weiden (5 Spec.) und namentlich die Ahorne (7 Spec.) stark hervor; es fanden sich aber auch Nußbäume, Erlen, Hagenbuchen, Ulmen und Linden, und neben diesen einige mehr südliche Formen, nämlich ein Amberbaum, ein Diospyros und eine Gleditschia. Von Gesträuchen war am verbreitetsten die Gattung Ceanotus, welche gegenwärtig vorzüglich in den Vereinigten Staaten, doch in einzelnen Arten auch in der alten Welt vorkommt. Neben diesen finden sich noch etliche Arten Cytisus, Rhamnus und Rhus und die amerikanische Gattung Comptonia; 3 andere amerikanische Gattungen sind noch zweifelhaft. Alle Pflanzenarten von Oeningen sind von denen der Jetztzeit specifisch verschieden. Die Gattungen dagegen, deren man 32 kennt, sind von demselben Typus, doch finden sich 11 nicht mehr in der dortigen Gegend; ein Paar davon treten erst jenseits der Alpen auf, andere noch weiter im Süden, in Kleinasien oder Nordafrika, und eine im südlichen Theile der Vereinigten Staaten.

Unter den Thieren machen Insekten die Hauptmasse aus, obwohl auch die höheren Klassen nicht fehlen. Die Ueberreste von Wirbelthieren sind in neuern Zeiten durch H. v. Meyer und Agassiz genau bestimmt worden; an die Bearbeitung der Insekten hat sich Heer gemacht und er giebt hier eine kurze Uebersicht über die von ihm bisher gefundenen allgemeinen Verhältnisse derselben. Im Ganzen befinden sich mehrere hundert Arten von urweltlichen Oeninger Insekten in den Sammlungen. Bis jetzt ist Heer erst bey den Käfern zu einem Abschluß gekommen, doch giebt es auch eine große Anzahl wespenartiger Insekten, Fliegen, Wanzen, einige Heuschrecken und eine Zahl von Florfliegen, deren Larven zu den gemeinsten Insekten des urweltlichen Oeningens gehören. Von Käfern hat Heer 102 Arten unterschieden, also ohngefähr $\frac{1}{10}$ der jetzt daselbst lebenden. Da indessen im Ganzen gegen unsere Periode zu eine Zunahme der Arten bemerkt wird, so dürften auch jene 102 Arten mehr als $\frac{1}{10}$ der damaligen Käferfauna repräsentiren.

Von jenen 102 Käferarten sind 10 Wasserkäfer und 92 Landkäfer; 71 Arten lebten von Pflanzenstoffen, 24 gingen dem Raube nach, 6 sind Mistkäfer und 2 Aaskäfer. Alle Arten sind von den jetzt lebenden specifisch verschieden und gehören zu 14 Zünften, 33 Familien und 68 Gattungen. Von letzteren sind 51 noch gegenwärtig in der Schweiz, 4 sind nicht genau zu bestimmen, 5 finden sich jetzt nur im südlichen Europa, 1 in Nordamerika und 7 sind ausgestorben.

Nach seinen genauen Untersuchungen hält sich Heer zu der Erklärung berechtigt, daß die Oeninger Käferfauna denselben Charakter habe wie die jetzt im südlichen Europa oder besser am mittelländischen Meere lebende Fauna. Für diesen Charakter sprechen auch die übrigen Insektenordnungen, indem wir unter denselben große Singcicaden und Fangheuschrecken sehen, welche gegenwärtig so recht die südeuropäischen Länder charakterisiren. Bemerkenswerth

ist es noch, daß auch einige wenige amerikanische Formen in die alte Oeninger Fauna eingestreut sind, wie dieß ebenfalls bey der Flora beobachtet wurde, welche übrigens im Ganzen den mittelmeerischen Charakter mit jener theilt.

In dem vorliegenden Bande der schweizerischen Denkschriften sind folgende 5 Abhandlungen enthalten.

1) Die Bildung der Samenfäden in Bläschen als allgemeines Entwicklungsgesetz dargestellt von A. Kölliker (S. 1 — 82 mit 3 Tafeln). Eine sehr lehrreiche Abhandlung, die wichtige Aufschlüsse über die eigentliche Natur der sogenannten Samenthiere, oder wie sie der Verf. nennt, der Samenfäden giebt. Wir begnügen uns hier die Hauptresultate hervorzuheben, die der Verf. folgendermassen bezeichnet. 1) Die Bildungselemente der Samenfäden bestehen aus einfachen kernhaltigen Zellen oder Gebilden, die aus Umwandlung einer einzigen Zelle hervorgehen. Die Hauptvariationen der letzteren sind: a) große Zellen mit vielen Kernen, b) Mutterzellen mit vielen einkernigen Tochterzellen, c) Haufen von meist einkernigen Zellen mit einer centralen hüllenlosen Verbindungsmasse, d) Haufen von einkernigen Zellen ohne centrale Masse. — 2) Die Samenfäden entstehen und endigen wahrscheinlich überall in den Kernen und zwar je Einer in Einem Kerne; sie bilden sich durch (spiralige?) Ablagerung des (flüssigen?) Kerninhaltes an der Kernmembran und erreichen vielleicht überall durch selbstständiges Wachsthum ihre endliche Form und Größe. — 3) Die Samenfäden werden durch Auflösung ihrer Mutterkerne und Zellen frey, und sind anfangs vielleicht bey allen Thieren, manche schon in den Zellen, bündelweise verbunden.

Der Verf. weist schließlich mit überzeugenden Gründen nach, daß die Samenfäden nicht als eigenthümliche Thiere, sondern nur als Elementartheile des thierischen Organismus angesehen werden dürfen und stellt von ihnen folgende Definition auf: „die Samenfäden sind structurlose, lineare Elementartheile mit eigenthümlicher, nicht freywilliger, von keinem besondern Organe abhängiger Bewegung, die zur Zeit der Geschlechtsreife constant im Samen der (aller?) Thiere sich finden, von selbst in Kernen entstehen, sich nicht fortpflanzen und Träger der Befruchtungskraft des Samens sind."

2) Bemerkungen über die natürlichen Verhältnisse der Thermen von Aix in Savoyen von Alb. Mousson (S. 1 — 48 mit 3 Tafeln). Der Verf. meint, daß die Thermen in nicht vulkanischen Gegenden aus tiefen Erdrissen hervordringen und daß die 30, 3° C. betragende Wärme der Quellen von Aix eine Tiefe von mehr als 4000′ voraussetze. Beygefügt sind diesem Aufsatze 2 Beylagen, wovon die eine die Aufzählung der Petrefakten des Eisenoolithes des Mont du chat, die andere das Verzeichniß der lebenden Mollusken der Gegend von Aix enthält.

3) Ueber die Factorielle:

$$\binom{m}{k} = \frac{m\,(m-1)\,(m-2)\ldots(m-k+1)}{1.\ 2.\ 3\ \ldots\ k}$$

mit der compleren Basis m, von Dr. J. L. Raabe (S. 1 — 19).

4) Einige Worte zur Entwicklungsgeschichte von Eunice von H. Koch in Triest, mit einem Nachworte von A. Kölliker (S. 1 — 31 mit 3 Tafeln). H. Koch hat gefunden, daß die Entwicklung der Eyer der Eunice innerhalb der Leibeshöhle stattfindet, aus welcher dann die Jungen, nach dem Abbrechen des Schwanzes des Mutterthieres, nach und nach ausschlüpfen und so lebendig geboren werden als Euniceen, die dem Mutterthiere ganz unähnlich sind. Diese jungen Kieferwürmer waren bisher im Systeme als eine neue Gattung aufgestellt, nämlich als Lumbriconereis Blainv.

Kölliker hat in einem Anhange wichtige Bemerkungen über die Entwickelung der Anneliden mitgetheilt, wovon die Hauptpunkte folgende sind. 1) Die Anneliden besitzen eine totale Furchung des Dotters, welche bey den einen in gewöhnlicher Weise fortschreitet, bey den andern in spätern Stadien unregelmäßig wird. 2) Die Anneliden entwickeln sich mit einem Primitivtheile, welcher der Bauch- oder Nervenseite entspricht, und aus den verkleinerten Furchungskugeln sich bildet. 3) Der Primitivtheil umwächst, indem er in zwey Blätter sich spaltet, den Rest der Furchungskugeln, welcher an seiner Bildung nicht Theil genommen hat und bildet mit

seinem äußern Blatte die Muskeln, Nerven, Sinnes- und Bewegungsorgane und die Haut, mit dem innern oder dem Dottersacke den Darm. 4) Bey vielen Chaetopoden besteht der Leib in seiner ersten Anlage nur aus wenigen Gliedern. Das Wachsthum geschieht von vorn nach hinten, indem vor dem Endgliede wahrscheinlich durch die Thätigkeit desselben immer neue Glieder entstehen (Nereis, Terebella, Protula, Eunice). 5) Bey diesen Anneliden entwickeln sich dann auch die Füsse mit allen ihren einzelnen Theilen und die Kiemen sammt den Fühlern von vorn nach hinten, welche Theile oft wie die Glieder durch ihr langsames Entstehen eigenthümliche Metamorphosen bewirken. 6) Bey den Hirudineen ist in der ersten Anlage schon der ganze Leib mit allen seinen Abtheilungen gegeben; die weitern Metamorphosen sind unbedeutend.

5) Die Insektenfauna der Tertiärgebilde von Oeningen und von Radoboj in Croatien, von Dr. Oswald Heer. Erste Abtheilung: Käfer (S. 1 — 230 mit 8 Tafeln). Von dieser wichtigen umfassenden Abhandlung haben wir schon vorhin, in so weit sie Oeningen betrifft, den Hauptinhalt angegeben. Im Ganzen sind in derselben 119 Arten beschrieben, welche sämmtlich neu und von den jetzt lebenden verschieden sind, nämlich 101 Arten sind von Oeningen, 14 von Radoboj, 3 von Parschlug in Steyermark und 2 von der hohen Rhone, Kanton Zug.

Die sämmtlichen Abbildungen, welche zu diesem Bande gehören, sind vortrefflich gearbeitet.

Ueber Jornandes und die Geten.

(Schluß.)

Auf welche Seite aber auch der Würfel falle, immer wird, wie Cassel am angemerkten Orte Seite 310 sagt, „sichere weitere Forschung der Geten Vorgeschichte durch eine größere Vorwelt ersetzen.“ Die Forschung muß gerade nach dieser Seite vorwärts. Handelt es sich ja doch wie gesagt, um einen unerhörten Zugewinn an Raum-, Zeit- und Kraftgebiet für die Urgeschichte unsers Volkes, um das Anrecht über fast fünf vorchristliche Jahrhunderte, um Lichtung unsers großen Wanderweges, von dem vermeinten oder wirklichen, „Asaheimr oder Asgard jenseit des Tanaquîsl“ und — um immer größere Volksehre. Denn wo der germanische Wandrer und Waräger auch damals schon auf dem Meere der Geschichte auftaucht, erscheint er stets gleich inmitten großer Lebensanschauungen und Weltkämpfe, ja man könnte, des edlen Mithridates gedenkend, sagen, immer gegen die, auf die der deutsche Mensch später an der Donau wie am Rheine stieß, die er an der Weser, im Teutoburger Walde, auf der Idisjawiese *) in ihren Legionen vernichten und endlich in Rom selbst überwältigen sollte.

H. F. Maßmann.

*) Bey Tacitus Idistaviso, von Herm. Müller (Marken des Vaterlandes S. 99. 164) als Idisaviso, graphisch und grammatisch richtiger von Grimm als Idisjaviso gelesen, erinnert an das As-feld bey Paulus Diakonus (I, 24), ubi Gepidae cum Langobardis pugnavere etc. Vgl. Osen-wang (Graff Sprachschatz I, 486.) u. s. w. Wer übrigens wortspielen wollte, könnte auch Germ. 9. pars Suevorum et: Idisi(s) sacrificat lesen. Aber sollte hier wirklich mehr als eine interpretatio romana im Spiele seyn? etwa wie Germ. 43. (Alcis) Alx das deutsche alh vermuthet worden ist (Zeuß S. 30. Grimm Mythol.), oder in nemus Herculi sacrum (Germ.) ein haruk, harkul? oder gar hakul?

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg. I. Heft. Herausgegeben von Ernst Boll. Neubrandenburg 1847. 120 S. 8.

Korrespondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg. Erster Jahrgang 1847. Regensburg 1847. 176 S. 8.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1846. Zur Kenntnißnahme für sämmtliche einheimische und auswärtige wirkliche Herren Mitglieder der Gesellschaft. Breslau 1847. 320 u. 48 S. 4.

Wir bringen hier zur gemeinschaftlichen Anzeige die Schriften dreyer Privatgesellschaften, die entweder ausschließlich oder doch der Hauptsache nach dem naturwissenschaftlichen Gebiete angehören, und von denen die schlesische Gesellschaft schon seit einer Reihe von Jahren besteht, während die beyden andern sich erst neu begründet haben. Alle drey haben sich zur Hauptaufgabe die Erforschung der vaterländischen Naturverhältnisse gemacht.

I. Das Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg enthält 5 Aufsätze. 1) Bericht über die Versammlung des Vereins am 26. Mai 1847 in Malchin von E. Boll. 2) Beschreibung einer neuen Art Rohrsänger, Calamoherpe pinetorum von H. Zander. 3) Verzeichniß der im Klützer Ort vorkommenden seltenen Pflanzen Meklenburgs von C. Griewank. 4) Verzeichniß der Naturalien-Sammler Meklenburgs von A. v. Maltzan. 5) Die Ostsee; eine naturgeschichtliche Schilderung von E. Boll. Letzterer Aufsatz ist wie der ausführlichste, so auch der gehaltvollste, indem er in einem klaren Bilde die physikalischen Verhältnisse dieses Meeres, und die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der ihm angehörigen Fauna und Flora darstellt. Die in neuerer Zeit lebhaft verhandelte Frage von dem Sinken des Ostseespiegels und der Emporhebung Schwedens wird in dieser Abhandlung ausführlich besprochen, und indem genannter Punkt von hohem Interesse für die geologischen Ansichten geworden ist, werden wir ihn auch hier ausführlicher zur Sprache bringen.

Der Verf. nimmt es als erwiesene Thatsache an, daß das Wasser der Ostsee an vielen Orten unzweifelhaft seit Jahrhunderten seinen alten Stand behaupte, während es an anderen Stellen theils gesunken, theils gestiegen sey. Da aber das gleichzeitige Steigen, Sinken und Stillestehn des Wasserspiegels in verschiedenen Theilen eines und desselben Meeresbeckens nicht dem Wasser selbst zugeschrieben werden könne, indem dieß gegen die Gesetze der Hydrostatik streiten würde, so müsse es das Land seyn, welches diese Veränderungen erleide.

„Indem man nun von dieser Idee geleitet wurde, hat man bis jetzt mit Sicherheit ermittelt, daß die ganze schwedische und finnländische Küste, von der Gränze des nördlichen Schonen (Sölvitsborg) über Gefle bis Tornea, und von Tornea bis Abo fortwährend sehr allmählig sich hebt (in einem Jahrhundert

bis 4'), während das südliche Schweden sinkt. Die hebende Kraft, welche aus dem Innern unsers Planeten hervor wirkt, scheint am stärksten im nördlichen Lappland zu seyn und gegen Süden hin allmählig abzunehmen. An unseren südbaltischen Küsten ist bis jetzt noch keine Veränderung im Meeresniveau wahrgenommen worden, obgleich man schon eifrig genug sich bemüht hat, auch uns den festen Boden unter den Füßen streitig zu machen."

So sicher auch der Verf. diese Behauptung ausspricht, so zeigt er doch selbst an, daß nicht alle zu ihren Gunsten aufgeführte Thatsachen die nöthige Beweiskraft hätten. Wir gehen aber noch um einen Schritt weiter, indem wir behaupten, daß dieß nicht einmal durchgängig bey den von ihm noch zugelassenen Beweisen der Fall ist, wie wir dieß jetzt in der Kürze darthun wollen.

Der Verf. hat schon in seiner Geognosie der deutschen Ostseeländer mehrere Belege gegeben, daß die Ostsee an vielen Orten ihren alten Stand seit Jahrhunderten behaupte, und er fügt hier noch einen andern bey, den er als sehr überzeugend ansieht. An der finnländischen Küste nämlich standen mehrere große Fichten dicht am Meeresspiegel; dieselben wurden gefällt, und durch Zählung der Jahresringe wurde nachgewiesen, daß sie gegen 400 Jahr daselbst gestanden hatten. Nach der Hypothese des Celsius wäre aber der Meeresspiegel während dieser Zeit ungefähr um 180 Zoll gesunken, in welchem Falle die Fichten unter dem Wasser gekeimt und viele Jahre auch unter dem Wasser gewachsen seyn müßten. Wir finden diese Schlußfolgerung ganz richtig; aber wir haben dann an den Verf. die Frage zu richten, wie er damit die behauptete fortwährende Hebung der finnländischen Küste in Uebereinstimmung bringen könne?

Von den für das Sinken des Ostseespiegels angeführten Beweisen gesteht der Verf. selbst zu, daß sie nur mit großer Vorsicht zu benützen wären. Dieß sey vorzüglich der Fall mit den zur Bezeichnung des Wasserstandes an Felsen eingehauenen Marken, indem man wegen der großen Schwankungen, denen das Niveau der Ostsee unterworfen ist, sich gar zu leicht über den wahren mittleren Wasserstand täusche. Ferner, wenn Schiffe jetzt an manchen Stellen der Küste nicht mehr so guten Zugang fänden als früher, so sey dabey, außer der Versandung der Häfen durch Stürme und Verschlämmung derselben durch die Sedimente der in sie mündenden Flüsse, auch noch der Umstand zu berücksichtigen, daß die Schiffe in früherer Zeit, weil sie kleiner waren, kein so tiefes Fahrwasser verlangten wie jetzt. Noch unsicherer sieht der Verf. den Beweis an, welcher von dem allmähligen höheren Hervortauchen großer loser Felsblöcke hergenommen wird, da es Thatsache sey, daß dieselben, wenn sie im Winter in das an den Küsten sich bildende, oft mehrere Fuß dicke Eis mit einfrieren, durch dieses mitunter weit von ihrer alten Lagerstätte fortgerückt werden. Für am wenigsten beweisend erklärt er die auf dem Küstenlande gefundenen Schiffsüberreste, indem einerseits in sehr vielen Fällen des Faktum selbst durchaus zweifelhaft sey, andrerseits es aber eine Sitte der ältesten Bewohner der Ostseeländer gewesen wäre, berühmten Seehelden Theile ihrer Schiffe mit in das Grab zu legen. — Vollständig erwiesen dagegen wird dem Verf. das Sinken des Wasserspiegels an manchen Orten, namentlich am bothnischen Meerbusen dadurch, daß man daselbst Meeresablagerungen gefunden habe, welche sich durch die in ihnen eingeschlossenen Conchylien ganz unwiderleglich als Sedimente des baltischen Meeres zu erkennen geben. Auch wir erkennen mit dem Verf. die Beweiskraft dieser Thatsache an, erklären sie aber nicht aus der Hebung des Landes, sondern aus einer in alten Zeiten erfolgten Ueberfluthung desselben durch das baltische Meer.

Nehmen wir es aber auch als ausgemachte Thatsache an, daß wirklich im bothnischen Meerbusen eine Veränderung des Niveaus der Küste in Bezug auf das des Meeresspiegels und zwar zu Gunsten des ersteren, dagegen an der Küste von Schonen das Umgekehrte statt gefunden habe, während die deutschen Küsten fortwährend ihre alte relative Lage zum Wasserspiegel behaupten, so ist man doch immer noch nicht gezwungen zur Annahme einer theilweisen Hebung und Senkung des festen Landes zu greifen, sondern kann diese Veränderungen mit weit größerer Wahrscheinlichkeit in dem beweglichen Elemente des Wassers suchen. Das Haupthinderniß der letzteren Annahme ist es bisher immer gewesen,

daß man von der Voraussetzung ausgieng, das Meer könne eben so wenig als ein Binnensee ein an verschiedenen Stellen ungleichartiges Niveau seiner Oberfläche darbieten. Gleichwohl ist dieß nunmehr durch verschiedene Beobachtungen außer Zweifel gesetzt und gerade die Ostsee ist es, die davon ein sehr auffallendes Beyspiel giebt.

Daß die Ostsee wirklich ein höheres Niveau als die Nordsee besitze, ist sowohl durch Messungen als auch durch den Umstand erwiesen, daß durch den Sund und die Belte fast fortwährend Wasser zur Nordsee abfließt. Es ist aber noch weiter dargethan worden, daß nicht hier allein, sondern in der ganzen Ostsee eine Wasserbewegung statt habe, welche im Allgemeinen auf eben diese Ausgangspunkte hin gerichtet ist. Von diesem Stromsysteme des baltischen Meeres haben wir eine sehr vollständige Kenntniß durch die genauen Untersuchungen des schwedischen Vice-Admirals Nordenankar erlangt, der nachgewiesen hat, daß die Strömung schon bey Tornea ihren Anfang nimmt, dann in ihrem südlichen Laufe durch eine andere aus dem finnischen Meerbusen kommende verstärkt wird, bis sie endlich durch den Sund und die Belte ihren Abzug findet. Ergiebt sich nun an diesen Ausgangspunkten ein Anschwellen der Nordsee, wie dieß seit längerer Zeit an den Küsten von Holland und des nordwestlichen Deutschlands beobachtet wurde, so wird an der Südspitze von Schweden auch ein Aufstauen des ausfließenden Ostseewassers erfolgen, ohne daß dabey ein Sinken des Landes hätte vorgehen müssen. Und wenn es wirklich begründet seyn sollte, daß im bothnischen Meerbusen der Wasserspiegel gesunken ist — was übrigens, wie schon erwähnt, noch keineswegs zur Evidenz gebracht ist — so könnte eine stärkere Ausschwemmung des Grundes, oder ein geringerer Wasserzufluß als ehemals, oder auch ein rascheres Abfließen des Stromes, womit die Anschwellung an der Südspitze von Schweden in Verbindung zu bringen wäre, das supponirte Phaenomen noch leichter als die Annahme einer Hebung des festen Landes erklären, wobey das Seltsame wäre, daß ein solches Heben nur an den Küstenrändern und nicht zugleich auch am Meeresboden vor sich gienge. Noch wissen wir zu wenig über die großen, vielleicht periodischen, Bewegungen des Meeres, gleichwohl wissen wir bereits so viel, daß die Annahme von einem gleichförmigen Niveau desselben durchaus nicht mehr haltbar ist; dieß ist bereits durch Thatsachen dargethan. Jedenfalls aber würde in dem hier besprochenen Falle ein Sinken des Meeresbodens dem gewöhnlichen Verlaufe der Naturgesetze weit angemessener seyn als ein Heben des Landes, wofür man auch nicht einen einzigen direkten Beweis vorzubringen vermag.

II. Das Korrespondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg geht von einer Gesellschaft aus, die gewissermassen als eine Ergänzung der schon lange daselbst bestehenden botanischen zu betrachten ist, um auf diese Weise einen vollständigen Verein für die drey Fächer der Naturgeschichte zu begründen. In Ermanglung großer literarischer Hilfsmittel hat der Verein es ganz richtig eingesehen, daß seine Aufgabe keineswegs der einer Akademie gleich kommen kann, sondern daß er seine Thätigkeit hauptsächlich auf unmittelbare Beobachtungen der einheimischen Naturerzeugnisse aus dem Thier- und Mineralreiche beschränken muß. Gelingt es ihm in dieser Beziehung, eine lebendige Theilnahme zu finden, so kann er zur Förderung der Kenntniß von der bayerischen Fauna und von den geognostischen Verhältnissen unsers Landes einen wesentlichen Beytrag leisten. In letzterer Hinsicht hat Regensburg eine ganz besonders günstige Lage, als in seiner Nähe das noch wenig gekannte bayrische Waldgebirge, so wie das Juragebirg, und zwar daselbst in seiner mannigfaltigsten Construktion, vorüberzieht. An Stoff zu vielseitiger Thätigkeit fehlt es also diesem neu entstandenen Vereine nicht, und daß es ihm auch nicht an Rührigkeit und Lebenskraft gebricht, zeigt das vorliegende Korrespondenzblatt, dessen Herausgabe er fast gleich nach seiner Stiftung begonnen und in einer rühmlichen Weise durchgeführt hat.

Der erste Jahrgang des vorliegenden Korrespondenzblattes enthält folgende Aufsätze. 1) Andeutungen über die nächsten Aufgaben des Vereins von Dr. Herrich-Schäffer und Fürnrohr. 2)

Mittheilungen über die geognostischen Verhältnisse der Umgebungen von Passau und des bayrischen Waldes von Dr. Waltl. 3) Notiz über ein merkwürdiges Lager fossiler Pflanzen von Dr. Fürnrohr. 4) Geognostische Skizze über das Vorkommen des Magneteisensteins im Uebergangsgebirge von J. Mickſch. 5) Bemerkungen über Helix pulchella und costata von Forſter. 6) Ueber die Beobachtung der periodischen Erscheinungen in der Natur von Dr. Schuch. 7) Bitte an die Ornithologen von Graf v. d. Mühle. 8) Bemerkungen zu der Schalenlehre von Forſter. 9) Fragen an Conchyliologen von demselben. 10) Ueber das Vorkommen des Retinasphalts und des Bleyglanzes in der Steinkohlenformation von Pilsen von Mickſch. 11) Das Eisenerzlager bey Kellberg von Dr. Waltl. 12) Agenda entomologica von Dr. H. Schäffer. 13) Orthothrix, eine neue Gattung der Brachiopoden von Dr. Geinitz. 14) Geognostische Notizen über die Umgebung der Stadt Wunsiedel von Fr. Schmidt. 15) An die Geognosten des Vereins von v. Riedheim. 16) Bericht über die achte Versammlung ungarischer Aerzte und Naturforscher von Dr. Zipſer. 17) Vorkommen eines fossilen Baumes unter dem Steinkohlenlager auf der Herrschaft Radnitz von Mickſch. 18) Der Landgerichtsbezirk Dachau geognostisch dargestellt von Dr. Walſer. 19) Petrefakten der Jura- und Kreideformation um Amberg, Regensburg und Kelheim, von v. Stockheim. 20) Geognostischer Ausflug durch die Oberpfalz, Ober- und Mittelfranken von J. Popp. Von letztgenanntem Aufsatz wollen wir hier bemerklich machen, daß er eine Menge von Beobachtungen enthält, die jedoch, weil sie nicht nach der geognostischen Reihenfolge geordnet sind, nicht mit der gehörigen Klarheit hervortreten. Bey den Angaben über die Schichtenfolgen des Keupersandsteins, wie solche in den Bohrlöchern ermittelt wurden, ist es uns befremdlich aufgefallen, daß der Verf. bey den artesischen Brunnen in Nürnberg und Erlangen unterhalb des Keupersandsteines Liasschiefer und Liassandsteine folgen läßt. Daß diese Angabe auf einem offenbaren Irrthum beruht, kann Ref. wenigstens für den Brunnen in Erlangen mit aller Bestimmtheit behaupten, indem er zur Zeit, als selbiger gebohrt wurde, selbst an Ort und Stelle anwesend war und sich oft durch den Augenschein zu überzeugen Gelegenheit hatte, daß man bey dieser Bohrarbeit nicht aus dem Gebiet der Keupersandstein-Formation herausgekommen war; der lithographirte Durchschnitt, welchen Herr Bruckmann, der diese Arbeit leitete, von der Schichtenfolge bekannt machte, giebt diese ganz richtig an, denn die einzelnen erbohrten Kalklagen sind nur untergeordnete und überdieß sehr unbedeutende Glieder der Keuperformation. Dasselbe getraut sich Ref. auch von dem Bohrloche in Nürnberg zu behaupten, obwohl er von dorther die Bohrproben nicht kennt, indem hier gewiß keine Ausnahme von der allgemeinen Regel vorkommt, daß Liaskalk und Liassandstein den Keuper überlagern, aber nicht unterteufen.

III. Die ſchleſiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur hat ein viel größeres Gebiet als die beyden andern Vereine zur Bearbeitung sich gewählt, indem sie nicht bloß die Naturgeschichte, sondern auch noch die Physik, Chemie, Astronomie, Medizin, Technologie, Geschichte, Pädagogik, Kunst und Musik in ihren Kreis gezogen hat. Bey der großen Anzahl von Mittheilungen können hier nur die wichtigsten in Erwähnung kommen.

Göppert lieferte einen Auszug aus seiner Preisschrift über den Ursprung der Steinkohle. Er weist darin nach, daß die Steinkohlen selbst ähnliche Pflanzen enthalten, wie die ihnen zum Hängenden und Liegenden dienenden Schieferthone und Sandsteine. Die Behauptung über den anorganischen Ursprung der Steinkohle glaubt er siegreich dadurch widerlegt zu haben, daß sich in der durch das Verbrennen derselben entstandenen Asche die wohlerhaltenen Skelete von Pflanzenzellen nachweisen lassen.

(Schluß folgt).

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Mai.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Srboi Horn meroi Movsesi Chorenazwoi Madekruthiunk. J Wenedig i dparani srboin Lazarou. Hami 1843. (Die Werke unseres heiligen Vaters Moses des Chorener. Zu Venedig in der Druckerei des heiligen Lazarus *).

Wir wissen aus mehrern Stellen der armenischen Historiker, aus Agathangelos und Moses von Chorene, daß eine vorchristliche Literatur in Armenien vorhanden war; leider wurde sie auch hier, wie in vielen andern Weltgegenden, durch den Eifer der Neophyten vernichtet. Obgleich ein eifriger Christ, war Moses doch einsichtsvoll genug, uns einige höchst anziehende Bruchstücke dieser Literatur, der altassyrischen Heldensage, aufzubewahren. Der armenische Geschichtschreiber ward geboren zu Choren oder Choruni in dem Bezirk Daron gegen das Jahr 370 n. Ch. G., lebte nach dem Chronographen Samuel von Ani 116 Jahre und schrieb erst am Ende seiner Tage sein größtes Werk, die Geschichte Armeniens. Moses wird nach der einstimmigen Meinung seiner Landsleute für einen der größten Schriftsteller und der ausgezeichnetsten Historiker gehalten, — in der That ist er aber unwürdig den großen Geschichtschreibern Griechenlands und Roms an die Seite gestellt zu werden. Seine Wahrheitsliebe kann jedoch nicht in Zweifel gezogen werden. Die Brüder Whiston, die trefflichen Uebersetzer des Moses von Chorene, waren zu sehr allem Orientalischen, sowohl in Beziehung auf Inhalt als Form abhold; es mangelte ihnen zu sehr die Kenntniß orientalischer Geschichten und Mythen, um den Schriftsteller mit Unbefangenheit und Sachkenntniß beurtheilen zu können. Selbst der gelehrte Lacroze konnte sich nicht über die beschränkten Ansichten seiner Zeitgenossen, die nur bey den Griechen und Römern Wahrheit und Verstand finden wollten, emporschwingen. Wo immer Moses von den Angaben der Griechen oder Römer abweicht, wo immer er etwas dem europäischen Ideengang Unwahrscheinliches berichtet, alsbald bezüchtigen die Whiston und Lacroze unsern Autor des Mangels an Urtheilskraft, der Neigung zum Unwahrscheinlichen und Lügenhaften, während sie selbst doch in ihrem Moses gelesen und übersetzt hatten, daß er deßwegen die Rede Sahags nicht ausführlich habe mittheilen wollen, weil er Niemanden gefunden habe, der sie ihm genau hätte angeben können: er habe sich aber vorgenommen, Nichts in seiner Geschichte zu erfinden, und sey übrigens ein alter kränklicher Mann, der, weil er immer mit Uebersetzungen zu thun habe, sich kurz fassen wolle und müsse [1]). Diese unbesonnenen und ungerechten Anklagen gegen den Geschichtschreiber der armenischen

*) Diese Ausgaben kommen bekanntlich nicht in den Buchhandel.

1) Mos. Chor. III. 65. Moses, sagt Thomas Arzeruni, lebte 120 Jahre. Seine Geschichte Armeniens zerfällt in drey Bücher; sie beginnt mit Adam und endigt mit Kaiser Zeno dem Isaurier. In einem vierten Buche, das aber nicht auf uns gekommen ist, waren die Denkwürdigkeiten seines Lebens und seiner Zeit enthalten. Die Stellen aus Thomas Arzeruni theilt Zohrab mit in der Vorrede zur Rhetorik. Kirk Pidouiz. Wenedig 1796 S. 9.

Nation, dem nur die Einsicht und die Kenntnisse nicht aber der gute Wille mangelte, sind dann in alle Literarhistorien und Kompendien der Geschichte übergegangen: Moses wird als ein Freund des Fabelhaften und Abentheuerlichen geschildert, als ein Geschichtschreiber, dem sowohl die Kraft als die Neigung mangele, Wahres vom Falschen zu sichten. Mußte sich doch auch Herodotos in den früheren Zeiten derselben Fehler anklagen lassen. Ein tiefer eingehendes Studium des Schriftstellers und eine genauere Kunde der Länder, die er beschreibt, befreyte aber zu unsern Zeiten den Vater der Geschichte von den Makeln, die Unkenntniß und Einsichtslosigkeit ihm angedichtet hatten, — eines gleichen Glückes wird sich Moses von Chorene, wenn auch in beschränkterem Grade, in der Folgezeit sicherlich erfreuen können. Gleichwie Herodotos erzählt auch der armenische Historiograph nicht allein was ihm wahr dünkt, sondern auch was ihm für wahr erzählt wurde, und in den Traditionen oder Gesängen des Volkes als solches fortlebt, doch nicht ohne die Vorsicht zu gebrauchen, diese zwey verschiedenen Theile seines Werkes genau zu unterscheiden; ja nicht selten erklärt er wohl Manches geradezu für unbegründet, nimmt es aber doch in seine Geschichte auf, entweder um dem Leser nichts vorzuenthalten oder aus einem unbestimmten Gefühle, was vielleicht auch Herodotos hie und da geleitet haben mag, von der Bedeutsamkeit der Mythen und der mythischen Geschichte in dem Bildungsgange und der Charakterschilderung der Nationen. Kann doch selbst eine kritische Geschichte die Mythen über den Ursprung und die ersten Heldenthaten der Nation nicht entbehren, weil sie von unberechenbarem Einfluß sind auf den Charakter des Volkes, das sich mit ihnen rühmt und sie allen Geschlechtern als Muster zur Nachahmung hinstellt; sie, die Mythen, sind überdies mit den Gewohnheiten und Sitten, mit der Literatur und Kunst, mit den Gesetzen und nicht selten mit den gottesdienstlichen Ceremonien der Völker genau verbunden. Mag nun Rustam oder Haik wirklich existirt haben oder nicht, bey Nennung dieser ehrwürdigen Namen schlägt das Herz des Persers und Armeniers in stärkern Pulsschlägen; mit Selbstgefühl und edlem Nationalstolz nennt er sie seine Ahnen und betrachtet sie als Muster seines Handelns und Strebens. Die Schreibweise des Moses steht aber so weit hinter der Herodots zurück, wie der verwickelte schwerfällige Styl der Byzantiner im fünften Jahrhundert, die ihm als Muster vorschweben, hinter der einfachen klaren Darstellung der ältern Griechen.

Wo die einheimischen Sagen nicht ausreichen, da wendet sich der Armenier zu den fremden Quellen; er bewahrte uns auf diese Weise kostbare Bruchstücke selbst solcher griechischen Historiker, deren Namen wir allein durch ihn kennen lernen. Moses verschweigt kein Gebrechen der eignen Nation; das Urtheil, welches er in der Einleitung über seine eigenen Vorfahren fällt, könnte selbst hart erscheinen.

Historische Lieder oder epische Gesänge sind bekanntlich bey allen Nationen der Anfang jeglicher Kultur und Geschichte. Moses von Chorene beruft sich nicht allein mehrere Male auf diese Heldenlieder der Nation, sondern er hat uns auch ein wild poetisches Fragment aus ihnen erhalten, unter der Ueberschrift:

„Geburt des Wahagen.

In Geburtsschmerzen lag der Himmel, in Geburtsschmerzen lag die Erde, in Geburtsschmerzen lag das purpurne Meer und in Geburtsschmerzen lag das röthliche Schilfrohr im Meere. Aus des Rohres Munde kam Rauch empor, aus des Rauches Munde kam Flamme empor, und aus der Flamme entstieg eilends der blonde Jüngling; Feuer hatte er in den Haaren und Flammen hatte er an dem Barte und die Augen und die Ohren waren Sonnen.“

Die Lieder dieser Art nennt Moses geradezu Fabeln, und sagt, er habe mehrere dergleichen von alten Armeniern auswendig zur Castagnette recitiren hören, auch würden sie nach verschiedenen Sangweisen in öffentlichen Gesellschaften abgesungen*). Diese alten Volkslieder scheinen sich in der Folgezeit verloren zu haben; doch hörte ich auf St. Lazaro, daß deren mehrere noch heutigen Tags in den verschiedenen Gebirgsgegenden Armeniens gesungen werden; ja man soll von einigen Handschriften dieser sehr alten Heldenlieder Kunde haben. Die armeni-

1) Mos. Chor. I. 5. 23. 27. 44.

sche Nation ist im Allgemeinen keineswegs so sehr von jedem Gefühle für Poesie und Kunst entfernt, wie Wahl, ich weiß nicht aus welchem Grunde, in seiner Geschichte der morgenländischen Sprachen behauptet. Das armenische Gesangbuch enthält Lieder von solch einem erhabenen Inhalt, von solch einer vortrefflichen blühenden Diction, wie deren je in irgend einer Sprache gedichtet wurden. Ein alter armenischer Geistlicher, der mir auf St. Lazaro den herrlichen Gesang, worin die Tugenden der weiblichen Martyrer, der Ripsime und Gaiana besungen werden, vorlas, ward, der Ausdruck ist nicht übertrieben, wahrhaft wonnetrunken über die Großartigkeit der Gedanken, wie über die ergreifenden Schönheiten der Sprache.

Diese alten armenischen Gesänge und Gedichte sind weder durch Quantität noch durch den Reim gebunden; sie haben im Allgemeinen, besonders aber durch den häufig wiederkehrenden Parallelismus, große Aehnlichkeit mit den Psalmen, und sind ebenfalls nicht selten nach dem Alphabet gedichtet. Wahrscheinlich sind auch die meisten im Scharagnoz befindlichen Lieder aus Nachahmung der Psalmen entstanden. Dieses kanonische Gesangbuch wird von der Nation außerordentlich geachtet und zu den klassischen Werken gerechnet. Viele der darin aufbewahrten Gesänge gehören zu den ältesten Sprachdenkmälern der Nation. Einige werden auch, ob mit Recht oder Unrecht ist schwer zu entscheiden, Moses von Chorene zugeschrieben, so z. B. der berühmte Gesang, worin das Leben Johannis des Täufers beschrieben wird, der so beginnt:

„Glänzender Stern Auroras, vorleuchtend dem Sonnenaufgang der Gerechtigkeit, Vorläufer der Menschwerdung des göttlichen Sohnes."

Die meisten wichtigern Werke des armenischen Gelehrten und Geschichtschreibers aus dem fünften Jahrhundert sind mehrmals, wie in meiner Geschichte der armenischen Literatur nachgewiesen ist, in einzelnen Abdrücken der Oeffentlichkeit übergeben worden. Gesammelt wurden sie aber zum ersten Male in der vorliegenden Ausgabe und durch Vergleichung neu aufgefundener Handschriften vielfach ergänzt und berichtigt. Die abweichenden Lesarten so wie die spätern Zusätze und Einschiebsel sind nach dem Muster der kritischen Ausgaben der griechischen und römischen Klassiker unter dem Texte angegeben. Zur Geschichte der Armenier wurden außer einigen Bruchstücken sechs vollständige Handschriften benutzt aus den Jahren 742, 1109, 1120 und 1132 der armenischen Zeitrechnung, welche im Jahre 551 nach Christi Geburt beginnt. Das andere Werk des Moses, die Geschichte der Ripsime ward nach einer Handschrift vom Jahre 907 gedruckt, und zur Lobrede auf diese Jungfrau wurden zwey benutzt, wovon die eine vom Jahre 673. Die beyden Schreiben, Sahaks Brief an den Chorener und seine Antwort sind ebenfalls nach zwey Handschriften wiedergegeben worden. Zur Herstellung des Textes der Predigt über die Himmelfahrt Christi sind fünf und zur Rhetorik sieben Handschriften vorräthig gewesen, wovon eine verhältnißmäßig sehr alt ist, nämlich vom Jahre 747. Zur Erdbeschreibung, welche der Verbesserungen freylich am meisten bedurfte, wurden sechs Handschriften benutzt und darunter einige sehr alte, namentlich die aus der Bibliothek zu Etschmiadsin.

(Fortsetzung folgt.)

Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Meklenburg.

Korrespondenzblatt des zoologisch-mineralogischen Vereins in Regensburg.

Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1846.

(Schluß.)

Wir finden in diesem Verhalten nicht die Beweiskraft, die ihr der Verf. zugesteht, denn so wenig aus dem Umstande, daß gewisse Kalk- und Sandsteinschichten von thierischen Ueberresten dermassen an-

gefüllt sind, daß man kein Bruchstück ohne Spuren derselben abschlagen kann, die Folgerung sich ableiten läßt, daß jene Schichten nur ein Erzeugniß thierischer Wesen seyen, eben so wenig kann aus der Fülle von Pflanzenüberresten in der Steinkohle geschlossen werden, daß diese lediglich aus dem organischen Reiche ihren Ursprung genommen habe.

Ungemein zahlreich sind die entomologischen Mittheilungen, indem sie von S. 73 bis 167 reichen.

Die botanischen betreffen 1) die Wachsthumsverhältnisse der Abietineen, 2) die Ueberwallung der Tannenstöcke, 3) die Balanophoren, 4) die fossile Flora der Grauwacke oder des Uebergangsgebirges, besonders in Schlesien, und 5) neu aufgefundene Arten und Formen der schlesischen Flora.

In Hundrich's Uebersicht der gesammten außerdeutschen Sprachverhältnisse im preußischen Staate ist eine interessante Zusammenstellung des Verhältnisses der verschiedenen Nationalitäten des preußischen Staates gegeben, woraus Einiges hier hervorgehoben werden soll. Die Provinz Preußen zählte im Jahre 1843 an deutschen Einwohnern 1,640,735, an polnischen 578,173, an lithauischen 161,663. Die Provinz Brandenburg enthält 60,266 wendisch redende Einwohner; die Provinz Pommern 5694 außerdeutsch (meist eine schlechte polnische Mundart) redende. Von Schlesien ist nur die Provinz Oberschlesien aufgeführt, in welcher aber auch die meisten Slawen seßhaft sind. Diese Provinz zählt 364,175 Deutsche, 568,582 meist in polnischer Mundart redende, 44,163 meist in mährischer, 1573 in böhmischer Mundart redende Einwohner, die indeß größtentheils, und insbesondere die Männer, auch der deutschen Sprache ziemlich mächtig sind. Das Großherzogthum Posen enthält 822,276 nur polnisch sprechende, 380,077 nur deutsch redende und 281,444 zugleich polnisch und deutsch redende Einwohner, von welch letzteren man ohngefähr die Hälfte auf jede der beyden Sprachen rechnen darf, so daß also 661,521 der deutschen Sprache mächtige Bewohner den 822,276 gegenüber stehen, die es nicht sind. Man sieht schon aus diesen Zahlenangaben, daß das jetzt von einer gewissen Parthey immer lauter werdende Ansinnen an Preußen, das Großherzogthum Posen zu dem neu herzustellenden Königreich Polen herzugeben, ein wahrer Verrath an der deutschen Nationalität ist, da man über eine halbe Million Deutscher, durch welche überdieß die eigentliche Intelligenz Posens repräsentirt ist, dem polnischen Adel zur Disposition und altgewohnten Mißhandlung überliefern will. Besonders sind es die Städte, in welchen das deutsche Element sich geltend gemacht, indem daselbst vielfach schon in frühen Zeiten deutsches Recht und ein demselben entsprechendes Bürgerthum Eingang gefunden hat.

Röpell's Beyträge zur neueren Geschichte Preußens beziehen sich auf die Geschichte der Jahre 1806 und 1807, auf die politische Lage Preußens im Jahre 1811 und auf die Geschichte der ersten Einrichtung der jetzigen Provinzialstände Schlesiens. Diese Beyträge geben interessante Aufschlüsse über jene denkwürdigen Perioden in der Geschichte Preußens.

Schließlich erwähnen wir noch eines zeitgemäßen Aufsatzes von Dr. Reiche unter dem Titel: historischer Nachweis, wie die Abhängigkeit der Schule von der Kirche sich auf naturgemäße Weise entwickelt hat und die erstere zu der letzteren in das Verhältniß einer Tochter zur Mutter getreten ist. Er zeigt darin auf historischem Wege, wie sich die Abhängigkeit der Schule von der Kirche entwickelt hat und wie die Kirche mit Recht als die Mutter der Schule anzusehen ist, so daß nur grobe historische Unwissenheit die Aufsicht, welche sie sich bisher besonders über das Volksschulwesen zugeeignet hat, eine Anmaßung zu nennen vermöge.

In einem besonders paginirten Anhange sind noch in ausführlichen Tabellen beygegeben die Resultate der von der Section der Sudetenkunde im Jahre 1844 veranlaßten meteorologischen Beobachtungen zu hypsometrischen und klimatologischen Zwecken.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 23. Mai.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Srboi Horn meroi Movsesi Chorenazwoi Madekruthiunk.

(Fortsetzung.)

Dieses Werk erhielt dadurch mehrere bedeutende Verbesserungen, wovon wir weiter unten einige hervorheben werden. Die zahlreichen Varianten der Manuscripte stehen unter dem Texte. Die Bruchstücke einer armenischen Grammatik unter dem Namen unseres oder eines anderen Moses wurden in der Sammlung der Werke des Chorener nicht aufgenommen. Einerseits sind sie zu unbedeutend und anderseits weichen die Handschriften der Art von einander ab, daß man gar keine Grundlage finden kann zur Herstellung eines nur einigermaßen sichern Textes. Die zahlreichen Uebersetzungen aus dem Griechischen, welche dem Chorener von den Mechitaristen, manchmal ohne ausreichenden Grund, zugeschrieben werden, blieben ebenfalls aus der Sammlung seiner selbständigen Werke ausgeschlossen. —

Die Stämme und Völker der Erde heißen nicht selten bey den Nachbarn ganz anders als im eigenen Lande. Dieß gilt namentlich auch von den Bewohnern der südlichen Alpengauen des Kaukasus, den Armeniern. Ob der Name Armenien dem Volke von Außen her geworden, von irgend einem Gränzort oder benachbarten Gau, von einem tapfern Manne oder einem merkwürdigen Ereigniß, wer möchte dieß jetzt noch bestimmen wollen? Moses von Chorene, so wie alle andern Geschichtschreiber des haikanischen Volkes, führen die Benennung Armenia auf den Helden Aram zurück, einen Sprossen Haigs im sechsten Gliede, nach dem sich das Volk Haik nannte. Die Namen der Marken und Oerter des Landes werden auf andere Nachkommen und Schicksale des hochgepriesenen Stammvaters der Nation zurückgeleitet. So glaubt man der historischen Forschung Genüge gethan zu haben, wenn man sagt, Haioz Zor oder das Thal der Haik sey deßhalb so genannt worden, weil Haik, als er nach der Sprachverwirrung von den Ebenen Babylons nach Norden wanderte, sich mit den Seinigen hier niedergelassen habe. Hai oder Haig selbst, ein Wort, das wahrscheinlich mit der armenischen Stammsylbe in Hair, Vater zusammenhängt und der Ahne bedeutet, wird überdieß nach der Weise aller zum Christenthum und dem Islam bekehrten Völker in die Stammtafel der heiligen Schrift eingeschrieben; man hält ihn für den vierten Nachkommen Japhets, des Sohnes Noe [3]) und nach ihm heißt das Land Haiasdan oder das Land Haig. Es fehlt auch nicht an andern von den Patriarchen der Genesis entlehnten Benennungen. Die christlichen Haik nennen sich bald die Söhne des Aschkenas, bald die Thorgom's oder Thorgoma's.

Anders freylich die Griechen, welche zu den Zeiten Alexanders die Geschichte und Geographie aller Länder Asiens mit ihrer Sagenwelt in Verbindung zu bringen, und so das Unbekannte an das Bekannte anknüpfend, jenes sich zu erklären suchten.

3) Mos. Chor. I, 12. Indschidschean, Armenische Alterthümer I, 5. Haig ist der Sohn Thorgoms, der Sohn des Tiras, Tiras der Sohn des Kamer, Kamer der Sohn Japhets.

Der Name Armenien, sagen sie, sey bey der ältesten gemeinschaftlichen Unternehmung des Volkes der Hellenen gegen die Barbaren, bey Gelegenheit des Argonautenzuges entstanden: der Thessalier Armenios, der ein Gefährte Jasons gewesen, habe sich mit vielen seiner Landsleute in den Gegenden des Ararats niedergelassen und von ihm wäre dann das Land Armenien und seine Bewohner Armenier genannt worden. So erzählten oder dichteten Cyrsilus aus Pharsalus und Medius von Larissa, die mit Alexander hinaufzogen nach Asien [4]). Während der Eintheilung des Landes in Groß- und Kleinarmenien bey den Geschichtschreibern und Geographen der Griechen und Römer häufig Erwähnung geschieht, finden wir die letztere Benennung in keinem der älteren Werke haikanischer Literatur, — ein einziges ausgenommen, welches nach dem griechischen Originale des Pappus von Alexandrien bearbeitet wurde, in der Geographie des Moses aus Chorene [5]). Der Zuname Groß bey den armenischen Schriftstellern in Groß-Armenien scheint demnach bloß eine Ehrenbenennung zu seyn, ohne sich auf ein Klein-Armenien zu beziehen oder eines vorauszusetzen. Wir sehen auch, daß die Armenier in andern Fällen mit dem Beynamen Mieds oder Groß sehr verschwenderisch umgehen; es erhalten ihn viele ihrer Geistlichen, Schriftsteller und Helden.

Diese hohe Alpenlandschaft des Kaukasus, die höchste des westlichen Asiens — an manchen Orten erhebt sie sich fünf tausend Fuß über den Meeresspiegel — liegt in der Mitte zwischen vier Meeren, zwischen dem schwarzen und kaspischen Meer im Norden, dann dem mittelländischen und dem persischen Meerbusen im Westen und Süden. Obgleich sich die Gränzen des Landes im Laufe der Jahrhunderte häufig veränderten; obgleich sich das Volk nach allen Richtungen theils durch Eroberungen, theils durch Kolonien verbreitete, so hat Armenien doch seine Gränzen niemals bis zu einem dieser großen Gewässer ausdehnen können. Cilicien, wo die vor den Bedrückungen der Griechen fliehenden Söhne Haiks, im Laufe des eilften und zwölften Jahrhunderts, durch Tapferkeit und Klugheit sich eine Herrschaft erwarben, ward niemals zum eigentlichen Lande Armenien gerechnet. Klein-Armenien ist nur ein langer schmaler Landstrich zwischen Kappadocien und dem Euphrat, der von dem Ufergebiete des schwarzen Meers im Norden und im Süden von Syrien begränzt wird. Ein bey weitem größeres und bedeutenderes Land ist aber Groß-Armenien, das sich in seinen blühendsten Zeiten ungefähr vom sieben und dreyßigsten bis zum ein und vierzigsten Grad der Breite und vom fünf und dreyßigsten bis zum fünf und vierzigsten Grad der Länge von Paris erstreckt haben mag. Es gränzte das Land im Norden an Albanien, an Georgien und Colchis. Groß-Armenien reichte auf dieser Seite über Paipert [6]) hinaus gen Sper, zog sich dann von hier höher gen Norden, so daß zu manchen Zeiten alle südlich des Kurflußes gelegenen Distrikte von den Armeniern beherrscht waren [7]). Im Westen gränzte dieß Land an den Euphrat, welcher Groß- und Klein-Armenien scheidet, im Süden an Assyrien, das alte Babylonien und Mesopotamien, wo die Provinz Arsen oder Achznik, das Arsanene oder Arxanene der Alten, die Gränze bildete und deßhalb auch die Seite gegen Syrien genannt wurde [8]). Im Osten ging Groß-Armenien bis nach Medien, und gen Nordosten in gewöhnlichen Zeiten zu dem Punkte, wo der Kur und Araxes einen Fluß bilden. Armenien war Jahrhunderte lang bloß eine geographische aus dem Alterthume stammende Benennung; sie fand keine Anwendung

4) Strabo XI, 14.

5) Indschidschean Armenische Alterthümer III, 298. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I, 243 folg.

6) Paipert liegt 40° 15′ 36″ n. Br.

7) Faustus V. 13. 15.

8) Mos. Choren. III. 6. 7. Es ist auffallend, daß die Namen der Provinzen, Distrikte und Städte Armeniens sich so häufig auf ene endigen, wo dieß bey den einheimischen Schriftstellern nicht der Fall ist. Höchst wahrscheinlich haben die Alten das hinzeigende Fürwort n, welches häufig den Wörtern angehängt wird, mit zum Stamme gerechnet. So heißt Arsenn (es wird ausgesprochen Arsenen) das Arsen, woraus dann leicht Arsanene oder Arxanene entstehen konnte, wie Procopius diese Provinz nennt.

mehr bey den Staaten, die sich in den Besitz des Landes theilen. Rußland hat in unsern Tagen diesen Namen, wie so viele andere aus dem Grabe der Zeiten hervorgerufen. Die Provinz Armenien soll den in aller Welt zerstreuten christlichen Armeniern andeuten, daß sie bestimmt sind, sich einstens wieder unter russischem Scepter zu einem ganzen Volke zu sammeln.

Die Armenier erfreuten sich nur selten einer nationalen Unabhängigkeit. Gewöhnlich theilten sie das Schicksal der andern Stämme des medopersischen Volkes; ihre Häuptlinge und Statthalter folgten der wechselnden Herrschaft; sie gehorchten nacheinander den Königen der Könige der Assyrer und Meder, der Perser und Parther; sie gehorchten den Römern und Byzantinern. Die Geschichte des Landes trägt deßhalb einen provinciellen Charakter ohne hervorstechende welthistorische Bedeutung. Eine besondere Wichtigkeit erhält sie nur durch ihre selbstständige Literatur, durch ihre Geschichtschreiber und Annalisten, welche im vierten Jahrhundert u. Z. beginnen und herabreichen bis auf unsere Tage. Es sind nämlich diese Schriftsteller, ist auch ihr Gesichtskreis noch so enge gezogen, in die Nothwendigkeit versetzt, die Geschicke des ganzen Reiches zu berühren, wovon sie sich bloß die Darstellung eines einzelnen Theiles, ihres Landes, zur Aufgabe vorgesetzt hatten. Noch mehr. Den ältern Jahrbüchern des haikanischen Volkes vor der Eroberung der vorderasiatischen Länder und der Vernichtung der einheimischen Literatur durch die Araber standen Quellen zu Gebote, welche nur zu schnelle versiegen seit dem siebenten Jahrhundert. Namentlich ist dieß mit Moses aus Chorene der Fall. Moses beruft sich nicht nur im Allgemeinen auf solche Denkmale einer untergegangenen Kultur, sondern führt auch, wie wir bereits am Eingange bemerkten, die Schriftsteller namentlich auf, denen er seine Nachrichten entnommen habe. Diese Nachrichten verdienen aber in unsern Tagen, wo die Bauwerke der alten Assyrer mit ihren zahlreichen, dem Verständniß schnell entgegen gehenden Keilinschriften aus dem Grabe der Zeiten an das Licht des Tages emporsteigen, wo die alte Geschichte des medopersischen Volkes, wie sie uns im Heldenbuche des Firdusi und von andern islamitischen Persern berichtet wird, durch die bereits gelesenen Keilschriften aus den Zeiten der Achämeniden Lügen gestraft und die Angaben der Griechen bestätigt werden; in solchen Zeiten, wo für die Geschichte Vorderasiens ganz unerwartete, längst vertrocknete Quellen von neuem fließen, müssen auch die Berichte der alten Armenier unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregen. Beyde, die armenischen Nachrichten und die der Keilschriften mögen, wie wir bereits an einem Beyspiele, an dem Denkmal von Behistun, nachgewiesen haben, zur gegenseitigen Ergänzung und Erläuterung dienen. Eine kritische Bearbeitung des Moses in Betreff seines Inhaltes, eine Vergleichung seiner Nachrichten mit denen anderer Schriftsteller, so wie mit den Ergebnissen der neuesten Forschungen über die Geschichte und Cultur der westasiatischen Länder, ist in unsern Tagen zu einem wahren Bedürfniß geworden. Es ist dieß aber in vielen Beziehungen eine höchst schwierige Arbeit. Der christliche Annalist geht von vorgefaßten Meinungen aus; die Bibel ist ihm nicht bloß das Buch des Glaubens, sondern das sicherste historische Denkmal; ihm muß sich alles Andere anschmiegen und unterordnen.

Viel muß noch zur Erläuterung und Berichtigung des Grundwerkes der armenischen Geschichte geschehen, bis sie es verdient, zur Reihe der Quellen der alten Historie hinzugefügt zu werden. Die neuern Uebersetzungen, die französische von Le Vaillant und die italienische von Tommaséo haben die Forschung über die Quellen und die Glaubwürdigkeit des Moses auf dem Standpunkte gelassen, auf welchen sie bereits die Brüder Whiston vor mehr als hundert Jahren gebracht hatten. Viel leichter wird die Beurtheilung der mittlern armenischen Geschichten seit dem Ende des vierten Jahrhunderts, wo das Christenthum bereits unter dem ganzen Volke verbreitet war. Durch die Religion wurden die Armenier den Griechen befreundet, und durch die Religion haben sie sich als selbstständiges Volk erhalten bis auf den heutigen Tag. Wir bekommen jetzt durch die, wenn auch lückenhaften Berichte und zufälligen Mittheilungen der Byzantiner und Lateiner, einen Maßstab der Glaubhaftigkeit der in frühern Zeiten vereinzelt dastehenden armenischen Annalisten. Man denkt sich nicht selten die Sonderung der Länder seit den Zei-

ten der Völkerwanderung zu schroff; namentlich war es die Religion, welche unter den christlichen Völkern mancherley Verbindungen bewirkte und den Zufluß der Nachrichten von einem Lande ins andere erleichterte. Auf diese Weise wurde wohl Bischof Gregorius von Tours in den Stand gesetzt, uns wichtige Ereignisse aus dem fernen Lande Armenien mittheilen zu können [9]). Die Chroniken der benachbarten Syrer und Georgier, sowie die Geschichtschreiber der Araber und der Kreuzzüge dienen ebenfalls zur mannigfachen Berichtigung und Ergänzung der einheimischen haikanischen Ueberlieferungen. —

Die vorzüglichste und wichtigste Bereicherung der Literatur, durch die neue Ausgabe der Werke des Chorener uns dargeboten, besteht in dem vielfach berichtigten Texte seiner Erdbeschreibung. Es ist dieß, wie gesagt, kein selbstständiges Erzeugniß. Moses legte, das erklärt er mehrmals ausdrücklich (Werke 588, 590, 593) die Weltbeschreibung des Pappus von Alexandria zum Grunde, der zur Zeit Theodosius des Großen gegen das Ende des vierten Jahrhunderts lebte. St. Martin bemerkte mit Recht, daß die Geographie Angaben und Namen enthält, die Moses unmöglich bekannt seyn konnten. Es waren deren so viele, daß dieser Gelehrte gegen das Zeugniß aller Handschriften und der armenischen Literatoren sich für berechtigt hielt zu behaupten, die Geographie, wie sie jetzt vorhanden, könne unmöglich von Moses herrühren; sie möge erst gegen das Jahr 950 unserer Zeitrechnung verfaßt worden seyn. Es standen dem gelehrten Orientalisten zu seiner, in dem zweyten Bande der Denkwürdigkeiten über Armenien enthaltenen Ausgabe, keine Handschriften zu Gebote; er ließ das Werk blos, wie es zu Marseille im Jahre 1683 erschien und hinter der Ausgabe der Geschichte des Moses von Chorene durch die Brüder Whiston zu lesen ist, von Neuem abdrucken. Nun wußten wir aber schon seit einiger Zeit durch eine Mittheilung in einem Werke, wo man sie wohl schwerlich gesucht hätte, daß die alten Handschriften der Geographie des Moses von dem Marseiller Drucke sehr abweichen. Schaffarik hat nämlich in seiner Abhandlung über die Abkunft der Slaven (Ofen 1828 S. 140 f.), nach einer Angabe des Mechitaristen P. Anthimosian, aus alten Handschriften die Stelle, welche in der Geographie des Moses über die Slaven vorkommt, mitgetheilt, die hier ganz anders lautet als in dem gedruckten Texte bey St. Martin.

Wir wissen jetzt, daß wir in der That an der Geographie des Moses eine freye Bearbeitung, oder wie er sich selbst ausdrückt, einen Auszug des wichtigsten und vorzüglichsten aus dem Werke des Pappus, verfertigt in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts, besitzen. Moses ist hier aber, wie wir aus manchen Stellen der Geographie ersehen, nicht ein bloser Uebersetzer. Er benutzte neben Pappus noch andere Geographen, namentlich Ptolemäus, vorzüglich in der Einleitung, wo er ihn auch anführt, dann Theodorus von Samos und Constantin von Antiochien. Bey der Beschreibung Armeniens und der umliegenden Landschaften machte Moses natürlich von den einheimischen Nachrichten und den eignen Erfahrungen Gebrauch, was auch schon aus dem verhältnißmäßig größern Umfange dieses Theiles seines Werkes erhellt. —

Wir wollen nun zum Schlusse unserer Anzeige der Werke des Moses aus der Erdbeschreibung im engeren Sinne des Wortes einiges Eigenthümliche und Neue mittheilen.

(Schluß folgt.)

9) Greg. Tur. Hist. Franc. IV, 39. Wir werden in einer spätern Anzeige der Geschichte Darons von Johannes dem Mamigonier auf die Nachricht des Bischofs Gregorius zurückkommen und sie erläutern.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.. by John Lord Campbell. (Second Series.) Vol. IV. pp. 687. Vol. V. pp. 678. London 1847.

Erster Artikel.

Zur Unternehmung des großen Werkes, dessen drey erste Bände in diesen Blättern (Bd. 25 Nro. 149 fg.) angezeigt worden sind, war, wie aus der Anmerkung IV. 136 zu ersehen, zuerst erforderlich gewesen, die Aufhebung einer Verordnung des Oberhauses von 1721 zu bewirken, die bey willkürlicher Strafe verbot, Lebensbeschreibungen verstorbener Mitglieder dieses Hauses ohne Erlaubniß ihrer Erben zu verfassen und herauszugeben.

Den Anfang des vierten Bandes macht die Uebertragung des großen Siegels durch die neue Regierung an drey Männer, wie unter Cromwell geschehen war. Der erste dazu ernannte, Maynard, stand im acht und achtzigsten Lebensjahre, behauptete aber noch mit Ehren den Platz im Unterhause, den er darin als Jüngling eingenommen hatte. Berühmt ist eine Antwort, die er dem Prinzen von Oranien (nachher K. Wilhelm III.) gab, dem er bald nach seiner Ankunft aufwartete. „Sie haben wohl alle Rechtskundige Ihrer Zeit überlebt?“ „Das Recht selbst, antwortete Maynard, wären nicht Ew. Hoheit gekommen.“ Er trat indessen bald ab und sein Nachfolger vermochte so wenig als die zwey Nebenmänner die Nachtheile zu beseitigen, die sich aus der Theilung des Kanzleramtes ergaben, und das Andenken der Klagen, die man früher über die Gewalt des Einzelrichters vernommen hatte, verdrängten. Nun empfieng das große Siegel Johann Somers, welchen der Verf. nicht mit Unrecht den eigentlichen Bildner der constitutionellen Monarchie nennt, und dessen Leben er daher ausführlicher, als man es sonst wo findet, und mit einer erlaubten Vorliebe beschreibt. Ref. zweifelt nicht, daß ein umfassender Auszug, jetzt besonders, den Lesern dieser Blätter willkommen seyn werde.

Somers, geb. 1650, war der einzige Sohn eines Sachwalters auf dem Lande bey Worcester, der ihn, sobald er die Schule verlassen hatte, in sein niederes aber einträgliches Geschäft einführte, in welchem er einst sein Nachfolger werden sollte. Daran fand aber der junge Lehrling nicht viel Gefallen. Er hatte von der Schule, wo er etwas bekannt mit den großen Schriftstellern des Alterthums geworden war, die Neigung zu höherer Bildung mitgebracht. Diese Neigung wurde genährt durch eine Freundschaft, die er mit einem aufstrebenden jungen Edelmanne (dem Grafen, nachher Herzog von Shrewsbury), dessen Güter sein Vater zu beaufsichtigen hatte, auf sein ganzes Leben schloß. Glücklicherweise lernte ein angesehener Londoner Rechtsgelehrter den jungen Somers bey einem Geschäfte, das ihn zu dessen Vater führte, kennen und bewog diesen, daß er ihm den hoffnungsvollen Lehrling abtrat. Zu London ergab sich Somers, unter der Aufsicht jenes Rechtsgelehrten, mit großem Fleiße dem Studium des gemeinen Rechts. Da ihn aber nach einer tieferen Grundlage verlangte, als das Lesen der alten Rechtsbücher allein gewährte, ging er nach einiger

Zeit nach Oxford und brachte dort mehrere Jahre zu. Neben dem englischen studirte er auch das römische Recht und fuhr dabey nicht nur fort, die Bekanntschaft mit der classischen Literatur zu pflegen, sondern erlernte auch mehrere lebende Sprachen. Trat er dann etwas später als Andere in die Reihe der Anwälte, so war er dafür so gut ausgerüstet, daß er bald unter den vordersten genannt wurde.

Indessen begründete seinen Ruf eine andere, obwohl verwandte Thätigkeit. Er war in Verbindung mit den Männern getreten, welche längst zusammenhielten, um den Fortschritten der Willkürherrschaft des Hauses Stuart entgegenzuarbeiten. Von diesen aufgefordert, verfaßte Somers etliche staatsrechtliche Schriften, hauptsächlich zur Vertheidigung der uralten Rechte des Parlaments. Eine derselben zog ihm den ungerechten Vorwurf zu, er bekenne sich zur Demokratie. Somers war sein Leben lang ein aufrichtiger und eifriger Freund der beschränkten Monarchie. Er sagt in eben jener Schrift: „Die Aufrechthaltung jeder Regierung beruht auf genauer Befolgung ihres Princips. Das wesentliche Princip der englischen Monarchie ist aber die wohlbemessene Vertheilung der Gewalten, wodurch zugleich die Hoheit des Königs und das Wohl des Volkes gesichert ist. Daher kann die Regierung nur so lange bestehen als der Monarch im Besitze der Macht, welche ihm die Verfassung giebt, die Wirksamkeit, die sie ihm zuweist, auszuüben vermag, und das Volk bey seinen Rechten und Freyheiten gehörig geschützt ist.“ Und in einer andern: „die Größe und die Ehre eines Fürsten besteht in der Zahl, dem Wohlstande, der Tugend und Tapferkeit seines Volkes, und sein höchster Ruhm ist, zur Tugend und Frömmigkeit durch die Trefflichkeit seiner Regierung aufzumuntern .... Jeder Anschlag, die Verfassung abzuändern, muß auf das sorgfältigste beobachtet und rechtzeitig bekämpft werden. Nicht dem Volke allein liegt daran, daß die Grundlagen derselben erhalten werden, sondern dem Könige selbst, für welchen die zu handeln vorgeben, die auf den Umsturz ausgehen.“

Somers hatte sich zwar als Verfasser nicht genannt, war aber dafür erkannt worden und galt nun als der gründlichste Kenner und der geschickteste Vorkämpfer der bedrohten Verfassung. Als die sieben Bischöfe vor Gericht gestellt wurden, die K. Jacob II. in seiner Verblendung hatte verhaften lassen, weil sie in einer an ihn gerichteten Vorstellung die Verlesung einer, nach ihrer Meynung gesetzwidrigen, Verordnung von den Kanzeln abgelehnt hatten, glaubten die vier von ihnen gewählten Anwälte ihr Geschäft nicht ohne Beyziehung des viel jüngeren Somers ausrichten zu können. Dieser hatte in der Verhandlung das letzte Wort; es war aber das mächtigste und wirkte so auf die Geschwornen, daß sie nach kurzer Berathung „Nicht Schuldig“ aussprachen.

Von da an war Somers (wie Lord Sunderland sagt) „das Leben, die Seele und der Geist seiner Parthey,“ d. h. der Whigs, die den Eidam des Königs, Wilhelm Prinzen von Oranien und Statthalter in Holland, zu bewegen suchten, daß er zur Bewahrung der englischen Verfassung bewaffnet einschritte, wozu dieser selbst geneigt genug war. Die förmliche Einladung erging an demselben Tage, da die Bischöfe frey gesprochen wurden. Als Wilhelm mit seinem kleinen Heere ans Land gestiegen war, drängte Somers sich nicht vor; sein Wahlspruch war: prodesse (potius) quam conspici; nahm aber an allen Berathungen der Großen, unter denen sein Jugendfreund Shrewsbury besonders thätig war, Antheil, und beförderte namentlich den Entschluß, eine Convention zu berufen, die, da K. Jacob entflohen war, über das Recht auf die Krone entscheiden und zu einer constitutionellen Monarchie den Grund legen sollte. Dreymal hatte er zuvor einen ihm angebotenen Sitz im Parlamente abgelehnt; jetzt ließ er sich von seiner Heimat Worcester in die Convention wählen.

Hier war Anfangs zwischen den im Unterhause und den im Oberhause vorwiegenden Meynungen der Abstand groß. Das erstere war beynahe einstimmig, Jacob des Thrones verlustig zu erklären und davon auch seinen Sohn, den Viele für untergeschoben hielten, auszuschließen. (Lord Campbell gesteht, es sey ein Flecken der sonst glorreichen Zeit, daß das grundlose Gerücht von jener Unterschiebung so viel Verbreitung und Geltung erlangt habe.) Im Oberhause hielt die Mehrheit an dem göttlichen Rechte des Königthums fest und wollte nur die Ver-

fassung des Staats und der Kirche gesichert wissen, ohne daß eine Aenderung in der Thronfolge einträte.

Somers leitete die Verhandlung des Unterhauses. In seiner ersten Rede legte er die Grundsätze der beschränkten Monarchie dar, zeigte, daß Jacob durch seine Willkürherrschaft sein Recht gegen den Unterthan verwirkt habe und führte aus der schwedischen Geschichte einen ähnlichen Vorgang an, da König Sigismund, nachdem er den Umsturz der Verfassung und der kirchlichen Einrichtung versucht, alsdann die Flucht ins Ausland ergriffen hatte, des Thrones verlustig erklärt und auf diesen Carl VIII. berufen worden sey. Es wurde hierauf der Beschluß gefaßt: „da K. Jacob II. unternommen, die Verfassung des Königreichs umzustürzen, indem er den ursprünglichen Vertrag zwischen König und Volk gebrochen und nach dem Rathe von Jesuiten und andern bösen Leuten die Grundgesetze verletzt, und da er endlich aus dem Reiche sich entfernt habe, so habe er von der Regierung abgedankt und sey der Thron demnach erledigt.“ Ein zweyter, von Somers angerathener Beschluß, den das Unterhaus einstimmig faßte, erklärte, „die Erfahrung habe bewiesen, es sey mit dem Bestande und dem Wohle des protestantischen Reiches England unvereinbar, daß ein dem Papstthume anhängender Fürst sein König sey.“

Diesen zweyten Beschluß nahm das Oberhaus einmüthig an; der erste aber stieß auf mehrfältigen Widerstand. Viele Mitglieder trugen bloß auf Bestellung einer Regentschaft an, konnten jedoch damit nicht durchdringen. Der Satz in dem Beschlusse des Unterhauses, wo von einem ursprünglichen Vertrage zwischen König und Volk die Rede ist, wurde von 46 Stimmen verworfen, aber von 55 gut geheißen. Allein eben so groß war die Mehrheit, die sich nicht damit einverstanden erklärte, daß Jacob abgedankt habe, und daß der Thron erledigt sey. Jacob, sagte sie, hat nicht abgedankt, sondern den Thron verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Srboi Horn meroi Movsesi Chorenazwoi Madekruthiunk.

(Schluß.)

In der Darstellung Galliens wird bemerkt, dieses Land besitze Städte, zahlreiche und tapfere Völker, worunter auch das Volk der Franken. Die Erwähnung der Franken erschien St. Martin verdächtig; aber Moses konnte in der That in der zweyten Hälfte des fünften Jahrhunderts in Armenien sehr gut wissen, daß in Gallien Franken sind. Germanien, wird uns berichtet, liegt östlich von Gallien beym nördlichen Ocean bis zu den Gebirgen Sarmatiens und dem Flusse Danubius. Es hat sieben Völker, von denen die Gothen eines sind. Es hat drey bedeutende Berge, 11 große Flüsse, 9 Inseln, Wälder mit sehr großen Bäumen und Eisenbergwerke. Der Name Chrim in der Beschreibung Sarmatiens, worin St. Martin einen andern Grund fand, daß das Werk nicht von Moses kommen könne, fehlt ebenfalls in den bessern Handschriften und in der vorliegenden kritischen Ausgabe. Die ganze Stelle über Sarmatien ist in den alten Ausgaben sehr verdorben. Jetzt lautet sie:

„Was die Sarmaten betrifft, so erstreckt sich ihr Land durchgängig östlich von den Germanen am nördlichen Ocean bis in unbekannte Gegenden und zu den Ripäen [10]), aus welchen die Donau kommt. Sarmatien zerfällt in mehrere kleinere Länder, worunter die Halbinsel Cherson von Christen, und viele andere von Heiden bewohnt werden. Auch sind zwey Bildsäulen daselbst, die Alexanders und die Cäsars.“

Die verschiedenen Armenien, deren Richtung so mannichfach angegeben wird, finden in der neuen

10) Wahrscheinlich wird hier unter diesem Namen der östliche Theil des Alpensystems verstanden, von den Karpathen weiter gen Osten. Auch Aristoteles (Meteorol. I 13) nimmt den Namen der Ripäen in diesem Sinne.

Ausgabe folgende Umgränzung: das zweyte Armenien erstreckt sich östlich von Lycien (ohne Zweifel ist Cilicien zu lesen) längs des Taurusgebirges; es hat drey Berge, vier Flüsse; zwey Päße führen nach Assyrien. Das erste Armenien erstreckt sich östlich des ersten Cappadociens längs des zweyten Armeniens und gränzt im Osten an den Euphrat. Hier sind der Berg Argäus und 30 Flüsse, der Halys und andere kleinere. Das dritte Armenien liegt ebenfalls östlich von Cappadocien und erstreckt sich der Länge nach bis zum Euphrat. Hier sind 2 Flüsse und 22 sehr hohe Berge. Das pontische Cappadocien erstreckt sich östlich vom Polemonischen Pontus längs des Meeres bis zu den Moschischen Gebirgen [11]), welche die Gränze bilden zwischen diesem Lande und Großarmenien. Alle diese Landschaften und noch andere Theile Cappadociens werden bey Ptolemäus unter dem Namen Kleinarmenien zusammengefaßt.

Das Land der Sarmaten, sagt Moses, wird getheilt (in ein westliches und in ein östliches Sarmatien). Das östliche wird von den Riphäischen Gebirgen, von dem Tanais und dem Mäotischen See umgränzt. Von hier aus zieht sich das Land längs der kaukasischen Gebirge hinab zu den Iberern und Albaniern am Caspisee. Unter den zahlreichen Völkerschaften dieser Gegenden werden hier aufgezählt die Chasiren oder Chasaren, die Busch oder Bosporani (die frühern Ausgaben haben irrthümlich Bulg, Bulgaren), die Basilier, (Aphilii bey den Byzantinern) Aphchasen, Nachschamat (Jaxamatae?), Alanen, Hunnen, Lesghier (Check) und eine Menge anderer Völkerschaften, die zum großen Theile bereits aus Ptolemäus bekannt sind. Am Ende dieses Abschnittes liest man die Worte:

„Nördlich (von Derbend) sind die Hunnen mit ihrer Stadt Waratschan und andern Städten. Der König des Nordens heißt Chakan und er ist der Gebieter der Chasaren; die Königin, die Gemahlin des Chakan, ist aus dem Volke der Basilier [12]).

Kolchis das ist Eker. Eker heißt Kolchis bey den Georgiern wie bey den Armeniern. Das Land, sagen sie, habe von dem Bruder des Haik diesen Namen erhalten. Was Eker bedeutet wird nirgendwo angegeben.

Weria (Iberia) das ist das Land der Wirk. Dieser Name der Georgier bey den Armeniern ist aus Iberii entstanden. Man sieht hier den Einfluß des Itacismus. In Betreff der Anzahl und Benennung der Landschaften Georgiens und Albaniens weicht die neue Ausgabe der Geographie von den früheren bedeutend ab; es würde hier aber zu weit führen alle diese Verschiedenheiten hervorzuheben und die Lesarten kritisch zu würdigen.

Die Vergleichung der Namen der Berge und Flüsse, der Marken und Oerter Großarmeniens in der Geographie des Moses mit denjenigen bey Strabo, Ptolemäus und andern Erdbeschreibern des klassischen Alterthums bietet reichlichen Stoff dar zu einer selbstständigen, die Angaben der Griechen und Römer vielfach berichtigenden Untersuchung. Die im Verhältniß zum übrigen Werke sehr ausführliche, ohne Zweifel vom Chorener selbst herrührende Beschreibung Großarmeniens, ist der wichtigste Abschnitt des ganzen Buches; man erhält hier die älteste von einem Einheimischen verfaßte Darstellung des haikanischen Landes.

Neumann.

11) So ganz richtig nach den Handschriften in der neuen Ausgabe; die Lesart der früheren Drucke gibt keinen rechten Sinn. Die Whiston übersetzen ad aridos montes und St. Martin sagt terres montagneuses. Dasselbe sagt übrigens bereits Ptolemäus in Betreff der Gränzen Großarmeniens. Die Gränzen des vierten Armeniens werden bey der Anzeige der Geschichte des Zenob angegeben.

12) Ueber diese Stelle sowie über den Ursprung und die Bedeutung des Wortes Chakan siehe mein Buch: Die Völker des südlichen Rußlands 83.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Mai.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.. by John Lord Campbell.

(Fortsetzung.)

Eine Erledigung des Thrones nahm diese Mehrheit darum nicht an, weil von ihr des Königs Tochter, Maria, Gemahlin Wilhelm's, als die unmittelbare Nachfolgerin ihres Vaters betrachtet wurde. Das Unterhaus beharrte bey seinem Entschlusse, ließ sich jedoch eine von dem Oberhause vorgeschlagene Besprechung gefallen; diese aber blieb erfolglos. Nun drohte Wilhelm abzutreten und nach Holland zurückzukehren. Das bestimmte das Oberhaus nicht nur nachzugeben, sondern alsbald den Beschluß zu fassen: es sollte der Prinz und die Prinzessin von Oranien als König und Königin von England anerkannt werden. Das Unterhaus aber schob seine Zustimmung auf, um zuvor noch festzustellen, was zu besserer Sicherung der Freyheiten des Landes nöthig schien. Im Namen des dazu niedergesetzten Ausschusses erstattete Somers einen Bericht, der alle Beschwerden gegen die vorige Regierung zusammenfaßte und Vorschläge zur Abhülfe machte. Die meisten dieser Vorschläge gingen, von beyden Häusern des Parlaments angenommen, in die „Erklärung der Rechte" über, die dem Prinzen und der Prinzessin, mit dem Anerbieten der englischen Krone zur Anerkennung vorgelegt und von ihnen anerkannt wurde. Lord Campbell macht hier die treffende Bemerkung:

„Die Klugheit, die Mäßigung und die Festigkeit, welche Somers und seine Parthey in diesem entscheidenden Augenblicke bewies, ist über alles Lob und in einem ruhmwürdigen Abstande von der blinden Schwärmerey der constituirenden Versammlung in Frankreich hundert Jahre später, und von der Gewaltthätigkeit und Raublust, die gewöhnlich revolutionären Bewegungen ankleben. Der Vorsatz der patriotischen Whigs war, nur so weit zu ändern als erforderlich schien, um dem Lande eine gute Regierung zu gewähren. Sie entfernten sich daher so wenig als möglich von der erblichen Thronfolge und waren nur bedacht, die alte Verfassung zu stärken und zu sichern. Darum war die neue Einrichtung von Dauer; möge sie unvergänglich seyn!"

Somers wurde nun der vertrauteste Rath der Krone, obgleich zuerst nur als General-Procurator, dann General-Advocat. Das große Siegel empfing er 1693. Schon am vierten Tage darauf war er nahe daran, es wieder zu verlieren. K. Wilhelm war bis dahin gewohnt gewesen, Anstellungen in der Rechtspflege nach Gutdünken zu treffen, ohne zuvor das Gutachten der Verwalter des großen Siegels zu hören. So verfügte er jetzt auch über drey ansehnliche Stellen und ließ den neuen Siegelbewahrer nur durch einen Dritten beauftragen, die Ausfertigungen vorzukehren. Somers aber schrieb ihm: das Amt, mit welchem ihn der König, seiner Gegenvorstellunnen ungeachtet, betraut habe, sey der Mittelpunct der Rechtspflege, könne das aber nicht wirklich seyn ohne das Ansehen, das ihm vornehmlich aus der hergebrachten Zuständigkeit des Vorschlages zu Anstellungen erwachse. Damit legte er dem Könige das Siegel zu Füßen. Diese Freymüthigkeit hatte den besten Erfolg; Wilhelm versprach die alte Ordnung zu beobachten und hielt Wort; der Siegelbewahrer, der gegen die Ernannten nichts zu er-

innern hatte, ließ die Bestallungen ausfertigen; und zwischen dem Könige und ihm wurde das Einverständniß noch inniger und blieb es.

Mehrere Jahre lang hatte Somers, weil er die Erhebung in den Adelstand ablehnte, in dem Oberhause, dessen Vorsitzer er doch war, keine Stimme. Sein Antheil an den Parlamentsgeschäften war gleichwohl sehr bedeutend, weil der König nach seinem Rathe die Bestätigung erheilte oder verweigerte.

Vornehmlich diesem Rathe verdankte England schon vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts die volle Preßfreyheit. Noch im Jahre 1692 war das Gesetz, welches die Censur aufrecht hielt, für die Zeit bis zum Ende der Parlament-Sitzung erneuert worden. Ueber die Räthlichkeit der Aufhebung waren die Meynungen sehr getheilt. Der König, welcher die Unschädlichkeit einer freyen Presse von Holland aus kannte, war für die Abstellung der Beschränkungen gestimmt; etliche Minister eiferten dagegen für deren Beybehaltung. Es sey besser, sagten sie, dem Unrecht vorzubeugen als dasselbe zu bestrafen, und es liege der Staatsgewalt nicht weniger ob, die Herausgabe von Schmähschriften, als die Begehung anderer Verbrechen, so viel als möglich zu verhindern. Somers gab den Ausschlag für die Preßfreyheit, indem er zeigte, wie drückend nicht nur sondern auch wie ganz unwirksam die belobten Beschränkungen gewesen, denen zum Trotze seit der Revolution von 1688 mehr Schmähschriften auf die Regierung und auf Privatleute erschienen seyen als je zuvor. „So wurde nun, sagt Hallam, die Preßfreyheit für immer in England eingeführt, und jetzt haben wir nur darüber zu wachen, daß nicht die Presse selbst zum Werkzeuge einer Tyranney werde.“

Bald darauf ergab sich ein Fall, wo der König, auf Somers Rath, seine Bestätigung versagte. Das Parlament hatte beschlossen, künftig sollte Niemand, der im Dienste der Krone stände und einen Gehalt von ihr bezöge, einen Sitz im Unterhause einnehmen können. Der Grund, welcher Leute von sonst höchst verschiedener Ansicht für diesen Beschluß gewann, war die Erinnerung an Carl's II. üble Regierung, welche hauptsächlich dem sogenannten Diener-Parlament beygemessen wurde. Männern von Einsicht aber war es klar, daß wenn auch das Unterhaus dadurch verderbt werden könnte, daß seine Mitglieder in der Mehrheit von der Krone abhingen, doch andererseits das, was ihm nach der Verfassung zusteht, von ihm nicht geleistet werden könnte, daß es vielmehr in Kurzem untauglich und verachtet seyn würde, wenn alle Diener der Krone aus seinen Reihen ausgeschlossen wären. Somers unterstützte mannhaft den Rath, zu diesem Beschlusse die königliche Bestätigung zu verweigern, was denn auch geschah.

Im J. 1697 wurde Somers zum Kanzler ernannt und ließ sich nun die Erhebung in den Adelstand, die er mehrmals abgelehnt hatte, gefallen. Der König gab ihm dazu eine Ausstattung aus dem Krongute. Von dem Stimmrechte, das ihm erst jetzt in dem Oberhause zukam, machte er alsbald einen Gebrauch, der zeigte, wie zuträglich die Theilung des Parlaments in zwey Körper ist. Das Unterhaus nahm einen Vorschlag an, nach welchem der Besitz von Grundeigenthum erforderlich seyn sollte, um in das Haus als Mitglied eintreten zu können. Die Absicht dabey war, den Kaufleuten, welche großentheils der Parthey der Whigs angehörten, den Eintritt zu erschweren, somit die Parthey zu schwächen. Als das Oberhaus darüber zu berathen hatte, sprach Lord Somers: „Unvernünftig wäre es, die Nation in der Freyheit der Wahl ihrer Vertreter im Parlamente einzuschränken; ungerecht und grausam, einen vermögenslosen Mann, der einen so guten Ruf hätte, daß er seiner Armuth ungeachtet erwählt würde, und dessen Unterhalt seine Wähler auf sich nähmen, nur seiner Mittellosigkeit wegen für unfähig zu erklären; Ungebühr im Wahlgeschäfte sey mehr von den Reichen als von den Armen zu besorgen; und jedenfalls ungereimt wäre es, Grundeigenthum allein als Bedingung der Wahlfähigkeit aufzustellen.“ Der Vorschlag wurde von dem Oberhause verworfen.

Hiezu bemerkt der Verfasser:

„Unter der Königin Anna, da die Tory-Parthey am Ruder war, kam der Vorschlag wieder zur Sprache und ging durch. Daß es so nicht seyn sollte, ist der einzige Punct, in welchem ich den Chartisten Recht gebe. Man setze für die Befugniß zu wählen geeig-

nete Bedingungen fest; dann mag den Wählern ohne Bedenken die freye Wahl gestattet werden. Kämen etliche Handwerker in das Unterhaus, so thäte das keinen Schaden; es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß solche kommen würden. Die Abgeordneten aus Schottland haben sich nie über einen Besitz auszuweisen gehabt, und, so viel ich weiß, hätten sich bisher alle leicht darüber ausweisen können."

Lord Somers war jetzt auf der Höhe irdischen Glücks. Er besaß nicht nur das unbedingte Zutrauen des Königs sondern stand auch an der Spitze einer ansehnlichen Mehrheit im Parlament. Gegner bewarben sich um sein Wohlwollen, und obgleich die zahlreichen Tory-Lords nicht seine Freunde wurden, stimmten sie doch zu einem Beschlusse des Oberhauses, eine gegen ihn gerichtete Schmähschrift öffentlich durch den Henker verbrennen zu lassen. Der Handelstand pries ihn als den einzigen Kanzler, der von Handel und Finanzen etwas verstanden habe; die Rechtsgelehrten freuten sich des neuen Glanzes, den ihr Stand von ihm empfangen; Dichter und andere Schriftsteller erhoben ihn als Kenner und Gönner der Litteratur. Auch verwandte er stets nicht nur einen Theil seines großen Einkommens sondern auch seinen weitreichenden Einfluß auf Unterstützung hoffnungsreicher Talente; durch ihn wurde Addison aus der Dunkelheit gezogen, Locke in den Staatsdienst berufen und Newton's Anstellung bey der Münze gefördert.

Wie aber nun die Zuneigung zu K. Wilhelm lauer wurde, vornehmlich weil sein kriegerischer, den Sachen des Festlandes zugewandter Sinn einem großen Theile der Nation mißfiel, gewannen die Gegner des Lord Somers, indem sie ihn einer zu großen Ergebenheit an den König beschuldigten, mehr und mehr Spielraum. Es wurde ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er eine beträchtliche Zahl Friedensrichter bloß darum abgesetzt habe, weil von ihnen der Beytritt zu einer Verbindung verweigert worden, die sich, aus Anlaß eines eben entdeckten Anschlages auf Wilhelm's Leben, die Beschützung seiner Person zur Aufgabe gestellt. Und wirklich hatte Lord Somers zum Beytritte nicht nur aufgefordert sondern auch kund gethan, daß er die nicht unterzeichnenden Beamten entlassen würde. Ferner war übel aufgenommen worden, daß er nicht nur im Parlamente sondern auch durch eine eigne Druckschrift, den Wunsch des Königs, einen Theil des stehenden Heeres beyzubehalten, unterstützt hatte. Der Schluß jener Druckschrift lautete: „Von einem stehenden Heere, das zur Abwehrung eines Angriffes von Außen nöthig geworden ist, hat England nichts zu fürchten, so lange es sich selbst treu bleibt; sollte aber die Nation einmal den edlen Freyheitssinn, der sie jetzt beseelt, verlieren, so würden wir uns bald selbst Fesseln bereiten, wenn wir auch keine fertig vorfänden." Endlich hatte Lord Somers einen Schritt gethan, den der Verf. geradezu für verfassungswidrig erklärt. K. Wilhelm verabredete mit Frankreich die Theilung der spanischen Monarchie auf den Fall, daß der letzte König aus dem Hause Habsburg ohne Erben sterbe. Lord Somers widerrieth diese Uebereinkunft ernstlich; als aber Wilhelm dabey beharrte und die Ausfertigung der Vollmacht zur Abschließung des Vertrages begehrte, wobey er sich die Ernennung der dazu Abzuordnenden vorbehielt, nahm der Kanzler, anstatt abzutreten, wie er hätte thun sollen, keinen Anstand, die Urkunde, in welche die Namen der Gesandten erst von dem König nach eignem Gutdünken eingetragen werden sollten, mit dem großen Siegel zu versehen und abzugeben. Dieß wurde zwar nicht sogleich bekannt; aber der Theilungsvertrag, den bald ein zweyter ersetzte, der auf dieselbe Art zu Stand kam, erregte in England großen Unwillen, der sich hauptsächlich gegen den Kanzler kehrte.

Im Unterhause ward ein Antrag gestellt, den König zu bitten, daß er den Lord Somers für immer aus seiner Gegenwart und seinem Rathe entferne. Der Antrag fiel zwar nach einem hitzigen Wortkampfe durch; unter der Hand aber wurde nun die Verdrängung des Kanzlers um so lebhafter betrieben. Der König blieb ihm zwar stets gewogen, obgleich Lord Somers in der jüngsten Zeit nicht mehr vermocht hatte, Parlamentsbeschlüsse, die ihn kränkten, wie die Entlassung des stehenden Heeres, abzuwenden. Indessen drang sich Wilhelm die Ueberzeugung auf, daß er die Tory-Parthey, die ihm überall in den Weg trat, ob er ihr gleich schon

manches Zugeständniß gemacht hatte, nicht anders als durch Entlassung des Kanzlers befriedigen könne. Er äußerte gegen ihn den Wunsch, er möchte freywillig abtreten. Dieß lehnte Lord Somers ab, weil es Bewußtseyn von Schuld oder Furcht verrathen würde; erklärte sich aber zum Abtreten bereit, sobald ihm das Siegel würde abgefordert werden.

Dieß geschah acht Tage darauf. Die Achtung, in welcher Lord Somers nicht nur als Staatsmann sondern auch als Richter stand, erwies sich auch in der Schwierigkeit, einen Nachfolger für ihn zu finden. Alle Rechtsgelehrte von Ansehen, denen nach einander das große Siegel angetragen wurde, lehnten es ab; erst nach vier Wochen war es anzubringen, da ein mittelmäßiger Mann sich dazu verstand.

Lord Somers lebte nun ruhig und vergnügt auf seinem Landgute und widmete seine Muße der Litteratur, von der ihn sieben Jahre des angestrengtesten Dienstes abgezogen hatten. Aber seine Feinde gönnten ihm auch die Ruhe nicht. Ein neu gewähltes Unterhaus, in welchem die Tory-Parthey überwog, machte sich zum ersten Geschäft, zuvörderst ihn, dann noch drey andere Minister in Anklagestand zu setzen. Der Anschuldigungen waren viele; grundlos die meisten; nur was den Antheil an den beyden Theilungs-Verträgen über die spanische Monarchie betraf, erschien desto bedenklicher, weil der Krieg, in welchen England gerathen war, als eine Folge jener Verträge angesehen wurde. Somers begehrte Gehör vor dem Unterhause und hielt da zu seiner Vertheidigung eine Rede, die einen so gewaltigen Eindruck machte, daß, wenn alsbald abgestimmt worden wäre, die Mehrheit sich für ihn erklärt haben würde. Allein seine Gegner wußten, nachdem er sich entfernt hatte, die Berathung in die Länge zu ziehen und die Wirkung seiner Rede so zu schwächen, daß zuletzt, obwohl durch eine sehr geringe Mehrheit, der Beschluß erfolgte: er habe sich eines hohen Vergehens schuldig gemacht, da er dem König zu dem Theilungs-Vertrage gerathen habe. Sofort wurden die Anklage-Artikel aufgesetzt und dem Oberhause überreicht. Lord Somers Rechtfertigung war, nach des Verfs. Urtheil sonst in allem siegreich, nur nicht in Betreff seines Verfahrens mit dem Theilungs-Vertrage, wegen dessen er sich lediglich auf des Königs ausdrücklichen Befehl berief. Das als Grundsatz anerkannt, würde, sagt der Verf., die Willkür in die Führung aller inneren und äußeren Angelegenheiten bringen und eine verantwortliche Regierung unmöglich machen.

Das Unterhaus, wo die Tory-Parthey eine Oberhand hatte, die sie im Oberhause nicht erlangen konnte, suchte den Erfolg seiner Klage dadurch mehr zu sichern daß es auf eine Vor-Untersuchung durch einen vereinten Ausschuß beyder Parlamentshäuser antrug. Diesen Antrag verwarf das Oberhaus als in seine Gerichtsbarkeit auf unerhörte Weise eingreifend. Auf Lord Somers Ansuchen, daß seine Sache bald entschieden werden möchte, wurde dazu ein Tag festgesetzt und das Unterhaus eingeladen, zu erscheinen um seine Anklage auszuführen. Es erschien nicht. Nun wurde die Frage gestellt: ob Lord Somers von der gegen ihn erhobenen Anklage des Unterhauses frey gesprochen und diese Anklage erledigt seyn sollte? Die Frage wurde von 56 Stimmen bejaht, von 31 verneint. Das Unterhaus ließ zwar seinen Groll in einer Botschaft ausbrechen, worin es das Verfahren des Oberhauses für verfassungswidrig und staatsgefährlich erklärte und selbst mit Verweigerung der Steuern drohte; von dem Oberhause aber wurde darauf nicht geachtet, sondern mit der Verhandlung über die Anklagen wider die drey anderen Minister fortgefahren, ein Tag festgesetzt und, da auch jetzt von dem Unterhause niemand erschien, die Freysprechung verkündigt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

1. Die römischen Satiriker. Für gebildete Leser übertragen und mit den nöthigen Erläuterungen versehen von Heinrich Düntzer. Braunschweig 1846. X u. 405 Seiten gr. 8.
2. Des D. Junius Juvenalis Satiren. Lateinisch und deutsch. Mit verbessertem Text, Einleitungen und Anmerkungen von Dr. A. Häckermann. 1. Bd. I — V. Greifswald 1847. X und 290 Seiten. 8.

Zwey Bestrebungen, welche die Wissenschaft der Gegenwart eifrig verfolgt, finden sich in dem zuerst genannten Werke vereinigt: die eine, ihr Material nach seinen verschiedenen Gattungen zusammenzustellen, um den Ueberblick über dasselbe zu erleichtern; die andere, sich der Abgeschlossenheit des Gelehrtenzimmers zu entziehen und als Gemeingut aller Gebildeten in die Welt hinauszutreten. Wir stehen daher nicht an, diese Arbeit als zeitgemäß zu bezeichnen und freuen uns, den zahlreichen Gesammtausgaben und Sammelwerken poetischer und prosaischer Literaturerzeugnisse, wie sie der neuere Büchermarkt aus den verschiedensten Zeiten und Literaturen gebracht hat, nun auch eine Gesammtübersetzung der römischen Satiriker angereiht zu sehen. „Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigenthümlichkeit zu bequemen;“ mit diesem Motto aus Göthe, welches dem Titel beygefügt ist, scheint eine Entschuldigung bezweckt zu seyn, als ob unsre nach Hebung und Darlegung des nationalen Bewußtseyns mit so rühmenswerther Anstrengung ringende Zeit es dem Manne der Wissenschaft zum Vorwurf machen könnte, wenn er sein Auge jenseits der Gränzen deutscher Gauen oder rückwärts unter den Trümmern einer großen Vergangenheit umherschweifen läßt, um die Früchte, die allerorts und zu allen Zeiten der Baum der Menschheit getrieben hat, zu sammeln. Solche Vorwürfe lassen sich allerdings in unsern Tagen nicht selten vernehmen, und die, von welchen sie ausgehen, werden sich freylich um die römischen Satiriker wenig kümmern. Doch sind wir der Ueberzeugung, daß es auch der Gebildeten noch genug gibt, die unbeschadet ihres Nationalgefühles das Bedeutende und Vortreffliche aller Länder und Zeiten zu schätzen wissen, und denen es erfreulich seyn wird, diese in vieler Beziehung so wichtige Reihe römischer Dichter sich zugänglicher gemacht zu sehen. Daß sich die Uebersetzung insofern „der fremden Eigenthümlichkeit anbequemt,“ als das Versmaß der Originale beybehalten ist, wird man trotz des verlockenden Vorganges von Wieland nur billigen können.

Wenn wir aber die Theilnahme der Gebildeten für die römischen Satiriker in Anspruch nehmen, so geschieht dieß weniger aus Rücksicht auf die literarhistorische Bedeutung derselben; wiewohl die Satiren als das eigenthümlichste Produkt der römischen Literatur, das seinen Ursprung recht aus dem innersten Wesen dieses Volkes genommen hat, auch in dieser Beziehung sehr geeignet ist, unsre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Eine bey weitem größere Anziehungskraft jedoch vermag sie unstreitig durch ihren historisch = ethischen Inhalt auszuüben. Denn was

für die griechische Sittengeschichte die Lustspiele des Aristophanes, das sind für die römische diese Satiren. Wie uns dort das Leben, der Charakter, die Leidenschaften, die Gebrechen des atheniſchen Volkes im Perikleischen Zeitalter in unveränderter Frische und in den lebendigsten Farben vor die Seele geführt werden, so ist es hier die Periode der sinkenden Republik und die Zeit der ersten Kaiser, welche gleichsam Gestalt und Körper gewonnen zu haben scheint. Wir begleiten die Dichter durch alle Verhältnisse des politischen, bürgerlichen und häuslichen Lebens. Sie führen uns an die Wiege des Kindes und zum Pädagogen, auf das Marsfeld und auf das Forum, zum Sachwalter, Richter und in die Senatsversammlung, in den Tempel und in den Kaiserpalast. Wir durchwandern mit ihnen die Landstraßen und Municipien, gehen mit ihnen zu Schiffe, treten ins Theater und in die Bäder, in die Schenken und in die Höhlen des Lasters, folgen ihnen zum Leichenbegängniß und zum Gastmahl. Die Einfachheit und Unbeflecktheit des ländlichen Lebens stellt sich neben die wahnsinnigste Verschwendung und die gränzenlose Entsittlichung des städtischen hohen und niedern Pöbels. Alle Geheimnisse der raffinirtesten Küchenkunst erschließen sich unsern erstaunten Blicken, und was Völlerey und Wollust, was schmutziger Geiz und unersättliche Habgier, was finsterer Aberglaube und lächerliche Eitelkeit ersonnen, hier wird es uns mit ungeschminkter Wahrheit enthüllt. Immer aber geht der Charakter der Satire selbst, als einer ächten Tochter ihrer Zeit, mit den sittlichen Zuständen dieser Hand in Hand. Denn in ihr suchte der Unwille und Schmerz über die sittlichen Gebrechen der Nation, die zu heilen man allgemach die Hoffnung aufgeben mußte, sich Luft zu machen, und sich dadurch gewissermaßen eine moralische Genugthuung zu verschaffen, daß man die, an deren Besserung man verzweifelte, mit der Lauge des Spottes und des Witzes übergossen vor der Welt an den Pranger stellte. So lange nun den Dichtern, wie einem Lucilius und Horaz, noch der Trost blieb, den Staat nach Außen hin kräftig und gesichert, sich selbst aber von einer Zahl edler und ausgezeichneter Männer umgeben zu sehen, in deren Umgang sie die draußen herrschende Verderbniß vergessen konnten; so lange mochten heitere Witzworte und humoristische Schilderungen eine hinreichende Genugthuung für den empfundenen Unwillen gewähren. Als sich aber der moralische Zustand des Staates immer versunkener und trostloser zeigte, als das kleine Häuflein der Trefflichen gegenüber der verderbten Masse mehr und mehr zusammenschmolz, und jede Hoffnung schwand, das immer näher drohende Verderben vom Staate abzuwenden; dürfen wir uns wundern, wenn da an die Stelle der scherzhaften Verspottung gallige Bitterkeit trat, wenn man in unerbittlichem Grimm die Geißel schwang, wo man vorher mit lachendem Munde die Wahrheit gesagt hatte, und wenn so die Satire zuletzt gleichsam in einen großen Weheruf über die gänzliche Hoffnungslosigkeit jener Zustände überging? So sind es neben Tacitus vorzugsweise diese Satiren, welche uns den sichersten Aufschluß über das immer raschere Sinken und den unabwendbaren Untergang des römischen Staates geben; sie bilden eines der wichtigsten und belehrendsten Blätter in der Geschichte der Menschheit, und sind deßhalb immer aufs Neue werth, vor den Augen der Gegenwart entrollt zu werden. Die Vergleichung mit der letzteren selbst liegt dabey häufig sehr nahe. Und ist es dann auf der einen Seite ein sehr erhebendes Gefühl, trotz der zahlreichen Mängel, an welchen auch unsere Zeit leidet, jener verzweifelnden Hoffnungslosigkeit das frische, hoffnungsreiche Leben gegenüberstellen zu können, welches jetzt in den Adern unsrer Nation zu pulsiren begonnen hat und immer neue kräftige Keime zu Tage treibt, von denen sich einst die schönsten Früchte erwarten lassen; so werden wir doch auch zugleich gemahnt, daß die Verwirklichung dieser Hoffnungen von nichts so sehr abhänge, als von der Hebung und Verbesserung unseres geistigen und sittlichen Lebens. Sehen wir daher, wie auch in unsern Tagen, gleich damals, die Menschen in allen Sphären der Gesellschaft von der allmächtigen Gier nach Gewinn oder von der nie befriedigten Sucht zu genießeu beherrscht werden, wie die Wollust das Glück von Staaten und Familien vergiftet, und Viele bey der mangelnden Scheu vor dem Heiligen auch das Gefühl für Gesetz und Sitte in sich ersterben lassen; so dünkt es uns immer wieder an der Zeit, den Blick auf jene ernsten Blätter der Sittengeschichte zurückzulenken und uns zu erinnern, daß dieselben sittlichen Gebrechen, an denen die Ge-

genwart krankt, es einst waren, welche das mächtige Weltreich von seiner Höhe herabstürzten.

Das Buch, welches wir nun selbst näher zu betrachten haben, beginnt mit einer vollständigen Uebertragung der Bruchstücke des Lucilius, die uns hier zum ersten Male geboten wird, gibt dann die Satiren des Horaz und des Persius und läßt hierauf die Satire eines unbekannten Dichters auf die Schmeichler des Nero, die der Sulpicia auf Domitian und endlich den Juvenal folgen. Dem Ganzen vorausgeschickt ist eine etwas zu kurz gehaltene Geschichte der römischen Satire, indem fast nur die äußern Momente ihres Entwickelungsganges zusammengestellt sind, ohne daß auf das eigentliche Wesen dieser Dichtungsart und ihre Bedeutung für ihre Zeit näher eingegangen würde, was nach unserm Dafürhalten für den Zweck des Buches nothwendig gewesen wäre. Die nöthigen Nachrichten über die Lebensverhältniße der einzelnen Dichter gehen den Gedichten eines jeden voraus, unter dem Text aber stehen Anmerkungen, welche theils den Zusammenhang, theils die zahlreichen sachlichen Schwierigkeiten auf eine dem Leser willkommne Weise zu erläutern suchen. Daß die Reihe der Satiriker mit Lucilius begonnen ist, wird man ganz in der Ordnung finden; wunderlich jedoch war jedenfalls der Gedanke, hier die sämmtlichen Fragmente übersetzt zu geben. Denn so wichtig diese alterthümlichen Reste für den Philologen sind, so würde sich doch der gebildete Leser, dem es nur darum zu thun ist, den Charakter der Lucilischen Satire kennen zu lernen, sehr gern mit der Uebersetzung einiger von den längeren und ihrem Inhalt nach bezeichnendsten Bruchstücke begnügt haben; während ihm die bey Weitem größere Zahl dieser disjecta membra poetae, die häufig ganz unverständlich sind, sehr gleichgültig bleiben wird.

Ist aber dieser Theil des Buches, der allerdings in Bezug auf Anordnung und Erklärung der Bruchstücke manches Neue enthält, worauf wir uns jetzt einzugehen versagen müssen, mehr für den Philologen bestimmt, so müßte die Uebertragung, wenn sie von Werth seyn sollte, vor allen Dingen mit größerer Genauigkeit gefertigt seyn. Man vergleiche als Beyspiele der hier oft geübten Willkür II, 12:

„Nun ist der Prätor dein, weil zum Gentilis der meine Kürzlich sich wandte."

Nunc praetor tuus est; meu', si decesserit horno Gentilis. IV, 2.

„Wenn es gekocht und gewürzt ist,
Wenn nicht gutes Gespräch und besonders ein heiterer Sinn fehlt."

bene cocto
Condito sermone bono, si quaeri' lubenter.

Dazu scheint die geringe Glätte in Sprache und Versbau des Originales oft in zu reichlichem Maße auf die Uebersetzung übergegangen zu seyn, wie z. B. gleich der erste Vers, das Original noch durch einen logischen Fehler überbietend, so lautet:

„Dieß hier an dich schreibend, Lucius Aelius, send' ich."

Has res ad te scriptas Luci misimus Aeli.

Deßgleichen im Beginn des zweyten Buches:

„Doch hart ging's uns auf, da im Land der Setiner wir waren,
All' ägilipisch Gebirg, all' Aetna's, klippige Athos."

(Fortsetzung folgt.)

The lives of the Lord Chancellors and Keepers of the great Seal of England.. by John Lord Campbell.

(Schluß.)

Eine große Begebenheit machte nicht nur diesen Reibungen ein Ende sondern rief auch Lord Somers, doch nur auf kurze Zeit, zu den Staatsgeschäften zurück. Nach dem Tode Jacobs II. wurde dessen Sohn als König von England von Ludwig XIV. anerkannt, ob dieser gleich zuvor Wilhelm III. dafür erkannt hatte. Der Unwille, den diese Nachricht in England erregte, gab sich in den Wahlen zu einem neuen Parlamente kund, welches auf Lord Somers Rath berufen wurde. Die Whig-Parthey erhielt ein großes Uebergewicht auch in dem Unterhause. Allen Vorschlägen und Forderungen Wilhelm's wurde zugestimmt. Man erwartete nun all-

gemein, Lord Somers in die Kanzlerswürde wieder eingesetzt zu sehen, als der König starb.

In den Augen seiner Nachfolgerin, der Königin Anna, waren die Whigs überhaupt nichts anderes als Republicaner und Atheisten; und gegen Lord Somers hegte sie einen besondern Widerwillen. Daher wurde er nicht nur übergangen, als er mit den übrigen Gliedern des geheimen Rathes sich einfand um den Eid zu leisten, sondern, als das Verzeichniß der zu Friedensrichtern tauglichen Personen zu erneuern war, fiel sein Name, der bisher überall gestanden hatte, überall aus. Somers ertrug die Ungnade mit großem Gleichmuthe, war im Oberhause anwesend und thätig wie zuvor und stellte sich der Regierung so wenig entgegen, daß er vielmehr alle Maßregeln, die den Vorsätzen des verewigten Königs entsprachen, kräftig unterstützte. Der Streit zwischen den beyden Parlamentshäusern entbrannte von Neuem, da im Unterhause die Tory-Parthey wieder zur Uebermacht gelangte. Dort setzte sie einen Beschluß durch, der nicht nur den Dissentern das Wahlrecht entzog sondern sogar schwere Strafen darauf setzte, wenn jemand, der sich zu der englischen Kirche bekannt hätte, einen Gottesdienst der Dissenter besuchte. Lord Somers bekämpfte diesen unduldsamen Beschluß nicht unmittelbar sondern durch Vorschläge von Milderungen, die von dem Unterhause nicht angenommen wurden. Dieses erneuerte den Beschluß im folgenden Jahre; nun verwarf ihn das Oberhaus. Einen zweyten und dritten Versuch damit wußte Somers ebenso zu vereiteln und dadurch den Dissentern auf einige Zeit Ruhe zu verschaffen. Gleich beharrlich und mit gleichem Erfolge trat er der Anmaßung des Unterhauses entgegen, als dieses sich selbst die Befugniß beylegte und den Gerichten absprach, über Klagen von Wählern, deren Wahlrecht durch Eingelenke von Beamten verkümmert waren, zu erkennen. Die Abneigung der Königin gegen Somers war nun gemindert, doch noch nicht überwunden; er wurde wieder in den geheimen Rath aufgenommen, sein Name wieder in das Verzeichniß der Friedensrichter eingetragen; seine Wiederanstellung aber fand noch Schwierigkeit. Diese wurde jedoch durch die neuen Verdienste gehoben, die Lord Somers in zwey großen Angelegenheiten erwarb. Die eine derselben war die, vorzüglich durch ihn vermittelte, Vereinigung Schottlands mit England; die andere das Gesetz, welches für den Fall des Ablebens der Königin eine Regentschaft anordnete und die Thronfolge des Hauses Braunschweig sicher stellte. Lord Somers erhielt nun die ansehnliche Stelle eines Präsidenten des geheimen Rathes.

Doch war auch das nicht von langer Dauer. Die Whig-Parthey im Gefühle ihrer wieder erlangten Macht, zog, wider Lord Somers Rath, einen Geistlichen zur Strafe, der sie in einer Predigt ungebührlich angegriffen hatte. Dieß wurde ihr von ihren Gegnern als Verachtung der Religion mit solchem Erfolge ausgelegt, daß von vielen Seiten Bittschriften an die Königin einliefen, die gegen ihre Minister, vornehmlich als gegen Feinde der Kirche, gerichtet waren. Die Königin war froh, einen Vorwand zu haben, sich der Männer zu entledigen, die ihr beschwerlich fielen. So wurde Lord Somers mit den Andern in der Sitzung des geheimen Rathes selbst entlassen.

Noch einmal schien seine Rückkehr an die Spitze der Geschäfte ganz nahe. König Georg I., der seinen geschickten Einleitungen am meisten zu danken hatte, daß er den durch Anna's Tod erledigten Thron ruhig besteigen konnte, gab ihm sogleich eine Stelle im Cabinet und eine ansehnliche Vermehrung seiner Pension. Aber dem Kanzler-Amte und selbst dem Vorsitze im geheimen Rathe war Lord Somers längst nicht mehr gewachsen; Gichtbeschwerden hatten ihn schon Jahre lang an der Theilnahme an den Parlamentsgeschäften meist gehindert. Seine Geisteskräfte waren durch die Folgen der übergroßen Anstrengung in früheren Jahren so geschwächt, daß nur selten der Rath eingeholt werden konnte, den man bey ihm so begierig suchte. Er starb auf seinem Landgute 1716. Die Lästerung, die ihn im Leben verfolgt hatte, verstummte auch nach seinem Tode nicht, vermochte aber nichts gegen den Ruhm, mit welchem eine dankbare Nachwelt ihn gekrönt hat.

Lord Somers war nie verheirathet. Ein Nachkomme seiner älteren Schwester ist der jetzt lebende Graf Somers.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Mai.

Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

1. Die römischen Satiriker.
2. Des D. Junius Juvenalis Satiren.

(Fortsetzung.)

Doch wir verlassen diesen Theil der Arbeit, der bey aller Mühe, welche er dem Uebersetzer verursacht haben mag, ihm doch von seinen Lesern den wenigsten Dank eintragen wird, um uns zu den übrigen Satirikern zu wenden, aus welchen wir zur Probe, was in den gelungeneren Stellen geleistet ist, zwey von diesen folgen lassen.

Horaz II, 1, 62—79.

„Wie? als Lucilius auftrat,
Welcher zuerst es gewagt derartige Verse zu schreiben
Und zu entreißen das Fell, das man gleißend stolz in der Menge
Trug, doch drinnen entstellt, hat Lälius etwa und jener,
Welcher den Namen mit Recht vom zerstörten Karthago davontrug,
Dran Mißfallen bezeugt, und bedaurt den verletzten Metellus
Oder den Lupus, den schwer er mit Schande bedeckt? Und es hatte
Dieser gezüchtigt die Ersten im Volk und die Masse des Volkes,
Da er der Tugend allein hold war und den Freunden derselben.
Ja wenn jene dem Volk und geschäftigen Leben entflohen,
Scipio's edeler Sinn und des Lälius heitere Weisheit,
Pflegten von Sorgen befreit sie im lustigen Scherze zu spielen,
Bis gar kochte der Kohl. Wie gering man mich schätze, wie tief auch
Unter Lucilius' Rang und Talent ich stehe, so muß doch
Selber der Neid unwillig gestehn, ich habe mit großen
Männern gelebt, und nimmt er mich leicht mit den Zähnen zu knacken,
Stößt auf Hartes er.

Persius, 3, 94—106.

Lieber, du siehst so bleich!“ „„Nichts ist!““
„Doch achte darauf, was
Immer es sey! Dir ist ja die Haut so gelblich geschwollen.“
„„Bist viel bleicher du doch! Nicht wolle mir spielen den Vormund;
Lange begrub ich ihn; Du fehltest!““ „Fort nur, ich schweige!“
Dieser nun badet, vom Mahl ganz voll, mit gedunsenem Bauche,
Während die Kühle verhaucht voll Mühe geschwefelte Dünste.
Aber ein fröstelndes Zittern befällt beym Wein' ihn, es stürzt zur
Erde der heiße Pokal, und es klappern entblößt ihm die Zähne;
Klaffenden Lippen entfällt das genossene fette Gericht drauf.
Kerzen und Trau'rmarsch gibt's — und hoch aufs Lager gebettet,
Dick mit Amomum beschmiert streckt endlich das selige Männlein

Gegen die Thüre die Ferſen erſtarrt; und mit dieſem belaſten
Drauf, mit der Mütze bedeckt, ſich geſtern geſchaffne Quiriten."

Leſen ſich dieſe beyden Stücke ohne erheblichen Anſtoß, und hat man dabey wenigſtens annähernd den Genuß, welchen die Lektüre des Originales bietet, ſo müſſen wir um ſo mehr bedauern, daß ſich Gleiches nur von dem kleineren Theile der geſammten Uebertragung rühmen läßt. Wir vergeſſen, indem wir dies Urtheil ausſprechen, durchaus nicht die Schwierigkeiten, mit welchen der Ueberſetzer beſonders bey Perſius und Juvenal zu kämpfen hat; eben ſo wenig aber können wir uns durch eine Arbeit befriedigt erklären, welche wie die vorliegende im Vergleich zum Original noch ſo oft die Fülle wie die Schärfe und Beſtimmtheit der Gedanken, die Kürze und Kraft wie die Feinheit und Eleganz des Ausdruckes vermiſſen läßt. Noch weniger können wir glauben, daß dadurch Viele aus dem Kreis der Gebildeten für die Lektüre der Satiriker gewonnen werden ſollten, zumal da von den mannichfachen Lizenzen, auf die ſich unſre Ueberſetzer der Alten faſt glauben ein Recht erworben zu haben, auch hier ſo fleißig Gebrauch gemacht iſt, daß man nur ſelten eine etwas längere Reihe von Verſen leſen kann, ohne durch eine Härte oder Unebenheit im Gebrauch oder in der Fügung der Worte oder im Bau des Verſes unangenehm berührt zu werden. Zur Beſtätigung des Geſagten ſcheint es uns nothwendig, einen andern Abſchnitt, der uns weniger befriedigt hat, mitzutheilen und daran einige Bemerkungen zu knüpfen, wozu wir Hor. 1, 7, als die am wenigſten umfangreiche unter den Horaziſchen Satiren auswählen.

„Wie des Rupilius Rex, des geächteten, Geiſter und Galle
Baſtard Perſius machte zu Spott, dieß, denke ich, wird ſchon
Allen Barbiren zu Rom, Triefäugigen ſämmtlich bekannt ſeyn.
Perſius trieb in der Stadt Clazomenä große Geſchäfte
Als ein vermögender Mann, mit dem Rex in erbittertem Streite;
Wild von Natur, daß dem Rex an Gehäſſigkeit leicht er zuvorkam,
Dreiſt, hochmüthig und ſtolz und dazu von der ſpitzeſten Zunge,
Daß er den Preis weit vor dem Siſenna und Barrus davon trug.
Doch zum Streite mit Rex nun zurück! Weil keiner von beyden
Nachgab — haben ja ſtets dieſelbe Berechtigung Zänker,
Welche die Helden, die feindlicher Krieg trifft. Zwiſchen dem hohen
Hector, des Priamus Sohn und dem muthigen Helden Achilles
Herrſchte der blutigſte Haß, daß der Tod erſt trennen ſie konnte,
Nicht aus anderm Grund, als drum, weil lebte in beyden
Tapferer Muth. Doch wenn Zwietracht zwey Schwächlinge aufregt,
Oder ſich trifft ſo ein Paar ungleicher, der Lycier Glaucus
Mit Diomedes, ſo mag ſich der Schwäch're vom Kampfe zurückziehn,
Kaufen mit Gaben ſich los. Als Brutus Prätor im reichen
Aſien war, da bekämpften ſich Rex und Perſius tapfer,
Daß kein tüchtiger Paar war Bitus mit Bacchius. Hitzig
Stürzen ſie vor das Gericht, wild, beyde ein Wunder dem Anblick.
Perſius ſpricht als Kläger zuerſt, und die ganze Verſammlung
Lacht laut auf; er erhebt da den Brutus, erhebt die Begleitung;
Sonne von Aſien nennt er den Brutus und glückliche Sterne
Nennt er die übrigen außer dem Rex, der ein wüthender Hundsſtern,
Feindlich Geſtirn für das Feld und verhaßt, aufgieng, und er floß ſo
Wild, wie im Winter der Strom ſich ergießt, wo ſelten die Axt iſt.
Dieſem, der ſprudelte voll und witzig, erwidert darauf der

Präneſtiner wie aus Weingärten erſchallende Schmähung
Von einem grob und keck hinſchimpfenden Winzer, dem mancher
Wanderer ſchon nachgab, der gerufen ein neckendes Kukuk.
Aber der Grieche, gebeizt durch ſcharfe italiſche Lauge,
Ruft: O Brutus, ich fleh in dem Namen der mächtigen Götter,
Dich, der die Rere du pflegſt auf Seite zu ſchaffen, warum denn
Würgſt du nicht den Rer? Dies wär für Brutus ein Stückchen!"

Vergleicht man mit dieſer Ueberſetzung den knappen, überall kräftigen und treffenden Ausdruck und den friſchen Humor des Originals, ſo wird man ſich des Geſammteindruckes nicht erwehren können, daß uns dieſelbe nur eine ſehr matte und noch dazu vielfach verzeichnete Copie des ſo heitern und farbenreichen Bildchens liefre. Betrachten wir nur die erheblicheren Mängel im Einzelnen. Ganz unbeachtet iſt der Spott und Doppelſinn geblieben, der in der Voranſtellung von Proscripti Regis liegt. Hybrida durfte nicht kurzweg „Baſtard" überſetzt werden, da wir dies Wort nicht ſchlechthin von Einem, deſſen Aeltern verſchiedene Nationalitäten oder Racen angehören, zu gebrauchen pflegen. Zu mißbilligen iſt ferner das Futurum „dieß wird bekannt ſeyn" ſtatt des lateiniſchen Präſens, was ſich auch ſonſt noch öfter findet und immer dem Ausdruck eine unangenehme Breite gibt, z. B. Perſ. 5, 98 „Menſchengeſetz und Natur wird dieß als Satzung beſtimmen" (continet hoc fas); und gleich darauf V. 101 „ſo wird's der Heilkunſt Weſen verbieten" (vetat). Ganz gegen den Sprachgebrauch iſt die Umſtellung „Triefäugigen ſämmtlich" für: ſämmtlichen Triefäugigen oder: den Triefäugigen ſämmtlich. Damit uns indeß nicht der Vorwurf gemacht werde, daß Tadeln leichter ſey als Beſſermachen, ſo möge hier folgender Verſuch ſtehen:

Wie des geächteten Rer, des Rupilius, Geiſter und Galle
Damals der Halbblut-Römer, der Perſius, ſtrafte, das denk' ich
Iſt Triefäugigen, wie Bartſcherern männiglich kund ſchon.

Ueber die beyden nächſten Verſe wollen wir nicht rechten, V. 6 aber war wieder der Doppelſinn in Rex zu beachten, vielleicht ſo:

Wild von Natur, der es ſelbſt einem Rer im Haſſen zuvor that.

Der Ausdruck amarus sermo iſt nicht glücklich durch „ſpitzige Zunge" wiedergegeben, nicht minder unzulänglich equis praecurrere albis durch „den Preis davon tragen." Wir ſchlagen daher vor:

und voll ſo bitterer Rede,
Daß er Siſenna und Barrus im Wettlauf glänzend beſiegte.

V. 11 iſt „Helden, die feindlicher Krieg trifft" unklar geſagt, ſo daß man kaum quibus adversum bellum incidit dahinter vermuthet. Warum nicht einfach: Helden im feindlichen Krieg? Gleich darauf war die häßliche Verrenkung der Worte „daß der Tod erſt trennen ſie konnte" ſehr leicht zu vermeiden: den der Tod nur zu trennen vermochte. Eben ſo falſch heißt es dann: „als drum, weil lebte in beyden tapferer Muth." Denn ſobald das Wörtchen darum auf einen folgenden Cauſalſatz hinweiſt, ſo kann, weil die demonſtrative Kraft allein in der Sylbe da liegt, unmöglich dieſe Sylbe durch die Syncope des a zur Bedeutungsloſigkeit verurtheilt werden. Iſt dagegen der Cauſalſatz vorausgegangen, dann kann, wenn die demonſtrative Kraft des Wörtchens zurücktritt und hauptſächlich das Cauſalverhältniß hervorgehoben werden ſoll, welches zwiſchen dem Vorhergehenden und Folgenden beſteht, ſtatt darum das ſyncopirte drum gebraucht werden. Man darf daher ſagen: Weil in beyden tapfrer Muth lebte, drum haßten ſie ſich; nicht aber umgekehrt. Wir vergleichen weiter V. 19 „da bekämpften ſich Rer u. ſ. w." Rupili et Persi par pugnat uti non compositum melius cum Bito Bacchius. Man ſieht, der Ueberſetzer hat den Begriff: tapfer ſelbſt hinzugefügt, und dann in ähnlichem Sinn compositum melius ſehr frey durch „tüchtiger" übertragen. Indeß iſt dadurch der Gedanke des Dichters gänzlich verfälſcht worden; denn nicht wegen ihres tapfern Muthes vergleicht dieſer die beyden Streiter mit Bitus und Bacchius, ſondern weil ſie

sich in ihren Eigenschaften so ähnlich sind, wie jenes Paar sich an Kräften und Geschicklichkeit gleicher Gladiatoren, die man deßhalb zum Zweykampf zusammengestellt hatte. Richtiger also vielleicht:

Als Prätor Brutus im reichen
Asien waltete, stritt sich der Rex mit dem Persius; besser
Traun, paßt Bacchius nicht zum Bitus.

Ganz mißrathen sind ferner die Worte „außer dem Rex, der ein wüthender Hundsstern cet.;" denn abgesehen von dem falschen Tempus „aufging" statt: aufgegangen sey, ist die Weglassung des Artikels vor „feindlich Gestirn" unzulässig. V. 27. „Wo selten die Art ist," fertur quo rara securis, ist nicht nur matt, sondern auch unverständlich; wenigstens wäre zu sagen gewesen: wo selten die Art haust. Doch würden wir auch kein Bedenken tragen zu übersetzen: wohin selten die Art dringt, und wohin als zwey Kürzen zu betrachten. Wenn es nun eben von Persius hieß „und er floß so wild, wie im Winter der Strom sich ergießt," ruebat flumen ut hibernum, wie konnte der Uebersetzer so gänzlich aus dem Bilde fallen und gleich darauf von demselben fortfahren: „Diesem, der sprudelte voll und witzig?" Denn wer sagt wohl von einem wild sich ergießenden Strome: er sprudelt? Horaz hat salso multoque fluenti, was mit ruebat flumen ut hibernum vollkommen übereinstimmt und also zu übersetzen war: Diesem, der salzig und voll ausströmte; wobey zugleich jene falsche Stellung des Verbum, über die wir weiter unten noch Einiges bemerken, vermieden ist. In der Vergleichung der Schmähungen des Persius mit denen eines gereizten Winzers sind die Worte „dem mancher Wandrer schon nachgab," cui saepe viator cessisset, weder treffend, noch hinreichend verständlich, zumal da auch das Beywort des Winzers, invictus, worauf cessisset sich bezieht, nur ungenau durch „keck beschimpfend" übersetzt ist. Wir schlagen vor:

Grobes Geschütz vom schwer zu besiegenden Winzer, dem mancher
Wanderer räumte das Feld.

Zum Schluß endlich noch einmal die sprachwidrige Auslassung des Artikels „auf Seite zu schaffen," wiewohl so nahe lag: bey Seite zu schaffen. Diese Auslassung kehrt übrigens sehr häufig wieder, zuweilen auf sehr störende Weise, z. B. Hor. I, 1, 100 „es hieb den mitten entzwey mit dem Beile eigene Freymagd." I, 4, 61. „Als aber die gräuliche Zwietracht Eisenumwundenes Thor und die Pfosten des Krieges gesprengt hat." II, 5, 56. „Oft wird ein verschmitzter Schreiber, der Quinquevir war, aufsperrenden Raben betrügen."

Als weitern Beleg für die unzureichende Sorgfalt, welche auf die Wahl des deutschen oder überhaupt des richtigen und entsprechenden Ausdruckes verwendet ist, worunter natürlich auch die Klarheit des Gedankens sehr oft zu leiden hat, mögen noch dienen: Hor. I, 6, 102. „um nicht mich allein auf Reise zu geben, Oder zu fahren heraus" (rus exire); I, 9, 4 „mein Bester der Welt" (dulcissime rerum); I, 10, 36 „der geschwollene Alpner" (turgidus Alpinus); 43 „dreymal schlagender Vers" (pede ter percusso); II, 3, 248 „spielen mit Paar Unpaar" (ludere par impar); II, 4, 16 „nichts ist so schwach, wie ein wäßriger Garten" (elutius irriguo horto); 75 „zuerst hab' Ich dieß all ringsum auf saubern Teller gestellet." II, 5, 80 „nicht auf Liebesgenuß stark" (Veneris studiosus); II, 6, 50 „Wehet ein kaltes Gerücht in den Straßen" (frigidus rumor), zwar sehr wörtlich, aber für den Deutschen unverständlich; 64 „mit Specke gefettet." Pers. 2, 5 „bey opfernden Pfännchen" statt Opferpfännchen; 54 „mein freudebeeilendes Herzchen" (laetari praetrepidum cor); 57 „Träume vom trügenden Magen gereinigt" (pituita purgatissima); 4, 13 „Und siehst männlich dich aus (?) dem Vergehen dein Schuldig zu geben" (et potis es nigrum vitio praefigere theta); 5, 41 „Mit dir hab' ich gehascht beym Mahle beginnende Nächte;" 65 „Zehrung der elenden Greisheit;" 77 „Betrüger für elendes Mangkorn" (in tenui farragine mendax); 116 „wenn du den früheren Pelz beybehältst."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 30. Mai.

Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

A report on the trees and shrubs growing naturally in the forests of Massachusetts. Boston 1846.

C. Nägeli, Die neuern Algensysteme Zürich 1847.

E. Studer, Beyträge zu einer Monographie der Molasse. Bern 1825.

J. Barrande, Notice préliminaire sur le système Silurien et les Trilobites de Bohème. Leipzig 1846.

Dr. O. Heer, Die Insectenfauna der Tertiärgebilde von Oeningen und von Radoboj in Croatien. Th. 1. Käfer. Leipzig 1847.

J. Hawle und A. J. C. Corda, Prodrom einer Monographie der böhmischen Trilobiten. Prag 1847.

L. von Buch, Die Bären = Insel nach B. M. Keilhau geognostisch beschrieben. Berlin 1847.

F. X. Smoler, Historische Blicke auf das Forst = und Jagdwesen, seine Gesetzgebung und Ausbildung von der Urzeit bis zu Ende des 18. Jahrhunderts. Prag 1847.

Dr. E. Th. Wolff, Die chemischen Forschungen auf dem Gebiete der Agrikultur und Pflanzenphysiologie. Leipzig 1847.

Chr. E. Langethal, Lehrbuch der landwirthschaftlichen Pflanzenkunde. Th. 1. Die Süßgräser. Jena 1847.

— — Geschichte der deutschen Landwirthschaft. I. Von den ältesten Zeiten bis auf Karl den Großen. Jena 1847.

M. Beyer, Hauptverbesserungen in der deutschen Landwirthschaft. Heft 1 — 3. Leipzig 1847.

C. Hartmann, Handbuch der Eisengießerey. Freiberg 1848.

J. Bischoff, A comprehensive history of the woollen and worsted manufactures and the natural and commercial history of sheep. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

M. C. Leber, Essai sur l'appréciation de la fortune privée au moyen âge. Par. 1847.

G. Clermont, De la liberté commerciale et d'autres réformes urgentes. Liège 1846.

C. W. Usher, National = Handelspolitik: Differentialzölle, Schiffahrtsgesetz? Berlin 1847.

W. Dönniges, Das System des freyen Handels und der Schutzzölle mit vorzüglicher Rücksicht auf den deutschen Zollverein erläutert. Berlin 1847.

H. Bruyères, La phrénologie, le geste et la physionomie. Par. 1847.

D. J. C. Hauch, Die nordische Mythenlehre. Leipzig 1847.

J. von Hefner, Trachten des christlichen Mittelalters. Abth. I. Lief. 9. II. Lief. 13 — 20. III. Lief. 12 — 15. Mannheim 1847.

F. Keller, Spinoza und Leibnitz über die Freyheit des menschlichen Willens. Erlangen 1847.

Dr. C. F. Fuchs, Die Philosophie Victor Cousin's, ihre Stellung zur früheren französischen und zur neueren deutschen Philosophie. Berlin 1847.

P. Flourens, Fontenelle ou la philosophie moderne relativement aux sciences physiques. Paris 1847.

Dr. G. W. Münter, Anatomische Grundlagen zur Seelenlehre des Menschen und der Thiere. Halle 1846.

Dr. H. S. Lindemann, Die Denkkunde oder Logik. Solothurn 1846.

K. Weinholtz, Die Begründung des Rechts und die Aufhebung der Sittenlehre durch die Rechtslehre. Rostock 1847.

M. G. Duplessis, Bibliographie parémiologique. Par. 1847.

Edélestand Du Meril, Poésies populaires latines du moyen age. Par. 1847.

D. J. Zorilla, Obras. T. 1. 2. Par. 1847.

Eug. de Ochoa, Tesoro de novelistas españoles antiguos y modernos. Vol. I—III. Par. 1847.

C. G. Etienne, Oeuvres avec des notices et des éclaircissemens. T. II. Par. 1847.

D. Flor. M'Carthey, The poets and dramatists of Ireland. Vol. I. Dublin 1846.

Alex. Dyce, The works of Beaumont and Fletcher. Vol. 1 — 11. Lond. 1846.

Th. Mac-Mahon, The casket of Irish pearls. Dublin 1846.

Ch. Gav. Duffy, The Ballad poetry of Ireland. Dublin 1846.

Will. Carleton, Parra Sastha, or the history of Paddy Go-Easy and his wife Nancy. Dublin 1846.

Mich. Jos. Barry, The songs of Ireland. Dublin 1846.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 6. Wigalois. Herausg. von Frz. Pfeiffer. Leipzig 1847.

Fürst Friedrich von Schwarzenberg, Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechts. Th. 1 — 4. Wien 1844.

Th. Davis, Poems. Dublin 1846.

J. E. Wocel, Mec a Kalich. Praze 1843.

Thalia ceská. Sbjrka her diwadelnjch, puwodnjch i přeložených, uspořádána od Jos. Kajetana Týla. Swazek 1 — 5. W Praze 1837 — 1841.

J. K. Tyl, Dwa bratři, aneb: Český jazyk moje škoda. W Praze 1846.

C. Bernhard, Gesammelte Werke. Bd. 1—13. Leipzig 1847.

W. C. M'Lehose, The correspondence of Burns and Clarinda. Edinb. 1843.

Chr. von Rommel, Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände. Band 1. 2. Frankf. 1847.

K. Wagner, Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfner und Merck. Leipzig 1847.

Schiller's Briefwechsel mit Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Th. 1. 2. Berlin 1847.

K. F. Becker, Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1847.

Dr. A. B. Marx, Die Lehre von der musikalischen Komposition. Th. 4. Leipzig 1847.

G. v. Struve, Kritische Geschichte des allgemeinen Staatsrechts in ihren Hauptträgern dargestellt. Mannheim 1847.

J. Fröbel, System der socialen Politik. 2. Aufl. Th. 1. 2. Mannheim 1847.

E. Schübler, Der organische Staat. Stuttg. 1847.

J. G. Hoffmann, Nachlaß kleinerer Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts. Berlin 1847.

Dr. F. C. Glaser, Schutzzölle und Consumenten-Besteuerung mit specieller Berechnung des National-Tributs an die Eisenhüttenbesitzer. Berlin 1847.

Carl Prinz Biron von Curland, Die neueren Gefängnißsysteme. Breslau 1847.

C. Bade, Der Feldzug des Prinzen Eugen gegen die Oesterreicher in Illyrien und Italien im J. 1813. Altona 1847.

C. Vacani, Storia delle campagne e degli assedj degl' Italiani in Ispagna al 1808 al 1813. Vol. 1 — 3. Mailand 1845.

Annali universali di Medicina, compilati dal Dr. Calderini. Anno 1846. Mailand.

Dr. Th. Stricker, Die Geschichte der Heilkunde in der Stadt Frankfurt. Frankf. 1847.

Dr. Elwert, Beytrag zu den Rück- und Fortschritten in der Medizin. Bremen 1846.

K. A. Carus, System der Physiologie. 2. umgearb. Aufl. Heft 1. Leipzig 1847.

Dr. W. Werneck, Beyträge zur Kenntniß der Natur, Entstehungsweise und Heilung des Hospitalbrandes. Salzburg 1847.

C. Herrich, Beobachtungen und Untersuchungen über den rasch verlaufenden Wasserkopf. Regensburg 1847.

Dr. C. F. Michéa, Du délire des sensations. Ouvrage couronné. Par. 1846.

G. L. Hartwig, Die peripatetische Heilmethode oder die Bewegungskur. Düsseldorf 1847.

Dr. W. Griesinger, Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Stuttg. 1845.

Dr. L. A. Gosse, Rapport sur l'épidémie de Cholera en Prusse, en Russie et en Pologne. Genève 1833.

Dr. M. Heine, Beyträge zur Geschichte der orientalischen Pest. Leipzig 1846.

Dr. A. Düsing, Das Krystallinsensystem des menschlichen Auges in physiologischer und pathologischer Hinsicht. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1844.

Dr. C. H. Schultz, Die Heilwirkungen der Arzneyen nach den Gesetzen der organischen Verjüngung. Allgemeiner Theil. Berlin 1846.

Reports and other documents relating to the state lunatic hospital at Worcester, Mass. Boston 1837.

St. Chev. de Rivaz, Descrizione delle acque termominerali e delle stufe dell' isola d'Ischia. Napoli 1838.

Dr. J. Kiene, Die warmen Quellen zu Gastein. 2te verb. Aufl. Salzburg 1847.

Dr. Guggenbühl, Briefe über den Abendberg und die Heilanstalt für Kretinismus. Zürich 1846.

Dr. J. Hoppe, Das Feuer als Heilmittel oder die Theorie des Brennens in der Heilkunde. Abth. 1. Bonn 1847.

Dr. H. F. Kilian, Das Elythromochlion. Bonn 1846.

Dr. J. Engel, Anleitung zur Beurtheilung des Leichenbefundes. Wien 1846.

Dr. A. Pieschel, Die Wuthkrankheit der Thiere. Dresden 1847.

Dr. F. M. Duttenhofer, Anleitung zur Erkenntniß und Heilung der Krankheiten unserer Hausthiere. Stuttg. 1847.

Dr. Fr. A. Biener, Abhandlungen aus dem Gebiete der Rechtsgeschichte. Leipzig 1846.

Dr. C. H. L. Brinckmann, Das Gewohnheitsrecht im gemeinen Civilrechte und Civilprozesse und die Handelsüsancen. Th. 1. Heidelb. 1847.

J. J. Bachofen, Das Römische Pfandrecht. Bd. 1. Basel 1847.

Dr. G. L. Funke, Die Polizeygesetze und Verordnungen des Königreiches Sachsen. Bd. 3. Leipzig 1847.

Dönniges, Die Landculturgesetzgebung Preußens. Bd. III. 1. 2. Berlin 1847.

Dr. C. F. Curtius, Handbuch des im Königreich Sachsen geltenden Civilrechts. 4. verm. Ausg. von Ph. Hänsel. Th. II. 1. Leipzig 1847.

Dr. Fr. Blume, Encyklopädie der in Deutschland geltenden Rechte. Abth. 1. Aeußere Encyklopädie. Bonn 1847.

Al. Wilbert, Des anciennes coutumes du Nord de la France et de leur influence sur la première organisation communale de ces contrées. Lille 1846.

Dr. M. J. Britz, Code de l'ancien droit Belgique ou l'histoire de la jurisprudence et de la législation. Ouvrage couronné. Vol. 1. 2. Bruxelles 1847.

M. Fr. Rabe, Die eiserne Jungfer und das heimliche Gericht im k. Schlosse zu Berlin. Berlin 1847.

Polizeystrafgesetz für das Königreich Hannover. Hannover 1847.

Dr. A. O. Krug, Wie läßt sich Mündlichkeit des Criminalprozesses mit Urkundlichkeit, Entscheidungsgründen und zweyter Instanz über die Thatsache vereinigen? Leipzig 1847.

Forststrafgesetz für das Königreich Hannover. Hannover 1847.

J. B. Cannaert, Olim Procès des sorcières en Belgique sous Philippe II. et le gouvernement des archiducs. Gand 1847.

H. Baumeister, Bemerkungen zur Strafgesetzgebung. Heft 1. Leipzig 1847.

England, Rußland und Polen. Eine diplomatische Correspondenz aus der Zeit des Wiener = Congresses. Brüssel 1847.

Dr. K. Vollgraff, Die irrige und die wahre Stellung der Könige von Dänemark zu den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Marburg 1847.

K. Stedmann, Beytrag zum Staatsrechte der Herzogthümer am Rheine. Berlin 1847.

R. Falck, Sammlung der wichtigsten Urkunden, welche auf das Staatsrecht der Herzogthümer Schleswig und Holstein Bezug haben. Kiel 1847.

Dr. C. W. von Lancizolle, Rechtsquellen für die gegenwärtige landständische Verfassung in Preußen.

Dr. A. F. H. Schaumann, Die Akten des ersten schriftlichen Prozesses in Deutschland nach Römisch-Canonischen Formen. Jena 1847.

C. Fr. Oetker, Beyträge zur Lehre vom Concurse. Kassel 1847.

Dr. J. E. Kulenkamp, Beyträge zur Geschichte des Kurfürstlichen Oberapp. Gerichts zu Cassel. Cassel 1847.

Entscheidungen des K. geh. Ober-Tribunals, herausg. im amtlichen Auftrage von Dr. Seligo, Wilke und Rintelen. Bd. 3. 4. Berlin 1847.

W. Bridge, The whole works. Vol. 1—4. London 1845.

J. M. de Gerando, Histoire comparée des systèmes de philosophie, considérés relativement aux principes des connaissances humaines. II. partie. T. 1. 2. 3. Par. 1847.

Beyträge zu den theologischen Wissenschaften von den Mitgliedern der theologischen Gesellschaft zu Straßburg. Heft 1. Jena 1847.

Dr. J. J. Stähelin, Die messianischen Weissagungen des alten Testaments in ihrer Entstehung, Entwickelung und Ausbildung. Berlin 1847.

Dr. F. Ch. Baur, Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien, ihr Verhältniß zu einander, ihren Charakter und Ursprung. Tübingen 1847.

v. Loch, Das Dogma der griechischen Kirche vom Purgatorium. Regensb. 1842.

L. Galeotti, Della sovranità e del governo temporale dei Papi. Capolago 1847.

G. C. R. Matthaei, Doctrina Christi de jurejurando. Halle 1847.

J. F. André, Histoire politique de la Monarchie pontificale au XIV. siècle ou la papauté à Avignon. Par. 1845.

Dr. B. Denhard, Geschichte der Entwicklung des Christenthums in den hessischen Ländern bis zu deren Theilung 1567 mit bes. Berücksichtigung der hessischen Kirchenverfassung. Frankf. 1847.

G. Townsend, Ecclesiastical and civil history philosophically considered with reference to the future Reunion of Christians. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

F. Cretineau Joly, Clément XIV. et les Jésuites. Par. 1847.

Jer. Collier, An ecclesiastical history of Great Britain, from the first planting of Christianity to the reign of Charles the second. Vol. 1—9. Lond. 1845 — 46.

Alph. Balleydier, Rome et Pie IX. Par. 1847.

Dr. Chr. U. Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter. Bd. 2. Geschichte der bibelgläubigen Ketzer. Stuttg. 1847.

J. Cappelleti, Le chiese d'Italia dalla loro origine sino ai nostri giorni. Fasc. 56 — 69. Florenz 1847.

Urkunden des Benediktinerklosters Homburg bey Langensalza 1136 — 1536. Mitgeth. von E. G. Förstemann. Nordhausen 1847.

Dr. E. Fr. Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis. Lief. 1. Cassel 1847.

Istruzioni secrete della compagnia di Gesù. Roma s. a.

M. Curci, Fatti ed argomenti in risposta alle molte parole di Vinc. Gioberti. Voghera 1846.

P. J. Bertrand, La mission du Maduré d'après des documents inédits. Notions sur l'Inde et les missions. Par. 1847.

The Publications of the Wodrow Society. Vol. 17. An apologetical manation of the state and government of the kirk of Scotland since the reformation by Will. Scott, minister of Cupar. Edinb. 1846.

Jos. Train, The Buchanites from first to last. Edinb. 1846.

F. W. Hassenkampf, Hessische Kirchengeschichte seit den Zeiten der Reformation. Bd. I. 1. Marburg 1847.

Will. Cobbett, A history of the protestant Reformation in England and Ireland. P. 1. 2. Lond. 1846.

C. G. Bretschneider, Corpus reformatorum. Vol. 14. Halis Sax. 1847.

Dr. K. W. Köhler, Handbuch der kirchlichen Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen. Bd. 1. Darmstadt 1847.

A. Ed. R. Lengnick, Der Sächsische Eheprozeß. Leipzig 1847.

Dr. K. Hase, Das gute alte Recht der Kirche. Leipzig 1847.

J. M. Quérard, Les auteurs apocryphes supposés, deguisés . . . de la littérature française pendant les quatre derniers siècles. Livr. 2 — 8. Par. 1847.

Alfr. de Bougy, Histoire de la bibliothèque Sainte-Geneviève. Par. 1847.

Dr. R. E. Prutz, Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart. Leipzig 1847.

J. Hebrard, De la librairie, son ancienne prospérité, son état actuel, causes de sa décadence, moyens de régéneration. Par. 1847.

Nieuwe Verhandelingen van het Provinciaal Utrechtsche Genootschap van kunsten en Wettenschappen. J. C. van den Broecke, De Uitoefening der geregtelijke geneeskunde en Nederland. Utrecht 1845.

Actes de la société helvétique des sciences naturelles, reúnie à Genève 1845. Genève 1845.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Th. 5. Leipzig 1848.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1848.

(Fortsetzung.)

Jl nono congresso degli scienziati italiani in Venezia. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Garcin de Tassy, Prosodie des langues de l' Orient musulman. — Journ. as. 1848. Févr.

Rosa (Gabr.), Studj sulla lingua osca. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Biondelli (B.), Studj sulle lingue romanze. — Ebendaselbst.

Latham (R. E.), Upon the Edeeyah vocabulary of Thomas R. Heywood Thomson. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Rossignol, Recherches sur l'ouvrage d'Anaximènes de Lampsaque, intitulé: Des peintures antiques. — Rev. de Philologie. Vol. II. No. 6.

L'Odissea d'Omero, recata nell' ottavarime italiane da Lorenzo Mancini. T. 1. 2. Fir. 1845 — 47. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Catafago, Notice sur les Ansériens. — Journ. as. 1848. Févr.

Le déisme des Wahhabis expliqué par eux-mêmes. Mémoire extrait du manuscrit des voyages de Mirza-Mohammed-Ali-Khan, publ. et trad. par Al. Chodzko. — Ebendas.

Hammer-Purgstall, Additions au mémoire de M. Quatremère sur le goût des livres chez les Orientaux. — Ebendas.

Sturt, A condensed account of an exploration in the interior of Australia. — Journ. of the Roy. geogr. Soc. 1747. P. II.

Colchester and Collinson, On the Yang-tsze-Kiang. — Ebendas.

Spratt (T.), Remarks on the Isthmus of Mount Athos. — Ebendas.

Grey, Abridged account of an expedition of about 200 miles up the Gambia, by Governor Ingram. — Ebendas.

Ballantyne (R. M.), Hudson's Bay. etc. Edinb. 1847. — Blackwood's Mag. 1848. March.

Vicary's residence at Rome in 1846. — Dublin Rev. No. XLVII. 1848. March.

Buxton (G. F.), Adventures in Mexico and the Rocky Mountains. Lond. 1848. — Dublin Rev. 1848. March.

Poujoulat, Etudes Africaines, pensées et écrits d'un voyageur. Par. 1847. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Witte (J. de), Noms des fabricants et des dessinateurs de vases peints. — Revue de Philologie. Vol. II. No. 6.

Casati (Ant.), Su di una iscrizione reto-etrusca trovata presso Trento. — Riv. eur. 1847. Sett.

Morbio (C.), Codice Visconteo-Sforzesco, ossia raccolta di leggi, decreti e lettere famigliari dei duchi di Milano. Mil. 1846. — Ebendas.

D'Arco (Carlo), Nuovi studj intorno alla economia politica del municipio di Mantova a' tempi del medio evo d'Italia. Mant. 1847. — Ebendaselbst.

Revere (Gius), La caduta di Siena. — Ebendas.

Corcia (Nic.), Storia delle Due Sicilie dall' antichità più remota al 1789. T. 1. Nap. 1847. — Ebendas. Ott. Nov.

Ricerche storiche negli archivj di Venezia. — Ebendaselbst.

Didron, L'archéologie sous la République. — Annal. archéol. 1848. Livr. 3. 4.

French Revolution — February 1848. — Quart. Rev. 1848. March.

Bernardi (Jac.), Di Capodistria e d'alcune altre città della costa istriana. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Moreau de Jonnès (A.), La Prusse, son progrès politique et social. Par. 1848. — Rev. nation. de Belgique. T. XVII. Livr. 4.

Annals of the Kingdom of Ireland. By the four masters. From the earliest period to the year 1616. Edited by J. O'Donovan. Dublin 1848. 3 vols. 4. — Dublin Rev. 1848. March.

Antiquarian club books. — Quart. Rev. 1848. March.

Scotch topography and statistics. — Ebendaſ.

Lord Hervey's Memoirs of the reign of George the Second. 2 vols. Lond. 1848. — Ebendaſ.

Luzzatto (F.), L'Asia antica occidentale e media. — Riv. eur. 1847. Sett.

The present condition of the Indian Archipelago. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

D'Abbadie (Ant.), Lettre à M. D'Avezac sur l'Abyssinie. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Oct.

Heywood Thomson (Th. R.), The Bubis, or Edeeyah of Fernando Po. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Lavallée (Francis), Dissertation géographique sur l'Amérique. — Bull. de la Soc. de Géogr. 1847. Oct.

Polynesia. (Coulter, Adventures on the western coast of South America. 2 vols. Lond. 1847; Melville, Residence in the Marquesas islands. Lond. 1847.) — English Rev. 1848. March.

Janin (Jul.), Lettres de Mlle. de Lespinasse, avec une notice biographique. Par. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Mars.

Barrow, The life and correspondence of Admiral Sir William Sidney Smith. — Blackwood's Mag. 1848. March.

Schlesier (Gust.), Erinnerungen an Wilhelm v. Humboldt. — English Rev. 1848. March.

Dr. M'Hale's letters to Lord Arundel, Lord Shrewsbury and Lord John Russel. — Ebendaſ.

Count Montholon and Sir Hudson Lowe. — Quart. Rev. 1848. March.

Correspondance de Guillaume le Taciturne. 9 vols. Leyde 1835—1847. 8. — Rev. nation. de Belgique. T. XVII. Livr. 4.

Saisset (E.), Michel Servet, sa doctrine et sa vie, documens nouveaux sur son procès et sa mort. — Rev. des deux Mondes 1848. T. I. Livr. 5.

Dübner, Notice sur Fréd. Jacobs. — Rev. de Philologie. Vol. II. No. 6.

Rotondi (P.), Michele Cervantes. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Sinnett, (Mrs. P.), Byways of history from the twelfth to the sixteenth century. Lond. 1847. Dublin Rev. 1848. March.

Young (J. R.), On the combination of the theorems of Maclaurin and Taylor. — Philos. Mag. 1848. Febr.

Cockle (James), An account of the method of vanishing groups. — Philos. Mag. 1848. Febr.

Verneilh (F. de), Cathédrale de Cologne. Etude archéologique. III. — Annal. archéol. 1848. Livr. 3 et 4.

Schneegans (L.), Les architectes de Strasbourg. Notice sur les marques et écussons des anciens maitres-d'oeuvres etc. de Strasbourg. — Ebendaſ.

Mongeri (G.), Il coro della Certosa di Pavia ristaurato per opera del conte Ambrogio Nava. — Riv. eur. 1847. Ott. Nov.

Herschel (J. F. W.), Results of astronomical observations made during the years 1834—1838 at the Cape of Good Hope. — Amer. Journ. 1848. Jan.

Mitchell (W.), On the comet of 10 th month (Oct. 1 st) 1847. — Ebendaſ.

Lecoq (H.), Des glaciers et des climats ou des causes atmosphériques en géologie. Recherches sur les forces diluviennes, indépendantes de la chaleur centrale etc. Par. 1847. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1848 Mars.

Melloni, Researches on the radiations of incandescent bodies and on the elementary colours of the solar spectrum. — Amer. Journ. 1848. Jan.

On the depth and saltness of the Ocean. — Ebendaſelbſt.

Joslin (B. F.), On the limit of subdivision by trituration and solution etc. — Ebendaſ.

Chester (Ch. T.), On the electric telegraph of Prof. Morse. — Ebendaſ.

Dana (Jam. D.), On a law of cohesive attraction, as exemplified in a crystal of snow. — Ebendaſelbſt.

Buchanan (George), On the use of the marine hydrometer. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Ebelmen, Examen d'un mémoire sur une nouvelle méthode pour obtenir des combinaisons cristallisées par la voie sèche. Par. 1848. — Journ. des Sav. 1848. Févr.

Ebelmen, On procuring crystallisations in the dry way, as explained in a memoir and reported on by M. M. Beudant, Berthier and Dufrenoy. — Edinb. new. philos. Journ. 1848. April.

Lubbock (J. W.), On shooting stars. — Ebendaſ. Philos. Mag. 1848. Febr. March.

Dunbar (Wm.), Abstract of meteorological observations for 1847 made at Applegarth, Dumfriesshire. — Ebendaſ.

Glaisher (James), Remarks on the weather during the quarter ending December 31, 1847. — Philos. Mag. 1848. Febr.

Strickland (H. E.), On the present state of knowledge of the geology of Asia Minor. — Ebendaſ.

Brewster (Dav.) On the distinctness of vision produced in certain cases by the use of the polarizing apparatus in microscopes. — Ebendaſ. March.

Faraday (M.), On the use of Gutta Percha in electrical insulation. — Ebendaſ. Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Challis (J.), On the course of a ray of light from a celestial body to the earth's surface, according to the hypothesis of undulations. — Ebendaſelbſt.

Goodman (J.), Researches into the identity of the existencies or forceslight, heat, electricity and magnetism. — Ebendaſ.

Brewster (D.), On the phaenomena of thin plates of solid and fluid substances exposed to polarized light. — Ebendaſ.

Claudet (A.), Photographic phaenomena referring to the various actions of the red and gellow rays on daguerreotype plates when they have been affected by daylight. — Ebendaſ.

Claudet (A.) Question of priority respecting the discovery of the accelerating process in the daguerreotype operation. — Ebendaſ.

Daubeny (C.), A description of active and extinct volcanos, of earthquakes and of thermal springs etc. 2 ed. Lond. 1848. — Ebendaſ.

De quelques applications nouvelles de la physique. Rev. nation. de Belgique. T. XVII. Livr. 4.

L'alchimie. — Rev. nation de Belgique. T. XVII. Livr. 4.

Norton (J. P.), Account of some researche on the protein bodies of peas and almonds etc. — Amer. Journ. 1848. Jan.

Hunt (T. S.), On the chemical constitution of Gelatine and its transformations. — Ebendaſ.

Blake (Eli W.), Of the law which governs the flow of elastic fluids through orifices. — Ebendaſelbſt.

On the normal presence of different metals in the human blood. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Kessler, Note sur la préparation en grand du chloroforme. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848. Mars.

Dupasquier, Emploi du chlorure d'or pour apprécier la présence d'une matière organique dans les eaux naturelles. — Ebendaſ.

Regnault (V.), Cours élémentaire de chimie. (2 art.) — Journ. des Sav. 1848. Févr. Mars.

Niépce de Saint-Victor, Observations on some remarkable properties of iodine, phosphorus, nitric acid etc. — Philos. Mag. 1848. March.

Cantor (Theod.), Latitudinal distribution of reptiles inhabiting the Malayan peninsula and islands and other localities. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Agassiz, Zoological researches. — Ebendaſ.

Baird (W.), Note on the genus Cypridina, M. Edesards; with a description of two new species. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848. Jan.

Reid (J.), Observations on the developement of the Medusae. — Ebendaſ.

Thompson (W.), Additions to the fauna of Ireland. — Ebendaſ.

Mulsant, Description of a new species of Coccinella from New Zealand. — Ebendaſ.

Deane (Jam.), Fossil footprints of a new species of quatruped. — Amer. Journ. 1848. Jan.

Mohl (Hugo), Examen de la question: La cellulose forme t-elle la base de toutes les membranes végétales? (Suite.) — Ann. des scienc. nat. (Botan.) 1848. Nov.

Tréçul (Aug.), Recherches sur l'origine des bourgeons adventifs. — Ebendaſ.

Guillard (Achille), Observations sur la moëlle des plantes ligneuses. — Ebendaſ.

Henfrey (A.), Reports on the progress of physiological botany. No. 1. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848. Jan.

Montroville W. Dickeson and A. Brown, On the Cypress Timber of Mississippi and Louisiana. — Amer. Journ. 1848. Jan.

Further progress of Mr. Jameson's great tea-planting operations in India, under the patronage and direction of the East India Company. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Mason (F.), On the gamboge of the Tenasserim provinces. — Ebendaſ.

Oxley (Thom.), On Gutta Percha. — Ebendaſ.

Balfour (J. H.), Notice of plants which have flowered recently in the Royal Botanic Garden and other Gardens near Edinburgh. — Ebendaſelbſt.

Williamson (W. C.) On the recent british species of the genus Lagena. — Annals and Mag. of nat. hist. 1848. Jan.

Toulmin Smith (J.), On the ventriculidae of the chalk; their classification. — Ebendaſ. Febr.— March.

Delesse, Notice sur les caractères de l'Arkose dans les Vosges. — Bibl. univ. (Sc. phys.) 1848. Mars.

Mantell (Gid. Alq.), On the fossil remains of the soft parts of foraminifera, discovered in the chalk and flint of the Southeast of England. — Amer. Journ. 1848. Jan.

Guyot (M. A.), On the distribution of the different species of rocks in the erratic basin of the Rhone. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Bruner (Karl), Communications respecting Scandinavia. On the metamorphoses of rocks. On the erratic phenomena. — Ebendaſ.

Guyot (M. A.), Topography of the Pennine alps, and primitive site of the principal species of rocks found in an erratic state in the basin of the Rhone. — Ebendaſ.

On mineral metamorphism. — Ebendaſ.

Jameson, Tabular view of an arrangement of minerals, founded on physical and chemical characters. — Ebendaſ.

Cotton (Rich. Payne), Observations on the geological age of bone-caverns. — Philos. Mag. 1848. Febr.

Davy (John), A discourse on draining and irrigation, delivered before the General Agricultural Society of Barbadoes. — Edinb. new philos. Journ. 1848. April.

Boussingault (J. B.), Economie rurale considérée dans ses rapports avec la chimie, la physique et la météorologie. (3 art.). — Journ. des Sav. 1848. Mars.

Transactions de la société ethnologiques Américaine. Vol. I. New-York. (Lond.) 1845. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Mars.

Rosa (Gabr.), Delle religioni. — Riv. europ. 1847. Sett.

Fava (Ang.), L'educatore di sè stesso. Mil. 1847. — Ebendaſ.

Cousin, D'un ouvrage inédit de Roger Bacon. — Journ. des Sav. 1848. Mars.

Whelpley (Jam. D.), Letter on philosophical induction. — Amer. Journ. 1848. Jan.

La Fons-Mélicoq (De), De l'art dramatique au moyen âge. Les artistes dramat. de Béthune aux XV et XVI siècles. — Annal. archéol. 1848. Livr. 3. 4.

Lechi (L.), Intorno alla melometria dei canti biblici. — Riv. eur. 1848. Ott. Nov.

Gatti (Stan.), Dell' epopea protestante. — Ebendaſ.

Layamons Brut or chronicle of Britain, a poetical semi-saxon paraphrase of the Brut of Wace; now first published by Sir Frederic Madden. Lond. 1847. — Dublin Review 1848. March.

Clément (F.), Liturgie, musique et drame religieux. (Mercredi des Cendres et Carême). — Annal. archéol. T. VIII. Livr. 2.

Daras, Orfévrerie. Trésor de la cathédrale de Laon. Inventaire de 1502. — Annal. archéol. 1848. Livr. 3. 4.

Eastlake on the history of painting. — Quart. Rev. 1848. March.

Esposizione di belle arti nel palazzo di Brera. — Riv. eur. 1847. Sett.

Le Monnier (Fel.), Raccolta artistica ovvero notizie de' più eccellenti artefici italiani dalla rinascita delle arti sino ai tempi di Canova. Fir. 1846. 3 vol. — Ebendaſ. Ott. Nov.

Chants du XIII. siècle. — Annal. archéol. 1848. Livr. 3. 4.

De la marche des idées économiques en France. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Mars.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juni.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben, von Dr. Ernst Wilhelm Martius, vormaligem Hof- und Universitätsapotheker in Erlangen. Leipzig bey Leopold Voß. 1847. 8.

In K. Olafs I. Königssaal, so erzählt die alte nordische Sage und nach ihr ein neuerer Dichter, trat eines Abends ein Greis von stattlichem Aussehen, seine Rüstung wie sein Schwert von gutem Eisen und Stahl, beyde jedoch von der Form einer früheren Zeit. Man bot ihm Sitz und Becher; er genoß vom Mahle nur wenig, unterhielt aber jugendlich munter die Gesellschaft mit Geschichten aus längst vergangenen Jahren. Als am dritten Abend der König ihn fragte: wie heißest du und wo wohnest du? antwortete der Gast: mein Name ist Toki Tokison und ich wohne seit deines Urgroßvaters Zeiten unter den Aeltesten und Jüngsten des Landes. — Wie heißen diese Aeltesten und Jüngsten, fragte der König, und wie alt bist du? — Die Aeltesten des Landes, unter denen ich wohne, sprach Toki Tokison, sind die Eichen des Edawaldes, der Schwedens und Norwegens Reiche scheidet, die Jüngsten des heutigen Tages sind die Enkel meiner Urenkel und die Lämmer meiner Herden; mir selber scheint das Loos bestimmt doppelt so alt zu werden als dein Urgroßvater ward, denn ehe der Mond noch einmal voll wird, hat mein Leben sein zweytes Jahrhundert durchlaufen. — Zweyhundert Jahre bist du alt; du sprachst gestern von König Rolfs glänzendem Hofstaat als wärst du dabey gewesen und nun glaube ich das wohl; du hast Rolf Krake, den weisen, den guten, den mächtigen König noch selber gesehen? — Ich war bey ihm, sagte Toki Tokison, einen ganzen Winter lang, und damals keiner der schwächeren seiner Ritter; mögen Gerechtigkeit, Gesetz und Treue fortwährend so wie jetzt in Olafs Reiche herrschen, wie sie in Rolfs Reiche geherrscht haben.

Der Bericht eines Alten, der selber dabey gewesen, Alles noch mit eignen Augen geschaut hat, über die Ereignisse längst vergangener Jahre, hat für ein späteres Geschlecht einen ganz besondern, eigenthümlichen Werth. Vor einigen Jahrzehenden wurde in Schlesien ein langwieriger, kostspieliger Prozeß zwischen zwey Gutsbesitzern durch die eidliche Aussage eines mehr als neunzigjährigen Greises entschieden, der vormals an einem der beyden Güter gedient und Alles, wie es damals war, gesehen und genau gekannt hatte. Und welche Zeugnisse über den früheren Zustand des Landes hätte jener Heinrich Jenkins auszusagen vermocht, der 1670 zu Yorkshire in einem Alter von 169 Jahren starb und welcher anderthalb Jahrhunderte lang seine Abgaben in eigner Person vor Gericht getragen hatte!

(Schluß folgt.)

---

1. Die römischen Satiriker.
2. Des D. Junius Juvenalis Satiren.

(Schluß.)

Juvenal 1, 78 „scheuselige Ehe;“ 4, 40 „Nah an der Venus Haus, das ragt auf dorischem Ancon;“ denn wer sagt: der Tempel ragt auf der Stadt? 65 „nach dem Atriden nun geht's“ (itur ad Atridem); 108 „roch von Amomum der Frühe“ (matutino amomo). Als eine Härte im Ausdruck müssen wir ferner den öfteren Gebrauch des partitiven Genitivus nach Zahlwörtern bemerken, z. B. Hor. I, 4, 9 f.

„Denn dieß war sein Fehler, daß oft zweyhundert der Verse,
Als wenn dieß was wär', er dictirt auf einem der Beine.“

Aus den vielen Stellen, deren Sinn falsch oder unverständlich wiedergegeben ist, heben wir noch aus: Hor. I, 9, 38 inteream „ich will nicht kommen vom Platz;“ 53 accendis, quare cupiam magis illi Proximus esse,

„nun um so mehr noch muß ich wünschen, daß ich nur
Nahen ihm kann.“

II, 3, 60 quam Fufius ebrius olim quum Ilionam edormit, als Fufius, „welcher berauscht einst Schlief die Iliona aus,“ was nichts anderes hieße, als F. schlief von der Aufführung der Iliona aus, während der Sinn ist: er schlief als Iliona aus. II, 5, 66 sind der Schwiegervater und der Eidam vom Uebersetzer verwechselt. II, 7, 61 Estne marito Matronae peccantis in ambo justa potestas?

„Ein gleiches
Recht hat wahrlich an beyden der Mann des verleiteten Weibes,“

statt: hat er nicht gegen beyde das vollste Recht? Und wer soll gleich nachher die Uebertragung der Worte peccatve superne verstehen: „da sie nicht oben beginnt das Vergehen?“ Persius 2, 26

„Weil nicht nach des Ergenna Befehl, nach Därmen der Schafe
Oede du liegst in dem Hain“

ist ohne das Lateinische: fibris ovium Ergennaque jubente, gewiß Vielen unverständlich. Eben so 5, 60

„Hört man zu spät es beklagen, daß trüb hingingen die Tage,
Sumpfig das Licht, daß schwand der Genuß des entfliehenden Lebens;“

oder Juven. 4, 28 ff.

„Welch ein Gericht denn muß nun er selbst erst haben verschlungen,
Unser erhab'ner Monarch, wenn so viel Sesterzen allein als
Kleinlicher Theil und vom Rand eines mächtigen Mahles genommen,
Solch ein pepurpurter Narr von dem hohen Palatium rülpste.“

Zuletzt noch einige Bemerkungen über die Wortstellung und den Versbau, durch die wir unser obiges Urtheil glauben rechtfertigen zu müssen. Wie nämlich in so vielen unsrer Uebersetzungen, wird auch hier von der unsrer Sprache natürlichen Wortstellung unzählig oft abgewichen, gleich als ob man in diesem Punkte ganz nach Willkür schalten könne. Und doch ist nichts, was den leichten Fluß der Verse so hemmte und ihnen den fremdartigen, aber keineswegs angenehmen Klang verliehe, der den meisten deutschen Uebertragungen aus alten Dichtern eigenthümlich ist. Man lese gleich den Beginn der ersten Satire des Horaz:

„Wie, Mäcenas, kommt's, daß niemand lebet mit jenem
Loose zufrieden, das selbst er gewählt hat, oder das Schicksal
Hat's ihm verliehen, man stets lobpreiset die anderen Stände.“

Um wie viel schöner gleitet doch der Vers, wenn dem Verbum im abhängigen Satz seine natürliche Stellung am Ende angewiesen wird, wie bey F. A. Wolf:

„Wie, Mäcenas, kommt es, daß Niemand, was für ein Loos auch

Bald die Vernunft ihm gab, bald Glück zuwarf, es zufrieden
Lebend genießt; vielmehr, daß man anders Wandelnde preiset?

Ebenso V. 10

„Wenn beym Hahnengeschrey ein Client schon klopft an die Thüre."

Wolf:

„Wenn um's Hahnengeschrey an den Thüren ein Fragender pochet."

Und so unendlich oft. Noch auffallendere Wortverrenkungen sind, um bey derselben Satire zu bleiben, V. 45

„Möge die Tenne nun auch Millionen dir dreschen von Scheffeln" —

Wolf:

„Mag dir die Tenne Getraid auch hundert Tausende dreschen" —

und V. 108 ff.

„Darauf komm' ich, wovon ich ausging, daß wer an Habsucht
Leidet, sich stets mißfällt, lobpreiset die anderen Stände,
Und weil voller sich senkt an des Nachbars Ziege das Euter,
Quält sich zu Tode.

Wolf:

„Dort, wo ich ausging, wieder zurück! Wie nie doch ein Geizhals
Selbst sich gefällt, vielmehr nur anders Wandelnde preiset;
Stets auch, träget die Ziege des Nachbars volleres Euter,
Neid ihn verzehrt."

Nicht genug Vorsicht ist auch vom Uebersetzer beym Gebrauch der einsylbigen Wörter angewendet worden; indem er erstens dieselben öfters zu sehr gehäuft hat, wie in dem schon oben angeführten Verse: „Als wenn dieß was wär, er dictirt cet. oder Hor. I, 6, 41

„Ist der doch nur, was mein Vater gewesen. — Du scheinst dir" —

wozu noch als ein andrer sehr wesentlicher Uebelstand der kommt, daß man in diesem Falle wegen der Doppelzeitigkeit mehrerer einsylbigen Wörtchen

manche Stelle auf verschiedene Art lesen kann, was immer einen sehr unangenehmen Eindruck macht. So soll z. B. Hor. I, 1, 49

„Wer nichts trug. Und was soll's, da du binnen der Gränzen" —

für einen Hexameter gelten, obwohl man sich sehr versucht fühlt, den Vers vielmehr als Pentameter zu lesen:

„Wer nichts | trug. Und was | soll's, da du | binnen der | Gränzen." —

(Ein unzweifelhafter Pentameter steht Hor. II, 7, 2.) Ebenso wird wohl Jeder Hor. I, 6, 54 und 110 so abtheilen:

„Kein Glücks | fall war's | der dich mir | darbot —

„Wie viel | freyer ja | leb' ich als | du; —

während der Uebersetzer so gemessen haben will:

„Kein Glücks | fall war's | der dich | mir dar | bot; denn es hatte" —

„Wie viel | freyer ja | leb ich | als du, | edler Senator.

Diese schlechten Verse aber sind nur dadurch möglich geworden, daß hier, wie in sehr vielen andern Stellen ganz tonlose Wörtchen in die Arsis gesetzt sind, was nicht allein einen Mißklang in eine große Anzahl von Versen gebracht hat, sondern auch nicht selten sinnstörend wirkt; besonders wenn, wie am häufigsten geschehen ist, die Personalpronomina auf diese Weise einen ihnen nicht gebührenden Accent erhalten, z. B. Hor. I, 1, 23

„Weiter nun aber, daß wir nicht, wie bey Possen mit Lachen" —

V. 44

„Aber wenn du nichts nimmst, wo liegt denn das Schöne des Haufens?"

V. 69

„Lechzend. Du lachst, Freund! doch ist's mit verändertem Namen" —

und so noch in V. 101 und 103 derselben Satire, woraus man sehen kann, wie häufig derselbe Fehler wiederkehrt. Noch auffallender ist der Mißklang, wenn neben solchen tonlosen Wörtchen in der Arsis die Worte, welche den Ton verlangen, in der Thesis stehen, wie Hor. II, 2, 97:

„Daß Ohm und Nachbarn dir grollen, du selbst dir verhaßt bist.“

Wird man uns nun nach den gemachten Mittheilungen leicht zugeben, daß durch diese Arbeit des Herrn Düntzer kein irgend erheblicher Fortschritt in der Uebersetzung der römischen Satiriker gemacht worden sey, so gilt dieß noch in viel höherem Grade von der Uebertragung der fünf ersten Satiren des Juvenal durch Herrn Häckermann. Auf die Texteskritik, die in dieser Ausgabe geübt ist, so wie auf die Erläuterungen zu den Satiren hier einzugehen, verbietet uns theils der Zweck dieser Anzeige und der ihr gestattete Raum, theils der Umstand, daß der Verf. seine von Andern abweichenden Ansichten erst noch in einem besondern Buche unter dem Titel: kritische und exegetische Beyträge näher zu begründen beabsichtigt. Was aber seine Uebersetzung anlangt, so glauben wir ihm den Beruf zu dieser Arbeit absprechen zu müssen. Man höre selbst einige Proben von dem buntscheckigen, zum Theil auch grammatisch unrichtigen Deutsch, sowie von den geschmacklosen, theilweise selbstfabricirten Ausdrücken, in welchen er den Juvenal zu uns sprechen läßt: I, 1 „Niemalen erwideren soll ich;“ 4 „wegnommen,“ was auch sonst noch wiederkehrt; 10 „ein güldenes Diebesfellchen“ (furtivae aurum pellicu-lae); 32 „wenn sie dahero kommt,“ auch sonst noch; 29 „nicht schleppen vermag,“ diese Auslassung von zu ebenfalls noch öfter; 49 „Bommling Marius“ (exsul Marius); 58 „wenn großrechtens vermeint“ (quum fas esse putet); 60 „ledig alles ähnlichen Gutes;“ 64 „wenn schon auf nem Sechser von Nacken daherschwebt“ (quum jam sexta cervice feratur); 72 „simpeln Mühmechen“ (rudes propinquos); 86 „Hackemack“ (farrago); 4, 3 „Jämmlerling;“ 4 „verschmaht,“ kein Druckfehler, sondern durch die Erläuterungen bestätigt; 32 „allwelcher;“ 85 „nicht zu leieren gibt's“ (non est cantandum); 45 „Grausal;“ 46 „oberstem Probst“ (Pontifici summo); 48 „Blaustrumpf“ (delator); 56 „daß nicht heidi er geht;“ 124 „von deiner Bremse, Bellona, durchzücket prophetelt er;“ 135 „der Hofstaat deiner.“ Ueberdieß Weglassung des Artikels und willkürliche Wortstellungen in Menge, wie I, 4 „Ewiglich das vom Dichter gewärtige, größten und kleinsten.“ 4, 10 „recht was hat er stibitzet“ statt: hat er was rechtes stibitzet. 26 „Die Provinz ausstellet um den Preis Aecker ja feil.“

Sieht man schon aus mehreren der eben gegebenen Proben, daß der Uebersetzer Lust hat, uns den Juvenal zum faden Witzling zu machen, so gibt er davon noch erbaulichere Beweise. I, 52 ff.

„Was soll's denn lieber von Hercul
Und Diomedes wesen (?) und auch Labyrinthischem Muh-Schrein,
Oder dem Burschengepurzel ins Meer und dem fliegenden Werkschmied.“

V. 61

„Denn ein Jung-Automedon hielt er die Zügel
Während er selbst dick that vor Höchstdeß Schätzchen im Mannsrock.“

Zum Beweis der Unklarheit endlich, die an sehr vielen Stellen der Uebersetzung herrscht, führen wir noch an 4, 72 ff.

„Berufen
Also werden zu Rathe die Edlen, jenem ein Abscheu;
Denen im Antlitz drinnen der traurigen und der erhabnen
Freundschaft Bläſſe ja saß.“

V. 136 ff.

„Kannte doch jener
Wohl das Geschwelge des Reiches vordem und die Nächte des Nero
Schon halbdurch und ein ander Begehr, wenn voll von Falerner
Glühte der Wanst.“

Wir glauben, daß diese Belege genügen werden, um das, was wir von dem Uebersetzerberufe des Herrn H. gesagt haben, zu bestätigen, halten uns aber demnach auch zu dem Wunsche berechtigt, daß eine derartige Uebertragung nicht weiter fortgesetzt werden möge.

J. Siebelis.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 2. Juni.

Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die deutschen Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete; von Adolph Schaubach, Lehrer an der Bürgerschule in Meiningen. 5 Theile gr. 8. 1845—1847. Jena bei Friedrich Frommann.

Ueber jene verwandte Richtung und den Antheil der Touristen an der modernen Literatur für Länder- und Völkerkunde nahmen wir schon öfter, und insbesondere jüngst bey Besprechung von B. Webers und Dr. Stafflers belangreichen Werken über Tyrol und Vorarlberg in diesen Blättern uns zu äußern Anlaß *).

Als unter andern vor einigen Jahren auch die Herren Bädecker, Hartwig und Reichl von Berlin heraufgekommen, und uns zuvorkommend an die Hand genommen hatten, um uns belehrend durch unsere Gauen und durch die Alpen zu geleiten: da fügten wir uns willig; und vollends erachteten wir diese Gefälligkeit für lange erschöpft und ihren Bereich für abgeschlossen bey der Erscheinung jenes inhaltschweren Buches des k. preußischen Hauptmanns H. Beitzke, von Colberg her, im Jahre 1843 unter dem Titel: „Die Alpen, ein geographisch-historisches Bild," mit Vorwort und Einleitung zu XXXXII S., im Text zu vollen 900 S. gr. 8.

Das laut der Vorrede unter so großen Opfern und Mühseligkeiten zu Stand gekommene Werk, wir haben dessen in diesen Blättern gelegenheitlich erwähnt *), hat unstreitig seinen Werth, und zeichnet sich zuvörderst eben in seiner analytischen Natur, Behufs der geologisch-ideologisch aufgefaßten Terrainkunde durch ein unermeßliches Detail, durch eine völlige Bloßlegung aller Fibern und Fasern, aller Knochen und Rippen, der Gruppen, der Längen- und Querthäler ꝛc. unsers Alpenkörpers aus. Die Naturforscher mögen sich hieran üben; aber auch die Geschichtforscher sind hiebey, und das gilt oft bis in die abgelegensten Winkel und Schluchten, mehr bedacht worden, als man es von einem Fremden vermuthen sollte. Und dabey hätte es, wie gesagt, für länger genügen können.

(Fortsetzung folgt.)

*) Akadem. gel. Anzeigen, J. 1847 Nro. 82 u. f.

Erinnerungen aus meinem neunzigjährigen Leben ꝛc.

(Schluß.)

Die hier vor uns liegenden Erinnerungen aus dem neunzigjährigen Leben eines heiteren, würdigen Greises führen uns in ihrer wohlthuend ansprechenden Weise in einen Kreis des geselligen Lebens des vorigen Jahrhunderts, aus welchem wir nur wenig so treue „Genrebilder" der schriftlichen Darstellung besitzen. Voran steht da die Gestalt und das Wesen einer frommen, trefflichen Mutter, die als arme Wittwe ihren Kindern eine Aussteuer ins Herz gab,

*) A. gel. Anz. 1847. Nr. 84, 85.

welche sie fürs ganze Leben zu wahrhaft glücklichen Leuten machte. Und welche wohlthätige Schule der Demuth mußte noch damals, am Anfange der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der Knabe unter der Zucht seiner Eltern und Lehrer, der Lehrling unter der Zucht seines Prinzipals oder Meisters durchlaufen; welch ganz andere Früchte der bürgerlichen Tüchtigkeit, des ehrerbietigen Festhaltens an göttlicher und menschlicher Ordnung sind aus jener Schule hervorgegangen als aus den Pflanzstätten der Selbstüberschätzung und des ungebändigten Eigenwillens, an denen die späteren Zeiten ihr Wohlgefallen fanden. Der Schulknabe wie der Lehrling spielen bey uns öfters schon die Herren oder bilden sich wenigstens ein dieß zu seyn, noch ehe sie gehorchen und dienen und hiedurch auch sich selber zu beherrschen gelernt haben.

Freylich muß das ein seltsamer Sprung gewesen seyn, wenn der Lehrling gleichsam über Nacht, wie die Puppe zum Schmetterling, so zu einem, wenn auch immerhin noch sehr untergeordneten Mitgesellen und Mitarbeiter des Meisters wurde. Fünf Jahre lang hatte der Verfasser der Erinnerungen, obgleich im Hause eines Verwandten, alle niedren Dienste, die sowohl in als auch außer dem Kreise seines künftigen Berufes lagen, verrichten müssen; sein alter Lehrherr hatte ihn nie anders als mit Ihr angeredet; bey Tische ward ihm keine Serviette und kein silberner Löffel gegeben; wenn er ausgeschickt wurde, durfte er die Schürze, die ihn als Lehrling bezeichnete, nicht ablegen. Freylich war dieß alles nur die äußere Schaale der hergebrachten äußern Form, unter welcher ein sehr guter, geistig nahrhafter Kern lag, denn der alte Herr Hofapotheker Wels zeigte bey andrer Gelegenheit und durch die That eine wahrhaft väterliche Gesinnung und Vorsorge für den Pflegling seines Hauses und seiner Kunst, gab ihm manche gute Lehre, die in der ehrerbietigen Stellung, darin sich der angehende Jüngling zu dem Herrn befand, einen tieferen Eindruck machte, nahm ihn sammt dem Stößer mit sich auf seine botanischen Excursionen und weckte hiedurch in ihm eine Liebe zur Botanik, welche bey Herrn Martius ein bleibendes Gut seines Lebens und ein Erbgut wurde, das sich in hochgesteigerter Weise von dem Vater auf seinen berühmten Sohn fortgepflanzt hat.

Diese Lehrzeit mit ihren Leiden und Freuden war denn vorbey; die Stunde der Verwandlung aus dem Lehrling in den Provisor hatte geschlagen. Zum ersten Male redete jetzt der alte Herr Wels seinen jungen Verwandten mit Sie an, überreichte demselben mit dem kostbaren, auf Pergament geschriebenen Lehrbrief einen Degen; zum ersten Mal erhielt er bey Tisch eine Serviette und silbernen Löffel; der Stößer und andre Dienstleute des Hauses so wie das Volk außer dem Hause mußten ihn Herr nennen; er durfte mit Stock und Degen, mit gepudertem Haar und Haarbeutel ausgehen.

Der junge Würdenträger machte einen bescheidenen Gebrauch von all den Freuden und Ehren, die ihm sein neuer Stand gab. Die treffliche Erziehung, welche er im Hause seiner Mutter, die Gewöhnung an Genügsamkeit, an Zucht und Ordnung, so wie die warme Liebe zur Wissenschaft, die er in der Pflege seines Lehrherrn empfangen, blieben sein ganzes Leben lang die wohlthätigen Begleiter und Schützer seines gut gearteten Gemüthes.

Namentlich tritt uns das kräftige, ernste wissenschaftliche Streben des Verfassers der Erinnerungen, welches sich nach allen Seiten hin über die eng gesteckten Gränzen des damaligen pharmaceutischen Wissens hinausdrang, schon in der Jugendgeschichte desselben vor Augen. Sein ganzes Buch muß vor allem für Männer vom Fach, für die Jünger sowohl als für die Meister im Gebiet der Arzneymittel- und Heilkunde eben so lehrreich als unterhaltend seyn. Mit welchen wunderlich zusammengesetzten Mischungen von zehn-, ja hunderterley Kräutern, von destillirten Wassern, Latwergen und Pulvern aus dem Pflanzenreich schleppten sich damals noch die Pharmacie und die Heilkunde herum. In wie vielen Büchsen, Schachteln, Schubfächern und Winkeln des Kräuterbodens mußte der Provisor einer Apotheke öfters die Materialien zusammensuchen, welche zur Anfertigung nur eines einzigen Kräuterthees oder einer sogenannten „herzdämpfenden“ Mixtur nöthig waren. Freylich waren die meisten dieser Materia-

lien für die Anschaffung äußerst wenig kostspielig, und die Mühe des Apothekers wurde in damaliger Zeit noch so gut bezahlt, daß jeder geschickte und fleißige Meister dieser Kunst seinen Hausstand in eben so guter, stattlicher Weise versorgen konnte, als dieß, nach dem zu schließen, was der Anblick seiner Wohnung und der prächtigen in ihr enthaltenen Geräthschaften lehrte, schon vor 1800 Jahren der reiche Apotheker in Pompeji gethan hatte. In unsern Tagen haben sich freylich die Präparate und Heilmittel, welche der Arzt aus den Händen des Apothekers begehrt, zugleich aber auch die Einkünfte des Letzteren mehr vereinfacht; die große Kunst des Chemikers ist der des Pharmacopolen nicht bloß zu Hülfe gekommen, sondern hat dieselbe fast aus ihrem früheren Range verdrängt; an die Stelle der Heuschober und Brühen aus hunderterley Kräutern und mancherley thierischen Erzeugnissen sind die einfachen Stoffe, so wie vor allem die reinen, stark und in sichrer zu berechnender Weise auf den Körper wirkenden Chemikalien getreten.

Man hat in der Geschichte solcher Männer, welche nach irgend einer geistigen Richtung hin etwas sehr Bedeutendes leisteten, öfters die Bemerkung gemacht, daß der eigenthümliche Drang, welcher sie auf die Bahn ihrer nachmaligen großen Wirksamkeit führte, ein Erbgut war, welches sie von ihren Aeltern empfangen hatten. Der unentfaltete Keim dazu hatte sich schon in dem Vater geregt, in diesem aber nicht das freye Feld und die Mittel zu seiner Ausgestaltung gefunden; erst in dem hierin glücklicheren Sohne war das, was bey dem Vater nur ein ungestilltes Wünschen und Sehnen gewesen, zur Erfüllung gekommen. So ist es auch in dem hier vor uns liegenden Falle sehr beachtenswerth, daß in dem würdigen Verfasser der Erinnerungen der Drang, ferne Welttheile zu sehen und ihre Pflanzenformen zu durchforschen so lebhaft sich regte, welcher nachmals in seinem Sohne, dem großen und berühmten Reisenden nach Brasilien und meisterhaften Beschreiber seiner Flora, eine so glänzende Bahn sich gebrochen hat. Namentlich hatte Professor Rudolph, damals ein geachteter Lehrer der Medizin in Erlangen, auf den Entschluß des jugendlichen Pharmazeuten, der damals ohne alle sichre Aussicht auf den Besitz eines eignen Herdes im Vaterland war, nach Ostindien oder nach Capstadt zu gehen, einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt. Diese Lust der Augen: die Wälder der Bananen, der Zimmetbäume und der Kokospalmen zu sehen, war jedoch dem Verfasser der Erinnerungen nicht beschieden, sie sollte für andre Zeiten und Kräfte, seinem Sohne aufgespart bleiben; er, der Vater, nachdem er noch an mehreren Orten, namentlich in Regensburg, Dillenburg, Wezlar, Straßburg und Mainz für seinen Beruf thätig gewesen und neue Erfahrungen gesammlet hatte, fand in seinem 35. Jahre (1791) in Erlangen, in derselben Apotheke, darin er als demüthiger Lehrling mit der Schürze umhergegangen war und ohne Serviette und silbernen Löffel gespeist hatte, den eignen Herd, an welchem er nachmals ein halbes Jahrhundert lang des häuslichen Friedens und der Liebe seiner wohlgerathenen Kinder und Enkel bey gutem Wohlstand sich erfreuen durfte.

In unsrer fast bodenlos unsichern, unruhig, wie auf einer Drehschaukel bewegten Zeit, gewährt es ein annehmliches Ausruhen, wenn wir uns bey dem Lesen „der Erinnerungen“ in die friedliche Stille eines bürgerlich wohlbehaglichen Hausstandes aus dem vorigen Jahrhundert in solch lebhaft anschaulicher Weise versetzt sehen, wie uns dieses bey dem Lesen des vor uns liegenden Buches gewährt wird. Die ersten Jahre zwar des neuen Hausstandes waren von Zeit zu Zeit von den kriegerischen Erschütterungen berührt, welche in Folge der französischen Revolution auch über Deutschland sich verbreiteten, doch war hierbey das kleine Besitzthum der Markgrafen von Baireuth und Ansbach noch immerhin eines der minder beschwerten und glücklicheren. Denn während das benachbarte Nürnberg und alle Ortschaften des Fürstbisthumes Bamberg schon längst alle Lasten des Krieges erfahren mußten, und ein fremdes, in ihre Gebiete vorgeschobenes Heer zu ernähren hatten, genossen die fränkischen Fürstenthümer, seitdem Preußen im J. 1795 mit der französischen Republik Frieden geschlossen hatte wenigstens noch 10 Jahre lang einer ungestörten Ruhe; dienten selbst vielen französischen Emigranten zur sichern Zufluchtsstätte.

Auch auf die Frequenz der Universität Erlangen hatte dieser Friedenszustand eine sehr vortheilhafte Wirkung, denn namentlich aus jenen deutschen Ländern, welche unter französische Herrschaft und Einfluß gerathen waren, zogen sich die Jünglinge, die durch Stand und Vermögen die hiezu nöthige Unabhängigkeit genossen, nach Erlangen, dessen Lehrstühle damals durch Männer wie Fichte, Marheinecke, Schreber, Hildebrandt, Horn, Glück und andre, an wissenschaftlichem Ruf diesen gleichstehende besetzt waren.

Als eine der anziehendsten, gelungensten Parthieen der vor uns liegenden Erinnerungen aus dem Leben eines Mannes, der für die Beobachtung der Menschen einen eben so offnen, empfänglichen Sinn hatte, als für die Beobachtung der Pflanzen und Mineralien, erscheinen uns die Schilderungen, welche uns der Verfasser derselben von den bedeutendsten Männern mittheilt, welche zu jener Zeit mit ihm zugleich in Erlangen lebten. Es sind, wie man dieß auch durch anderweitige Zeugnisse weiß, treue Portraits, die uns da vor Augen gestellt werden, aufgefaßt und gezeichnet von einem wohlwollenden Künstler, der vor Allem jene Züge hervorhob und aufs Papier brachte, welche dem Auge am meisten wohlthun, ohne hierbey der Wahrheit etwas Wesentliches zu vergeben.

Von mehrern andren, in den „Erinnerungen" geschilderten Persönlichkeiten kommt der des berühmten Präsidenten von Schreber die Eigenthümlichkeit des Verfassers zu statten, zunächst jene Züge ins Auge zu fassen und darzustellen, welche auf das Auge des Beschauers einen befriedigenden Eindruck machen, ohne daß neben dem günstigen Lichte auch die Andeutung des Schattens versäumt ist. Es ist freylich, namentlich für eine spätere Zeit schwer, sich ganz in das verschlossene, von einer abstoßenden Manier umgebene Innre eines solchen, durch den Umfang des Erkennens und seine wissenschaftlichen Leistungen sehr beachtenswerthen Mannes hineinzufinden; wenn man jedoch neben dem hochgestellten Schreber, den, namentlich durch diesen in seinem Kreise allbeherrschenden Mann in beständigem Schatten gehaltnen demüthig gemüthvollen Esper, (so wie der Verfasser der Erinnerungen ihn naturgetreu schildert) recht ins Auge faßt, dann verweilt man dennoch mit ganz andren Gefühlen einer ehrfurchtsvollen Liebe auf dem Bilde von diesem, als auf dem des berühmten Gewalthabers.

Höher, denn alle andre Freuden seines Lebens, mochte für den Verfasser der Erinnerungen die seyn, welche ihm zu Theil ward, als sein ältester Sohn, der berühmte Reisende in Brasilien, der meisterhafte Beschreiber der Naturgeschichte der Palmen, wohlbehalten und glücklich von seiner Reise in das Vaterland und in das älterliche Haus zurückkehrte und bald hernach alle jene ehrenden Anerkennungen im In- und Auslande fand, welche seinen von Jahr zu Jahr sich höher steigenden Verdiensten um die Wissenschaft gebührten. Dieser, des Hauses Ruhm und Stolz, mit den andren in ihrem Kreise glücklichen und zu Ehren wie äußerem Wohlstand gekommenen und geborenen Kindern, Enkeln und Urenkeln feyerten mit ihrem würdigen Altvater den festlichen Ablauf des halbhundert jährigen Jubiläums seiner bürgerlichen Ansäßigmachung wie seiner so reich gesegneten glücklichen Ehe.

Möge denn dem noch jetzt so muntren, lebensfreudigen Greise wenigstens ein ähnliches Loos der leiblichen Ausdauer verliehen seyn als jenem Christoph Ill, dem Reuter aus Böhmen, welcher, als er bey der Heerschau im Jahre 1683 Sr. Majestät dem Kaiser vorgestellt wurde, noch kräftig zu Pferde saß, obgleich er damals schon 109 Jahr alt war, und im Verlauf von 80 Jahren 5 Kaisern als Soldat gedient, auch in der Schlacht bey Leipzig unter Tilly, wie dieß die tiefen Narben bezeugten, Wunden empfangen hatte, von denen die Mehrzahl andrer Reuter schwerlich genesen wäre.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juni.

Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die deutschen Alpen.

(Fortsetzung.)

Soll es nun nicht überraschen, wenn, so hastig und hinter Hrn. Beitzke und auf derselben Zuglinie, und schon dem äußern Ansehen nach in derselben Breite und Länge, Hr. Schaubach mit nicht weniger als fünf compreß gedruckten Bänden die „deutschen Alpen" schildert?

Berechtigt eine Erscheinung der Art zu noch höhern, zu ganz besondern Erwartungen, so hat sie auch in der That alsobald das Augenmerk der den Alpen näher stehenden Sach- und Fachkundigen auf sich gezogen. Auch unsere Neugierde mußte dafür rege werden, die wir von Haus aus den teutschen Alpen angehören, und in unseren öffentlichen und Privatverhältnissen der Geschichte und den Interessen der Alpen einen großen Theil des Lebens gewidmet, auch wohl in einer Reihe von Druckschriften unsere dießfälligen Forschungen und Erfahrungen kund gegeben haben.

Die banale Phrase: die Alpen seyen eine Welt für sich, ist nur halb wahr. Nach allen vier Weltgegenden erfassen sie das Nachbarland, hängen sie sich an dessen Boden und Bevölkerung, öffnen sie sich zum gegenseitigen Verkehr. Unsere Alpen sind der natürliche Hort eines Völkerbundes, dessen moralische Höhen und Tiefen eben so sorgfältig zu messen sind, wie dessen physische *). Dieses Ermessen, dieses Erfassen des Geistes, der über den Wassern schwebt, die Geschichte der in den Alpen seßhaft und heimisch gewordenen Völkerschaften: — sie kann nur die Errungenschaft einer langen, stätigen und sich selbst läuternden Wahrnehmung seyn. Das Betreten, die Anschauung des Bodens — in all' seinem Wechsel, gewährt nur Standpunkte. Wie kam nun aber Hr. Schaubach zu dieser Autorschaft? Auskunft hierüber gibt er in der Vorrede selbst.

„Wanderlust — war von Jugend auf seine Freude, und die großartige Einsamkeit hoher Berggipfel hat ihn schon von jeher angezogen. Die Gebirge sind ihm das größte sinnlicher Anschauung, daher auch ihre magische Anziehungskraft ꝛc."

So war er nach vielen Vorarbeiten entschlossen, ein „graphisches Gemälde von unsern Alpen vor das Auge des Publicums zu stellen."

Von den europäischen Alpen pflegt man anzunehmen, daß sie 6000 Q.M. und 7 Millionen Menschen begreifen, worunter 2 Millionen Hirtenvölker. Sie erstrecken sich von Nizza im Westen (die Seealpen) nach Osten bis an die Mündung der Save und bis Dalmatien, und verbinden sich durch das cetische Gebirge nordwärts rechts mit den Carpathen, und links mit dem Böhmerwald. — Aber H. Beitzke hat die Alpen nicht in dieser Ausdehnung aufgefaßt; er beschreibt mit Einschluß der Schweiz die Mittel- und Ostalpen, zu ungefähr 4000 Q.M. und 5 Mill. Menschen. Die vorliegenden „deutschen Alpen" von Schaubach beschränken sich noch mehr,

*) „Juxtaque Carnos, quondam Taurisci appellati, nunc Norici. His contermini Rhaeti et Vindelici, omnes in multas civitates divisi." Plin. hist. nat. L. III. l. 20.

nämlich mit Ausschluß der Schweiz auf etwa 2400 Q.M. mit 4 Mill. Menschen, worunter auch ein Theil von Bayern (und ein großer Theil vom einstmaligen Bayern) begriffen ist.

Das ganze Werk zerfällt I. in eine allgemeine Schilderung und II. in die specielle Beschreibung. Im ersten Bande gibt Schaubach die „übersichtliche Darstellung des deutschen Alpenlandes," — und zwar dieselbe unter verschiedenen Beziehungen einleitend; worauf I. die Centralalpen, II. die Nordalpen und III. die Südalpen, sämmtlich wieder nach Unterabtheilungen und Gruppen, abgehandelt werden.

Den Namen Alpen leitet der Verf. in der Einleitung wie Beitzke und Andere vom celtischen Alb, Alp, weiß, vom Silberglanz der beschneiten Höhen her. Wir haben aber schon anderwärts bemerkt, daß heute die gesammte teutsche Bevölkerung der Alpen diesen Namen nicht kennt, sondern mündlich und schriftlich nur vom „Gebirge" spricht.

Mit Uebergehung des „Geognostischen," des „Klimatischen," des „Hydrographischen," des „Botanischen," des „Zoologischen," so wie der ziemlich willkührlichen „Umgränzung der deutschen Alpen," endlich der „übersichtlichen Beschreibung der Alpen" (S. 32) selbst, bemerken wir zu der „statistischen Uebersicht," daß sich Sch. in eine Zahlenstatistik verwickelt. Um Totalbegriffe und Thatsachen ist es dem Reisenden zu thun. Ueber Flächenraum und Bevölkerung der Alpengebiete erscheinen hier andere, ja viel größere Summen als oben (S. 28). Bayern allein wird hier mit 1,827,832 Einwohnern betheiligt; während der Autor bemerkt, daß er das statistische Material von und über Bayern nicht so genügend befunden habe, wie das über Oesterreich. Und doch war Sch. gewöhnlich über München in die Alpen gewandert? Brauchte er doch nur z. B. jene monströse „Statistik aus amtlichen Quellen vom Jahre 1827, 3 Bde.," überreich an Tabellen und Ziffern, und die landständischen Verhandlungen seit 1828, 1831—1833, welche theils in ihrem spätern Verlaufe, theils außer demselben ihre Läuterung fanden *), zur Hand zu nehmen. Viele Bezifferungen gibt der Verf. mit dem jedesmaligen Beysatz: „ohne Bayern," was eben nicht zu bedauern ist. Denn was soll es z. B. heißen: der bayerische Theil (im Gebirge!) begreife 11530 Dörfer; Tyrol habe deren noch 1331, und Bayern dazu 11620 Weiler (?). Es ist doch allbekannt, daß die sporadisch bewohnten Alpen und Voralpen nur wenige Dörfer, aber desto mehr Einöden (zu 1—2 Anwesen) und Weiler (zu 3—6 Hausstätten) aufweisen. Hieran muß die Statistik festhalten. Auch in der Rubrik „sittliches Verhältniß" fehlt Bayern; es wird uns aber aus den übrigen Bezifferungen die Beruhigung, daß in Dalmatien und Illyrien Leben und Eigenthum ungleich mehr gefährdet seyen. In den Bodenverhältnissen der Alpen scheint uns die Eisregion, Gletscher, ewiger Schnee, übergossene Alpen ꝛc. mit 33 Q.M zu gering angegeben, und eine wichtige Rubrik: die Versumpfungen der Alpen, z. B. im Pinzgau, im Ennsthal, an der Etsch ꝛc. vermissen wir hier ganz!! Auch über den Ertrag des Bodens, des Viehstandes, des Bergbaus, der Manufakturen, Fabriken, über den Gewerbfleiß — in jedem Gebietsantheil, wollen wir den sichtbar sehr schwankenden Zahlen nicht näher treten.

In dem mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt bearbeiteten Abschnitt: „verschiedene Reisewege," (S. 243 — 272) sind alle Reisenden nach Rangclassen, gleich den russischen, nach Stand und Würden, nach Potenz und Intelligenz bedacht. Die „Literatur" (S. 285—296). Diese Rubrik ist es, welche zuerst auf ein besonderes Verhältniß zwischen Autor und Verleger schließen, und im historischen Attribut die unverkennbaren Mängel, Lücken und Lückenbüsser näher erklären läßt. Viel und Mannigfaltiges wird hier, der Zahl der Bücher und Broschüren nach, allerdings aufgeführt; sogar „Norica" von Helmine v. Chezy fehlt nicht; — ob auch dem Ge-

*) Eben hierauf, und auf eigene Forschungen und Anschauungen gegründet ist unsere Erörterung: Alt- und Neubayern, historisch, statistisch und staatswirthschaftlich betrachtet, in Beziehung auf den rechtlichen und wirthschaftlichen Bestand, Betrieb und Bedarf des Grundvermögens im Verlaufe der drey letzten Jahrhunderte; — im III. Bde. uns. Beyträge zur teutschen Landes- und Volkskunde. München 1833; auch unter dem besondern Titel: „das Prädialprinzip" ꝛc.

halt nach — das Bessere, Gründliche, Wahre: — das mag zum Theil schon aus den bisherigen Andeutungen, und wird aus dem Speciellen der folgenden IV Bände zu beurtheilen seyn. Zur leichten oberflächlichen Conversation an der Wirthstafel und im Postwagen, genügen allerdings die Literarartikel des Tages; wie sie meistens auf Lieferung, als Stück- und Lohnarbeit, in zweyter und dritter Hand angefertigt werden. Reisenden aber, für höhere Zwecke, Behufs ernster, tieferer Forschungen über Land und Volk, über ihre Vergangenheit und Zukunft: die Gegenwart liegt inmitten; ist die Angabe von Quellen und Quellenschriften ein unabweisliches Bedürfniß *).

*) Die Schweiz betr. wählte Ebel von Züllichau zu seinem Reisehandbuch v. J. 1793, zweckmäßig die lexicographische Methode: aber erst durch die Umarbeitung des gründlichen Geschichtforschers, Glutz-Blotzheim von Solothurn, erhielt das Werk einen höhern Werth; und seit dem haben die Schweizer selbst, wie von Escher und Andere, die Reisenden durch das Land geführt. Unter den bessern und bündigern Handbüchern von Ausländern über die Schweiz und die Alpen überhaupt bemerken wir das von Murray for Travelles in Switzerland etc. Mit B. Weber, Staffler, und den Jahrbüchern des Ferdinandeums zu Innsbruck an der Hand, konnte der Verf. in Beziehung auf Tyrol und Vorarlberg nicht irre gehen. Die in naturhistorischer Hinsicht trefflichen Schriften von Schultes sind rücksichtlich der Culturgeschichte der Alpen im Mittelalter, z. B. über das Walten der Bischöfe von Salzburg, Bamberg und Freysing auf ihren Territorien in Steyermark, Kärnthen und Crayn, in offenbar einseitigen Ansichten befangen; auch Sartori's Reisen veranlaßten von Kärnthen und Steyermark her gegründete Reclamationen, selbst aus der Feder der Landespräsidenten von „Enzenberg und von Ulm" (Klagenfurt 1812.). Vierthalers gemüthvolle Reisen durch Salzburg und Berchtesgaden gewähren Unterhaltung und Belehrung; was von Braune, Schrank, Hoppe und Unger, in Beziehung auf Botanik, was von Buch, von Moll und Rußegger ꝛc. zur Geologie und Mineralogie der Alpen geschrieben, hat bleibenden Werth; eben so ist die amtliche Beschreibung des Erzstifts Salzburg von Lorenz Hübner, vom J. 1796, in ihren V Bänden: auch die Antheile von Kärnthen und Steyermark mit begreifend, eine nie entbehrliche Quelle für Landes- und Volkeskunde, die nie veraltet, wie unser Verf. zu befürchten, und daher vorzüglich nur nach dem Neuesten, was gewöhnlich auch, wie Schaum, auf der Oberfläche schwimmt, gegriffen zu haben scheint. Dahin gehören zunächst die zahlreich vorgeführten Compilationen z. B. eines Adolf Schmidl in Wien, dessen Fingerfertigkeit in der That zu bewundern ist. Hinwieder ignorirt unser Verf. ganz und gar Werke, die er unverkennbar zur Hand hatte, und vielfältig benützte; z. B. eben das Handbuch von Beitzke, das hist. topogr. Lexicon von Steyermark von C. Schmutz u. s. w. Was unsere auf ähnliche Weise behandelte Schriften anbelangt: so sind wir weit entfernt, dagegen zu reclamiren; es liegt aber nun in der Natur der Sache, und eben in dem vom Hrn. Sch. eingeschlagenen Wege, daß wir selbst öfter auf unsere Schriften hinweisen müssen. Hier hat die unbefangene Kritik ihr Amt zu üben, und so den Reisenden, rechtlich, ersetzend, und berichtigend, zu Hülfe zu kommen. Den Lesern bleibt immerhin die Wahl, sich mit dem zu begnügen, was und wie es Hr. Sch. gibt.

Es wäre nunmehr über die specielle Schilderung der teutschen Alpen in den vorliegenden vier Bänden zu berichten. Wir können uns aber dessen füglich entheben, unter Hinweisung auf die eben besprochene übersichtliche auch allzugedehnte Beschreibung, und auf das Handbuch von Beitzke, dem der Verf. allenthalben gefolgt ist. Nichts desto weniger gebührt Hrn. Sch. das Verdienst, daß er von den Quellen des Inn's und des Rheins an bis hinab nach Istrien und zum Golf von Aquileia, überall selbst gesehen ja vielfältig seine Wanderung in ein- und derselben Richtung, z. B. auf einen weite Fernsichten bietenden Berg wiederholt habe. Eine wesentliche Verbesserung in diesem Handbuche ist auch, daß, während B. Weber und Beitzke die Reisenden vorerst durch die Längenthäler 10 und 20 M. weit fortführen, und die Nebengebiete erst später nachholen, hier die benachbarten Gegenden ganz zweckmäßig, von Strecke zu Strecke, mittelst Ausflügen herbey gezogen werden *).

Folgende Bemerkungen, Berichtigungen und literärische Andeutungen, zunächst in historischer Be-

*) Die historischen Verbindungen in den Alpen knüpfen sich oft ganz anders, als wie Kugel wälzt und Wasser rinnt.

ziehung sind es, worauf wir uns hier beyspielsweise beschränken. Die schmucke jugendliche Alpenstadt Innsbruck im II. Bd. und ihre Umgebung; das Ober- und Unterinnthal, das Land der Breonen, der Brenner! — Hier wäre der Angelpunkt des bajoarischen und des gleichzeitig longobardischen Elements, in seinem blutsverwandten und politischen Leben, im Ein- und Rückwandern; in Urkunden und im Volk nirgends so frisch bewahrt. Als Desiderius seine Krone an Carl übergeben mußte; sah man hohe und reiche Geschlechter nach Bayern übersiedeln, und längs den Voralpen neue Wohnsitze gründen und fromme Stiftungen ausrichten *). Die Dynasten von Taur und Hohenwart; eines ihrer Stammgüter, die Saline Hall, nicht zu verwechseln mit Reichenhall; kann nur aus bayerischen Urkunden höher hinauf verfolgt werden **). Die im Osten vorgerückten Aribone und Ottokare, die von Ander, die von Lurn und Görz, welchen die Kirchen von Freysing und Brixen den Weg durch das Pusterthal hinab, und so zur Herrschaft in den Alpen bahnten: hier, am Brenner und Madron muß ihre Geschichte erfaßt werden.

Das Geschichtliche der Gründung der Abtei Wilten auf den Ruinen von Veldidena durch den angeblichen Riesen Heimo, haben wir angedeutet. Zwischen Kuefstein und dem hohen Madron, hatte die durch die Völkerwanderung verwüstete Heerstrasse bereits St. Rupert (c. 600), mittels einer seiner Mönchcolonien wieder gangbar gemacht. Hier an der nördlichen Abdachung der Voralpen hatten sich die Buri, (Burones ***) zahlreich gesetzt. Die Dynasten von Falkenstein und Neuburg waren dann die Hüther dieser Alpenpforte. Die Burg Hohenaschau und das großartige Fideicommiß der Grafen von Preysing ist in einer eigenen tiefer gehenden Monographie beschrieben *).

Zur Geschichte und Topographie des Walserthals im Gebiete der Ill hat der k. k. Custos Bergmann einen schätzbaren Beytrag geliefert **). Kempten (Campodunum) hätte über die Culturgeschichte der Umgegend und des Allgäu's im siebenten und achten Jahrhundert dankbaren Stoff geboten ***). So ist auch Lindau am Bodensee (Lintawa, die Lentienses unter Tiberius) allzukurz abgefertigt. Diese ehemalige Reichsstadt, einer der wichtigsten Stapelplätze des Handels durch die Alpen bis in Unteritalien, ist jetzt freylich auf $\frac{1}{3}$ seiner früheren Bevölkerung zurückgekommen; ein großes Gemälde auf der Stadtbibliothek, von Ant. Rem, vom Jahre 1579 gewährt von den damaligen Oertlichkeiten und Merkwürdigkeiten eine interessante Ansicht. Die umher gelegenen Inseln mit ihren Kirchen, Vorwerken und Denkmälern, und selbst die lange Brücke von Quadern, sind verschwunden; all das Material wurde in unsern Tagen Behufs eines mit ungleich mehr Kosten als Erfolg ausgeführten Hafenbaus in den Abgrund des Sees versenkt ****).

(Fortsetzung folgt.)

*) So die Dynasten Reginbert, Croso, Ottilo ꝛc. s. den Index zur Geschichte der Longobarden, und die hist frising: auch Scharniz.

**) „Die Saline Hall oder Tauer im Innthal;" in unserer Geschichte der teutschen, insbesondere der bayerischen und österreichischen Salzwerke, und des Salzregale, München 1836. S. 213 ꝛc.

***) S. die „topographische Matrikel, geschöpft aus dem diplomatischem Codex der Juvavia etc." München im akad. Verlag, 1841 in 4.; die Artikel: Coufstein, Burones, Epilinga etc.

*) „J. Maximilian V. Fr. X. Graf von Preysing Hohenaschau ꝛc. nebst vielen hist. genealog. und topogr. Andeutungen." München 1827.

**) „Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubündten und Vorarlberg von J. Bergmann ꝛc. mit einer colorirten Karte vom k. k. Obersten Hauslab. Wien 1844." „Die früheste Kunde über den Bregenzerwald, auch von Bergmann s. Wiener Jahrb. der Lit. 118. Bd. Anz. Blatt.

***) S. den I. Bd. uns. Beyträge zur teutschen Volks- und Länderkunde. München 1825.

****) Damals, 7. Dec. 1808, ward auch zu gleichem Zwecke der weithin schimmernde Thurm der Abtey Mehrerau, ein wahrer Leuchtthurm, niedergestürzt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juni.

Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die deutschen Alpen.

(Fortsetzung.)

Das heutige Füssen im Lechthale (Burg und Stadt) ist durch den heil. Magnus (St. Mang, Mangold) gegründet worden. Ueber den Zustand dieser Landschaft und seiner größtentheils aus Nordwesten herangezogenen Bewohner, Sueven, zunächst nach der Völkerwanderung, und im Kampfe des Heidenthums mit dem Christenthum, gewinnt man erst aus der kritisch verstandenen Legende des besagten Apostels von Oberschwaben die richtigste, auch die Nachbarschaft von Hohenschwangau aufklärende Ansicht*). Hohenschwangau, die erneuerte Fürstenburg mit ihren Kunstschöpfungen von Aussen und Innen, wird hier (S. 218) umständlich beschrieben. Es ist eigentlich der ehemalige Schwanenstein, während die Ruinen der Welfenburg Alt = Hohenschwangau auf römischen Fundamenten oben am östlichen Gebirge, von dem der Böllat herabstürzt, aufragen. Hier begränzten sich einst Bajoarien und Schwabenland, und so möchte es ursprünglich der Schwabengau geheißen haben. Ob jemals Dietrich von Bern, oder Barbarossa, oder K. Heinrich VI., oder Conradin, der letzte Hohenstaufe, hier geweilt; ob vollends Martin Luther im Jahre 1518 (?) hier ein Versteck gefunden (wie nach Andern, mehr östlich, zu Hohenaschau), das alles lassen nun die frohen Bewohner des Gaues dahin gestellt seyn; denn sie haben die Gewißheit, daß sich der erlauchte Besitzer und seine huldreiche Lebensgefährtin hier in ihrer Mitte, als in ihrer zweyten Heimath, gefallen.

Westenrieder war es, der, mittels seines mit Bildern ausgestatteten Büchleins, vor fünfzig Jahren die Münchner auf das reizende Panorama vom Starnberger See aufmerksam machte. — Von einer Augustiner Probstey zu Schledorf am Kochelsee vom Jahre 772, ist uns nichts bekannt; und die gleichzeitige Stiftung einer Abtey in der Scharnitz hängt mit Rückwanderungen aus der Lombardey zusammen. — Von dem Gebirgszuge der Grafschaft Werdenfels enthält die Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder (1816) nebst dem Text eine sehr anschauliche Profil- und Höhenkarte: — das Karwendelgebirg, und die Caravancas in Kärnthen, sind unverkennbare Analogien*). — Die Valley, die Wiege der in der Geschichte viel beurkundeten Dynasten; die Vagen, der romantische Ursitz der den Agilolfingern zur Seite stehenden Optimaten Fagana, vielleicht die Semte ein Zweig davon; die Umgegend vom alten Königshof Aibling (Epilinga), seit dem Einbruch der Hunen und Wenden (Vandali) am Wendelstein vorüber, die Mörder der hh. Anian und Warin, der Haunbold genannt: von all

*) Füssen und Hohenschwangau, s. in den vorstehenden Beyträgen Bd. I. „der hl. Magnus in Oberschwaben, mit Rücksicht auf die Urgeschichte und Geographie des Landes." Was sich über die Burg und ehemalige Reichsherrschaft Hohenschwangau aus Urkunden ermitteln ließ, hat Carl Muffat, Official im k. Reichsarchive, bekannt gemacht. — München 1837.

*) S. gel. Anz. 1847 Nr. 77: Ueber die Caravancas in Kärnthen, und die Karwendel in Bayern: Die Karn! — Die Zeitschrift für Bayern ꝛc. 1816 und 1817 enthält aus dem Bereich der Alpen viel Gediegenes.

dem schweigt Sch. — Die Braunkohlengruben von Miesbach zeigen sich nachhaltig, und haben bereits viel Absatz auf dem Inn nach Oesterreich. Tegernsee, Weilheim: der Cultus der hl. Primus und Felician, Hippolytus, Quirin, Martyrer unter Diocletian, wie er sich von Süden durch die Alpen herein an Heilquellen fortpflanzte: — doch davon hat Hr. Sch. keine Ahnung. Bis Bayerisch-Zell hinein ergehen sich die Großstädter alljährlich in diesen Voralpen.

Das Pinzgau, Bisoncium, nicht Bisoncia!*) Die Krümel, nicht Krimel, da die Urkunden „in der chrumbe" besagen, der Natur gemäß; mit dem Wasserfall des Hochwassers, das größte Schauspiel der Art in Europa, einst Igonta von den Eingebornen, Ivarus von den Römern, heute Salzach geheißen. — Die Geschichte der Herrschaft Sulzau, von den Kreuztrachten (Kirchspielen) Neukirchen, Wald und Krümel gebildet, und von den Grafen von **) Mitterfill-Playn auf der Burg Sulzau besessen, weiset den einstmaligen sehr lebhaften Handelszug aus Bayern nach Tyrol und Venedig über den Krümler-Tauern, der Venediger steht ihm zur Seite, nach. Die Versumpfung des Hauptthales von Oberpinzgau beträgt jetzt nahe an 2 Q.M., nicht 600 Joche. Beitzke hat hier richtiger gesehen, und von dieser trostlosen Radikalkur, vor 12 Jahren begonnen, unumwunden gesprochen. Kataprunin, Burg Kaprun, war wohl einst der Vorort der Ambisontier, gegenüber Piesendorf; St. Ruperts Nachfolger, Bischof Vital, gründete c. 630 die Cella in Bisoncio, Zell am See, in der Nähe.

Im Uebergang in das Pongau kennen die Urkunden weder eine Tuonta, noch ein Tuontathal; sie nennen die durch uralten Eisenbau berühmten Gebirgsschluchten: Tuontina ***), heute Dienten. Die mit Recht noch berühmtern Heilquellen der Gastein (Gastuna) mit ihren weiland reichen Goldgruben und Gewerkschaften hatten, seitdem wir das Historische und Topographische dieses Gebiets aus Urkunden und Autopsie, und eben da in unserer ersten amtlichen Stellung bekannt gegeben, — eine rasch anwachsende Literatur im Gefolge. In analytischer und klinischer Beziehung kann das nur erwünscht seyn. Wenn aber Sch. eben nur hier, und nur dieses einmal, unserer namentlich gedenkt, um über das „Gasteiner-Thal und seine Heilquellen (J. 1810) und, in ihrer vermehrten zweyten Ausgabe, „über die Tauern ꝛc." (1820) einen Tadel auszusprechen, und dagegen das von einem aus Steyermark herbeygekommenen Doctor und Professor der Philosophie alsobald darauf emanirte: „das Thal und Warmbad Gastein ꝛc." als das „Beßte und Gelungenste über dieses merkwürdige Thal" — anzupreisen: so werden sach- und ortskundige Leser hierin nur ein vollständiges Plagium, das, wiewohl unter mannigfaltigen ästhetischen und sentimentalen Zuthaten, sogar mit den aus unserm Taschenbuche entnommenen Emblemen und Wappenschilden ausgestattet worden, nicht verkennen *). Leider ist auch in den spätern Schriften über die Gastein und Umgegend der topographische Text vielfältig verunstaltet worden. Zur Herableitung der heißen Quellen aus dem heute durch moderne und großartige Kunstbauten verschönerten „Wildbad," am Ankogel „nach dem Marktflecken Hof in Gastein, welche übrigens, wie aus unsern „Tauern" hervorgeht, schon lange besprochen und beantragt war; hat der nun verewigte Patriarch und Erzbischof Pyrker von Erlau viel beygetragen, und so auch hier sich und seinem Kaiser ein bleibendes Denkmal gesetzt. — Die Pfarre St. Veit, gleich dem Dynastensitz Goldeck auch ein röm. Prädium, auf der sonnigen Hochebene am Himmel-

*) S. die topogr. Matrikel: „Bisontium, Cella, Chataprunin etc."

**) „Die Grafen von Playn-Mitterfill-Hartek, auch Herren von Sulzau ꝛc." III. Bd. uns. Beytr. ꝛc. 1833.

***) Die topogr. Matrikel: Tuontina.

*) Wenn schon der gelehrte Dr. und Prof. Jacob Thomasius in Halle, im J. 1720 sich veranlaßt sah, einen Tractat „de plagio literario contra" einen andern Dr. und Prof. zu schreiben, wie sollte man sich vorkommenden Falls heute nicht bescheiden können? Das ganze Opus: „Thal und Warmbad Gastein ꝛc." ward eigentlich durch den damaligen Badearzt hervorgerufen, der sich in unserm Taschenbuch nicht gehörig hervorgehoben wähnte.

augebirge, ist die Mutterkirche jener Slaven-Colonie, deren wilde Vorfahren, crudeles pagani!, c. 625 die vom hl. Rupert erbaute Maximilians-Zelle, heute Bischofshofen, zerstört hatten *). Wie reichhaltig wäre nicht die Culturgeschichte dieser Gegend! Zu Schwarzach ließ der speculative Wirth den morschen Tisch mit dem Gemälde von den symbolischen Salzleckern (im J. 1732), frisch restauriren, und erndtet dafür von den Touristen gar freundliche Einkehr. An der Stelle der ehemaligen Benedictiner-Mission (nicht „Inquisition!") ist nun vom Cardinal-Erzbischof von Salzburg ein Convent der barmherzigen Schwestern gegründet, und dazu auch die Burg Schernberg erworben worden. Werfen, das Werft der Salzach um das vorgestreckte Felsenriff der Burg, durch „Perviae alpes" deuten zu wollen, klänge so fade, wie Melk als „mea dilecta." — Das hier bestandene Vocarium der Römer weiset noch ein Saalbuch von 1180 nach, und der von den Norikern und Römern gleich sorgfältig bewahrte Paß Lueg, aus der ältern und neuern Kriegsgeschichte bekannt und heute neuerdings befestigt, ist eben so kennbar durch die „pontes, nunc (c. 750) stegae" (Stegenwald) bezeichnet **). — An der Absetzung des Erzbischofs Wolf Dietrich im J. 1611 war der K. Maximilian, † 1519, ganz und gar unschuldig. Sie geschah, wie bekannt, vorzüglich auf Betrieb des Herzogs Max I. von Bayern wegen W. Dietrichs Angriffe auf Berchtesgaden. Der Marktflecken Kuchel schöpfte seinen Namen nicht von dem in der Umgegend viel später begüterten, und von Hohenkuchel am Weilhart stammenden Edelgeschlecht der Kuchler, sondern vom nahen, das Hauptthal und die Cometie beherrschenden „Castello Cuculle," heute St. Georgen, wo schon St. Severin, aus der Hallstatt herangekommen, c. 470 dem heidnischen Gebirgsvolke gegenüber eine christliche Besatzung und Bürger fand *). Der Wildbach, Torrens; der Schmiedenstein, mons cundicus; die lapides Babonis, ob den Felsenkellern der fürstlichen Großbrauerey Kaltenhausen, daher die Babensteine, nicht Baumsteine, und so viele andere Denkmäler der Geschichte böte die Landschaft. Auch bezüglich auf die Saline Hallein, einst Mühlbach, hat uns Sch. irrig aufgefaßt. Nur das von den ersten Mönchen in Berchtesgaden vom Ziel nördlich gegen die Niederalbe auf Salz bebaute Gehänge hieß Tuval. Die heutigen Salzkammern Halleins, südlich und jenseits der „March," liegen unter berchtesgadischer Hoheit, im Dürnberg **). — Berchtesgaden. In diesem Ländchen, so lang als breit, und so hoch als tief, ergeht sich auch Sch. gleich Beitzke und andern Führern, nach allen Richtungen, über Berg und Thal ungemein redselig und sich hiebey mehr als der Geschichte vertrauend. Diese mag gleichwohl aus den Quellenschriften nachgeholt werden ***). Wäre es denn nicht verdienstlicher, dem Wanderer, der offenen Blickes hin geht, die Momente anzudeuten, wie Bodencultur, kirchliche Disciplin, Urbanität und Industrie (die in Europa und jenseits des Meeres bekannten Berchtesgadner-Waaren) in dieser Wüsteney, „cubile draconum," so raschen Aufschwung gewannen; wie schon ursprünglich die eingewanderten Colonien aus dem Oberammergau; wie dort im Canton Ury, sich als Genossenschaften (Gnotschaften) begrüßten; wie den pre-

*) S. die topograph. Matrikel: Pongawi, und im I. Bd. der neuern Beytr. „Ueber den Wendepunkt der slavischen Macht im südlichen Bajoarien."

**) „Pontes etc." in der topograph. Matr. und gel. Anz. 1839: „über antikes Geschmeide am Passe Lueg aufgefunden."

*) S. „Salzburg unter den Römern aus den ältesten Quellen mit einer Karte. München 1815." Bayer. Annalen 1835: „über die wahre Lage und Umgebung des alten Cuculle," und gel. Anz. 1842 Nro. 10.

**) „Die salzburgischen und berchtesgadischen Hallstätten am Tuval" S. 286 u. f. in uns. Geschichte der Salzwerke ꝛc.

***) In uns. ältern Beytr. 1810 Bd. II. „Urkunden von Berchtesgaden u. deren Commentar". „Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden und seiner Salzwerke. 1816." „Zum nähern Verständniß mit Prof. Moriz über die Stifter von Berchtesgaden ꝛc. mit erläuternden Regesten im Anhang" in den akad. Denkschriften für das Jahr 1847.

cären Grundbesitz derselben an Wald, Weide und Feld (Freystift!), Probst, und Convent, früher als irgendwo in Teutschland (1377) in sicheres mild belegtes Erbrecht, und ebenso in mild geübtes Leibrecht umwandelten; dagegen aber auch die Landmarken durch die Landwehr decken ließen (im Landbrief vom kaiserl. Commissär Ritter Degenhart Fuchs 1556 noch mehr erörtert). Dennoch vermied hier der sonst so viel beziffernde Sch., Flächenraum und Bevölkerung anzugeben, vielleicht an Hrn. Beitzke und dessen Gewährsmann Ad. Schmiedl sich erinnernd? Freylich, ein Verstoß sonder gleichen! Nicht ein Caplan des Stifts, sondern der Fürstbischof Pütrich selbst hatte den Chorherren den klugen Rath gegeben, die Söhne der Herzoge von Bayern zu Coadjutoren des Reichsstifts zu wählen. Das Volk weiß nichts von einem grausamen Jagdkönig Watzmann*).

Der Untersberg, aus dessen festkörnigen unerschöpflichen Marmorbrüchen seit Hadrian bis in die neueste Zeit nah und fern, bis zum Mayn! die merkwürdigsten Bauten hervorgegangen; — wie käme ein Karl V. zu der Ehre, in diesem Wunderberge residiren zu müssen?! Allenfalls Karl d. Gr. Aber K. Friedrich der Rothbart und seine Schuldgenossen, die Grafen von Playn ꝛc. sind es, die, hieher gebannt, den im J. 1167 an der Stadt Salzburg mit Brand und Mord verübten Gräuel büssen müssen. Die von 1805 — 1807 angelegte Dammstrasse als erste Bedingung der Cultur des großen Wildmooses von der Hauptstadt bis Glanek am Fusse des Untersberges, und die längs derselben in den Landhäusern und Gärten auf den schöpferischen Ruf des Dr. Oberlechner erstandenen Schlammbäder möchten für manche Reisende auch besonderes Interesse haben **).

*) Es ist eine bizarre und ganz besonders unpopuläre Fiction des sel. Dr. Weissenbach, der nicht wußte, daß ein Watzmann namentlich schon im 11. Jahrh. zu Reichenhall saß. s. Chronic. noviss. Sti. Petri ad ann. 1060.

**) „Bethsaida, oder die Schlammbäder in der Gegend der Juvavia, von Dr. Oberlechner, Stadtphysicus, Salzburg 1826." „Des Untersbergs Torfmoorgefilde, Natur- und Culturgeschichte von Braunn 1843." „Ueber Wasser- und Strassenbau und Bodencultur in den Fürstenthümern Salzburg und Berchtesgaden, 1811."

Salzburgs, der Hauptstadt des Erzstifts, mit Umgebung, ist hier geschichtlich nur kärglich gedacht, nicht einmal der Zeitpunkt des Untergangs der alten Römerstadt ist angegeben. Attila († 454) erscheint auch hier als Sündenbock; seine Horden sollen Juvavium zerstört haben, während doch längst erwiesen ist, daß St. Severin sie noch aufrecht sah, aber dringend vor ihrem Fall durch die nahenden Heruler, im J. 477 vollführt, warnte. In dem italienischen Prachtbau Leopoldkrone, im Süden der Stadt, zwischen Alleen, See und Fluren aufragend, ist von den Gemälde- und Kunstsammlungen, die Sch. umständlich beschreibt, nichts mehr zu sehen; zur Zeit ist dieses bisherige Lüstre einer illustren Familie das Eigenthum eines Restaurateurs. Als St. Rupert, ums Jahr 583, von den Gränzen Pannoniens über Laureacum und Ovilabis zuückkehrend in das Wallarium- (Wallen- oder Lateinerland) heraufkam, und am freundlichen Seegestade sein erstes Kirchlein erbaute: war von einem „Collegiatstift" noch lange nicht die Rede.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Salzburg unter den Römern," und: „Zur bayer. Fürsten- Volks- und Culturgeschichte, zunächst im Uebergang vom V. in das VI. Jahrh. nach Chr. mit Anhang ꝛc. München, in den akad. Denkschriften für 1837," und Oberbayer. Archiv V. Bd. „Heruli, subito irruentes" topogr. Matrik.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.

Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die deutschen Alpen.

(Fortsetzung.)

Hätte Sch. den Höhenzug des Tannbergs und Haunsbergs bis zum Weilhart und Höhnhart und Hausruck, und bis Bojodurum bey Passau, als einen der historisch merkwürdigsten Ausläufer der Alpen, verfolgt, und, anstatt die Längen, Breiten und Tiefen der Seen zu ermessen, auch links der Salzach, auf der Dieth- und Streitwiese, dem Kampfplatz der ersten Agilolfinger mit der römischen Nachhut, im Wallarium der untern bayerischen Traun, und oben im Schirm von Tetelheim, ein Alemannen-Hort zu Otting; an der zur Zeit des hl. Virgil durch Grafen Guntar vom Chiemgau gestifteten Abtey St. Stephan (nicht mit Altötting am Mordfeld (911) zu verwechseln) sich umgesehen; in Landschaften, worein sich Noriker, Römer, Germanen, Hunnen, Slaven, Bayern, Franken — mit und hintereinander theilten, welcher willkommne Anlaß zu ethnographischen, topographischen und genealogischen Andeutungen! Dieselben mächtigen Dynasten in Carentanien und Istrien: sie waren es auch auf dem Weilhart, am Inn und an der Donau hinab.

Die Kitzbichler- oder die Keßner-Ache und die Alz sind ganz verschieden von einander. Jene mündet vom Jochberg her in den Chiemsee, gleich der Brien; diese, noch bis ins neunte Jahrhundert wie alle aus Sümpfen und Seen kommenden Gewässer Taga (analog mit Tagus, Tajo, Tagliamento etc.) und erst von den Alemannen in Alz umgetauft *), ist der Abfluß des bayerischen Meeres, wo sich die Alz und die bayerische Traun vereinigen; ob Altenmarkt, stand Bedajum, heute Baumburg. Marquartstein und Hohenstein sind wieder zwey verschiedene Burggebiete; aus dem ersten das Vermächtniß nach Baumburg *). Auf Herrenwerd im Chiemsee bestand zur Zeit Bischof Virgils (750) zunächst eine Schule für den höhern slavischen Adel aus Carentanien. Auf Frauenwerd hatte Tassilo II. (760) eine Nonnenabtey mit Gütern um Arams im Innthal gestiftet. Seit 50 Jahren haben die einströmenden Bergwasser im Chiemsee über 6000 Tagw. angeschlemmt; seit tausend Jahren — um wie viel mehr? Daher auch die Feldwiese, die Schöneggart, bestes Frucht- und Weideland.

Das mehrere Q.M. umfassende Gebiet der bayerischen (rothen und weißen) Traun schon zur Römerzeit auf Eisen und Silber bebaut: Siegsdorf, einst der Hauptort, hieß im Mittelalter der Vogelwald (von einem Dynasten Vogo (analog mit Vogaburg), wie der Krösenberg, das nahe Erzlager, von Croso); auch die Sur entspringt im Vogelwald **), und nicht aus dem Waginger See. Die mit den Fortschritten von Dampf und Eisen im schwunghaften Betriebe stehenden Hüttenwerke zu Bergen, und im Achthale bey Teisendorf: dieses im gewerkschaftlichen Verband mit Hammerau an

*) „Topogr. Matrikel: Taga u. Tagaharting. Oberbayerisches Archiv IV. Bd. Lamporting und die Einwanderung der Alemannen.

*) S. die Geschichte von Berchtesgaden ꝛc.

**) „Der Vogelwald, und sein Gebiet ꝛc." im II. Bd. uns. neuern Beyträge 1826.

der Saale, gehören dem Vogelwald an; selbst die Stadt Traunstein, wohin im J. 1618 der Zimmermann Reifenstuhl zuerst von Reichenhall her eine Soolenleitung anlegte. Solche Daten sollten in einem Reisehandbuch nicht fehlen. Seither wurden die Saug- und Druckwerke von Zeit zu Zeit verbessert, vorzüglich durch Fr. Baader, k. Oberbergrath — der auch die erste Eisenbahn auf dem Continent construirte. Durch den genialen Reichenbach erhielten diese Maschinen im J. 1818 die höchste Vollendung in der Art, daß der Salzkern Berchtesgadens, dort in krystallenen Massen gelagert, seinen Ueberschuß an Soole nach Reichenhall, und diese Quellsaline den weitern Bedarf auf die Pfannen von Traunstein und Rosenheim an der Mangfall abgeben.

Auch über die Geschichte der Stadt Reichenhall, mit ihren Salzquellen, mit St. Zeno, von Karl d. Gr. erbaut, mit den Stammburgen der Hallgrafen auf Playen und Beilstein u. s. w.; es ist die älteste norische Hallstatt, einst mit einem Bereich von 4000 Q.M. vom Rhein bis Ungarn, von der Donau bis Istrien; mögen sich die Reisenden selbst aus den bis in die neueste Zeit fortgeführten Quellenschriften gehörig unterrichten *). Seit dem gräulichen Brande von 1834 (dem sechsten in der Geschichte) hat die Stadt und Saline an Solidität, Zweckmäßigkeit und Eleganz sehr gewonnen. Nur St. Rupert, der zweyte Schöpfer dieser reichen Quellen, erwartet noch immer die Vollendung seiner Capelle. Das Lambrechtsschloß hinter Lofer am Eingang in die schauerlichen Hohlwege ist längst als die Veste Saalek nachgewiesen **).

(S. 211) Das Ennsgebiet u. s. w. Nicht gegen das Kl. Admont, wie Sch. erzählt, wurde Radstatt befestigt, sondern gegen die neuen Herzoge von Steyer: die Habsburge. Nur einer überraschenden Entdeckung die überhaupt auf die dem Verf. „an die Hand gegebene“ historische Literatur einiges Licht wirft, wollen wir hier erwähnen; indem wir mit demselben von Radstatt aus an der Enns hinab durch Obersteyer fortwandern. Der Verf. berichtet (S. 219) von dem Bauernkrieg im J. 1525, und erzählt, daß in dem Treffen von Schladming auf der Seite des unglücklichen Landeshauptmanns Dietrichstein, 3000 „Katholiken“ gefallen, und von den Gefangenen 32 Edelleute auf Begehr der obsiegenden salzburgischen Bauern unter ihrem Obersten Michl Gruber enthauptet worden wären. Allerdings ward diese Mähre lange in den Chroniken fort- und selbst in die Specialgeschichten z. B. eines Buchholz (über K. Ferdinand) eingeschleppt u. s. w. Aber schon im J. 1820 hatten wir dagegen Zweifel erhoben und später den inzwischen von uns aufgefundenen Bericht des steyerischen Landeshauptmanns Sigmund von Dietrichstein an den Erzherzog Ferdinand über die Niederlage bey Schladming selbst bekannt gemacht. Aus demselben geht nun unter anderm klar hervor, wie der ohnehin „leibesschwache“ Landeshauptmann von seiner eigenen, feigen und zuchtlosen Soldateska verrathen worden: nur zufällig waren bey dem ersten Anlauf zwey seiner Edelleute gefallen; und ungefähr 300 der Seinigen theils niedergestochen, theils, einige Tage nachher, inmitten eines allerdings furchtbaren „Rings,“ (Kriegsgerichts) mit 4000 aufgereckten Händen“ geköpft worden: Husaren und Böhmen waren es, die so für ihre Grausamkeiten büssen mußten: Rebellen waren die Bauern; ob „Katholiken, oder Protestanten:“ das war damals nicht die Frage. Dietrichsteins höchst merkwürdigen Bericht, und andere die mannigfach entstellte Geschichte des südteutschen Bauernkriegs berichtigende Documente sind im III. Bde. uns. neuern Beyträge J. 1833 abgedruckt *). Die hier und anderwärts sich kundgebende Gewährschaft Sch's. findet sich in den „Anemonen, aus dem Tagebuche eines alten Pilgersmannes, 1845. Bd. I. S. 335.“ Auf dem

*) „Der Grafen von Playn und Beilstein letztes Jahrhundert; — die Stamm- und Hallburg Playen ꝛc.“ im III. Bd. uns. Beytr. 1833. „Reichenhall an der bayr. Saale ꝛc.“ in der Gesch. der Salzwerke 1836 S. 104 — 212. Gel. Anz. 1842. Nro. 8. ꝛc.

**) In der Geschichte von Berchtesgaden, und, mit Carlstein, in der Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder. J. 1817.

*) S. 241 — 368: „Zur Elementar- und politischen Geschichte der Glaubensspaltungen, der Bauernaufstände, der Adelskämpfe ꝛc. ꝛc. in Südteutschland, in den vier letzten Jahrhunderten:“

Wege durch Obersteyer hinab wäre gar viel zu erzählen und im Handbuche noch gar manches zu berichtigen. Sah denn Sch. hier die Versumpfungen an der Enns nicht; und den Cretinismus um Admont? Was soll denn unter den Merkwürdigkeiten der Abtey Admont der Afterbischof, Berthold Graf von Moosburg „Brunzafil," vor dem weiland der Erzbischof Thiemo flüchtig gehen mußte, bedeuten? *)

Mit der Enns schreitet Sch. nach Oesterreich über. In den Stiftungsbriefen der von ihm nicht beachteten Abtey Seitenstätten wird hier noch (1115) der Carintha-Marca gedacht. Bayerisch-Waidhofen in der diesseitigen Eisenwurz (wo einst Allarich sich und seine Heruler zum Zuge nach Italien ausrüstete); eine andere Eisenwurz in Kärnthen; gedieh unter dem Krummstab von Freysing zu einer der rührigsten Fabrikstädte in Eisen und Stahl, wie die Stadt Steyer unter den groß- und mildherzigen Ottokaren **). Unser Führer aus Sachsen-Meinungen hatte im Vorüberwandern wohl keine Ahnung, daß in der stürmischen und blutigen Periode K. Heinrichs IV. aus Sachsen, ein Zweig der erlauchten Billungen, hier an der Ips eine Zuflucht gefunden hatte: (daher die Grafschaft Gleus, i. e. clusa). Der berühmte Fürst-Erzbischof Wichman von Magdeburg, Herr zu Wettin und Seeburg in Sachsen, einer der vertrautesten Räthe K. Friedrichs I. ward hier geboren, erbte die Grafschaft, und widmete sie theils nach Seitenstätten, theils nach Passau ***).

Wozu dort unten bey W. Neustadt das abgedroschene Märchen von einem bußfertigen Mörder, der Neunkirchen: sage neun! (nova ecclesia!) erbaut haben soll: während die Urkunden der Abteyen Farenbach und Cremsmünster von der Grafschaft Püten, von Gloggniz, (cella antiqua) vom Sömering, (Sumerberch) und Zerewald (sylva glandifera) für die Culturgeschichte und die unserer Tage; und für die heutigen Reisenden doppelt schätzbare Notizen bewahrt haben *). Seit der grauesten Vorzeit war den Völkerschaften der Germania magna und Oberpannoniens, wie jenen des innern Noricums und Illyriens, bis zur Adria, zwar der sichere Verkehr über den Sömering, und sofort die allgemach bequemere Anbahnung desselben für Fußgänger, Reiter, Saumthiere und Wagenfrachten eine internationale Angelegenheit ersten Rangs: aber die Wahrung des Inlandes, den Barbaren des Nordens gegenüber, galt noch mehr. Davon zeugen die riesigen Bollwerke hinter Schadwien an der Clamm und den umliegenden Burgen. Die aufgethürmten Felsenmassen erschienen längs dem „enterischen Weg" nicht als Menschenwerk, sondern als ein Gigantenbau: „gigantea via **)." Die zwischen Gloggniz und Mürzzuschlag zur Zeit durch eine kostbare Kunststrasse ersetzte Eisenbahn, soll endlich durch die Reichenau und Brein: so schwebte es uns schon im J. 1845 vor; ergänzt werden: im Calcül einer staatsklugen, der Natur, der Kunst, und den reellen Bedürfnissen der Völker zugewandten Verwaltung. Wie Beitzke: so hat auch Sch. Wien, die Kaiserstadt, weislich umgangen und sich dafür rechts ab dem Steinfeld, der Piesting und Triesing zugewendet. Der Wienerwald: und zunächst der den Wienern so willkommene Brühl; die babenbergische Burg Medling (Medelica), die Abtey hl. Kreutz; Klein-Mariazell; Lilienfeld; außen an der Donau das den Magyaren abgerungene imposante Melk (Magalica in Avaria); die norisch-römischen Waffenplätze: Osterburg (Asturis,) Kamberg; (Comagena,) Pechlarn (Arelape) u. s. w. aus der Zeit St. Severins; und sammt und sonders der Nordgränze der teutschen Alpen angehörig: wären sie nicht lohnende Standpunkte für geschichtsforschende Wanderer ***!) Im J. 1802 hatte Dr. Schultes von Wien her „Ausflüge nach dem Schneeberg in Unterösterreich" unternommen, und hiebey ganz zweck-

*) Unter den Druckfehlern ist diese seltsame Bezeichnung: Brunzafil, nicht aufgeführt.

**) S. die Geschichte der Stadt Steyer und der Ottokare ꝛc. von J. Pritz von St. Florian.

***) Die ältern bayer. Historiker suchten Seeburg in Bayern, um Deggendorf ꝛc. und hielten Wichmann für einen bayerischen Dynasten.

*) Gel. Anz. 1842 und 1846.

**) Mon. boica IV. 22. Von Cremsmünster aus wurde die slavische Bevölkerung am Sömmering auf Betrieb der Carolinger zunächst christianisirt.

***) Gel. Anz. 1840—1842—1846 aus unsern Reise-Erinnerungen.

gemäß, das noch immer schätzbare hist. topogr. Lexicon von Weißkern benützt, wie wohl nicht genannt. Sch. schrieb sichtbar Hrn. Schultes nach, und kommt so an jene stattliche Burg „Hörnstein.“ Es ist das merkwürdige von den Dynasten von Neuburg und Falkenstein aus Bayern erbaute „Herrandenstein;“ was Weiskern ein paar Zeilen weiter unten richtig bemerkt; aber der eilige Schultes nicht weiter gelesen hatte; und so *!) —

Auch die Geschichte des österreichischen Salzkammerguts im Gebiet der österreichischen Traun muß unfehlbar aus den Membranen aufgefaßt werden, wenn der denkende Reisende mit der höchst merkwürdigen Landschaft: das Ischelland und die geheimnißvolle Hallstatt! näher vertraut werden soll. Die von Sch. benützte moderne Literatur ist fast nur das Rauschgold der glänzenden Comforts des heutigen Soolenbads Ischel **). Im Mittelalter taucht die Hallstatt, als „salina major“ (Michelhall) zuerst in der von Hz. Tassilo II. im J. 777 gegebenen Stiftungsurkunde der Abtey Cremsmünster auf; auch die noch früher gegründeten Abteyen, Mondsee und Traunkirchen (Abbatia Aribonis Trunseo in pago Trungowe etc.), waren hier betheiligt ***). Die Sage, daß der Apostel Peter selbst die beyden fürstlichen Brüder in Goisern zum Christenthum bekehrt haben soll: ist nichts weiter, als eine Bestätigung unserer Ansicht, daß ein berühmter norischer Dynast eben hier seinen Sitz hatte. St. Severin konnte von Passau her und durch den Atergau herauf, nur durch die Hallstatt und Gosau zum Castell Cuculle am Ivarus vordringen: wie wir schon oben bemerkt haben. Die Aebte von Admont hatten in der Hallstatt nie etwas zu schaffen: Sch. verirrt sich hier

*) Gel. Anz. 1840. No. 246 ꝛc. Die Dynasten von Falkenstein und Neuburg in der Ostmark ꝛc.

**) Wovon die Beschreibung der Hallstatt vom k. k. Forstmeister Steiner eine rühmliche Ausnahme macht.

***) „Das österreichische und steyerische Salzkammergut ꝛc. in uns. Geschichte der Salzwerke S. 241 u. f. u. topogr. Matrikel S. 836: Trunseo, Iscala, Monasterium (Münster) ꝛc.

in die spätern Fehden zwischen den Erzbischöfen von Salzburg und dem Herzog Albrecht I. von Oesterreich: dem der famose Abt Heinrich zur Seite stand *). Die Eisenstrasse von Noreia nach Juvavum, durchzieht heute noch Aussee, die Petschen (Pezfelsen!), Ischel und den in den Urkunden vielfältig genannten heremus, dessen mehrmalige Bevölkerung auch das große Verdienst der Bischöfe von Salzburg und Regensburg ist. St. Rupert setzte c. 600 am Abersee die ersten Mönche an, um die Strasse wieder zu eröffnen **). St. Wolfgang war weder aus Thüringen, noch aus Franken; sondern Bischof von Regensburg, und während der Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Pabst, bemüht, die durch die Ungarn verwüsteten regensburgischen Territorien an der Erlaph, Isen, und am Abersee wieder zu colonisiren. Die frische Bevölkerung zog er aus dem damals übervölkerten bayerischem Wald; und noch sind die Wäldler alljährlich die fleißigsten Wallfahrer auf den Falkenstein im Schirm des Schafbergs und ***) zu der durch alterthümlichen Schmuck ausgezeichneten Mutterkirche St. Wolfgang; auf deren Rhede jetzt das von den Wogen umbrandete Castell, aus dem ein massiver Leuchtthurm hoch aufragt, eine neue Zierde der pitoresken Landschaft ist ****).

(Fortsetzung folgt.)

*) Gel. Anz. 1847. No. 189. „Der Aufstand der Steyermark und Herz. Albrecht I. im J. 1292.“

**) Topogr. Matrikel: „Abrial-lacus, Heremus etc.“ Auch im Glossario zum ersten Band uns. Beytr. 1825.

***) Den unser Führer neunmal bestiegen. Fürst Wrede hat da an der Strasse von St. Gilgen nach Mondsee an der Stelle von Neu-Hüttenstein ein prachtvolles Castell im engl. Styl erbaut.

****) Vom Großhändler Grohmann in Wien, Inhaber der Herrschaft St. Wolfgang.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 8. Juni.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Die deutschen Alpen.

(Fortsetzung.)

Zum IV. Bd., das südliche Tyrol mit den Gebirgen der Etsch, (die Orteler-Gruppe,) der Eisak und Rienz ꝛc. ꝛc. nach B. Weber und Staffler, und den Jahrbüchern des Ferdinandeums, sohin aus Quellenschriften bearbeitet; erlauben wir uns nur an einen kleinen Beytrag über die Herrschaft Terlan und Mölten, längst durch ihre köstlichen Weine merkwürdig, zu erinnern *). Die neuere Kriegsgeschichte wird hier mit Fug nach Staffler erzählt.

Der V. Bd. befaßt die südöstliche Abdachung der Alpen, und beginnt mit Toblach im Pusterthal, das Sch. durch Tobel erklären will; während das urkundliche „Duplago in campo gelau" die Wasserscheide zwischen der Drau und Rienz deutlich genug bezeichnet. Ueberreicher Stoff böte sich auch hier, im Land der aus Osten, auf dem Gebirgskamm (Pyr! **) herangezogenen Pyrusten; um Agunt (Innichen); hinab über Silian ***) an der Drau, zum norischen Loncium, zur weiland Metropole Tiburnia auf dem Lurnfeld u. s. w. zum richtigern Verständniß über die Geschicke der Bevölkerung und ihrer jeweiligen Herrschaft; über das Vorbrechen der Slaven ꝛc.; während die Gruppen der Isel, des Großglockners, wo Hoppe 40 Jahre lang botanisirte, des Venedigers und die davon abfallenden Höhenzüge (Tauern!) zunächst unseren Führer beschäftigen.

Je mehr aber nun an Sch. in dieser Richtung nach Osten, ein Vorwärtsdringen bemerkbar; je reichhaltiger der Boden durch die historische Kritik gesichtet und angebahnt ist: desto schwankender schreitet er darüber hin: z. B. auf dem Zollfelde um Maria Sal; wo er noch jetzt eine Stadt Sala; ein fanum solis, ein flavium solvense etc. sehen will, und von einer alten Hauptstadt: „Carenta" (wörtlich aus Beitzke abgeschrieben, soll carentana civitas et ecclesia heißen) *); erzählt. Und welche Befangenheit legt nicht Sch. zu Tag gegen den „Mönchsfreund, K. Heinrich II.," und welche Unkunde in der Geschichte von Friesach, und des rechtmäßigen, seiner Kirche mit Todesmuth ergebenen Erzbischofs Thiemo, den der Eindringling Berthold, mit dem ihm verwandten Adel, in Kärnthen verfolgte, während seine Gewährsmänner: Lazius, Megiser, Schultes, längst widerlegt sind **). Auf der Burg Prosniza am Scarbinn saß wohl nie ein Graf von Cilly, der aus Eifersucht seine Gemahlin Hildegart und ihre Zofen in den Abgrund gestürzt hatte. Die zu Stein, rechts der Drau, verehrte hl. Hildegart

*) Die früheste Meldung besagt. „Torilan und Melita etc." topographische Matrik. und Gel. Anz. 1846; Skizze einer Reise durch Tyrol und Innerösterreich im J. 1845 ꝛc.

**) Pyrhus, die Rienz; die Pyrluke am Krümlertauern, (nicht Biernlucke), Spital am Pyrn; — analog mit den Pyrenäen ꝛc.

***) Der kleine Flecken Silian verarbeite jährlich 40,000 Hüte: kaum 4000.

*) S. topogr. Matr. und gel. Anz. 1846.

**) Unter andern in Hansiz: Germania sacra II.

war die Gemahlin des Grafen Albuin, des Stammes Tauer und Hohenwart, die Mutter des durch Frömmigkeit und Weisheit leuchtenden Bischofs Albuin von Brixen; und seiner Brüder und Schwestern. Sie, eine erlauchte Tochter von Görz, war da, zu Stein auf ihrem Wittwensitz, selbst ein Muster von Frömmigkeit und Wohlthätigkeit selig entschlafen *). Victring, das angebliche Siegeskloster der Cisterzienser bey Klagenfurt, und sein gelehrter Abt und Geschichtschreiber Joannes de Victoria, lagen unserm Führer auch abseits **). Die heute wieder in voller Würde und Wirksamkeit stehende Abtey St. Paul, im herrlichen, durch seine teutsche Bevölkerung, durch Bodencultur und Hüttenwerke ausgezeichneten Lavantthal, ward nicht erst im J. 1300, sondern schon 1091 durch die Gräfin Richardis und ihren Gemahl Sigfrid I. von Sponheinn Ortenburg gestiftet; die ersten Mönche kamen von Hirschau aus Schwaben ***). Vor den Ungarn flüchtig hatten 150 Jahre früher die Benedictiner von Altötting eine zweyte Heimath in der Abtey Ossiach gefunden †).

Aus Kärnthen, durch das ehemals salzburgische Amtsgebiet von Rauhen-Katsch ††) und über den seiner steilen Anläufe und Abfälle wegen verrufenen Katschberg (Katzenberg, meint uns. V.), die umsichtigen Römer waren, ungleich wähliger, durch die Crems und das Thal Bundschuh übergegangen *), verfolgt Sch. die heutige Landstrasse in das salzburgische Lungau. In der Beschreibung dieses innersten Taurisker-Horts und römischen Hochlagers, von der Taurcha und Mur durchströmt, haben wir Lungau nicht ein Thal, sondern einen Gau genannt, der in fünf Winkel (die anguli der Römer) ausläuft und 18 Q.M. umfaßt **).

Massenberg (nicht Massenbach), einst der Sitz der Grafen von Leoben und Göß, ist nur mehr ein kahler Burghügel, an der Mürz hinein gegen den Sömering, und im Cerwald (nicht Zerrwald!) folgten den Dynasten von Eppenstein und Mürzthal die Erzbischöfe von Salzburg und die Ottokare von Steyer in der Colonisirung der heute mit Ortschaften, Kirchen und Burgen dicht bebauten, und seit 1845 von der Locomotive durchbrausten Landschaft, bis an die ungarische Gränze hinab. Auf dem Felsenhügel zu Straßengel bewunderte Sch. den herrlichen Bau der Wallfahrtskirche, kaum ahnend, eine in der That imponirende Burgwarte der Slaven, Strazinola, vor sich zu sehen ***).

*) Also verstehen wir die Urkunden in Resch: Hist. ecclesiae sabion.

**) Gel. Anz. 1847 No. 37. Auch K. Arnulfs Moosburg, auch der Werdsee ꝛc. wären in der Nähe gewesen.

***) S. Carlmann Tangl: die Bischöfe von Lavant 1841 ꝛc., eine treffliche Monographie und Topographie.

†) Ossiach, c. 800 auch von einem Ottokar, slav. Ozzi, gestiftet. Allzufreygebig ist Sch. mit dem Prädicat Graf im 12. und 13. Jahrh. im Pinzgau, im Pongau, in Kärnthen und Steyermark, aussen an der Saale ꝛc., wo oft nur von Ministerialen, die hinter den Grafen und Bischöfen stehen, die Rede ist. Er kennt also weder das dynastische Princip in der teutschen Genealogie, noch den Ursprung der Gauen und Comitate, ein bedenklicher Umstand in der Schilderung der teutschen Alpen zumal, worin das dynastische Element gleich dem kirchlichen als so innig gebunden erscheint.

††) Ein anderes Burggebiet Katsch, einst nach Freysing gehörig, an der Mur in Steyermark. Der Name ist offenbar slavisch; chatse, chatissa, ab-eingeschlossen?

*) Hier noch die röm. Taberna und hospitia längs den Tauern, in den Urkunden. Der älteste Saumschlag und Frachtenzug zwischen der obern Donau (Regensburg), Salzburg, Villach und Aquileja, später Triest, ging über Lungau und den Katschberg, und noch bringen die rauhen Katschthaler zur Winterszeit in langen Zügen auf Schlitten, mit Ochsen bespannt, den Reichthum der Levante an Südfrüchten, Gewürzen, Oelen ꝛc. und Bley von Bleyberg nach Salzburg. Aber noch ein paar Jahre, und auch diese Herzader der Alpen ist von Wien aus von der österreichischen Nord-Südbahn durchschnitten. S. uns. „Rückblicke auf Oesterreich, Steyermark, Kärnthen und Salzburg, aus der Gegenwart in das 13. Jahrhundert ꝛc. München in den akad. Denkschriften für 1845."

**) S. „Die römisch germanischen Prädien und Beneficien ꝛc. im III. Bd. uns. Beytr.

***) Topogr. Matrikel ꝛc. Strazinola etc. Eine Aehnlichkeit in der Lage von Salzburg und Grätz fin-

Eine Assonanz! Bischofs-Lack in Crayn will Sch. als das Praetorium latoficarum deuten. Es ist jenes freysingische Waldgebiet, das einst von Bischof Abraham, selbst ein Dynast von Görz c. 960, erworben, und von dessen Nachfolgern im Umfang von 20 Q.M. zu erfreulichem Wohlstand gebracht worden ist. (Loh, Loch, Wald! die Wurzel des Namens.)

Für Reisende, welche sich von der Donau (Heimburg, einst Carnunt!) bis Istrien, längs den östlichen Gränzen Noricums und Illyriens einer- und Pannoniens anderseits, im Uebergange von den Longobarden, Hunnen und Slaven bis zum Nachruck der Magyaren, und bis zum endlichen Obsiegen der Teutschen — das christliche Element, das wahrer, ausdauernder Cultur! mit all' seinen Segnungen, von Diöcese zu Diöcese, von Stadt zu Stadt anschaulich machen wollen, ist es unerläßlich, vorerst aus dem Codex der Juvavia, als aus der ältesten, ungetrübtesten und vollständigsten Quelle zu schöpfen. Das Leben Carls des Großen, von Eginhard, kann in Beziehung auf Pannonien nur mittels dieses Codex richtig verstanden werden,und nur aus demselben kann und muß ergänzt werden, was selbst in der Staats- und Kirchengeschichte von Ungarn seit Turoz und Stephan Salugius, seit v. Engel, Feßler, v. Mailath und Feyer, insbesondere bezüglich auf das neunte Jahrhundert, so auffallend vermißt wird. Denn eben Behufs dieser Nachholung mußte der Codex vorerst topographisch commentirt werden *). Für das Gebiet zwischen dem Isonzo (Natiso S. 185) und Tagliamento, gewähren die Urkunden der Patriarchalkirche von Aquileja (de Rubeis!) dieselbe historische Grundlage, die gleich nothwendige Pragmatik. Wenn unser Führer in dem heutigen ärmlichen Dorfe Aquileja, dieser einst von den Tauriskern gegründeten und lange überaus reichen und mächtigen Handelsstadt (S. 190), „die Mutter der auch schon wieder verblichenen, aber noch immer stolzen Lagunenstadt" erblickt: so ist er insofern unrecht daran, als allbekannt eben dem Patriarchen von Aquileja das Verdienst gebührt, durch achthundert Jahre gegen die Uebermacht und den öfter brutalen Uebermuth der Dogen von St. Marcus, um der Teutschen, um des Handels durch die Alpen willen, gekämpft, und zunächst das unscheinbare Triest (Tergestum!) mit den größten Opfern geschirmt und herangezogen zu haben *).

So viel beyspielsweise.

In der That, an Hülle und Fülle der Beschauung fehlt es hier nicht; es frägt sich nur, ob der Beschauende derselben Meister geblieben; durch Auswahl, durch kritische Sichtung, durch Anordnung und Gewinnung unbefangener, aus lautern Quellen geschöpfter Ansichten, durch loyale Aneignung, die zum richtigen Verständniß seiner selbst, und sofort zur Belehrung Anderer führen? Der Naturforscher, der Geolog, der Mineralog; und insbesondere der Botaniker, die mögen hier allerdings ihre Rechnung finden; sind doch von mancher Gegend, z. B. von Tegernsee, vom Untersberg, Großglockner ꝛc. förmliche Pflanzen- und Mineralien-Cataloge mit abgedruckt worden. Auch an naturhistorischen Hypothesen fehlt es hier nicht; aber schon Schlötzer wollte die Geographie nicht mit Hypothesen überladen wissen; sie verleiten zu leicht zu Phantasmagorien, und zumal in den Alpen, auf den starrenden Eisgruppen. Da der Verf. im ersten Bande, in der übersichtlichen Beschreibung und Charakterisirung des Speciellen, allzuviel anticipirt hat: so begegnet man in den folgenden vier Bänden vielen Wiederholungen; auch im „Plastischen und Malerischen," was allenthalben der Empfänglichkeit und Schaulust des Reisenden selbst überlassen werden könnte.

Daß aber in der „Schilderung der teutschen Alpen" mit dem naturhistorischen, mit dem geogno-

---

den wir nicht. Grazze lautet die erste Meldung, 881 von Bayerisch-Grätz. Topogr. Matrikel.

*) S. „Die topogr. Matrikel ꝛc. mit dem Anhang: Oberungarn und Untersteyermark im IX. Jahrh., die untere Moosburg ꝛc."

*) S. das geographische Element im Welthandel ꝛc. München 1843, u. allg. Zeit. 1847 Nro. 120. „Bayern und das adriatische Meer."

stisch-ideologischen Bereich: Terrainkunde! auch die Geschichtskunde; jener Kitt zwischen Boden und Volk in einigem Verhältniß stehen müsse, ist auch Hrn. Sch. nicht entgangen; vielmehr hat es ihm bey dem Anblick so vieler Burgen und geheiligter Orte selbst geahnt, daß zu dem Behufe tiefer, und Behufs einer Topographie, zuvörderst aus dem Mittelalter geschöpft werden müsse; denn die behände und sinnige Hervorstellung dieser Denkmäler der Cultur-, Sitten-, Sprachen-, Kirchen-, Rechts- und Kunstgeschichte, die sich eben nur in den Alpen mehr als anderswo aus der fernsten Zeit in unsere Tage herüber gerettet haben, ist es, welche unsern Erfahrungen zufolge, dem dringendsten Bedürfnisse der Reisenden, in dem Augenblicke, da sie die Alpen betreten, entgegen kömmt. Jene geschichtlichen Beziehungen unserer Alpen, die nicht sogleich ins Auge fallen, müssen vorerst wissenschaftlich, d. h. auf dem Wege ernster und wahrheitliebender Forschung, und aus gediegenen Quellen erkannt und klar gestellt werden. Bewahren aber unsere Alpen den Kern der Völker- und Menschengeschichte des alten Continents in einem weiten Bereich; so mag es den Lesern, nachdem sie dem Verf. so willig durch alle fünf Bände gefolgt sind, doch bedenklich fallen, daß hierin, abgesehen von den Celten, Teutonen und Bojern; abgesehen von der fünfhundertjährigen Herrschaft der Römer in den Alpen, daß Namen, wie Attila, Alarich, Odoaker, Theodorich, Samo ꝛc., unstreitige historische Haltpunkte, hier umgangen; daß Männer voll christlicher Weihe und Wirksamkeit, wie St. Valentin und Vigil im Etschland, wie St. Severin im Noricum, St. Rupert, Virgil und Arno, am Ivarus; Modest und Cotabert in Carentanien; Ingenuin und Albuin an der Eisack; Atto und Aribo an der Scharniz ꝛc. nicht erkannt, daß die Longobarden, in ihrer schon aus Pannonien herstammenden Bluts- und Wahlverwandtschaft zu den Bojoariern nicht gewürdigt; die Welfen nicht einmal genannt, daß z. B. die alemanische Bevölkerung, schon im dritten Jahrhundert heransiedelnd, und heute noch überall in demselben Typus, nicht erfaßt; daß die Agilolfinger, den Alpen entstammend, nicht beachtet; die Carolinger in den Alpen Hof haltend, wie die Regenten aus Sachsen und Franken, mit ihrem in das Land eingeführten Gefolge, nicht hervorgestellt sind. Da dem Verf. wie er vielfältig kund gibt, die Urkunden-Sprache fremd ist; an Urkunden und ihrer kritischen Bearbeitung fehlt es nirgends mehr; so sind wir unter anderm auch ungewiß, ob er das den Alpen eigenthümliche Etymon und Idiom, ob er die Sprache und Vorstellungsweise des Volkes, seine Sagen, viel weniger seine ansprechende Mythologie, richtig verstanden *).

(Schluß folgt.)

*) Mit Hülfe der top. Matr. würde sich der Vf. in den Ortsnamen leichter zu recht gefunden haben; in den Alpen schlägt auch noch viel Römisches vor: z. B. torrens, Wildbach, in Torrenbüren (Buri) Tornstätten, Torrenheim ꝛc. daher Dornbirn ꝛc. sinnstörend. Wie vielfältig und bezeichnend ist nicht der Ortsname Feistritz slav. Bistrissa, (Weisbach, Forellenbach) Wildbach, Hart (saltus, Weilhart ꝛc. Hochwald) ist nicht mit Hort zu verwechseln. Butz ist nicht der Name eines Ritters; sondern ein kleines nekisches Gespenst. Böckstein (von Bach) und Buchenstein sind zweyerley. Oefen sind hohle Palfen, prallige Felsen. Die hundertfältigen Kare (Verf. schreibt bald Chor, Kahre) in den teutschen Alpen sind nach Lage und Wirthbarkeit etwas anderes als die Matten; diese gleichen unsren Angern: Gel. Anz. 1847 Carvancas, und Karwendel. Der Sprachdenkmäler in den Alpen sind unzählige.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 9 Juni.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848

Der Argonautenzug. Aus den Quellen dargestellt und erklärt von Friedrich Vater. Kasan 1846. Erstes Heft. VIII und 168 S., zweytes VII und 166 S. gr. 8.

Es ist dieß die erste erschöpfende Darstellung eines interessanten Theiles der griechischen Mythengeschichte. Es war sehr zweckmäßig, daß der Hr. Verf., bevor er an die Erklärung der Fabel ging, sowohl diese mit Hinweisung auf manche Abweichungen nach ihren Grundzügen erzählte, als auch einen literar-historischen Abschnitt über die Behandlung der Argonautensage namentlich in älterer Zeit, sowie in den noch vorhandenen Werken voraus schickte. Die Beschreibung des sogenannten kolchischen Gebietes ist in die Erzählung der Argonautenfabel verflochten und zum Schlusse dieses erzählenden Theiles die Geschichte des Landes, wohin der Zug unternommen worden seyn soll, aus den Quellen zusammengestellt worden, weil es nicht unpassend schien, die Schicksale dieser Gegenden von den ältesten Zeiten bis fast zum Untergange des byzantinischen Reiches zu verfolgen, und weil selbst ein solcher Ueberblick geeignet schien, den Glauben an ein frühe blühendes kolchisches Reich und an einen von den Griechen dahin unternommenen Seezug in seiner Blösse zu zeigen. Sorgfältig stellte der Hr. V. in der Einleitung die verschiedenen Nachrichten der Alten über die örtlichen Verhältnisse, welche ihre Entstehung dem Argonautenzuge verdankt haben sollen, zusammen, ohne jedoch das Thema an dieser Stelle erschöpfen zu wollen, da er theils bey der Untersuchung über angebliche kolchische Colonien manches vorweggenommen hat, anderes aber bey der Erzählung der Argonautenfahrt und bey der Bezeichnung der Punkte, welche die Argonauten auf ihrer Reise nach den Zeugnissen der Dichter und Mythologen berührten, eine bequemere Stelle fand. Deßhalb beschäftigten ihn hier vorzüglich diejenigen Gründungen, welche in den Gedichten nicht erwähnt sind, und welche namentlich außerhalb der Reise, wie sie die erhaltenen Gedichte darstellen, liegen.

Nachrichten über das Land und die Geschichte der Kolchier oder Lazen möchte man zunächst (1. H. S. 57) bey ihren Nachbarn, den Armeniern, suchen. Aber man würde sich gewaltig täuschen, wenn man in dem Geschichtswerke des Moses von Chorene Aufschluß über die Geschichtswerke des Orients vor der Einführung des Christenthums zu finden hoffte. Der Hr. V. weist nach (S. 56 — 66), daß für die älteren Zeiten selbst in Bezug auf die Geschichte des Morgenlandes orientalische Quellen durchaus unbrauchbar sind, um entschuldigt zu seyn, erst für spätere Jahrhunderte dieselben benützt zu haben.

Was sich bey den Griechen über die Argonauten erhalten hat, gehört seiner Grundlage nach der Volkssage und der dieselbe fortspinnenden Dichtung oder den einzelnen Localsagen an, welche durch die mannichfaltigen Verzweigungen der griechischen Colonisten und die verschiedenen Berührungen, in welche die einzelnen Theile des griechischen Volkes mit einander kamen, ein höchst eigenthümliches Gepräge erhielten. Der Umstand, daß in den ältesten schriftlichen Denkmälern schon so viele Einzelnheiten über die Fahrt und Schicksale der Argonauten angeführt

werden, berechtigt wohl zu der Annahme (S. 73), daß das ganze Material dieses Mythus, von dem sich uns nur spätere Bearbeitungen erhielten, schon sehr frühe fertig lag. Gewiß war diese Dichtung uralt und einst viel einfacher, als sie uns jetzt vorliegt. Es hieße den Geist der griechischen Heroenmythen verkennen, wollte man sie darum, weil sie oft erst aus ganz späten Schriftstellern bekannt sind, für jünger, als die ältesten schriftlichen Denkmäler, halten. Wie der unendliche Reichthum von Sprachformen mit der Zeit abgenommen hat und namentlich durch die Schriftsprache verloren ging, wie ferner uralte Redeweisen oft erst sehr spät an das Tageslicht kommen, so kann man auch im Durchschnitte alle Sagen, mit Ausnahme weniger Abweichungen und Umbildungen, welche durch leicht erkennbare Merkmale ihre spätere Entstehung verrathen und ihren jüngeren Ursprung gleichsam an der Stirne tragen, einem Zeitalter zutheilen, welches weit über die schriftlichen Quellen hinaus liegt. Für die Erforschung des Sinnes der Mythen kann es demnach, abgesehen davon, daß wir so viele Schriftsteller verloren haben, ziemlich gleichgültig seyn, wie alt oder jung das Buch sey, in welchem sich eine Nachricht zuerst findet. Je früher aber eine Sage durch Gesang volksthümlich wird, um so eher wird sie selbst entstellt, weil oft Rücksichten auf täuschende Namensähnlichkeiten von Personen oder Localitäten, sowie auf Chronologie und Geographie den ursprünglichen Kern unkenntlich machen und man Dinge in sie hineinträgt, die ihr zuerst ganz fremd waren. Erst dann, wenn man die mythologische Topographie ganz von der historischen scheidet und größere Sagenkreise in die möglichst kleinen Bestandtheile auflöst, werden sich die kindlichen Vorstellungen, Anschauungs- und Ausdrucksweisen der Urzeit enthüllen, welche jetzt durch das schöne Gewand, in welches sie die Sage und griechische Dichter gekleidet, oft schwer zu erkennen sind.

Daß die Argonautensage schon vor Homer vielfach besungen ward, läßt sich mit allem Grunde aus der Art und Weise schließen, wie der Dichter der Odyssee (XII, 70) die Kirke von der Argo sprechen läßt. Mit Recht nimmt Hr. V. die Aechtheit dieser Stelle gegen Nitzsch in Schutz, der sie für ein späteres Einschiebsel hält. Daß die Sage von der Argo der Mythologie, nicht der Geschichte angehöre, läßt sich zum Theil schon daraus abnehmen, daß ein Volk, welches sich Kolcher genannt hätte, und mithin also auch ein Land Kolchis außerhalb des Fabelkreises nirgends nachgewiesen werden kann. Dasjenige Kolchis, in welches man den Argonauten-Zug, die Unternehmungen der Dioskuren und des Herakles verlegte, bewohnten, seitdem diese Gegenden bekannter wurden, die Lazen, in deren Gebiete sich keine Spur der ehemaligen Herrlichkeit nachweisen läßt. Deßhalb spricht sich der Hr. V. (S. 16) ganz im Einklange mit den Ansichten des Ref. dahin aus, daß, so wenig das gefeyerte Troja von den Achäern unter Agamemnon verbrannt wurde, eben so wenig Aeetes über ein irdisches Kolchis geherrscht habe oder Jason dahin gekommen sey. „Ohne Zweifel, sagt er (S. 17), sind das Land der Kolcher und Taurer und Namen, wie Aea und Phasis und andere von symbolischer Bedeutung und noch jetzt sind Spuren genug übrig, aus denen sich ersehen läßt, daß erst seit der Zeit der erweiterten Länderkunde Kolchis in den östlichen Winkel des Pontus versetzt wurde.“ In der ältern Dichtung lag das Ziel der Fahrt vor dem Eingange desselben und auch später noch, als durch Kaufleute diese Gegenden etwas bekannter wurden, nahm die Sage eine doppelte Richtung, deren eine, die später herrschend gewordene, das kaukasische oder das nachherige Land der Lazen, die andere Taurien und den mäotischen See als Ziel der Unternehmung bezeichnete. Diese und ähnliche Abweichungen hätten aber nicht wohl entstehen können, wenn Aea und Kolchis für ein bestimmtes Lokal gegolten hätten. Ferner muß es auffallen, daß Kytäa den Dichtern als Ziel der Fahrt des Jason galt, daß Medeia Kytäis und die Zaubermittel derselben, so wie alles, was auf sie Bezug hat, kytäisch genannt werden. Berücksichtigt man, daß Kytäa gleich bedeutend mit Anatolien oder Morgenland ist (S. 22), so erklärt sich aus dieser Bedeutung des bezeichneten Ortes zur Genüge, wie das Ziel der Argonauten-Fahrt an so verschiedene Punkte versetzt werden konnte und wie namentlich Kytäa von den Griechen immer östlich, zuerst an der Mündung des Pontus in Europa, dann in Taurien, das ursprünglich auch nur eine symbolische Be-

deutung hatte, und endlich bey den Kolchern in dem östlichen Winkel des Pontus gesucht ward. Aus dem Umstande, daß Herodot und Xenophon mit vielen späteren Schriftstellern von Kolchern der historischen Zeit reden, darf man noch keineswegs schließen (S. 23), daß das Volk jener Gegend, welche sie im Auge hatten, sich Kolcher genannt habe, sondern bloß so viel abnehmen, daß man die Völkerschaften der Ostseite des Pontus wegen der aus Dichtern geflossenen Vorurtheile für Kolcher hielt. So nannten die Spanier im fünfzehnten Jahrhunderte das Land, welches sie entdeckten, Westindien, weil sie Indien auf dem westlichen Wege suchten, und seitdem pflegt man die Eingebornen jenes Welttheiles bis auf den heutigen Tag Indianer zu nennen. Weniger hielten die Griechen und Römer an der alten Gewohnheit fest. Denn da seit der Kaiserzeit auch diese Gegenden bekannter wurden, so erfuhr man bald, daß der Name der eigentlich so genannten Kolcher Lazen sey und nur ausnahmsweise bedienen sich noch die Byzantiner vom veralteten Standpunkte aus der Benennung Kolcher.

Wenn Strabon den Hauptbeweis für die Realität des Argonautenzuges von den vielen Oertlichkeiten hernahm, welche an die Anwesenheit des Phrixos, der Medeia, des Jason und anderer Personen erinnern, welche mit der Argonautenfahrt in Verbindung stehen, so übersah er, daß die weite Verbreitung jener Namen und der an sie geknüpften Sagen in der mannigfaltigen Verzweigung der griechischen Colonisten ihren Grund hat, welche nicht bloß die heimathlichen Götter, sondern auch die Heroen und die an ihre Namen sich anreihenden Mythen in ihre neuen Wohnsitze verpflanzten. Auf diese Weise mußte die Sage von der Fahrt des Jason, d. h. die Rückkehr des Sonnengottes, wenn er am Abend im Westen seine Fahrt am Himmel vollendet hat, nach dem fernen Osten, die man ihn auf einem Kahne oder Schiffe bewerkstelligen ließ, eine höchst sonderbare Gestalt erhalten. Es war natürlich, daß man, sobald die Argo als gewöhnliches Schiff betrachtet und die auf ihr befindlichen Wesen für Menschen gehalten wurden, dieselben an fast alle Orte auf der Fahrt gelangen ließ, wohin jene Namen und die an sie geknüpften Sagen gekommen waren, um sich die Verbreitung derselben zu erklären. Wir schließen diese Anzeige mit dem lebhaften Wunsche, daß der Hr. V. den Schluß seines gelehrten Werkes recht bald erscheinen lassen möge.

Uschold.

Die deutschen Alpen.

(Schluß.)

Scheint doch Sch. kaum zu wissen, daß an der Einpflanzung und Entwicklung des christlich-germanischen Elements in den teutschen Alpen, von Aquileja bis Salzburg, und von Chur bis Seccau, zwölf Bisthümer Theil hatten, darum der katholische Cultus und dessen Hierarchie wohl bedacht, und sofort auch die reiche, nun vielfältig säcularisirte und profanirte Quelle, die in den Reisehandbüchern gewöhnlich völlig unbeachtete kirchliche Fundation, der Heilung, der Wohlthätigkeit und des Unterrichts gehörig begriffen werden muß *). Eine bündige historische Einleitung der Art können Werke von solchem Umfang nicht entbehren.

Wie nachgewiesen, unterliegt das Handbuch offenbar argen Entstellungen der Geschichte; und die dazu verwendeten Excerpte (Aneignungen) aus andern Druckschriften lauten öfter unrichtig und confus; Hast und Eile sind allenthalben sichtbar. Das historische Attribut der Alpen hat der unmittelbare Vorgänger, Hr. Beitzke, wiewohl auch nicht ohne auffallende Verstöße, doch noch besser begriffen. Im

*) Die causa pia; die todte Hand! nach dem fiscalischen Ausdruck der egoistischen Zeit: so manche einsame Waldcapelle, so viele verfallene Herbergen auf unserm Gebirge; und dort St. Bernhart, St. Gotthart; Hl. Blut! weiß sie der Führer zu deuten? — An mannigfaltigen historischen Notizen, woher immer, ist hier kein Mangel; darunter manches Treffende, aber sie sind ohne leitende Idee; ohne innern Gehalt, und äußern Halt; loser, zufälliger Niederschlag aus der homogenen Literatur. Es ist, mit Hrn. Sch. zu sprechen, weniger als „Molasse."

Durchlesen dieser beyden voluminösen, und kostspieligen Werke ist es uns selbst erst klarer geworden, was es heißen soll, auf einer so breiten Grundlage die teutschen Alpen zu schildern, und sich zum Führer durch dieselben aufzuthun.

Jede Methode hat ihre Schwierigkeiten; und eben, weil einheimische Forscher von Autorität und Reputation diese Schwierigkeiten mehr als Andere, und mehr als Ausländer kennen, entschließen sie sich nicht leicht zur Anfertigung von dergleichen modernen Handbüchern für Reisende. Nichts desto weniger sind unsere Alpen in allen Theilen und Beziehungen, längst durch einheimische Forscher, in Quellenschriften, in Monographien, in topographischen und historischen Eröterungen, selbstständig und in Zeitschriften, gründlich und kritisch bearbeitet; und auch das artistische Attribut derselben liegt in einer Vollkommenheit und Vollständigkeit vor, daß sich jeder der Aufgabe klar sich bewußte Reisende, er mag über München und Wien, über Stuttgart, Salzburg oder Linz, die Alpen betreten; hinlänglich dafür ausrüsten kann. Hat die bayerische Akademie der Wissenschaften seit ihrem Bestehen, und im Angesicht der Alpen, denselben ununterbrochen ihr Augenmerk gewidmet *): blieben für Wien, die Kaiserstadt, seit Lazius, Math. Vischer, Lambecius, Cales ꝛc. ꝛc., fortwährend eine wichtige Aufgabe, welche erfreuliche Ergebniße stehen nun nicht von dort, von der eben ins Leben tretenden Akademie der Wissenschaften und von ihren großartigen Hülfsmitteln für die Natur- und Volksgeschichte der Alpen zu erwarten? Aber auch in den innern Provinzen einigen sich thätiger, als je und je, Wissenschaft und Erfahrung, Kunst und Munificenz zum nationalen und preiswürdigen Zweck: so der mineralogische Verein zu Innsbruck, mittels Herausgabe mineralogischer Karten von Tyrol **); so die geologische Gesellschaft zu Grätz, mittels Erforschung und Darstellung der östlichen Alpen *); so die k. k. Bergschule in Vorder- und Innerberg mittels ihrer „Jahrbücher für Berg- und Hüttenleute;“ so die Stände der Steyermark, Kärnthens, und Crayn's, mittels ihrer physiographischen und historischen Denkschriften **). Wenn es nun hiebey an Gründlichkeit und Wahrheitsliebe auch zur Belehrung für Reisende nicht fehlen, und von „Parteyschriften“ hier nicht die Rede seyn kann: so bleibt es den Aus- und Tiefländern ganz und gar nicht benommen, sich nach Lust und Laune ferner in unsern Alpen umzusehen, und ihre Wahrnehmungen und Ansichten in ihren Taschenbüchern niederzulegen; sie sollen dort für uns nicht verloren seyn.

*) S. „Betrachtungen über die Geschichte, ihre Attribute und ihren Zweck“ ꝛc. ꝛc. akad. Festrede für das Jahr 1841. Die derselben beygefügten Verzeichniße weisen eine große Anzahl von hist. und naturhist. Schriften nach, die die Alpen zum Gegenstand haben.

**) Mit einem Aufwand von mehrern tausend Gulden; die Karten sind colorirt, wir sahen sie in der berühmten lithographischen Offizin Münsingers in München. Hieran reiht sich eine Terrainkarte vom südwestlichen Teutschland, welche, dem Vernehmen nach, mit lithographischem Farbendruck ehestens erscheinen wird, und von Sr. Erlaucht, dem Grafen Wilhelm von Würtemberg, entworfen ist.

*) Bericht hierüber in der allgemeinen Zeitung 1847. No. 243. Beil.

**) Ganz recht, daß Sch. die Geschichte der Steyermark von Muchar anführt. Aber auch die Geschichte Kärnthens, seit 1842 von Ankershofen und Herrmann bearbeitet; die römischen Alterthümer von T. Christallnigg und Jabornegg herausgegeben: J. Wagners Album für Kärnthen, mit Text und Abbildungen bereits 19 Hefte in Gr. Fol., dessen jüngst erschienenes historisch topographisches Taschenbuch von Kärnthen, mit einer guten Karte, und besonderer Rücksicht auf Bergbau und Hüttenwerke ꝛc. ꝛc. (s. gel. Anz. hierüber 1846 und 1847) müssen hier bemerkt werden.

Einen unbestreitbaren Vorzug hat dieses Werk vor andern Reisehandbüchern, und vor dem des Hrn. Beitzke insbesondere, durch das dem fünften Bande beygefügte, und ziemlich vollständige „Register über Orte, Menschen, und Sachen;“ und nur allein dadurch mag es gelingen, dem viel benützten Hrn. Beitzke den Rang abzugewinnen, um was es auch dem Verleger und Autor „der deutschen Alpen“ zu thun war.

v. Koch Sternfeld.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juni.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Exercitationum Plinianarum Particula I. Scripsit Theodorus Bergk, Philos. D. Philol. P. P. O. Seminarii philol. Director. Marburgi typis Bayrhofferi academicis. MDCCCLVII. 33 S. 4.

Fast dreyzehn Jahre sind verflossen, seit Ref. die Collation der trefflichen Bamberger Handschrift der letzten sechs Bücher der Naturgeschichte des Plinius, welche den Schluß der von Sillig besorgten Teubner'schen Ausgabe dieses Werkes bildet, bekannt gemacht hat (Vgl. Gel. Anz. 1836. No. 164—169). Seit dem ergab sich ihm nur ein Mal die Gelegenheit, eine auf die Kritik dieses Werkes bezügliche Schrift zu besprechen (Vgl. Gel. Anz. 1839 No. 206 und 207.), und zwar ein Programm Sillig's, in welchem dieser ein dem Apulejus Madaurensis beygelegtes Werk, de remediis salutaribus, zur Herstellung einer nicht unbedeutenden Anzahl verdorbener Stellen des Plinius benützt hat. Wer jedoch daraus den Schluß ziehen wollte, daß die kaum erst neu angeregte Kritik dieses Schriftstellers schon wieder in's Stocken gerathen sey, würde sehr irren; denn kaum mußte in der Zwischenzeit auf irgend ein Werk des klassischen Alterthums ein so unausgesetzter Fleiß verwendet worden seyn, als auf dieses. Allein die durchgreifende kritische Bearbeitung dieses Werkes ist eine Riesenarbeit; sie schreitet unter den Händen Sillig's rüstig vorwärts, crescit occulto velut arbor aevo; und wer dem Bearbeiter zurufen wollte: Paulum sepultae distat inertiae Celata virtus, würde ihm sehr Unrecht thun; denn es wären bereits wenigstens zwey Bände davon erschienen, wenn es nicht die für den Buchhandel so ungünstigen Verhältnisse bisher verhindert hätten.

Unter diesen Umständen muß ein Beytrag, wie der in der hier zu besprechenden Schrift gegebene, um so willkommner seyn. Herr Bergk hat nämlich die Gelegenheit, welche ihm das im vorigen Jahre bey der Feyer des Geburtstages seines Landesherren zu schreibende Programm gab, dazu benützt, eine Reihe von Stellen der fünf letzten Bücher des Plinius zu behandeln, wobey er seine kritische Meisterschaft vorzüglich darin bewiesen hat, daß er diese Stellen nicht vereinzelt betrachtet, sondern den Gesammtzustand des Textes in das Auge faßt und sehr befriedigenswerthe Winke zur Verbesserung desselben gibt. Daß er gerade die letzten Bücher gewählt hat, hat seinen Grund zunächst darin, daß seine archäologischen Studien ihn auf diese hinführten; daß er aber dabey auch über das Archäologische hinausging, ist dem Umstande zuzuschreiben, daß gerade diese Bücher in der Bamberger Handschrift enthalten sind, deren Werth er, wie alle, welche seit dem Bekanntwerden derselben, bey ihren Studien auf diese letzten Bücher des Plinius geführt worden sind, sehr hoch anschlägt. Dieß beweisen schon die ersten Worte des Programmes, in denen er sich über die Leistungen des Ref. in dieser Beziehung auf eine sehr ehrenvolle Weise ausspricht, und fast bey allen Stellen kommt er auf dieselbe zurück, und legt die aus derselben mitgetheilten Lesarten zu Grunde.

Um den Zustand der Handschriften des

Plinius im Allgemeinen darzuthun, stellt er den Satz an die Spitze, daß sich in allem die Folgen davon kund gäben, daß Plinius diesen Theil seines Werkes nicht selbst habe vollenden und herausgeben können, was sich, wenn man der Riccardischen Handschrift Glauben schenken darf, welche die Worte editus post mortem schon vor dem zwölften Buche hat, auf den größten Theil des Werkes bezieht. Den Beweis dafür, daß die nachträglichen Bemerkungen des Plinius von denen, welche das Werk nach seinem Tode herausgaben, theils am unrechten Orte, theils so eingesetzt worden seyen, daß sie den Zusammenhang stören, verspricht er zu einer andern Zeit zu liefern, und führt hier nur zur Erläuterung zwey Beyspiele an; für den zweyten Fall die Worte (XXXV. c. 10. §. 72.) Pinxit et minoribus tabellis libidines eo genere petulantis ioci se reficiens, welche allerdings den Zusammenhang unterbrechen, aber an keiner andern Stelle Platz finden konnten; für den ersteren die Worte (XXXIV. c. 8. §. 63.): Fecit et Alexandrum Magnum multis operibus a pueritia eius orsus, zu welchem die folgenden Worte: Quam statuam inaurari iussit, schlecht passen, die sich dagegen gut an das Vorhergehende: in primis quadriga cum Sole Rhodiorum, anschließen; während die erst genannten Worte mit dem später Folgenden: Idem fecit Hephaestionem Alexandri Magni amicum etc., zusammen zu gehören scheinen. Die Sache an sich ist sehr glaubwürdig; wenn aber Hr. B. bey dieser Gelegenheit S. 5 f. die Vermuthung ausspricht, daß diese Statue des Sonnengottes nach Rom gebracht worden sey, so kann Ref. die Nothwendigkeit dieser Annahme nicht recht einsehen, und bey gänzlichem Mangel an Nachrichten möchte er lieber annehmen, daß Nero, dessen Vorliebe für Rhodus auch Hr. B. anerkennt, die Statue der Insel selbst habe vergolden lassen. Bey dieser Gelegenheit wird eine andre Stelle (XXXIV. c. 7. §. 45.) nach der Bamberger Handschrift verbessert. Nicht richtig ist aber dabey Zenodorus als Anfang des Satzes betrachtet, während dieses Wort zugleich zum vorhergehenden Satze gehört, so daß also ubi, was gegen die Autorität jener Handschrift gestrichen ist, hätte beybehalten werden sollen. — S. 8. wird von den Interpolationen gesprochen, welche sämmtliche Bücher der Naturalis Historia erfahren haben; dabey wird die Handschrift, welche Dalechamp mit Vet. bezeichnet hat, den bessern Handschriften beygezählt, während Sillig, welcher (Vol. I. ind. codic. p. XV. sq.) den Ausspruch des Harduin zurückgewiesen hat, daß mit diesem Zeichen nur Vermuthungen von Gelehrten aufgeführt würden, diese Lesarten aber nur den aus den späteren Handschriften entnommenen gleichstellen zu dürfen glaubte, an einer andern Stelle (Vol. V. p. XIX.) jedoch die Worte: quamquam non raro cum melioribus conspirant, jenem Urtheile einschaltete. — Ebendaselbst wird quaqua calcatur als eine Conjectur des Ref. beyfällig erwähnt; allein derselbe hat nur die Lesart der Bamberger Handschrift qua calcatur vertheidigt, welche ihm noch die richtige zu seyn scheint, zumal da Seneca ganz ähnlich de tranq. an. 1. §. 5. sagt: iam domus etiam qua calcatur pretiosa. Derselbe Schriftsteller bestätigt auch die gleich darauf erwähnte Lesart der Bamberger Handschrift ut fruges, larga, durch die Worte (Ep. 90. §. 39): Terra ipsa fertilior erat illaborata et in usus populorum non diripientium larga; andere ähnliche Parallelen zwischen beyden Schriftstellern behält sich Referent für einen andern Ort vor. Uebrigens steht bey der letzten Bemerkung S. 9. Z. 8. durch ein Versehen minime larga statt minime parca.

Das bisher Besprochene bildet die Einleitung zu der unter 12 Nummern darauf folgenden Behandlung einzelner Stellen, unter denen Ref., wenn er gleich mit den meisten hier vorgeschlagenen Verbesserungen einverstanden ist, die erste als den Glanzpunkt betrachten möchte.

Es ist dort (XXXIII. c. 1. §. 7.) davon die Rede, daß Homer, der das Gold doch gekannt und werth gehalten habe, erzähle, daß man die zum Lebensunterhalte nöthigen Dinge sich durch Tausch verschafft habe. Die Worte lauten in den Ausgaben: Alios coriis boum alios ferro captivisque rebus mutasse tradit. Schon Harduin führt die Verse Homers Iliad. η, 472 sqq. an:

Ἔνθεν ἄρ' οἰνίζοντο καρηκομόωντες Ἀχαιοὶ
Ἄλλοι μὲν χαλκῷ, ἄλλοι δ' αἰθωνι σιδήρῳ,

Ἄλλοι δὲ ῥινοῖς, ἄλλοι δ' αὐτοῖσι βόεσσι,
Ἄλλοι δ' ἀνδραπόδεσσι,

er nimmt aber weder an dem sonderbaren Ausdrucke captivis rebus, noch daran Anstand, daß mutasse ohne Object steht. An Beyden erkannte Hr. Bergk die Stelle für verdorben, und schlug daher mit Berücksichtigung der Lesarten der Bamberger Handschrift: captivisque rerum emptitasse tradit, die Verbesserung: Alios coriis boum alios ferro captivisque vinum emptitasse tradit, vor. Dem Sinne nach ist diese Aenderung unzweifelhaft richtig; nur Schade, daß sie sich etwas zu weit von der Lesart der Handschrift entfernt. Vergleicht man rerum und vinum, so wird es nicht schwer seyn, das Wahre zu finden, nämlich merum, worauf auch der bey Homer dem oben citirten vorangehende Vers;

Δῶκεν Ἰησονίδης ἀγέμεν μέθυ, χίλια μέτρα

hinführt, indem sich Plinius, der auch sonst merum öfters braucht, an den Laut gehalten zu haben scheint. — Wenn übrigens Hr. Bergk im Folgenden et quamquam ipse iam mirator auri pecore aestimationes rerum ita fecit, ut centum boum arma aurea permutasse Glaucum diceret cum Diomedis armis novem boum, schreiben zu müssen glaubt, weil sich in der Bamberger Handschrift mirator auri pec. findet: so hat er sich zu streng an das in der Handschrift selbst wieder Getilgte gehalten. Das Wort pecore ist dem Folgenden gegenüber offenbar überflüssig; das wieder ausgestrichene pec. ist aber wohl dadurch entstanden, daß der Abschreiber von mirator auri auf das Folgende multa legum antiquarum pecore constat abirrte, und es erst bemerkte, nachdem er die drey Buchstaben pec. geschrieben hatte.

Unter Nummer II. sind zwey Stellen zusammengefaßt, welche durch Berichtigung der Interpunction verbessert sind. Wenn (XXXIII. c. 2. §. 38.) in den Ausgaben steht: sed quis primum donaverit, a L. Pisone traditur A. Postumius Dictator; so möchte man qui primus, und ein Komma nach traditur erwarten. Jeder Anstand wird aber beseitigt, wenn man mit Hrn. Bergk schreibt: sed quis primus donaverit, a L. Pisone traditur: A. Postumius dictator apud lacum Regillum . . . hanc coronam ex praeda dedit librarum III. Die Worte librarum III hat Hr. B. wegen des folgenden sed huic quinque librarum hinzugesetzt, was Ref. nur billigen kann, zumal da lib. III. wegen des folgenden item leicht ausfallen konnte. — Die zweyte Stelle (ib. c. 4. §. 66.) lautet in den Ausgaben: Aurum invenitur in nostro orbe, ut omittamus Indicum a formicis aut apud Scythas gryphis erutum. Apud nos tribus modis. Hr. Bergk schreibt mit Weglassung der Worte Apud nos in einem Satze: Aurum invenitur in nostro orbe, ut omittamus Indicum a formicis aut apud Scythas gryphis erutum, tribus modis, und allerdings scheint apud nos als eine Glosse zu in nostro orbe (was sich im Gegensatze zu India lib. VIII. s. 4. und XXVII. s. 20. in ähnlicher Weise findet) betrachtet werden zu dürfen, welche an einer anderen Stelle in den Text aufgenommen wurde.

Nicht so einverstanden ist Ref. mit der Behandlung der unter Nummer III. aufgeführten Stellen, in welchen Herr Bergk eine Negation einsetzen zu müssen glaubt. Die erste ist (lib. XXXIV. c. 1. §. 5.): Quondam aes confusum auro argentoque miscebatur, et tamen ars pretiosior erat: nunc incertum est, peior haec sit an materia. Mirumque, cum ad infinitum operum pretia creverint, auctoritas artis extincta est: quaestus enim causa, ut omnia exerceri coepta est, quae gloria solebat. Hr. Bergk sagt, Plinius könne das nicht wunderbar nennen, wovon er selbst den Grund angebe, und ändert deßhalb Nec mirum, quod. Allein Ref. kann an dem, was in den Ausgaben steht, keinen weitern Anstand finden, als daß mirumque näher an das vorhergehende nunc sich anschließen, dagegen mit Quaestus enim ein selbstständiger Satz beginnen, also an ersterer Stelle ein Kolon, an der zweyten ein Punkt stehen sollte. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß mirum weder quod noch den Accusativus cum Infinitivo nach sich hat, sondern nur wie in einer Parenthese steht: „und, sonderbar, während die Preise der Kunstwerke eine maßlose Höhe erreicht haben,

ist das Ansehen der Kunst untergegangen. Man hat nämlich angefangen, alles, was man des Ruhmes wegen zu üben pflegte, des Gewinnes wegen zu üben.“ Das mirum geht so auf den ersten Eindruck, den die Betrachtung dieser Erscheinung macht, während Nec mirum, quod, was Ref. nicht tadeln würde, wenn es auf handschriftlicher Autorität beruhte, gleich auf die Reflexion eingeht, welche in dem Folgenden: Quaestus enim etc. ausgesprochen ist. — An der andern Stelle (ibid. c. 2. §. 8.) heißt es bey Aufzählung der verschiedenen Arten des korinthischen Erzes: Praeter haec est, cuius ratio non potest reddi, quanquam hominis manu facta dederit Fortuna temperamentum in simulacro signisque. Weil die Bamberger Handschrift hat: quamquam hominis manus et ad fortunam temperatur, und Dalechamp in einer übrigens verdorbenen Lesart quoniam anführt, schlägt Hr. Bergk vor: quoniam non hominis manu sed ad fortunam temperatur. So ist allerdings das sed gut erklärt; aber es fragt sich, wie sonst das Erz gemischt werden soll, wenn es nicht durch Menschenhand geschieht? An die vorher erwähnte Fabel von dem Zusammenfließen der verschiedenen Metalle bey der Zerstörung von Corinth zu denken verbietet das Präsens in temperatur; und auch das Folgende ad fortunam weist offenbar auf eine Mischung von Menschenhänden hin, die nur von der Art ist, daß sich keine bestimmten Verhältnisse derselben angeben lassen, sondern es nur auf das Glück ankommt, daß man diese Farbe herausbringt. Ref. glaubt daher immer noch nach der Bamberger Handschrift schreiben zu müssen: quamquam hominis manu (sed ad fortunam) temperatur in simulacris et signis, was zu übersetzen ist: „obschon es von Menschenhand (aber aufs Gerathewohl) bey Bildern und Statuen gemischt wird.“

In Nummer IV. schlägt Hr. Bergk (ib. c. 8. §. 57.) zu lesen vor: Fecit et canem: item discobolon, Persea et pristas, Satyrum tibias admirantem et Minervam, Delphicos pentathlos etc., was er durch Anführung mehrerer Stellen des Pausanias und des Athenäus auf eine so überzeugende Weise begründet hat, daß diese Auffassung der Stelle jedenfalls als die richtige betrachtet werden muß, wenn man auch annehmen will, daß Plinius in seiner oft etwas nachläßigen Weise vor discobolon, Persea und Satyrum wirklich et geschrieben habe, wie es die Handschriften und Ausgaben haben.

Die beyden in Nummer V besprochenen Stellen sollen durch eine Verwechslung der Casus in nahe beyeinander stehenden Wörtern verdorben seyn. Lib. XXXV. prooem. 1. soll statt: Restant terrae ipsius genera lapidumque, vel numerosiore serie, plurimis singula a Graecis praecipere voluminibus teactata, gelesen werden: Restant terrae ipsius genera lapidumque vel numerosior series, plurima singulis a Graecis praecipue voluminibus tractata. Die Aenderung numerosior series, die nicht eigentlich zur Sache gehört, thut dem Zusammenhange der ganzen Stelle Eintrag, da das folgende singula oder plurima sich doch auf genera hinauf beziehen muß. In plurimis singula etc. ist die Uebertreibung nicht zu verkennen; doch fragt es sich, ob nicht pluribus singula zu lesen, und singula „einzelne,“ nicht „die einzelnen“ zu übersetzen ist. Bey der Aenderung plurima singulis bleibt die Uebertreibung wenigstens theilweise; auch steht das Wort singulis in einer etwas eigenen Bedeutung, die aber vielleicht durch (lib. II. c. 16. §. 64): naturales motus qui certi ac singuli sunt illis, vertheidigt werden könnte. — Im Folgenden wird (ib. c. 4. §. 23) statt: cum ad tegularum similitudinem corvi decepti imagine advolarent vorgeschlagen: cum tegularum similitudine corvi decepti imaginem advolarent, wovon nur imaginem, was schon Sillig gebilligt hat, durch die Bamberger und die Riccardische Handschrift beglaubigt, aber nicht durch den Sprachgebrauch des Plinius gerechtfertigt ist, der ad oder den Dativ verlangt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juni.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

ΦΛΑΒΙΟΥ ΙΩΣΗΠΟΥ ΤΑ ΕΥΡΙΣΚΟΜΕΝΑ. Flavii Josephi Opera. Graece et Latine. Recognovit Guilelmus Dindorfius. Accedunt Indices Nominum et Rerum Locupletissimi. Volumen Primum. Parisiis, Editore Ambrosio Firmin Didot, Instituti Regii Franciae Typographo Via Jacob, 56. 1845. S. II. und 832. Lexicon-Format. — Volumen Secundum. Accedunt Eclogae Photianae, quae pertinent ad Historiam Judaeorum. Subiecti sunt Indices plenissimi et Fragmenta Nova Polybii, Dionysii, Dexippi, Eusebii. Parisiis. Editore-Didot. 1847. S. II. u. 476 u. 18.

Praefatio: Josephus gehöre zu den Schriftstellern, welche die Einwirkung der neuern Kritik noch nicht erfahren haben. Diese gebe sich kund durch genauere Kenntniß der grammatischen Gesetze und durch schärfere Prüfung eines jeden Zeugen nach Geist und Wesen, ehe sie sein Zeugniß zulasse. Sehr Vieles sey in den Handschriften absichtlich geändert und nach dem viele Jahrhunderte späteren Sprachgebrauch gemodelt worden. — Daher vor allen Dingen nothwendig: Prüfung der Codices, um die interpolirten von denen zu unterscheiden, welche der ungeschminkten Wahrheit näher kommen. Eben dieß sey beym Josephus zu thun gewesen, von dem wir so viele Handschriften haben, die so sehr theils unter sich, theils von der wichtigen alten lateinischen Uebersetzung abweichen; von welcher letzteren wir nur eine sehr schlechte Ausgabe, aber bessere Texte in Handschriften haben. Aber auch die Chronographen und andere Schriftsteller, die so Vieles aus dem Josephus anführen, berichten manchmal nicht Uebereinstimmendes.

Unter diesen Umständen sey dem Verleger die Nachricht des Herrn Wilhelm Dindorf willkommen gewesen, daß er für den Josephus sehr Vieles vorbereitet habe, und ihm ein an mehrern tausend Stellen verbessertes Exemplar zusenden werde. Dieses, durch viele und treffliche Emendationen des seit Hudson gedruckten Textes ausgezeichnete Exemplar habe er (Herr Didot) abdrucken lassen. Hr. Wilh. Dindorf selbst werde im zweyten Bande über die Kritik des Josephus ausführlicher sprechen. Die von Hudson seinem Texte beygegebene lateinische Uebersetzung eines Ungenannten weiche sehr oft, besonders in den ersten Büchern, vom griechischen Originale ab. Daher habe eine mühsam durchgeführte Vergleichung beyder Texte erst jetzt den Leser in den Stand gesetzt, aus dem Lateinischen zu ersehen, was Josephus sagen wolle.

Da die bisherigen Indices ungenügend seyen, so habe Hr. Theodor Müller in Göttingen ganz neue verfaßt, deren Vollendung das Erscheinen des zweyten bereits abgedruckten Bandes allein noch aufhalte.

Dem zweyten Bande hat Hr. Wilh. Dindorf selbst eine Vorrede vorgesetzt, deren Inhalt

wir ebenfalls vorzugsweise mittheilen. Nach Erfindung der Buchdruckerey sey Josephus mehr als zwanzigmal herausgegeben worden; griechisch zuerst zu Basel 1544 durch Arnold Perarylus Arlenius, aber unkritisch; sie sey jedoch mit unbedeutenden Veränderungen einigemal neu edirt worden. Erst Johann Hudson habe eine etwas größere Sorgfalt diesem Schriftsteller gewidmet, eine neue lateinische Uebersetzung desselben abgefaßt und aus frühern Ausgaben verbessert, in seiner Ausgabe zu Oxford 1720; jedoch habe er bey weitem das Meiste Andern zu thun überlassen; dazu habe aber Sig. Haverkamp sich ganz unfähig erwiesen, obschon er zu seiner Erneuerung der Hudson'schen Ausgabe, Amsterdam 1726, treffliche Hülfsmittel besessen; wogegen er jene Ausgabe mit nützlichen wie mit unnützen Zusätzen vermehrt habe. Nach ihm finde Dindorf nur zwey Männer unter denen auszuzeichnen, die den Josephus behandelt: J. A. Ernesti, der in den Antiqq. Judaicis Vieles trefflich verbessert, und Ed. Cardwell, der das Bellum Jud. mit einem reichen handschriftlichen Apparate, viel correcter als die frühern Ausgaben es geliefert, zu Oxford 1837 herausgegeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Exercitationum Plinianarum Particula I. Scripsit Theodorus Bergk.

(Schluß.)

Im Uebrigen ist so die Stelle jedenfalls leichter zu verstehen; doch ist auch ad tegularum similitudinem . . . advolare der Ausdruckweise des Plinius nicht unangemessen, in dem Sinne: „zu dem ähnlichen Bilde der Ziegel hinfliegen." Vgl. lib. XXI. c. 14. §. 85. ad edendas similitudines u. a. Aehnliches. Statt advolarent möchte Ref. jetzt die Lesart der beyden erwähnten Handschriften advolarant vorziehen, da doch nur von einem einmaligen Ereigniße die Rede ist, nach welchem erst die dort erwähnte Bewunderung der Kunst eintrat.

Unter Nummer VI. sind solche Stellen vereinigt, an welchen nach der Ansicht des Herrn Bergk eine Verbindungspartikel zu streichen oder hinzuzusetzen ist. Ref. hat bey keiner derselben etwas von Bedeutung zu erinnern gefunden, glaubt aber auf die auf Statius Achilleis II, 48, 142, 199 gegründete Beweisführung, daß lib. XXXV. c. 11. §. 134 die Worte in una tabula VI signa, mit Hinweglassung des Et auf das Vorhergehende: item Achillem virginis habitu occultatum Ulixe deprehendente zu beziehen seyen, aufmerksam machen zu müssen.

In Nummer VII. wird das Auftreten des Phidias (lib. XXXVI. c. 5. §. 15.) in die 83. Olympiade gesetzt, und an der vielbesprochenen Stelle: lib. XXXV. c. 8. §. 54. mit Beyziehung von §. 140. auf eine sehr einleuchtende Weise Pompeumque Athenis ab eo pictum zu lesen vorgeschlagen.

Die Nummer VIII. bezieht sich zuerst vorzugsweise auf Fehler in der Interpunktion. So wird die Stelle (lib. XXXVI. c. 15. §. 111.): qui hoc imperium fecere, tantas ad vincendas gentes . . . exeuntes nach der Bamberger Handschrift verbessert in: qui hoc imperium fecere tantum, ad devincendas gentes . . . exeuntes. In dieser Verbindung möchte man zwar reddidere erwarten; doch steht zu Anfang des 33. Buches ganz ähnlich: quae caelando cariora fecimus, und unter Nummer XII. faciliorem facit veniam. — Ebendaselbst §. 114. werden die Worte quae unquam fuere humana manu facta non temporaria mora verum etiam aeternitatis destinatione richtig zusammengefaßt, während gewöhnlich hinter facta ein Komma steht, so daß es scheint als sey das Folgende mit dem Hauptsatze In aedilitate hic sua fecit opus maximum omnium zu verbinden. Weniger sicher ist die nicht diplomatisch begründete Aenderung (lib. XXXIV. c. 7. §. 36). In M. Scauri aedilitate tria millia signorum in scena fuere temporario tantum theatro, statt in scena tantum fuere temporario theatro. — Nachher werden (lib. XXXVI. §. 33) mit der Bamberger Handschrift die Worte Caios vel duos Nerones als Interpolation getilgt,

und (lib. XXXIV. c. 7. §. 33.) die Worte per descriptionem anni, wofür sich noch anführen ließe, daß diese Worte in der Bamberger Handschrift mit dem vorhergehenden durch aut verbunden sind.

In Nummer IX. enthalten die Worte des Hrn. Bergk (zu lib. XXXV. c. 11. §. 129.): Mirum profecto hic quoque neglectam esse codicis Bambergensis librorumque optimarum auctoritatem: nam ex iis restituendum erat: Nobilis eius tabula Ephesi est, Ulixes simulata insania bovem cum equo iungens etc. in Betreff der Bamberger Handschrift einen nicht ganz gerechten Vorwurf gegen seinen Vorgänger. Ref. hat zu der Lesart der Bamberger Handschrift: nobiles (mit darübergeschriebenem i) eius tabulaephesiae est, bemerkt: Videtur fuisse: nobilis eius tabula Ephesi est, und hat sich daher nur vorzuwerfen, daß er diese Bemerkung nicht unter die früher im Kunstblatte mitgetheilten aufgenommen hat, was eben der Grund ist, warum Sillig bey der Ausarbeitung seiner Ausgabe die Lesart der Bamberger Handschrift an dieser Stelle noch gar nicht kannte, also auch keine Rücksicht auf diese nehmen konnte *). — Im Folgenden kann wohl nicht gelesen werden: Eodem tempore fuere Cydias . . . Euphranoris autem discipulus Antidotus, so daß sich der Plural fuere auf zwey durch autem verbundene Singulare bezöge; auch möchte es nach der Lesart der Bamberger Handschrift fuere cydi et cydias nicht nöthig seyn, anzunehmen, daß ein Name ausgefallen sey. Sie läßt sich aus der Vulgate: Fuit et Cydias in folgender Weise erklären. Wenn cydi' d. i. cydius als andere Lesart im Original darüber geschrieben war, konnte es wegen et leicht eingesetzt werden: fuit cydi et cydias, und dann war es natürlich, daß der Singular in den Plural fuere verwandelt wurde. Das nach discipulus in der Vulgata stehende fuit kann aber ohne Anstand weggelassen, und aus dem Vorhergehenden ergänzt werden.

Die in Nummer X. vertheidigten Namen Melas und Archermus, die sich lib. XXXVI. c. 5. §. 11 in der Bamberger Handschrift finden, sind wohl als richtig anzunehmen.

Bey der in Nummer XI. behandelten Stelle (lib. XXXVII. c. 2. §. 21) hat sich Ref. ein Versehen zu Schulden kommen lassen, das er aber schon 1836 in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft No. 48. verbessert hat. Er hatte nämlich zu den Worten: Sed in pretio varietas colorum subinde circumagentibus se maculis in purpuram candoremque et tertium ex utroque ignescentem, veluti per transitum coloris purpura aut rubescente lacteo ursprünglich bemerkt: . . . centem — . . cente. Statt dieß auf ignescentem zu beziehen bezog er es auf rubescente und gab, in der Meinung die Stellung bey der Aufzeichnung verwechselt zu haben, rubescentem als abweichende Lesart an; übersah aber außerdem das auch in andern Handschriften sich findende in vor purpura. Demgemäß möchte er nicht mit Hrn. Bergk schreiben: veluti per transitum coloris in candorem e purpura, aut rubescentis e lacteo, wo in candorem und rubescentis, beydes noch dazu handschriftlich nicht beglaubigt, keinen rechten Gegensatz gibt; sondern: ignescente, veluti per transitum coloris, purpura, aut rubescente lacteo. Wenn der Purpur, das dunkle Blauroth, Feuerfarbig wird, so nähert er sich dem hellern Weiß eben so, wie dieses jenem, wenn es in das Röthliche übergeht. Hierüber findet sich in demselben Buche (c. 9. §. 121.) Folgendes: Aliqua siquidem in illis purpura non ex toto in igneum sed in vini colorem deficiens, und (§. 123) albicante purpurae defectu. Das in vor purpura kann wohl, als aus dem Vorausgehenden: in purpuram entstanden, unberücksichtigt bleiben.

In Nummer XII. ist Ref. nicht einverstanden mit Herrn Bergk, wenn er (lib. XXXVII. c. 2.

*) Hr. B. bemerkt; Sillig citire zu dieser Stelle Beier zu Cicero de off. III, 16, dessen Ausgabe er nicht zur Hand habe. Die Stelle findet sich daselbst zu III, 26, 97 nach der gewöhnlichen Lesart bis sed palliati cogitantes; mit dem alleinigen Zusatze: sed ed. Paris. 1516. suppeditat et Palamedes.

§. 32) vorschlägt zu lesen: Nam quod Aeschylus in Iberia, idest in Hispania Eridanum esse dixit, ... faciliorem facit veniam ignorati succini tanta ignorantia orbis, wenn gleich grammatisch nichts dagegen einzuwenden ist, wenn man quod erklärt: „was das betrifft daß." Die Handschriften haben nämlich insgesammt in vor tanta, und dieß ist eine dem Plinius ganz geläufige Redeweise (Vgl. lib. XXXVI. c. 7. §. 54. Marmorum genera et colores non attinet dicere in tanta notitia, nec facile est enumerare in tanta multitudine; und beyde Redensarten einzeln lib. XI. c. 24. §. 79 und lib. IX. c. 50 §. 157.), welche ganz gut in den Sinn paßt, wenn man quod erklärt: „der Umstand daß," und den damit beginnenden Satz zum Subjecte des Verbums facit macht. — An der nachher besprochenen Stelle (lib. XXXVII. c. 10. §. 156) schlägt Hr. Bergk vor: in Aeolide Atarneo nunc pago, olim oppido, oder in Aeolide Atarneon oppido olim, nunc pago. Das Erstere liegt so wohl der Vulgata als der Lesart der Bamberger Handschrift nahe, welche hat: in aeolide olim nunc alarnione pays quondam oppido, wobey Ref. nur aus Versehen die beyden letzten Worte als ausgelassen bezeichnet hat; doch ist demnach statt olim wohl quondam zu schreiben. Das überflüssige olim nunc scheint von jemanden herzukommen, dem der Gegensatz von nunc und quondam auffiel, in atarnione scheint atarneo nê d. i. Atarneo nunc zu liegen."

Blicken wir auf das Ganze zurück, so ist nicht zu verkennen, daß der hier eingenommene Standpunkt ein von dem des Ref. bey seiner Bearbeitung dieser Bücher des Plinius durchaus verschiedener ist, was in der Natur der Sache liegt. Bey der ersten Bekanntmachung der Lesarten einer Handschrift von der Wichtigkeit der Bamberger kommt es zunächst darauf an, nachzuweisen, welche von denselben eine entschiedene Verbesserung des Textes enthalten; und bey der Art und Weise, wie es dem Ref. allein vergönnt war, seine Entdeckung ohne allzulangen Verzug zum Gemeingute zu machen, war er genöthigt, sich an das Einzelne zu halten und bey dessen Begründung stehen zu bleiben. Wenn er außerdem in einem Programm (v. J. 1834) eine Anzahl von Stellen vereinigte, an welchen die Bamberger Handschrift allein Lücken ausfüllte, welche durch das Abirren von einem Worte auf ein ähnliches bald darauffolgendes entstanden waren, und in der oben erwähnten Anzeige des Sillig'schen Plinius zu erweisen suchte, daß demgemäß auch in den übrigen Büchern ähnliche in den ältern Ausgaben, aber nicht in den Handschriften Harduin's, stehende Stellen von diesem mit Unrecht als Interpolationen verworfen worden seyen: so war dabey der Blick allerdings schon mehr auf das Allgemeine gerichtet, und der Gesichtskreis ein weiterer geworden; der Mittelpunkt der ganzen Untersuchung blieb aber die eine Handschrift. Herr Bergk erkennt diese auch als die sicherste Grundlage für die Constituirung des Textes dieser Bücher an; sie ist ihm aber nicht der Ausgangspunkt, sondern nur die Richtschnur seiner Thätigkeit. Sein Blick ist ein freyerer, mehr unmittelbar auf die Sache gerichteter. Daher kommt es, daß er ferner liegende Verbesserungen aus dieser Quelle hergeleitet, aber eben damit sich auch auf ein unsichereres Feld, das der Conjectur, begeben hat, welches Ref. nur in einzelnen Fällen betreten zu dürfen glaubte. Die hieraus hervorgegangenen Vorschläge wird daher der künftige Herausgeber des Plinius keineswegs ohne Weiteres aufnehmen, aber auch nicht unbeachtet lassen dürfen, da nicht wenige auch nach reiflicher Ueberlegung noch annehmbar erscheinen werden, andre aber Andeutungen enthalten, welche nur dazu dienen können, den Blick des Kritikers zu schärfen, und auf so manche oft nicht genug beachtete Quellen von Verderbnissen des Textes aufmerksam zu machen.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 14. Juni.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

ΦΛΑΒΙΟΥ ΙΩΣΗΦΟΥ ΤΑ ΕΥΡΙΣΚΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

Da unter solchen Umständen Hr. Didot keine der vorhandenen Ausgaben zum Abdrucke von Josephus sämmtlichen Werken tauglich gefunden, so sey er (W. D.) veranlaßt worden, jenem sein Hudsonsches Exemplar zu überlassen; auf dessen Rändern er theils aus Codd., theils aus Conjecturen, von ihm selbst und von Andern, die bisherigen Textes-Fehler sehr viel verbessert habe, obschon er einsehe, wie weit das Alles von der Vollendung liege, welche ein Kritiker nur durch nochmalige Vergleichung der wichtigsten Handschriften und durch langes Studium dieses wichtigen Schriftstellers (in gravissimo scriptore) erreichen könne. — Um das dringende Bedürfniß der Leser zu befriedigen, habe Hr. Didot sich zur Beyfügung eines dritten Bandes mäßigen Umfangs entschlossen, der dann eine ausführliche Einleitung, ferner eine Reihe von kritischen und exegetischen Anmerkungen (wobey an die unedirten von J. Boivin erinnert und zur Benützung der alten armenischen Uebersetzung Hoffnung gemacht wird), endlich einen von ihm bereits angelegten Index der ausgesuchten Gräcität dieses Autors, planmäßiger als der Hudson'sche, enthalten werde.

Soweit Hr. W. Dindorf. Da die Erscheinung der beyden ersten Bände dieser Ausgabe mich zu einer neuen Lectüre des Josephus veranlaßt haben, und der dritte vielleicht wieder einige Jahre auf sich warten lassen möchte, so will ich, ohne diesen abzuwarten, sogleich mein Scherflein hier beytragen. Vielleicht, daß auch Eines oder das Andere noch für den letzten Band brauchbar befunden werde. Ich fange mit einigen literarischen Notizen an: In der ersten griechisch-lateinischen Ausgabe von Genf 1611 war ein zweyter Band versprochen und darin Textesverbesserungen aus einem Codex Palatinus. Da dieser Band niemals erschienen, und die Handschrift unbenützt geblieben; so muß man deren Beschreibung im Sylburg'schen Catalog. p. 6. nr. 14. nachlesen; denn leider ist der Codex im Vatican zurückgeblieben, und müßte also dorten verglichen werden. — Item, in der Weimar'schen Bibliothek befindet sich die Edit. princeps graeca des Froben und Bischoff, Basel 1544 doppelt; das eine Exemplar mit handschriftlichen Anmerkungen von Joseph Scaliger, das andere mit solchen von Sam. Schurzfleisch. — Villoison hat in den Epistol. Vinarr. sich nicht begnügt, sie mitzutheilen, sondern hat auch eine Vergleichung des Textes mit der Haverkamp'schen Ausgabe geliefert; wozu Chardon de la Rochette, Mélanges III nr. 5. p. 39 sq. bemerkt: „ainsi il a rendu un double service aux futurs éditeurs de l'historien des Juifs." — Dagegen sind die Papiere von Oberthür, worauf Schöll in der Histoire de la Litt. grecque IV. p. 115 Gewicht legt, von keinem kritischen Belang. Es sind 104 Blättchen, meistens mit Citaten aus den Schriften neuerer deutscher Theologen und größtentheils sachlichen Inhalts. Mein Schüler und Freund, der Prof. Reuter in Würzburg, wo sie sich in der Universitäts-Bibliothek befinden, hat mir Notizen und Proben davon mitgetheilt.

— Aber verdient denn auch Josephus so vielfache Bemühungen, wie sie ihm von jeher und eben

jetzt wieder zugewendet worden und werden? Dieß müßte geradezu verneint werden, wenn ein neuerer französischer Schriftsteller und sein deutscher Kritiker Recht hätten. Bey Mr. Philarète Chasles (in den Etudes sur les premiers temps du Christianisme; — in einem Aufsatz de l'autorité historique de Flavius Josephus. Paris 1847. vergl. Leipziger Repert. d. Lit. desselben Jahrs S. 241) erscheint nämlich Josephus als ein Mann, der feig und elend vom Kampfe seiner Volksgenossen sich zurückzog, um Gnade bey den Römern zu gewinnen; als ein Mann von entschiedener sittlicher Nullität, den namentlich in der Geschichte des jüdischen Kriegs die Gehaltlosigkeit seines Charakters nicht allein der Wahrheit ungetreu werden, sondern auch die Wahrscheinlichkeit aufgeben läßt, der endlich die Kämpfer und Märtyrer von Jerusalem als Ungeheuer hinstellt, um durch diese Verhöhnung der Wahrheit sich selbst zu retten u. s. w. — Das wäre also der scriptor gravissimus, wie ihn der neueste Herausgeber nennt, wie ihn die größesten älteren und neueren Kritiker, freylich nicht ohne verschiedene Einschränkungen, bezeichnen und wie ich ihn durch neueste Studien kennen gelernt? — Davon muß also zunächst die Rede seyn. Doch zuvor einige Worte über Namen und Person: „Sein Name, bemerkt Niebuhr, Röm. Gesch. V. S. 277, heißt in unseren Handschriften Flavius Josephus, sein ganzer Name aber, welcher ohne Zweifel von dem Kaiser herstammte, der ihn zum Gefangenen gemacht und später (ihm) das römische Bürgerrecht ertheilt hatte, war Titus Flavius Josephus.“ — Ob etwa in den neulich verglichenen Codd. sich von diesem Vornamen Titus eine Spur finden dürfte, muß sich erst aus dem angekündigten dritten Bande dieser Dindorfischen Ausgabe ergeben. Einstweilen bemerke ich, daß noch Oberthür diesen Namen *Titos* geschrieben gibt, die neuesten Ausgaben und die vorliegende aber mit Recht: *Titos* (vergl. Sintenis ad Plutarch; Vitt. parall. II. p. 190 und Pape Wörterb. d. Eigennamen unter d. N.) — Nicht ganz richtig hat Schöll, Hist. d. l. Litt. gr. IV. pag. 108. Flavien Josephe fils de Mathias; nicht richtig auch Pauly's Real-Encycl. I. S. 242: „Flavius Josephus, Sohn des Matthäus, statt Matthias (Joseph. de vita sua I. 2. p. 793. vorliegender Ausgabe: *Ὁ πατὴρ δέ μου Ματθίας*, über welchen Unterschied Alberti ad Hesych. s. v. nachzusehen ist). Dieser sein Vater war priesterlichen Geschlechts, die Mutter stammte aus dem der Hasmonäer oder Maccabäer, wie Josephus in seiner ausführlichen Selbstbiographie berichtet. — An den Umstand, daß Josephus zur Secte der Pharisäer gehörte, knüpft Niebuhr a. a. O. Bemerkungen über seine historische Treue: „Josephus, sagt er, war ein Pharisäer, und obgleich er ohne Frage ein besserer Mann war, als die Mehrzahl derselben, so war doch das pharisäische Element in ihm. Daher ist er oft unwahr, und seine Archäologie ist reich an Verdrehungen geschichtlicher Thatsachen und an Verfälschungen, welche aus seinem ungeheuren Nationalstolze entstehen. In seinem Berichte vom jüdischen Kriege legt er viel von den Eigenthümlichkeiten eines orientalischen Schriftstellers an den Tag, und wo er es immer mit Zahlen zu thun hat, zeigt er seine orientalische Liebe zur Uebertreibung *).“ In ähnlichem Sinne aber etwas gemäßigter, sagt Wachler (Gesch. d. Litt. I. S. 245.) über die jüdische Archäologie: „Merkwürdig als Versuch, den weltbürgerlichen Römersinn mit dem hebräischen Particularismus zu versöhnen, und das Anstößige des Wundersamen zu mildern, der nicht bloß Juden mißfallen mußte.“ — Josephus wollte aber auch nicht für die Juden schreiben, denen die Mittheilung ihrer heiligen Schriften und Satzungen ein Abscheu war, besonders in eleganter griechischer Sprache, wie er selbst am Schluße der Archäologie sagt (vergl. J. A. Ernesti Opuscc. philoll. crit. pag. 371), sondern für die Griechen und Römer, namentlich für seinen Gönner und Freund Epaphroditus, der ihn hauptsächlich zur Abfassung jenes Werks bestimmt hatte. — Wie sehr jedoch Josephus nach seiner ganzen Denkart dem Judaismus innerlichst ergeben

*) Dagegen läßt sich denn doch Manches erinnern; zu B. Valckenaer Opuscc. II. p. 311 bemerkt zu Actor. XXI. 38 bey der Zahl der Juden, die ein ägyptischer Betrüger in die Wüste entführt hatte, statt *τοὺς τετρακισχιλίους* habe ein Codex *τοὺς τετρακοσίους*, eine Verminderung, die der Zahlangabe des Josephus (A. J. XX. 8. 6 — s. p. 783 Dindorf.) ziemlich nahe komme.

blieb, dafür sprechen alle seine Schriften. Ja selbst darin huldigte er jener Ansicht seiner Landsleute, daß er die Verbreitung des heiligen Ebräergesetzes durch Heiden für eine sträfliche Profanation hielt. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Erzählung der von Gott bestraften Unternehmungen des Historikers Theopompus und des Tragikers Theodektes (Antiqq. XII. 2. 13. pag. 444. Dindf.). Jener habe nämlich eine Erzählung von den jüdischen Glaubenslehren in seine Geschichten aufgenommen, sey deßwegen in eine dreyßigtägige Geisteszerrüttung gefallen, und als er durch einen Traum erinnert worden, daß sein Uebel daher rühre, weil er sich vermessen, göttliche Dinge unter gemeine Menschen zu verbreiten, so sey er von seinem Vorhaben abgestanden und bey gesundem Verstande geblieben. Den Theodektes habe eine Verfinsterung der Augen befallen, weil er in einem Drama Sätze der heiligen Schrift erwähnen wollen, und sey erst von diesem Uebel geheilt worden, als er nach Einsicht der Ursache den Gott versöhnet. Dieselbe Religiosität, mit Nationalstolz verwebt, tritt in dem (A. Jud. XII. 9. 1. p. 468 sq.) ausgesprochenen Tadel des Geschichtschreibers Polybius hervor, der den Antiochus Epiphanes sterben lasse, weil er den Tempel der Artemis zu Elymais habe plündern wollen, da er doch nur wegen seiner Verheerung des Heiligthums zu Jerusalem mit dem Tode bestraft worden sey. — Dieses heiße Nationalgefühl verblendet den Josephus manchmal so sehr, daß er gegen bessere Einsicht sich den unwahrsten Volksüberlieferungen hingiebt. Eines der auffallendsten Beyspiele gehört dem eben berührten religiösen Gebiete an, und ich will es hier mittheilen. Die Juden blieben den Griechen bis nach den Zeiten Alexanders des Gr. unbekannt, und obschon unser Geschichtschreiber nichts Bewährtes zum Beweise des Gegentheils beybringen kann, ja (contra Apion. I. 12. p. 343 sq. Ddf.) dieß selbst anerkennt, und die Entfernung ihres Landes von dem der Griechen, ihre Abgeschlossenheit durch Gesetz, Sitten und Lebensweise, als Gründe angiebt, so begeht er doch die Inconsequenz, uns (A. J. XL. 85.) ausführlich zu berichten, wie Alexander d. Gr. auf seinem Zuge durch Syrien nach Jerusalem gekommen, wie ihn dessen Einwohner feyerlich empfangen; wie er den Tempel besucht und dem Jehovah geopfert u. s. w. — lauter Erdichtungen der Juden, und von keinem der zahlreichen Geschichtschreiber Alexanders auch nur mit einer Sylbe erwähnt; (vergl. Wyttenbachi Opuscc. pag. 420 sqq.) — was, füge ich bey, beym Ptolemäus Lagi um so auffallender ist, weil dieser König erst in späten Jahren seine Denkwürdigkeiten schrieb, als er schon viele tausend Juden in Alexandria und anderwärts zu Unterthanen hatte; denn ausser den gefangenen Ebräern, die er selbst nach Aegypten verpflanzt hatte (A. J. XII. 1. p. 434. Ddf.) giengen Viele freywillig dorthin. — Später, besonders seit Ptolemäus Philometor schlägt der Alexandrinische Jude Philo adv. Flaccum p. 523 sqq. ihre Gesammtzahl selbst auf eine Million an; welches auf ägyptische wie griechische Cultur einen bedeutenden Einfluß äußern mußte (Heyne Opuscc. acad. I. p. 134.) — Aber Josephus vergreift sich im Eifer seines jüdischen Patriotismus auch manchmal in der Wahl seiner Führer, wie eines Aristeas oder Aristäus, eines Hekatäus u. A. So haben z. B. die ausführlichen Erzählungen von den zu Gunsten der Juden erlassenen Verordnungen des Ptolemäus Philadelphus (A. J. XII. 2. 3 sqq.), so wie die von demselben König auf des Demetrius Phaleräus Rath veranstaltete Uebersetzung des A. T. durch 70 Dolmetscher (A. Jud. XII. 2. 11) vor dem Lichte der neuern Kritik durchaus nicht bestehen können *).

Auch in der Chronologie hat er sich manche Versehen zu Schulden kommen lassen; zum Theil aus zu großem Vertrauen auf die griechischen Historiker und Chronographen. So berichtet er z. B. (A. J. 11. 1 u. contr. Apion. I. 20) nach Berosus über die Regierungszeit des Nebucadnezar auf eine Weise, die mit der des A. T. nicht übereinstimmt (S. Clinton F. H. I. p. 315 ed. Krü-

*) S. die Zusammenstellung von Chr. D. Beck Allg. Welt- und Völkergesch. II. S. 69 — 74 und vergl. jetzt: Historicc. graecc. antiqq. Fragmm. p. 32 — 36. Clinton Fasti Hell. III. p. 48. und Westermann ad Voss. de Historicc. grr. pag. 87 u. p. 130. vergl. p. 65.

ger.); desgleichen rückt er (A. J. XII. 4. 10.) die sagenhafte Gesandtschaft des Spartanerkönigs Areus I. an den Hohenpriester Onias I. unrichtig in die Zeit Onias des Zweyten herab (Clinton I. 214. 230. Aber statt an Sparta denken andere Kritiker an Sepharad in Assyrien, wo Juden im Exil lebten vergl. Commentt. Herodott. p. 271 u. Beck II. S. 68). Endlich giebt Josephus nach dem Chronographen Kastor (contr. Apion. I. 22.) das Todesjahr Alexanders d. Gr. nicht ganz richtig an *).

(Fortsetzung folgt.)

The North American Review. April 1848. Boston.

Eine Probe aus dieser Zeitschrift, die seit mehr als dreißig Jahren in der Hauptstadt Neu-Englands erscheint, wird den Lesern unseres Blattes wohl nicht unwillkommen seyn. Der Aufsatz, aus welchem sie gezogen ist, bespricht La Martine's Geschichte der Girondisten. Wie das Vortreffliche daran volle Anerkennung, so findet das Mangelhafte scharfen Tadel. Aus dem ersten Bande ist eine Anzahl wunderlicher Sätze, z. B. „die französische Revolution war ihrem Wesen nach eine erhabene und leidenschaftliche Geistigkeit," angeführt und daran folgende Bemerkung geknüpft:

„Man versuche einen Sinn herauszufinden; es wird sich zeigen, daß es nichts als Dunst ist. Werden Leser und Schriftsteller einmal gewohnt, sich den Gebrauch von Worten zu erlauben und gefallen zu lassen, ohne von deren Bedeutung strenge Rechenschaft zu fordern und zu geben, so wird die Litteratur träumerisch und trügerisch, schwächlich zugleich und schwächend. In unserem Schulwesen, dem niederen und dem höheren, ist kein Fach so mangelhaft bestellt wie der Unterricht in der Muttersprache. Würde die Jugend zur Genauigkeit in der Wahl der Worte angehalten; wachte man darüber, daß in den Lehrbüchern, im mündlichen Unterrichte und in den vorzulegenden Beyspielen kein unbestimmter, dunkler, nebliger Ausdruck geduldet würde; und striche man alsbald jede Stelle durch, die nicht klar ihren vollen Sinn kund gäbe; bald würden wir die Fehler los werden, die jetzt unsere Litteratur entmannen, los werden die beschämende Trügerey, die gehaltleere Phrasen für Philosophie ausgiebt, und die, indem sie die Köpfe mit einer Wolke allgemeiner Ausdrücke ohne wirkliche Bedeutung anfüllt, den Sinn für Recht und Pflicht verfinstert und die Lehren der Erfahrung auszulöschen, die Bande der Gesellschaft aufzulösen und die Grundlagen aller gesetzlichen Ordnung zu untergraben droht."

Die Unfreyheit, in welche die Gebildeten durch das Clubwesen geriethen, giebt zu folgender Betrachtung Anlaß:

„Politische Freyheit ist nur da, wo die Macht der Gesellschaft begränzt ist. Allerdings muß der Einzelne zu gewissen Zwecken und in einer gewissen Weite dem allgemeinen Willen sich fügen und bequemen. Diese Zwecke und diese Weite bestimmt bey uns die mit Zustimmung des Volkes bestehende Verfassung. Je mehr die Aeußerung der gesellschaftlichen Macht auf die Bahnen sich beschränkt, welche ihr die Verfassung anweist, desto besser. Darüber hinaus sollte jeder seinem eigenen Urtheile und Gutdünken folgen können. Zur Bewahrung solcher Selbständigkeit ist nöthig, die Macht der Gesellschaft sorgfältig und mißtrauisch zu bewachen. Es ist in der That die einzige Tyranney, die in unserm Lande aufkommen kann, und man hat Grund zu fürchten, daß sie bereits anfange aufzukommen. Die unbefangensten und wohldenkendsten Leute bringen von ihren Reisen in dem Lande Beobachtungen mit, welche das Daseyn dieses Druckes beweisen. Schon hat er in die Umgangssprache der gebildetsten Kreise solche Schüchternheit und Unentschiedenheit gebracht, daß eine freymüthige, starke Rede als etwas absonderliches auffällt. Die Besorgniß Anstoß zu geben drängt die besten Einsichten zurück und läßt geschehen, daß über den gesunden Sinn, der in der Gesammtheit lebt, aber schweigt, die engen, oberflächlichen, unhaltbaren Theorien und Declamationen eines starren Fanatismus sich erheben, welchem aus Ueberzeugung nur ein kleiner Bruchtheil der Gesellschaft anhängt."

So demnach am grünen Holze.

*) Clinton F. H. I. p. 245 ed. Krüger. — ὡς ἱστορεῖ Κάστωρ. προσθεὶς (l. προθεὶς) γὰρ ταύτην Ὀλυμπιάδα φησίν. Diese Verbesserung Krügers ist sowohl dem Herrn Carl Müller ad Castoris Reliqq. p. 178 als unserm Herausgeber (Vol. II. pag. 354. l. 26. ed. Dindf.) entgangen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 15. Juni.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

ΦΛΑΒΙΟΥ ΙΩΣΗΠΟΥ ΤΑ ΕΥΡΙΣΚΟΜΕΝΑ.

(Fortsetzung.)

Ein größerer Verstoß gegen die Chronologie wird dem Josephus dadurch vorgeworfen, daß er die Jahre der Könige von Tyrus nicht richtig gezählt habe *) — ein Vorwurf, der mit andern zusammenhängt, die zum Zweck haben, die Glaubwürdigkeit unsers Geschichtschreibers überhaupt verdächtig zu machen, und wenigstens beweisen, daß jüdische oder christliche Epitomatoren es mitunter darauf angelegt hatten, seine historische Autorität zu erschüttern. In einem Codex von Excerpten unsrer Heidelberger Bibliothek (Cod. Palat. nr. 129.) werden auch mehrere aus den Werken des Josephus mitgetheilt, aber gleichsam mit einer vorausgeschickten Warnung an den Leser; denn fol. 123. rect. heißt es: ὅτι ὁ Ἰώσηπος οὗτος οὐ πάνυ δοκεῖ φιλαλήθης. δῆλον δὲ δὴ ἐξ ἄλλων μὲν πολλῶν, οὐχ ἧττον δὲ καὶ ἐκ τοῦ τὴν βριφοκτονίαν σιωπῆσαι πρᾶγμα σιωπῶν οὐκ ἄξιον — welcher Tadel des Stillschweigens über den bethlehemitischen Kindermord einen christlichen Compilator verräth. Der zweyte Tadel ist der oben berührte der unrichtigen Chronologie in der tyrischen Königsgeschichte; der dritte lautet so: „und dann, daß er Josephus sagt, der tyrische König habe die Räthsel des Salomon leichter gelöst, als Salomon die des Königs der Tyrier *).“ — Daß aber in diesem letzten Puncte der Tadler einseitig verfahren, zeigt die Vergleichung mit Josephus A. J. VIII. 5. 3. selbst. Nach diesem nämlich löste Salomon die ihm von Hiram aufgegebenen Probleme und Räthsel jedesmal glücklich; nach dem Bericht des Geschichtschreibers Dios aber habe Hiram die ihm von Salomon übersendeten Aufgaben anfangs nicht lösen können, bis er sie sich durch einen Tyrier Abdemon auflösen lassen; Salomon habe dagegen die ihm von Abdemon vorgelegten Räthsel nicht zu errathen vermocht (vergl. contra Apion. I. 17.); woselbst (I. 8—10) Josephus selbst gegen diesen scharfen Gegner die Vertheidigung seiner Glaubwürdigkeit, in der Geschichte des jüdischen Kriegs sowohl wie in der jüdischen Archäologie sehr beredt zu führen unternimmt. —

**) S. das sofort näher zu besprechende Scholion. Zwey griechische Geschichtschreiber über die Könige von Tyros führt Josephus mehrmals selbst an, nämlich den Dius (Δίος) und den Menander von Ephesus; s. Vossius de Historicc. grr. p. 344 ed. Westerm. und p. 466 sq. — Die Chronologie des Josephus hat der Däne Brink einer besondern Prüfung unterworfen.

*) Auf dieses Scholion hatte schon Sylburg im Catalog. codd. grr. biblioth. Palatin. p. 41 aufmerksam gemacht. Ich habe es in den Meletemm. I. p. 99 ganz mitgetheilt, und dabey auf die jüngst erst bekannt gemachten Miscellanea des Theodorus Metochita cap. 15. ed. Müller et Kiessl. hingewiesen, der sich der Glaubwürdigkeit des Josephus kräftig angenommen; endlich in der Symbolik IV. 546. dritte Ausg. diese Sitte orientalischer Könige, sich gegenseitig Probleme und Räthsel aufzugeben, mit Hinsicht auf diese Erzählungen des Josephus berührt.

In diesem Sinn übt er denn auch in der Einleitung zur Geschichte des jüdischen Kriegs (Prooem. §. 1 — 5.) eine strenge Kritik an andern Geschichtschreibern, die denselben Gegenstand behandelt. Sie seyen entweder nicht Augenzeugen gewesen, sondern hätten vom Hörensagen unverlässige und einander widersprechende Erzählungen in sophistischem Geiste niedergeschrieben; oder solche, die Zeugen der Begebenheiten gewesen, hätten aus Schmeicheley gegen die Römer oder aus Haß gegen die Juden den wahren Hergang der Ereignisse lügenhaft entstellt, und ihre Schriften enthielten theils Anklagen, theils Lobeserhebungen, nirgends aber die Sorgfalt der historischen Prüfung, — eine Kritik, die mit folgender scharfer Sentenz gegen die Griechen beschlossen wird: „In Ehren werde die Wahrheit der Historie bey uns gehalten, dieweil sie bey den Griechen vernachläßigt wird." — Mag auch hier des Josephus Nationalgefühl sich etwas zu lebhaft äußern, so ist er doch hier in seinem vollen Recht; und vollkommen richtig sagt Niebuhr (R. G. V. 276 f.): — „Dessen Geschichte des jüdischen Krieges ist nach den Commentarien Cäsar's, namentlich in Beziehung auf die Kriegskunst der Römer, das lehrreichste Werk." — Er hatte diese Kunst selbst geübt, und als praktischer Kriegs- und Staatsmann zeichnete er sich überhaupt sehr vortheilhaft aus, besonders (wie auch Theodor Metochita cap. 16. p. 120. bemerkt) mit seinem mehr in der Einsamkeit lebenden Glaubensgenossen Philo verglichen. — Aber wo beyde aus dem Mittelpuncte ihres Lebens, wo sie im Gefühle der Heiligkeit des göttlichen Nationalgesetzes sprechen, gleichen sie sich ungemein, und Gedanken und Ausdruck zeichnen sich durch Gehalt und Nachdruck aus. Bey Josephus ist dieß besonders in diesem Werke der Fall. Hier tritt der ganze Mensch hervor, — aber der Ebräer. Daher er es auch zuerst ebräisch (aramäisch) geschrieben und nur, um dem Kaiser Vespasianus zu dienen, in's Griechische übersetzt hatte.

Von dieser Denkart ist nun die Schreibart der natürliche Ausdruck, und wir knüpfen an Obiges einige Bemerkungen über seinen Styl und seine Darstellung an. Photius legt ihm (Biblioth. Cod. 47.) eine reine Sprache verbunden mit Anmuth bey; belobt seine Reden wegen ihrer Ueberzeugungskraft, wegen der richtigen Schlußfolge und Sentenzen-Fülle; erkennt in seinem Vortrag das Pathos an und überhaupt die Macht, Gemüthsbewegungen zu erregen und zu beschwichtigen. Belege dafür zu liefern wird mir im Verfolg bey der einzelnen kritischen Uebersicht nicht schwer fallen. Hier im Allgemeinen theile ich die Ergebnisse von J. A. Ernestis erschöpfenden Kritiken mit, auf dessen Verdienste um den Josephus W. Dindorf in seiner Vorrede mit Recht ein großes Gewicht legt. Jener bemerkt (im Corollarium de Josephi stilo, Opusce. philoll. — critt. p. 395 sqq.). Die Schreibart des Josephus ist rein von Ebraismen und nach seiner Absicht sollte sie auch so seyn. Wo daher in seinen Redensarten etwas Ebräischartiges vorkommt, muß es für verdächtig gelten (wie denn die Werke dieses Schriftstellers überhaupt sehr interpolirt sind) und nach Handschriften möglichst auf den rein griechischen Sprachcharakter zurückgeführt werden. — Unter den attischen Historikern hat Josephus in Sprachformen und Ausdrücken den Thucydides nachgeahmt; aber auch Wörter und Redensarten des Plato hat er sich angeeignet; doch auch mit Polybius hat er in Worten Manches gemein (dessen Ansehen, bemerke ich hierbey, für die meisten nachfolgenden Historiker maaßgebend war).

Jene geflissentliche Nachahmung der Attiker, dieser gesuchte Gebrauch eleganter Wörter, Phrasen, Tropen u. s. w. zog dem Josephus von Seiten des Apion und anderer Kritiker den Vorwurf zu, welchen er selbst so ausspricht: „seine Geschichte lege sich wie ein Schul-Exercitium von Jünglingen dar" *).

*) Contr. Apion. I. 10. *τὴν ἱστορίαν ὥσπερ ἐν σχολῇ μειρακίων γύμνασμα προκεῖσθαι.* Das sind die *σχολικοὶ χαρακτῆρες*, die *σχολικαὶ ὑποθέσεις* (Dionys-Halic. de admir. vi Demosth. 46. 10. 1099. Reisk. Menandr. rhetor. p. 597.) und überhaupt das *σχολικόν*, declamatorium, Longin. Sublim. X. 7. p. 46 Weisk. Dahin gehören die Scholastici, „qui scholae scribunt, non vitae" Sueton. de claris rhetorr. cap. 6. — Ich habe diese verschiedenen Bezeichnungen absichtlich hier beygefügt, um zu zeigen, wie ungerecht Apion und A. waren, wenn sie solche Ausdrücke über die Geschichtswerke

Um dagegen jene kritische Uebersicht zusammen zu fassen, so ist die Schreibart des Josephus reingriechisch und elegant; der Periodenbau wohlgefügt nnd abgerundet und durch Participien und Conjunctionen ohne Dunkelheit gut zusammengefaßt mit Untermischung einzelner kurzgegliederter Sätze; mit Einem Wort, es ist der Styl wie der eines mitten in Griechenland gebornen Mannes. — Es ist daher unbegreiflich, wie A. Fr. Wolf in seinen Vorlesungen über die Griechische Literatur-Geschichte sagen konnte: „Im Styl ist Josephus kein Held, im Ganzen dem Polybius ähnlich;" wogegen Niebuhr (R. G. V. S. 277.): „Es ist merkwürdig, wie gut er griechisch schreibt, wenn wir einige stehende Fehler ausnehmen, welche immer wiederkehren" — die aber, wie gesagt großentheils auf Rechnung seiner Interpolatoren kommen.

eines Mannes sich erlaubten, der durch und durch praktisch war, der im Feld wie im Rath seine Erfahrungsweisheit erprobte, der das Leben in allen seinen Erscheinungen kannte, und wenn auch vorzugsweise sein Volk, so doch auch die ganze Menschheit im Herzen trug.

Ich gehe nun zu einem Ueberblick des Einzelnen über, und gebe Proben von Lesarten dieser Pariser Ausgabe, verglichen mit dem Hudson-Haverkampischen Text nach der Edition von Oberthür; wobey ich Hinweisungen auf Emendationen anderer Kritiker und andere Bemerkungen einfügen werde:

Antiquitates Iudaicae.

Prooemium.

Tom. I. ed. Oberthür.

Pag. 4. §. 3. init. *Εὗρον τοίνυν*

Vol. I. ed. Guil. Dindorf.

Pag. 2. lin. 44 *Ηὗρον τ.* —

und so hat die Pariser Ausgabe diese attische Form durchgängig; welches daher weiter nicht bemerkt werden wird.

Pag. 6. supr. *ὅτι μὲν τοῖς Θεοῦ*

Pag. 3. lin. 11 *ὅτι τοῖς μὲν Θ.*

Ich übergehe die eilf ersten, großentheils mit dem Inhalte des A. T. übereinstimmenden Bücher und fahre fort mit *):

Lib. XII.

Tom. II. ed. Oberth.

Vol. I. ed. Dindorf.

Cap. I. Pag. 106. *Ἀντίγονος μὲν τῆς Ἀσίας ἐπικρατεῖ*

Pag. 433. lin. extr. — *ἐπεκράτει*

Cap. I. Pag. 108. init. *Καὶ τῶν ἐν Γαριζειν Ἀσίας ἐπικρατεῖ*

— 434. lin. 28. *κ. τ. ἐν τῷ ὄρει τῷ Γαριζειν.*

Pag. 108. med. Als eine Probe der Varianten in den Lemmaten hebe ich hier das von Cap. II aus, und übergehe der Kürze wegen die übrigen:

*) Ueber einige Stellen in frühern Büchern hier nur Weniges: Ueber VI. 2. 1. p. 190 Dindf.: *προτρέπεσθε τὸ Θεῖον καὶ τιμῶντες διατελεῖτε* erläutert Wyttenb. Indic. in Plutarch. Mor. p. 1378. vergl. me ad Olympiodor. in Alcib. pr. p. 30 sq. — Besondere Schwierigkeiten machen die Erzählungen vom doppelten Tempelbau, dem Salomonischen (A. J. VIII. 3. 2. sqq.) und dem Herodeischen (A. J. XV. extr.), trotz dem, daß über diesen J. A. Ernesti Opuscc. philoll. critt. p. 347—358., über jenen J. Winckelmann und seine Herausgeber (s. Werke VIII. S. 487 zu Dresd. Ausg. Vergl. III. S. 369. und über beyde Hirt in den Abhandl. der Berlin. Akad. d. Wissenschaften 1816. Untersuchungen angestellt hatten; wie die neuesten Erörterungen von Ewald, Merz u. A. beweisen (vergl. das Stuttgarter Kunstblatt 1848. Nr. 7. fl.). Ich hebe als charakteristisch für die ebräische Denkart des Geschichtschreibers die naive Erzählung aus; während des herodeischen Tempelbaus habe es nur Nachts geregnet, damit die Arbeit niemals unterbrochen werde. (A. J. XV. p. 782).

'Ως Πτολεμαῖος ὁ Φιλάδελφος
— — ἀπέλυσε καὶ ἀναθήματα

— — infr. ἐπ' ἔτη ἑνὸς δέοντος
— 110 infr. ἀλλὰ καὶ ἑρμηνεῦσαι
— 112. med. ἢ μικρὰν-αἰτεῖς;
— — — καὶ περὶ ὧν ἠξίου
— — — ταλάντων τῆς ἀπολυτρώσεως
— — — παραδεικνύντας αὐτοῖς

Pag. 433. Ddf. 'Ως ὁ υἱὸς αὐτοῦ Πτολεμαῖος ὁ κληθεὶς φιλάδελφος — καὶ πολλοὺς αἰχμαλωτοὺς ἀπέλυσεν, 'Ελεαζάρῳ τῷ ἀρχιερεῖ αὐτῶν χαριζόμενος, καὶ ἀναθήματα —
— 434. lin. 50. ἐπ' ἔτη ἑνὸς δέοντα.
— 435. lin. 40. ἀ. κ. μεθερμηνεῦσαι
— 436. lin. 11. οὐ μικρὰν αἰτεῖς.
— — lin. 17. κ. π. ὡ. ἠξίουν
— — lin. 19. τ. τὰ τ. ἀπολ.
— — lin. 50. παρ. εὐθύς.

Pag. 437. lin. 15. ändere man die Paragraphenzahl δ', ſtatt γ', und ändere danach die folgenden in der Pariſer Ausg.

P. 118. infr. Oberth. τινὰς δὲ τῶν περὶ ἡμᾶς καὶ τῆς ἐμῆς αὐλῆς πιστῶν εἶναι δυναμένων
— 120. ἤδη πρεσβυτέρους πέμψας
— 126. supr. καὶ κατακλείσεσιν
— — ἐφ' ᾧ τις ἂν στήσει
— 132. med. συνέστρωσε δὲ πάντα δι' αὐτοῦ.
— 134. post. med. καὶ καθαίροντας αὐτούς.
— 136. med. ὡς Θεόπομπος τε β.
Cap. III. p. 138. infr. τεκμήριον δὲ τοὺς
— — — 140. ante med. δήμων μεγίστων
— — — — — med. οὐ δίκαιον ἀποστερεῖν
— — — 140. ἐνίκησαν οἱ 'Ιουδαῖοι τοῖς αὐτοῖς ἔθεσι χρῆσθαι

P. 438. lin. 33. τινὰς δὲ τῶν περὶ ἡμᾶς εἶναι δυναμένων καὶ ἐπὶ τῆς ἐμῆς αὐλῆς πίστιν ἱκανῶν.
— — lin. 41. Abest πέμψας
— 440. lin. 52. καὶ κατακλεισὶν
— 441. lin. 1. ἐφ' ᾧ τις ἂν στήσῃ
— 443. lin. 14. συνεπόρισε δ. π. δ. α. „Nicanor igitur per hunc omnia ad illos accipiendos paravit."
— 444. lin. 11. κ. κ. ἑαυτούς.
— — lin. 41. ὡς Θεόπομπος β.
— 445. lin. 35. τ. δ. τὸ τούς.
— — lin. extr. δ. μεγίστων ὄντων
— 446. lin. 6. οὐκ εἶναι δ. ἀπ.
— — lin. 14. ἐνίκησαν 'Ιουδαῖοι τοῖς αὐτῶν ἔθεσι χρῆσθαι, bis auf den Artikel genau wie Koraes im Nicolaus Damascenus aus Codd. verbeſſert hat (ſ. daſelbſt p. 266. vergl. p. 372.)

P. 142. supr. πρὸς τὸν Εὐπάτορα Πτολ.
— 143. infr. τὰς ἐπιστολὰς τοῖς στρατηγοῖς
— 144. supr. οἱ περὶ τὸ ἱερὸν τὸ προσαγορ.
— — — καὶ πλεῖον λέγειν ἔχοντες

P. 446. lin. 31. πρὸς τὸν Φιλοπάτορα Πτολ.
— 447. lin. 3. τ. ἐπ. τὰς τ. στρ.
— — lin. 14. οἱ περὶ τὸ ἱερὸν προσαγορευόμενον
— — lin. 15. κ. πλείω λ. εχ.

Die folgenden Worte: καὶ μάλιστα διὰ τὴν πρὸς τὸ ἱερὸν ἐπιφάνειαν werden in den frühern Ausgaben überſetzt: „deque praesentia Dei in fano." bey Dindf.: „praesertim propter templi illius celebritatem," und ſo iſt die lateiniſche Ueberſetzung in dieſer neuen Ausgabe unzähligemal verbeſſert.

— — med. — — — —
— — infr. — — ὁμοίως καὶ
— 146. ante med. εἰ μὴ οἷς ἂν ἁγνισθεῖσιν

— — lin. 24. Abest αὐτῶν post πόλιν
— — lin. 44. ὁμοίως δὲ καὶ
— 448. lin. 9. abest ἄν.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juni.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Ende des punischen Söldnerkrieges, aus den Quellen geschöpft und dargestellt von Dr. Karl Haltaus. Erster Band. Leipzig, 1846. XII und 628 S. gr. 8.

Niebuhr's Meisterhand hat die schwierigen Anfänge Roms und dessen historische Entwicklung während der Monarchie und der ersten Hälfte der Republik und auch die ersten Züge von dem Gemälde, welches den wahrhaft marathonischen Geist Roms im Kampfe mit Carthago zu seinem Hauptgegenstande haben sollte, entworfen; allein der Tod hinderte ihn, dasselbe auszuführen und zu vollenden. Dieser Aufgabe unterzog sich Hr. H. mit glücklichem Erfolge. In der Einleitung stellt er die Verhältnisse Carthago's und Roms vor dem ersten punischen Kriege dar (S. 1 — 102), sodann erzählt er in fünf gut gewählten Perioden die Geschichte des ersten punischen Krieges (S. 105 — 483), an welche er die Geschichte Roms während des punischen Söldnerkrieges (vor 241 — 238 v. Chr.) anreiht (S. 484 — 512); den Schluß macht die innere Geschichte Roms vom ersten punischen Kriege bis zum Ende des Söldnerkrieges (S. 512 — 606). Die Beylage (S. 607 — 628) handelt von den Enterbrücken der Römer. Das Hauptverdienst, welches sich Hr. H. durch die Bearbeitung dieses ersten Bandes erwarb, besteht darin, daß er sehr vieles, was die frühern Bearbeiter fast nur andeuteten, ausführlich erörterte, und gar manche dunklen oder irrig dargestellten Dinge aufhellte und berichtigte.

Die Umstände, welche Carthago's schnelles Emporblühen förderten, werden in der Einleitung mit großer Umsicht auseinandergesetzt, und die Wichtigkeit hervorgehoben, welche die Inseln und Küsten im Westen des mittelländischen Meeres für dessen überseeischen Handel hatten. Diese boten, abgesehen von ihrem Reichthum an Produkten, bey ihrer günstigen Lage und ihren vorzüglichen Häfen unentbehrliche Stapelplätze für den Handel mit den Ländern im Süden und Westen von Europa, und waren gleichsam die Brücken für den Verkehr mit Spanien, Gallien und Italien. Von ihrem Besitz, besonders von dem der größern, war also die Herrschaft Carthago's, ja dessen Bedeutung als großer Handelsstaat zur See abhängig. Je mehr sein Seehandel sich hob, desto dringender war die Nothwendigkeit, Colonien auf denselben anzulegen. Das Gedeihen des Handels durch dieselben führte dann zu einer politischen Occupation dieser Eilande, wozu nicht so fast Herrschsucht, als das Handelsinteresse antrieb. Materielles Interesse war, wie der Hr. V. richtig bemerkt, der Haupthebel der innern und äußern Politik Carthago's. Erforderte dasselbe Krieg, so ward dieser mit aller Energie und Ausdauer geführt, sobald der Handel, der Lebensnerv des Staates, auf dem Spiele stand, so daß es in diesem Falle selbst einem Vernichtungskriege nicht auswich.

(Fortsetzung folgt.)

ΦΛΑΒΙΟΥ ΙΟΣΗΦΟΥ ΤΑ ΕΥΡΙΣΚΟΜΕΝΑ.

(Schluß.)

P. 152. supr. φράσ. αὐτῷ καὶ αὐτὸν ἀκολουθήσειν
— 154. lin. 1. ὑπαντησάμενος ἀνέβαινεν αὐτῷ
— — med. καὶ καθ' ἡμέραν ἐπὶ τῆς ἑστιάσεως τῆς ἰδίας ἔχειν
— 156. lin. extr. Ἀπήλαυσε — — —
— 160. supr. τὰ Ζευγεῖα — — —
— — infr. πρὸς τὸν Ἀλεξανδρέα οἰκονόμον
— 164. ante med. ἐλθὼν — — —
— — — — ἀποδεχομένους αὐτόν
— 166. supr. — αὐτῶν, πρὸς ἕκαστον ὑπεκρίνατο
— 168. supr. Σέλευκος ὁ Σωτὴρ ἐπικαλούμενος
— 176. post med. θύσειν — — —
— 178. supr. κακοὶ κακῶς ἀπώλοντο
— 198. ante med. καὶ ὧν ἐποίουν κακῶς τοῖς Ἰουδαίοις
— 200. infr. σημᾶναι — — —
— 208. infr. καταλύσαντας θρησκείαν,
— — — — ἀντιποιουμένους
— 214. νῦν ἐξεπολεμώθησαν — —
— 216. lin. 1. μεταθῆναι — —
— 220. infr. τῷ Ἰούδᾳ καὶ συγκροτήσας
— 222. lin. 1. — εἰ μὴ παραδῷ τὸν Ἰούδαν
— — med. ῥ. τὴν πανοπλίαν.
— 226. ante med. συμπεφεύγασιν

P. 450. lin. 11. φρ. α. κ. αὐτὸς ἀκολ,
— — lin. 39. αὐτῷ ἀνεβ.
— 451. lin. 2. Abest. τῆς ἑστιάσεως
— 452. lin. 6. Ἀπέλαυσε
— — lin. 53. τὰ Ζυγὰ
— 453. lin. 23. πρ. τὸν ἐν Ἀλεξανδρείᾳ οἰκ.
— 454. lin. 20. ἀπελθὼν
— — lin. 47. ἀποδεχόμενος αὐτόν
— — lin. extr. ἕκαστον αὐτῶν, ὑπεκρίνατο
— 455. lin. 39. Σ. ὁ φιλοπάτωρ ἐπικαλ
— 458. lin. 34. θύειν
— — lin. 52. [κακοὶ] κακῶς ἀπώλλυντο.
— 465. lin. 51. κ. ὧν ἐπ. κακῶν τ. Ἰουδ.
— 467. lin. 1. σημῆναι
— 469. lin. 38. καταλείψαντας θρ.
— — — ποιουμένους
— 471. lin. 20. Abest νῦν.
— 471. lin. 50. μεταθεῖναι
— 473. lin. 46. τ. Ἰ. ὁδὲ συγκρ.
— — lin. extr. εἰ μὴ παραδοίη τ. Ἰ.
— 474. lin. 20. ῥ. τὰς πανοπλίας
— 475. lin. 26. συνεπεφεύγεσαν.

So weit die Proben aus dem zwölften Buch. Obschon ich mir nun aber auch Vieles aus den folgenden Büchern angemerkt habe, so will ich aus diesen doch nur diejenigen Stellen ausheben, wobey ich besondere Nachweisungen und Bemerkungen zu geben habe:

Libr. XIII.

P. 262. infr. — παρηνόμησε

P. 448. lin. 47. παρενόμησε.
— 489. lin. sq. τοῦ δὲ Ἀλεξάνδρου τὴν κεφαλὴν κ. τ. λ.;

womit jetzt zu vergleichen ist die Erzählung in Diodori Excerpta Escurial. περὶ ἐπιβουλῶν Nr. XX. pag. 23. ed. Feder; welcher ebendaselbst zum folgenden §. des Josephus p. 489. lin. 43 sqq. eine Epikrise des Dindorf'schen Textes giebt.

Libr. XIII. 8. p. 539. l. 23. Ddf. τῶν προέδρων ἐπεψήφισε Δωρόθεος Ἐρχιεὺς καὶ οἱ συμπρόεδροι τῷ δήμῳ. Hemsterhuis ad Luciani Timon. 44. p. 157. sq. corrigirt: — ἐπεψήφιζε Δωρόθεος ἀρχιερεὺς κ. οἱ σ. τ. δ. und unten l. 40. sq. — καὶ Παναθηναίοις καὶ Ἐλευσι-

νίοις ἐν τοῖς γυμνικοῖς ἀγῶσι statt: — καὶ Παναθηναίων καὶ Ἐλευσινίων, καὶ ἐν τ. γ. αγ. (ibid. p. 167.)

Libr. XVIII.

P. 872. lin. 3. Πιλάτος — P. 698. lin. 15. Πιλᾶτος.

Vergl. Steph. Thesaur. VI. p. 1080 ed. Didot. In der editio bilinguis des N. T. London 1810 hat der altgriechische Text jene Accentuation: der neugriechische diese *).

Zu Flavii Josephi Vita

Tom. III. p. 10. l. extr. — — — P. 796. l. extr. Ἰοῦστος

bemerke ich, daß man über diesen Redner und Geschichtschreiber Justus von Tiberias den J. G. Vossius de Historicc. Grr. II. 8. p. 241—243 nachlesen muß. Jetzt finden sich Fragmente seiner Geschichte in den Eclogae Photianae — ad Historiam Judaeorum im Anhang zum 2. Bande dieser dindorf'schen Ausgabe des Josephus.

Josephus de bello Judaico

Prooemium

Ed. Oberthür. Tom. III.	Ed. Dindorf. Vol. II.
P. 128. lin. 10. infr. τὸ δὲ ἀκριβὲς	P. 4. lin. 10. τὸ δ' ἀκριβὲς
— — — infr. ὁμόφυλον ἡμῖν συνεπαρθήσεσθαι	P. 5. lin. 6. ὁμοφ. συνεπαρθήσεσθαι σφίσιν
— 130. ante med. οὐχ ὁρῶσι δὲ — —	— lin. 24. οὐχ ὁρῶ δὲ
— — med. παρὰ τοῖς Ἱεροσολύμοις	— lin. 28. περὶ τ. Ἰ.
— — infr. κατηγορικῶς λέγομεν ἢ τοῖς	— lin. 45. κ. λέγομεν τοῖς
— 132. supr. ἐλαχίστοις — — —	— 6. lin. 5. ἐλαχίστους
— — med. τὰ μὴ προϊστορηθέντα	— lin. 16. τὰ προϊστορηθέντα
— — post med. Ἕλλησί τε καὶ βαρβάροις	— lin. 22. Ἕλλ. τ. κ. Ῥωμαίοις
— 134. supr. τῇ πατρίᾳ φωνῇ μεταβάλλοντες	— lin. 37. τῇ πατρίῳ φ. μεταβαλόντες
— — — ἐκεῖθεν τὴν ἀρχὴν ποιήσομαι	— lin. 40. τὴν ἀρχ. ἐκ. ποιήσομαι.
— — ante med. οἱ τούτων ἔγγονοι	— lin. 47. οἱ τ. ἔκγονοι
— — — — Σόσιον — —	— lin. 50. Σόσσιον

(und so auch beständig bey Plutarch, obschon die Römer Sosius schreiben, z. B. Symposiac p. 471 sqq. ed. Wyttenb.)

— — infr. ὁλοσχερῶς καὶ κατὰ κράτος	— 7. lin. 10. [ὁλ. καὶ] κ. κρ.
— 136. infr. διακρίνων τὰ πάθη	— lin. 47. διακρινῶ δὲ τὰ πάθη. —

Und so mögen die Lections-Proben aus dem Prooemium hinreichen.

Cap. I. 1. p. 8. l. 13 sqq. Ddf. Στάσεως τοῖς δυνατοῖς Ἰουδαίων ἐμπεσούσης, καθ' ὃν καιρὸν Ἀντίοχος — Ἐπιφανὴς κ. τ. λ. Hiermit vergleiche man Antiqq. Jud. XII. 5. 2., wo Josephus sagt, daß er hier (de bello Jud.) diese Begebenheiten: die Eroberung von Jerusalem durch Antiochus, die Plünderung des Tempels u. s. w. nur summarisch erzählt habe, und sie eben deßwegen dort (Antiqq. Jud.) ausführlicher behandeln wolle; das B. Jud. war nämlich früher verfaßt. (Vergl. Hudson zu unserer Stelle pag. 51).

Libr. II. 13. 5. p. 109. l. 10. Ddf. καὶ

*) Libr. XIX. 2. 5. p. 752. l. 23. ἀπαμφιασθείσης εὐνοίας, nach der schönen Verbesserung von Lowth. (s. Plutarch. cur Pythia p. 665. Wyttenb. Philo Jud. Tom. I. p. 358 et Bekker Anecdott. grr. I. p. 415.) — Libr. XIX. 4. 6. p. 758. l. 10. Dindf. τὴν ἐκλειπίαν. S. Lud. Dindorf in Thesaur. Paris. III. p. 473, und überhaupt über diese Wortformen Lobeck ad Phrynich. p. 503 und über deren Gebrauch bey Philo Jud. meine deutsche Schriften III. 2. S. 426 f.

πᾶς ὁ δῆμος συνεφήψατο τῆς ἀμύνης. Ueber dieses letztere bey Attikern ungebräuchliche Wort habe ich zum Plotin III. p. 228 Mehreres beygebracht, und dabey bemerkt, daß Haverkamp hierin irrig eine jonische Form suchte, im Index Josephi sub. h. v.

Libr. III. 5. 7. p. 152. l. 28 Ddf. in der Beschreibung der römischen Schlachtordnung: Οὕτως αὐτῶν συναφεῖς μὲν αἱ τάξεις, wie auch diese neueste Ausgabe mit Recht diese so vielfach geschriebene Stelle giebt; und Plotin bestätigt diese Lesart (s. Vol. III. p. 242).

— III. 10. 7. p. 178 Dindf. Von der Quelle des Jordan: ἐκ τῆς καλουμένης Φιάλης κ. τ. λ. Die ganze Stelle liefert Belege für die sogenannte geographische Metapher; worüber in den deutsch. Schriften zur gr. und röm. Liter. S. 777. ein Mehreres von mir bemerkt worden. Es folgt darauf die Beschreibung des See's und der gleichnamigen Gegend von Gennesar (Γεννησάρ); womit man die Schilderung der Umgegend von Jericho und ihrer fruchtbaren Fluren (de bell. Jud. IV. 8. 3.) vergleiche — Naturgemälde, die an das Beste erinnern, was die griechische Prosa in dieser Art aufzuweisen hat, z. B. an die Schilderung des Thales Tempe beym Aelianus (V. H. III. 1). — Zu den in anderem Sinn belebten und seelenvollen Parthien gehört:

— IV. 5. 2. p. 204 Ddf. Die Scene der Ermordung des Priesters Ananos (Ἄνανος) mit dem Elogium und der Charakterschilderung desselben.

— IV. 7. 2. l. 9. p. 210 Ddf. ἄδειαν ἔσχον. Vorher stand hier: ἔχον. Hemsterhuis ad Luciani tyrannicid. 13. p. 151 änderte εἶχον und übersetzte: „Itaque propter seditionem et turbam in metropoli plenam facultatem habebant nequissimi accolae ad rapinas.“ Dieß hängt mit: IV. 9. 10. p. 220 Ddf. oder mit dem schauervollen Bericht von den unter Johannes von den Zeloten (Ζηλωταὶ) in Jerusalem verübten Greueln zusammen; worin Josephus eine Kraft der Darstellung bewährt, wie sie seinem Vorbilde Thucydides vor Andern eigen ist. — Hieran schließen sich nun an:

V. 1. 3. p. 229 sq. Ddf. wo der Klageruf an Jerusalem, wie Josephus sich äußert, durch den Gedanken an die Pflicht des Geschichtschreibers zurückgedrängt wird, und V. 6. 1. p. 246 sq. Ddf.: die summarische Betrachtung über den durch den Bürgerkrieg von den Juden selbst verschuldeten Untergang Jerusalems, mit den denkwürdigen Schlußworten: Φημὶ γὰρ — ἄγεται.

VI. 4. 8. p. 290. Ddf. Stoische Tröstung über die Zerstörung des Tempels: das unentfliehbare Schicksal.

VII. 8. 7. p. 328 sqq. Ddf. Eleazar's zweyte Rede, ganz nach den Grundsätzen der Orphiker und Platoniker in den Ansichten über den geringen Werth dieses materiellen Lebens im Vergleich mit dem körperlosen künftigen: ὅτι συμφορὰ τὸ ζῆν ἐστιν ἀνθρώποις, οὐχὶ θάνατος κτλ.

VII. 11. 5. p. 336. Ddf. Schlußbekenntniß über diese Geschichte des Jüdischen Kriegs: Das Urtheil über seine Schreibart überlasse er Andern; dagegen scheue er sich nicht zu behaupten, daß er bey dieser ganzen Historie die Wahrheit als sein Ziel unverrückt vor Augen gehabt habe. — Und hiermit scheue ich mich auch nicht denjenigen zu widersprechen, die neuerlich gerade dieses Werk des Josephus so unmäßig verunglimpft haben *).

Fr. Creuzer.

*) Die in dieser Ausgabe des Josephus von Herrn Karl Müller auf 18 Seiten griechisch und lateinisch aus einer Abschrift von Mynoides Minas zum erstenmal herausgegebenen Fragmente von Historikern werde ich erst berühren, wenn ich die unter der Presse befindlichen viel wichtigern Excerpta Historicorum graecorum περὶ ἐπιβουλῶν e codice Escurialensi edita et explicata a C. A. L. Feder zu besprechen im Stande seyn werde.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juni.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Ende des punischen Söldnerkrieges.

(Fortsetzung.)

Weit eher und leichter faßte es auf Sardinien und Corsica, als auf Sicilien festen Fuß. Beyde Inseln waren, ganz abgesehen von ihrem Productenreichthum und finanziellem Ertrage, durch ihre Lage als Stapelplätze und zugleich auch als Bollwerke für Carthago's Handel mit Norditalien, Gallien und Spanien von größter Wichtigkeit, nur schwach bevölkert und es mangelte ihnen vorzüglich eine Reihe blühender und mächtiger griechischer Coloniestädte, wie sie sich auf Sicilien fanden.

Die Geschichte des ersten punischen Krieges theilte der Hr. V. zur Erleichterung der Uebersicht in fünf gut gewählte Perioden oder Abschnitte, von welchen der erste die Ereignisse vom Uebergange der Römer nach Sicilien bis zur Erbauung der ersten römischen Flotte enthält (von 264 — 261 v. Chr.). Er beurkundet hier überall ein sorgfältiges Studium der Quellen und eine umsichtsvolle Würdigung der Leistungen der Neuern. Mit feinem Takte wußte er bey den vielen Widersprüchen, welche die Quellen enthalten, das Wahre zu ermitteln. Treffend schildert er die Lage, in welche das Hülfegesuch der Mamertiner die Römer versetzte. Vom rechtlichen und moralischen Gesichtspunkte aus mußte der Senat dasselbe geradezu abschlagen. Es konnte ihm auch nicht entgehen, daß der Kampf auf und um Sicilien kein leichter sey. Weniger die Entfernung als die Getrenntheit Siciliens von Italien bot bedenkliche Schwierigkeiten dar, und noch größere entsprangen aus der Macht und dem Reichthume der dortigen blühenden Städte, unter denen Syracus allein eine staunenswerthe Kraft- und Machtenwicklung gezeigt hatte. Die größten aber lagen darin, daß Rom auf Sicilien einer Nebenbuhlerin begegnete, gegen welche es zwar schon lange geheimen Neid und Groll hegte, die ihm aber nicht bloß gewachsen, sondern in mehrfacher Hinsicht sogar überlegen war. Ein Kampf mit ihr, welcher, sobald Rom die erbetene Hülfe leistete, wegen offenbarer Verletzung der Verträge unvermeidlich war, gehörte um so mehr zu den schwierigsten, als die Quellen der Gegnerin unermeßlich, ja unerschöpflich schienen. Auf der andern Seite lag es aber klar vor Augen, daß, wenn Rom Messana keine Hülfe leistete und sich dem reißenden Strom dieser Macht nicht entgegenstellte, es in kurzer Zeit an Carthago einen Nachbar gewinnen würde, welcher vielleicht seine Existenz selbst bedrohte. Mit der Besitznahme Messana's, des Schlüssels zu Italien, waren nicht bloß alle Küsten Unteritaliens von Carthago's Schiffen unmittelbar bedroht, sondern es stand ihnen auch Italien selbst offen. Im Interesse Roms mußte es liegen, einem augenscheinlichen Kampfe mit Carthago um die Herrschaft in Italien so frühzeitig als möglich vorzubeugen. Die Stimme der Ehre und des Gewissens lag also mit der Politik in heftigem Widerstreite. Der Senat konnte in diesem Schwanken zu keinem festen Entschlusse kommen, und legte, weil ihm die Verantwortung eine zu schwere zu seyn schien, die Entscheidung in die Hand des Volkes, welches weder die Macht Carthago's kannte, noch einen Begriff

von der Dauer und den für diesen Krieg erforderlichen Opfern hatte. Dieses ließ sich durch das Bild von den Reichthümern Siciliens und der deßhalb zu erwartenden vielen Beute leicht blenden, und setzte sich über Ehren- und Gewissens-Scrupel schnell hinweg. Doch kam der Volksbeschluß nicht gleich zur Ausführung, da den Senat, wie es scheint, moralische Rücksichten veranlaßten, mit der Absendung der Hülfstruppen zu zögern. Erst als die Kunde von einer Demonstration Hiero's gegen die Mamertiner, nicht aber die von einer zweyten Besitznahme der Burg Messana's von Seiten der Carthager nach Rom gelangte, neigte sich auch die Mehrzahl des Senats auf die Seite derer, welche augenblickliche Hülfe für gut befunden hatten.

Die Ausführung dieses Volksbeschlusses war der Anfang des großen Dramas, in welchem es sich für die Römer nicht bloß um die Erhebung gegen eine schädliche Macht, um eine Pflicht der Selbsterhaltung und Gegenwehr oder um weise Vorsichtsmaaßregeln für die Zukunft, sondern um die Herrschaft des Mittelmeeres und der Küstenländer desselben handelte. Die Lage, in welche Hiero durch das Auftreten der Römer auf Sicilien versetzt ward, das Verhältniß, in welches er zu ihnen trat, die raschen Fortschritte, welche sie machten, sind ausführlich und mit Sorgfalt dargestellt.

Im zweyten Abschnitte erzählt der Hr. V. die Begebenheiten von der Erbauung der ersten römischen Kriegsflotte bis zur Versetzung des Krieges nach Africa (v. 260—257 v. Chr.) mit derselben Genauigkeit und vorsichtigen Benützung der verschiedenen Angaben der Quellen, welche er schon im ersten zeigte. Die Hauptursache davon, daß die Römer noch nicht im Stande waren, die Carthager aus dem Gleichgewichte zu bringen und von Sicilien zu verdrängen, wird mit Recht darin gesucht, daß ihnen eine Flotte mangelte. Durch die Ausrüstung einer Flotte verschafften sie sich nicht bloß die Möglichkeit, das reiche und mächtige Carthago zu stürzen, sondern bahnten sich auch den Weg zur Weltherrschaft.

Die Begeisterung und Energie, welche die Römer bey dieser Gelegenheit entwickelten, so wie ihre Geschicklichkeit und Klugheit in der Handhabung und Leitung der Seeangelegenheiten ist ein Stempel ihrer Größe. Sie gewannen die erste Seeschlacht, welche sie mit der ersten Seemacht jener Zeit bestanden. Der dritte Abschnitt stellt den Krieg der Römer in Africa (von 256 — 255 v. Chr.) mit großer Gewandtheit dar, und berichtigt einige kleine Versehen Niebuhr's. Die Römer sahen sehr wohl ein, daß Carthago nur in Africa selbst besiegt werden könne. Nach der dreyfachen Seeschlacht zwischen Heraclea und dem Berge Eknomus, in welcher die Carthager ungeheuern Verlust erlitten und ihr Vertrauen und ihr Muth geschwächt wurde, konnten die Römer mit Gewalt der Waffen von einer sofortigen Landung in Africa nicht mehr abgehalten werden. Die erstaunlichen Fortschritte, welche sie daselbst machten, stellt Hr. V. eben so umständlich als anziehend dar. Es kam in kurzer Zeit so weit, daß es in des Regulus Hand lag, ohne Verletzung des Ehrgefühles Carthago's seinem Vaterlande einen eben so vortheilhaften als glorreichen Frieden zu ermitteln und das schon jetzt zu erreichen, was Rom erst am Ende dieses Krieges durch große Verluste und Opfer und mit dem Leben von mehr als hunderttausend Bürgern und Bundesgenossen errang. Allein Regulus benahm sich gegen die Abgeordneten, wie einer, der einen vollständigen Sieg für gewiß hält, und stellte solche Forderungen, daß den Carthagern selbst bey einer gänzlichen Unterwerfung ein Sieger nichts Schwereres und Drückenderes auferlegen konnte. Diese unbeugsame und unbarmherzige Härte seines Charakters setzen seine Verdienste um Rom in Schatten.

Die glückliche Wendung der Dinge, welche für die Carthager nach diesem unklugen Benehmen des Regulus eintrat, weiß der Hr. V. sehr gut zu motiviren, und die Bedeutung, welche die Ankunft griechischer Söldner und des Xanthippus für sie hatte, gehörig zu würdigen. Aus der Verschiedenheit der Sagen, welche sich über die Rückkehr der Lacedämonier erhielten, läßt sich nur so viel abnehmen, daß Xanthippus und seine Genossen von Seite Carthago's zwar mit Undank behandelt, aber Unglücksfälle, welche die Heimkehrenden trafen, mit Unrecht als ein Werk carthagischer Falschheit und Treulosigkeit ausgeschrieen wurden. Ueber das Schicksal, welches Xanthippus nach seiner Rückkehr hatte, schweigen die Berichte.

Der vierte Abschnitt gibt die Ereignisse vom Verluste Agrigents bis zur Belagerung Lilibäums (255 — 250 v. Chr.).

Das Auftreten des Regulus in Rom, wohin er von Carthago geschickt ward, um Frieden zu vermitteln, beurtheilt der Hr. V. ganz richtig. In der Begeisterung für die Tugend, das Rechtsgefühl und die Vaterlandsliebe eines solchen Römers herrschte nur eine Stimme, die der Bewunderung und des Lobes; aber unverkennbar spricht aus seinem ganzen Benehmen zugleich Schroffheit, Kälte und Härte. Daß er nach seiner Rückkehr eine grausame Behandlung erfuhr und eines gewaltsamen Todes starb, zieht Niebuhr ohne Grund in Zweifel.

Minder interessant ist der fünfte oder letzte Abschnitt, welcher die Ereignisse von der Belagerung Lilibäums bis zum Frieden zwischen Rom und Carthago umfaßt (von 250 — 241 v. Chr.).

Ergreifend schildert der Hr. V. den Patriotismus, welcher, als Rom's Glücksstern zu erblassen schien, fast plötzlich ein glückliches Ende des langen Kampfes herbeyführte. Reiche Privatleute, insbesondere aber die Obrigkeiten beschlossen mit edlem Wetteifer die Ausrüstung einer Flotte aus ihren Mitteln und Hülfsquellen, und setzten dieß auch in's Werk. Auf das Erscheinen einer römischen Kriegsflotte war Carthago nicht vorbereitet. Der Consul Lutatius Catulus brachte darauf den Carthagern bey den ägäischen Inseln (241 v. Chr.) eine Niederlage bey, die zwar keine vollständige war, aber dennoch entscheidende Folgen hatte, und nothwendig das Ende des unheilvollen Kampfes herbeyführte. Außer der Erschöpfung der Carthager kamen noch andere Motive hinzu, welche ihre Hoffnungslosigkeit erhöhten und vermehrten. Sie konnten nicht absehen, wie und auf welche Weise sie den Krieg fortführen sollten, da es eben so sehr an neuen Seesoldaten, wie an erprobten Feldherren gebrach. Sie verhehlten sich nicht mehr, daß Sicilien bereits so gut, wie verloren war, daß zuletzt doch die Tapferkeit der in Eroberungen eben so unersättlichen als bewunderungswürdig ausdauernden Römer den Sieg über sie davon tragen würde, und daß es somit tollkühn wäre, noch länger in den Eingeweiden des Staates zu wühlen, wenn man nach so traurigen Erfahrungen und so ungeheuern Opfern auf der Fortsetzung des Kampfes bestehen wollte.

Was wir über die innere Geschichte Roms aus diesem ganzen Zeitraume wissen, beruht auf dürftigen und zerstreuten Angaben, aus denen sich indeß so viel mit Sicherheit ermitteln läßt, daß dieser so lange und kostspielige Krieg nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die innern Verhältnisse des Staates war. Macht und Blüthe der italischen Völker waren schon vor demselben gebrochen und es war eine Unmöglichkeit, daß sie sich bis zum Ausbruche desselben wieder hätten erheben können. Rom war in dieser Zeit bey seiner schlauen Politik viel zu vorsichtig, als daß es sich nicht gescheut hätte, sie durch ein eigentliches Erpressungssystem zum Aufstande zu reizen. Uebrigens hatte es durch Colonien seine Herrschaft an gefährlichen Punkten zu sichern gesucht, und sandte auch während des Krieges mehrere neue aus. Mehr als die Städte Italiens mußten aber die Siciliens unter den Contributionen und Brandschatzungen der Römer seufzen, da angeblich in ihrem Interesse der Krieg gegen Karthago geführt wurde, und sie wegen der Nähe der römischen Macht an keine Weigerung denken konnten. Das Steigen der Anzahl römischer Bürger, welches die Census ausweisen, würde bey den stattgefundenen Kriegen und Eroberungen unmöglich scheinen, wenn man nicht wüßte, daß Rom die entstandenen Lücken eines Theiles durch Freygelassene, andern Theiles durch Verleihung des Bürgerrechtes an ergebene Städte ergänzte und auf diese Weise die Jugendlichkeit, Unbesiegbarkeit und Größe der Republik fortwährend sicherte, indem es sich auf Kosten des übrigen Italiens ergänzte. Daß die Libertinen vor dem Ausbruche des zweyten punischen Krieges in sämmtlichen Tribus waren, ersieht man aus der Maaßregel der damaligen Censoren, welche sie wieder auf die vier städtischen Tribus beschränkten.

Die Reduction des römischen Kupfergeldes von zwölf auf zwey Unzen hatte ihren Grund nicht in einem Steigen des Kupferwerthes wegen Verminderung desselben, sondern es lag lediglich im Interesse des Staates, Kupfer über dem Werthe auszumünzen. Man sah es als einen augenscheinlichen Vortheil an, leichtere Münzen zu demselben Nominal-

werthe, wie die schwerern, auszugeben. Es scheint, daß man schon im Kriege mit Pyrrhus leichtere Münzen in Umlauf setzte, und daß die Verringerung im punischen Kriege immer mehr zunahm, je mehr man Geld brauchte. Uebrigens ward die Reduction nicht jedesmal durch ein förmliches Gesetz sanctionirt, sondern beruhte auf dem durch die Noth gebotenen Gutachten des Senates und der Münzbehörde insbesondere.

Die Einführung des Sextantarfußes scheint mit der Reform der römischen Centuriat-Comitien in wesentlichem Zusammenhange zu stehen, welche sich nicht als ein Werk der Decemviralgesetzgebung betrachten läßt, die sich mehr auf Regulirung der persönlichen oder Privatverhältnisse bezog, keineswegs auf eine Umgestaltung der ganzen Verfassung. Die Schließung der 35 Tribus, welche 241 v. Chr. erfolgte, war keine Sache des Zufalls, sondern beruhte auf innerer Nothwendigkeit, so daß sich eine Reform der Centuriat-Comitien daran knüpfen mußte, da mit Erfüllung der 35 Tribus die römische Verfassung in eine ganz neue Sphäre trat. Es war die der Ausgleichung Roms mit Italien, und sie reichte von dem Zeitpunkte an, wo das politische Uebergewicht Italiens über die alte Welt anhebt, bis zu seiner Vollendung, mit der sich zugleich die politische Kraft des Bodens und weil diese die äußerste des Volkes selbst ist, auch die des ganzen alten Staates erschöpfte. Die Gebrechen des Staatsorganismus waren im ersten punischen Kriege deutlich hervorgetreten, so daß Rom auf ganz neue Bahnen gewiesen ward. Je lebendiger die Hoffnung auf das Anwachsen seiner Herrschaft nach Außen auflebte, desto mehr sah es sich veranlaßt, seine inneren Verhältnisse so zu gestalten, daß es nicht mehr in Opposition zu Italien, sondern Italien in Opposition zu dem Auslande trat. Es gab keinen zeitgemäßeren Augenblick, die alte servianische Verfassung in eine freyere demokratische umzuwandeln, als am Schluße des ersten punischen Krieges. Rom mußte, da die Erlangung von Sicilien ganz neue Gesichtskreise darbot, seine waffenfähigen Bürger vermehren, wollte es anders seinen Feinden mit gehörigem Nachdrucke begegnen.

So war nicht bloß aus diesem, sondern aus einem andern Grunde die Vermehrung der Tribus geboten. Durch den Krieg mit Pyrrhus und durch den ersten punischen hatten nämlich die Vermögensverhältnisse eine bedeutende Veränderung erfahren; der Reichthum, welchen Viele durch den Krieg und den bey so großen Erfordernissen schwunghaften Handelsverkehr erlangten, brachte ein Mißverhältniß in die Classen und deren Centurien, welches eine Ausgleichung erforderte. Nach erfolgtem Siege war also eine Umgestaltung der Gemeinde-Versammlung theils als Schlußstein der Eintracht, theils als Entschädigung für die dargebrachten Opfer und Dienste, theils als Ausgleichung der schroffen persönlichen und localen Mißverhältnisse zeitgemäßer als je. Auch trug zu dieser Reform die Einführung des Sextantarfußes 241 v. Chr. viel bey. Während des Krieges hatte man an neue Steuersätze und an eine als nothwendig sich ergebende Umgestaltung der Centurien-Verfassung nicht denken können. Wäre sie auch bey Einführung des neuen Münzfußes unbeachtet geblieben, so würde nicht nur die Staatscassa in ein bedeutendes Deficit gerathen, sondern die Verfassung selbst in ein ungeheueres Mißverhältniß mit den Anforderungen der Gegenwart gekommen seyn. Hinsichtlich der Art der Reform stimmt der Hr. V. im Allgemeinen mit Recht Göttling bey.

Nach Abschluß der 35 Tribus wurden dieselben durch die Theilung in die cent. juniorum seniorumque verdoppelt. Die Centurien wurden eine Unterabtheilung der Tribus, während sie früher, ganz unabhängig von den Tribus, nur Unterabtheilungen der Classen waren. Daß die Tribus und nicht die Classen dem Principe nach in Centurien getheilt wurden, ergiebt sich daraus, daß die Centurien ihren Eigennamen von der Tribus entlehnten, und mit Hinzufügung desselben cent. seniorum und juniorum aufgeführt wurden. Die Eintheilung in fünf Classen ward beybehalten, da eine Aufhebung der Classen nach dem Vermögen eine ungeheuere Verwirrung herbeygeführt haben würde.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juni.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes Kaisers Mathias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Erster Band mit Khlesl's Porträt. Inhalt: Khlesl's Leben erstes, zweytes und drittes Buch. Urkunden-Sammlung No. 1—177. Wien 1847.

Freiherr von Hammer-Purgstall hat sich schon in seiner Geschichte der Osmannen [1]) als einen warmen Verehrer des Geistes und der Geschäftstüchtigkeit des Cardinals Khlesl ausgesprochen und ist so mit anerkennungswürdiger Entschiedenheit dem Urtheil entgegengetreten, welches Religionshaß und Leidenschaft über diesen Mann sich gebildet hatte.

Wir vernahmen daher mit Freude, daß der hochverdiente Verfasser der osmannischen Geschichte sich selbst nicht bloß dem Geschäfte der Sammlung der Schriften Khlesl's, sondern der Bearbeitung seines Lebens und Wirkens unterziehen wolle. Monographien hervorragender, ausgezeichneter und einflußreicher Männer zeigen uns, wofern sie mit Fleiß, Geist und Benützung aller vorhandenen Mittel bearbeitet sind, treuer das Bild ihrer Zeit als allgemeine Geschichten und sind insbesondere angewiesen, auf viele wichtige und bezeichnende Einzelnheiten mehr einzugehen, als es bey allgemeinen Darstellungen zuläßig und möglich ist. Namentlich fällt Khlesl's Wirksamkeit in eine ereignißvolle, vielbewegte Zeit und er ist der Mittelpunct vieler wichtiger Ereignisse, die einer Aufklärung im höchsten Grade bedürfen. Wir kennen kaum eine Periode der österreichischen Reichsgeschichte, welche der dunkeln Stellen so viele darböte, wie die von der zweyten Hälfte des 16. und von den ersten beyden Decennien des 17. Jahrhunderts. Dem Verfasser kömmt noch überdieß zu statten, daß seinem berühmten Namen sich alle Archivschätze um so leichter öffneten, was einem Andern kaum erreichbar gewesen wäre. In der Vorrede nennt er dankbar 45 Archive des österreichischen Kaiserstaates und des übrigen Deutschlands, aus denen er Mittheilungen erhielt.

Daß der Herr Verfasser die Größe seiner Aufgabe und ihren Umfang sich klar vor Augen gestellt habe, beweiset folgende Aeußerung des Vorworts:

„Khlesl's" Leben fällt in die 47 letzten Jahre des XVI.

---

1) Auch sein Lieblingsthema, den mit so wenig Nutzen und so viel Aufwand von Gelehrsamkeit und Leidenschaft geführten Streit wegen Grätz und Gratz, bespricht Herr v. Hammer-Purgstall in der Vorrede, indem er aus der Handschrift Khlesl's den Beweis liefert, daß nicht Grätz sondern Gratz gesprochen werden müsse. Seither hat er (in den Wiener-Jahrbüchern CXIX. 219) eine neue Stütze in dem berühmten Jesuiten Possevin gefunden, welcher auf seiner Reise von Venedig nach Polen à grace reiste — „ein Beweis mehr, daß zu Ende des 16. Jahrhunderts der Name der Hauptstadt der Steiermark nicht anders als Gratz ausgesprochen ward." Indessen scheinen auch damals, wie früher und später beyde Formen gebraucht worden zu seyn, wie denn z. B. Aeneas Sylvius, der doch ebenfalls um die Sache wissen mußte, seine Briefe immer ex grezio schrieb, apud gretzium baioaricum, als epist. CXXXII. CXXXV. CCLXVI u. s. w. Ja selbst Khlesl I. II. 291 schreibt Gretium.

und in die ersten dreyßig des XVII. Jahrhunderts und ein halbes umfaßt der Zeitraum seiner unermüdeten, überall durchgreifenden Geschäftsthätigkeit. Die Zeit war eine der trübsten, nicht nur der deutschen Geschichte überhaupt, sondern der Oesterreichs insbesonders, umwölkt durch Bruderzwist der Herrscher, der Religionsparteyung der Völker unter der Regierung Rudolphs II. und seines Bruders Mathias, durch die Entthronung jenes durch diesen, von dessen Werkzeugen und Hebeln der wichtigste Khlesl. Die sieben Jahre seiner höchsten Macht als Cabinets-Director des Kaisers Mathias füllen dessen Regierungsjahre bis auf das letzte so ganz aus, daß keine einzige große Staatshandlung aufzufinden, die nicht mit Khlesl's Namen besiegelt wäre. Da bey den drey Vergleichen zwischen Rudolph und Mathias und bey den verschiedenen Ansprüchen der Erzherzoge auf die Thronfolge Kaisers Mathias, welche mit Ueberspringung der Brüder Rudolphs von Mathias auf die Linie Ferdinands überging, die wichtigsten Fragen österreichischen Staatsrechtes und der alten Hausverträge zur Sprache kommen, so gibt sich das politische Interesse der Lebensgeschichte Khlesl's während der Zeit seiner unumschränkten Vollgewalt von selbst kund. Aber diese Lebensgeschichte ist von eben so großem canonischen Interesse in der frühern Zeit seines Wirkens als passauischer Official, indem er, so lange er Official, durch seine Uebergriffe von der geistlichen Gerichtsbarkeit in die weltliche mit den Behörden der letzten in beständigem Streit, sobald er aber im Cabinete, die Rechte der Regierung mit eben so großem Eifer vertheidigte, als er dieselben früher angegriffen hatte. An der Spitze der von Rudolph in Oesterreich, von Carl in Steiermark begonnenen Restauration des Katholicismus ein eifriger, aber nichts weniger als fanatischer Reformator. Seine Lebensgeschichte ist also durch die Begebenheiten, in die sie eingreift, eine höchst wichtige für Oesterreichs Staats- und Kirchengeschichte, welche hiedurch neu beleuchtet wird."

Ueber den Umfang der angelegten Sammlung und der gemachten Vorstudien heißt es ebendaselbst:

„Drey Jahre lang habe ich aus Staats- und Privatarchiven, aus einheimischen und ausländischen, nicht nur Khlesl's eigenhändige Briefe und von ihm aufgesetzte Staatsschreiben und Denkschriften, sondern auch alle ihn betreffenden Decrete, Diplome, Rescripte, Breven und andere Acten gesammelt, so daß die Anzahl der unmittelbar aus seiner Feder oder seinem Munde geflossenen eigenhändigen oder dictirten und hernach eigenhändig ausgebesserten Aufsätze nicht weniger als ein halbes Tausend beträgt."

Nach diesen Versicherungen und Voraussetzungen haben wir mit nicht geringen Erwartungen das Buch in die Hände genommen und wir wollen nicht leugnen, daß wir es denselben nicht entsprechend gefunden haben [2]). Freylich läßt sich aus dem vor-

2) Schon die S. XIX—XXIV. gegebene „Literatur der gedruckten Quellen" muß großen Zweifel darüber erregen, ob der Abfassung dieses Werkes eine durchgreifende Sorgfalt gewidmet worden sey. Von mehreren verstümmelten Citaten (z. B. Amydenius. Theodor. — ohne weiteren Beysatz — Adlzreiter Annales V. 11 ... Baur Sammlungen, historisch-biographische I. 180 .... Budaei historia ..... Buchinger Geschichte von Passau, wo zwar vier Seitenzahlen, aber nicht der betreffende Band angezeigt werden) abgesehen, heißt der bekannte Schriftsteller Kham hier Khain; Sinnacher, der Geschichtschreiber von Brixen, hier Sennacher, der Jesuit Hansitz hier Hansicz, der jetzige Bischof in Straßburg Nicol. Näß, hier Reeß. Schier's deutsch geschriebene Geschichte der Erzbischöfe und Bischöfe Wiens hat hier einen lateinischen Titel. Die bey Mich. Lindauer in München gedruckte, von dem Domdecan Jos. v. Heckenstaller verfaßte, aber ohne Beyfügung seines Namens herausgegebene dissertatio de antiquitate . . ecclesiae cathedr. frising. ist so aufgeführt, als wäre ein Monachus Lindauer Verfasser derselben und S. XXII. wird zum Ueberfluße Lindauer abermals und zwar als der Verfasser einer (gar nicht existirenden) deutschen Abhandlung über die „Alterthümer" der Kirche zu Freysing mit Hinweisung auf eine unrichtige Seitenzahl allegirt. Königsdorfers Geschichte des Klosters z. hl. Kreuz in Donauwörth hat nicht 2, sondern 4 Bände. Der in der Zeitschrift für Bayern ꝛc. abgedruckte Aufsatz v. Stumpf über Khlesl's Brautwerbung für den Erzherzog Mathias wird zweymal (unter „Stumpf" und „Zeitschrift") in das Quellen-Verzeichniß eingestellt, und einmal auf den ersten, das andere Mal auf den zweyten Band dieser Zeitschrift verwiesen. Bey den „unschuldigen Nachrichten" wird bloß eine Seitenzahl, aber kein Band oder Jahrgang angegeben. Dagegen ist der Titel der Beckmannischen Historie des Fürstenthums Anhalt der ganzen Länge nach abgeschrieben und sogar darauf aufmerksam gemacht worden, daß dem Verfasser (oder einem seiner Gehülfen?) die 3 Folio-Bände dieses Werkes in Einem ungeheuren Bande vorgelegen haben. — Uebrigens finden sich in diesem Verzeichniße Schriften, auf welche das

liegenden ersten Bande — das Werk ist der Angabe des Verfassers gemäß auf deren vier berechnet — noch kein bestimmtes Urtheil gründen. Es reicht dieser erste Band bis zum Jahre 1606. Die Erzählung der Geschichte Khlesl's umfaßt 233, die beygegebene Urkunden-Sammlung hingegen 428 Seiten.

Der Hr. Verf. behauptet, daß Khlesl's Vorältern schon seit dem 12. Jahrhundert in Wien eingebürgert gewesen. Daß es Khlesl — ein Bürgergeschlecht dieses Namens — gegeben, hat er nachgewiesen, während Höller [3]) ganz trocken seinen Vater einen Franken nennt. Khlesl war bekanntlich Convertit. Sehr unangenehm hat uns berührt, was H. über die Motive seiner Conversion durchscheinen läßt. Er meint, es sey der Grund der bloßen Ueberzeugung nicht vorauszusetzen bey Bekehrungen, noch der durch bloßes Interesse — es könnte wohl Ehrgeitz „zu dessen Befriedigung der Katholicismus in Oesterreich ein weit größeres Feld darbot, als das Lutherthum" und sein fernhin berechnender politischer Kopf gewesen seyn was seine Bekehrung bewirkte. K. war zur Zeit seines Uebertrittes noch ein kaum heranreifender Jüngling. Weitläufige Berechnungen und ängstliches Abwägen, was vortheilhafter und förderlicher, ist diesen Jahren nicht eigen. Auch finden wir in K. Lebenslauf keinen Grund, ihn der religiösen Heucheley zu zeihen und seinen entschiedenen Katholicismus zu bezweifeln. Ob denn wirklich der Katholicismus gerade um die Zeit, in der K. zur katholischen Kirche zurücktrat — unter K. Maximilian II., von dem man inner- und außerhalb Oesterreichs freylich allzu sanguinisch Durchführung der Reformation im Sinne des Lutherthums erwartete — so viele Aussichten dargeboten habe, wäre erst noch die Frage. — Es wird dann die Laufbahn K. beschrieben, sein Eintritt in das Alumnat der Jesuiten in Wien, seine weitere Ausbildung auf der Universität Ingolstadt und seine schnelle Beförderung zu einflußreichen Aemtern. Seine Gönner und Beförderer waren der Jesuit Georg Scherer und der berühmte Reichshofrath Dr. Georg Eder.

S. 9 wird über den kirchlichen Zustand Oesterreichs zur Zeit, in der Khl. als Official des Bischofs von Passau im Lande u. d. Ens (1580) auftrat, berichtet. Wie sich's von selbst versteht, muß der Herr Verf. in die frühere Zeit zurückgreifen. Die Geschichte des Protestantismus ist übrigens nicht befriedigend ausgefallen und wir bezweifeln, ob sich irgend einer der Leser dieses Buches nicht ein klares, sondern nur irgend ein bestimmtes Bild von dem Verlaufe der Dinge in Oesterreich wird machen können. Offenbar mangeln hier die Vorstudien und das Ganze beschränkt sich darauf, einige Ereignisse ohne allen Zusammenhang — aus den bekannten Geschichtsbüchern: Raupach, Waldau u. s. w. herauszuheben und sie in pikanter Umkleidung darzustellen. Ueber den Grund der schnellen Verbreitung der Neulehre, über die Mittel, deren man sich bediente — keine Sylbe.

S. 11 wird erzählt, daß die Stände von Niederösterreich auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 einen vergeblichen Versuch gemacht, freye Religionsübung der Augsburger Confession zu erhalten; daß sie im Herbste zuvor auf dem Landtage zu Steier ihre Beschwerden gemeinschaftlich berathschlagt und die erste Unterschrift der evangelischen Stände unter der Ens die des Abbts zu den Schotten gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Prädicat „Quellen" nicht von ferne paßt. Hoffentlich sind die Abschriften und Abdrücke der nur zu zahlreich gegebenen Urkunden mit größerer Pünktlichkeit behandelt worden.

3) Specimen Historiae Cancell. Univ. Vien. 104: natus Viennae 1553 e patre e Franconia oriundo. — In Höninghaus Verzeichniße denkwürdiger Bekehrungen wird gleichfalls behauptet, Khlesel sey aus Franken gebürtig gewesen. Bey bayerschen Schriftstellern hat sich die Meynung, Khlesel habe einen Bürger der Stadt München zum Vater gehabt, bis auf die neueste Zeit erhalten. S. Marggraffs München mit seinen Kunstschätzen und Merkwürdigkeiten. München 1846.

Geschichte Roms vom Anfange des ersten punischen Krieges bis zum Ende des punischen Söldnerkrieges.

(Schluß.)

Indeß ward dem Vermögen die Majorität entzogen, da jede Classe nunmehr gleich viele Stimmen hatte, so wie der Unterschied nach dem Alter in cent. seniorum und juniorum beybehalten ward im Gegensatze zu den Tribut-Comitien. Jedoch bestand darin ein wesentlicher Unterschied, daß die Centurien, indem der Unterschied des Alters sich innerhalb jeder Tribus hielt, weit engere Körperschaften mit localer Grundlage wurden. Die 35 Tribus oder 70 Centurien der Jüngern und Aeltern wurden in jeder der fünf Classen repräsentirt, so daß im Ganzen 5mal 70 Centurien, d. h. 350 vorhanden seyn mußten. Jede Tribus bestand somit aus 5 Centurien der Jüngern und 5 Centurien der Aeltern, und je zwey derselben gehörten einer der fünf Classen an, da der Unterschied des Alters, wie früher, in den Classen beybehalten ward. Für den Census wurden die einzelnen Tribus die Hauptgrundlage. Die Tribus als Grundstücke blieben unverändert, die Tribus als Classen von Menschen aber konnten einer Veränderung unterliegen, weßhalb die Versetzung in eine andere Tribus oder die Ausstoßung nur auf die letztere Art von Tribus bezogen werden kann.

Eine Gesammtzahl der Centurien läßt sich nach Hrn. H. Ansicht, der hierin von Göttling nicht ohne Grund abweicht, theils deßhalb nicht feststellen, weil eine solche nirgends vorliegt, theils weil mit Ausnahme der achtzehn Rittercenturien, deren Fortbestehen Göttling in Abrede stellt, die Zahl der übrigen Zusatzcenturien sehr problematisch ist, so daß sich ihm nur so viel sicher zu ergeben scheint, daß einige Centurien über 368 waren.

Während nach der servianischen Verfassung die Rittercenturien vor allen übrigen Centurien zuerst stimmten, ward nun eine Centurie der ersten Classe durch das Loos zur Prärogative auserkoren und diese stimmte zuerst. Nach Bekanntmachung ihres Resultates pflegten Reden an das Volk gehalten zu werden für oder gegen dasselbe, und es kommt vor, daß die cent. praerogativa sogar nochmals stimmte. Erst nach der Abstimmung der Praerogativa und erst nach Bekanntmachung des Resultates derselben erfolgte die Abstimmung der jure vocatae classenweise, ein Ausdruck, der nichts anderes als „nach gesetzmäßiger Weise“ bezeichnet, so daß von einer Reihenfolge dabey keine Rede ist.

Seit dieser Reform mußten die Curiat-Comitien als ein rein aristocratisches Institut immer mehr in den Hintergrund treten. Die Tribuscomitien aber behielten ihre bisherige Anordnung. Sie waren Versammlungen der Plebs; in den geographischen Bezirken hatten sie sich allmählig zu politischen Vereinen ausgebildet und in diesen ward nur nach Tribus abgestimmt. Die Patricier waren nur ihrer Tendenz, keineswegs dem Orte nach von ihnen ausgeschieden, sondern es stand ihnen frey, an den Versammlungen Antheil zu nehmen, wenn sie es anders in ihrem Interesse fanden. Die umgestalteten Curiat-Comitien, welche als Hauptversammlungen des Volkes alle Bürger ohne Unterschied umfaßten, konnten die Tributcomitien nie verdrängen, also nie die alleinige Repräsentation des ganzen Volkes erlangen. Das ultrademokratische Princip der letzteren und der heftige Widerstand von Seiten der darin vorsitzenden Tribunen, deren Macht bey ihrem Aufhören gebrochen worden wäre, ließen dieß nicht zu.

In den Staatswürden trat mit Ausnahme der Prätur keine Veränderung ein, und diese ist so bekannt, daß wir sie nicht zu berühren brauchen, sondern die Anzeige mit dem Wunsche schließen, daß die Fortsetzung dieses trefflichen Werkes so bald nachfolgen möge, als es unbeschadet der Gründlichkeit geschehen kann.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes Kaisers Mathias, Leben ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. v. H. hat diese Nachricht zum Theile — denn von der Unterschrift des Schottenabts als des ersten Namensunterschreibers der evangel. Stände verlautet nirgends eine Sylbe — aus Hoheneck [4]), Raupach und Waldau geschöpft. Auch Buchholtz VIII. 170 spricht hierüber. Wir haben einen genauen Bericht der Verhandlungen vor uns liegen, welcher die Sache in einem ganz andern Lichte darstellt. Im Anfange des Jahres 1547 hatte K. Ferd. die Ausschüße der N. O. Lande zu sich nach Prag berufen. Es handelte sich um Geldbewilligungen. Am 15. Febr. benachrichtigten die königlichen Commissäre — denn Ferdinand war inzwischen nach Leitmeritz abgereiset, — daß aus jedem der 5 Lande 2 Abgesandte zum nächsten Reichstage sich zu begeben hätten mit einer Schrift an den Kaiser und die Reichsstände, worin sie um Hilfe und Beystand gegen die Türken sich bewerben sollten. Prevenhuber sagt in seinen steyer. Annalen 266: „um Hülff, Beystand und Rettung wider den Türken .. zu bitten." Am 1. September traten Abgesandte der 5 Länder in Steyer zusammen — nicht aber ein Landtag — um die Schriften zu berathschlagen und eine Instruction zu entwerfen. Es wurde daselbst von den protest. Mitgliedern die Motion gemacht auch ein Gesuch um Religionsfreyheit beym Kaiser anzubringen und daher die Frage gestellt: ob man den Religionspunct anbringen oder weglassen soll? Der Abt von Schotten, Franz v. Saurau, der von Weichselberg und einige aus Steyer und Kärnthen stimmten für die Weglassung, wurden aber überstimmt. Es wurde dann wieder gefragt, ob diese Angelegenheit in einer besondern Schrift angebracht werden soll, oder ob sie der Bittschrift um Beystand einzuverleiben? Die Stimmenmehrheit fiel zu Gunsten des erstern Vorschlages aus. Der Abt von Schotten protestirte.

Die Schrift wurde verfaßt und vorgelesen. Der Schottenabt protestirte gegen ihren Inhalt. Herr v. Weichselberg wurde mit den Schriften zum Könige Ferdinand nach Prag gesendet zur Correctur. Die an die Reichsstände blieb unverändert, die wegen der Religion wurde ganz cassirt, dagegen aber ein Artikel wegen der Religionsangelegenheit, aber mit „einem etwas scharfen Ausfall gegen die protestirenden Stände" der Bittschrift an den Kaiser beygefügt. Es kann dieser nur die Bitte um Vergleichung in der Religion enthalten haben.

Als Weichselberger zurückkam, wurden die corrigirten Schriften ausgefertigt; nur erlaubten sich die Abgeordneten, den besagten Artikel dahin zu mildern und zu setzen, „daß alle Reformation und Vergleichung Inhalt des Wortes Gottes beschehen soll." „Auch hiegegen protestirte der Abt v. Schotten" und hat sich nebst den andern Prälaten gesondert. Wolfgang von Teufel aber erklärte, daß er zwar für seine Person keinen Anstand nehme, sein Siegel beyzudrucken, daß er aber keine Vollmacht

4) II. 607. Raupach II 106 und Waldau 98.

habe, die ihm anvertrauten Siegel der Religionssache beyzufügen.

Möglich ist allerdings, daß die Abgeordneten für sich dem Könige Ferdinand ihre Bitte vorgetragen. Der Schottenabt ist in dieser Beziehung ohne Vorwurf.

Mit dem Herrn Verf. stimmen wir vollkommen überein, wenn er den Grundsatz: cujus regio, ejus religio einen unseligen, der Vernunft und dem Menschenrechte Hohn sprechenden nennt (S. 12), allein er wurde keineswegs im Religionsfrieden erst aufgestellt, sondern dieser sanctionirte nur, was insbesondere in den Ländern der protestantischen Fürsten vom Anfange der Reformation an practische Giltigkeit erlangt hatte.

Merkwürdig und bezeichnend für die Handlungsweise des K. Maximilian II. ist die Resolution, worin er auf die Verwendung des Herren- und Ritterstandes im Lande ob der Ens (S. 15) den sieben landesfürstlichen Städten die Religionsfreyheit einräumt, ein Muster eines geschraubten und wie uns dünkt nicht kaiserlichen Bescheides: Er könne mit den Städten nicht anders resolviren als mit denen unter der Ens. Indessen habe er keinen eigentlichen Unterschied zwischen ihnen und den zwey obern politischen Ständen gemacht, wolle auch daß sie durchaus einig seyen. — Die Resolution ist vom 18. Dec. 1568.

Den Satz S. 17. . . „aber selbst diese (die Lutheraner nämlich) waren in Parteyungen getheilt, deren unruhigste die Flaccianer . . . . . Ihre Gegner die Prediger Cölestin und Josua Opitz“ verstehen wir nicht. Diese waren ja die Vorfechter dieser fanatischen Fraction.

Von S. 18 an werden die Bemühungen besprochen, welche Ferdinand I. und Maximilian II. anwandten zur Wiederherstellung des Katholicismus, insbesondere zur Hebung des Klerus in Lehre und Sitte. Ein gar seltsames Mißverständniß ist dem Hr. V. S. 19 begegnet.

„. . unbekannt hingegen ist es bisher geblieben, daß schon 2 Jahre früher (vor 1524) Erzherzog Ferdinand im Lande unter der Ens eine Reformation angestellt, deren am 21. December von Neustadt erlassenes Edict noch mit der Gegenunterschrift des Verfassers des Weißkunig Treitsauerweins versehen. Dieß war das erste von acht Reformationsversuchen Ferdinands, von denen dieser erste bisher aus der Geschichte nicht bekannt.“

Zum Glücke ist das entdeckte Edict in der Beylage No. 9 abgedruckt und besagt ganz einfach, daß bisher mit den Einkünften der Kammergüter übel sey gewirthschaftet worden, weßhalb eine andere Anordnung getroffen worden sey. — Wir müssen bekennen, daß uns diese Uebereilung doch überrascht habe, namentlich gegenüber dem barschen Ton, welchen sich der Hr. Verf. bisweilen gegen Buchholtz erlaubt, weil er es vergaß, Raupach zu citiren.

Unter den Mitteln dieser Reformation, d. h. Wiederherstellung des Katholicismus durch Erneuerung von innen heraus, durch Hebung der Geistlichkeit in Lehre und Sitten, legt der Hr. Verfasser großes Gewicht auf die Klostervisitation und nimmt ziemlich unzweydeutig das Recht solche abzuhalten ausschließlich für die Landesfürsten Oesterreichs in Anspruch. Der weitläufige Erweis dieses Satzes dürfte um so mehr unnöthig erachtet werden, als eigentlich über die Vornahme der Visitation unsers Wissens nie eine Klage war erhoben worden, wohl aber über die Art und Weise ihrer Vornahme. Diese wird aber aus den beygebrachten Beweisstücken durchaus nicht erwiesen.

Von diesen selbst hat v. Hammer nicht den vorliegenden authentischen Text eingesehen, sondern einige allgemein lautende summarische Extracte, welche sich in den Acten des Klosterarchivs vorgefunden haben. Nur die Urkunde Nicolaus V. ist zwar vollständig aber fehlerhaft [5]) abgedruckt im Urkundenbuche No. 1. und wieder zum größern Theil No. 11. c. S. 31. Wir müßten, sollte ein Beweis geliefert werden, fragen: warum K. Friedrich nöthig gefunden habe, von drey sich folgenden Päpsten immer das Indult sich wieder erneuern zu lassen? — Doch

5) Vigiter statt ivgiter; quisquam statt quicquam; demum statt devium; minuta statt munita; alia statt alias religionis statt religiosis; personae statt personas.

wohl darum, weil nach den Regeln der Curie Indulte nur für die Lebenszeit des Papstes, der sie ertheilt, Giltigkeit haben. Endlich war Friedrich damals nur Herr von Inneröſterreich, nur über die in Inneröſterreich gelegenen Klöſter erhielt er dadurch Rechte, wie das in dem Diplome Pius II., der die Dinge am beſten kannte, ausdrücklich angemerkt iſt: in partibus Styrie, Carinthie, Carniole et Marchie Sclauonice.

Einem Gutachten der Regierung und Kammer von 1554 in Betreff einer mit Viſitation der Pfarrer und Klöſter in Steyermark und Kärnthen beauftragten Commiſſion [6]) ertheilt Hr. v. Hammer die ſchönſten Lobſprüche, nennt es „ein muſterhaftes Denkmal ſtaatsverwaltender Klugheit und Vorſicht, welche ohne den geiſtlichen Intereſſen zu nahe zu treten, die weltlichen wahrt.“ Wir geſtehen offenherzig, weder den in den Anmerkungen angeführten Originaltext ſicher zu verſtehen, noch auch die Erklärung des Verfaſſers demſelben immer entſprechend zu finden. Bisweilen ſtoßen offenbare Unrichtigkeiten im Originaltexte auf, welche nebſt andern, welche wir nicht entdecken können, Urſache der Unverſtändlichkeit ſind. Im Weſentlichen ertheilen die Herren dem Erzbiſchofe von Salzburg und ſeinen Suffraganen den Rath, die Reformation bey ſich ſelbſt zu beginnen, dann ſind ihnen die Ausdrücke Synode und Kanonen unbequem, weil dieſe auch weltliche Perſonen angehen. Einen vorzüglichen Abſcheu flößt ihnen das Wort: inquiriren und Inquiſition ein, „welches dieſer Zeit in einem häſſigen Verſtandt iſt und bey villen vaſt entſetzlich vnd ſcheulich worden, auch bey frembten Potentaten vill Vnraths erweckht hat.“ — Ob die Juriſten damals dieſes Wortes ſich auch enthielten? Es ſoll dafür: Erkundigen — geſetzt werden. Es ſey auch die Inſtruction ſo zu ſtellen, daß klar werde, die Viſitation, welche bloß das Geiſtliche betreffe, habe mit den geiſtlichen Gütern, welche bloß den Landesfürſten angehen, nichts zu ſchaffen. Beſondere Bedenken haben die benannten Herren wegen der Frageſtücke, die zu hoch ſeyen, die Gefragten (Geiſtliche) in Verwirrung bringen, ſie mit Dingen bekannt machen könnten, von denen ſie nichts wiſſen; gegen den Ausdruck „Winkelpredigten.“ Das Fragſtück wegen der geiſtlichen Keuſchheit, wegen der Köchinnen ſey zu mildern, abgeſehen davon, daß dieſelben keiner Erkundigung bedürffen; wo auch hierin ſtrenger fürgangen, zu beſorgen, das es zu weniger mehrung und aufnehmung der Geiſtlichen gereiche.“ — So wahr iſt, was der geiſtreiche Gratiani im Leben des Cardinals Commendone bemerkt: Der Cardinal, dem der Papſt die Reformation des deutſchen Clerus aufgetragen, welches ihm aber namentlich in Wien erſchwert worden ſey à cause de l'injustice des Princes, qui ne cessent de se plaindre des libertins sans penser jamais à les corriger et qui blamant continuellement tous les méchans en général les protègent souvent à particulier. Die fernere Stelle: „Hiebey würdet das Weltliche von (dem) Geiſtlichen abzuſondern ſeyn,“ iſt wohl nicht richtig dadurch wiedergegeben: die weltlichen und geiſtlichen Behörden wohl zu trennen, ſo wie auch der folgende Satz: „tragen Regierung und Kammer Sorge, daß mit Einziehung der ſtrafbaren Geiſtlichen zu milde [7]) möchte vorgegangen werden.“ In der Sprache der damaligen Zeit hat das Wort gerade oft den entgegengeſetzten Sinn, und hier ganz gewiß, wie der Nachſatz zeigt.

Große Weisheit können wir in dieſen Einwendungen nicht finden. Uns erſcheint das Ganze vielmehr wie ein keifendes, mäckelndes, rechthaberiſches Gezänk um Worte ohne Ernſt. Unverkennbar leuchtet aus dieſen Aeußerungen hervor, daß, wie Khleſ'l im Jahre 1607 ſchreibt: damals die Unkatholiſchen „Regierung und Kammer ꝛc.,“ darinnen ſie geſeſſen . . dirigirt. —

(Fortſetzung folgt.)

6) Ob dieſes Rubrum richtig ſey, wagen wir nicht zu behaupten.

7) Vergl. Urkundenbuch S. 155 Z. 6. von unten, 176 Z. 14. 181 Z. 13. 265 Z. 24.

Oskische Studien. Von Dr. Theodor Mommsen. Berlin 1846. 116 S. gr. 8.

Hr. M. handelt im ersten Paragraphe seines Werkes, in welchem er die oskische Sprache und ihre Ueberreste einer neuen Untersuchung unterzieht, in der Ueberzeugung, daß bey derartigen Problemen eine öftere Beleuchtung des Gegenstandes zur vollständigen Aufhellung desselben nothwendig sey, von dem Gebiete und der Dauer der oskischen Sprache (S. 3—25), im zweyten von der Declination der Substantiva (S. 25—42), im dritten von jener der Pronomina und von den Partikeln (S. 42—56), im vierten von dem Verbum (S. 56—69), im fünften von oskischen Vornamen, Göttern und Magistraten (S. 69—81); der sechste enthält eine sehr lehrreiche Erklärung des cippus Atellanus (S. 81—92), der siebente jene der tabula Bantina (S. 92—112), der achte endlich die der kleinern Inschriften (S. 112—116).

Die Erörterungen des ersten Paragraphes liefern den deutlichsten Beweis, daß das Oskische, wie das Umbrische, eine Schwester des Lateinischen war, so daß zur Aufhellung und Erklärung desselben nicht bloß letztere Sprache, sondern auch die mit dieser wieder verwandte griechische und endlich der ganze sanskritische Sprachstamm berücksichtigt werden muß. Das Umbrische benützte H. M., obschon es mit dem Oskischen in näherer Verwandtschaft steht, als das Lateinische, nur selten zur Vergleichung, weil bey dem gegenwärtigen Standpunkte dieser Studien eine besondere Beachtung desselben nur Verwirrung verursacht haben würde. Während sich die oskische Schrift auf Campanien und Samnium beschränkt, reichte das Gebiet der oskischen Sprache viel weiter, und man redete sie noch südlich vom Silarus, wie dieß von den Bruttiern und dem Dichter Ennius aus Calabrien bekannt ist. Die Sprache der Volsker war ein Zweig des Umbrischen, jene der Sabiner aber scheint dem Oskischen sehr nahe gestanden zu haben. Für diese Vermuthung spricht nicht bloß die Identität der campanischen und sabellischen Vornamen, sondern auch die Gleichheit der nach Varros Bericht (V., 74) von den Sabinern nach Rom verpflanzten und der campanischen Culte (S. 15). Das beste Zeugniß aber für die wesentliche Gleichheit des oskischen und des sabinischen Dialektes giebt die oskische Sprache der Samniter (Liv. X, 20). Der große italische Volksstamm, welchem diese angehört, wohnte in der historischen Zeit diesseits des Apennin von der Südspitze Italiens bis zum Liris, jenseits des Apennin noch weiter hinauf bis an die umbrische Grenze, so wohl in den Ebenen als in den Gebirgen. Die Bewohner der Ebenen nannten sich vorwiegend Ausoner, die der Gebirge Sabeller. Wie sie sich in Wohnplätzen und Sitten geschieden hatten, so trat auch eine Spaltung des Dialektes ein; allein der Unterschied war nicht größer als z. B. der des westphälischen und des holsteinischen Plattdeutsch ist. Einem Theile des ausonischen Zweiges dieses Volksstammes, den Oskern, der Urbevölkerung Campaniens, führte ein günstiges Geschick die Schrift und damit ein Mittel zum Schutze ihrer Sprache in den Tuskern zu, welche um das Jahr 97 vor Roms Erbauung ein mächtiges Reich in Campanien gründeten. Von den zugleich herrschenden und handelnden Tusken lernten, wie dieß das oskische Alphabet zeigt, die Osker schreiben. Als nun im vierten Jahrhundert der Stadt der zunächst wohnende sabellische Stamm (die Samniter) aus seinen Bergen herabkam und durch Unterdrückung der Tusker in Campanien und der Griechen in Cumae das alte sabellisch-oskische Element des Landes wieder belebte, da erbte das neue Volk der Campaner die Errungenschaft seiner Vorgänger. Die Samniter gaben ihren rauhern Dialekt gegen den durch den milden Himmel und die fremden Culturvölker gebildeten oskischen auf und bedienten sich dort der von den Tuskern erlernten Schrift. Nur in Campanien und Samnium entwickelte sich die süditalische Volkssprache zur Schrift- und Culturspache, gerade wie die umbrische nur in dem Bergthal von Iguvium und Tuder, ebenfalls in Berührung mit den Tuskern, ein eigenes Alphabet erhielt, während bey den Volskern und den übrigen Zweigen des umbrischen Volksstammes die römische Schrift benützt wurde. Eben so mußte man in Süditalien, wo das Oskische das Volkspatois war, wenn man dasselbe schreiben wollte, römische Buchstaben anwenden, obgleich diese die oskischen Unterschiede nicht genau auszudrücken vermochten. Da sich nur selten Gelegenheit bot, das Patois zu schreiben, so darf es nicht auffallen, daß alle Denkmäler in sabellischen Ländern und alle bis auf eines in Unteritalien in den Sprachen der Gebildeten, also griechisch oder lateinisch, geschrieben sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juni

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes Kaisers Mathias, Leben.

(Fortsetzung.)

Die tiefe Versunkenheit des Klerus in Oesterreich gegen das Ende der Regierung Ferdinands I. ist Thatsache und es wäre nicht nöthig gewesen, sich deßhalb auf das Zeugniß geistlicher Geschichtschreiber zu berufen, wie S. 27 geschieht. Das officiellste Zeugniß findet sich in den Aeußerungen der salzburg. Synoden bey Dalham. Aber es wäre auch billig, in einer Geschichte der kirchlichen Zustände des 16. Jahrhunderts sich des weitern über den Grund dieser traurigen Erscheinung einigermassen auszusprechen, um nicht bloß wahr, sondern auch gerecht und billig zu urtheilen. Wie uns bedünkt, hat eben der Chorherr Stülz, auf den sich Hammer beruft, gut nachgewiesen, wie es gekommen ist und wie eben diejenigen, welche sich den Anschein gaben helfen zu wollen, es vielleicht auch im Sinne hatten, selbst nicht wenig dazu beygetragen haben, die Klöster herabzubringen [8]). Wir weisen abermal auf ein Wort Khlesl's bey Khevenhiller VI. 315 f.

Wahr ist es, daß im Klerus zur Zeit, als Luther auftrat, großes Verderben herrschte. Es trat dasselbe eben in dem Abfalle eines großen Theils des Regularklerus mit schauderhafter Nacktheit hervor. Allein in der Allgemeinheit, wie man behauptet, war das Verderben nicht ausgebreitet. An vielen Orten, namentlich im südlichen Deutschland, stoßen wir bey genauerer Untersuchung auf eine bedeutende Anzahl tüchtiger Männer des geistlichen Standes sowohl im Welt- als im Regularklerus, wie selbst Hagen [9]) deren eine Menge aufzählt. So war auch der österreichische Klerus im Beginn der Reformation nicht schlecht, aber er wurde es im Laufe eines Menschenalters. Stülz sagt in dieser Beziehung: für ruhige Zeiten würde er ausgereicht haben; aber die Feuerprobe vermochten viele seiner Glieder nicht zu bestehen [10]).

Bey all dem ist nicht zu übersehen, daß eben in dieser Zeit Rohheit und Barbarey in allen Ständen mit reißender Gewalt hereinbrachen. Welch ein Unterschied zwischen den ersten und letzten beyden Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts! Ob der Sache des Verfalls durch die Visitationen gründlich begegnet werden konnte — darüber hat die Erfahrung gerichtet. Mit äußern Mitteln werden solche tief fressende Schäden nicht geheilt. Polizeyliche Maß-

8) Selbst noch unter der Regierung K. Rudolfs stieß der Bischof auf unübersteigliche Hindernisse in Dingen, die dringendes Bedürfniß waren. So konnte er mit dem Plan, ein Seminar zur Heranbildung tauglicher Priester zu gründen, nicht durchdringen, ungeachtet er sich zur Leistung eines namhaften Beytrages aus seinen Kammergütern erbot. Urkundenbuch 86.

9) Deutschlands literar. und relig. Verhältnisse I. 197 u. ff.

10) Vgl. auch Buchholtz VIII, 166. Wo es fehlte, zeigt die Versicherung Commendone's, daß der Kaiser (Max) alle schlechten Subjecte des geistlichen Standes in Schutz nehme. Die Bischöfe von Salzburg und Passau fand er voll des besten Willens.

regeln können bis auf einen gewissen Grad die Ausbrüche beseitigen, mehr vermögen sie nicht.

Es ist dann die Rede von der berüchtigten Klosterreformation K. Maximilians II. vom 22. December 1567. Wie auch andere Leute als „strengere Prälaten" die Sache ansahen, beweist die Schrift der protestant. Stände o. d. Ens an den Kaiser, die den Geist dieser Reformation vortrefflich charakterisirt. Dieselbe ist vom 20. März 1568: Ist eine Reformation nöthig, so sollte diese mehr der Prälaten Personen als die Güter der Klöster angehen [11]).

Mit der Klosterreformation war auch der Klosterrath ins Leben getreten. Seine Aufgabe war, über die genaue Vollziehung derselben zu wachen. S. 34 spricht Hr. v. Hammer von dieser Behörde und behauptet, daß sie dieser Reformation das Daseyn verdanke und sich mit Ueberwachung der weltlichen Verwaltung der Klöster zu beschäftigen hatte. Anders hat er um einige Blätter früher S. 9 gesprochen. Nachdem er dort auseinander gesetzt, daß, obgleich in dem Entschlusse sowohl durch Restauration der katholischen Religion, als auch durch die Zurückführung der Abgefallenen den Schaden wieder gut zu machen, beyde Gewalten, die geistliche und die weltliche, zwar einig, doch auch auf den äußersten Gränzen beyder Gewalten Streitigkeiten vorauszusehen gewesen — daher es zur Entscheidung „einer obersten Behörde" bedurft," fügt er bey:

„Diese war der schon unter Ferdinand I. eingeführte Klosterrath, von dessen Einsetzung, Stellung und Wirkung aber bisher so wenig geschichtlich verlautet hat, daß selbst das Jahr seiner Einsetzung bisher (so) unbekannt, von Bucholtz in seiner Geschichte Ferdinand I. unter den Staatseinrichtungen desselben (der wichtigsten eine) mit gänzlichem Stillschweigen übergangen worden."

Wem soll man nun glauben, Herrn v. H. S. 9 oder S. 34? Sicher dem letztern, wie schon aus Stülz [12]) erhellt. Nur gegen das Raisonnement müssen wir noch eine Anmerkung uns erlauben. Ist denn wirklich der Klosterrath eine höhere Behörde, die über den beyden Gewalten steht und zu entscheiden befugt ist? Anfangs freylich bloß mit der weltlichen Klosterverwaltung betraut, erweiterte sich die Gewalt und der Geschäftskreis des Klosterraths immer mehr, so daß er mit der bischöfl. concurrirende und

11) Stülz Geschichte von St. Florian S. 89 u. Anmerk. Sollte eine Restauration des Katholicismus namentlich in Ansehung der Klöster bewerkstelligt werden, so konnte doch nur durch die kirchlichen Organe eine solche vorgenommen und bewirkt werden. Es ist bezeichnend für die damaligen Prälaten, welche doch, wie Freund und Feind bekannt, einer Reformation bedurften und über die nicht mit Unrecht so oft ein verdammendes Urtheil laut geworden ist — und über die Gesinnung Maximilians II., daß jene den Kaiser um Schutz baten gegen ihren Bischof, der Kaiser aber ihnen seinen Schirm zusagte. Reminiscenzen dieser beyderseitigen Grundsätze kommen noch unter K. Rudolf oft genug vor. Statt aller einzelnen Aeußerungen über Maximilians II. Maßregeln und polit. Grundsätze erlauben wir uns, das Urtheil des geistvollen Gfrörer (Gustav Adolf S. 264) nachzuschreiben, der es uns besser getroffen zu haben scheint, als Hammer und viele Andere. Nachdem er bemerkt, daß sein Herz protestantisch gewesen, die Politik aber ihm verboten habe, seiner Neigung zu folgen, fährt er weiter fort: „Unter diesen Umständen gebot die Staatsklugheit dem jungen Kaiser" — er war 37 Jahre alt, als er seinem Vater nachfolgte — „unabweislich sich an die alte Kirche zu halten. Gleichwohl that er für die neue viel mehr als er hätte thun sollen. Angesteckt von dem verführerischen Beyspiel der teutschen Reichsstände strebte längst der Adel in den österreich. Erblanden darnach, das Joch der Staatsgewalt abzuschütteln und gleiche Unabhängigkeit wie jene zu erringen. Die Herren schlugen denselben Weg ein, der in Teutschland zum erwünschten Ziel geführt hatte. Sie forderten für sich und ihre Grundholden Religionsfreyheit. Maximilian war schwach genug, dieses der Macht des Regentenhauses so gefährliche Recht zu bewilligen."

Ohne Zweifel war Maximilian, im Sinne des Verf. genommen, ein Erzjesuit, d. h. in die gemeine Sprache übersetzt, doppelzüngig. Was ihm die Bewunderung Vieler erworben und das Urtheil über ihn bestochen, ist seine tolerante Gesinnung. Das stellt sich aber ganz anders, wenn man erwägt, daß er den Katholicismus tolerirte, weil er mußte, ohne doch den Muth und die Kraft zu besitzen, seiner Ueberzeugung gemäß sich zur neuen Lehre zu bekennen.

12) l. c. 98.

diese weit überholende Gewalt übte, wie etwa in neuerer Zeit der sogenannte katholische Kirchenrath in Würtemberg. Wie es mit der Contribution der 12mal hunderttausend Gulden auf dem Landtage zu Linz 1568 sich verhielt, mag bey Stülz [13]) nachgelesen werden. Wenn der Klosterrath die Klostergüter als Kammergüter des Kaisers erklärte, „über die zum Besten des Staates demselben zu verfügen frey stehe, so war dieses eben so sehr dem bisher geltenden Rechte entgegen, als es Ferdinand schon 1538 geltend zu machen suchte [14]). Wenn die Klöster übrigens 1568 gegen die Abzahlung von 300,000 fl. Einwendungen machten, so geschah es nicht darum, weil sie überhaupt gegen den Grundsatz Einwendungen machten, sondern wegen der Unmöglichkeit [15]). Die sogenannten Beweisstücke, worauf sich der Klosterrath berief, bewiesen überhaupt nicht, was sie sollten.

Endlich nach langer Abschweifung kömmt der Hr. Verfasser wieder auf Khlesl zurück. Er zeigt Khlesl in seinem Wirkungskreise als passauischen Official und es bestätigt sich vielfach in den hierauf bezüglichen Verhandlungen, wie der Klosterrath immer demselben gegenüber einer durchgreifenden Hebung des Klerus im Wege stand. Wir können, um nicht zu weitläufig zu werden, uns nicht darauf einlassen, solche Dinge herauszuheben, aber der vorurtheilsfreye Leser wird den Eindruck mitnehmen, daß die Klage des Bischofes Urban von Passau nicht grundlos war, wenn er klagt: Sein ganzes jus episcopale in Oesterreich müsse zu Ende gehen ꝛc.

Weltliche Commissäre wurden wohl schon vor 1562 (S. 47) zu Abtwahlen abgeordnet; so waren bey einer solchen zu Melk deren vier, welche auch die Wahl eines gewissen Placidus durchsetzten, — nicht zum Besten des Klosters und der Disciplin [16]). Es wird S. 47 berichtet, daß der Abt von Zwetel und Khlesl den Freund des letztern, Ulrich Hackhl, Domherrn von Wien, als Propst zu Zwetel geweiht (eingesetzt) haben und zwar von Seite des Klosterrathes gesendet als landesfürstliche Commissäre. Sie haben diese Weihe vollzogen durch Uebergabe des Buches, der Schlüssel, des Rings, durch Auflegung der Stola. Das alles geschah doch wohl nicht im Auftrage des Klosterrathes. Sie waren bischöfliche und landesfürstliche Commissäre zugleich, wie später 1587 bey Ersetzung der nämlichen Propstey [17]).

Von der Ungenauigkeit Hammers steht S. 48 ein Beweis. Khlesl betrieb Namens des Bischofs die Errichtung eines Seminars und bat den Kaiser, zu diesem Ende den Prälaten und Pfarrern jährlich eine bestimmte Abgabe aufzulegen, wogegen er sich erbot, aus den Kammergütern ebenfalls einen namhaften Beystand zu leisten. So heißt es in Khlesl's Schrift, welche im Urkundenbuche S. 86 abgedruckt ist, obgleich fehlerhaft, wie alle insgesammt. Hammer sagt, daß die Kosten theils durch eine den Prälaten und Pfarrern aufzulegende Steuer, zum Theil aus der Staatscasse hätten bestritten werden sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Oskische Studien.

(Schluß.)

Die Dauer der oskischen Sprache läßt sich, wenn wir die Schriftsprache im Auge haben, genau bestimmen. Der Umstand, daß keine einzige lateinische Inschrift den Meddix, keine einzige oskische die Duumvirn nennt, beweist, daß in Folge der lex Plautia Papiria nicht bloß das Privatrecht der italischen Völker mit dem römischen Jus civile, die einheimische Magistratur mit dem Nachbilde des römischen Consulats, sondern auch die Landessprache im officiellen Gebrauch mit der römischen vertauscht werden mußte. Als alle Italer römische Bürger geworden waren, verschwand die oskische Sprache auf einmal aus dem öffentlichen Gebrauch, indem mit der

13) l. c. 89.
14) l. c. 80.
15) l. c. 76 u. 72. 82. 86.
16) Bucholtz VIII. 16, auch dieses Buch S. 89.
17) S. Urkundenbuch 105.

römischen Civität nicht bloß römische Magistrate und römisches Recht, sondern auch römische Geschäftssprache, ja sogar römische Vornamen sich Geltung verschafften. Die oskisch-sabellischen Vornamen, wie Herius, Vibius, verschwanden seit dieser Zeit. Wie kein Barbar einen römischen Namen, so durfte auch kein Römer einen unrömischen führen. Wie lange die oskische Sprache nach dem Plautisch-Papirischen Gesetze sich noch im Privatgebrauch erhielt, läßt sich um so weniger bestimmen, als bey den Oskern keine Grabinschriften gebräuchlich waren. Als Volkssprache fristete sie jedenfalls noch längere Zeit in Campanien ihr Leben, wie denn Varro (de R. R. III, 1, 16) von ihr als von einer lebenden spricht; allein die Zeit ihrer Blüthe, wo sie Schriftsprache eines Culturvolkes war, endigte mit dem Jahre Roms 666 nach einer Dauer von etwa 350 Jahren. Dieß war die Zeit, in welcher in Campanien die Atellanen entstanden, die um das Jahr 500 von Atella nach Rom wanderten. Indeß hat dieses Possenspiel seine schönsten Blüthen sicher unter der milden Sonne Campaniens getrieben, wo der einheimische Dialekt mit seinen dumpfen Consonanten und tiefen Vocalen dem breiten Munde des Spielers sehr zu Statten kam. Dieses ungeschriebene, regelmäßig improvisirte Possenspiel mit festen Rollen und veränderten Situationen, ist eine den Oskern eigenthümliche pontische Schöpfung, in welcher das nationale pontische Element der italischen Völker glücklich ausgeprägt war. Ob die Osker auch eine Litteratur hatten, läßt sich nicht beweisen; die sichere grammatische Entwicklung der Sprache und die Festigkeit der Orthographie machen es allerdings wahrscheinlich. Wo man zu dichten und zu schreiben verstand, dürfte man auch Lieder aufgezeichnet haben. Vielleicht hatte Ennius Grund, neben der Kunde der griechischen und der römischen Sprache sich auch der Kenntniß der oskischen zu rühmen.

Im Oskischen sind die drey ersten Declinationen der lateinischen Sprache im Singular beynahe vollständig, im Plural wenigstens zum Theil nachweisbar; dagegen findet sich von der vierten und fünften keine Spur, sondern die Wörter, die im Lateinischen nach der vierten gehen (z. B. senatus), werden im Oskischen nach der zweyten abgeändert. Wie dem Lateinischen, so fehlt auch dem Oskischen beym Nomen und Verbum der Dual. Das Pronomen is ea id hat sich im Oskischen auf eine ganz eigenthümliche Weise entwickelt. Ein Theil der Formen ist dem Lateinischen analog gebildet, während der andere wesentlich von diesem sich unterscheidet. Das relative und indefinite Pronomen ist bey weitem weniger erkennbar, als das demonstrative, bey welchem der ungemein häufige Gebrauch desselben in der officiellen Sprache die Untersuchungen des Grammatikers gar sehr erleichtert. Die Personal-Endungen des Verbums sind uns mit Ausnahme der dritten Person in der Einheit und der Mehrheit unbekannt; jene endigt sich, wie im Lateinischen, auf t, nur daß für dieses im Perfekt ohne Ausnahme, regelmäßig auch im Conjunktiv, nur einmal, aber in der ursprünglichsten Form im Futurum I. d steht, diese aber geht auf ns aus, was sich mit Leichtigkeit dem lateinischen nt, dem dorischen ντι und attischen σι anschließt. Ueber die Perfekte geben uns die erhaltenen Formen keinen vollständigen Aufschluß. Im Futurum nähert sich das Oskische dem Sanskrit und dem Griechischen. Ueberall tritt hier das ursprüngliche i des Conjunktivs, das sich im Sanskrit und im Griechischen erhalten hat, im Latein sich aber nur in sim, velim, duim etc. zeigt, deutlich hervor. Das oskische Passiv ist uns unbekannt. Das Particip Perf. Passiv. findet sich theils, wie im Latein, auf tur gebildet, theils auf us. Der Infinitiv ist durch die vom Accusativ nur durch den Accent verschiedene Endung um bezeichnet.

Das System der oskischen Namen ist im Ganzen dem römischen gleich. Auch hier finden sich die tria nomina mit Hinzufügung des väterlichen Vornamens, wobey filius regelmäßig fehlte (S. 69). Unter den Göttern sind auf den Inschriften Jupiter, Venus, Diana, Hercules, Flora und Feronia genannt. Was die Magistrate anbelangt, so ist Meddix die allgemeine Bezeichnung für eine obrigkeitliche Person. Zur Bezeichnung einer bestimmten Behörde wird zu Meddix ein Eigenschaftswort hinzugesetzt, am gewöhnlichsten tuticus. So nennt Livius den höchsten Magistrat zu Capua Meddix-tuticus, in Nola aber heißt derselbe Meddix decetasius. Neben dem Meddix wird der Quaestor häufig genannt. Die Aedilen werden nur in dem pompejanischen Fragmente erwähnt. Diese niedern Magistrate scheinen durch den Bundesgenossenkrieg, welcher die Duumvirn an die Stelle des Meddix brachte, nicht berührt worden zu seyn. Senate waren in allen oskischen Städten.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß H. M. seine Aufmerksamkeit immerfort ähnlichen Gegenständen zuwenden möge. Je genauer wir über die älteste Geschichte der italischen Völkerschaften und über ihre Sprache aufgeklärt werden, desto mehr dürfte die so lange herrschende und noch keineswegs verdrängte Meynung an Geltung verlieren, als ob die vielen Namen, welche uns in der Urgeschichte Italiens entgegen treten, eine Reihe von Völkern bezeichnen, welche mit einander nicht verwandt waren. Man wird sich dann überzeugen, daß alle, die Ligurer und die Gallier im Norden und Nordwesten ausgenommen, Zweige eines und desselben großen Stammes waren.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 23. Juni.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes Kaisers Mathias, Leben.

(Fortsetzung.)

Das Mährchen von der gebückten Stellung des Papstes Sixtus V., so lange er Cardinal war, gehört fortan bloß in den Bereich der Romane [18]).

Sehr interessant ist die Darstellung der Reformation in Wiener-Neustadt durch Khlesl (S. 64 u. ff.), ob auch durchaus richtig, können wir nicht verbürgen. Wenigstens sind die Citate aus Hansiz (Historia episcopatus Neostadiensis) nicht fehlerfrey z. B. 74. 75. Wir können auch nicht begreifen, wie das Schreiben Khl. an den Erzherzog Ferdinand S. 74 ein kräftiges Decret desselben gegen die störrigen Neustädter (66) erwirken konnte. Vielleicht ist statt Ferdinand Ernest zu lesen.

Sehr dankbar sind wir dem Hrn. Verf. für die Nachrichten über die Verhandlungen, welche den Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Bischofe von Passau als Ordinarius des Erzherzogthums Oesterreich unter und ob der Ens herbeygeführt haben. Das meiste des hierüber Mitgetheilten war uns neu. Diese Unterhandlung setzt unsere obige Behauptung über das Verhältniß des Bischofes zum Klosterrathe und unser Urtheil über die Stellung desselben in das hellste Licht.

Wenn Hammer S. 85 die Eingaben Khlesl's „eine Kühnheit" nennt, so können wir darin nur die entschiedene Forderung jener Rechte erblicken, ohne welche die Ausübung der den Bischöfen nach katholischer Anschauung von Gott ertheilten Gewalten und Pflichten unmöglich ist. Wir bedauern sehr, den Inhalt der Schrift, von welcher zunächst die Rede ist, nur mehr abgeschwächt aus einer 50 Bogen langen Widerlegung des Klosterrathes erkennen zu können. Sie selbst konnte nicht mehr aufgefunden werden. Khlesl wollte sich, und das mit vollem Rechte, die Ausdehnung der in den oben angeführten Indulten enthaltenen Vollmachten nicht gefallen lassen und insbesondere die Ausschließung des Ordinarius von allem und jedem Einfluße auf die Klöster. Die Erwiderung des Klosterrathes ist entweder Geklatsch, Schmähung oder wegwerfendes Gerede, oder Berufung auf das Herkommen seit Menschengedenken. Das aber übersahen die gelehrten Herren, daß der Bischof von Passau die angesprochenen Befugnisse im Lande seit Jahrhunderten ungehindert ausgeübt und daß eine durch die bloße Gewalt des Stärkern herbeygeführte Aenderung noch kein Recht begründen könne; endlich, daß dem Episcopate ebenso wesentliche Rechte inhäriren, als der Staatsgewalt. Ist von Uebergriffen die Rede, dann wird kein Unpartheyischer, welchem nur die Anfangsgründe des kanonischen Rechtes bekannt, einen Augenblick zweifeln, auf welcher Seite sie gesucht werden müssen. Glaubt H., dem Officiale Anmaßung Schuld geben zu müssen, so gebührt mehr als einer Aeußerung seiner Gegner das Prädicat der Unverschämtheit. Als der Bischof von Passau, der Ordinarius von ganz Oesterreich und ein Fürst des heiligen römischen Reiches, von dem Wunsche beseelt, sich mit dem Regenten des Landes zu benehmen und die streitigen Ansprüche gütlich auszutragen,

18) Ranke, Päpste I. 443 u. ff.

Khlesln und die Doctoren Fugger und Gold zur Unterhandlung bevollmächtigt hatte, begutachteten Regierung und Klosterrath, den Abgeordneten geradezu alles Gehör zu versagen. H. v. Hammer nimmt es dem Erzherzoge Ernst beynahe übel, daß er diesem Gutachten entgegen die Verhandlung anrieth. Dabey zeigte sich dann auch augenscheinlich, was es mit allen Behauptungen des Klosterrathes, mit den so oft in die Wagschale geworfenen Privilegien und ersessenen Rechten auf sich hatte. Es kam ein Vertrag zu Stande, den der Kaiser am 6. November 1592 ratificirte [19]). Man scheint den Vergleich, durch welchen Herzog Wilhelm von Bayern am 5. September 1583 sein Verhältniß zu den Bischöfen ordnete [20]), vor Augen gehabt und zu Grunde gelegt zu haben. Die Staatsmänner am Hofe des Kaisers, nicht geblendet durch Eigennutz und kleinlichte Leidenschaften, erkannten wohl die Stärke der passauischen Beweismittel und sprachen ihre Ueberzeugung unumwunden aus [21]).

Aber selbst nach dem Vertrage suchte der Klosterrath ohne Rücksicht auf denselben in der alten Weise fortzufahren. Ungeachtet des klarsten Wortlautes setzte er 1597 nach dem Absterben des Abtes zu Altenburg einseitig zum Verwalter im Geistlichen wie im Weltlichen einen Mönch ein, der Weib und Kinder hatte [22]); ebenso rücksichtslos verfuhr er zu Kloster-Neuburg noch bey und nach dem Ableben des Propstes Balthasar Polzmann. — Was die Darstellung dieses Verhältnisses betrifft, so nimmt sich Hr. v. Hammer, der sich sehr in dem Bestreben gefällt, die geheimen Hintergedanken überall herauszufinden, hier, wie billig, zunächst Khlesln zum Gegenstande seiner scharfsinnigen Entdeckungsversuche. Es ist vorzüglich der nie ruhende Ehrgeiz Khlesl's, auf dem er ihn nicht selten ertappt. Wir wollen keineswegs behaupten, daß Khlesl hievon frey gewesen, aber Hammers Versuche scheinen uns nicht glücklich ausgefallen zu seyn [23]).

Khlesln wurde das erledigte Bisthum Wien angeboten. Lange weigerte er sich, es anzunehmen, aus Gründen, die in Khlesl's eigener Aeußerung nachgelesen werden mögen und die seine Abneigung mehr als genügend erklären. Hammer, damit nicht sich begnügend, hält die Furcht, durch die Annahme von der Erlangung höherer Staatsämter ausgeschlossen zu seyn, für die eigentliche Ursache seiner Weigerung (134). Wie früher den Papst habe er dießmal den alten Bischof Urban von Passau zur Erreichung seiner Absichten mißbraucht und durch diesen eine Vorstellung an den Kaiser gelangen lassen, worin seine großen Gaben und Talente herausgestrichen und die Erklärung abgegeben wurde, daß der Bischof ihn nur dann des Officialats entheben könnte, wenn man ihm einen entsprechenden Wirkungskreis — natürlich ein höheres Staatsamt — anweisen würde. Wer die Vorstellung des Bischofes unbefangen liest, wird kaum mit dieser Ansicht übereinstimmen können. Wer bürgt denn dafür oder was deutet auch nur darauf hin, daß K. den Brief dictirt habe? Warum hätte ihn denn die Annahme des Bisthums von höhern Staatswürden ausschließen sollen? Was der Bischof will, ist auf den ersten Blick klar: Man möchte Khlesln wieder in seine

---

19) Abgdruckt im Codex Austr. II. 128 und öfter.
20) Aretin, Maximilian I. 110.
21) Man vergleiche Urkundenbuch 185.
22) l. c. 235 — überhaupt die ganze Eingabe sehr merkwürdig.
23) So wird S. 127 mit vielen Worten herausgehoben, wie er seine Reise nach Rom zur Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten namentlich zur Erlangung einer Stelle im geheimen Rathe des Kaisers benützt und selbst den Papst zu diesem Ende in Anspruch genommen habe. Sonnenklar soll dieses erhellen aus den Worten des Breve's an den Kaiser: nobis certe probatur, ut viros ecclesiasticos . . in consilium adhibeas. Darin ist ja doch offenbar davon zunächst die Rede, was der Kaiser gethan hat oder thun zu wollen erklärt, nicht von dem, was er thun soll. Er warnt ihn dann wieder, wie schon früher, nicht die Häretiker zu Rath zu ziehen, sondern sie von den Stellen fern zu halten und so viel thunlich katholische Räthe zu gebrauchen, wie es sich einem katholischen Fürsten gezieme. Hammer setzt statt Häretiker Uebelgesinnte und meint, darunter seyen die Freysinnigen zu verstehen. Wir wollen ihm diese Auslegungsmethode nicht streitig machen. Von „Ausbeuten" haben wir im Breve nichts gelesen, sondern nur, daß die durch Mißbrauch verwirkten Privilegien aufzuheben seyen.

frühere reformatorische Wirksamkeit zurückversetzen mit genauer Festhaltung an dem geschlossenem Vertrage. Wolle man ihm das Bisthum übertragen, so möge es auf eine Weise geschehen, daß er jener nicht entzogen werde, d. h. man möge es ihm nur, wie jenes zu Neustadt, administrationsweise übergeben. Nur in diesem Falle könne der Bischof sein Gewissen beruhigen und werde ein auch weniger begabter Official Genüge leisten können.

Jener herrliche Brief Khlesls an den Abt v. Zwetel (Urk. 268) ist bey Hammer nur der Ausdruck des Neides über seinen Freund, „den er augenscheinlich um dessen Verwendung in politischen Geschäften beneidete." (S. 143). Wir erklären ausdrücklich, daß uns diese Stelle, wie keine andere des Buches mit Unmuth erfüllt habe. Wir fordern jeden Unbefangenen auf, den Brief zu lesen und die Hand auf's Herz gelegt zu äußern, ob er an solche verworfene Heucheley glauben könne; — aber nicht den Auszug Hammers am angeführten Orte, der mangelhaft und ungenau genug ist, sondern das leider auch uncorrecte Original. Die Stelle worauf Hammer so großes Gewicht legt, ist ganz falsch verstanden [24]). Offenbar will Khlesl sagen: mit jenen Dingen habe ich mich nie abgegeben, weder mit Kühen noch Kälbern, diese verstehe ich nicht. War ich also in weltlichen Geschäften nicht eingezogen genug? Oder ist selbst das Lesen politischer Schriften ein Fehler für mich [25])?

Mit dem rechten Verständniß dieser Stelle fällt auch das ganze Raisonnement S. 146 zu Boden, worin H. einen grellen Widerspruch zwischen diesem Briefe und der voranstehenden Vorstellung an den Kaiser finden will. Alles erklärt sich höchst einfach durch die Annahme, zu der alles, was Khlesl spricht und thut, berechtigt; Khlesl wollte ein Bischof seyn im Sinne der Kirche und nicht nach dem Willen des Klosterraths. Man hatte ihm Dinge zugemuthet, welche sich mit seinem Gewissen nicht vertrugen. Gegen diese legte er mit der Offenheit und Entschiedenheit eines ehrlichen Mannes Protest ein [26]).

Ungenauigkeiten kommen fast auf jeder Seite vor und zwar von dem größten Belange, insbesondere sind die Urkunden mit einer Ungenauigkeit entweder abgeschrieben oder abgedruckt, die manche Stelle unverständlich macht. Manche derselben wie No. 1 ist No. 11. c. wieder abgedruckt, ebenso No. 72 wieder No. 80. Was den Hrn. Verfasser bewegen konnte No. 6. 7 und 8 hier zu wiederholen, begreifen wir ebenso wenig, als die Wiederholung solcher Stücke, die in Raupach und Khevenhiller wenigstens ebenso gut abgedruckt sind. Worüber wir uns aber am meisten beklagen müssen, ist die Benützung der Urkunden. Selten hat sich der Herr Verf. die Zeit und die Mühe genommen sich dieselben verständlich zu machen. Wir begreifen, daß diese Anklage schwer ist und daß sie strengen Nachweis bedarf. Wir sind bereit ihn zu liefern. Einige Proben haben wir schon gegeben.

S. 97. Der Scharfsinn Hammers findet im Promemoria Khlesls an Barvitius große Ruhmredigkeit. Er läßt denselben sich vernehmen, wie folgt: „daß, wenn das an Se. Heiligkeit vom Kaiser versprochene Schreiben nicht erginge, alles Verwirrung, die letzten Dinge ärger als die ersten sein würden und alles über den Haufen fallen möchte." Khlesl aber führt aus, daß der Kaiser dem Papste schreiben müsse, es würde dahin kommen, wofern dieser die Administration des Bisthums Neustadt durch Khlesl nicht genehm halten wollte.

---

24) Man urtheile! Bey Hammer heißt es: „sein Freund wisse wohl, daß er sich auf Geschäfte der Landtage, Reichstage, Gilten, Abschiede, Casernen, Wirthschaften verstehe und er sehe nicht ein, wie er sich in weltlichen Sachen eingezogen halten soll." (144). Die entsprechende Stelle im Original lautet so: so waiss der Herr, was ich mich auf die Landtaeg, Reichstaeg, Gilten, vnderthanen, abschied, Khue vnd Kelber etc. verstehe, was ich für Kasernen, hoeff vnd wirttschaften angestellt also, das Ich nit verstehe, wie ich mich in weltlichen sachen eingezogener halten soll — oder ist mir verpotten, dass ich keinen Politicum lesen darf?

25) Urk. 270. Baierns ist im Original gar nicht erwähnt, obgleich es Hammer S. 144 genannt.

26) L. c. 286.

Die Beylage No. 46 . . Archidux Mathias Seniori de Harrach Nepoti praeposituram contulit, quam alteri postea Caesar dedit, ideo non jocandum . . Keineswegs hat die Stelle den Sinn, welcher ihr S. 51 untergelegt wird, als bezöge sie sich auf das Verhältniß der beyden Brüder, wie es insbesondere in der Folge sich gestaltete, sondern Khlesl warnt seinen Freund sich wohl vorzusehen, daß er nicht die schon zweymal verliehene Propstey verliere, ohne der Abtey sicher zu sein, die ihm allerdings noch streitig gemacht werden könnte.

S. 110. „Da wir nun weder mit Privilegien noch einiger Vorschrift oder starkem Besitz wie Passau gefaßt sind, welches seinen Besitz über vierthalbhundert Jahr" ꝛc. Im Urkundenbuche 185 heißt es aber: „Da wir nun darwider weder mit Privilegien noch einigen rechtmäßigen Praescriptionen (Verjährungen) ꝛc." dann ferner: Passau habe über vierthalbhundert actus possessorios verzeichnet. Ferner wenige Zeilen später sagt der Kaiser, wenn das Recht der Testamentsvollstreckungen weder durch Privilegien, noch Verjährung nachgewiesen werden könne, so sey räthlich, den passauischen Vorschlag sub L. c. anzunehmen — „Mechte es bey der Passauischen Abgesandten angebottnen mittlen Lra c. . . . verbleiben." Hammer übersetzt: Es möge also indeß bey dem von Passau vorgeschlagenen Mittelweg bleiben. — In dem nämlichen Documente liest Hammer 6 Monate statt 6 Wochen. Endlich hat nicht der Bischof von Passau, sondern der päpstliche Nuntius am Hofe zu Prag dem Bischofe und seinem Official aufgetragen, einen gewissen Stromayr auf freyen Fuß zu stellen. Jener wurde gemahnt und versprach, vorsichtiger zu sein.

S. 112. „Für die Pfarre Münnichreidt" — auf der nächsten Seite heißt es Minichreit, der wahre Name ist Münchreut — „Jemanden zu begünstigen ward nicht für rathsam gehalten, weil Herr Adam v. Puchaimb sich derselben wie früher der Pfarre Raabs bemächtiget und Geschütz vor die Kirche habe aufführen lassen, um den Pfarrer zu zwingen ihm als Patron das Weihwasser zu reichen. Khlesl's Worte: „Ich trage aber die Fürsorge, weil Herr Adam v. Puecheim berüerte Pfarr (über das dieselb der Pfarrer von Raabs schon ainmal zu Henden gebracht vnd den Gottsdienst darjan verricht) nit allain mit gewalt eingenomben sonder auch Geschüz auf Redern darfür füeren vnd jene Pfarrer zuentpitten lassen: Er soll khommen vnd das Weichwasser holen" — sind offenbar eine Drohung gegen den Pfarrer in Raabs und wollen sagen, er soll keinen Versuch wagen, sich der Kirche wieder zu bemächtigen. Am Weihwasser mochte dem Herren v. Pucheim, einem eifrigen Anhänger des Lutherthums, nicht sonderlich viel gelegen seyn [27]).

Auf Befehl des Kaisers machte Khlesl einen Vorschlag, auf welche Weise man dem gering fundirten und verschuldeten Bisthume Wien aufhelfen könne. Sein Vorschlag ist vollständig abgedruckt im Urkundenbuche 223 u. f. f. Hammer hat (120) „. . . und das von der Königin von Frankreich gestiftete Erlakloster einverleibt worden sey." Im Original steht, daß dem von der Königin von Frankreich gestifteten Kloster in Wien Erlakloster sey einverleibt worden.

Ferner nicht die Prälaten, sondern die Klöster haben 16000 fl. jährlicher Einkünfte; Khlesl sagt nicht, es sey in Italien und Baiern üblich, daß die Klöster zum Unterhalte der Bischöfe beysteuern, sondern daß sie jährliche Gaben an Orte zu zahlen haben, wobey ihnen und dem allgemeinen Besten gedient sey. Nicht die Stifte zu den Schotten, Klosterneuburg, Kremsmünster und St. Florian sollen jährlich 6 — 7 tausend Gulden beysteuern, sondern sie sollten nur für die auf alle Klöster vertheilte Summe haften und die Einlieferung besorgen.

(Schluß folgt.)

27 Raupach III. 168.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes Kaisers Mathias, Leben ꝛc.

(Schluß.)

S. 123. Nicht Bischof Urban besuchte den Erzherzog Ferdinand auf der hohen Schule zu Ingolstadt auf seinem Wege zum Reichstage nach Regensburg — das wäre von Passau aus, beyläufig gesagt, auch ein bedeutender Umweg gewesen — sondern Ferdinand besuchte den Kaiser zu Regensburg, wo ihn der Herr v. Rumpf zu beobachten Gelegenheit hatte. An diesen nämlich schrieb Khlesl, diesen nannte er: mein Herr [27]).

S. 126. Latomus, so nennt ihn Khlesl, nicht wie Hammer Latomius, war nicht Khlesl's Bevollmächtiger, als die Klosterraths-Commission im Stifte Klosterneuburg 2000 fl. wegnahm. Diesem Vorgeben des Klosterraths widerspricht eben Khlesl — Urkundenbuch 237.

S. 133. Der Brief an Manikor — Urkundenb. 255 — ist zwar nicht ganz klar. Allerdings erklärte die Erzherzogin Maria, daß sie keine Einmischung in die Erziehung ihrer Kinder zugeben werde. Khlesl aber versichert ausdrücklich, daß er ihr keine Vorschläge gemacht habe; was aber nun im Texte folgt: „zum Schulmeister seyen wohl die Jesuiten, die deutsche Leute seyen, oder wohl noch schlechtere leicht zu finden" — ist eine sehr freye Uebersetzung der Worte Khlesl's: „In der Schuel zu lehrnen und zu instituieren, werden sich nitt allein die Jesuiter, so fürtreffliche Leuth seyn, aber auch andere schlechtere finden." Hammer ist nämlich auf die Jesuiten nicht ganz gut zu sprechen, daher die sinnreiche Dolmetschung.

S. 145. ist Secretariorum durch Sectirer wiedergegeben.

S. 151. Khlesl soll dem Erzherzoge Ferdinand den Rath ertheilt haben, die Mauer, d. h. das Maas nicht zu überschreiten und ihm dadurch seine Unzufriedenheit mit der Art des eingeschlagenen Verfahrens zu erkennen gegeben haben. Khlesl hingegen sagt: wenn man die Fürsten fürchte, so werden die Widersacher sich nicht an sie wagen, sondern bey sich denken: in hoc non transgrediar murum [28]).

In den Briefen No. 126 und 127 finden wir keine Sylbe von dem, was Hammer Khlesln sagen läßt, sondern No. 129. Dieser Brief wird auch S. 152, obgleich nicht richtig, wieder besprochen.

Wenn Hammer S. 153 und auch später wieder behauptet, daß Khlesl vom Erzherzoge Ferdinand einen Jahresgehalt von 400 fl. bezogen habe, so beruht dieses auf einem Mißverständniß, so wie auch alle Folgerungen, welche aus der Urkunde S. 293 gezogen werden.

Wir müssen über eine Stelle noch einige Bemerkungen beyfügen, die so lautet: „Die zwey merkwürdigsten Aeußerungen dieses vertrauten politischen Briefwechsels zwischen Ferdinand und Khlesl . . ist

27) Urkundenb. 218, letzte Zeile.

28) L. c. 285.

die des überbietenden Macchiavellismus, dessen sich Khlesl schuldig bekannte und die der theologischen Possenpredigt; werden beyde mit dem nicht minder merkwürdigen, obigen Schreiben an den Propst (Abt) Hackhl zusammengehalten, so setzet dies erste das, was Khlesl dort von der Lesung politischer Bücher, der Theilnahme an politischen Reden und der Fähigkeit zu politischen Geschäften gesagt, in das hellste Licht und die zweyte erregt nur zu sehr den Zweifel, ob jener mit Schrifttexten auch (reich?) verbrämte redneriſche Erguß nicht auch blos als theologische Possenpredigt gemeint gewesen."

Jene erste Merkwürdigkeit, wodurch Khlesl seinen Macchiavellismus bekannt haben soll, gründet sich auf folgende Stelle: . . .

„Aus Siebenbürgen erwarttet man eines Curiers vom gweſenen Cardinalen . ist es so guett, das ich ein Pfaff und in kheinem geheimben rath bin; ich würde sonsten einigen Machiavelisten einen Machiavelum für das Loch stellen und mitt gleicher müntze bezalen wöllen."

Wir fragen, ob in dieser Aeußerung enthalten sey, was Hammer in sie legt? Was sie sagen will, spricht der Nachsatz ganz einfach aus: Ich wäre versucht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Preßt man die Worte in dieser Weise, so enthalten sie alles Mögliche.

Die zweyte Merkwürdigkeit liegt in folgenden Worten:

„Ich hab ihm (dem Susio) sonsten wohl ein theologische Possenpredigt meo more gethan und ihm unsere Sterblichkeit und theure verandtworttung genuegsamb außgeführet."

Wir gestehen aufrichtig, den Ausdruck nicht zu verstehen, sicher aber hat er nicht die Bedeutung, welche ihm Hammer unterstellt. Der ganze Brief ist sehr ernst gehalten und, wie gesagt, an Erzherzog Ferdinand gerichtet, dem Theologie und Religion keine Posse war, wollte man auch Khlesln solche Leichfertigkeit zutrauen. Auf einen so vereinzelten Ausdruck, der noch dazu unverkennbar einen ganz andern Sinn hat, den Vorwurf oder den Verdacht lebenslänglicher Heucheley und Falschheit begründen wollen bey einem Manne, der nicht zu den alltäglichen gezählt werden darf, dessen ganzes Leben keine Berechtigung dazu bietet, ist eben kein Beweis historischer Unbefangenheit. Was von den weitern Redereyen über Khlesl's Aeußerungen in dem Briefe an den Abt von Zwetel zu halten sey, haben wir sattsam dargethan.

S. 170. Das Gutachten Khlesls über die Ursache der Bauernunruhen im Lande ob und unter der Ens 1595—96 im Urkundenbuche 302 ist nicht an den Erzherzog Maximilian gerichtet, sondern an Bischof Urban von Passau. Dieses erhellt aus der Titulatur. Die Person, an welche Khlesl seine Worte richtet, redet er beständig mit Euer fürstlichen Gnaden an, zum Erzherzoge würde er Euer fürstliche Durchlaucht gesagt haben; S. 314 steht: Euer fürstlichen Gnaden Dumcapitel; ferner: „Die Bauern ob der Ens haben aus etlichen Pfarren Euer fürstlichen Gnaden und anderer Katholischer Lehenpfarren die katholischen Priester verjagt (316)." Erzherzog Max besaß kein Gut im Lande ob der Ens. . . „Obgleich Euer fürstlichen Gnaden geschrieben, eigene Gesandte deßwegen geschickt und die kaiserliche Majestät auf's allerhöchste um Einsehung gebeten" . . . (316) . . „die Gültpferd, darunter Euer fürstlichen Gnaden etlich hundert Gulden angewendet" . . . endlich S. 321 heißt die angeredete fürstliche Gnade ausdrücklich Ordinarius. Dieses äußerst merkwürdige Gutachten, welches die ihm zugemessene Geringschätzung nicht verdient, verpflichtet uns zum Danke für den Herausgeber, und wir würden ihm noch weit mehr danken müssen, wenn nur der Druck etwas sorgfältiger wäre. Der Auszug im Texte ist sehr mangelhaft, das Wort Commission S. 170 statt Concession ein störender Fehler.

Es ist, wenn man aus einer größeren Correspondenz nur vereinzelte Briefe besitzt, mit großen Schwierigkeiten verbunden, den Sinn immer mit Sicherheit anzugeben. Die Erklärung mancher Aeußerung liegt im Vorhergehenden oder Folgenden. Unsers Herrn Verf. äußerst lebhafte Einbildungskraft hebt ihn im Fluge über alle diese Schwierigkeiten hinüber. Ob er den Sinn der beyden Briefe Khl. an die Erzherzogin Maria, die übrigens ebenfalls

an dem alten Erbübel der Incorrectheit leiden, erfaßt habe, steht sehr zu bezweifeln [29]).

Dasselbe gilt von dem folgenden Brief, in dessen Datum ein Fehler stecken muß. Wenn er, wie es im Texte heißt, die Beantwortung eines Briefes vom 17. Juli ist, so kann er nicht am 24. Juni geschrieben seyn. Also wohl statt Juni — Juli.

S. 187 will Hammer beweisen, daß nun Khlesl urplötzlich, nachdem er, so lange er das passauische Officialat verwaltete, ein feuriger Vertheidiger der geistlichen Rechte gewesen war, ganz andere Saiten angeschlagen, als er ein eigenes Bisthum zu verwalten hatte. Zum Beweise bezieht er sich auf einen Brief Khlesl's an den Dompropst Skultetus in Wien, worin er sich gegen das unbefugte Gebahren eines fremden Kloster-Visitators in einem exemten Kloster mit vielem Eifer ausspricht. Wäre der Brief weniger lang und minder fehlerhaft, so könnten wir schlagend darthun, wie willkürlich sich der Hr. Verf. die Dinge zurecht legt und welche kühnen Schlüsse er auf diese Fundamente baut. Wir unserer Seits finden Khlesl sich selbst vollkommen gleich. Es ist nicht ein Recht, das er bestreitet, nur der Mißbrauch und die Willkür, wogegen er eifert.

Die Urkunde Nro. 152 kann nicht an Kaiser Rudolf, sondern nur an Kaiser Matthias gerichtet seyn.

Von andern Fehlern, welche unwidersprechliches Zeugniß ablegen von der Flüchtigkeit und Unachtsamkeit der Arbeit, wimmelt das Buch. Wir wollen eine kleine Lese beyfügen.

S. 7. Bischof Wolfgang von Passau, Graf von Salm, ist nicht der Bruder des Kriegshelden Niklas, sondern dessen Sohn.

S. 8. Anmerk. 2) statt: der andere ain Prediger Closter — der andere im P. C.

S. 11. statt 1584 lies 1548.

S. 17. Das Jahr 1577 war nicht das dritte, sondern bis zum zwölften October das erste Regierungsjahr des Kaisers Rudolf.

S. 21. statt 1824 — 1524.

S. 28. statt Franeisen lies Franz Freiherr von Sprinzenstein; statt Wertwein lies Würtwein. Nebst diesen fanden wir unter einer Visitationsacte noch Dr. Bartholomä Schwarz, passauischen Hofrath, Joannes Eckhianus officialis patav. und Veit Geullel.

S. 30. statt Zapysius — Zasius (Dr. Ulrich); in der Anmerkung für Mathias — Maximilian, S. 34. für Georg Günger der Rechte Lehrer ꝛc. — Georg Gienger der Rechte Doctor. Gebhart Welzer Dr.

S. 36. Der Bischof von Passau und der Pfalzgraf Herzog Ernst von Bayern ist eine und dieselbe Person.

S. 57. In Hegenmüllers Schreiben an den Herzog Wilhelm von Bayern ist statt: in langer, in ruebiger — zu lesen: ie langer, ie ruebiger, statt: ain hoff — ich hoff.

S. 53. Anmerk. 1). Die Resolution des Erzherzogs Ernst auf die Gravamina vom 28. November 1589 soll vom 31. März 1586 seyn. Also wohl statt 1589: 1585.

S. 56. wird behauptet, daß Khl. das Canonicat von Breslau vom Bischofe, S. 5, daß er es vom Kaiser Maximilian II. erhalten habe.

S. 58. ist statt Schindler jedesmal Spindler zu lesen.

S. 91. Es wäre doch gar zu wahnsinnig, hätte der Klosterrath gesagt, was ihn Hammer sagen läßt: Der Klosterrath, welchen Herr Khl. angreife, sey ein Hauptstück der katholischen Religion. Es soll dieser Satz wohl eine Uebersetzung seyn der Anmerk. 3), die also anfängt: „Daß dise Klosterhandlung alß das Principal-Stuckh Catholischer Religion . . .“ Das Unbegreifliche an der Sache ist diese Note an dieser Stelle, da sie zum Texte durchaus nicht paßt. Sie ist die Einleitung in die berufene Klosterreformation K. Maximilian II.

Den Sinn der Erzählung S. 94 — 95 vermögen wir nicht uns klar zu machen. Unrichtig ist sie gewiß. Statt „des mündigen Ferdinand“ muß gelesen werden „des unmündigen F.“

Den Sinn des Satzes S. 99 unter 8) verstehen wir nicht. Statt Rehein ist Rein, statt Cirnberg — Kirnberg zu lesen; S. 108. statt: denen er nie — denen er nur.

S. 133 wird gesagt, daß Khlesl von Passau aus das päpstliche Jubiläum verkündet habe. Im Original steht: Datum ex Curia Passaviensi Vienae . . . Was ist die S. 149 Anmerk. 3) citirte Historia Juvaviae für ein Werk? S. 158 statt 1512 — 1564.

29) Urkundenbuch 334.

S. 159. In Bayern wüthete der Bauernkrieg 1525 gar nicht. Geismayr war keineswegs der Anführer der salzburgischen Bauern, sondern er kam erst 1526 in das Lager der Bauern vor Radstadt, und mußte sehr bald sein Heil in der Flucht suchen.

Was der Hr. Verf. über den Bauernaufruhr im Erzherzogthum Oesterreich ob und unter der Ens 1595 — 96 beybringt, ist fast durchaus unrichtig. Neumarkt, wo die Bauern den Landesobristen Weickart von Polheim zurücktrieben, liegt nicht im Mühl-, sondern im Hausruckviertel oberhalb Grieskirchen. Die Verhältnisse zwischen Herrschaften und Unterthanen sind dem Herrn v. Hammer gänzlich unbekannt. Am Freygelde hatte der Landesfürst keinen Antheil, wohl aber war die Landsteuer und das Zapfenmaß eine landesfürstliche Abgabe. Was S. 165 steht, verstehen wir gar nicht. Das aber können wir versichern, daß die ganze Darstellung am Gebrechen unheilbarer Unrichtigkeit leide. Namentlich kann das Gutachten S. 165 nicht so lauten: Das Freygeld als Neuerung . . die Zehrung der Obrigkeiten in den Tafernen bey Hochzeiten auf Kosten der Unterthanen . . Wir verweisen auf die Geschichte des Landes o. d. Ens von Prof. Pritz, Linz 1846, welcher genaue Nachrichten hat. I. 286 u. ff. Der Obriste der Stände unter der Ens heißt S. 168 Maratzky, S. 170 Malatzky. Der wahre Name ist Maraxi.

S. 174 lies statt Cardinal v. Dietrichsteins Tod — Adams v. Dietrichstein Tod, S. 199 statt Pfarre Traunkirchen — Kloster Tr. S. 206 statt Gersten — Garsten, S. 208 statt Dechant von Oppitzhofen (zweymal) — Gaspoldshofen, statt Stein — Steyr, statt Gosa — Gosau; S. 209 statt Lebl — Löbl, statt Geiger — Gienger, statt Poschau — Pötschen.

Woher mag wohl Hr. v. Hammer die Nachricht hergenommen haben, daß der Dechant von Linz wider das Predigen des Jesuiten Scherer protestirt, dann auf Verwenden des päpstlichen Nuntius seiner Stelle sey entsetzt worden, endlich die Kirche im Schloße und im Landhaus den Jesuiten sey ausgeliefert worden? Bey Khevenhiller V. 2377 fanden wir hievon nichts, auch bey Pritz suchten wir vergebens. Einiges fanden wir in den Beyträgen zur Landeskunde von Oesterreich o. d. Ens II. 92, woraus aber nur erhellt, daß Erzherzog Matthias nach Entfernung der protestant. Prediger den Jesuiten in Wien auftrug, den P. Scherer nach Linz zu senden, da der Pfarrer daselbst als sehr verhaßt nichts zu wirken im Stande sey. Der Dechant Leonhart Perkmann trat ihnen im folgendrn Jahre freywillig das Beneficium S. S. Trinitatis ab, und nach wieder einem Jahre wurde dem P. Scherer die Landhauskirche auf Widerruf anvertraut.

Nicht in der 1600 zu Prag eingereichten Beschwerde sind, wie S. 216 zu lesen, die Worte der Concession und Assecuration gefälscht worden, sondern im Reverse der Stände 1571 [30]).

Daß Khlesl's Brief — Urkundenbuch 416 — ein ostensibler war, wird erhärtet durch die Stelle des 8 Tage später geschriebenen Briefes an den Herzog Wilhelm von Bayern — l. c. 423.

Wenn Hr. v. Hammer in der Vorrede XVII schreibt: „Diese Urkunden-Sammlung ist nur für den Quellen-Forscher und Liebhaber des Alterthümlichen in seiner ursprünglichen Form berechnet; es ist nicht nothwendig, daß durch die Lesung derselben die Geschichte unterbrochen werde, da das für dieselbe Wesentliche überall ausgezogen und dem Texte einverleibt worden ist," — so müssen wir dagegen erklären, daß das Wesentliche mit nichten weder ausgezogen, noch dem Texte einverleibt ist; daß vielmehr, wer sich bloß mit dem Texte begnügt, fast durchweg irre geführt wird; daß endlich das einzige Werthvolle an dem Buche die Urkunden sind und daß sie sogar ein sehr wesentlicher Beytrag zur Geschichte Oesterreichs seyn würden, wenn es dem Herrn Verfasser gefallen hätte, mehr Sorgfalt auf sie zu verwenden.

Nur aus diesem Gesichtspunkte erwarten wir die Fortsetzung des Werkes mit Sehnsucht.

---

30) S. Stülz, Geschichte von Wilhering 189.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juni

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Otto von Freising, sein Charakter, seine Weltanschauung, sein Verhältniss zu seiner Zeit und seinen Zeitgenossen als ihr Geschichtschreiber, aus ihm selber dargestellt von Bonifacius Huber, Benedictiner der Abtei St. Stephan in Augsburg und Diakon. Eine von der philosophischen Facultät der Ludwig-Maximilians-Universität zu München gekrönte Preisschrift. München, 1847. 8. Titel u. Vorr. IV, Text 199 S.

Freising oder Freisingen, welche dieser beyden Schreibarten ist wohl die richtige? Hr. H. hält sich laut Titel und gleich auf der ersten Blattseite seines Werkchens an die erstere Schreibweise, indem er uns in einer Note belehrt: „In Altbayern giebt es keine Ortsendungen auf „ingen," in Schwaben keine auf „ing." Wie finden wir die Ortsnamen in den ältesten bayerischen Urkunden vorgetragen? Denn diese sind es, welche entscheiden oder doch entscheiden sollten! In der unten stehenden Anmerkung *) geben wir Hrn. H. einige den freysingischen Urkunden entnommene Beyspiele, woraus ersichtlich, daß man, und zwar eben in Otto's Zeitalter, allerdings Frisingen, Isemaningen, Sentilingen, Veltmochingen u. s. w. geschrieben habe.

A) Otto's Leben.

Hr. H. beginnt mit seines Helden Abstammung, Verwandtschaft, Geburt und Jugenderziehung bis zu seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl von Freisingen. Diese verschiedenen Momente sind bereits durch frühere Gelehrte wie Hanthaler, Meichlbeck festgestellt oder doch nahezu bestimmt worden. Nur gegen die Beförderung Otto's zum freisinger Bisthum nach Bischofs Heinrich im October 1137 erfolgtem Tode in den letzten 2 Monaten des Jahres 1137 erregt Hr. H. einige Zweifel und schiebt uns selbst zwischen Bischof Heinrich und Otto Frising., — welchen Letzteren man für den unmittelbaren Nachfolger des Ersteren gehalten, — einen Matheus Dei gratia episcopus Frisingensis ein, der sich in einer Urkunde der Mon. Boic. II, 446. Nro. II. vorfindet; das Diplom enthält jedoch nur die Jahresangabe im Allgemeinen, 1138, ohne nähere Anzeige von Monat und Tag unter Beyfügung des damals regierenden Papstes und deutschen Kö-

*) Neben dem älteren Frigisinga, im J. XII Tassilonis bey Meichlbeck, H. fris. I. Instr. I, 28, nro. 6. findet sich p. 551. nr. 1323. Gotefrid de Frisingen, p. 563, nro. 1348. Frisingen, pag. 556 nro. 1334 Wolvoldus de Frisingen. Isemaningen, M. B. VIII, 425. 437. — Kuonradus de Haidolphingen, Meichlb. Inst. I, 1321 u. 1323, Truhteringen, ibid. 1317. Veringen, Marzilingen, Zollingen, 1137. Sentilingen, 1141. Suabingen p. 552 nro. 1325, Prisingen 1324, 1333. Veltmochingen p. 559, nro. 1341, Germaringen pag. 555 nro. 1334, Vettingen, Giselingen, Marcellingen p. 547 nro. 1319 ao. 1144 und viele andere mehr. Das Hinwegwerfen der Endsylbe a und en ist eine Eigenthümlichkeit der bayerischen Redeweise, die bekanntlich die Kürze sehr liebt.

niges. Es kommt ihm aber diese Urkunde, die, beyläufig gesagt, aus einem Cartular des XV. Jahrhunderts entnommen ist (M. B. II. 441. Vorwort) selbst verdächtig vor und wir können sie ihrer ganzen Fassung nach kaum für mehr halten, als für ein klösterliches Uebungsstück. Im Ganzen wird man, wenn das Jahr 1144, 9. December das VII. seines Episcopates ist (Meichlbeck I. I, 327, 328), schon das Ende des 1137. Jahres als das Jahr seiner Wahl, das folgende Jahr 1138 als das seiner Ankunft in seinem Bisthume aus Frankreich her mit einigen Schriften des Aristoteles bezeichnen können.

Ausführlich wird nun sein Wirken als Bischof, hierauf als Reichsfürst, ersteres durchgehends auf den Grund von Documenten vom Herrn. Verf. geschildert *).

Zum Abschnitte: Otto als Reichsfürst S. 14 — 37 erlauben wir uns einige Bemerkungen, wie sie sich beym Durchlesen desselben uns aufdrängten.

Statt des Jahres 1138, 19. Juli, ist das Jahr 1139, 19. Juli zu setzen, wie die Indiction (II, nicht I, wie bey Ughelli, Ital. sacra III. 391, 392 steht) und die Anni regni II, sowie Egilbertus episcopus Babenbergensis electus unter den Zeugen ausweisen. Otto der Heilige, Bischof von Bamberg, starb erst 30. Juni 1139.

Wenn es wahr ist, was Hr. H. S. 18 von den Freysingern behauptet, „daß Stadt und Land von Freising gut welfisch gesinnt waren," und „weil die Freysinger dem Herzog Welf, den sie vorher in ihre Stadt aufgenommen hatten, geneigter waren, als dem babenbergischen Hause;" so begreift sich, daß Otto selbst gegen seine Stiftsunterthanen eine schwierige Stellung gehabt haben muß.

S. 19. J. 1143. Conrad III. beurkundet (sine dato) zu Regensburg, daß Pfalzgraf Otto von Wittelsbach auf die Vogtey über die Freisinger Ministerialen verzichtet habe. Hund Metr. I, 158, Meichlb. I. 326. 327. Im Texte, wie in der Note 65 wird vom Hrn. H. diese Urkunde bey Meichlb. l. cit. und zwar aus innern Gründen verdächtig befunden. Diese innern Gründe sind aber nicht angegeben, sondern es ist einfach auf die Urkunde vom 30. December 1140. Böhmer Reg. 116 hingewiesen und dann vom Hrn. H. hinzugefügt: „das Original scheint Meichlbeck in Freising selber nicht gefunden zu haben, weil er die Urkunde aus Hund anführt." — Es heißt aber bey Meichlbeck l. c. p. 326 kurz vor Mittheilung des Diplomes: „Diploma cum Hundio recitamus. Autographum ita habet." Also hatte Meichlb. das Original!. Wenn er das Autographum nicht vor sich hat und Urkunden von anderswoher mittheilt, so giebt er es treulich an, z. B. p. 325, wo er die Urkunde Innocenz' 1141. XII Kal. Decembr. giebt, sagt er: „Hoc documentum non ex autographo, verum ex libro Traditionum quinto exscriptum neutiquam equidem caret mendis quibusdam." — Der Ausdruck: Diploma cum Hundio recitamus will also sagen: Wir geben es zugleich mit Hund. Giebt er die Urkunde unmittelbar aus Hund oder Gewold, so faßt er seine Worte so: z. B. p. 336. „literas Gewoldus in additionibus ad Hundii metropolim recitat, quae sic habent. Eben so gut hätte Hr. H. von der Urkunde Friedrich I. p. 337 behaupten können, Meichlb. habe das Original nicht vor sich gehabt, wenn es heißt: Sane quid in Principum praesentia Imperator statuerit, non nostris, sed Caesaris verbis una cum Hundio exponimus. Ea in autographo sic habent.

S. 19. 1145. Otto's Besuch beym Papste Eugen III. in Viterbo, den er nach Meichlbecks Vermuthung I. I. 328 schon im Kloster Citeaux

*) Zu S. 9. Offenbar thut Meichlbeck H. Fris. I. 347 dem Freisinger Canonicus Johannes Freiberger Unrecht, wenn er meint, derselbe habe auf dem seinem Werke series Episcoporum Frising. etc. 1520 (?) fol. vorgedruckten Kupferstiche (richtiger Holzschnitte) den Otto von Freisingen selbst noch vor den Corbinian gesetzt: daran hat Freiberger keine Schuld, sondern der Formschneider allein, welcher auf seinem Holzstocke den h. Corbinian als den Stifter zwar gebührend zur Rechten zeichnete und schnitt; beym Abdrucke aber kam Corbinian auf die linke Seite, ganz gewiß, ohne daß Freiberger oder auch nur der Künstler dasjenige beabsichtigt hätten, was Meichlbeck ihnen anmuthet.

kennen gelernt. Was dort zu Viterbo vorgefallen, beschreibt er ausführlich in seinem Chronicon VII. c. 32. Gesandte der armenischen Kirche waren nach anderthalbjähriger Reise zum Papste nach Viterbo gekommen, diesem ihre volle Unterwerfung anzubieten. Causas viae nobis cum aliis multis praesentibus apud veterem aulam aperiunt. Laut den später folgenden Worten: in beati Martini octava, quando dedicatio ecclesiae beati Petri celebrari solet etc., befand sich Otto im Spätherbst d. J. 1145 beym Papste zu Viterbo. Die Octava b. Martini wird der 18. November obigen Jahres seyn. S. Jaffé Conrad III. Beyl. VII. p. 289.

S. 20. 21. Ob Bischof Otto mit König Conrad am 3. Mai zu Regensburg sich eingeschifft, dürfte noch einigem Bedenken unterliegen, da er urkundlich den 11. Mai zu Salzburg war. M. B. XIV. 382. Jaffé. l. cit. p. 289 u. p. 260. —

S. 23 spricht Hr. H. vom schleunigen Aufbruche Conrads und seiner Freunde, der durch die Abreise Welfs von der syrischen Küste nach Apulien zu K. Roger, Conrads Feind, geboten worden sey, und setzt Welfs Abreise auf den Monat Junius 1148, Conrads Abfahrt aber erst im März 1149 von Ptolemais aus an, also 8 Monate später, was man gewiß keinen schleunigen Aufbruch zu nennen befugt ist. Allein Conrad war schon am 8. September 1148 (Jaffé p. 143, Not. 74) von Ptolemais abgefahren und jedenfalls noch vor Weihnachten 1148 zu Thessalonich beym Kaiser Manuel gelandet. Am 25. December bis zum 2. Februar 1149 blieb er in Constantinopel, und traf über Pola, Aquileja, Friesach am 22. Mai 1149 in Salzburg ein, woselbst er eine curia celebrirte, die doch nicht so ganz unkaiserlich (unköniglich) gewesen seyn kann. Man sehe Jaffé p. 169, 170. Not. 10. Weßhalb nennt Hr. H. Thessalonike die damalige Hauptstadt Griechenlands? — Eine Reise Otto's nach Frankreich, die Jaffé p. 180, Not. 42 nachgewiesen, finde ich bey Hrn. H. nicht erwähnt.

Schon im Archive von Oberfranken Bd. III. Heft II. p. 105. Bayreuth, 1846. 8. ist die Vermuthung geäußert worden, Otto Fris. möchte beym Tode und bey der Begräbniß Conrads III. in Bamberg zugegen gewesen seyn.

S. 27. Vermittelungsversuche Otto's zwischen beyden Heinrichen seit 1155. Die endliche Ausgleichung erfolgte durch den Staatsakt bey Regensburg auf der Wiese zu Barbing, Thumstauf gegenüber, September 1156, wodurch die Mark Oesterreich zum Herzogthum erhoben wurde. Fast möchten wir Hrn. H. zürnen, daß er über dieß wichtige Ereigniß so gar kurz hinweggegangen; ein Ereigniß, bey dem jedenfalls auch Otto eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben muß, und das gewiß der wichtigste politische Akt war, dem er beywohnte; ein Ereigniß überdieß, welches auf die ganze Zukunft Bayerns und Süddeutschlands einen so großen Einfluß geübt hat!

S. 29. Differenz zwischen Otto fris. und Heinrich dem Löwen wegen Vöring, Augsburg 14. Juni 1158. Mit Recht rügt Hr. H. die Ungerechtigkeit, die der Kaiser hier gegen den Freisinger Bischof begangen. Aber der brauchte unumgänglich nothwendig den Löwen für seine italischen Züge. Als aber später dieser Fürst dem Kaiser nicht mehr willfährig für seine Zwecke in Italien war, und seine kräftige Mitwirkung im Entscheidungsjahre 1176 versagte, und nachdem der Schlag von Legnano, 29. Mai, geschehen, da kam auch der Tag der Vergeltung für die Freysinger Kirche, leider nicht mehr für unsern Otto, den der Tod 3 Monate und 8 Tage nach jenem so ungerechten Spruche dahin gerafft hatte, wohl aber für seinen Nachfolger in dieser Würde; denn auf Ersuchen des Bischofs Adalbert widerrief der Kaiser sein früheres Urtheil und gab der Freysinger Kirche ihren Markt und ihre Brücke zurück (M. B. 29. 1. p. 438. 1180, 13. Juli. Ratisponae).

S. 32 — 34. Otto's Tod. Bis an die Alpen begleitete er den Kaiser, verabschiedete sich von demselben Krankheits halber und begab sich nach Freisingen zurück. Von da ging er in Begleitung seines Vertrauten, des Domherrn Radewich, nach Morimond zum Ordenskapitel. Die Reise in herbstlicher Witterung hatte seine Krankheit beschleunigt, er legte sich auf das Krankenlager, um

sich nicht mehr von demselben zu erheben. Die Ungetrübtheit seines Geistes behielt er bis zum letzten Athemzug; er verschied in Gegenwart vieler Bischöfe und Aebte seines Ordens in den Armen seines Radewich, der ihm am 22. September 1158 die Augen schloß, nicht gar volle 49 Jahre alt (48 Jahre 9 Monate 17 Tage, im 21. seines Bisthums). Begraben wurde er zu Morimond neben dem Hochaltar.

S. 37. Ref. gesteht, daß er nicht wisse, was er sich unter dem Ausdruck: „Otto war mehr ein Produkt seiner selbst, seiner Geburt, Anlagen, Erziehung" ꝛc. zu denken habe. Meint Hr. H. etwa, man könne Otto's Leben und Wirken als Bischof und als Reichsfürst, auch ohne die Zeitverhältnisse in eine solche Schilderung zu ziehen, darstellen; so hat er sich selbst durch die That widerlegt, indem er ja gerade diese Verhältnisse in einem, wie in anderm Fall berühren mußte und wirklich berührt hat. Ja, wir glauben sogar, daß der Bischof und Reichsfürst mitten in diese hineingestellt werden mußte, und hätten die dem gleich folgenden Abschnitte vorstehende Ueberschrift: „Zeit Otto's" der Biographie unbedenklich vorangesetzt.

B) Zeit Otto's oder der zwey ersten Kaiser aus dem hohenstaufischen Hause.

I. Papstthum und Kirche.

S. 37. Unter Papstthum versteht Hr. H. „den weltlichen Einfluß des römischen Pontificats auf die Geschicke der europäischen Fürsten und Völker," nicht aber das Kirchenregiment des römischen Bischofs, das stand oft am besten, wenn jenes am schlechtesten daran war. Richtig erkennt es Hr. H., daß die Beendigung des Investiturstreites bloß ein Pacisciren mehr, als ein dauernder Friede gewesen. Wir glauben aber, daß lange vor Otto's Zeit von tief blickenden Männern eingesehen wurde, wie der um die Investitur erhobene Streit in der That schon ein Kampf zwischen Kirche und Staat war, welcher auch nach dem Calixtinischen Concordat der Natur aller Verhältnisse zufolge fortdauern mußte. Wenn je eines der weltlichen Oberhäupter geeignet war, dem Streite sein Herbes zu benehmen, und beyder Welten Rechte im gebührenden Kreise sich bewegen zu lassen; so war es der milde, vielfach verkannte Lothar II., der den Gerechtsamen und der Würde des deutschen Kaiserthumes überdieß weit weniger vergeben hat, als sein hohenstaufischer Nachfolger (Conrad III.).

S. 40. Wir sehen nicht wohl ein, wie Arnold von Brescia eine „äußerst prophetische Natur" seyn soll. Die angeblich dem Heidenthum entnommenen Ideen sind nicht einmal von ihm angeregt worden, in so ferne Hr. H. unter diesen Ideen etwa die reformatorischen Bestrebungen in Rom damit meinen sollte. Diese hat er bereits bey seiner Ankunft in Rom vorgefunden. Auch die gänzliche Trennung der Kirche vom Staate, oder die Entweltlichung der ersteren war schon eine unter Heinrich V. verwirklichte Idee, die aber von keiner Dauer gewesen ist. (Die Auftritte zu Rom 1111 im Frühjahr und das Concil zu St. Johann im Lateran 1112 März!).

S. 42. In keiner Person scheinen uns die Eigenschaften des vollendeten Mönches und des taktvollen Weltmannes so sehr vereinigt, wie in Bernhard von Clairvaux: die größte Thätigkeit nach Außen hin und wieder die strengste Zurückgezogenheit von der Außenwelt; während er die für Kirche und Staat, für die gesammte Christenheit wichtigsten Angelegenheiten z. B. die Förderung des Kreuzzuges, emsigst besorgte, finden wir ihn wieder jede Gelegenheit ergreifen, in der Abgeschiedenheit von der Welt der Contemplation mit brennendem Eifer sich zu ergeben, ja, er hatte es bezüglich dieses sich Versenkens in die Betrachtung zu einer solchen Meisterschaft gebracht, daß er inmitten seiner Schüler und umgeben von der schönsten Natur weder der ersteren bewundernde Ausrufe hörte, noch für die Großartigkeit und hehre Schöne der Letzteren einen Blick der Bewunderung hatte. (Genfer-See. S. Gibbon XI. p. 105 Not. 30.)

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Padmuthiun Daronou, ssor tharkmaneaz Zenob Asori. J Wenedig i dparani serboin Lazarou. Hámi 1846. (Geschichte Darons, welche Zenob der Assyrer übersetzte. Zu Venedig in der Druckerey des heiligen Lazarus).

Das Christenthum zählte gegen das Ende des zweyten und im Beginne des dritten Jahrhunderts zahlreiche Anhänger in den Gegenden Assyriens und Mesopotamiens. Der nördliche Theil dieses Zwischenflußgebietes, zwischen dem Euphrat und dem Tigris, wurde aber seit den ältesten Zeiten von Armeniern bewohnt und deßhalb auch ein viertes Armenien genannt [1]). Wacharschag errichtete hier das große Fürstenthum Dsoph, das Sophene oder Sophanene der Alten, welches höchst wahrscheinlich von dem ersten Fürsten, den der Bruder Arschag des Großen über das Land setzte, diesen Namen erhalten hat [2]). Die Fürsten dieses bald mehr ausgedehnten, bald enger umgränzten Landes erfreuten sich lange Zeit, selbst noch unter der Herrschaft der Römer, einer Art Selbstständigkeit. Der Königssitz von Sophene, sagt Strabo, ist Karkathiokerta, ein Name, den die armenische Literatur nicht kennt. Der Geschichtschreiber Johannes VI. Katholikos nennt Nipherkert die Hauptstadt des vierten Armeniens; es ist dieß dieselbe Stadt, welche von den Griechen Martyropolis und von den Arabern Miafarekin genannt wird.

In diesen Gegenden Mesopotamiens kamen die Armenier in vielfache Berührungen mit den christlichen Syrern. Diese wurden nun auf die Umgestaltung und Bekehrung des haikanischen Volkes von großem Einfluße, der sich selbst noch weit herab in die christlichen Jahrhunderte erstreckt [3]). Dieser freundlichen Stellung der Syrer zu den Armeniern verdanken wir auch die Geschichte Darons von Zenob, einen wichtigen Beytrag zur Geschichte der Einführung des Christenthums im Lande der Armenier. Der Syrer Zenob und der Grieche Agathangelos haben, jeder in seiner Muttersprache — es sind beyde Werke erst später ins Armenische übersetzt worden — alle Peinigungen beschrieben und wohl auch übertrieben, die Gregorius (weil er sein Vaterland zuerst mit dem Lichte des Christenthums erleuchtete, der Erleuchter genannt) von der Widerspenstigkeit des Königs Dertad oder Tiridates [4]), der fest am Glauben seiner Väter hing, und von dem Hasse des Herrschers gegen die Nachkommen des Mörders Anak auszustehen hatte. Die Lehre des Evangeliums nahm, alles Widerstandes ungeachtet, in diesem Lande und in dem benachbarten Iberien täglich zu; der König selbst sammt den angesehensten Großen des Reiches Armenien empfingen schon im Jahre 302 die Taufe. Gregorius ward jetzt mit einer starken und reichen Begleitung nach Cäsarea zum Bischof Leontius geschickt, um von dem Manne, der von Gelasius aus Zyzikus die Zierde der Kirchen Kappadociens, Galatiens, des

1) Moses von Chorene Geschichte Armeniens I. 13. III. 44. Indschidschean Altarmenien 37.

2) Indschidschean Altarmenien 47.

3) Mehrere hierauf bezügliche Thatsachen hat St. Martin gesammelt. Mém. sur l'Arménie I. 10.

4) Es ist der Name gleichbedeutend mit Theodatus.

Pontus, Paphlagoniens, Klein- und Großarmeniens [5]) genannt wird, als Bischof von Armenien geweiht zu werden. Cäsarea, von den Armeniern Maschak geheißen [6]), wurde deßhalb als die Metropolis Armeniens betrachtet. Alle Bischöfe oder Patriarchen Armeniens bis auf Sahak oder Isaak I. (von 390 — 328) wurden in Cäsarea geweiht [7]).

Gregorius war klug genug, die heidnischen Priester, da, wo es anging, nicht zur Verzweiflung zu bringen. Er suchte sie vielmehr dadurch zu gewinnen, daß er ihnen allerley Einkommen ließ, die sie von ihrem ehemaligen Priesteramte zogen, auch nachdem sie sich schon zum Christenthume bekehrt hatten, so weit dieß nämlich zum Unterhalte ihrer Familien von Nöthen war. Ihre Söhne und Verwandten pflegte er vorzüglich zu Priestern des Evangeliums zu weihen; doch blieb immer noch, wie er klagend an Leontius schreibt, in der ersten Zeit nach der Einführung des Christenthums im Lande großer Mangel an geistlichen Hirten. Der Erleuchter suchte deßhalb griechische, syrische, ägyptische Priester und Mönche als Geistliche nach dem neuen christlichen Reiche an sich zu ziehen. Einer dieser vielen syrischen Geistlichen in Armenien ist der Syrer Zenob, der Verfasser unserer Geschichte der armenischen Provinz Daron. Er war, wie er selbst berichtet, Bischof von Nistra, einem Orte, den wir sonst nirgendwo gefunden haben, übergab aber sein bischöfliches Amt seinem Bruder Eleasar, und folgte dem Apostel Armeniens. Er ward von Gregorius als erster Abt des Klosters des h. Johannes des Täufers im Bezirke Daron, des Kreises Duroprean, von den Stammherrn des Gaues gewöhnlich das Land der Mamigonier genannt, eingesetzt.

Das Werk des Zenob ist früher schon einigemal im Drucke erschienen; wir erhalten hier eine neue nach Handschriften vielfach verbesserte und berichtigte Ausgabe. Wären wir nur sicher, daß die Geschichte, wie sie jetzt vor uns liegt, wirklich von einem Assyrer Zenob aus dem vierten Jahrhundert herrühre und von ihm selbst, wie die Herausgeber meinen, aus dem Syrischen ins Armenische übersetzt worden sey. Leider gibt der Inhalt des Buches zu manchem Bedenken Anlaß. Es wäre wohl möglich, daß wir hier nicht den ächten Zenob, sondern, wie dieß bey Agathangelos unzweifelhaft der Fall ist, ein in spätern Jahrhunderten absichtlich verändertes und verdorbenes literarisches Erzeugniß vor uns hätten, welchem Zweifel jeder bey Durchlesung des Inhaltes beypflichten wird.

Zenob endet seinen für die Freunde in Assyrien bestimmten Bericht mit einer kurzen Beschreibung Armeniens.

„Möget ihr selbst in dieses Land kommen! Dieses Land ist gut; es hat sehr viele anmuthige Plätze, ist wasserreich und voller Ebenen, die ringsum mit Bergen und vielen Bergschlössern umgeben sind. Dieses Land ist grasreich und honigfließend. Wie das Manna zu den Hebräern vom Himmel herabfiel, auf dieselbe Weise fällt auch in die Wälder unseres Landes eine Art Frucht, Kasabe [8]) genannt, die süsser ist als Honig. Doch mögt ihr bedenken, daß dieses Land von heißen Winden heimgesucht wird, an Brod Mangel hat und daß sich hier nicht viel Vieh vorfindet. An allen andern guten Dingen hat man Ueberfluß; man lebt angenehm und gesund. Die Fürsten halten

5) Gelasii Cycizeni Commentarius actorum Concilii Nicaei in Mansi conciliorum nova et amplissima collectio II. 930. *Λεόντιος Καισαρείας Καππαδοκίας, τὸ τῆς ἐκκλησίας τοῦ Κάριου καλλώτισμα, ταῖς κατ' αὐτὴν Καππαδοκίαν, Γαλατίαν, Πόντον Διοσπόντον, Παφλαγονίαν, Πόντον Πολεμαϊκὸν, Ἀρμενίαν μικρὰν καὶ μεγάλην.*

6) Die Gründung dieser Stadt wird von den Armeniern sehr hoch hinaufgesetzt. Sie soll ihren Namen Maschak von einem gewissen Meschak erhalten haben, der 2000 Jahre v. Chr. Geb. lebte. Moses Chor. I, 13. Indschidschean Neuarmenien 312. Nach ihm sollen heutigen Tags noch 2000 armenische und 1500 christliche Familien hier leben. Die Angabe über die Anzahl der Einwohner der Orte sind aber bey Indschidschean gewöhnlich sehr übertrieben.

7) Moses Chor. III. 39. Narratio de rebus Armeniae in Combefis Hist. Haer. Monothel. 187: *Εἶτα ὁ ἅγιος Ἰσαὰκ ἔλαβεν ἐξουσίαν χειροτονεῖν εἰς Ἀρμενίαν ἐπισκόπους . . . . Ἡ οὖν χειροτονία τῆς ἀνατολῆς ἐκωλύθη ἐκ τῆς Καισαρείας διὰ τὴν ἔπτωσιν τοῦ Ἰσαάκ.* Dasselbe wird auch von mehreren Kirchenvätern berichtet. Combefis in notis 427.

8) Kasabe oder Kasbe wird in den armenischen Wörterbüchern mit Mehlthau und Manna übersetzt.

an der Religion und bleiben fern vom Bösen; sie sind menschenfreundlich und tragen Sorgfalt für die Waisen; sie sehen auf die Kirchen und überwachen Alles."

Neumann.

Otto von Freising.

(Schluß.)

II. Das Kaiserthum und das Reich.

S. 46. Daß man Conrad III. die Urkunden der Unterschrift halber hätte wochenlang nachtragen müssen, wollen wir dem Ritter v. Laug (Sendschreiben an Böhmer p. 37) ohne nähere Beweise nicht glauben; es wird sich dieß auch bey anderen deutschen Kaisern des Mittelalters entdecken lassen, und zwar wegen der eigenthümlichen Art ihres Aufenthaltes in den verschiedenen Bezirken ihres Reiches. Auch von Lothar II. könnte man das Gleiche sagen. Wir halten Conrad III. weder für bedächtig, noch kaltblütig, sondern eher für heftig und dreinfahrend. Man erinnere sich an seine Behandlung der griechischen Boten in Kleinasien und an den Kampf in den Gärten vor Damascus!

Im Allgemeinen kann man gelten lassen, daß Conrad während seiner Regierung den Kampf mit der Kirche vermieden habe. Daß er aber vom Kreuzzuge in die Heimath mit minderer Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl zurückgekehrt, hat bereits Jaffé aus der Quelle nachgewiesen (Conrad III. p. 177, Not. 32 u. Beyl. II. Nro. VI. p. 219), sey es nun, daß griechischer Einfluß oder der engere Anschluß Eugens III. an Roger von Sicilien dieß bewirkte; auch mußte die dem deutschen Könige päpstlicher Seits angemuthete Einigung mit Rogern bey der Stellung zum Griechen-Kaiser, seinem Schwager, mit Unwillen erfüllen. Treu seiner Verpflichtung, warnte er diesen vor den Rüstungen der Franzosen im Interesse Rogers von Sicilien gegen Griechenland und zeigte sich selbst entschlossen, wenn der Weg der Güte fruchtlos bleiben würde, für seinen Bruder, den griechischen Kaiser, offenen Kampf zu beginnen. Schon fürchtete man zu Rom aus diesem Bunde Conrads mit dem Kaiser Gefahr für den römischen Stuhl (Jaffé p. 183 Not. 50). Da lenkte Eugen III. wiederum ein und es stellte sich äußerlich ein besseres Vernehmen zwischen dem Könige und dem Papste wieder her. Dem Erstern gelang es indessen nicht, die Welfische Parthey niederzuhalten und bevor diese nicht gedemüthigt oder zu Ruhe gebracht war, durfte Conrad an ein Auftreten in Italien nicht denken, trotz allen eidlichen Zusicherungen der deutschen Fürsten auf dem Tage zu Würzburg, 1151, September, ihr Oberhaupt auf diesem Zuge kräftigst zu unterstützen. Nach schmachvollem Mißlingen seines Feldzugs gegen Heinrich den Löwen starb Conrad III. 15. Februar 1152 zu Bamberg. Wäre ihm ein Feldzug nach Italien vom Schicksale vergönnt gewesen, so würde er, da auch ein griechisches Hülfsheer mit dem Kaiser an der Spitze zugesagt worden war, unausbleiblich in Feindschaft mit dem Papste gerathen seyn.

Mit der Seite 47, 48 geschilderten Politik Friedrich I. und mit den von Hrn. H. angegebenen Ursachen der Kämpfe zwischen dem Hohenstaufischen und Welfischen Hause hat man allen Grund, nicht zufrieden zu seyn. So gemeiner Natur, als wie der schweitzerische Kampf um die Sessel und noch schlechter als dieser war der Streit der Partheyen doch nicht. Genau besehen ferner war ja bis zum Abfall des Löwen Friedrich I. der Freund des Hauptes der Welfen, d. i. eben dieses Sachsen- und Bayern-Herzoges Heinrich und zwar von seiner Thronbesteigung 1152 — 1175 bis zur Scene von Partenkirchen, also 23 Jahre hindurch. Deßgleichen ist die Behauptung ungenau, als habe sich der Kaiser durch Beylegung des Streites über das Herzogthum Bayern zwischen Jochsamer und dem Löwen den ungehinderten Weg nach Italien geöffnet. Schon 1155 hatte er ja die Kaiserkrone zu Rom empfangen, die Erhöhung Oesterreichs aber zum Herzogthum geschah erst 1156 im September.

Unentschiedenheit in seiner italienischen Politik (S. 49) darf man dem Rothbart gewiß nicht vorwerfen; Hrn. H's Meynung: „Friedrich hätte sich mit seinem Absolutismus an die Päpste oder an die Städte wenden sollen, alsdann wären ihm sicher seine Pläne geglückt," bekundet nur Seitens des Hrn. H. den Mangel an gründlicher Durchdringung

*

der damaligen Verhältnisse in Italien und der kaiserlichen Politik diesen gegenüber. Wie wäre er beym Papste mit seinen „absolutistischen Gelüsten“ (p. 47) angekommen, und wie beym Freyheitsmuthe der lombardischen Städte! Zog er die Städte durch Verleihung aller möglichen Privilegien, — die alsdann die Kaisergewalt, wie Er, der Kaiser, sie in Italien haben wollte, vernichtet hätten, — an sich; so ging ihm ganz Oberitalien verloren, und er gewann bey den schlauen Lombarden, wenn sie durch solche Maßnahmen erreicht hatten, was sie angestrebt, durchaus Nichts zum Bunde gegen den Papst. Schlug er sich diesem zu, um gemeinsame Sache wider den Städtegeist zu machen; so war vorauszusehen, daß der Papst die Hände zu einem Bunde nicht reichen würde, der, wenn er obsiegte, den Kaiser zum unumschränkten Herrn Oberitaliens gemacht haben müßte. Die päpstliche Politik verkannte ihr Interesse keinen Augenblick, daß sie nämlich durch eine Verbindung mit dem Kaiser zu solchen Zwecken sich am meisten schaden werde; wohl aber begriff sie, daß sie im Anschluße an die Macht des lombardischen Städtebundes dem Kaiser Trotz bieten konnte.

III. Die Wissenschaft der Zeit.

Unter dieser Rubrik hätte der Kreis des philologischen Wissens ausführlicher, als es S. 59 geschehen ist, bezeichnet werden sollen. Wir stoßen in Otto's Schriften nicht selten auf Stellen der alten Dichter und Prosaiker, mit denen er seine Werke auszuschmücken bemüht ist z. B. Homers Odyssee, Platons Timäus, Flavius Josephus, Virgils Aeneide, Horaz, Ovid, Lucan, Juvenal, Ciceros Schriften, Sueton, Tacitus, Trogus Pompejus (Justin.) ꝛc.

Der ebendaselbst S. 59, 60 der deutschen Dichtkunst gemachte Vorwurf der Unkirchlichkeit und Verweltlichung, sowie die Behauptung des Zurückziehens der Geistlichkeit von der verweltlichenden Poesie würden sich, der eine, wie die andere, leicht zurückweisen und widerlegen lassen aus der Geschichte der deutschen Sprache. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Muttersprache in den deutschen Klöstern neben den übrigen Zweigen des Wissens eine sorgfältige Pflege z. B. in St. Gallen gefunden habe. Wurden doch sogar Schriften des Aristoteles von Notker († 1022) ins Deutsche übersetzt! —

C. Ottos Schriften.

Seine Schriften im Allgemeinen:

Ottos Cronicons schließt im VII. Buche in der ersten Hälfte des J. 1146 ab, denn er spricht p. 147 c. 34. ed. Pithou: Apud nos vero tam tetra jam videtur confusio, ut non solum reliquo anni circulo praeda, sed et incendio cuncta permisceant, sed et in ipso quadragesimali et poenitentiali tempore, contra divinas et humanas leges desaevire non pertimescant etc. Ueber die Codices der Werke Ottos (S. 64, 65) geben begreiflich die Bände des Archivs für deutsche Geschichtskunde die meisten Aufschlüße. Unter den vielen Codices der Münchener Hof- und Staats-Bibliothek, welche wir durch die Güte und Gefälligkeit des Herrn Directors v. Lichtenthaler und des Hrn. Custos Dr. Föringer einzusehen Gelegenheit hatten, würde, nach unserem geringen Dafürhalten, der Codex Scheftlariensis wo nicht den ersten, doch sicher einen der ersten Plätze einnehmen müssen. Er ist vom Scheftlarer Canonicus Fritilo auf Geheiß seines Vorstandes Heinrich geschrieben und vom Hrn. H. mit dem Codex Weihenstephanensis verwechselt worden. Dieser Codex W. hat die bekannte Invective gegen die Wittelsbacher nicht, wohl aber der von Scheftlarn, den wir für den älteren von beyden halten, der jedenfalls dem XII. Jahrh. angehört. Der von Weihenstephan ist zwar zierlicher geschrieben, dafür giebt aber der Codex Scheftl. richtigere Lesearten *).

Otto von St. Blasien setzte Ottos von freisingen Chronicon vom Jahr 1146 bis zur Kai-Kaiserkrönung Ottos IV. 1209, 27. September in 52 Capiteln fort. Auch der citirte Ussermann im Prodromus T. II, 453, geht nicht weiter als zum J. 1209 und schließt mit den Worten: in partes Tusciae divertit.

*) Zur Ausgabe Pithou's, Basel 1569. Fol. bemerken wir, daß in dieser Sammlung Albertus Argentinensis den Schluß macht, wenn gleich dieser nicht auf dem Titelblatte genannt ist, daß aber im VI. Bde. der Srptt. rec. Ital. v. L. Muratori Liutprand überhaupt und zwar vor Otto fris. abgedruckt wäre, ist ganz irrig.

Zweck und Motive der Geschichtschreibung.

Wahr bleibt, daß Otto Frising. seine Moral und Mönchsaskese in die Geschichtserzählung übergetragen, wie sie sein Chronicon giebt. Die Hinfälligkeit, den Wechsel aller irdischen Dinge und das daraus sich ergebende Elend ist er zu zeigen bemüht (L. II. c. 32 p. 33 . . ac ob hoc non tam rerum gestarum seriem, quam earundem miseriam in modum tragoediae texuisse etc. L. VII. c. 34, p. 147. und am Ende des Prologes zum VIII. Buche). Im 2. Werke, gesta Friderici dagegen (L. I. c. 44) ist er weniger streng und trübsehend; nos, sagt er vom Ausgange des Kreuzzuges, qui non hac vice tragoediam, sed jocundam scribere proposuimus historiam, aliis vel aliàs hoc dicendum relinquimus.

Sollte denn der in Folge der Uebernahme des Kreuzes hereinbrechende Friede der damaligen Zeit als ein Unglück erschienen seyn, weil Hr. H. von diesem Frieden sagt: „der allgemein über Europa hereinzubrechen drohte?“ Es ist dieß noch oben drein im Widerspruche mit Otto's Ausdruck, der von pacis jocunditate spricht, quae orbi momentanee tunc arriserat.

Aus der Stelle im Prolog zu den gestis Friderici an den Kaiser p. 193: Fateor, dum ante aliquot annos priorem historiam terminassem, Spiritusque peregrini Dei ad sumenda contra gentes, quae orientem inhabitant arma, totam pene Hesperiam afflasset, pro pacis jocunditate . . . . . arriserat, Stylum vertere cogitaram, jamque scribere coeperam: sed quo instinctu nescio, tanquam animo futura praesagiente, finemque inspiciente, coeptum projeci opus. Sic tanquam à nolente, seu nesciente praesenti tempori propositi implendi negocium reservatum fuisse aestimo, dum firma quies, si tamen rebus caducis aliqua fides adhibenda est, sub strenuissimo principe in Romano orbe expectatur, läßt sich meines Bedünkens folgendes entnehmen: Otto muß nach Beendigung seiner früheren Geschichte im Sinne gehabt haben, die Begebenheiten vom Jahre 1146 — womit er das Chronicon endet, bis zur Thronbesteigung Friedrichs 1152 niederzuschreiben; das bereits Geschriebene aber mißfiel ihm und erst unter Kaiser Friedrichs fester und ruhiger Herrschaft scheint ihm die rechte Zeit zur Vollführung seines Vorsatzes gekommen zu seyn.

Weßhalb wird wohl vom Hrn. H. bey Aufzählung der von Otto frising. benutzten Schriftsteller Cornelius vom Tacitus getrennt? Hr. H. weiß so gut, wie wir, daß die von Otto aus Cornelius angeführte Stelle aus des Tacitus Historien L. V. c. 3 entnommen ist. Zu den mittelalterlichen Quellenschriftstellern, die Otto für sein Werk benutzt, wären auch noch Einhardi vita Caroli (Pertz II., 455,) so wie überhaupt die fränkischen Annalisten aus der Zeit der Hausmayer und Karls d. Gr. anzuführen gewesen.

Unter den Urkunden des II. Buches der Thaten Friedrichs ist das Diplom von der Erhebung Oesterreichs zum Herzogthum 1156 vom Hrn. H. vergessen worden. Zwar schreibt Otto den wesentlichen Inhalt desselben aus dem Gedächtniße (ut recolo) nieder; allein, da er einer der vorzüglichsten Zeugen bey diesem Staatsakte gewesen ist, der seinen Bruder und sein ganzes Haus so nahe anging, so leidet es keinen Zweifel, daß er die wesentlichsten Punkte der über einen so wichtigen Akt unter seinen Augen gefertigten Urkunde, treu in seinem Gedächtniße bewahrt habe. Giebt er doch selbst die Anni regni et imperii Friedrichs an! Hätte es ihm doch gefallen, das Diplom seinem vollen Inhalte nach mitzutheilen, — was ihm so leicht gewesen wäre! — wahrlich! wir wären in neueren Zeiten einer ärgerlichen Controverse dadurch überhoben worden! — —

Daß der Verfasser der Metropolis Salisb., dann Hansiz und Basnage im Ernste geglaubt hätten, die Muhamedaner seyen Götzendiener (S. 93), — was Otto aus den Erfahrungen seines Kreuzzuges genuin wußte, daß dem nicht also sey, — ist nicht wohl anzunehmen; und wenn obige Gelehrte die Legende vom Martyrthum Thiemo's, als der Götzenbilder zerstört habe, in ihre Werke aufgenommen, so gaben sie dieselbe eben wieder, wie sie sie vorgefunden, ohne Zusätze; aber deßhalb gewiß nicht gläubig im Punkte der Götzenverehrung bey den Moslimin.

Die Stelle aus dem Chronicon L. I, c. 3. omnes, qui antiquitatem apud Graecos et barbaros conscribere maluerunt kommt auf Rechnung des Flav. Josephus, nicht aber auf jene Otto's, und Hr. H. kann sich also mit seiner Behauptung S. 97: „daß Otto die Heiden insbesondere in Griechen und Barbaren geschieden," nicht wohl auf diese Stelle stützen und von einer ächtklassischen Distinction sprechen. Uebrigens werden bey den lateinschreibenden Schriftstellern des Mittelalters alle deutsche Stämme, also auch die Longobarden, und deren Sprache als barbari und barbaricus sermo bezeichnet.

Wenn dem Otto frising. das adriatische Meer gleich dem tyrrhenischen gelten soll, wie Hr. H. S. 101 aus gesta Fridrici I, 45 zu folgern sich berechtigt glaubt; so lese er dagegen die Beschreibung Italiens L. II, c. 13: ab occidente Tyrrhenum, ab oriente Adriaticum aequor und Janua ist super Tyrrhenum aequor sita. Das Mittelmeer kennt er, wie aus der Angabe Siciliens, Sardiniens etc. hervorgeht, wenn er es schon nicht ausdrücklich nennt. Gens Hyberorum sub axe Pontico sind die Iberier am Pontus Euxinus, die wirklich im IV. Jahrh. dem Christenthume gewonnen wurden, wie aus jeder allgemeinen Kirchengeschichte zu ersehen ist.

Für Hebetas wird Trebetas zu lesen seyn, sonst wäre ja die Ableitung der von ihm gegründeten Stadt ex suo nomine kaum möglich! —

In der vom Hrn. H. mit dem Epitheton „meisterhaft" gezierten Schilderung Attilas können wir weiter nichts erblicken, als die bey Jornandes vorkommenden allbekannten Züge dieses außerordentlichen Mannes. Zum Ueberfluß citirt Otto den Jornandes selbst.

In der Uebersetzung der Anrede Heinrichs IV. an Friedrich von Staufen nimmt sich S. 110 der Ausdruck: „so gib ich dir meine einzige Tochter zur Ehe" etwas befremdlich aus, statt des sprachrichtigeren „so gebe" ꝛc. —

Die Stelle über die Wunder, welche bey Ankunft der Langobarden in Italien sich ereigneten, ist aus Paul. Diac. gest. Langob. L. II. c. 5. in fine. —

Bey der Gefahr, die Friedrich von Hohenstaufen im Kloster Zwiefalten durch die Nachstellung des Bayer. Herzogs läuft, muß der Name dieses Welfen Heinrich, nicht Friedrich heißen.

S. 160 sagt Hr. H. „die große Bedauerniß über die Absetzung Karls des Dicken nimmt sich fast komisch aus." Wir können dieser Stelle L. VI. c. 9. gerade keine komische Seite abgewinnen, so wenig wie der Pars IV et V der Annalium Fuldensium bey Pertz I. 404—405, die am Ende dem Otto Frising. vorgeschwebt hat.

S. 180. Die Parteylichkeit Otto's gegen die Wittelsbacher, zuerst gegen Arnolfus malus. Der diesen kraftvollen Fürsten rechtfertigende Augustiner-Mönch heißt Agnellus (nicht Angelus) Candler.

Nicht blos die Waffenthat Otto's des Größeren von Wittelsbach an der Veroneser Klause erzählt Otto frising.; sondern er führt auch andere von des Wittelsbachers Tapferkeit zeugende Thaten auf z. B. L. II. c. 17, die Recognoscirung von Verdona, c. 18, den nächtlichen Anfall auf eine Burg in der Nähe Verdona's. Der Bericht über die Einnahme der Clause ist, nach Ottos Weise, wahrlich beredt genug gehalten, um dieses Helden Verdienst in das hellste Licht zu setzen: denn der Wittelsbacher hatte des Kaisers und der Deutschen Waffenehre gerettet, und „jam cunctis emensis periculis nocte illa in Tridentinorum territorio castra laetus locavit (princeps Fridr. I). Gerade die vorher von Otto frising. gegebene Schilderung der höchst bedenklichen Lage des Kaisers von den Worten an: Dura est haec conditio etc. Quid faceret, quo se verteret etc. beschreibt die tödtliche Verlegenheit des Kaisers und erhöht damit auch das Verdienst desjenigen, der ihn aus solcher gerissen. Der Vexillifer Otto, als Führer der 200 lectissimi juvenes armati dringt durch Wälder und über Berge, durch Schluchten und über Steingerölle, auf ungebahnten Alpenpfaden bis zu dem von Garzaban und Isaac bezeichneten, die Stellung der Räuber beherrschenden Felsen. Ungemein lebendig ist die Schilderung wie die unter ihrem Führer rastlos Vor-

dringenden auf die Spitze des Felsens gelangten; woselbst Otto die kaiserliche Fahne zur Freude des Heeres im Thale, zum Schrecken der Wegelagerer mit einemmale entfaltete. Was kann man mehr begehren von der Schilderung einer Waffenthat? Unsres Wissens ist gerade diese Stelle Ottos frising. die einzige Quelle über dieß Ereigniß. (Günther in seinem Gedichte Ligurinus L. IV. hält sich in seinen Hexametern genau an sein Vorbild, Otto frising.). Wie die gewöhnlichen Geschichtsbücher, worunter Hr. H. vermuthlich die neueren wird verstanden haben, dieß ausgeschmückt, dieß kann den lediglich an seine Quelle sich haltenden Forscher wenig kümmern.

Die Schmähungen des Wittelsbacher Hauses durch Otto frising. anlangend, so ist allerdings die vom Hrn. H. S. 181 in extenso mitgetheilte Stelle die Hauptstelle, Chronicon L. VI. c. 20. Wirklich ist auch schon vom Ritter von Lang (Hermes Bd. 29, 2 p. 195) über sie geäußert worden: „die Stelle, worin sich Otto frising. so heftig gegen das Haus Wittelsbach erklärt, L. VI, c. 20, ist in mehreren ganz alten Codicibus gar nicht zu finden und wahrscheinlich eine Interpolation jener späteren Zeit, wo die Geistlichkeit von Freisingen in höchstem Unfrieden mit dem durch ihre Umtriebe excommunicirten Herzog lebte.“ — Noch im VI. Bde. des Pertz'schen Archivs p. 319 sagt derselbe R. v. Lang hierüber: „die berüchtigte Stelle: terra ejus etc. — Otto palatinus fehlt im Codex Weihenstephanensis nach relicta. Verum tamen modo coenobium inibi monachorum institutum fore conspicitur. Rex igitur cito (Otto) inde digrediens etc.“ Und dieß hat wohl was den Codex Weihenst. angeht, im Ganzen schon seine Richtigkeit: denn, ich wiederhole es, Hr. H. verwechselt den Codex Weihenst. mit dem von Scheftlarn. Der von ihm angeführte Codex latin. monacensis, sec. XII, 1003 ist der vom Canonicus Fritilo von Scheftlarn geschriebene, während der Cod. Weihenst. die Signatur: Codex latin. 1001 trägt. Damit fällt Alles dahin, was Hr. H. über diesen Coder, den Otto Fris. seinem Freunde, dem Abte von Weihenstephan geschenkt u. s. w. beygebracht hat. Aus der ganzen Schilderung geht dem Unterzeichneten das Eine mit Gewißheit hervor, daß Hr. H. gerade der Mann nicht ist, der Codices zu handhaben versteht.

Allerdings hat der Scheftlarer Coder die Schmähstelle, aber c. 18, was Hr. H. richtig bemerkte; dagegen fehlt sie im Cod. Weihenst., von welchem wir, nach genommener Einsicht bezweifeln dürfen, ob er, wie Hoheneicher bey Pertz, Archiv I. 169 und ihm nach Hr. H. behauptet, wirklich von Otto Fris. dem Abte Rapoto geschenkt worden sey, denn wo die fragliche Stelle beginnt, heißt es nach den Worten: inter ecclesias | diuisa partim heredibus ejus cum castro skyrensi relicta. ueruntamen | modo cenobium inibi monachorum institutum fore conspicitur |; die hier unterstrichenen Worte — es sind nicht gar 2 Zeilen — sind von einer etwas veränderten Hand, und der Text vor und nach diesen 2 Zeilen war bereits geschrieben, als der Nachtrag geschah; worauf dann das volle Lob der Wittelsbacher bis ecclesie maguntine presul erfolgt. Die sich unmittelbar daranschließenden 2 Zeilen: „effectus | magne auctoritatis in regno romano princeps claruit. alter vero | Otto maior palatinus comes dictus patri nobilior heres succedens“ sind wieder in ähnlicher Weise von obiger Hand ein- oder richtiger nachgetragen.

Die Randbemerkungen im Codex Scheftl. hat Hr. H. in Bezug auf ihren Schriftcharakter gleichfalls irrig beurtheilt. „De Arnolfo dampnate memorie duce,“ ist schwerlich von derselben Hand, welche das Buch geschrieben, man betrachte nur die p. und f! Etwas tiefer unten ein Marginal-Zeichen von noch blasserer Tinte, als die oben mitgetheilte Randschrift; auch dieses Zeichen hat Hr. H. fehlerhaft wiedergegeben. Bey ihm sieht es einer Zange ähnlich, im Originale hingegen stellt es, freylich roh genug, eine hinzeigende Hand vor. Auch das Zeichen zur Marginal-Note: de Comitibus Schyrensibus ist nicht treu wiedergegeben. Es findet sich auch wohl noch eine oder die andere Randbemerkung z. B. de lancea domni, und Fol. 97 b.

Doch, genug über die Codices! Wir sind überzeugt, daß gerade der älteste Coder von denjenigen, die wir hierorts eingesehen, die berüchtigte Stelle

enthalte, ohne irgend eine Interpolation, und daß sohin Otto seinem Zorne gegen die Wittelsbacher die Zügel schießen ließ. Ob dieser gerecht war, oder nicht, liegt außer dem Bereiche unsrer Untersuchung. Nur Eines steht fest: die advocati ecclesiae Fris. (das waren, wie bekannt, die Wittelsbacher) sind nicht immer das gewesen, was sie dieser Kirche laut ihrem übernommenen Amte hätten seyn sollen. Daß das Lob der Wittelsbacher von Radewich an die Stelle der argen Schmähung gesetzt worden, hat die höchste Wahrscheinlichkeit für sich; daß aber Otto Fris. selbst auf seinem Sterbebette zu Morimond gerade die Aenderung dieser Stelle vorzunehmen befohlen oder gebeten habe, wird wohl kaum je zur Entscheidung gebracht werden können: Radevicus Worte in seiner Fortsetzung der gesta Fridrici, L. II. c. XI. p. 297. Pithou: „inter caetera, quae solicitus de salute sua praevidebat, etiam hunc codicem manibus suis offerri praecepit, eumque literatis et religiosis viris tradidit, ut siquid pro sententia magistri Gileberti (Otto fris. gest. Fr. I. c. 46—57) — dixisse visus esset, quod quempiam posset offendere, ad ipsorum arbitrium corrigeretur, seque catholicae fidei assertorem . . . confessus est;“ lassen sich nur auf Otto's Werke von den Thaten Fridrichs I. beziehen.

Referent unterläßt noch so manche Ausstellung, welche die nun S. 185—187 folgenden Stellen in des Hrn. H. Werke hervorzurufen nur allzu geeignet sind, um seine Anzeige nicht über die Gebühr auszudehnen: das aber darf er nicht ohne Rüge vorübergehen lassen, daß Hr. H. Otto's Bemerkungen über die Varusschlacht: „die Stärke der Deutschen hätte den Römern in ihrer blühendsten Epoche — Respect einzuflößen vermocht,“ mit einem Fragezeichen versehen hat. Sagt doch Otto nur mit etwas andern Worten, was schon Tacitus. Annal. II. c. 88 von Armin bemerkte (florentissimum imperium lacessierit; und Otto in summa auctoritate Romani imperii). Daß die Schlacht am Perlach-Berge statt gefunden, führt er als eine Sage der Augsburger an, nicht als ob dieß seine Meinung wäre!

Wir können nicht umhin, der vom Hrn. H. gegebenen Charakteristik Radewichs S. 195—199 noch Etwas beyzufügen. Schon vor Jahren hat in diesen Blättern (Gel. Anz. Bd. XI, p. 906) Hr. v. Roth in einem akademischen Vortrage über Angaben des Sidonius Apollinaris *) den Mißbrauch gerügt, welchen Radevicus an einer Stelle dieses Dichters verschuldet, indem er des Sidon. Apollin. Schilderung des Westgothen-Königes Theodorich II. buchstäblich auf Kaiser Fridrich I. überträgt (Gesta Frid. II. 76); wiewohl in derselben Schilderung des Barbarossa auch aus Einhards vita Karoli vom Freisinger Domherrn einige Züge entliehen worden sind **). Hr. v. Roth bemerkt ferner, daß Welfs und Heinrichs des Löwen Schilderung buchstäblich aus Sallust. Bell. catil. c. 53. 54 genommen sey. Ein Blick auf beyde Stellen bey Radovic. II. c. 38 und Sallust. I. cit. giebt dieß kund! —

Das Ganze der Leistung des Hrn. H. ist, wie wir schließlich anerkennen, von der Art, daß Otto von Freisingen in seinen verschiedenen Beziehungen im Allgemeinen richtig aufgefaßt und treu dargestellt worden ist.

Dr. G. Th. Rudhart.

*) Siehe Sidonii Apollin. opp. edit Savari. Paris, 1599. 4. Lib. I. ep. II. p. 5 et 6, und die Note des Editors p. 7. „Radevicus de Friderico L. II. cap. ult. hanc pene omnem epistolam exscribit.“

**) Pertz II, 455. c. 22. Von den Worten: Unde formae auctoritas ac dignitas tam stanti . . . adquirebatur, bis Febribus corripiebatur, damit vergl. man bey Radevic. II, 76 Tali corporis forma . . acquiritur — Incessus firmus — interdum febre ephemera corripitur.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern. 29. Juni.

Nro. 129. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1847.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

G. Carena, Prontuario di vocaboli attenenti a parecchie arti, di alcune mestieri a cose domestiche e altre di uso commune per saggio di un vocabolario metodico della lingua italiana. P. I. Torino 1846.

K. A. Hahn, Mittelhochdeutsches Lesebuch. Mit Anmerkungen und einem Glossarium. Frankf. 1847.

Fr. Trnka, Lehrbuch der slawischen Sprache in Böhmen, Mähren und Oberungarn. Th. 1. 2. Wien 1832.

Verhandlungen der neunten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner und Orientalisten zu Jena 1846. Jena 1847.

Strabonis Geographica recensuit, commentario critico instruxit Gust. Kramer. Vol. II. Berol. 1847.

Dr. F. J. C. Bredovius, Quaestionum criticarum de dialecto Herodotea libri quatuor. Lips. 1846.

J. P. Behagel, Das Familienleben nach Sophokles. Mannheim 1844.

Scymni Chii Periegesis et Dionysii descriptio Graeciae emend. Aug. Meineke. Berol. 1846.

Philo's Lehre von den göttlichen Mittelwesen von Fr. Keferstein. Leipzig 1846.

J. Pollux, Onomasticon ex recognitione J. Bekkeri. Berol. 1846.

Megasthenis Indica. Fragmenta collegit, commentationem et indices addidit E. A. Schwanbeck. Bonn 1846.

Hippokrates Werke, übers. von Dr. Upmann. Bd. 1 — 3. Berl. 1847.

Censorini de die natali liber. Rec. et emend. O. Jahn. Berol. 1845.

L. Preller, Die Regionen der Stadt Rom. Jena 1846.

Dr. A. B. Krische, Ueber Cicero's Akademika. Göttingen 1845.

Dr. M. G. Schwartze, Novum testamentum coptice. P. I. Vol. 2. Evangelia Lucae et Joannis continens. Lips. 1847.

Orientalia. Edentibus T. G. J. Juynboll, J. Roorda, H. E. Weijers. Vol. II. Amstelod. 1846.

Die klassischen Dichtungen der Inder. Aus dem Sanskrit übers. von E. Meier. Th. 1. Epische Poesie. Nal und Damajanti. Stuttg. 1847.

P. Boetticher, Horae Aramaicae. Berol. 1847.

Das Buch des Sudan oder Reisen des Scheich Zain el Abidin in Nigritien. Aus dem Türkischen übersetzt von G. Rosen. Leipzig 1847.

Mich. Ang. Lanci, Trattato delle simboliche rappresentanze Arabiche e della varia generazione de' Musulmani caratteri. P. I. II. Atlas. Parigi 1845.

Ud. Stahr, Ein Jahr in Italien. Bd. 1. Oldenburg 1847.

Ad. Delegorgue, Voyage dans l'Afrique Australe exécuté durant les années 1838 — 1844. T. I. II. Par. 1847.

E. A. Quitzmann, Deutsche Briefe über den Orient. Stuttg. 1848.

K. O. Müller, Kleine deutsche Schriften über Religion und Kunst, Sprache und Literatur . . . gesammelt

und herausgegeben von E. Müller. Bd. 2. Breslau 1848.

W. Tetnite, Wandgemälde aus Herculanum und Pompeji. Heft 6. Berlin 1847.

Real Museo Borbonico. Fasc. 55. Napoli 1847.

Ed. Gerhard, Das Orakel der Themis. Berlin 1846.

Mémoires de la société d'archéologie et de numismatique de St. Pétersbourg. 1847. I. II.

Serrure, Notice sur les monnaies d'or de l'ancien Duché de Gueldre. Bruxelles 1847.

J. J. Rospatt, Die Vertheidigungskriege der Römer am Rhein. Cöln 1847.

W. Wachsmuth, Das Zeitalter der Revolution. Bd. 3. Leipzig 1847.

M. Rosseuw Saint-Hilaire, Histoire de l'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII. Vol. 3. 4. Par. 1847.

A. Chaho, Histoire primitive des Euskariens-Basques. T. I. Bajonne 1847.

Vic. de Belsunce, Histoire des Basques depuis leur établissement dans les Pyrénées-Occidentales jusqu'à nos jours. T. II. III. Bajonne 1847.

Ascargota, Compendio de la historia de España. Par. 1838.

Roux de Rochelle, Histoire d'Italie. Vol. I. Par. 1847.

Nic. Palmieri, Saggio storico e politico sulla costituzione del regno di Sicilia in fino al 1816. Losanna 1847.

A. Zeno, Compendio della storia Veneta. Fasc. 1 — 7 Venezia 1847.

Ant. Vesi, Storia di Romagna dal principio dell' era volgare ai giorni nostri. Vol. 1. 2. Bologna 1845.

— — Documenti editi e inediti che servono ad illustrare la storia di Romagna. Vol. I. Bologna 1845.

Erc. Ricotti, Storia delle compagnie di Ventura in Italia. Vol. 1 — 4. Torino 1844 — 46.

M. Marini, Memorie storico-critiche della città di Santo Arcangelo. Roma 1844.

L. Raynal, Histoire du Berry depuis les temps les plus anciens jusqu'en 1789. Vol. 4. Par. 1847.

J. J. Monlezun, Histoire de la Gascogne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. T. III. Auch 1847.

J. B. Monfalcon, Histoire de la ville de Lyon depuis son origine jusqu'en 1846. Livr. 2 — 5. Par. 1846.

L. Méry et F. Guindon, Histoire analytique et chronologique des actes et des délibérations du corps et du conseil de la municipalité de Marseille. T. II — V. Marseille 1843 — 47.

Devals ainé, Monuments historiques de Montauban. Série I. Montauban 1841.

Amed. Gabourd, Histoire de la révolution et de l'empire. Vol. 3. 4. Convention nationale. Vol. 5. Directoire. Par. 1847.

J. Morin, Histoire de Lyon depuis la révolution de 1789. Vol. 2. 3. Par. 1847.

J. Michelet, Histoire de la révolution française. Vol. II. Par. 1847.

Hippol. de Mauduit, Les derniers jours de la grande armée ou souvenirs, documens et correspondance inédite de Napoleon en 1814 et 1815. T. I. Par. 1847.

A. Lefebure, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire. T. III. Paris 1847.

E. Marco de Saint-Hilaire, Une nuit de 1812. Episode de l'empire. Vol. 1. 2. Par. 1847.

J. G. A. Wirth, Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage. Lief. 2 — 4. Carlsruhe 1846 — 47.

Dr. G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. 2. Kiel 1847.

K. Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte. Bd. 12. Abtheil. 2. Leopold II. und Franz II. bis 1815. Mit Hauptregister. Schluß. Breslau 1848.

J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Bd. 2. Abth. 2. Die besonderen Zustände der obern Lande. 1. Hälfte. Leipzig 1847.

Dr. C. Pfaff, Geschichte des Pfalzgrafen-Amtes nach seiner Entstehung und Bedeutung. Halle 1847.

Scriptores rerum Silesiacarum oder Sammlung schlesischer Geschichtschreiber. Herausgegeben von G. A. Stenzel. Bd. 3. Breslau 1847.

K. Schöppach, Hennebergisches Urkundenbuch. Th. 2. Die Urkunden des gemeinschaftlichen Hennebergischen Archivs zu Meiningen von 1330 — 1356. Von L. Bechstein und G. Brückner. Meiningen 1847.

Das Herzogthum Salzburg und seine Angränzungen. Heft 4 — 12. Salzburg 1847.

Dr. E. Münch, Geschichte des Hauses und Landes

Fürstenberg. Fortgef. von C. B. A. Fickler. Bd. 4. Karlsruhe 1847.

J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen. Bd. 15. Elbogener Kreis. Prag 1848.

B. Pfaw. Cerwenák, Zrcádlo Slowenska. Pest 1844.

E. Chlojecky, Czechja i Czechowie Przy Koncu Pierwszéj Polowy XIX Stulecia. T. 1. 2. Berl. 1847.

Hiſtoriſche Aktenſtücke über das Ständeweſen in Oeſterreich. I. Leipzig 1847.

Th. Schelß, Geſammtgeſchichte der Ober- und Niederlauſitz. Lief. 3 — 6. Halle 1847.

Dr. A. Fr. Riedel, Novus codex diplomaticus Brandenburgensis. II. Haupttheil oder der Urkundenſammlung zur Geſchichte der auswärtigen Verhältniſſe. Bd. 4. Berlin 1847.

L. Ranke, Neun Bücher Preußiſcher Geſchichte. Bd. I. Berlin 1847.

F. Gottſchalk, Die Feldzüge Friedrich des Großen im 7jährigen Kriege. Abth. 1. Zerbſt 1847.

R. v. Stillfried und Dr. T. Märcker, Hohenzolleriſche Forſchungen. Th. 1. Schwäbiſche Forſchung. Berlin 1847.

Dr. E. L. Wedekind, Geſchichte der Neumark Brandenburg. Heft 1. Cüſtrin 1847.

A. Schnitzlein, Die Flora von Bayern. Erlangen 1847.

B. Grueber und A. Müller, Der bayeriſche Wald. Regensb. 1846.

Gedenkstukken tot opheldering der Nederlandsche Geschiedenis, opgezameld uit de archiven te Rijssel . . . door L. Ph. C. van den Bergh. Deel III. Leiden 1847.

A. J. van der Aa, Aardrijkskundig Woordenboek der Nederlanden. Deel X. 1. 2. Gorinchem 1847.

L. Ph. C. van den Bergh, Correspondance de Marguérite d'Autriche gouvernante des Pays-Bas avec ses amis, sur les affaires des Pays-Bas de 1506 — 1528. T. II. de 1511 — 1528. Leide 1847.

M. B. Renard, Histoire politique et militaire de la Belgique. T. I. Première étude. Origines nationales Par. 1847.

M. Marchal, Fastes historiques généalogiques et chronologiques de la Belgique et des autres provinces des Pays-Bas depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours (488 — 1847). Livr. 1. Bruxelles 1847.

A. Strickland, Lives of the queens of England. Vol. 11. Lond. 1847.

The British Colonization of New Zealand. Lond. 1837.

The commercial Policy of Pitt and Peel. 1785 — 1846. Lond. 1847.

Dr. H. A. Zachariä, Zur Schleswig-Holſteiniſchen Frage. Göttingen 1847.

Ambr. Grabowskiego, Ojczyste spominki zebrane przez. T. 1. 2. Krakau 1845.

A. Grabowski, Wladislawa IV. Krola Polskiego Listy. Krakau 1846.

Briefe eines Deutſchen über Galizien. Leipzig 1847.

Dr. G. Weil, Geſchichte der Chalifen. Bd. 2. Die Abbaſiden bis zur Einnahme von Bagdad durch die Bujiden 132 — 334 d. H. = 749 — 945 nach Chr. Mannheim 1848.

Tagebuch des 57. Repräſentantenhauſes der Republik Pennſylvanien. Bd. 1. 2. Harrisburg 1847.

Gützlaff, Geſchichte des chineſiſchen Reiches von den älteſten Zeiten bis auf den Frieden von Nanking. Herausg. von K. F. Neumann. Stuttg. 1847.

Die Kolonie Alpina im nordweſtlichen Theile des Staates New-York. Darmſtadt 1847.

Statement of the finances of the county of Philadelphia from 1842 — 1845. Philadelphia 1846.

Ch. Meredith, Notes and sketches of New South Wales. Lond. 1846.

Eighteenth annual report of the inspectors of the eastern state penitentiary of Pennsylvania. Philadelphia 1847.

Twenty eight annual report of the Controllers of the public schools of the city and county of Philadelphia for the year 1846. Philadelphia 1846.

Dr. S. Friedländer, Geſchichte des iſraelitiſchen Volkes. Lief. 1. Leipzig 1847.

Khlesl's des Cardinals, Direktors des geh. Cabinets Kaiſers Matthias, Leben. Beſchrieben von Hammer-Purgſtall. Bd. 1. Wien 1847.

F. Wydler, Leben und Briefwechſel von Albrecht Rengger, Miniſters des Innern der helvetiſchen Republik. Th. 1. 2. Zürich 1847.

L. de Lamothe, L'Abbé Baurein, sa vie et ses écrits. Bordeaux 1845.

J. J. Pratje, Vermiſchte hiſtoriſche Sammlungen. Bd. 1 — 3. Stade 1842 — 45.

H. Scheffler, Die Principien der Hydroſtatik und Hydraulik. Bd. II. Lief. 1—3. Braunſchw. 1847.

J. A. Schubert, Theorie der Construction steinerner Bogenbrücken. Th. II. Lief. 1. Leipzig 1848.

C. L. Edler von Littrow, Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. Bd. 28. Neue Folge Bd. 8. Piazzi's Beobachtungen in den Jahren 1801 und 1802. Wien 1847.

C. L. Menzzer, Naturphilosophie. Bd. I. Allg. Einleitung in die Naturphilosophie und Theorie der Schwere. Halberstadt 1847.

C. F. Schönbein, Beobachtungen über die electrischen Wirkungen des Zitteraales. Basel 1841.

E. Millon, Eléments de chimie organique comprenant les applications de cette science à la physiologie animale. T. II. p. 1. Par. 1847.

Dr. C. R. Fresenius, Lehrbuch der Chemie für Landwirthe, Forstmänner und Cameralisten. Braunschw. 1847.

J. v. Liebig und F. Wöhler, Ueber einige neue organische Verbindungen. Göttingen 1847.

J. van der Hoeven, Handbuch der Zoologie. In's Deutsche übersetzt von Jac. Moleschott. Bd. I. Lief. 2. Düsseldorf 1847.

Andr. Smith, Illustrations of the Zoology of South Africa. Livr. 21 — 25. Lond. 1848.

Ph. Fr. de Siebold, Fauna Japonica. Pisces elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Dec. 10 — 15. Animalia vertebrata elaborantibus C. J. Temminck et H. Schlegel. Aves. Fasc. 2. 3. Lugd. B. A. 1847.

J. J. Audubon and J. Bachmann, The viviparous quadrupeds of North - America. Vol. I. Lond. 1847.

Dr. L. Pfeiffer, Monographia heliceorum viventium. Fasc. 1. 2. Lips. 1847.

M. J. Roemer, Familiarum naturalium regni vegetabilis Synopses monographicae. Fasc. IV. Ensatae pars I. Vimariae 1847.

G. A. Pritzel, Thesaurus litteraturae botanicae omnium gentium. Fasc. 2. 3. Leipzig 1847.

E. A. Roßmäßler, Versuch einer anatomischen Charakteristik des Holzkörpers der wichtigeren deutschen Bäume und Sträucher. Dresden 1847.

Dr. F. S. Voigt, Geschichte des Pflanzenreichs. Lief. 1. Jena 1847.

F. Unger, Chloris protogaea. Beyträge zur Flora der Vorwelt. Heft 8 — 10. Leipzig 1847.

K. C. v. Leonhard, Taschenbuch für Freunde der Geologie. Jahrg. III. Stuttg. 1847.

Acid. D'Orbigny, Paléontologie universelle des coquilles et des mollusques. Livr. 1 — 4. Par. 1846 — 47.

P. Calcara, Esposizione metodica delle rocce e dei terreni del globo coll' indicazione dei principali esempii della Sicilia. Palermo 1847.

Dr. E. Segnitz, Dreyßig Bücher von der Landwirthschaft, enthaltend die Pflanzen- und Thierproductionslehre. Bd. II. 1. Leipzig 1847.

Dr. A. von Lengerke, Beyträge zur Kenntniß der Landwirthschaft in den K. Preußischen Staaten. Bd. II. Berlin 1847.

Dr. J. G. Krünitz, Oekonomisch-technologische Encyklopädie. Th. 193. 194. Berlin 1847.

E. F. F. Schade, Ueber helikoidische Verzahnung und ihre Anwendbarkeit auf den Uhrenbau. Breslau 1847.

Dr. C. J. B. Karsten, Lehrbuch der Salinenkunde. Th. 2. Berlin 1847.

Dr. H. Thöl, Das Handelsrecht. 2. verb. Aufl. Bd. 2. 1. Göttingen 1847.

N. Weinhagen, Wechselrecht des Königreichs der Niederlande. Wesel 1847.

J. C. Prichard, Researches into the physical history of mankind. Vol. IV. Lond. 1847.

V. Schölcher, Histoire de l'ésclavage pendant les deux dernières années. Vol. I. II. Paris 1847.

Fr. Ludw. Jahn, Deutsche Turnkunst. Zum Zweytenmale und sehr vermehrt herausgegeben. I. Hälfte. Berlin 1847.

D. Hume, The philosophical works. Vol. 1 — 4. Edinb. 1827.

C. Ph. Fischer, Grundzüge des Systems der Philosophie oder Encyklopädie der philosoph. Wissenschaften. Bd. I. Erlangen 1848.

H. Ritter, Ueber die Emanationslehre im Uebergange aus der alterthümlichen in die christliche Denkweise. Göttingen 1847.

Dr. J. Erdmann, Grundriß der Psychologie. 3. vermehrte Aufl. Leipzig 1847.

Dr. Fr. Th. Fischer, Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Th. II. Abth. 1. Die Lehre vom Naturschönen. Reutlingen 1847.

H. C. Eichstadius, Opuscula oratoria. Fasc. I. Jenae 1847.

Fr. Trucchi, Poesie italiane inedite. Vol. VIII. Prato 1847.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1848.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Erstes Quartal. Januar — März 1848.

(Schluß.)

Dissertation sur le Schari des Egyptiens et le Souf des Hébreux. — Journ. as. 1848. Mars.

Garcin de Tassy, Prosodie des langues de l' orient musulman etc. (Suite.) — Ebendaſ.

Smirke (E), On certain obscure words in charters, rentals, accounts etc. of property in the West of England. — Archaeol. Journ. 1848. March.

Botta, Sur l'écriture cunéiforme assyrienne. (Suite et fin.) — Journ. as. 1848. Mars.

On the interpretation of a passage in the Antigone of Sophocles. — Class. Mus. 1848. April.

Aeschylus, Agamemnon. By John Conington. Lond. 1848. — Christ. Remembr. 1848. April.

The genius of Plato. — Edinb. Rev. 1848. April.

Henry (J.), Commentaries on the Eneis of Virgil. — Class. Mus. 1848. April.

Everest's Measurement of the meridian in India. Lond. 1847. — Edinb. Rev. 1848. April.

Leichhardt's expedition in Australia. — North Amer. Rev. 1848. April.

Ruxton (G. F.), Adventures in Mexico and the Rocky Mountains. Lond. 1848. — Westm. and for. quart. Rev. 1848. April.

Long (H. L.), Campaign of Alexander in Affghanistan. — Class. Mus. 1848. April.

Newman (F. W.), Dr. Ihne on the early Roman constitution. — Ebendaſ.

Schmitz's history of Rome. — North Amer. Rev. 1848. April.

Becker's Gallus and Charicles, translated by Fred. Metcalfe. — Ebendaſ.

Hudson Turner, Remarks on personal seals during the middleages. — Archaeol. Journ. 1848. March.

Remarks on medieval heraldry, with a view to an ordinary of arms. — Ebendaſ.

Extraits du Trésor des chartes. II. — Bibl. de l' Ecole de chart. 1848. Janv. Févr.

Michel (Fr.), Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne. — Edinb. Rev. 1848. April.

Mas-Latrie, Charte de nolissement, de l'an 1264, pour un voyage de Pise à Bougie. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1848. Janv. Févr.

The French republicans. — Edinb. Rev. 1848. April.

Lamartine's history of the Girondists. Translated by H. T. Ryde. Lond. 1847. — North Amer. Rev. 1848. April.

The French Revolution of February, 1848. — Westm. and for. quard. Rev. 1848. April.

St. Priest (Al. de), Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou. 4 vols. Par. 1848. — Blackw. Mag. 1848. April.

Lerminier, La papauté aux XIII et XIX siècles. (St. Priest, Hist. de la conquête de Naples etc.) — Rev. des deux Mond. 1848. T. I. Livr. 6.

Tucker (C.), Notice of the Roman remains lately discovered in Lower Thames Street. — Archaeol. Journ. 1848. March.

Hartshorne (C. H.), Historical memorials of Northampton, taken chiefly from unprinted records. Northampton 1848. — Ebendaſ.

Beaumont (El. de), Extract from a discourse pro-

nounced at the funeral of M. Al. Brongniart. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848. March.

A memoir of Dr. Douglass Houghton, late State Geologist etc. — Ebendaſ.

Harris (G.), The life of Lord Chancellor Hardwicke. 3 vols. Lond. — Blackw. Mag. 1848. April.

Jane Eyre: an autobiography. By Currer Bell. Second ed. — Christ. Remembr. 1848. April.

Coleridge and Southey. — Edinb. Rev. 1848. April.

Leslie, Memoirs of the life of John Constable. — Ebendaſ.

Life of William Allen and of Mrs. Elizabeth Fry. — (Modern quackerism.) — Ebendaſ.

Sir James Mackintosh. — North Amer. Rev. 1848. April.

Sir John Barrow's autobiography. — Ebendaſ.

Pellew's life of Lord Sidmouth. 3 vols. Lond. 1847. — Westminst. and foreign quart Rev. 1848. April.

The past and the present of the American people. — North Amer. Rev. 1848. April.

King's Argentine Republic. — Edinb. Rev. 1848. April.

Snell (E. S.), The sphere and least circumscribing cone. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848. March.

Bronwin, (Brice), On the solution of a particular differential equation. — Philos. Mag. 1848. April.

Roberts (S.), On the development of functions of the form F (z + x). — Ebendaſ.

Gilman (C. R.), An account of a compound achromatic microscope. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848. March.

Yollond (W.), An account of the measurement of the Loygh Foyle Base in Ireland etc. — Philos. Mag. 1848. April.

Notice of recent discoveries in Chester cathedral, illustrative of the original arrangement of that structure in Norman and later times. — Archaeol. Journ. 1848. March.

On medieval brickwork. — Ebendaſ.

Milward (A.), On the Norman Keep towers of Coningsburgh and Richmond. — Ebendaſ.

Buckler (C. A.), A history of the architecture of the abbey church of St. Alban with especial reference to the Norman structures. Lond. 1847. — Ebendaſ.

Rickman (Th.), An attempt to discriminate the styles of architecture in England from the conquest to the Reformation. Oxf. and Lond. 1848. Ebendaſ.

Morgan, An account of the speculations of Thomas Wright of Durham. — Philos. Mag. 1848. April.

Loomis, Historical notice of the discovery of the planet Neptune. — Amer. Journ. of scienc. and arts 1848. March.

La Provostaye (F. de) et P. Desains, Mémoire sur le rayonnement de la chaleur. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848. Avril.

Becquerel (Ed.), De l'image photographique colorée du spectre solaire. — Ebendaſ.

Melloni, Sur le refroidissement nocturne des corps exposés à l'air libre par un temps calme et serein etc. — Ebendaſ.

Martins (Ch.), Note sur les diverses teintes de la glace des glaciers etc. — Ebendaſ.

Wartmann (El.), Cinquième mémoire sur l'induction. — Bibl. univ. 1848. Avril.

Draper (J. W.), On the production of light by chemical action. — Amer. Journ. of sc. and arts 1848. March.

Hare (Rob.), Objections to the theories severally of Franklin, Dufay and Ampère, with an effort to explain electrical phenomena by statical or undulatory polarization. — Ebendaſ.

Hunt (Rob.), On the supposed influence of magnetism on chemical action. — Philos. Mag. 1848. April.

Melloni, Researches on the radiations of incandescent bodies, and on the elementary colours of the solar spectrum. — Ebendaſ.

Challis (J.), Theoretical determination of the velocity of sound. — Ebendaſ.

Daubeny (Ch.), A description of active and extinct Volcanos, of earthquakes etc. — Ebendaſ.

Desains (Ed.), Mémoire sur la fusion du phosphore. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848. Avril.

Laurent (Aug.), Sur les acides des pins. — Ebendaſelbſt.

Laurent (Aug.), Action de l'acide nitrique sur la brucine. — Ebendaſ.

Gerhardt (Ch.), Sur les phospates de plomb. — Ebendaſ.

Channing, On the reaction of solid acid with alka-

line and other bases. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1848. March.

Silliman (B.), On chloroform. — Ebendaſ.

Dessaignes et Chautard, Observations de chimie organique. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1848. Avril.

Marchand (E.), Note sur l'un des réactifs pour la strychnine. — Ebendaſ.

Regnault (V.), Cours élémentaire de chimie. (3 art.) — Journ. des Sav. 1848. Avril.

Blanchard (Em.) Recherches sur l'organisation des vers. (Suite.) — Annal. des scienc. nat. 1847. Zool. Déc.

Dufour (Léon), Description et anatomie d'une larve à branchies externes d'Hydropsiche. — Ebendaſ.

Agassiz et Desor, Catalogue raisonné des familles, des genres et des espèces de la classe des Echinodermes. — Ebendaſ.

Duchassaing, Note sur l'Oribasia stagnalis, nouvelle espèce de Bryozoaire. — Ebendaſ.

Blackwall (John), Researches having for their object the elucidation of certain phaenomena in the physiology of the Araneidea. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848. March.

Alder (Joshua) and Albany Hancock, Additions to the British species of Nudibranchiate Mollusca. — Ebendaſ.

Thompson (Wm.), Note on the occurrence of the Bonapartian Gull for the first time in Europe. — Ebendaſ.

Gosse (Ph. H.), On the insects of Jamaica. (Contin.) — Ebendaſ.

Walker (Fr.), Descriptions of Aphides. — Ebendaſelbſt. April.

Gosse (Ph. H.), On the insects of Jamaica. — Ebendaſ.

Reeve (Lovell), On the habits and geographical distribution of Bulimus, a genus of air-breathing mollusks. — Ebendaſ.

Walton (J.), Notes on the genera of insects Pissodes, Hypera etc. — Ebendaſ.

Guillard (Ach.), Observations sur la moelle des plantes ligneuses. (Suite). — Annal. des scienc. nat. (Botan.) 1847. Déc.

Tulasne, Flore de la Colombie. (Suite). — Ebendaſelbſt.

Barnéoud, Second mémoire sur l'organogénie des corolles irrégulières. — Ebendaſ.

Brunner (Ch.), Sur les bourgeons et l'inflorescence du tilleul. Seconde lettre à M. De Candolle. — Ebendaſ.

Léveillé (J. H.), Sur la disposition méthodique des Urédinées. — Ebendaſ.

Jaubert et Spach, Conspectus generis Reaumuria. — Ebendaſelbſt.

Thwaites (G. H. K.), Further observations on the Diatomaceae; with descriptions of new genera and species. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848. March.

Henfrey (Arthur), On some points in the structure and growth of monocotyledons. — Ebendaſelbſt.

Williamson (Francis), Some observations on Caladium distillatorium. — Ebendaſ.

Dickie (G), On the ovule of Euphrasia officinalis. — Ebendaſ. April.

Henfrey (Arth.), Reports on the progress of physiological botany. No. 3. On the growth of leaves. — Ebendaſ.

Dewey, Caricography. (Cont.) — Amer. Journ. of sc. and arts. 1848. March.

Toulmin Smith (J.), On the ventriculidae of the chalk; their classification. (Contin.) — Ann. and Mag. of nat. hist. 1848. March. April.

Carter (H. J.), Notes on the species, structure and animality of the freshwater sponges in the tanks of Bombay. — Ebendaſ.

Favre (A.), Recherches geologiques faites dans les environs de Chamounix, en Savoie. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Avril.

Verneuil (Ed. de), On the parallelism of the palaeozoic deposits of North America with those of Europe. — Amer. Journ. of sc. and arts. 1848. March.

Whittelsey (Ch.), Notes upon the drift and alluvium of Ohio and the West. — Ebendaſ.

Humboldt, Mémoire sur la production de l'or et de l'argent, considerée dans ses fluctuations. — Journ. des Econ. 1848. No. 4. No. 6.

Boussingault, Observations sur l'influence que le sel, ajouté à la ration des vaches peut exercer sur la production du lait. — Annal. de Chim. et de Phys. 1848. Avril.

Tracy, Lettres sur l'agriculture. — Journ. des Econom. 1848. No. 4.

Leclerc (L.), Congrès central d'agriculture. — Ebendaſ.

Esquiros (Alph.), Des études contemporaines sur

l'histoire des races. — Rev. des deux Mond. 1848. T. I. Livr. 6.

Boston public schools. — North Amer. Rev. 1848. April.

State of education in Wales. — Westm. and for. quart. Rev. 1848. April.

Cousin, D'un ouvrage inédit de Roger Bacon. (2 art.) — Journ. des Sav. 1848. Avril.

Duchalais, Le rat, employé comme symbole dans la sculpture du moyen âge. — Bibl. de l'Ecole des chart. 1848. Jan.—Fevr.

Mercey (F.), La peinture flamande et hollandaise. — Rev. des deux Mond. 1848. T. I. Livr. 6.

Christus patiens, Ezechieli et christianorum poetarum reliquiae dramaticae. Ed. Fr. Dübner. Par. 1847. — Journ. des Sav. 1848. Avril.

American poetry. — Christ. Remembrancer 1848. April.

Shakspeare's Midsummer Night's Dream. — Edinb. Rev. 1848. April.

Browning's plays and poems. — North Amer. Rev. 1848. April.

Lowell (James Russell), Poems. Second series. Cambridge 1848. — Ebendaſelbſt.

Living writers of Poland. 1. Nieboska komedyia. 2. Przedswit. — Ebendaſelbſt.

Wheaton (H.), Elements of international law. Philad. 1846. — Bibl. univ. (Litt.) 1848. Avril.

Primogeniture and peasant propietors. — Westm. and for. quart. Rev. 1848. April.

Blanc (Louis), Organisation du travail. — Ebendaſelbſt.

Albert, „Ouvrier.“ — Ebendaſ.

Coquelin (Ch), Organisation du travail et liberté. Journ. des Econom. 1848. No. 5.

Dupuynode (Gust.), Le communisme. — Ebendaſelbſt.

Chevalier, Question des travailleurs. — Rev. des deux Mond. 1848. T. I. Livr. 6.

Bordier, Des droits de justice et des droits de fief. — Biblioth. de l'Ecole des chart. 1848. Janv. Févr.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

BINDING SECT. APR 6 - 1967

AS
182
M82
BD. 25-26

Akademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY